Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Zweiter Band.

Arago bis Belgrad.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Zweiter Band.

Arago bis Belgrad.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

A.

Arago (Dominique François), berühmter franz. Physiker, wurde 26. Febr. 1786 zu Estagel bei Perpignan geboren. Er kam mit 18 J. in die Polytechnische Schule, die er zwei Jahre lang besuchte, und erhielt 1805 die Stelle eines Secretärs bei dem Bureau des Longitudes. Als solcher setzte er mit Biot und den span. Commissarien Chaix und Rodrigues die von Delambre und Méchain begonnene Meridianmessung von Barcelona bis zur Insel Formentera fort, und war gerade auf Mallorca, als sich Spanien gegen Napoleon erhob. Infolge davon verhaftet, wurde er einige Monate auf der Citadelle von Belver bei Palma festgehalten. Nach seiner Freilassung versuchte er nach Algier überzusetzen, um von da auf einem algier. Schiffe nach Marseille zu gelangen. Doch das algier. Schiff wurde von einem span. Kreuzer genommen und A. auf das Fort Rosas und die Pontons von Palamos gebracht. Auf Reclamation des Dei endlich entlassen, versuchte er nochmals die Rückkehr nach Marseille; aber schon dem Hafen nahe, ergriffen Stürme das Schiff und warfen es an die sardin. Küste, von wo es sich nach Algier rettete. Hier war inzwischen der frühere Dei ermordet worden, und der neue Dei ließ A. auf die Liste der Sklaven einschreiben und als Dolmetscher auf Korsarenschiffen verwenden. Erst 1809 erhielt er auf wiederholte Verwendung des franz. Consuls die Freiheit, und gelangte nun nach Marseille, nachdem er mit genauer Noth einer engl. Fregatte entkommen. Bald darauf wurde er, obschon erst 23 J. alt, an Lalande's Stelle in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und vom Kaiser Napoleon, der viel auf ihn hielt, zum Professor an der Polytechnischen Schule ernannt. Hier ertheilte er bis 1831 Unterricht in Analysis und Geodäsie. Später beschäftigte er sich mehr mit Astronomie und Physik, zumal mit Untersuchungen über die Polarisation des Lichts, Galvanismus und Magnetismus. Als Entdecker des durch Rotation entwickelten Magnetismus war er der erste Franzose, dem die von Copley gestiftete Medaille zuerkannt ward. Bei seiner Anwesenheit in England 1834 ernannte ihn nicht nur die Universität Edinburgh zum Doctor der Rechte, sondern die Städte Edinburgh und Glasgow ertheilten ihm auch das Bürgerrecht. Der König von Preußen, als dieser 1842 die Friedensklasse des Verdienstordens stiftete, ließ ihn unter die Ordensritter aufnehmen. Außer der «Astronomie populaire» (4 Bde., 1834—35) und zahlreichen Aufsätzen in den «Mémoires», den «Comptes rendus» und den von ihm mit Gay-Lussac redigirten «Annales de chimie et physique», lieferte A. seit 1824 eine Reihe von populären Arbeiten in dem «Annuaire des Longitudes», welche zum Theil wiederholt ins Deutsche übersetzt worden sind und auch, nebst den «Éloges» und andern Schriften, in der von ihm selbst bestimmten Ordnung in der von Barral besorgten Ausgabe seiner «Oeuvres» (17 Bde., Par. 1855—60; deutsch von Hankel, 17 Bde., Lpz. 1855—61) Aufnahme gefunden haben. Dieselben zeichnen sich durch faßliche Darstellung selbst der schwierigsten wissenschaftlichen Probleme aus. Auch in der Politik hat A. eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Während der Julirevolution that er sich als republikanisch Gesinnter besonders dadurch hervor, daß er im hitzigsten Straßengefechte sich nach den vom Marschall Marmont und von der königl. Garde besetzten Tuilerien begab und vom Marschall die Einstellung des seit drei Tagen dauernden Feuers verlangte. Zwar vermochte er nicht, dies zu bewirken, doch gereichte ihm der Versuch zu bleibendem Ruhm. 1831 ward er vom Wahlcollegium in Perpignan zum ersten mal in die Deputirtenkammer gewählt, wo er sofort der äußersten Linken beitrat und als Redner eine ungemeine Leichtigkeit des Vortrags entwickelte, indem er durch lebendige Sprache und eine auf merkwürdige Thatsachen und neue Gesichtspunkte sich stützende Beweisführung seinen Zuhörern Theilnahme an den trockensten technischen Dingen abgewann. In große polit. Debatten mischte er sich nicht, behandelte vielmehr nur die ökonomischen, industriellen und wissenschaftlichen Fragen auf um-

fassende und freisinnige Weise. Mitglied der Provisorischen Regierung im Febr. 1848, gleichzeitig mit den Ministerien des See- und Kriegswesens beauftragt, dann auch Mitglied der Executivcommission, bewies er sich zwar als Staatsmann nicht fähiger als seine Collegen, doch vertrat er entschieden die Grundsätze der Ordnung gegen die demagogischen und socialistischen Umtriebe, und bewährte außerordentlichen Muth in den unglückseligen Junitagen. Nach dieser Katastrophe war er in der Nationalversammlung als Mitglied des Kriegsausschusses thätig. Er stimmte in der Präsidentschaftsfrage gegen den Rateau-Lanjuinais'schen Antrag und überhaupt gegen alle Maßregeln des reactionären Ministeriums vom 20. Dec. An den Verhandlungen der Gesetzgebenden Versammlung nahm er fast gar keinen Antheil. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. behielt er seine Stelle als Director an der Sternwarte, weil die neue Regierung ihm die Leistung des amtlichen Eidschwurs erließ. A. starb in Paris 3. Oct. 1853.

Arăgo (Jacques Etienne Victor), franz. Schriftsteller, des vorigen Bruder, geb. zu Estagel 10. März 1790, hat sich durch Reisen sowie durch seine Vaudevilles und Wortspiele bekannt gemacht. Als Zeichner begleitete er die vom Kapitän Freycinet befehligte Expedition, welche 1817—20 auf den Schiffen Uranie und Physicienne die Reise um die Welt machte. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich, zuerst 1823—28 in Bordeaux, sodann seit 1829 in Toulouse, mit der Herausgabe satirischer Zeitschriften. Nachdem er 1835 zum Theaterdirector in Rouen ernannt worden, erblindete er zwar, doch hörte er nicht auf, Bühnenstücke zu dichten und spielen zu lassen, sowie Reisen zu unternehmen. Seine interessantesten Werke sind die verschiedenen Beschreibungen seiner Reisen: «Promenade autour du monde pendant les années 1817—20» (2 Bde., Par. 1822, mit Atlas); «Voyage autour du monde» (5 Bde., Par. 1838—40); «Voyage d'un aveugle en Californie et dans les régions aurifères» (Par. 1851). A. starb im Jan. 1855 in Brasilien. — A. (Etienne), Theaterdichter und Journalist, der dritte von den Gebrüdern A., geb. zu Estagel 7. Febr. 1803, studirte eine Zeit lang Medicin, folgte aber bald ganz seiner Neigung zu den schönen Wissenschaften, besonders zur dramatischen Poesie, und wurde Vaudevillist. Sein erstes Stück: «Stanislas ou la suite de Michel et Christine» (1822) machte Glück. Auch die von ihm herausgegebenen kleinen belletristischen Journale, zumal der «Figaro», hatten Erfolg, und gleichzeitig gefielen seine Melodramen und Lustspiele auf den Boulevardsbühnen wie im Vaudevilletheater. 1829 übernahm er die Direction dieses Theaters, zu dessen glänzendem Gedeihen er als dramatischer Autor durch eine Reihenfolge von Stücken beitrug, die fast alle, nach franz. Sitte, im Verein mit einem oder zwei Mitarbeitern abgefaßt und theilweise auf dem Repertorium geblieben sind. So «Le cousin Frédéric» (1829); «Madame Dubarry» (1831); «La vie de Molière» (1832); «Les pages de Bassompierre» (1834); «Le cabaret de Lustucru» (1838) u. s. w. Der Brand des Vaudevilletheaters zerrüttete seine finanziellen Verhältnisse, that aber seinem literarischen Glück keinen Abbruch. «Les mémoires du diable» (1842); «Brelan de troupiers» (1843) und endlich ein fünfactiges Lustspiel in Versen, «Les aristocraties», sein Hauptwerk, das 1847 im Théâtre Français gegeben wurde, bewährten seinen dramatischen Dichterberuf. 1844 war er Mitbegründer des radicalen Journals «La Réforme» und nachher einer der thätigsten Mitarbeiter an diesem Blatte bis zu den Februartagen, wo er sich eigenmächtig den Besitz des pariser Oberpostamtsgebäudes nebst der Stelle des Oberpostmeisters aneignete und diese Amtsführung bis ans Ende der Präsidentschaft des Generals Cavaignac behielt. Vom Depart. Ostpyrenäen in die Nationalversammlung abgeordnet, stimmte er daselbst gewöhnlich mit den äußersten Republikanern, und wurde für die Gesetzgebende Versammlung nicht wieder gewählt. Am 13. Juni 1849 stellte er sich als Bataillonschef in Uniform an die Spitze der Nationalgarden, welche dem Aufrufe der Revolutionäre zum gewaltsamen Umsturz der neuen Verfassung Folge leisteten. Der Gerichtshof zu Versailles verurtheilte ihn dafür in contumaciam zur Strafe der Deportation. A. hatte sich indeß nach Belgien geflüchtet. Von hier ausgewiesen, hielt er sich sodann in England, Holland, in Genf auf, fand aber nirgends unbedingte Gastfreundschaft und ging endlich nach Turin, wo er seine literarischen Arbeiten wieder begann. Später kehrte er aus der Verbannung zurück und lebte in Paris, wo er sich mit dem Sammeln und Aufzeichnen von Denkwürdigkeiten aus seinem Leben beschäftigte.

Arăgo (Emmanuel), der vorigen Neffe und ältester Sohn des berühmten Physikers, geb. 6. Aug. 1812 zu Paris, folgte zuerst dem Beispiele seiner Oheime Jacques und Etienne und trat 1832 als Literat mit poetischen Versuchen auf. Man legt ihm aus dieser Zeit einige mit seinem Vornamen unterzeichnete kleine Lustspiele und Vaudevilles bei: «La nuit de Noël» (1832); «Un pont-neuf» (1833); «Un grand orateur» (1837). Im Alter von 25 J. entsagte er

der dramatischen Schriftstellerei, studirte die Rechte und wurde Advocat. Als Republikaner nahm er 1848 eifrigen Antheil an den Februarereignissen. Mit dem Titel und der Vollmacht eines Obercommissars der Republik ging er 27. Febr. nach Lyon, wo er zwischen den sich leidenschaftlich bekämpfenden äußersten Parteien die beabsichtigte Versöhnung nicht herstellen konnte, während er durch das Ausschreiben einer Steuer zur Unterhaltung der sog. Nationalwerkstätten die Bürgerklasse erbitterte, ohne daß es ihm gelang, die Arbeiterbevölkerung zu befriedigen. Vom Depart. Ostpyrenäen zum Abgeordneten gewählt, erschien er nur bisweilen in der Nationalversammlung. Am 25. Mai 1848 schickte ihn die Executivcommission nach Berlin als Gesandten. Bei der Nachricht von der Präsidentenwahl Ludwig Napoleon's gab er jedoch seine Entlassung und kehrte nach Paris zurück. In der Gesetzgebenden Versammlung stimmte er meist mit der Bergpartei. Nach dem 2. Dec. zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, verließ aber Frankreich nicht. — Sein Bruder, Alfred A., widmete sich der Malerkunst unter Paul Delaroche und trat in den Ausstellungen von 1841 und 1852 mit verschiedenen Bildern, z. B. Karl V. im Kloster von San-Juste, hervor. 1852 ward er zum Generalinspector der Schönen Künste im Staatsministerium ernannt, und bei der großen Ausstellung von 1855 war er Mitglied des Organisationscomité und der Ausstellungsjury.

Aragonien, Arăgón, eine Generalcapitanerie des nordöstl. Spanien, mit dem Titel eines Königreichs, wird im N. durch die Centralpyrenäen von Frankreich geschieden, grenzt im NW. an Navarra, im W. an Alt- und Neucastilien, im S. an Valencia, im O. an Catalonien und zerfällt jetzt in die drei Provinzen Saragossa, Teruel und Huesca, die zusammen auf 845 Q.-M. (1857) eine Bevölkerung von 880643 E., also nur 1042 E. auf 1 Q.-M., zählen. In südöstl. Richtung durchfließt als Hauptstrom der Ebro die Provinz, der, von den nördl. Höhen Altcastiliens herabkommend, hinter Tudela in A. eintritt. Auf der rechten Seite nimmt er den Xiloca mit dem Xalon bei Salinas und den Guadalupe bei Caspe, auf der linken den Gallego und bei Mequinenza den Segre mit der Noguera-Pallaresa, der Noguera-Ribagorzana und der Cinca auf. Die Schiffahrt vermittelt der große Kaiserkanal, welcher bei Tudela beginnt und bei Escatra in den Ebro tritt. Der Aragon, der bei Jaca aus den Pyrenäen tritt, gehört nur kleinerntheils zu A. und mündet in Navarra. Die Provinz zerfällt in die natürlichen Abschnitte der Ebene zu seiten des Hauptstroms und des nördl. und südl. gebirgigen Oberaragonien. Die mittlere Ebene bietet das Bild einer öden Steppe dar, dürr, wasserarm, quellenlos, durchfurcht von tiefen Wasserrissen (barrancos) zwischen scharfkantigen Kämmen niederer Kalk- und Gipshöhen oder breiten Bänken, an denen oft das Steinsalz zu Tage tritt. Der Anbau ist spärlich und beschränkt sich auf Weizen, Wein und Oliven, die in lichten Gehölzen mit niederm Eichengebüsch wechseln. Entgegengesetzt ist der landschaftliche Charakter zu beiden Seiten des Ebro, wo zwischen zahlreichen Wasseradern weite Reisfluren, Maulbeerbaum- und Weinpflanzungen prangen, ebenso in den Bergterrassen Oberaragoniens, die mit einer reichen und kräftigen Vegetation geschmückt sind. Im südl. A. bildet die Serrania de Doroca eine Vorterrasse der höhern neucastilischen und valencischen Berglandschaften, während im N. die Sierren de Sobrarbe und Guaro den Pyrenäen vorliegen und die Sierra de Alcubierre nahe an den Ebro tritt. So umfaßt A., außer den span. Centralpyrenäen mit deren Vorterrassen, einen großen Theil des östl. Abhanges des centralen Tafellandes von Castilien, und ist ungefähr zur Hälfte gebirgig. Das Klima ist in den Bergrevieren kühler als in der Ebene, die oft unter fast unerträglicher Sommerhitze schmachtet. Durch diese klimatische Verschiedenheit wird aber gerade ein großer Productenreichthum begünstigt, der ungeachtet der Ungleichheit des Bodens die Bedürfnisse der Provinz reichlich befriedigt, indem neben Hanf und Flachs Weizen und Reis, neben den feinsten Obstsorten Oel und herrliche Weine gedeihen. Die Viehzucht beschränkt sich fast nur auf Schweine- und Schafzucht, und in der Wollproduction Spaniens leistet A. verhältnißmäßig noch das meiste. In der Wollweberei zeichnen sich die Städte Saragossa, Alcañiz und Tarazona aus. Flachs- und Hanfbau ist am bedeutendsten in Borja und Calatayud, Weinbau bei Saragossa. Durch Lederwaaren und Gerbereien (worin Spanien sonst bedeutenden Ruf besaß) thun sich Calatayud und Barbastro, ersteres auch durch seine Seifensiedereien, hervor. Das Mineralreich gewährt schätzbare Producte in Kupfer (Gruben bei Albarracin), Blei, Eisen (ebenda), Salz (bei Montalban), Alaun (bei Alcañiz), Salpeter, Steinkohlen u. s. w. Auch ist eine große Menge von Mineralquellen vorhanden. Wie im ganzen der Ackerbau, so liegen auch Industrie und Handel sehr danieder. Nächst Estremadura ist es der uncultivirteste und vernachlässigtste Theil Spaniens. Die In-

dustrie hat Teruel und Saragossa, der Ackerbau auch Caspe zu Mittelpunkten. Außer Rohproducten besteht jedoch die Ausfuhr nur in wenigen Leinen- und Wollfabrikaten. Der Handel, und infolge dessen auch der Ackerbau und die Industrie, wird durch die neuerdings vorgenommene Entsandung und Schiffbarmachung des Ebro sowie durch die 1861 von Saragossa nach Barcelona eröffnete Eisenbahn nach und nach mehr Aufschwung gewinnen.

Die Aragonesen zeichnen sich durch Stärke und Kraft, aber auch durch Härte, Muth sowie durch Kälte und Stolz aus. Sie sind treue Freunde, jedoch auch furchtbare Feinde und trugen in ihrem Charakter nicht wenig dazu bei, daß dieses Land so oft ein Schauplatz der erbittertsten Kämpfe war. Zeitig durch die Römer erobert (von denen die schöne Wasserleitung bei Teruel zeugt) und in eine Provinz verwandelt, kam es dann in den Besitz der Westgothen und seit dem 8. Jahrh. in den der Araber, denen es endlich nebst Castilien und Navarra durch die Christen entrissen wurde. Ein kleiner Haufen von Gothen hatte sich in die unzugänglichen Gebirge von Jaca geflüchtet und dort mit celtiberischen Bergbewohnern zwischen Thälern des Aragon und Gallego die Republik Sobrarbe gegründet, die sich später in eine Grafschaft verwandelte. Nachdem sich diese unter stetem Kampfe mit den Mauren bedeutend erweitert, nahm sie den Titel eines Königreichs von Sobrarbe und Ribagorza an. Der letzte König dieses Reichs, Ramiro der Bastard, Sohn des Königs Sancho d. Gr. von Navarra, legte sich 1035 den Titel eines Königs von A. bei. Nach der Eroberung von Saragossa (1118) fiel auch das Flachland am Ebro den Königen in die Hände, und als 1162 nach dem Aussterben des aragon. Herrscherhauses der Graf Berengar IV. von Barcelona zum Könige von A. erwählt wurde, ward diese Monarchie neben Castilien die zweite christl. Macht Spaniens. Es begann nun die Glanzperiode A.s, welche nach der im 13. und 14. Jahrh. erfolgten Eroberung Valencias und der Balearen, Siciliens und Sardiniens ihren Höhepunkt erreichte und bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen (1516) dauerte. Durch die Vermählung dieses letzten Königs mit Isabella von Castilien erfolgte die Vereinigung der Reiche Castilien und A., womit der Grundstein zu der jetzt bestehenden span. Monarchie gelegt wurde. Doch behielt A. seine alten Vorrechte und Gesetze, die es infolge standhafter Parteinahme für Oesterreich im Spanischen Erbfolgekriege, in welchem das Land furchtbar verheert wurde, erst unter den Bourbonen fast gänzlich verlor. Seitdem ward es von einem Vicekönig verwaltet. In den neuern span. Kriegen zeigte A. denselben hartnäckigen Muth, den seine erste Stadt Saragossa 1808—9 gegenüber den Franzosen bewiesen, und litt daher viel. Während Oberaragonien entschieden der Königin Christine anhing, war Unteraragonien meist auf seiten des Don Carlos. Saragossa ist die Hauptstadt von ganz A., Sitz des Generalkapitäns und des Erzbischofs. Vier Bischöfe residiren in Huesca, Teruel, Jaca und Tarazona. Die Landesuniversität befindet sich in Saragossa; die ältere von Huesca ist eingegangen. Vgl. Schmidt, «Geschichte A.s im Mittelalter» (Lpz. 1828); Pidal, «Historia de las alteraciones de Aragon en el reinado de Felipe II» (Bd. 1 u. 2, Madr. 1862).

Aragonit ist ein in geraden rhombischen Säulen krystallisirendes, farbloses oder schwach grünlich, röthlich oder violett gefärbtes Mineral, welches, wie der Kalkspat, nur aus kohlensaurem Kalk besteht. Es bleibt eine eigenthümliche Erscheinung, daß eine und dieselbe chem. Verbindung, wie der rhomboedrisch krystallisirende Kalkspat und der A., in zwei verschiedenen Krystallformen auftreten kann. Lange Zeit glaubte man, daß der A. noch einen andern wesentlichen Bestandtheil in seiner Zusammensetzung führe, welcher die veränderte Form bedinge, und als Stromeyer (1813) darin einen Gehalt an kohlensaurer Strontianerde nachwies, schrieb man diesem die Ursache jenes Umstandes zu. Es ist jedoch jetzt erwiesen, daß nur die Temperatur die aragonitische Form oder die des Kalkspats bedinge, indem man auf künstlichem Wege nach Belieben diesen oder jenen Körper erzeugen kann. Versetzt man nämlich in der Siedhitze eine Lösung von Chlorcalcium mit einer Lösung von kohlensaurem Ammoniak, so entsteht ein Pulver, welches aus kleinen Aragonitkrystallen besteht, und auch das specifische Gewicht derselben, nämlich 2,9 bis 3,0, besitzt. Vermischt man beide Lösungen bei gewöhnlicher Temperatur, so entsteht Kalkspat. Man findet auch den A. stets da, wo man auf eine Einwirkung höherer Temperatur schließen kann. So besteht der karlsbader Sprudelstein aus A., der durch Eisenocher meist roth, braun bis schwärzlich gefärbt ist. Ausgezeichnete Krystalle des A. fand man zuerst bei Molina und Valencia in Aragonien, woher sie auch ihren Namen erhalten haben. Der A. kommt häufig vor; er findet sich vorzüglich in vulkanischen Gegenden, wo heißes Wasser auf kalkhaltende Gesteine einwirken kann, z. B. in den Basaltgebirgen des böhm. Mittelgebirges, in der Auvergne u. s. w. Bei Tarnowitz in Schlesien kommt mit Bleiglanz

verwachsen ein strahliger, grünlich-grauer A. vor (Tarnowitzit), der 2,98 wiegt und 2 bis 3,8 Proc. kohlensaures Bleioxyd enthält. Die Anwendung des Minerals ist sehr beschränkt. Der karlsbader Sprudelstein wird zu Nippsachen geschliffen.

Aragüa, Provinz der Republik Venezuela in Südamerika, grenzt im N. an die Provinzen Carácas und Carabobo, im O. an Carácas, im S. und W. an Carabobo, und umfaßt ein Areal von 175 Q.-M. mit einer Bevölkerung (1854) von 81485 Seelen. Die Provinz besteht fast ganz aus Landschaften, welche zu den schönsten und fruchtbarsten der Republik gehören, wie namentlich das Thal des obern Rio-Tay und der östl. Theil des Beckens des Valenciasees, der größtentheils zur Provinz Carabobo gehört. Besonders berühmt sind die Thäler von A., benannt nach dem Rio-Aragua, der auf seinem Laufe von O. gegen W. eine Menge von Flüssen und Bächen aufnimmt und sich in den Valenciasee ergießt. Diese paradiesische Gegend wird mit Recht der «Garten Amerikas» genannt und ist ganz erfüllt mit Plantagen, Gärten, Landsitzen, Weilern und Hainen. Das Thal des obern Rio-Tay, der gegen O. abfließt und in das Antillenmeer mündet, ist von dem «Thale von A.» nur durch eine geringe Erhebung getrennt, sodaß es als dessen Fortsetzung erscheint. In dem einen wie dem andern Thale ist die Fruchtbarkeit außerordentlich, der Anbau des Bodens reich. Hier wächst der bis 200 F. hohe Kuhbaum und der Cacaobaum, umschlungen von duftiger Vanille; hier finden sich reiche Kaffee-, Zuckerrohr- und Baumwollpflanzungen. Auch ein vortrefflicher Taback wird erzeugt, während der früher sehr bedeutende Indigobau abgenommen hat. Die herrlichen Thäler bieten die Merkwürdigkeit, daß in ihnen in einer Höhe von 1800 F. über dem Meere Weizenfelder erscheinen, gemischt mit Plantagen von Zucker und Kaffee. Am stärksten bevölkert sind die «Thäler von A.», die als Schauplatz der erbittertsten Kämpfe mit den span. Truppen während des Revolutionskriegs sehr gelitten hatten, gegenwärtig aber wieder von einer wohlhabenden Bevölkerung bewohnt sind, deren Dichtigkeit der von Frankreich gleichkommt. Die Hauptstadt der Provinz ist Vittoria mit 7000 E. Andere Städte sind Turmero mit 9000, Maracai mit 5000, Cura mit 5000, San-Sebastian mit 4000 E.

Araguay, Araguaya oder Rio-Grande, ein großer, 220 M. langer Fluß in Brasilien, der die Grenze zwischen den Provinzen Matto-Grosso und Goyaz bildet und bei dem Fort São-João unter 6° 5′ südl. Br. links in den bis dahin minder mächtigen Tocantins, einen rechten Nebenfluß des Amazonen- oder vielmehr Parastroms, fällt. Der A. entsteht unter 18° 30′ südl. Br. auf der Serra-Cayapo, einem Theile der brasilian. Wasserscheidekette (Serra dos Vertentes), spaltet sich, nachdem er aus der Bergregion in die dichten, von einer ungemein reichen Thierwelt belebten Urwaldungen der Ebene herausgetreten, bei Lagoa-Tucupa unter 13° süd. Br. in zwei (850 und 1100 F. breite) Arme, Furos genannt, welche die 45 M. lange und bis 20 M. breite, vollkommen ebene und unbewohnte Insel Bananal oder Sta.-Anna umfließen. Nach der Wiedervereinigung seiner Arme bietet der Fluß einen imposanten, dichtumwaldeten Wasserspiegel von 2087 F. Breite dar. Er umfaßt sodann noch mehrere langgestreckte Inseln und wird immer breiter, bildet aber auf der weiten Strecke bis zur Mündung, wo er bei der Vereinigung mit dem Tocantins 5478 F. breit ist, eine Menge durch Diorit- und Phonolithfelsen veranlaßte, zum Theil sehr bedeutende und gefährliche Stromschnellen und Fälle, z. B. unter 6° 20′ südl. Br. die 1⅕ M. lange Caxoeira-Grande. Auf dieser Strecke liegen an den mit reicher Vegetation bekleideten Ufern ansehnliche Dörfer der friedlichen Chambios-Indianer, die sich vor den Carajas am linken und den gefürchteten Chavantes und Chérentes am rechten Furo sehr vortheilhaft auszeichnen. Unter den zahlreichen Zuflüssen des A. sind die wichtigsten: rechts der Rio-Cayapo, der Claro-Diamantino, der goldführende Vermelho (an dem Goyaz liegt) und der Rio-Crixas; links der Barreiras, der Rio-Cristalino oder Carajahis, der große Rio das Mortes, Rio-Vertentes und Carajas.

Arak, Arrack oder Rack ist der im ganzen Morgenlande verbreitete und aus Indien stammende Name für einen starken Branntwein, welcher theils aus Reis, theils aus dem Safte der Kokosnußpalme und Dattelpalme (Toddy genannt) dargestellt wird. Der A. von Goa und der von Colombo (auf Ceylon) wird ohne weiteres aus diesem Safte, nachdem er der geistigen Gärung unterworfen worden ist, abdestillirt, der A. von Batavia und Jamaica dagegen aus Reis und Melasse (Zuckersirup) mit etwas Toddy (nicht aus Reis allein) fabrizirt. Der Reis wird gemalzt, d. h. in Wasser eingeweicht und dem Keimen überlassen, sodann getrocknet und weiter so behandelt wie das Gerstenmalz und der Roggen bei der Fabrikation des Kornbranntweins, nämlich mit warmem Wasser eingemaischt, der Gärung unterzogen und schließlich destillirt. Oft unterbleibt das Malzen des Reises; Melasse und Toddy fügt man

jedenfalls erst dann hinzu, wenn die Maische (der Brei aus Wasser und Reis) zur Gärung gestellt wird. Bei der Destillation der gegorenen Masse erhält man zunächst die dritte (geringste) Sorte des A.; diese, mit etwas Wasser vermischt wieder destillirt, liefert die zweite Sorte, und hieraus geht durch eine abermalige Destillation die erste Sorte hervor, welche jedoch nur selten versandt wird. Der größte Theil des im Handel erscheinenden echten A. wird auf Java bereitet. In Europa wird unechter oder künstlicher A. aus gewöhnlichem Spiritus mit allerlei Zusätzen dargestellt und damit eine selbst dem Kenner nicht immer bemerkbare Nachahmung erreicht. Guter echter A. ist wasserklar, von hellgelber Farbe, eigenthümlichem, angenehmem Geruch und Geschmack, und enthält wenigstens 52—54 Proc. Alkohol.

Araktschejew (Graf Alexej Andrejewitsch), Gründer der russ. Militärcolonien, geb. 1769 aus einer altadelichen, aber wenig begüterten Familie, erhielt seine Erziehung im Cadettencorps zu Petersburg und wurde 1792 als tüchtiger Artillerieoffizier dem damaligen Großfürsten Paul zur Organisirung dieser Waffe empfohlen. Nach der Thronbesteigung Paul's ward er im Nov. 1796 zum Commandanten von Petersburg und Generalmajor, 1797 zum Baron und Generalquartiermeister erhoben, gab aber durch seine Härte zu vielfachen Klagen Anlaß und wurde im März 1798 als Generallieutenant verabschiedet. 1799 abermals in den Dienst aufgenommen und zum Militärgouverneur von Petersburg ernannt, zog er sich bald wieder die Ungnade des Kaisers zu und mußte sich vom Hofe entfernen. Kurz vor seinem gewaltsamen Ende sehnte sich Paul nach dem zuverlässigen und rücksichtslosen Werkzeuge und schickte einen Kurier ab, ihn herbeizurufen. Pahlen aber hielt den Kurier zurück und ließ ihn erst abgehen, als er berechnen konnte, daß A. zu spät kommen würde. Indessen schätzte auch Paul's Nachfolger, Alexander, den energischen und geschickten, wenn auch rohen und strengen Mann. Er ward 1806 Kriegsminister, 1807 General der Artillerie, 1810 Mitglied des Reichsraths und behauptete bis zum Tode Alexander's einen großen, aber für das Wohl des Landes wenig ersprießlichen Einfluß. A. faßte den Gedanken, in Rußland Militärcolonien zu gründen, und wurde von Alexander mit der Ausführung dieses Plans beauftragt. Mit gewaltiger Kraft begann er sein Werk, welches mehr als einmal blutige Aufstände herbeiführte, denen viele tausend Menschen zum Opfer fielen. Kaiser Nikolaus entließ ihn jedoch 1825, weil er ebenso sehr bei den Soldaten als beim Volk verhaßt war, und man es überhaupt aufgegeben hatte, den Plan A.'s in seiner ganzen Ausdehnung festzuhalten. Der gefürchtete Günstling zog sich auf sein Gut Grusino am Wolchowflusse zurück, wo er 3. Mai 1834 starb. Sein bedeutendes Vermögen vermachte er dem Kaiser zur Errichtung eines Cadettencorps in Nowgorod, welches den Namen des Araktschejew'schen erhalten hat. Eine Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen Mannes wird von Ratsch herausgegeben («Swjedenia o Gen. A.», Bd. 1, Petersb. 1864).

Araktschejew-Inseln in Polynesien, von den ersten Entdeckern Marshall und Gilbert (1788) Calvert, von Kotzebue (1817) Kawen, jetzt von den Missionaren in der Landessprache Maloelab genannt, bilden ein großes, eine Lagune einfassendes Korallenriff von 64 kleinen Eilanden im Archipel der Marshall-Inseln, und zwar eine der größten Gruppen in der östl. Reihe oder der Ratak-(Radak-)Inseln. Das Riff ist über 7½ geogr. M. lang und gegen 3 M. breit. Die meisten Eilande liegen an der östl., nur wenige an der Südwestseite desselben. Die größten sind Kawen und Torua an der nordwestl., Airik an der südöstl. Ecke des Riffs. Durch dasselbe führen drei Kanäle in die Lagune an der Westseite, der eine bei Kawen, der zwar tief, aber schmal ist, der zweite etwas südlicher, der dritte bei Airik. Die Lagune hat in der Mitte 30 Faden Tiefe und mehrere gutgeschützte und bequeme Ankerplätze, von denen der bei Airik der beste ist. Die Bewohner sind wohlgebaute, eher schmächtige als starke, dunkelkupferbraune Mikronesier, die als friedliche und fleißige Leute geschildert werden.

Aralia nannte Linné eine Pflanzengattung aus einer den Doldengewächsen nahestehenden Familie, welche nach ihr den Namen Araliaceen erhalten hat, und aus der 5. Klasse, 5. Ordnung, des Sexualsystems. Ihre vorzüglich in den Tropengegenden verbreiteten Arten sind theils perennirende Kräuter, theils Sträucher und kleine Bäume. Sie haben einfache oder zusammengesetzte Blätter mit scheidigen Stielen, in Dolden, Trauben, Knäuel oder Rispen gestellte Blüten mit fünf kleinen, weißen Blumenblättern und beerenartige Steinfrüchte, welche vom stehengebliebenen Kelche und den fünf Griffeln gekrönt sind. Einige Arten, wie A. spinosa aus Nordamerika und A. chinensis, sind stachelig (erstere hat stachelige Blätter, letztere einen stacheligen Stamm). Aus den Fasern der doppelt gefiederten Blätter der letztgenannten, baumartigen Species soll in China das berühmte chin. Seidenpapier gemacht werden. Die Wurzel der in Nordamerika wachsenden A. nudicaulis, eines perennirenden Krautes mit dreizählig zu-

sammengesetzten Grundblättern und blattlosem Blütenstengel, wird unter dem Namen **nordamerikanische Sassaparillenwurzel** in der Medicin zu ähnlichen Zwecken wie die echte Sassaparille (s. d.) angewendet. Eine andere nordamerik. Art, A. racemosa, eine stattliche Staude mit über mannshohem Stengel, sehr großen, dreizählig zusammengesetzten Blättern und traubig angeordneten Dolden, wird nicht selten als Decorationspflanze in Gärten cultivirt. Sie hält im freien Lande aus, muß jedoch im Winter zugedeckt werden. Ihre Vermehrung geschieht durch Zertheilung des Wurzelstockes.

Aralsee (d. h. Inselsee), das **Blaue Meer** der Russen, das Aral-Dengis (Inselmeer) der Kirgisen, im Alterthum See Oxiana, im Mittelalter «Meer von Khowaresm» oder Khuarism genannt, nächst dem Kaspischen Meer (Kaspisee) der größte Steppensee Asiens, und nächst diesem und dem Obersee in Nordamerika der größte See der Erde, liegt im O. des Kaspisees in der aralo-kaspischen Erdsenke Turans, umgeben von den Steppen und Wüsten Khiwas, des Kirgisenlandes und des Truchmenen-(Turkmanen-)Isthmus oder des Plateau Ust-urt, welches ihn von dem Kaspisee trennt. Der See ist 57 M. lang und 40 M. breit, bedeckt nach den neuesten Messungen eine Fläche von 1267 Q.-M. und liegt 34 oder 45 F. über dem Ocean und danach 112 oder 123 F. über dem Spiegel des Kaspisees. Seine Tiefe ist in der Mitte 84 F. In der Nähe der Inseln und des nördl., besonders aber des östl. und südl. Gestades nimmt sie allmählich ab, während sie am westlichen so zunimmt, daß sie fast am Ufer selbst 208 F. erreicht. Klippen finden sich nur bei einigen Inseln und bei der Halbinsel Kulandi im NW.; Sandbänke im offenen Meere nirgends, sondern nur um die sandigen und niedrigen Gestade und die Inseln. Gute Ankerplätze fehlen fast gänzlich, namentlich am südl. und westl. Ufer; vollständig geschützte Häfen finden sich nur drei. Das Wasser des Sees ist bittersalzig, aber bedeutend weniger als das des Oceans, infolge des großen Süßwasserzuflusses, welchen er durch seine mächtigen Zuflüsse, den Sir (s. d.) oder Sihon (Jaxartes) im NO. und den Amu (s. d.) oder Gihon (Oxus) im S., erhält. Der Amu scheint einst Abfluß in den Kaspisee gehabt zu haben, wie denn der A. selbst ehemals in Verbindung mit demselben gestanden haben soll. In dem See werden verschiedene Arten Fische gefangen, Störe, Welse, Karpfen und eine besondere Art Heringe; dagegen finden sich Robben, die im Kaspisee so häufig sind, gar nicht. Der A. gehört zu den stürmischsten und unruhigsten Gewässern. Gleichmäßige Winde, die mehrere Tage hintereinander wehen, gibt es auf ihm nicht. Größtentheils herrschen entweder gänzliche Windstille oder sehr starke Winde, nicht selten furchtbare Stürme. Die Nordostwinde sind die herrschenden und wehen ganze Monate hindurch. Zur Beschiffung des Sees haben sich Segelfahrzeuge als unzureichend erwiesen; man bedient sich eiserner Dampfboote von geringem Tiefgang. Unter den überaus zahlreichen Inseln ist die größte die 1848 entdeckte Nikolaiinsel (unter 45° nördl. Br.), die 40 Q.-M. groß ist und zur Gruppe der Zareninseln gehört. Nördlicher liegt die Insel Barsa-Ilmes und jenseit des 46.° nördl. Br. die ebenfalls große Insel Kug-Aral. Zwischen dieser und dem kleinern, vor der Mündung des Sir gelegenen Eilande Kos-Aral führt eine Verengung des Sees aus dessen südl. Theile, dem «Großen Meer» (Ulu-Dengis), in das nur etwa 100 Q.-M. große nördl. Bassin des «Kleinen Meeres» (Kitschkine-Dengis), das stellenweise bis 70 F. Tiefe hat und mit mehrern Busen tief in das Land einschneidet. Die Ufer des A. bilden eine im Sommer unbewohnte Wüste, während man im Winter kirgisische Nomaden am nördl. und östl. Ufer sowie auf den benachbarten Inseln findet. Süßwasserbrunnen sind nur spärlich vorhanden. Das nördl. Ufer ist stellenweise niedrig und sandig, größtentheils aber von Hügeln gebildet, deren Bestandtheile Thon und Salz sind, und die sich 95—285 F. über den Spiegel des Sees erheben, in abschüssiger Senkung nach N. Dieses nördl. Ufer ist auch am meisten ausgezackt und bildet Halbinseln, Vorgebirge und tiefe Buchten. Das westl. Ufer steht in Verbindung mit dem Ust-urt, ist ziemlich geradlinig, ohne erhebliche Buchten, und erhebt sich, besonders in seinem mittlern Theile, mit unregelmäßig zerklüfteten, steilen und zum Theil 470 F. hohen Felsen. Das südl. Ufer liegt im allgemeinen niedrig und besteht aus Schlamm und Sand, der vom Amu angeschwemmt und mit Kamysch bewachsen ist. An der Südwestecke, westlich von der Mündung des Amu und der Insel Tokmak-Aty, reicht in südl. Richtung wol an 17 M. weit der Sumpfsee Ajbugir oder Laudan in das Wüstenland hinein. Das Ostufer des Sees ist im allgemeinen ebenfalls niedrig, sandig, zum Theil mit Dünen besetzt, mit Kamysch und Gesträuch bewachsen, vielfach gekrümmt und zerrissen durch tiefeinschneidende Buchten mit engen Eingängen, und begleitet von einem ganzen Schwarm von Inseln, die außerordentlich reich sind an Wasservögeln (Kropfgänsen, Seeraben, Meerschwalben, Möven, Schwänen u. a.), wie die Ufer selbst.

Der A. ist jetzt, wie der Kaspisee, ein russ. See, wenn auch die Grenze des Russischen Reichs sein südl. Ufer nicht erreicht. Schon Peter d. Gr. zog ihn in seine Plane zu einer Handelsverbindung mit Centralasien und Indien, die jedoch nicht zur Ausführung kamen und dem Fürsten Bekowitsch Tscherkaschkij zu Khiwa das Leben kosteten. Unter der Kaiserin **Anna** erhielt der Staatsrath Kirilow 1734 den Auftrag, am A. einen Hafen zu gründen und Schiffe zu bauen; aber auch diese Verfügung wurde 1739 zurückgenommen, weil die Umgegend zu wenig bekannt wäre. Indeß verdankte man Gladischew's und Murawin's Reise nach Khiwa 1740—41 eine Karte des Sees. Zur Kenntniß desselben und seiner Umgebung trug dann wesentlich eine Reihe von Reisen und Expeditionen nach dem See und nach Khiwa bei: so die Reise Murawjew's 1819, Berg's 1825—26, die berühmte Expedition Perowski's 1839, die Reise Jemtschujnikow's 1840, Aitow's 1840—41, die Recognoscirungen Blaramberg's 1841, der die unter Nikiforew nach Buchara und Khiwa geschickte Expedition begleitete; ferner die neue Expedition Danjilewski's 1842—43, die Untersuchungen von Schulz und Lemm 1842. Die Russen machten sich diese wissenschaftlichen Erkundigungen, Vermessungen u. s. w. zu Nutze, um festen Fuß in Turan zu fassen. Schon 1847 errichteten sie in der Gegend Raim, 8—9 M. von der Mündung des Sir, am rechten Ufer dieses Flusses, das Fort **Aralsk** und erlangten die Möglichkeit, die Schiffahrt auf dem A. zu eröffnen. Zwei Zweimaster wurden von Orenburg über 145 M. weit herbeigeschafft und zur Untersuchung des Sees sowie zum Fischfang verwendet. 1848 kam ein drittes Fahrzeug hinzu, und nach einer zweimonatlichen Fahrt unter der Leitung Butakow's waren die Ufer des Sees, außer den östlichen, und die Inseln entdeckt, untersucht und beschrieben. Während man 1849 und in den folgenden Jahren in den Explorationen fortfuhr, besetzte man mehrere Inseln militärisch, legte Schanzwerke und Werftplätze an, schaffte Colonisten herbei und traf alle Anstalten zur Herstellung einer aralischen Flotte. Makschejew, Butakow's Begleiter, veröffentlichte eine vollständige Beschreibung des Sees in den «Memoiren» der Geographischen Gesellschaft zu Petersburg (Heft 5, 1851), wovon K. Ritter einen Auszug in den «Monatsberichten» der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (1852) mittheilte. Zum Schutze der Mündung des Sir erbaute man auf der ihr vorliegenden Insel Kos-Aral 1852 das Fort **Kos-Aralsk** und zur vollständigen Beherrschung der Karavanenstraße von Orenburg hierher die Forts Irgysch und Karabulak. Die gegen Khiwa gerichtete russ. Expedition unter Perowski 1853—54 wurde durch die Dampfboote der aralischen Flotte, welche den Sir hinauffuhren, wesentlich unterstützt. Neuerdings ist die Feste Aralsk verlassen und die Inselfeste Kos-Aralsk auf die östlich gegenüberliegende Landspitze verlegt worden.

Aram (Eugene), ein durch sein tragisches Schicksal bekannt gewordener engl. Schulmann, wurde 1704 als der Sohn eines Gärtners zu Ramsgill in Yorkshire geboren. Zu arm, eine Universität zu besuchen, erwarb er sich durch eigenen Fleiß bedeutende wissenschaftliche Kenntnisse und eröffnete eine Schule zu Netherdale, die er 1734 nach der Stadt Knaresborough verlegte. Hier machte er 1745 die Bekanntschaft eines übelberüchtigten Schuhmachers Namens Daniel Clark, der nach vielfachen Betrügereien in einer Februarnacht plötzlich verschwand. Der Verdacht, ihn beiseite geschafft zu haben, fiel auf A. und seinen Verwandten Richard Houseman; da es jedoch an Beweisgründen fehlte, so wurden beide freigesprochen. Indessen wanderte A. bald darauf mit Zurücklassung seiner Frau, mit der er in Unfrieden lebte, nach London aus, von wo er sich nach der Küstenstadt Lynn in Norfolk wandte und dort ein Unterkommen als Hülfslehrer fand. Auf diesem Posten verblieb er 13 J. hindurch, indem er sich in seinen Mußestunden mit gelehrten, namentlich philol. Arbeiten beschäftigte und den Plan zu einem vergleichenden Lexikon der engl., lat., griech., hebr. und celt. Sprache faßte, von dem der Prospectus noch vorhanden ist. Da wurde 1759 in einer Höhle am felsigen Ufer des bei Knaresborough vorbeiströmenden Flüßchens ein männliches Skelet gefunden, an dessen Schädel tödliche Verletzungen sichtbar waren, und in welchem man den verschollenen Clark erkannte. Schon früher hatten einige unvorsichtige Reden, welche die in Knaresborough zurückgelassene Frau A.'s fallen ließ, den Verdacht gegen diesen von neuem rege gemacht. Auf Aussage Houseman's, der, um sein eigenes Leben zu retten, als Kronzeuge auftrat, wurde A. verhaftet und trotz seiner glänzenden Vertheidigungsrede 3. Aug. 1759 zum Tode am Galgen verurtheilt. Nach einem vergeblichen Versuche, sich in seiner Zelle zu entleiben, wurde er drei Tage später hingerichtet. Vorher hatte er noch sein Verbrechen eingestanden, als Motiv desselben aber nicht die Habgier, sondern Eifersucht auf Clark angegeben, den er eines unerlaubten Verhältnisses zu seiner Frau für schuldig hielt. In Bulwer's «Eugene A.» ist der Charakter des Helden

idealisirt, die wirklichen Begebenheiten vielfach entstellt. Das Schicksal A.'s lieferte auch den Stoff zu Thomas Hood's Gedicht «The dream of Eugene A.» (1829).

Aramäa, von dem hebr. Aram, d. h. das Hochland, im Gegensatze zu Kanaan, dem Tieflande, begreift das Ganze in zum Theil natürliche, aber historisch schwankende Grenzen eingeschlossene Land im Nordosten Palästinas, zwischen Phönizien, dem Libanon, Arabien, dem Tigris und Taurus, Länder, die von den Griechen Syrien, Babylonien und Mesopotamien genannt wurden. Die gemeinsame Sprache der dort herrschenden Völker, die zu dem semit. Stamme gehörten, wird die aramäische Sprache genannt und zerfällt in zwei Hauptdialekte: 1) das Westaramäische oder Syrische; 2) das Ostaramäische oder Chaldäische. Außerdem haben wir noch mehr oder weniger zahlreiche Documente in den Dialekten der Samaritaner, Mandäer und Palmyrener, die diesem Sprachzweige sich anschließen. Auch die Sprache des Talmud (s. d.), namentlich der babylon. Gemara, ist stark mit aramäischen Elementen gemischt. Die aramäischen Sprachen sind im allgemeinen die härteste, ärmste und am wenigsten ausgebildete Form des semit. Sprachstammes, der jetzt fast ganz ausgestorben ist und dem Arabischen und Persischen hat weichen müssen. Nur in einigen entlegenen Theilen Kurdistans sowie einigen Dörfern Syriens leben noch aramäische Dialekte als Volkssprache.

Aranda (Pedro Pablo Abaraca de Bolea, Graf von), span. Diplomat und Staatsmann, aus einer vornehmen Familie in Aragonien, geb. 21. Dec. 1718 in Saragossa, widmete sich anfangs dem Militärdienste. Als Oberstlieutenant nahm er 1746 seinen Abschied, bereiste Frankreich und Italien und zog sich dann auf seine väterlichen Güter zurück, wo er sich besonders mit Geschichte und Politik beschäftigte. Bei Karl's III. Thronbesteigung 1759 kam er als Abgeordneter nach Madrid und zog die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, der ihn zum Oberst ernannte und als Gesandten an den Hof August's III. von Polen schickte. Diese Stelle bekleidete er bis Ende 1763. Nach seiner Rückkehr ward er 1764 Generalstatthalter (Capitan general) von Valencia und suchte als solcher das Los des von Adel und Geistlichkeit hartgedrückten Volks zu verbessern. Durch seine Bemühungen wurde auch 1765 der Aufstand in Madrid, wohin er zurückgerufen war, unterdrückt, worauf ihn der König zum Präsidenten des Raths von Castilien ernannte. In dieser einflußreichen Stellung suchte er die kirchlichen Misbräuche abzuschaffen, die Macht der Geistlichkeit sowie auch besonders die Inquisition zu beschränken und die Klosterzucht wiederherzustellen. Endlich bewirkte er 1. April 1767 die gänzliche Vertreibung der Jesuiten aus Spanien. Doch gelangten die guten Folgen dieser Maßregeln sowie andere von ihm ins Leben gerufener Staatsreformen nicht zur Entwickelung. Schon 1773 ward er durch den Einfluß der Dominicaner von der Verwaltung entfernt und erhielt die Gesandtschaft in Frankreich. In dieser Stellung blieb er bis 1787 und leistete besonders dadurch Dienste, daß er den Pariser Frieden von 1783 unerwartet schnell zum Abschluß brachte. An seine Stelle in Spanien war 1778 Grimaldi getreten, und von da ab führte der Graf von Florida-Blanca die Geschäfte. Erst 1792, als der letztere ein Opfer von Hofintriguen geworden, trat A. wieder in seine frühere Stellung, wurde jedoch schon einige Monate später durch den Günstling der Königin, Godoy, Herzog von Alcudia (s. d.), ersetzt. A. blieb zwar Präsident des Staatsraths, den er organisirt hatte, ward aber, als er einst seine Ansicht über den Krieg gegen Frankreich aussprach, 1793 nach Jaen in Andalusien verwiesen. Er erhielt 1795 die Erlaubniß, auf seine Güter in Aragonien zurückzukehren, wo er 1799 starb.

Aranjuez, Stadt und berühmte Frühlingsresidenz in der span. Provinz Madrid, 6 M. im S. von der Hauptstadt, am linken Ufer des Tajo, den die Straße auf einer 110 F. langen Drahthängebrücke und die große Südbahn nach Alicante auf einer schönen Steinbrücke überschreitet, in einem schönen, waldigen Thal 1548 F. über dem Meere gelegen. Die Stadt ist von regelmäßiger, hübscher, fast holländ. Bauart, mit breiten und geraden Straßen, die sich winkelrecht durchschneiden, und zählt 10725 E. Das Schloß, auf dessen Herstellung ungeheuere Summen verwendet worden sind, zeugt von großer Pracht und ist von großen Gärten, Wasserkünsten, weitläufigen Park- und Waldanlagen voll der herrlichsten Baumgruppen, Laubholzbeständen und Wiesen umgeben. Unter den vielen Gartenhäusern ist die Casa del Labrador das berühmteste, ein innerhalb des durch den Tajo und den nahe unterhalb A. mündenden Xarama befruchteten Parks gelegenes Lustschloß, groß, geschmackvoll gebaut, im Innern mit fürstl. Pracht ausgestattet und reiche Kunstschätze umschließend. Die Hauptzierde des Gartens sind die hohen Ulmenalleen, welche von einem runden Platze nach zwölf Punkten hin auslaufen. Sonst waren auch die hiesige königl. Stuterei, die Maulesel- und Büffelzucht sehr in Auf-

nahme. Die Schicksale Spaniens haben auch den Glanz des reizenden A. um vieles sinken lassen. Philipp II. begann die Ausführung des Lustschlosses und der Anlagen. Zur Vergrößerung und Verschönerung trugen namentlich Ferdinand VI., Karl III. und Karl IV. bei, welcher letztere die Casa del Labrador erbaute. Bekannt ist A. auch durch den 12. April 1772 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrag, in welchem dieses jenem gegen England beizustehen versprach, sodann durch die Revolution vom 18. März 1808, welche den Friedensfürsten Godoy (s. Alcudia) stürzte, und durch die Centraljunta vom 25. Sept. desselben Jahres.

Arany (spr. Aranj; János), der bedeutendste ungar. Dichter neuester Zeit, geb. 1. März 1817 zu Nagy-Szalonta im Biharer Comitat als Sohn eines reform. Landbauers, der kein Opfer scheute, um ihm die geistliche Laufbahn zu eröffnen. A. kam 1832 in das Collegium nach Debreczin, wo er, aller Unterstützung bar, sich durch Fleiß auszeichnete. Indessen konnte er dem Hange nach Abenteuern nicht widerstehen, und schloß sich 1836 einer wandernden Schauspielertruppe an, mit der er einige Monate umherzog. Zuletzt von Noth und Gewissen getrieben, und um seinem seitdem verwitweten und erblindeten Vater eine Stütze zu sein, eilte er nach Szalonta zurück und bekleidete daselbst drei Jahre hindurch das Amt eines Lehrers der lat. Sprache an der reform. Schule. Nachdem er 1840 zum zweiten Notar der Stadt ernannt worden, verheirathete er sich und lebte ganz seinem Amte. Als die Kisfaludy-Gesellschaft in Pesth 1843 einen Preis auf das beste komische Volksepos setzte, sandte A. seine erste Dichtung «Az elveszett alkotmány» (die verloren gegangene Constitution) anonym ein, welche die Umtriebe bei den Comitatswahlen persiflirte und den Preis auch gewann. Nun war die erste Scheu vorüber, und 1847 schickte er, abermals anonym, den ersten Theil einer Trilogie «Toldi» an die Kisfaludy-Gesellschaft ein. Letztere ward von der Schönheit dieser ganz im Volkstone gehaltenen Dichtung so angezogen, daß sie dieselbe auf ihre Kosten drucken ließ und noch über den ausgeschriebenen Preis hinaus belohnte. A. wurde nun in kürzester Zeit Liebling der Nation und drang bis in die untersten Volksschichten. Im Febr. 1848 ließ er «Murány ostroma» (die Eroberung von Murány) erscheinen, welches Werk jedoch in den Märzereignissen weniger Beachtung fand. Der Dichter selbst trat in das Ministerium Szemere als Concipist. Da A. die Revolution hindurch blos als Bureaubeamter fungirte, konnte er nach ihrem traurigen Ausgange unbehindert in seine Vaterstadt zurückkehren. Er wurde aber bald als Professor an das reform. Gymnasium in Nagy-Körös berufen, wo er bis 1860 mit Auszeichnung die ungar. Literatur und Verwandtes lehrte. Darauf wandte er sich nach Pesth, wo er als Director der Kisfaludy-Gesellschaft und als Redacteur des belletristischen Journals «Koszorú» (der Kranz) wirkte. 1859 wurde er ordentliches Mitglied der ungar. Akademie, in welcher er seinen Sitz mit einer trefflichen Studie über Zrinyi's Epos «Szigeti Veszedelem» (Sziget's Noth) einnahm. 1850 veröffentlichte A. eine erzählende Dichtung «Katalin» in 13 Gesängen; 1852 ein komisches Gedicht «Die Zigeuner von Groß-Ida»; 1854 den zweiten Theil der Trilogie «Toldi», von welcher er auch im «Koszorú» 1862 einen Abschnitt publicirte. Sodann erschienen von ihm 1857 zwei Bände «Lyrische Gedichte» und seitdem auch mehrere einzelne Poesien in verschiedenen Zeitschriften. Das dichterische Hauptwerk A.'s ist jedenfalls «Toldi», ein Volksepos im hohen Sinne des Worts, dessen Handlung in die Zeit Ludwig's d. Gr. (1340—48) fällt, und das sich an die populäre Sagengestalt Toldi's, des ungar. Simson, anlehnt. Die glänzende, großartige Dichtung bewegt sich in einer Sprache, die man populär nennen muß, aber zugleich den höchsten Adel an sich trägt. Die Dichtungen A.'s, welche bereits einen heilsamen Einfluß auf die Entwickelung der ungar. Poesie üben, haben etwas Jungfräuliches; er kennt die Musik der Sprache am innigsten und besitzt zugleich das classische Maß der Griechen. Das Epos «Toldi» und die «Belagerung von Murány», sind von Kertbeny ins Deutsche («Erzählende Dichtungen von A.», 2 Bde., Lpz. 1851) übersetzt worden. Gelungener ist die Uebersetzung des «Toldi» von Kolbenheyer (Pesth 1855). Der erste Theil einer zweiten großen epischen Trilogie A.'s («Buda halála») ward im Jan. 1864 mit dem Nadasdy-Preise von der ungar. Akademie gekrönt.

Aranyos (spr. Aranjosch), Fluß in Siebenbürgen, entsteht im Siebenbürgischen Erzgebirge, im N. des 5672 F. hohen Bihar, aus mehrern Bächen, von denen die zwei größten, der Nagy- oder große A. und der Kis- oder kleine A. sich bei Topánfalva vereinigen. Von dort fließt der A. in vielen Krümmungen gegen O. über Lupsa und Thorda oder Thorenburg, wendet sich dann gegen S. über Egerbegy am Weingebirge und ergießt sich nach einem Laufe von 18 M. rechts in die Maros, den großen Zufluß der Theiß. Der A. hat seinen Namen von den Goldblättchen, die er in größerer Menge als irgendein anderer Fluß Siebenbürgens

mit sich führt. Sein schönes Thal ist reich an Erzen und Wein und bietet mancherlei Merkwürdigkeiten dar. Bei Thorda ist ein wichtiges Steinsalzwerk, welches schon die Römer betrieben haben. Ueberhaupt erinnert dort vieles an die Anwesenheit derselben. 1 St. von Thorda befindet sich die wahrscheinlich durch Erdbeben entstandene Thorenburger Kluft oder Bergspalte, ein schmaler, stundenlanger Paß zwischen hochaufgethürmten, höhlenreichen Kalkfelsen, und weiterhin gegen Gyéres oder Aranyos-Guéres (einem Marktflecken, der westlich Egerbegy gegenüberliegt, 1100 E. zählt und guten Weinbau hat) breitet sich das Kreuzerfeld (Keresztes-Mezö, walach. Prat de Trajan) aus, auf welchem die Schlacht zwischen Trajan und Decebalus vorgefallen sein soll.

Aräometer, hydrostatische Wagen oder Senkwagen, heißen Instrumente, welche zur Ausmittelung des specifischen Gewichts, vorzugsweise flüssiger Körper, dienen. Ihre Construction beruht auf dem bekannten hydrostatischen Gesetze, daß ein jeder fester Körper, der auf einer Flüssigkeit schwimmt, so tief in dieselbe einsinkt, daß ein dem eingesunkenen Theile gleiches Volumen der Flüssigkeit ebenso viel wiegt als der ganze schwimmende Körper. Wenn daher ein Körper in Flüssigkeiten von verschiedenem specifischen Gewicht bis zu dem nämlichen Punkte einsinken soll, so muß sein Gewicht sich in dem Maße vergrößern, als das specifische Gewicht der Flüssigkeit zunimmt. Umgekehrt wird aber ein Körper, dessen Gewicht unverändert bleibt, desto tiefer in eine Flüssigkeit einsinken, je geringer das specifische Gewicht derselben ist. Je nachdem die A. nach dem einen oder andern dieser beiden Sätze construirt sind, unterscheidet man zwei Klassen. Bei Senkwagen, die sich auf den erstern Satz gründen, findet man das specifische Gewicht einer Flüssigkeit, in die man es einsenkt, nach der Menge der Gewichte, mit welcher dasselbe belastet werden muß, um es bis zu einem gewissen festen Punkte unterzutauchen. Der letztere befindet sich am dünnen Halse des Instruments, das meist aus einem birnenförmigen oder cylindrischen, aus Glas oder Blech gefertigten, am untern Theile durch ein Gewicht belasteten Körper besteht. Auf dem Halse selbst ist ein Schälchen befestigt, auf welches die Gewichte gelegt werden. Je mehr Gewichte hinzugefügt werden müssen, desto größer ist das specifische Gewicht der Flüssigkeit. Solche A., welche man gewöhnlich A. mit veränderlichem Gewicht oder auch schlechthin A. mit Gewichten zu nennen pflegt, sind, außer der hydrostatischen Wage von Tralles, die von Fahrenheit und Nicholson construirten Instrumente. Sie werden stets da angewendet werden müssen, wo es auf möglichste Genauigkeit ankommt, während das A. mit Scale oder unveränderlichem Gewicht besonders in Fällen des praktischen Lebens Anwendung findet. In der Regel bestehen die Scalenaräometer aus einer mit einer Scala versehenen Glasröhre, welche unten durch eine mit Quecksilber oder Blei gefüllte Kugel oder auf eine andere Weise beschwert ist. Die Gradeintheilung am Halse ist eine sehr verschiedene; man hat Scalen von Baumé, Cartier, Beck, Schmidt u. a. Am meisten empfiehlt sich die hunderttheilige Scala von Gay-Lussac, dessen Instrumente auch Volumeter genannt werden. Solche Scalenaräometer, welche für alle oder mehrere Flüssigkeiten brauchbar sind, heißen allgemeine A. Im praktischen Leben aber ist es nur selten an der Ermittelung des specifischen Gewichts gelegen, sondern man will vielmehr den Concentrationsgrad einer Salzlösung oder die Mischungsverhältnisse einer Flüssigkeit kennen lernen. Da letztere nun allerdings mit dem specifischen Gewichte in genauer Beziehung stehen, so läßt sich aus dem specifischen Gewicht auch auf die Natur und Qualität der Flüssigkeiten schließen. So ist z. B. der Weingeist desto stärker, je leichter er ist und je tiefer also das A. einsinkt; Salzauflösungen dagegen haben um so mehr Gehalt, je weniger das A. einsinkt. Man hat daher für solche Flüssigkeiten, welche im gewöhnlichen Leben häufig vorkommen, besondere A. construirt, die der Bequemlichkeit halber sogleich die Mischungsverhältnisse, sei es nach Procenten, sei es nach Graden, anzeigen. Hierher gehören vor allem zur Bestimmung des Alkoholgehalts in Branntwein, Sprit u. dgl. die sog. Alkoholometer (s. d.). Außer den von Baumé, Cartier, Stoppani, Richter u. a. angegebenen Scalen und Constructionen, sind als die vollkommensten und besten die nach den Vorschriften von Tralles und Gay-Lussac construirten zu empfehlen, an denen man unmittelbar ablesen kann, wie viel Volumenprocente Alkohol sich in einer Flüssigkeit befinden. Nach Tralles wird in Preußen und nach Gay-Lussac in Frankreich der Alkoholgehalt des der Besteuerung unterworfenen Branntweins bestimmt. Aehnliche Vorrichtungen, die aber zum Theil noch großer Vervollkommnung bedürfen, sind die Bierwage, die Weinwage (Oenometer), die Salzspindel oder Solwage zur Prüfung des Salzgehalts der Sole, die Mostwage oder Gleukometer, das Saccharometer zur Bestimmung des Zuckergehalts einer Flüssigkeit, das Galaktometer oder der Milchmesser u. s. w. Jedes A. ist jedoch nur für den Temperatur-

grad gültig, bei welchem seine Scala entworfen wurde, und der deshalb auf den Instrumenten meist angegeben ist. Da aber die Temperatur eine Veränderung in dem specifischen Gewichte der zu prüfenden Flüssigkeiten bewirkt, so ist eine Correction nöthig, welche man mittels besonderer, für diesen Zweck berechneter Tafeln bewerkstelligt. Um leicht die jedesmalige Temperatur des Fluidums finden zu können, wird oft am A. selbst ein Thermometer angebracht.

Ararat (altarmen. richtiger: Airarat, d. i. Ebene der Arier) ist der uralte Name der fruchtbaren Hochebene am mittlern Araxes, in welcher die älteste Heimat des haikanischen (armen.) Volksstammes mit andern arischen (medopers.) Stämmen sich berührte, daher Sitz eines alten, vom eigentlichen Armenien getrennten Reichs, das unter dem Namen «Ararat» bereits im Alten Testamente erwähnt wird. In demselben Sinne ist der Name zu fassen in der allbekannten Flutsage, 1. Mos. 8, 4, wo der hebr. Text ausdrücklich «die Berge von A.» als Rettungsort der Väter des neuen Menschengeschlechts nennt. Jedoch ist durch Misverständniß dieser Stelle schon von den ältesten Bibelerklärern der Name A. auf den höchsten der armen. Berge übertragen worden und dieser Gebrauch des Namens bei den Europäern überwiegend festgewurzelt, während die armen. Anwohner selbst in ältester wie in neuer Zeit für denselben Berg nur den Namen Massis kennen, die benachbarten Türken ihn aber Aghri-Dagh (steiler Berg), die Perser Kuhi-Nuh (Noah's Berg) benennen. Bei den Kurden ist die Sage von dem Ende der großen Flut auf die südlicher liegende, über dem Nordrande der assyr. Ebene sich zu fast gleicher Höhe mit dem Massis erhebende Gebirgskette Dschudi übertragen worden, bei den syr. Christen (und wahrscheinlich schon bei der uralten aramäischen Bevölkerung Mesopotamiens) auf die westl. Gipfel des Masius der Alten, von den Syrern Tura-Masche (d. i. Berg der Rettung) genannt, in welchem Namen mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Wurzel des armen. Massis erkannt wird. — Der Berg A., welcher seit dem russ.-pers. Kriege von 1827 die Grenzmarke zwischen Russisch-, Türkisch- und Persisch-Armenien bildet, jedoch so, daß die ganze Nordseite mit den Gipfeln zum russ. Gebiete gehört, steigt als ein fast völlig isolirter vulkanischer Kegel auf dem Südrande der großen, dort 2700 F. hohen Ebene des Araxes oder Aras (s. d.) nach der ältesten Messung (1829) bis zu einer Höhe von 16254 F., nach der neuesten (1850) bis zu 15870 F. Meereshöhe empor, und zwar von W. etwas sanfter als von O. Die obersten 3000 F. des Kegels sind mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckt. Die auffallend hoch steigende Grenze des ewigen Schnees (fast 13300 F. unter 39° 42′ nördl. Br.) wird durch die bedeutende Sommerhitze der umliegenden Hochfläche erklärt. Ein flachgerundeter, kammartiger Höhenzug setzt diesen Großen A. auf der Ostseite in Verbindung mit dem fast 4000 F. niedrigern Kleinen A. (Kutschuk-Aghridagh), der 12284 oder, nach der neuesten Messung, 12070 F. hoch und im Sommer ohne Schneedecke ist. Die Gipfel beider sind etwa 1¾ M. voneinander entfernt, während der Fuß des einen mit dem des andern verschmilzt. Beide stehen auf einem elliptischen, vulkanischen Plateau, dessen große Axe von SO. gegen NW. gerichtet ist. Der Große A. hat eine Domform, wie der Chimborasso, mit zwei kleinern Erhebungen am Rande des Gipfels, doch aber keinen Gipfelkrater. Die größten und wahrscheinlich neuesten vorhistor. Lavaeruptionen sind alle unterhalb der Schneegrenze ausgebrochen, und die Ausbruchsstellen der Lavaströme werden oftmals durch Auswurfskegel und von Schlacken umringte kleine Krater bezeichnet. Die auf der Nordseite bis an den Kegel hinansteigende tiefe Schlucht des St.-Jakobsthales hat viel Aehnlichkeit mit dem Thale del Bove am Aetna und macht die innerste Structur des emporsteigenden Doms sichtbar, zeigt aber nur massenhaftes Trachytgestein (nicht Lavaströme), Schlackenschichten und Rapilli. Erstiegen und gemessen wurde der A. zum erstenmal 1829 von dem dorpater Naturforscher F. Parrot und dessen Begleitern Behagel und Schliemann. 1840 hat sich die Gestalt des Berges theilweise verändert durch den mit einem furchtbaren Erdbeben verbundenen Bergsturz, welcher 2. Juli (20. Juni) einen beträchtlichen Theil der Bergmasse gegen N. in Bewegung setzte und unter anderm das Kloster St.-Jakob und das blühende Dorf Arguri (s. d.) mit seinen Bewohnern verschüttete. Nach Parrot ist der A. mehrfach erstiegen, geologisch untersucht und beschrieben worden. So 1834 und 1843 von Antonowow; 1844 von M. Wagner und von Abich; 1850 zum Behuf von Winkelmessungen vom russ. Oberst Chodzko nebst Chanykow, Moritz und 60 Kosacken; 1856 vom engl. Major Rob. Stuart. Vgl. Parrot, «Reise zum A.» (2 Bde., Berl. 1834); Wagner, «Reise nach dem A. und dem Hochlande Armeniens» (Stuttg. u. Tüb. 1848); Abich, «Notice explicative d'une vue de l'A.» (im «Bulletin de la Société de Géographie de France», 4. Serie, Thl. 1) und dessen «Geognostische Reise zum A. und insbesondere über die Verschüttung von Arguri im J. 1840» (in den «Monatsberichten» der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1846).

Aerarium, bei den Römern der öffentliche Schatz, auch die Schatzkammer. Das A. befand sich im Tempel des Saturn, wo auch die Gesetze und Senatsbeschlüsse aufbewahrt wurden. Ebenso bezeichnet man bei uns mit diesem Worte das öffentliche Vermögen überhaupt, oder auch die Kasse einer Corporation, einer Gemeinde, Kirche. Früher als man den öffentlichen Haushalt in landesherrl. Kammer und ständisches Steuervermögen trennte, nannte man besonders letzteres A. im Gegensatz zu ersterm. Indem man unter A. den öffentlichen Schatz, den Fiscus versteht, spricht man auch von Aerariallasten, Aerarialcontracten, Aerarialrechnungen, Aerarialfabriken u. s. w.

Aras, der Araxes der Alten, türk. und arab. Ras, armen. Eras'ch, georg. Rakschi genannt, ein rechter und der bedeutendste Nebenfluß des Kur (Cyrus) in Armenien, entspringt südlich von Erzerum in 6350 F. Höhe auf dem Bingöl-Dagh (Gebirge der tausend Quellen), fließt erst nordöstlich in die 5000 F. hoch gelegene Ebene Passin (Gau Phasiana der Byzantiner oder Basean der alten Armenier), in welcher er auch Passin-Su heißt (Phasis bei Xenophon, der mit den 10000 Griechen an ihm hinabstieg). Sodann wendet er sich gegen O. und tritt unterhalb Kagisman aus dem türk. nach dem russ. Armenien über, strömt zwischen Eriwan und dem Ararat durch, an dessen Fuß die Araxesebene 2700 F. hoch liegt, bildet hierauf in einem südl. Bogen die Grenze zwischen Russisch-Armenien und der pers. Provinz Aserbeidschan und vereinigt sich in der Steppe Mogan auf russ. Gebiete mit dem Kur.

Arātus (griech. Aratos) von Sikyon, ein ausgezeichneter griech. Staatsmann, war um 272 v. Chr. geboren. Seine Jugend fiel in die Parteikämpfe seiner Vaterstadt, in denen sein Vater Kleinias den Tod fand. Er flüchtete nach Argos und kehrte im 20. Lebensjahre nach Sikyon zurück, sein Vaterland von den Tyrannen zu befreien. Nachdem er, unterstützt von Ptolemäus Philadelphus, die republikanische Verfassung wiederhergestellt hatte, bewirkte er 251 v. Chr. den Beitritt Sikyons zum Achäischen Bunde, dem er durch die Eroberung der Burg von Korinth, deren sich Antigonus Gonatas von Macedonien bemächtigt hatte, und die Verbindung anderer griech. Staaten erst innere Kraft und Leben gab und seit 245 mehrere Jahre hindurch als Strateg (Anführer) vorstand. Als er jedoch 224 den Antigonus Doson zum Schutz gegen den König von Sparta, Kleomenes III., herbeirief, lieferte er dadurch den Achäischen Bund unter die Herrschaft der Macedonier. Er starb an Gift, das ihm Philipp III. von Macedonien hatte beibringen lassen, 213 v. Chr. Sein Leben hat Plutarch beschrieben.

Arātus aus Soli oder Pompejopolis in Cilicien, um 270 v. Chr., bearbeitete, obgleich selbst nicht Astronom, das astron. System, wie es damals durch Eudoxos von Knidos feststand, in einem griech. Lehrgedicht «Phainomena», dem er die Witterungsregeln nach dem Stande der Gestirne «Diosemeia» beifügte. Beide Gedichte zeichnen sich durch eine reine Sprache und guten Versbau aus. Wir besitzen von den vielen griech. Commentaren, die darüber geschrieben wurden, noch vier. Von alten lat. Uebersetzungen sind die von Cicero und Cäsar Germanicus in Bruchstücken, die von Rufus Festus Avienus ganz erhalten. Die umfassendste Ausgabe ist die von Buhle (2 Bde., Lpz. 1793—1801). Textrecensionen gaben Matthäi (Frankf. 1817), Buttmann (Berl. 1826), Bekker (Berl. 1828) und Köchly (in den «Poetae bucolici et didactici», Bd. 2, Par. 1851); eine deutsche Uebersetzung lieferte Voß (Heidelb. 1824).

Araucaria nannte Jussieu eine Baumgattung aus der Familie der Coniferen oder Nadelhölzer und der 21. Klasse des Linné'schen Systems, deren Arten in Deutschland Andenfichten oder Andentannen genannt werden, weil die zuerst bekannt gewordene Art, A. imbricata Pavon., im Andengebirge Südamerikas wächst. Auch der wissenschaftliche Name ist südamerik. Ursprungs, indem diese Baumgattung nach dem in Chile wohnenden Indianerstamme der Araucaner benannt wurde, in deren Lande die erwähnte Art große Wälder bildet. Die Araucarien gehören zu den prächtigsten, am höchsten und stärksten werdenden Nadelhölzern. Sie haben einen schnurgeraden Stamm, in regelmäßige Quirle gestellte Aeste, immergrüne, nadelförmige oder breite Blätter, kugelige, holzige, aus einsamigen Schuppen gebildete Zapfen und ungeflügelte Samen, welche erst im zweiten Jahre nach der Blüte reifen. A. imbricata wird bis 100 F. hoch, hat anfangs eine vierseitig-pyramidale, später abgerundete Krone, welche aus fast horizontal abstehenden Astquirlen besteht, dicht aneinandergedrängte, eilanzettförmige, stechende, 3 Zoll lange und 1 Zoll breite Blätter und trägt kugelrunde Zapfen von der Größe eines Menschenkopfes, mit eßbaren, mandelartig schmeckenden Samen, welche doppelt so groß wie Mandeln sind. A. excelsa R. Br. von den Norfolkinseln erreicht eine Höhe von 180—200 F., trägt die dicht mit vierkantigen, gekrümmten, ³/₄ bis 1¹/₂ Zoll langen Nadeln besetzten Zweige zweizeilig angeordnet, was ihr ein ungemein schönes Ansehen verleiht, und bringt kleine Zapfen

hervor. Dieser 1793 nach Europa eingeführte Baum bildet jetzt eine der größten Zierden unserer Gewächshäuser und kann während des Sommers im Freien stehen. A. brasiliensis Rich. ist ein Baum von 120—150 F. Höhe mit dicht aneinanderstehenden, in eine lange, feine Spitze endigenden, an der Basis scheidigen ¾ bis 2 Zoll langen Blättern, welcher sehr große kugelige Zapfen trägt. Die andern bekannt gewordenen Arten wachsen der Mehrzahl nach in Neuholland. Die Araucarien sind in ihren Heimatsländern ebenso wichtige und nutzbare Bäume wie bei uns die Fichten und Tannen. In Deutschland können sie nur als Gewächshauspflanzen cultivirt und müssen im temperirten Hause überwintert werden. Sie verlangen einen kräftigen, sandig-humösen Boden und sehr sorgfältige Pflege, gehören aber auch zu den schönsten Decorationsbäumen der Gewächshäuser.

Araucos oder **Araucanier** (gebildet von dem araucan. Worte auca, frei), ein kriegerischer Indianerstamm in Südamerika, welcher vor der Eroberung von Chile durch die Spanier den größten Theil dieses Landes bewohnte, seitdem aber auf den Süden desselben beschränkt ist, wo er noch gegenwärtig ziemlich unabhängig in dem Landstriche zwischen Biobio und Callecalle, in Araucania, seine Sitze hat. Nach der Expedition Almagro's nach Chile gründete Valdivia seit 1540 mehrere Niederlassungen in dem sog. Araucanien, vermochte jedoch das Land nicht zu unterwerfen. Freiheitsliebend und tapfer, seit 1585 im Besitz einer regelmäßigen Cavalerie, lebten die A. mit den Spaniern mehr als zwei Jahrhunderte im Kampfe und zerstörten wiederholt (z. B. 1602) deren Niederlassungen in ihrem Lande, bis endlich Spanien 1773 ihre Unabhängigkeit, wenn auch in sehr beschränktem Gebiete, anerkannte. Der Heldenmuth und die Tapferkeit der A. in jenen Kämpfen ist mehrfach, am glänzendsten von Alonzo da Ercilla in dessen «Araucana» gefeiert worden. Das Hauptgebiet der A. war von jeher in vier Provinzen (Wuthanmapus oder Uthalmapus), an der Küste, in der Ebene, am Fuße des Gebirgs und im Gebirge selbst, getheilt, deren jede einen Toqui oder Oberhäuptling an der Spitze hatte und wiederum in fünf Illarehue zerfiel, die von Apo-Ulmene regiert wurden. Jeder dieser Kreise theilte sich weiter in neun Rehues oder Gemeinden, deren jede unter einem Ulmene stand. Die Würden dieser sämmtlichen Häuptlinge waren in den Familien nach dem Erstgeburtsrechte erblich. Die vier Toquis bildeten den Großen Rath des araucan. Bundes, in welchem einer der Toquis den Vorsitz führte. Die A. wurden sonach von einer bestimmt gegliederten, erblichen Aristokratie regiert, gegen deren Beschlüsse das Volk keine Stimme hatte. Gegenwärtig haben sich jedoch diese Verhältnisse, wie überhaupt das ganze Leben des Volks, vielfach geändert. Die A. sind nicht mehr die tapfern Krieger der frühern Zeit, und ihre Unternehmungen beschränken sich auf gewöhnliche Räubereien und innere Zwiste. Obgleich treu, gastlich und ehrenhaft im Frieden und gegen ihre Freunde, beseelt sie doch der tiefste Haß gegen die Weißen, insbesondere gegen die Spanier, den sie bei jeder Gelegenheit zu erkennen geben. Sie sind theils Nomaden, theils in Dörfern an den zahlreichen Flüssen des Landes wohnhaft und stehen immer noch untereinander in einem Bundesverhältnisse, dem die Erfahrensten und Aeltesten des Volks vorstehen. Sie sind stark und kraftvoll gebaut, mittelmäßig groß, haben kupferfarbige Haut, ein flaches Gesicht von finsterm, mistrauischem Ausdruck; ihr Haar ist schwarz, lang, struppig und hängt wild um den Kopf und bis auf die Schultern herab. Während die Männer von Jugend auf im Reiten der Pferde und im Handhaben ihrer langen Lanzen, des Lasso oder der Fangschlinge und der Bolas (Eisenkugeln, die an langen Riemen geschleudert werden) sich üben, müssen die Weiber alle Last und Arbeit tragen. Die Republik Chile betrachtet die A. als Unterworfene und hat aus dem größten Theile ihres Gebiets 1852 die Provinz Arauco oder Araucania errichtet, welche auf 742 Q.-M. 43466 E. zählt und das Land zwischen den Flüssen Biobio und Imperial begreift, aber nur erst zum kleinern Theil (das Depart. Lautaro) angebaut ist. Das noch fast völlig unerforschte Innere haben nach wie vor die A. inne. Die Hauptstadt der Provinz ist der Hafenort Arauco, welcher 4000 E. zählt. Ein kleinerer Theil des frühern Araucanien gehört zu der 1826 organisirten Provinz Valdivia. Die Zahl der A. wird, jedenfalls zu hoch, auf 70000 angegeben. 1861 ließ sich ein franz. Abenteurer, der frühere Notar Antoine Tonnens aus Périgueux, welcher längere Zeit in Chile gelebt hatte, von einigen Trupps von A. zum König von Araucanien und Patagonien ausrufen und nahm den Namen Orélie Antoine I. an. Schon nach einigen Monaten ward jedoch dieser König von den chilenischen Behörden gefangen genommen und nach kurzer Haft außer Landes geschickt. Vgl. «Orélie Antoine Ier roi d'Araucanie et de Patagonie, son avènement au trône et sa captivité» (Par. 1863). Ueber die A. handeln Reuel Smith, «The Araucanians» (Neuyork 1855) und Domeyco, «Araucania i sus habitantes» (Santiago 1846).

Araujo Porto-Alegre (Manoel de), einer der namhaftesten Dichter Brasiliens, geb. 29. Nov. 1806 zu Rio-Pardo in der Provinz São-Pedro, erhielt seinen ersten Unterricht zu Porto-Alegre und ging 1826 nach Rio-de-Janeiro, um sich zum Ingenieur zu bilden. Da jedoch bei seiner Ankunft die Militärschule gerade Ferien hatte, besuchte er die Kunstakademie, wo er im Atelier des Professors Debret bald solche Fortschritte im Zeichnen, der Malerei und der Architektur machte, daß er die Künstlerlaufbahn zu verfolgen beschloß. Nachdem A. in Rio sich als Maler und Architekt bereits Ruf erworben, wandte er sich im Juli 1831 nach Paris, wo er zunächst unter Leitung von Gros seine künstlerischen Studien und Arbeiten fortsetzte. Ein Jahr (1834—35) verbrachte er in Italien. Auf die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in seinem Vaterlande kehrte er 1837 nach Rio zurück, wo er bald darauf eine Professur an der Kunstakademie erhielt, die er jedoch später mit der Professur der Zeichenkunst an der Militärschule vertauschte. A. entwickelte nicht nur als Lehrer, sondern auch nach vielen andern Seiten hin eine ungemeine Thätigkeit im Interesse der Kunst. Als vorzüglichen Architekten bekundete er sich unter anderm durch die Pläne zur Kirche Sta.-Anna und zum Bankhause, dem schönsten Gebäude Rios. 1859 übernahm A. den Posten eines brasilian. Generalconsuls für Preußen und lebt seit 1860 zu Berlin. An allen Anstalten, die seit 1837 in Brasilien für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke begründet worden, hat A. wesentlichen Antheil gehabt. Nach seiner Rückkehr nach Brasilien (1837) wandte er seine Aufmerksamkeit auch dem Theater zu, dem er einen nationalen Charakter zu verleihen suchte, und für welches er eine Reihe von Stücken schrieb, die jedoch meist ungedruckt geblieben sind. Als Dichter gehört A. zu den bedeutendsten Talenten Brasiliens und zu den hervorragendsten Trägern der nationalen Richtung, welchen die portug. Dichtung seit etwa zwei Decennien eingeschlagen hat. Seine Hauptwerke sind das Epos «Colombo», eine sehr umfangreiche Dichtung, von der jedoch erst einige Bruchstücke in Druck erschienen sind, und die «Brasilianas», Poesien lyrisch-beschreibender Natur, in denen er sein Talent zum Dichter ebenso sehr bekundet wie das zur Malerei. Mehrere derselben sind in Zeitschriften, zwei jedoch: «A destruição das florestas» (Rio 1845) und «O Cercovado» (Rio 1847) auch besonders erschienen. — Nicht zu verwechseln ist A. mit Marc Antonio de A., der seit März 1857 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Brasiliens ebenfalls zu Berlin lebt.

Arbe, slaw. Rab, die nördlichste Insel im österr. Kronland Dalmatien, im Quarnerischen Golf gelegen und zum Kreise Zara gehörig, wird von der größern Insel Pago durch den Kanal von Pago getrennt. Die Insel A. ist $1\frac{4}{5}$ Q.-M. groß, ungemein fruchtbar, steigt im Tignarossa über 1300 F. hoch, hat bedeutende Waldungen und zählt 4000 E., deren Hauptgeschäft Fischerei und Schafzucht bilden. Der Hauptort A., ein Flecken mit 1000 E., liegt auf einer Anhöhe am Saume des Thales Campora. Derselbe ist ummauert, war unter den Venetianern ein Bischofssitz, und hat eine alte Domkirche und zwei Nonnenklöster. In der Nähe befinden sich 60 Salzbette.

Arbeit ist diejenige Thätigkeit des Menschen, welche irgendeinen außer ihr liegenden Zweck verfolgt. Hervorbringen, schaffen kann der Mensch im eigentlichen Sinne des Worts nichts; er kann nur die Natur veranlassen, etwas zu erzeugen, ferner ihre Erzeugnisse sammeln und auf einen andern Punkt bringen, die vorhandenen Dinge umgestalten, formen, für die Menschen nutzbar und zugänglich machen und ihnen dadurch Werth verleihen. Alles das geschieht durch die A., welche die Dinge in «Güter» umwandelt. Man hat die A. vom wirthschaftlichen Standpunkt aus in productive und unproductive geschieden. Productiv ist diejenige, welche wirklich Güter, Werthe schafft oder doch ihre Hervorbringung möglich macht und fördert; unproductiv aber die, bei welcher dies nicht geschieht. Indeß ist in jedem einzelnen Falle schwer zu entscheiden, ob eine A. ganz unproductiv sei oder nicht. Wenn jemand ein anscheinend werthloses Ding hervorgebracht hat, so steht immerhin noch nicht fest, ob dasselbe nicht durch Aufwendung weiterer A. noch Werth erhalten wird. Bei fruchtlosen Erfindungsversuchen aufgewendete A. ist zunächst unproductiv, kann indeß nachträglich productiv werden, wenn sie zu Erfindungen hinüberleitet. Zu den productiven Arbeiten gehören auch diejenigen, welche die geistigen Kräfte anregen, Vorstellungen und Ideen erwecken, die geistige Fortbildung und Entwickelung fördern; selbst das Anschauen eines Schauspiels, das Lesen eines Buches können in gewissem Sinne als productive Arbeiten erachtet werden, vorausgesetzt daß ihnen ein vernünftiger Zweck zum Grunde liegt. Ferner sind productiv solche Arbeiten, welche andere in den Stand setzen, ruhiger, sicherer, leichter, erfolgreicher zu arbeiten. Der Polizeimann, welcher die Ordnung auf den Straßen aufrecht erhält, der Soldat, welcher die Grenzen des Landes schützt,

verrichten unzweifelhaft productive Arbeiten. Indeß wollen viele Forscher nur diejenigen Arbeiten als productive gelten lassen, welche unmittelbar Güter erzeugen, und die Physiokraten ließen sogar nur die landwirthschaftlichen Arbeiten als productive gelten.

Man hat die A. in Kopf- und Handarbeit unterschieden; diese Unterscheidung ist indeß nicht zulässig, da die sog. Handarbeit ohne Thätigkeit des Kopfes, d. h. des Geistes, gar nicht möglich, und mit der Kopfarbeit Handarbeit stets verbunden ist. Indeß tritt allerdings bei der einen A. die geistige, bei der andern die körperliche Thätigkeit sehr in den Vordergrund. Arbeiten, welche den Geist wenig in Anspruch nehmen, wirken bei langer Fortsetzung nachtheilig auf die geistige Entwickelung der Menschen; sie machen den Menschen schließlich zur bewußtlosen Arbeitsmaschine. Arbeiten dieser Art tödten aber auch die Arbeitslust, den Arbeitstrieb im Menschen. Mit Recht ist behauptet worden, daß das Bedürfniß des Arbeitens dem Menschen, der nur durch die A. seine geistigen und körperlichen Kräfte vollständig entwickelt, angeboren sei. Doch dies Bedürfniß muß nicht nur erweckt, sondern auch erhalten werden, und das kann nur geschehen, wenn die A. dem Arbeitenden geistige Befriedigung gewährt. Die Arbeitslust der einzelnen steigert sich daher auch, wenn ihnen die Möglichkeit gewährt wird, zu Arbeiten höhern Ranges, d. h. solchen, bei welchen die geistige Thätigkeit mehr hervortritt, fortzuschreiten. Abgesehen von dem angeborenen Bedürfniß des Arbeitens, wird der Mensch auch durch die Nothwendigkeit, seine Existenz zu sichern, zur A. bewogen. Denn nur durch die A. erzielt er die Güter, welche er bedarf, sei es, daß er, auf der untersten Culturstufe stehend, sie sämmtlich selbst erzeugt, sei es, daß er sie bei andern gegen die Producte seiner A. eintauscht. Je mehr Güter der Mensch besitzt, desto gesicherter ist seine Existenz, desto menschenwürdiger kann er sie gestalten. Die Arbeitslust wird daher auch durch die Nothwendigkeit, diese Güter überhaupt, und durch den Wunsch, sie in möglichst reichlichem Maße zu gewinnen, geweckt und gestärkt, und sie steigt und fällt je nach der Sicherheit und der Größe der Früchte, des Lohns, welchen die A. bietet. Daraus erklärt sich, daß die unfreie A. weniger erzeugt als die freie. Die Existenz des Sklaven ist die gleiche, ob er viel oder wenig arbeitet; sein Lebensunterhalt wird ihm immer gewährt; die Mehrproduction würde nicht ihm, sondern seinem Herrn zufallen. Nur die Furcht vor Strafe kann ihn zu größerer Anstrengung anspornen. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Fronarbeit. Selbst bei dem freien Arbeiter im Tagelohn kann sich die Arbeitslust noch nicht in vollem Maße entwickeln, obgleich derselbe veranlaßt ist, sich durch Fleiß die übertragene A. und den dafür ausgesetzten Lohn zu erhalten. Bei weitem mehr tritt die Arbeitslust bei dem Arbeiter auf Stücklohn hervor, dem die Früchte seiner Mehrarbeit zufallen, und der deshalb zu größerer A. angespornt wird. Vollständig kann sie sich indeß erst in der Association und bei der A. für eigene Rechnung zeigen. Außer der Arbeitslust ist auch die Arbeitskraft für die Production von Wichtigkeit. Sie ist nach den Ländern und Bezirken sehr verschieden; ganz allgemein leisten die Arbeiter einzelner Länder das Doppelte, ja das Dreifache von dem, was Arbeiter anderer Länder vermögen. Ohne Zweifel wirken die klimatischen Verhältnisse auf die Arbeitskraft ein, indeß hängt diese doch viel mehr von andern Factoren ab, wie vom Volkscharakter, der Bildungs- und Culturstufe, den Sitten, der Religion und auch der Nahrungsweise. Völker, in denen noch ein tüchtiger Kern ist, die außerdem auf höherer Culturstufe stehen, bei denen die Freiheit auf allen Gebieten herrscht, welche nicht durch Vorurtheile eingeengt werden, und deren Kost gesund und nahrhaft zu sein pflegt, produciren nicht nur mehr, sondern auch besser und vortheilhafter, weil ihre geistige und körperliche Arbeitskraft größer und bedeutender ist. In den einzelnen Völkerschaften aber ist die Arbeitskraft, wenn man die Individuen in Betracht zieht, wiederum sehr verschieden. Allgemein geringer bei den Weibern als bei den Männern, pflegt sie bei den Männern im Alter von 25—45 J., weil diese in der Blüte der körperlichen und geistigen Entwickelung stehen, am größten und ausdauerndsten zu sein. Außerdem wirken Erziehung, körperliche und geistige Ausbildung, Lebensweise u. s. w. bestimmend ein.

Selbst bei Völkern niedriger Culturstufen findet die Arbeitstheilung statt, aber erst die neuere Zeit hat sie bewußt gefördert. Bei den wilden Jägern theilen sich schon Mann und Weib in die Arbeit. Treten die Familien zu Stämmen zusammen, so werfen sich einzelne auf die Herstellung derjenigen Dinge, deren Anfertigung Uebung und Geschicklichkeit erfordert, und liefern sie den übrigen gegen Entschädigung. Machen sich die Stämme seßhaft und schreiten sie in der Cultur fort, so scheiden sich auf Grund der eintretenden Arbeitstheilung ihre Glieder in Klassen: es entstehen Ackerbauer, Handarbeiter, Handwerker, Krieger u. s. w. Je zahlreicher die Bedürfnisse der Menschen werden, desto nothwendiger ist die vollständige Durchführung

der Arbeitstheilung, welche sich schließlich als internationale auch zwischen den Völkern herstellt; denn nur mit ihrer Hülfe kann gut und viel producirt werden. Die stete Wiederholung derselben A. verschafft dem Arbeiter Gewandtheit und Geschicklichkeit. Die fortwährende Beschäftigung mit demselben Gegenstande läßt ihn die Eigenschaften desselben genauer erkennen und benutzen. Der Arbeiter bedarf so einer kürzern Lehrzeit; er erfindet leicht nützliche Handgriffe und erspart diejenige Zeit, welche der Uebergang von einer A. zur andern stets erfordert. Ohne Arbeitstheilung wären viele Productionen gar nicht möglich oder müßten höchst unvollkommen bleiben; selbst die einfachsten Dinge ließen sich nur mit großem Aufwande an Kräften und Zeit herstellen. Allerdings läßt aber nicht jede Art der Production die gleiche Arbeitstheilung zu; wo dieselbe A. nicht fortwährend stattfinden kann, wie z. B. beim Ackerbau, oder wenn ein Arbeitsproduct nur eine beschränkte Zahl von Abnehmern hat, da muß der Arbeiter sich verschiedenen, aber möglichst gleichartigen Arbeiten widmen. Dagegen kann die Arbeitstheilung bei der Massenproduction mit außerordentlichem Vortheil vollständig durchgeführt werden. Allgemein bekannt ist, was sie z. B. bei der Fabrikation von Steck- und Nähnadeln, Uhren u. s. w. leistet. Bei allen ihren großen Vortheilen hat freilich die Arbeitstheilung auch ihre Nachtheile. Abgesehen davon, daß sie die Eintheilung der Menschen in Klassen und Stände, die sich rechtfertigen läßt, hervorgerufen hat, macht sie den Arbeiter einseitig und unfähig, zu einer andern A. überzugehen, wenn die erste aufhört lohnend zu sein, beschränkt ferner, indem sie ihn vom Arbeitgeber fast ganz abhängig macht, seine Selbständigkeit und wirkt durch ihre Gleichmäßigkeit und Einförmigkeit leicht schädlich auf Körper und Geist ein, indem sie jenen schwächt und diesen abstumpft. Indeß treten diese Nachtheile doch nur dann, wenn die Arbeitstheilung fast auf die Spitze getrieben wird, in erhöhterm Maße ein. Andererseits aber sind sie unvermeidlich, und es läßt sich ihnen theils durch die Ueberweisung geisttödtender, erschlaffender Arbeiten an die Maschinen, theils durch zweckmäßige Vorkehrungen von seiten der Arbeitgeber und des Staats entgegenwirken.

Strenggenommen ist jeder, der arbeitet, d. h. producirt, ein **Arbeiter**. Als Arbeiter bezeichnet man jedoch in der Regel nur diejenigen, welche von Arbeitgebern, Unternehmern gegen Lohn mit einer A. beschäftigt werden, bei welcher die körperliche Thätigkeit stark überwiegt, mithin Tagelöhner, Fabrikarbeiter, Gesellen u. s. w. Diese Arbeiter vereinigt, bilden den **Arbeiterstand**, die arbeitende Klasse. Gegen solche Bezeichnung läßt sich freilich mit Recht viel einwenden. Denn die Arbeiter, welche in ihr zusammengefaßt werden, sind keineswegs gleichartig, besitzen nicht sämmtlich die gleichen Interessen. Der ländliche Arbeiter, der gemeine Tagelöhner, der Fabrikarbeiter, der Handwerker, der sich vielleicht sogar dem Künstler nähert u. s. w., stehen infolge ihrer Thätigkeit, ihres Erwerbs, ihrer Bildung auf sehr verschiedener socialer Stufe. Außerdem können sie schon deshalb keinen Stand, der seinem Begriff nach wesentlich abgeschlossen sein muß, bilden, weil nicht nur alljährlich ein großer Theil von ihnen in den sog. Bürgerstand übergeht, sondern weil sogar alle Arbeiter das Streben nach diesem Uebergange in sich tragen. Indeß empfiehlt es sich, bei der Erörterung der Stellung und der Verhältnisse der unselbständigen Arbeiter, der Arbeiter für fremde Rechnung, die Bezeichnung Arbeiterstand, nachdem sie allgemein aufgenommen worden, beizubehalten.

Als Entschädigung für die von ihm aufgewendete Arbeitskraft und Geschicklichkeit erhält der Arbeiter von dem Unternehmer, Arbeitgeber, Lohn, **Arbeitslohn**. Der Arbeitslohn richtet sich zunächst nach der Art der A., welche geleistet wird. Am geringsten ist dieser Lohn bei der gemeinen Handarbeit, für welche keine besondere Vorbereitung, sondern nur körperliche Anstrengung nöthig ist; am höchsten bei derjenigen A., welche diese Vorbereitung in ausgedehntem Maße erfordert. Die unterste Grenze des Arbeitslohns für die Dauer ist der Unterhaltsbedarf des Arbeiters und seiner Familie. Wird dieser Bedarf nicht vollständig gewährt, so muß sich die Zahl der Arbeiter nach und nach verringern, bis die Nachfrage nach Arbeitern den Lohn gehoben und auf die rechte Höhe gebracht hat. Erfordern die Verrichtungen des Arbeiters auch Geschicklichkeit, Uebung und Kenntnisse, so muß ihm neben dem Unterhaltsbedarf noch das Kapital, welches er zur Erlangung derselben verwendet hat, bei Festsetzung des Arbeitslohns angerechnet werden. Begrenzt wird die Höhe des Arbeitslohns nach oben hin durch den Werth, welchen die A. für den Unternehmer hat. Der Unternehmer muß nicht nur für diejenigen Güter, welche er bei der Production aufgewendet, entschädigt werden; er fordert auch eine Entschädigung für das übernommene Risico, das benutzte Kapital und seine eigene Thätigkeit. Je mehr ihm für die letztere übrigbleibt, desto höhern Lohn kann er den Arbeitern

gewähren. Wird aber durch Lohnerhöhungen sein Verdienst so weit vermindert, daß er ihn nicht mehr zur Fortsetzung der gewerblichen Thätigkeit anreizt, so gibt er diese auf. Innerhalb der Minimal- und Maximalgrenze bestimmen Angebot und Nachfrage die Höhe des Lohns. Da indeß die Concurrenz der Arbeiter den Unternehmer in der Regel mehr begünstigt als umgekehrt den Arbeiter die Concurrenz der Unternehmer, so erreicht der Arbeitslohn selten die größtmögliche Höhe. Was die Festsetzung des Lohns betrifft, so findet sie in verschiedener Weise statt. Entweder richtet sich der Lohn unmittelbar nach der geleisteten A., oder er wird für die A. eines gewissen Zeitabschnitts normirt, oder er steht im Verhältniß zu der wirklich aufgewendeten Zeit. Der Lohn ist im ersten Falle Stücklohn, im zweiten Lohneinkommen (Wochenlohn, Tagelohn), oder im dritten, wenn stundenweise bezahlt wird, Zeitlohn. Beim Stücklohn ist das Verhältniß zur geleisteten A. von selbst angegeben; beim Lohneinkommen und Zeitlohn muß es erst ausgemittelt werden, indem man erforscht, was der Arbeiter in einer bestimmten Zeit leisten kann. Am vortheilhaftesten für den Arbeiter ist der Stücklohn, weil er bei demselben sein Einkommen durch Geschicklichkeit und Fleiß erhöhen kann; er ist es im Grunde auch für den Unternehmer, weil beim Lohneinkommen die Arbeitslust des Arbeiters sich nicht entwickelt. Nicht mit Unrecht hat man die mächtigen Fortschritte der engl. Gewerbsthätigkeit der fast allgemeinen Durchführung des Stücklohns zugeschrieben.

Der Arbeitslohn ist in allen Ländern je nach den herrschenden Verhältnissen verschieden. Immer stellt sich aber der Lohn für die gemeine Handarbeit nur niedrig, und außerdem können Umstände eintreten, welche ihn unter den Minimalsatz herabdrücken; es kann ferner zeitweise die Nachfrage nach A. fehlen. Die großen Misstände, welche sich infolge dessen für den einzelnen wie für die Gesellschaft herausstellen, haben die Arbeiterfrage, die Frage nämlich, in welcher Weise den Arbeitern eine bessere und gesichertere Existenz verschafft und verbürgt werden kann, hervorgerufen; unzweifelhaft eine der schwierigsten Fragen der Neuzeit, welche auch noch nicht gelöst ist. Der Mensch hat das Recht zu existiren; der Arbeiter kann nur durch A. existiren; er hat daher das «Recht auf Arbeit»; er darf fordern, daß die Gesellschaft ihn beschäftige. So einfach diese Sätze scheinen, so interessirt Gesellschaft und Staat dabei sind, daß ihre Glieder nicht elend untergehen: es fragt sich immerhin, ob beide das, was man von ihnen fordert, zu leisten vermögen. Gewiß ist die Frage zu verneinen. In außerordentlichen Fällen, wenn ungewöhnliche Ereignisse in einzelnen Theilen des Arbeiterstandes einen Nothstand hervorgerufen, hat der Staat wol schon oft A. angewiesen, aber er vermochte dies doch nur in sehr beschränktem Maße, und durfte dabei nur Arbeiten unternehmen, welche der freien Gewerbsthätigkeit nicht Concurrenz machen. In der Regel kann aber auch der Staat das nicht thun, ohne die Staatsfinanzen vollständig zu erschöpfen. Noch schlimmer würde sich die Sache stellen, wenn die Arbeiter in dem Gewerbszweige, dem sie angehören, beschäftigt werden sollten; in diesem Falle würde nämlich eine Ueberproduction eintreten, welche keine andere Folge haben könnte, als die Production für längere Zeit ganz brach zu legen, die selbständigen Producenten und Unternehmer zu ruiniren, und die Zahl der arbeitslosen Arbeiter zu vermehren. Welche unheilvollen Resultate Staatsarbeitswerkstätten nach Art der 1848 zu Paris begründeten mit sich führen, ist bekannt genug geworden. Auch wenn ihre Leiter mehr guten Willen für die Durchführung der Idee besitzen, als die Leiter jener Werkstätten hatten, müssen sie doch stets höchst verderblich wirken und sind selbst als Nothbehelf zu verwerfen. Was der Staat vermag, das besteht in der Forträumung aller der Hindernisse, welche die Freiheit der Arbeiter und der A. beschränken. Der Staat kann nur den Uebergang von einer gewerblichen Thätigkeit zu andern, die Uebersiedelung an einen andern Ort, die Association der Arbeiter zur gewerblichen Thätigkeit und noch manches andere im Interesse der Arbeiterklasse als zulässig erklären und fördern. Vermag aber der Staat den Arbeitern nicht einmal A. überhaupt zu sichern, so kann er es noch weniger bewirken, daß die Arbeiter stets lohnende A. finden. Auch darauf hin haben sich Forderungen gerichtet; es ist verlangt worden, daß der Staat dafür Sorge trage, daß kein Arbeiter an Lohn weniger empfange, als er bedarf, um sich und seine Familie angemessen durchzubringen. Wollte der Staat diesen Ansprüchen genügen, so müßte er das Lohnminimum mindestens für die gemeine Handarbeit feststellen. Abgesehen davon, daß dies schon bei den sehr verschiedenartigen Verhältnissen der einzelnen Landestheile eines und desselben Staats schwierig und fast unmöglich erscheint, entbehrt der Staat auch der Mittel, seine Anordnungen durchzusetzen, da er die Arbeitgeber und Unternehmer nicht verpflichten kann, mit geringem Nutzen oder gar mit Schaden arbeiten zu lassen. Die Arbeitgeber werden dann mindestens mit Recht fordern, daß auch die Preise ihrer Erzeugnisse fixirt würden.

Aber jede Erhöhung der Preise vermindert die Consumtion, zwingt die Arbeiter ihre Production einzuschränken, macht Arbeiter brotlos. Außerdem begünstigt solche Erhöhung der Preise die Concurrenz des Auslandes sowol auf den fremden als auf den inländischen Märkten, wodurch wiederum die Production des Landes beschränkt und den Arbeitern die A. entzogen wird.

Nicht selten haben die Arbeiter durch Arbeitseinstellungen (s. Strike) den Lohn, der ihnen ungenügend erschien, zu erhöhen gesucht. Unternehmer und Arbeiter stehen in einem freien Vertragsverhältnisse; das Interesse des erstern fordert die Erniedrigung, das des andern die Erhöhung des Arbeitslohns. Glaubt der Arbeitgeber billigere Arbeitskräfte finden zu können, so entläßt er die theuerern; unbedingt hat dagegen der Arbeiter das Recht, sich dahin zu wenden, wo er besser honorirt wird. Die Ausübung dieses Rechts ist zwar häufig beschränkt, indeß niemals bestritten worden. Dagegen will man den Arbeitern das Recht nicht zugestehen, durch massenhafte Arbeitseinstellungen die Unternehmer zu veranlassen, ihren Lohn zu erhöhen, während man nicht verhindern kann, daß die Unternehmer sich in geeigneten Zeitpunkten vereinigen, um den Lohn herabzudrücken. Selbst Verabredungen der Arbeiter, welche auf die Erhöhung des Arbeitslohns hinzielen, obwol sie nicht einmal Arbeitseinstellungen in Aussicht nehmen, werden verboten. Als Gründe dafür werden angegeben die allerdings schweren Nachtheile, welche die Unternehmer und die Landesindustrie treffen, die Misstände, denen die Consumenten ausgesetzt sind, die Bedrohung der öffentlichen Ruhe und Ordnung durch eine große Anzahl arbeitsloser Arbeiter. In der That ergeben sich aber alle diese Gründe nicht als stichhaltig, und die Nachtheile, welche mit dem Verbot der Arbeitseinstellung verbunden, sind weit größer als diejenigen, die durch dasselbe verhütet werden. Dem Arbeiter entgeht es nicht, daß dem Unternehmer vollständige Freiheit zugestanden ist, während er selbst den größten Beschränkungen bei Regelung der Lohnverhältnisse unterliegt; er sieht sich ungerecht behandelt, obschon er als Staatsbürger die gleichen Rechte in Anspruch nehmen und außerdem von der Humanität noch die Berücksichtigung seiner oft sehr bedrängten Lage erwarten darf. Wenn man nicht selten beklagt, daß der Arbeiterstand, der bereits ein wichtiger polit. Factor geworden, sich feindselig dem Staate gegenüberstellt, so liegt der Grund davon zum nicht geringen Theil in der Beschränkung seiner Freiheit durch den Staat und dem in Gesetzen und Verordnungen ausgesprochenen Mistrauen, das ihm entgegengetragen wird. Auch wenn dem Arbeiter das Recht der Verbindung mit seinen Genossen und der Arbeitseinstellung nicht abgesprochen wird, steht er bei Feststellung des Lohnsatzes ungünstig genug da, und wenn die Arbeitseinstellung den Unternehmern große Nachtheile bringt, so ist sie mit noch größern für die Arbeiter verbunden, welche plötzlich ihr geringes Einkommen ganz einbüßen, und denen keine anderweiten Hülfsquellen zu Gebote stehen. Leichtsinnige Arbeitseinstellungen sind daher nicht vorauszusetzen, und wenn sie dennoch unternommen werden, so rächen sie sich an den Arbeitern so schwer, daß sie nicht leicht nochmals versucht werden dürften. Auch England sieht von Zeit zu Zeit Arbeitseinstellungen. Dennoch wird kein engl. Industrieller oder Staatsmann ernstlich daran denken, die frühern Gesetze gegen Arbeitercoalitionen und Arbeitseinstellungen wiederherzustellen. Daß ungesetzliche Mittel von den Arbeitern nicht angewendet werden dürfen, versteht sich von selbst.

Häufig wird dem Arbeiterstande vorgehalten, daß seine allgemeine Bildung auf niedriger Stufe stehe und mit der Zeit nicht fortgeschritten sei, daß er die staatlichen Verhältnisse nicht begreife, die für ihn so wichtigen wirthschaftlichen Gesetze nicht kenne oder misverstehe, und daß er darum auch die höhere Beachtung, die er beanspruche, nicht mit Recht fordern könne. So wie er hingestellt wird, ist der Vorwurf nicht begründet; verhältnißmäßig ist auch der Arbeiterstand vorgeschritten. Aber allerdings hat er noch einen weiten Weg zurückzulegen, bevor er mit Befriedigung sich an die Seite der andern Klassen stellen kann. Ihn auf diesem Wege zu fördern, ist der Zweck der Arbeitervereine, namentlich derjenigen, welche sich Arbeiterbildungsvereine zu nennen pflegen. Ursprünglich von einzelnen Männern des Gewerbs- wie des Gelehrtenstandes, welche sich für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen interessirten, im Verein mit einer Anzahl intelligenterer Arbeiter in größern Städten hervorgerufen, haben sich diese Vereine mehr und mehr verbreitet und bereits großen Nutzen gestiftet. Einerseits gewähren sie ihren Mitgliedern förmlichen Unterricht in den elementaren Schulkenntnissen, andererseits aber auch in solchen Kenntnissen und Fertigkeiten, welche für den Arbeiter mit Rücksicht auf seine Thätigkeit von Wichtigkeit sind. Daran schließen sich populäre Vorträge über Gegenstände aus dem Gebiet derjenigen Wissenschaften, welche die allgemeine Bildung zu fördern geeignet sind. Sodann aber finden auch gesellige Zusammenkünfte statt,

welche dem wüsten Wirthshausleben entgegentreten, Gefühl für höhere Vergnügungen hervorrufen, Anstand und Sitte verbreiten und die Berufsgenossen einander näher bringen sollen. Noch mehr Nutzen aber werden diese Vereine stiften, wenn man sich in der Folge entschließt, in denselben über die Lage des Arbeiterstandes selbst Erörterungen anzustellen, um so den Arbeiter in die Kenntniß der staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse einzuführen. Unmittelbar nach der Gründung der ersten Arbeitervereine fanden in dieselben zwar die communistischen und socialistischen Theorien der Franzosen, welche sich bei den isolirt dastehenden Arbeitern verbreitet hatten, Eingang; aber diese Theorien sind bald wieder verschwunden und haben bessern und richtigern Anschauungen Platz gemacht. Im Interesse des Staats liegt es gewiß, derartige Vereine, welche die Bildung des Arbeiterstandes bezwecken, kräftig zu unterstützen.

Neben den Arbeiterbildungsvereinen sind in neuerer Zeit auch Arbeitervereine entstanden, welche den offen ausgesprochenen Zweck, die Lage der Arbeiter zu verbessern, mehr oder weniger ausschließlich verfolgen. Es sind dabei zwei Wege eingeschlagen worden. Der eine Theil der Vereine hat sich die Aufgabe gestellt, die Frage, wie dem Arbeiterstande zu helfen sei, nach allen Seiten hin zu erörtern, die gewonnenen Resultate den Arbeitern zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen und auf Grund derselben eine möglichst einmüthige Agitation zu eröffnen. Zwei Richtungen sind wieder dabei hervorgetreten. Die eine erwartet alles vom Staate und fordert von demselben Abhülfe der Beschwerden; die andere sucht sich die volkswirthschaftlichen Gesetze klar zu machen und will unter Benutzung derselben selbstthätig vorwärtsgehen. Auch diese letztere Richtung beschäftigt sich mit Anforderungen an den Staat, aber dieselben bezwecken nur, dem Arbeiterstande die freie Bewegung, welche ihm noch vielfach vorenthalten, zu verschaffen. Als ein gutes Zeichen muß es gelten, daß diese zweite Richtung weit zahlreicher vertreten ist als die erste, daß namentlich alle intelligentern Arbeiter ihr anhangen. Der andere Theil der Vereine hat dagegen überhaupt einen andern Weg betreten, indem man sich sofort eine praktische, wenngleich beschränkte, Wirksamkeit schuf und Einrichtungen hervorrief, welche zunächst die Lage der Vereinsmitglieder verbessern sollen. Das Princip, welches man dabei zu Grunde legte, war das der Association (s. d.). Es wurden Associationen zur billigern Beschaffung der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, zu Ankauf im großen, und Associationen zum gemeinsamen selbständigen Gewerbebetrieb u. s. w. begründet.

Die Arbeitervereine mußten natürlich zu **Arbeitercongressen** führen. Da die Gesammtheit der Arbeiter sich als ein Ganzes, als Arbeiterstand, auffaßte, so lag es nahe, daß sie sich ein Organ zu schaffen suchte. Vollständig unorganisirt, wie die Gesammtheit war, vermochte sie indeß eine förmliche Vertretung nicht unmittelbar herauszubilden, und der Versuch, aus allen oder der Mehrzahl der Arbeiter einen allgemeinen Arbeiterverein zusammenzusetzen, konnte bei der großen Zahl der Arbeiter, ihrer Verbreitung über das ganze Land und der Schwierigkeit, die rechten Personen für die Centralleitung zu finden, kein günstiges Resultat gewähren. Als zweckmäßiger erschien es daher, an die bereits bestehenden, als lebensfähig erkannten, eine gewisse Autorität genießenden localen Arbeitervereine anzuknüpfen und die Erwählten derselben, dem Beispiel anderer unorganisirter Berufsgenossenschaften folgend, zur Anknüpfung näherer Verbindung und der gemeinsamen Erörterung wichtiger Fragen zusammentreten zu lassen. Solche Arbeitercongresse haben in Deutschland und außerdem in der Schweiz stattgefunden. Unmittelbare Resultate haben dieselben nicht herbeigeführt, auch nicht herbeiführen können. Aber insofern durch sie die einzelnen Arbeitervereine einander genähert und bei den Arbeitern das Gefühl ihrer Gemeinsamkeit und der Uebereinstimmung ihrer Interessen geweckt und gestärkt worden, sind sie nicht ohne Bedeutung gewesen und können auf die fernere Entwickelung der Arbeiterfrage eingreifenden Einfluß üben. Die Schriften, welche sich über die A., den Arbeitslohn, die Lage der arbeitenden Klassen u. s. w. verbreiten, sind bereits sehr zahlreich. Namentlich sprechen sich auch über A. und Arbeitslohn ausführlich, aber von verschiedenem Standpunkt, alle Handbücher der Volkswirthschaftslehre und Volkswirthschaftspolitik aus. Ueber die Lage der arbeitenden Klassen in einzelnen Staaten und Gegenden äußern sich mehr oder weniger eingehend die Werke von Buret, Audiganne, Engels, Ducpétiaux, Huber, Vères, Arrivabene, die «Reports of the Poor-law commissioners», die Schriften der Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen u. s. w.

Arbeiterwohnhäuser sind Wohnhäuser, welche entweder für die Arbeiter eines bestimmten gewerblichen Etablissements oder für Arbeiter eines Orts im allgemeinen errichtet werden. Die Wohnhäuser der erstern Kategorie werden in der Regel von dem Besitzer des Etablissements selbst hergestellt, sei es, weil es in der Nähe der Fabrik, des Bergwerks u. s. w. über-

haupt an Arbeiterwohnungen fehlt, sei es, weil der Unternehmer bei ihrer Herstellung und Ueberlassung an die Arbeiter seine Rechnung findet. Dabei mag oft die Erwägung, daß der Arbeiter, der zugleich Miether seines Brotherrn ist, fester an ihn und sein Unternehmen geknüpft ist, mitwirken. Ebendeshalb führen aber die A. für den Arbeiter mannichfache Nachtheile mit sich und machen ihn unselbständiger, als es sonst der Fall sein würde. Wohnungen für Arbeiter eines Orts verdanken hier und da der Speculation von Unternehmern, häufiger aber gemeinnützigen Gesellschaften, welche den Arbeitern gesunde Wohnungen gegen billige Miethe verschaffen wollen, ihren Ursprung. In einzelnen Hauptstädten sind sie auch schon durch den Staat hergestellt worden. Bekannt sind die ausgedehnten cités-ouvrières in Paris, welche auf Befehl Napoleon's III., ohne Zweifel aus polit. Motiven, errichtet worden. Es sind dies ausgedehnte Bauwerke, welche Hunderte von hübschen, wohleingerichteten Arbeiterwohnungen enthalten, die aber freilich nur einen unbedeutenden Theil des Wohnungsbedürfnisses der pariser Arbeiterbevölkerung befriedigen.

Arbeitshäuser sind Anstalten, welche den Zweck haben, ihre Insassen zu beschäftigen. Dieselben zerfallen in drei Klassen: 1) Werkhäuser für freiwillige Arbeiter, 2) Zwangsarbeitshäuser, 3) Strafarbeitshäuser. Die Werkhäuser sind entweder Staats- oder Gemeindeinstitute oder Privatwohlthätigkeitsanstalten; ihr Zweck ist, denjenigen Arbeitern, welche, aller Bemühungen ungeachtet, bei Unternehmern keine Arbeit finden können, diese zu liefern und ihnen dafür Wohnung und Unterhalt zu gewähren. Solche Werkhäuser bestehen namentlich in England, aber auch in andern Staaten. Die Idee, welche ihnen zu Grunde liegt, ist folgende: wenn dem Arbeiter auch nicht das oft behauptete Recht auf Arbeit zugestanden werden kann, muß er doch, sobald er arbeitslos und damit brotlos wird, durch die Armenpflege unterstützt werden. Eine derartige Unterstützung nimmt aber nicht nur die Armenkasse stark in Anspruch, sondern sie kann auch den Arbeiter zur Trägheit gewöhnen und drückt ihn in die Klasse der Almosenempfänger herab, ein Nachtheil, der von großer Bedeutung ist. Es empfiehlt sich daher, ihn in der Arbeitsgewohnheit zu erhalten und zugleich die Unterhaltskosten soviel als möglich durch den Ertrag der Arbeit zu decken. So ansprechend auch diese Idee, stellen sich doch bei ihrer Durchführung große und sogar unüberwindliche Schwierigkeiten heraus. Einerseits erleichtern nämlich die Werkhäuser die Staats- und Gemeindekasse nicht, denn die Herstellung und Einrichtung derselben sowie ihre Verwaltung veranlassen große Kosten, der Unterhalt der Arbeiter und ihrer Familien ist verhältnißmäßig kostspielig, der Ertrag der Arbeit nicht beträchtlich. Andererseits kann der Arbeiter im Werkhause nicht in seinem Berufe, sondern muß mit einfacheren Arbeiten, welche jeder ohne große Uebung auszuführen vermag, beschäftigt werden. Derartige Arbeiten lassen sich aber nicht leicht beschaffen, und sollen doch gerade in dem Augenblicke, wo eine allgemeine Arbeitslosigkeit eintritt, in größerer Menge aufgefunden werden. Dabei können die Werkhäuser nur einem geringen Theil der Arbeiter, für welche sie bestimmt sind, hülfreich werden, erwecken also Ansprüche, die sich nicht befriedigen lassen. Außerdem unterstützen sie die geistige Trägheit derer, welche es vorziehen, andere für sich sorgen zu lassen, und machen denjenigen Arbeitern, die sich mit denselben Arbeiten beschäftigen, eine Concurrenz, die diese nicht zu bestehen vermögen. Aus diesen Gründen empfehlen sich die Werkhäuser, obwol ihnen nicht alle diejenigen Nachtheile, welche sich an die franz. Arbeitswerkstätten von 1848 knüpften, beiwohnen, doch nur wenig, nur im höchsten Nothfall. Geradezu verwerflich werden die Werkhäuser, wenn sie die arbeitslosen Arbeiter zurückschrecken sollen, in Nothzeiten Ansprüche an die Armenkasse zu erheben; wenn die Armenpflege dem Arbeiter die Alternative stellt, entweder auf jede Unterstützung zu verzichten oder in das zur Armenanstalt herabgesunkene Werkhaus einzutreten und damit in mancherlei Entbehrungen, namentlich auch in die Trennung von seiner Familie zu willigen. Nicht mit Unrecht ist den engl. Werkhäusern (Work-houses) mancher Gegenden der Vorwurf gemacht worden, daß tüchtige, ehrliebende Arbeiter lieber zu Grunde gehen, als in ein Werkhaus eintreten; daß der Aufenthalt in einem solchen den guten Ruf des Arbeiters bei seinen Genossen schädige.

Einen andern Zweck als die Werkhäuser verfolgen die Zwangsarbeitshäuser, welche Müßiggänger, Bettler und Vagabunden zur Arbeit anhalten und an die Arbeit gewöhnen, also wesentlich bessern sollen. Fallen diese Arbeitshäuser, als Besserungsanstalten, auch nicht in die Kategorie der Strafanstalten, schon weil die Ueberweisung an sie in der Regel nicht durch die Gerichte, sondern durch die Polizeibehörden stattfindet, so streifen sie doch nahe an den Begriff der Strafanstalt. Es ist bestritten worden, daß der Staat berechtigt sei, einen Bürger, der sich keines Vergehens schuldig gemacht, zur Arbeit zu zwingen, indem letzterer nur

eine sittliche, aber keine rechtliche Verpflichtung habe, nach seinen Kräften der Gesellschaft durch nützliche Arbeit zu dienen. Indeß hat sich doch allgemein der Grundsatz geltend gemacht, daß der Staat den Müßiggang, als die Quelle vieler Verbrechen, verhindern und mit Rücksicht auf die ihm obliegende Unterstützungspflicht die Staatsangehörigen anhalten dürfe, sich durch Arbeit ihren Unterhalt selbst zu erwerben; daß er ferner berechtigt sei, dieselben durch Gewöhnung an die Arbeit zur Arbeit zu erziehen und zu nützlichen Beschäftigungen selbst zwangsweise anzuleiten. Die Aufgabe der Zwangsarbeitsanstalten gestaltet sich jedoch ebenfalls als eine höchst schwierige, wenn auch nicht als eine unlösbare. Einerseits müssen die zu Bessernden, die Corrigenden, mit mehr Rücksicht behandelt werden als Sträflinge, und andererseits erfordern sie, soll der Zweck erreicht werden, eine aufmerksame, individuell modificirte Behandlung. Auch die Beschaffung der geeigneten Arbeit hat ihre großen Schwierigkeiten, wenn dem Corrigenden nach seiner Entlassung die Möglichkeit, sich selbst zu nähren, gewährt werden soll. — Die Strafarbeitshäuser gehören zu den wirklichen Strafanstalten, indem in ihnen in der Regel geringere Vergehen durch mit Arbeit verbundenes Gefängniß abgebüßt werden. Die Besserung der Sträflinge wird hier nicht mehr in Betracht gezogen; um auf sie hinzuwirken, ist gewöhnlich schon die Strafzeit zu kurz. Nach den ältern Strafgesetzgebungen wurden Verbrecher nach Abbüßung ihrer Strafen oft in Arbeitshäuser auf so lange versetzt, bis sie durch ihren Arbeitsverdienst die Kosten ihrer Haft und den durch ihr Verbrechen verursachten Schaden ersetzt hatten. Doch konnte dieser Ersatz, wenn er beträchtlich war, nie erzielt werden. Zu verwerfen ist die hier und da vorkommende Verbindung der Zwangsarbeitshäuser mit Strafarbeitshäusern, weil die Vereinigung der Sträflinge mit Corrigenden auf die letztern in vielfacher Beziehung nachtheilig wirken muß. (S. Strafanstalten.)

Arbeitsschulen sind Anstalten, welche den Zweck haben, jüngere Leute, namentlich junge Mädchen, zu gewissen Arbeiten anzulernen. Theils sind sie Wohlthätigkeitsanstalten, theils aber auch Privatunternehmungen. Letztere decken die entstehenden Kosten durch den Verkauf der gefertigten Arbeiten, welche bei den für junge Mädchen errichteten Anstalten hauptsächlich in weiblichen Handarbeiten aller Art bestehen, und gewähren überdies noch dem Unternehmer einen mehr oder weniger reichlichen Vortheil. Sind die A. für Mädchen zweckmäßig eingerichtet, so können sie recht nützlich wirken, indem sie entweder ihre Zöglinge in den Stand setzen, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, oder doch mindestens ihnen Fertigkeiten beibringen, die sie als Familienmütter brauchen können.

Arbela, s. Arbil.

Arber, die höchste Berggruppe des Böhmerwaldes, erhebt sich auf der bair. Seite, etwa $4\frac{1}{2}$ M. östl. von der Stadt Cham. Von ihm herab kommt der Weiße Regen, wie von dem südöstlicher gelegenen, 4460 F. hohen Rachel der Schwarze Regen. Der Große A., 4554 F. hoch, ein nach allen Seiten steil abfallender, abgestumpfter Kegel, bildet die höchste und letzte südöstl. Gipfelerhebung eines gewundenen Bergarmes, der von dem Hauptstock des Böhmerwaldes aus zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Regen bis zu deren Vereinigung unweit Kötzting hinstreift. Ein wenig seitwärts vom Kamme und nur $\frac{1}{4}$ M. nördlich vom Großen A. erhebt sich der völlig kegelförmige Kleine A. Beide Berge hängen mit dem Hauptzuge durch einen breiten und hohen Sattel zusammen. Oben ist ein geräumiges Plateau, im NO. und SW. von zwei parallelen Felsmauern begrenzt. Der Berg ist meistens kahl. Auf dem höchsten Punkte steht ein Feldmessersignal, weiter östlich eine kleine Kapelle, in der jährlich einmal Messe gelesen wird, zu welcher Feier dann zuweilen an 4000 Menschen auf die lichte Höhe wallfahrten. Einige hundert Schritte darunter liegt eine Hirtenhütte. Die beiden, gegen 3000 F. hoch gelegenen Arberseen zeigen nicht das satte Grün der Alpenseen, sondern einen unheimlichen schwarzen Wasserspiegel. Bei geringem Umfange sollen sie unermeßlich tief sein. Der A., wie die ganze Gebirgsgegend um ihn, ist von dem Fremdenzuge noch ziemlich unberührt, verdient aber mehr als viele andere gerühmte Höhen bestiegen zu werden, da wol kein Berg Deutschlands im N. der Donau ein schöneres Rundgemälde gewährt als dieser.

Arbil oder Erbil (Arbēla), Stadt im türk. Kurdistan, 43 M. im N. von Bagdad und 11 M. östlich von Mossul am Tigris, in der Ebene zwischen dem Großen und dem Kleinen Zab (dem Lycus und Caprus der Alten) gelegen. Die Stadt ist größtentheils am Fuße, zum Theil aber am Abhange eines künstlichen Hügels von 60—70 F. Höhe erbaut, auf welchem eine Feste steht. Nach den angestellten Ausgrabungen hat dieser Hügel auch als Grabstätte von Herrschern gedient, deren Backsteine groß, aber ohne Inschriften und dadurch von den babylonischen verschieden sind. Um die Unterstadt breitet sich ein weites Trümmergefilde aus,

in welchem sich im W. ein 121 F. hohes, achteckiges Minaret von 10 F. Breite an jeder Seite erhebt, dessen Moschee als Steinbruch dient. Die Zahl der Einwohner schwankt zwischen 2—6000. Die Umgegend gibt ohne Bewässerung einen 15fachen, bei Bewässerung 20fachen Ertrag des Weizens. Auch ist die Gegend reich an Wild, zumal Hasen, Antilopen und Feldhühnern. A. ist das alte Arbēla in Assyrien, nach welchem der letzte Sieg Alexander's d. Gr. über Darius Kodomannus (331) benannt wird. Das Schlachtfeld war aber nicht hier, sondern etwa 6 M. westlicher, bei Gaugamēla, zwischen A. und Mossul, am Flusse Bumodus, dem jetzigen Chaser, der in den Großen Zab fließt. A. selbst diente nur als Sammelplatz, Hauptquartier und Magazinstätte der Perser vor der Schlacht. Das 1184 entstandene «Reich» A., der jetzigen Provinz Schehrezur entsprechend, war nur eine Statthalterschaft des Ejubiden-Sultans Saladdin. Es kam 1233 durch Vermächtniß an die Khalifen von Bagdad, wurde 1236 eine Beute der Mongolen und 1393 Timur's. Im Dec. 1732 wurde A. von den Persern unter Schah Nadir erobert.

Arbĭter heißt im röm. Rechte der Schiedsrichter, welcher, nach dem Compromiß der Parteien, die unter diesen obwaltende Streitigkeit durch sein Urtheil (arbitrium, bei den Neuern laudum) zu entscheiden übernommen hat. Das röm. Recht enthält sehr genaue Bestimmungen über die Bedingungen, unter welchen jemand zur Uebernahme eines solchen arbitrium genöthigt und unter welchen sein Urtheilspruch (sententia) an die Civilgerichte zur Vollstreckung abgegeben werden kann. Die große Ausdehnung, in welcher die Römer solche Schiedsrichtersprüche zuließen, steht in Verbindung mit der Gewohnheit, die Bestimmung gewisser Punkte abgeschlossener Geschäfte oder testamentarischer Verfügungen dritten Personen, welche außer dem Obligationsnexus sich befinden, anheimzugeben. Diese Personen sind entweder bestimmt namhaft gemacht, oder nicht; im letztern Falle tritt ein boni viri arbitratus ein, und der Entscheidende heißt nicht arbiter, sondern arbitrator. Ueber die Schiedsrichter der neuern Zeit, s. Schiedsrichter.

Arbitrage (ein zunächst franz. Wort, vom lat. arbitrium, Entscheidung). Wenn der Kaufmann an einem fremden Orte eine Zahlung zu leisten oder eine solche von dort einzuziehen hat, so stehen ihm hierzu in der Regel mehrere Wege offen, von denen bald der eine, bald der andere für ihn vortheilhafter ist. Besonders der Bankier ist zumeist in dem Falle, zwischen diesen Wegen wählen zu können, und die Auffindung des günstigsten derselben bildet den Gegenstand der A. oder der Arbitragerechnung. Auch wenn es sich nicht um die Zahlung oder die Einforderung einer Schuld handelt, kann arbitrirt werden, z. B. um zu ermitteln, an welchem Platze man eine gewisse Wechselsorte am billigsten erhalten oder am höchsten verwerthen kann. Bei der Verschiedenheit des Disconto (s. d.) hat man nicht immer den gleichen Ertrag, wenn man zur Einsendung an einen fremden Platz einen dort zahlbaren kurzsichtigen Wechsel kauft, als wenn man einen langsichtigen (billiger) kauft und dort in Discont gibt (vor der Verfallzeit gegen Abzug des Disconto verkauft); die vergleichende Rechnung heißt hierbei Discontoarbitrage. Die Geldarbitrage zeigt, welche Geldsorte man zu irgendeinem Zwecke am vortheilhaftesten verwendet, oder, wenn man eine bestimmte Geldsorte kaufen oder verkaufen will, wo dies am erfolgreichsten geschehen kann. Die Staatspapier-Arbitrage ist die Ermittelung, an welchem Orte man eine gewisse Kauf- oder Verkaufsoperation jener Effecten am billigsten oder einträglichsten vollzieht. Das Nämliche gilt von der Actienarbitrage.

Arbōga, eine uralte Stadt in der schwed. Landschaft Westmanland oder in Westeråslän, 2 M. von der Mündung des bis an die Stadt schiffbaren Flusses gleiches Namens in den Mälar und unweit des Hjelmarkanals, welcher die Seen Hjelmar und Mälar miteinander verbindet, war früher ein wichtiger Handelsplatz, ist aber jetzt unbedeutend und zählt nur noch (1860) 2882 E. Geschichtlich merkwürdig ist besonders die Stadt wegen der Alterthümer, die sich hier und in der Umgegend finden. Von den ehemaligen 5 Kirchen, 3 Klöstern und 4 Kapellen sind jetzt nur die Stadt- und die Landkirche übrig, erstere mit einem Altargemälde von Rembrandt. Nächst Stockholm sind in A. die meisten Kirchenversammlungen (7 von 1297 bis 1494) und Reichstage (32 von 1307 bis 1657) abgehalten worden. Von letztern sind die wichtigsten: 1434, wo Engelbrecht zum Anführer, 1440, wo Christoph zum Könige, 1471, wo Sten Sture zum Reichsvorsteher der Schweden gewählt wurde; 1561, wo die Stände die 43 Arbogaartikel annahmen, durch welche Erik XIV. die Macht seiner Brüder sehr beschränkte. Laut Verordnung Gustav Adolf's von 1625, wonach die Kupfermünzen den vollen Werth in Kupfer enthalten sollten, wurden hier 1626 die sog. Arbogaklippingar (quadratförmige Kupfermünzen) geschnitten und 1627 die Arbogafyrkar geschlagen. A. steht mit Stockholm in leb-

haftem Dampfschiffverkehr. Auch ist die Stadt mit Nora sowie mit Oerebro und weiter mit Stockholm und Götheborg durch eine Eisenbahn verbunden.

Arbogast, ein Aquitanier german. Abstammung, trat früh in röm. Kriegsdienste und wurde vom Kaiser Gratian, unter dem er mit Glück gegen die Germanen am Rhein und der Donau kämpfte, zum Oberbefehlshaber der gallischen Heere erhoben. Nach der Ermordung Gratian's erklärte er sich gegen den Usurpator Maximus, weshalb er von Theodosius und Valentinian II. in seiner Würde bestätigt wurde. Auch unter dem neuen Herrscher bewährte er sich als tüchtigen Feldherrn, indem er seine Landsleute Sunno und Markomir besiegte und das Land der jenseit des Rheins wohnenden Chamaver und Bructerer verheerte. Aber die Stellung, welche er einnahm, genügte seinem hochfliegenden Ehrgeiz nicht: er strebte nach der Herrschaft des Abendlandes. Während er durch verschwenderische Freigebigkeit das gallische Heer zu gewinnen suchte, wußte er durch erheuchelte Treue und Ergebenheit den jungen Kaiser Valentinian allmählich ganz in seine Gewalt zu bringen. Die bisherigen Räthe wurden entfernt, alle wichtigen Stellen mit fränk. Edeln besetzt. Als endlich Valentinian das Unwürdige seiner Lage begriff und zu Vienna in Gallien in feierlicher Thronsitzung dem A. die Urkunde hinreichte, welche seine Absetzung aussprach, warf sie dieser verächtlich zu Boden, mit den Worten: «Meine Macht hängt weder vom Lächeln noch vom Drohen eines Fürsten ab.» Nur mit Mühe konnten die Umstehenden den Kaiser abhalten, ihn zu durchbohren. Wenige Tage darauf wurde Valentinian, ohne Zweifel auf Anstiften A.'s, ermordet (392). Dieser, der wohl wußte, daß die Herrschaft eines Barbaren beim röm. Volke Widerwillen erregen würde, hielt es für gerathen, den Purpur nicht selbst anzunehmen, sondern einen von ihm abhängigen Römer, den Grammatiker Eugenius, am kaiserl. Hofe Geheimschreiber und Kanzler, damit zu bekleiden. Um Theodosius, den Schwager Valentinian's und Beherrscher des Ostens, zu gewinnen, schickte er an diesen eine Gesandtschaft mit der Bitte um Bestätigung des Eugenius. Theodosius, zum Kriege gegen einen so mächtigen Gegner nicht vorbereitet, entließ die Gesandten mit Geschenken, aber ohne bestimmte Antwort. Erst nach zweijährigen Rüstungen brach er, durch Iberer, Hunnen, Alanen und Gothen verstärkt, nach dem Westen auf, um Valentinian's Tod zu rächen. Nördlich von Aquileja, am Flusse Frigidus, kam es zur Schlacht, in welcher A. und Eugenius eine vollständige Niederlage erlitten (394). Eugenius wurde gefangen und hingerichtet. A. irrte noch einige Tage im Gebirge umher und gab sich dann, an Rettung verzweifelnd, selbst den Tod.

Arbois, freundliche Stadt im franz. Depart. Jura (Franche-Comté), in einem tiefen Thale an der Cuisance gelegen, hat ein Collége, mächtige Schloßruinen und zählt 7000 E. In der Umgegend werden viel Blumen, Obstbäume und Gemüse gezogen, besonders aber ein süßer, meist weißer Wein, der Arboiswein, erbaut. Derselbe wird zu den Weinen erster Klasse gerechnet, ist jung mild, angenehm und moussirend wie Champagner; alt kommt er dem alten Wein von Château-Châlons nahe, muß aber länger lagern. Auch die bei Pupillin, 1/4 St. von A. gewonnenen Weine werden unter dem Namen von Arboiswein verkauft. Neben dem Wein, dem schon Kaiser Maximilian I. 1493 freien Umsatz in der Freigrafschaft Burgund und im Deutschen Reiche durch ein eigenes Diplom zusicherte, bringt A. auch Branntwein, Oel, Gartenfrüchte und Blumen zur Ausfuhr. Die Industrie besteht in Papier-, Sägen-, Hämmer-, Oel- und Lederfabrikation.

Arbroath, früher Aberbrothwik, Aberbrothik und in alten Zeiten Aberbrothok genannt, eine alte Hafenstadt der schott. Grafschaft Angus oder Forfar, an der Mündung des Brothik in die Nordsee, zwischen Dundee und Montrose gelegen, hat 8143 E., besitzt einen kleinen, aber sichern und durch eine Batterie gedeckten Hafen und treibt Schiffbau und lebhaften Handel. Vor der Stadt liegen auf einer Anhöhe die geringen Ueberreste einer Abtei, welche, 1178 von König Wilhelm dem Löwen, der hier begraben ward, gegründet, eine der prächtigsten und reichsten Schottlands war. 1320 hielt Robert Bruce zu A. ein Parlament, und 1560 wurde die Stadt zerstört, aber ihr Archiv erhalten. Nur etwa 12 engl. M. von dem Signalthurme der Stadt steht im Meere der berühmte Leuchtthurm Bell Rock.

Arbuthnot (John), engl. Satiriker, wurde 1675 in dem Orte gleiches Namens in Kincardineshire geboren, studirte in Edinburgh Medicin und begab sich dann nach London, wo er durch seine Schriften und seinen sarkastischen Witz Aufsehen erregte. Als eifriger Jakobit trat er mit Bolingbroke, Swift und Prior in Verbindung, wurde 1704 Mitglied der Royal-Society und 1709 Leibarzt der Königin Anna. Die in Pope's Werken veröffentlichten «Memoirs of Martinus Scriblerus» sind hauptsächlich von A. geschrieben und dienten Sterne zum Vorbild

seines «Tristram Shandy». Das Hauptwerk A.'s ist jedoch seine «History of John Bull» (Lond. 1712), eine ungemein geistreiche und glücklich durchgeführte Allegorie, welche den Zweck hatte, den Herzog von Marlborough und die Whigs lächerlich zu machen und dem Volke den Krieg gegen Frankreich zu verleiden. Nach dem Tode Anna's verlor A. sein Hofamt, blieb jedoch einer der gesuchtesten Aerzte Londons und gab auch mehrere nicht unverdienstliche medic. Arbeiten sowie eine Reihe von Abhandlungen über alte Münzen heraus. Er starb 27. Febr. 1735. Die posthumen «Miscellaneous works of A.» (2 Bde., Glasgow 1751) wurden von seinen Erben für unecht erklärt, enthalten aber unstreitig vieles, was von ihm herrührt.

Arbūtus, Erdbeerbaum, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Ericaceen und der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, besteht aus Sträuchern und Bäumen mit lederartigen, immergrünen, gezähnten Blättern und weißen oder rosenrothen, in endständige Trauben oder Rispen gestellten Blüten, welche einen fünftheiligen Kelch, eine kugelige oder krugförmige Blumenkrone und einen fünffächerigen Fruchtknoten besitzen. Aus letzterm entwickelt sich eine kugelige, fleischig-saftige, äußerlich warzige oder gekörnelte Frucht, inwendig mit fünf vielsamigen Fächern. Die meisten Arten sind in Nordamerika zu Hause, einige aber auch in Europa. Darunter ist die verbreitetste und bemerkenswertheste A. Unedo, der gemeine Erdbeerbaum, ein stattlicher Strauch oder kleiner Baum von 10—15 F. Höhe, mit rothrindigen Zweigen, großen, länglichen, lanzettförmigen, glänzendgrünen Blättern, hängenden Blütentrauben und 3/4 bis 1 Zoll dicken, kugeligen, scharlachrothen, erdbeerartigen Früchten von angenehmem säuerlich-süßen Geschmack. Dieser schöne Strauch findet sich wild in Südeuropa (schon in Südtirol und der südl. Schweiz, doch auch in Irland), besonders in Spanien (namentlich in der Sierra-Morena), wo seine Früchte oft in Menge auf den Markt gebracht werden. In Menge genossen, wirken dieselben berauschend und verursachen Kopfschmerzen. Sie enthalten ziemlich viel Zucker und können zur Branntweinfabrikation benutzt werden. A. Unedo wie auch die andern Arten werden häufig als Ziersträucher ihrer schönen Belaubung halber cultivirt, müssen aber während der kalten Jahreszeit in das Kalt- oder Orangerieenhaus gebracht werden, da sie im Freien, selbst eingepackt, bei starkem Frost leicht erfrieren. Im Frühling kann man sie ins freie Land versetzen und im Herbst wieder herausnehmen. Sie verlangen Heideerde und lassen sich sowol durch Samen als durch Steckreiser vermehren.

Arc (Jeanne d'), s. Jeanne d'Arc.

Arcade (vom lat. arcus, Bogen) nennt man im allgemeinen eine im Zusammenhange fortlaufende Reihe auf Pfeilern oder Säulen ruhender Bogen, welche theils zum Tragen eines Oberbaues, wie z. B. einer Wasserleitung, einer Straße oder einer Eisenbahn, bestimmt sind, theils, angelehnt an einen andern massiven Bau, zur Zierde desselben dienen. Die A. oder der Bogengang unterscheidet sich von der Colonnade oder dem Säulengange dadurch, daß erstere aus gewölbten oder horizontal überdeckten Bogen besteht, während die letztere dem geradlinigen (antiken) Systeme folgt. Wie die Griechen und Römer Straßen, Märkte (Forum in Rom), Plätze zu Volksversammlungen, Spielen und Unterricht, Tempel und öffentliche Bauwerke aller Art mit Säulenhallen umgaben, so ziehen sich noch heutigentags, besonders in ital., aber auch in ältern span., franz. und deutschen Städten Bogengänge an den Häusern der Straßen oder an der Front öffentlicher Gebäude hin. Mehrere der berühmtesten ital. Paläste sind durch prächtige A. geschmückt. Im nördl. Europa sind besonders in neuerer Zeit nicht selten öffentliche Plätze und Spaziergänge großer Städte zum Schmuck mit Bogengängen versehen worden. An Orten, an denen sich zeitweise größere Menschenmengen versammeln, wie an Theatern, Börsen, in den Höfen größerer Hotels, namentlich aber bei Curbrunnen in Badeorten, sind die A. eine fast unentbehrliche Zugabe geworden. Je nach dem angewendeten Baustil gibt es goth., roman., maurische u. s. w. Bogengänge. Dieselben sind entweder offen, in welchem Falle sie aus zwei oder mehrern parallelen Bogenreihen bestehen, oder sie sind an einer Seite durch eine Mauer geschlossen. Diese Rückwand versieht man häufig mit Pilastern, mit welchen dann die Pfeiler der A. correspondiren. Bei Prachtbauten werden die durch die Pilaster auf der innern Mauerfläche gebildeten Nischenräume mit Malerei verziert. Eins der schönsten Beispiele einer solchen Decoration aus neuerer Zeit in Deutschland bilden die A. des Hofgartens in München. Zur Belebung innerer und äußerer Wandflächen finden sich namentlich im normannischen Baustil nicht selten Blendbogenstellungen, sog. Arcaturen, angewendet.

Arcadius, Kaiser des Orients 395—408, geb. 377 in Spanien, Sohn des Kaisers Theodosius (s. d.), ward im Alter von 18 J. bei der Theilung des Römischen Reichs nach seines

Vaters Tode erster Kaiser des Orients, während sein Bruder Honorius (s. d.) das Occidentalische Reich erhielt. Der Pomp, den A. in seinem Palaste zu Konstantinopel einführte, war dem der Perserkönige gleich. Seine Herrschaft erstreckte sich von dem Adriatischen Meere bis zu dem Tigris und von Scythien bis Aethiopien. Der eigentliche Beherrscher dieses großen Staats aber war anfangs der Gallier Rufinus (s. d.), dann der Eunuch Eutropius. Zwar hatten die Eunuchen schon früher im geheimen auf die Regierung thätigen Einfluß gewonnen; Eutropius aber trat offen auf als erste Gerichtsperson und als Anführer der Heere. 399 ward er durch Gainas gestürzt, der jedoch bei dem Versuche, sich selbst zum Herrscher zu machen, umkam. Die habsüchtige Eudoxia, die Gemahlin des A., übernahm nun dessen und des Staats Leitung. Die Regierung des A. war besonders durch Einfälle der Gothen, Erdbeben und Hungersnoth bemerkenswerth, die fast in allen Theilen des Reichs wütheten. A. blieb gleichgültig bei allen diesen Ereignissen. Er starb 1. Mai 408, unbetrauert selbst von seinen nächsten Umgebungen. Dem A. folgte der minderjährige Sohn Theodosius II.

Arcani disciplina oder Geheimlehre, eine Bezeichnung, die erst im 17. Jahrh. (wol zuerst durch Meier's «De recondita veteris ecclesiae theologia», Helmstädt 1679) aufgekommen ist, während die Sache selbst schon im 2. Jahrh. der christl. Kirche ihren Anfang genommen. Nachdem Verfolgungen die Christen zum Geheimhalten ihres Gottesdienstes genöthigt hatten, begannen sie den Grund dieser Geheimhaltung in dem Charakter ihrer heiligen Handlungen als für Ungetaufte unzugänglicher Mysterien zu finden, womit sich seit dem 4. Jahrh. überhaupt auch eine Geheimhaltung der positiven Lehren des Christenthums verband. Die heidnischen Mysterien, besonders nach neuplatonischen Mustern, waren Vorbilder dazu. Die Lehre von der Taufe und dem Abendmahl, als die Hauptmomente des christl. Glaubens, ebenso das kirchliche Symbol und das Gebet des Herrn wurden jetzt, wider die ursprüngliche Sitte, erst nach der vollen Weihe oder nach der Theilnahme am Abendmahle mitgetheilt. Einige Katholiken bedienten sich in den Streitigkeiten mit den Protestanten dieser geschichtlichen Thatsache zum Beweise für eine geheime Lehre (arcani disciplina) in der alten Kirche, von deren Inhalte nur die kirchliche Tradition wisse. In jene Geheimlehre meinte man dann alle diejenigen Lehren der Kirche setzen zu dürften, für welche es entweder keinen oder doch keinen genügenden Beweis in der Heiligen Schrift gäbe, z. B. die von der Transsubstantiation. Seit 1685 entspann sich zwischen Schelstrate, auf Grund dessen Schrift «De disciplina arcani» (Rom 1685), und Tentzel (s. d.) ein Streit über die Beweisführung aus der disciplina arcani, in welchem letzterer die Grenze des altkirchlichen Mysterienwesens scharfsinnig zu bezeichnen suchte. Vgl. Rothe, «De arcani disciplina» (Heidelb. 1847).

Arcanum (lat.), eigentlich das Abgeschlossene, dann das Geheime und Geheimnißvolle, wurde schon bei den alten Römern in der Religionssprache vorzugsweise für die geheimen, nicht auszusprechenden Dinge gebraucht, namentlich aber verstand man darunter die Mysterien oder sonst den Uneingeweihten verschlossenen Geheimlehren der Priesterschaft. Im letztern Sinne ist das Wort auch in die christl. Theologie übergegangen. (S. Arcani disciplina.) In der Alchemie des Mittelalters spielten die Arcana eine wichtige Rolle. Viele Präparate von angeblich besonderer Wirkung, deren Zusammensetzung man geheim hielt, hießen also. Auch wurden unter diesem Namen die höchsten Probleme der Alchemisten, das Große Elixir und der Stein der Weisen, begriffen. In der spätern mystisch-speculativen Alchemie ist A. das geheime, körperlose und unsterbliche Etwas. Ueber die Arcana in der Medicin, s. Geheimmittel.

Arcesilaus (griech. Arkesilaos), griech. Philosoph, Stifter der zweiten akademischen Schule, geb. zu Pitane in Äolien 316 v. Chr., genoß eine sorgfältige Erziehung. Er sollte in Athen sich der Rhetorik widmen; doch von der Philosophie mehr angezogen, genoß er zunächst den Unterricht des Peripatetikers Theophrast, dann des Krantor. Nach des Krates Tode stand er an der Spitze der akademischen Schule und nahm bedeutende Veränderungen mit den Lehrsätzen derselben vor, indem er die platonische Dialektik vornehmlich gegen die dogmatischen Behauptungen des Zenon anwendete und in dieser Polemik sich dem Skepticismus annäherte. Auch setzte er zu diesem Behufe die Methode des Disputirens an die Stelle des fortlaufenden Lehrvortrags. Er leugnete nicht nur die Bedingungen der Möglichkeit einer begreiflichen Vorstellung, wie sie Zenon behauptete, sondern auch überhaupt das Dasein eines zureichenden Kriteriums der Wahrheit, und empfahl die Zurückhaltung des apodiktischen Urtheils als ein die Gemüthsruhe förderndes Gut. Im Praktischen aber, lehrte er, müsse man sich an das Wahrscheinliche halten, was man den Probabilismus (s. d.) nennt. Er genoß wegen der Trefflichkeit seines Charakters hohe Achtung, daher der Stoiker Kleanthes von ihm sagt: Das Sitt-

liche, welches er in seinen Reden aufhebe, stelle er durch seine Handlungen wieder her. A. starb 241 v. Chr.

Archaismus heißt der Gebrauch des Veralteten in der Sprache, sei es ein Wort, ein Ausdruck, eine grammatische Form oder eine Wendung. Im allgemeinen verbietet der gute Geschmack den Gebrauch der Archaismen; nur in gewissen Gattungen der Schreibart, namentlich in der Gerichts- und Religionssprache, werden sie ohne Anstoß gebraucht. Ebenso bedienen sich Dichter nicht selten der Archaismen, um der Sprache Kraft, Würde oder Feierlichkeit zu verleihen. Doch können Archaismen nach dem Gesetze des Contrastes auch komische Wirkung haben.

Archangel oder Archangelsk, das größte und nächst Finland das nördlichste Gouvernement im europ. Rußland, südlich vom Eismeer mit dem tiefeindringenden Weißen Meere, östlich von Finland, nördlich von Olonetz und Wologda, westlich vom Ural gelegen, erstreckt sich von 61⅓ bis 70° nördl. Br. und von 46½ bis 84° östl. L. und mißt 13923, ja mit Nowaja-Semlja sogar 16025 Q.-M., zählt aber auf diesem Gebiete, das ein Elftel von Europa umfaßt und über dreimal größer als der preuß. Staat ist, nur (1860) 282180 E., eine so geringe Bevölkerungszahl, wie sie in Europa auf so großem Raume weiter nicht vorkommt. Abgesehen von den Westabfällen des Ural, den östl. Zweigen des norweg. Gebirges und den Felshöhen der lappländ. Halbinsel Kola, sowie von den isolirten Höhezügen des Pae-Choi und der Timanischen Berge, gehört das Land der osteurop. Tiefebene an, hat großentheils den Charakter des polaren Sibiriens und ist reichlich bewässert durch die Petschora, den Mesen, die Dwina, den Onega und unzählige kleinere Flüsse sowie durch sehr viele größere und kleinere Seen. Der Süden gehört der Region der Wälder und der Viehzucht an, aber nordwärts gehen Tannen, Fichten und Lärchen nach und nach in kriechendes, dürftiges Gesträuch über. Strecken, die nur mit Renthierflechten überzogen, werden im N. immer häufiger, und mehr und mehr bildet sich die Moossteppe oder Tundra, die namentlich vom Ural bis zum Mesen, zu beiden Seiten der untern Petschora, in großer Ausdehnung auftritt. Ungeheuere Landstrecken liegen völlig menschenleer. Etwa fünf Achtel des Areals sind ganz nutzloses Land, nahezu ein Drittel Wald; auf Culturboden kommen kaum 16, auf Wiesen und Weiden nur 31 Q.-M. Der Winter dauert 8 Monate und ist so streng, daß selbst das Meer friert; der kurze Sommer ist heiß, oft naß. Der kürzeste Tag dauert in der Hauptstadt 3 St. 12 Min. Samojeden, Syrjänen und Ostjaken wohnen im Osten, Lappen im Westen, zwischen ihnen colonisirte Russen. Die Hauptbeschäftigung bilden Fischfang und Jagd auf Land- und Wasserpelzthiere, Schwäne und andere Vögel, die auf den Seen, namentlich der Tundra, nisten. Das wichtigste Jagdthier ist der freilich an Zahl sehr abnehmende Polarfuchs, selten der Blaue und Gemeine Fuchs, häufig der Wolf, seltener der Wald- und Eisbär, Hermelin, Baummarder, Vielfraß, Flußotter, Eichhörnchen, Hase. Zobel und Biber sind fast ganz vertilgt, und das Elenn lebt fast nur noch in der Sage. Bedeutend ist die Jagd auf Robben, Seehunde, Walrosse und Delphine. Das Gouvernement zerfällt in die sechs Kreise A., Kem, Kola, Mesen, Onega und Pinega.

Archangelica, s. Angelica.

Archangelsk, die Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements, liegt (64° 32′ nördl. Br. und 58° 13′ östl. L.) lang und schmal hingebreitet am rechten Ufer der Dwina, 6 M. oberhalb der mehrarmigen Mündung in die Dwinabai des Weißen Meeres. Sie ist die vierte Hauptstadt des Reichs, der wichtigste Handels- und Hafenplatz des Nordens, Sitz eines Civilgouverneurs, eines Bischofs, einer Admiralität und zählt (1860) 23670, mit der Vorstadt Solombala 33675 E. Die Stadt hat 13 Kirchen, ein Seminar, ein Gymnasium, eine Schiffahrtsschule, Schiffswerfte, ein Seehospital, ein großes steinernes Kaufhaus, sonst meistentheils hölzerne Häuser. Die Bevölkerung unterhält bedeutende Seilerwerkstätten, Thransiedereien sowie Segeltuch-, Zucker- und andere Fabriken. Schon seit dem 10. Jahrh. hatten Normannen in der Gegend von A. Handelsniederlassungen. Bekannter wurde der Ort erst, als 1553 Engländer auf einer Expedition zur Auffindung einer Nordostdurchfahrt den Seeweg nach der Dwina gefunden hatten, an der damals ein kleines Kloster des heil. Nikolaus stand. Eine mit Bewilligung Iwan's II. gegründete engl. Factorei vermittelte den Handel über Moskau nach Persien und Ostindien. Der infolge dessen sich lebhaft entwickelnde Handelsverkehr veranlaßte 1584 die Erbauung eines Forts an der Nikolausbucht, und der dabei sich erhebende Ort wurde nach dem von dessen Ringmauern mit eingeschlossenen Kloster des Erzengels (archangelus) Michael nun «Archangelskoi-Gorod», d. h. St.-Michaelsstadt, genannt. An 120 J. war die Stadt der einzige Seehafen Rußlands und der einzige Stapelplatz für die Ausfuhr russ. Producte und die Einfuhr europ. Waaren und Culturgegenstände in das

Moskowiterreich. Der Zar Boris Godunow (1598—1605) erlaubte allen Nationen den Handel über A. nach Moskau. Infolge dessen siedelten sich nun außer den Engländern auch Holländer und Deutsche an, und 1660 erhielten die Reformirten, 1683 die Lutheraner ihre Kirche. Seit 1668 ließ Alexei Michaelowitsch das große und feste Kaufhaus Gostinnoi Gorod erbauen, an dem 16 J. lang viele Tausende gefangener Tataren arbeiteten. Der Verkehr mit Wechseln, die damals in Rußland noch unbekannt waren, wurde 1670 zu A. eingeführt. Peter d. Gr. besuchte 1693 und 1694 die Stadt, um größere Fahrzeuge in offener See zu sehen, und befuhr auf einem von dem holländ. Schiffszimmermann Carstens Brand dazu erbauten Schiffe das Weiße Meer, welches vor ihm noch kein russ. Regent gesehen hatte. Als Peter seiner neuen Hauptstadt Petersburg gleichen Stapel ertheilte, dagegen A. mit höhern Zöllen belastete und die reichsten Einwohner der (1710 zur Gouvernementsstadt erhobenen) Stadt zur Uebersiedelung dorthin zwang, sank der Handel sehr, bis 1764 die ungünstigen Bestimmungen wieder aufgehoben und dem trefflichen Nordhafen alle Vorrechte des petersburger Hafens eingeräumt wurden. Seitdem hat sich mit der wachsenden Bevölkerung Rußlands der Ein- und Ausfuhrhandel an der Dwina immer mehr gehoben, und es ist A. jetzt für Sibirien der Hauptstapelplatz, der durch Kanäle mit Moskau und Astrachan in Verbindung steht. Gewöhnlich schon im Mai, da das Eis der Dwina im April bricht, kommen die fremden Schiffe an und segeln meist im Sept. wieder ab. Während des Sommers ist in A. ein steter Markt. 1861 liefen in A. und den kleinern Häfen des Weißen Meeres 811 Schiffe ein und 829 aus. Die Einfuhr betrug im Werthe 500685, die Ausfuhr 6,809557 S.-Rubel. Der Handel lag bisher in den Händen von zwei deutschen, zwei engl. und einem russ. Hause. Jetzt nimmt daran auch die Bjelo-More-(Weißes-Meer-)Compagnie theil, welche zugleich eine große Schneidemühle besitzt und die Dampfschiffahrt auf der Dwina und den Handel mit den Producten des Walfischfangs betreibt. Ein großes Hinderniß des Handels ist die Sandbank vor dem sonst sichern Hafen, dessen Einfahrt durch die Festung Nowodwinskaja geschützt wird. Die Admiralitätsgebäude und Kasernen der Matrosen liegen auf der Insel Solombalsk, welche der Fluß Kuschenida bildet. Von hier gehen viele Expeditionen im Sommer auf den Fischfang, im Winter auf die Jagd bis nach Spitzbergen und Nowaja-Semlja, bis zur Lenamündung und weiter. A. hat wiederholt durch große Feuersbrünste gelitten, so 28. Juli 1847 und 12. Juli 1851. Vom 9. Mai an wurde 1855 A. nebst den andern Häfen des Weißen Meeres (Onega, Kola, Kem und Sumsky-Possad) von den Engländern blokirt. Oberhalb A. liegt die ehemalige Kreisstadt Cholmogorij mit 1068 E., vor Erbauung von A. die Hauptstadt des Landes und das Hauptemporium des Dwinahandels.

Archäologie (griech.) bedeutet im allgemeinen die Kunde oder Darstellung des Alterthums einer Nation, ihrer Geschichte, alten Sitten und Gebräuche, Gesetze, Mythen u. s. w., in welchem Sinne von den Alten selbst schon Dionys von Halikarnaß und Josephus ihre Werke über die Geschichte Roms und des jüd. Volks «Archaeologia Romana» und «Archaeologia Judaica» überschrieben haben. Von Neuern wird das Wort jedoch nur selten für Alterthumskunde oder Alterthumswissenschaft gebraucht, sondern gewöhnlich in beschränkterm Sinne für die Wissenschaft von den Denkmalen, welche uns aus dem Alterthum überkommen sind. Die A. in diesem Sinne ist eine verhältnißmäßig noch junge Wissenschaft, die zu einer festen Begrenzung ihres Gegenstandes noch nicht gekommen ist. Namentlich hat man sich noch nicht hinlänglich geeinigt, was für Gegenstände sie im Unterschiede zur Philologie (s. d.) zu übernehmen habe. Eine ziemlich verbreitete Begriffsbestimmung theilt der Philologie die Erkenntniß der antiquitas literata zu, d. h. die Erkenntniß der alten Schriftwerke, der A. dagegen die Erkenntniß der antiquitas figurata, d. h. der in Stein, Erz oder anderm festen Material auf uns gekommenen alten Denkmale. In diesem Sinne macht also die Numismatik, d. h. die Münzkunde, und die Epigraphik, d. h. die Inschriftenkunde, einen sehr bedeutenden Theil der A. aus. Aber man erkennt freilich leicht, daß diese alten Denkmale doch unter sich wieder wesentlich verschiedener Art sind. Die A., als Kunde der alten Denkmale genommen, hat dann je nach der verschiedenen Natur der Denkmale ganz verschiedene Interessen. An den Inschriften z. B. ist nur der Inhalt wichtig, an den Kunstwerken zwar der Inhalt auch, aber ebenso sehr und fast noch mehr die Form. So hat man sich neuerdings daran gewöhnt, die Inschriftenkunde von der A. auszuscheiden, und seit O. Müller wird daher der Name A. fast überall im engern Sinne von Kunstarchäologie gebraucht. A. ist demnach Erkenntniß und Geschichte der bildenden Künste bei den Alten, und zwar, da man unter den Alten vorzugsweise die Griechen und Römer zu verstehen pflegt, besonders bei den Griechen und Römern, sowie bei

den Etruskern, insofern die etruskische Kunst eine sehr wesentlich eingreifende Uebergangsstufe von der griech. Kunst zur röm. bildet.

Der eigentliche Begründer dieser wissenschaftlichen Erkenntniß der alten Kunst ist Winckelmann (s. d.). Vor diesem hatte man sich in Bezug auf die alte Kunst entweder mit der rein künstlerischen Auffassung und Nachahmung begnügt, wie dies vor allem in Petrarca, in Rafael, Michel Angelo und Benvenuto Cellini hervortritt, oder man verhielt sich zu ihr rein antiquarisch, d. h. man betrachtete, namentlich in dem Zeitraume von 1500—1750, die alten Kunstdenkmale lediglich wie die Inschriften als Handhaben und Hülfsmittel antiquarischer Gelehrsamkeit. Da man jedoch nur das röm. Alterthum kannte, deutete man den Sinn dieser alten Werke, selbst der griech., gewaltsam und willkürlich blos auf Begebenheiten und Charaktere der röm. Geschichte. Diesem beschränkten Wesen machte Winckelmann ein für allemal ein Ende. Er ward der epochemachende Gründer nicht blos der A., sondern der gesammten Kunstbetrachtung überhaupt, indem er unter allen Modernen zuerst den feinsten künstlerischen Blick mit der tiefsten wissenschaftlichen Erkenntniß zu verbinden wußte. Er zum ersten mal begriff das Schöne rein aus sich heraus, und wurde daher nach beiden Richtungen, die ein Kunstwerk der wissenschaftlichen Betrachtung darbietet, in der Erkenntniß der alten Kunst für alle Zeiten maßgebend. Nach der Seite des Inhalts entdeckte er das große Grundgesetz, daß alle Kunstgegenstände der Griechen, wenigstens die der guten Zeit, der griech. Mythologie entlehnt seien; nach der Seite der Form führte er durchgreifend die nationalen und histor. Unterschiede, d. h. die künstlerischen Stilverschiedenheiten, durch. Er sonderte das Aegyptische, Griechische, Etruskische und Römische und in diesen wieder die einzelnen Perioden der geschichtlichen Entwickelung. Auf diesem Boden steht die A. wesentlich heute noch; ja sie hat alle Ursache sich zu hüten, daß sie nicht wieder auf den frühern antiquarischen Standpunkt zurückfalle. Nach Winckelmann sind die bedeutendsten Archäologen Fea und Visconti in Italien, Raoul-Rochette in Frankreich, Zoega und Bröndsted in Dänemark; in Deutschland Lessing, Heyne, Hirt, Meyer, Böttiger, F. G. Welcker, O. Müller, E. Gerhard, der sich namentlich durch die Gründung des Archäologischen Instituts in Rom ein sehr wesentliches Verdienst erworben hat, Roß, Anselm Feuerbach, O. Jahn, Brunn, E. Curtius. Das gangbarste und beste «Handbuch der A.» ist von Müller (3. Aufl. von Welcker, Bresl. 1848). Um Laien in die Kenntniß der alten Kunst einzuführen, sind am geeignetsten: Feuerbach, «Vaticanischer Apoll» (Nürnb. 1833), Hettner, «Vorschule zur bildenden Kunst der Alten» (Oldenb. 1848), Overbeck, «Geschichte der griech. Plastik» (Lpz. 1857) und Stahr, «Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten» (Braunschw. 1854). Das wichtigste Organ für A. sind die «Annali», das «Bulletino» und die «Monumenti inediti» des Instituto di corrispondenza archeologica zu Rom, welche 1829—53 getrennt erschienen, seitdem aber unter dem Titel «Monumenti, Annali e Bulletino» vereinigt sind. Sonst sind außer einigen neugriech. Zeitschriften noch Spano's «Bulletino archeologico», das seit 1855 zu Cagliari erscheint, und die «Revue archéologique» zu nennen.

Nach Vorgang und Vorbild der classischen A. hat sich in neuerer Zeit auch die A. der christl. Kunst, die sog. Christliche oder Kirchliche A. zu einer eigenen Wissenschaft ausgebildet, die in Deutschland am besten von Otte im «Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters» (4. Aufl., Lpz. 1863 fg.) systematisch bearbeitet worden ist. Beiträge zu derselben haben Piper, Dursch, Lotz sowie das «Christl. Kunstblatt» (herausg. von Grüneisen, Schnaase und Schnorr von Carolsfeld, Stuttg. 1858 fg.) und Baudri's «Organ für christl. Kunst» (Köln 1851 fg.) geliefert. Andere hierhergehörige Sammelwerke sind die «Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale» (Wien 1853 fg.), ferner das «Bulletino de Archeologia cristiana» (Rom 1863 fg.) und das «Bulletin monumental», das zu Paris im Namen der Société française d'Archéologie pour la conservation des monuments herausgegeben wird.

Arche nennt Luther in seiner Bibelübersetzung das Schiff oder das schwimmende Gebäude, in welchem Noah sich, seine Familie und die ganze lebende Schöpfung aus der Sündflut rettete. Gebildet ist das Wort aus dem lat. arca, d. h. der Kasten. Die A. der Bibel war aus Tannenholz gezimmert, 300 Ellen lang, 50 breit, 30 hoch, hatte drei Stockwerke, eine Eintheilung in Kammern und Fenster und Thüre. Die vielfach dunkle Beschreibung derselben in dem ersten Buche Mosis (6, 14 fg.) hat die Ausleger sehr beschäftigt, ohne daß man irgendein genügendes Resultat erzielte. Einige erklären die A. für einen viereckigen Kasten, der auf einer Unterlage von zusammengefügten Flößen geruht habe; andere geben ihr dagegen einen bauchigen Boden. Ein Mennonit, Peter Janson, ließ sogar 1609 ein nach der mosaischen Beschreibung

gebautes Schiff in Nordholland vom Stapel laufen. — **Heilige A.** heißt in den Synagogen der Juden das Schränkchen, in welchem die Gesetzrolle aufbewahrt wird.

Archegonien, die weiblichen Geschlechtsorgane der Moose, Schachtelhalme, Bärlappe u. s. w. (S. Kryptogamen.)

Archeläus (griech. Archelaos), ein Heraklide, der, von seinen Brüdern aus dem väterlichen Reiche vertrieben, nach Macedonien floh und der Gründer eines mächtigen Geschlechts wurde, aus welchem Alexander d. Gr. stammte. — **A.**, der natürliche Sohn des macedon. Königs Perdikkas II., bestieg 413 v. Chr. den Thron, nachdem er die rechtmäßigen Thronerben hatte ermorden lassen. Seine Regierung war für die Entwickelung des noch ziemlich barbarischen Macedonischen Reichs von Bedeutung, indem er Städte befestigte, Straßen anlegte, das Heer besser organisirte, und vor allem griech. Sitte und Bildung verbreitete. Sein Hof war der Sammelplatz der berühmtesten Dichter und Künstler seiner Zeit, wie z. B. des Euripides, des Zeuxis, und er galt bei seinen Zeitgenossen für den reichsten und glücklichsten Mann. Er fiel als Opfer einer Verschwörung durch Meuchelmord 399 v. Chr. — **A.**, der Feldherr Mithridates' d. Gr., von Geburt ein Kappadocier, wurde 87 v. Chr. von Mithridates zur Bekämpfung der Römer mit einer großen Flotte und einem Heere von 120000 Mann Fußvolk und Reiterei nach Griechenland geschickt. Er bewog fast alle griech. Staaten, theils durch Gewalt, theils durch Ueberredung, zum Abfalle von Rom. Gegen ihn ward Sulla geschickt, der den A. im festen Hafenplatze Peiräeus belagerte, ohne die Einnahme erzwingen zu können. A. zog sich aber selbst von dort nach Böotien zurück, wo er seine ganze Streitmacht sammelte und die Verstärkungen, die Mithridates unterdessen nachgeschickt hatte, an sich zog. Sulla folgte ihm, und bei Chäronea kam es zur Schlacht (86 v. Chr.), in welcher die Römer einen vollständigen Sieg erfochten. Nur der Mangel an Schiffen verhinderte die gänzliche Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, die sich in Chalkis wieder sammelten, bis Mithridates ein neues Heer von 80000 Mann nach Griechenland sandte. Bei Orchomenos in Böotien trafen die Heere wieder zusammen, und Sulla rieb nach zweitägigem Kampfe das Heer des A. abermals auf. A. selbst, drei Tage in einem Sumpf sich versteckt haltend, entkam auf einem Nachen, der ihn nach Chalkis übersetzte. Mithridates entschloß sich nun zum Frieden, der bei einer persönlichen Zusammenkunft des Sulla und Mithridates zu Dardanos in Troja vermittelt wurde. A. fiel wegen dieses durch die Umstände bedingten, für den Mithridates ungünstigen Friedens bei diesem in Ungnade und floh daher, als der zweite Mithridatische Krieg ausbrach (81 v. Chr.), zu den Römern. Seine weitern Schicksale sind unbekannt; doch scheint er in Rom eine sehr ehrenvolle Stellung eingenommen zu haben. — **A.**, der Sohn des vorigen, wurde von Pompejus 63 v. Chr. zum Priester der Göttin in Comana ernannt, welches ein Amt von königl. Würde war. Doch sein Ehrgeiz strebte nach Höherm. Berenice, die Tochter des Königs Ptolemäos Auletes, welche nach Vertreibung ihres Vaters über Aegypten herrschte, suchte einen Gemahl aus königl. Geschlechte. A. gab sich für einen Sohn des Mithridates Eupator aus und vermählte sich mit ihr (56 v. Chr.). Doch regierte er nur sechs Monate lang, denn Aulus Gabinius, Proconsul von Syrien, erschien mit einem Heere in Aegypten, um den Ptolemäos zurückzuführen, und A. verlor in einer Schlacht gegen ihn das Leben, während Berenice hingerichtet wurde. A.' Sohn, ebenfalls A. genannt, folgte ihm in der priesterlichen Würde. — Der Sohn dieses letztern, **A.**, überkam von Antonius das Königreich Kappadocien, welches er auch unter dem Kaiser Augustus behielt, der ihm selbst noch einen Theil von Cilicien und Kleinarmenien schenkte. Als aber Tiberius, der den A. haßte, zur Regierung gelangte, rief dieser ihn nach Rom und klagte ihn vor dem Senate wegen gesetzwidriger Neuerungen an. Tiberius hatte ihm den Tod bestimmt; allein man ließ dem altersschwachen und kindisch gewordenen Manne das Leben, der bald darauf (17 n. Chr.) starb. Sein Königreich Kappadocien wurde nun zur röm. Provinz gemacht. — **A.**, der Sohn des Königs Herodes von Judäa, folgte seinem tyrannischen Vater in der Regierung (1 n. Chr.) und behauptete seine Stellung trotz eines von den Pharisäern gegen ihn angezettelten Aufruhrs. Er reiste hierauf nach Rom, wo Augustus sich für seine, von seinem Bruder Antipas bestrittenen Erbansprüche günstig erklärte und ihm unter dem Titel Ethnarch die Provinzen Judäa, Samaria und Idumäa zuertheilte. Nach neunjähriger Regierung aber wurde er vor Augustus wegen Grausamkeit und Tyrannei angeklagt, seiner Herrschaft beraubt und nach Gallien verbannt, wo er auch starb. Seine Lande wurden zu der röm. Provinz Syrien geschlagen und seine Güter für den kaiserl. Fiscus eingezogen.

Archenholz (Joh. Wilh., Baron von), deutscher Schriftsteller, geb. in Langenfurt, einer

Vorstadt Danzigs, 3. Sept. 1745, trat 1760 als Offizier in die preuß. Armee. Zu Ende des Siebenjährigen Kriegs erhielt er seiner Blessuren wegen den Abschied als Hauptmann und ging nun auf Reisen. In einem Zeitraume von 16 J. sah er fast ganz Europa. In Italien brach er bei einem Falle vom Pferde ein Bein und blieb gelähmt. Nach der Rückkehr nach Deutschland hielt sich A. in Dresden, Leipzig und Berlin auf und lebte von Schriftstellerei. Später wurde er Domherr zu Magdeburg und lebte in Hamburg. Er starb in dessen Nähe auf seinem Landsitze zu Oyendorf im Holsteinischen 28. Febr. 1812. Den Grund zu seiner literarischen Laufbahn legte er durch die Zeitschrift «Literatur und Völkerkunde» (Lpz. u. Dessau, 1782—91), die sich durch Mannichfaltigkeit und gefällige Behandlung der Gegenstände auszeichnete. Den glänzendsten Erfolg hatte sein fast in alle lebende Sprachen Europas übersetztes Buch «England und Italien» (5 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1787), in welchem er jedoch in Hinsicht auf England das Lob, und in Beziehung auf Italien den Tadel übertrieb. Als Fortsetzung schrieb er die «Annalen der brit. Geschichte» (20 Bde., Braunschw., Hamb. und Tüb. 1789—98). Auf eine ausgezeichnete Weise zeigte sich sein Darstellungstalent in der «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1793), die als ein anziehendes Buch später von Potthast aufs neue (8. Aufl., Berl. 1864) herausgegeben wurde, sowie in der «Geschichte der Königin Elisabeth», welche er zu dem «Histor. Kalender für Damen» (Lpz. 1798) lieferte, und in der «Geschichte Gustav Wasa's» (2 Bde., Tüb. 1801). Als polit. Journalist wußte er sich in der «Minerva», die 1792 ihren Anfang nahm, mit vieler Klugheit das Ansehen der Unparteilichkeit zu geben. So sehr auch körperliche Schwäche ihn in den letzten Jahren niederdrückte, blieb er doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Begebenheiten der Zeit.

Archers, das franz. Wort für arciarii, d. i. Bogenschützen, hieß im Mittelalter anfangs eine Truppengattung in Frankreich, welche aus Adelichen bestand und unserer leichten Reiterei entsprach. Daneben gab es zwar auch Bogenschützen zu Fuß, doch bildeten dieselben nur eine Art von Miliz. Als Karl VII. der franz. Armee eine regelmäßigere Organisation verlieh, errichtete er durch Ordonnanz vom 28. April 1448 ein Corps von Bogenschützen zu Fuß, welches den Namen Francs-archers erhielt und zu dem ein jedes Kirchspiel des Landes einen Mann stellen mußte. Durch Ludwig XI. ward diese Truppe auf 16000 Mann erhöht und vier Generalkapitänen unterstellt. Später, als der Gebrauch der Feuerwaffen allgemeiner wurde, ging diese Truppe natürlich ein. Doch erhielt sich der Name bis auf die Revolution herab, indem die Beamten, welche die Befehle der Polizeilieutenants und Prévots zu vollstrecken hatten, A. hießen, obgleich sie mit Säbel und Flinte bewaffnet waren. Aus dem franz. Archer entwickelte sich die ital. Form Arciere und die deutsche Hartschiere. Schon vor Kaiser Ferdinand II. bildeten Hartschiere, meist adelichen Herkommens und den Rittern gleichgeachtet, die kaiserl. Leibwache. Noch jetzt besteht in Oesterreich die kaiserl. Arcierenleibgarde, welche seit ihrer Erneuerung 29. Dec. 1763 nur aus adelichen Oberoffizieren der Armee zusammengesetzt ist und zur nächsten Umgebung und Begleitung des Kaisers gehört.

Archeus oder Archäus (griech., der Herrscher), ein Wort, dessen sich zuerst Basilius Valentinus bediente, um das Centralfeuer zu bezeichnen, welches nach ihm das Lebensprincip aller Vegetation ausmachen sollte. Nach ihm wendeten es Paracelsus und besonders Helmont (s. d.) an, um dadurch die Urkraft, das Princip alles Lebens, die herrschende und regelnde Kraft im Organismus zu bezeichnen. Helmont dachte sich den A. als etwas Gesondertes von dem übrigen Körper, gleichsam als ein geistiges Wesen, das im Magen seinen Sitz habe, von hier aus die von ihm geschaffene Körpermaschine nach einem im voraus festgestellten Plane regiere und mittels des Ferments seine Operationen zur Ausführung bringe. Die Krankheiten sind demnach eine Folge des Zorns, Erschrockenseins, der Trägheit und des tumultuarischen Auftretens des A.; sie konnten daher nur beseitigt werden, wenn man ihn beruhigte, schmeichelte oder zur Thätigkeit reizte. Es ist leicht ersichtlich, daß der A. nichts anderes ist als eine crasse Auffassung, gleichsam eine mytholog. Personificirung des Begriffs organischer Kräfte. Diese Vorstellung konnte daher wenig Anklang finden und mußte bald dem Einfluß der Cartesianischen Corpuscularphilosophie und den chemiatrischen Ansichten weichen. Stahl nahm jedoch die reinere Ansicht der Alten in seinem Animismus (s. d.) wieder auf, welchem die Neuern in ihrer Lehre von der Lebenskraft und Naturheilkraft sich wieder näherten.

Archi, eine griech. untrennbare Vorsilbe, mit der Bedeutung der Erste, Oberste, welche dem daraus entstandenen deutschen «Erz» entspricht, wird besonders Titeln und geistlichen Würden vorgesetzt, um damit einen höhern Grad anzudeuten, z. B. Archidux oder Erzherzog; Archiepiscopus oder Erzbischof; Archypresbyter oder Erzpriester; Archidiakonus oder erster Diakonus;

Archimandrit, der Erzabt oder Generalabt; Archipapa, der erste Kirchenvorsteher in der griech. Kirche; Archigymnasium, ein Obergymnasium; Archiater, der Oberarzt u. s. w.

Archĭas (Aulus Licinius), ein durch Cicero's Freundschaft und Schutzrede bekannter Dichter aus Antiochia in Syrien, geb. um 121 v. Chr. Schon frühzeitig hatte er sich in Griechenland und Asien einen Namen als Dichter erworben und fand daher, als er 102 v. Chr. nach Rom kam, in dem Hause des reichen und gelehrten Lucullus eine gastliche Aufnahme. Diesen seinen Gönner begleitete er im J. 91 auf einer Reise in Sicilien. Er erhielt auf der Rückreise von der mit Rom verbündeten Stadt Heraklea in Unteritalien das Bürgerrecht und somit auch, nach einem bestehenden Gesetze, nach seiner Wiederankunft in Rom das röm. Bürgerrecht. Letzteres suchte ihm aber ein gewisser Gratius streitig zu machen. Cicero trat jedoch für den Angeklagten mit Erfolg auf und hielt die berühmte «Rede für den Dichter A.», in welcher er mit gleicher Wärme und Begeisterung für die Person wie für die Dichtkunst und die Wissenschaften überhaupt sprach. Von sämmtlichen Dichtungen des A., von denen Cicero besonders seine epischen Gedichte über den Cimbrischen Krieg unter Marius und über den Krieg gegen Mithridates unter Lucullus rühmt, ist keine Spur mehr vorhanden, denn die unter seinem Namen in der Griechischen Anthologie befindlichen 35 Epigramme gehören einer weit spätern Zeit an.

Archidiakŏnus (griech.), eigentlich oberster oder Erzdiener, ein kirchlicher Titel, welcher ursprünglich nur den ersten unter den Diakonen (s. d.) an einer bischöfl. Kirche bezeichnete. Dieser erste Diakon erhielt aber schon im 5. Jahrh. nicht nur den Rang über dem Presbyteriat, sondern erhob sich auch zum Vicariat der Bischöfe in den Diöcesen und auf den Concilien. An die Archidiakonen kamen daher nach und nach die Geschäfte der bischöfl. Gerichtsbarkeit, die Aufsicht über Geistlichkeit, Kirchen, Klöster und kirchliche Güter, das Visitationsrecht und in den abendl. Bisthümern auch das Gericht über die Ketzer. Bis in das 9. Jahrh. blieben sie jedoch immer nur Stellvertreter der Bischöfe ohne persönliche Amtsgewalt. Allein theils die Unwissenheit ihrer Vorgesetzten, theils die seit dem 8. Jahrh. aufgekommene Eintheilung der Diöcesen in mehrere kleinere Sprengel oder Archidiakonalbanne, denen sie vorgesetzt wurden, machten sie zu selbständigen Kirchenbeamten, die mit wenigen Ausnahmen die völlige bischöfl. Gewalt ausübten. Mehrere Synoden, wie eine unter Bonifaz 745 gehaltene, eiferten vergeblich dagegen. Im 11. und 12. Jahrh. waren die Archidiakonen als die einflußreichsten Prälaten der Kirche anerkannt und auf dem Gipfel ihrer Macht. Durch die Errichtung allgemeiner bischöfl. Gerichtshöfe unter eigenen Officialen oder Generalvicarien suchten im 13. Jahrh. die Bischöfe das ihnen lästig gewordene Ansehen der Archidiakonen wieder zu beschränken, und im 15. und 16. Jahrh. mußten sie in den meisten Diöcesen die Gerichtsbarkeit an die neuen Gerichtshöfe abtreten. Im 18. Jahrh. findet man sie nur noch als Würdenträger in einigen Domcapiteln. Jetzt ist diese Würde, besonders wegen Rangstreitigkeiten mit den Dechanten und Pröpsten, in der kath. Kirche fast überall erloschen; auch wurden sie in die durch die Bourbonen wieder neueingerichteten Domcapitel nicht aufgenommen. In der griech. Kirche gab es schon seit dem 7. Jahrh. keine Archidiakonen mehr, außer einem einzigen am Kaiserhofe zu Konstantinopel. In der bischöfl. Kirche Englands sind sie noch jetzt die Stellvertreter der Bischöfe in Beaufsichtigung ihrer Sprengel. In der prot. Kirche führen den Titel A. die zweiten Geistlichen an den Hauptkirchen der größern Städte.

Archigĕnes, ein griech. Arzt, der Sohn des Philippos, war zu Apamea in Syrien geboren, hatte den Agathinos zum Lehrer und übte seine Kunst im 2. Jahrh. n. Chr. unter der Regierung Trajan's in Rom mit solchem Erfolg, daß Juvenalis seinen Namen zur Bezeichnung eines großen Arztes gebrauchte. In Hinsicht auf seine theoretischen Ansichten wird er bald zu den Pneumatikern, bald zu den Methodikern gezählt, während andere ihn den Stifter der Eklektischen Schule nennen. In seinen nur fragmentarisch auf uns gekommenen Schriften zeigt er sich als großer Dialektiker, während er in der Praxis mehr Empiriker und großer Freund von zusammengesetzten Arzneimitteln gewesen zu sein scheint. Vgl. Harleß «De A. medico» (Lpz. 1816).

Archilŏchus (griech. Archilochos), aus Paros in Lydien, blühte um 688 v. Chr. zur Zeit des Gyges, und gilt dem Range nach für den ersten der griech. Lyriker. Seine Lebensumstände und vorzüglich, was von ihm Schlimmes erzählt wird, hat man aus Andeutungen in seinen eigenen Gedichten zusammengesetzt. Als Jüngling verließ er, in die bürgerlichen Parteiungen verwickelt, sein Vaterland und ging nach Thasos, um mit einem Theile seiner Mitbürger dort eine Colonie zu begründen. In einer Schlacht der Thasier gegen die Thraker verlor er, wie er selbst in einigen uns erhaltenen Versen sagt, jedoch nicht aus Feigheit, sein Schild. Später

ward er deshalb von Sparta, wohin er gewandert war, zurückgewiesen. In den Olympischen Spielen erhielt er für einen Hymnus auf den Herakles den Siegerkranz. Das Leben verlor er in einer Schlacht, nach andern durch Meuchelmord. A. war kühn in der Form, wußte seinen Dichtungen bei der größten Mannichfaltigkeit des Stoffs immer den Reiz der Neuheit zu verschaffen. Die Schärfe seiner Gedichte machten «archilochische Bitterkeit» und «parische Verse» zum Sprichwort des Alterthums. Seine Gegner geiselte er auf die empfindlichste Weise mit seinen Jamben. Lykambes, der ihm seine Tochter versprochen, aber nicht Wort gehalten, wurde von seiner Satire so verwundet, daß Vater und Tochter, um dem Spotte zu entgehen, sich erhängten. Die Alten stellten A. dem Homer an die Seite; sie ließen seine Gedichte durch Rhapsoden vortragen, feierten beider Gedächtniß an Einem Tage und setzten auf Bildwerken seinen Kopf unter den des Homer. Sie nennen ihn auch den Erfinder des Jambus, was jedoch nicht sowol von dem iambischen Vers, als von der Form und der Anwendung auf die satirische Dichtung zu verstehen sein mag. Man schreibt ihm eine Menge Verbesserungen der Musik und der Verskunst zu. In Griechenland waren die dramatischen Dichter, besonders die der alten Komödie, unter den Römern Horaz in den Epoden seine Nachahmer. Der halbe Pentameter —◡◡ —◡◡ ⏓, dessen er sich häufig bedient, heißt nach ihm der Archilochische Vers. Die Bruchstücke seiner Gedichte haben herausgegeben Liebel (Lpz. 1812 u. Wien 1819), vielfach verbessert Schneidewin in «Delectus poetarum graecorum» (Gött. 1839), Bergk in den «Poetae lyrici Graecorum» (2. Aufl., Lpz. 1853) und Hartung (mit deutscher Uebersetzung, Lpz. 1856). Uebersetzt findet man sie durch Herder in den «Zerstreuten Blättern» und bei Passow im «Pantheon».

Archimandriten, Erzäbte oder Generaläbte, heißen in der griech. Kirche die Aebte, welche über mehrere Aebte und Klöster die Aufsicht führen, weil in der alten griech. Kirche die Klöster «Mandrä» genannt wurden. Die A. waren stets den Diöcesanbischöfen untergeben. In Sicilien nennen sich einige Aebte so, weil ihre Klöster ursprünglich griech. Stiftung sind und der Regel des heil. Basilius folgen. Auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slawonien und Venedig führen diesen Titel.

Archimēdes, der berühmteste unter den alten Mathematikern, geb. zu Syrakus um 287 v. Chr., ein Verwandter des Königs Hiero, scheint kein öffentliches Amt bekleidet, sondern sich ganz auf die Wissenschaften beschränkt zu haben. Seine Verdienste um die Mathematik vollkommen zu würdigen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zustande der Wissenschaft vor ihm; doch weiß man, daß er sie mit Entdeckungen von höchster Wichtigkeit bereicherte, auf welche die Neuern ihre Messungen krummliniger Flächen und Körper gegründet haben. Euklides betrachtet in seinen «Elementen» nur einige Größen in Beziehung aufeinander, aber er vergleicht sie nicht mit geradlinigen Flächen und Körpern. A. hat die zu diesem Uebergange nöthigen Sätze in seinen Abhandlungen von der Sphäre und dem Cylinder, den Sphäroiden und Konoiden, und in seiner Schrift von der Messung des Cirkels entwickelt. Zu noch schwierigern Betrachtungen hat er sich erhoben in seiner Schrift von den Spiralen, die aber selbst für Kenner schwer zu verstehen ist. A. ist der einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der Mechanik und über die Hydrostatik überliefert. Er hat zuerst den Satz gelehrt: daß ein in eine Flüssigkeit getauchter Körper so viel an seinem Gewichte verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüssigkeit beträgt, und bestimmte mittels desselben, wie viel Zusatz der Verfertiger einer Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt, betrüglicherweise hinzugefügt hatte. Die Auflösung dieses Problems fand er beim Baden und soll so darüber erfreut gewesen sein, daß er, wie man erzählt, unbekleidet nach Hause eilte, mit dem Ausruf: «Ich habe es gefunden!» (Heureka!) Die praktische Mechanik scheint zu A.' Zeiten ebenfalls eine neue Wissenschaft gewesen zu sein, denn seine Aeußerung dem Hiero gegenüber, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn man ihm einen Punkt außer derselben gäbe, wo er stehen könne, zeugt von dem Enthusiasmus, den ihm die außerordentlichen Wirkungen seiner Maschinen einflößten. Er ist der Erfinder des Flaschenzugs, der Schraube ohne Ende oder der Archimedischen Schraube (s. d.), die er während seines Aufenthalts in Aegypten zum Austrocknen der vom Nil überschwemmten Gegenden anwendete. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte er sein ganzes Talent, um zur Vertheidigung seiner Vaterstadt mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch sprechen ausführlich und mit Bewunderung von den Maschinen, besonders den Wurfgeschossen, die er den Angriffen der Römer entgegenstellte. Sie melden jedoch nichts davon, daß er mit Brennspiegeln die feindliche Flotte in Brand gesteckt habe, was

freilich an sich höchst unwahrscheinlich ist und nur auf den spätern Nachrichten des Galen und Lucian beruht. In demselben Augenblicke, wo die Römer, unter Marcellus, durch Ueberrumpelung sich 212 v. Chr. der Stadt bemächtigten, saß er, wie die Sage erzählt, in Nachdenken vertieft, auf dem Markte und hatte allerlei Figuren vor sich in den Sand gezeichnet. Einem röm. Soldaten, der auf ihn eindrang, soll er zugerufen haben: «Bringe mir meine Kreise nicht in Unordnung!» Allein der Krieger stieß ihn nieder. Auf sein Grabmal setzte man einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Kugel, um dadurch seine Auffindung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Kugel und Cylinder, worauf er besondern Werth legte, zu verewigen. Cicero, als Quästor in Sicilien, fand dasselbe in einem Gebüsche wieder auf. Seine noch übrigen Werke sammelte Torelli (Oxf. 1792); sie wurden übersetzt und erläutert durch Nizze (Stralf. 1824). Einzelne Schriften sind von Hauber (Tüb. 1798), Hoffmann (Aschaffenb. 1817), Krüger (Quedlinb. und Lpz. 1820) und Gutenäcker (Würzb. 1828) übersetzt.

Archimedische Schraube wird öfters die Schraube ohne Ende, am gewöhnlichsten aber die Wasserschraube oder Wasserschnecke genannt, weil man die Erfindung beider Vorrichtungen dem Archimedes zuschreibt. Die Archimedische Wasserschraube ist eine Wasserhebmaschine, welche vor den Pumpen den großen Vorzug hat, daß sie einfach in der Construction ist und keine beweglichen Theile enthält, welche in Unordnung kommen und den Dienst versagen können, daher sie auch bei schlammigem Wasser gute Wirkung thut; aber sie gewährt im Verhältniß zu der für ihren Betrieb nöthigen Kraft eine geringe Leistung und eignet sich nicht zum Heben des Wassers auf beträchtliche Höhen. Wegen der Leichtigkeit, womit sie transportirt und überall aufgestellt werden kann, bedient man sich ihrer sehr häufig zum Ausschöpfen des Wassers aus Baugruben, zum Wegheben desselben von überschwemmten Grundstücken über niedrige Dämme u. s. w. Von der Beschaffenheit einer solchen Schraube gibt Folgendes einen Begriff. Denkt man sich in einem aufrechten, hohlen, aus Dauben faßartig zusammengesetzten und mit eisernen Reifen gebundenen, an beiden Enden offenen Cylinder (Mantel) rund um eine in der Mitte stehende Spindel eine Wendeltreppe von unten bis oben angelegt, dann aber die Stufenreihe dieser Treppe in eine aus Bretstücken dicht zusammengefügte, glatte Fläche, ein wirkliches Schraubengewinde, verwandelt, so hat man die Wasserschraube fertig, in welcher sich ein schraubenförmig gewundener, nur an beiden Enden offener Kanal von oben bis unten erstreckt. In dieser Gestalt heißt die Schraube eine einfache; die doppelte oder dreifache enthält zwei oder drei voneinander unabhängige Gewinde, also einen doppelten oder dreifachen Kanal. Die Schraube, deren Länge 12—20 F. beträgt, wird schrägliegend so angebracht, daß das untere Ende ins Wasser taucht, das obere hingegen sich dort befindet, wo das Wasser ausgegossen werden soll; dann mittels einer Kurbel am obern Ende der Spindel (bei lange dauerndem Gebrauche, wie z. B. in Holland, durch die Kraft eines Windrades) umgedreht. Hierdurch erhebt sich das Wasser, welches unten eintritt, durch die Windungen des Kanals bis zur obern Mündung und fließt aus dieser in einem beständigen Strome ab.

Archipelagus oder Archipel bezeichnet in der geogr. Kunstsprache eine größere Anzahl nahe beisammen liegender Inseln, Inselgruppen und Inselketten, welche entweder einen ganzen begrenzten Abschnitt eines Meeres erfüllen, oder wenigstens über einen größern Theil des Oceans ausgebreitet sind. Die gleiche Bodengestaltung und Gebirgsstructur, die Verwandtschaft der Fauna und Flora, welche stets alle zu einem Archipel gehörige Inseln untereinander und mit benachbarten Continenten zeigen, deuten darauf hin, daß die Archipele durch neptunische und plutonische Gewalten gleichsam zertrümmerte Theile eines Continents oder größerer insularer Landerhebungen sind. Man unterscheidet daher zwischen continentalen und pelagischen Archipelen. Zu letzterer Form, welche meist nur im Großen Ocean auftritt, gehört nach der Bezeichnung unserer Karten der Lord-Mulgrave's-Archipel (Marshall- und Gilbertinseln), der Mendañas-Archipel (Marquesasinseln), der Tonga- oder Freundschafts-Archipel, der Hawai-Archipel (Sandwichinseln) u. s. w. Continentale Archipele, meist in der Nähe stark gegliederter Küsten gelegen, oder brückenartige, große Wasserbecken umschließende Verbindungsglieder zwischen größern continentalen Massen bildend, sind der Archipel de los Chonos (Chiloe-Inseln), der Patagonische Archipel, der Arktische im äußersten Norden Amerikas u. s. w. Vor allem aber sind der Columbische Archipel oder die Antillen (s. d.), der Indische Archipel (s. d.) und der Griechische Archipel zu nennen.

Der Griechische Archipel erfüllt den nordöstl. Theil des Mittelländischen Meeres, zwischen den Küsten Rumeliens (Thraziens) in N., Kleinasiens in O., Macedoniens und Griechenlands in W., und erhält durch das vorgestreckte Kreta seinen dämmenden Abschluß

gegen das von W. nach O. sich ausbreitende, inselfreie östl. Becken des Mittelmeeres. Die gesammten Inseln des A., welche sich deutlich als insulare Fortsetzungen der oft weit in das Meer hervorspringenden Gebirgsketten Kleinasiens und der Balkanhalbinsel erkennen lassen, zerfallen in mehrere größere Gruppen oder Reihen. Zu Thrazien gehören die südlich seiner Küste gelegenen Inseln Thasos, Samotraki, Imbro und das weiter abliegende Stalimene nebst Agiostrati. Die zum Theil umfangreichen Inseln der kleinasiat. Küste sind alle zum Taurussystem gehörig, wie Tenedos, Metelino, Skio mit Ipsara, Samos, die Sporaden (s. d.), ferner Stanco, Nisari, Piscopi und Rhodos. Letzteres, die südwestl. Fortsetzung Kleinasiens, beginnt die Inselreihe, welche in einem weiten Bogen das Becken des A. gegen S. hin abschließt, und in dem massigen Kreta, das nach O. durch Skarpanto und Caso mit Rhodos, nach W. zu über Cerigotto und Cerigo mit dem Peloponnes verbunden ist, ihren Mittelpunkt hat. Weitere Gliederungen des Festlandes von Hellas, zu welchem das unmittelbar anliegende Euböa gehört, bilden die sog. Nördlichen Sporaden und die Gruppe von Skyros, in nordöstl. Richtung nach dem Thrazischen Chersonnes hinübergreifend, sowie die zahlreichen Cykladen (s. d.), die in zwei oder drei nach O. gerichteten Hauptzügen vom Cap Colonna und Euböa aus sich fast bis nach Karien erstrecken. Durch diese verschiedenen, das Meer durchsetzenden Inselketten wird dasselbe in mehrere natürliche Becken geschieden. Der nördl. Theil führte bei den Alten den Namen Aegäisches Meer (s. d.), womit man jetzt die gesammten Gewässer des A. zu bezeichnen pflegt. Der südöstl. Theil war das Ikarische, der südwestliche zwischen den Cykladen und dem Peloponnes das Myrthoische, und das Becken zwischen Cykladen und Kreta das Kretische Meer. Das letztere heißt jetzt das Meer von Kandia. Wie der ganze Griechische A. in Beschaffenheit des Bodens, in der Thier- und Pflanzenwelt den Charakter der benachbarten Continente trägt, so waren auch von jeher die Geschicke der einzelnen Inseln und Gruppen an die Griechenlands und Kleinasiens geknüpft. Vor Alexander d. Gr. theils frei und eigene Staaten bildend, theils von dem seeherrschenden Athen oder Sparta abhängig, theils Persien unterworfen, wurden sie mit allen diesen Ländern dem Reiche des Macedoniers einverleibt und sanken mit Griechenland und den Staaten der Diadochen später unter das röm. Joch. Nach der Theilung des Römischen Reichs blieb der A. den Kaisern von Byzanz bis 1185, wo die Venetianer einige Inseln besetzten. 1207 eroberte der Venetianer Marco Sanuto, vom lat. Kaiser Heinrich dazu ermächtigt, die Inseln Naxos, Paros, Antiparos, Santorin, Anaphi, Argentiera, Milo, Siphno, Polikandro u. a., erklärte sich für unabhängig und nahm den Titel eines **Herzogs vom A.** an. Seine Nachkommen herrschten als Herzoge von Naxos fast drei Jahrhunderte über die meisten der genannten Inseln, bis endlich 1556 durch Sultan Selim II. der 21. und letzte Herzog, Jacopo Crispo, nachdem er schon einige Jahre vorher Vasall gewesen, gefangen gesetzt und die Inseln dem Juden Michez verliehen wurden. Doch auch dem letztern nahm man sie bald wieder ab, worauf sie mit dem Osmanischen Reiche vereinigt wurden. Bei diesem verblieb der A., obschon die Venetianer 1686 einige Inseln auf kurze Zeit in Besitz nahmen, bis zur Begründung des Königreichs Griechenland, an welches die Cykladen, die Nördlichen Sporaden und Skyros abgetreten werden mußten.

Der Griechische Archipel heißt auch schlechthin der «Archipelagus». Der Ursprung des Namens ist unklar. Derselbe tritt erst mit der Begründung der venetianischen Herrschaft in den griech. Gewässern auf und ist bei den Griechen selbst nicht im Gebrauch. Er wird bald als eine Verstümmelung von Aegaeum Pelagus (Aegäisches Meer, dessen Name selbst räthselhaft ist) oder vom neugriech. Agio Pelagos (Heiliges Meer) angesehen, bald von der Herrschaft der Lateiner über das Meer (Arche-pelagus) abgeleitet, bald als eine neugriech. Uebersetzung (Argon Pelagos) des türk. Namens Ak Deniz (Weißes Meer) betrachtet, woraus dann in der Lingua franca erst «Archipelagus» gemacht worden sei, um das Aegäische Meer mit seiner reichen Inselwelt als das «herrschende» Meer, als das Hauptmeer oder Meer der Meere zu bezeichnen.

Architekt (vom griech. Architektōn, Baumeister), heißt gegenwärtig ein jeder, welcher die Baukunst praktisch ausübt, indem er einestheils die Entwürfe zu den auszuführenden Bauwerken macht, anderntheils aber auch die Ausführung derselben leitet und die Arbeiten der mitwirkenden Baugewerke, wie der Maurer-, Zimmer-, Steinmetzmeister u. s. w., prüft und überwacht. Der heutige Sprachgebrauch unterscheidet indeß zwischen den drei im allgemeinen gleichbedeutenden Worten A., Baumeister und Bauführer. Während unter **Bauführer** in der Regel nur ein besonders der Bautechnik kundiger Mann verstanden wird, der die planmäßige Ausführung eines Baues und die Thätigkeit des Baupersonals auf dem Bauplatze selbst beauf-

sichtigt und anleitet, bedient man sich des Wortes Baumeister gewöhnlich nur dann, wenn von dem Urheber oder Leiter eines größern, monumentalen Bauwerks, einem Meister in der Kunst des Bauens, die Rede ist. Je nach den verschiedenen Zweigen, in welche sich im Laufe der Jahrhunderte, besonders aber in der neuern Zeit, die Baukunst gespalten hat, unterscheidet man Hafenbaumeister, Wasser-, Brücken-, Mühlen-, Maschinenbaumeister u. s. w. Der A. im engern Sinne hingegen beschäftigt sich ausschließlich mit der Erfindung und Ausführung von Hochbauten. Seine Aufgabe ist zunächst das Entwerfen und Aufzeichnen der Gebäudepläne (Baupläne), sowol der Grundpläne (Grundrisse) als auch der Aufrisse (Façaden und Durchschnitte), der Innenansichten sowie der einzelnen nöthigen und verzierenden Bautheile (Details, Schablonen), um dadurch einestheils den Bauarbeitern und sonst dabei Betheiligten ein deutliches Bild des Baues vorzulegen, anderntheils den Arbeitern einen bestimmten Anhaltepunkt behufs der Ausführung zu gewähren. Außerdem hat der A. die Baukostenanschläge entweder selbst anzufertigen, oder die von einzelnen Gewerken entworfenen zu prüfen. Ferner liegt ihm die Leitung und Ueberwachung der praktischen Ausführung bis in die speciellsten Theile ob, die Bestimmung der Materialien, die Behandlung und Prüfung derselben sowie die Prüfung der gefertigten Arbeiten. Nach Vollendung des Baues fällt ihm noch die Controle der Baurechnungen sowie der Rechnungsabschluß zu.

Der A., welcher höhern Ansprüchen genügen will, muß nicht blos mit der Technik der Baugewerbe bis ins einzelne vertraut sein, sondern er bedarf auch ausgedehnter wissenschaftlicher Kenntnisse und eines durchgebildeten Kunstgeschmacks. Diesen Geschmack erwirbt er sich durch das Studium der Geschichte und Aesthetik der Architektur sowie der Aesthetik im allgemeinen. Seine wissenschaftliche Ausbildung umfaßt vor allem das Studium der Mathematik und der angewandten Naturwissenschaften. Er muß eine gründliche Kenntniß der Baumaterialien besitzen, die Gesetze der Statik und Mechanik kennen, die zu deren Bearbeitung und Verbindung gehören, er muß mit der Mechanik der Maschinen bekannt sein, welche zur Bewegung und Aufstellung von Materialien und Bautheilen verwendet werden. Wenn die Thätigkeit des A., je nach dem Zwecke der Gebäude, nur zeitweilig eine mehr oder minder künstlerische sein kann, so hat er doch in allen Fällen dafür Sorge zu tragen, daß die Anordnung und Einrichtung des Baues zweckentsprechend erfolge und die Ausführung desselben bei möglichster Kostenersparniß wirklich dauerhaft und solid vor sich gehe. Die engen und vielfachen Beziehungen, in welchen die Baukunst zum praktischen Leben steht, die Wichtigkeit des Bauwesens in Bezug auf Gesundheit, öffentliche Wohlfahrt und Sicherheit haben eine staatliche Ueberwachung und Beaufsichtigung der Baugewerke sowie des gesammten Bauwesens, Baugesetze, Bauordnungen und baupolizeiliche Vorschriften hervorgerufen, und somit nicht nur diejenigen, welche die Ausführung von Bauwerken berufsmäßig betreiben, dem Staate verantwortlich gemacht, sondern auch die Einreihung von A. und Baumeistern aller Art (Ingenieuren) unter die Staatsbeamten veranlaßt. In vielen Ländern sind Staatsprüfungen angeordnet, welche meist das Technische der Baukunst betreffen. Denselben können sich auch Privatbaumeister unterwerfen, entweder um Ansprüche auf Staatsdienste zu erhalten, oder um ein oder mehrere Baugewerbe innerhalb der Staatsgrenzen frei zu betreiben. Diese Prüfungen werden gewöhnlich in verschiedenen Stadien abgelegt. Die preuß. Verordnungen z. B. schreiben eine zweijährige Studienzeit und eine einjährige praktische Thätigkeit vor, um Bauführer werden zu können; dann eine weitere einjährige Studienzeit und eine zweijährige praktische Thätigkeit als Bauführer, ehe derselbe zur Prüfung als Baumeister gelassen wird. In neuerer Zeit ist vielfach über die Zweckmäßigkeit solcher Staatsprüfungen gestritten worden, die zwar in Rücksicht auf die gewerbliche Ausübung der Baukunst nothwendig erscheinen, aber der freien, künstlerischen Entwickelung der Architektur kaum förderlich sein dürften. Die Berufung von A. für größere öffentliche Bauten erfolgt jetzt häufig auf dem Wege der freien Concurrenz.

Zum Behuf gegenseitiger Förderung in der wissenschaftlichen Fachbildung sowie des Ideenaustausches und der Herstellung eines collegialischen Verkehrs unter denen, die dem Bauwesen angehören, haben sich in neuerer Zeit Architektenvereine gebildet, welche ihren Zweck durch Vorträge, Erörterung streitiger Fachfragen, Besprechung neuerer Schriften, Ausarbeitung architektonischer Entwürfe u. s. w. zu erreichen suchen. Eine weitere Wirksamkeit, wie sie unter anderm die zwei bedeutendsten Architektenvereine, das Royal Institute of British Architects in London (trotz seiner Benennung kein königliches, sondern ein Privatinstitut) und der Architektenverein zu Berlin entwickeln, besteht in der Herausgabe dort der «Transactions» des Vereins, hier eines «Notizblattes» (seit 1833), dessen Redaction drei ausgezeichnete Architekten

besorgen. Beide Vereine besitzen höchst schätzbare Bibliotheken, in welchen auch die sonst schwer zugänglichen großen und kostspieligen Prachtwerke sowie kleine Flugschriften Aufnahme finden. Aehnliche Zwecke verfolgen die Architektenversammlungen, welche jetzt auch in Deutschland abgehalten zu werden pflegen. Der ersten Versammlung zu Leipzig im J. 1842 folgten die zu Prag 1843, Bamberg 1844, Halberstadt 1845, Gotha 1846, Mainz 1847, Braunschweig 1852, Köln 1853, Dresden 1854, Magdeburg 1856, Stuttgart 1858, Frankfurt a. M. 1860 und Hannover 1862.

Architektur, s. Baukunst.

Architekturmalerei hat alle Arten von Baulichkeiten, namentlich sofern sie dem Gebiete der Kunstschöpfung angehören, zum Gegenstande. Sie gibt theils die äußere Ansicht der Bauwerke, theils die innern Räume derselben (sog. Intérieurs). Für die Kunstgeschichte können Architekturbilder, zumal wenn die malerische Absicht bei denselben eine treue Darstellung der Gebäude zugelassen hat, von Wichtigkeit werden, obgleich man, eigens für diesen Zweck arbeitend, sich lieber der vervielfältigenden Künste mit Hintansetzung der malerischen Wirkung zu bedienen pflegt. Eigentliche A. besteht erst von da an, wo im Verfolg der Reformation eine freiere Bewegung der bildenden Künste in Bezug auf ihre Darstellungsgegenstände eintritt. Doch lassen sich ihre Anfänge bis ziemlich weit in ältere Zeiten hinauf verfolgen. Schon Vitruv erwähnt dieselbe, und in Pompeji finden sich Beispiele von Architekturwandmalerei. In den ital. Schulen des Mittelalters erlangte bei der Darstellung der Heiligengeschichte erst sehr allmählich das Beiwerk durch sorgfältige Behandlung einige Geltung, und noch lange mußten jene wenigstens das Motiv und die Gelegenheit zur Darstellung der Dinge aus dem gewöhnlichen Leben hergeben. So begegnet man im 15. Jahrh. dem Benozzo Gozzoli, der, wo die dargestellte Handlung im Innern der Städte oder der Wohnungen vorfällt, die reichste Phantasie für architektonische Gegenstände zeigt, indem er die mannichfaltigsten Hallen, nach außen durch Säulenstellungen geöffnet, zierliche Galerien u. s. w. in schönem entwickelt toscan. Stile darstellt. Weniger phantastisch, wie dieser Künstler doch zuweilen zu componiren pflegte, brachte Ghirlandajo städtische Architektur zugleich in ausgebildeter Perspective an. Die Venetianische Schule ahmte gelegentlich die Architektur der Kirchen oder Kapellen, für welche ihre Gemälde bestimmt waren, im Bilde perspectivisch verkürzt nach. Den Pinturicchio ließ Papst Innocenz VIII. eine Reihe von Städteansichten «nach flandr. Art» malen. Im Norden war nämlich die altflandr. Schule des 15. Jahrh., mit den Brüdern van Eyck an der Spitze, gleich mit einer sorgfältigen Durchbildung der Nebendinge aufgetreten, wozu allerdings auch der Schmuck und die Behaglichkeit menschlicher Wohnungen gehörte. Soweit kirchliche Architektur in Anwendung kommt, findet sich die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, daß für das Innere derselben vorzugsweise der roman. Baustil gewählt ist, welches seinen Grund wol theils in der ruhigern Wirkung der rundbogigen Formen, theils jedoch auch darin hat, daß diese Bauart ferner liegenden, ältern Zeiten angehörte. Indeß blieben diese mit miniaturartiger Sauberkeit behandelten profanen Gegenstände noch immer ein an die kirchlichen Stoffe gebundenes Nebenelement, bis im 16. Jahrh. sich die also verbreiteten Darstellungsgattungen in den niederl. Schulen zur selbständigen Existenz und Gültigkeit loslösten. So zeigt sich am Schlusse jenes Jahrhunderts P. Neefs als eigentlicher Architekturmaler, der hauptsächlich in feiner Ausführung das Innere goth. Kirchen veranschaulichte. In der Mitte des 17. Jahrh. blühte Steenwyck der Jüngere. Gefängnisse mit verschiedener Beleuchtung und Staffage (z. B. Petrus, der befreit wird) sind seine Gegenstände. Ganz der Darstellung profaner Baulichkeiten, auch ohne heilige Staffage, ergab sich van der Heijden. Andere Künstler, die bald das Innere kirchlicher Gebäude in prächtig ital. Stile, bald säulengetragene Paläste oder freundliche Wohnzimmer darstellten, sind Blick, van Deelen, E. de Ville, Johann Ghering u. a. Doch scheinen diese und andere Architekturmaler jener Zeit eine vereinzelte Leistung von Ruisdael in diesem Fache (innere Ansicht der Kirche zu Amsterdam) nicht übertroffen zu haben. Im folgenden Jahrhunderte zeichneten sich der Venetianer Canale und dessen Neffe Bellotto (genannt Canaletto) durch ihre Stadtprospecte, besonders von venet. Kanälen aus.

Aus der neuern Zeit ist vor allen Schinkel zu nennen, der mit einer entschieden classischen Richtung einen großartigen Sinn für decorative Wirkung verband und neben eigenen Schöpfungen, unter denen die Intérieurs der Peterskirche zu Rom und des Doms von Mailand sowie eine Anzahl culturgeschichtlich charakterisirender architektonischer Compositionen hervorzuheben sind, auch zahlreiche Entwürfe zu Theaterdecorationen lieferte, welche Gerst (gest. 1854) und später Paul Gropius mit künstlerischer Vollendung ausführten. Des letztern Dioramen sind welt-

bekannt geworden. Aus Gerst's tüchtiger Schule gingen vorzügliche Architekturmaler hervor, unter denen bei weitem der bedeutendste sein Tochtermann Graeb, der überhaupt zu den ersten Künstlern seines Fachs der Gegenwart zu zählen ist. Aus Gropius' Schule ist einer der vorzüglichsten Hasenpflug (gest. 1858). Derselbe malte gern alte Klostergänge in winterlicher Erscheinung. Die Genannten sind Vertreter der Staffelei-A. Vor ihnen hatte diese schon Domenico Quaglio (gest. 1837) in München wieder auf die Höhe erhoben, auf der sie bei den Niederländern stand, welche er noch in der Zeichnung der Perspective und in der poetischen Auffassung der Gegenstände zu übertreffen bemüht war. Er lieferte zahllose Werke. Unter den neuern münchner Künstlern steht Ainmüller (s. d.) obenan. Dann sind zu nennen: Mich. Neser, der im Sinne Quaglio's mittelalterliche Bauwerke malt, ferner der Architekt Klenze, Wilh. Gail, welcher Innenräume, A. von Bayer (in Karlsruhe), der Kreuzgänge und Klöster darstellt, Vermersch (gest. 1852), E. Gerhardt, der seine Architekturen Spanien entlehnt, K. Mecklenburg und Kirchner. Zur Düsseldorfer Schule übergehend, ist Wiegmann, der Architekt, zu nennen, der neben dem Malerischen auch die architektonischen Formen charakteristisch auffaßt. In gleicher Richtung bewegt sich Conrad, während Pulian malerische Partien aus alten rhein. und belg. Städten liebt. Ludwig Tacke vereint architektonische Treue mit pittoresker Wirkung. Von berliner Architekturmalern der Gegenwart sind noch zu nennen: Gärtner, Helfft, Graeb der Jüngere. Auch ist H. Gemmel in Königsberg zu erwähnen, ferner Grefe und Selleny in Wien. Ein sehr tüchtiger Meister ist endlich Karl Werner aus Leipzig, der den Baulichkeiten verschiedener Länder und Völker durch poetische Auffassung und charakteristische Staffage ein erhöhtes Interesse zu verleihen weiß. Von den Franzosen gilt Granet (gest. 1849) als der gefeiertste Architekturmaler der neuern Zeit. Er faßt den Gegenstand von seiner originellen und charakteristischen Seite auf, und weiß ihn besonders mit sehr wirkungsvoller Staffage auszustatten. Bei der Geschätztheit der Aquarellmalerei fanden sich in Frankreich viele Künstler veranlaßt, auch Architekturen in Wasserfarben darzustellen. Man besitzt hierin tüchtige Leistungen von Ouvrié, Garnerey, Rochebrune, Villeret. In England glänzen als Architekturmaler: Prout (gest. 1852) mit Ansichten aus Italien, Deutschland u. s. w.; Nash Roberts, der Spanien und den Orient besucht hat und dortige Architekturen mit großer Wahrheit zur Anschauung bringt; Mackenzie, Goodall, Williams. Auch der vielseitige Turner gehört hierher, sowie Haghe, Callcott, Callow, Bonington, Robson, Edridge, Davidson und viele andere. Unter den Italienern zeichnen sich neben andern Migliara und Nerly (Nehrlich) aus. Letzterer ist ein Deutscher und pflegt wegen seiner Darstellungsweise der heutige Canaletto genannt zu werden. Von den Holländern und Belgiern verdienen Erwähnung: Waldorp, Larsen, Bosboon, van Haanen, ten Kate, Springer, Bossuet van Yper, Stroobant, van Moer; von Spaniern: Gonsalvo und Tomé.

Architrav oder Epistylion heißt im antiken Säulenbau der in der Regel aus Stein gebildete mächtige Balken, welcher unmittelbar auf den Säulen ruht, die horizontale Längenverbindung des Gebäudes darstellt und den übrigen Theilen des Säulengebälks zur Unterlage dient. Nach den verschiedenen Gattungen oder Ordnungen des Säulenbaues wird er auf verschiedene Weise gestaltet.

Archiv (ital. archivio, entstanden aus dem lat. archium, archivum, das aus dem griech. archeion, Rathhaus, gebildet ist) heißt die geordnete Sammlung von schriftlichen Urkunden und Aufsätzen, die sich auf die Verhältnisse, Geschichte und Rechte sowol eines Staates, Landes oder Landestheils als auch einer Gemeinde oder eines Geschlechts beziehen. Man unterscheidet demnach Staatsarchive, Provinzialarchive, städtische A., Familienarchive u. s. w. Die Acten einer Gerichts- oder Verwaltungsbehörde bilden eine «Registratur»; bei Landgemeinden und Zünften heißt die Urkunden- und Privilegiensammlung die «Lade». In letztern Fällen wird jedoch gegenwärtig auch oft das Wort A. angewandt. Die Nothwendigkeit der A. ward schon von den Alten erkannt. Griechen und Römer, nicht minder die Israeliten, bewahrten die wichtigen Urkunden in den Tempeln auf, und auch die Christen folgten diesem Beispiele und legten sie früher zu den heil. Gefäßen, später zu den Reliquien. In der Folge wurden zuerst in Deutschland und Frankreich eigene Orte dafür bestimmt. Namentlich zeigten die geistlichen Stifter des südl. Deutschland, z. B. Mainz und Fulda, hierbei große Sorgfalt. Die A. der größten deutschen Fürstenhäuser reichen selten über das 13. Jahrh. hinab; der Anfang der städtischen A. kann höchstens in das 12. Jahrh. gesetzt werden. Die reichsstädtischen A. zerfallen in gemeine A., wie sich z. B. zu Ulm das der schwäb. Städte, zu Speier das der rheinischen, zu Lübeck das der Hansa befand, und in besondere städtische A., unter denen die zu Kempten und Ulm bedeutend

waren. Alte und reiche A. besaßen auch Strasburg, Goslar, Regensburg und Frankfurt a. M. Eins der besten Landesarchive war bis zu den franz. Revolutionskriegen das des brandenb. Hauses zu Plassenburg, welches jetzt in der Hauptsache mit dem bair. Filialarchive zu Bamberg vereinigt ist. Das ehemalige Deutsche Reich besaß sein A. in vier Abtheilungen an vier Orten: 1) Das kaiserl. Reichsarchiv (die Geheime Reichshofregistratur und die Reichshofrathsregistratur) zu Wien; 2) das Kaiserliche und Reichskammergerichtsarchiv zu Wetzlar; 3) das Deutsche Reichstagsarchiv zu Regensburg; 4) das Erzkanzlerische Reichsarchiv zu Mainz. (S. Reichsarchive.) Ein besonders reiches A. ist das des Deutschen Ordens zu Königsberg; eins der vorzüglichsten, die jetzt vorhanden sind, das Reichsarchiv zu München. Von A. außerhalb Deutschland ist insbesondere das zu Venedig hervorzuheben, großartig durch seine Ordnung, seinen Umfang und die reichhaltigen und gediegenen Berichte der venet. Gesandten aus allen Staaten Europas. Große Schätze bergen ferner auch die A. zu Rom, zu Paris, zu London (im Tower) und zu Simancas in Spanien. Die Verwaltung der A. besorgen die Archivare (lat. archivarius oder archivista, franz. archiviste). Dieselben haben besonders auf die möglichste Erleichterung des Auffindens durch Repertorien, Sach- und Namenregister und auf die sorgfältigste Erhaltung der Archivalien zu sehen. In dieser Hinsicht mag, was die Urkunden im engern Sinne, die Diplome, anlangt, die Urkundensammlung des Klosters St.-Michaelis zu Lüneburg seit ihrer neuen Einrichtung 1798 als musterhaft gelten. Tragbare Schränke, die man übereinander setzen kann, mit flachen Schubladen, wo die Urkunden nebeneinander liegen und auf der Außenseite entsprechend bezeichnet sind, empfehlen sich am meisten. Die in frühern Zeiten häufig unterbliebene Rücksicht auf Feuerfestigkeit des Orts, wo das A. aufbewahrt wird, hat den Verlust mancher wichtigen Sammlung (z. B. des größten Theils der oberschles. Urkunden durch den Brand des Rathhauses zu Oppeln 1739) herbeigeführt. Mit vollem Rechte hat man in neuerer Zeit darauf hingewiesen, daß die A., wenigstens die ältern Urkunden derselben, einer freiern Benutzung der Geschichtsforscher überlassen werden sollen. Wo man dies gethan, sind bedeutende histor. Resultate und Berichtigungen mancher traditionell gewordenen histor. Anschauungen erzielt worden. Zur Ausbildung der Archivvorsteher dienen einerseits besondere Anstalten, wie die 31. Dec. 1846 neuorganisirte École de chartes zu Paris, andererseits eine eigene Wissenschaft, die Archivwissenschaft, welche die Grundsätze über die zweckmäßigste Einrichtung, Anordnung und Verwaltung der A. aufstellt. Ueber dieselbe schrieben Oegg, «Ideen einer Theorie der Archivwissenschaft» (Gotha 1804), Oesterreicher in dessen und Döllinger's «Zeitschrift für Archiv- und Registraturwissenschaft» (Jahrg. 1806) und Seizinger in den «Grundzügen der Bibliothekwissenschaft» (Dresden 1863). Höfer, Erhard und Medem begründeten eine «Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte» (2 Bde., Hamb. 1833—35), und Friedemann eine «Zeitschrift für die A. Deutschlands» (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1846—53). — Das Archivrecht gründet die rechtliche Vermuthung der Echtheit einer Urkunde darauf, daß dieselbe in einem geordneten A. längere Zeit aufbewahrt ist und nicht die offenbaren Zeichen einer Unechtheit an sich trägt.

Archon hieß in Athen nach dem Untergange des alten Königthums die höchste Magistratsperson, deren Macht und Einfluß, je nach den verschiedenen Stufen des Uebergangs vom Königthum zur Aristokratie und später wieder von der Aristokratie zur Demokratie, ein sehr verschiedener war. Nach dem Tode des letzten Königs, Kodros (um 1068 v. Chr.), trat ein A. an die Spitze des Staats, welchem die Macht und Würde des Königs ungeschmälert verblieb, und der aus dem Geschlechte der Kodriden anfänglich nach dem Rechte der Erstgeburt und auf Lebenszeit erwählt ward. Der erste A. war Medon, der Sohn des Kodros, aus dessen Familie 13 Regenten aufeinanderfolgten, bis 752, bei Gelegenheit einer Auflehnung der Adelsgeschlechter (Eupatriden) gegen die Erben des Königthums, die lebenslängliche Amtsführung der Archonten auf 10 Jahre beschränkt wurde. Doch 714 wurde das Vorrecht der Nachkommen des Medon auf das Amt des A. ganz aufgehoben und der Zutritt zu demselben allen Eupatriden eröffnet. Diese Umgestaltung genügte aber nicht der ganzen Adelspartei, weil so nur wenige, und zwar nur die Reichsten und Angesehensten, Aussicht auf das immer noch monarchische Amt hatten. Es wurde daher 683 eine einjährige Dauer der Archontenwürde festgesetzt und ihre Macht unter neun Amtsgenossen vertheilt. Die Reformen Solon's gestatteten allen Atheniensern, welche die höchste Steuerklasse bildeten, mochten dieselben Eupatriden oder Demoten sein, den Zutritt zu dem höchsten Staatsamte, und Aristides bewirkte endlich 477 die Wahlfähigkeit zu demselben für alle atheniensischen Bürger ohne Unterschied der Geburt und des Vermögens. Der erste der neun Archonten hieß vorzugsweise der «Archon», bisweilen mit dem

Beinamen Eponymos, weil nach seinem Namen in allen öffentlichen Urkunden das Jahr bezeichnet wurde, wie in Rom nach den Namen der beiden Consuln. Derselbe führte gewissermaßen die Oberaufsicht über das Gemeinwesen und hatte insbesondere für die Unmündigen und Waisen zu sorgen. Später, als die Demokratie zur vollständigen Entwickelung gelangt, scheint seine Thätigkeit nur auf die Leitung der Dionysosfeier und der tragischen Chöre, auf die Aufsicht über das Cultuswesen und die damit verbundenen Opferfeierlichkeiten beschränkt gewesen zu sein. Auch fiel ihm die Gerichtsbarkeit in allen Erbschaftsangelegenheiten zu. Der zweite A. führte Titel und Schmuck des Königs (Basileus). Ihm lagen vorzugsweise die religiösen Angelegenheiten des Volks ob, womit in Verbindung stand, daß er auch die Anklage der Religionsschänder und Mörder zu bewirken hatte. Der dritte A. führte von der Leitung des Kriegswesens, die ihm früher übertragen war, den Namen Polemarchos. In späterer Zeit hatte derselbe nur die Leichenspiele, die zu Ehren der im Kampfe gefallenen Krieger aufgeführt wurden, zu leiten. Es waren somit die drei wesentlichen Attribute des altathenienfischen Königthums unter die drei obern Archonten vertheilt worden. Die übrigen sechs Archonten hatten keine besondern Hoheitsrechte und wurden unter dem Namen der Thesmotheten oder Gesetzgeber zusammengefaßt, den man bisweilen auch für alle Archonten gebrauchte. Sie bildeten neben den Trägern der königl. Macht gewissermaßen ein besonderes Collegium, welches über die vorschriftmäßige Handhabung der Gesetze zu wachen hatte. Zugleich lag ihnen die Leitung der Abstimmung in den Volksversammlungen und die Ratificirung der mit andern Staaten abgeschlossenen Verträge ob. Jeder der drei obern Archonten hatte das Recht, sich zwei Beisitzer (Paredroi) zu wählen; die sechs andern hatten ebenfalls Assessoren, die jedoch Mitberather (Symbuloi) hießen. Waren die Archonten gewählt, so hatten sie sich einer doppelten Prüfung, vor dem Senate und vor der Volksversammlung, zu unterwerfen, wobei sie den Beweis führen, daß ihre Vorfahren drei Generationen hindurch wirkliche athenienfische Bürger gewesen, zugleich aber auch eidlich versichern mußten, die Staatsgesetze gewissenhaft zu beobachten. Bei dem Austritt aus dem Amte mußten sie Rechenschaft über ihre Amtsführung ablegen und wurden, wenn letztere tadellos gewesen, gewöhnlich Mitglieder des Areopags. Noch in der Zeit, wo Griechenland seine polit. Selbständigkeit vollständig verloren hatte, stand die Archontenwürde in so hohem Ansehen, daß selbst die röm. Kaiser dieselbe sich gern übertragen ließen. — Im spätern Oströmischen Reiche führten mehrere Beamte von keiner besonders hohen Stellung den Namen A. Bei den Juden hatte derselbe während der Zeit der Römerherrschaft sehr verschiedene Bedeutungen. Am häufigsten hießen so die Beisitzer des Sanhedrin. Bei den Gnostikern wurden die der Welt entsprossenen Äonen oft mit dem Namen Archonten belegt, weshalb auch eine gnostische Sekte Archontiker hieß.

Archytas von Tarent, ein Pythagoräer, berühmt als Weiser, großer Mathematiker, Staatsmann und Feldherr, widmete sich zu Metapont dem Studium der Pythagoräischen Philosophie. Er war ein Zeitgenosse des Plato und lebte noch, als dieser nach Sicilien reiste. Man kann ihn daher nicht als Lehrer des Philolaos betrachten, welcher älter war, noch weniger als des Pythagoras unmittelbaren Schüler. Man schreibt ihm die Erfindung der analytischen Methode in der Mathematik und die Lösung mehrerer geometr. und mechan. Probleme zu. Auch soll er ein Automat (eine fliegende Taube) verfertigt haben. Horaz besingt ihn als einen an der apulischen Küste Ertrunkenen. Die meisten unter seinem Namen angeführten Schriften sind unecht. Vgl. Hartenstein, «De Archytae Tarentini fragmentis philosophicis» (Lpz. 1833) und Gruppe, «Ueber die Fragmente des A. und der ältern Pythagoräer» (Berl. 1840).

Arcis-sur-Aube, kleine Stadt im franz. Depart. Aube (Champagne), mit 2500 E., geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht, welche hier Napoleon 20. und 21. März 1814 den Verbündeten unter Schwarzenberg lieferte. Dieser war bei Napoleon's Annäherung bis Arcis zurückgegangen und hatte hinter der Aube Stellung genommen. Der Brennpunkt des Kampfes 20. März, welchen das 5. Corps (Wrede) fast allein bestand, war Grand-Torcy, der Schlüssel zu Arcis, welches die Franzosen besetzt hatten. Drei Corps unter dem Kronprinzen von Würtemberg trafen nicht mehr zu rechter Zeit ein. Der Kampf blieb unentschieden. Am 21. März ging Napoleon zum Angriff über; da er jedoch nun die ganze Hauptarmee vor sich fand, ordnete er den Rückzug an, welcher durch Oudinot mit zeitweiliger Behauptung von Arcis und Torcy gedeckt wurde. Strategisch entscheidend wurde die taktisch unbedeutende Schlacht durch Napoleon's Entschluß, die Straße nach Paris offen zu lassen.

Arco, eine Stadt in Tirol, im Kreise Trient, im Thale der Sarca, $1\frac{1}{4}$ St. nördlich von Riva am Fuße eines mit Oelbäumen umkränzten Kalkbergs gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts

und hat 2200 E., welche außer Obst- und Oelbau auch Seidenzucht treiben und steinerne Wasserröhren fertigen. Unter den Gebäuden der Stadt ist die Pfarrkirche mit ihren Kuppeln und Marmoraltären hervorzuheben. Sonst bestehen zu A. ein Kapuziner- und ein Franciscanerkloster sowie ein Kloster für Servitinnen mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen. Das Obst von A., besonders die Pfirsiche, gilt für das beste und schmackhafteste ganz Tirols. — Gegen N. auf einem 400 F. steil aufsteigenden Berge liegt das im Spanischen Erbfolgekriege von den Franzosen zerstörte, aber wiederhergestellte Stammschloß der Grafen von A. Das alte Haus dieses Namens erlosch 1242 im Mannsstamm, und Titel und Güter gingen durch eine Erbtochter in die Familie der heutigen Grafen von A. über, welche außer in Welschtirol auch in Baiern begütert sind. Als Stammvater derselben gilt Friedrich von A., der um 1239 lebte. Später schied sich das Haus in drei Linien, die Bairische oder Odalricische, die Andreas'sche Linie in Tirol und die Schlesische Linie. Die Stifter der beiden ersten, die Grafen Odalricus von A. und Andreas von A., hatten zum Vater Franz von A., der 1453 Herzog der Republik Siena war. — Sohn des Odalricus war Graf Nikolaus von A., geb. 1479, gest. 1546. Derselbe stand anfangs in Kriegsdiensten, lebte aber später den Wissenschaften und machte sich literarisch besonders als lat. Dichter bekannt. Seine Poesien sind unter dem Titel «Nicolai Archii comitis numeri» (Mant. 1546; Verona 1762) in Druck erschienen. Er hinterließ zwei Söhne, Maximilian und Joh. Baptist, von denen ersterer kaiserl. Gesandter an der Ottomanischen Pforte, letzterer kaiserl. General war, daneben sich aber auch um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht hat. Gegenwärtiges Haupt der Bairischen Linie ist Graf Maximilian von A., geb. 8. April 1808, bair. erblicher Reichsrath, dessen Vater, Graf Karl von A. (geb. 8. Mai 1769, gest. 3. Aug. 1856), Präsident des Oberappellationsgerichts und bair. Staatsrath in außerordentlichem Dienste war. Der Bruder des letztgenannten, Graf Ludwig von A., geb. 30. Jan. 1773, wurde Oberhofmeister der Kurfürstin Marie Leopoldine von Pfalzbaiern (geb. Erzherzogin von Oesterreich-Este), mit der er sich 14. Nov. 1804 in morganatischer Ehe vermählte. Seit 23. Juni 1848 verwitwet, starb er 20. Aug. 1854 als bair. Reichsrath. — Die Andreas'sche Linie in Tirol, welche das Stammgut besaß, ist seit dem Tode (1848) des einzigen Sohnes des Grafen Leopold von A. (geb. 9. März 1786, gest. 3. April 1847) im Mannsstamme erloschen. Derselben gehörte der als nationalökonomischer Schriftsteller bekannte Graf Johann Baptist Gerard von A. (geb. 1739, gest. 1791) an, dessen Werke zu Cremona (4 Bde., 1785) gesammelt erschienen. — Die Schlesische Linie wurde von Graf Georg von A., einem Abkömmlinge der Linie in Tirol, begründet. Derselbe stand in hess.-kasselschen Kriegsdiensten und trat zum Protestantismus über. Als sein Vater starb, ward ihm wegen dieses Uebertritts von seinem jüngern Bruder die Erbfolge streitig gemacht. Der Streit entschied sich zuletzt dahin, daß der jüngere Bruder die Grafschaft A. so lange administriren solle, bis Graf Georg oder seine Kinder die kathol. Confession wieder annehmen würden. Georg starb als Oberst in kurhess. Diensten 1708. Sein Urenkel war der 14. April 1845 verstorbene Graf Karl von A., dessen Sohn, Graf Heinrich von A., geb. 6. Nov. 1800, Erbherr der Herrschaft Gotschdorf in Schlesien und gegenwärtiges Haupt der Schlesischen Linie ist.

Arcole, Dorf am Alpon, einem linken Nebenflusse der Etsch, geschichtlich berühmt durch die Schlacht vom 15. bis 17. Nov. 1796, welche Bonaparte über die Oesterreicher gewann. Wurmser's zweiter Versuch, das belagerte Mantua zu entsetzen, war gescheitert; abgeschnitten von Tirol, hatte er sich 13. Sept. in diese Festung werfen müssen, wo er von den Franzosen eng eingeschlossen wurde. Ein neues österr. Heer sammelte sich in Tirol, 48000 Mann stark, unter dem Feldzeugmeister Alvinczy und rückte zum dritten mal nach Italien, zum Entsatze von Mantua; die Hauptcolonne, 29000 Mann, durch das Friaul gegen die untere Etsch, die Nebencolonne unter Davidowitsch gegen die bis Trient vorgedrungene Division Vaubois; bei Verona sollten sich beide vereinigen und dann gegen Mantua vordringen. Bonaparte's Armee war nur 43000 Mann stark; davon hatte er, weil Mantua blokirt werden mußte und Vaubois in Tirol stand, nur die Divisionen Augereau und Masséna, etwa 18000 Mann, disponibel. Diese vereinigte er bei Verona, war aber in den ersten Gefechten Anfang Nov. nicht glücklich und in der schlimmsten Lage, aus der er sich nur, alles aufs Spiel setzend, rettete. Er beschloß, durch einen Rechtsabmarsch sich dem Feinde zu entziehen, bei Ronco die Etsch zu überschreiten und gegen die rechte Flanke und die Rückzugslinie Alvinczy's zu operiren. Diese Bewegung wurde 14. Nov. in aller Stille ausgeführt. Am Morgen des 15. ging die Armee über die Schiffbrücke; die Division Augereau rückte durch das sumpfige Terrain auf dem Damme gegen die Brücke, welche bei A. über den Alpon führt, Masséna etwas später zur Deckung dieser

Bewegung auf dem andern Damme an der Etsch aufwärts. A. war aber von einem österr. Detachement besetzt, und die Schlacht begann durch den Angriff Augereau's unter feindlichem Flankenfeuer von jenseit des Alpon. Der Sturm auf die Brücke wurde abgeschlagen; Augereau (nicht Bonaparte) ergriff eine Fahne; niemand folgte ihm, nach Marmont's Zeugniß. Bonaparte wollte sich an die Spitze setzen; ein Offizier warf sich ihm an die Brust und hielt ihn zurück: «Das sei sein Platz nicht». Die Colonne wich nun in Unordnung auf dem engen Damme zurück, Bonaparte wurde dabei in einen tiefen Wassergraben gedrängt und nur mühsam gerettet. Ebenso wenig Erfolge hatte auf dem Etschdamme Masséna gewonnen, und Bonaparte zog abends alles auf das andere Etschufer zurück, während Alvinczy, der gegen Verona vorgerückt war, Verstärkungen nach A. geschickt und schließlich seine Hauptmacht hinter den Alpon zurückgezogen hatte, wo sie sich entfalten konnte. Am 16. wurde die Schlacht auf den Dämmen erneuert, von beiden Theilen angriffsweise. Masséna warf den Feind, wodurch er Augereau, der am Alpon vor Mitrowsky schon in Bedrängniß gerathen war, Luft schaffte, sodaß er fast die Brücke von A. genommen hätte. Ein Versuch der Franzosen, den Alpon auf Faschinen zu überschreiten, misglückte. Der Kampf wogte hin und her auf den Dämmen und endigte wie am ersten Tage. Am 17. wurde endlich, um die Dämme zwischen den Flüssen zu vermeiden, eine Bockbrücke weiter südlich gebaut, auf welcher Augereau überging und nun jenseit des Alpon gegen A. vordrang. Dies hätte schon am ersten Tage geschehen sollen: das ungünstige Dammgefecht wäre vermieden, der Sieg entscheidend geworden. Jetzt konnten die Oesterreicher nach einigem Widerstande, wenig verfolgt, ihren Rückzug antreten, den Alvinczy für nöthig hielt. Kein Theil hatte, nach Marmont's Zeugniß, einen eigentlichen Sieg erfochten. Doch war auch dieser Entsatzversuch für Mantua durch die Schlacht von A. vereitelt.

Arçon (Jean Claude Eléonore Lemicaud d'), ausgezeichneter franz. Ingenieur, geb. 1733 zu Pontarlier, war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt und konnte erst später von seinem Vater die Erlaubniß erhalten, seinem militärischen Berufe zu folgen. 1754 in die Militärschule zu Mézières aufgenommen, wurde er im folgenden Jahre Mitglied des Geniecorps. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich mehrfach aus, vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Kassel. Um sich des Auftrags, eine Karte von dem Jura und den Vogesen aufzunehmen, schneller zu entledigen, erfand er 1774 eine neue Tuschmanier, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. In allen seinen Schriften, die trotz der fehlerhaften Schreibart sich angenehm lesen, erkennt man Reichthum an Ideen und Züge eines glänzenden Genies. Er war einer der erbittertsten Gegner Montalembert's und scheute sich nicht, empörende Persönlichkeiten in den Streit zu ziehen. 1780 erfand er die schwimmenden Batterien, die bei der Belagerung von Gibraltar nur darum den Erwartungen nicht völlig entsprachen, weil Neid und Eifersucht der franz. und span. Offiziere das Unternehmen scheitern ließ. Bei dem Einfall in Holland unter Dumouriez nahm er mehrere feste Plätze, unter andern Breda. Später zog er sich in die Einsamkeit zurück und schrieb hier sein letztes, aber vorzüglichstes und auf Kosten der Regierung gedrucktes Werk: «Considérations militaires et politiques sur les fortifications» (Par. 1795). Bonaparte berief ihn 1799 in den Senat. Er starb 1. Juli 1800.

Arcos de la Frontera, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Cadiz, malerisch auf einem Felsen, der vom Guadalete umflossen wird, gelegen, ist eine sehr alterthümliche, unregelmäßig gebaute Stadt mit steilansteigenden Gassen und zählt 10281 E. Von den beiden Pfarrkirchen, neben denen noch sieben Klöster vorhanden, ist die am Constitutionsplatze stehende Hauptkirche ein herrliches goth. Gebäude mit drei imposanten Schiffen. Oberhalb der Stadt erhebt sich das große Stammschloß der Herzoge von A., das theilweise in Ruinen liegt. Zu A. befinden sich mehrere Gerbereien, deren Erzeugniß im Lande in gutem Rufe steht. Ueberdies werden Leinenwaaren, Hüte, Tauwerk, Matten und Borstenwaaren daselbst gefertigt. In der Umgebung, namentlich im Guadaletethale aufwärts, baut man Weizen, Oel und Südfrüchte im Ueberfluß. A. ist die alte Colonia arcensis der Römer und das in den Bürgerkriegen der Araber berühmte Medina-Arkosch. Ferdinand III., der Heilige, eroberte 1234 die Stadt, welche später den Beinamen de la Frontera erhielt, weil sie in den Kämpfen zwischen Mauren und Christen die Grenze bildete und die Einwohner derselben sich in den Streifzügen gegen die erstern besonders tapfer bewiesen.

Arctostaphylos, d. h. Bärentraube, nannte Adanson eine Gattung strauchartiger Gewächse aus der Familie der Ericaceen, welche Linné zu Arbutus (s. d.) gezogen hatte. Von dieser unterscheidet sie sich besonders durch die Frucht, welche eine 5 einsamige Steinkerne enthaltende Beere mit glatter Oberfläche ist. Die Bärentrauben sind theils aufrechte Klein- und

Halbsträucher (z. B. A. tomentosa aus Nordamerika und A. pungens aus Mexico), theils niederliegende, kriechende Erdhölzer, wie die in Europa und auch in Deutschland vorkommenden Arten: A. uva ursi und alpina Spr. Erstgenannte Art, die gemeine Bärentraube, sieht der Preiselbeere ähnlich, unterscheidet sich aber durch die zimmtbraun berindeten Stämmchen und Aeste, durch die weißen, im Schlunde rothen Blüten und durch die Steinkerne enthaltenden Beeren. Letztere haben ungefähr die Größe der Preiselbeere, sind auch roth und schmecken ziemlich angenehm. Die herben, etwas bitter schmeckenden Blätter sind unter dem Namen Folia uvae ursi officinell. Sie enthalten Gallussäure, Gerbsäure, Harz, Chlorophyll, Extractivstoff mit äpfelsaurem Kalk und Chlornatrium, Gummi und drei eigenthümliche, krystallisirbare Stoffe, Arbutin, Arcturin und Urson von den Chemikern genannt. Die Blätter werden getrocknet als Thee oder auch in Pulverform gegen Krankheiten des Harnsystems gegeben, auch technisch mit Eisenvitriol zum Schwarz-, mit Alaun zum Grünfärben (in Schweden) und allein zum Dunkelbraunfärben der Schafwolle (in Island) benutzt. Die gemeine Bärentraube wächst wild an felsigen, bebuschten Orten, auch auf Heidewiesen in vielen Gegenden Deutschlands und Europas, wird aber auch als Decorationspflanze an künstlichen Felsenpartien in Gärten cultivirt. Die ausländischen Arten findet man hin und wieder als Zierpflanzen in den Gewächshäusern.

Arctōtis, d. h. Bärenohr, nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen, und der 19. Klasse des Linné'schen Systems, deren Arten sämmtlich am Cap der guten Hoffnung wachsen. Es sind theils Halbsträucher, theils ausdauernde und einjährige Pflanzen mit abwechselnden, dornenlosen Blättern und einzelnstehenden, gestielten Blütenkörbchen, welche zungenförmige Strahl- und röhrige Scheibenblüten enthalten und einen aus vielen Schuppenreihen gebildeten Hüllkelch besitzen. Ihre ovalen Akenen sind mit drei Flügeln versehen, dicht mit aufrechten Haaren bedeckt und mit einem aus einer doppelten Reihe trockener Schüppchen gebildeten Pappus versehen. Fast alle Arten zeichnen sich durch schöngefärbte Blüten aus, weshalb sie zu den Zierden der Gewächshäuser gehören. Am häufigsten wird A. acaulis, ein stengelloses Kraut, welches sich an der Westküste von Portugal (um Lissabon u. a. O.) verwildert vorfindet, angebaut. Alle Arten müssen bei uns in Töpfen gezogen, im Orangeriehaus überwintert und hier dicht an die Fenster gestellt werden. Sie verlangen ein etwas bindiges Erdreich, im Sommer reichliche, im Winter mäßige Bewässerung und lassen sich leicht durch Ableger vermehren.

Arcturus, der Hauptstern des Bootes (Bärenführers), ein schöner, rother Stern erster Größe. Er ist von einer großen Anzahl schwächerer, obwol dem freien Auge noch sichtbarer Sterne ziemlich dicht umdrängt, die Christian Mayer für seine Trabanten hielt, was sie jedoch ganz entschieden nicht sind. Seine Eigenbewegung ist eine der stärksten, die wir bei Fixsternen kennen, nämlich jährlich 2 Secunden. Schmidt in Athen glaubt bemerkt zu haben, daß er jetzt nicht mehr ein so hohes Roth zeige als früher. Ueber seine Entfernung von der Erde wissen wir noch wenig. Nach Peters würde er 1,700000 Sonnenweiten oder 35 Billionen Meilen abstehen; Nüncker's Beobachtungen dagegen geben 14 Billionen Meilen.

Arcueil, Dorf und Eisenbahnstation unweit südlich von Paris, an der Bahn über Sceaux nach Orleans und an der Bièvre gelegen, hat Steinbrüche und Bleichen, zählt 3300 E. und besitzt aus dem 13. Jahrh. eine der bemerkenswerthesten Kirchen in der Umgebung von Paris. Noch sieht man hier die Trümmer eines röm. Aquäducts, von welchem der Ort seinen Namen (Arcus Julianus) haben soll. Berühmt ist die jetzige Wasserleitung, welche Maria von Medici 1613—24 mit ungeheuern Kosten erbauen ließ, um ihr Schloß (später Palais du Luxembourg) und Paris mit Wasser zu versehen. Dieselbe überschreitet bei A. das Thal der Bièvre in einer Länge von 1200 und einer Höhe bis zu 74 F. und hat 25 Arcaden.

Ardeb, ein dem Alterthume entstammendes Getreidemaß mehrerer Gegenden des Orients, namentlich Aegyptens. Der ägypt. A. zerfällt in 6 Weibeh, 1 Weibeh in 4 Rus; doch ist der A. nicht in allen Provinzen und Handelsplätzen gleich. Gewöhnlich rechnet man nach dem A. von Alexandria, welcher 271—72 franz. Liter enthält, während der von Kairo 179, der von Rosette 284 entspricht. Der alexandrinische A. Getreide, Mais, Bohnen u. s. w. wird an Gewicht zu 168 Oka (ungefähr 203½ Kilogr.), derselbe A. Reis zu 156 Oka (ungefähr 189 Kilogr.) gerechnet. Der A. von St.-Jean d'Acre in Syrien enthält an Gewicht 254⅔ franz. Kilogr. Auch in Abyssinien ist ein A. von abweichender Größe gebräuchlich.

Ardebil oder Erdebil, Stadt im nordöstl. Theile der pers. Provinz Aserbeidschan, am Fuße des über 13000 F. hohen Savalanberges, 5000 F. hoch über der Meeresfläche gelegen.

Die Blütezeit der Stadt fällt in die Regierung der Sefewidendynastie. Der Ahnherr derselben, Scheikh Sefi (gest. 1334), liegt daselbst in einem prächtigen Mausoleum bestattet. Daneben erhebt sich das Grabmal des ersten Königs dieser Familie, Schah Ismael (gest. 1523). Der Glanz, den Persien unter den Sefewiden (fälschlich auch Sofis genannt) entwickelte, theilte sich auch ihrer Vaterstadt mit. Olearius und Chardin schildern sie als eine der blühendsten Städte des damaligen Persien. Ihre Lage auf einer kühlen Hochebene, in einer fruchtbaren Umgebung von Obstgärten, Weingeländen, Ackerfluren und Wiesen, hat sie jederzeit zu einem Lieblingsaufenthalte des pers. Hofes gemacht. Nadir-Schah ließ sich dort krönen. Zu Anfang des 19. Jahrh. war sie der Sitz des Hoflagers des Prinzen Abbas-Mirza, der sie damals unter Leitung des franz. Generals Gardanne nach europ. System befestigen ließ, um als Hauptgrenzfestung gegen Rußland zu dienen. Wiederholte Erdbeben haben die Stadt in neuerer Zeit in Trümmer gelegt. Als Morier sie 1813 besuchte, zählte sie kaum noch 700 Häuser mit 4000 E. Im russ.-pers. Kriege (1822—28) fiel sie in russ. Hände, ging aber nach dem Frieden von Turkmantschai wieder in pers. Besitz über. Als Grenzstation auf der Handelsstraße von Tebris nach Lenkoran hat sie einige Wichtigkeit für den kaspisch-pers. Handelsverkehr.

Ardèche, ein südfranz. Departement, das seinen Namen von einem gleichnamigen, 10 M. langen Flusse führt, der in den Cevennen entspringt, durch ein romantisches Thal gegen SO. fließt und unweit Pont-St.-Esprit in die Rhône fällt. Das Depart. A. liegt zwischen den Cevennen (Depart. Lozère) und der Rhône (Depart. Drôme), den Depart. Loire und Oberloire im N. und Gard im S., umfaßt den nördlichsten Theil vom alten Languedoc, die Landschaft Vivarais. Es hat zur Hauptstadt Privas, zerfällt in die drei Arrondissements Privas, Largentière und Tournon, in 31 Cantone und 339 Gemeinden, und zählt auf 100 Q.-M. 388529 E. Das Land ist fast durchweg gebirgig, am höchsten an der Nordwestgrenze, wo der Culminationspunkt der Cevennen, der vulkanische Mont-Mezenc, 5460 F. hoch aufsteigt. Von diesem in Südostrichtung über Montagne-du-Coiron bis zur Rhône bei Rochemaure erscheinen hintereinander die Regionen der Gneis-, Sandstein-, Schiefer- und Kalksteingebirge, von vulkanischem oder Eruptionsgestein, besonders von Basalt durchbrochen und zertrümmert. Die verschiedenen Felsarten, die vielen erloschenen Vulkankegel, tiefen Krater, Thalspalten und vulkanischen Tuffmassen, seltsamen Grotten, Felslabyrinthe, basaltischen Colonnaden und Riesendämme (z. B. bei den Mineralquellen von Vals) bieten hier einen außerordentlichen Reichthum von pittoresken Schönheiten (s. Antraigues) und geol. Merkwürdigkeiten dar. Das Departement ist sehr reich an Mineralien, besonders an Eisen und Steinkohlen. Das Oberland hat sechs bis acht Monate Winter, kein Getreide, aber gute Viehweiden. Dagegen besitzen das östl. Stufenland, dessen steile Bergabhänge fast überall durch Mauern, welche das Erdreich stützen, mit Culturterrassen umkleidet sind, sowie die Thäler, besonders das der Rhône, ein sehr warmes Klima. Hier gedeihen die Olive, Feigen, Mandeln, geschätzte Roth- und Weißweine, Kastanien. Lebhafte Gewerbthätigkeit zeigen die Gerbereien, Papierfabriken (sehr berühmt in Annonay), Eisenwerke, Tuchfabriken, vor allem die Seidenproduction. Den Handel fördern gute Straßen und die Strombahn der Rhône, welche hier außer der Ardèche noch den Erieux und den Doux aufnimmt. Der volkreichste und betriebsamste Ort ist Annonay (s. d.).

Ardei, Aardey oder Ardai (das) wird der westl. Theil des am rechten Ufer der Ruhr mit steilen Böschungen zum Flusse hinstreichenden Haarstrangs genannt, wie er sich in der Grafschaft Mark, im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg in Westfalen, von Fröndenberg bis Wolmarstein, insbesondere bei Herdecke südlich von Dortmund, lagert und nordwestlich zu dem fruchtbaren Hellweg übergeht, der sanft in das niederrhein. Tiefland abfällt. Der A. ist für Westfalen höchst wichtig, insofern er einen Haupttheil der Steinkohlenniederlage der Grafschaft Mark bildet, welche südlich von Kohlensandstein und nördlich von Kreide umgeben ist. Der Sandstein im A. selbst wird überall von einer unfruchtbaren Lehmschicht überdeckt. Noch sind unweit Fröndenberg an der Ruhr die Trümmer der Burg vorhanden, wo die Grafen von A. wohnten, deren reichbegütertes Geschlecht schon im 7. Jahrh. erwähnt wird, aber nach 1518 ausgestorben zu sein scheint. Etwa $1\frac{1}{2}$ St. nordöstlich von Herdecke (an der Ruhr-Siegbahn) liegen auf einem vorspringenden Berge des A., der Hohen-Syburg, die Trümmer der Wittekindsburg, welche Karl d. Gr. 775 belagerte. Neben denselben ist 1857 ein 90 F. hoher Rundschauthurm zu Ehren des 1844 gestorbenen Freiherrn von Vincke, Oberpräsidenten von Westfalen, aufgeführt worden.

Ardennen, bei den Alten Arduenna silva, franz. les Ardennes, hieß früher der ganze Bergstrich zwischen dem Rhein und der Sambre; jetzt versteht man unter diesem Namen nur

die westlichste Abtheilung und Fortsetzung des niederrhein. Schieferplateau und nennt dieselbe auch Ardennerwald oder Eisling. Die A. erheben sich an der Nordgrenze Frankreichs, senken sich nordwärts zur Maas (zwischen Namur und Lüttich) und Sambre und lehnen sich im O. an die Hohe Veen und die Eifel an, während sie sich allmählich westwärts im flandr. Tieflande verflachen. Sie bilden eine breite, häufig ganz ebene oder doch nur sanftwellige Bergfläche von 14—1800 F. Höhe, ohne geschlossene Bergrücken, ohne bedeutendere Gipfelerhebung. Nur der zuweilen ganz kahle oder doch nur mit sehr dünner Erdkrume bedeckte Felsboden und vorzüglich das vielfache Vorkommen tief- und steileingeschnittener Thäler sowie der spärliche Anbau und die strichweise dichten Waldungen geben dem Ganzen den Charakter eines Berglandes. Die Wälder, meist Laubholz (Eichen, Buchen, Espen und Eschen), seltener Tannenwald, beschatten die mit einer dickern Bodenkrume bedeckten Berglehnen; wo diese fehlen, da findet sich nur mageres Weideland, Gebüsch und Gestrüpp, auch Heide und Moor. Nur wo die A. im N. und W. in das Tiefland übergehen, gestatten sie Ackerbau. Der tiefe, zum Theil enge, felsige Querspalt des Maasthals zwischen Mézières und Namur durchschneidet die ganze Bergfläche von S. gegen N., sodaß die größere Hälfte auf der Ostseite bleibt. Einen ähnlichen Querspalt bildet die Ourthe und Sauer. Zwischen beiden Spalten liegen die höchsten, bis zu 2000 F. ansteigenden Punkte des Ganzen auf dem flachen Rücken, der sich im N. der Semoy von der Maas bis zur obern Ourthe ausbreitet und von St.-Hubert, dem Gruftkloster des Patrons der Jäger, den Namen St.-Hubertuswald führt. Oestlich von dieser Waldstrecke dehnen sich weithin Heide und Moor aus. Die Einförmigkeit des äußern Baues der A. ist die Folge des innern. Sie werden größtentheils nur aus Thonschiefer und Kalk gebildet; aber werthvoll sind ihre trefflichen Bausteine, ihr ausgezeichneter Dachschiefer, ihr Eisen, Zink und Blei, vor allem aber, an ihrem Nordrande von Lüttich bis Valenciennes, die unerschöpflichen Steinkohlenlager, welche Belgiens Metallverarbeitung und Industrie begründen. — Das Waldplateau hat dem in Nordfrankreich gelegenen Departement A., welches von ihm in seinem nördl., wie von den Argonnen im östl., Theile durchzogen wird, den Namen gegeben. Dieses Departement grenzt an Belgien im N. und NW., an das Depart. Maas im SO., Marne im S., Aisne in W., besteht aus der nördl. Champagne mit Einschluß der ehemaligen Fürstenthümer Sédan, Carignan und Mouzon und gehört zur Diöcese Rheims. Es hat zur Hauptstadt Mézières, zerfällt in die fünf Arrondissements Mézières, Sédan, Réthel, Rocroi und Vouziers, in 31 Cantone und 478 Gemeinden, und zählt auf 95 Q.-M. 329111 E. Der nordöstl. Theil gehört zum Bassin der schiffbaren Maas mit dem Chiers und der Semoy rechts und der schiffbaren Bar links; den südwestl. Theil bewässert die Aisne mit der Aire. Der 11 M. lange Ardennenkanal führt längs der Aisne von Château-Porcien über Réthel und Attigny östlich bis Semoy, dann durch die Gebirgslücke von Le-Chesne-populeux zur Bar und längs derselben gegen N. zur Maas unterhalb Donchery. Etwa ein Achtel der Grundfläche besteht aus Bergland, das zugleich den waldreichsten Abschnitt, aber auch weite Heidestrecken enthält. An der Nordspitze des Departements, bei Givet, bricht man Marmor. Dann folgen mächtige Schieferlager. Im O. herrscht der Muschelkalk vor mit reichen Eisenminen, im SW. trockener Kreideboden, eine nackte, baumlose Ebene. Nur die Thäler, besonders das der Aisne, sind fruchtbar und liefern Getreide. Wein baut man nur im S. bis Mézières. Außer Marmor, Schiefer und Eisen gewinnt man Steinkohlen, Glassand, Porzellanthon. Holz wird gegen Hafer und Wein ausgeführt. Auf den ausgedehnten Weiden zieht man starke Arbeitspferde und treffliche Schafe. Die Industrie beschäftigt sich mit Eisenwerken, Glas-, Fayence-, Tuch-, Shawl- und Wollmanufacturen, Strumpfwirkerei, Loh- und Weißgerberei. Der Hauptsitz der Eisenindustrie ist Charleville, der der Tuchfabrikation Sédan (s. d.). An Unterrichtsanstalten und Sammlungen ist das Departement arm. Dem Mangel an Straßen ist in neuester Zeit durch Eisenbahnen abgeholfen. Eine Eisenbahn läuft von Paris über Réthel, Mézières, Charleville und Givet nach Belgien, und an diese schließt sich die über Réthel und Sédan nach Thionville und Metz führende.

Ardisia nannte Swartz eine aus Bäumen, Sträuchern und Halbsträuchern der Tropengegenden bestehende Pflanzengattung aus der Familie der Myrsineen und der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, deren Arten meist immergrüne, lederartige, immer einfache und ganze, theils abwechselnd, theils gegenständig, theils gedreit stehende Blätter, weiße oder rosenrothe, in achsel- oder endständige Rispen, Dolden oder Trauben gestellte Blüten und kugelige, glatte, meist lebhaft gefärbte Steinfrüchte besitzen. Die Blüten sind mit einem fünflappigen Kelche, einer fünftheiligen, zurückgeschlagenen Blumenkrone und fünf weit vorstehenden Staub-

wig von A., geb. 3 Juli 1750. Derselbe verlor im Luneviller Frieden seine unmittelbaren Besitzungen jenseit des Rhein, zusammen 7½ Q.-M. mit 14800 E., und erhielt dafür 1803 als Entschädigung das Amt Meppen und die Grafschaft Recklinghausen in Westfalen. Von seiner Gemahlin Pauline Louise Antoinette Candida von Laragnais, der Tochter des Herzogs von Brancas, erbte er 1812 die Besitzungen des Hauses Chalons in Hochburgund und starb erblindet zu Brüssel 7. März 1820. — Schon 1803 hatte er seinem ältesten Sohne Prosper Ludwig, geb. 28. April 1785, die Regierung abgetreten. Dieser trat 1806 dem Rheinbunde bei und vermählte sich 1808 mit einer Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie Tascher de la Pagerie, welche Napoleon zur franz. Prinzessin erhob. Dessenungeachtet verlor er 1810 seine Souveränetät, indem sein Gebiet theils mit Frankreich, theils mit Berg vereinigt wurde. Erst 1813 wurde er dafür von Frankreich mit einer Rente von 240800 Frs. entschädigt. Der Friede von 1815 gab ihm seine Besitzungen als Standesherrschaften zurück, Meppen unter hannov., Recklinghausen unter preuß. Hoheit. Nachdem er seine erste kinderlose Ehe 1816 hatte für nichtig erklären lassen, vermählte er sich 1819 mit der Prinzessin Ludmilla von Lobkowitz. Er starb 27. Febr. 1861 und hatte seinen ältesten Sohn, den Herzog Engelbert von A., geb. 11. Mai 1824, zum Nachfolger. — Ein Oheim des letztern, Prinz Peter d'Alcantara von A., geb. 2. Oct. 1790, erhielt von seinem Vater die Güter in Belgien und wurde in Frankreich naturalisirt und 1828 zum franz. Herzog und Pair erhoben. Er vermählte sich 27. Jan. 1829 mit Alix Maria Charlotte, der Tochter des Fürsten Charles von Talleyrand, Herzogs von Périgord, aus welcher Ehe zwei Zwillingssöhne entsprangen.

Ein zweiter Sohn des obenerwähnten Herzogs Karl Maria Raimund von A. war der Prinz August Maria Raimund von A. Derselbe wurde 30. Aug. 1753 zu Brüssel geboren und widmete sich frühzeitig dem Militärstande. Noch ziemlich jung, erhielt er von seinem Großvater mütterlicherseits, dem Grafen Ludwig von der Mark, dem Inhaber eines nach ihm benannten deutschen Infanterieregiments in franz. Diensten, dieses Regiment zu seinem Eigenthume, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dasselbe auch in Zukunft den Namen «von der Mark» behalten und der Inhaber desselben den Namen eines Grafen von der Mark führen solle. Der Prinz ist daher auch unter dem Namen des «Grafen von Lamark» bekannter geworden als unter seinem eigentlichen Familiennamen. Mit jenem Regimente ging A. 1780 während des engl.-amerik. Feldzugs nach Ostindien, von wo er erst nach fast zwei Jahren und schwer verwundet zurückkehrte. Bei Ausbruch der Revolution in Brabant 1789 schloß er sich den Insurgenten an, zog sich jedoch bald aus diesen Verbindungen zurück und huldigte Leopold II. Im Beginne der Französischen Revolution trat er in ein enges Freundschaftsverhältniß zu Mirabeau, den er auch für das Königthum wieder gewonnen haben soll. Nach Mirabeau's Tode verließ er Frankreich und ward 1796 als österr. Unterhändler mit den franz. Behörden gebraucht. Später lebte er entfernt von den öffentlichen Geschäften, nach Errichtung des Königreichs der Niederlande, in Brüssel, wo er, mit literarischen Arbeiten und mit der Bildung einer Gemäldesammlung beschäftigt, 26. Sept. 1833 starb. Seinen Namen und seine Titel vererbte er auf seinen Sohn Engelbert Ernst, geb. 25. Mai 1777, gest. 20. Nov. 1857, welchem aus zwei Ehen nur zwei Töchter geboren wurden.

Zu den Besitzungen des Herzogs von A. gehört zunächst das Herzogthum Arenberg-Meppen in Hannover, ursprünglich das Amt Meppen. Dieses Herzogthum wurde 9. Mai 1826 errichtet und zählt auf 40,164 Q.-M. 55765 E., die ein Stadtgebiet (Papenburg) und vier Amtsbezirke (Meppen, Haselünne, Hümmling und Aschendorf) mit 3 Städten und 27 Landgemeinden bilden. Unter preuß. Hoheit besitzt der Herzog die Grafschaft Recklinghausen in Westfalen, welche im ganzen den Kreis Recklinghausen des preuß. Regierungsbezirks Münster bildet, der auf 14,24 Q.-M. 49983 E. zählt. Außerdem besitzt der Herzog noch verschiedene Rittergüter im preuß. Staate und hat reichen Grundbesitz in Belgien und in Frankreich, der aber mit der Revolution alle herrschaftlichen Rechte und Titel verlor. Die jährlichen Einkünfte des Herzogs sollen über ½ Mill. Thlr. betragen. Die Familie bekennt sich zur kath. Kirche. Die gewöhnliche Residenz des Fürsten ist Brüssel oder das Schloß Clemenswerth bei Meppen. Obgleich alle Mitglieder des Hauses A. zur Führung des herzogl. Titels berechtigt, ist es doch Herkommen, daß nur der Chef des Hauses diesen Titel wirklich führt, während sich die übrigen Glieder Prinzen (Fürsten) und Prinzessinnen (Fürstinnen) nennen.

Arendal, Stadt im Amte Nedenäs des Stiftes Christiansand an der Südostküste Norwegens und der Mündung der Nid-Elv, zählt 4456 E. und ist theils auf Inseln und Felsenspitzen, theils auf Pfählen unmittelbar über dem Meere höchst unregelmäßig erbaut; manche

Straßen sind nichts anderes als Brücken zwischen den Häuserreihen. Die Stadt, wegen ihrer Lage auch Klein-Venedig genannt, gewährt einen sehr romantischen Anblick. Der durch die vorliegende, bewaldete Insel Tromö geschützte Hafen ist vortrefflich und begünstigt den im Verhältniß zur Größe und Einwohnerzahl der Stadt bedeutenden Handel, der 1860 262 eigene Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von 30000 Commerzlast und einer Besatzung von 2282 Mann beschäftigte. Man führt hauptsächlich Holzwaaren aus, aber auch Eisen, welches in den nahen Gruben gewonnen wird. Daneben wird auch Schiffbau getrieben; unbedeutender sind die Tabackfabriken, Brennereien und Brauereien. König Ludwig Philipp hielt sich als Herzog von Orleans bei seiner nordischen Reise während der Französischen Revolution hier auf.

Arendt (Martin Friedr.), bekannt durch seine wissenschaftlichen Wanderungen durch einen großen Theil Europas, war zu Altona 1769 geboren und starb, vom Nervenschlage getroffen, in der Nähe von Venedig 1824. Auf des Grafen von Reventlow Empfehlung wurde er 1797 beim botan. Garten zu Kopenhagen angestellt; doch seine Vorliebe für Alterthumsforschung führte ihn auf die Universitätsbibliothek, wo er in strenger Kälte stundenlang die Magnäanischen Sammlungen durchsah. Mit landesherrl. Unterstützung reiste er 1798 nach Finnmark. Sehr genau durchforschte er Norwegen und kam in Gegenden, die vor ihm kein Fremder betreten hatte. Er sollte lebende Pflanzen und Samen einsammeln; allein er brachte wenig oder nichts zurück und wurde entlassen. Hierauf begann er 1799 seine antiquarischen Sammlungen in Norwegen. Dann hielt er sich längere Zeit in Schweden auf, in Rostock bei Tychsen, in Paris bei Millin und in Venedig. Später durchwanderte er die Schweiz, Spanien, Italien und Ungarn. Er lebte von fremder Unterstützung, schlief oft unter freiem Himmel und kannte keine Bedürfnisse der Bequemlichkeit. Mit dem deutschen Patrioten Ernst Moritz Arndt verwechselt und des Carbonarismus verdächtig, mußte er in Neapel die heftigsten Verfolgungen erdulden. Einen Theil seiner Papiere, Zeichnungen und Abhandlungen, antiquarischen Inhalts und den Norden betreffend, die er für gewöhnlich bei sich trug, legte er in der Bibliothek zu Kopenhagen nieder. Auch ließ er in Paris und in verschiedenen Städten Schwedens, Deutschlands und Dänemarks einzelne Flugblätter drucken.

Arenenberg oder Arenaberg, ein vielgenanntes Schloß des Kaisers Napoleon III., liegt am untern Theile des Bodensees auf einer Anhöhe oberhalb Salenstein, im Bezirke Steckborn des schweiz. Cantons Thurgau und gehört zu der an Schlössern reichen Gemeinde Ermatingen. Das Schloß selbst ist nicht umfangreich, auch einfach im modernen Stil ohne architektonischen Luxus erbaut, aber von herrlichen Anlagen umgeben. An einer der schönsten Stellen des Parks, die einen reizenden Blick auf den See gewährt, liegt die sog. Eremitage. A. war Besitzthum der Familie Streng, bis es die Königin Hortense einige Jahre nach ihrer Verbannung aus Frankreich erkaufte und seitdem mit ihren beiden Söhnen unter dem Namen einer Herzogin von St.-Leu bewohnte. Durch dieselbe ward es in einen Tempel des Andenkens an Napoleon I. umgewandelt. Nach dem Tode der Königin (5. Oct. 1837) fiel das Schloß dem Prinzen Ludwig Napoleon zu, der es während seiner Gefangenschaft mit allem Zubehör, den Kunstschätzen, allen werthvollen Erinnerungen und auf Napoleon I. bezüglichen Reliquien für 840000 Fl. an einen Neuenburger veräußerte. Im April 1855 kaufte die Kaiserin Eugenie insgeheim die Besitzung wieder zurück und machte damit ihrem Gemahl ein Geschenk. Seitdem sind Schloß wie Anlagen neu in Stand gesetzt worden.

Arenga, von La Billardière benannte Palmengattung aus der 21. Klasse des Linné'schen Systems, von welcher bisjetzt nur zwei auf den ostind. und südasiat. Inseln wachsende Arten bekannt sind. Sie haben einen hohen, dicken, auswendig unregelmäßig geringelten Stamm, gefiederte Blätter mit zurückgeschlagenen Fiederblättchen, grünliche Blüten in langen, verzweigten Kolben (männliche und weibliche Blüten an besondern Kolben) und kugelige, gelbliche, saftige Steinfrüchte. Die nützlichste, berühmteste und verbreitetste Art ist A. saccharifera, die Zuckerpalme, so genannt, weil aus den angestochenen männlichen Kolben ein zuckerhaltiger Saft in großer Menge hervorfließt, aus welchem Zucker gewonnen werden kann. Aus den Fasern der Blattstiele macht man Stricke, aus dem Marke des Stammes Sago (s. d.). Die unvorsichtig angegriffenen, beerenartigen Früchte erregen ein unerträgliches Jucken auf der Haut.

Arensburg, Kreisstadt und einzige Stadt der Insel Oesell in der russ. Ostseeprovinz Livland, an einer Bucht der Südküste gelegen, mit einem Handelshafen. Die Stadt zählt 3736 E. und hat eine griech. und eine luth. Kirche, die zu den schönsten der Ostseeprovinzen gehört, eine adeliche Kreis- und zwei Elementarschulen, eine 1846 gegründete Landwirthschaftliche

Gesellschaft, drei Wohlthätigkeitsanstalten, ein Schlammbad und eine Seewasser-Heilanstalt. Waldemar II. von Dänemark ließ hier ein Fort und Hermann von Osnabrück, der Bischof von Riga, 1334 ein festes Schloß bauen. König Karl XI. von Schweden erweiterte die Festungswerke, welche die Russen, als sie die Stadt 13. Sept. 1710 eroberten, zum Theil sprengten.

Areopāgus (griech. Areiópagos), Areopāg, der älteste, wegen seines Ansehens, seiner Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe berühmteste Gerichtshof nicht nur in Athen, sondern in ganz Griechenland und der Alten Welt überhaupt, hatte den Namen von dem Versammlungsorte, dem unweit der Akropolis gelegenen Hügel des Ares (Mars). Die Stiftung dieses Gerichts wird von einigen bis auf Kekrops zurückgeführt, von andern dem Solon zugeschrieben; doch scheint er von letzterm nur eine bessere Einrichtung und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er bestand, läßt sich nicht angeben. Die Stellen waren auf Lebenszeit und wurden mit den abgegangenen Archonten (s. d.) besetzt, die sich durch redliche und eifrige Amtsführung derselben würdig gemacht hatten. Aristides nannte den A. das heiligste Gericht Griechenlands. Die Verbrechen, welche vor dieses Gericht gehörten, waren vorsätzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Verrath des Vaterlandes, Sittenlosigkeit und Neuerungen im Staate und in der Religion. Indeß richtete der A. weniger nach positiven Gesetzen als nach Gutdünken und Billigkeit. Zugleich war ihm die Sorge für die Verwaisten aufgetragen. Im Augenblick der Gefahr griff der A. auch eigenmächtig in die Leitung der Staatsangelegenheiten ein, wie dies zur Zeit der Perserkriege geschah, wo seine Macht den höchsten Gipfel erreicht hatte. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten seinem Ausspruche. Seine Versammlungen hielt der A. unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht, am Ende jedes Monats, drei Tage nacheinander. Als Stimmzettel dienten kleine Steine, und wenn die Stimmen gleich waren, so entschied Pallas zu Gunsten des Beklagten. Bis auf Perikles behielt der Gerichtshof seine Reinheit; durch diesen aber, der, auch ohne Archont gewesen zu sein, sich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde das Institut zuerst verletzt. Indessen genoß der A. noch bis in die röm. Zeiten Ansehen; erst nach und nach mit dem Verfall Athens versank auch er.

Arequipa, Hauptstadt und Bischofssitz des großen, nach ihr benannten Departements im südl. Theile der südamerik. Republik Peru, das 2100 Q.-M., aber nur 137500 E. zählt. Der Ort liegt am Westabhang der Anden, 10 M. vom Meere und 7080 F. über demselben, in dem lieblichen Flußthale Quilca, in einem sehr gemäßigten und gesunden Klima (16° 25′ südl. Br.) und ist eine der am besten gebauten und blühendsten Städte Südamerikas, nächst Lima die blühendste in Peru, wird aber oft von Erdbeben heimgesucht. Die Stadt zählt 30000 E., hat eine Kathedrale und eine gelehrte Schule, Baumwoll-, Gold- und Silbermanufacturen, Edelsteinschneidereien und ist eine Hauptniederlage europ. und amerik. Waaren. Der größte Theil des im Innern Perus gewonnenen Goldes und Silbers wird in den nächsten Häfen eingeschifft, in Quilca (bekannt durch Sucre's Expedition 1825), in Arantac und Mollendo. A. wurde auf Pizarro's Befehl 1536 gegründet und 1541 von Karl V. zur Stadt erhoben. Nur 3 M. im NO. derselben erhebt sich der 17240, nach andern 17712 oder gar 19065 F. hohe Guagua-Putina oder Volcan de A., der schon viermal die Stadt zerstört und noch 1830 Schlacken, 1831 große Rauchsäulen, aber noch nie Lavaströme ausgestoßen hat. Zu der Vulkangruppe von A. gehören noch fünf Vulkane: der 18391 F. hohe Chacani am Rio-Quilca, der 9076 F. hohe Pitchu-Pitchu (4 M. im O. der Stadt, unweit vom Passe Cangallo), der angeblich 20500 F. hohe Uvillas oder Ubinas, der Omato und der Volcan-Viejo, ein ungeheuerer Krater mit Lavaströmen und viel Bimsstein.

Ares, s. Mars.

Aretäus (griech. Aretaios), ein berühmter Arzt aus Kappadocien, lebte in der letzten Hälfte des 1. und zu Anfang des 2. Jahrh. n. Chr. und galt nächst dem Hippokrates bei den Alten für den besten Beobachter der Krankheiten. Die Ergebnisse seiner langjährigen Erfahrungen legte er in einem im ionischen Dialekte geschriebenen Werke in acht Büchern nieder, von denen die vier ersten über die Ursachen und Zeichen der acuten und chronischen Krankheiten, die vier andern von der Heilung derselben handeln. Dasselbe wurde am besten von Wiggan (Orf. 1723), Kühn (Lpz. 1828) und Ermerius (Utrecht 1847) herausgegeben und von Dewez (2 Bde., Wien 1790—1802) und Mann (Halle 1858) übersetzt. Vgl. Locher, «A. aus Kappadocien» (Zürich 1847).

Arethūsa hießen im Alterthume mehrere Quellen oder die Nymphen derselben, unter denen die auf der Insel Ortygia bei Syrakus, einer Cultusstätte der Artemis, die bekannteste. Nach der Mythe ist die Nymphe A. eine Tochter des Nereus und der Doris, die, vom Flußgotte

Alpheios verfolgt, nach Sicilien kam und hier auf ihr Bitten von der Artemis in eine Quelle verwandelt wurde. Die A. wurde die Muse des Hirtengedichts, genoß zu Syrakus göttliche Verehrung und ist vielfach auf alten sicilischen Münzen abgebildet. (S. Alpheus).

Arethusa, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen und der 20. Klasse des Sexualsystems, deren Arten meist in Nordamerika wachsen und mit Ausnahme einer einzigen (A. bulbosa L.) in neuerer Zeit zu andern Orchideengattungen gezogen worden sind. Nach Linné's Zeit sind mehrere echte Arethusen in Nordamerika und Westafrika entdeckt worden. Alle haben eine ungespornte Honiglippe, einen ein- oder wenigblütigen, blattlosen oder beblätterten Schaft und einen knolligen oder faserigen Wurzelstock und wachsen im Boden. Man findet sie hin und wieder in Gewächshäusern, doch stehen sie den Orchideen der Tropengegenden an Schönheit weit nach.

Aretin, ein freiherrl. Geschlecht in Baiern, das sich im Staatsdienst wie in der Literatur vielfach ausgezeichnet hat. Stammvater desselben ist Johann Baptist Christoph Arontion Caziadur, geb. 24. Juni 1706 zu Konstantinopel aus königl. armen. Geschlechte; er kam als zweijähriges Kind nach Venedig und wurde von da durch die Kurfürstin Theresia Kunigunde von Baiern nach München gebracht, wo er am Hofe auferzogen ward, später die Stelle eines Hofkammerraths bekleidete und 11. April 1769 in den Freiherrnstand erhoben ward. — Sein Enkel, Adam Freiherr von A., geb. 24. Aug. 1769 zu Ingolstadt, gest. 16. Aug. 1822, trat, nachdem er die Rechtswissenschaften studirt, in den Staatsdienst und stieg unter Montgelas bis zum Vorstande der diplomatischen Section im Ministerium des Auswärtigen. Er hatte bereits an vielen der wichtigsten Staatsgeschäfte Antheil genommen, als er im Febr. 1817 an des Grafen Rechberg Stelle Bundestagsgesandter zu Frankfurt a. M. wurde, wo er sich durch Mäßigung, aber auch durch die energische Vertheidigung der bair. Verfassungsurkunde allgemeine Achtung erwarb. A. war mit Stein der Stifter des Vereins für ältere deutsche Geschichtskunde und besaß eine der größten Kupferstichsammlungen und eine bedeutende Anzahl von Gemälden, die nach seinem Tode versteigert wurden. Vgl. Brulliot, «Catalogue des estampes du cabinet d'A.» (3 Bde., Münch. 1827). — Sein Bruder, Freiherr Georg von A., geb. 29. März 1766 zu Ingolstadt, gest. 30. Jan. 1845, ward 1793 Administrator des bair. Donaumoosgerichts und machte sich als solcher um die Trockenlegung des Donaumooses sehr verdient. 1796 erfolgte seine Ernennung zum Hofkammerrath, 1799 zum Landesdirector in Amberg und 1806 zum Straßen- und Wasserbauinspector in Tirol. Als 1809 der Aufstand in Tirol ausbrach, war er Generalcommissar des Eisackkreises zu Brixen, und wurde als österr. Gefangener nach Fünfkirchen in Ungarn abgeführt. Nach seiner Freilassung erhielt er 1810 vom Könige von Baiern ein Lehngut und eine ansehnliche Pension, worauf er sich ganz den Wissenschaften, Künsten und der Landwirthschaft widmete. Von seinen Schriften, die meist ein vaterländisches Interesse haben, sind hervorzuheben: «Versuch eines Defensionssystems von Baiern» (Regensb. 1820) und «Zeitbedürfnisse mit besonderer Rücksicht auf Baiern» (3 Bdch., Sulzb. 1818—19). Von seinen beiden Söhnen starb Freiherr Karl von A. 20. Juli 1846 als Appellationsgerichtsrath zu München; der zweite, Freiherr Philipp von A., geb. 18. Dec. 1799, lebt als Landrichter und Stadtcommissar zu Donauwörth. — Ein dritter Bruder von Adam von A., Freiherr Christoph von A., geb. 2. Dec. 1773 zu Ingolstadt, gest. 24. Dec. 1824 als Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise, studirte zu Heidelberg, Göttingen und Paris, gelangte noch sehr jung in den Staatsdienst und wurde 1799 zum Landesdirectionsrath ernannt. Schon damals drang er auf Abschaffung der Feudalstände und auf Zusammenberufung des Landtags. Auch bei dem Streite der bair. Landstände mit der Regierung 1800 und 1801 war er als Schriftsteller sehr thätig. Nach Aufhebung der Klöster ward er 1803 als Regierungscommissar zur Durchsuchung der Klosterbibliotheken abgeschickt und 1806 Oberbibliothekar an der Centralbibliothek zu München. Die Schrift: «Die Plane Napoleon's und seiner Gegner in Deutschland» (1809), worin er von einer Conspiration von Borussomanen und Anglomanen mit einer prot. Liga gegen Napoleon sprach, und letztern für den Repräsentanten der Deutschheit, d. h. des Kosmopolitismus erklärte, erregte einen heftigen Streit, infolge dessen A. auf Veranlassung des Königs seine Aemter niederlegte. Auch eine spätere Schrift: «Sachsen und Preußen» (1815), zu Gunsten Sachsens, brachte ihm vielen Verdruß. 1811 kam er als Appellationsgerichtsdirector nach Neuburg, wo er von 1813—19, bis zu seiner Ernennung zum Appellationsgerichtspräsidenten im Regenkreise, Vicepräsident des Appellationsgerichts war. Seit 1819 Deputirter beim Landtage, fand

seine Freimüthigkeit stets eine bedeutende Opposition. Seine zahlreichen jurist.-polit., durch volksthümlichen Ton ausgezeichneten Schriften beziehen sich meist auf die damaligen Verhältnisse. Auch seine Schauspiele «Ludwig der Baier» (1821) und «Das Mädchen aus Zante» (1822) hatten polit. Tendenz. Seine letzte Schrift war das «Staatsrecht der constitutionellen Monarchie», das Rotteck beendete (neue Aufl., 3 Bde., Lpz. 1838—39). — Der älteste Sohn des letztern, Freiherr **Karl Maria von A.**, geb. 4. Juli 1796, ist als Historiker von streng kath. Färbung bekannt. Er wohnte den Kriegen von 1813—15 bei, schlug dann die diplomatische Laufbahn ein, diente aber nachher im bair. Generalstabe und im Kriegsministerium. Später zog er sich auf das Land zurück und widmete sich theils der Landwirthschaft, theils literarischen Studien. Seine Neigung für archivalische Forschungen bewog ihn indessen, sich wieder nach München zu wenden. Er erhielt 1834 als Legationsrath eine Stelle im Ministerium des Aeußern und ward auch durch den König zum Geh. Haus- und Staatsarchivar ernannt. In dieser Stellung benutzte er die ihm dargebotenen reichen histor. Schätze zu einer «Darstellung der auswärtigen Verhältnisse Baierns» (Pass. 1839) und der «Geschichte des Kurfürsten Maximilian I.» (Pass. 1842). Auch schrieb er eine Abhandlung über Wallenstein, die zur Beurtheilung desselben manches Neue darbietet. Ende März 1847 ward A. seiner Eigenschaft als Vorstand des Archivs enthoben und der bair. Gesandtschaft in Berlin als Legationsrath beigegeben. 1848 und 1849 wurden ihm vom Könige Maximilian mehrere vertrauliche Missionen übertragen, nach deren Beendigung er wiederum in seine Stellung als Archivvorstand eintrat. Als der König 1854 die Errichtung eines bair. Nationalmuseums beschloß, ward A. mit dessen Einrichtung beauftragt, welchem Geschäfte er fortan den größten Theil seiner Thätigkeit widmete. In Verbindung damit steht die ihm übertragene Herausgabe der «Alterthümer und Denkmale des bair. Herrscherhauses» (Heft 1—4, Münch. 1855—62). Schon 1851 zum Wirklichen Geheimrath befördert, wurde er 1859 auch zum lebenslänglichen Mitgliede der Kammer der Reichsräthe ernannt.

Aretino (Pietro), ital. Schriftsteller des 16. Jahrh., der natürliche Sohn des L. Bazzi, eines Edelmanns, war 20. März 1492 zu Arezzo geboren, von welcher Stadt er auch seinen Namen entlehnte. Wegen seiner beißenden Satire aus Arezzo verwiesen, kam er nach Perugia, um dort die Buchbinderei zu lernen. Von hier entwich er mit dem Entschlusse, ein berühmter Mann zu werden, nach Rom, wo ihm seine Laune, Keckheit und Talente bald Gönner erwarben. Er wurde von Papst Leo X. und eine Zeit lang auch von Clemens VII. begünstigt, mußte jedoch wegen 16 Sonetten, die er auf ebenso viele unzüchtige Zeichnungen von Giulio Romano verfaßt hatte, Rom verlassen. A. ging nun zu Johann von Medici, welcher selbst Zimmer und Bett mit ihm theilte und ihm auch Gelegenheit gab, sich zu Mailand 1524 Franz I. von Frankreich gefällig zu erweisen. Nach dem Tode Johann's von Medici ließ er sich 1528 in Venedig nieder, wo er eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete und sich mächtige Freunde erwarb. Der Bischof von Vicenza söhnte ihn nicht allein mit Clemens VII. aus, sondern empfahl ihn auch Karl V., der ihm gleichfalls glänzende Geschenke machte und ein Jahrgehalt aussetzte. Außerdem gewann er durch seine Schriften ansehnliche Summen. Die Natur hatte A. sehr glücklich ausgestattet; der Geschmack für die Künste war ihm angeboren. Mehr als alles aber liebte er das Geld, einen guten Tisch und die Frauen. Sein Ende, in Venedig 1556, entsprach seinem Leben. Ueber ein leichtsinniges Abenteuer einer seiner zügellosen Schwestern unmäßig lachend, fiel er mit dem Stuhle um und war auf der Stelle todt. Seine poetischen Werke umfassen: fünf Lustspiele und ein Trauerspiel, jene voll Witz und echt komischer Züge, dieses nicht ohne Verdienst; den ausgelassenen «Ragionamenti» nebst der «Puttana errante»; die 16 erwähnten «Sonetti lussuriosi», welche nebst den obscönen Dialogen unter dem Titel «Académie des dames» in das Französische übersetzt wurden; endlich die «Rime, Stanze, Capitoli» und einige unvollendete Epopöen. Seine Satire verschaffte ihm den Namen einer «Geisel der Fürsten»; und doch trieb er wieder die Schmeichelei bei diesen bis aufs äußerste. Obgleich er als Schriftsteller die personificirte Zügellosigkeit war, suchte er sich doch durch Werke zur Andacht und Erbauung mit dem Papste auszusöhnen. Weniger wegen der Reinheit als der Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit seines Stils wird er unter die classischen Schriftsteller gerechnet.

Arezzo (Arretium), die Hauptstadt einer gleichnamigen toscan. Provinz (55 Q.-M. mit 219559 E.) des Königreichs Italien, in einem fruchtbaren Thale, am Abhange eines Hügels, 1¼ M. vom Zusammenflusse der Chiana mit dem Arno und am Endpunkte der Eisenbahn von Florenz sowie an der Straße von dort über Perugia nach Rom gelegen, ist eine der ältesten

Städte Toscanas und eine der 12 Hauptstädte der alten Etrusker, die alle etrusk. Städte in Thonarbeit und Bronzeguß übertraf. Sulla vertrieb nach Besiegung der Stadt die Bewohner und bevölkerte den Ort mit seinen Anhängern. In den Kriegen der Ghibellinen und Guelfen war A. vorherrschend ghibellinisch gesinnt und in steter Feindschaft mit den Florentinern, von denen die Aretiner in der Schlacht bei Camaldino 1289, an der auch Dante theilnahm, entscheidend geschlagen wurden. Der Bischof Pietro Sanone verkaufte und verrieth die Stadt endlich an die Florentiner, unter deren Herrschaft sie seitdem ununterbrochen geblieben ist. A. zählt jetzt als Commune 36800 E., wovon auf die Stadt selbst nur 10500 kommen, während die 3 Miglien im Umfang haltenden Ringmauern und die zahlreichen Kirchen, die ihr von weitem ein sehr stattliches Ansehen geben, auf eine Zeit deuten, wo die Stadt von 300000 Seelen bevölkert war. Unter den zahlreichen Plätzen verdient Erwähnung die Piazza-Grande oder Ferdinanda mit einer Colonnade, einer Loggia mit einer schönen goth. Façade, und der Pieve, einer Kirche, die auf den Fundamenten eines heidnischen Tempels erbaut ist. Der Dom aus dem 13. Jahrh., wie fast alle andern Kirchen mit unvollendeter Façade, auf dem höchsten Punkte der Stadt, enthält einen prachtvollen, von Giovanni Pisano in Marmor gearbeiteten Hochaltar und einige werthvolle Bilder. In den übrigen Kirchen finden sich schöne Gemälde der ältern toscan. Malerschule. A. ist der Sitz eines Präfecten und eines Bischofs, besitzt über 30 Kirchen, eine berühmte Akademie der Wissenschaften, eine Bibliothek, ein diplomatisches Archiv, ein Antikenmuseum, einige Privatmuseen, ein Gymnasium, ein Hospital und viele Klöster. Die Stadt hat breite, gutgepflasterte Straßen, ansehnliche Gebäude und vortreffliches Wasser, herrliches Klima, guten Wein, schöne Mädchen. Indeß stehen die Einwohner bei ihren Landsleuten keineswegs im Rufe liebenswürdiger Sitten. Die ehemals bedeutende Industrie ist sehr gesunken. Vielleicht gibt es keine gleichgroße Stadt, die so vielen berühmten Männern das Dasein gegeben als A. Mäcenas der Musenbeschützer, Petrarca der Sänger Laura's, Pietro Aretino der Satiriker, Guido von A. der Erfinder der Noten, Leonardo von A. der Historiker, Cesalpini der Botaniker, Redi der Arzt und Humorist, Papst Julius III., der berüchtigte Marschall d'Ancre, Vasari der Maler und Biograph der Künstler, und andere ausgezeichnete Männer, deren Namen weniger über die Grenzen Italiens hinausgedrungen sind, wurden hier geboren.

Arse, eine Künstlerfamilie, welcher die berühmtesten Ciseleure und Silberschmiede Spaniens angehören. Ahnherr derselben ist Henrique de A., ein Deutscher, der sich um 1506 zu Leon niederließ. Unter seinen zahlreichen Werken werden die Tabernakel für die Kathedralen zu Leon (1506), zu Cordova (1513), zu Toledo (1517—24) sowie für die Benedictiner zu Sahagun am höchsten geschätzt. Sie sind sämmtlich in goth. Stil gehalten. — Sein Sohn Antonio de A., der den Ruhm des Vaters aufrecht erhielt, wandte sich dem griech. und röm. Stil zu und verfertigte unter anderm die Tabernakel für die Kathedrale zu Santiago (1544) und die Pfarrkirche Ste.-Marie in Medina-de-Rioseco. — Am berühmtesten unter den Gliedern der Familie wurde aber des letztern Sohn, Juan de A. y Villafane, geb. 1535 zu Leon, gest. um 1603 zu Madrid. Nachdem er von seinem Vater die künstlerische Vorbildung erhalten, widmete er sich auf der Universität zu Salamanca dem Studium der Anatomie und der Proportionen des menschlichen Körpers, lebte dann längere Zeit in Valladolid, dem damaligen Mittelpunkte des span. Kunstlebens, und später in Segovia, wo er als Münzmeister angestellt war, bis er 1596 von Philipp II. nach Madrid berufen ward. A. hat eine große Anzahl von Kunstwerken geschaffen, die in Bezug auf Reinheit des Stils, Correctheit der Formen und Vollendung der Technik alles übertrafen, was in Spanien bis dahin geleistet worden. Dahin gehören die Tabernakel für die Kathedrale zu Avila (1564—71), zu Sevilla (1587), zu Burgos (1588) und zu Osma, sowie für die Kirche San-Martin in Madrid. Zahlreiche andere Arbeiten, darunter auch Bronzestatuen zur Ausschmückung des Escurial, fertigte er im Auftrage der Könige Philipp II. und Philipp III. Außerdem hat A. mehreres in Blei geschnitten, wie z. B. das Porträt des Ercilla vor der ersten Ausgabe der «Araucana». Literarisch machte er sich besonders durch «Quilatador de oro, plata y piedras» (Sevilla 1585) und «Varia commensuracion para la escultura y arquitectura» (Sevilla 1585) bekannt. — Derselben Familie angehörig und vielleicht der Sohn dieses berühmten Juan de A. war Antonio de A., der gegen Ende des 16. Jahrh. als Kupferstecher genannt wird. Ein anderes Mitglied der Familie, José A., geb. 1603 zu Sevilla, gest. daselbst 1666, hat sich in seinem Vaterlande als Bildhauer einen Namen erworben.

Argand'sche Lampe. Im J. 1783 richtete Aimé Argand (geb. zu Genf 1755, gest. 24. Oct. 1803 in England) den Brenner der Lampen so ein, daß die Luft, die bei gewöhn-

lichen, nicht hohlen Dochten nur von außen Zutritt hat, auch durch die Mitte des Brenners, im Innern des nun schlauchförmigen Dochtes und der Flamme, aufsteigen konnte, wodurch eine vollkommene Verbrennung der entzündlichen Gase des Brennmaterials erreicht wurde. Diese Lampen haben später mancherlei Verbesserungen erfahren und sind längst allgemein (unter dem Namen der Lampen mit hohlem Dochte) gebräuchlich. Bei der Erleuchtung durch Gas werden Argand-Brenner diejenigen genannt, welche einen Kreis von 12—24 kleinen Löchern zum Ausströmen des Gases darbieten und demnach eine Flamme von derselben Gestalt erzeugen, wie ein hohler Docht sie gibt.

Argelander (Friedr. Wilh. Aug.), einer der namhaftesten Astronomen der Gegenwart, geb. 22. März 1799 zu Memel, studirte auf der Universität zu Königsberg anfangs Kameralwissenschaften, wandte sich jedoch, durch Bessel's Vorträge angezogen, der Astronomie zu und beschäftigte sich unter Anleitung des letztern mit praktischen Rechnungen und Beobachtungen. 1821 wurde er Bessel's Gehülfe an der königsberger Sternwarte und 1822 Privatdocent an der Universität. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er durch seine «Untersuchungen über die Bahn des großen Kometen von 1811» (Königsb. 1822), in denen er die Umlaufszeit desselben zu 2840 J. bestimmte, mit einer Genauigkeit, die weder vor noch nach ihm bei einem Kometen von so beträchtlicher Umlaufszeit erlangt worden ist. Auf Bessel's Empfehlung im Sommer 1823 als Director an die neuerbaute Sternwarte zu Åbo berufen, beschäftigte er sich hier mit höchst genauen und wiederholten Messungen von 560 Sternen, deren Ergebnisse er in den «Observationes astronomicae Aboae factae» (3 Bde., Helsingf. 1830—32) und «DLX stellarum fixarum positiones mediae» (Helsingf. 1835) mittheilte. Aus denselben leitete A. in der Schrift «Ueber die eigene Bewegung des Sonnensystems» (Petersb. 1837) die schon von W. Herschel angedeutete, von den meisten Astronomen aber bezweifelte eigene Bewegung des Sonnensystems mit einer Schärfe und Sicherheit ab, die keinen weitern Zweifel zuließ. A. war inzwischen 1832 an die Universität zu Helsingfors versetzt worden, wo er den Bau der neuen Sternwarte beaufsichtigte. Sodann folgte er 1837 einem Rufe als Professor der Astronomie nach Bonn, wo ihm abermals die Aufgabe zutheil wurde, eine neue Sternwarte zu erbauen, die 1845 vollendet ward. In Bonn stellte er zunächst auf einem interimistischen Observatorium Zonenbeobachtungen an, um eine von Bessel von 15° südl. Br. bis 45° nördl. Br. durchgeführte Arbeit bis zum 80° fortzusetzen. Die Resultate dieser Beobachtungen legte er in der Schrift «Durchmusterung des nördl. Himmels zwischen 45° und 80° nördl. Br.» (Bonn 1846) nieder. Schon vorher hatte er eine «Neue Uranographie» (mit 18 Karten, Berl. 1843) erscheinen lassen, durch welche die Bayer'sche unbrauchbar gemacht worden ist. Außerdem hat A. treffliche Arbeiten über veränderliche und neuerschienene Sterne, einen überaus reichhaltigen und genauen «Atlas des nördl. gestirnten Himmels» (Bonn 1857 fg.) und im 3. und 4. Bande der «Astron. Beobachtungen auf der Sternwarte zu Bonn» (seit 1846) ein «Sternverzeichniß» (in der ersten Section von 110984, in der zweiten von 105075 Sternen) veröffentlicht. Unter A.'s Schülern haben sich Schmidt zu Athen, Schönfeld zu Manheim, Krüger in Helsingfors und Winnecke in Pulkowa einen Namen erworben.

Argemone nannte Linné eine Gattung einjähriger Kräuter aus der Familie der Papaveraceen oder Mohngewächse und der 13. Klasse seines Systems, deren Arten, mit Ausnahme einer auf den Sandwichsinseln vorkommenden (A. alba), alle in Mexico wachsen. Sie haben buchtiggezähnte, fiederspaltige oder schrotsägeförmige, meist dornige Blätter, einzelnstehende, endständige, meist ansehnliche Blumen, welche aus einem zwei- bis dreiblätterigen, bald abfallenden Kelch und einer vier- bis sechsblätterigen Blumenkrone bestehen, und eine verkehrt-eiförmige, einfächerige Kapsel, welche sich am Scheitel mit Klappen öffnet. Mehrere, durch schöne, große Blumen ausgezeichnete Arten sind beliebte Zierpflanzen geworden. Dahin gehören: A. mexicana, mit weißlich gefleckten, dornigen Blättern und großen, gelben Blumen; A. albiflora, ebenso mit weißen Blumen; A. ochroleuca, mit blaugrünen, dornigen Blättern und kleinen, ochergelben Blumen; A. grandiflora, mit dornenlosen Blättern und großen, weißen Blumen. Die A. gedeihen bei uns im freien Lande ohne besondere Pflege. Doch ist es zweckmäßig, den Samen im ersten Frühlinge (März) in Töpfe zu säen und später die daraus erhaltenen Pflänzlinge ins freie Land zu versetzen. Man nennt die A. hin und wieder Schachtelmohn.

Argens (Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'), ein durch Geist ausgezeichneter und besonders durch sein Verhältniß zu Friedrich d. Gr. berühmter Franzose, geb. 24. Juni 1704 zu Aix als der Sohn eines Generalprocurators am dortigen Parlament, war ursprünglich für eine wissenschaftliche Laufbahn bestimmt, nahm aber aus Liebe zu Abenteuern im Alter von

15 J. Militärdienste. In eine Schauspielerin verliebt, floh er nach einigen Jahren, um sich in Spanien mit derselben zu verbinden, ward aber verhaftet, nach der Provence zurückgebracht und darauf mit der franz. Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt. Nach seiner Rückkehr wandte er sich auf den Wunsch des Vaters dem Rechtsstudium zu, ging aber 1733 abermals unter die Soldaten. Nachdem er schon 1734 bei der Belagerung von Kehl eine Verwundung erlitten, beschädigte er sich heftig vor Philippsburg durch einen Sturz vom Pferde, sodaß er zum fernern Dienst unfähig blieb. Enterbt von seinem Vater, ward er Schriftsteller und ging nach Holland, wo er unter dem Schutze der Preßfreiheit «Lettres juives», Lettres chinoises» und «Lettres cabalistiques» sowie «La philosophie du bon sens» veröffentlichte, welche Schriften, nachdem sie mehrfach einzeln erschienen, auch zusammen unter dem Titel «Oeuvres du marquis d'A.» (24 Bde., Haag 1768) herausgegeben wurden. Friedrich II., damals noch Kronprinz, wünschte den Verfasser dieser, das Treiben der Klerikalen wenig schonenden Schriften bei sich zu sehen; doch folgte A. der Einladung nicht, sondern ließ dem Prinzen sagen, daß er wegen seines Körpermaßes bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr sei. Nachdem Friedrich II. die Regierung angetreten, folgte er der von neuem an ihn gerichteten Einladung, nach Potsdam zu kommen. Er wurde hier Kammerherr, Director der Künste bei der Akademie und täglicher Gesellschafter des Königs, der ihn seines offenen Charakters wegen liebte, aber auch seine hypochondrischen Launen zum Gegenstande des Spottes machte. Fast ein Sechziger, verliebte sich A. in die Schauspielerin Cochois und heirathete sie ohne Vorwissen des Königs, welcher ihm diesen Schritt nie ganz vergab. Aus Verdruß über die Behandlung von seiten des Königs unternahm er eine Besuchsreise in die Provence zu seiner Familie, bei der er jedoch verblieb und 11. Jan. 1771 verstarb. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen, mit Witz und Geist verfaßten Schriften, vorzüglich die «Histoire de l'esprit humain» (14 Bde., Berl. 1765—68), genossen früher Ansehen und wurden viel gelesen. Seine «Lettres et mémoires» erschienen zuerst zu London 1748, dann zu Paris 1807. Sein Bruder Luc de Boyer d'A. (gest. 30. Mai 1772) verfaßte «Réflexions politiques sur l'état des chevaliers de Malte» (Par. 1739).

Argensola (Lupercio und Bartolomé Leonardo de), zwei der ersten unter den span. Dichtern der goldenen Zeit, wurden zu Barbastro in Aragonien, und zwar Lupercio 1565, Bartolomé 1566 geboren. Beide blieben durch äußere Schicksale und geistige Bestrebungen ihr ganzes Leben innig verbunden. Sie studirten zu Huesca und erwarben sich bald die Gunst der Maria von Oesterreich, der Witwe des Kaisers Maximilian II., die sich nach dem Tode desselben nach Madrid zurückgezogen hatte. Von dieser wurde Lupercio zum Secretär, sein Bruder zum Kaplan angenommen. Später ward Lupercio vom Erzherzog Albert von Oesterreich zum Kammerherrn und vom König Philipp III. sowol wie von den Ständen Aragoniens zum Historiographen (Cronista mayor) dieses Königreichs ernannt, weshalb er sich einige Zeit in Saragossa aufhielt. Sein Bruder, der sich nach dem Tode der Kaiserin Maria 1603 mit Philipp III. nach Valladolid und 1609 nach Madrid begeben, und im Auftrage des Grafen von Lemos, damaligen Präsidenten des Raths von Indien, seine «Conquista de las Molucas» (Madr. 1609) herausgegeben hatte, folgte ihm nach Saragossa. 1611 gingen beide Brüder, die sich damals auch schon als Dichter einen bedeutenden Ruf erworben hatten, mit dem zum Vicekönig ernannten Grafen von Lemos nach Neapel, woselbst 1613 Lupercio starb. Bartolomé kehrte 1616 mit dem Vicekönig nach Spanien zurück, wurde an die Stelle seines Bruders zum Historiographen der Krone Aragoniens erwählt und nahm seinen bleibenden Aufenthalt in Saragossa. Er beschäftigte sich nun vorzugsweise mit der Ausarbeitung der Fortsetzung von Zurita's «Annalen von Aragonien», wozu bereits sein Bruder Vorarbeiten gemacht hatte. Doch erschien nur «Primera parte de los anales de Aragon, que prosigue los del secretario Geronimo Zurita desde el año 1516» (Sarag. 1630), da Bartolomé 26. Febr. 1631 starb. Erst nach dem Tode beider Brüder veranstaltete der Sohn des ältern eine Sammlung ihrer «Rimas» (Sarag. 1634), neu aufgelegt in der «Coleccion de D. Ramon Fernandez» (Madr. 1786 u. öfter). Beide bildeten sich nach den Lateinern, vorzugsweise nach Horaz, und daher haben auch ihre Gedichte, die aus Episteln, Satiren, Oden, Sonetten und Canzonen bestehen, und sich überhaupt mehr durch die sorgsamste äußere Abglättung und durch Geist als durch Originalität der Erfindung und Reichthum der Phantasie auszeichnen, einen durchaus ähnlichen Grundcharakter. Bartolomé gehört übrigens schon vermöge seiner histor. Werke ein Platz unter den span. Classikern. Viele setzen ihn, wenigstens in stilistischer Hinsicht, weit über Zurita und halten ihn überhaupt, was Correctheit und Rundung der Sprache anlangt, für unübertroffen.

Argenson (Voyer d'), eine berühmte Familie Frankreichs, deren Stammgut Paulmy in Touraine ist. René de Voyer, Graf d'A., war der erste des Geschlechts, der 1596 in den Civildienst trat. Er wurde unter Richelieu und Mazarin zu verschiedenen geheimen Unterhandlungen gebraucht und starb 1651 als franz. Gesandter zu Venedig. Auf diesem Posten folgte ihm sein Sohn René, der jedoch nach der Rückkehr auf seinen Gütern den Wissenschaften lebte und 1700 starb. — A. (Marc René d'), ein Sohn des vorigen, geb. 4. Nov. 1652, ward durch den Minister Caumartin, dessen Tochter er heirathete, unter Ludwig XIV. Generallieutenant der Polizei von Paris, als welcher er Ordnung und Sicherheit in der Hauptstadt begründete. Sein strenges Aeußere und eine ungemeine Wachsamkeit machten ihn furchtbar; doch wußte er in geeigneten Fällen auch Nachsicht zu üben. Als nach Ludwig's XIV. Tode der Herzog von Orleans die Regentschaft antrat, hing er diesem an und ward 1718 Präsident des Finanzconseils sowie Siegelbewahrer. Als Gegner der Law'schen Finanzoperation legte er aber 1720 die Präsidentschaft, 1721 die Siegel nieder, worauf er noch in demselben Jahre (8. Mai) starb. — A. (René Louis, Marquis d'), ältester Sohn des Siegelbewahrers, geb. 18. Oct. 1694, war von 1720—24 Intendant im Hennegau, dann Staatsrath. Im Nov. 1741 ernannte ihn Ludwig XV. zum Staatssecretär des Auswärtigen, welches Amt er aber infolge der Intriguen des span. Hofs 1747 niederlegen mußte. Er widmete sich nun ganz den Wissenschaften, umgab sich mit den Philosophen seiner Zeit und starb 10. Jan. 1757. Seine philos.-polit. Ideen, von denen Voltaire sagt, daß sie in die Republik des Plato gehören, faßte er zusammen in den «Considérations sur le gouvernement de la France» (Amsterd. 1764, dann Par. 1784 und 1787). Die Schrift erörtert eigentlich die Frage, wie weit der Demokratie in der Monarchie Raum gegeben werden könne, und muß als Vorläufer der philos.-polit. Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts gelten. Seine Lebenserinnerungen enthalten die «Essais, dans le goût de ceux de Montaigne, ou loisirs d'un ministre d'État» (Amsterd. 1785; 2 Bde., Par. 1787). Eine vollständige Ausgabe dieser Schriften hat Ratheny unter dem Titel «Journal et mémoires» (Bd. 1—4, Par. 1860—62) unternommen. — A. (Marc Antoine René, Marquis de Paulmy), des vorigen einziger Sohn, geb. 1722, bekannt als Schriftsteller und Sammler der kostbaren, 150000 Bände zählenden «Bibliothek des Arsenals». Er verkaufte diese Bibliothek 1785 an den Grafen Artois mit der Bedingung, daß er sie lebenslänglich benutzen dürfe. A. faßte den Plan zur Herausgabe einer «Bibliothèque universelle des romans», von der unter seiner Leitung (Par. 1775—78) 40 Bände erschienen. Die Sammlung enthält auch seine eigenen, nicht werthlosen Novellen, die noch besonders unter dem Titel «Choix de petits romans de différens genres» (2 Bde., Par. 1782 u. öfter) gedruckt wurden. Ein nicht minder umfassendes bibliogr. Unternehmen waren die «Mélanges tirés d'une grande bibliothèque», von denen 65 Bände erschienen. A. starb 1787 im Arsenal, dessen Gouverneur er war. Seine einzige Tochter heirathete den Herzog von Luxembourg. — A. (Marc Pierre, Graf d'), der zweite Sohn des Siegelbewahrers, geb. 16. Aug. 1696, wurde 1740 Intendant von Paris. An Breteuil's Statt übernahm er 1742 unter den traurigsten Verhältnissen das Staatssecretariat des Kriegs. Er suchte das franz. Heer in bessern Stand zu setzen, spielte den Krieg nach den Niederlanden und vermochte den energielosen Ludwig XV., sich selbst auf dem Kampfplatze zu zeigen. Nach dem Friedensschlusse zu Aachen sorgte er eifrig für die militärischen Anstalten, erwies sich auch als Beförderer der Wissenschaften. Unter ihm begannen d'Alembert und Diderot die «Encyclopédie»; seinem Freunde Voltaire lieferte er die Materialien zu dessen «Siècle de Louis XIV». Wiewol der Wiederausbruch des Kriegs seine Dienste nöthig machte, wurde er doch 1757 durch den Einfluß der Pompadour seines Amts entsetzt und auf sein Landgut Ormes verwiesen. Erst nach dem Tode seiner Verfolgerin kehrte er nach Paris zurück, wo er 22. Aug. 1764 starb. — A. (Marc René de Voyer d'), Enkel des vorigen aus der Ehe mit der Tochter des Marschalls Mailly, geb. 10. Sept. 1771, erhielt seine erste Erziehung durch seinen Verwandten, den Arsenalgouverneur, und war beim Ausbruche der Revolution Adjutant des Generals Wittgenstein, dann Lafayette's. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 zog er sich auf seine Güter in Touraine zurück und verlebte hier die stürmischen Jahre in landwirthschaftlicher Thätigkeit. Er heirathete die Witwe des Fürsten Victor von Broglie, die Mutter des Herzogs von Broglie, und erzog deren Kinder mit den seinigen. 1809 übernahm er das Amt eines Präfecten des Depart. Deux-Nèthes, resignirte aber 1813, weil ihm die Regierung eine Sequestrirung gegen den richterlichen Ausspruch zumuthete. Während der Hundert Tage ward er zu Belfort im Depart. des Oberrhein in die Kammer gewählt, und ein Gleiches geschah auch nach der Restauration von 1815.

A. bewies sich als unbestechlicher Gegner der Restaurationspolitik und als ein kühner Vertheidiger nationaler und bürgerlicher Freiheit, legte aber 1829 unter dem Ministerium Martignac sein Mandat nieder. Nach der Revolution von 1830 ward er zu Strasburg zum Deputirten gewählt. Als er 3. Nov. in der Kammer den üblichen Eid leistete, fügte er hinzu: «Ich schwöre, unbeschadet des Fortschritts der öffentlichen Vernunft», was einen gewaltigen Sturm erregte. Er bewies sich fortan als kühner Republikaner und heftiger Gegner der orleanistischen Politik, trat auch 1834 in dem sog. Aprilprocesse mit als Vertheidiger auf. Seitdem über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen entmuthigt, zog er sich auf sein schönes Besitzthum zu Ormes zurück, wo er der Landwirthschaft und der Unterstützung seiner polit. Freunde lebte. Er starb zu Paris 2. Aug. 1842. — Sein Sohn Charles Marc René de Voyer, Marquis d'A., geb. 20. April 1796, wurde 1848 von der gemäßigten Demokratie in die Constituirende Versammlung gewählt und hat sich als Gelehrter auf dem archäol. Gebiete durch treffliche Arbeiten ausgezeichnet. Auch gab er ein Werk: «Les nationalités européennes» (Par. 1859, mit Karten), heraus.

Argentan, die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Orne, in der Normandie, liegt an der Orne, auf einer Anhöhe, welche die weite, fruchtbare Ebene beherrscht. Die Stadt ist gut gebaut und zählt 6000 E. Sie besitzt zwei sehenswerthe Kirchen und noch einen Theil des alten Schlosses der Vicegrafen von A., dessen Räume jetzt als Gerichtssaal und als Gefängniß benutzt werden. Die frühern Festungswerke sind größtentheils schönen Promenaden gewichen. A. fabrizirte einst die unter dem Namen Points d'Alençon berühmten Spitzen; jetzt beschränkt sich die Industrie hauptsächlich auf Stickerei, Leder- und Handschuhfabrikation. Beträchtlich ist der Handel besonders mit Mastvieh und gerühmtem Käse. In der Nähe steht in einem Weiher Château d'O, ein reichverziertes goth. Schloß, welches der Isabelle von Baiern zugeschrieben wird. Etwa 2 M. von A. liegt das Dorf Le-Pin-au-Haras mit dem schon von Ludwig XIV. 1714 gegründeten, prächtigen Gestüte Le-Pin für 10 Departements.

Argentan oder Neusilber, in China Packfong, d. i. Weißkupfer, im Französischen Maillechort oder Argent d'Allemagne, im Englischen German silver, nennt man eine Legirung von Kupfer, Nickel und Zink, welche ihrem silberähnlichen Ansehen Namen und Gebrauch verdankt. Das A. wurde schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in deutschen Fabriken zu Anfertigung von Sporen, Gewehrgarnituren u. s. w. in beschränkter Weise benutzt, bis es seit 1820 durch Geitner in Schneeberg, dann durch Gersdorf in Wien und die Gebrüder Henniker in Berlin zu ausgedehnterm Gebrauche kam. Alles A. enthält zwar Kupfer, Zink und Nickel, doch nicht immer diese drei Metalle in denselben Verhältnissen. Im allgemeinen läßt sich nur angeben, daß die Hälfte bis zwei Drittel Kupfer darin enthalten zu sein pflegt, und daß das Nickel meist weniger beträgt als das Zink. Die verschiedenen Verhältnisse der Bestandtheile haben einen großen Einfluß auf Farbe, Härte und Geschmeidigkeit. Abgesehen von dem mehr oder weniger silberähnlichen Aussehen, welches sich nicht blos auf die Oberfläche (wie bei silberplattirten Waaren), sondern durch die ganze Masse erstreckt, und von der Fähigkeit, sich zu allen möglichen Geräthen geschmackvoll verarbeiten und poliren zu lassen, hat das A. zwei große Vorzüge: 1) daß es bei der Abnutzung, die wegen seiner größern Härte langsamer stattfindet als bei Silber, stets weiß bleibt; 2) daß es im Haus- und Küchengebrauche nicht leicht Grund zu Vergiftungsbefürchtungen bietet, in welcher Beziehung es dem Kupfer und Messing voransteht. Viele Neusilberwaaren werden mit einer galvanischen Versilberung versehen. A. von Silber zu unterscheiden, reicht der Probirstein allein nicht aus, indem gutes A. einen eben solchen Strich gibt als Silber. Wenn man aber den Strich durch einen daraufgebrachten Tropfen reiner Salpetersäure auflöst und dann ein Tröpfchen Salzsäure hinzubringt, so bleibt die Flüssigkeit von A. klar, während die von Silber weißlich trübe oder milchig wird. — Dem A. nahe verwandt ist das Nickelkupfer, welches nur aus Kupfer und Nickel (ohne Zink) besteht und ebenfalls eine weiße Farbe hat; dergleichen Mischungen werden in Nordamerika und Belgien zu Scheidemünzen angewendet, hier mit 25, dort mit 12 Proc. Nickelgehalt.

Argenteuil, ein ansehnlicher Flecken im franz. Depart. Seine-Oise, 4 M. im NW. von Paris, mit welchem der Ort durch eine eigene Eisenbahn verbunden ist, liegt am rechten Ufer der Seine und zählt 5000 E., deren Hauptgeschäft der Weinbau ist. Es werden hier jährlich 145000 Eimer Wein gewonnen, der aber größtentheils geringer Art ist und hauptsächlich in den Schenken von Paris Absatz findet. Unter den verschiedenen Landsitzen ist Château du Marais zu erwähnen, welches einst Graf Mirabeau besaß. Der Ort verdankt seinen Ursprung

einem 656 gegründeten Mönchskloster, welches unter Karl d. Gr. in ein Nonnenkloster verwandelt wurde. In diesem nahm die berühmte Heloise (s. Abälard) den Schleier. 1129 wurde die Anstalt wieder in ein Mönchskloster verwandelt, dessen Ueberreste sich noch vorfinden. Die Hauptreliquie war ein ungenähter Rock Christi, welchen die byzant. Kaiserin Irene dem Kaiser Karl d. Gr. verehrt hatte.

Argentinische Conföderation (Confederacion Argentina) oder Argentinische Republik heißen die 14 verbündeten Staaten, welche im SW. des südamerik. Continents zwischen 22 und 41° südl. Br. (oder noch weiter südlich) und zwischen dem 39. und 52.° westl. L. ausgebreitet liegen. Sie umfassen einen Flächenraum von etwa 40—45000 Q.-M. und werden im O. vom Atlantischen Ocean und den Staaten Uruguay, Brasilien und Paraguay, im N. von Bolivia, im W. von Chile, im S. von Patagonien begrenzt. Indessen stehen die Grenzen nicht überall fest. So gilt im S. der Rio-Negro als Grenzfluß, aber Buenos-Ayres erhebt auch auf einen Theil des südlicher gelegenen Patagonien Anspruch und concurrirt hierin mit Chile. Auch im N. ist die Grenze gegen Bolivia nicht fest bestimmt. Im W. läuft die Grenze gegen Chile auf dem Kamme der Anden hin. Im O. bildet der Uruguay die Grenze gegen den gleichnamigen Staat sowie auch wesentlich gegen Brasilien.

Gewässer, Gebirge und Ebenen. Die ganze ungeheuere, großartig gestaltete Ländermasse hat die ausgedehntesten Ebenen, ungeheuere Stromläufe und gewaltige Gebirge aufzuweisen und zerfällt in folgende natürliche Regionen: 1) das zwischen dem Parana und Uruguay gelegene Land, ein fruchtbarer und warmer Alluvialboden, zwischen 27 und 34° südl. Br., etwa 6200 Q.-M.; 2) die Pampas oder die mit gleichartiger Vegetation bedeckten Ebenen zwischen den großen Strömen und den Bergen im W., die Weiden zahlloser Viehheerden; 3) die innere Ebene zwischen den Bergen und den Andes, wie es scheint der Boden eines ehemaligen Binnenmeeres, insgesammt etwa 22000 Q.-M., zwischen 22 und 42° südl. Br., einschließlich eines zwischen den Ebenen etwa zu 7000 par. F. aufsteigenden Gebirgslandes; 4) die Andes zwischen 22 und 42° südl. Br., etwa 14000 Q.-M. Die ungeheuern, sehr trockenen, meist unfruchtbaren, von wenigen Flüssen durchströmten Ebenen Patagoniens bis zur Magellansstraße mögen etwa 20000 Q.-M. umfassen.

Das Zwischenflußland ist eine meist leichtwellige Ebene, deren Höhen nirgends 250 F. übersteigen, ausgenommen im NO., wo sich die Sierra der Missionen etwas höher erhebt. Die völlig ebenen Stellen bilden entweder Lagunen, wie die von Ibera, oder trocknen zeitweise aus, wie die Malepales der Maloya. An Wasserläufen fehlt es nicht. Die auf eine Strecke von etwa 20 M. steilen Ufer des Parana sind, wie auch die Flußufer im Innern, reichlich mit Holz bedeckt, und in den Missionen, deren Boden aus festem, rothem Thon besteht, finden sich undurchdringliche Wälder. Die Pampas erstrecken sich vom Pilcomayo bis zum Rio-Negro 300 M. weit, bei einer Breite von 45 M., ohne daß sich innerhalb dieser, die Deutschen Bundesstaaten an Größe übertreffenden Fläche ein Hügel erhebt oder ein Stein zu finden ist. Gräser bedecken dieselbe, im N. spärliches und dorniges Gehölz. Westlich von der Mitte erhebt sich die granitische Masse der Sierra von Cordova und von San-Luis, an Metallen und Alabaster reich und mit erloschenen Vulkanen besetzt, überall sanft ansteigend und nur gegen W. steil abfallend. Hier entspringen fünf Flüsse, von denen indeß nur der dritte, der Rio-Tercero, den Parana im O. erreicht, während sich die übrigen mitten in den Pampas verlieren. Auch die nach W. herabgehenden Gewässer versiegen in der Fläche, nachdem sie zur Bewässerung gedient haben. Außerdem durchschneiden aber noch der Pilcomayo, der Vermejo, der Juramento oder Salso, der Dulce, der Colorado und Negro die ganze Breite der Pampas, alle schmal, mit überaus gewundenem Bette und schwierig zu befahren. Im W. der Sierra von Cordova liegt in 31½° südl. Br. die unbedeutende Erhöhung des Alto de los Loros, und von diesem aus findet sich in der Ebene eine Depression nach SSW. und eine andere nach NNO., welche sich nach dem Colorado einerseits und nach dem Dulce und Salado andererseits hinziehen. Innerhalb dieser Einsenkungen ist der Boden auf das reichlichste mit Salz imprägnirt, das zu dichten Krusten auswittert. Im NO. liegt in etwa 29° der Saladillo von Santiago gerade an der tiefsten, nicht mehr als 250 F. über dem Meere erhobenen Stelle, und von hier aus gehen die Gewässer zum Rio-Dulce und den Cañadas des Salado. Im S. schließt sich die nach den Pampas gerichtete Einsenkung an eine andere, welche zwischen der Sierra de los Llanos und den Seitenzweigen der Anden liegt, die in der Provinz San-Juan die Sierra Pie de Palo bilden, und endigt als Gran-Cañada de la Travesia mit dem See Bebedero, welcher der einzige, sehr salzige Rest des vor Zeiten hier stehenden Gewässers zu sein scheint.

Die mit Gräsern bedeckten eigentlichen Pampas fangen südlich vom Salado und der Laguna de los Porongos an und verlaufen sich bis in die patagonischen Wüsten. Ueber der gleichmäßigen Ebene erhebt sich selten ein vereinzelter Ombubaum (Phytolacca dioeca) bei einer Estancia (dem Gute eines Heerdenbesitzers) oder eine Gruppe verkrüppelter, stacheliger Chañars (Gonelies decorticans), oder es treten kleine Gruppen einer Palme auf, welche Burmeister Copernicia campestris nennt. An manchen Stellen schießen Gras, Klee und Hafer 4—5 F. hoch auf. Die Erscheinungen der Luftspiegelung sind hier etwas Gewöhnliches. Zahlreiche Rinder- und Pferdeheerden weiden auf diesen Flächen; Rehe und Strauße (Avestruz genannt) schweifen umher; der Jaguar und der Rothe Wolf lauern im Rohre; 4 F. lange Iguanas schleichen durch die hohen Kräuter; das Viscacha (Callomys Viscacha) wühlt seine unterirdischen Gänge und wacht, wie es eine kleine graue Eule (Strix cunicularia) ebenfalls thut, am Eingange derselben. Nur wenige Bäche haben sich ein Bett gegraben, aber unzählige kleine Süß- und Salzwasserbecken, theils permanent, theils austrocknend, für die Heerden unentbehrlich, sind über die weite Ebene hingestreut. Längs des Parana findet man die besten Estancias und das schönste Vieh; die übrige Ebene, jenseit des 34.°, durchschweift der nomadische Indianer. Der Theil der Ebene, welchen de Moussy die innere nennt, reicht von der Südgrenze Mendozas bis zum Thale von Catamarca in 28° und umfaßt also den größten Theil von Rioja, den O. von Salta, einen Theil von Tucuman, von Santiago del Estero und von Cordova, sowie das ganze Chaco (Jagdgebiet) im W. von Paraguay. Im S. erscheinen in der Ebene von Cuyo, d. h. zwischen den Andes und dem Alto-Pencoso im N. des Bebedero-Sees und noch östlicher, kleine Gehölze von Algarroben (Prosopis dulcis), Chañars und andern dürftigen Stachelgewächsen, welche auf dem salzigen Thonboden stehen, der hier und da etwas Rasen treibt und keinen Stein enthält. Ueberall auf diesem Boden, auch in einem Theile von Rioja, ist die Vegetation sehr ärmlich, da das Klima äußerst trocken. Nach N. zu werden die Pflanzen allmählich kräftiger. Dieselben Baumarten zeigen sich groß, ja imposant, und zwischen ihnen stehen riesige Cactus und Opuntien und bilden im Verein mit zahlreichen andern großen Pflanzen wirkliche Wälder. An den tiefsten, also feuchtesten Stellen erscheinen hier sog. Waldinseln. In einem Theile des Chaco wird die Vegetation sogar prächtig. Wieder anders erscheint der schöne Waldwuchs, meist Laurelenwälder, auf dem geneigten Boden Tucumans und Saltas, wo die Sommerregen reichlich sind. Der Grundzug auf der innern Ebene ist der niedrige, ganz lichte Wald; in ihm findet sich, im Gegensatze zu den Pampas, kein Teich und keine Lagune, nur an den Bergen einige Quellen und kleine Bäche. Behufs der Viehzucht gräbt man deshalb Brunnen und legt sog. Represas an, in denen man das Regenwasser sammelt. Die Weiden sind hier sparsam, aber nahrhaft; im Winter erhält der reichliche Thau die Gräser. Wo Bewässerung möglich, entwickelt sich überall eine herrliche Vegetation. Der 40 Q.-M. umfassenden Salzwüste von Catamarca folgt im SO., in einem 110 M. langen Halbkreise, durch welchen der Weg von Cordova nach Catamarca führt, die große Desierto de las Salinas, eine öde Ebene aus Salzthon (meist schwefelsaurem Salze), auf welcher 3—15 F. hohe, verkümmerte Büsche und Bäume wachsen; weite, mit Salz bedeckte Strecken sind auch ganz ohne Vegetation. Weiter im SW. findet sich abermals derselbe Salzboden, und von hier leitet die nämliche Bodenbeschaffenheit einerseits zur schluchtartigen Cañada de la Travesia bei San-Luis, andererseits zur Lagune von Guanacache, im NO. von Mendoza. Hier und da erheben sich aus dieser öden Fläche erhöhte Inseln mit großen und schönen Bäumen, wahre Oasen, in denen die Brunnen süßes Wasser geben. Der weniger ausgedehnte und höher gelegene Boden von Cuyo ist durch dieselben Grundzüge charakterisirt. Indeß fehlt es auch in der innern Ebene nicht an Estancias, wenn auch der Viehstand ein geringerer ist als in den Pampas. Für den Süden sind Dünen beweglichen, feinen, thonigen Sandes von 6—30 F. Höhe charakteristisch, sog. Medanos. Der Südwind bringt sie hervor, und daher fallen sie am Nordende steil ab, und ihre Umrisse ändern sich beständig. Bisweilen sind sie kreisförmig und umschließen eine kleine Lagune, die etwas Vegetation entstehen läßt. Zahlreich sind sie in der Nähe der Meeresküste, besonders häufig aber in den Provinzen Mendoza und San-Juan, in der trockenen Gegend nahe den Anden. In den eigentlichen Pampas sind sie selten, in den holzreichern Landstrecken fehlen sie ganz.

Auf der Ostseite der Cordilleren von Chile begrenzen als Contreforts die Ebenen: im S. die Ketten am Neuquen; die Sierra Pilma-Huida im O. des Colorado; noch östlicher die Kette von Payen und die des Nevado, welche sich als Sierra de Lutunta bis Mendoza zieht; bei Mendoza die Kette der Paramillos; zwischen Mendoza und San-Juan die Yalquera und

die Kette von Zonda; in 30° südl. Br. die Verlängerung der Sierra de Tontal, de Famatina, de la Rioja; in 28° südl. Br. die von Ambato, Ancaste und Aconquija. Diese Ketten fallen nach O. hin zur Ebene ab. Vom 37.° südl. Br. nach S. hin sinkt die Schneegrenze herab, und es erscheinen Gletscher auf den Anden. Nördlicher schmilzt der Schnee auf dem 12000 F. hohen Kamme gänzlich; indeß bleiben das obere Drittel des 20130 F. hohen Tupungato, des Aconcagua und anderer Berge mit Schnee bedeckt, wo die Gehänge nicht zu steil sind. Die Gipfel in der Sierra de Mendoza, die Nevados von Famatina, Bonete, Cachi u. a. bleiben nur mit Schnee gestreift. In 9000—10500 F. Höhe fällt nie Regen, sondern nur Schnee oder Hagel. Nördlicher aber ist die Luft auf den Plateaux der Anden über alle Vorstellung trocken; selbst der Schnee verdunstet sofort, und daher senden sie so wenige Gewässer zur Ebene hinab. Diese Plateaux sind in Mendoza und San-Juan sehr schmal. Nördlicher, wo sie eine Höhe von 13000 par. F. erreichen, werden sie 15 M. breit, und darauf steht dann eine Reihe von Nevados, welche sich 3000 F. und mehr über der wellenförmigen, unbeschreiblich trockenen und wegen der Orkane oder Temporales so gefährlich zu überschreitenden Hochebene erheben. Auf diesen Ebenen wächst eine einzige Pflanze, die Llareta, deren dicke, harzige Wurzel gut brennt. Der besuchteste unter den Pässen ist der doppelte, 12530 und 11427 F. hohe Cumbre- oder Uspallatapaß, zwischen Mendoza und Chile. Nach dem nördl. Chile gelangt man durch die einander nahen Pässe von Pulido und Pircas Negral innerhalb 10 Tagereisen; das Plateau ist hier viel breiter und höher als bei Mendoza. Von Salta nach Copiapo braucht man gar gegen 20 Tagereisen. Außerdem führt de Moussy 16 Pässe an. Auf fast allen machen sich die den bedeutenden Höhen eigenthümlichen Athmungsbeschwerden, welche hier Puna genannt werden, geltend. Das wichtigste Thier für die Reisen über die Anden ist das Maulthier, das unglaubliche Beschwerden erträgt. Man zieht die meisten derselben in Argentina und ernährt sie mit der Luzerne oder Alfalfa. Auf den Plateaux wendet man zugleich Lamas als Lastthiere an, welche noch bestehen können, wo jedes Maulthier verhungern würde.

Etwa in 23° südl. Br. legt sich östlich an die Cordilleren eine Hochebene von 7000 F., und von dieser wiederum östlich liegt ein bedeutendes Seitengebirge. Es streicht nämlich im W. von Catamarca die 12000 F. hohe Sierra de Ambato, und im O. von demselben Orte die Sierra von Ancaste und nördlicher die von Alto. Beide vereinigen sich im N. im Knoten von Pucara, und von diesem nach N. zieht eine 30 M. lange Sierra mit dem 16000 F. hohen Aconquija, stets mit Schnee bedeckt, ein 14000 F. hoher Kamm; daneben westlich liegt ein kürzerer, über 13300 F. hoher Zug. Auf den Ostabhängen dieser Gebirge gedeihen herrliche Wälder, und diese Abfälle reichen bis an das Talathal, wo Tucuman in 2336 F. Höhe liegt. An die Sierra de Aconquija trifft von W. her rechtwinkelig die bis 10000 F. hohe Sierra de Atajo. Im N. des Huachipas oder obern Juramento (Salado) breitet sich der abfallende Südrand des bolivischen Plateau aus. Am Ostrande desselben liegen Jujui in 3570 und Salta in 3728 F. Höhe, nördlicher Huamahuaco in 9047 F. Höhe am Plateaurande, der hier Abra de la Cortaderas heißt, und über welchen die große Straße nach Bolivia in 11856 F. Höhe geht. Im O. von Salta liegt zwischen dem obern Salado und Vermejo die 7500 F. hohe Sierra del Alumbre (d. h. Alaun). Zwischen Jujui und Tarija dehnen sich die Sierra de Zenta, mit einem 13639 F. hohen Gipfel, und die Sierra de Calilegua hin.

Im O. der Cordilleren, von den 1200 F. hoch gelegenen Pampas umgeben, erhebt sich das Gebirgssystem von Cordova, 75 M. von N. nach S. ausgedehnt, gut bewaldet und im S. auch von Bächen bewässert. Nach N. senkt sich die Sierra zu einem welligen, trockenen Felsboden. Die ganze Sierra bildet ein nach S. breiter werdendes, felsiges Plateau, auf welchem Weiden in 5400—6900 F. Höhe große Heerden nähren. Eine Reihe erloschener Vulkane, darunter der 4935 F. hohe, steil zur Rioja abfallende Trachytkegel Yerba-Buena, schließt sich unmittelbar daran. Im SW. liegt das ähnliche kleinere Puntanosystem oder das der Sierra de San-Luis, 22 und 14 M. im Durchmesser haltend. Auf der steilen Westseite erhebt sich die Punta 2100 F. über die 2400 F. hohe Ebene, und die Mitte der Sierra nehmen vulkanische Pics ein. Einige noch südlicher gelegene kleine Sierren, reich an Metallen, sind fast nur Hügel. Das südlichste Gebirgssystem bilden niedrige Ketten zwischen 37 und 38½° südl. Br. und 39⅔ und 45⅓° westl. L., einerseits ans Meer grenzend, andererseits in den Pampas verlaufend. Diese Ketten streichen von W. nach O., und zwischen ihnen liegen Strecken der Ebene; die Höhe ist vegetationslos. Der höchste Punkt scheint 3000 F. zu übersteigen. Die dem Meere zunächstgelegene Kette, die Sierra del Vuulcan (indian. Name), hat 825 F. Höhe. Die aus Granit, Gneis, Quarz u. s. w. bestehende ganze Reihe ist 21 M. lang.

Außer dem aus Uruguay und Parana gebildeten Stromsysteme des La-Plata (s. d.), mit dem in den letztern links mündenden Rio-Yguasu oder Rio-Grande de Curitiba und dem rechts in ihn fallenden Paraguay (welcher selbst rechts den Pilcomayo und den Vermejo aufnimmt), dem Juramento (ehemals Salado) und dem Rio-Tercero (mit dem Rio-Cuarto oder Saladillo), sind noch der neben dem Juramento laufende Rio-Dulce, die aus der Sierra de Cordova kommenden Rio-Primero und Segundo, der Rio-Quinto und der aus Mendoza herfließende Tunuyan, weiterhin Salado und El-Desaguadero genannt, der Rio-Vermejo de la Rioja, der Rio de San-Juan, der Diamanto, der Atuel u. s. w. zu erwähnen, welche sich in Lagunen oder in den Salzsteppen verlieren. Die südlichsten großen Ströme sind der Colorado oder Cobu-Leubu, d. h. Großer Fluß, und der Rio-Negro oder Limay-Leubu.

Klimatische Verhältnisse. In der Tiefebene findet sich ein Küstenklima, in welchem das Thermometer selten über + 28° R. steigt und selten um einige Grad unter Null fällt. Die Sonnenhitze ist anhaltend, aber der Frost dauert nur ganz kurze Zeit. Nach den häufigen Gewittern und dem Süd- und Südwestwinde ändert sich die Temperatur in der Regel plötzlich. Da der Winter so milde, kann man eigentlich nur eine warme und eine kühle Jahreszeit unterscheiden, erstere von Oct. bis Mai, letztere von Mai bis Sept. dauernd. Der kälteste Monat, der Juli, entspricht etwa dem April in Paris. In 33° südl. Br. ist die mittlere Temperatur des Jahres etwa 14,5° R., die des Jan. 21, die des Juli fast 9°. Die wegen der starken und anhaltenden Winde unangenehmsten Monate sind Sept. und Oct. Auf die heißen Tage folgen, auch im Sommer, stets kühle Nächte; nur in den nördl. Gegenden wird die Wärme ermattend. Der Herbst ist sehr gleichmäßig warm und ziemlich feucht. Im Juli bis Aug., also im Winter, schwankt das Thermometer zwischen 7 und 11° R. Selten ist die Luft still. So z. B. weht im Aestuar des La-Plata der Südostwind sieben Monate hindurch. Viragon nennt man in den La-Plata-Gegenden den während der zweiten Hälfte der Nacht wehenden Landwind und den während der zweiten Hälfte des Tages wehenden Seewind. Derselbe ist im Innern nicht merklich, vielmehr wechseln dort Nord- und Südwind; ersterer ist heiß und von übler Wirkung auf das Befinden. Gewöhnlich folgt ihm der aus SW. wehende Pampero, der die Kälte aus den Anden herabbringt, aber nur 12—24 St. weht. Der Pampero ist äußerst trocken, und ihm schreibt man daher das außerordentlich gesunde Klima der La-Plata-Gegenden zu. Wird der Südost sehr stark und bringt er Gewitter, so heißt er Su-estadas; heftige Regen begleiten ihn. Die Monate Jan. bis März ausgenommen, fällt das ganze Jahr hindurch starker Thau. Aeußerst unregelmäßig ist die Regenvertheilung durch das Jahr. Obwol zu jeder Zeit Regen fallen kann, so geschieht dies doch hauptsächlich beim Wechsel der warmen und kühlen Jahreszeit. Nachts regnet es häufiger als am Tage, und zuweilen fallen ungeheure Wassermengen. Die Gewitter sind dann und wann von sehr starken Hagelschlägen begleitet. Das Klima des Innern weicht wenig davon ab, nur daß die Hochebenen reichlich Regen empfangen. Namentlich hat der Westabfall der Sierra de San-Luis und die Ebene bis zu den Anden das ganze Jahr hindurch reichlichen Regen, besonders im Sommer. Die Sommerzeit ist in der ganzen Ebene noch heißer als in den Pampas, aber die Unterschiede zwischen Tages- und Nachttemperatur steigen auch hier auf 12°. Winde sind weniger häufig. Der starke, anhaltende Nordwind, Zonda genannt, ist hier der Samum der Travesias oder Wüsten. Die überreichen Regen, welche im Oct. und Nov. in Tucuman und Santiago del Estero fallen, veranlassen die großen Ueberschwemmungen des Dulce, Juramento, Vermejo und Pilcomayo. Dort fällt im Nov. wol doppelt so viel Regen als im ganzen übrigen Jahre; das Thermometer steigt dann auf 33½° R.

Naturproducte. Unter den Producten des Mineralreichs sind die Achate, Karneole, Jaspis u. s. w. zu nennen, welche vom obern Uruguay in Menge ausgeführt werden, um in Deutschland (zu Oberstein im Hundsrück) geschliffen zu werden. Kochsalz und schwefelsaure Salze sind in Fülle in der innern Ebene verbreitet, und an nutzbaren Thonarten fehlt es nicht. Das Gebirge von Cordova ist reich an Marmorarten und Bleiglanz. In dem Gebirge von San-Luis wird Gold gewaschen, und auch Eisen, Blei, Kupfer und Antimon finden sich hier. Die Anden führen Metalle aller Art. Man gewinnt namentlich Kupfer im südl. Mendoza im Payengebirge und in den Paramillos; beim Fort San-Rafael Salz. In letzterer Gegend sind auch reiche Lager von Bergkrystall, Achaten, Chalcedonen, Karneolen, Amethysten, buntem Marmor u. s. w. vorhanden. Die Cerros von Gualilan und Cachi führen Gold, das sich auch bei Jachal findet. Die Anden von Rioja, die metallreichsten, enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Nickel, Zinn, Blei und Bergkrystall in Menge. Ebenso die Sierra von Belem. Im

Atajo werden reiche Kupferminen abgebaut. Auch die Ketten von Jujui und Salta sind äußerst metallreich; Gold und Silber finden sich an unzähligen Stellen. Die Sierra de l'Alumbre enthält Alaun und eine reiche Erdölquelle.

Außer den schon genannten gewöhnlichsten wildwachsenden Bäumen sind längs der großen Ströme einige Arten von Salix und die Ceibo (Erythrina Crista Galli) zu erwähnen. Ferner, der Paraguaythee oder Maté (Ilex paraguayensis), die Ibapohyfeige, die als Hecken gepflanzten Agaven, die an den Ufern wachsenden, bis 30 F. hohen Tacuaras oder Rohrarten, sowie eine Menge trefflicher Futtergräser. Dazwischen stehen mächtige Disteln, die ganze Wälder bilden, in denen sich das Vieh verirren kann, und die verwilderte Artischoke, welche unausrottbar meilenweite Strecken überzogen hat. Unter den angepflanzten Bäumen sind besonders wichtig der Orangen- und der Pfirsichbaum, sowol des Holzes wie der Früchte wegen. Man gewinnt an Früchten außerdem: Bananen, Anonen, Guayaven, Opuntien, Granatäpfel, Pistazien, Cacao, Kaffee, Oliven, Quitten, Aprikosen, Pflaumen, Kirschen, Birnen, Aepfel, Mispeln, Stachelbeeren, Himbeeren, Kastanien, Wal- und Haselnüsse, Mandeln, Feigen, Maulbeeren, Erdbeeren, Ananas. An Gemüsen werden gebaut: Mandioca, Bohnen, Quinoa, Portulak, Kartoffeln, Tomaten, Bataten, Erdnüsse, Melonen, Wassermelonen (Sandia), Kürbisse (Lapallo). Von Getreidearten gedeihen: Mais, Weizen, Gerste, Hafer, Hirse, Sorghum und Reis; von Futterkräutern: Luzerne (Alfalfa), die durch das ganze Land in Fülle wächst; von Industriepflanzen: Wein, Coca (Erythroxylon Coca), deren Blätter gekaut werden, Taback, Zuckerrohr, Zuckerrüben. Sodann: Ricinus, Sesam, Mohn, Sonnenblumen, Colza, Agaven oder Pita, Hanf, Lein, Neuseeländischer Flachs, Baumwolle, Indigo u. s. w. Der Ackerbau ist gegenwärtig noch wenig entwickelt, da die Viehwirthschaft besser lohnt als die Bodencultur. Nur wenige Bodenproducte kommen in den Handel.

Außer den schon erwähnten wildlebenden Thieren kommen in Argentina vor: sieben Fledermausarten, die Unze in den Wäldern an den großen Strömen, der Pumalöwe, die überall verbreitete Felis Geoffroyi, der große Rothe Wolf oder Aguara (Canis jubatus), der große Fuchs oder Culpeus (Canis magellanicus) und der Zorro (Canis Azarae und gracilis), der Huron (Galictis vittata), das Chincha (Mephites patagonicus). Ferner: eine Fischotter, die Comadrija (Didelphys Azarae), Ratten- und Mäusearten, Pampashasen (Dolichotis patagonica), Meerschweinchen, Gürtelthiere, Lamas und Vicuñas, einige Hirscharten u. s. w. An Vögeln sind hervorzuheben: verschiedene Kolibri- und Papagaienarten, der sehr gemeine Agelaius Thilius, der Tordo (Icterus sericeus), der gemeinste Vogel des Landes, u. s. w. Auch finden sich mehrere Schildkröten-, Saurier-, Schlangen- (auch Klapperschlangen) und Froscharten. Mosquitos und Sandflöhe (Nigua) sind Insekten, die hier den Menschen äußerst lästig werden.

Das Nutzvieh, dessen Zucht für das Land von so großer Wichtigkeit ist, haben die Spanier erst eingeführt. Zuerst hielt das Pferd seinen Einzug; sodann kamen 1553 die ersten neun Rinder. Von diesen eingeführten Thieren stammen die unermeßlichen Heerden der Pampas, in die sich das Vieh seit Anfang des 17. Jahrh. verbreitete. Gegen die Mitte des 18. Jahrh. wurde schon 1 Mill. Häute aus den La-Plata-Gegenden ausgeführt, indem man die wild in den Ebenen herumschweifenden Thiere nur wegen ihres Felles tödtete. Jetzt trägt der größte Theil des Viehs das Zeichen seines Besitzers und wird unter den Augen behalten. Die Zahl der Pferde, von denen ehemals ebenfalls ganze Heerden verwilbert waren, hat sehr abgenommen. Dieselben schweifen noch jetzt, wie das Rindvieh, frei umher, bis man sie einfängt, um sie zu gebrauchen. Der Gaucho fängt die Pferde mittels des Lassos oder der Bolas. Der Esel ist für die Zucht der Maulthiere von Bedeutung, die einen der wichtigsten Industriezweige der Estancias bilden, indem diese Lastthiere nach den verschiedensten Seiten hin in Menge ausgeführt werden. Mit der Zucht der Schafe, welche früher für nichts geachtet wurden, beschäftigt man sich jetzt ernstlicher. Ziegen sind sehr verbreitet, namentlich beim armen Volke. Das sich schnell vermehrende Lama ist in den Anden Haus- und Lastthier. Schweine zieht man wenig, Federvieh überall, aber ohne Sorgfalt. Auch Bienen-, Seiden- und Cochenillezucht findet hier und da statt. Zu den Ausfuhrartikeln aus dem Thierreiche gehören die Felle der Fischotter und des Chinchilla, erstere namentlich aus der Lagune de los Porongos, letztere aus den Anden auf der bolivischen Grenze, sodann Straußfedern, Wachs und Honig. Die großartigste Ausbeute aber liefert die Rindviehzucht. Es gibt Saladeros oder Schlachthäuser, die täglich 400 Stück Vieh schlachten. Häute (jährlich gegen 1½ Mill.), Hörner, Hufe, Haare, Talg, Fleisch werden ausgeführt.

Bevölkerung. Von einheimischen Indianerstämmen hausen im Becken des La-Plata im

NO. die sehr friedlichen Guayanas und die Tupis, die Reste der alten Tupinambas Brasiliens, der nahen Verwandten der Guaranis. Im N. wohnen die Guatos, die auf den Flüssen leben und fast alle portugiesisch sprechen; ferner die Guanas und die mit diesen engverbundenen Mbayas, die sog. kriegerischen (bravos) Indianer. In der Mitte und in NW. leben der zahlreiche und schöne Stamm der Tobas, die kleinen Stämme der Chunupis und Vilejas, Charres und Atelas, am obern Vermejo die Matacos, die nach den Pflanzungen auf Arbeit ziehen. Der große Guaranizweig der Chiriguanos wohnt auf den östl. Abhängen der Anden und im Chaco. Diese Indianer, in Bolivia Cambas genannt, sind in Viehzucht und Ackerbau sehr vorgeschritten. Die immer mit den Tobas im Kriege lebenden, aber wenig zahlreichen Mbocovis hausen im Innern des Chaco, ebenso die jetzt sehr an Zahl reducirten Abiponer und Calchinen. In den Anden finden sich Quichuastämme, welche Christen und Landbauer sind. Im S. leben die Pampas oder die in den großen Ebenen nomadisirenden Stämme, und die Patagonen, ehemals Tehuelchen, mit ihrem Seitenzweige, den Puelchen und den Araucanerstämmen der Aucas, Ranqueles, Pehuenchen und Huillichen. Die Stärke der Indianerbevölkerung der Argentina läßt sich nicht einmal annähernd schätzen. Die ehemaligen Missionen der Jesuiten, später der Franciscaner, bestanden in La Guayra, in Paraguay und in Corrientes. Kurz vor Vertreibung der Jesuiten waren hinzugekommen die Missionen zu San-Estanislao, San-Joaquin und Belem, welche die Verbindung mit den Niederlassungen bei den Moxos und Chiquitos herstellen sollten. Von 1810 an wurden die seßhaften Indianer gezwungen, in die Armee einzutreten, und infolge dessen zerstörte man 1817 die 15 indian. Ortschaften in den noch bestehenden Missionen des Uruguay gänzlich. Seit 1853 sind die Indianer ihren Dörfern wiedergegeben, und man hat ihre Civilisirung ernstlich ins Auge gefaßt. Die Missionen sind aufs neue eingerichtet, und schon sind einem nicht kleinen Theile der nördl. wie der südl. Indianer die Producte der europ. Industrie unentbehrlich geworden.

Die weiße Bevölkerung besteht zunächst aus den Nachkommen der ursprünglichen span. Eroberer, den Argentinos, dann aus den zahlreichen eingewanderten Abenteurern und Flüchtlingen der verschiedensten Länder Europas. Diesen schließen sich an die von den Weißen mit indian. Frauen erzeugten Mischlinge, im N. Cholos und in den Küstenstaaten Chinos genannt. Seit 1702 kamen hierzu noch die als Sklaven eingeführten afrik. Neger, deren mit Weißen erzeugte Mischlinge Mulatten, mit Indianern erzeugte aber Sambos genannt werden. Die Einwanderung von Colonisten wurde erst nach 1820 von Bedeutung, eigentlich erst von 1836 an. Von 1843—52 hatte die Einwanderung fast ganz aufgehört. Buenos-Ayres ist seit 1848 der eigentliche Ort der Einwanderung; aber die große Summe von mehr als 14000 Einwanderern ist seit 1842 noch nicht wieder vorgekommen. Seit 1856 beträgt die Zahl derselben jährlich 6—8000. Dennoch bilden in keinem andern Lande Südamerikas die Fremden einen gleichgroßen Bruchtheil. Sie machen ein Drittel von der Bevölkerung der größern Städte aus, über ein Fünftel des Staats Buenos-Ayres. Die innern Staaten werden erst seit 1854 von den Einwanderern aufgesucht, und den meisten ist es dort gelungen, sich eine leidliche, zum Theil gute Existenz zu gründen. Seit 1853 sind die Farbigen ganz unter die weiße Bevölkerung gemischt als Handwerker, Arbeiter, Ackerbauer, auch als Eigenthümer, meist aber als Dienstboten. Nach der Zählung von 1857 hatte das Land eine Gesammtbevölkerung von beinahe 1,200000 Seelen, nämlich mit Ausschluß der im wilden Zustande lebenden Indianer. Davon wohnten etwa 330000 im Staate Buenos-Ayres. Wenigstens 120000 waren Fremde und etwa 20000 Neger und Mulatten. Sonach mögen etwa 30 Bewohner auf 1 Q.-M. kommen. Man nimmt an, daß ein Viertel der Bevölkerung aus 15—60 J. alten kampffähigen Männern besteht.

Handelsverhältnisse. Der Handel der Conföderation ist vergleichsweise ein bedeutender. Der Werth der Einfuhr betrug während des letzten Jahrzehnts jährlich etwa 4 Mill. Pfd. St., wozu England den vierten Theil, Frankreich zwei Neuntel beitragen. Gegenstände des Imports sind außer Industrie- und Kunstartikeln jeder Art Steinkohlen aus England, Breter, Mehl, Reis u. s. w. aus Nordamerika, Taback, Zucker, Kaffee aus Cuba und Brasilien, Käse und Genèvre aus den Niederlanden. Die wichtigsten Artikel für den Export sind Häute und andere Producte der Viehzucht, so auch Wolle, dann Kupfer in Barren, Pelzwerk, Straußfedern u. s. w. Die Haupthafenplätze sind Buenos-Ayres und Rosario, von denen der letztere erst in der neuern Zeit zu Bedeutung gelangte. Buenos-Ayres, wo 1861 678 Schiffe mit 180000 Tonnen einliefen und 820 Schiffe mit 237000 Tonnen abgingen, exportirte im Jahre 1860: 454303 gesalzene und 1,217771 trockene Rindshäute, 285099 gesalzene und

66048 trockene Pferdehäute, 20350 Fässer Talg, 48766 Ballen Wolle, 3046 Ballen Roßhaare, 8951 Schaffelle, 499788 Quintals Rindfleisch, zusammen im Werthe von 4,176446 Pfd. St. (ungerechnet die kleinern Posten anderer Ausfuhrartikel). Die Ausfuhr von Rosario betrug 1859: 4,405180 Pesos, 1862 dagegen, nachdem Buenos-Ayres wiederum in die Conföderation eingetreten, nur 3,698871 Pesos. Von den Gegenständen dieser Ausfuhr beliefen sich die Rinds-, Pferde- und Kalbshäute auf 380000 Stück, die Ziegen- und Schaffelle auf 40000 Arrobas, die Wolle auf 220000 Arrobas und das Kupfer auf 11096 Quintal. Der größte Theil dieser Exportwaaren geht nach Nordamerika; nächstdem führen England, Frankreich, Spanien und Italien das meiste aus den argentinischen Häfen. Nicht unbedeutend ist die Quantität von argentinischen Rohproducten, die besonders durch Vermittelung von England nach Deutschland gelangt. Die Häfen, mit welchen die Plätze Buenos-Ayres und Rosario den meisten Verkehr haben, sind Cadix, Malaga, Barcelona, Genua, Marseille, Cette, Bayonne, Bordeaux, Havre, Antwerpen, Hamburg, London, Liverpool, Glasgow, Neuyork, Charleston, Havanna, Bahia, Rio-de-Janeiro, St.-Catarina, Rio-Grande do Sul und Valparaiso. Der Binnenhandel ist, abgesehen von der im Aufblühen begriffenen Stromschiffahrt, ebenfalls in stetem Zunehmen, obgleich es noch sehr an Verkehrsmitteln fehlt. Von den Stromhäfen sind Gualeguaichu am Uruguay, Sta.-Fé, Parana und Corrientes am Parana die bedeutendsten. Wichtige Stapelplätze im Innern sind: Mendoza für den Verkehr mit Chile; ferner Catamarca an der Straße über Antofagosta nach Bolivia (Cobija), sowie Tucuman, an der Straße, die einestheils über Salta, Jujui und Huamahuaco, anderntheils über Oran nach Tarija in Bolivia zieht. Einen Hauptartikel für den Binnenhandel bilden die Maulthiere. Die Straßen verdienen noch kaum diesen Namen, und durch Mangel an Brücken wird zur Zeit des hohen Wassers der Verkehr vielfach und lange unterbrochen. Der Waarentransport zu Lande geschieht mittels Pferde- und Maulthierkaravanen. Briefposten gehen zwischen den Hauptorten hin und her. In jüngster Zeit hat eine Gesellschaft regelmäßige Diligencefahrten von Buenos-Ayres theils nach Mendoza, theils nach dem Norden (Tucuman, Catamarca u. s. w.) eingerichtet. 1854 wurde eine Eisenbahn von Rosario nach Cordova projectirt und in Angriff genommen.

Staat und Cultur. Gegenwärtig besteht die Argentinische Conföderation aus 14 Staaten, welche sich in vier Gruppen ordnen. Zur ersten Gruppe, den Küsten- oder Stromuferstaaten, gehört vor allem Buenos-Ayres, dann Sta.-Fé, Entre-Rios und Corrientes. Die zweite Gruppe oder die Andenstaaten bilden Rioja, Catamarca, San-Juan und Mendoza. Die dritte Gruppe, die der Centralstaaten, begreift Cordova, San-Luis, Santiago und Tucuman. Endlich die vierte, die Nordstaaten, umfassen Salta und Jujui. An der Spitze der gesammten Verwaltung steht nach der Verfassung vom 15. Mai 1853 ein Präsident, der auf 6 J. durch 133 Repräsentanten der 14 Staaten gewählt wird. Die Legislative Gewalt üben ein Senat und ein Deputirtenhaus, von denen ersterer 30, das letztere 54 Glieder zählt. Ein Vicepräsident wird auf dieselbe Weise und zu derselben Zeit wie der erste Präsident gewählt. Der Präsident ist Oberbefehlshaber der Truppen und vergibt die Civil-, Militär- und richterlichen Aemter der Conföderation. Doch bleibt er, wie auch seine Minister, deren es fünf (Inneres; Aeußeres; Finanzen; Justiz, Cultus u. s. w.; Krieg und Marine) gibt, dem Senate und Repräsentantenhause verantwortlich. In dem Budget für das Jahr 1863 war die Einnahme der Conföderation auf 750258, die Ausgabe auf 771176 Pfd. St. veranschlagt, sodaß ein Deficit von 20918 Pfd. St. blieb, das durch Steuern auf verschiedene Gegenstände der Consumtion gedeckt werden sollte. Die Hauptquelle der Staatseinnahme bilden die Zölle. Die Staatsschulden, einschließlich derjenigen, welche Buenos-Ayres vor seiner Wiedervereinigung mit der Conföderation gemacht, beträgt 3,185000 Pfd. St. Darunter sind begriffen ein 6procentiges Anlehen von 982000 Pfd. St. und ein 3procentiges von 1,323000 Pfd. St., welche beide Buenos-Ayres in England gemacht hat. Unter der Präsidentschaft Mitre's ist etwas mehr Ordnung in die Finanzverhältnisse gekommen. Die Armee, deren Reorganisation 1863 stattfand, zählt etwa 10700 Mann, wobei jedoch die Miliz und die Nationalgarde von Buenos-Ayres (19867 Mann) nicht eingerechnet sind. Die Marine besteht aus 7 Dampfern und 10 Segelschiffen. Die Argentinische Conföderation ist, mit Ausnahme Brasiliens, der einzige Staat Südamerikas, in welchem allen christl. Confessionen freier Cultus gewährleistet ist. Doch bekennen sich fast sämmtliche eingeborene Weiße und die bekehrten Indianer zum Katholicismus. Sprache der Regierung wie des Landes ist das Spanische; doch ist unter den Gebildeten das Französische, in den Seestädten das Englische sehr verbreitet. Der öffentliche Unterricht, an welchem es so lange gefehlt, beginnt gegenwärtig Fortschritte zu machen. In

allen Mittelpunkten der Bevölkerung, selbst in Dörfern, gibt es Elementarschulen für beide Geschlechter. Nächstdem sind in den Hauptstädten Collegien, geistliche Seminarien und Klosterschulen vorhanden. Von den 9 Nonnenklöstern unterhalten 4 Mädchenschulen. Die Zahl der Mönchsklöster beläuft sich auf 18, wovon 10 den Franciscanern, 7 den Dominicanern, 1 den Augustinern gehört. Sog. Universitäten sind in Cordova und in Buenos-Ayres. Letzterer Ort hat auch ein naturhistor. Museum und eine Bibliothek, ein histor. und geogr. Institut und eine Gesellschaft von Freunden der Naturgeschichte, sowie eine Oper.

Geschichte. Der La-Plata-Strom wurde 1509 durch den vom span. Hofe auf Entdeckungen ausgesendeten Großpiloten Juan Diaz de Solis aufgefunden und von demselben auf einer neuen Entdeckungsreise 1515 zuerst mit drei Schiffen bis zur Mündung des Parana befahren. 1520 fuhr der Portugiese Magellan in den La-Plata ein und sah die Mündung des Uruguay. Sodann erreichte 1527 Sebastian Cabot, von Geburt ein Italiener, als span. Großpilot den La-Plata. Er segelte den Strom aufwärts und baute unter 34° südl. Br. am Parana das Fort San-Espiritu, die erste span. Niederlassung in diesen Regionen. Am 28. März 1528 sah er sich in 27° 27′ südl. Br. zur Umkehr genöthigt. Unterdeß war das ihm im NW. gelegene Goldland (Peru), über welches er Nachrichten nach Spanien zu bringen gehofft, durch Pizarro von N. her entdeckt worden, und er hatte somit keinen anspornenden Grund mehr, seine eigenen Entdeckungen weiter zu verfolgen. Am 1. Sept. 1534 verließ Pedro de Mendoza, der erste Adelantado (eine die richterliche, polit. und militärische Obergewalt umfassende Würde), mit 1200 Mann (darunter 150 Deutsche) und 14, auf seine eigenen Kosten ausgerüsteten Schiffen Spanien, um in den Gegenden am La-Plata Niederlassungen zu gründen. Er legte 2. Febr. 1535 den Grund zu der Stadt Buenos-Ayres. Bald in all seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte er 1537 krank nach Europa zurück und starb auf der Heimreise. Die von ihm zurückgelassenen Spanier gingen den Paraguay aufwärts und gründeten Asuncion, während Buenos-Ayres aufgegeben ward. Martinez de Irala, mit der Würde eines Generalkapitän bekleidet, war der Nachfolger Mendoza's.

Am 2. Nov. 1540 segelte der zum zweiten Adelantado der La-Plata-Gegenden ernannte Alvaro Nuñez Cabeza de Vaca von Spanien ab. Derselbe stieg mit 250 seiner Leute an der brasilian. Küste bei der Insel Sta.-Catarina ans Land und ging, von Indianern geführt, 400 Wegstunden weit zu Lande nach Asuncion, während seine Schiffe den La-Plata hinauf segelten und so 8 Monate später ankamen. Ein von ihm nach Peru unternommener Zug blieb erfolglos. 1555 erhielt Irala die Würde des Adelantado, ein trefflicher Mann, der als der eigentliche Eroberer und Begründer dieser Provinzen anzusehen ist. Unter ihm und seinem 1569 zum Adelantado ernannten Nachfolger, Ortiz de Zarate, entstand eine Ansiedelung nach der andern. Der 1576 zum Generalkapitän ernannte Juan de Garay stellte, nachdem er das Jahr vorher Santa-Fé gegründet, 1580 Buenos-Ayres wieder her, und damit war gewissermaßen die Eroberung des La-Plata abgeschlossen. Der vierte Adelantado, Juan de Torres Vera y Aragon, regierte von 1587—91, und innerhalb dieser Zeit wurde Corrientes (1588) durch Alonso de Vera gegründet. Ihm folgten 10 Gouverneure bis 1620, theils durch den Vicekönig von Lima, theils durch den König von Spanien selbst ernannt. Um 1610 begannen die Jesuiten ihr folgenreiches Werk am obern Parana. In ihren sog. Missionen colonisirten und erzogen sie die Indianer und gelangten trotz unsaglicher Störungen und Schwierigkeiten durch Energie und Ausdauer dahin, eine für sich bestehende polit., ja selbst bewaffnete Macht zu bilden, die von den weltlichen Machthabern unausgesetzt angefochten wurde, theils aus Eifersucht, theils weil die Jesuiten als Beschützer der Indianer gegen rohe Vergewaltigung auftraten. Unter Philipp III. von Spanien wurde 1620 eine besondere Regierung für die Länder südlich vom Zusammenfluß des Parana und Paraguay gebildet und als Gobierno del Rio de la Plata bezeichnet. Als solches hat das Land 32 Gouverneure gehabt. 100 J. nach der Entdeckung war das Ganze in drei große Provinzen getheilt: in das seit 1560 als besondere Provinz organisirte Tucuman, und in die Provinzen Buenos-Ayres und Paraguay. Die erstere Provinz begriff die von den Gefährten Almagro's und andern aus Peru herübergekommenen Abenteurern gegründeten Niederlassungen im Innern. Die Lebensadern waren indeß allen Provinzen durch ein drückendes Monopolsystem unterbunden. Ueberhaupt durfte keine span. Colonie mit einer andern, welche auf derselben Halbkugel lag, Handel treiben. Daher entwickelte sich am La-Plata ein maßloser Schleichhandel, welcher allmählich die Spanier in ganz Südamerika um die beabsichtigten Handelsvortheile brachte. Die Portugiesen hatten 1680 durch

Lobo gegenüber von Buenos-Ayres die Colonia del Sacramento mit Genehmigung der Spanier gegründet (seit 1713 beanspruchten sie die ganze Banda-oriental, das jetzige Uruguay), und der namentlich von ihnen betriebene Schleichhandel konnte selbst durch die Gründung von Montevideo (1726) nicht gedämpft werden.

Nach dem Sturze der Jesuiten in Europa erfolgte 1767 auch ihre gewaltsame Austreibung aus den La-Plata-Ländern, wo sie in der That Außerordentliches geleistet. Ihre zahlreichen und blühenden Niederlassungen geriethen sofort in Verfall und die indian. Insassen sanken in Elend und Verwilderung. Die La-Plata-Länder hatten bisher als ein Zubehör des Vicekönigreichs Peru gegolten. 1776 errichtete man jedoch aus ihnen ein besonderes span. Vicekönigthum, dessen Hauptstadt das damals 22000 Seelen zählende Buenos-Ayres ward, und zu dem die Provinzen Buenos-Ayres, Paraguay und Tucuman, die Präsidentschaft Charcas, das Territorium Cuyo und die Patagonische Küste gehörten, sodaß dieses Reich bis Feuerland herab und von den Andes bis an die Quellen des Paraguay, Parana und Uruguay reichte. Der bisherige Gouverneur, Cevallos, wurde der erste Vicekönig. Eine Flotte von 116 Schiffen mit 10000 Soldaten, unter Bedeckung von 12 Kriegsschiffen, segelte 13. Nov. 1776 nach dem La-Plata, um die Portugiesen aus der Nachbarschaft zu vertreiben. Nachdem dies geschehen, wurde ein vernünftigeres Handelssystem angenommen; schon seit 1774 durften alle span. Colonien untereinander Handel treiben. Don José de Galvez, der Minister für das indische Departement in Madrid, setzte diese erfolgreichen Neuerungen durch. Aber noch blieben der Misstände unzählige. Buenos-Ayres freilich gewann außerordentlich. Während vor 1778 jährlich nicht 150000 Häute nach Europa gingen, war die Zahl derselben 1782 fast zehnmal so groß. Unter dem zweiten Vicekönige wurde 1782 das Reich in acht Intendanzschaften getheilt, von denen vier (La-Paz, Cochabamba oder Sta.-Cruz de la Sierra, Charcas und Potosi) das spätere Oberperu und vier «Argentina» bilden, nämlich: Salta, getheilt in die Subdelegationen Tucuman, Santiago, Catamarca, Jujui, Oran und Tarija; Cordova, getheilt in Rioja und Cuyo, letzteres zerfallend in Mendoza, San-Juan und San-Luis; Buenos-Ayres, getheilt in Montevideo, Sta.-Fé (einschließlich des Territoriums Entre-Rios), Corrientes und die Missionen. Vgl. Dominguez, «Historia Argentina» (Buenos-Ayres 1862).

Infolge der Allianz Spaniens mit Frankreich erschienen 1806 die Engländer am La-Plata und nahmen durch Ueberraschung die Stadt Buenos-Ayres, wurden aber schon nach wenigen Monaten durch die Bevölkerung wieder vertrieben. Nach mannichfachen Unruhen während der franz. Invasion in Spanien selbst setzten 1810 die Colonisten den Vicekönig Cisneros (den zehnten in der Reihe) ab und ernannten 22. Mai im Namen Ferdinand's VII. eine provisorische Junta, die aus neun Personen bestand. Cordova, Paraguay und Uruguay erkannten aber diese Junta nicht an, und es entspann sich darüber eine lange Reihe von Bürgerkämpfen. Die Colonialpolitik, die Ferdinand VII. befolgte, nachdem er nach Napoleon's Sturze den span. Thron bestiegen, befriedigte indeß am La-Plata ebenso wenig als die Politik seiner Vorgänger. Nachdem bereits eine constituirende Versammlung abgehalten worden, kam zu Tucuman ein Congreß zusammen, der 9. Juli 1816 die förmliche Unabhängigkeit der «Vereinigten Staaten von Rio de la Plata» erklärte. Der Versuch, die sich hiermit bildende Staatenconföderation zur Nachfolgerin des gesammten Vicekönigreichs zu machen, scheiterte indeß an der Verschiedenartigkeit der Interessen. Es begannen unter ehrgeizigen Führern heftige Kämpfe, die dahin führten, daß sich am obern Strome Paraguay und an der Mündung Uruguay oder die Banda-oriental als besondere Republiken constituirten. Ein Congreß der 14 conföderirten Republiken bestimmte endlich 1825 das Verhältniß der einzelnen Staaten zueinander näher, und zugleich stellte man fest, daß der Generalkapitän des Staats Buenos-Ayres mit der Leitung der auswärtigen Verhältnisse der gesammten Conföderation betraut werden und als oberste Executivbehörde gelten sollte. Noch war die Bevölkerung gering; die Staaten hatten zum Theil jeder nur Eine Stadt; ein einigendes Band fehlte im Grunde. Im N. wohnte eine fast feudale Aristokratie, und auf den weiten Weidelandschaften machte sich die rohe Gewalt des Heerdenbesitzers geltend. Etwas gediegener waren die Verhältnisse in den weniger ausgedehnten Ackerbaubereichen. Jede Stadt, welche eine Municipalbehörde (Cabildo) hatte, wollte selbständig sein. Buenos-Ayres allein grenzte ans Meer, und als der kräftigste Staat fiel ihm natürlich die Leitung zu. Die höhern Klassen daselbst waren sehr reich durch Land- und andern Besitz. Viele seiner Bürger waren in Europa erzogen, weshalb sie sich berufen glaubten, die Regierung zu führen. Es gelang dieser Partei, welche sich die Unitarier (Centralisten) nannten, die Constitution vom 24. Dec. 1826 zu Stande zu bringen, gemäß welcher die Conföderation durch

eine an Zahl geringe Aristokratie repräsentirt wurde. Rivadavia, ein ausgezeichneter Unitarier, war als Generalkapitän von Buenos-Ayres der erste und einzige Präsident der Conföderation nach dieser Constitution; schon 7. Juli 1827 legte er seine Gewalt wieder nieder.

Der größere Theil des ausgedehnten Buenos-Ayres erhielt seinen Charakter von dem unabhängigen Wesen der Heerdenbesitzer, welche die Absicht hegten, ihre Gewalt zu Gunsten des Föderalismus zu behaupten. Sie fanden einen Führer in Don Juan Manuel de Rosas (s. d.), der als der Sohn eines Estanciero aus dem Innern sich in den Revolutionskämpfen einigen Ruf erworben hatte und nun, im Alter von 32 J., sich an dem polit. Treiben zu betheiligen begann. Er machte seinen Wohnsitz zum Mittelpunkte und sich zum Führer aller Unternehmungen gegen die Wilden Patagoniens, sicherte sich so das Vertrauen der Landbevölkerung und war demgemäß im Stande, auch die wilden Stämme gelegentlich mitwirken zu lassen. Früher hatte er sich, obwol erfolglos, den Unitariern angeschlossen; aber 1827 besaß er bereits hinreichenden Einfluß, um auf mehrseitige Unterstützung rechnen zu können. Der Föderalist Dorrego wurde nach Rivadavia's Rücktritt Gouverneur von Buenos-Ayres, sah sich aber durch Lavalle, einen Offizier aus Montevideo, vertrieben, der nun in seine Stelle trat. Diesen wiederum vertrieb in kurzem der Anhang Rosas', und so wurde dieser Ende 1829 zum Gouverneur von Buenos-Ayres sowie zum Haupte der Conföderation erwählt. Seine Wahl ward mit ausgedehntern Befugnissen stets wieder erneut, bis er 1835 die Annahme ablehnte. Darauf übertrug man ihm, wie er beabsichtigt, die Dictatorschaft auf fünf Jahre. Auch diese erhielt er zweimal erneuert, sodaß er bis 1852 unumschränkter Regent von ganz Argentina blieb, während welcher Zeit der Nationalcongreß keine Sitzung mehr hielt. Rosas zeigte sich als ein heuchlerischer, gewaltthätiger und blutiger Tyrann, der nur durch Schrecken herrschen wollte, und dem jedes Mittel, um zum Ziele zu gelangen, recht dünkte. Seine Regierung war eine Zeit schauderhafter Greuelthaten.

Von den Theilen des ehemaligen Vicekönigreichs waren Paraguay und Uruguay dem argentinischen Bunde fern geblieben. Ersteres erhielt sich unter seinem Dictator Francia unabhängig, während auf letzteres abwechselnd Argentina und Brasilien Anspruch machten. Erst 1828 vermittelte England die Unabhängigkeit Uruguays als einer selbständigen Republik. Dem Vertrage gemäß sollte Argentina die neue Republik beschützen und unterstützen, und diese Bestimmung wurde wiederholt Veranlassung, daß Rosas auch hier gewaltsame Eingriffe that. Dem Gouverneur Oribe stand eine starke Partei gegenüber, geleitet von Fructuoso Ribera, der bei der Landbevölkerung sehr populär war. Bald kam es zum Kriege zwischen dem von Argentina unterstützten Oribe einerseits und Ribera andererseits, welchen die aus Argentina nach Montevideo Verbannten und eine franz. Flotte aufrecht erhielten. Die Franzosen intervenirten wegen eines Streites, welcher sich zwischen einem franz. Viceconsul und dem Dictator erhoben hatte. Da sich der Sieg auf keine von beiden Seiten neigte, so ernannte Frankreich einen andern Consul, und 1840 wurde ein neuer, wesentlich mit dem von 1828 übereinstimmender Friedensvertrag geschlossen. Indeß schon 1845 leistete Rosas dem Oribe, dem erwählten Präsidenten von Uruguay, gegen Ribera und dessen Partei, welche die Hauptstadt Montevideo genommen, bewaffneten Beistand. Bei dieser Gelegenheit schritten nun England und Frankreich ein. Die Verbündeten führten die Verhandlungen mit Don Felipe de Arana, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Buenos-Ayres, jedoch erfolglos, und so begannen die vereinigten Flotten im Aug. 1845 die Feindseligkeiten, nahmen das argentinische Geschwader, blokirten Buenos-Ayres und besetzten die oberhalb der Stadt gelegene Insel Martin-Garcia, erfuhren aber zu Lande nicht unbedeutende Niederlagen. Als im nächsten Jahre Brasilien Partei für Ribera nahm, wurden die Flotten zurückgezogen. Damals fielen die zur Conföderation gehörenden Staaten Corrientes und Entre-Rios von Rosas ab. Der Krieg darüber beschäftigte Rosas mehrere Jahre, während deren die Oppositionspartei in Argentina ihm allmählich über den Kopf wuchs. Diese Partei war jetzt bewaffnet, und so wurde er in der Schlacht von Monte-Caseros 3. Febr. 1852 durch die Truppen Brasiliens, Uruguays, Paraguays und Don Justo José de Urquiza's, des Leiters der Opposition in Argentina, zugleich Gouverneurs von Entre-Rios, aufs Haupt geschlagen. Rosas sah sich jetzt genöthigt, das Land auf immer zu verlassen und Zuflucht in England zu suchen.

Eine 3. Mai 1852 zu S.-Nicolas de los Arroyos gehaltene Versammlung von Abgeordneten der verschiedenen Staaten erwählte nun den Vincente Lopez zum provisorischen Gouverneur des Staats Buenos-Ayres. Aber schon 23. Juni stellte sich Urquiza, welcher über die

Armee verfügte, als Dictator an die Spitze der Verwaltung. An demselben Tage erkannte derselbe durch Vertrag die Unabhängigkeit Paraguays an. Ebenso sicherte er durch Verträge die freie Schiffahrt auf allen in den La-Plata sich ergießenden Strömen. Vor kurzem noch ein Gauchohäuptling, vor welchem Buenos-Ayres zitterte, hielt er seine Gewalt nur durch seine stete Gegenwart bei der Armee in der Hauptstadt aufrecht. Im Sept. 1852 mußte er sich jedoch zum Congresse der Conföderation nach Sta.-Fé begeben, und kaum hatte er Buenos-Ayres verlassen, so brach 11. Sept. eine Empörung aus, infolge deren Valentin Alsina zum Gouverneur erwählt wurde. Derselbe ließ sofort die Zahlung von 5 Mill. Piastern zur Bestreitung seiner Unkosten genehmigen, welche ihm die Insurrection gemacht. Buenos-Ayres beschloß jetzt, sich von der Conföderation zu trennen und als ein selbständiger Staat zu erklären. Am 20. Nov. 1852 kamen die Abgeordneten aller Staaten, Buenos-Ayres ausgenommen, zusammen und beauftragten Urquiza, den in jenem Staate bereits wieder ausgebrochenen Aufstand zu dämpfen. Sodann traten die Staaten 22. Jan. 1853 aufs neue zusammen und entwarfen eine Constitution, die 1. Mai 1853 publicirt wurde. Man hatte in dieser Verfassung Buenos-Ayres ausdrücklich zur Hauptstadt der Conföderation bestimmt in der Hoffnung, dieser Staat, der sich noch immer mit den übrigen im Kriege befand, werde sich dem Bunde wieder anschließen. Zu Ende 1853 sollte die Constitution in Wirksamkeit treten, welche der der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgebildet war und so manche der Einwanderung günstige Bestimmung enthielt. Am 5. März 1854 wurde Urquiza zum Präsidenten der Conföderation auf fünf Jahre erwählt; zum Sitz der Regierung bestimmte man das in der Provinz Entre-Rios gelegene Bajada del Parana. Inzwischen hatte sich im Jan. desselben Jahres auch Buenos-Ayres eine Constitution gegeben, in welcher ebenfalls die Rückkehr zur Conföderation vorgesehen war. Bald darauf fielen Flibustiers unter einem gewissen Costa in Buenos-Ayres ein, und da Urquiza zur Vertreibung derselben Beihülfe leistete, so bewirkte dieser Fall eine Versöhnung, und es kam zu Anfang 1855 ein Vertrag zu Stande, nach welchem beide Regierungen unabhängig sein, aber einander mannichfach unterstützen sollten. Die Untheilbarkeit des Territoriums wurde garantirt; bei drohender Gefahr von außen sollten die Staaten miteinandergehen; ebenso wollte man sich einander gegen die Indianer helfen. An den Grenzen sollten keine Pässe gefordert werden und die Schiffe beider Nationen die Nationalflagge führen. Keiner von beiden Staaten sollte Steuern auf die Producte des andern legen.

In Buenos-Ayres wurde Obligado 1857 auf fünf Jahre zum Präsidenten gewählt, und Urquiza blieb Präsident der Conföderation. Alle Bemühungen, die alte Vereinigung vollends herzustellen, erwiesen sich jedoch lange als erfolglos. Im Oct. 1857 hatte man allgemein beschlossen, die Vereinigung zu Stande zu bringen; aber es ergab sich, daß der nach Parana entsandte Bautista Pena nicht Vollmacht zur Verschmelzung beider Souveränetäten hatte, und das erregte von neuem den Haß gegen Buenos-Ayres. Andere Veranlassungen zu Zwistigkeiten kamen hinzu, und so wurde der zwei Jahre zuvor geschlossene Vertrag wieder annullirt. Der Congreß zu Parana beschloß 19. Juli 1856, auf alle über Buenos-Ayres eingehende Waaren einen Differentialzoll von 18 Proc. zu legen. Endlich jedoch wurde 10. Nov. 1859, nachdem 23. Oct. Urquiza die Truppen von Buenos-Ayres bei Cepada vollständig geschlagen, durch den Frieden zu San-José de Flores und die 6. Juni 1860 zu Parana geschlossene Union der Staat Buenos-Ayres wieder mit dem argentinischen Bunde vereinigt. Aber 1861 begannen wegen der Steuerfrage neue Feindseligkeiten, infolge dessen 17. Sept. desselben Jahres der General Mitré von Buenos-Ayres zu Pavon die argentinischen Truppen schlug. Der Präsident des Bundes, Santiago Derqui, dankte hierauf ab, und die Nationalregierung wurde Mitré übertragen, der zugleich den Auftrag erhielt, zum 25. Mai 1862 nach Buenos-Ayres eine Nationalversammlung zu berufen. Demgemäß siedelte das diplomatische Corps von Parana dorthin über. Die Versammlung nahm eine neue Constitution an, nach welcher die Stadt Buenos-Ayres zur Conföderation eine ähnliche Stellung haben sollte, wie der District Columbia sie zu den Vereinigten Staaten von Amerika hat. Der Gouverneur, welchen der Staat Buenos-Ayres erwählt, hat nur diesen, nicht aber die Hauptstadt zu regieren. Mitré wurde 14. Oct. der erste Präsident der nun wieder vereinigten Argentinischen Conföderation, und es trat seitdem in dem ungeheuern Ländergebiete eine längst ersehnte Ruhe ein. Vgl. über die Geschichte, Geographie und Statistik der La-Plata-Staaten: Nuñez, «An account historical, political and statistical of the provinces of La Plata» (Lond. 1825); Woodbin-Parish, «Buenos-Ayres and the province of the Rio de la Plata» (Lond. 1839); King, «Twenty-four years in the Argentine Republic» (Lond. 1846); Mackinnon, «Steam warfare in the Parana»

(2 Bde., Lond. 1848); Mansfield, «Paraguay, Brazil and the Plate» (Cambr. 1856); Page, «Report on the exploration and survey of the river La Plata and tributaries» (Washingt. 1856); Andree, «Buenos-Ayres und die argentinischen Provinzen» (Lpz. 1856); Balcarce, «Buenos-Ayres» (Par. 1857); Mannequin, «Les provinces argentines et Buenos-Ayres» (Par. 1856); de Moussy, «Description géographique et statistique de la Confédération Argentine» (Bd. 1 u. 2, Par. 1861); Burmeister, «Reise durch die La-Plata-Staaten» (2 Bde., Halle 1861); Neumann's zahlreiche Aufsätze in den «Monatsberichten» der berliner Geographischen Gesellschaft.

Aerger nennt man eine gewisse Art der Gemüthsverstimmung, welche ihrem Wesen nach gleichsam die Mitte hält zwischen dem Zorne einerseits, dem Gram oder Kummer andererseits. Geschieht uns von unsern Mitmenschen ein wirkliches oder vermeintliches großes Unrecht, so werden wir zornig; trifft uns ein schwerer Schlag des Schicksals, erleiden wir schmerzliche Verluste, bittere Enttäuschungen, so grämen oder bekümmern wir uns; A. aber erfaßt uns bei dem, was man recht eigentlich die kleinen Leiden des menschlichen Lebens nennt, d. h. bei den mancherlei kleinen Bitterkeiten, Verlusten, Enttäuschungen, Widrigkeiten, wie sie der Lauf des Lebens so reichlich mit sich bringt. Während der Zorn zu lebhaften Ausbrüchen in Wort und That hinreißt, der Gram aber im Stillen an uns zehrt, äußert sich der A. durch mäßigere Zeichen des Unwillens oder versetzt uns auch nur in eine vorübergehende Verstimmung, die wir in uns verschließen. Hierbei sind Temperament, Charakter und Bildung von großem Einfluß. Der eine kann sich nicht enthalten, seinem A. durch Worte Luft zu machen, der andere trägt ihn still; der Phlegmatiker ärgert sich selten, der Sanguiniker öfter und laut, aber oberflächlich und nicht lange, der Choleriker oft und nachhaltig, der Melancholiker still, aber tief. Der wahrhaft Gebildete weiß, daß es ihm nicht wohl ansteht, seinem A. Luft zu machen, und der Religiöse trägt kleine Leiden mit Geduld und Ergebung. Der weise Mann aber setzt sich über dieselben hinweg, wohl wissend, daß durch den A. nichts gebessert wird, und daß, wie einmal das irdische Leben beschaffen ist, allerlei Widerwärtigkeiten mit ebensolcher, ja mit größerer Gewißheit zu erwarten sind als allerlei Angenehmes, daher es nicht eben klug erscheinen kann, von jeder Unannehmlichkeit sich überraschen und außer Fassung bringen zu lassen, anstatt dieselbe ruhig hinzunehmen als etwas, was nicht ausbleiben kann und daher vorauszusehen ist. Sich über jede Kleinigkeit ärgern, ist kindisch, und jene anhaltende Aergerlichkeit, welche man Verdrießlichkeit nennt, erscheint als eine Ungezogenheit, die Kindern, wenn nicht anders, durch Strenge abgewöhnt werden muß, während der Erwachsene durch eigene vernünftige Ueberlegung und festen Willen diesen Fehler abzulegen vermag. Wenn Kranke, insbesondere Nervenkranke, sich öfter und schwerer ärgern als andere, so muß man dies der krankhaften Reizbarkeit ihrer Nerven und ihres Gehirns zuschreiben und sie daher mit einem andern Maßstabe messen als Gesunde. Aber freilich artet gerade bei solchen Kranken, insbesondere bei sog. Hypochondern und Hysterischen, die Aergerlichkeit bisweilen so aus, daß sie sich schließlich von Ungezogenheit wenig unterscheidet und ähnliche Repressalien wie diese nöthig macht. Der Gesundheit schadet ein mäßiger, nicht zu häufig wiederkehrender A. nichts; man kann dabei, wie viele Beispiele lehren, alt und dick werden. Der häufige und tiefer gehende A. aber untergräbt allerdings langsam und sicher die Gesundheit. Derselbe prägt nicht nur dem Antlitz seinen trüben Stempel auf, sondern dem ganzen Organismus; insbesondere sind es die Verdauung und Ernährung, welche dabei leiden. Schon ein einziger heftiger A. kann bei empfindlichen Personen eine ernstliche Verdauungsstörung, Magenschmerz u. s. w. zur Folge haben, wie viel mehr die häufige Wiederholung des A. Daher ist es eine weise Vorschrift, auf heftigen A. nicht sogleich zu essen. Auch die Function der Leber und insbesondere die Gallenabsonderung scheint durch vielen A. gestört zu werden, obwol dieser Punkt wissenschaftlich noch nicht festgestellt ist.

Argiver bei den Römern, Argeier in griech. Form, hießen die Bewohner der alten griech. Stadt Argos sowie der Landschaft Argolis. Weil die A. unter Führung des Agamemnon der bedeutendste und angesehenste unter den griech. Stämmen waren, welche vor Troja kämpften, so gebraucht Homer ihren Namen auch zur Bezeichnung der Griechen überhaupt.

Argŏlis oder Argolika, auch Argeia, hieß im Alterthum die von den arkadischen Gebirgen im W. und durch die Berge von Phlius, Kleonä und Korinth im N. eingeschlossene Küstenebene des Peloponnes. Unter den Römern aber begriff es die östl. Landschaft des Peloponnes, die gegen N. an Achaja und Korinth, gegen NO. an den Saronischen Meerbusen, gegen W. an Arkadien, gegen S. an Lakonien und gegen SW. an den Argolischen Meerbusen grenzt. Nach der Landschaft wurden die Griechen insgesammt bei den ältern Schriftstellern

häufig Argiver (s. d.) genannt. A. war schon frühzeitig angebaut; Inachos um 1800 und Danaos um 1500 v. Chr. ließen sich der Sage nach hier mit Ansiedlern aus Aegypten nieder. Hier herrschten Pelops, von dem die Halbinsel den Namen erhielt, und seine Nachkommen Atreus und Agamemnon, Adrast, Eurystheus und Diomedes in einzelnen Staaten. Hier ward auch Herakles geboren; hier am Sumpfe Lerna tödtete er die Hydra und in der Höhle bei Nemea erdrückte er den Löwen. Seit den ältesten Zeiten zerfiel A. in die kleinen Königreiche Argos (s. d.), Mykenä, Tiryns, Trözene, Hermione und Epidauros, welche in der Folge Freistaaten bildeten. Vgl. Schubart, «Argolica» (Marb. 1832). Nach dem Unabhängigkeitskampfe des neuen Griechenlands bildete A. bis 1838 eins der sieben Departements der Provinz Morea. Gegenwärtig ist A. und Korinth eine der fünf peloponnes. Nomarchien des Königreichs Griechenland, welche die Hälfte des Isthmus von Korinth, die argolische Halbinsel, das Thal des Asopos mit der $1\frac{1}{2}$ D.-M. großen, kesselförmigen und weinreichen Ebene von Phlius und dem Gebiete von Sikyon, die vom Inachos durchflossene Ebene von Argos und die östl. Hälfte des östl. Gebirgszuges umfaßt, auf 91,25 D.-M. 138249 E. zählt, in die Eparchien Korinth, A., Nauplia, Trezenia, Spezzia und Hydra zerfällt und Nauplia zur Hauptstadt hat.

Argonaute, Schiffsboot, Papierboot, Glasboot, Papiernautilus, heißt eine papierdünne, durchsichtige Schale von der Größe einer Faust, die mit den seitlichen Rippen, dem hintern Wirbel und der großen Oeffnung, die sie zeigt, einem Boote nicht unähnlich sieht und häufig leer auf dem Mittelmeere treibt. Sie wird von einem eigenthümlichen Tintenfische gebaut und bewohnt, der in seiner übrigen Organisation zwar dem gewöhnlichen Pulpe oder Achtarme (Octopus) ähnlich ist, dessen zwei hintere Arme aber segelartig verbreitert sind und auf ihrer Innenseite die Schalensubstanz absondern. Nur das weibliche Thier baut sich diese Schale, die es mit den verbreiterten Armen stets umfaßt hält, ohne daran angewachsen zu sein, weshalb man auch früher theilweise glaubte, es schmarotze nur darin. Das Männchen ist sehr klein und abweichend gebaut. Man fabelte früher, die A. schiffe in ihrem Boote, die aufgerichteten Arme als Segel ausgebreitet, über die Wellen dahin. Das Thier schwimmt jedoch im Gegentheile, ganz wie die andern Kopffüßler (Cephalopoden), zu deren Klasse es gehört, durch Ausstoßen des Athemwassers durch einen engen Trichter, steigt aber allerdings gern bei ruhigem Wetter bis nahe an die Oberfläche des Wassers.

Argonauten heißen jene Heroen des griech. Alterthums, die eine Generation vor dem Trojanischen Kriege die erste kühne Seefahrt auf unbekanntem Meere in eine weitentfernte Gegend unternahmen, und von dem Schiffe Argo, welches ihr Anführer Jason bauen ließ, den Namen erhielten. Die erste ausführliche Verherrlichung ihres Zugs liefert Pindar, der besonders die Heldengröße des Jason besingt. Außerdem behandelten viele andere Dichter die Sage, die Apollodor in seiner «Bibliothek» aus den Schriftstellern vor seiner Zeit in folgender Gestalt zusammensetzte. Jason (s. d.), der Sohn des Aeson, erhielt von seinem Oheim Pelias (s. d.), der über Jolkos in Thessalien herrschte, auf Veranlassung der Here den Auftrag, das goldene Vlies des Widders, auf dem Phrixos und Helle (s. d.) entflohen waren, aus dem Haine des Ares zu holen, wo es, von dem Phrixos an einer Eiche aufgehängt, von einem schlaflosen Drachen bewacht wurde. Zu diesem Zwecke ließ er von dem Sohne des Phrixos, Argos, die 50ruderige Argo bauen, und versammelte die größten Helden seiner Zeit zur Theilnahme an der Fahrt. Zuerst landeten sie auf Lemnos, wo sie zwei Jahre blieben. Die Weiber daselbst nämlich hatten ihre Väter und Männer infolge des Zorns der verschmähten Aphrodite getödtet, mit Ausnahme des Thoas, welchen seine Tochter Hypsipyle verbarg, und hielten deshalb die A. zurück. Von da kamen sie zu den Dolionen, deren Fürst sie gastfreundlich aufnahm. Da sie aber von da in der Nacht abfuhren und durch widrige Winde zurückgeschlagen wurden, hielt man sie für Pelasger, welche mit den Dolionen in Feindschaft lebten. Es entstand darum ein Kampf, in dem Jason den Fürsten der Dolionen tödtete, welcher dann von den A. selbst mit großer Trauer bestattet wurde. Hierauf landeten sie in Mysien, wo man den Herakles und Polyphemos zurückließ, weil diese beim Suchen des von einer Nymphe geraubten Hylas zu lange ausblieben. Das nächste Land, in welches sie kamen, war das der Bebryker, deren König Amykos die A. zum Faustkampf herausforderte und von Polydeukes (Pollux) erschlagen wurde. Von da wurden sie an Thraziens Küsten verschlagen und kamen nach Salmydessos, wo sie den blinden Seher Phineus (s. d.) trafen und wegen der fernern Fahrt, besonders in Bezug auf die gefahrvollen Symplegaden, um Rath fragten. Bei diesen Felsen, welche stets aneinander prallten und alles, was dazwischen kam, zerschmetterten, angelangt, entließen sie auf des Sehers Rath eine Taube. Als diese beim Zusammenschlagen der Felsen

blos die Spitze des Schwanzes verlor, ruderten sie mit Here's Hülfe schnell hindurch, wo sie nur die äußerste Verzierung am Hintertheil ihres Schiffs verloren. Die Symplegaden stellten seitdem ihre verderbenbringenden Bewegungen ein.

Nachdem die A. an verschiedenen Ländern vorbeigefahren, kamen sie endlich bei Nacht an die Mündung des Phasisflusses im kolchischen Lande. Äetes, der König des Landes, zuvor schon von der Absicht der Fremdlinge unterrichtet, versprach dem Jason das Vlies zu geben, jedoch unter der Bedingung, daß er allein zwei feuerschnaubende Stiere mit ehernen Füßen, welche Äetes vom Hephästos erhalten, vor den Pflug spanne, und dann die von Kadmos in Theben übriggelassenen Drachenzähne, welche Äetes von der Athene bekommen, aussäe. Jason löste die Aufgabe mit Hülfe der Tochter des Äetes, Medea (s. d.), welche in außerordentlicher Liebe zu ihm entbrannte. Unter der Bedingung, daß er sie zu seiner Gattin nehme, gab sie ihm ein Zaubermittel gegen Feuer und Stahl und den Rath, wie er durch einen Steinwurf unter die aus den Zähnen entsprossenden Krieger diese unter sich entzweien und so tödten könne. Als dieses geschehen, beschloß Äetes die Argo zu verbrennen und die Bemannung zu tödten. Allein Jason, von der Absicht des Königs durch die Medea in Kenntniß gesetzt, kam ihm zuvor, eilte in den Hain, wo das Vlies aufgehängt war, und bemächtigte sich desselben, nachdem der dasselbe bewachende Drache von der Medea durch ein Zaubermittel eingeschläfert worden. Hierauf bestieg Jason mit der Medea in Begleitung ihres Bruders Absyrtos zur Nacht das Schiff und segelte eilends davon. Äetes verfolgte sie, wurde aber dadurch an der Verfolgung gehindert, daß Medea ihren Bruder tödtete und ihn in einzelnen Stücken über Bord warf, welche der Vater auffsammelte, wobei er sich verspätete. Er kehrte um, sandte jedoch viele Kolchier zur Verfolgung ab. Indessen fuhren die A. bereits auf dem Strome Eridanos, auf dem sie durch einen Sturm, den Zeus aus Zorn über die Ermordung des Absyrtos erregte, in die Irre geriethen. Hierbei ertönte in der Gegend der Absyrtischen Inseln aus dem Maste der Argo, welche, aus einer Eiche des Hains zu Dodona gezimmert, die Gabe der Weissagung besaß, der Orakelspruch: Zeus werde nicht eher zu zürnen aufhören, bis die A., nach Ausonien schiffend, von der Circe (s. d.) gesühnt würden. Demnach schifften sie bei den Lygiern und Kelten vorbei und gelangten, nachdem sie an Tyrrheniens Küste hingefahren, zur Ääischen Insel, wo Circe die Sühne bewirkte. Als dies geschehen, segelten sie wieder ab. Sie fuhren vor den Sirenen vorbei, vor deren Verlockung sie Orpheus durch einen Gegengesang bewahrte, gelangten durch die Skylla und Charybdis mit Hülfe der Thetis, und kamen nach der Insel Korkyra, wo Alcinous herrschte. Nach der Abfahrt überfiel sie während der Nacht ein heftiger Sturm; aber Apollo rettete sie, indem er ihnen durch Blitze eine Insel zeigte, welche sie Anaphe (jetzt Nanfi) nannten. Zum Dank errichteten sie hier dem blitzenden Apollo einen Altar. Auf Kreta hinderte sie an der Landung der Riese Talos, welcher die Insel bewachte, aber durch Medea das Leben verlor. Die A. landeten, verweilten jedoch nur eine Nacht. Sie steuerten nun nach Aegina und dann zwischen Euböa und Lokris hindurch, nach Jolkos zurück. Diese ganze Fahrt hatten sie in vier Monaten zurückgelegt. Die Argo weihte Jason auf dem Korinthischen Isthmus dem Poseidon. Apollodor konnte in dieser Darstellung keineswegs die verschiedenen Gestaltungen der Sage zusammenfassen; er würde hierbei in die größten Widersprüche gerathen sein. Am wenigsten lassen die Erzählungen von der Rückkehr der A. eine Ausgleichung zu. Von den Dichtern, deren Werke wir noch besitzen, haben diese Sage, außer dem Pseudo-Orpheus, besonders behandelt Apollonios von Rhodus um 200 v. Chr., und sein Nachahmer, der Römer Valerius Flaccus, 80 n. Chr.

Argonnen oder **Argonnenwald**, ein felsiges Plateau im nordöstl. Frankreich, auf den Grenzgebieten Lothringens und der Champagne, zwischen den sog. Maasbergen im S. und den Ardennen im N. Das Plateau wird durch die breite Thalmulde der Maas und das engere Thal der Aire in drei breite, vielzerklüftete Höhenzüge zerlegt. Die westlichen A., oder der eigentliche «Argonnenwald», beginnen bei den Quellen der Aire, streichen, 900 F. hoch, zwischen der Aisne und Maas hin, reichen vom 810 F. hohen Tête de Brémont bei Passavant nordwärts bis Chêne-le-Populeux und trennen fruchtbare Ebenen von der traurigen Kreidesteppe der Champagne-pouilleuse. Der Argonnenwald besteht aus bewaldeten Hochflächen, die bis 300 F. über die benachbarten Thäler aufsteigen, ist $1/4$ bis 2 M. breit und 8 M. lang, voll steiler Schluchten, tiefer Thäler und jäher Abhänge, besonders gegen O., daher schwer zugänglich, nach mehrern Regentagen völlig ungangbar. Die Wege durch die Schluchten heißen hier Échavées. Der Boden ist fast durchweg mager. Man findet bald ausgedehnte Wälder von Buchen, Hagebuchen, Birken und Haselsträuchern, ohne eine Pinus, bald Moore (Fagnes)

und Heiden. Die östlichen A., im nördl. Theile mit dem 1215 F. hohen «Walde von Apremont», sind nur 6—900 F. hoch und ziehen den westlichen parallel im O. der Maas. Aus Lothringen in die Champagne, von der Maas zur Seine, führen folgende, in der Kriegsgeschichte zum Theil als die Thermopylen Frankreichs auftretende Défilés durch die A.: 1) das Défilé des Islettes (bei dem Dorfe Grandes-Islettes) von Clermont nach Ste.-Menehould und von Verdun nach Paris, $1\frac{1}{2}$ M. lang und nur 900—1500 F. breit; 2) das Défilé von Chalade, von Varennes nach Ste.-Menehould; 3) das Défilé von Grandpré, durch den Aireeinschnitt, von Varennes nach Vouziers an der Aisne, in dichten Wäldern und 3000 F. breit, berühmt durch die Kämpfe bei Grandpré 1792; 4) das Défilé von Croix-au-Bois (bekannt durch den Sieg der Oesterreicher 14. Sept. 1792), von Stenay nach Vouziers; 5) das Défilé von Chêne-le-Populeux, zwischen denselben Orten, über Beaumont und die 440 F. hohe Côte de Stonne.

Argos, im Alterthum die Hauptstadt der griech. Landschaft Argolis (s. d.), lag etwa 1 St. vom Meere in der Ebene am Inachos und war von einer Akropolis Namens Larissa überragt. Der Sage nach wurde die Stadt und der Staat A. von Inachos, nach andern Berichten erst von dessen Sohn Phoroneus gegründet und nach dem Enkel des Inachos benannt. Nachdem die Inachiden an 400 J. über A. geherrscht, wurde um 1500 v. Chr. der letzte derselben, Gelanor, von dem eingewanderten Danaos verdrängt, unter dessen Nachfolgern sich nun die Königreiche A. und Mykenä vereinigten. Um 1350 v. Chr. gelangte die achäische Dynastie der Pelopiden auf den Thron, von denen Atreus und nach ihm Agamemnon zu Mykenä herrschten, während in A. abhängige Gebieter ihren Sitz hatten. Orestes vereinigte wiederum A. und Mykenä zu einem Reiche, mit welchem durch Heirath mit Hermione auch Lakedämon verbunden ward. Als unter Tisamenes die Herakliden mit den Doriern ins Land zogen und durch die Theilung desselben unter die Söhne des Aristomachos die achäisch-atridische Herrschaft endete, fiel A., der alte Königssitz, der damals für den glänzendsten in ganz Hellas galt, dem ältesten derselben, dem Temenos zu (um 1150 v. Chr.). Von jetzt an herrschten Könige aus dem Geschlechte des Temenos über A., unter denen Pheidon (um 900 oder um 750 v. Chr.), der dem argivischen Staate den Vorrang unter den übrigen Staaten des Peloponnes verschaffte, der berühmteste ward. Die dorische Dynastie der Temeniden erreichte ihr Ende mit Meltas, worauf Könige aus einem andern Geschlechte folgten, bis um die Zeit nach den Perserkriegen das im Laufe der Jahrhunderte immer mehr beschränkte Königthum einer vollständig ausgebildeten Demokratie Platz machen mußte. Seit der Zeit des genannten Pheidon war es A. nie gelungen, eine dauernde Hegemonie auch nur über das gesammte Argolis zu behaupten. Schon lange vor den Perserkriegen genossen nicht nur Sikyon, Kleonä und Phlius, sondern auch Epidauros, Trözene, Hermione und andere Städte volle Unabhängigkeit. Nach jener Zeit sympathisirte A. meist mit Athen, namentlich in den Kämpfen gegenüber der spartan. Oberherrschaft vor und nach dem Antalkidischen Frieden. Durch Aratos wurde A. 243 dem Achäischen Bunde zugewandt und fiel 146 zugleich mit letzterm der röm. Herrschaft anheim. Die Einwohner von A. waren berühmt wegen ihrer Liebe zu den schönen Künsten, besonders der Musik. Die Stadt bestand das ganze Mittelalter hindurch bis auf die Gegenwart und hat auch ihren alten Namen A. bewahrt. Von den dreißig Tempeln, welche die Stadt im Alterthum besaß, sowie von den andern Bauwerken und Denkmälern ist nur sehr wenig übrig. Unter den Resten zeichnet sich das in den Fels gehauene Amphitheater mit 67 Sitzstufen aus, das gegen 20000 Menschen gefaßt hat. Die Stadt, welche durch die venet. Eroberung 1686 und durch die türkische von 1706 furchtbar gelitten hatte, wurde während der griech. Freiheitskämpfe mehrmals verwüstet, erholte sich jedoch wieder und ersteht allmählich zu einem freundlichen Orte, dessen Häuser sämmtlich in Gärten liegen. A. zählt bereits wieder 10000 E. Außer zwei hellenischen Schulen findet sich daselbst auch ein Gymnasium. Den Hafen der Stadt bildet Nauplia.

Argout (Antoine Maurice Apollinaire, Graf d'), bekannt als Gouverneur der Bank von Frankreich, wurde 27. Aug. 1782 aus einer alten und vermögenden Familie auf dem Schlosse Veyssilieux bei La-Tour-du-Pin, im Depart. Isère, geboren. Er erhielt sehr jung die Stelle eines Generaleinnehmers von Antwerpen, kam 1811 als Auditor in den Staatsrath und war 1812—14 Generaldirector der Rheinschiffahrt. Während der Restauration ein eifriger Royalist und Vertheidiger der Bourbonen, wurde er 1815 Requêtenmeister im außerordentlichen Dienste, kurz darauf Präfect des Depart. Niederpyrenäen, dann des Gard, wo er die als Bonapartisten verfolgten Protestanten gegen die Katholiken schützte, und erhielt

1819 die Pairswürde. Nach den Ereignissen des 27. und 28. Juli 1830 zögerte er, sich offen für die Sache des Volks zu erklären, und versuchte an den beiden folgenden Tagen, gemeinschaftlich mit Sémonville, den König Karl X. in St.-Cloud zur Zurücknahme der Ordonnanzen zu bewegen. Fortan zeigte er sich aber als warmer Anhänger der Dynastie Orleans, und bekleidete vom Herbst 1830 bis Frühjahr 1834, theils interimistisch, theils definitiv, die Stellen eines Ministers der Marine, der Justiz, des Handels und der öffentlichen Arbeiten, des Auswärtigen, des Innern und des Cultus. Er unterstützte das von Casimir Périer organisirte Widerstandssystem, vertheidigte vor den Pairs das Gesetz über die Verbannung der Familie Karl's X., bekämpfte 1831 das von Lafayette vorgeschlagene Amendement für die Unabhängigkeit Polens, und unterstützte zu Anfange 1834 auf das lebhafteste das gegen die Associationen gerichtete Gesetz. Am 18. Jan. 1836 wurde er noch einmal Finanzminister, übernahm aber schon 6. Sept., nach Auflösung des Ministeriums Broglie, das schon früher von ihm bekleidete Amt eines Gouverneurs der Bank von Frankreich, in welcher Stellung er sich manche Verdienste erwarb. Nach dem Staatsstreiche von 1851 wurde er Mitglied der sog. Commission consultative, Präsident der Finanzabtheilung, Mitglied der Gemeindecommission der Stadt Paris und Generalrath des Seinedepartements, endlich 1852 Senator. Er starb 15. Jan. 1858. A. hatte tüchtige Kenntnisse und großes administratives Geschick, war aber kein Staatsmann.

Arguelles (Augustin), liberaler span. Staatsmann, geb. 1775 zu Ribadesella in Asturien, studirte zu Oviedo und zeichnete sich durch glückliche Anlagen und lebhafte Phantasie aus. Nach Vollendung seiner Studien wurde er in Madrid beim Secretariat der Interpretacion de lenguas angestellt. Beim Ausbruche des Unabhängigkeitskriegs 1808 befand er sich in Cadiz, wurde auch 1812—14 von seiner Provinz in die Cortes gewählt. Er arbeitete hier in der Commission, die mit dem Entwurfe eines neuen Grundgesetzes beauftragt war, und verfaßte den darüber erstatteten berühmten Bericht. Sein Rednertalent erregte bei den Liberalen solche Bewunderung, daß er den Beinamen des Göttlichen und des span. Tullius erhielt. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr war auch A. unter den Opfern der Reaction. Am 10. Mai 1814 verhaftet und gefesselt, zeigte er im Verhör solche Geschicklichkeit, daß sich die Richter, obgleich fünfmal neu ernannt, über seine Verurtheilung nicht vereinigen konnten. Endlich erklärte sich der König selbst zum Richter und schrieb an den Rand der Acten: Zehnjährige Zuchthausstrafe im Presidio zu Ceuta. Mit A. wurden noch 14 Unglücksgefährten, darunter sein Freund Juan Alvarez Guerra, vom Könige zu Strafarbeit verurtheilt und später von Ceuta nach Alcudia auf Mallorca, einem der ungesunden Luft wegen fast unbewohnbaren Orte, gebracht. Hier erlitten sie eine so unmenschliche Behandlung, daß von ihnen in vier Jahren drei starben, zwei wahnsinnig wurden und alle übrigen, als ihnen die Umwälzung von 1820 die Freiheit zurückgab, krankten. A. erhielt 1820 das Portefeuille des Innern, gab es aber wieder ab, als sich der König bei Eröffnung der Cortes 1. März 1821 über die Schwäche der executiven Macht beklagt hatte. Obgleich gereizt durch die schmählichste Behandlung, schloß er sich nicht der extremen Partei an, sondern gehörte zu den Anilleros oder den Gemäßigten unter den «Freimaurern» und blieb standhafter Anhänger der Constitution von 1812. In den Cortes zu Sevilla stimmte er 1. Juni 1823 für Suspension der königl. Gewalt und flüchtete nach dem Sturze der Constitution nach England, bis ihm die Amnestie 1832 nach Spanien zurückzugehen erlaubte. Nach Erlassung des Estatuto real ward A. in die Cortes erwählt, indem seine Wähler beisteuerten, um ihm das erforderliche Einkommen zu verschaffen. Wiederholt Präsident und Vicepräsident der Procuradorenkammer, zeigte er sich stets als entschiedener Liberaler, ohne jedoch den Exaltados anzugehören. In der Verhandlung des Gesetzentwurfs über den Verkauf der Güter des Klerus, im Juli 1841, sprach er sich gegen alle Concordate mit Rom aus. Bei der Wahl eines Regenten hatte er, nächst Espartero, die meisten Stimmen (103 gegen 179), und bald darauf wurde er mit 180 Stimmen zum Vormund der Königin Isabelle ernannt. Er legte dieses Amt 1843 nieder und starb 23. März 1844 zu Madrid. A. war der Koryphäe der liberalen Schule Spaniens von 1812. Wiewol kein großer Staatsmann, erhielt er doch sein öffentliches Leben wie sein privates stets unbefleckt. Er besaß eine edle Gestalt und sprach noch im Alter mit Jünglingsfeuer stundenlang in den Cortes. Die Vorgänge, die er in seinen letzten Jahren in Spanien erleben mußte, brachen sein patriotisches Herz und beschleunigten seinen Tod.

Argument (lat. argumentum), bezeichnet eigentlich den Beweisgrund oder denjenigen Theil eines Beweises oder Schlusses, auf welchem die Gültigkeit oder Wahrheit eines Satzes beruht, in welchem somit auch dessen eigentliche Kraft liegt. Sehr oft jedoch wird das Wort

gleichbedeutend gebraucht mit Beweis selbst oder mit Argumentation, Beweisführung. Nach Maßgabe des nächsten Zwecks, welchen man bei den Beweisen verfolgt, sind dieselben entweder argumenta ad hominem, wenn gezeigt werden soll, daß jemand wegen seiner eigenen subjectiven Annahmen und Behauptungen etwas zugeben müsse, oder argumenta ad veritatem, wenn man von objectiven, allgemein gültigen und streng wissenschaftlich gerechtfertigten Behauptungen und Sätzen ausgeht (z. B. in der Mathematik). Außerdem spricht man in besonderer Beziehung auch von einem argumentum e consensu gentium, nachdem das für wahr angenommen wird, was von allen zu allen Zeiten geglaubt worden ist. In der Theologie gibt es unter andern argumenta e vaticiniis et miraculis, d. i. Beweisgründe für die Göttlichkeit des Christenthums aus den im Alten Testament über Christus enthaltenen Weissagungen und den von Christus und den Aposteln gewirkten Wundern. Das argumentum a tuto oder der Sicherheitsbeweis entscheidet bei Unzulänglichkeit anderer Beweise für irgendeinen Satz, nach dem Grundsatze: Wenn es auch nichts hilft, so schadet es doch gewiß nichts. Seiner bedienten sich oft die Katholiken bei der Bekehrung von Protestanten, indem sie sagten: Die Protestanten lehren, daß man in jeder Kirche selig werden könne; dies leugnen die Katholiken. Darum ist es viel sicherer, der kath. als der prot. Kirche anzugehören, da die protestantische selbst lehrt, daß man auch in der katholischen selig werden könne. Bei dem argumentum a baculo oder baculinum, dem Prügelbeweise, liegen die Gründe in der Faust.

Argun, Argunj, der Ergone oder Ergunė der Tungusen, ein Quellstrom des Amur (s. d.) in Ostasien, entsteht unter dem Namen Kerulun (Kherulun) oder Kerlon (Kherlon) im O. von Urga oder Kuren, auf der Südseite des Kenteigebirgs in der Mongolei, fließt ostwärts längs des Nordrandes der Wüste Gobi und ergießt sich nach einem Laufe von 120 M. als ein wasserarmer Plateaustrom in den See Kulun oder Dalai-Nor, d. h. den Heiligen See der Mongolen, der 8 M. lang, 5 M. breit sein und 45 M. im Umfang haben soll, und von SO. her den Abfluß des von dem Khalkhaflusses genährten Boir- oder Buirsees, der Urheimat der Tataståmme, aufnimmt. Aus dem Dalai-Nor fließt der Strom unter dem Namen A. heraus und bildet, auf seinem mehr und mehr gegen NNO., zuletzt wieder fast gegen O. gerichteten Laufe, 7 M. unterhalb des Ausflusses, von dem russ. Grenzposten Abagaitu an, 90 M. weit die russ.-chines. Grenze bis zu seiner Vereinigung mit dem zweiten Quellstrom des Amur, der Schilka. Der A. ist auf dieser Strecke ein breiter, schöner Strom, der Schilka in allem nicht unähnlich, nur weit langsamern Laufs, weshalb er sich auch stets 8—14 Tage früher als jene mit Eis belegt. Die ganze Stromlänge beträgt 225 M. Von seinen Zuflüssen ist rechts, außer dem Khalkha, der von dem Jalopasse des großen Khingangebirgs von O. herkommende und in mehreren Armen bei und oberhalb Abagaitu mündende Khailar, dem er, wie es scheint, hauptsächlich seine Verstärkung verdankt, und links der sehr lange, der Schilka fast parallel strömende Gasimur hervorzuheben.

Arguri, Arghuri oder Aghuri, ein ehemals blühendes Dorf in Russisch-Armenien, am nördl. Fuße des Ararat (s. d.), und zwar am Ausgange der merkwürdigen Bergspalte des St.-Jakobsthales und an dem aus drei Sammelteichen demselben entströmenden Bache gelegen. Der Ort hatte steinerne Häuser mit platten Erddächern, eine aus schwarzer Lava erbaute Kirche aus dem 8. oder 9. Jahrh. und gegen 1000 E., deren Haupterwerb Rinder- und Pferdezucht war, und deren Obstgärten reichliche Früchte trugen, während zugleich einige Weingärten, weniger des Weines wegen, als um der Tradition zu genügen, angelegt waren, weil Noah hier den Weinstock (urri) gepflanzt haben und die Dorfkirche an der Stelle des von ihm errichteten Altars stehen sollte. Etwa ¾ St. oberhalb des Dorfes, beinahe 6000 F. über dem Meere und gegen 2300 F. über der Ebene, stand in der Bergschlucht das armen. Kloster St.-Jakob, hart an dem 25 F. hohen Ufer des Baches zwischen den felsigen Abhängen der Schlucht, die hier 6—700 F. Höhe hatten, und noch 1000 F. höher stand auf dem Rande der Schlucht bei einer Quelle die St.-Jakobskapelle. Wegen seiner milden Luft war A. öfter von Vornehmen aus Eriwan zum Sommeraufenthalte erwählt worden, und ein pers. Sardar hatte dem Dorfe gegenüber sich eine schöne Sommerresidenz erbaut. Alle diese Stätten, sammt dem Bache, wurden 20. Juni 1840 durch den von einem furchtbaren Erdbeben begleiteten Bergsturz des Ararat vernichtet. A. lag seitdem mit seinen Bewohnern von Fels-, Erd- und Eismassen verschüttet, und das am dritten Tage wiederholte Herabstürzen von Schneewasser und breiartigen Schlammströmen verheerten den vorher noch verschonten Theil der Gärten sowie alle Felder bis auf einen Raum von 10 Werst.

Argus (griech. Argos), mit dem Beinamen Panoptes, d. i. der Allsehende, ein Sohn des

Agenor oder Inachos, war mit 100 Augen begabt und nach Ovid ein Riese, welcher einen kolossalen Ochsen tödtete, der Arkadien verwüstete. Auch die Schlange Echidna, eine Tochter der Erde und des Tartarus, erwürgte er. Später wurde er von der Hera zum Wächter der in eine Kuh verwandelten Io (s. d.) bestellt. Ihn tödtete Hermes durch Steinwürfe oder, wie Ovid erzählt, hieb ihm, nachdem er durch sein Flötenspiel eingeschläfert worden, den Kopf ab. Mit seinen Augen schmückte hierauf Juno den Pfauenschwanz.

Argwohn, als die Gesinnung, Arges zu wähnen von andern, oder bei allem, was der andere uns zu erkennen gibt, Arges zu vermuthen, beruht auf der Fähigkeit, sich auf die Zeichen, die der andere gibt, in Mienen, Geberden und Sprache, in der Phantasie in seine Person zu versetzen und von hier aus Vermuthungen über die Beweggründe seines Handelns zu machen. Je mehr solche Vermuthungen ohne Nachdenken und blos nach unmittelbarem Instinct gemacht werden, desto mehr wird die Neigung vorhanden sein, den Handlungen des andern die Motive zum Grunde zu legen, welche sie haben würden, wenn sie unsere eigenen wären. Daher ist das unschuldige Kind arglos, dagegen der, welcher selbst mit Ränken umgeht, argwöhnisch aus Instinct. Der Mangel an A. verträgt sich nicht mit richtiger Menschenkenntniß. Durch ein Uebermaß von A. aber werden wir blind gegen die guten Absichten und edeln Triebfedern fremder Handlungen, und verbittern dadurch die Gemüther, die uns vertrauen. A. im Uebermaß macht daher lieblos und inhuman. Aus diesem Grunde fordert die feine Umgangssitte, auch den mit Recht und Fug gehegten A. nicht eher merken zu lassen, als bis zwingende Gründe zu seiner Hegung aufgewiesen werden können.

Argyle oder Argyll, eine Grafschaft in Westschottland, welche im N. an Inverneß, im W. und S. an die See, im O. an den Loch Long und Firth of Clyde grenzt. Die Grafschaft umfaßt die Landschaften Dunart, Morven und Ardgover im W. vom Loch Linnhe, dann Appin und Lorn im O. davon, ferner Argyle, Knapdale und Cantire und die Inseln Mull, Islay, Jura, Tiree, Coll, Lismore und Colonsay und hat ein Areal von 153 geogr. M., wovon gegen 47 auf die Inseln entfallen. Sie ist ein malerisches Gebirgsland mit steilen Küsten und tiefeingeschnittenen Baien (Lochs). Kein Theil der Grafschaft ist mehr als $2^1/_2$ geogr. M. von der See entfernt. Die Gebirge sind mit Heide bewachsen. Wälder mit zahlreichem Wild kommen an den Berghängen und am Ufer der Lochs vor, Ackerland in den Thälern und an den Seearmen. Die höchsten Punkte des zu den südl. Grampians gerechneten Gebirgs sind der 3134 par. F. hohe Buachael Etive, der 4 geogr. M. im Umfang messende und 3440 F. hohe Ben Cruachan, und der 3527 F. hohe Bedan Ambran. Micaschiefer, von Trappfelsen und Granit durchbrochen, herrscht vor. Der Bergbau liefert Blei, Silber, wenig Eisen und Steinkohlen. Man bricht Kalkstein, Marmor, Granit und namentlich viel Schiefer (auf dem Festlande zu Balaclulish 3 Mill., auf den Inseln 5 Mill. Platten jährlich) sowie auch Strontianit oder Strontianerde, die ihren Namen von einem Orte am Loch Sunart hat, wo sie zuerst gefunden und analysirt wurde. Die Landwirthschaft beschränkt sich meistens auf Schafzucht. Nur $3^3/_{10}$ Proc. der Bodenfläche sind angebaut. Die Bauern leben, mit Ausnahme der sog. Tacksmen, die halb Eigenthümer des Bodens sind, wegen Kleinheit der Grundparcellen, Kürze der Pachtzeiten und Mangel an Kapitalien überaus armselig und abhängig. Von rationaler Wirthschaft ist keine Spur; nur das Aufziehen des Kleinviehs versteht man gut. Die Tacksmen gehören zu den abergläubischsten, starrsten und beschränktesten Menschen des ganzen brit. Inselreichs. Gebaut wird Hafer und eine Art Gerste (bear oder big), in Cantire etwas Weizen und Roggen, Erbsen und Bohnen wenig, Flachs für den Hausbedarf des einzelnen Wirths, sehr wenig Turnips, vorherrschend Kartoffeln, die das Hauptnahrungsmittel eines großen Theils der Bevölkerung bilden. Meist ist das benutzte Land Wiese, aber es wird wenig Heu gemacht. Die Schafe sind in der Regel von der Lintonrasse, schwarzköpfig. Ziegen und Schweine werden nicht viel aufgezogen. Rindvieh bildet einen Ausfuhrartikel auf dem westl. Hochlande, von wo es auf den Südmarkt transportirt wird. Industrie wird nicht gepflegt. Der Hauptgrundbesitzer, der Herzog von A., hat sich bemüht, in Inverary Wollfabrikation einzuführen, aber ohne großen Erfolg. Wichtiger ist die Hering-, Kabeljau- und Klippfischfischerei. Neuerlich hat sich die Betriebsamkeit etwas gehoben, besonders infolge der Ausdehnung der Dampfschiffahrt, welche allmählich die entferntesten Punkte unter sich und vorzüglich mit Glasgow in Verbindung brachte. Die Bevölkerungszahl ist auffallend in Abnahme. 1861 betrug sie nur 79728 E., während sie 10 J. früher 89298 und 1831 sogar 100993 betragen hatte. Unter den wenigen Städten der Grafschaft sind nennenswerth: Inverary am Loch Fyne, die Hauptstadt der Grafschaft und königl. Burgh mit 1075 E.; Campbeltown in Cantire,

gleichbedeutend gebraucht mit Beweis selbst oder mit Argumentation, Beweisführung. Nach Maßgabe des nächsten Zwecks, welchen man bei den Beweisen verfolgt, sind dieselben entweder argumenta ad hominem, wenn gezeigt werden soll, daß jemand wegen seiner eigenen, subjectiven Annahmen und Behauptungen etwas zugeben müsse, oder argumenta ad veritatem, wenn man von objectiven, allgemein gültigen und streng wissenschaftlich gerechtfertigten Behauptungen und Sätzen ausgeht (z. B. in der Mathematik). Außerdem spricht man in besonderer Beziehung auch von einem argumentum e consensu gentium, nach dem das für wahr angenommen wird, was von allen zu allen Zeiten geglaubt worden ist. In der Theologie gibt es unter andern argumenta e vaticiniis et miraculis, d. i. Beweisgründe für die Göttlichkeit des Christenthums aus den im Alten Testament über Christus enthaltenen Weissagungen und den von Christus und den Aposteln gewirkten Wundern. Das argumentum a tuto oder der Sicherheitsbeweis entscheidet bei Unzulänglichkeit anderer Beweise für irgendeinen Satz, nach dem Grundsatze: Wenn es auch nichts hilft, so schadet es doch gewiß nichts. Seiner bedienten sich oft die Katholiken bei der Bekehrung von Protestanten, indem sie sagten: Die Protestanten lehren, daß man in jeder Kirche selig werden könne; dies leugnen die Katholiken. Darum ist es viel sicherer, der kath. als der prot. Kirche anzugehören, da die protestantische selbst lehrt, daß man auch in der katholischen selig werden könne. Bei dem argumentum a baculo oder baculinum, dem Prügelbeweise, liegen die Gründe in der Faust.

Argun, Argunj, der Ergone oder Ergune der Tungusen, ein Quellstrom des Amur (s. d.) in Ostasien, entsteht unter dem Namen Kerulun (Kherulun) oder Kerlon (Kherlon) im O. von Urga oder Kuren, auf der Südseite des Kenteigebirgs in der Mongolei, fließt ostwärts längs des Nordrandes der Wüste Gobi und ergießt sich nach einem Laufe von 120 M. als ein wasserarmer Plateaustrom in den See Kulun oder Dalai-Nor, d. h. den Heiligen See der Mongolen, der 8 M. lang, 5 M. breit sein und 45 M. im Umfang haben soll, und von SO. her den Abfluß des von dem Khalkhaflusses genährten Boir- oder Buirsees, der Urheimat der Tatastämme, aufnimmt. Aus dem Dalai-Nor fließt der Strom unter dem Namen A. heraus und bildet, auf seinem mehr und mehr gegen NNO., zuletzt wieder fast gegen O. gerichteten Laufe, 7 M. unterhalb des Ausflusses, von dem russ. Grenzposten Abagaitu an, 90 M. weit die russ.-chines. Grenze bis zu seiner Vereinigung mit dem zweiten Quellstrom des Amur, der Schilka. Der A. ist auf dieser Strecke ein breiter, schöner Strom, der Schilka in allem nicht unähnlich, nur weit langsamern Laufs, weshalb er sich auch stets 8—14 Tage früher als jene mit Eis belegt. Die ganze Stromlänge beträgt 225 M. Von seinen Zuflüssen ist rechts, außer dem Khalkha, der von dem Jalopasse des großen Khingangebirgs von O. herkommende und in mehreren Armen bei und oberhalb Abagaitu mündende Khailar, dem er, wie es scheint, hauptsächlich seine Verstärkung verdankt, und links der sehr lange, der Schilka fast parallel strömende Gasimur hervorzuheben.

Arguri, Arghuri oder Aghuri, ein ehemals blühendes Dorf in Russisch-Armenien, am nördl. Fuße des Ararat (s. d.), und zwar am Ausgange der merkwürdigen Bergspalte des St.-Jakobsthales und an dem aus drei Sammelteichen demselben entströmenden Bache gelegen. Der Ort hatte steinerne Häuser mit platten Erddächern, eine aus schwarzer Lava erbaute Kirche aus dem 8. oder 9. Jahrh. und gegen 1000 E., deren Haupterwerb Rinder- und Pferdezucht war, und deren Obstgärten reichliche Früchte trugen, während zugleich einige Weingärten, weniger des Weines wegen, als um der Tradition zu genügen, angelegt waren, weil Noah hier den Weinstock (urri) gepflanzt haben und die Dorfkirche an der Stelle des von ihm errichteten Altars stehen sollte. Etwa $^3/_4$ St. oberhalb des Dorfes, beinahe 6000 F. über dem Meere und gegen 2300 F. über der Ebene, stand in der Bergschlucht das armen. Kloster St.-Jakob, hart an dem 25 F. hohen Ufer des Baches zwischen den felsigen Abhängen der Schlucht, die hier 6—700 F. Höhe hatten, und noch 1000 F. höher stand auf dem Rande der Schlucht bei einer Quelle die St.-Jakobskapelle. Wegen seiner milden Luft war A. öfter von Vornehmen aus Eriwan zum Sommeraufenthalte erwählt worden, und ein pers. Sardar hatte dem Dorfe gegenüber sich eine schöne Sommerresidenz erbaut. Alle diese Stätten, sammt dem Bache, wurden 20. Juni 1840 durch den von einem furchtbaren Erdbeben begleiteten Bergsturz des Ararat vernichtet. A. lag seitdem mit seinen Bewohnern von Fels-, Erd- und Eismassen verschüttet, und das am dritten Tage wiederholte Herabstürzen von Schneewasser und breiartigen Schlammströmen verheerten den vorher noch verschonten Theil der Gärten sowie alle Felder bis auf einen Raum von 10 Werst.

Argus (griech. Argos), mit dem Beinamen Panoptes, d. i. der Allsehende, ein Sohn des

Agenor oder Inachos, war mit 100 Augen begabt und nach Ovid ein Riese, welcher einen kolossalen Ochsen tödtete, der Arkadien verwüstete. Auch die Schlange Echidna, eine Tochter der Erde und des Tartarus, erwürgte er. Später wurde er von der Hera zum Wächter der in eine Kuh verwandelten Io (s. d.) bestellt. Ihn tödtete Hermes durch Steinwürfe oder, wie Ovid erzählt, hieb ihm, nachdem er durch sein Flötenspiel eingeschläfert worden, den Kopf ab. Mit seinen Augen schmückte hierauf Juno den Pfauenschwanz.

Argwohn, als die Gesinnung, Arges zu wähnen von andern, oder bei allem, was der andere uns zu erkennen gibt, Arges zu vermuthen, beruht auf der Fähigkeit, sich auf die Zeichen, die der andere gibt, in Mienen, Geberden und Sprache, in der Phantasie in seine Person zu versetzen und von hier aus Vermuthungen über die Beweggründe seines Handelns zu machen. Je mehr solche Vermuthungen ohne Nachdenken und blos nach unmittelbarem Instinct gemacht werden, desto mehr wird die Neigung vorhanden sein, den Handlungen des andern die Motive zum Grunde zu legen, welche sie haben würden, wenn sie unsere eigenen wären. Daher ist das unschuldige Kind arglos, dagegen der, welcher selbst mit Ränken umgeht, argwöhnisch aus Instinct. Der Mangel an A. verträgt sich nicht mit richtiger Menschenkenntniß. Durch ein Uebermaß von A. aber werden wir blind gegen die guten Absichten und edeln Triebfedern fremder Handlungen, und verbittern dadurch die Gemüther, die uns vertrauen. A. im Uebermaß macht daher lieblos und inhuman. Aus diesem Grunde fordert die feine Umgangssitte, auch den mit Recht und Fug gehegten A. nicht eher merken zu lassen, als bis zwingende Gründe zu seiner Hegung aufgewiesen werden können.

Argyle oder Argyll, eine Grafschaft in Westschottland, welche im N. an Inverneß, im W. und S. an die See, im O. an den Loch Long und Firth of Clyde grenzt. Die Grafschaft umfaßt die Landschaften Dunart, Morven und Ardgover im W. vom Loch Linnhe, dann Appin und Lorn im O. davon, ferner Argyle, Knapdale und Cantire und die Inseln Mull, Islay, Jura, Tiree, Coll, Lismore und Colonsay und hat ein Areal von 153 geogr. M., wovon gegen 47 auf die Inseln entfallen. Sie ist ein malerisches Gebirgsland mit steilen Küsten und tiefeingeschnittenen Baien (Lochs). Kein Theil der Grafschaft ist mehr als 2½ geogr. M. von der See entfernt. Die Gebirge sind mit Heide bewachsen. Wälder mit zahlreichem Wild kommen an den Berghängen und am Ufer der Lochs vor, Ackerland in den Thälern und an den Seearmen. Die höchsten Punkte des zu den südl. Grampians gerechneten Gebirgs sind der 3134 par. F. hohe Buachael Etive, der 4 geogr. M. im Umfang messende und 3440 F. hohe Ben Cruachan, und der 3527 F. hohe Bedan Ambran. Micaschiefer, von Trappfelsen und Granit durchbrochen, herrscht vor. Der Bergbau liefert Blei, Silber, wenig Eisen und Steinkohlen. Man bricht Kalkstein, Marmor, Granit und namentlich viel Schiefer (auf dem Festlande zu Balaclulish 3 Mill., auf den Inseln 5 Mill. Platten jährlich) sowie auch Strontianit oder Strontianerde, die ihren Namen von einem Orte am Loch Sunart hat, wo sie zuerst gefunden und analysirt wurde. Die Landwirthschaft beschränkt sich meistens auf Schafzucht. Nur 3³/₁₀ Proc. der Bodenfläche sind angebaut. Die Bauern leben, mit Ausnahme der sog. Tacksmen, die halb Eigenthümer des Bodens sind, wegen Kleinheit der Grundparcellen, Kürze der Pachtzeiten und Mangel an Kapitalien überaus armselig und abhängig. Von rationaler Wirthschaft ist keine Spur; nur das Aufziehen des Kleinviehs versteht man gut. Die Tacksmen gehören zu den abergläubischsten, starrsten und beschränktesten Menschen des ganzen brit. Inselreichs. Gebaut wird Hafer und eine Art Gerste (bear oder big), in Cantire etwas Weizen und Roggen, Erbsen und Bohnen wenig, Flachs für den Hausbedarf des einzelnen Wirths, sehr wenig Turnips, vorherrschend Kartoffeln, die das Hauptnahrungsmittel eines großen Theils der Bevölkerung bilden. Meist ist das benutzte Land Wiese, aber es wird wenig Heu gemacht. Die Schafe sind in der Regel von der Lintonrasse, schwarzköpfig. Ziegen und Schweine werden nicht viel aufgezogen. Rindvieh bildet einen Ausfuhrartikel auf dem westl. Hochlande, von wo es auf den Südmarkt transportirt wird. Industrie wird nicht gepflegt. Der Hauptgrundbesitzer, der Herzog von A., hat sich bemüht, in Inverary Wollfabrikation einzuführen, aber ohne großen Erfolg. Wichtiger ist die Hering-, Kabeljau- und Klippfisch-Fischerei. Neuerlich hat sich die Betriebsamkeit etwas gehoben, besonders infolge der Ausdehnung der Dampfschiffahrt, welche allmählich die entferntesten Punkte unter sich und vorzüglich mit Glasgow in Verbindung brachte. Die Bevölkerungszahl ist auffallend in Abnahme. 1861 betrug sie nur 79728 E., während sie 10 J. früher 89298 und 1831 sogar 100993 betragen hatte. Unter den wenigen Städten der Grafschaft sind nennenswerth: Inverary am Loch Fyne, die Hauptstadt der Grafschaft und königl. Burgh mit 1075 E.; Campbeltown in Cantire,

ebenfalls königl. Burgh mit 6033 E., und Oban, mit gutem Hafen, von welchem aus gewöhnlich Staffa besucht wird. Die Grafschaft sendet ein Mitglied, und die Burghs Inverary, Oban und Campbeltown senden zusammen mit den ayrshirer Ortschaften Ayr und Irvine ebenfalls ein Mitglied ins Unterhaus. Die Sprache der Bevölkerung ist vorherrschend gälisch.

Argyle oder Argyll, Herzogstitel der schott. Familie Campbell, die von Gillespie de Campobello, einem Anglo-Normannen, abstammt, welcher Eva, die Tochter des Herrn von Lochow, heirathete und das Haupt eines der mächtigsten Clans wurde. Sein Nachkomme war Sir Colin More Campbell, ein berühmter Krieger, nach dem die Gaelen den jedesmaligen Aeltesten des Geschlechts Mac Callum More, d. i. Sohn Colin's d. Gr., nannten. Duncan Campbell wurde 1445 zum Baron, dessen Sohn Colin 1457 zum Grafen von A. erhoben. Archibald, zweiter Graf von A., fiel 1513 bei Flodden. — Der achte Graf von A., Archibald, geb. 1598 und 1641 zum Marquis ernannt, war einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, das Haupt der strengen Presbyterianer und der Freund Cromwell's. Er zog 1645 mit einem Heere gegen die Royalisten, ward aber von Montrose bei Innerlochy geschlagen. Nach der Restauration wurde er von Karl II. amnestirt, jedoch 1661, unter dem Vorwande, daß er Karl's I. Tod mit befördert, verhaftet und 27. Mai 1662 enthauptet. — Sein Sohn Archibald, Lord Lorn, gehörte, der Parteistellung des Vaters ganz entgegen, zu den entschiedensten Royalisten. Als Befehlshaber der königl. Leibgarde focht er mit Auszeichnung in der Schlacht von Dunbar, und widerstand der neuen Regierung, bis Karl selbst ihm zu capituliren befahl. Nach der Restauration nahm er sich lebhaft seines in Anklagestand versetzten Vaters an. Wegen einer in dieser Sache übergebenen Vorstellung wurde er vom schott. Parlamente in Untersuchung gezogen und, obwol nur der Schmährede beschuldigt, dennoch zum Tode verurtheilt. Der König bestätigte dieses erstaunliche Erkenntniß nicht, sondern gab ihm vielmehr die großväterlichen Güter mit dem Titel eines Grafen von A. zurück, ernannte ihn auch zum Geheimrath und zum Lord vom Schatzamte. A. zerfiel aber in kurzem mit dem in Schottland allmächtigen Herzog von Lauderdale, weil er, der einzige im Rath, intoleranten Maßregeln widerstand. Man nahm seine Weigerung, den sog. Testeid ohne Vorbehalt zu unterschreiben, zum Vorwand, ihm den Proceß zu machen. Da die Jury in Edinburgh ihn schuldig des Hochverraths sprach, entwich er aus dem Gefängnisse und begab sich heimlich nach London, von dort aber nach Holland. Gegen Jakob II. unternahm er von Holland aus eine bewaffnete Expedition, welche dem Aufstande des Herzogs von Monmouth die Hand reichen sollte. Der Versuch schlug fehl. A. wurde bei Paisley gefangen genommen und 30. Juni 1685 zu Edinburgh enthauptet. Sein Sohn Archibald ward nach der Vertreibung Jakob's 1689 in die Titel und Güter des Hauses wieder eingesetzt, am 3. Juni 1701 zum Herzog von A. erhoben und starb 1703. — Dessen ältester Sohn John, geb. 10. Oct. 1678, focht unter Marlborough 1706 in Flandern, ging dann als Gesandter nach Spanien, wo er 1711 das Commando an Stanhope's Statt übernahm, und wurde 1712 Oberbefehlshaber in Schottland, jedoch wegen seiner Opposition gegen die Maßregeln des Hofs abgesetzt. Georg's I. Thronbesteigung führte ihn in den königl. Dienst zurück. Er schlug 1715 die Jakobiten unter Graf Marr bei Dumblane in Schottland und zwang den Prätendenten, das Land zu verlassen, was ihn indeß später nicht verhinderte, mit den Anhängern der alten Königsfamilie in Verbindung zu treten. 1718 wurde er auch zum Peer von England ernannt, und zwar mit dem Titel eines Herzogs von Greenwich. Auf verschiedenen hohen Posten Gegner Walpole's, half er den Sturz desselben herbeiführen und ward hierauf Generalfeldzeugmeister und Mitglied des Cabinets. Er starb 1743. Der Charakter dieses intriguanten und wankelmüthigen, aber mit vielen glänzenden Eigenschaften ausgestatteten Mannes ist in Walter Scott's «Heart of Mid-Lothian» von der vortheilhaftesten Seite geschildert. Sein jüngerer Bruder, Archibald, Graf von Islay, der ihm als dritter Herzog von A. folgte, starb 15. April 1761 ohne legitime Nachkommenschaft, worauf der Titel an seinen Vetter John überging, welcher 9. Nov. 1770 starb. — Dessen Sohn John, fünfter Herzog von A., geb. 1723, diente mit Auszeichnung im Siebenjährigen Kriege und wurde zuletzt Feldmarschall. Er war mit der schönen Elizabeth Gunning, Witwe des Herzogs von Hamilton, vermählt und starb 24. Mai 1806.

Argyll (George John Douglas Campbell, achter Herzog von), wurde zu Ardoncaple-Castle in Dumbartonshire 30. April 1823 geboren und succedirte seinem Vater, dem Herzog John Douglas Edward Henry, 26. April 1847. Als Marquis von Lorn nahm er lebhaften Antheil an den Streitigkeiten in der schott. Kirche, veröffentlichte darüber 1842 eine Flugschrift, «Letter to the Peers from a Peer's son», und gab später unter dem Titel «Presbytery

examined» (Edinb. 1848) eine kritische und histor. Uebersicht der schott. Kirchenverfassung seit der Reformation. Im Oberhause schloß er sich der liberalen Partei an, sprach zu Gunsten des Freihandels und zeigte sich als persönlicher Gegner Lord Derby's. Namentlich fanden aber die speciellen Interessen Schottlands an ihm einen warmen Vertheidiger. In dem Ende 1852 von Aberdeen gebildeten Ministerium wurde ihm das Amt des Großsiegelbewahrers (Lord Privy Seal) übertragen, welches er 1855 unter Palmerston mit dem eines Generalpostmeisters vertauschte. Im zweiten Ministerium Palmerston, 1859, erhielt er abermals das Große Siegel. 1851 wurde er von der Universität St.-Andrews zum Kanzler, im Nov. 1854 von der Universität Glasgow zum Rector und 1861 von der Royal Society in Edinburgh zum Präsidenten erwählt. Außerdem führte er in der Sept. 1855 abgehaltenen 25. Jahresversammlung der Britischen Association den Vorsitz. Aus seiner 1844 mit Lady Elizabeth Georgiana Gower, Schwester des Herzogs von Sutherland, geschlossenen Ehe hat er eine zahlreiche Familie.

Argyropūlos (Perikles), einer der ausgezeichnetsten neugriech. Rechtsgelehrten, war 17. Sept. 1809 in Konstantinopel geboren, wo sein Vater Jakobos A., früher türk. Gesandter in Berlin, als Großdragoman in Diensten der Pforte stand. Nachdem er drei Jahre in Paris Jurisprudenz und Staatswissenschaften studirt, bekleidete er 1834—36 die Stelle eines Vicestaatsprocurators des Ephetengerichts. 1837 wurde er außerord., 1850 ord. Professor der Jurisprudenz zu Athen. Seine Wirksamkeit an der Universität wie seine schriftstellerische Thätigkeit erwarben ihm bald allgemeine Achtung, was sich namentlich durch seine Wahl zum Rector der Universität (1852—53) bethätigte. Ein Anhänger der constitutionellen Staatsform, war er eifrigst bemüht, für die Einführung und Ausbildung derselben in Griechenland zu wirken, namentlich in der 1843—44 von ihm herausgegebenen Zeitschrift «Anamorphosis» (Reform), deren freisinnige Haltung ihm die Ungunst des Hofes zuzog. Seit Einführung der Verfassung (1843) fast regelmäßig in die Kammer gewählt, zählte er zu den hervorragendsten Mitgliedern der Opposition. Am 16. Mai 1854 trat er als Minister des Auswärtigen in das Cabinet, welches nach Besetzung Athens durch franz. und engl. Truppen unter der Präsidentschaft von Maurokordatos gebildet wurde. Er vertauschte dieses Departement später mit dem der Finanzen, übernahm dann wieder das des Auswärtigen, erhielt aber 22. Sept. 1855 mit den übrigen Ministern seine Entlassung, worauf er in seine frühere Stellung an der Universität zurücktrat. Unter seinen Schriften ist besonders die «Staatsverwaltung Griechenlands» (2. Aufl., 2 Bde., Athen 1859) hervorzuheben. — Derselben Familie wie Perikles A. gehörte auch der durch seine Verdienste um Wiederherstellung der griech. Literatur im Abendlande bekannte Johannes A. an. Um 1416 in Konstantinopel geboren, ging er frühzeitig nach Italien und lehrte bereits 1434 an der Universität zu Padua alte Literatur und Aristotelische Philosophie. Cosmo von Medici berief ihn 1456 als Lehrer der peripatetischen Philosophie nach Florenz und vertraute ihm den Unterricht seines Sohnes Pietro und seines Enkels Lorenzo an. Als 1471 in Florenz die Pest ausbrach, begab er sich nach Rom, wo er seinen Unterricht fortsetzte und in einem Alter von 70 J., wahrscheinlich 1486, starb. Aus seiner Schule gingen die trefflichsten Männer, wie Pallas Strozza, Politianus und Joh. Reuchlin, hervor, durch welche das Studium der griech. Sprache wesentlich gefördert wurde. Von ihm selbst hat man lat. Uebersetzungen mehrerer Schriften des Aristoteles und einen Commentar über die Ethik und Politik desselben.

Aria cattiva, s. Malaria.

Ariadne war die Tochter des Minos (s. d.), Königs von Kreta, und der Pasiphaë. Als ihr Vater dem Herrscher von Athen den schimpflichen Tribut von jährlich sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen als Opfer für den Minotauros (s. d.) abgenöthigt, fügte es sich, daß sich auch Theseus (s. d.) unter den zu Opfern bestimmten Jünglingen befand. A. empfand Mitleid mit dem schönen Fremdlinge, der das Vorhaben hatte, das Ungeheuer zu tödten und auf diese Weise sein Vaterland von dem Tribut zu befreien. Sie ermöglichte ihm dies dadurch, daß sie ihm einen Garnknäuel gab, um sich aus den Irrgängen des Labyrinths wieder herauszufinden, in welchem der Minotauros sich befand. Dankbar versprach Theseus der A., welche ihm also das Leben gerettet, nach vollbrachter Heldenthat die Ehe. A. flüchtete nach der That mit Theseus, ward aber auf der Insel Naxos von den Pfeilen der Artemis getödtet. Nach anderer Erzählung fand Dionysos die von dem Theseus auf Naxos Verlassene, als er von seinem Siegeszuge aus Indien zurückkehrte, und vermählte sich mit ihr. Nach ihrem Tode erhob sie Dionysos unter die Unsterblichen und versetzte die Krone, welche er ihr bei der Vermählung

häufig Argiver (s. d.) genannt. A. war schon frühzeitig angebaut; Inachos um 1800 und Danaos um 1500 v. Chr. ließen sich der Sage nach hier mit Ansiedlern aus Aegypten nieder. Hier herrschten Pelops, von dem die Halbinsel den Namen erhielt, und seine Nachkommen Atreus und Agamemnon, Adrast, Eurystheus und Diomedes in einzelnen Staaten. Hier ward auch Herakles geboren; hier am Sumpfe Lerna tödtete er die Hydra und in der Höhle bei Nemea erdrückte er den Löwen. Seit den ältesten Zeiten zerfiel A. in die kleinen Königreiche Argos (s. d.), Mykenä, Tiryns, Trözene, Hermione und Epidauros, welche in der Folge Freistaaten bildeten. Vgl. Schubart, «Argolica» (Marb. 1832). Nach dem Unabhängigkeitskampfe des neuen Griechenlands bildete A. bis 1838 eins der sieben Departements der Provinz Morea. Gegenwärtig ist A. und Korinth eine der fünf peloponnes. Nomarchien des Königreichs Griechenland, welche die Hälfte des Isthmus von Korinth, die argolische Halbinsel, das Thal des Asopos mit der 1½ Q.-M. großen, kesselförmigen und weinreichen Ebene von Phlius und dem Gebiete von Sikyon, die vom Inachos durchflossene Ebene von Argos und die östl. Hälfte des östl. Gebirgszuges umfaßt, auf 91,25 Q.-M. 138249 E. zählt, in die Eparchien Korinth, A., Nauplia, Trezenia, Spezzia und Hydra zerfällt und Nauplia zur Hauptstadt hat.

Argonaute, Schiffsboot, Papierboot, Glasboot, Papiernautilus, heißt eine papierdünne, durchsichtige Schale von der Größe einer Faust, die mit den seitlichen Rippen, dem hintern Wirbel und der großen Oeffnung, die sie zeigt, einem Boote nicht unähnlich sieht und häufig leer auf dem Mittelmeere treibt. Sie wird von einem eigenthümlichen Tintenfische gebaut und bewohnt, der in seiner übrigen Organisation zwar dem gewöhnlichen Pulpe oder Achtarme (Octopus) ähnlich ist, dessen zwei hintere Arme aber segelartig verbreitert sind und auf ihrer Innenseite die Schalensubstanz absondern. Nur das weibliche Thier baut sich diese Schale, die es mit den verbreiterten Armen stets umfaßt hält, ohne daran angewachsen zu sein, weshalb man auch früher theilweise glaubte, es schmarotze nur darin. Das Männchen ist sehr klein und abweichend gebaut. Man fabelte früher, die A. schiffe in ihrem Boote, die aufgerichteten Arme als Segel ausgebreitet, über die Wellen dahin. Das Thier schwimmt jedoch im Gegentheile, ganz wie die andern Kopffüßler (Cephalopoden), zu deren Klasse es gehört, durch Ausstoßen des Athemwassers durch einen engen Trichter, steigt aber allerdings gern bei ruhigem Wetter bis nahe an die Oberfläche des Wassers.

Argonauten heißen jene Heroen des griech. Alterthums, die eine Generation vor dem Trojanischen Kriege die erste kühne Seefahrt auf unbekanntem Meere in eine weitentfernte Gegend unternahmen, und von dem Schiffe Argo, welches ihr Anführer Jason bauen ließ, den Namen erhielten. Die erste ausführliche Verherrlichung ihres Zugs liefert Pindar, der besonders die Heldengröße des Jason besingt. Außerdem behandelten viele andere Dichter die Sage, die Apollodor in seiner «Bibliothek» aus den Schriftstellern vor seiner Zeit in folgender Gestalt zusammensetzte. Jason (s. d.), der Sohn des Aeson, erhielt von seinem Oheim Pelias (s. d.), der über Iolkos in Thessalien herrschte, auf Veranlassung der Here den Auftrag, das goldene Vlies des Widders, auf dem Phrixos und Helle (s. d.) entflohen waren, aus dem Haine des Ares zu holen, wo es, von dem Phrixos an einer Eiche aufgehängt, von einem schlaflosen Drachen bewacht wurde. Zu diesem Zwecke ließ er von dem Sohne des Phrixos, Argos, die 50ruderige Argo bauen, und versammelte die größten Helden seiner Zeit zur Theilnahme an der Fahrt. Zuerst landeten sie auf Lemnos, wo sie zwei Jahre blieben. Die Weiber daselbst nämlich hatten ihre Väter und Männer infolge des Zorns der verschmähten Aphrodite getödtet, mit Ausnahme des Thoas, welchen seine Tochter Hypsipyle verbarg, und hielten deshalb die A. zurück. Von da kamen sie zu den Dolionen, deren Fürst sie gastfreundlich aufnahm. Da sie aber von da in der Nacht abfuhren und durch widrige Winde zurückgeschlagen wurden, hielt man sie für Pelasger, welche mit den Dolionen in Feindschaft lebten. Es entstand darum ein Kampf, in dem Jason den Fürsten der Dolionen tödtete, welcher dann von den A. selbst mit großer Trauer bestattet wurde. Hierauf landeten sie in Mysien, wo man den Herakles und Polyphemos zurückließ, weil diese beim Suchen des von einer Nymphe geraubten Hylas zu lange ausblieben. Das nächste Land, in welches sie kamen, war das der Bebryker, deren König Amykos die A. zum Faustkampf herausforderte und von Polydeukes (Pollux) erschlagen wurde. Von da wurden sie an Thraziens Küsten verschlagen und kamen nach Salmydessos, wo sie den blinden Seher Phineus (s. d.) trafen und wegen der fernern Fahrt, besonders in Bezug auf die gefahrvollen Symplegaden, um Rath fragten. Bei diesen Felsen, welche stets aneinander prallten und alles, was dazwischen kam, zerschmetterten, angelangt, entließen sie auf des Sehers Rath eine Taube. Als diese beim Zusammenschlagen der Felsen

blos die Spitze des Schwanzes verlor, ruderten sie mit Here's Hülfe schnell hindurch, wo sie nur die äußerste Verzierung am Hintertheil ihres Schiffs verloren. Die Symplegaden stellten seitdem ihre verderbenbringenden Bewegungen ein.

Nachdem die A. an verschiedenen Ländern vorbeigefahren, kamen sie endlich bei Nacht an die Mündung des Phasisflusses im kolchischen Lande. Äetes, der König des Landes, zuvor schon von der Absicht der Fremdlinge unterrichtet, versprach dem Jason das Vlies zu geben, jedoch unter der Bedingung, daß er allein zwei feuerschnaubende Stiere mit ehernen Füßen, welche Äetes vom Hephästos erhalten, vor den Pflug spanne, und dann die von Kadmos in Theben übriggelassenen Drachenzähne, welche Äetes von der Athene bekommen, aussäe. Jason löste die Aufgabe mit Hülfe der Tochter des Äetes, Medea (s. d.), welche in außerordentlicher Liebe zu ihm entbrannte. Unter der Bedingung, daß er sie zu seiner Gattin nehme, gab sie ihm ein Zaubermittel gegen Feuer und Stahl und den Rath, wie er durch einen Steinwurf unter die aus den Zähnen entsprossenden Krieger diese unter sich entzweien und so tödten könne. Als dieses geschehen, beschloß Äetes die Argo zu verbrennen und die Bemannung zu tödten. Allein Jason, von der Absicht des Königs durch die Medea in Kenntniß gesetzt, kam ihm zuvor, eilte in den Hain, wo das Vlies aufgehängt war, und bemächtigte sich desselben, nachdem der dasselbe bewachende Drache von der Medea durch ein Zaubermittel eingeschläfert worden. Hierauf bestieg Jason mit der Medea in Begleitung ihres Bruders Absyrtos zur Nacht das Schiff und segelte eilends davon. Äetes verfolgte sie, wurde aber dadurch an der Verfolgung gehindert, daß Medea ihren Bruder tödtete und ihn in einzelnen Stücken über Bord warf, welche der Vater auffammelte, wobei er sich verspätete. Er kehrte um, sandte jedoch viele Kolchier zur Verfolgung ab. Indessen fuhren die A. bereits auf dem Strome Eridanos, auf dem sie durch einen Sturm, den Zeus aus Zorn über die Ermordung des Absyrtos erregte, in die Irre geriethen. Hierbei ertönte in der Gegend der Absyrtischen Inseln aus dem Maste der Argo, welche, aus einer Eiche des Hains zu Dodona gezimmert, die Gabe der Weissagung besaß, der Orakelspruch: Zeus werde nicht eher zu zürnen aufhören, bis die A., nach Ausonien schiffend, von der Circe (s. d.) gesühnt würden. Demnach schifften sie bei den Lygiern und Kelten vorbei und gelangten, nachdem sie an Tyrrheniens Küste hingefahren, zur Ääischen Insel, wo Circe die Sühne bewirkte. Als dies geschehen, segelten sie wieder ab. Sie fuhren vor den Sirenen vorbei, vor deren Verlockung sie Orpheus durch einen Gegengesang bewahrte, gelangten durch die Skylla und Charybdis mit Hülfe der Thetis, und kamen nach der Insel Korkyra, wo Alcinous herrschte. Nach der Abfahrt überfiel sie während der Nacht ein heftiger Sturm; aber Apollo rettete sie, indem er ihnen durch Blitze eine Insel zeigte, welche sie Anaphe (jetzt Nansi) nannten. Zum Dank errichteten sie hier dem blitzenden Apollo einen Altar. Auf Kreta hinderte sie an der Landung der Riese Talos, welcher die Insel bewachte, aber durch Medea das Leben verlor. Die A. landeten, verweilten jedoch nur eine Nacht. Sie steuerten nun nach Aegina und dann zwischen Euböa und Lokris hindurch, nach Jolkos zurück. Diese ganze Fahrt hatten sie in vier Monaten zurückgelegt. Die Argo weihte Jason auf dem Korinthischen Isthmus dem Poseidon. Apollodor konnte in dieser Darstellung keineswegs die verschiedenen Gestaltungen der Sage zusammenfassen; er würde hierbei in die größten Widersprüche gerathen sein. Am wenigsten lassen die Erzählungen von der Rückkehr der A. eine Ausgleichung zu. Von den Dichtern, deren Werke wir noch besitzen, haben diese Sage, außer dem Pseudo-Orpheus, besonders behandelt Apollonios von Rhodus um 200 v. Chr., und sein Nachahmer, der Römer Valerius Flaccus, 80 n. Chr.

Argonnen oder Argonnenwald, ein felsiges Plateau im nordöstl. Frankreich, auf den Grenzgebieten Lothringens und der Champagne, zwischen den sog. Maasbergen im S. und den Ardennen im N. Das Plateau wird durch die breite Thalmulde der Maas und das engere Thal der Aire in drei breite, vielzerklüftete Höhenzüge zerlegt. Die westlichen A., oder der eigentliche «Argonnenwald», beginnen bei den Quellen der Aire, streichen, 900 F. hoch, zwischen der Aisne und Maas hin, reichen vom 810 F. hohen Tête de Brémont bei Passavant nordwärts bis Chêne-le-Populeux und trennen fruchtbare Ebenen von der traurigen Kreidesteppe der Champagne-pouilleuse. Der Argonnenwald besteht aus bewaldeten Hochflächen, die bis 300 F. über die benachbarten Thäler aufsteigen, ist 1/4 bis 2 M. breit und 8 M. lang, voll steiler Schluchten, tiefer Thäler und jäher Abhänge, besonders gegen O., daher schwer zugänglich, nach mehrern Regentagen völlig ungangbar. Die Wege durch die Schluchten heißen hier Échavées. Der Boden ist fast durchweg mager. Man findet bald ausgedehnte Wälder von Buchen, Hagebuchen, Birken und Haselsträuchern, ohne eine Pinus, bald Moore (Fagnes)

und Heiden. Die östlichen A., im nördl. Theile mit dem 1215 F. hohen «Walde von Apremont», sind nur 6—900 F. hoch und ziehen den westlichen parallel im O. der Maas. Aus Lothringen in die Champagne, von der Maas zur Seine, führen folgende, in der Kriegsgeschichte zum Theil als die Thermopylen Frankreichs auftretende Défilés durch die A.: 1) das Défilé des Islettes (bei dem Dorfe Grandes-Islettes) von Clermont nach Ste.-Menehould und von Verdun nach Paris, 1½ M. lang und nur 900—1500 F. breit; 2) das Défilé von Chalade, von Varennes nach Ste.-Menehould; 3) das Défilé von Grandpré, durch den Aireeinschnitt, von Varennes nach Vouziers an der Aisne, in dichten Wäldern und 3000 F. breit, berühmt durch die Kämpfe bei Grandpré 1792; 4) das Défilé von Croix-au-Bois (bekannt durch den Sieg der Oesterreicher 14. Sept. 1792), von Stenay nach Vouziers; 5) das Défilé von Chêne-le-Populeux, zwischen denselben Orten, über Beaumont und die 440 F. hohe Côte de Stonne.

Argos, im Alterthum die Hauptstadt der griech. Landschaft Argolis (s. d.), lag etwa 1 St. vom Meere in der Ebene am Inachos und war von einer Akropolis Namens Larissa überragt. Der Sage nach wurde die Stadt und der Staat A. von Inachos, nach andern Berichten erst von dessen Sohn Phoroneus gegründet und nach dem Enkel des Inachos benannt. Nachdem die Inachiden an 400 J. über A. geherrscht, wurde um 1500 v. Chr. der letzte derselben, Gelanor, von dem eingewanderten Danaos verdrängt, unter dessen Nachfolgern sich nun die Königreiche A. und Mykenä vereinigten. Um 1350 v. Chr. gelangte die achäische Dynastie der Pelopiden auf den Thron, von denen Atreus und nach ihm Agamemnon zu Mykenä herrschten, während in A. abhängige Gebieter ihren Sitz hatten. Orestes vereinigte wiederum A. und Mykenä zu einem Reiche, mit welchem durch Heirath mit Hermione auch Lakedämon verbunden ward. Als unter Tisamenes die Herakliden mit den Doriern ins Land zogen und durch die Theilung desselben unter die Söhne des Aristomachos die achäisch-atridische Herrschaft endete, fiel A., der alte Königssitz, der damals für den glänzendsten in ganz Hellas galt, dem ältesten derselben, dem Temenos zu (um 1150 v. Chr.). Von jetzt an herrschten Könige aus dem Geschlechte des Temenos über A., unter denen Pheidon (um 900 oder um 750 v. Chr.), der dem argivischen Staate den Vorrang unter den übrigen Staaten des Peloponnes verschaffte, der berühmteste ward. Die dorische Dynastie der Temeniden erreichte ihr Ende mit Meltas, worauf Könige aus einem andern Geschlechte folgten, bis um die Zeit nach den Perserkriegen das im Laufe der Jahrhunderte immer mehr beschränkte Königthum einer vollständig ausgebildeten Demokratie Platz machen mußte. Seit der Zeit des genannten Pheidon war es A. nie gelungen, eine dauernde Hegemonie auch nur über das gesammte Argolis zu behaupten. Schon lange vor den Perserkriegen genossen nicht nur Sikyon, Kleonä und Phlius, sondern auch Epidauros, Trözene, Hermione und andere Städte volle Unabhängigkeit. Nach jener Zeit sympathisirte A. meist mit Athen, namentlich in den Kämpfen gegenüber der spartan. Oberherrschaft vor und nach dem Antalkidischen Frieden. Durch Aratos wurde A. 243 dem Achäischen Bunde zugewandt und fiel 146 zugleich mit letzterm der röm. Herrschaft anheim. Die Einwohner von A. waren berühmt wegen ihrer Liebe zu den schönen Künsten, besonders der Musik. Die Stadt bestand das ganze Mittelalter hindurch bis auf die Gegenwart und hat auch ihren alten Namen A. bewahrt. Von den dreißig Tempeln, welche die Stadt im Alterthum besaß, sowie von den andern Bauwerken und Denkmälern ist nur sehr wenig übrig. Unter den Resten zeichnet sich das in den Fels gehauene Amphitheater mit 67 Sitzstufen aus, das gegen 20000 Menschen gefaßt hat. Die Stadt, welche durch die venet. Eroberung 1686 und durch die türkische von 1706 furchtbar gelitten hatte, wurde während der griech. Freiheitskämpfe mehrmals verwüstet, erholte sich jedoch wieder und ersteht allmählich zu einem freundlichen Orte, dessen Häuser sämmtlich in Gärten liegen. A. zählt bereits wieder 10000 E. Außer zwei hellenischen Schulen findet sich daselbst auch ein Gymnasium. Den Hafen der Stadt bildet Nauplia.

Argout (Antoine Maurice Apollinaire, Graf d'), bekannt als Gouverneur der Bank von Frankreich, wurde 27. Aug. 1782 aus einer alten und vermögenden Familie auf dem Schlosse Veyssilieux bei La-Tour-du-Pin, im Depart. Isère, geboren. Er erhielt sehr jung die Stelle eines Generaleinnehmers von Antwerpen, kam 1811 als Auditor in den Staatsrath und war 1812—14 Generaldirector der Rheinschiffahrt. Während der Restauration ein eifriger Royalist und Vertheidiger der Bourbonen, wurde er 1815 Requêtenmeister im außerordentlichen Dienste, kurz darauf Präfect des Depart. Niederpyrenäen, dann des Gard, wo er die als Bonapartisten verfolgten Protestanten gegen die Katholiken schützte, und erhielt

1819 die Pairswürde. Nach den Ereignissen des 27. und 28. Juli 1830 zögerte er, sich offen für die Sache des Volks zu erklären, und versuchte an den beiden folgenden Tagen, gemeinschaftlich mit Sémonville, den König Karl X. in St.-Cloud zur Zurücknahme der Ordonnanzen zu bewegen. Fortan zeigte er sich aber als warmer Anhänger der Dynastie Orleans, und bekleidete vom Herbst 1830 bis Frühjahr 1834, theils interimistisch, theils definitiv, die Stellen eines Ministers der Marine, der Justiz, des Handels und der öffentlichen Arbeiten, des Auswärtigen, des Innern und des Cultus. Er unterstützte das von Casimir Périer organisirte Widerstandssystem, vertheidigte vor den Pairs das Gesetz über die Verbannung der Familie Karl's X., bekämpfte 1831 das von Lafayette vorgeschlagene Amendement für die Unabhängigkeit Polens, und unterstützte zu Anfange 1834 auf das lebhafteste das gegen die Associationen gerichtete Gesetz. Am 18. Jan. 1836 wurde er noch einmal Finanzminister, übernahm aber schon 6. Sept., nach Auflösung des Ministeriums Broglie, das schon früher von ihm bekleidete Amt eines Gouverneurs der Bank von Frankreich, in welcher Stellung er sich manche Verdienste erwarb. Nach dem Staatsstreiche von 1851 wurde er Mitglied der sog. Commission consultative, Präsident der Finanzabtheilung, Mitglied der Gemeindecommission der Stadt Paris und Generalrath des Seinedepartements, endlich 1852 Senator. Er starb 15. Jan. 1858. A. hatte tüchtige Kenntnisse und großes administratives Geschick, war aber kein Staatsmann.

Arguelles (Augustin), liberaler span. Staatsmann, geb. 1775 zu Ribadesella in Asturien, studirte zu Oviedo und zeichnete sich durch glückliche Anlagen und lebhafte Phantasie aus. Nach Vollendung seiner Studien wurde er in Madrid beim Secretariat der Interpretacion de lenguas angestellt. Beim Ausbruche des Unabhängigkeitskriegs 1808 befand er sich in Cadiz, wurde auch 1812—14 von seiner Provinz in die Cortes gewählt. Er arbeitete hier in der Commission, die mit dem Entwurfe eines neuen Grundgesetzes beauftragt war, und verfaßte den darüber erstatteten berühmten Bericht. Sein Rednertalent erregte bei den Liberalen solche Bewunderung, daß er den Beinamen des Göttlichen und des span. Tullius erhielt. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr war auch A. unter den Opfern der Reaction. Am 10. Mai 1814 verhaftet und gefesselt, zeigte er im Verhör solche Geschicklichkeit, daß sich die Richter, obgleich fünfmal neu ernannt, über seine Verurtheilung nicht vereinigen konnten. Endlich erklärte sich der König selbst zum Richter und schrieb an den Rand der Acten: Zehnjährige Zuchthausstrafe im Presidio zu Ceuta. Mit A. wurden noch 14 Unglücksgefährten, darunter sein Freund Juan Alvarez Guerra, vom Könige zu Strafarbeit verurtheilt und später von Ceuta nach Alcudia auf Mallorca, einem der ungesunden Luft wegen fast unbewohnbaren Orte, gebracht. Hier erlitten sie eine so unmenschliche Behandlung, daß von ihnen in vier Jahren drei starben, zwei wahnsinnig wurden und alle übrigen, als ihnen die Umwälzung von 1820 die Freiheit zurückgab, krankten. A. erhielt 1820 das Portefeuille des Innern, gab es aber wieder ab, als sich der König bei Eröffnung der Cortes 1. März 1821 über die Schwäche der executiven Macht beklagt hatte. Obgleich gereizt durch die schmählichste Behandlung, schloß er sich nicht der extremen Partei an, sondern gehörte zu den Anilleros oder den Gemäßigten unter den «Freimaurern» und blieb standhafter Anhänger der Constitution von 1812. In den Cortes zu Sevilla stimmte er 1. Juni 1823 für Suspension der königl. Gewalt und flüchtete nach dem Sturze der Constitution nach England, bis ihm die Amnestie 1832 nach Spanien zurückzugehen erlaubte. Nach Erlassung des Estatuto real ward A. in die Cortes erwählt, indem seine Wähler beisteuerten, um ihm das erforderliche Einkommen zu verschaffen. Wiederholt Präsident und Vicepräsident der Procuradorenkammer, zeigte er sich stets als entschiedener Liberaler, ohne jedoch den Exaltados anzugehören. In der Verhandlung des Gesetzentwurfs über den Verkauf der Güter des Klerus, im Juli 1841, sprach er sich gegen alle Concordate mit Rom aus. Bei der Wahl eines Regenten hatte er, nächst Espartero, die meisten Stimmen (103 gegen 179), und bald darauf wurde er mit 180 Stimmen zum Vormund der Königin Isabelle ernannt. Er legte dieses Amt 1843 nieder und starb 23. März 1844 zu Madrid. A. war der Koryphäe der liberalen Schule Spaniens von 1812. Wiewol kein großer Staatsmann, erhielt er doch sein öffentliches Leben wie sein privates stets unbefleckt. Er besaß eine edle Gestalt und sprach noch im Alter mit Jünglingsfeuer stundenlang in den Cortes. Die Vorgänge, die er in seinen letzten Jahren in Spanien erleben mußte, brachen sein patriotisches Herz und beschleunigten seinen Tod.

Argument (lat. argumentum), bezeichnet eigentlich den Beweisgrund oder denjenigen Theil eines Beweises oder Schlusses, auf welchem die Gültigkeit oder Wahrheit eines Satzes beruht, in welchem somit auch dessen eigentliche Kraft liegt. Sehr oft jedoch wird das Wort

gleichbedeutend gebraucht mit Beweis selbst oder mit Argumentation, Beweisführung. Nach Maßgabe des nächsten Zwecks, welchen man bei den Beweisen verfolgt, sind dieselben entweder argumenta ad hominem, wenn gezeigt werden soll, daß jemand wegen seiner eigenen, subjectiven Annahmen und Behauptungen etwas zugeben müsse, oder argumenta ad veritatem, wenn man von objectiven, allgemein gültigen und streng wissenschaftlich gerechtfertigten Behauptungen und Sätzen ausgeht (z. B. in der Mathematik). Außerdem spricht man in besonderer Beziehung auch von einem argumentum e consensu gentium, nach dem das für wahr angenommen wird, was von allen zu allen Zeiten geglaubt worden ist. In der Theologie gibt es unter andern argumenta e vaticiniis et miraculis, d. i. Beweisgründe für die Göttlichkeit des Christenthums aus den im Alten Testament über Christus enthaltenen Weissagungen und den von Christus und den Aposteln gewirkten Wundern. Das argumentum a tuto oder der Sicherheitsbeweis entscheidet bei Unzulänglichkeit anderer Beweise für irgendeinen Satz, nach dem Grundsatze: Wenn es auch nichts hilft, so schadet es doch gewiß nichts. Seiner bedienten sich oft die Katholiken bei der Bekehrung von Protestanten, indem sie sagten: Die Protestanten lehren, daß man in jeder Kirche selig werden könne; dies leugnen die Katholiken. Darum ist es viel sicherer, der kath. als der prot. Kirche anzugehören, da die protestantische selbst lehrt, daß man auch in der katholischen selig werden könne. Bei dem argumentum a baculo oder baculinum, dem Prügelbeweise, liegen die Gründe in der Faust.

Argun, Argunj, der Ergone oder Ergunè der Tungusen, ein Quellstrom des Amur (s. d.) in Ostasien, entsteht unter dem Namen Kerulun (Kherulun) oder Kerlon (Kherlon) im O. von Urga oder Kuren, auf der Südseite des Kenteigebirgs in der Mongolei, fließt ostwärts längs des Nordrandes der Wüste Gobi und ergießt sich nach einem Laufe von 120 M. als ein wasserarmer Plateaustrom in den See Kulun oder Dalai-Nor, d. h. den Heiligen See der Mongolen, der 8 M. lang, 5 M. breit sein und 45 M. im Umfang haben soll, und von SO. her den Abfluß des von dem Khalkhaflusses genährten Boir- oder Buirsees, der Urheimat der Tatastämme, aufnimmt. Aus dem Dalai-Nor fließt der Strom unter dem Namen A. heraus und bildet, auf seinem mehr und mehr gegen NNO., zuletzt wieder fast gegen O. gerichteten Laufe, 7 M. unterhalb des Ausflusses, von dem russ. Grenzposten Abagaitu an, 90 M. weit die russ.-chines. Grenze bis zu seiner Vereinigung mit dem zweiten Quellstrom des Amur, der Schilka. Der A. ist auf dieser Strecke ein breiter, schöner Strom, der Schilka in allem nicht unähnlich, nur weit langsamern Laufs, weshalb er sich auch stets 8—14 Tage früher als jene mit Eis belegt. Die ganze Stromlänge beträgt 225 M. Von seinen Zuflüssen ist rechts, außer dem Khalkha, der von dem Jalopasse des großen Khingangebirgs von O. herkommende und in mehreren Armen bei und oberhalb Abagaitu mündende Khailar, dem er, wie es scheint, hauptsächlich seine Verstärkung verdankt, und links der sehr lange, der Schilka fast parallel strömende Gasimur hervorzuheben.

Arguri, Arghuri oder Aghuri, ein ehemals blühendes Dorf in Russisch-Armenien, am nördl. Fuße des Ararat (s. d.), und zwar am Ausgange der merkwürdigen Bergspalte des St.-Jakobsthales und an dem aus drei Sammelteichen demselben entströmenden Bache gelegen. Der Ort hatte steinerne Häuser mit platten Erddächern, eine aus schwarzer Lava erbaute Kirche aus dem 8. oder 9. Jahrh. und gegen 1000 E., deren Haupterwerb Rinder- und Pferdezucht war, und deren Obstgärten reichliche Früchte trugen, während zugleich einige Weingärten, weniger des Weines wegen, als um der Tradition zu genügen, angelegt waren, weil Noah hier den Weinstock (urri) gepflanzt haben und die Dorfkirche an der Stelle des von ihm errichteten Altars stehen sollte. Etwa ¾ St. oberhalb des Dorfes, beinahe 6000 F. über dem Meere und gegen 2300 F. über der Ebene, stand in der Bergschlucht das armen. Kloster St.-Jakob, hart an dem 25 F. hohen Ufer des Baches zwischen den felsigen Abhängen der Schlucht, die hier 6—700 F. Höhe hatten, und noch 1000 F. höher stand auf dem Rande der Schlucht bei einer Quelle die St.-Jakobskapelle. Wegen seiner milden Luft war A. öfter von Vornehmen aus Eriwan zum Sommeraufenthalte erwählt worden, und ein pers. Sardar hatte dem Dorfe gegenüber sich eine schöne Sommerresidenz erbaut. Alle diese Stätten, sammt dem Bache, wurden 20. Juni 1840 durch den von einem furchtbaren Erdbeben begleiteten Bergsturz des Ararat vernichtet. A. lag seitdem mit seinen Bewohnern von Fels-, Erd- und Eismassen verschüttet, und das am dritten Tage wiederholte Herabstürzen von Schneewasser und breiartigen Schlammströmen verheerten den vorher noch verschonten Theil der Gärten sowie alle Felder bis auf einen Raum von 10 Werst.

Argus (griech. Argos), mit dem Beinamen **Panoptes**, d. i. der Allsehende, ein Sohn des

Agenor oder Inachos, war mit 100 Augen begabt und nach Ovid ein Riese, welcher einen kolossalen Ochsen tödtete, der Arkadien verwüstete. Auch die Schlange Echidna, eine Tochter der Erde und des Tartarus, erwürgte er. Später wurde er von der Hera zum Wächter der in eine Kuh verwandelten Io (s. d.) bestellt. Ihn tödtete Hermes durch Steinwürfe oder, wie Ovid erzählt, hieb ihm, nachdem er durch sein Flötenspiel eingeschläfert worden, den Kopf ab. Mit seinen Augen schmückte hierauf Juno den Pfauenschwanz.

Argwohn, als die Gesinnung, Arges zu wähnen von andern, oder bei allem, was der andere uns zu erkennen gibt, Arges zu vermuthen, beruht auf der Fähigkeit, sich auf die Zeichen, die der andere gibt, in Mienen, Geberden und Sprache, in der Phantasie in seine Person zu versetzen und von hier aus Vermuthungen über die Beweggründe seines Handelns zu machen. Je mehr solche Vermuthungen ohne Nachdenken und blos nach unmittelbarem Instinct gemacht werden, desto mehr wird die Neigung vorhanden sein, den Handlungen des andern die Motive zum Grunde zu legen, welche sie haben würden, wenn sie unsere eigenen wären. Daher ist das unschuldige Kind arglos, dagegen der, welcher selbst mit Ränken umgeht, argwöhnisch aus Instinct. Der Mangel an A. verträgt sich nicht mit richtiger Menschenkenntniß. Durch ein Uebermaß von A. aber werden wir blind gegen die guten Absichten und edeln Triebfedern fremder Handlungen, und verbittern dadurch die Gemüther, die uns vertrauen. A. im Uebermaß macht daher lieblos und inhuman. Aus diesem Grunde fordert die feine Umgangssitte, auch den mit Recht und Fug gehegten A. nicht eher merken zu lassen, als bis zwingende Gründe zu seiner Hegung aufgewiesen werden können.

Argyle oder **Argyll**, eine Grafschaft in Westschottland, welche im N. an Inverneß, im W. und S. an die See, im O. an den Loch Long und Firth of Clyde grenzt. Die Grafschaft umfaßt die Landschaften Dunart, Morven und Ardgover im W. vom Loch Linnhe, dann Appin und Lorn im O. davon, ferner Argyle, Knapdale und Cantire und die Inseln Mull, Islay, Jura, Tiree, Coll, Lismore und Colonsay und hat ein Areal von 153 geogr. M., wovon gegen 47 auf die Inseln entfallen. Sie ist ein malerisches Gebirgsland mit steilen Küsten und tiefeingeschnittenen Baien (Lochs). Kein Theil der Grafschaft ist mehr als $2\frac{1}{2}$ geogr. M. von der See entfernt. Die Gebirge sind mit Heide bewachsen. Wälder mit zahlreichem Wild kommen an den Berghängen und am Ufer der Lochs vor, Ackerland in den Thälern und an den Seearmen. Die höchsten Punkte des zu den südl. Grampians gerechneten Gebirgs sind der 3134 par. F. hohe Buachael Etive, der 4 geogr. M. im Umfang messende und 3440 F. hohe Ben Cruachan, und der 3527 F. hohe Bedan Ambran. Micaschiefer, von Trappfelsen und Granit durchbrochen, herrscht vor. Der Bergbau liefert Blei, Silber, wenig Eisen und Steinkohlen. Man bricht Kalkstein, Marmor, Granit und namentlich viel Schiefer (auf dem Festlande zu Balaclulish 3 Mill., auf den Inseln 5 Mill. Platten jährlich) sowie auch Strontianit oder Strontianerde, die ihren Namen von einem Orte am Loch Sunart hat, wo sie zuerst gefunden und analysirt wurde. Die Landwirthschaft beschränkt sich meistens auf Schafzucht. Nur $3\frac{3}{10}$ Proc. der Bodenfläche sind angebaut. Die Bauern leben, mit Ausnahme der sog. Tacksmen, die halb Eigenthümer des Bodens sind, wegen Kleinheit der Grundparcellen, Kürze der Pachtzeiten und Mangel an Kapitalien überaus armselig und abhängig. Von rationaler Wirthschaft ist keine Spur; nur das Aufziehen des Kleinviehs versteht man gut. Die Tacksmen gehören zu den abergläubischsten, starrsten und beschränktesten Menschen des ganzen brit. Inselreichs. Gebaut wird Hafer und eine Art Gerste (bear oder big), in Cantire etwas Weizen und Roggen, Erbsen und Bohnen wenig, Flachs für den Hausbedarf des einzelnen Wirths, sehr wenig Turnips, vorherrschend Kartoffeln, die das Hauptnahrungsmittel eines großen Theils der Bevölkerung bilden. Meist ist das benutzte Land Wiese, aber es wird wenig Heu gemacht. Die Schafe sind in der Regel von der Lintonrasse, schwarzköpfig. Ziegen und Schweine werden nicht viel aufgezogen. Rindvieh bildet einen Ausfuhrartikel auf dem westl. Hochlande, von wo es auf den Südmarkt transportirt wird. Industrie wird nicht gepflegt. Der Hauptgrundbesitzer, der Herzog von A., hat sich bemüht, in Inverary Wollfabrikation einzuführen, aber ohne großen Erfolg. Wichtiger ist die Hering-, Kabeljau- und Klippfischfischerei. Neuerlich hat sich die Betriebsamkeit etwas gehoben, besonders infolge der Ausdehnung der Dampfschiffahrt, welche allmählich die entferntesten Punkte unter sich und vorzüglich mit Glasgow in Verbindung brachte. Die Bevölkerungszahl ist auffallend in Abnahme. 1861 betrug sie nur 79728 E., während sie 10 J. früher 89298 und 1831 sogar 100993 betragen hatte. Unter den wenigen Städten der Grafschaft sind nennenswerth: Inverary am Loch Fyne, die Hauptstadt der Grafschaft und königl. Burgh mit 1075 E.; Campbeltown in Cantire,

ebenfalls königl. Burgh mit 6033 E., und **Oban**, mit gutem Hafen, von welchem aus gewöhnlich Staffa besucht wird. Die Grafschaft sendet ein Mitglied, und die Burghs Inverary, Oban und Campbeltown senden zusammen mit den ayrshirer Ortschaften Ayr und Irvine ebenfalls ein Mitglied ins Unterhaus. Die Sprache der Bevölkerung ist vorherrschend gälisch.

Argyle oder Argyll, Herzogstitel der schott. Familie Campbell, die von Gillespie de Campobello, einem Anglo-Normannen, abstammt, welcher Eva, die Tochter des Herrn von Lochow, heirathete und das Haupt eines der mächtigsten Clans wurde. Sein Nachkomme war Sir Colin More Campbell, ein berühmter Krieger, nach dem die Gaelen den jedesmaligen Aeltesten des Geschlechts Mac Callum More, d. i. Sohn Colin's d. Gr., nannten. Duncan Campbell wurde 1445 zum Baron, dessen Sohn Colin 1457 zum Grafen von A. erhoben. Archibald, zweiter Graf von A., fiel 1513 bei Flodden. — Der achte Graf von A., **Archibald**, geb. 1598 und 1641 zum Marquis ernannt, war einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, das Haupt der strengen Presbyterianer und der Freund Cromwell's. Er zog 1645 mit einem Heere gegen die Royalisten, ward aber von Montrose bei Innerlochy geschlagen. Nach der Restauration wurde er von Karl II. amnestirt, jedoch 1661, unter dem Vorwande, daß er Karl's I. Tod mit befördert, verhaftet und 27. Mai 1662 enthauptet. — Sein Sohn Archibald, Lord Lorn, gehörte, der Parteistellung des Vaters ganz entgegen, zu den entschiedensten Royalisten. Als Befehlshaber der königl. Leibgarde focht er mit Auszeichnung in der Schlacht von Dunbar, und widerstand der neuen Regierung, bis Karl selbst ihm zu capituliren befahl. Nach der Restauration nahm er sich lebhaft seines in Anklagestand versetzten Vaters an. Wegen einer in dieser Sache übergebenen Vorstellung wurde er vom schott. Parlamente in Untersuchung gezogen und, obwol nur der Schmähreде beschuldigt, dennoch zum Tode verurtheilt. Der König bestätigte dieses erstaunliche Erkenntniß nicht, sondern gab ihm vielmehr die großväterlichen Güter mit dem Titel eines Grafen von A. zurück, ernannte ihn auch zum Geheimrath und zum Lord vom Schatzamte. A. zerfiel aber in kurzem mit dem in Schottland allmächtigen Herzog von Lauderdale, weil er, der einzige im Rath, intoleranten Maßregeln widerstand. Man nahm seine Weigerung, den sog. Testeid ohne Vorbehalt zu unterschreiben, zum Vorwand, ihm den Proceß zu machen. Da die Jury in Edinburgh ihn schuldig des Hochverraths sprach, entwich er aus dem Gefängnisse und begab sich heimlich nach London, von dort aber nach Holland. Gegen Jakob II. unternahm er von Holland aus eine bewaffnete Expedition, welche dem Aufstande des Herzogs von Monmouth die Hand reichen sollte. Der Versuch schlug fehl. A. wurde bei Paisley gefangen genommen und 30. Juni 1685 zu Edinburgh enthauptet. Sein Sohn Archibald ward nach der Vertreibung Jakob's 1689 in die Titel und Güter des Hauses wieder eingesetzt, am 3. Juni 1701 zum Herzog von A. erhoben und starb 1703. — Dessen ältester Sohn John, geb. 10. Oct. 1678, focht unter Marlborough 1706 in Flandern, ging dann als Gesandter nach Spanien, wo er 1711 das Commando an Stanhope's Statt übernahm, und wurde 1712 Oberbefehlshaber in Schottland, jedoch wegen seiner Opposition gegen die Maßregeln des Hofs abgesetzt. Georg's I. Thronbesteigung führte ihn in den königl. Dienst zurück. Er schlug 1715 die Jakobiten unter Graf Marr bei Dumblane in Schottland und zwang den Prätendenten, das Land zu verlassen, was ihn indeß später nicht verhinderte, mit den Anhängern der alten Königsfamilie in Verbindung zu treten. 1718 wurde er auch zum Peer von England ernannt, und zwar mit dem Titel eines Herzogs von Greenwich. Auf verschiedenen hohen Posten Gegner Walpole's, half er den Sturz desselben herbeiführen und ward hierauf Generalfeldzeugmeister und Mitglied des Cabinets. Er starb 1743. Der Charakter dieses intriguanten und wankelmüthigen, aber mit vielen glänzenden Eigenschaften ausgestatteten Mannes ist in Walter Scott's «Heart of Mid-Lothian» von der vortheilhaftesten Seite geschildert. Sein jüngerer Bruder, **Archibald**, Graf von Islay, der ihm als dritter Herzog von A. folgte, starb 15. April 1761 ohne legitime Nachkommenschaft, worauf der Titel an seinen Vetter John überging, welcher 9. Nov. 1770 starb. — Dessen Sohn John, fünfter Herzog von A., geb. 1723, diente mit Auszeichnung im Siebenjährigen Kriege und wurde zuletzt Feldmarschall. Er war mit der schönen Elizabeth Gunning, Witwe des Herzogs von Hamilton, vermählt und starb 24. Mai 1806.

Argyll (George John Douglas Campbell, achter Herzog von), wurde zu Ardoncaple-Castle in Dumbartonshire 30. April 1823 geboren und succedirte seinem Vater, dem Herzog John Douglas Edward Henry, 26. April 1847. Als Marquis von Lorn nahm er lebhaften Antheil an den Streitigkeiten in der schott. Kirche, veröffentlichte darüber 1842 eine Flugschrift, «Letter to the Peers from a Peer's son», und gab später unter dem Titel «Presbytery

examined» (Edinb. 1848) eine kritische und histor. Uebersicht der schott. Kirchenverfassung seit der Reformation. Im Oberhause schloß er sich der liberalen Partei an, sprach zu Gunsten des Freihandels und zeigte sich als persönlicher Gegner Lord Derby's. Namentlich fanden aber die speciellen Interessen Schottlands an ihm einen warmen Vertheidiger. In dem Ende 1852 von Aberdeen gebildeten Ministerium wurde ihm das Amt des Großsiegelbewahrers (Lord Privy Seal) übertragen, welches er 1855 unter Palmerston mit dem eines Generalpostmeisters vertauschte. Im zweiten Ministerium Palmerston, 1859, erhielt er abermals das Große Siegel. 1851 wurde er von der Universität St.-Andrews zum Kanzler, im Nov. 1854 von der Universität Glasgow zum Rector und 1861 von der Royal Society in Edinburgh zum Präsidenten erwählt. Außerdem führte er in der Sept. 1855 abgehaltenen 25. Jahresversammlung der Britischen Association den Vorsitz. Aus seiner 1844 mit Lady Elizabeth Georgiana Gower, Schwester des Herzogs von Sutherland, geschlossenen Ehe hat er eine zahlreiche Familie.

Argyropūlos (Perikles), einer der ausgezeichnetsten neugriech. Rechtsgelehrten, war 17. Sept. 1809 in Konstantinopel geboren, wo sein Vater Jakobos A., früher türk. Gesandter in Berlin, als Großdragoman in Diensten der Pforte stand. Nachdem er drei Jahre in Paris Jurisprudenz und Staatswissenschaften studirt, bekleidete er 1834—36 die Stelle eines Vicestaatsprocurators des Ephetengerichts. 1837 wurde er außerord., 1850 ord. Professor der Jurisprudenz zu Athen. Seine Wirksamkeit an der Universität wie seine schriftstellerische Thätigkeit erwarben ihm bald allgemeine Achtung, was sich namentlich durch seine Wahl zum Rector der Universität (1852—53) bethätigte. Ein Anhänger der constitutionellen Staatsform, war er eifrigst bemüht, für die Einführung und Ausbildung derselben in Griechenland zu wirken, namentlich in der 1843—44 von ihm herausgegebenen Zeitschrift «Anamorphosis» (Reform), deren freisinnige Haltung ihm die Ungunst des Hofes zuzog. Seit Einführung der Verfassung (1843) fast regelmäßig in die Kammer gewählt, zählte er zu den hervorragendsten Mitgliedern der Opposition. Am 16. Mai 1854 trat er als Minister des Auswärtigen in das Cabinet, welches nach Besetzung Athens durch franz. und engl. Truppen unter der Präsidentschaft von Maurokordatos gebildet wurde. Er vertauschte dieses Departement später mit dem der Finanzen, übernahm dann wieder das des Auswärtigen, erhielt aber 22. Sept. 1855 mit den übrigen Ministern seine Entlassung, worauf er in seine frühere Stellung an der Universität zurücktrat. Unter seinen Schriften ist besonders die «Staatsverwaltung Griechenlands» (2. Aufl., 2 Bde., Athen 1859) hervorzuheben. — Derselben Familie wie Perikles A. gehörte auch der durch seine Verdienste um Wiederherstellung der griech. Literatur im Abendlande bekannte Johannes A. an. Um 1416 in Konstantinopel geboren, ging er frühzeitig nach Italien und lehrte bereits 1434 an der Universität zu Padua alte Literatur und Aristotelische Philosophie. Cosmo von Medici berief ihn 1456 als Lehrer der peripatetischen Philosophie nach Florenz und vertraute ihm den Unterricht seines Sohnes Pietro und seines Enkels Lorenzo an. Als 1471 in Florenz die Pest ausbrach, begab er sich nach Rom, wo er seinen Unterricht fortsetzte und in einem Alter von 70 J., wahrscheinlich 1486, starb. Aus seiner Schule gingen die trefflichsten Männer, wie Pallas Strozza, Politianus und Joh. Reuchlin, hervor, durch welche das Studium der griech. Sprache wesentlich gefördert wurde. Von ihm selbst hat man lat. Uebersetzungen mehrerer Schriften des Aristoteles und einen Commentar über die Ethik und Politik desselben.

Aria cattiva, s. Malaria.

Ariadne war die Tochter des Minos (s. d.), Königs von Kreta, und der Pasiphaë. Als ihr Vater dem Herrscher von Athen den schimpflichen Tribut von jährlich sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen als Opfer für den Minotauros (s. d.) abgenöthigt, fügte es sich, daß sich auch Theseus (s. d.) unter den zu Opfern bestimmten Jünglingen befand. A. empfand Mitleid mit dem schönen Fremdlinge, der das Vorhaben hatte, das Ungeheuer zu tödten und auf diese Weise sein Vaterland von dem Tribut zu befreien. Sie ermöglichte ihm dies dadurch, daß sie ihm einen Garnknäuel gab, um sich aus den Irrgängen des Labyrinths wieder herauszufinden, in welchem der Minotauros sich befand. Dankbar versprach Theseus der A., welche ihm also das Leben gerettet, nach vollbrachter Heldenthat die Ehe. A. flüchtete nach der That mit Theseus, ward aber auf der Insel Naxos von den Pfeilen der Artemis getödtet. Nach anderer Erzählung fand Dionysos die von dem Theseus auf Naxos Verlassene, als er von seinem Siegeszuge aus Indien zurückkehrte, und vermählte sich mit ihr. Nach ihrem Tode erhob sie Dionysos unter die Unsterblichen und versetzte die Krone, welche er ihr bei der Vermählung

gegeben, unter die Gestirne. Von den bildenden Künstlern ward der Moment ihrer Verzweiflung, in welchem A., von dem Theseus verlassen, auf Naxos sich allein befindet, oftmals dargestellt, besonders auch ihre Vermählung mit Dionysos, und wie sie in seiner Gesellschaft, von Bacchanten umgeben, auf einem Panther reitet.

Ariadne, der 43. der Planetoiden, entdeckt von Norman Pogson im April 1857 zu Oxford. Nach den von Frischauf berechneten neuesten Elementen ist die Umlaufszeit der A. 1191 Tage, die Neigung ihrer Bahn gegen die Ekliptik nur gering und etwa der der Venus gleich; die Entfernung von der Sonne beträgt 45½ Mill. M. Der Erde kann sich dieser Planet bis zu 17 Mill. M. nähern, aber selbst dann bleibt er auch dem schärfsten unbewaffneten Auge noch unsichtbar.

Arianer und Arianischer Streit. Arianer wurden die Anhänger des Presbyters Arius zu Alexandrien genannt, welcher seit 318 und mehr noch seit 321, wo sein Bischof Alexander ihn ziemlich geräuschvoll abgesetzt und excommunicirt hatte, den Anlaß zur Entscheidung der Frage gab, ob Christus dem Vater gleichzusetzen oder unterzuordnen sei. Mehr mit scharfem Verstande als reger Einbildungskraft und speculativem Vermögen ausgestattet, zudem gebildet in der nüchternen Richtung der Antiochenischen Schule (s. d.), hielt er mit unbeugsamer Consequenz an dem allgemein zugestandenen Satze fest, daß der Sohn im Vater den Grund seines Daseins habe. Indem er aber als das einzige, der Gottheit eigenthümliche Wesensmerkmal die «Ungezeugtheit» betrachtete, ergab sich für ihn die Folgerung, daß der Sohn als «gezeugt» auf die Seite der Endlichkeit falle, mithin ein bloßes, wenn auch das erste, vollkommenste und weltschaffende «Geschöpf» sei, während dem Vater allein im vollen Sinne die Benennung und Würde «Gottes» gebühre. Der Untheilbarkeit der Substanz des Vaters widersprach es zugleich, den Sohn aus dem Wesen des Vaters hervorgehen zu lassen; der Sohn erschien vielmehr als durch den Willen des Vaters aus «Nichts» geschaffen und deshalb seinem Wesen nach als von dem des Gottvaters verschieden. Da ferner nur das, was den Grund seines Daseins in sich selbst trägt, im strengen Sinne des Worts «ewig» genannt werden könne, so sprach Arius dem Sohne auch die Ewigkeit ab, wenn er gleich nicht zugeben wollte, daß er in der Zeit geschaffen worden sei, da die Zeit erst mit der (durch den Sohn vermittelten) Weltschöpfung hervorgetreten sein könne, eine Ansicht, welche ihn zu der widersprechenden Formel führte, es habe zwar keine Zeit gegeben, wo der Sohn nicht war, trotzdem sei derselbe, bevor er geschaffen worden, noch nicht gewesen. Im Verlaufe des Streites sah sich Arius sogar zu dem Satze gedrängt, daß der Sohn, weil dem Wesen nach dem Vater ungleich, denselben nicht einmal völlig zu erkennen vermöge, wodurch der christl. Glaube an die absolute Vollkommenheit der göttlichen Offenbarung in Christus aufs tiefste verletzt werden mußte. Die Kirche, trotz schwankenden Lehrformeln dennoch von dem richtigen Gefühle geleitet, daß der Glaube an die göttliche Vollkommenheit des Werkes Christi auch in entsprechenden Aussagen über Christi Person sich ausprägen müsse, schrak vor einer Lehre zurück, welche die bisher allgemein anerkannte Unterordnung des Sohnes unter den Vater mit so unerbittlicher Logik beim Worte nahm. Unter den Auspicien des vor allem auf die Lehreinheit in der Kirche bedachten Kaisers Konstantin, und fortgerissen von dem überwältigenden Einflusse des damaligen Archidiakon Athanasius aus Alexandrien, verdammten 318 Bischöfe die der Würde der christl. Offenbarung und Kirche gleich gefährlich erscheinende Ansicht des Arius auf der ökumenischen Synode zu Nicäa (325) und erhoben dafür die Wesensgleichheit des Sohnes (Homousie), sein ewiges Erzeugtsein aus dem Wesen des Vaters und seine in allen Stücken dem Vater gleiche Gottheit in dem Symbolum Nicaenum zum Glaubensgesetze der röm. Reichskirche. Aber die meisten Bischöfe hatten nur widerstrebend unterschrieben, und das wenigstens der morgenl. Kirche vorschnell aufgenöthigte Nicänische Bekenntniß gab bald das Signal zu einem furchtbaren Kampfe, in welchem sich zwei Stadien unterscheiden lassen: der Vortheil des Gegennicänismus (325—53) und der Vortheil und endliche Sieg des Gegenarianismus (355—81).

Das Wiederaufkommen des zu Nicäa scheinbar niedergeworfenen Arianismus ward möglich infolge der theol. Unselbständigkeit des Kaisers Konstantin und der wahrhaft fieberhaften Aufregung der orient. Kirche, welche hinter der zu Nicäa ausgesprochenen Homousie des Sohnes Sabellianismus (s. d.) vermuthete. Arius wurde daher mit seinen Freunden auf ein unbestimmtes Bekenntniß hin aus der Verbannung zurückberufen (328—29), dagegen Eustathius, Bischof von Antiochien (330), sowie der während dieser Zeit zum Bischof von Alexandrien erhobene Athanasius wegen verweigerter Aufnahme des Arius entsetzt und ins Exil geschickt (335). Das kirchlich conservativere und politisch unabhängigere Abendland, Rom an

der Spitze, hielt indessen standhaft fest an den Entscheidungen zu Nicäa. Der plötzliche, je nach dem Parteistandpunkte verschieden ausgelegte Tod des Arius bei seinem glänzenden Einzuge in Konstantinopel (336) sammelte die dadurch nur selbständiger und biegsamer gewordene arianische Partei als Eusebianer um Eusebius von Nicomedia, der 338 Bischof von Konstantinopel ward, während die vermittelnde Friedenspartei des Eusebius von Cäsarea (gest. 340), welche an den alten, unbestimmten Ausdrücken auch den neuen Streitfragen gegenüber festhalten wollte, in der Hitze des Kampfes immer ohnmächtiger wurde. Die orient. Bischöfe kehrten auf mehrern Synoden, besonders zu Antiochia, zu der alten Vorstellung der Emanation (s. d.) zurück, mit welcher man allerdings eine scheinbar anschaulichere Vorstellung des Verhältnisses Christi zum Vater, aber keine volle religiöse Befriedigung weder für die strengen Arianer noch für die Nicäner gewann. Ein Versöhnungsversuch des Konstans, seit dem Tode Konstantin's (337) Herrscher im Occidente, und des überwiegend arianischen Konstantius im Oriente führte auf der Synode zu Sardica (345) nur zum völligen Bruche der beiden Hälften der Reichskirche. Während die Abendländer aufs neue für die Person und die Lehre des Athanasius eintraten, wanderten die Morgenländer nach dem benachbarten Philippopolis aus, um dort in getrennten Sitzungen die bloße Wesensähnlichkeit (Homoiusie) des Sohnes mit dem Vater zu bestätigen. Durch den ausgesprochenen und vom Occidente voreilig, wenigstens anfänglich, gebilligten Sabellianismus des «nicäagläubigen» Marcellus, Bischofs von Ancyra, und seines noch weiter gehenden Schülers, des Photinus, Bischofs von Syrmium, wurde der Argwohn der Orientalen gegen die Nicäner nur vermehrt; und seitdem mit dem Tode des Konstans (350) und der Besiegung des Magnentius (353) der gewaltthätige Konstantius auch das Scepter des Occidents in die Hand genommen hatte, triumphirten die Gegennicäner auch auf den Synoden zu Arelate (353) und Mailand (355).

Allein das kirchliche, fromme Bedürfniß, welches die Gleichsetzung des Sohnes mit dem Vater forderte, war damit nur äußerlich und scheinbar ohnmächtig gemacht. Der schriftstellerische und persönliche Widerstand der charakterfesten Vertheidiger Nicäas dauerte unter der Führung des verbannten Athanasius fort, während die gegennicänische Partei immer mehr in innern Gegensätzen sich aufrieb. Die strengen Arianer, auch Anomöer, Exucontier, Heterousianer, welche in anstößiger Schroffheit die Ungleichheit des Sohnes mit dem Vater in jeder Beziehung behaupteten, sonderten sich unter Führung des Aëtius von Antiochien, des Eunomius aus Kappadocien und des Acacius, Bischofs von Cäsarea, aus. Die Halb-Arianer (Semiarianer), Homoiusiasten, im Orient bei weitem die Mehrzahl, vertraten unter Basilius, Bischof von Ancyra, und Georgius, Bischof von Laodicea, die Wesensähnlichkeit des Sohnes, oder doch seine Aehnlichkeit mit dem Vater nach Willen und Wirksamkeit. Die Ränke der arianischen Hofbischöfe Ursacius und Valens verwirrten nur den Streit, und die Doppelsynode zu Ariminum in Italien, wo die Occidentalen wie immer als gute Nicäner gestimmt hatten, und zu Seleucia in Isaurien (359), wo die Entscheidung der Orientalen für eine alt-emanatistische Formel ausgefallen war, stellte nur die Hinterlist und Gewaltthätigkeit des arianischen Kaisers Konstantius (gest. 361) in ein helles Licht. Der kluge Julianus Apostata (361—63) gab alle Parteien des verhaßten Christenthums «zu gegenseitiger Zerfleischung» frei, solange dies nicht seinen sonstigen Interessen widersprach, wie die Behandlung des kaum wieder eingesetzten und wieder exilirten Athanasius bewies. Aber der Kampf war in der Hauptsache entschieden. Die nicänische Partei hatte durch die Festigkeit, Einigkeit und Wissenschaftlichkeit ihrer Führer sowie durch die Sehnsucht der ermüdeten Kirche nach einem Christum möglichst Gott gleichstellenden Frieden moralisch bereits gesiegt, als Jovinianus und seine Nachfolger im Occidente, Valentinianus I., Gratianus und Valentinianus II. allgemeine Duldung gewährten und Valens im Oriente (364—78) den Arianismus durch seine maßlos gewaltsame Begünstigung vollends untergrub. Die Entschiedenheit des im Occidente geborenen und erzogenen Kaisers Theodosius d. Gr. (379—95) für Nicäa gab endlich auch äußerlich den Ausschlag: die von ihm berufene und geleitete zweite ökumenische Synode zu Konstantinopel (381) entschied in ihrem Symbolum Nicaeno-Constantinopolitanum unter klugen Milderungen und Berücksichtigungen der Zwischenstreite für Nicäa, wenn auch die Ausbildung der kirchlichen Trinitätslehre erst spätern Zeiten überlassen bleiben mußte.

Der Arianismus verschwand im Römerreiche sehr schnell, seitdem auch im Occidente Valentinian II. aus polit. Gründen gegen ihn thätig geworden war. Dagegen war ihm unter den Germanen noch ein unerwarteter Aufschwung beschieden. Von den Westgothen waren einige zum Christenthume bekehrt worden, noch ehe der Streit über die Homousie die Kirche

zerriß. Eine von Bischof Ulfilas (s. d.) angeführte Schar westgoth. Christen erlangte 355 Wohnsitze am Fuße des Balkan. Der großen Masse eröffnete Kaiser Valens, als sie von den Hunnen bedrängt wurden, die Grenzen des Oströmischen Reichs unter der Bedingung des Uebertritts zum arianischen Glauben (370). Ulfilas, Arianer von Ueberzeugung, ward der geistige Führer seiner Landsleute, denen er als köstlichstes Erbtheil seine Bibelübersetzung hinterließ (gest. 388). Mit wunderbarer Schnelligkeit brachten deutsche Sendboten die goth. Bibel und den Arianischen Glauben zu den übrigen german. Wanderstämmen. Nicht die angeblich größere Einfachheit und Schriftgemäßheit der arianischen Lehre, noch weniger ihre vermeintliche Verwandtschaft mit dem altgerman. Heidenthum, sondern einzig der polit. und nationale Gegensatz hat die Germanen an einer Lehrform festhalten lassen, die damals schon allgemein im Römischen Reiche verworfen war. Erst das allmähliche Ueberhandnehmen röm. Cultur, in Verbindung mit der steigenden Macht der röm. Bischöfe, hat einen german. Stamm nach dem andern zum «katholischen» Glauben hinübergedrängt. Die seit 429 in Afrika seßhaften Vandalen wurden schon 534, die Ostgothen in Italien 553 der Herrschaft und dem Glauben des Kaisers Justinian I. unterworfen. Die Burgunder traten 450, durch ihre westgoth. Königsfamilie bewogen, von dem 413 angenommenen Katholicismus zum Arianismus über, kehrten aber unter Sigmund 517 zum Katholicismus zurück. Die Westgothen in Spanien blieben der Lehre ihres Ulfilas treu, bis ihr König Reccared auf der Synode zu Toledo 589 sich dem kirchlichen Ansehen Roms unterwarf. Auch die Sueven in Spanien, durch die Westgothen seit 469 aus Katholiken Arianer, wurden seit der Mitte des 6. Jahrh. wiederum Katholiken. Am längsten widerstanden die Longobarden, seit 568 unter Alboin in Oberitalien seßhaft. Sie bewahrten bis 662 wenigstens officiell-kirchlich den Arianismus. Der allgemeine Sieg des Katholicismus wurde durch das siegreiche Vordringen der Franken entschieden, deren König Chlodwig sich zum kath. Glauben bekehrt hatte und trotz seiner ungebändigten Sitten an seine höhere Sendung glaubte, als das «Schwert des dreieinigen Gottes» die ketzerischen Nachbarstämme zu unterwerfen. — Die angebliche Erneuerung des Arianismus unter den Albigensern in Frankreich im 12. und 13. Jahrh. beruht auf Unterstellungen kirchlicher Gegner. Unter den Antitrinitariern (s. d.) des 16. und 17. Jahrh. trat die arianische Meinung nur vereinzelt auf und ward auch nachmals in ihrer alten Strenge nur von einzelnen Unitariern festgehalten. Ebenso wenig im Stande das religiöse Bedürfniß wie das philos. Denken zu befriedigen, gehört der Arianismus unwiderruflich der Vergangenheit an, während, was Berechtigtes in ihm war, von der heutigen theol. Wissenschaft mit ganz andern Mitteln sichergestellt werden muß.

Ariano (Equus Tuticus in Samnium), Hauptstadt eines Bezirks und Bischofssitz in der ital. Provinz Avellino (ehemals Principato-ulteriore), liegt 2350 F. über dem Meere, zwischen den Flüssen Calore und Tribaldo, auf einem hohen, steilen Tuffsteinfelsen. Die Stadt ist schlecht gebaut, besitzt zahlreiche Kirchen von ganz gewöhnlicher Art, und zählt als Commune 13856 E. Durch Erdbeben hat sie 1456 und 1732 stark gelitten. In dem Kalktuff der umliegenden Berge haben sich eine Menge Einwohner gleich Troglodyten Wohnungen ausgehöhlt. Bei dem benachbarten Dorfe Casal di Frigenti im Valle dei Santoli befindet sich der Lago d'Ansante oder Mufiti, ein merkwürdiger Schwefelpfuhl von geringem Umfange, mit kaltem Wasser, aber aufbrausend und an einer Stelle sogar 6 F. hoch, gleich einem Springbrunnen, mit Getöse und Schaum aufsprudelnd. Die Alten kannten ihn unter dem Namen Lacus Ampsancti und hatten neben ihm der Göttin Mephitis einen Tempel mit einer Höhle geweiht, aus welcher erstickende Dämpfe quollen, weshalb der Ort mit der Sage von der Unterwelt in Verbindung gebracht wurde.

Arias (Benito), span. Theolog, geb. 1527 zu Frexenal de la Sierra im andalusischen Gebirge (woher sein Beiname Montanus), studirte zu Sevilla und Alcala Theologie, begleitete Martin Perez Ayala, Bischof von Segovia, auf das Tridentiner Concil und zog sich dann nach Aracena im andalusischen Gebirge zurück, um sich ganz den Studien zu widmen. Doch sendete ihn 1568 Philipp II. nach Antwerpen, um den Druck der von dem Buchdrucker Christoph Plantin unternommenen Bibelpolyglotte zu leiten, die nach einer vierjährigen Thätigkeit vollendet ward (8 Bde., Antw. 1569—72, Fol.). Obgleich das Werk den allgemeinsten Beifall fand, so wurde A. doch von seiten der Jesuiten theils wegen der abgedruckten chaldäischen Uebersetzungen, theils wegen anderer Aeußerungen der Ketzerei beschuldigt, sodaß er zu seiner Rechtfertigung mehrmals nach Rom reisen mußte. Philipp II. belohnte ihn mit einem ansehnlichen Jahrgelde und einer Comthurei des Convents San-Jago. Er starb 1598. Seine zahlreichen gedruckten und ungedruckten Schriften beziehen sich fast alle auf die Bibel und das

hebräische Alterthum; auch schrieb er ein Gedicht über Rhetorik und in span. Sprache Aphorismen über den Tacitus.

Arica, eine Küstenstadt im Depart. Moquegua der Republik Peru, in der Ecke des Küsteneinschnitts von Südamerika, früher zum Depart. Arequipa gehörig, liegt im SW. der Hauptstadt Tacna und 40 M. im SSO. von Arequipa. Die Stadt hat einen kleinen Hafen und nur noch 3500 E., während sie früher, vor der Zerstörung durch das Erdbeben von 1833, als wichtige Handelsstadt gegen 30000 E. zählte. Auch schon 1605 war sie durch Erdbeben verwüstet und 1680 durch einen engl. Piraten ausgeplündert worden. Indessen ist ihr Handel immer noch von einiger Bedeutung. 1862 wurde ihre Einfuhr auf 4 Mill., ihre Ausfuhr auf 3 Mill. Dollars veranschlagt.

Arici (Cesare), einer der namhaftesten neuern ital. Dichter, geb. 2. Juli 1782 zu Brescia, wurde 1810 Professor der Geschichte und Literatur am Lyceum daselbst, 1824, nachdem von der Regierung sämmtliche Lehrkanzeln der Geschichte aufgehoben worden, Professor der lat. Sprache, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode, 2. Juli 1836, verblieb. A. begründete seinen Ruf als Dichter 1808 mit dem didaktischen Gedichte «La coltivazione degli olivi», welches seinerzeit großes Aufsehen erregte und seine Aufnahme in das Ateneo von Brescia veranlaßte. Demselben folgten eine Reihe anderer Poesien dieser Gattung, unter denen «La pastorizia» in vier Gesängen, «L'origine delle fonti», «Il Sirmione» und «Il campo santo» am meisten geschätzt werden. Seine letzte größere Dichtung, «Gerusalemme distrutta», in welcher er den Untergang Jerusalems durch Titus besingt, steht hinter seinen übrigen Werken, in denen er seinen Lieblingsdichter, den Virgil, zum Vorbild genommen, weit zurück. Ueberhaupt ist A. als Dichter weniger originell und reich an großartigen Gedanken, aber es durchwehen seine Poesien eine seltene Anmuth und jugendliche Frische, und außerdem zeichnen sie sich durch eine vollendete, meisterhafte Sprache, Eleganz des Stils und Harmonie im Versbau aus. Gesammtausgaben seiner «Opere» (6 Bde.) erschienen 1818 zu Brescia und 1858 zu Padua.

Arie (ital. Aria, franz. Air), ein ausgeführteres Gesangstück für eine einzelne Stimme, mit Instrumenten begleitet, in welchem eine in poetische Form gebrachte lyrische Gefühlssituation musikalisch dargestellt erscheint. Vom Liede unterscheidet sich die A. innerlich wie äußerlich durch breitere Ausführung: die Gemüthszustände werden in ihr umständlicher dargelegt und können wechselvoller, mannichfaltiger sein, weshalb eben auch der musikalische Erguß ein breiter und tiefer strömender sein muß. Auf letzteres ist besonderes Gewicht zu legen; denn allerdings gibt es auch sehr viele Arientexte, die nur ganz knapp und kurz gehalten sind. Dafür muß dann die musikalische Behandlung eintreten mit der ihr innewohnenden Fähigkeit, einen melodischen Faden aus- und fortzuspinnen und dadurch im Texte nur Angedeutetem oder kurz Berührtem zu größerer Eindringlichkeit zu verhelfen. In früherer Zeit machte man sogar vielfältig keinen Unterschied zwischen Lied und A.; man nannte jedes Lied, auch das mehrstimmige, dafern es nicht choralmäßig behandelt war, sehr oft «Arie», und sprach so z. B. auch von Chorarien, welche nichts weiter sind, als was man jetzt als «mehrstimmige Lieder» bezeichnet. Die A., wie sie jetzt beschaffen ist, kommt entweder als für sich bestehendes Musikstück vor und heißt dann Concertarie, oder sie ist ein Glied eines größern, zusammengesetzten Tonwerks, z. B. einer Oper, einer Cantate, eines Oratoriums. In allen Fällen setzt sie eine Textunterlage, die selbst auch häufig A. genannt wird, von wohllautenden, leichten und einfachen Strophen voraus. Spielarten der A. sind: die concertirende A., bei der ein oder einige Blas- oder Saiteninstrumente in eine Art Wettstreit mit der Singstimme gesetzt sind; die Bravour-A., welche dem Sänger vorzugsweise Gelegenheit gibt, seine Kehlfertigkeit zu entfalten; die syllabische A., auch Parlando-A. (ital. Aria parlante) genannt, welche in der komischen Oper vorkommt, das Melismatische fast ganz ausschließt und meistens auf jeder Textsilbe nur Eine Note, bei einem vorwiegend schnellen Tempo, hat. Von der lyrischen Grundstimmung kann freilich bei dieser letztern Art der A. nicht mehr die Rede sein. Hier tritt die Komik in ihre Rechte, die mehr durch ein Aeußerliches, etwa eine verkehrte oder lächerliche Situation, bedingt ist und im besten Falle das Lyrische nur ironisirt oder carikirt. Der erste, welcher der A. eine bestimmte musikalische Form gegeben hat, war Alessandro Scarlatti (1659—1725). Von diesem schreibt sich die Einrichtung der A. zu zwei Theilen, mit der Wiederholung des ersten durch das Da capo her, welche von der sog. Neapolitanischen Schule und den meisten außerital. Tonsetzern lange Zeit beibehalten wurde, jedoch mit Umbildung und Verbesserung von Einzelheiten, und von welcher erst Gluck und Mozart ganz entschieden ab-

gingen. — Ariette (ital. Arietta) heißt eine kleine, minder ausgeführte Arie, der theils ein minder tief gehender Affect zu Grunde liegt, theils das Wechselvolle von verschiedenen Gemüthszuständen abgeht. — Arioso nennt man einen arienmäßigen, kurzen Gesang, der zumeist innerhalb eines größern Recitativs auftritt und dieses an denjenigen Stellen unterbricht, wo sich die Empfindung mehr zum Lyrischen erhebt. Doch kann ein Arioso auch selbständig auftreten und ist dann dasselbe wie Ariette oder Cavatine (s. d.).

Ariége, Fluß im südl. Frankreich, entspringt am Fuße des Fray-Miquel, nahe östlich von Andorra, im Depart. Ostpyrenäen, fließt durch ein großes, schönes Thal an Ax, Tarascon, Foix, Pamiers und Auterive vorbei und mündet, links durch die Lèze, rechts durch den Lers verstärkt und bei Cintegabelle schiffbar geworden, 1 M. oberhalb Toulouse in die Garonne nach einem Laufe von 20 M., wovon 11 schiffbar sind. Der A. führt Gold mit sich, wovon er seinen Namen hat, der im Lateinischen und Spanischen Aurigera heißt. — Das franz. Departement A., von Catalonien und den Depart. Oberpyrenäen, Aude und Obergaronne umgrenzt und meist aus den alten Gebieten von Foix und Conserans gebildet, liegt auf dem nördl. Abhange der Pyrenäen, welche sich hier in dem Pic d'Estats (9315 F.) und dem Montcalm (10008 F.) bis über die Schneegrenze erheben. Der größte Theil des 89 Q.-M. großen und zum Stromgebiet der Garonne gehörigen Departements ist Gebirgsland. Der südl. und mittlere Theil desselben ist von zahlreichen Ausläufern der Pyrenäen durchzogen; die wilden, nach allen Himmelsgegenden hin geöffneten und öfter nur durch hohe Saumpfade verbundenen Thäler sind von wilden Bergströmen gebildet, unter denen die A. mit ihren Zuflüssen, sowie die Salat und Alize, welche ebenfalls der Garonne zueilen, die bedeutendsten sind. Nach N. zu erweitern sich die Thäler dieser Flüsse und gehen allmählich in theilweise morastige Ebenen über. Das Klima, obgleich sehr verschieden, ist doch im ganzen gesund und mild. Die Gebirgsnatur des obern Landes begünstigt die Zucht von Schafen, Rindern, Pferden und Maulеseln; nur der nördl. Theil des Landes eignet sich zum Anbau von Getreide, das über den Bedarf gewonnen wird, Hanf, Flachs, Oelpflanzen u. dgl. Kastanien, edlere Obstsorten und ein mittelmäßiger Wein werden überall in Menge erbaut. Die Waldungen, welche aus Fichten, Eichen und Korkeichen bestehen, sind von Hochwild, Bären, Wölfen und Gemsen belebt und liefern Nutzholz, Terpentin, Pech für den Handel. Von großer Bedeutung ist die Eisen- und Stahlbereitung. Außer in Tuch, Strumpf-, Glas- und Hornwaaren, Leinwand, irdenen Geschirren und Leder, ist die Industrie beschäftigt mit Ausbeutung der mineralischen Schätze des Landes, namentlich mit der Gewinnung und Verarbeitung von Eisen, dann von Marmor, Jaspis, Alabaster, Gips, Schiefer, Amianth, Steinkohlen u. s. w. Unter mehrern Salz- und heißen Quellen sind die von Ax und Assat am bekanntesten. Die 251850 E. sind zum Theil baskischen Ursprungs; in einigen Thälern finden sich auch Cagots. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements, Foix, Pamiers und St.-Girons, welche 20 Cantone und 336 Gemeinden umfassen. Sitz der Departementalbehörden ist Foix mit 5507 E.

Ariel (d. h. der Löwe Gottes, der heldenmüthige Streiter für Gott) ist der Name mehrerer Personen des Alten Testaments. Auch Jerusalem selbst, als eine unbesiegbare Heldenstadt, wird von Jesaias so benannt. In der kabbalistischen Dämonologie der spätern Juden bezeichnet A. einen Wassergeist. — Nur dem Namen nach mit diesem übereinstimmend ist der zarte Luftgeist A. in Shakspeare's «Sturm». Dieser war, wenn wir die einzelnen Momente, die der Dichter gibt, zusammenfassen, früher im Dienste der Hexe Sycorax, der Mutter des Caliban. Aber für ihre niedrigen Aufträge zu zart, weigerte er ihr den Dienst, und aus Strafe klemmte sie ihn mit Hülfe ihrer mächtigen Geister in die Spalte einer Fichte, aus welcher Marter ihn nach zwölfjähriger Haft Prospero's Zauberkunst befreite. Für diese Wohlthat der wiedergegebenen Freiheit, als des höchsten Gutes, das der Luftgeist kennt, dient A. nun dem Prospero hingebend, wofür ihm dieser nach einer bestimmten Frist vollkommene Freiheit verspricht. Nachdem A. alle Befehle seines Herrn, wie sie das Drama nacheinander entwickelt, treulich erfüllt hat, kehrt er in sein lustiges Element zurück. Die Schöpfung des A. gehört zu der langen Reihe geistiger Wunderwerke des großen Briten. Die glückliche Mischung von menschlicher Wärme und Theilnahme und auf der andern Seite der kalten Gefühllosigkeit des geisterhaften Wesens ist nie mit solcher Vollendung dargestellt worden.

Arier, im Sanskrit Âryas (d. i. ursprünglich wol Ackerbauer), ist in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, den Hymnen der Vedas, der nationale Name des Ackerbau und Viehzucht treibenden brahmanischen Volks, welches nachweislich aus den Hochländern im Nordwesten von Vorderindien zunächst in das Fünfstromland (Pendschab) herabstieg, sich von

hier aus allmählich über das ganze Gangesgebiet ausbreitete und seine Religion (Brahmanismus), seinen Staat (Kastenwesen) und seine Sprache (Sanskrit) der unterworfenen Urbevölkerung aufdrang. Letztere bildete nunmehr in dem brahmanischen Staate die vierte oder unterste Kaste (Sudras), während den drei obern Kasten (den Brahmanen, Kriegern und Ackerbauern) der Name Aryas als Ehrenname verblieb. Diejenigen Völkerschaften, welche die brahmanische Religion nicht annahmen, werden in den Vedas als Dasyus, als die Feinde der Aryas, der Anbeter der Brahmanengötter, bezeichnet. Als der Brahmanismus auf indischem Boden zu vollkommener Entwickelung gelangt war, gerieth der Name A. als Volksname in Vergessenheit; nur die Mitglieder der Priesterkaste nannten sich vorzugsweise Âryas. Die Perser jedoch, die nächsten Stammverwandten der alten Inder, haben den alten Volksnamen noch bis auf den heutigen Tag bewahrt. Die alten Baktrer nennen sich in den auf uns gekommenen Zendbüchern selbst Airyas, ihre ursprüngliche, mit den indischen A. gemeinschaftliche Heimat Airyanem vaêjô (d. i. arischer Same, Ursprung) und das ganze von ihnen besetzte Land Airyâ. Dieses Land Airyâ, wie es in den Berichten der Vendidad begrenzt erscheint, umfaßte außer Baktrien die ganze Osthälfte Persiens und entspricht daher im allgemeinen der Landschaft **Ariana** der griech. und röm. Geographen. Der Umfang der letztern wird sehr verschieden angegeben, indem, außer Gedrosien, Drangiana, Arachosien, Paropamisos, **Aria** (im Zend Harôyu, in den altpers. Keilinschriften Hariwa) und Parthien, einestheils auch Karamanien, anderntheils Baktrien dazugerechnet werden. Selbst die eigentlichen Perser nannten, wie Hellanikos berichtet, ihr Land Aria und die Meder, nach dem Zeugnisse Herodot's, sich selbst «Arier». Auch der Name der Landschaft Elymais im W. Persiens, des biblischen Elam, ist durch Semitisirung der zendischen Namensform Airyama entstanden. König Darius legt sich auf den Keilinschriften den ehrenden Beinamen Ariya, und Ariyatschitra bei. Die Sassaniden betitelten sich «Könige von Irân» (richtiger Erân) und Aniran (d. i. Nicht-Iran, worunter Turan zu verstehen). Noch jetzt heißt Persien Iran, und die Osseten im Kaukasus, die der iranischen Völkergruppe unzweifelhaft angehören, nennen sich in ihrer eigenen Sprache Iron. Jedoch nicht blos bei den Indern und Persern, den beiden jüngsten nächstverwandten Gliedern des großen indogerman. Völker- und Sprachstammes, war das Wort «Arier» der nationale, ehrende Name, sondern es ist bereits nachgewiesen, daß in den Urzeiten auch Griechen und Römer, Slawen und Deutsche, und selbst die Celten den Namen gekannt haben. Man hat deshalb in jüngster Zeit unter den Namen **Arische Völker** und **Arische Sprache** nicht nur die Völker und Sprachen indischen und pers. Stammes zusammengefaßt, sondern denselben auch zum ethnogr. Gesammtnamen für alle Völker und Sprachen indogerman. Stammes erhoben. Auch pflegt man die in Indien eingewanderten brahmanischen und Sanskrit sprechenden Arier als **arische Inder** der von diesen vorgefundenen und im Dekan noch zum großen Theile erhaltenen dravidischen Urbevölkerung entgegenzusetzen. (S. **Indogermanen**.)

Arif Hikmet-Bei, unter den neuern türk. Staatsmännern einer der angesehensten Vertreter des Orientalismus, sowol im Unterricht wie auch in den Regierungsprincipien des Osmanenthums. Er wurde 1786 geboren und widmete sich früh in den Medresses Konstantinopels den theol.-jurist. Studien, welche zu dem Stande der Ulemas vorbereiten. Von Haus aus wohlhabend, machte er auch Reisen in den wichtigern Provinzen, was nicht wenig beitrug, seinen Gesichtskreis über die engen Begriffe eines Softa hinaus zu erweitern. Die Pilgerfahrt nach Mekka hat er während seines langen Lebens siebenmal unternommen. A. trat in das Corps der Ulemas, als die auf der Verbindung mit den Janitscharen beruhende Macht dieses Priesterstandes schon im Sinken war. Als nun Sultan Mahmud im Juli 1826 jene übermüthige Soldateska vernichtete, brach auch die Gewalt der Priesterschaft, welche den Janitscharen jahrhundertelang zum Schilde gedient hatte. Nach türk. Staatsrecht werden die Befehle des Sultans nur durch ein Fetwa des Groß-Mufti legal, und das daraus für die Ulemas sich ergebende Recht der Controle aller Staatsactionen wurde nun infolge der Niederlage der Janitscharen zur bloßen Formalität. Die große Leichtigkeit, mit welcher namentlich der alte Mekkizadeh als Mufti in den letzten Regierungsjahren Mahmud's und den ersten Abd-ul-Medschid's jene Zustimmung ertheilte, erzeugte indeß in der mohammed. Bevölkerung eine Reaction, welcher 1846, nach Mekkizadeh's Tode, A. als ein bei großer Strenggläubigkeit von allen Parteien geschätzter Mann seine Ernennung zum Mufti verdankte. Im Gegensatze zu den europäisirenden Tendenzen der Pforte, glaubte A. in einer Wiederbelebung islamitischer Gelehrsamkeit und Disciplin das Heil der osman. Zukunft zu finden. Der Islam

sollte wieder die herrschende, das Christenthum die unterworfene, die Rajahnation sein, aber die letztere sollte mit Gerechtigkeit und Milde, wie es der Koran vorschreibt, behandelt werden. Es zeigte sich indeß bald, daß der neue Mufti nicht durchzudringen vermochte, indem es ihm nicht einmal in dem ihm direct unterstehenden Ministerium gelang, der wuchernden Corruption, von der das türk. Beamtenthum durch und durch angefressen ist und auf welcher hauptsächlich der Einfluß der Rajahs beruht, zu steuern. Seine Plane verliefen sich in Chicanen gegen einzelne, welche ihn dergestalt misliebig machten, daß er 1854, als durch die engl.-franz. Bundesgenossenschaft im Kriege gegen Rußland die neuern Tendenzen der Pforte wieder die Oberhand gewannen, abgesetzt wurde. Seitdem lebt A. als Privatmann in Konstantinopel und genießt unter seinen Glaubensgenossen einer hohen Achtung, welche er wegen der Lauterkeit seiner Gesinnungen, wegen seiner strengen Sittlichkeit und seiner Gelehrsamkeit auch wohl verdient. A. ist ein türk. Romantiker. Er träumt von einer Zeit, wo der Islam mit Weisheit und Gerechtigkeit den Erdboden beherrschen und die Christenheit glücklich sein wird, in äußerm Wohlleben, aber ohne polit. Rechte, der Segnungen zu genießen, welche der Koran auch den Ungläubigen zusichert. Sein Vermögen hat er namentlich dazu benutzt, eine der bedeutendsten orient. Bibliotheken anzulegen; man schätzt die Zahl der darin befindlichen Manuscripte auf mehr als 12000. Doch werden diese Schätze nach seinem Tode für die Wissenschaft verloren sein, indem er sie als fromme Stiftung an das Heiligthum von Mekka vermacht hat.

Arimaspen ist der Name eines in mystisches Dunkel gehüllten Volks im äußersten NO. der alten Welt. Nach Herodot waren sie Scythen, einäugig, was auch der Name zu besagen scheint, und lebten in stetem Kampfe mit den goldhütenden Greifen, denen sie das Gold zu rauben suchten. Neuere glauben, daß dieser Erzählung die Kunde von goldgrabenden Völkern in Asien, am Altai und der Wüste Gobi zum Grunde liege.

Arīon, ein berühmter Zitherspieler aus Methymna auf Lesbos, um 620 v. Chr., wird von den Alten der Erfinder des Dithyrambus genannt, d. h. er bildete den Bacchusgesang aus, der früher an dem Altare des Gottes von dem Chor gesungen wurde, und machte so den Uebergang von der lyrischen Darstellung zur tragischen Handlung. Einer sinnreichen Sage zufolge, die von Herodot zuerst erzählt, dann von griech. und röm. Dichtern weiter ausgeschmückt und unter andern von A. W. Schlegel zu einer reizenden Ballade verarbeitet wurde, ward A. von dem Beherrscher Korinths, Periander, nach Sicilien und Italien gesandt und erhielt zu Tarent den Preis in einem dichterischen Wettstreite. Als er mit reichen Schätzen in einem korinth. Schiffe heimfuhr, beschlossen die Schiffer aus Habsucht seinen Tod. Apollon aber offenbarte ihm in einem Traume die Gefahr. A. bat, noch einmal seine Kunst üben zu dürfen, und als es ihm gestattet wurde, trat er festlich geschmückt, das Saitenspiel in der Hand, auf das Verdeck und stürzte sich nach dem Gesange in das Meer. Delphine hatten sich, seinen Tönen horchend, um das Schiff versammelt, und einer nahm den Sänger auf den Rücken und trug ihn bis zum Vorgebirge Tänaros, von wo er nach Korinth zurückkehrte. Die Schiffer, die hier erst später ankamen und auf Befragen versicherten, daß A. gestorben sei, ließ Periander an das Kreuz schlagen. A.'s Leier und der rettende Delphin wurden nachmals unter die Sternbilder versetzt und vielfach von Künstlern verherrlicht. Noch zu den Zeiten des Pausanias stand bei Tänaros ein Weihgeschenk des A. aus Erz, welches einen Mann auf einem Delphin reitend darstellte. Auch Künstler späterer Zeit haben diesen Stoff behandelt.

Ariosto (Lodovico), einer der berühmtesten Dichter der Italiener, geb. zu Reggio 8. Sept. 1474, aus einer edeln Familie, zeigte schon als Kind viele poetische Anlagen. Er besuchte die Schule zu Ferrara, widmete sich anfangs, nach dem Wunsche seines Vaters, welcher Mitglied des ersten Gerichtshofs von Ferrara war, mit großem Widerwillen dem Studium der Rechte, dann aber ganz den Schönen Wissenschaften. Plautus und Terenz gaben ihm den Gedanken zu zwei Lustspielen, der «Cassaria» und den «Suppositi». Lyrische Gedichte in ital. und lat. Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart sich auszeichneten, machten ihn dem Cardinal Hippolyt von Este, dem Sohn des Herzogs Hercules I., bekannt. Hippolyt stellte ihn 1503 an seinem Hofe an, bediente sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten und ließ sich auch auf einer Reise nach Ungarn von ihm begleiten. An diesem Hofe begann und vollendete A., mitten unter Zerstreuungen aller Art, in ungefähr 10 J. sein großes und unsterbliches Gedicht «Orlando furioso», dessen Druck 1516 beendigt war. Die Weigerung, den Cardinal auf einer zweiten Reise nach Ungarn zu begleiten, weil er fürchtete, daß das ungesunde Klima auf seine schwache Gesundheit nachtheilig wirken werde, brachte ihn bei diesem in Ungnade, welche in förmlichen Haß überging. Hierauf wurde A. von dem kunstliebenden

Herzog Alfons, einem Bruder des Cardinals, aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber nur kärglich belohnte und ihm 1521 den Auftrag gab, die in der gebirgigen Garfagna ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, was allerdings mehr einer Strafe als einer Gunstbezeugung ähnlich sah. A. endigte glücklich diese schwierige Unternehmung und kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er sich mit der Aufführung seiner Komödien und Vollendung seines «Orlando» beschäftigte und 6. Juni 1533 starb. Er vereinigte mit dem Vorzug einer edeln Gestalt einen sanften Charakter, feine Sitten und einen liebenswürdigen Geist. Er war reich gewesen und liebte den Glanz, mußte sich indeß später mit einem unansehnlichen, noch jetzt in Ferrara vorhandenen Hause begnügen, in welchem er mit zwei seiner Schwestern lebte. Sein «Orlando furioso», der sich Bojardo's «Orlando innamorato» anschließt und ohne diesen nicht in allen Theilen verstanden werden kann, ist ein vollendetes romantisches Epos von glänzender, unerschöpflich reicher Anmuth der Erzählung. Eine rege, stets neu und jugendlich aufstrebende, oft frivole Phantasie athmet durch das ganze Werk und schmückt es mit unverwelklichen Reizen. Dabei zeigt sich eine bewunderungswürdige Kunst in der Verkettung und Verflechtung der Episoden, welche der Dichter oft mit einer nicht zu verkennenden Schalkhaftigkeit abbricht, wieder anknüpft und so durcheinanderschlingt, daß es schwer ist, den vollständigen Inhalt des aus 46 Gesängen bestehenden Gedichts anzugeben. Diese Eigenschaften gesellen A. den großen Meistern des Gesanges bei und erwarben ihm unter seinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen. Außer diesem Epos besitzen wir von A. einige Lustspiele, Satiren und Sonette, ferner eine Sammlung lat. Gedichte, in denen sämmtlich mehr oder minder sein reiches Genie ausgeprägt ist. 1845 machte Giampieri, ein Bibliothekbeamter zu Florenz, bekannt, daß er zu Argenta unweit Ferrara ein von A. eigenhändig geschriebenes Manuscript gefunden, welches ein zweites Heldengedicht desselben, den «Rinaldo ardito» enthalte. Dasselbe behandle, wie der «Orlando», den Kampf Karl's d. Gr. und seiner Paladine gegen die Sarazenen und stehe jenem Meisterwerke auch innerlich würdig zur Seite. Das Manuscript sei indessen verstümmelt und gebe vollständig nur den 3., 4. und 5., unvollständig den 2. und 6. Gesang, während das Ganze ursprünglich 12 Gesänge umfaßt habe. Bald erschien auch das Werk unter dem Titel: «Rinaldo ardito di L. Ariosto, frammenti inediti pubblicati sul manoscritto originale» (Flor. 1846). Die Kritik fand das Werk weder dem Genie noch der vollendeten Form, die A. sonst handhabt, angemessen, vermochte jedoch keine unzweifelhaften Beweise seiner Unechtheit beizubringen. Allerdings erwähnen auch die frühern Biographen A.'s von diesem Gedichte durchaus nichts. Dagegen gibt der Florentiner F. Doni in einem Bücherverzeichnisse von 1551 eine kurze Notiz über dasselbe, und G. Baruffaldi, ein Biograph A.'s aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, will das Manuscript des «Rinaldo» sogar gesehen haben. Der «Orlando» wurde mehrfach ins Deutsche übersetzt, am besten von Gries (5 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1844), von Streckfuß (6 Bde., Halle 1818—26; neue Ausg., unter dem Titel: «Meisterwerke der ital. Dichtkunst», Halle 1841) und Kurz (3 Bde., Stuttg. 1855). Vgl. Fernow, «A. des Göttlichen Lebenslauf» (Zür. 1809). Die älteste, ungemein seltene Ausgabe des Heldengedichts erschien 1516 zu Ferrara. Unter den zahllosen neuern Ausgaben sind besonders die von Molini (5 Bde., Flor. 1821—22; 3 Bde., 1823—24), Panizzi (4 Bde., Lond. 1834), Gioberti (2 Bde., Flor. 1846; 3. Aufl. 1854; 5 Bde., Vened. 1853) und des österr. Lloyd (2 Bde., Triest 1857—59) hervorzuheben.

Ariovist, einer der ältesten deutschen Heerführer, berühmt durch einen Zug nach Gallien und durch einen mörderischen Kampf mit den Römern unter Julius Cäsar. Ums J. 72 v. Chr. riefen die Sequaner in Gallien die Deutschen am Rhein, um ihnen gegen die übermächtigen Aeduer, ihre Nachbarn, Hülfe zu leisten. Derjenige, der zunächst diesem Hülferuf Folge leistete, war A., entsprossen aus einem edeln Geschlecht der Markomannen. Mit einer Heeresmacht von 15000 Deutschen ging er über den Rhein, gewann den Sieg, verlangte und erhielt den dritten Theil des Landes und lud seine Landsleute, die noch in der Heimat waren, ein, daß sie nachkommen und mit ihm das schöne Gallien beherrschen sollten. Die Zahl der Deutschen in Gallien stieg hierdurch bald auf 120000 Mann. Wegen solcher starken Nachzüge oder aus andern Ursachen geriethen die Sequaner mit A. in Händel. Die gallischen Völker verbanden sich, sahen sich aber von A. bei Amagetobria gänzlich geschlagen und genöthigt, Geiseln zu stellen und einen Zins zu zahlen. A.'s Herrschaft in dem von ihm unterworfenen Theile Galliens wurde nach Verhandlungen mit Rom, die zu einem Freundschaftsbündniß führten, anerkannt. Die große Bewegung, welche damals von den Helvetiern ausging, die sich in Gallien eine neue Heimat suchten und als Bundesgenossen der Gallier

auftraten, drohte dem A. sowol wie auch den in Gallien seßhaften und von Julius Cäsar befehligten Römern verderblich zu werden. Letzterer rückte den Helvetiern entgegen, schlug sie bei Bibracte und schickte den Rest in die Berge zurück. Jetzt von den Galliern aufgefordert, sie vor den Mishandlungen A.'s zu schützen, forderte Cäsar den A. zu einer Unterredung auf. Als A. zu erscheinen sich weigerte, ließ Cäsar an ihn die Aufforderung ergehen, keinen Deutschen mehr ins Gallierland zu rufen, den Galliern ihre Geiseln zurückzugeben und dieselben ferner nicht mehr zu bekriegen. A. wies diese Zumuthung stolz zurück. Cäsar zog nun gegen denselben zu Felde und nöthigte ihn, nach einer resultatlosen Unterredung, bei Besontium, dem heutigen Besançon, zu einer Schlacht. Die Deutschen, denen ihre Weiber für diesen Tag Unglück verkündet hatten, unterlagen nach tapferer Gegenwehr der Geschicklichkeit der Römer. Der Rest rettete sich mit ihrem tapfern Führer über den Rhein in ihr altes Vaterland. A.'s Ende ist unbekannt.

Arîsch, El-Arîsch, eine ägypt. Stadt und die Grenzfestung gegen Palästina, auf einem Felsen am Mittelmeere und dem Wadi el-A., das schon im Alten Testamente als «Bach Aegyptens» und die Grenze des Landes bezeichnet wird, und an dem in dieser Gegend die Grenzstadt Rhinocolura lag. A. bildet mit seinen 1000 E. einen eigenen Verwaltungsbezirk unter dem Festungsgouverneur. Im Mittelalter wird der Ort Laris genannt. Hier fand 22. März 1118 König Balduin von Jerusalem seinen Tod. Auf der Höhe von A. erfochten die Venetianer 1123 einen Seesieg. Am 20. Febr. 1799 wurde die Festung von den Franzosen unter Kleber eingenommen, 29. Dec. aber von den Briten und Türken zurückerobert. — El-Arîsch oder El-Araisch, bei den Europäern Larasch (franz. Larache) genannt, heißt auch eine befestigte Stadt an der atlantischen Küste von Marokko, 12 M. südlich von Tanger. Die Stadt ist Hauptort der Provinz Azgar und liegt sehr malerisch auf zwei Hügeln am südl. Ufer des Luccos oder El-Kos, dessen Mündung ohne die vorliegenden Sandbänke hier größere Seeschiffe aufnehmen könnte. Der Platz hat schlechterhaltene Ringmauern, eine stattliche, von Säulenarcaden gestützte Börse oder Kaufhalle der Getreidehändler, die aus der Zeit der Portugiesen stammt, einen Bazar, eine schöne Moschee, ein halbverfallenes Schloß des Gouverneurs, manche andere Ruinen und zählt etwa 3000 maurische E. nebst 20 Judenfamilien. Die Ausfuhrproducte sind besonders Getreide, auch Wolle, Häute, Bohnen und Kork. Die Umgegend ist gut angebaut, reich an Oliven, Orangen und Granaten, aber sumpfig und ungesund. A. ist wahrscheinlich das alte Lixus am Flusse Lixus, hat aber nur an der Küste, in der Nähe des Castells, einige röm. Baureste. Es gehörte 1610—81 den Portugiesen und hatte früher einen bedeutenden Ausfuhrhandel. Der Stadt schräg gegenüber, etwas oberhalb auf dem rechten Ufer des Luccos, liegen die Ruinen der phöniz. Colonie Lex oder Lix, welche arabisch Teschemis heißen. Die zum Theil erhaltene Ringmauer des Orts besteht aus mächtigen Quadersteinen, ist stellenweise 10 F. dick und stammt größerntheils aus der punischen, anderntheils aus der röm. Zeit. Wahrscheinlich waren es die Vandalen, welche die Stadt zerstörten. In dem von wildem Gestrüpp überwachsenen Ruinenfelde erkennt man noch die Reste eines Thurms und anderer röm. Gebäude, und neuerdings hat H. von Maltzan einen Grabstein mit phöniz. Inschrift daselbst ausgegraben. Zur Römerzeit waren ohne Zweifel beide Lixus noch bewohnt. An die Mündung des Flusses verlegten die Alten die wunderbare Insel und die Gärten der Hesperiden, nach denen der Lixus auch wol Hesperides genannt wurde. Die wirklich dort befindliche Insel ist 600 F. lang und 120 F. breit, aber keineswegs flach, wie die alten Geographen sie beschreiben.

Arista, botanischer Kunstausdruck, s. Granne.

Aristänětus (griech. Aristainetos) von Nikäa, Zeitgenosse des berühmten Sophisten Libanius (s. d.), obwol von andern in die zweite Hälfte des 5. Jahrh. gesetzt, kam 358 n. Chr. bei dem Erdbeben in Nikomedia um. Gewöhnlich wird er für den Verfasser einer Sammlung von 50 griech. erotischen Briefen in zwei Büchern gehalten, welche zwar nur briefliche Ueberschriften haben, aber sehr zierliche und doch kunstlose Erzählungen und Beschreibungen meist üppiger Gegenstände enthalten. Aus der einzigen bekannten, zu Wien befindlichen Handschrift gab dieselben zuerst Sambucus (Antw. 1566), dann Abresch (Zwoll 1749) und Boissonade (Par. 1822) heraus. Ins Deutsche übersetzte sie Herel (Altenb. 1770).

Aristarchi (Nikolaus), türk.-griech. Staatsmann, aus einer angesehenen Phanariotenfamilie, wurde 1800 in Konstantinopel geboren. Schon sein Vater Stawraki war türk. Staatsbeamter und schwang sich zu dem früher so einflußreichen Posten eines Pfortendolmetschers auf, welcher nach ihm keinem Christen mehr verliehen worden ist. Unter solchen

Umständen trat auch der Sohn Nikolaus A. frühzeitig in die sich seinen Stammgenossen eröffnende Laufbahn, deren letztes Ziel die Hospodarate der Donaufürstenthümer waren. Schon mit 18 J. war er Siegelbewahrer des Fürsten Soutzo in der Walachei. Aber der griech. Aufstand von 1821 fuhr bald darauf über die wohlhabende und üppige phanariotische Aristokratie, obwol sie im großen und ganzen weit entfernt gewesen war, sich dabei zu betheiligen, wie ein verwüstender Sturmwind hin. A.'s Vater wurde nach Kleinasien ins Exil geschickt und bald darauf in Boli auf Befehl des allmächtigen Günstlings Chalet-Efendi hingerichtet, das Vermögen aber confiscirt. A. war dem Vater gefolgt, und es gelang ihm, unbemerkt zu bleiben, bis die Aufregung in der mohammed. Bevölkerung Konstantinopels sich gelegt hatte, sodaß er die Rückkehr wagen konnte. Mit dem Fatalismus eines Orientalen wandte er sich nun sofort derselben Bahn zu, welche eben noch so viele seiner Angehörigen ins Verderben geführt hatte, auf welcher ihm aber allerdings mehr Glück zutheil geworden ist. Sultan Mahmud konnte dem Chalet-Efendi die Christenschlächterei von Konstantinopel, welche sich als ein großer polit. Fehler herausstellte, nicht vergessen, und es gelang Chalet's Feinden und Neidern, dem alten Chosrew-Pascha und Ahmed Fewzi-Pascha, ihn zu stürzen. A. schloß sich als dienender Bundesgenosse hauptsächlich dem letztern an, dessen die Russen sich 1833 als Vermittler bedienten, um den Sultan, im Widerspruch mit allen Patrioten seines Reichs, zum Abschluß des staatsgefährlichen Tractats von Hunkiar-Skelessi zu bewegen, der ferner 1839 während des Kriegs der Pforte mit Mehemed-Ali von Aegypten als Großadmiral die Flotte seines fürstl. Wohlthäters verrätherischerweise dem Feinde zuführte und in Konstantinopel immer für an Rußland verkauft galt. Ueberdies war dieser Ahmed ein Mensch von gemeiner Herkunft, wol intriguant, aber aller eigentlichen Bildung fremd, vor allem von großer Habsucht beherrscht, und es ist wol nicht in Abrede zu stellen, daß der feine und gewandte Grieche ihn oft schob, wo der Pascha in seiner polit. Thätigkeit selbst zu schieben glaubte. Durch diese Verbindung gelangte A. noch bei ziemlicher Jugend zu dem Amte eines Großlogotheten, das ungefähr dem eines Kanzlers des griech. Patriarchen entspricht, welches aber in seinen Händen allmählich, unter theilweiser Verdunkelung des alten Kirchenregiments, zu der beschränkten Beherrschung der 6,600000 Gräcoslawen der Türkei gedieh, womit einst der Eroberer Konstantinopels die Patriarchen belehnt hatte. A. vermittelte seitdem bei der Pforte die nationalen und kirchlichen Anliegen ihrer orthodoxen Unterthanen, auch soll bei den häufigen Ab- und Einsetzungen der Patriarchen und Bischöfe sein Einfluß in der Regel maßgebend gewesen sein. Später wurde er zugleich Kapukiaja, d. i. Geschäftsträger, des Fürsten Alexander Ghika von der Walachei. Lange Zeit hat A. für einen warmen Anhänger Rußlands gegolten, und sowol die russischerseits auf ihn gehäuften Wohlthaten, als auch seine Bemühungen um die Förderung der russ. Politik beim Abschlusse des Vertrags von Hunkiar-Skelessi und sonst berechtigten zu dieser Ansicht. In der türk. Beamtenwelt war er deshalb wiederholt sehr unbeliebt, aber die Geschicklichkeit, mit welcher er immer die bestimmenden Persönlichkeiten ausfindig zu machen und sich ihnen anzuschließen wußte, half ihm stets über die Schwierigkeiten seiner Stellung hinweg.

Aristarchos von Samos, ein berühmter Astronom, zwischen 281 und 264 v. Chr., vereinigte theoretische und praktische Kenntnisse auf die seltenste Weise. Seine Werke sind sämmtlich verloren gegangen bis auf eine kleine Schrift «Von der Größe und den Entfernungen der Sonne und des Mondes», zuerst lateinisch herausgegeben von Valla (Ven. 1488), dann griechisch von Wallis (Oxf. 1688). In dieser Schrift zeigt er die Methode, das Verhältniß der Entfernungen der Sonne und des Mondes von der Erde durch den Winkel zu bestimmen, welchen beide Gestirne in dem Auge des Beobachters zu der Zeit bilden, in welcher der Mond genau halb beleuchtet erscheint, und in welcher daher der Winkel an dem Monde ein rechter ist. Nach dem Zeugnisse der Alten bestimmte er den scheinbaren Durchmesser der Sonne auf 30 Min., und lehrte mit den Pythagoräern die kreisförmige Bewegung der Erde um die Sonne. Vitruv nennt ihn noch als Erfinder einer concaven Sonnenuhr.

Aristarchos aus Samothrake, der berühmte alexandrinische Grammatiker, lebte zu Alexandria um 150 v. Chr., wo er eine eigene Schule der Grammatik und Kritik stiftete. Ptolemäus Philometor vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder an. Er starb, an einer unheilbaren Krankheit leidend, den freiwilligen Hungertod, 72 J. alt, in Cypern. Sein ganzes Leben war der Kritik griech. Dichter, besonders des Homer, gewidmet, dessen gegenwärtige Gestalt wir neben Aristophanes und seinem Gegner Krates Mallotes vorzüglich seinem Fleiß und Urtheil verdanken. Vgl. Lehrs, «De Aristarchi studiis Homericis» (Königsb. 1833). Seine kritischen Bemerkungen sind in den Scholien zu Homer, besonders in den von Villoison her-

ausgegebenen, zerstreut. Die Strenge der Kritik des A. machte, daß man scharfsinnige und gelehrte, aber strenge Kunstrichter nach ihm Aristarche nannte.

Aristäus (griech. Aristaios), d. h. der Beste, ist der Name einer griech. Gottheit, die aus den ältesten Zeiten des griech. Götterlebens stammt, weithin über Griechenland verbreitet war, und deren Mythus daher ziemlich dunkel ist. Nach der gewöhnlichen Sage war A. ein Sohn des Apollo und der Kyrene, der Enkelin des Flußgottes Peneios in Thessalien. Dieselbe gebar den A. an der Küste von Libyen in Afrika, welche von ihr den Namen Kyrenaika erhielt. Hermes übergab das Kind den Horen, den Vorsteherinnen der bürgerlichen Cultur, zur Erziehung, oder nach einer andern Sage waren es die Nymphen Melissä (d. h. Bienen), die das Kind mit Nektar und Ambrosia großzogen und es dann dem Cheiron zur Erziehung überlieferten. Von Libyen ging A. nach Theben, wo er von den Musen in der Heil- und Wahrsagekunst unterrichtet wurde und sich mit der Tochter des Kadmos vermählte. Nach dem unglücklichen Tode seines Sohnes Aktäon wandte er sich nach der Insel Keos, wo er die Einwohner von einer großen Dürre des Landes befreite, indem er dem Zeus Ikmaios (d. h. dem Feuchtigkeitspendenden) Altäre errichtete. Von dort durchwanderte er die Inseln des Aegäischen Meeres, Sicilien, Sardinien und Großgriechenland, überall die Spuren seines wohlthätigen Wirkens zurücklassend. Zuletzt ging er nach Thrazien zum Dionysos, in dessen Geheimcultus er eingeweiht ward. Vorzüglich pries ihn das Alterthum als Erfinder und Pfleger der Bienenzucht (daher Melisseus genannt) und des Oelbaumes, als Beschützer der Jäger (Agreus) und Hirten (Nomios). Virgil erzählt noch von ihm, daß seine Liebe zur Eurydike, der Gattin des Orpheus, dieser den Tod brachte, indem er sie bis zu einem Flusse verfolgte, wo sie von einer giftigen Schlange gebissen wurde. Zur Strafe verlor er seine Bienen; doch den Verlust ersetzten ihm neue Schwärme, die sich in den Leibern der von ihm geschlachteten Rinder nach neun Tagen erzeugten. Die spätere Kunst identificirt den A. oft mit den höhern Gottheiten Zeus, Apollon und Dionysos. Auf alten Münzen wurde er nach seinen verschiedenen Geschäften, bald dem Zeus, bald dem Apollon ähnlich, mit einer Schlange oder einem Lorber dargestellt. Auf der Rückseite erblickt man bald eine Biene, bald eine Traube. — A. oder A r i s t e a s, der Prokonnesier genannt, ist eine ganz fabelhafte Persönlichkeit des Alterthums, die man etwa den Ewigen Juden des griech. Volksglaubens nennen könnte. Zuerst tritt A. als Lehrer des Homer auf. Später, etwa im 8. Jahrh. v. Chr., wurde er in Prokonnesos, einer Insel im Marmarameere, geboren und wanderte, von Apollo begeistert, zu den Issedonen im innern Asien, dann zu den Arimaspen, den goldbewachenden Greifen, und den Hyperboreern. Er starb bei seiner Rückkehr in die Heimat; allein ein Reisender versicherte, A. sei ihm unterwegs begegnet und habe mit ihm gesprochen. Man suchte den A. hierauf in dem verschlossenen Hause, fand ihn aber nicht. Sieben Jahre darauf erschien er wieder und schrieb die «Arimaspeia», ein Gedicht in drei Büchern, das viele, von Herodot und andern benutzte geogr. Notizen über die Völker des nördl. innern Asiens enthielt, seinem Hauptinhalte nach aber wol theosophisch war. Hierauf ward er unsichtbar; doch 340 J. später sah man ihn wieder zu Metapontum im südl. Italien, wo er den Einwohnern den Rath ertheilte, dem Apollon einen Altar, ihm aber eine Statue zu errichten, weil er den Apollon in Gestalt eines Raben begleitet habe, als jener ihre Stadt gegründet. Dann verschwand er für immer. In den Streitigkeiten der ersten christl. Kirche wurden von den Heiden die Sagen über A. den Wundern Jesu entgegengesetzt.

Aristea nannte der span. Botaniker Cavanilles eine Pflanzengattung aus der Familie der Irideen oder Schwertlilien und aus der 3. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, deren Arten am Vorgebirge der guten Hoffnung wachsen. Dieselben sind ausdauernde Kräuter, haben lineale oder schwertförmige Blätter, einen blattlosen, meist zweischneidigen Stengel und in endständige Köpfchen, selten abwechselnd gestellte Blüten, welche mit einem trockenen Scheidenblatt umhüllt sind und aus einem unterständigen, dreifächerigen Fruchtknoten und daraufstehendem, kurzröhrigem, sechstheiligem Perigon mit drei Staubgefäßen bestehen. Mehrere Arten, z. B. A. cyanea, mit himmelblauen Blütenköpfchen, A. capitata, mit ebenfalls blauen Blüten in Köpfchen, A. spiralis, mit abwechselnd gestellten, bläulichweißen Blumen, welche sich während der Nacht spiralig zusammenwickeln, werden in den Gewächshäusern als Zierpflanzen cultivirt. Man nennt sie B o r s t e n l i l i e n.

Aristĕas, ein Grieche, welcher der gewöhnlichen Erzählung nach im 3. Jahrh. v. Chr. am Hofe des Ptolemäus Philadelphus lebte und von diesem den Auftrag erhielt, die 70 Männer aus Jerusalem zu holen, die nachher durch die griech. Uebersetzung des Alten Testaments bekannt geworden sind. Den Ursprung und die weitere Geschichte dieser Uebersetzung finden wir

in einer eigenen Schrift mitgetheilt, die bereits im 1. Jahrh. n. Chr. bekannt war und am besten von Hody (in «De bibliorum textu originali», Orf. 1705) und Dale (in «Dissertatio super Aristea», Amst. 1705) herausgegeben wurde. Als den Verfasser derselben bezeichnete man früher jenen A.; doch hat die neuere Kritik dieselbe für das Machwerk eines alexandrinischen Juden, der jedoch noch v. Chr. gelebt haben muß, einstimmig erklärt. Die Absicht der Erfindung ist wahrscheinlich die Hebung des Ansehens der alexandrinischen Uebersetzung.

Aristida, von Linné benannte Grasgattung aus der 3. Klasse, 2. Ordnung, seines Systems, welche dadurch ausgezeichnet ist, daß die untere Kronenspelze an den Rändern eingerollt und verhärtet ist und in eine dreitheilige Granne ausläuft. Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung bewohnen vorzugsweise die Tropenländer; nur eine Art, A. coerulescens Desf., wächst außer in Afrika auch im südl. Spanien. Sie sind alle höchst zierliche und elegante Gräser, weshalb sie nicht selten zur Zierde in Gewächshäusern cultivirt werden.

Aristides, athenienſischer Staatsmann und Feldherr, der Gerechte genannt, war des Lysimachos Sohn und stammte aus einer der angesehensten Familien Athens. Er war einer der zehn Anführer (Strategen) der Athener, als diese mit den Persern bei Marathon 490 v. Chr. zusammentrafen. Der bestehenden Einrichtung zufolge führte jeder Strateg in der Reihe einen Tag den Oberbefehl. Da aber A. den Nachtheil dieses Wechsels einsah, so bewog er die übrigen Strategen, daß jeder seinen Tag dem Miltiades abtrat, und durch diese Maßregel besonders ward die Schlacht gewonnen. Das Jahr darauf war A. Archon und erwarb sich auch in diesem Amte die allgemeine Achtung. Doch wußte Themistokles (s. d.), dessen politischem Plane, Athen zur Seemacht zu bilden, er entgegenstand, es namentlich durch die Verbreitung des Gerüchts, A. strebe nach Alleinherrschaft, dahin zu bringen, daß dieser 483 v. Chr. durch den Ostracismus (s. d.) verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Versammlung, welche A.' Verbannung aussprach, neben ihm stand, ohne ihn zu kennen, sich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen des A. auf seine Scherbe zu schreiben, wodurch er für dessen Verbannung stimmen wollte. «Hat dich A. beleidigt?» fragte dieser. «Nein», antwortete jener, «aber ich bin es müde, ihn stets den Gerechten nennen zu hören.» A. unterwarf sich mit Würde dem Urtheil, und verließ die Stadt, indem er die Götter bat, sie möchten verhüten, daß je sein Vaterland diese Maßregel bereue. Als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahllosen Heere Griechenland angriff, eilte A., nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, auf die Nachricht, daß die griech. Flotte bei Salamis von der persischen umzingelt sei, sogleich herbei, um Themistokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraute ihm Themistokles, daß er sich dieses Gerüchts nur als einer Kriegslist bedient habe, um die Trennung der griech. Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn theil an dem Kriegsrathe nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu schlagen beschloß, besetzte A. vorsorgend die kleine Insel Psyttalia, wo diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. Nach dem Siege wurde das Verbannungsurtheil gegen ihn wieder aufgehoben. Als im folgenden Jahre (479) Mardonius, der noch mit einem großen Landheer in Griechenland war, den Athenern Friedensanträge machen ließ, verwarfen sie dieselben auf den Rath des A. sofort. In der Schlacht bei Platää 479 befehligte er die Athener und trug viel zu dem Siege bei. Auf seinen Antrag ward 477 das Gesetz erlassen, welches die Schranken aufhob, wodurch ein Theil der Bürger bisher von den öffentlichen Aemtern und Würden fern gehalten worden war. Als Themistokles angekündigt hatte, daß er einen für die Republik sehr wichtigen Plan habe, den er aber nicht in öffentlicher Versammlung bekannt machen könne, beauftragte man A., sich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die sämmtlichen in einem benachbarten Hafen versammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Athenern die Herrschaft auf dem Meere zu sichern. A. sagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter sei als des Themistokles Plan, und man verwarf ihn ohne weiteres. Als um das J. 475 der Uebermuth des Pausanias die Bundesgenossen zum Abfall von Sparta bewog und demnach Athen die Hegemonie zur See erhielt, ward dem A. die Ordnung der hierauf bezüglichen Verhältnisse übertragen. Um die Fortsetzung des Kriegs gegen die Perser bestreiten zu können, bewog er die Verbündeten, eine Bundeskasse in Delos zu errichten. A. starb in hohem Alter, 467 v. Chr., so arm, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. Er hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, um die Verdienste des Vaters in ihnen zu ehren, ausstattete, und einen Sohn, Lysimachos, welchem 100 Minen in Silber, einige Grundstücke und ein täglicher Gehalt von vier Drachmen bewilligt wurden. Das Leben des A. ist von Cornelius Nepos und Plutarch beschrieben worden.

Aristides (Aelius), ein Rhetor oder Sophist des 2. Jahrh. n. Chr., geb. 117 oder 129 zu Hadrianopolis in Mysien, gest. um 189, ist berühmt durch seine Reisen in Asien, Griechenland, Italien und Aegypten bis Aethiopien. Als 178 ein Erdbeben die Stadt Smyrna zerstört hatte, bewirkte er durch seine Beredsamkeit beim Kaiser Antoninus eine reichliche Unterstützung zum Wiederaufbau, wofür ihm die Einwohner eine eherne Statue und den Namen eines Erbauers von Smyrna zuerkannten. Als Redekünstler strebte er die alten Muster nachzuahmen. Wiewol er in Erfindung und Ausdruck die Fehler der spätern Sophisten hat, so fehlt es ihm doch nicht an eigenthümlicher Kraft und Schönheit. Das Alterthum bewunderte den Reichthum, die sinnreiche Ausbildung und die Stärke seiner Beweisgründe. Wir besitzen von ihm, mit der später von Morelli aufgefundenen Rede gegen den Leptines (Vened. 1785), und der von Mai entdeckten Rede gegen Demosthenes, deren Echtheit aber Foß (Altenb. 1842) bestreitet, gegenwärtig 55 Reden und Declamationen und eine theoretische Schrift über öffentliche und einfache Beredsamkeit. Die neueste vollständige Ausgabe ist von W. Dindorf (3 Bde., Lpz. 1829); «Scholia» gab Frommel heraus (Frankf. 1828).

Aristides aus Milet, lebte wahrscheinlich im 1. oder 2. Jahrh. v. Chr. und schrieb die sog. «Milesischen Geschichten». Es waren dies fortlaufende Erzählungen, freie Producte der Phantasie, deren Schauplatz das reiche und üppige Milet war, in der Art unserer Romane und Novellen. Sie waren sehr schlüpfrigen Inhalts, wurden aber im Alterthume viel gelesen und von Sisenna im 1. Jahrh. v. Chr. ins Lateinische übersetzt; doch hat sich weder vom griech. Original noch von dieser lat. Uebersetzung irgendetwas erhalten.

Aristides aus Theben, Sohn des Aristodomos, einer der berühmtesten Maler des alten Griechenland, war der Schüler des Euxenidas und des Nikomachos, seines Bruders, und lebte zur Zeit des Apelles. Er gilt für den ersten griech. Maler, der in seinen Bildern auch die Leidenschaften auszudrücken versuchte. Besonders gerühmt in dieser Beziehung wird die Darstellung eines Kranken, sowie die einer Mutter, welche, bei der Erstürmung einer Stadt verwundet, noch sterbend ihren Säugling von der Brust abhält, damit er nicht Blut statt der Milch trinke. Letzteres Gemälde brachte Alexander d. Gr. nach seiner Vaterstadt Pella. Die Gemälde des A. wurden in Griechenland mit ungeheuern Summen bezahlt.

Aristippus (griech. Aristippos), der Stifter einer berühmten philos. Schule unter den Griechen, die nach seiner Vaterstadt Cyrene in Afrika die Cyrenaische genannt ward, lebte um 380 v. Chr. Von seinem begüterten Vater nach Olympia geschickt, hörte er von Sokrates und ward so begierig, dessen Schüler zu werden, daß er nach Athen eilte. Die speculative Philosophie und die mathem. Wissenschaften achtete er gering; in der Moral aber machte er, seiner heitern Gemüthsart folgend, einen durch Bildung veredelten Genuß zum Gegenstand des Strebens, und faßte dabei des Sokrates Lehre einseitig, ja unrichtig auf. Seine Hauptsätze waren: alle Empfindungen des Menschen lassen sich auf Vergnügen und Schmerz zurückführen; sie sind die einzigen Kriterien des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Das Vergnügen ist eine sanfte, der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Wesen suchen das erstere und vermeiden das letztere. Die Glückseligkeit ist nichts anderes als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zusammengesetztes, dabei aber weder eine rüstige Thätigkeit noch ein besonderes Maß ausschließendes Vergnügen, und da es das Ziel aller menschlichen Bestrebungen ist, so soll man sich keiner Art des Vergnügens entziehen. Sokrates, der diese Lehren nicht billigte, stritt mit ihm oft darüber. A. machte mehrere Reisen nach Sicilien und fand dort bei Dionys die wohlwollendste Aufnahme. Zu Korinth lockten ihn die Reize der berühmten Laïs an, mit der er in große Vertraulichkeit trat. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib so viel Geld verschwende, welches sich dem Diogenes unentgeltlich ergebe, antwortete er: «Ich bezahle sie, daß sie mir ihre Gunst gewähren, nicht, daß sie sie andern versagen soll.» Zu einer andern Zeit sagte er: «Ich besitze sie, sie nicht mich.» Es ist nicht wahrscheinlich, daß A., wie Diogenes Laërtius erzählt, nach seiner Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe. Seine Lehre ward blos von seiner Tochter Arete und von seinem Enkel A. dem Jüngern (Metrodidaktos) fortgepflanzt. Letzterer soll insbesondere das Vergnügen in der Sinnenanregung für das höchste Gut erklärt haben. Er und die folgenden Cyrenaiker bildeten diese Genußlehre aus und wurden daher auch Hedoniker genannt. Wann A. gestorben, ist unbekannt. Seine Schriften sind verloren gegangen. Wieland's histor.-philos. Roman: «A. und einige seiner Zeitgenossen», gibt eine höchst anziehende Schilderung des Lebens und der in Ausübung gebrachten Grundsätze des liebenswürdig-sinnlichen Philosophen, der durch jenes Ziel und durch die Gewandtheit seiner Bildung im geraden Widerspruche mit Antisthenes

und der Cynischen Schule stand. Nach dem Geburtsorte des A. nannte man seine Anhänger auch Cyrenaiker (s. d.). Vgl. Wendt, «De philosophia cyrenaica» (Gött. 1842).

Aristobūlus, (griech. Aristobulos), ein alexandrinischer Jude unter Ptolemäos Philometor, um 175 v. Chr., der 2 Makk. 1, 10 vorkommt und zur peripatetischen Schule gerechnet wird. Die Kirchenväter stellen ihn als den eigentlichen Stifter der jüd. Philosophie zu Alexandrien dar. Sein Hauptwerk «Exegetica» in griech. Sprache, besonders von Clemens von Alexandria und Eusebius oft erwähnt, ist bis auf wenige Bruchstücke untergegangen. In diesen Bruchstücken wurde indeß schon von Cudworth, Mosheim u. a. ein merkwürdiges, geschichtlich auch für die Kirche sehr bedeutendes Falsum geahnt und später von Valckenaer in der Abhandlung «De Aristobulo Judaeo» (herausg. von Luzac, Leyd. 1806) nachgewiesen. Eine Menge theol. Stellen der ältesten griech. Dichter, des Linos, Musäos, Orpheus, Homer und Hesiod, deren sich auch die Kirchenväter häufig und bedeutungsvoll bedienten, werden nämlich bald unter den Namen jener Dichter, bald, namentlich bei Eusebius, unter dem des A. citirt. Da nun die Unechtheit jener Stellen überhaupt und längst schon eingeleuchtet hatte, indem sie zum Theil in Formeln des Alten Testaments und durchaus nicht in antik-griech. Weise von der Gottheit sprechen, so lag es sehr nahe, daß man dem A. eine Fälschung beimaß, dergleichen in der spätern Zeit wiederholt vorkamen. Der Zweck des ganzen Werks war kein anderer, als darzuthun, daß die heil. Schriften des Alten Testaments in Hinsicht der Weisheit den Werken der Griechen nicht nur nicht nachständen, sondern sogar die Quelle derselben seien. Dasselbe suchte, jedoch ohne sich der Zeugnisse des A. zu bedienen, zuerst Tatian im 2. Jahrh. in seiner «Rede an die Heiden» auszuführen.

Aristogīton, s. Harmodius und Aristogīton.

Aristokratie (griech. Aristokráteia, von ἄριστος, der Beste, und κρατεῖν, herrschen) bedeutet eigentlich die Herrschaft der Besten, ein Zustand, der in den Theorien von einem idealen Staate (wie z. B. der Republik des Plato) als der vorzüglichste mit Recht geschildert wird, in der Wirklichkeit aber nicht so leicht herzustellen und daher auch nicht als Bürgschaft oder Grundlage bestimmter staatlicher Einrichtungen vorauszusetzen ist. Wie tief in der Menschennatur das Streben nach Auszeichnung, nach einer beherrschenden Stellung begründet liege, welche naturgemäßen und guten, aber auch welche zum Theil sehr unnatürlichen und schädlichen Folgen dieser Trieb für die bürgerliche Gesellschaft und den Staat mit sich führen könne, dies beweist die Geschichte des Adels zu allen Zeiten. Adel (s. d.) und A., adelich und aristokratisch sind verwandte und wenigstens zum Theil einander deckende Begriffe: man spricht abwechselnd von einem Geburtsadel und einer Geburtsaristokratie, von einem Geldadel und einer A. des Geldes, des Reichthums (wofür man auch wol ein anderes griech. Wort, Plutokratie, oder auch Timokratie gebraucht), von einem Geistesadel und einer A. des Geistes u. s. w. Auch versteht man unter A. als Stand gewöhnlich in erster Linie den Geburtsadel, wennschon nicht immer ausschließlich. Was also vom Adel gilt, findet hier zumeist wieder seine Anwendung. Allein in mancher Beziehung reicht doch der Begriff A. weiter als der Begriff Adel. Ein aristokratischer Zug (ohne daß dabei von einer wirklichen ständigen oder kastenmäßigen Absonderung die Rede wäre) kommt fast überall im Staate und in der Gesellschaft zum Vorschein und ist, wenn er nur in der richtigen Weise und Beschränkung auftritt, ebenso berechtigt, wie nach der andern Seite hin der demokratische. Schon im kleinen pflegt jeder Verein, jede Association die Betreibung ihrer Angelegenheiten und die Führung des Ganzen einer Minderzahl, einem Ausschuß, Vorstand oder dgl. anzuvertrauen, solchen, die man für die Tüchtigsten, Geeignetsten hält, also einer Art von A. In der Gemeinde, im Bezirke, endlich für den ganzen Staat wiederholt sich dasselbe, indem aus der Masse der Gleichberechtigten durch deren eigene Wahl und freien Willen Vertreter, Vorsteher, Abgeordnete u. s. w. bestellt werden, denen jene eine gewisse Herrschaft über sich, einen maßgebenden Einfluß auf die gemeinsamen Angelegenheiten überlassen. Vom einseitig demokratischen Standpunkte hat man bisweilen gegen diese Art von A. Einspruch erhoben, hat z. B. der Autorität geregelter Gemeinde- oder Volksvertretungen die Beschlüsse und Forderungen sog. «souveräner», oft sehr tumultuarisch zu Stande gebrachter Volksversammlungen entgegengestellt. Ebenso ist die geistige A. der Bildung, welche sich geltend macht auch ohne äußeres Mandat, von demokratischen Ultras nicht selten mit jenem Fanatismus der Roheit verfolgt oder geschmäht worden, welcher die Gleichheit aller darin zu finden glaubt, daß er alles Hohe erniedrigt, während die allein vernünftige und eines Culturvolks würdige Gleichheit vielmehr darin besteht, daß jedem Niedern der Weg geöffnet wird, um zu dem Höhern durch eigene Kraft emporstreben zu können. In diesem Sinne war der Titel Aristokrat (ab-

gekürzt Aristo) in der franz. Revolution nicht blos ein Schimpfwort, sondern eine gefährliche Anklage gegen jeden, der sich durch Bildung und Gesittung von der Menge und ihren Führern abschied. Eine wichtige Frage ist: ob neben jener Art von A., welche lediglich aus der freien Wahl der Gesammtheit und der Schätzung der öffentlichen Meinung selbst hervorgeht, noch ein besonderes, im Wege der Gesetzgebung ein für allemal zu bestimmendes und abzugrenzendes aristokratisches Element im Staate nothwendig oder doch ersprieslich sei. In den meisten Staaten bestand ein solches von früh her in der Form einer A. der Geburt oder des großen geschlossenen Grundbesitzes, und in vielen besteht es noch unter dieser geschichtlichen Form. Aber auch da, wo man nicht geneigt war, solche histor. Rechte anzuerkennen, oder wo es dergleichen gar nicht gab, hat man doch zum Theil zweckmäßig befunden, ein aristokratisches Element im Schose der gesetzgebenden Gewalt oder der Landesvertretung zu schaffen. So hat man in Belgien und Portugal, mit gänzlichem Absehen von der, obschon dort vorhandenen, Geldaristokratie, einen Senat durch Wahl, aber mit hohem Census und Alter für die Wählbarkeit errichtet. Aehnliches hat man sogar in den einzelnen Staaten der großen nordamerik. Republik gethan, und in Norwegen läßt man aus dem allgemeinen Storthing durch Wahl ein Viertel als Lagthing hervorgehen. Diese Uebereinstimmung in den Einrichtungen so vieler verschiedener Staaten, darunter die in Cultur und polit. Bildung vorgeschrittensten, deutet auf ein reelles, tieferes Bedürfniß des Staats- und Gesellschaftswesens hin, dem demokratischen oder beweglichen Element ein aristokratisches oder conservatives (im guten Sinne) als ausgleichend gegenüberzustellen. In diesem Sinne sind daher auch solche Einrichtungen gutzuheißen, immer vorausgesetzt, daß die auszeichnende Stellung und Geltung, welche einem solchen aristokratischen Elemente gegeben wird, nicht von der Art sei, um eine, die allgemeine Gleichheit oder den stetigen Fortschritt des Staats gefährdende Sonderstellung oder Ausschließlichkeit herbeizuführen.

Aristolochia, Linné'sche Pflanzengattung aus der 20. Klasse des Sexualsystems und aus der Familie der nach ihr benannten Aristolochiaceen. Die Aristolochien sind ausdauernde Kräuter oder Holzgewächse mit aufrechten oder schlingenden Stengeln oder Stämmen, abwechselnden, gestielten Blättern von vorherrschend herzförmiger Gestalt und kurzgestielten, achselständigen Blüten mit unterständigem Fruchtknoten und röhrigem, unregelmäßigem Perigon, welches sich über dem Fruchtknoten bauchig erweitert, dann verschmälert und an seiner Mündung entweder einseitig in eine Zunge ausgezogen ist oder einen horizontal ausgebreiteten, tellerartigen Saum hat. Im Innern der bauchigen Erweiterung befindet sich eine dicke, kurze Griffelsäule mit sechs ringsherum angewachsenen Staubbeuteln. Die europ. Arten sind Kräuter mit aufrechtem oder hin- und hergebogenem Stengel und kriechendem oder knolligem Wurzelstock. In Deutschland kommt nur A. Clematitis L., Osterluzei genannt, vor, welche einen kriechenden Wurzelstock und zu fünf bis sieben in den Blattwinkeln stehende, etwa 1 Zoll lange Blüten mit schmuziggelbem, leichtgekrümmtem, in eine Zunge auslaufendem Perigon besitzt. Dieses Kraut findet sich vornehmlich in Weinbergen mit kalkigem Boden. Ihre, ätherisches Oel, einen eigenthümlichen Bitterstoff (Clematidin), eine flüchtige Säure (Aristolochiasäure), ein Harz, einen gelben Farbstoff u. s. w. enthaltende Wurzel war früher und ist zum Theil noch officinell. Sie ist gegen Gicht, Asthma, Bluthusten, Lungenschwindsucht und Krankheiten des Uterinsystems angewendet worden und wird noch äußerlich zu Einspritzungen und Umschlägen gebraucht. Zu ähnlichen Zwecken dienen die knolligen Wurzelstöcke zweier südeurop. Arten, der A. longa L. und A. rotunda L. Die meisten Aristolochien wachsen in den Tropenländern, namentlich in Westindien und dem tropischen Amerika. Viele derselben zeichnen sich durch prächtig gefärbte oder höchst sonderbar gestaltete, bisweilen auch sehr große Blumen aus und sind daher zu kostbaren Zierpflanzen der Warmhäuser geworden. Auch in Nordamerika gibt es viele Aristolochien. Von diesen sind besonders bemerkenswerth: 1) A. Serpentaria L., eine aufrechte Staude, deren aus vielen dünnen, schlangenartig ineinandergeflochtenen Wurzeln bestehender Wurzelstock unter dem Namen der Virginischen Schlangenwurzel bekannt und als Radix Serpentariae officinell ist. Die trockene, in den Handel kommende Wurzel hat einen starken, baldrianähnlichen Geruch und einen bittern, kampherartigen Geschmack. Auch sie enthält ätherisches Oel, Weichharz, Farbstoffe und andere, besonders aber einen eigenthümlichen, in Wasser und Alkohol löslichen Stoff, das Aristolochin, welcher den eigentlichen wirksamen Bestandtheil bilden soll. Die Schlangenwurzel wirkt als Reizmittel bei typhösen Krankheiten und überall, wo eine Unthätigkeit des Muskulargewebes des Darmkanals vorhanden ist. In ihrem Vaterlande wendet man sie als Gegengift gegen den Biß der Klapperschlange und anderer Schlangen, auch gegen Wechselfieber an. 2) A. Sipho L., der sog. Pfeifenstrauch, ein Holzgewächs mit

sehr lang werdenden, schlingenden Stämmen und Aesten, sehr großen Blättern und grünlichgelben, ziemlich großen, einzeln oder paarweise stehenden Blumen, deren Perigon ähnlich wie ein Tabackspfeifenkopf gestaltet ist. Diese Pflanze wird bei uns häufig zu Lauben- und Wandbekleidungen in Gärten verwendet, wozu sie sich auch vorzüglich eignet. Sie hält, wenigstens in Mittel- und Süddeutschland, den Winter unbedeckt aus, erfordert keine besondere Pflege und läßt sich durch Zertheilung der Wurzeln leicht vermehren. 3) A. anguicida L., in Mexico und Südamerika, ebenfalls ein schlingender Strauch. Der Saft dieser Pflanze wirkt auf Schlangen betäubend.

Aristophănes, der berühmteste Lustspieldichter der Griechen, war der Sohn des Philippos und zu Athen geboren, wo er auch um 387 v. Chr. starb. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt, scheint aber vor 448 zu fallen. Als Dichter trat er in dem vierten Jahre des Peloponnesischen Kriegs, 427 v. Chr., auf und wurde, da er sich einige Scherze auf den damals mächtigen Demagogen Kleon erlaubt hatte, von diesem angeklagt, den Titel eines atheniensischen Bürgers unrechtmäßigerweise angenommen zu haben. Er vertheidigte sich vor Gericht, auf seinen Vater als atheniensischen Bürger hinweisend, blos mit den Versen Homer's:

> Meine Mutter die sagt's, er sei mein Vater; doch selber
> Weiß ich's nicht; denn von selbst weiß niemand, wer ihn gezeuget.

Dieselbe Klage wurde noch zweimal gegen ihn erneuert, und jedesmal wußte er sie zu entkräften. An Kleon rächte er sich in der Folge durch sein Lustspiel «Die Ritter», in welchem er selbst die Rolle des Kleon spielte, da kein Schauspieler den Muth dazu hatte. Dieses Wenige wird uns von A.' Leben erzählt, den die Alten vorzugsweise den Komiker, wie Homer den Dichter, nannten. Von 54 Lustspielen, die er schrieb, besitzen wir noch 11: «Die Acharner», «Die Ritter», «Die Wespen», «Der Friede», «Die Vögel», «Die Weiber am Feste der Thesmophorien», «Lysistrata», «Die Frösche», «Die Weiber in der Volksversammlung» und «Plutos». Diese Reliquien sind ohne Zweifel die Blüte der alten Komödie. Um sie aber zu würdigen, bedarf es eines mit dem Leben und der Geschichte jener Zeit sehr vertrauten Lesers. Nur einem solchen werden ihre geistreichen Anspielungen, ihr zierlich reiner Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in der Anlage und Ausführung und andere Vorzüge der Form, durch welche A. sich den Ruhm der Meisterschaft erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und seine Laune sind ebenso unerschöpflich, wie seine Kühnheit ohne Grenzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth seiner Stücke bezaubert, und der Komiker Platon sagte, die Grazien hätten sich seinen Geist zur Wohnung ausersehen. Die neuere Zeit freilich, mit ihren Begriffen von Anständigkeit, möchte A. lieber mit Goethe den «ungezogenen Liebling der Grazien» nennen. Er bediente sich der Allegorie, polit. Gegenstände, Laster und Thorheiten seiner Zeit anzugreifen. In polit. und moralischem Sinne ist er ein strenger Verfechter alter Zucht, Sitte, Lehre und Kunst, daher seine Ausfälle gegen Sokrates oder eigentlich gegen die sophistischen Grübeleien jener Zeit in den «Wolken» und gegen Euripides in den «Fröschen» und andern Komödien. Die Freiheit der alten Komödie erlaubte auf diesem Felde der persönlichen Satire das Unglaubliche, und A.' Kühnheit und Phantasie machte einen so großartig ausgelassenen Gebrauch von derselben, daß nichts Göttliches und Menschliches, wo es irgend eine Blöße darbot, ungezüchtigt blieb. Selbst das atheniensische Volk scheute und schonte er so wenig, daß er es auf eine höchst herabsetzende Weise in seinem alten Demos darstellte. Unaufhörlich wirft er ihm Wankelmüthigkeit, Leichtsinn, Liebe für Schmeicheleien, thörichte Leichtgläubigkeit und Neigung zu überspannten Hoffnungen vor. Statt darüber erzürnt zu sein, belohnten ihn die Athener mit einem Kranze vom heiligen Oelbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Diese ungemessene Freiheit war aber auch überhaupt der Charakter des alten Lustspiels, welches man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete, bis dasselbe nach dem Peloponnesischen Kriege mehr eingeschränkt wurde. 388 v. Chr. wurde durch ein Gesetz verboten, jemand auf der Bühne zu nennen. Damals lieferte A. unter dem Namen seines ältesten Sohnes den «Kokalos», ein Stück, in welchem ein junger Mensch ein Mädchen verführt und, nachdem er ihre Abkunft entdeckt, sie heirathet. Mit diesem Lustspiel, kann man sagen, beginnt die neuere Komödie. Wie in allem Formellen, war A. auch ein Meister im Versbau, und eine Gattung des anapästischen Verses wird nach ihm benannt (Tetrametri catalectici Aristophanici). Das Grundschema desselben ist folgendes: ◡◡ — ◡◡ — | ◡◡ — ◡◡ — ‖ ◡◡ — ◡◡ — | ◡ ◡ — — |. Dieser Vers wird mit großem Glücke bei der leidenschaftlichen, aufgeregten Rede angewendet. Vgl. Rötscher, «A. und sein Zeitalter» (Berl. 1833). Unter den Ausgaben des A. sind, außer den frühern von Küster und Bergler, vorzüglich zu nennen: die von Brunck (3 Bde., Strasb. 1781—83); die von Invernizzi aus der vorzüglichsten Handschrift zu Ravenna unter der Auf-

sichl Beck's (Lpz. 1794) begonnene, vom 7. Bande an von W. Dindorf fortgeführte und mit dem 13. Bande (1826) vollendete; die von Bekker (5 Bde., Lond. 1829), von Dindorf (Par. 1838); die Handausgaben von Bergk (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1860) und von Meineke (2 Bde., Lpz. 1860), und die «Auswahl» mit deutschen Anmerkungen von Kock (Lpz. 1852 fg.). Unter den einzeln herausgegebenen Stücken nennen wir nur den «Plutos» von Hemsterhuis (Harlingen 1744 u. Lpz. 1811); «Die Wolken» von Hermann (Lpz. 1799 u. 1830), von Reisig (Lpz. 1820) und Teuffel (Lpz. 1856 u. 1863); «Die Wespen» von Hirschig (Leyd. 1847) und Richter (Berl. 1858); «Die Thesmophoriazusen» von Fritzsche (Lpz. 1838) und Thiersch (Halberst. 1832); «Die Acharner» von Müller (Hannov. 1863); «Der Friede» von Richter (Berl. 1860) und «Die Frösche» von Fritzsche (Zür. 1845). Einzelne Stücke sind übersetzt von Wieland im «Attischen Museum», von Welcker (2 Bde., Gieß. 1810); «Die Wolken» von Wolf (Berl. 1812); «Sämmtliche Werke» von J. H. Voß (3 Bde., Braunschw. 1821), von Droysen (3 Bde., Berl. 1835—38), von Hieron. Müller (3 Bde., Lpz. 1843—46), von Seeger (3 Bde., Frankf. 1842—48), von Minckwitz (Stuttg. 1854 fg.) und von Donner (3 Bde., Frankf. 1861—62). Eine Sammlung der für das Verständniß des A. äußerst wichtigen alten Scholien besorgte Dübner (Par. 1842).

Aristophănes von Byzanz, einer der ausgezeichnetsten Grammatiker und Kritiker unter den Ptolemäern, um 264 v. Chr., war ein Schüler des Zenodotos, der Lehrer des Aristarch und Vorsteher der Alexandrinischen Bibliothek. Ihm wird die Erfindung der Accente und der Interpunktionszeichen zugeschrieben. Er verfertigte mit Aristarch den Kanon, d. h. das Verzeichniß der ausgezeichnetsten griech. Schriftsteller aller Fächer, welche vor den andern gelesen, erklärt und abgeschrieben werden sollten. Ein Hauptverdienst aber erwarb er sich um die Kritik und Erklärung der Homerischen Gedichte. Seine Schriften sind bis auf ein kleines Bruchstück, das Boissonade mit den Epimerismen des Herodian (Lond. 1829) herausgab und nebst andern Fragmenten von Nauck (Halle 1848) kritisch bearbeitet wurde, verloren gegangen.

Aristotĕles, einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands und Stifter der Peripatetischen Schule (s. Aristotelische Philosophie), wurde 384 v. Chr. zu Stagira geboren, einer macedon. Stadt, daher er häufig der Stagirit genannt wird. Nikomachos, sein Vater, rühmte sich, von Machaon, dem Sohne des Aesculap, zu stammen; Phaëstis, seine Mutter, war ebenfalls von edler Abkunft. Der Vater, welcher Leibarzt des Königs Amyntas war, bestimmte den Sohn für dieselbe Laufbahn und unterrichtete ihn vielleicht selbst in der Arzneikunde und in der mit ihr verbundenen Philosophie. Ohne Zweifel verdankte er seiner ersten Erziehung die Neigung zur Naturgeschichte, als deren Begründer er anzusehen ist, da er zuerst genaue Beobachtungen im größern Umfange machte. Nach dem Tode seiner Aeltern ging er nach Atarna in Kleinasien zu einem gewissen Proxenos, der während der kurzen Zeit, in der sich A. bei ihm aufhielt, viel zu seiner Bildung beitrug. In seinem 17. J. kam er nach Athen, wo er sich gegen 20 J. aufhielt. Hier hörte er den Platon und studirte rastlos dessen Schriften. Wahrscheinlich verfaßte er auch schon jetzt einige philos. Werke, deren Ruf bis zu Philipp von Macedonien drang. Mehrere spätere Schriftsteller berichten, daß kurze Zeit vor Platon's Tode A. mit diesem gebrochen und sogar eine Schule errichtet habe, um mit der Platonischen zu wetteifern. Eine gewisse Spannung mag zwischen beiden eingetreten sein, aber zu einem offenen Zwiespalt kam es nie. A. spricht überall in seinen Werken mit Hochachtung von Platon, wenn auch als Kritiker. Als nach jenes Tode die Athener Philipp den Krieg erklärt hatten, verließ A. Athen und begab sich nach Atarna, wo sein Freund, der Eunuch Hermias, die Herrschergewalt ausübte. Bald darauf gerieth indeß Hermias durch Verrath in die Gewalt des Artaxerxes, der ihn tödten ließ. A., bekümmert über das unglückliche Schicksal seines Freundes, dichtete auf ihn eine Hymne, heirathete dessen Nichte und scheint hierauf einige Zeit zu Mitylene gelebt zu haben. Um 343 v. Chr. berief ihn Philipp an seinen Hof, um ihm die Erziehung des damals 13jährigen Alexander zu übertragen. Nach andern jedoch soll ihn Alexander erst bei Gelegenheit einer dem A. von den Athenern übertragenen Gesandtschaft kennen gelernt haben. Wenn wir darauf achten, wie Alexander sich in den ersten Jahren seiner Regierung wahrhaft groß bewies, wie er, solange die Schmeichelei ihn nicht verderbt hatte, seine Leidenschaften beherrschte, wie er stets Künste und Wissenschaften werth hielt, so gibt dies einen schönen Beweis für des A. Grundsätze, als Erzieher Alexander's. Vater und Sohn belohnten die Verdienste des Lehrers. Philipp stellte das zerstörte Stagira wieder her und ließ daselbst eine Schule, das Nymphäon, errichten, wo A. lehren sollte. Aus Dankbarkeit feierten die Stagiriten jährlich ein Fest, das sie Aristotelia nannten.

Es erscheint als gewiß, daß, nachdem Alexander den Thron bestiegen, A. wenigstens noch ein Jahr bei ihm zugebracht; dann soll er sich nach Athen begeben haben. Ammonios jedoch, der Biograph des A., sagt, daß A. seinem Zöglinge auf einem Theile seiner Züge gefolgt sei, und wirklich ist dies nicht unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie viele fremde Thiere er so genau beschreibt, daß er sie selbst zerlegt haben muß. Hierauf mag er einige Zeit im Nymphäon gelehrt haben. Erst gegen 331 kam A., bereichert mit den nöthigen Materialien für seine treffliche «Geschichte der Thiere», nach Athen zurück, wo er nun eine Schule der Philosophie in dem Lyceum, einem Gymnasium unfern der Stadt, errichtete. Zweimal täglich begab er sich dahin. Der Vormittag war seinen vertrautern Schülern gewidmet; abends ließ er alle diejenigen zu, welche ihn zu hören wünschten, indem er, für alle verständlich und faßlich, von solchen Gegenständen sprach, die mehr das Leben berühren. Jene Vorträge wurden esoterische oder akroamatische, d. h. streng wissenschaftliche, diese exoterische genannt. Entweder von seiner Gewohnheit, einen Theil seiner Vorträge im Auf- und Abgehen (griech. peripatein) zu halten, aber von dem Orte, wo er sie hielt, einem schattigen Gange des Lyceums, erhielt seine Philosophie sowie die seiner Schüler den Namen der Peripatetischen, die letztern selbst den Namen Peripatetiker. Alexander unterstützte die ausgebreiteten Studien des A. selbst von Asien aus und schenkte ihm 800 Talente (über 1 Mill. Thlr.) als Belohnung seiner Verdienste. Später nahm er gegen seinen Lehrer eine feindliche Gesinnung an, und als er starb, verbreitete sich die übrigens unbegründete Sage, daß A. zu seiner angeblichen Ermordung mitgewirkt habe. Als die Athener, in der Hoffnung, sich noch einmal an die Spitze Griechenlands zu stellen, dasselbe gegen Macedonien zu bewaffnen suchten, griff die antimacedon. Partei in Athen den A. an und wurde dabei von seinen zahlreichen Feinden unterstützt. Um nicht einer Anklage wegen Gottesleugnung zu unterliegen, verließ er Athen mit der auf die Verurtheilung des Sokrates sich beziehenden Aeußerung, daß er den Athenern einen zweiten Frevel an der Philosophie ersparen wolle. Mit seinen meisten Schülern flüchtete er sich nach Chalcis auf Euböa zu Verwandten, wo er 322 v. Chr. starb.

Die Todesart des A. ist ungewiß. Nach einigen war sein Tod die natürliche Folge eines Magenleidens, nach andern nahm er Gift, um sich den Folgen seines Processes in Athen zu entziehen, nach noch andern stürzte er sich mit den Worten: «Fasse mich, weil ich dich nicht fassen kann», in den Euripos. Sein persönlicher Charakter ist sehr verschieden beurtheilt worden; von einem gewissen Ehrgeiz scheint er nicht ganz freigesprochen werden zu können. Er hatte bei seinem Leben manche seiner Schriften nicht bekannt gemacht; die Handschriften derselben erbte mit der ganzen Bibliothek des A. sein Schüler Theophrastos, in dessen Familie sie blieben. Die Erben verweigerten den Verkauf derselben dem Ptolemäos Philadelphos und verbargen sie auch vor dem König von Pergamos in einem Keller, wo sie durch Nässe und Würmer zum Theil zerstört wurden. Endlich kaufte sie Apellikon von Teos, mit dessen Bibliothek sie unter Sulla nach Rom kamen. Hier wurden sie nach einer Copie des Freigelassenen Tyrannion von Andronikus aus Rhodus in Pragmatien geordnet und von neuem durchgesehen. So lautet die von mehrern Alten, namentlich Strabo, erzählte Sage, aus welcher man sich den verderbten Zustand seiner Schriften begreiflich machen wollte. Neuere, wie Brandis, Kopp und Stahr, haben diese Sage mit Recht bezweifelt. Die zahlreichen Schriften des A. umfassen beinahe das ganze Gebiet des damals zugänglichen Wissens, welches er namentlich von der empirischen Seite selbst bedeutend erweitert hat. Schöll in der «Geschichte der griech. Literatur» theilt sie ein in die Klassen: Logik («Organon»), Metaphysik, Psychologie und Physiognomik, Rhetorik, Poesie und Poetik, Ethik, Politik, Mathematik, Physik, Naturgeschichte (das Hauptwerk des Alterthums über die Geschichte der Thiere), Oekonomik, geschichtliche Werke und Briefe. Für uns ist ein großer Theil der wichtigsten Werke verloren gegangen. Am meisten ist der Verlust der «Politien», d. h. des Werks über 158 alte Staats- und Gesetzverfassungen, zu beklagen, das man mit der noch vorhandenen «Politik» in acht Büchern nicht verwechseln darf. Eine große Menge anderer Schriften ist dem A. untergeschoben worden. Sämmtliche Werke des A. wurden herausgegeben zuerst durch Aldus Manutius (5 Bde., Vened. 1495—98), dann von Sylburg (5 Bde., Frankf. 1587), Casaubonus (2 Bde., Leyd. 1590), Duval, u. s. w. Eine neue Ausgabe, auf Vergleichung der besten Handschriften begründet, besorgte Bekker im Auftrage der berliner Akademie der Wissenschaften (4 Bde., Berl. 1831), welche zugleich eine lat. Uebersetzung und Auszüge aus den Commentatoren enthält und für alle neuern Ausgaben, wie unter anderm für die Didot'sche (4 Bde., Par. 1847—57) und die Weise'sche (7 Hefte, Lpz. 1842—43), die Unterlage abgibt. Eine Art Ergänzung bildet

Rose's «Aristoteles pseudepigraphus» (Lpz. 1863), eine vorzügliche Sammlung der echten und unechten Fragmente aristotelischer Schriften. Unter den Ausgaben und Uebersetzungen einzelner Werke sind hervorzuheben das «Organon» von Waitz (2 Bde., Hann. 1844—46), deutsch von Zell (7 Bdchn., Stuttg. 1836—41); die «Rhetorik», herausg. von Spengel (Lpz. 1844) und von Bekker (3. Aufl., Berl. 1859), übersetzt von Stahr (Stuttg. 1862); die «Poetik», herausg. von G. Hermann (Lpz. 1802), von Gräfenhan (Lpz. 1821) und von Ritter (Köln 1839), übersetzt mit der «Rhetorik» von Knebel (Stuttg. 1840); die «Ethik», herausg. von Michelet (2 Bde., Berl. 1838—48) und von Bekker (3. Aufl., Berl. 1861), ins Deutsche übertragen von Garve (2 Thle., Bresl. 1798—1806); die «Politik», herausg. von Göttling (Jena 1824), Stahr (Lpz. 1836) und Bekker (Berl. 1855), deutsch von Garve (2 Thle., Bresl. 1794—1802) und von Lindau (Oels 1843); die «Metaphysik», herausg. von Bonitz (2 Bde., Bonn 1848—49) und von Schwegler (4 Bde., Tüb. 1847—49); die «Bücher von der Seele», herausg. von Trendelenburg (Berl. 1835) und von Torstrik (Berl. 1862); die «Kategorien», herausg. von Zenker (Lpz. 1846) und von Bekker (Berl. 1843); ferner die «Physik», herausg. von Bekker (Berl. 1843) und von Prantl (Lpz. 1854), deutsch von Weise (Lpz. 1829); «Theile der Thiere», herausg. mit Uebersetzung von Frantz (Lpz. 1853); die «Meteorologie», herausg. von Ideler (2 Bde., Berl. 1834); «Die Zeugung und Entwickelung der Thiere», herausg. und übersetzt von Aubert und Wimmer (Lpz. 1860). Vgl. Lewes, «Aristotle: A chapter from the history of science» (Lond. 1864).

Aristotelia nannte L'Héritier einen in Chile wachsenden, immergrünen Strauch aus der Familie der Homalineen und der 18. Klasse des Linné'schen Systems, den die Chilenen Macqui nennen (A. Macqui L'Hér.). Dieser 3—4 F. hohe Strauch hat aufrechte, röthliche Stämme, gegenständige, längliche, glänzende Blätter, kleine, achselständige Trauben weißer, hängender Blüten und schwarzrothe Beeren. Die Blüten bestehen aus einem glockenförmigen, fünf- bis sechstheiligen Kelch, fünf bis sechs verkehrt-herzförmigen Blumenblättern, welche sammt den in fünf bis sechs Bündel verwachsenen Staubgefäßen auf einem hypogynischen Ringe eingefügt sind. Die kugeligen, dreifächerigen, sechssamigen Beeren sind eßbar, schmecken aber sehr sauer; die Chilenen bereiten daraus eine Art Liqueur, den sie als Mittel gegen Fieber anwenden. Man cultivirt diesen Strauch nicht selten zur Zierde in Gewächshäusern. Er kann während des Sommers im Freien stehen, im Orangeriehause überwintert und durch Stecklinge vermehrt werden.

Aristotelische Philosophie. Die Philosophie des Aristoteles ist aus der Lehre des Platon (s. d.) von den ewigen Ideen hervorgegangen durch das Bestreben, diese Lehre in eine engere Beziehung zu den Erfahrungswissenschaften zu setzen. Während nach Platon die werkthätigen und schöpferischen Begriffe als Ideen überall eine volle Selbständigkeit und ein ewiges Fürsichbestehen in Anspruch nehmen, daher von der Materie, in welcher sie wirken, abtrennbar sind, bilden sie nach Aristoteles als sog. Entelechieen die immanenten Kräfte der Materie selbst. Eine Ausnahme hiervon machen allein die höchsten Begriffe des an sich Wahren, Guten und Vollkommenen, in denen das Wesen des göttlichen Verstandes besteht. Diese als die ewigen Erreger aller materiellen Entwickelungen sind allein keiner solchen unterworfen. Wie nun Aristoteles unter den Forschern des Alterthums neben Demokrit als der Begründer der Erfahrungswissenschaften angesehen werden muß, so dachte er sich auch die Aufgabe der Philosophie in einer genauen Verbindung mit den übrigen Gebieten des Wissens: sie war ihm Erkenntniß des Gegebenen aus allgemeinen Gründen, Zurückführung der Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen. Es muß eine Wissenschaft von dem Seienden als solchem geben, eine erste Philosophie, als Grundlage aller übrigen Untersuchungen. Für diese wie für jedes andere Wissen ist das Denken das nothwendige Instrument, und deshalb suchte Aristoteles die verschiedenen Formen der Begriffsverknüpfung und Ableitung der Begriffe auseinander mit einer Sorgfalt zu bestimmen, durch welche er der eigentliche Entdecker der Logik wurde. Er knüpfte dabei an die Sprache an; er suchte in den Kategorien die allgemeinsten Klassenbegriffe aufzuzählen, durch welche diese die Dinge und ihre Beziehungen bezeichnet; er erörterte die verschiedenen Formen der Begriffsverknüpfung in den Urtheilen und deren Verhältnisse; er begründete endlich die Syllogistik, als die wissenschaftliche Form eines fortschreitenden Erkennens. Um die Anwendung des logischen Beweises zu sichern, suchte er zu zeigen, wie die Wissenschaft von dem durch die sinnliche Erfahrung gegebenen Einzelnen sich durch Induction zum Allgemeinen erhebt und von da aus sich weiter entwickelt, während er andererseits, da kein Beweis rückwärts ins Unendliche geht, für jedes Gebiet des Wissens gewisse Grundbegriffe als Principien postulirte, welche, durch die Definition bestimmt, das Wesen des betreffenden Gegenstandes bezeichnen und nicht weiter

abgeleitet werden können. Der sog. Empirismus des Aristoteles besteht also nicht darin, daß er bei der Erfahrung stehen bleibt, sondern darin, daß das Gegebene der Gegenstand ist, an welchem die allgemeinen und nothwendigen Denkbestimmungen sich bewähren sollen. So unterschied er an den Dingen das, was sie sind (die Substanz), von den Eigenschaften, die ihnen bald zukommen, bald nicht zukommen (die Accidenzen). Eine nähere Bestimmung drängte ihm die Veränderlichkeit der Dinge auf, welcher er auf der einen Seite den gestalt- und qualitätslosen Stoff, die Materie, als allgemeines Substrat alles Werdens, auf der andern Seite die Form als das, was dem Stoffe seine individuelle Bestimmtheit gibt, voraussetzte. Von der Materie kann nicht gesagt werden, daß sie etwas (Bestimmtes) ist: sie ist daher blos ein der Möglichkeit nach Seiendes. Das Princip der Wirklichkeit, der Actualität, ist die Form. Die wirklichen Dinge sind eine Verbindung des Stoffs mit der Form; sie entstehen durch das Eingehen dessen, was das Princip der individuellen Bestimmtheit ist, in das an sich Bestimmungslose.

Als die Ursachen des Werdens bezeichnete Aristoteles die materielle, die formelle, die bewegende und die Zweckursache. Da die Form das Wirksame, Thätige und zugleich als Entelechie der im Werden sich darstellende Begriff und Zweck der Dinge ist, so fallen die drei letzten Ursachen zusammen und stehen gemeinsam der materiellen gegenüber. Diese Auffassung der Form als Princip der Bewegung und Ausdruck des Zwecks, wobei jedoch der Zufall und das Ungefähr einen nicht genau bestimmten Spielraum behalten, nähert die Naturansicht des Aristoteles dem Begriff einer immanenten Zweckmäßigkeit. Obwol es endlich keinen Anfang und kein Ende der Bewegung (des Werdens) gibt, so muß es doch für alle untergeordneten Bewegungen ein erstes unbewegtes Bewegendes geben, welches, von aller Materie frei, reine Energie und absolute Vernunft, Gott, ist, dessen Denken von seinen Gegenständen nicht geschieden, und welches der letzte Gegenstand des Wissens sowol als des Begehrens ist. Unter den verschiedenen Anwendungen, welche Aristoteles von diesen metaphys. Bestimmungen auf die besondern Gebiete macht, sind wichtig seine Erörterungen über Raum, Zeit und den Begriff der Stetigkeit, seine Meinungen über die Natur und Verhältnisse der Himmelskörper, denen er die Kreisbewegung als die vollkommenste beilegte, seine Ansichten über die Elemente und das organische Leben der Pflanzen und Thiere, besonders seine psychol. Ansichten. Seele (Psyche) ist ihm für jede Stufe der Entwickelung die Form und Entelechie des lebendigen organischen Körpers, worauf sich seine Unterscheidung der ernährenden, empfindenden und vernünftigen Seele gründet.

Da die Seele, mit Ausnahme der vernünftigen, eines organischen Körpers bedarf, ohne welchen sie nur die Möglichkeit oder Fähigkeit der Ernährung, der Empfindung u. s. w. bezeichnet, so verwandelten sich dem Aristoteles diese verschiedenen Entwickelungsstufen des organischen und geistigen Lebens in ebenso viele Seelenvermögen, so jedoch, daß jede höhere Seelenthätigkeit die niedern voraussetze und einschließe. Die denkende Seele ist dem Menschen eigenthümlich. Die empfindende, begehrende und die Glieder des Organismus bewegende Seele hat der Mensch mit den Thieren gemein. Die ernährende Seele besitzen außer den Menschen und Thieren auch die Gewächse. Die denkende Seele ist von der Art des göttlichen Verstandes und hat daher kein körperliches Organ. Sie ist eine allgemeine, von außen her in den Organismus hineinwirkende Thätigkeit, und als solche von der Materie abtrennbar. Die beiden andern Seelen sind die zweckmäßig wirkenden Vermögen körperlicher Organe, und als solche von der Materie nicht abtrennbar. Für die klassificirende Auffassung und Unterscheidung der psychischen Erscheinungen hat Aristoteles im Vergleich mit seinen Vorgängern Außerordentliches geleistet. In genauem Zusammenhange mit der Psychologie, nämlich mit den Zuständen des Begehrens, behandelt Aristoteles die Ethik und Politik. Er stützt sie auf den Begriff eines Gutes, welches um keines andern willen begehrt wird und somit höchster Selbstzweck ist. Dieses höchste Gut ist die Glückseligkeit; sie bezeichnet die größte Summe des Vergnügens, welches aus der nach Intensität und Dauer vollkommensten Thätigkeit derjenigen Kräfte entspringt, die dem Menschen eigenthümlich sind. Da nun das vernünftige Denken den Menschen vor allen andern irdischen Wesen auszeichnet, so steht ihm die erkennende Tugend höher als die eigentlich ethische, die nur eine gewisse mittlere Haltung des Begehrens zwischen den Extremen der Leidenschaften bezeichnet. Dadurch tritt die Ethik des Aristoteles hinter die platonische und stoische an Strenge zurück, und nimmt dafür durch ein sorgfältiges Eingehen auf einzelne sittliche Begriffe und Verhältnisse, wie die der Freundschaft, der Gerechtigkeit u. s. w., einen mehr empirischen und pragmatischen Charakter an. Musterhaft ist endlich die Art, wie Aristoteles die Naturverhältnisse des gesellschaftlichen und polit. Lebens in der Politik mit ethischen Be-

stimmungen in Verbindung setzt. Vgl. Stahr, «Aristotelia» (2 Bde., Halle 1830); Michelet, «Examen critique de l'ouvrage d'Aristote intitulé Métaphysique» (Par. 1836); Ravaisson, «Essai sur la Métaphysique d'Aristote» (Par. 1837); Thurot, «Études sur Aristote» (Par. 1860); Glaser, «Die Metaphysik des A.» (Berl. 1841); Müller, «Das Princip und die Methode des A.» (Lpz. 1844); Biese, «Die Philosophie des Aristoteles» (2 Bde., Berl. 1835—42); Brandis, «Aristoteles und seine akademischen Zeitgenossen» (2 Bde., Berl. 1853—57); Zeller, «Aristoteles und die alten Peripatetiker» (Tüb. 1861).

Die Philosophie des Aristoteles ist das umfassendste System, welches die alte Philosophie hervorgebracht hat; gleichwol wurden seine Wirkungen für die nächsten Jahrhunderte nach seinem Tode durch den allgemeinen Verfall der Philosophie gehemmt. Unter seinen nächsten Schülern und Nachfolgern verdienen Theophrastos, Strato aus Lampsakos, Eudemos aus Rhodos mit Achtung genannt zu werden. Aber, indem der speculative Forschungstrieb immer mehr erschlaffte, die Philosophie, als sie von Griechenland aus sich nach Rom verbreitete, sich fast ausschließend praktischen Untersuchungen zuwandte und selbst in dieser Beziehung einem unselbständigen Eklekticismus anheimfiel, wurde Aristoteles zunächst von der Erinnerung an Platon sowie durch stoische und epikuräische Lehren in den Hintergrund gedrängt. Vgl. Stahr, «Aristoteles unter den Römern» (Lpz. 1834). Erst der Synkretismus der Neuplatoniker lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf ihn zurück. Dieser Wiederbelebung seines Einflusses hatte die alexandrinische Gelehrsamkeit durch Sammlung und Erläuterung seiner Schriften vorgearbeitet; vom 2. bis 6. Jahrh. n. Chr. wurden seine Schriften in griech. Sprache vielfach erläutert und commentirt. Freilich besitzen diese Arbeiten, unter denen die des Alexander von Aphrodisias im 2. Jahrh. und des Simplicius im 6. Jahrh. hervorragen, einen sehr verschiedenen Werth. Die Kirchenväter machten von den Lehren des Aristoteles nur wenig unmittelbaren Gebrauch. Größer war sein Einfluß ungefähr vom 8. Jahrh. an auf die Araber, welche damals die eigentlichen Depositare der Gelehrsamkeit, namentlich der Naturwissenschaften, waren und sich der Schriften des Aristoteles und seiner Erklärer, wenn auch in unvollkommenen Uebersetzungen, vielfach bedienten. Aus ziemlich trüben Quellen (vgl. Jourdain, «Geschichte der Aristotelischen Schriften im Mittelalter», deutsch von Stahr, Halle 1831) gelangten im 12. Jahrh. die metaphys. und phys. Bücher des Aristoteles zur Kenntniß der Scholastiker; die logischen Schriften hatten sie schon früher gekannt und benutzt. Von dieser Zeit an war Aristoteles nicht nur in formeller Beziehung für die dialektische Behandlung der ganzen scholastischen Philosophie, sondern auch materiell für die Beantwortung aller Fragen, die nicht unmittelbar mit dem Dogma zusammenhingen, maßgebend, und obwol man seine Schriften bald verbrannte oder an Ketten legte, bald ihr Studium als unerlaßlich vorschrieb (vgl. Launoy, «De varia fortuna Aristotelis», herausg. von Elswich, Wittenb. 1720), so blieb doch sein Einfluß jahrhundertelang so überwiegend, daß der Begriff der Philosophie in seiner Lehre fast aufging. Im 13. und 14. Jahrh. suchte man dieses Ansehen gegen den Vorwurf der Ketzerei dadurch zu schützen, daß man einen Unterschied zwischen theol. und philos. Wahrheit machte, und noch im 15. und 16. Jahrh. wurde die verschiedene Auslegung, welche die Averroisten und Alexandristen der Lehre des Aristoteles von der Unsterblichkeit der Seele gaben, auf dem lateranensischen Concil 1512 Gegenstand einer päpstl. Entscheidung. Nachdem die Wiederbelebung der classischen Studien die Fesseln der Scholastik gebrochen, fing man an, den Aristoteles wieder in der Ursprache zu lesen; man bemerkte bald, wie weit der ursprüngliche Geist desselben von dem gedankenlosen Dogmatismus entfernt war, in welchen die Scholastiker seine Lehre hatten verknöchern lassen. Vgl. Eberstein, «Ueber die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker» (Halle 1800). Gleichwol erhielt sich der Einfluß des hergebrachten Lehrtypus, namentlich in Deutschland und Frankreich, noch lange Zeit. Hier hatte im 16. Jahrh. Petrus Ramus (s. d.) wegen seiner Polemik gegen Aristoteles die härtesten Verfolgungen zu dulden, und noch 1624 brachte die theol. Facultät zu Paris eine Klage gegen einen Arzt an, der einige physik. Sätze des Aristoteles angriff. In Deutschland wurde noch 1591 ein leipziger Professor abgesetzt, weil er, statt über die Logik des Aristoteles, über die des Ramus gelesen, und 1592 wurde in Wittenberg die «Ramisterei» verboten. Durch den Umschwung, den die Philosophie seit Baco von Verulam und Descartes erhalten hatte, verlernte man zwar allmählich, die Aufrechthaltung der Lehren des Aristoteles zum Gegenstande polizeilicher Fürsorge zu machen, aber der Einfluß namentlich der metaphys. Grundbestimmungen des Aristoteles, und zwar zum großen Theil in der Gestalt, die sie bei ihrem Durchgang durch die Scholastik angenommen hatten, ist noch in der Philosophie von Leibniz und Wolf vielfach bemerkbar.

Aristoxenus (griech. Aristoxenos) von Tarent, wurde zu Athen einer der namhaftesten Schüler des Aristoteles, wo er um 350 v. Chr. lebte und wirkte. Von seinen zahlreichen philos. Schriften, z. B. «Ueber die Gesetze der Erziehung», und von seinen «Biographien der vornehmsten Philosophen» sind nur kleinere Bruchstücke durch Anführungen bei spätern Schriftstellern übrig. Gleichzeitig ist aber A. einer der ältesten griech. Schriftsteller über Musik. Von seinen hierauf bezüglichen Werken sind die «Elementa musices» in drei Büchern, wenn auch lückenhaft und verderbt, auf uns gekommen. Dieselben wurden von Meursius (Leyd. 1646) und mit lat. Uebersetzung in Meibom's «Antiquae musicae scriptores» (2 Bde., 2. Aufl., Amsterd. 1652) herausgegeben und von Marquardt (Berl. 1863) kritisch untersucht. Die Bruchstücke eines Werks über die Rhythmik, zuerst von Morelli mit der Rede des Aristides (Vened. 1785) herausgegeben, wurden von Feußner (Hanau 1840) und Bartels (Bresl. 1854) kritisch bearbeitet.

Aristyll (griech. Aristyllos), griech. Astronom, war aus Samos gebürtig und lebte um 290 v. Chr. zu Alexandria, wo er die Länge und Breite der Fixsterne durch Beobachtungen festzustellen suchte und außerdem mit Timocharis viele Beobachtungen anstellte, welche von Ptolemäos zur Begründung vor dessen Planetentheorie, sowie auch von Hipparch benutzt wurden. Seine Schrift «Ueber die Fixsterne» ist verloren gegangen, ebenso ein Commentar zum Aratos.

Arithmetik (griech.), deutsch Zahlenlehre, ist derjenige Theil der Mathematik, welcher sich mit den unstetigen Größen oder Zahlen, insbesondere mit ihren Formen und Verbindungen beschäftigt. Im engern Sinne versteht man darunter die Lehre von der Rechnung mit bestimmten Zahlen, welche mit Ziffern geschrieben werden. Man theilt die A. in die gemeine und die höhere A. Die gemeine A. umfaßt die bekannten vier Species der Rechenkunst in ganzen und gebrochenen Zahlen und ihre praktischen Anwendungen; ferner die Lehre von den Proportionen und Progressionen, wozu noch die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzeln sowie die Rechnung mit Logarithmen kommt. Die höhere A. oder Zahlenlehre im engern Sinne begreift die Untersuchung über die allgemeinen Eigenschaften der Zahlen ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Zahlensystem, die Zerfällung der ganzen Zahlen in Factoren, die Aussonderung der Primzahlen, die Kettenbrüche u. s. w. Ferner unterscheidet man die theoretische, welche die Lehrsätze von den Verbindungen und Eigenschaften der Zahlen aufstellt und wissenschaftlich begründet, von der praktischen (technischen oder bürgerlichen) A., welche ohne Rücksicht auf wissenschaftliche Begründung die Regeln und Vortheile der Kunst, sicher und möglichst schnell zu rechnen, mittheilt und schlechthin auch Rechenkunst (s. d.) genannt wird. Die numerische A., bei den Griechen Logistik genannt, lehrt die Rechnung mit bestimmten, durch Ziffern ausgedrückten Zahlen, im Gegensatz zur allgemeinen A. oder Buchstabenrechnung, welche sich zur Bezeichnung unbestimmter Zahlen der Buchstaben bedient. Politische A. ist die Anwendung der A. auf die in der Verwaltung eines Staats vorkommenden Verhältnisse, auf Berechnung der Lotterien, der Renten-, Versorgungs- und Versicherungsanstalten, wohin auch die Berechnung der Sterblichkeitsverhältnisse, der wahrscheinlichen und mittlern Lebensdauer u. s. w. gehört. Die juristische A. umfaßt die Anwendung der A. auf Rechtsfälle oder jurist. Verhältnisse, und fällt größtentheils mit der polit. A. zusammen. Instrumentale A. nennt man die Rechnung mittels gewisser Werkzeuge, wohin die Rechentafel oder der Abacus, die Rechenstäbe, namentlich aber die Rechenmaschinen (s. d.) gehören.

Die A. scheint bei den Indern ihre erste Entwickelung gefunden zu haben, wiewol auch die Aegypter auf die Erfindung derselben Anspruch machen, und die Phönizier sich gleichfalls ihrer Handelsgeschäfte wegen frühzeitig mit derselben beschäftigten. Uebrigens war die A. der Alten von der unserigen durchaus verschieden und wurde durch ihre überaus unbequeme Bezeichnungsart erschwert, stand daher auch auf einer verhältnißmäßig niedern Stufe. Nur wenige arithmet. Schriften der Alten sind auf uns gekommen. Als die wichtigsten von diesen müssen gelten die von Euklides (das 7. bis 10. Buch seiner Elemente), von Archimedes (Sandberechnung und Kreismessung), von Diophantos und Nikomachos. Doch sind leider die Schriften der beiden letztern über praktische A. verloren gegangen. Nach der Einführung der jetzt gebräuchlichen Zahlzeichen um das Ende des 10. Jahrh. änderte sich allmählich die ganze Gestalt der A.; aber erst im 16. Jahrh. wurde die Kettenregel erfunden und die Rechnung mit Decimalbrüchen eingeführt. Im 17. Jahrh. wurden die Logarithmen erfunden, und dies kann als der letzte bedeutende und epochemachende Fortschritt in der gemeinen A. betrachtet werden, wiewol dieselbe auch später unausgesetzt ausgebildet und vervollkommnet worden ist.

Arithmetische Zeichen. Das Zeichen der Addition ist $+$, z. B. $5 + 4$ ist 9; das der Subtraction $-$, hinter den Minuendus und vor den Subtrahendus gesetzt, z. B. $10 - 3$ ist 7; das der Multiplication $\times$ oder ein Punkt $(\cdot)$, z. B. 4×5 oder $4 \cdot 5$ ist 20; das Zeichen der Division ist entweder ein horizontaler Strich, über welchem der Dividendus und unter welchem der Divisor steht, oder ein Doppelpunkt (:) zwischen dem Dividendus (welcher voransteht) und dem Divisor, z. B. $\frac{24}{4}$ oder $24:4$ ist 6. Zusammengesetzte Größen, d. h. diejenigen, welche als einfache betrachtet und behandelt werden sollen, werden in Parenthesen und Klammern eingeschlossen, z. B. $(a + b - c)$ oder $[a + b - c]$. Die m^te^ Potenz von a wird durch a^m, die m^te^ Wurzel aus a durch $\sqrt[m]{a}$ bezeichnet. Das Zeichen der Gleichheit ist $=$, wofür bei Verhältnissen auch wol $::$ gesetzt wird; das Zeichen der Ungleichheit $>$ und $<$; $a > b$ heißt: a ist größer als b, hingegen $a < b$ heißt: a ist kleiner als b. Das Zeichen $\gtrless$ zeigt an, daß es unentschieden ist, ob zwei Größen gleich oder ungleich sind und welche von beiden im letztern Falle größer ist. Das Unendlichgroße bezeichnet man mit ∞; die Congruenz zweier Zahlen mit $\equiv$.

Arius, s. Arianer.

Arizona, ein etwa 3800 Q.-M. großes, doch kaum von 20000 seßhaften E. bewohntes, den Vereinigten Staaten von Amerika gehörendes und 24. Febr. 1863 unter eine besondere Territorialverwaltung gestelltes Gebiet, bestehend aus der südl. Hälfte des ehemals mexic. Territoriums Neumexico und einem 1854 um 10 Mill. Dollars von der Republik Mexico gekauften Landstück von 1400 Q.-M. Das Gebiet grenzt im O. an Texas, im S. an Texas und Mexico, im O. an Californien, im N. an Neumexico. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es, unter span. Herrschaft, ziemlich gut bevölkert. Mehr als 100 Silber- und Goldbergwerke waren in Betrieb, und selbst der von friedlichen Indianern betriebene Ackerbau nicht unbedeutend. Die Grausamkeit der Spanier trieb die Indianer zum Aufstand, die Weißen wurden verjagt, fast alle Spuren von Civilisation verschwanden bis auf einige Niederlassungen der halbcivilisirten Pimos-Indianer, und das Land ward eine öde Wüstenei. Von dem bei weitem größten Theile desselben gilt das auch heute noch. Nur in den Thälern des Mesilla, Rio-Grande und Sta.-Cruz befinden sich einige Niederlassungen. Mancherlei im Laufe der letzten 10 J. gemachte Versuche, den Mineralreichthum des Landes auszubeuten, haben noch zu keinem namhaften Resultate geführt.

Arkadien, der mittlere und höchste Theil des Peloponnes, gegen N. von Achaja und Sikyon, gegen O. von Argolis, gegen S. von Messenien und gegen W. von Elis begrenzt, soll nach Pausanias von Arkas, dem Sohne der Kallisto, seinen Namen erhalten haben. Das Land wird von zahllosen Gebirgen und Waldungen durchschnitten und ist reich an Flüssen, von denen der Eurotas und Alpheios die vorzüglichsten sind, an Quellen und Triften. Hervorragende Berge sind Kyllene, Erymanthos, Stymphalos und Mänalos. Nach seinen ersten Bewohnern, den Pelasgern, hieß es ursprünglich Pelasgien, nachher ward es unter die 50 Söhne Lykaon's vertheilt. In der Folge machten sich die kleinen Reiche frei und vereinigten sich durch einen Bund. Die vornehmsten waren Mantineia, wo Epaminondas siegte und ein Grabmal erhielt, Tegea, Orchomenos, Pheneus, Psophis und Megalopolis. Die Hirten und Jäger des rauhen Gebirgslandes blieben lange in dem Zustande der Wildheit. Als die Bewohner nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen sie an ihr Land zu bauen und fanden Geschmack an Tanz und Musik, die sie vor allen Griechen leidenschaftlich liebten. Dabei blieben sie kriegerisch und fochten, wenn sie selbst keinen Krieg führten, als Söldner anderer. Doch waren im ganzen die Sitten sanft, und harmlose Ruhe und Fröhlichkeit herrschte bei dem armen Hirtenvolke, das in einfacher und genügsamer Lebensweise selbst noch in spätern Zeiten die eßbaren Eicheln nicht verschmähte. Die Arkadier galten im ganzen Alterthum für menschenfreundlich und gastfrei, und darum den Göttern lieb und lang lebend. Ihre Hauptgottheiten waren Pan und Artemis, deren Cultus hier am weitesten verbreitet war; ihre Hauptbeschäftigung bestand in Viehzucht und Ackerbau. Dies alles zusammen bewirkte, daß die Dichter alter und neuer Zeit A. als das Land der Unschuld, der einfachen und patriarchalischen Sitte und des stillen Friedens priesen, und daß namentlich die Idyllendichter es vorzugsweise zum Schauplatze ihrer Dichtungen wählten und in ihrer Phantasie zu einem paradiesischen Lande umschufen. — Gegenwärtig bildet Arkadia eine der fünf peloponnes. Nomarchien des Königreichs Griechenland, welche im ganzen das altr A. nebst der Westseite des Argolischen Busens (Golf von Nauplia) umfaßt und noch immer die angebautesten Gefilde, blühendsten Thäler und reizendsten Wälder enthält. Unter dem heitern Himmel der Landschaft gedeiht der Weinstock und bieten die ausgedehnten Weiden Nahrung in Fülle für die zahlreichen Heerden. Wenn

die Küstenländer von dörrender Hitze heimgesucht sind, herrscht in A. ein mildes Klima. Doch mangelt es auch nicht an ungesunden Sumpfstrecken, und die Gebirgsgegenden mit ihren Eichenwäldern sind noch immer eine Heimat der Wölfe. Die Nomarchie umfaßt 79,62 Q.-M. mit 96546 E. (1861), zerfällt in die vier Eparchien Gortynta, Megalopolis, Mantinea und Kynuria und hat zur Hauptstadt Tripolitza.

Arkadier heißen die Mitglieder einer Akademie (Akademie der Arkadier; Accademia degli Arcadi) in Rom, welche 1690 aus einer Vereinigung von Dichtern und Freunden der schönen Wissenschaften entstand, die schon früher im Palaste Corsini (Residenz der Königin Christine von Schweden) sich versammelten, besonders auf Anregung des Juristen Leonio, und mit dem Zwecke, zur Hebung des gesunkenen Geschmacks vorzüglich in der Dichtkunst beizutragen. Nur Dichter und Dichterinnen wurden aufgenommen, und jedes Mitglied führte in der Gesellschaft einen griech. Schäfernamen. Die Versammlungen wurden im Freien gehalten und waren anfangs sehr zahlreich, da sich viele beeiferten, in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Der erste Präsident war Crescimbeni, der auch eine Sammlung von Gedichten der A. und Lebensbeschreibungen verschiedener Mitglieder herausgab. Nach dem Muster der Hauptgesellschaft wurden auch zu Bologna, Pisa, Siena, Ferrara, Venedig und anderwärtig Nebengesellschaften zu gleichem Zwecke und unter gleichem Namen gestiftet. Seit 1726 versammelte sich die Gesellschaft an Donnerstagen im Sommer auf dem Janiculus, im sog. Parrhasischen Hain (Bosco Parrasio), im Winter im Archiv (Serbatojo genannt) in der Straße In Arcione; an Festtagen auf dem Capitol. Die Akademie besteht noch und gibt eine Monatsschrift, das «Giornale Arcadico» heraus, welches oft gute topogr. und antiquarische Aufsätze enthält.

Arkansas, einer der südwestl. Staaten der Union, zwischen 33 und 36½° nördl. Br. und 72 und 77° westl. L. gelegen, im O. vom Mississippi und dem Staate Missouri, im N. von Missouri, im W. von Kansas und dem Indianergebiet, im S. von Louisiana begrenzt, hat ein Areal von 2481 Q.-M. Der Staat wird ziemlich in der Mitte von dem Arkansasflusse, der ihm den Namen gegeben, durchströmt. Derselbe steigt von den Rocky-Mountains herab, verstärkt sich rechts durch die Einmündung des Canadian und Poteau, links durch die des Verdigris und Illinois, und fließt nach einem Laufe von etwa 400 M. unterhalb des Fleckens Arkansas-Post (älteste Niederlassung im Staate, 1685 von den Franzosen angelegt) in den Mississippi. Der Fluß ist von seiner Mündung bis tief in das Indianergebiet, also überall im Staate A., schiffbar. Der zweite bedeutende Fluß des Staats ist der White-River, der vom N. kommt und nach einem Lauf von 120 M. wenige Meilen oberhalb des A. in den Mississippi mündet. Er ist für kleine Dampfer bis Batesville, 52 M. von seiner Mündung, und in sehr nassen Jahren noch 30 M. weiter hinauf schiffbar. Von seinen zahlreichen Nebenflüssen ist der Black-River, der 8 M. unterhalb Batesville mündet, 20 M. weit schiffbar. Der eine Strecke lang die Grenze zwischen A. und Missouri bildende St.-Francisfluß strömt durch den nordöstl. Winkel des Staats, wo er sich zu einem 1—4 M. breiten See erweitert, der durch Einsinken der Erde infolge des großen Erdbebens von 1811 entstanden ist. Der Fluß ist 90 M. lang, wovon jedoch nur 30 schiffbar, und mündet oberhalb des Städtchens Helena in den Mississippi. Der Washita, im westl. Theile des Staats, südlich vom Arkansasfluß entspringend, läuft diesem parallel in südöstl. Richtung, den schönsten und fruchtbarsten Theil des Staats bewässernd, dann südlich nach Louisiana, wo er sich mit dem Red-River kurz vor dessen Einmündung in den Mississippi vereinigt. Der Red-River selbst, auf einer kurzen Strecke die Grenze zwischen A. und dem Indianergebiete bildend, durchströmt die äußerste südwestl. Ecke des Staats. Die Oberfläche des Staats ist verschieden im O. und W. Der östl. Theil am Mississippi ist tief und flach, von üppiger Vegetation, aber zugleich reich an Sümpfen, die sich bei den Ueberschwemmungen bilden und, im Sommer austrocknend, die Luft höchst ungesund machen. Gesund ist das nordwestl. A.; hier tritt das Ozarkgebirge in das Land, das sich von Little-Rock aus in nordwestl. Richtung erstreckt (1500—2000 F. hoch), und verleiht ihm einen pittoresken Charakter. Die Niederungen an den Flüssen und die Abhänge der Berge gestatten lohnenden Anbau von Getreide, während sich die fruchtbaren, aber ungesunden Niederungen im O. zum Anbau der Baumwolle trefflich eignen. Südlich vom A. ist das Masserngebirge, sehr öde und unfruchtbar. Erst vom Washita an beginnt wieder fruchtbarer Boden. Das Klima des Landes ist gemäßigt, aber sehr schroffen Temperaturwechseln durch die eisigkalten Nordwinde unterworfen. Die Extreme der Temperatur in Little-Rock sind — 8° und + 29° R.; die mittlere Temperatur der Wintermonate + 6°, der Sommermonate + 21° R. Im Sommer ist die Hitze oft 40—50 Tage lang hintereinander über

26° N. Der sehr große Mineralreichthum des Landes ist noch ganz unbenutzt. An beiden Ufern des Arkansasflusses oberhalb Little-Rock erstrecken sich mächtige Lager von Steinkohlen. Zinkerz findet sich in größerer Menge als in irgendeinem Staate der Union, mit Ausnahme von New-Jersey. Ebenso kommt silberhaltiges Bleierz häufig vor, und Eisen tritt im Ozarkgebirge an vielen Stellen zu Tage. An Mangan und Gips ist A. reicher als alle übrigen Staaten der Union. Am Washita finden sich ausgedehnte Lager des besten Oelsteins. An Wild ist A. noch immer sehr reich. Büffel, Elennthiere, Hirsche, Biber, Ottern, Hasen, Waschbären, wilde Puter, Gänse, Wachteln sind, namentlich im Ozarkgebirge, zahlreich, auch Bären und Wölfe nicht selten.

Von der Natur reich begünstigt, hat A. sehr schnell an Einwohnerzahl zugenommen; doch hat sich bei dem sehr niedrigen Culturgrade der Bevölkerung, welche durch Zuwanderung aus den südöstl. Sklavenstaaten der Union entstanden, seine Wichtigkeit für das wirthschaftliche Gesammtleben der Union keineswegs im Verhältnisse zu seiner Einwohnerzahl gesteigert. In den J. 1820, 1830, 1840, 1850 und 1860 betrug diese Zahl resp. 14273, 30388, 97574, 209897 und 435450 E., wovon resp. 1617, 4576, 19935, 47100 und 111115 Sklaven waren. Von den 162189 freien Weißen, welche 1850 den Staat bewohnten, waren nur 1628 Einwanderer aus Europa und wenig über 2000 aus den freien Staaten der Union, die übrigen alle aus den Sklavenstaaten. Deutsche gibt es, Florida ausgenommen, in keinem Staate der Union so wenig wie in A. Die Bevölkerung ist fast ausschließlich ackerbautreibend. Von den 33½ Mill. Acres, welche das Areal des Staats bilden, waren 1850 erst 781530, 1860 1,933036 Acres unter Cultur. Der Werth aller Farmen, 1850 auf 15¼ Mill. Dollars angegeben, betrug nach dem Census von 1860 nicht weniger als 91⅔ Mill., hatte sich also binnen 10 J. versechsfacht. Die Ernte der J. 1850 und 1860 wies in den wichtigsten Producten folgende Zunahmen auf: Weizen von 199639 auf 955298 Bushel; Mais von 8,893939 auf 17,758665 Bushel; Taback von 218936 auf 999757 Pfd.; Baumwolle von 65344 auf 367485 Ballen (à 400 Pfd.); Wolle von 182595 auf 410285 Pfd. Der Gesammtwerth des Viehbestandes war von 6,647969 auf 22,040211 Dollars gestiegen. Gegenüber dieser Zunahme im Ertrag des Ackerbaues steht gänzlicher Mangel an allem industriellen Leben. Selbst die einfachsten, mit dem Ackerbau zusammenhängenden Industrien haben so gut wie gar keine Existenz. Der Werth aller gewerblichen Producte des Staats im J. 1860 betrug nur 2,150000 Dollars, d. h. weniger als in irgendeinem Staate der Union, sogar weniger als in dem fast ganz öden Florida. Banken hat A. keine. Von der einzigen Eisenbahn im Staate, von Memphis nach Little-Rock, waren 1860 erst 8 M. für 1,155000 Dollars gebaut. Die geistige Cultur steht auf der niedrigsten Stufe. A. ist der einzige Staat der Union, der gar keine Anstalten für Blinde, Taubstumme und Irre hat. Von den erwachsenen Weißen kann ein volles Viertel weder lesen noch schreiben. Die Elementarschulen wurden 1850 von 8449 Kindern besucht, die höhern Schulen, von denen sich drei Universitäten nennen, von 1557 Schülern. Von Zeitungen erschienen 1860 in A. 34 sehr unbedeutende polit. Wochenblätter, 2 religiöse Wochenblätter und 1 Unterhaltungsblatt.

Der Staat ist in 55 Counties getheilt. Die gesetzgebende Gewalt ruht in einem zur Zeit aus 25 Mitgliedern bestehenden, auf vier Jahre gewählten Senate und einem aus 75 Mitgliedern bestehenden, auf zwei Jahre gewählten Abgeordnetenhause. Die vollziehende Gewalt übt ein auf vier Jahre gewählter Gouverneur, der nicht öfter als einmal wiedergewählt werden darf und 1800 Dollars Gehalt bezieht. Die Mitglieder des Gerichts höchster Instanz werden von der Legislatur auf acht Jahre, die der Gerichte erster und zweiter Instanz direct vom Volke auf zwei und vier Jahre gewählt. Die Staatsverfassung verbietet die Abschaffung der Sklaverei ohne Zustimmung aller Sklavenbesitzer. Die Staatsschuld, die 1840 nur 3¾ Mill. Dollars betrug, war bis 1854 durch aufgelaufene Zinsen auf 4¼ Mill. gestiegen, wurde aber in den nächsten Jahren wieder auf 3,319586 Dollars reducirt. Wichtige Städte befinden sich im Staate gar nicht. Selbst die Staatshauptstadt Little-Rock, und Helena, der bedeutendste Hafen am Mississippi, sind unbedeutende Flecken. A. gehörte ursprünglich zu dem von Frankreich angekauften Louisiana-Territorium, ward 1812, bei der Zulassung des Staats Louisiana in die Union, mit dem jetzigen Missouri zusammen ein Territorium, dann 1821, als auch Missouri Staat wurde, ein besonderes Territorium, das 1836 als Sklavenstaat in die Union trat. 1861 wurde es, obschon eine große Majorität seiner Einwohner sich für das Verbleiben in der Union ausgesprochen, durch terroristische Maßregeln mit in den Aufruhr der Sklavenstaaten gerissen. In dem Kriege, der daraus entstand, hatte namentlich die nördl. Hälfte von A.

furchtbar zu leiden. Im Frühjahr 1862 war die Nordwestecke des Staats Schauplatz blutiger Kämpfe (Schlacht bei Pea-Ridge). Im Sept. 1863 occupirte ein Bundesheer Little-Rock.

Arkebūse (vom franz. arquebuse, das erst wieder aus dem deutschen Hakenbüchse, niederländ. haakbus, entstanden war) oder Hakenbüchse hießen die 2½ F. langen Feuerrohre mit deutschen oder Radschlössern, welche im 16. Jahrh. die reitenden Schützen führten. Die Arkebusier, wie man sie noch im Dreißigjährigen Kriege nannte, waren anfangs ein Theil der Leibwachen, nachher aber bildeten sie die leichte Reiterei des Heeres, im Gegensatz der vom Kopf bis zum Fuß geharnischten Kürassiere. Sie führten einen Brustharnisch, der bisweilen auf der rechten Schulter einen Ausschnitt hatte, um beim Anschlag nicht zu hindern, eine Pickelhaube, und außer der A. noch zwei Pistolen. Wahrscheinlich kamen sie zuerst bei den Franzosen während der ital. Feldzüge Karl's VIII. unter dem Namen Argoulets auf, später erhielten sie den Namen Carabiniers. — Arkebusade, Schußwasser, heißen mehrere alte Wundwässer, von denen zwei, die franz. und die Theden'sche Arkebusade, sich noch in den Apotheken finden.

Arkōna oder Arkon, das nordöstl., 170 F. aus der Ostsee ragende Vorgebirge der Insel Rügen, auf der Halbinsel Wittow im Kirchspiel Altenkirchen, fast die nördlichste Spitze Deutschlands (54° 41′ nördl. Br., 31° 6′ östl. L.). Die steilen Abhänge bestehen aus einem unreinen Kreide- und Lehmgemengsel mit horizontallaufenden Feuersteinreihen; nur ein kleiner Flötzrücken im O. enthält reine Kreide. In den zahllosen Spalten des Felsens, dessen Platte mit bebautem Feld und Rasen bedeckt ist, nisten Tausende von Uferschwalben. Der Blick von dieser Platte reicht gegen SO. bis zu den Küsten von Jasmund, gegen SW. bis zu der Insel Hiddensöe und gegen NW. bis zur Insel Möen. Der Name A. ist uralt und lautet bei dem Chronisten Saxo Grammaticus Arkon und Archona; die Abstammung desselben ist vieldeutig und unsicher; am wahrscheinlichsten ist die Ableitung vom slaw. Urkan, d. h. «am Ende». Auf der Westseite A.s befindet sich der berühmte, 30—40 Ellen hohe Wall oder Burgring, in welchem der Tempel des Wendengottes Swantewit stand. König Erich IV. von Dänemark nahm 1136 die Burg ein, König Waldemar I. eroberte sie 15. Juni 1168 nach blutigem Kampfe, verbrannte den Tempel mit dem Götzenbild und führte dessen Schätze nach Dänemark. Ueber dem Burgringe, der unpassend die Jaromarsburg heißt, wurde 1826—27 nach Schinkel's Plan ein Leuchtthurm von 75 F. Höhe erbaut, der eine Leuchte von 17 Reverberen hat, gegen 8 M. weit sichtbar ist und zugleich als Wirthshaus dient.

Arkose haben franz. Mineralogen eine Sandsteinvarietät genannt, welche im mittlern Frankreich ungemein häufig auftritt und außer Quarzkörnern auch sehr viel Feldspatkörner sowie zuweilen auch Glimmerblättchen in einem thonigen Bindemittel enthält. Wegen der Uebereinstimmung der Hauptbestandtheile kann man diesen Sandstein zuweilen mit Granit verwechseln und hat ihn auch wol «regenerirten Granit» genannt. Das Vorkommen des A. ist aber keineswegs auf Frankreich beschränkt, auch in Deutschland findet es sich sehr häufig, besonders in der Formation des Rothliegenden, wo es dann oft eine rothe Färbung zeigt. An eine bestimmte Formation ist dieser feldspathaltige Sandstein übrigens nicht gebunden.

Arktisch bezeichnet eigentlich alles das, was in der Nähe des hoch am nördl. Himmel stehenden Sternbildes des Bären (griech. Arktos) gelegen ist, darum nördlich überhaupt. In der Erdkunde heißt arktisch alles Land und Wasser, was im N. des nördl. oder arktischen Polarkreises (66⅔° nördl. Br.) liegt, sodaß eine graphische Darstellung des arktischen Abschnitts der Erdkugel den Nordpol oder den arktischen Pol zum Mittelpunkte, den nördl. Polarkreis aber zum Umkreise haben würde. Alle die nördlich dieses Polarkreises liegenden Theile der Erde, wie der nördl. Theil von Schweden und Norwegen, Spitzbergen, die äußersten Landstriche des europ. Rußland, sowie große Theile von Sibirien und Nordamerika, faßt man unter dem gemeinsamen Namen der arktischen Polarländer oder der Nordpolarländer zusammen, spricht aber daneben auch insbesondere von einem arktischen Europa, arktischen Asien, namentlich aber von einem arktischen Amerika. Der Arktische Ocean (bisweilen Nordpolarmeer genannt), eine der fünf großen Hauptabtheilungen der irdischen Wasserwelt, begreift alle Wasserflächen des Erdballs, welche etwa durch eine von dem Scoresbysund in Grönland bis zum Nordcap der Skandinavischen Halbinsel gezogene Linie vom Atlantischen Ocean geschieden sind und zwischen Asien und Amerika durch die Behringsstraße mit dem Großen Ocean im Zusammenhange stehen. Die wichtigsten Glieder dieses Arktischen Oceans sind in Europa das Weiße Meer, in Nordasien das Karische Meer und der Obische Golf, in Amerika die zahlreichen Golfe und Becken, Straßen und Sunde, welche die ungeheuere Felsplatte des arktischen Amerika bis herab zu etwa 60° nördl. Br. in eine große Anzahl von Inseln und Halbinseln zerklüften.

Die Klimatologie und Pflanzengeographie unterscheiden eine arktische Zone im Gegensatze zu den gemäßigten und zu den warmen (tropischen) Zonen. Die Grenzen derselben fallen jedoch nicht mit den geographischen der Polarregion zusammen. Man gliedert dieselbe in eine Polarzone, welche die Erdstriche zwischen 90—72° nördl. Br. umfaßt, in eine eigentliche arktische Zone, die von 72—66° reicht, und in eine subarktische Zone, die den Erdgürtel zwischen 66 und 58° umfaßt und den Uebergang zu den verschiedenen Gürteln der gemäßigten Zone bildet. Den Gegensatz zu arktisch bildet antarktisch, d. i. alles Land und Wasser, das um den Südpol herumliegt und sich bis 66²/₃° südl. Br. erstreckt. Gemäß diesem Gegensatze spricht man von einem antarktischen Polarkreise, von antarktischen Zonen, von einem Antarktischen Ocean und antarktischen Ländern. Indeß reicht keiner der gewöhnlich angenommenen fünf Erdtheile bis zum südl. Polarkreis hinab, ja sogar bleibt, mit Ausnahme der Südspitze von Südamerika, das Land jener Welttheile ziemlich weit von demselben entfernt. Als Kern der Südpolarländer nimmt man einen eigenen, um den Südpol gelagerten Antarktischen Continent an. Die Nordgrenzen des Antarktischen Oceans pflegt man bis etwa zu dem Parallelkreise des Feuerlandes hinauszurücken.

Arkwright (Sir Richard), der Vervollkommner der Baumwollspinnmaschinen und dadurch der eigentliche Begründer eines Manufacturzweigs, dem Großbritannien eine unermeßliche Ausdehnung seines Waarenverkehrs verdankt, und welcher Millionen Händen Beschäftigung gibt, war geb. 23. Dec. 1732 zu Preston in Lancashire und übte zu Wirksworth (Derbyshire) das Gewerbe eines Barbiers aus, welches er aber 1767 aufgab, um seiner Neigung für Mechanik zu folgen und zunächst in Warrington sich mit Construction eines Perpetuum-mobile zu beschäftigen. Doch verließ er diese unfruchtbare Idee bald und bemühte sich auf Zureden eines Uhrmachers Namens Kay, mit diesem gemeinschaftlich eine Baumwollspinnmaschine auszuführen, wobei er, durch Atherton in Liverpool mit Geld unterstützt, die von Wyatt schon um 1738 versuchte, aber nachher vergessene Anwendung von Walzen zum Ausziehen der Fäden wiederaufnahm und mit bestem Erfolge in Anwendung brachte. A.'s Walzensystem, welches noch jetzt allgemein gebräuchlich ist, hat so sehr den Grund zu der bewunderungswürdigen Vollkommenheit der Baumwollspinnerei gelegt, daß man gewöhnlich, wiewol mit Unrecht, ihn für den Erfinder dieses folgenreichen Princips ansieht. Außer Wyatt wird auch dem genannten Kay ein Antheil an der Erfindung zugeschrieben; allein es scheint gewiß, daß A.'s Genie der Sache das Leben einhauchte. Die Art von Spinnmaschine, welche A. zu Stande brachte, wurde Wassermaschine (water machine, water frame) genannt, weil sie die erste war, zu deren Betrieb Wasserkraft gebraucht wurde, und der Name ist ihr, nachdem sie meist nur unwesentliche Veränderungen erlitten, bis zum heutigen Tage geblieben. Durch zwei in den J. 1769 und 1775 genommene Patente erwarb A., der zuerst in Nottingham, dann zu Crumbford in Derbyshire eine große Fabrik betrieb, ein beträchtliches Vermögen, welches man bei seinem 3. Aug. 1792 zu Crumbford erfolgten Tode auf 500000 Pfd. St. schätzte. Er gelangte zu hohem Ansehen und wurde vom Könige geadelt, ließ aber nie in Thätigkeit nach. Als Beweis hiervon wird angeführt, daß er gewöhnlich von 5 Uhr morgens bis 9 Uhr abends arbeitete und noch in seinen letzten Lebensjahren sich zum Theil des Schlafs beraubte, um täglich eine Stunde in der engl. Sprache und eine Stunde im Schreiben Unterricht zu nehmen, da ihm die Mängel einer vernachlässigten Jugenderziehung sehr fühlbar geworden waren.

Arlberg oder Adlerberg bezeichnet theils im allgemeinen die Arlberger Alpen, d. i. den westlichsten Theil der den Rhätischen Alpen im N. vorgelagerten Alpengruppe, dessen östl. Fortsetzungen den Namen Algauer und Bairische Alpen tragen, und der mit dem Bregenzer Walde die mit dem österr. Kronlande Tirol verbundene Landschaft Vorarlberg (s. d.) erfüllt, theils einen einzelnen Berg dieser Gruppe, welcher die Grenze zwischen dem eigentlichen Tirol und dem Lande «vor dem Arlberge» bildet. Dieser Berg ist 6200 F. hoch, mit Nadelholz und Buschwerk bewaldet. An ihm stießen früher die Diöcesen Chur, Brixen, Konstanz und Augsburg zusammen, und noch jetzt ist er die östl. Grenzmark der alemannischen Mundart. Ueber ihn führt eine 1786 angelegte, 1822—25 verbesserte Straße, die von Feldkirch in das Thal des Rheinzuflusses Ill, dann in dem vom Illzufluß Alfens bewässerten Klosterthal zu dem Dörfchen und der Poststation Stuben (4348 F. hoch) und von diesem in zahlreichen Windungen zu der 5388 F. hohen «Jochhöhe», der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, aufwärts, dann nach der Ostseite in das vom Innzufluß Rosana durchflossene Stanzerthal hinabsteigt. Die Jochhöhe, unweit der Landesgrenze, 1100 F. niedriger als der St.-Gotthard, 1000 F. höher als der Brenner, gewährt nur eine beschränkte Aussicht. Auf der östl. od

tiroler Seite, 10 Min. unter der Paßhöhe, liegt das Hospiz St.-Christoph nebst Kirche und Wirthshaus, wo 1386 ein armer Findling, der Hirtenknabe Heinrich, mit 15 Fl., seinem ersparten sechsjährigen Lohn, die St.-Christophbrüderschaft zur Rettung durch Lavinen oder in Klüften verunglückter Wanderer stiftete.

Arlecchino, franz. Arlequin, Name einer der komischen Masken im national-ital. Stegreifspiele, der sog. commedia dell' arte, deren Ursprung aus den altröm. Atellanen (s. d.) abgeleitet wird. A. erscheint in knappanliegender Tracht, die aus Tuchläppchen aller Farben zusammengestückt ist, mit kurzgeschnittenem Haar, oft mit einer schwarzen Halblarve, leicht beschuht, ein hölzernes Schwert im Gürtel. Man leitet diese Maske, deren Ursprung einige schon im griech. Satyrspiele finden wollen, von den röm. Mimen her, die mit geschorenem Kopfe gingen, nach ihren buntscheckigen Kleidern centunculi und, weil sie barfuß waren, planipedes hießen. Das hölzerne Schwert soll aus dem Küchenmesser des mäsonischen Kochs, des beliebten alten Lustigmachers, entstanden sein. Gemischter Abkunft ist die Maske gewiß, wie alle ähnliche volksthümliche Gestalten. Für ihre Herleitung von den alten Mimen spricht es auch, daß A. und Scapino, die beiden verwandten Spaßmacher, bei den besten toscan. Schriftstellern «die beiden Zanni» genannt werden, was an den lat. Sannio erinnert, von welchem Cicero «De oratore» eine Beschreibung gibt, die vollkommen auf den Charakter des A. paßt. Den Namen leiten einige sehr unwahrscheinlich von einem toscan. Dorfgeistlichen Giovanni Arletto ab, andere wollen seinen Ursprung in Frankreich finden, wohin die commedia dell' arte 1579 verpflanzt worden, und ihn von einem drolligen Trommelschläger, Peter von Arles aus der Provence (Pierrot Arlequin) herleiten. Vgl. Genin, «Variations du language français» (Par. 1845). Gewiß bleibt, daß der franz. Arlequin, in dessen Darstellung der berühmte Carlino (s. d.) in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Paris bewundert wurde, mit dem ital. A. ein und dieselbe Figur ist, und daß dieser auch in Deutschland Anlaß wurde, den Namen des alten Hanswurst (s. d.) am Ende des 17. Jahrh. in Harlekin zu verwandeln. A. hatte von jeher die Rolle eines Bedienten, war in den ältesten Zeiten roh, tölpisch, unverschämt, feig, schmuzig, veränderte aber um die Mitte des 16. Jahrh., als die ital. Höfe Geschmack an der commedia dell' arte fanden, seine Manieren, wurde dummpfiffig, schmarotzerhaft, treu und thätig, witzig und boshaft gegen den Pantalon und Dottore, deren unermüdlichen Fopper er abgab. In Frankreich erhielt die Maske noch mehr Gewandtheit, Grazie und Feinheit, zog sich aber zuletzt ganz auf das Ballet zurück, wo sie in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhundert ihr Ende gefunden hat. In Italien lebt A. noch in dem volksthümlichen Stegreifspiel fort. — Manteau d'Arlequin heißt auf unsern Theatern die gemalte Draperie, welche, dicht hinter dem Vorhange, die erste Coulisse bedeckt. Sie ist der Ueberrest der Teppiche, mit denen die alte Bühne, statt der gemalten Prospecte, rundum behängt war, und in deren vordern Falten A. sich zu verstecken pflegte, um seine Scherze daraus hervor zu treiben.

Arles (Arelate), Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Rhônemündungen in der Provence, am linken Ufer des östlichen und Hauptarms der sich hier theilenden Rhône, 5 M. vom Meere und an der Eisenbahn gelegen, in reizender Umgebung zwischen Gärten und Wiesen, zählt 25543 E., die ziemlich lebhaften Handel mit Weinen, Getreide, Vieh, berühmten Würsten, Früchten und Oel sowie Schiffbau treiben, auch einige Seiden-, Hut- und Tabacksfabriken unterhalten. Die Schönheit seiner Bewohnerinnen ist sprichwörtlich. Die Stadt hat ein Collége, eine Navigationsschule, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhistorisches und ein reichhaltiges Antiquitätencabinet. Zur Austrocknung der Sümpfe, welche die Gegend ungesund machen, sowie in Rücksicht auf die vielen Hindernisse, welchen die Schiffahrt auf der Rhône unterliegt, ist ein Kanal bis zur Südküste geführt worden. Ueber die Rhône führt eine Schiffbrücke nach Trinquetaille, das gleichsam als Vorstadt von A. an der Spitze der durch bedeutende Viehzucht ausgezeichneten Deltainsel Camargue liegt. A. ist eine der ältesten Städte Frankreichs, deren Glanz noch eine Menge wohlerhaltener antiker Denkmäler bekunden. Unter diesen sind bemerkenswerth das Amphitheater von 1008 F. Umfang mit doppelter Bogenstellung; die Reste eines Theaters, zu denen der sog. Rolandsthurm gehört; die Reste des Palastes Konstantin's d. Gr., jetzt Le Château de Trouille genannt; der 1389 aufgefundene und seit 1676 vor dem Stadthause aufgestellte Obelisk aus Granit, von 47 F. Höhe; Ruinen zweier Tempel, eines Triumphbogens und vieler Grabmäler; ferner ein schon von den Römern benutzter Begräbnißplatz, die Elysäischen Felder (oder Aliscamps) u. s. w. Das Theater ist der Fundort ausgezeichneter Statuen, darunter der «Venus von A.», die 1683 in das Museum zu Paris kam. Aus dem Mittelalter stammt die Kathedrale in altroman. Stil mit herrlichen Portalbogen; das Stadt-

haus wurde von Mansard erbaut. Zur Römerzeit war A. der Sitz eines Präfecten, später Residenz des Kaisers Maximianus, des Usurpators Konstantinus und im 5. Jahrh. einige Zeit hindurch des Westgothenkönigs Eurich. 508 kam die Stadt an das Ostgothenreich, später an die Franken, und 879 wurde sie Hauptstadt des Königreichs Arelat (s. d.). Im 12. Jahrh. bildete sie eine eigene Republik, unterwarf sich aber später dem Herzog Karl von Anjou, Grafen von Provence. In den ersten Jahrhunderten der christl. Kirche wurden zu A. mehrere bedeutende Synoden, die Arelatischen Synoden, abgehalten. Auf der ersten, 314, wurden unter anderm die Streitigkeiten zwischen Cäcilian und Donatus gegen letztern entschieden und die Geistlichen von allen Lasten freigesprochen; auf der zweiten, 354, ward Athanasius verdammt und Paulin von Trier verwiesen; auf der dritten, 452, regelte man mehrere Punkte der Kirchen- und Klosterdisciplin; auf der vierten, 475, wurde die Prädestinationslehre des Presbyters Lucidus verdammt und dieser zum Widerruf genöthigt.

Arlincourt (Charles Victor Prévot, Vicomte d'), franz. Romanschriftsteller, geb. 28. Sept. 1789 auf dem Schlosse Merantres bei Versailles. Sein Vater, der den größten Theil seines Vermögens für die königl. Familie geopfert hatte, starb während der Revolution unter der Guillotine. Napoleon stellte den Sohn erst im Dienste der Kaiserin-Mutter an und ernannte ihn in der Folge zum Intendanten bei der Armee von Aragonien. Nach der Rückkehr der Bourbonen ward A. mit vieler Rücksicht behandelt und zum Requêtenmeister befördert, nach den Hundert Tagen aber seiner Stelle entsetzt. Er lebte nun auf seinem Schlosse St.-Paër in der Normandie literarischen Beschäftigungen, bis Karl X. ihn durch Ernennung zum Ehrenkammerherrn wieder an den Hof zog. Das große Publikum, das seine zahlreichen Dichtungen während und nach der Restauration fanden, verdankten diese nicht sowol ihrem poetischen Gehalte als ihrer reactionär-mittelalterlichen Richtung, die der Mode und den Wünschen und Ansichten gewisser Gesellschaftsklassen schmeichelte. In solchen Kreisen fand auch A. selbst bei einer Reise durch Holland und Deutschland, die er in dem Werke «Le pélerin» (Par. 1842) schildert, eine sehr günstige Aufnahme. Bei unverkennbarer Erfindungsgabe, die ihn jedoch leicht zu Uebertreibungen verleitete, und einem gewissen Tone aufrichtiger Ueberzeugung, ist sein Stil jeder Schönheit bar und wird durch unfranz. Satzbildungen und Inversionen oft barbarisch. Von seinen Schriften aus jener Zeit sind anzuführen: «Charlemagne ou la Caroléide», ein episches Gedicht (2 Bde., 3. Aufl., Par. 1824), und die Romane «Le solitaire» (1821), «Le renégat» (2 Bde., 1822), «L'étrangère» (2 Bde., 1825) und «Ismalie, roman poème» (2 Bde., 3. Aufl., 1828). Nach der Julirevolution von 1830 nahmen seine Romane den Charakter von Pamphleten an, in denen er alles schmähte, was nicht mit seinen fanatisch-royalistischen Anschauungen übereinstimmte. Dahin gehören: «Les rebelles sous Charles V.» (6 Bde., 2. Aufl., Par. 1832); «Les écorcheurs» (3 Bde., 1833); «Le brasseur-roi» (4. Aufl., 1835); «Le double règne» (2 Bde., 1836); «L'herbagère» (2 Bde., 1837) u. s. w. Außerdem versuchte er sich, doch ohne Erfolg, in Bühnenstücken, und nach der Revolution von 1848 trat er auch als Publicist auf. Eins seiner letzten Werke war «L'Italie rouge» (Par. 1850), in welchem er durch Anekdotenkram und phantastisches Geplauder die ital. Revolution zu bekämpfen suchte. A. starb 22. Jan. 1856.

Arlon (Orolaunum), die Hauptstadt der belg. Provinz Luxemburg, an der brüsseler Eisenbahn, von welcher hier eine Zweigbahn nach Longwy führt, mitten in Waldungen auf einem Bergrücken der Ardennen an den Quellen des Semoy gelegen, ist ein in neuerer Zeit an Wohlstand schnell wachsender Ort mit (1861) 5647 E., die Fabriken in Eisenwaaren und Leder, Taback, Fayence und Thonpfeifen betreiben. A. wird im Antoninischen Itinerarium als Orolaunum vicus erwähnt und war, nach den hier gefundenen Alterthümern, Münzen und Inschriften zu schließen, schon unter den Römern nicht unbedeutend. Unter seinem jetzigen Namen wird es 870 bei der Theilung des Reiches Lotharingen erwähnt. 1214 wurde das Marquisat A. mit der Grafschaft Luxemburg vereinigt und die Stadt zugleich befestigt. Von 1684—97 war A. französisch, gelangte dann aber wieder zu Luxemburg. Zwischen A. und dem Dorfe Messency (1½ M. im S.) wurden die Oesterreicher unter Beaulieu 16. und 17. April 1794 durch die Franzosen unter Jourdan besiegt. Letzterer besetzte die Stadt 18. April, sah sich aber sodann 30. April bei den Dörfern Clerfontaine (¾ M. im NO.) und Attert (1 M. im N.) wieder zurückgeschlagen. Das Großherzogthum Luxemburg schloß sich 1830 der belg. Revolution an, infolge dessen ein Theil des Landes mit der Stadt A. an das Königreich Belgien gelangt ist.

Arlt (Ferdinand), ein ausgezeichneter Augenarzt unserer Zeit, geb. 18. April 1812 zu Obergraupen bei Teplitz, erhielt seine Vorbildung 1825—30 auf dem Gymnasium zu Leit-

meritz und machte hierauf seine philos. und medic. Studien in Prag, wo er 1839 promovirte. Nachdem er hierauf von April 1840 bis dahin 1842 als Assistent an der Augenklinik sich zum Praktiker auf dem Gebiet der Augenheilkunde ausgebildet, wirkte er als Arzt zu Prag, bis er im Oct. 1846 zum Suppleanten für Augenheilkunde an die Universität berufen ward. Ostern 1849 erhielt A. einen Ruf als Professor der Augenheilkunde nach Leipzig, den er jedoch ablehnte, weil er während der Unterhandlungen zum wirklichen Professor in Prag ernannt worden war. Seit Herbst 1856 wirkte er in gleicher Stellung zu Wien. A.'s europ. Ruf als Augenarzt gründet sich auf sein Hauptwerk: «Die Krankheiten des Auges für praktische Aerzte geschildert» (3 Bde., Prag 1851—56), von welchem der erste Band, der die Krankheiten der Binde- und Hornhaut behandelt, bereits in sechs, der zweite, die Krankheiten der Sclera, Iris, Chorioidea und Linse umfassend, in fünf, der dritte, der die Krankheiten des Glaskörpers, der Netzhaut, der Augenmuskeln, der Augenlider, der Thränenorgane und der Orbita zum Gegenstande hat, in drei unveränderten Abdrücken (bis Ostern 1864) verbreitet wurde. Von seinen übrigen Arbeiten sind außer der populären Schrift: «Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande» (Prag 1846), seine Beiträge zur prager «Medic. Vierteljahrsschrift» sowie zu dem von ihm mit Donders und von Graefe herausgegebenen «Archiv für Ophthalmologie» (seit 1854 zu Berlin) hervorzuheben.

Arm (brachium), der Name für die obern (vordern) Extremitäten des Menschen und der mit Händen versehenen Säugethiere. Der Arm besteht aus der Schulter, dem Oberarm, dem Vorderarm und der Hand. Das Gerüst der Schulter wird durch zwei Knochen, Schlüsselbein und Schulterbein, gebildet, das des Oberarms aus einem einzigen festen Röhrenknochen (humerus), das des Vorderarms aus zweien, dem Elnbogenknochen (ulna) und der Speiche (radius), das der Hand aus 8 Handwurzelknochen, 5 Mittelhandknochen und 14 Fingergliederknochen. Durch sein freies Schultergelenk ist der Arm die beweglichste aller Gliedmaßen. Dieser Umstand und der bewegliche Bau der Hand (s. d.) ist eine Hauptquelle der Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit des Menschengeschlechts. Die Muskeln, welche den Arm im ganzen bewegen, liegen an Brust, Rücken und Schulter; die den Unterarm bewegenden am Oberarme, die die Hand in Bewegung setzenden (im ganzen) am Unterarm, und zwar letztere beiden Gruppen so vertheilt, daß die Beugemuskeln an der innern, die Streckmuskeln an der äußern Seite angebracht sind. Als ein besonders vorspringender und deutlicher Muskel ist der an der Innenseite des Oberarms gelegene musculus biceps zu nennen, welcher bei starker Beugung des Elnbogengelenks sehr stark anschwillt; man hat sich gewöhnt nach seiner Fülle und Prallheit die Entwickelung des Muskelsystems überhaupt zu beurtheilen. In der Achselhöhle treten die großen Gefäß- und Nervenstämme vom Rumpfe an den Arm hinüber und laufen an der Innenseite des musculus biceps herab. Die große Schlagader theilt sich an der Innenseite des Elnbogengelenks in zwei Aeste, deren einer an der Kleinfingerseite, der andere an der Daumenseite des Unterarms herabläuft. Letzterer liegt in der Nähe der Hand so nahe der Haut, daß sein Pulsschlag besonders deutlich zu fühlen ist, und diese Stelle daher vom Arzte zur Untersuchung des Pulses gewählt wird, obschon der Puls an jeder größern Puls-(Schlag-)ader zu fühlen ist, sobald sie oberflächlich genug gelegen. Die Venen des Arms, d. h. die das Blut zurückführenden Adern, liegen theils neben den Pulsadern, theils verlaufen sie dicht unter der Haut, sind also sehr zugänglich und werden deshalb für gewöhnlich zum Aderlaß gewählt. Von den Nervenstämmen liegt besonders der sog. Elnbogennerv stellenweise sehr oberflächlich, so z. B. in der Furche zwischen dem mittlern und innern Elnbogenknöchel, daher ein Stoß an dieser Stelle heftige Schmerzen macht, die bis in den vierten und kleinen Finger ausstrahlen, weil sich hier die Endverästelungen jenes Nervenstammes befinden.

Arm, Armuth. Arm nennt man den, welchem die Mittel, die für seinen Unterhalt nothwendig erscheinen, fehlen. Da der eine nach Erziehung, Lebensstellung u. s. w. mehr als ein anderer für seine Existenz nöthig hat, so ist Armuth ein relativer Begriff. Jemand, der eine hohe sociale Stellung einnimmt, gilt als arm, obschon er so viel Vermögen besitzt als zehn reiche Handwerker zusammen. Im engern, gewöhnlichen Sinne bezeichnet man indeß nur denjenigen als arm, welcher aus eigener Kraft die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse nicht zu befriedigen vermag. Nach den Ursachen, welche bei den einzelnen Individuen die Armuth hervorrufen, theilt man sie in unverschuldete und verschuldete Armuth. Unmündige, welche kein Vermögen besitzen und ihren Ernährer verloren haben, Personen, welche ohne ihr Zuthun durch Krankheit und Unglücksfälle ihr Eigenthum einbüßten und arbeitsunfähig wurden, Arbeiter, denen Landescalamitäten die Erwerbsquellen verschließen, sind unverschuldet arm. Sehr häufig

ist aber die Armuth durch Faulheit und Arbeitsscheu, durch Hinneigung zur Unredlichkeit, durch Verbrechen, Liederlichkeit, Genußsucht, Verschwendung u. s. w. verschuldet, und es läßt sich sogar die Behauptung rechtfertigen, daß die Armuth auf ein Minimum reducirt sein würde, wenn es durch Hebung der Menschen auf einen höhern sittlichen Standpunkt gelänge, die verschuldete Armuth ganz zu beseitigen. Für die menschliche Gesellschaft und die Staaten ist die Armuth ein großes Unglück, denn sie erniedrigt und verdirbt nicht nur die Menschen und macht sie zu allem Schlechten und Unsittlichen fähig, sondern sie greift auch die Quellen des Volkswohlstandes an. Nicht alle Verbrechen haben zwar in der Armuth ihren unmittelbaren Grund, aber die meisten derselben fallen ihr doch direct zur Last, und auch von den übrigen dürfen ihr bei näherer Erwägung noch viele angerechnet werden. Daraus erklärt es sich, daß Armuth vielfach mit Schande zusammenhängt, zum Theil auch, daß dem Armen meist die polit. Rechte entzogen sind, daß ferner viele lieber bittere Noth leiden, als daß sie sich durch Annahme einer Unterstützung zum Armen stempeln. Arme hat es zu allen Zeiten gegeben, und es ist auch keine Hoffnung vorhanden, daß sich Zustände, welche die Armuth ganz ausschließen, jemals herstellen lassen werden. Aber nicht überall ist die Armuth gleich verbreitet. Wenig Arme gibt es z. B. bei wilden Volksstämmen in warmen Klimaten, in Ländern, welche sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen, und wo die meisten Einwohner Grundbesitzer sind. Viele Arme dagegen finden sich überall da, wo die Bevölkerung stark angewachsen ist, die Industrie fast alle Hände in Anspruch nimmt, die Concurrenz eine große Rolle spielt, der Grundbesitz in den Händen weniger liegt u. s. w. Stellt sich in einem Lande ein Zustand her, sei es durch dauernde, sei es durch vorübergehende Ursachen, in welchem viele Menschen sich außer Stande sehen, sich den nothwendigen Lebensunterhalt zu erwerben, so nennt man diesen Zustand Massenarmuth, **Pauperismus** (s. d.). Auf die Armuth wirken die Zeitereignisse oft mächtig ein. Bedeutende Veränderungen im Gewerbsbetrieb und im Gewerbswesen überhaupt, starke Vermehrung der Circulationsmittel, verbunden mit einer wesentlichen Erhöhung der Preise vieler Güter, Revolutionen und Kriege können in wenigen Jahren die Armuth außerordentlich steigern. Im eigenen Interesse und mit Rücksicht auf die Lage eines großen Theils seiner Staatsbürger ist der Staat veranlaßt und verpflichtet, der Armuth, soweit es nur immer möglich, entgegenzuwirken. Er kann nicht zugeben, daß seine Angehörigen das Nothwendigste entbehren, von Sorgen niedergedrückt werden, elend untergehen, daß die gesellschaftliche Ordnung bedroht und gestört, das heranwachsende Geschlecht sittlich, geistig und körperlich verwahrlost, der Wohlstand des Volks durch die Brachlegung productiver Kräfte gehemmt und durch die Verwendung reicher Mittel zu Almosen geschwächt werde. Allerdings ist die Beseitigung der Armuth eine sehr schwierige Aufgabe und vollständig nicht zu lösen. Indeß muß ihre Lösung dennoch angestrebt werden, und wenn das geschieht, so wird wenigstens ein großer Theil der Armuth theils gelindert, theils ganz beseitigt werden. Namentlich aber wird dies dann der Fall sein, wenn der Staat von Privaten und Privatvereinigungen lebhaft unterstützt wird.

Die gesammte Thätigkeit zur Beseitigung der Armuth fassen wir unter der Bezeichnung **Armenwesen** zusammen. Zu diesem gehören alle diejenigen Maßregeln, welche das Entstehen der Armuth verhindern sollen, die vorbeugenden Mittel; ferner diejenigen, welche die Armen und namentlich solche, welche ihre Armuth verschuldet haben, zwingen sollen, sich mit eigenen Kräften ihre Lebensbedürfnisse zu verschaffen, die Maßregeln der Armenpolizei; drittens die Unterstützung der zeitig und dauernd erwerbsunfähigen Armen, die Armenpflege, sei sie nun öffentliche oder private Armenpflege, und endlich die Beseitigung der vorhandenen Armennoth durch allgemeine Einrichtungen sehr verschiedener Art, wie z. B. Arbeitsanstalten, Armencolonien, Auswanderung u. s. w. Was die Mittel zur **Verhütung der Armuth** betrifft, so gehören zu ihnen alle diejenigen, welche den Volkswohlstand zu heben geeignet sind; alle Maßregeln, welche die körperliche, geistige und sittliche Entwickelung der einzelnen Staatsbürger fördern, Kenntnisse und Geschicklichkeiten unter den arbeitenden Klassen, aus denen zumeist die Armen hervorgehen, verbreiten, den Zutritt zu productiven Beschäftigungen erleichtern, die Production kräftigen, die bessere Vertheilung der Güter ermöglichen und auf die Ausdehnung des Verkehrs hinwirken. Außer diesen entferntern Mitteln zur Verhütung der Armuth gibt es aber auch andere näherliegende, z. B. die Sparkassen (s. d.), welche den Zweck verfolgen, zum Sparen zu ermuntern und durch Ansammlung der Ersparnisse Hülfsmittel für schlechtere Zeiten oder auch zum Beginn eines selbständigen Gewerbsbetriebs zu verschaffen, die verschiedenen, meist auf Gegenseitigkeit oder Versicherung beruhenden Unterstützungs-, Kranken-, Aussteuer-, Sterbe-, Altersversorgungskassen, die Hülfs- und Darlehnskassen und Pfandhäuser,

welche Vorschüsse gegen Zins oder zinslos zur Aufrechthaltung des Nahrungsstandes leisten, freilich oft auch sehr nachtheilig wirken können, die Arbeitsnachweisungsanstalten, welche Arbeitslosen Beschäftigung nachweisen, die Anstalten, welche den Aermern den billigen Ankauf der Lebensbedürfnisse ermöglichen, u. s. w. Alle diese Mittel setzen aber freilich, wenn sie wirksam sein sollen, voraus, daß die Personen, welchen sie geboten werden, den festen Willen haben, sich vor der Armuth zu schützen. Mit den Personen, welche diesen Willen nicht haben, beschäftigt sich die Armenpolizei. Ihr Zweck ist, diejenigen, welche durch eigene Verschuldung arm sind und die Verschuldung fortsetzen, durch Verbote und Zwangsmaßregeln zur Erwerbung des eigenen Unterhalts und des ihrer nächsten Angehörigen anzuhalten. Ihre Aufgabe ist eine sehr schwierige, und diese Schwierigkeit ist die Veranlassung gewesen, daß der Armenpolizei verhältnißmäßig ausgedehnte Befugnisse verliehen worden sind. Vorzugsweise hat es die Armenpolizei mit den Arbeitsfähigen zu thun, welche nicht arbeiten wollen. Dahin gehören die Bettler, welche, auf die Mildthätigkeit des Publikums rechnend, Almosen entweder, indem sie Gebrechen oder Krankheiten heucheln, erschleichen oder durch Zudringlichkeit ertrotzen, arbeitsscheue Vagabunden und Landstreicher, aus deren Mitte sich die Klasse der Verbrecher zu rekrutiren pflegt, sittlich verwahrloste Kinder u. s. w. In den meisten Ländern sind Bettelei und Vagabundiren verboten und werden mit mehr oder weniger strengen Strafen belegt. In der Regel ist dabei der Armenpolizei das Recht zugesprochen, die bestraften Bettler und Landstreicher nach Abbüßung ihrer Strafe auf Monate und Jahre in Besserungsanstalten und Arbeitshäuser (s. d.) zu verweisen und sie dort zu regelmäßiger Arbeit anzuhalten und an dieselbe zu gewöhnen. Außerdem darf sie dieselben in ihre Heimatsgemeinde zurückschicken und die Entfernung aus derselben untersagen. Ebenso ist ihr die Befugniß ertheilt, sittlich verwahrloste Kinder, mögen dieselben bereits bestraft sein oder nicht, in für diesen Zweck errichteten Erziehungsanstalten (Rettungshäusern) behufs ihrer Erziehung unterzubringen. Geringer pflegt ihre Berechtigung in Hinsicht derjenigen zu sein, welche ihren Erwerb durch Trunk und liederliches Leben vergeuden. Doch bestehen in manchen Ländern, z. B. in mehrern Cantonen der Schweiz, gesetzliche Bestimmungen, auf Grund deren die Armenpolizei Trunkenbolden den Besuch der Wirthshäuser und Schenken auf Zeit verbieten kann.

Vorzugsweise beschäftigt sich mit den Armen die öffentliche Armenpflege. In der Regel liegt dieselbe in der Hand der Gemeinde, welcher die Armen angehören, seltener in der Hand von Corporationen und Genossenschaften, denen eine gesetzliche Verpflichtung obliegt. Fast allgemein ist die Verpflichtung des Staats und der Gemeinden zur Gewährung der Armenunterstützung anerkannt. Nur einzelne, zum Theil bedeutende Stimmen bestreiten diese Verpflichtung, indem sie hauptsächlich geltend machen, daß die staatliche Armenpflege diejenigen, welche durch Sparsamkeit und Fleiß selbst erwerben, zu Gunsten der Unfähigen, Liederlichen, Arbeitsscheuen belaste, daß sie die unbemitteltern Klassen daran gewöhne, auf Unterstützungen zu rechnen, und damit zu leichtsinnigen und frühzeitigen Heirathen und sorglosem Leben Anlaß gebe, daß sie ferner die Menschenliebe und die nachbarliche Hülfe in ihrem wohlthätigen Wirken störe, daß sie endlich bei ihrer Durchführung auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoße. Diese Einwendungen, soviel Beachtenswerthes auch in ihnen liegt, beweisen indeß nur, daß erstens die öffentliche Armenpflege nur dann eintreten darf, wenn der Arme sich nicht selbst helfen kann und auch die Privatarmenpflege nicht ausreicht, und daß zweitens nicht mehr als das durchaus Nothwendige, und zwar nur in zweckmäßiger Weise gewährt werden darf. Nicht nur liegt es, wie schon berührt, im eigenen Interesse des Staats, der Armuth entgegenzutreten, sondern man hat auch, und zwar mit Recht, darauf hingewiesen, daß die Erhaltung des Lebens seiner Bürger in den Bereich des Rechtsschutzes fällt, zu dem der Staat verpflichtet ist, und daß die Mittel, diesen Rechtsschutz zu gewähren, von den Staatsbürgern aufgebracht werden müssen. Wenn behauptet worden, die Aussicht auf Armenunterstützung befördere die Improvidenz der unbemitteltern Klassen, so steht dem die Dürftigkeit der Existenz, die den Unterstützten gesichert wird, entgegen. Leichtsinnige Heirathen aber dürften durch die Aufhebung der öffentlichen Armenpflege schwerlich verhindert werden, ganz abgesehen davon, daß es sehr fraglich bleibt, ob Heirathsbeschränkungen, directe wie indirecte, überhaupt nützlich wirken. Die Privatarmenpflege endlich, mag sie sich auch noch so sehr entwickeln, bleibt außer Stande, das, was von ihr gefordert werden müßte, zu leisten. Die öffentliche Armenpflege hat sich in der Regel nur mit den ganz oder theilweise erwerbsunfähigen Armen zu beschäftigen; jede nicht dringend gebotene Ueberschreitung des so begrenzten Gebiets wäre nicht nur unberechtigt, sondern schädlich, indem die gegen die Armenpflege überhaupt vorgebrachten Gründe

einer solchen Ueberschreitung gegenüber vollständig anerkannt werden müssen. Zu den erwerbsunfähigen Armen gehören in erster Linie arme Kinder, welche älternlos (Waisen), oder deren Aeltern für sie ausreichend zu sorgen nicht im Stande sind oder diese Pflicht versäumen. Für die Existenz solcher Kinder hat die öffentliche Armenpflege, je nach Bewandtniß der Umstände, ganz und gar oder nur theilweise einzutreten. Das erstere ist der Fall bei den armen Waisen, mit welchen sich die Waisenpflege, als Zweig der Armenpflege, beschäftigt, indem sie dieselben in eigenen Anstalten (Waisenhäusern) unterbringt und erzieht oder geeigneten Familien als sog. Kostkinder gegen Entschädigung zur Unterhaltung und Beköstigung anvertraut. Aehnlich wird mit Findelkindern verfahren, für welche hier und da eigene Anstalten (Findelhäuser) bestehen. Eine tüchtige Waisenpflege kann außerordentlich viel leisten, indem sie die von ihr unterstützten Hülfslosen zum Erwerb der Existenz und zur Erfüllung des Lebensberufs vollständig geeignet macht, und man muß sie daher als einen der wichtigsten Zweige der Armenpflege betrachten. Ebenfalls erwerbsunfähig sind auch die Personen, welche im hohen Alter stehen, und die Geisteskranken, für welche weder Angehörige noch, im Mangel einer Versicherung, Kassen zu sorgen haben. Die Greise und Matronen pflegt man einestheils in für diesen Zweck errichteten Häusern (Versorgungsanstalten, Hospitälern u. s. w.) unterzubringen, anderntheils gewährt man ihnen Geldunterstützungen, mit denen sie sich bei andern Personen ein Unterkommen zu verschaffen vermögen. Aehnlich verfährt man mit den Geisteskranken, von denen die Heilbaren und diejenigen, welche schädlich werden können, in Irrenhäusern untergebracht werden. Für die armen, hülflosen Kranken sind Krankenhäuser fast überall vorhanden; bringt man sie in Familien unter, so sorgt die Armenpflege für Wohnung, Unterhalt, Pflege, ärztliche Behandlung und Arznei. Zu den theilweise Erwerbsunfähigen dagegen gehören diejenigen Personen, welche durch Körperschwäche, Gebrechen, Kränklichkeit, herannahendes Alter u. s. w., aller Anstrengung ungeachtet, nur einen Theil ihres Unterhalts zu beschaffen vermögen. Bei ihnen tritt die Armenpflege nur ergänzend ein, und zwar gewährt sie nur so viel, als mit Rücksicht auf den vorhandenen oder möglichen Erwerb noch nothwendig erscheint, indem sie entweder baares Geld gibt oder besser Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse (Suppe, Brot, Brennmaterial u. s. w.) gewährt. Die Festsetzung der Höhe der Unterstützung ist außerordentlich schwierig und kann nur durch Personen, welche sich ganz speciell mit den Verhältnissen der einzelnen Unterstützungsbedürftigen beschäftigen, bewirkt werden. Es läßt sich hierbei nicht wohl vermeiden, daß die Armenpfleger sich auch um die Beschaffung passender Arbeit bemühen. Ob die Erwerbsunfähigkeit verschuldet oder nicht, kann bei der Unterstützung, sofern die Verschuldung nicht fortdauert, nicht in Frage kommen. Theilweise Unterstützungen müssen auch arbeitsfähigen Personen, welche ihre Familie nicht durchzubringen vermögen, z. B. Witwen mit erwerbsunfähigen Kindern, zugestanden werden. Während alle diese Unterstützungen in der Regel fortdauernde, werden andere nur zeitweise geleistet, z. B. bei der Krankheit des Familienhauptes oder mehrerer Familienglieder, infolge von Unglücksfällen u. s. w. Alle Unterstützungen der öffentlichen Armenpflege pflegt man unter der Bezeichnung Almosen zu begreifen, und die Personen, welche dauernd Almosen empfangen, sind Almosenempfänger und infolge dessen meist von der Ausübung der polit. Rechte, z. B. des Wahlrechts, ausgeschlossen. Nur in Ausnahmefällen werden von der Armenpflege auch arbeitsfähige Personen berücksichtigt. Es geschieht dies, wenn dieselben, aller Bemühungen ungeachtet, Arbeit nicht zu finden vermögen. Der Nachweis, daß die Bemühung vergeblich und daß Arbeitsscheu nicht vorliege, muß indeß geführt sein, und überhaupt wird diese Art Unterstützung im ganzen nur dann zugelassen, wenn infolge von Landescalamitäten die Production darniederliegt. Doch auch in diesem Fall wird in manchen Ländern, z. B. in England, die Armenunterstützung nicht gewährt, sondern der Eintritt in ein Werkhaus (workhouse), welches die arbeitsfähigen Armen beschäftigt und unterhält, gefordert. (S. Arbeitshäuser.) Ein sehr bedeutsamer Zweig der Armenpflege ist die Armenschulpflege, deren Zweck dahin geht, die Schulbildung der Kinder der Armen einzuleiten und zu überwachen. Der Staat hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß auch die Kinder der Armen den nöthigen Schulunterricht empfangen, und am schärfsten tritt diese Pflicht da heraus, wo der Schulzwang herrscht. In der Regel bestehen eigene Armenschulen (s. d.), welche, durch die Gemeinden gegründet, Elementarunterricht ertheilen und je nach dem Erwerbszustand der Aeltern kein Schulgeld oder ein sehr geringes fordern.

Die Bedingungen der Armenunterstützung und die Formen der Armenpflege müssen durch eine Armenordnung bestimmt und geregelt werden. Dieselbe setzt fest, wer als arm anzusehen, welche Unterstützungen den einzelnen Kategorien der Armen und wie sie gewährt werden

sollen, welche Behörden an der Spitze der öffentlichen Armenpflege stehen, durch welche Organe (Armenpfleger, Armencommissionen) die Bedürftigkeit ermittelt und die Armenunterstützung vertheilt werden soll, wie die öffentlichen Anstalten, welcher sich die Armenpflege bedient, organisirt und geleitet werden, wie die erforderlichen Mittel zu beschaffen seien, wer verpflichtet ist, einzelnen Klassen der Armen (z. B. als Anverwandter, Berufsgenosse) zu Hülfe zu kommen, u. s. w. Meist geht indeß die Armenordnung noch weiter, indem sie zugleich festsetzt, in welcher Weise liederliche Arme, Arbeitsscheue, Landstreicher und Bettler zur Arbeit angehalten und bestraft werden sollen. Eine gute, auf Erfahrungen, Menschenkenntniß und genaue Bekanntschaft mit den Erwerbs- und Nahrungsverhältnissen gegründete, strenge, aber doch humane Armenordnung ist für die Armenpflege von höchster Wichtigkeit. Die Kosten der öffentlichen Armenpflege werden entweder durch Armensteuern, Armentaxen (in der Schweiz Armentellen) aufgebracht oder, soweit der Staat verpflichtet, aus den Einnahmen desselben, sonst aber von den Gemeinden aus ihren allgemeinen Mitteln entnommen. Das letztere erscheint zweckmäßiger. Die Armenlast ist, wie jede andere Last, eine Last der ganzen Gemeinde und muß von ihr als solche getragen werden. Jede Armensteuer erweckt in den Steuerpflichtigen sehr unangenehme Gefühle und schwächt den Trieb zur Mitwirkung bei der Privatarmenpflege. Die Bezeichnung «Armentaxe» ist den Engländern entlehnt, welche die Kosten der Armenpflege vorzugsweise durch Armensteuern zu beschaffen pflegen. Die engl. Armentaxe wurde schon früh in den einzelnen Kirchspielen eingeführt und durch ein Statut der Königin Elisabeth 1563 geregelt. Anfänglich gering, wuchs sie fortwährend an und erreichte in der neuern Zeit mit der Entwickelung der größern Städte und der Industrie eine fast erschreckende Höhe. 1831 betrug sie nicht weniger als 8,280000 Pfd. St.; doch sank sie infolge einer Parlamentsacte, welche große Misbräuche in der Armenpflege abschaffte, auf 4,044741 Pfd. St., ist aber seitdem, aller Anstrengungen ungeachtet, und obschon die Werkhäuser viele Arme abschrecken, wieder gestiegen. Aehnliche Verhältnisse sind überall vorhanden. Während in manchen großen Städten in den letzten 40 Jahren die Bevölkerung um 50 Proc. gewachsen, haben die Armenausgaben sich um 100, ja sogar um 200 Proc. gesteigert. Es versteht sich, daß, wenn Armensteuern zweckmäßig sein sollen, sie vorzugsweise die Vermögenden, nicht aber auch die Unbemittelten, welche den Armen schon sehr nahe stehen und leicht zu ihnen hinabsinken, treffen müssen. Auch der Arme kann in die Lage kommen, daß er in bürgerlichen Angelegenheiten sein Recht suchen muß, und um ihm dies bei seiner Mittellosigkeit zu ermöglichen, besteht das sog. Armenrecht. Auf Grund eines gehörigen Ausweises läßt der Staat den Armen zum Armenrecht zu, d. h. er creditirt ihm die Kosten, welche ihm bei Führung eines Civilprocesses erwachsen, oder schlägt sie auch wol ganz nieder, beides in der Regel aber nur mit dem Vorbehalt, daß bei Besserung der Vermögensverhältnisse des Armen die Nachzahlung der Kosten erfolgen muß. In manchen Ländern mußte früher der Arme seine Bedürftigkeit durch den Armeneid feststellen; hier und da kann er noch heute wegen Misbrauchs des Armenrechts gestraft werden. Wenn es nothwendig erscheint, bestellt das Gericht zu Gunsten des Armen einen Officialanwalt, der den Proceß kostenfrei oder gegen mäßige Entschädigung aus Armenfonds zu führen hat.

Man hat die öffentliche Armenpflege vollständig beseitigen und durch die Privatarmenpflege ersetzen wollen. Dies ist zwar nicht möglich, doch kann die letztere der erstern sehr nützlich werden; nur darf die Privatarmenpflege freilich nicht in das gewöhnliche Almosengeben ausarten, sondern muß wohl organisirt sein. Es ist billig, daß diejenigen, welche dem Armen zunächst stehen, sei es als Standes-, sei es als Corporationsgenossen, ihm zu Hülfe kommen; auch die allgemeine Menschenpflicht darf angerufen werden. Ferner muß sich die öffentliche Armenpflege auf das dringend Nothwendige beschränken, während oft mehr als gerade dies geboten erscheint. Hier einzutreten, ist Sache der Privatarmenpflege, welche damit ein schönes und ausgebreitetes Feld ihrer Wirksamkeit gewinnt. Wie sie ihre Aufgabe zu lösen hat, läßt sich mit wenigen Worten nicht ausführen; sie kann zwar direct durch Geldbeihülfen und durch Gewährung von Lebensbedürfnissen unterstützen, in der Regel wird sie aber wohl thun, mannichfaltige nützliche Einrichtungen hervorzurufen. Dazu drängt schon der Umstand, daß für solche Einrichtungen sich verhältnißmäßig leichter Theilnahme im Publikum erwecken läßt als für Almosenspenden. Bisher sind beispielsweise durch die Privatarmenpflege und Privatwohlthätigkeit Einrichtungen mit Rücksicht auf die Jugend, Krippen- und Säuglingsbewahranstalten, Sonntags-, Nachhülfe- und Erwerbsschulen, Anstalten zur Versorgung mit Schulbüchern und Bekleidung, Taubstummen- und Blindeninstitute, für ältere Leute dagegen Arbeits- und Arbeitsnachweisungsanstalten, Leih- und Rentenanstalten, Wasch- und

Badehäuser, Rettungsinstitute und Vorschußkassen, Suppenanstalten, Einrichtungen zur billigen Beschaffung der Lebensbedürfnisse, Baugesellschaften zur Herstellung guter Wohnungen und hundert andere ähnliche Einrichtungen begründet worden. In der Regel wirkt die Privatwohlthätigkeit durch freie Vereine, welche sich für bestimmte Zwecke bilden; seltener sind allgemeine Armenpflegvereine zu Stande gekommen. Außerdem betheiligen sich an ihr Corporationen und Genossenschaften, und namentlich haben in neuerer Zeit, an alte Einrichtungen aus der frühesten Zeit der Kirche anknüpfend oder erinnernd, auch in Deutschland die kirchlichen Gemeinden eine eigene kirchliche Armenpflege, welche die materielle Unterstützung mit sittlicher und religiöser Hebung verbindet, hervorzurufen gesucht. Schließlich sind noch diejenigen Einrichtungen zu berühren, welche die vorhandene Armennoth dadurch zu beseitigen streben, daß sie die arbeitslosen, aber erwerbsfähigen Armen an andere Orte, wo sie leichter und besser ihr Unterkommen finden können, versetzen. Hierher gehören die Armencolonien (s. d.) und die Auswanderung (s. d.) in fremde Lande, andere Erdtheile. Beide können durch Staat und Gemeinde gefördert werden. Die hauptsächlichste Thätigkeit in dieser Hinsicht muß indeß freien Vereinigungen überlassen bleiben, zumal sich sowol gegen die Armencolonien als die Organisation der Auswanderung viele Bedenken erheben lassen.

Ueber Armenpflege und die damit zusammenhängenden Materien ist eine fast unübersehbare Literatur vorhanden, aus der hier nur auf die Schriften von Degérando, Duchâtel, de Villeneuve-Bargemont, J. J. Vogt, Morton Eden, Senior, de Keverberg hingewiesen sein möge. Die einzelnen Zweige der Armenpflege sowie alle Einrichtungen derselben sind außerdem in zahlreichen Monographien behandelt worden. Auch liefern die Verwaltungsberichte der Gemeinden und Wohlthätigkeitsvereine reiches Material, das freilich mit Rücksicht auf die neueste Entwickelungsphase unsers socialen Lebens einer umsichtigen Verarbeitung bedarf.

Armāda heißt in Spanien jede bewaffnete Macht, namentlich jede Kriegsflotte. Vorzugsweise versteht man aber unter der Spanischen A. jene große Seerüstung, die sog. unüberwindliche Flotte, welche Philipp II. 1588 unter dem mit dem Seewesen unbekannten Herzog von Medina-Sidonia und dem Viceadmiral Martinez de Recaldo gegen Elisabeth von England schickte, um das ihm vom Papst Sixtus V. geschenkte England zu erobern und den Tod der Maria Stuart zu rächen. Die Flotte, deren Kosten man auf 60 Mill. Thlr. berechnete, bestand aus 130 großen und 30 kleinern Kriegsschiffen, und führte 19295 Seesoldaten, 8460 Matrosen, 2088 Sklaven und 2630 Kanonen nebst dem Großinquisitor und 150 Dominicanern an Bord. Kaum hatte die Flotte 29. Mai 1588 Lissabon verlassen, als sie ein Sturm zerstreute, sodaß in Coruña die Schiffe ausgebessert werden mußten. Ein Schiff war untergegangen und drei wurden von empörten Galerensklaven in franz. Häfen geführt. Hierauf segelte sie durch den Kanal der flandr. Küste zu, um die von den Holländern und Engländern gesperrten Häfen Nieuport und Dünkirchen zu befreien, damit das daselbst unter dem Herzog von Parma gesammelte Landheer von 31000 Mann und 4000 Pferden auf eigens dazu gebauten Fahrzeugen eingeschifft und unter dem Schutze der Flotte gegen England geführt werden könnte. Auf der Höhe von Plymouth kam die in einem Halbkreise von 7 M. steuernde A. der noch nicht 80 Schiffe starken engl. Flotte, die von Lord Howard geführt wurde, zu Gesicht. Howard, der sich mit seinen Unterbefehlshabern Drake, Hawkins, Seymour und Frobisher zu schwach fühlte, eine offene Schlacht zu wagen, suchte mit seinen gewandten Schiffen bald aus der Nähe, bald aus der Ferne durch gutgezielte Kugeln den Spaniern Schaden zuzufügen. Einzelne span. Schiffe, unter andern die mit dem Schatze beladene Gallione, fielen den Engländern in die Hände oder wurden vernichtet. Endlich auf der Höhe von Dünkirchen angelangt, hemmte eine Windstille 7. Aug. jede Bewegung der Spanier. Durch acht Brander, welche während derselben der engl. Befehlshaber gegen die A. treiben ließ, gerieth diese, da jedes Schiff auf seine Rettung bedacht war, in solche Verwirrung, daß Howard 8. Aug. morgens die Spanier auf mehrern Seiten angreifen konnte. Als letztere, trotz einer tapfern Gegenwehr, eine Anzahl ihrer Schiffe theils vernichtet, theils in den Händen der Engländer oder Holländer sahen, beschloß der Herzog von Medina-Sidonia, die Befreiung von Nieuport und Dünkirchen aufzugeben. Da ein starker Südwind die Fahrt durch den Kanal nicht gestattete, so faßte er den Plan, die Flotte nordwärts um Großbritannien herum nach Spanien zurückzuführen. Der engl. Viceadmiral Seymour folgte dem Feinde, mußte aber, um sich mit Kriegsbedarf zu versehen, in engl. Häfen einlaufen, wobei er nur mit Mühe einem eben losbrechenden Sturme entgehen konnte. Desto furchtbarer traf der Orkan die schon gänzlich entmuthigten Spanier bei den Orkneyinseln. Die Schiffe der A., die sich eng zusammen-

hielten, wurden nach allen Richtungen zerstreut. Einige fanden an Norwegens Klippen, andere auf dem offenen Meere, noch andere an den schott. Küsten ihren Untergang. Ungefähr 30 Fahrzeuge erreichten wirklich den Atlantischen Ocean; aber auch von diesen wurden mehrere durch einen Sturm aus W. an die Küste von Irland geworfen, wo sie zu Grunde gingen und die sich rettende Mannschaft am Lande ermordet ward. Nur wenige Schiffe führte Recaldo sehr beschädigt nach Spanien zurück, wo selbst noch im Hafen zwei Gallionen durch Zufall ein Raub der Flammen wurden. Gegen Ende Sept. lief der Herzog von Medina-Sidonia im Hafen von Santander ein. Im ganzen soll die A. auf offener See 72 große Schiffe, ungerechnet die kleinern, und 10185 Mann verloren haben. Es gab keine angesehene Familie in Spanien, die nicht den Verlust eines der Ihrigen zu betrauern gehabt hätte. Mit der Vernichtung dieser Flotte war Spaniens Macht gebrochen, wenn auch Philipp bei der Nachricht von dem Unglücke nur äußerte: «Ich habe die Flotte nicht gegen die Sturmwinde geschickt, und danke Gott, die Macht zu besitzen, eine neue rüsten zu können.»

Armadill, **Gürtelthier**, **Tatu** (Dasypus) heißen plumpe, südamerik. Säugethiere aus der Ordnung der Zahnlosen (Edentata), welche sich vor allem durch den harten Knochenpanzer auszeichnen, der ihre Oberfläche deckt. Der dreieckige, langschnauzige Kopf ist mit Schildern, der Rücken mit einem Panzer, der Bauch mit Schienenringen besetzt, deren Zahl bei den verschiedenen Arten verschieden ist. Der kurze, kräftige Schwanz, die kurzen, dicken, mit Sichelkrallen bewaffneten Füße tragen vorn ebenfalls eine Besetzung mit Knochenschuppen. Das mit Borsten besetzte Maul hat nur einfache Backzähne, keine Eck- und Schneidezähne; die Zunge ist stark, fleischig, die Augen klein, die Ohren meist groß, häutig. Die plumpen, trägen Thiere, deren größte Art die Größe eines mittlern Schweins erreicht, leben in Erdhöhlen, die sie sich mit überraschender Schnelligkeit ausgraben. Bei Verfolgung kugeln sie sich zusammen oder suchen sich durch Eingraben zu retten. Gegen Hunde stellen sie sich mit ihren scharfen Sichelkrallen an den Füßen zur Wehr. Ihre Muskelkraft ist ungemein groß. Sie wühlen nach Insekten und Würmern, verschmähen aber auch Früchte nicht, gehen nur in ganz einsamen Gegenden bei Tage aus dem Loche, lassen sich zähmen, sind aber dumm und zu nichts brauchbar. Ihr Fleisch wird sehr geschätzt, und ein in seinem Panzer gebratener Tatu gilt den Südamerikanern für einen Leckerbissen.

Armagh, eine nach ihrer Hauptstadt benannte Grafschaft in der irländ. Provinz Ulster, im N. an den See (Lough) Neagh, im W. an Tyrone und Monaghan, im S. an Louth, im O. an Down grenzend, zählt auf einem Areal von 24 Q.-M. (1861) 189382 E. (1841 noch 232393), wovon 49 Proc. katholisch sind. Im südl. Theile liegt eine Hügelgruppe, welche sich mit ihren Granitmassen an das Mournegebirge in Down anschließt und im Slieve-Gullion die Höhe von 1860 F. erreicht. Der mittlere, wellige Theil hat den fruchtbarsten Boden von Irland; der Norden am Lough Neagh ist flaches Moorland. Hauptproducte sind Kartoffeln und Flachs. Auch werden jährlich 35 Tons Blei gewonnen. Außer einigen größern Privatgrundbesitzern gehört der größte Theil des Bodens der Kirche, den Colleges (Schulstiftungen) und den Corporationen, welche alle stiftungsmäßig keinen Pacht auf Lebenszeit bewilligen dürfen. Daher ist hier eine endlose Parcellirung und Afterverpachtung eingerissen, indem der Vater sein kleines Landstück immer wieder unter die Söhne und oft auch die Töchter theilte. Die Zerstückelung geht so weit, daß das Land in manchen Gegenden wie ein einziges zerstreutes Dorf aussieht. Das Volk lebt (oder vielmehr hungert und stirbt) von Kartoffeln und treibt Weberei. Leinenwaaren, aus Handgespinst auf gemeinen Stühlen gewoben, bildeten lange das Haupterzeugniß, aber die Maschinenweberei hat diesen Industriezweig erdrückt. Versuche, die Baumwollfabrikation einzuführen, sind auch hier fehlgeschlagen wie in der ganzen Provinz Ulster; doch ist eine Mischung von Baumwolle und Flachs unter dem Namen «Unions» hier und da in Aufnahme gekommen. Einige Maschinenspinnereien sind nach und nach errichtet worden, und 1861 beschäftigten 15 Flachsfabriken 3582 Arbeiter. Die Grafschaft zerfällt in fünf Baronien und schickt zwei Abgeordnete in das Parlament, zwei andere die Städte A. und Newry. — Die **Hauptstadt** A. mit 8933 E., durch Eisenbahn mit Belfast und Dublin verbunden, ist größtentheils am Abhange eines Hügels erbaut, auf welchem die Kathedrale, die alte kirchliche Metropole von ganz Irland, steht. Die Stadt ist Sitz eines kath. und eines anglikanischen Erzbischofs, der Primas von Irland. Vom 5. bis zum 9. Jahrh., bis zur Verheerung durch die Dänen, war A. ein Mittelpunkt abendländ. Gelehrsamkeit, gerieth aber später in tiefen Verfall, bis der Erzbischof Dr. Richard Robinson, Baron Rokeby

(1765—94), große Anstrengungen machte, um sie wieder zu heben. Er vollendete den vom Erzbischof Margetson 1575 begonnenen Wiederaufbau der angeblich vom heil. Patrick gegründeten, zweimal (1566 und 1642) von den O'Neils zerstörten Kathedrale, und erbaute bei der Stadt einen erzbischöfl. Palast in einem gefälligen Stile, umgeben von Pflanzungen. Auch sorgte er, daß ein neues, großartiges Gebäude für die von Karl I. gestiftete und reichdotirte Parochialschule errichtet wurde, welche unter die Leitung Carpendale's kam und seitdem lange Zeit eines weitverbreiteten Rufs genoß. Man betrachtete diese Anstalt als das Westminster oder Eton von Irland. Robinson errichtete ferner eine öffentliche Bibliothek (jetzt 15000 Bände) und ein Observatorium sowie ein Grafschaftskrankenhaus, und schenkte der Stadt eine neue Markthalle und Fleischscharren. Außerdem besitzt A. eine Gesellschaftshalle, ein Zucht- und ein Arbeitshaus, Kasernen, ein Kranken- und ein Irrenhaus, eine Leinwand- und Garnhalle, und neben der lat. Schule (Royal-School) eine Choristenschule. Die Einwohner treiben Brauerei, Brennerei und Gerberei sowie bedeutenden Handel. Jedes Jahr finden fünf Märkte statt für den Verkauf der Leinenwaaren, welche die Drapers (Linnenhändler) von den kleinen Webern zusammenkaufen und auf eigene Rechnung bleichen lassen.

Armagnac, der Provinzname einer südfranz. Landschaft, welche als ein Theil der Gascogne größtentheils dem heutigen Depart. Gers entspricht und früher, von den Pyrenäenabfällen bis zur Garonne reichend, in Ober- und Niederarmagnac getheilt wurde. Der fruchtbare, besonders für Getreide, den ausgezeichnetsten Wein und den Betrieb der Viehzucht günstige Boden ist in außerordentlich viele Güter zerstückelt und unter einem zahlreichen, aber armen Adel vertheilt. Der Hauptindustriezweig besteht in Branntweinbrennerei, deren Product als Eau d'Armagnac im Handel mit dem von Saintonge und dem von Cognac wetteifert. Die einfachen, kräftigen und muthigen, aber in Aberglauben und Unwissenheit lebenden Bewohner wurden vormals insbesondere zu Kriegsdiensten gesucht. A. führte den Titel einer Grafschaft, und das alte, vom König Chlodwig, dem Merovinger, abstammende Geschlecht der Armagnacs (Comitatus Armaniacus) in Aquitanien hat wiederholt in der Geschichte Frankreichs eine wichtige Rolle gespielt. Graf Bernhard VII., ein tapferer und mächtiger Parteiführer, der auf der Seite der Orleans gegen die Burgunder stand, wurde 1415 Connetable, bald darauf aber in Paris, das die Burgunder einnahmen und wo er sich durch Härte verhaßt gemacht hatte, gefangen und den 12. Juni 1418 ermordet. Sein Enkel Johann lebte mit seiner jüngsten Schwester Isabelle in blutschänderischem Verhältniß und ließ sich sogar, nachdem er sie und den Hauskaplan durch eine untergeschobene Bulle getäuscht hatte, mit ihr trauen, und verfiel darüber in Bann und Acht. Er floh nach Aragonien und erwirkte Absolution und Rückgabe seiner Güter, schlug sich aber seit 1465 auf die Seite der Gegner Ludwig's XI. und ward endlich nach langen Kriegen 1473 in Lectoure umgebracht. Sein Oheim Jakob, Herzog von Nemours, wurde nach wiederholten Empörungen in einen eisernen Käfig gesperrt und 1477 enthauptet. Mit dem Grafen Karl erlosch 1497 das Geschlecht, und die Güter fielen an die Krone. Franz I. verlieh aber die Grafschaft A. seinem Schwager, dem Herzog Karl von Alençon, durch dessen Witwe sie an das Haus Albret in Navarra kamen. Erst Heinrich IV. brachte sie für immer an die Krone Frankreich. Die vormalige Hauptstadt von A. war Lectoure (jetzt mit 6225 E.) am Gers. — Die Armagnaken bildeten zur Zeit König Karl's VII. von Frankreich den Kern der von dem Grafen von Armagnac und andern Rottenanführern befehligten Scharen, welche lange in Frankreich Mord und Verheerung übten. Um nach Johann's IV. von Armagnac Unterwerfung 1444 das Land von dem Gesindel zu befreien und zugleich, womöglich, den Rheinstrom als Grenze zu gewinnen, sandte Karl VII. auf Kaiser Friedrich's III. und der Großen von Elsaß und Schwaben Einladung, welche so die Schweiz zu unterdrücken hofften, zwei Heere dieser Armagnaken, das eine 20000 Mann stark nach Metz, Toul, Verdun und Elsaß, das andere 30000 Mann stark unter dem Dauphin gegen den Sundgau und Mömpelgard ab. Von hier aus wandten sich die Armagnaken namentlich gegen die Schweiz. Die Schweizer befreiten sich aber von der Wuth des Raubgesindels durch den glorreichen Tag bei St.-Jakob an der Birs, 26. Aug. 1444, wo das kleine Schweizerheer mit seinem Untergange den vortheilhaften Frieden von Ensisheim (28. Oct. 1444) erkaufte. Aus dem Elsaß wurden die Armagnaken 1445 theils durch Waffengewalt, theils durch Vergleiche entfernt, worauf Karl VII. die noch übrigen meist verabschiedete. Dieser sog. Armagnakenkrieg wurde in Deutschland, wo man den Namen Armagnac in «Armer Geck» verstümmelte, Armegeckenkrieg genannt. Vgl. Barthold, «Der Armegeckenkrieg 1444 und 1445» im «Histor. Taschenbuch», Neue Folge, Jahrg. 3 (Lpz. 1842).

Armansperg (Jos. Ludw., Graf von), ehemaliger Präsident der Regentschaft in Griechenland, geb. 28. Febr. 1787 zu Kötting in Niederbaiern, aus einer sehr alten, 1719 in den Freiherrn-, 1790 in den Grafenstand erhobenen Familie, trat 1808, nachdem er zu Landshut seine Studien beendet, in den bair. Staatsdienst. 1813 und 1814 wurde er der bair. Armee als Civilcommissar beigegeben, verwaltete dann einige Monate das Depart. Vogesen und war später Mitglied des Verwaltungsraths für das Gebiet zwischen Rhein und Mosel. 1815 wohnte er dem Wiener Congresse bei, war dann im Feldzuge dieses Jahres Bevollmächtigter im Hauptquartier der Verbündeten und administrirte auch zu Auxerre in Burgund das aus sechs Departements gebildete bair. Generalgouvernement. Von 1816—23 bekleidete er mehrere wichtige Aemter und machte sich namentlich als Director der Regierung des Rheinkreises besonders verdient um die Organisation der dortigen Finanzen. Als Gutsbesitzer im Unterdonaukreise 1825 zum Abgeordneten gewählt, wurde er zweiter Präsident der Zweiten Kammer und wirkte hier an der Spitze einer gemäßigt liberalen Opposition. Bei dem Regierungsantritt des Königs Ludwig berief ihn dieser nach München, wo die Verordnungsentwürfe über veränderten Organismus des höhern Verwaltungswesens hauptsächlich von ihm ausgingen. Schnell nacheinander wurde er Staatsrath, lebenslänglicher Reichsrath, Minister des Innern und der Finanzen und endlich Minister der Finanzen und des Auswärtigen. In letzterer Stellung namentlich brachte er strengere Ordnung und Klarheit in die Finanzen, zumal in das Staatsschuldenwesen. Man beklagte sich jedoch, daß er zu ausschließende Vorliebe für die blos materiellen Interessen zeige. Schon früher hatte er sich durch kräftigen Widerstand gegen die steigenden Anforderungen Roms den Haß der Camarilla und der Congregation zugezogen, der noch höher stieg, als er auf dem bewegten Landtage von 1831 mehrfache Versuche machte, sich der entschieden liberalen Partei zu nähern. Die Folge war, daß er beim Schlusse des Landtags vom Ministerium entfernt und zum Gesandten in London bestimmt wurde. Er zog es indeß vor, sich auf sein Familiengut zurückzuziehen, konnte jedoch nicht auf die Dauer der Versuchung widerstehen, den wiederholten Aufforderungen des Königs zu folgen, und an der Spitze der nach dem Londoner Vertrage vom 7. Mai 1832 zu bildenden Regentschaft in Griechenland die Leitung der Angelegenheiten zu übernehmen. Als Präsident der Regentschaft landete A. mit dem jungen Könige Otto 6. Febr. 1833 zu Nauplia. Vom Juni 1835 bis 14. Febr. 1837 war er Staatskanzler, und in den letzten Monaten, während der Abwesenheit des Königs in Deutschland, regierte er mit fast unumschränkter Vollmacht. Gewiß geschah für Griechenland manches Heilsame unter seiner vierjährigen Verwaltung. Allein von tausend Schwierigkeiten umringt, im Gedränge erhitzter und mit gegenseitigem Mistrauen erfüllter Parteien, von den Rivalitäten und Intriguen der Gesandten der europ. Großmächte umgeben, im Streite mit den andern Mitgliedern der Regentschaft, schien er doch nicht dem Vertrauen zu entsprechen, womit ihn anfangs die europ. Diplomatie gehoben. Man warf ihm besonders vor, daß er sich durch die Bildung einer ihm persönlich ergebenen Coterie unentbehrlich zu machen gesucht habe. Wider eine im Senat zu seinen Gunsten beschlossene Adresse erließ der Stadtrath von Athen eine tadelnde Gegenadresse über seine Verwaltung. Vergebens war das Bemühen seines Freundes und Vertrauten, des engl. Gesandten Lyon, seinem Sturze vorzubeugen. Er erhielt seine Entlassung, als er dem noch nicht gelandeten Könige am Bord des Schiffs Portland seine Aufwartung machte, und verließ Griechenland im Anfange des März 1837. A. zog sich auf sein Gut Egg bei Deggendorf zurück und nahm fortan nur noch als Reichsrath theil an den öffentlichen Angelegenheiten. Er starb 3. April 1853. Mit ihm erlosch die ältere Linie seines Geschlechts.

Armatölen oder **Klephten** nannte man jene christl. Krieger in den nördl. Gebirgsländern Griechenlands, welche bald als Räuber die umliegenden Landschaften ausplünderten, bald die Sorge für die Sicherheit derselben übernahmen. In jener Eigenschaft hießen sie Klephten (Räuber), in dieser Armatolen (Bewaffnete). Ihr Ursprung ist nicht sicher zu ermitteln, reicht aber jedenfalls bis zur Gründung des Osmanischen Reichs in Europa, vielleicht noch weiter zurück. Ungezähmter Freiheitssinn, Ruhmbegierde und Lust nach Beute gaben ohne Zweifel den ersten Anstoß zur Bildung der Klephtenscharen, welche die Tapfersten aus ihrer Mitte zu ihren Anführern (Kapitanis) wählten. Hatten die Kapitanis auch keine unumschränkte Gewalt, so war doch ihre Stimme in den Berathungen von großem Gewicht, zumal sie meist von vielen Verwandten umgeben waren, und allmählich wurde das Kapitanat in einzelnen Familien erblich. Als solche alte und berühmte Kapitanosfamilien sind zu nennen: die Bukowaläi

(1765—94), große Anstrengungen machte, um sie wieder zu heben. Er vollendete den vom Erzbischof Margetson 1575 begonnenen Wiederaufbau der angeblich vom heil. Patrick gegründeten, zweimal (1566 und 1642) von den O'Neils zerstörten Kathedrale, und erbaute bei der Stadt einen erzbischöfl. Palast in einem gefälligen Stile, umgeben von Pflanzungen. Auch sorgte er, daß ein neues, großartiges Gebäude für die von Karl I. gestiftete und reichdotirte Parochialschule errichtet wurde, welche unter die Leitung Carpendale's kam und seitdem lange Zeit eines weitverbreiteten Rufs genoß. Man betrachtete diese Anstalt als das Westminster oder Eton von Irland. Robinson errichtete ferner eine öffentliche Bibliothek (jetzt 15000 Bände) und ein Observatorium sowie ein Grafschaftskrankenhaus, und schenkte der Stadt eine neue Markthalle und Fleischscharren. Außerdem besitzt A. eine Gesellschaftshalle, ein Zucht- und ein Arbeitshaus, Kasernen, ein Kranken- und ein Irrenhaus, eine Leinwand- und Garnhalle, und neben der lat. Schule (Royal-School) eine Choristenschule. Die Einwohner treiben Brauerei, Brennerei und Gerberei sowie bedeutenden Handel. Jedes Jahr finden fünf Märkte statt für den Verkauf der Leinenwaaren, welche die Drapers (Linnenhändler) von den kleinen Webern zusammenkaufen und auf eigene Rechnung bleichen lassen.

Armagnac, der Provinzname einer südfranz. Landschaft, welche als ein Theil der Gascogne größtentheils dem heutigen Depart. Gers entspricht und früher, von den Pyrenäenabfällen bis zur Garonne reichend, in Ober- und Niederarmagnac getheilt wurde. Der fruchtbare, besonders für Getreide, den ausgezeichnetsten Wein und den Betrieb der Viehzucht günstige Boden ist in außerordentlich viele Güter zerstückelt und unter einem zahlreichen, aber armen Adel vertheilt. Der Hauptindustriezweig besteht in Branntweinbrennerei, deren Product als Eau d'Armagnac im Handel mit dem von Saintonge und dem von Cognac wetteifert. Die einfachen, kräftigen und muthigen, aber in Aberglauben und Unwissenheit lebenden Bewohner wurden vormals insbesondere zu Kriegsdiensten gesucht. A. führte den Titel einer Grafschaft, und das alte, vom König Chlodwig, dem Merovinger, abstammende Geschlecht der Armagnacs (Comitatus Armaniacus) in Aquitanien hat wiederholt in der Geschichte Frankreichs eine wichtige Rolle gespielt. Graf Bernhard VII., ein tapferer und mächtiger Parteiführer, der auf der Seite der Orleans gegen die Burgunder stand, wurde 1415 Connetable, bald darauf aber in Paris, das die Burgunder einnahmen und wo er sich durch Härte verhaßt gemacht hatte, gefangen und den 12. Juni 1418 ermordet. Sein Enkel Johann lebte mit seiner jüngsten Schwester Isabelle in blutschänderischem Verhältniß und ließ sich sogar, nachdem er sie und den Hauskaplan durch eine untergeschobene Bulle getäuscht hatte, mit ihr trauen, und verfiel darüber in Bann und Acht. Er floh nach Aragonien und erwirkte Absolution und Rückgabe seiner Güter, schlug sich aber seit 1465 auf die Seite der Gegner Ludwig's XI. und ward endlich nach langen Kriegen 1473 in Lectoure umgebracht. Sein Oheim Jakob, Herzog von Nemours, wurde nach wiederholten Empörungen in einen eisernen Käfig gesperrt und 1477 enthauptet. Mit dem Grafen Karl erlosch 1497 das Geschlecht, und die Güter fielen an die Krone. Franz I. verlieh aber die Grafschaft A. seinem Schwager, dem Herzog Karl von Alençon, durch dessen Witwe sie an das Haus Albret in Navarra kamen. Erst Heinrich IV. brachte sie für immer an die Krone Frankreich. Die vormalige Hauptstadt von A. war Lectoure (jetzt mit 6225 E.) am Gers. — Die Armagnaken bildeten zur Zeit König Karl's VII. von Frankreich den Kern der von dem Grafen von Armagnac und andern Rottenanführern befehligten Scharen, welche lange in Frankreich Mord und Verheerung übten. Um nach Johann's IV. von Armagnac Unterwerfung 1444 das Land von dem Gesindel zu befreien und zugleich, womöglich, den Rheinstrom als Grenze zu gewinnen, sandte Karl VII. auf Kaiser Friedrich's III. und der Großen von Elsaß und Schwaben Einladung, welche so die Schweiz zu unterdrücken hofften, zwei Heere dieser Armagnaken, das eine 20000 Mann stark nach Metz, Toul, Verdun und Elsaß, das andere 30000 Mann stark unter dem Dauphin gegen den Sundgau und Mömpelgard ab. Von hier aus wandten sich die Armagnaken namentlich gegen die Schweiz. Die Schweizer befreiten sich aber von der Wuth des Raubgesindels durch den glorreichen Tag bei St.-Jakob an der Birs, 26. Aug. 1444, wo das kleine Schweizerheer mit seinem Untergange den vortheilhaften Frieden von Ensisheim (28. Oct. 1444) erkaufte. Aus dem Elsaß wurden die Armagnaken 1445 theils durch Waffengewalt, theils durch Vergleiche entfernt, worauf Karl VII. die noch übrigen meist verabschiedete. Dieser sog. Armagnakenkrieg wurde in Deutschland, wo man den Namen Armagnac in «Armer Geck» verstümmelte, Armegeckenkrieg genannt. Vgl. Barthold, «Der Armegeckenkrieg 1444 und 1445» im «Histor. Taschenbuch», Neue Folge, Jahrg. 3 (Lpz. 1842).

Armansperg (Jos. Ludw., Graf von), ehemaliger Präsident der Regentschaft in Griechenland, geb. 28. Febr. 1787 zu Kötzting in Niederbaiern, aus einer sehr alten, 1719 in den Freiherrn-, 1790 in den Grafenstand erhobenen Familie, trat 1808, nachdem er zu Landshut seine Studien beendet, in den bair. Staatsdienst. 1813 und 1814 wurde er der bair. Armee als Civilcommissar beigegeben, verwaltete dann einige Monate das Depart. Vogesen und war später Mitglied des Verwaltungsraths für das Gebiet zwischen Rhein und Mosel. 1815 wohnte er dem Wiener Congresse bei, war dann im Feldzuge dieses Jahres Bevollmächtigter im Hauptquartier der Verbündeten und administrirte auch zu Auxerre in Burgund das aus sechs Departements gebildete bair. Generalgouvernement. Von 1816—23 bekleidete er mehrere wichtige Aemter und machte sich namentlich als Director der Regierung des Rheinkreises besonders verdient um die Organisation der dortigen Finanzen. Als Gutsbesitzer im Unterdonaukreise 1825 zum Abgeordneten gewählt, wurde er zweiter Präsident der Zweiten Kammer und wirkte hier an der Spitze einer gemäßigt liberalen Opposition. Bei dem Regierungsantritt des Königs Ludwig berief ihn dieser nach München, wo die Verordnungsentwürfe über veränderten Organismus des höhern Verwaltungswesens hauptsächlich von ihm ausgingen. Schnell nacheinander wurde er Staatsrath, lebenslänglicher Reichsrath, Minister des Innern und der Finanzen und endlich Minister der Finanzen und des Auswärtigen. In letzterer Stellung namentlich brachte er strengere Ordnung und Klarheit in die Finanzen, zumal in das Staatsschuldenwesen. Man beklagte sich jedoch, daß er zu ausschließende Vorliebe für die blos materiellen Interessen zeige. Schon früher hatte er sich durch kräftigen Widerstand gegen die steigenden Anforderungen Roms den Haß der Camarilla und der Congregation zugezogen, der noch höher stieg, als er auf dem bewegten Landtage von 1831 mehrfache Versuche machte, sich der entschieden liberalen Partei zu nähern. Die Folge war, daß er beim Schlusse des Landtags vom Ministerium entfernt und zum Gesandten in London bestimmt wurde. Er zog es indeß vor, sich auf sein Familiengut zurückzuziehen, konnte jedoch nicht auf die Dauer der Versuchung widerstehen, den wiederholten Aufforderungen des Königs zu folgen, und an der Spitze der nach dem Londoner Vertrage vom 7. Mai 1832 zu bildenden Regentschaft in Griechenland die Leitung der Angelegenheiten zu übernehmen. Als Präsident der Regentschaft landete A. mit dem jungen Könige Otto 6. Febr. 1833 zu Nauplia. Vom Juni 1835 bis 14. Febr. 1837 war er Staatskanzler, und in den letzten Monaten, während der Abwesenheit des Königs in Deutschland, regierte er mit fast unumschränkter Vollmacht. Gewiß geschah für Griechenland manches Heilsame unter seiner vierjährigen Verwaltung. Allein von tausend Schwierigkeiten umringt, im Gedränge erhitzter und mit gegenseitigem Mistrauen erfüllter Parteien, von den Rivalitäten und Intriguen der Gesandten der europ. Großmächte umgeben, im Streite mit den andern Mitgliedern der Regentschaft, schien er doch nicht dem Vertrauen zu entsprechen, womit ihn anfangs die europ. Diplomatie gehoben. Man warf ihm besonders vor, daß er sich durch die Bildung einer ihm persönlich ergebenen Coterie unentbehrlich zu machen gesucht habe. Wider eine im Senat zu seinen Gunsten beschlossene Adresse erließ der Stadtrath von Athen eine tadelnde Gegenadresse über seine Verwaltung. Vergebens war das Bemühen seines Freundes und Vertrauten, des engl. Gesandten Lyon, seinem Sturze vorzubeugen. Er erhielt seine Entlassung, als er dem noch nicht gelandeten Könige am Bord des Schiffs Portland seine Aufwartung machte, und verließ Griechenland im Anfange des März 1837. A. zog sich auf sein Gut Egg bei Deggendorf zurück und nahm fortan nur noch als Reichsrath theil an den öffentlichen Angelegenheiten. Er starb 3. April 1853. Mit ihm erlosch die ältere Linie seines Geschlechts.

Armatölen oder Klephten nannte man jene christl. Krieger in den nördl. Gebirgsländern Griechenlands, welche bald als Räuber die umliegenden Landschaften ausplünderten, bald die Sorge für die Sicherheit derselben übernahmen. In jener Eigenschaft hießen sie Klephten (Räuber), in dieser Armatolen (Bewaffnete). Ihr Ursprung ist nicht sicher zu ermitteln, reicht aber jedenfalls bis zur Gründung des Osmanischen Reichs in Europa, vielleicht noch weiter zurück. Ungezähmter Freiheitssinn, Ruhmbegierde und Lust nach Beute gaben ohne Zweifel den ersten Anstoß zur Bildung der Klephtenscharen, welche die Tapfersten aus ihrer Mitte zu ihren Anführern (Kapitanis) wählten. Hatten die Kapitanis auch keine unumschränkte Gewalt, so war doch ihre Stimme in den Berathungen von großem Gewicht, zumal sie meist von vielen Verwandten umgeben waren, und allmählich wurde das Kapitanat in einzelnen Familien erblich. Als solche alte und berühmte Kapitanosfamilien sind zu nennen: die Bukowaläi

in Epirus und Thessalien, die Siokäi und Karataschäi in Macedonien, die Botzaräi und Tzaweläi in Suli, die Andrutsäi in Livadien u. a. Als eigentliche Heimat der A. sind die Gebirge von Macedonien, Epirus, Akarnanien und Aetolien zu betrachten, von wo sie sich über das ganze griech. Festland ausbreiteten. Sie galten als Stammhalter griech. Freiheit und Selbständigkeit und bewiesen sich seit Anfange des 17. Jahrh. der Pforte immer gefährlicher. Die Namen berühmter Klephten wurden allenthalben mit Stolz genannt und ihre Thaten in Liedern (Klephtika) gefeiert. Die Paschas, unvermögend gegen die kühne Verschlagenheit der Armatolenführer und ihrer Scharen sich zu schützen, sahen sich gewöhnlich genöthigt, mit ihnen zu unterhandeln. Gegen Zusagen friedlichen Verhaltens versprach der Pascha Sold und Lebensmittel und vertraute die Ruhe den schirmenden Waffen der A. Immer mehr gewannen die A. auf diese Weise an Macht und Kraft, weshalb auch die Hetäria (s. d.) zuerst A. und Klephten für sich gewinnen mußte, wenn mit Erfolg ein Aufstand gegen die Pforte unternommen werden sollte. Den A. konnte aber nichts willkommener sein als die Aufforderung der Hetäria. Ihre Macht betrug um diese Zeit etwa 12000 Mann, welche theils feste Stellungen eingenommen hatten, theils willkürlich ihren Aufenthalt im nördl. Hellas wechselten. Die ausgezeichnetsten Armatolenführer waren Eustrates mit 500 Mann, Gogo, Georg Zongas, Saphakas, der 1827 vor Athen fiel, mit 600 Mann, Georg Makry mit 300 Mann, Karaiskakis, der gleichfalls 1827 vor Athen blieb, mit 600 Mann, Mitzo Kondojannis, Johannis Panurgas, Kaltzodemos, der vor Missolunghi fiel, mit 400 Mann, Odysseus, Georg Karatasso mit 600 Mann, Christos Mestenopulos und Markos Botzaris, der an der Spitze der Sulioten stand. Im Vereine mit andern bildeten sie die Hauptmacht im Anfange des griech. Freiheitskampfes, in welchem sie sich meist hohen Ruhm erwarben.

Armatur begreift in der Kriegssprache alle diejenigen Gegenstände, welche zur Ausrüstung des einzelnen Mannes gehören: die Waffen, das Lederzeug (Kuppeln, Bandeliere, Patronentasche u. s. w.), die Werkzeuge zum Auseinandernehmen und Reinigen der Waffen (Krätzer, Schraubenzieher, Federhaken u. dgl.); auch das Schanzzeug, die Kochgeschirre, Tornister, Brotbeutel u. s. w. werden bei einigen Heeren zur A. gerechnet und die eigentliche Bewaffnung davon unterschieden. — **Armateur** heißt bisweilen der Ausrüster eines Schiffs, der Rheder (s. d.).

Armbänder (griech. psellion, lat. armilla; im Mittellatein brachiale, woher franz. bracelet), ein Gegenstand des Schmucks, der gewöhnlich am Unterarm, häufig aber auch am Oberarm getragen wird und sich bei allen Völkern des Alterthums und der neuern Zeit, bei den rohesten wie bei den civilisirtesten, wiederfindet. Die Stoffe, aus denen die A. gebildet werden, sind jedoch bei den verschiedenen Völkern, je nach der Culturstufe, die sie einnahmen, sehr verschieden. Während dem Wilden ein solcher Schmuck aus buntem Gefieder, Schnüren kleiner Muscheln, Knochen, ja selbst von Zähnen getödteter Thiere oder erschlagener Feinde genügt, ergötzen sich andere, etwas höherstehende Völker an Ringen und Ketten von unedelm Metall oder Schnüren von Glasperlen. Die eigentlichen Culturvölker jedoch wählen, wie zu allem Schmuck, so auch zu ihren A., Gold und Silber, verziert mit Edelsteinen, Perlen und Korallen. Vorzugsweise beliebt sind A. bei den Völkern, deren Kleidung den Arm ganz oder wenigstens zum Theil bloß läßt. Alle die zahllosen Formen und Arten von A., welche die alte und neue Kunstindustrie geschaffen hat, gehen auf zwei Grundformen, die des Ringes und die des Bandes, zurück, wobei letzteres gegliedert und ungegliedert sein kann. Vorzugsweise boten die beiden zum Schluß des Armbandes bestimmten Enden Gelegenheit zum Anbringen künstlerischer Formen. A. trugen bei den Hebräern, wie im Alten Testament öfter erwähnt ist, sowol die Männer als die Frauen. Die alten Meder und Perser waren durch ihre Vorliebe für diese Art von Schmuck bekannt. Beschaffenheit und Zahl der A. dienten hier zur Bezeichnung des Ranges ihrer Träger. Bei den alten Griechen scheinen in der histor. Zeit A. von Männern nicht getragen worden zu sein, dagegen führten sie die Frauen aus den verschiedensten Stoffen und in allen möglichen Formen. Vorzugsweise lieh man ihnen die Gestalt einer Schlange. Bei den ital. Völkern waren die A. auch ein Schmuck für Männer. Die Sabiner trugen deren sehr schwere am linken Arme. Bei den Römern wurden Armillae vom Imperator verdienten Kriegern als Ehrengeschenk verliehen. Vornehme Römerinnen trugen Spangen sowol am Unterarm wie auch am Oberarm. Bei den Arabern und den Orientalen überhaupt sind die A. (Asâwir) vorzugsweise ein Schmuck der Frauen. Bei den alten heidnischen Germanen bildeten, wie die Gräberfunde bekunden, die Armringe den häufigsten und hauptsächlichsten Schmuck. Meist aus Erz, nur selten von Gold, tragen sie vorzugsweise die Gestalt von Spiralen und wachsen in ihren Formen von dem einfachsten Drahtring bis zum breiten Bande. Die Männer machten theilweise

noch einen weit ausgedehntern Gebrauch davon als die Frauen, und man hat Ringe an Männerarmen schon zu Dutzenden gefunden. Die reichliche Spendung von Armringen oder **Baugen** (mittelhochdeutsch boug) war das wirksamste Mittel für den Fürsten und den Geleitsführer, seine Freunde an sich zu fesseln. Solche «rothe Ringe» lagen daher in den Schatzkammern der Könige und Fürsten in großer Menge aufgehäuft. Auch die Dichter und Sänger wurden mit Armringen belohnt. Freunde oder auch Feinde, die sich im Kampfe tapfer gegenübergestanden, tauschten zur Erinnerung ihre Armringe miteinander aus. Noch im Nibelungenliede wird dieser alten Sitten gedacht. Geschichtlich begegnet man den Armspangen bei Männern noch im 9. Jahrh.; unter den niedern Schichten des Volks mögen sie sich noch länger erhalten haben. Seit Einführung des Christenthums wird das Erz durch das Gold in den Hintergrund gedrängt. Zugleich verschwindet die Spirale, und es treten mäandrische Motive, Vernestelungen und Verschlingungen auf, wobei auch Thier- und Menschengestalten, meist in phantastischer Weise, belebend in das Einerlei der Lineamente eintreten. Seit den Zeiten der deutschen Kaiser folgt die Ornamentirung der A. erst dem roman., später dem german. Stile. Die Gewohnheit, sich mit A. zu schmücken, beschränkte sich um diese Zeit bereits auf die Frauen. Die Tracht der folgenden Jahrhunderte war dem Prunken mit derartigem Schmuck nicht günstig. Später jedoch, namentlich im 15. Jahrh., wird die Sitte wieder allgemein. Die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. herrschende span. Tracht, mit ihrem Luxus in Gold und Edelsteinen, führte auch zur Ueberladung mit mehrern und höchst kostbaren A., die im Stil der blühenden Renaissance gehalten sind. Unter Ludwig XIV. wurde wiederum nur ein Armband an jedem Arme getragen, wie es auch seitdem im ganzen in der Frauenwelt Brauch geblieben.

Armbrust (ein Wort nicht deutschen Ursprungs, sondern eine seltsame, zuerst im 12. Jahrh. erscheinende Assimilation des lat. arcubalista, arbalista, woraus auch das franz. arbaleste, arbalète entstanden), ist das uralte Geschoß, welches als eine Vervollkommnung des einfachen Pfeilbogens zu betrachten und im wesentlichen aus dem Schaft (Säule, Rüstung) mit dem *Kolben*, dem Schneller oder Drücker und aus dem Bügel oder Bogen mit der Sehne besteht. Je nach ihrer Bestimmung gibt es A. von verschiedener Größe und Stärke. Die größten hießen in Deutschland **Rüstungen** oder, da man zu den Armbrustsäulen gern Eiben- und Taxusholz verwendete, **Eiben**. Der Bogen bei denselben ist aus Stahl, 6—8 Pfd. schwer, die Sehne aus Hanffäden gedreht und mit einem sog. Schlagfaden der Länge nach dicht umwunden. Die Spannung der Sehne wird durch eine eiserne Armbrustwinde bewerkstelligt. Eine kleinere Art von A. ist der **Schnäpper**, dessen Schaft und Bügel viel kürzer als die entsprechenden Stücke bei der «Rüstung» sind, mit denen sie übrigens gleiches Material haben. Die Spannung des Schnäppers erfolgt durch die Wippe, eine Art Hebel, der mit der Hand dirigirt wird. Die Pfeile oder Bolzen waren in der Regel vorn mit Eisen beschlagen, bald rund, bald eckig oder spitz. Im Kriege schleuderte man selbst Steine und brennende Dinge fort, um Gebäude und Kriegsmaschinen zu zerstören. In späterer Zeit schoß man auch hartgebrannte Lehm- und Thonkugeln, Marmor- und selbst Bleikugeln aus A., die zu diesem Behufe statt des gewöhnlichen Bolzenstegs einen verdeckten Lauf hatten. Wann und von wem die A. erfunden worden, ist unbekannt. Die Kriegskunst des Alterthums hat bereits einen sehr ausgedehnten Gebrauch davon gemacht. Die **Ballisten** (s. d.) der Griechen und Römer waren in der Hauptsache nach demselben Princip construirt. Daneben besaßen sie kleinere A. für die Leichtbewaffneten, die zum Unterschiede von jenen schwerern Wurfmaschinen **Arcuballisten** (d. i. bogenähnliche Ballisten) hießen. Im westl. Europa scheint der Gebrauch von A. als Kriegswaffe nach Beginn der Kreuzzüge aufgekommen zu sein. 1139 ward zu Rom der Bann über den Gebrauch der A. als eines mörderischen Gewehrs ausgesprochen und 50 J. später durch Papst Innocenz III. erneuert, jedoch beidemal ohne Erfolg. Vorzugsweise waren A. unter Richard Löwenherz und Philipp August von Frankreich in Gebrauch. Unter anderm leisteten die franz. **Armbrustschützen** oder **Arbalétriers** 1214 in der Schlacht bei Bouvines vorzügliche Dienste. In Frankreich stand die Truppe unter einem Grandmaître des arbalétriers, der nach dem Marschall der nächste war und die Aufsicht über die ganze Artillerie hatte. Der letzte, welcher diese Kriegsstelle bekleidete, war Aymard de Prie, der 1534 starb. Nach den Zeiten des Königs Franz I. werden keine Armbrustschützen im franz. Heere mehr erwähnt. In England war die A. als Kriegswaffe besonders im 13. Jahrh. beliebt, doch mußten im 14. die Armbrustschützen den Archers (s. d.) oder Bogenschützen weichen. In Deutschland geschieht der A. seit dem 12. Jahrh. Erwähnung, und die **Armbruster** bilden hier, wie anderwärts, eine besondere Abtheilung des Fußvolks. Im 14. und 15. Jahrh. waren

besonders die genuesischen und venet. Armbrustschützen berühmt, weshalb sie häufig in fremden Sold genommen wurden. Schon frühzeitig traten in den deutschen Städten Vereine zusammen zur gemeinschaftlichen Uebung im Gebrauch der A., welche die damals gewöhnliche Form der Gilden annahmen und auf den, während des 15. und 16. bis ins 17. Jahrh. hinein abgehaltenen, oft glänzenden Schützenfesten Proben ihrer Fertigkeit ablegten. Als nach der allgemeinen Einführung der Handfeuerwaffen bei den europ. Armeen (um 1530) die Armbrustschützen überflüssig wurden, bildeten sich in den Städten auch Bürgervereine für Schießübungen mit der Büchse, die sog. Schützengesellschaften (s. d.). Doch bestand ein Theil der alten Armbrustgesellschaften noch lange Zeit hindurch fort, und einzelne (z. B. in Leipzig, in Hamburg, die «Schnäppergesellschaft» in Nürnberg) haben sich bis auf die Gegenwart erhalten.

Armee ist eine größere Truppenmasse, welche unter dem Oberbefehle eines einzigen (Oberbefehlshaber, Obergeneral) auf einem bestimmten Kriegsschauplatze operiren soll. Man benennt eine A. häufig nach ihrem Kriegsschauplatze, oder den Himmelsgegenden, oder dem bestimmten Zwecke, zu welchem sie dient: z. B. die Rheinarmee von 1794 unter Moreau; die Schlesische A. von 1813 und 1814 unter Blücher; die Nordarmee, Südarmee; die Observationsarmee, Occupationsarmee u. s. w. Häufig bezeichnet man den Begriff A. auch mit dem Worte Heer, wiewol Heer nur der allgemeine Ausdruck für die bewaffnete Macht ist, ohne Berücksichtigung specieller Verhältnisse und Bestimmungen. Für die Stärke einer A. bestehen keine bestimmten, nicht einmal annähernde Normen: sie richtet sich nach der Größe des Kriegsschauplatzes und andern Umständen. Im Feldzuge von 1794 war z. B. die franz. Nordarmee 154000 Mann, die Ardennenarmee nur 27500 Mann stark. Der nothwendigen Gliederung halber zerfällt eine größere A. in mehrere Armeecorps, deren jedes wieder aus zwei oder drei Divisionen von etwa 10000 Mann, jede Division ebenso aus Brigaden zusammengesetzt ist. Nicht selten versteht man unter A. die gesammte Truppenmacht einer Nation überhaupt.

Armenarzt. Eine dringende Aufgabe für den wirklich civilisirten Staat ist, daß jeder Erkrankte, auch der Aermste, stets und sofort unentgeltlichen ärztlichen oder wundärztlichen Beistand erhalten könne. In Deutschland findet man allerdings in allen größern Städten Armen- oder Districtsärzte, mit der Verpflichtung jeden, der ihnen von den Communalbehörden zugewiesen wird, unentgeltlich, auf Kosten der Gemeinde, zu behandeln. Diese Einrichtung führt aber häufig den Uebelstand mit sich, daß die Hülfe zu spät kommt. Denn die Behörde verlangt gewöhnlich, ehe sie den Curzettel ausstellt, eine bis zur Notorität ausgebildete Armuth oder Krankheit. Daher sind diejenigen Anstalten weit wohlthätiger, welche jedem sich Meldenden, ohne im voraus nach dessen Bedürftigkeit zu fragen, auf der Stelle ärztliche Hülfe verschaffen: wie z. B. die Polikliniken, Krankenberathungsanstalten, Consultations gratuites, Kinderheilanstalten. Diese bauen meistens dem Uebel zur rechten Zeit vor, wo es noch unbedeutend ist, und verhüten auch, daß der Kranke nicht erst durch längeres Kranksein verarme. In kleinern Städten und auf dem Lande ist für arme Kranke auch in Deutschland noch sehr wenig gesorgt. Der Physikus (Bezirksarzt) ist zwar verpflichtet, die erkrankten Armen zu besuchen, hat aber selten Zeit und Mittel dazu.

Armencolonien gehören zu denjenigen Mitteln, welche man zur Abhülfe der überhandnehmenden Armuth und des Pauperismus vorgeschlagen hat. Dieselben stellen sich die Aufgabe, Arme aus den großen Städten und Industriebezirken auf das Land in abgesonderte Dörfer zu versetzen und dort mit der Urbarmachung und Bebauung des Landes zu beschäftigen. Die Anstalten solcher Art haben indeß, wo man ihre Begründung versucht, nur geringe oder keine Resultate geliefert. Zunächst bedarf es zu einer derartigen Colonisation ausgedehnter Grundstücke, welche, wenn auch nicht bereits urbar, doch cultivirbar sein müssen. Haben diese Grundstücke schon an sich einen nicht unbedeutenden Werth, so erhöhen sich die Kosten der Colonisation noch dadurch, daß für die Colonisten Wohngebäude und Stallungen hergestellt, Mobilien- und Inventarienstücke angekauft und Betriebsmittel angewiesen werden müssen, daß ferner den Colonisten mindestens bis dahin, wo sie ihre Producte absetzen können, der Unterhalt vollständig gewährt werden muß. Weder der Staat, noch die Gemeinden, noch die Privatwohlthätigkeit, noch alle drei vereinigt sind daher im Stande, vorausgesetzt auch, daß sich ganz geeignete Grundstücke leicht auffinden lassen, ausgedehnte Colonisationen ganz mittelloser Personen durchzuführen. Sehr schwierig ist sodann die Wahl der Colonisten. Zuvörderst können erwerbsunfähige Personen gar nicht berücksichtigt werden, und von den erwerbsfähigen sind nur wenige geeignet, unter Aufgebung ihres frühern Erwerbszweiges sich einem neuen, ihnen bisher fremden, dem Ackerbau, zu widmen. Gerade aber diese tüchtigern und gewandtern

Arbeiter finden auch sonst ihr Brot und bedürfen am wenigsten einer Hülfe. Außerdem läßt sich das Verhältniß der Colonisten zu den Coloniegründern (Staat, Gemeinde, Privatverein) sehr schwer feststellen. Sollen die Colonisten stets Arbeiter bleiben, so werden sie an die Colonie nicht geknüpft, und es stellt sich ein fortwährender Wechsel heraus, der allen Theilen zum Nachtheil gereicht. Als Pächter auf längere Zeit oder auch auf Lebenszeit geht ihnen dagegen das lebhafte Interesse an der Hebung und Verbesserung des Grundstücks ab. Freie Eigenthümer aber können sie, will man ihnen die Grundstücke nicht geradezu schenken, erst nach einer langen Reihe von Jahren werden, vorausgesetzt noch, daß sehr günstige Umstände eintreten. In der Regel sehen sich die Coloniegründer genöthigt, eine schwierige, unangenehme Verwaltung zu führen und unausgesetzt große Opfer zu bringen, welche zu dem erzielten Erfolge in keinem Verhältniß stehen. Dabei bildet sich aus den Kindern der Colonisten eine zahlreiche mittellose Bevölkerung heraus, die, da vermögende Einwohner nicht vorhanden sind, bei den Colonisten selbst keine Beschäftigung findet. Was den anderweiten volkswirthschaftlichen Nutzen betrifft, so kann von demselben bei der Urbarmachung uncultivirter Grundstücke nur dann die Rede sein, wenn der Aufwand an Kapital und Arbeit im Verhältniß zur Werthserhöhung dieser Grundstücke steht. Die ersten Versuche mit Errichtung von A. machten im kleinen der Freiherr von Voght in Flottbeck bei Hamburg und der Herzog von Larochefoucauld zu Liancourt in Frankreich. Im großen gelangte die Idee zuerst in Holland durch den General van der Bosch (s. d.) zur Ausführung. Derselbe gründete unter Protection des Prinzen Friedrich und vermittels eines großen Privatvereins 1818 die Ackerbaucolonie Frederiksoord in der Provinz Drenthe für verarmte Familien. Dieser folgte die Herstellung noch einiger ähnlicher Anstalten für Bettler, Waisenkinder u. s. w. Von Holland aus fand die Sache Nachahmung in Belgien (Wortel, Merplus, Rezkevoorsel), Frankreich, England u. s. w. Die meisten dieser Anlagen gingen jedoch schon nach einer kurzen Reihe von Jahren wieder ein oder mußten vollständig umgestaltet werden. Unverhältnißmäßig große Opfer haben alle gekostet, während der angestrebte Zweck nur in sehr geringem Maße erreicht wurde. Vgl. Buol-Bernburg, «Die holländ. Armencolonien u. s. w.» (Wien 1853).

Armenien in seiner weitesten Ausdehnung, in welcher es vielleicht nie oder doch nur vorübergehend zu einem einzigen Reiche unter einem Herrscher verbunden war, liegt zwischen 31 bis 47° östl. L. und 37½ bis 41¾° nördl. Br. Seine größte Länge von O. nach SW. beträgt 130—40, seine größte Breite von N. nach S. etwa 70 geogr. M. Es umfaßt einen Flächenraum von etwa 6500 Q.-M. und erstreckt sich von dem Kaspischen Meere und der pers. Provinz Aserbeidschan im O. bis nach Kleinasien im W. und von dem Flusse Kur (Cyrus) im N. bis nach Kurdistan und Mesopotamien im S. Das eigentliche A. oder Großarmenien, welches in 15 Provinzen, 190 Districte und 620 kleinere Abtheilungen (Gaue) zerfiel, begriff den größern östl. Theil des Ganzen bis an den Euphrat und Antitauros mit einem Flächenraum von 4000 Q.-M. Westlich davon lag Kleinarmenien, welches sich nach Kleinasien hinein erstreckte und ursprünglich 500, später 1600, zuletzt unter Justinian 2500 Q.-M. enthielt. Die Araber, welche einen großen Theil von A. eroberten, machten verschiedene Eintheilungen; später unterwarfen sich das Land die Seldschuken, und zuletzt theilten sich die Russen, Perser und Türken in dasselbe. Der nordöstl. Theil, welcher seit 1828 durch den Friedensschluß von Turkmantschai mit den Persern einen Zuwachs bis an den Araxes erhielt, und zu dem 1829 noch das Paschalik von Achaltsiche kam, sodaß er ziemlich ein Drittel des alten A. in sich faßt, steht unter russ. Scepter. Der südöstl. kleinste Theil, etwa ein Sechstel, gehört den Persern; der westl. aber und größte Theil, etwa zwei Drittel des ganzen Ländercomplexes, ist der Türkei unterworfen.

A. ist eins der höchstgelegenen Länder Westasiens, mit Hochebenen bis über 7000 F., welche die schönsten Weideplätze haben, aber baumlos sind und nach W. und S. hin sich allmählich terrassenförmig abdachen. Es ist reich an großen Alpenseen, von denen der See von Gegham oder Gevan gegen 6000, der von Wan 4700, der von Urmia 4500 F. über dem Meeresspiegel liegt. Unter den Bergen ragt besonders der Große Ararat hervor, 15870 F.; ihm zur Seite liegt der Kleine Ararat, 12284 F. Es gibt jedoch auch in A. weite Niederungen, unter denen die unbebaute Ebene von Mughan die bedeutendste ist. Dieselbe liegt in dem östlichsten Theile des Landes zwischen dem Kur und Araxes, und erstreckt sich bis an das Kaspische Meer und den Kaukasus. In A. entspringen, außer kleinern Flüssen, der Kur, welcher von dem moschischen Gebirge kommt und die Nordgrenze des Landes bildet, südwestlich davon der Araxes, der Grenzfluß zwischen dem russ. und pers. A., ferner der Euphrat, der seinen

Ursprung in den Gebirgen des Paschaliks Bajazid nimmt, und der Tigris, der in geringer Entfernung von diesem Strome im Paschalik Diarbekr entsteht.

Das Klima von A. ist im allgemeinen rauher, als man erwarten sollte. An vielen Orten bleibt der Schnee ein halbes Jahr liegen, viele Flüsse frieren ganz zu, und das Land wird oft weit und breit mit einer einzigen, dichten Schneemasse 4—6 F. hoch bedeckt, welche den Reisenden sehr gefährlich werden kann. In Hocharmenien fällt Schnee 7—8 Monate, vom Oct. bis zum Mai; um Eriwan schneit es zwar nur 5 Monate, aber das Barometer fällt bis — 20° R. Weniger rauh dagegen zeigt sich das westl. A. in der Mitte, der südl. Theil mit den Tiefthälern von Kurdistan und der Gegend von Diarbekr, sowie die große Ebene am Kaspischen Meer. Die Schneelinie, welche im Kaukasus noch unter 10000 F. liegt, steigt merkwürdigerweise in A. bis nahe an 13000 F., daher nur die Gipfel des Großen Ararat und des Aragads (jetzt Alagês, 12871 F. hoch) mit ewigem Schnee bedeckt sind; nur die südlicher gelegenen Gebirge von Kurdistan und Bingöl haben die Schneelinie schon bei 10500 F. In den wärmern Gegenden des Landes zeigt sich der Frühling schon im März, aber im allgemeinen brechen im April erst die Knospen hervor, und gegen Ende dieses Monats wird gesäet. Im Mai blühen die Fruchtbäume und treiben Blätter, und dann ziehen die Hirten auf die Berge, wo sie vier Monate lang ihre Heerden weiden. Aber in Erzerum kommt es vor, daß noch im Juni empfindliche Kälte herrscht und in der Nacht das Wasser gefriert, während in andern Theilen desselben Paschaliks die Kirschen reifen und das Getreide zur Ernte bereit steht. Nach einem langen Winter folgt in A. ein kurzer Frühling, worauf ohne Uebergang die Sommerhitze eintritt, sodaß in drei Monaten der schwarze, fruchtbare Boden Sprossen, Blätter, Blüten treibt und die Früchte zur Reife bringt. In der Araxesebene ist die Ernte früher als in Erzerum, und die Traube reift um Eriwan früher als in dem gemäßigten Pontus; denn die Hitze steigt in Eriwan bis + 30° R., sodaß dort der Unterschied zwischen der größten Kälte und Hitze an 56° R. beträgt. Auf die heißesten Tage folgt der Herbst, der nicht viel länger anhält als der Frühling, danach der lange Winter mit vielem Schnee. Im Winter weht der Nordwind, in dem regnerischen Frühling der Westwind, in dem trockenen Sommer der Süd- und Ostwind. Da sonach die Fluren leicht vertrocknen, hat man mit vieler Mühe und Kunst schon im grauesten Alterthum zur Bewässerung des Landes Kanäle angelegt. Das Klima ist im allgemeinen gesund, mit Ausnahme der Gegend von Eriwan, und in vielen Gegenden erreichen die Bewohner ein hohes Alter; nur Fieber und katarrhalische Affectionen sind die gewöhnlichen Leiden.

An nutzbaren Mineralien besitzt A. weißen und grauen Marmor, Bolus, welcher wegen seiner Feinheit früher besonders geschätzt war, Alaun und Salpeter. Von Metallen hat es Eisen und Kupfer in großer Menge, Arsenik, Magneteisenstein, Quecksilber in verschiedenen Gegenden, ferner Blei, Silber und hier und da in dem südwestl. Theile des Landes, in der Provinz Dsopheh, dem Sophene der Alten, Spuren von Gold. Während die lang anhaltende Winterkälte die eigentlichen Südfrüchte nicht gedeihen läßt, wachsen doch die europ. Getreide- und Fruchtarten im Ueberfluß, und zwar noch auf einer Höhe, wie nicht mehr in Europa. Der Weinstock, der in Europa nicht über 2500 F. hoch gedeiht, gibt reife Frucht in der Araratebene bis 4250 F., am Ararat selbst bis 4013, und um Wan bis 5100 F. Waldungen finden sich in A. nur wenige, auch sind die Bäume nicht stark und hoch. Am häufigsten sind, außer der gewöhnlichen Pappel, die Zitterpappel, die Platane (vorzugsweise in den östlicher gelegenen Gegenden), der Keuschbaum (Vitex), die Weide und die wilde Rose; seltener der Haselnußstrauch, der Walnußbaum, die Ulme, Ceder, der Wachholder. An niedrigen Orten, besonders in den südlichern Landschaften, sieht man auch die Myrte und den Buchsbaum, den Lorber und die Fichte. Die ansehnlichsten unter den wenigen Forsten besitzen theils die südöstlich vom Schwarzen Meere gelegenen Provinzen, theils die Landstriche zwischen Kur und Araxes in der russ. Provinz Karabagh oder Schuscha. Die alpinische Flora, die bis 13000 F. aufsteigt, ist in A. mannichfaltiger als im Kaukasus. Die Blumen der armen. Berge übertreffen an Farbenglanz die der meisten andern Länder. Dahin gehören prächtige Rosen, Tulpen, hochstengeliche Marienblumen, bläuliche Lilien, rothglänzende, sammtähnliche Dracänen u. s. w. Von Baumfrüchten gedeihen die Aprikose, die aus A. nach Europa gekommen, die Pflaume, die Kirsche (die ihren armen. Namen Kerras fast in allen europ. Sprachen beibehalten), Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Granaten, Maulbeeren. In den wärmern Theilen des Landes baut man auch den Oelbaum, den Johannisbrotbaum und den Feigenbaum, und erntet Baumwolle, Sesam, Taback und Flachs. Reis baut man in den östl. Gegenden. An andern nützlichen Pflanzen und

heilsamen Kräutern ist kein Mangel. Auf allen Höhen sieht man fruchtbare und fette Wiesen, die Weideplätze der Kurden und Turkmanen. Auch die Thierwelt ist in A. zahlreich vertreten. Seit den ältesten Zeiten sind die Jagdgründe des Landes berühmt, die mehrere Arten Hirsche, Eber, Gazellen und Büffel bergen. Außer Hornvieh werden besonders Schafe gezüchtet. Berühmt sind auch die schnellfüßigen Pferde aus Karabagh und Kurdistan, die früher von den Fürsten des Landes als Tribut an den pers. Hof gesandt wurden. Von reißenden Thieren finden sich in den Wäldern und Einöden der Tiger, Leopard, Hyäne, Luchs, Bär, Wolf, Fuchs, wilde Hunde und Esel u. s. w.; der Löwe ist nur noch sehr selten anzutreffen. Die Fauna der Vögel und Fische begreift noch viele unbekannte und unbeschriebene Arten. Die Bienen liefern besonders in den Gegenden am Schwarzen Meere reichlichen Honig.

Geschichte. Die Armenier bilden ein Glied der iranischen Gruppe des indogerman. Völkerstammes, müssen sich aber schon frühzeitig abgesondert haben. Sie selbst bringen ihre Urgeschichte mit den Ueberlieferungen des Alten Testaments in Verbindung, welches ihnen zugleich mit dem Christenthum zukam. Nach der Sage der Armenier war ihr Land, gewissermaßen das Centrum der Alten Welt, von dem vier große Ströme (Euphrat, Tigris, Kur und Araxes) ihren Ursprung nehmen, das Paradies und wurde nach der Sündflut zum zweiten mal die Wiege des Menschengeschlechts. Als Stammvater gilt ihnen Haik (d. h. Vater oder Herr), der Sohn des 1 Mos. 10, 3 erwähnten Thogarma, nach dem sie sich selbst Haikh und ihr Land Haiastan nennen. Haik zog zur Zeit des Thurmbaues mit den Seinigen nach Babel, wo er lange blieb, kehrte aber später, der Tyrannei des Bel (Nimrod) müde, nach A. zurück, dessen Bewohner sich ihm freiwillig unterwarfen. Einer der Nachkommen Haik's war Aram, der sein Reich durch Eroberungen vergrößert und dadurch die Veranlassung zur Unterscheidung von Groß- und Kleinarmenien gegeben haben soll, die aber ohne Zweifel weit später zu setzen ist. Er war ein Zeitgenosse des Ninos, der ihn nicht zu bekriegen wagte und ihm den ersten Rang nach sich einräumte. Von ihm oder Haik's Sohn Armenak leiten die einheimischen Geschichtschreiber den Namen Armenier ab, während die Griechen und Römer ihn auf den Thessalier Armenios, einen Gefährten des Jason bei der Argonautenfahrt, zurückführten. Nachdem der Sohn Aram's, Ara, im Kampfe gegen Semiramis gefallen, mußten die Regenten A.s die Oberhoheit Assyriens anerkennen. Parsuis machte sich unabhängig und nahm den Königstitel an, aber seine Nachfolger waren wahrscheinlich wieder Vasallen der babylon. Könige. Einer von ihnen, Hratschea oder Haikak II., nahm als solcher oder als Bundesgenosse mit Nebukadnezar an der Belagerung Jerusalems theil. Unter den Gefangenen, die er von da mitbrachte, befand sich auch die vornehme Familie des Schambath, dessen Sohn Bagarat hieß. Durch Klugheit und Tapferkeit stieg dieselbe zu den höchsten Ehrenstellen empor, schwang sich endlich auf den Thron von A. und Georgien und lebt noch heute in der Familie Bagration fort. Um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. gelang es Tigranes I., aus dem Hause Haik's, das fremde Joch abzuschütteln. Bald aber mußte A. von neuem die Oberherrschaft der pers. Könige anerkennen, von denen es abhängig blieb, bis Alexander d. Gr. mit der ganzen pers. Monarchie auch A. seinem Reiche einverleibte. Im Kampfe gegen diesen soll Wahe, der letzte Abkömmling Haik's, geblieben sein.

Nach dem Tode Alexander's fiel A. nach manchen Wechselfällen unter die Herrschaft der Seleuciden, die das Land durch Statthalter regieren ließen. Zwei von diesen, Artaxias und Zariadres, machten sich jedoch zwischen 223—190 v. Chr. von ihrem Oberherrn, Antiochus d. Gr. (s. d.), während dessen Kämpfen mit den Römern unabhängig und theilten sich in das Land, das nun in Groß- und Kleinarmenien zerfiel. Artaxias nahm Großarmenien, das im N. von Pontus und Kolchis durch das moschische Gebirge, von Iberien und Albania durch den Kyros, im O. von Medien durch den Araxes und das Gebirge von Atropatene, im S. von Assyrien durch das Niphatesgebirge und von Mesopotamien durch den Tigris, und im W. von Kleinarmenien durch den Euphrat getrennt wurde. Die Dynastie des Artaxias kann aber nicht lange regiert haben, denn schon um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. finden wir Großarmenien in der Gewalt eines Zweigs der parthischen Arsaciden (s. d.), der, mit Valarsaces oder Wacharschay I. beginnend, Großarmenien die zweite Dynastie gab, welche Nisibis zu ihrer Residenz wählte. Der berühmteste Fürst dieses Königsgeschlechts war Tigranes d. Gr., welcher zu den von seinen Vorfahren gemachten Eroberungen in Kleinasien und den Kaukasusländern auch noch Syrien, Kappadocien und Kleinarmenien fügte, die Parther schlug und diesen Mesopotamien, Adiabene und Atropatene abnahm. Der Conflict mit den Römern, in welchen er durch Mithridates von Pontus, seinen Schwiegervater, gerieth, beraubte ihn aber 63 v. Chr.

fast aller seiner Eroberungen. Das von nun an immer heftigere Andringen der Römer von Westen wie das der Parther von Osten brachte das Großarmenische Reich mehr und mehr herab. Die Nachfolger Tigranes' d. Gr. waren theils von den Römern, theils von den Parthern abhängig, und im Innern wurden die Großen immer selbständiger; eine kurze Zeit, unter Trajan, war Großarmenien röm. Provinz. Seine Geschichte verlief jetzt in einer ununterbrochenen Reihe von Unruhen im Innern und Kriegen nach außen, von gewaltsamen Thronwechseln und despotischen Regierungen, von kurzem Erheben und schnellem Zurücksinken.

So war es möglich, daß 259 n. Chr. die Sassaniden Großarmenien erobern und sich 28 J. darin behaupten konnten. Unter dem mit Hülfe der Römer 286 wieder in den Besitz seines Erbreichs gesetzten König Tiridates III. begann das Christenthum sich in A. auszubreiten. Anfangs hatten die Christen große Verfolgungen zu bestehen, bald aber, nachdem Tiridates das Christenthum selbst angenommen, wurde es zur Landesreligion und verdrängte, freilich unter blutigen Kämpfen, völlig den alten Glauben. Derselbe hatte die religiösen Ansichten des Zoroaster zur Grundlage, war jedoch sehr mit griech. Mythen und eigenthümlichen Anschauungen vermischt, wie dies der Umstand beweist, daß die Armenier zwar als mächtigste Götter den Aramazt und Mihir (den Ormuzd und Mithras der alten Perser), aber auch eine Art Venus, die Anaitis, und außerdem noch mehrere andere Götter verehrten, denen sie Thiere opferten. Das Christenthum vermochte weder den innern Verfall des Reichs aufzuhalten, noch ihm wirksame Hülfe von seiten der byzant. Griechen gegen das Andringen der Perser zu verschaffen. Die Griechen wetteiferten vielmehr mit den Persern, das Land an sich zu reißen und jeden Schein von Selbständigkeit zu vernichten. So kam es, daß der pers. König Bahram V. schon 428 A. zu einer Provinz des Sassanidenreichs machen und mit der Absetzung Artaschir's das Ende der Arsacidischen Dynastie auch in A. herbeiführen konnte. Bei dieser Gelegenheit war ein kleiner Theil des westl. A. an die byzant. Kaiser gekommen, welche zu gleicher Zeit Herren von Kleinarmenien waren; allein diese verloren jenen Theil ebenfalls nach und nach, zuerst an die Sassaniden, dann später an die Araber. Die Sassanidendynastie, deren Herrschaft über A. vorzüglich durch die blutigen und doch erfolglosen Versuche der Perser, das Christenthum in diesem Lande auszurotten, denkwürdig ist, fiel nämlich schon 632, und an ihre Stelle traten als Eroberer in Vorderasien die arab. Khalifen. In den Kämpfen zwischen diesen und den byzant. Kaisern ward A. aufs neue fürchterlich heimgesucht und theils von byzant., theils von arab. Statthaltern regiert. Die Statthalter der Sassaniden hießen Marzpane (d. i. Markgrafen) und hatten in vieler Beziehung eine fast unumschränkte Gewalt; unter der Herrschaft der Khalifen wurde das Land von Ostikanen, unter der der Byzantiner von Kuropalaten verwaltet. Aschod I. (gest. 889), aus der alten und mächtigen armen. Familie der Bagratiden, setzte sich endlich, mit Erlaubniß des Khalifen, 859 die Krone aufs Haupt und ward so der Gründer der dritten großen armen. Dynastie, der Bagratiden oder Bagradunier, die bis 1080 herrschte. Unter seinen Nachfolgern hob sich Großarmenien aufs neue und erfreute sich eines ungewohnten Glücks, bis um das Ende des 10. und den Anfang des 11. Jahrh. die unter den Mitgliedern der Bagratidendynastie selbst ausgebrochenen Streitigkeiten und der Abfall der Ardsrunier es von neuem in seinem Innern schwächten und darum unfähig machten, dem gleichzeitigen Andrange der Seldschuken (s. d.) und der Byzantiner zu widerstehen. So unterwarfen sich die Griechen, nachdem sie 1080 den letzten bagratidischen König hatten ermorden lassen, einen Theil seines Reichs, während Türken und Kurden des andern sich bemächtigten. Nur wenige einheimische Fürsten wahrten die Unabhängigkeit, die sie jedoch durch die Mongolen, 1242, die ganz A. eroberten, endlich auch verloren. 1472 ward Großarmenien eine pers. Provinz, deren westl. Theil der türk. Sultan Selim II. eroberte, während der östliche unter pers. Herrschaft verblieb.

In Kleinarmenien, das im N. durch die Gebirge Skydises und Paryadres vom Pontus, im O. durch den Euphrat von Großarmenien, im S. durch den Tauros von Syrien und Cilicien und im W. durch einen Zweig des Antitauros von Kappadocien geschieden war, hatte 190 v. Chr. Zariadres sich auf den Thron geschwungen. Seine Dynastie herrschte bis auf Tigranes d. Gr. von Großarmenien, welcher Kleinarmenien eroberte und 70 v. Chr. den letzten Herrscher desselben in einem Treffen tödtete, aber das Land wieder an die Römer verlor, die es dem Dejotarus, Vierfürsten von Galatien, gaben. Nach dem Tode des Sohnes desselben ward es von den Römern verschiedenen Herrschern verliehen und später zur röm. Provinz gemacht. Als solche fiel es bei der Theilung des Römischen Reichs dem morgenl. Kaiserthum zu, dessen Schicksale es bis gegen Ende des 11. Jahrh. theilte. Um diese Zeit (um 1080)

ward Kleinarmenien, in dessen Gebirge sich schon seit längerer Zeit viele Bewohner Großarmeniens vor dem Wüthen der Perser und Türken geflüchtet hatten, von Rhupen (Ruben), einem ebenfalls dahin geflüchteten Verwandten des letzten Bagratidenkönigs von Großarmenien, vom byzant. Joche befreit. Seine Nachfolger dehnten ihre Herrschaft über Cilicien und Kappadocien aus, spielten eine bedeutende Rolle in den Kreuzzügen und wurden dadurch so mächtig, daß Leo II. vom Kaiser Heinrich VI. zum König erhoben und 6. Jan. 1198 zu Tarsus gekrönt wurde. Lange Zeit blühte das Kleinarmenische Reich unter der Dynastie der Rhupeniden, die geschickt sich mit den Mongolen abzufinden und den Moslems zu widerstehen wußten. Endlich brachen aber auch hier innere Unruhen, sowie das Einmischen der Päpste in die kirchl. Angelegenheiten, die Macht des Reichs, sodaß es 1375 dem Angriffe des ägypt. Sultans Schaban unterlag. Der letzte König, Leo VI., aus dem Hause der Könige von Cypern, vom Geschlechte der Lusignan, aber von mütterlicher Seite ein Rhupenide, begab sich, nachdem er aus der ägypt. Gefangenschaft befreit war, nach Paris, wo er 1393 starb. Kleinarmenien wurde nun nie wieder unabhängig, sondern kam 1403 aus der Botmäßigkeit der ägypt. Sultane unter die der Turkmanen, 1508 unter die der Perser und bald darauf unter die der Osmanen.

Die polit. Schicksale des Landes sind die Ursache, daß Armenier über ganz Vorder- und Mittelasien bis nach China, sowie über die Küstenländer des Mittelmeeres zerstreut sind. Gegen 5000 leben in Afrika, ebenso viele in Ostindien, wohin sie, um dem pers. Drucke zu entgehen, aus Persien und hauptsächlich aus Dschulfa geflüchtet sind. In Persien und den benachbarten Gebieten Asiens mögen etwa 100000 leben. In Rußland, wo sie namentlich seit Peter d. Gr. Schutz fanden und Gemeinden in Petersburg, Moskau und Südrußland bilden, sich aber besonders zahlreich in der Krim und in Polen niedergelassen haben, wird ihre Zahl auf 500000 geschätzt. Im österr. Kaiserstaate beläuft sich ihre Zahl auf 16000, wovon die Hälfte auf Siebenbürgen, der Rest fast ganz auf Ungarn und Galizien kommt. Im übrigen Europa mögen etwa 1000 Armenier zerstreut leben. In London, Amsterdam und Marseille gibt es armen. Handelshäuser, und berühmt ist die Congregation armen. Mechitaristen in Venedig, Triest und Wien. In der europ. Türkei, wo sie namentlich in und um Konstantinopel (200000) wohnen, wird ihre Zahl auf 400000 geschätzt. In A. selbst nehmen einige 2 Mill., andere 4—5 Mill. an, wahrscheinlich aber beläuft sich ihre Zahl höchstens auf 1 Mill. Die Kopfzahl des ganzen Volks der Armenier mag kaum $2\frac{1}{2}$ Mill. übersteigen. Vgl., außer den Werken der einheimischen Geschichtschreiber, Saint-Martin, «Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie» (2 Bde., Par. 1818); Neumann, «Geschichte der Uebersiedelung von 40000 Armeniern» (Lpz. 1834).

Armenische Kirche. Die Einführung des Christenthums bei den Armeniern wird von einheimischen Geschichtschreibern bereits in die ersten Zeiten des apostolischen Wirkens versetzt; doch vermochte dasselbe unter den harten Verfolgungen, welche die Bekehrten zu erdulden hatten, keinen festen Fuß zu fassen. Der König Khosrow, der 214 auf den Thron kam, suchte alle Spuren desselben zu vertilgen. Festen Bestand erhielt die neue Lehre erst seit Anfang des 4. Jahrh. durch den Bischof Gregor (wegen seiner apostolischen Wirksamkeit Lusaworitsch oder der Erleuchter genannt), der um 301 den Tiridates für dasselbe gewann, sowie im 5. Jahrh. durch die Bibelübersetzung des Mesrob und die Thätigkeit von dessen zahlreichen Schülern. Von da an herrschte ein reger Geist in der Armenischen Kirche, und Armenier besuchten häufig die Schulen zu Athen und Konstantinopel. In dem Kirchenstreite über die zwei Naturen in Christus hielten es die Armenier mit den Monophysiten, verwarfen unter Begünstigung des Perserkönigs Khosroes, der das Land gegen 536 erobert hatte, auf einer Synode zu Tuin das chalcedonensische Concil und lebten seitdem als abgesonderte Partei, die sich nach Gregorius die Gregorianische Kirche nannte. Wie in keiner der andern morgenl. Kirchen zeigte sich unter ihnen mehrere Jahre hindurch ein reiches wissenschaftliches Leben, vorzüglich in der Theologie. Als ihren größten Theologen verehren sie Nerses von Klaj, armen. Katholikos aus dem 12. Jahrh., dessen Werke mehrmals herausgegeben worden sind. Ihre Abneigung gegen die sog. orthodoxe Kirche hielten sie entschieden fest. Zwar haben die Päpste zu verschiedenen Zeiten, z. B. 1145, 1341, 1440, wenn die Armenier die Hülfe des Abendlandes gegen die Mohammedaner in Anspruch nahmen, Unionsversuche gemacht; allein meist gingen nur die Herrscher darauf ein. Das Volk beharrte bei seinen eigenthümlichen Meinungen, wie denn z. B. Papst Benedict XII. 1341 über 117 Irrlehren der Armenischen Kirche sich beklagt. Unirte Armenier gibt es nur in Italien, Polen, Galizien, Persien, unter dem Erzbischof zu Nachitschewan am Don, im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw und in Marseille. Sie

erkennen die geistliche Oberherrschaft des Papstes an, stimmen in ihren Glaubenssätzen mit den Katholiken überein, haben aber ihre eigene Kirchenordnung. Ebenso verhält es sich mit den unirten armen. Klöstern auf dem Berge Libanon in Syrien und auf der Insel San-Lazaro bei Venedig. (S. **Mechitaristen.**) Bei dem Einbruche der Perser in Armenien zu Anfang des 17. Jahrh. sahen sich viele genöthigt, Mohammedaner zu werden; aber bei weitem der größte Theil ist der alten Lehre und Religionsübung treu geblieben.

Der Lehrbegriff der Armenischen Kirche unterscheidet sich vom orthodoxen besonders dadurch, daß sie in monophysitischer Weise in Christus nur Eine Natur annimmt und den Geist blos vom Vater ausgehen läßt. Hinsichtlich der sieben Sakramente hat diese Kirche das Eigenthümliche, daß die Täuflinge bei der Taufe dreimal besprengt und ebenso viel mal eingetaucht werden; daß sie die Firmelung gleich mit der Taufe verbindet; daß sie beim Abendmahl unvermischten Wein und gesäuertes Brot gebraucht, welches, in den Wein getaucht, herumgereicht wird; daß sie die letzte Oelung nur geistlichen Personen gleich nach ihrem Tode zukommen läßt. Die Armenier verehren Heilige, glauben aber an kein Fegfeuer. Im Fasten thun sie es selbst den Griechen zuvor; sie feiern nicht so viel Feste als diese, aber um desto strenger. Ihren Gottesdienst halten sie in der Türkei meist des Nachts; die Messe in altarmen., die Predigt in neuarmen. Sprache. Ihre hierarchische Verfassung weicht wenig von der griechischen ab. Der Katholikos, das Haupt der Kirche, hat seinen Sitz zu Etschmiadzin, einem Kloster bei Eriwan, der Hauptstadt des ehemals pers., jetzt russ. Armenien, am Ararat. Diese von Gregor von Nazianz gestiftete Klosterkirche war die einzige, welcher die Mohammedaner Glocken erlaubt hatten. Nach Etschmiadzin muß jeder Armenier in seinem Leben wenigstens einmal wallfahrten. Das heilige Salböl, das der Katholikos verfertigt und an die Geistlichen verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier verschaffen ihm die Mittel, den Aufwand des Gottesdienstes zu bestreiten und treffliche Bildungsanstalten für Lehrer zu erhalten. Die Patriarchen zu Konstantinopel und Jerusalem, die Erzbischöfe und Bischöfe der Armenier werden von ihm eingesetzt und je nach drei Jahren von ihm in ihren Aemtern von neuem bestätigt oder davon abgerufen. Die übrigen Geistlichen haben ähnlichen Rang und ähnliche Beschäftigung wie die Priester in der orthodoxen Kirche; die Mönche folgen der Regel des heil. Basilius. Eine eigenthümliche Klasse der Geistlichen bilden die Wartabieds, eine Art graduirter Gelehrten, die als Mönche den Wissenschaften leben und lediglich zu Vicarien der Bischöfe verwendet werden. Die Weltpriester müssen sich einmal verheirathen, dürfen aber keine zweite Frau nehmen. Vgl. Kunze, «Histor. Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des armen. Volks» (Petersb. 1831); Serpos, «Compendio storico di memorie chronologiche concernanti la religione e la morale della nazione Armena» (3 Bde., Vened. 1786).

Armenische Literatur. Vor der Einführung des Christenthums gehörten die Armenier zum assyr. oder medopers. Cultursystem. Mit Ausnahme einiger alter Lieder, die Moses von Khorene aufbewahrt hat, ist jedoch kein literarisches Denkmal aus jener Zeit erhalten. Es werden zwar mehrere Schriftsteller, wie Mar-Abbas Katina als Geschichtschreiber, Lerubna aus Edessa, Ughyp, Bardesanes u. a. genannt, doch schrieben dieselben nicht in armen., sondern in syr., pers. und griech. Sprache. Gregor Lusaworitsch (Gregor der Erleuchter), der Apostel der Armenier (um 300), ist auch der erste armen. Schriftsteller. Mit dem Christenthum entwickelte sich eine große Vorliebe für die griech. Sprache und Literatur, und eine Menge griech. und syr. Schriftsteller wurden in das Armenische übersetzt und eine eigene Schrift durch Mesrob um 409—10 eingeführt. Außer dem erwähnten Gregor, dessen Homilien (Vened. 1838) noch erhalten sind, gehören in diese erste Zeit noch Agathangelos, Secretär des Königs Terdat, der eine Geschichte der Bekehrung dieses Königs und der Leiden Gregor's niederschrieb, die, wenn auch stark interpolirt, in griech. und armen. Sprache (Vened. 1835; ital., Vened. 1843) vorhanden ist; Jakobus, Bischof von Nisibis, mit dem Beinamen Zgon (d. i. der Weise), der 18 Homilien dogmatischen und moralischen Inhalts (mit lat. Uebersetzung von Antonelli, Rom 1756; Konstant. 1824) hinterließ; Zenob Glak, ein Syrer, Bischof und Abt des nach ihm benannten Klosters Glak in der Provinz Taron, der eine Geschichte der Einführung des Christenthums in Taron verfaßte (Vened. 1832); endlich Phostos (Faustus) von Byzanz, der das Geschichtswerk des Agathangelos bis 390 fortführte (Konstant. 1730; Vened. 1832).

Ihren höchsten Glanzpunkt erreichte die armen. Literatur im 5. Jahrh. Sahak, mit dem Beinamen des Großen, der Katholikos von Armenien, und dessen treuer Mitarbeiter Mesrob gelten mit ihren zahlreichen Schülern als Muster der Classicität. Beide gehören zum Theil noch dem 4. Jahrh. an, ihre literarische Thätigkeit beginnt jedoch erst mit dem fünften. Das

Hauptwerk derselben war (seit 411) die Uebersetzung der Bibel aus dem Griechischen, welche sie später mit ihren Schülern einer nochmaligen Durchsicht unterwarfen (kritische Ausgabe, 4 Bde., Vened. 1805). Nächstdem sind noch Briefe, Hymnen und Werke über den Cultus von ihnen vorhanden. Unter ihren Schülern, deren man gegen 40 zählt, sind folgende besonders hervorzuheben: Eznak oder Eznik aus Koghb, einem Districte Großarmeniens, welcher eine Widerlegung der Heiden verfaßte (Smyrna 1762; Vened. 1826; franz. von Le Vaillant de Florival, Par. 1853); Koriun, genannt Skhantscheli (d. i. der Wunderbare), der eine Biographie seiner beiden Lehrer, besonders des Mesrob, hinterließ (Vened. 1833); Davith, genannt Anhaghth (d. i. der Unbesiegbare), der Philosoph, unter dessen Schriften besonders die «Philosophischen Definitionen» (Konstant. 1731; Vened. 1833) bekannt sind; Jeghischê oder Elisäus, welcher außer Homilien, einer Ermahnung an die Mönche und erklärenden Schriften über biblische Bücher, eine «Geschichte der Kriege des Feldherrn Wardan gegen die Perser» (oft gedruckt, zuletzt Vened. 1852; engl. von Neumann, Lond. 1830; franz., Par. 1844; russ., Tiflis 1853) schrieb; Ghazar (Lazar) von Pharp, von welchem ein Geschichtswerk über die Zeit von 388—485 auf uns gekommen ist (Vened. 1793). Der berühmteste aber unter allen Schülern Mesrob's ist Moses von Khorene (gest. 487), der bedeutendste und interessanteste Historiker seiner Nation, unter dessen oft gedruckten Werken (zusammen, Vened. 1841), außer einer Rhetorik (herausg. von Zohrab, Vened. 1796) und einigen kleinern Schriften, besonders die Armenische Chronik von Haik bis 441 (herausg. unter anderm mit lat. Uebersetzung von den Brüdern Whiston, Lond. 1736; mit franz. Uebersetzung von Le Vaillant de Florival, Par. 1841; gute russ. Uebersetzung von Emin, Mosk. 1858) und eine Geographie (armen. und franz. von Saint-Martin, Par. 1819) von Wichtigkeit sind. Aus derselben Zeit stammen auch viele Uebersetzungen griech. und syr. Schriftsteller, wodurch Werke theilweise uns erhalten worden sind, deren Originale sich nicht mehr finden. Dahin gehören die Chronik des Eusebius (herausg. von Aucher, 2 Bde., Vened. 1818); Reden des Philon (herausg. von Aucher, Vened. 1822) und andere Fragmente dieses Schriftstellers (Vened. 1826); Homilien des Chrysostomos (3 Bde., Vened. 1826), des Severianus (Vened. 1826), des Basilius Magnus (Vened. 1830), des Ephrem Syrus (4 Bde., Vened. 1836), das Leben Alexander's vom Pseudo-Kallisthenes (Vened. 1842). Eine armen. Uebersetzung der Briefe des heil. Ignatius hat Petermann (Lpz. 1849) veröffentlicht.

Das 6. Jahrh. zeigt eine vollkommene Ebbe in der Literatur, da die pers. Könige alle Verbindung mit den Griechen auf das strengste verboten, und daher keine Armenier mehr, wie vorher, ihre Studien in Athen, Konstantinopel und Alexandrien machen konnten. Von den wenigen Schriften, die aus dieser Zeit stammen, ist nichts durch den Druck bekannt geworden. Reichhaltiger ist die armen. Literatur an classischen Autoren aus dem 7. Jahrh. Johannes der Mamikonier setzte Zenob's Geschichte von Taron bis auf seine Zeit fort (gedruckt in den Ausgaben Zenob's). Theol. Schriften verfaßten Theodoros Kherthenavos und der Katholikos Sahak III.; Sebêos schrieb eine Geschichte des Heraklius (Konstant. 1851; russ. von Patkanian, Petersb. 1862). Aus dem 8. Jahrh. sind besonders zu erwähnen: Johannes Odsnensis, der Katholikos und Philosoph, der unter anderm gegen die Eutychianer und Paulicianer schrieb (Werke mit lat. Uebersetzung von Aucher, Vened. 1834), und dessen Zeitgenosse Stephanos Siunensis, Erzbischof von Siunia, der zahlreiche Uebersetzungen aus dem Griechischen machte, von denen jedoch nur die der Werke des Cyrillus von Alexandrien (Konstant. 1717) veröffentlicht ist. Etwas später lebte Ghevond (Leontius), der eine Geschichte der arab. Eroberungen und Gewaltthätigkeiten in Armenien von 632—788 verfaßte (herausg. von Schahnazarian, Par. 1857; russ. von Patkanian, Petersb. 1862). Im 9. Jahrh. lebten die Geschichtschreiber Johannes VI. Katholikos, dessen Geschichtswerk von der Sündflut bis 925, dem Todesjahr des Verfassers, reicht (Jerus. 1843; Mosk. 1853; franz. von Saint-Martin, Par. 1841) und Thomas Ardzeruni, der eine Geschichte der Fürsten der Ardzerunier verfaßte, die jedoch zugleich allgemeine Weltgeschichte ist, bis 936 reicht und später bis 1226 fortgeführt wurde (Konstant. 1852). Etwas später fallen Khosrow, mit dem Beinamen des Großen, dessen Commentar zum armen. Brevier geschätzt ist, und Mesrop aus Wajedsor, einem Districte der Provinz Siunia, welcher eine Biographie Nerses des Großen und eine Geschichte Armeniens und Georgiens unter den Orpeliern verfaßte (Madras 1775). Der gefeiertste Autor des 10. Jahrh. ist Grigor Narekensis (geb. 951, gest. 1003), dessen zahlreiche theol. Werke (Vened. 1827) von Gabriel Aretikhean commentirt wurden. Um dieselbe Zeit lebten auch Moses Kalkanduensis, dessen Geschichte der (kaukas.) Albanier (Par. 1860; Mosk. 1860; russ. von Patkanian, Petersb. 1861) erst in jüngster

Zeit wieder aufgefunden wurde, und Stephanus Asolik oder Asolnik, der eine bis 1004 reichende Chronik verfaßte (Par. 1859). In das 11. Jahrh. gehören das Geschichtswerk des Aristakes Lastiwertensis (Vened. 1845), welches die Jahre von 989—1071 umfaßt, und Matthêos Jerêts, der eine Biographie des Johannes Chrysostomos (Vened. 1751) schrieb. Der berühmteste armen. Schriftsteller des 12. Jahrh. ist Nerses Klajetsi, mit dem Beinamen Schnorhali, der sich als Theolog und Dichter gleich ausgezeichnet hat (Werke, 2 Bde., Vened. 1833). Daneben sind zu nennen der Geschichtschreiber Matthêos Urrhajensis, der die Ereignisse von 952—1132 schilderte und in dem Priester Grigor einen Fortsetzer bis 1163 fand (franz. von Dulaurier, Par. 1858); ferner Nerses Lambronensis, ein ausgezeichneter Gelehrter und Kanzelredner, unter dessen Werken sich auch eine vortreffliche «Synodalrede» (Vened. 1812; deutsch von Neumann, Lpz. 1834) befindet; endlich Michael der Syrer, von 1167—1200 jakobitischer Patriarch, der eine allgemeine Chronik von Adam bis 1198 in syr. Sprache verfaßte, welche bis 1250 von einem andern fortgesetzt wurde und sich auch in einer armen. Uebersetzung vorfindet. In das 13. Jahrh. gehören die Geschichtschreiber Wardan d. Gr., aus Bardseberd, der außer Fabeln und theol. Werken eine Geschichte von Anfang der Welt bis 1267 schrieb (herausg. von Emin, Mosk. 1861; Vened. 1862); Hirakos von Gandzak, dessen Geschichtswerk von 300—1264 reicht und für die letzte Zeit ausführlich wird (herausg. von Oskan, Mosk. 1858); Malachias, der Mönch, der ein Werk über die Geschichte der Züge der Tataren von 1228—72 verfaßte, und Wahram, genannt Rabbuni, der außer andern Schriften auch eine Geschichte der Rubeniden bis 1280 in Versen (Par. 1859) hinterlassen hat. In dasselbe Jahrhundert fällt noch Stephanus Siunensis, der Orbelier, der als Verfasser einer Geschichte der Provinz Siunia (herausg. von Schahnazarean, Par. 1859; von Emin, Mosk. 1861) bekannt ist. Auf der Grenze des 13. und 14. Jahrh. lebte der Oberfeldherr Sembat, der ein Geschichtswerk über die Zeit von 961—1331 (herausg. von Oskan, Mosk. 1856; von Schahnazarean, Par. 1859) verfaßt hat.

Mit dem Schluß des 14. Jahrh. endet die eigentliche Blütezeit der armen. Literatur. Wenn auch der größte Theil der aus derselben auf uns gekommenen Werke nur der Theologie und der Geschichtschreibung angehört, so sind dieselben doch für die Kenntniß der Geschichte des Orients während des Mittelalters von bedeutendem Werthe. Die Muster, nach denen die armen. Schriftsteller sich bildeten, die spätern griech. Prosaiker und Byzantiner, treten aus allen ihren Schriften hervor. Den übrigen orient. Schriftstellern stehen sie zumeist voran durch verständige Auswahl der Thatsachen und ziemlich geschmackvolle Darstellung. Seit dem 14. Jahrh. beginnt die Literatur zu sinken. Die Sprache näherte sich immer mehr dem Bulgär-Armenischen, und bedeutende Werke treten nur noch vereinzelt hervor. Im 15. Jahrh. verfaßte Thomas von Medzoph eine Geschichte Timur's und im 17. Jahrh. Arrakhel von Tabris eine Geschichte seiner Zeit von 1601—62 (Amst. 1669). Dem 18. Jahrh. gehören an: Michael Tschamtschean, der eine allgemeine Geschichte seines Volks von den ältesten Zeiten an verfaßte (3 Bde., Vened. 1784—86; engl. von Avdall, 2 Bde., Kalk. 1827), und Lukas Indschidschean, dessen «Beschreibung von Altarmenien» (Vened. 1822) und «Beschreibung des Thrazischen Bosporus» (Vened. 1794; ital., Vened. 1831) geschätzt sind. In Werken der Poesie hat die armen. Literatur nicht Erhebliches geleistet. Außer den Hymnen der armen. Kirche sind nur die Gedichte des Nerses Klajensis (Vened. 1830) zu nennen, unter denen sich eine Elegie über die Einnahme von Edessa auszeichnet (Par. 1828). Andere Dichter sind Pedros Gedadards (franz. von Nève, Löwen 1855) und Nerses Lambronensis. Sonst verdienen noch Erwähnung die Fabeln des Mechitar Kosch (Vened. 1790) und des Wardan (armen. und franz., Par. 1825), beide aus dem 13. Jahrh. Uebrigens haben die Armenier an der Literatur ihres Vaterlandes stets eine lebhafte Theilnahme bewahrt, und wo sie sich auch seit ihrer Zerstreuung niedergelassen, überall haben sie Druckereien angelegt, sodaß man armen. Drucke kennt aus Amsterdam, Venedig, Livorno, Moskau, Astrachan, Konstantinopel, Smyrna, Tiflis, Petersburg, Edschmiadsin, Madras, Kalkutta u. s. w. In mehrern der genannten Städte sind in den letzten Jahrzehnten auch armen. Zeitungen und Zeitschriften entstanden. Die interessanteste Niederlassung der Armenier ist die der Mechitaristen (s. d.) auf der Insel San-Lazaro bei Venedig. Vgl. Somal, «Quadro della storia litteraria di Armenia» (Vened. 1829), frei bearbeitet von Neumann im «Versuch einer Geschichte der armen. Literatur» (Lpz. 1836); Patkanian, «Catalogue de la littérature arménienne» in «Mélanges asiatiques» (Bd. 4, Petersb. 1860).

Armenische Sprache und Schrift. Die armen. Sprache gehört, wie aus ihrem ganzen Baue hervorgeht, zum indogerman. Sprachstamme und schließt sich zunächst der Gruppe der

iranischen Sprachen an, wenn sie auch in Bildung und Form viel Eigenthümliches zeigt. Dem Ohre ist sie rauh und unlieblich. Das Altarmenische, die Sprache der Literatur, ist jetzt als eine todte Sprache zu betrachten. Im Alterthum wurde das beste Armenisch in der Provinz Ararat gesprochen. Seit dem Sturz der Dynastie der Bagratiden, seit dem 11. und 12. Jahrh., wurde die Sprache der Armenier immer mehr verderbt, und es bildete sich allmählich im Gegensatz der alten Büchersprache eine Vulgärsprache aus, welche nach und nach auch in die Bücher eindrang und zuletzt die alte classische Sprache fast ganz verdrängte. Der Bau der Sprache erlitt vielfache Veränderungen, sodaß die armen. Vulgärsprache zu der classischen sich verhält, wie die neugriechische zur altgriechischen. Infolge der weiten Verbreitung der Armenier bildeten sich auch in der Vulgärsprache verschiedene Dialekte aus, welche theilweise so weit voneinander abweichen, daß ein gegenseitiges Verständniß nur schwer möglich ist. Im ganzen lassen sich besonders zwei Mundarten unterscheiden: eine westliche, welche fast alle Provinzen des türk. Reichs umfaßt, und eine östliche, welche in Armenien, Persien und Indien gesprochen wird. Die armenische Schrift wird allgemein auf Mesrob (Mesrop), welcher mit Sahak d. Gr. für den Begründer der armen. Literatur gilt, zurückgeführt. Genauere Untersuchungen zeigen jedoch, daß die Armenier schon in sehr früher Zeit ein Alphabet besaßen, welches aus dem Semitischen entlehnt war und aus 22 Buchstaben bestand, aber allmählich, weil es nicht mehr genügte, in Vergessenheit gerathen war. Dieses fand Mesrob bei einem syr. Bischof Namens Daniel, vervollständigte es nach dem Bedürfniß der armen. Laute, verschönerte es vielleicht auch mit Hülfe des griech. Kalligraphen Raphanos und ordnete es nach dem griech. Alphabet. Auch Sahak war dabei mit thätig, und beide führten durch Errichtung von Schulen dieses neue Alphabet in allen Provinzen des Reichs ein. Diese Erfindung oder vielmehr Vervollständigung der armen. Schrift, welche gewöhnlich in das J. 406 n. Chr. gesetzt wird, aber richtiger um 409—10 fällt, wird nicht nur von Mesrob's unmittelbaren Schülern, sondern auch von spätern Historikern mitgetheilt und auf eine unmittelbare göttliche Einwirkung zurückgeführt. Grammatiken der armen. Sprache haben Mechithar (Vened. 1770), Avetikhean (eine größere, Vened. 1815; eine kleinere, Vened. 1819), Cirbied (Par. 1823), Tschamtschean (Vened. 1731) und Komitas Bagratuni (Vened. 1848; ausführlicher, Vened. 1852), von Deutschen Schröder (Amsterd. 1711) und Petermann (Berl. 1837; im Auszuge nebst Chrestomathie, Berl. 1841) veröffentlicht. Das beste Wörterbuch ist das armenisch geschriebene der Mechitaristen (2 Bde., Vened. 1836—37), das armenisch-französische (2 Bde., Vened. 1812) und armenisch-englische von Aucher (2 Bde., Vened. 1821) und das armenisch-italienische von Immanuel Tschaktschak (Vened. 1837). Auch sind in der Druckerei des armen. Instituts der Herren Lazarew in Moskau mehrere Grammatiken, Schul- und Wörterbücher veröffentlicht worden, unter andern auch ein armenisch-russisches (2 Bde., 1838). Schätzbare sprachvergleichende Untersuchungen über die Verwandtschaft des Armenischen mit den iranischen Sprachen hat in neuester Zeit Friedrich Müller in Wien begonnen.

Armenschulen, Unterrichtsanstalten für Kinder, deren Aeltern für ausreichenden Unterricht aus eigenen Mitteln nicht sorgen können. Es ist nicht nur ein Gebot der Humanität, sondern liegt auch im Interesse der Gemeinde und des Staats, daß jedes Kind den für seine sittlich-religiöse Erziehung sowie für sein späteres bürgerliches Fortkommen nothwendigen Unterricht empfange. Mit der Entwickelung des Unterrichtswesens ist darum auch das Institut der A. in den verschiedensten Formen ausgebildet worden, und auch in diesem Zweige des öffentlichen Unterrichts hat Deutschland vor allen Ländern das Meiste und Trefflichste geleistet. Es wäre ein Irrthum, wenn man meinte, für Bildung und Unterricht der Armen sei in früherer Zeit nichts geschehen. Die Kirche war es im Mittelalter, welche in ihren Kloster- und Stiftsschulen den Armenunterricht, wenn auch in ihrer Weise und nach dem beschränkten Bedürfnisse der Zeit, doch großartig besorgte. Ja, für die Ausbildung derjenigen Armen, welche Talent und Neigung zu einer höhern Laufbahn zeigten, geschah sogar durch mannichfaltige Unterstützung mehr, als jetzt zu geschehen pflegt. Die Errichtung selbständiger A. erweist sich nur für größere Städte als nothwendig, sowol im Interesse der Oekonomie als auch in Rücksicht auf die Erfahrung, daß der Versuch einer massenhaften Aufnahme der Armen in die mittlern Bürgerschulen für alle Theile große Uebelstände nach sich gezogen hat. In kleinern Gemeinden ist es dagegen zweckmäßig, die Armen in die gewöhnlichen Schulen zu schicken und das Schulgeld für sie aus den Armenfonds zu vergüten. Daß der Unterricht in den aus Gemeindefonds unterhaltenen A. sich gewöhnlich auf das Unentbehrliche beschränkt, ist gewiß gerechtfertigt. Nur müßte daneben Sorge getragen sein, daß die in den schulfreien Zeiten meist sich

selbst überlassenen Kinder zu praktisch-bildenden Beschäftigungen herbeigezogen würden, damit hierin ein Ersatz für die mangelnde Einwirkung eines wohlgeordneten Familienlebens eintreten könnte. Garten- und Feldbau, Werkstätten mancherlei Art würden die ärmere Bevölkerung nicht nur sittlich, sondern auch intellectuell heben. Verwandt mit den A. sind die sog. Freischulen, d. h. die von Privaten oder auch von Gemeinden gestifteten und hinlänglich, oft reich dotirten Unterrichtsanstalten, in welchen die Kinder zwar nicht notorisch armer, doch unbemittelter Bürger freien und ihrem Stande entsprechenden Unterricht empfangen.

Armensteuern, s. Arm, Armuth.

Armentières, eine wohlgebaute und freundliche Stadt im Nord-Departement Frankreichs, 2 M. von Lille, rechts am Scheldezufluß Lys, zählt 11901 E. Der Ort hat ein Collége und betreibt Lein-, Hanf- und Baumwollspinnereien, unterhält auch wichtige Getreidemärkte. Früher war die Stadt befestigt, verlor aber ihre Werke seit der Einnahme durch Ludwig XIV. Bis zu Ende des 18. Jahrh. stand die Tuchmacherei von A. in großem Ruf und ebenso auch dessen Käse- und Ziegelfabrikation.

Armeria, Grasnelke, von Willdenow aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Plumbagineen und der 5. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems, deren Arten von Linné zu seiner Gattung Statice gezogen worden waren. Die Grasnelken sind der Mehrzahl nach perennirende Kräuter mit lauter grundständigen, linealen, gras- oder nelkenartigen Blättern, welche einen dichten Büschel bilden, und mit einfachem, blattlosem Stengel, der auf seiner Spitze ein halbkugeliges oder kugeliges, auswendig am Grunde von braunen oder weißlichen, trockenen Hüllblättern umgebenes Köpfchen kleiner, meist rosenrother, seltener weißer Blüten trägt. Einige südspan. und portug. Arten sind auch Halbsträucher oder Sträucher, welche die Blätter in dichten Büscheln an der Spitze des Stammes und der Aeste tragen. Unterhalb des Köpfchens ist der Stengel mit einer ihm dicht anschließenden, röhrigen, braunen Hülle umgeben. Die Blüten besitzen einen trichterförmigen Kelch mit trockenhäutigem, gefaltetem, fünflappigem Saume und eine tief fünftheilige oder fast fünfblätterige Blumenkrone. Die Frucht ist klein, einsamig, mit häutigem Gehäus. Die Grasnelken sind hübsche Pflanzen und namentlich in Südeuropa zu Hause. Eine Art, A. vulgaris, wächst auch in Deutschland auf Sandboden häufig. Eine andere, mit niedrigern Stengeln, A. maritima, am Seestrande wild wachsend, wird allgemein unter den Namen Grasnelke, Nelkengras oder Seegras zum Einfassen der Gartenbeete benutzt. Auch die südeurop. Arten können als Zierpflanzen dienen. Sie gedeihen, die strauchigen ausgenommen, im freien Lande, verlangen Sandboden und lassen sich durch Zertheilung der Wurzelstöcke vermehren.

Armfelt (Gustav Moritz, Baron, später Graf), ein durch Geist, Schönheit und Glückswechsel ausgezeichneter Schwede, dessen öffentliches Leben mit der Geschichte des schwed. Hofs in Verbindung steht, war 1. April 1757 als der Sohn des Generalmajors und Landshauptmanns Baron Magn. Wilh. A. geboren. Er trat als Fähnrich in die Garde zu Stockholm, erwarb sich bald die Gunst des geistreichen und vergnügungssüchtigen Königs Gustav III. und verband sich 1785 durch Heirath mit dem alten Geschlechte der Grafen De la Gardie. 1788—90 zeichnete er sich im Kriege gegen Rußland aus, stieg schnell empor und schloß als Generallieutenant 1790 den Frieden zu Werelä ab. Noch auf dem Sterbebette ernannte ihn Gustav III. zum Oberstatthalter von Stockholm und zum Mitgliede der Regentschaft während der Minderjährigkeit Gustav's IV. Doch der Bruder des Königs, Herzog Karl von Södermanland, später König Karl XIII., erkannte wegen unvollständiger Unterschrift diese Verfügung nicht an, verabschiedete A. und schickte ihn als Gesandten nach Neapel. Hier entwarf A. im geheimen den Plan zu einer Hofrevolution gegen den schwed. Prinz-Regenten. Doch die Verschwörung wurde entdeckt, und A. entging nur durch eine schleunige Flucht von Neapel der Gefangennahme und den Dolchen gedungener Banditen. Während er in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde, steckte man als Mitschuldige das schöne Hoffräulein Rudenskjöld, nachdem sie am Pranger ausgestanden, ins Spinnhaus. Indeß konnte man der Unglücklichen nicht mehr beweisen, als daß sie A.'s Briefe besorgt, und ihr Hauptverbrechen scheint nur gewesen zu sein, daß sie A. als Geliebten dem Herzoge vorgezogen. Nachdem Gustav IV. Adolf 1799 die Regierung übernommen, hob er 1800 das Urtheil auf, rief A., der sich inzwischen in Rußland und Deutschland aufgehalten, nach Schweden zurück und ernannte ihn erst zum Gesandten in Wien, dann zum General der Infanterie. Als solcher befehligte er 1807 die Truppen in Pommern und 1808 das schwed. Heer gegen Norwegen, erhielt aber bald seinen Abschied. Nach der Absetzung Gustav's IV. Adolf wurde er 1809 nach Stockholm

berufen und zum Präsidenten des Kriegscollegiums ernannt. Doch nahm er schon 1810 seinen Abschied und lebte als Privatmann in Stockholm. Da er wiederum ein Gegenstand des Mistrauens geworden, sich auch bei dem Könige Karl XIII. und dem neuen Thronfolger Karl Johann schlecht angeschrieben wußte, suchte er 1811 den Schutz des russ. Gesandten nach, weshalb man ihn sofort über die schwed. Grenze nach Finland transportirte. In Rußland mit Auszeichnung empfangen, wurde er in den Grafenstand erhoben, zum Kanzler der Universität Åbo und zum Präsidenten der finn. Angelegenheiten sowie zum Mitglied des russ. Senats ernannt. A. starb zu Zarskoje-Selo 19. Aug. 1814. Vgl. A.'s Selbstbiographie in «Handlingar rörande Sveriges historia» (Bd. 1 u. 2, Stockh. 1830), übersetzt in den «Zeitgenossen», 3. Reihe, Nr. 30.

Armfelt (Karl Gustav), ein ausgezeichneter schwed. General unter Karl XII., geb. 1666 in Ingermanland, das damals zu Schweden gehörte, trat 1685 in franz. Kriegsdienste und zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten aus. 1700 kehrte er nach Schweden zurück und nahm ehrenvollen, doch selten vom Glück begünstigten Antheil an Karl's XII. Kampf gegen Rußland. Er vertheidigte Finland gegen die russ. Flotte, und erwarb sich besonders 1713 durch seine heldenmüthige, wenn auch fruchtlose Vertheidigung der Stadt Helsingfors Ruhm. Auch kämpfte er mit ungemeiner Tapferkeit gegen die russ. Uebermacht unter Apraxin bei Stor-Kyro im Febr. 1714, mußte sich aber mit größtem Verluste nach Österbotten zurückziehen. Im Sept. 1718 schickte ihn Karl XII. mit 6000 Mann gegen das nördl. Norwegen, um das Kupferwerk Röraas zu zerstören und Drontheim zu erobern. Doch nach dem Tode des Königs kam der größte Theil des Heeres auf dem Rückmarsche über die öden Tydalsfjelde vor Kälte und Hunger um, und nur A. mit wenig andern vermochten sich zu retten. Später wurde er General der Infanterie, Freiherr und Oberbefehlshaber in Finland, wo er 1736 starb.

Armflosser (Pediculata) nennt man eine kleine Familie häßlicher Seefische aus der Gruppe der Stachelflosser, deren Brustflossen fast armartig gestaltet sind. Die Mittelhand bildet einen langen, stielförmigen Knochen, an dem die Brustflosse wie eine Hand sitzt, auf welche sich die Thiere stützen und umherwatscheln können. Der meist schmuzigbraune Körper ist mit warziger, schleimiger Haut überzogen, meist breit und dick, das Maul bald klein und vorgezogen, bald ungeheuer weit, groß und mit furchtbaren Fangzähnen bewaffnet. Letzteres ist besonders bei dem Froschfisch oder Seeteufel (Dophius piscatorius) der Fall, der im Mittelmeer häufig vorkommt und fast nur Maul zu sein scheint. Auf der Stirne und zwischen den kleinen, an der Oberfläche gelegenen Augen trägt der häßliche Fisch einige lange Flossenstrahlen mit kleinen Fähnchen daran, die er, im Schlamme liegend, als Köder benutzt, um kleine Fische anzulocken. Das Fleisch des Fisches ist beliebt.

Armfüßler (Brachiopoda) heißt eine Ordnung der zweischaligen Muscheln oder Akephalen, welche in der jetzigen Schöpfung zwar nur durch wenige Arten repräsentirt ist, dagegen in der Geschichte der Erde eine bedeutende Rolle spielt. Der Körper dieser Thiere ist stets von zwei ungleichen Schalen umschlossen, von welchen die eine die Bauchschale, die andere die Rückenschale genannt wird. Stets sind sie angeheftet, bald mit der einen Schale, meistens aber durch einen fleischigen oder sehnigen Stiel. Die innere Organisation weicht sehr von derjenigen der andern Muschelthiere ab. Der Mantel, welcher das Thier umschließt, ist zugleich Athemorgan und es existiren keine gesonderten Kiemenblätter; der Mund liegt in der Mitte der Bauchschale und hat zu beiden Seiten zwei mit Fransen besetzte, theilweise aufrollbare und meist spiralig zusammengelegte Arme, die das Thier entfalten und aus der Schale hervorstrecken kann. Der Kreislauf ist höchst eigenthümlich; ebenso der Schlußapparat der Schalen, der aus vielen einzelnen Muskelbündeln zusammengesetzt ist. Die Arme werden meist durch besondere Kalkgerüste getragen, die bald nur an einer, bald an beiden Schalen befestigt sind. Die bekanntesten A. sind die Lochmuscheln (Terebratula) mit einem Loche in der hakenförmig umgebogenen Rückenschale, durch welche der sehnige Stiel hindurchtritt. Von ihnen kommen noch einige Arten lebend vor, während mehrere hundert fossile Arten bekannt sind, von denen einige als Leitmuscheln für verschiedene Schichten, namentlich des Jura- und Kreidegebirgs, dienen. Die A. treten schon in den ältesten versteinerungführenden Schichten, die überhaupt bekannt sind, in den untersilurischen Gebilden, und zwar als alleinige Repräsentanten der Muschelthiere, auf, erreichen ihre größte Entfaltung im Jura und sinken dann allmählich zu der jetzigen unbedeutenden Artenzahl herab. Um die Kenntniß der Anatomie haben sich besonders Owen und Vogt, um die Bestimmung der Arten fast alle Paläontologen, in neuerer Zeit aber besonders Davidson Verdienste erworben.

Armida ist eine der hervorragendsten Frauengestalten in Tasso's «Befreitem Jerusalem», deren Name gewissermaßen sprichwörtlich als vollendetes Musterbild des verführerischen Weibes gebraucht wird, und deren «Zaubergärten» allgemein zur Bezeichnung des Schönsten dienen, was die Natur zu schaffen vermag. Tasso erzählt: Als die Kreuzfahrer bereits vor den Thoren Jerusalems lagern und die heil. Stadt angreifen wollen, ruft der Fürst der Hölle alle seine getreuen Diener herbei, um über die Mittel zu berathen, durch welche das Unternehmen der Gegner könne vernichtet werden. Hidraot, Fürst von Damaskus, der berühmteste unter den Zauberern des Morgenlandes, fordert seine Nichte A., die selbst in den Zauberkünsten tief erfahren ist, auf, durch den Reiz ihrer wunderbaren Schönheit und mit dem ganzen Aufwande ihrer verführerischen Künste, Verwirrung in das Lager der Kreuzritter zu bringen. Sie übernimmt den Auftrag, geht allein in das Lager der Feinde, und es gelingt ihr auch, mehrere der tapfersten Ritter ihrer Pflicht zu entlocken, die ihr nach Damaskus folgen. Unterwegs findet sie den Rinaldo schlafend, ihn, den schönsten und jüngsten der Kreuzritter, den Sohn des Herzogs Berthold und der Sophia, an den Ufern der Etsch geboren. Von heftiger Liebe zu dem schönen Jüngling erfüllt, entführt sie ihn auf eine fernliegende, reizende Insel, auf der ein herrlicher Palast die Liebenden aufnimmt. In ihren Armen und ihren wunderbaren Zaubergärten (Gesang 16) vergißt Rinaldo ganz die hohe Aufgabe, der er sich geweiht hat. Aber ohne Rinaldo kann Jerusalem nicht erobert werden. Zwei Abgesandte des christl. Heeres, Carlo und Ubaldo, kommen mit Hülfe eines ihnen von einem noch mächtigern Zauberer verliehenen Talismans zu der Insel, um Rinaldo zu befreien. Es gelingt ihnen und Rinaldo entflieht. In wilder Verzweiflung zerstört A. die ganze Zauberschöpfung der reizenden Insel und eilt zu den Sarazenen, um die Helden zum Kampfe gegen Rinaldo anzufeuern. Aber alle erliegen seinem Arme. Zuletzt stürzt A. selbst in den Kampf gegen Rinaldo; doch er besiegt auch sie, gesteht ihr aber zugleich seine Liebe und erklärt sich, nachdem sie die Taufe genommen, für ihren Ritter. Die sinnliche Leidenschaftlichkeit, die in dem ganzen Stoffe herrscht, hat A. zu einem passenden Vorwurf für die Oper gemacht. Wir besitzen durch Gluck und Rossini zwei musikalische Compositionen dieses Namens, die den glühenden Schilderungen Tasso's würdig zur Seite stehen.

Armillarsphäre, Armille oder Ringkugel ist eine Zusammensetzung von Ringen, welche die wichtigsten Kreise der Himmelskugel darstellen. Sie hat den Zweck, die gegenseitige Lage der Himmelsachse des Aequators, der Ekliptik und anderer Kreise zu versinnlichen. Daher kann sie in mancher Hinsicht die künstliche Himmelskugel ersetzen, obschon letztere auch noch die Gestirne darstellt und insofern eine viel allgemeinere Benutzung zuläßt. Die ältern Astronomen, zuerst Eratosthenes, später auch Hipparch und Ptolemäus, bedienten sich der Ringkugel auch zu wirklichen Beobachtungen, die zwar nur sehr unvollkommen ausfallen konnten, jedoch bei der großen Sorgfalt jener alten Beobachter dennoch Resultate lieferten, welche auch für die heutige Wissenschaft noch von hohem Werthe sind. Selbst Tycho de Brahe machte den größten Theil seiner Planetenbeobachtungen mittels dieses Instruments, und bediente sich desselben namentlich zur Bestimmung der Zeit seiner andern, an Quadranten und Sextanten angestellten Beobachtungen.

Arminianer oder Remonstranten heißt eine nach Jak. Arminius (s. d.) benannte Partei in der reform. Kirche der Niederlande, zu deren Entstehung die bereits in der alten Kirche und seitdem wieder in der Reformationszeit vielverhandelte Frage nach dem Verhältnisse der menschlichen Freiheit zur göttlichen Vorherbestimmung Veranlassung gab. Calvin, Beza und (wiewol dies weniger bekannt geworden) auch Zwingli hatten die unbedingteste Vorherbestimmung (Prädestination) gelehrt; die reform. Kirche der Niederlande aber hatte im ganzen thatsächlich sich anfangs der mildern Ansicht zugewendet, welche eine Mitthätigkeit des Menschen nicht ausschloß. Eine mildere Laienpartei der niederl. reform. Kirche fand den Ausdruck ihrer Ueberzeugung durch einen geistvollen Bürger Amsterdams, Volkhardt Koornhaert, dem die streng calvinistische Partei, vornehmlich Mart. Lydius, Professor zu Franeker, entgegentrat. Auch Arminius, seit 1588 Prediger in Amsterdam, wurde zur Widerlegung Koornhaert's aufgefordert. Allein das tiefere Studium der Frage brachte ihn selbst zu Zweifeln, welche endlich geradezu in die mildere Ansicht umschlugen. Seit 1603 Professor zu Leyden, gerieth er deshalb mit seinem streng calvinistisch gesinnten Collegen Franz Gomarus, besonders seit 1604, in heftigen Streit, in dem er durch bedeutende Männer, zumal Nichttheologen, Unterstützung fand. Arminius behauptete: Gott schenke allen, welche ihre Sünden bereuen und an Christum glauben, Vergebung und ewiges Leben; er wolle, daß alle Menschen zur Seligkeit gelangten, und nur weil er von Ewigkeit her den Glauben oder Unglauben der einzelnen vorausgesehen,

habe er von Ewigkeit her das Schicksal eines jeden bestimmt. Dagegen hielt Gomarus mit seiner Partei unter Berufung auf die Belgische Confession und den Heidelberger Katechismus die Lehre aufrecht, daß Gott in ewigem, freiem Rathschlusse (decretum aeternum) vorherbestimmt habe (praedestinavit), welche Menschen als Auserwählte (electi) selig, daher zur Besserung, zum Glauben und zur Standhaftigkeit in demselben erweckt, und welche als Verworfene (reprobati) ihren Sünden, dem Unglauben und Verderben überlassen bleiben sollten.

Ein Religionsgespräch im Haag (1608) führte zu keiner Verständigung. Nach dem Tode des Arminius (1609) stellte sich der Prediger Joh. Uytenbogaert an die Spitze der Partei, welche schon damals sich genöthigt sah, über die ursprünglichen Streitpunkte hinauszugehen, namentlich das Ansehen der symbolischen Bücher immer bestimmter der freierforschten Schrift unterzuordnen. Von den Gomaristen immer heftiger angefeindet, überbrachten die Anhänger des Arminius 1610 den Ständen der Provinz Holland, wo sie die Mehrzahl bildeten, eine von Uytenbogaert verfaßte Remonstration (remonstrantia, daher Remonstranten genannt) in folgenden Artikeln: 1) Gott hat zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Menschen Seligkeit und Verdammniß gefaßt, aber unter der Bedingung, daß er alle an Christum Gläubigen selig machen, alle Ungläubigen verdammen wolle: also nur bedingte Prädestination; 2) Christus ist für alle gestorben, aber nur der Gläubige ist durch seinen Tod wirklich versöhnt: also Universalität der Bestimmung, aber Particularität der thatsächlichen Wirksamkeit des Versöhnungstodes Christi; 3) kein Mensch kann den seligmachenden Glauben aus eigenen Kräften erlangen, sondern muß von Gott in Christo durch den Heiligen Geist wiedergeboren werden; 4) ohne die Gnade Gottes kann der Mensch nichts Gutes wollen, denken oder thun, aber die Gnade wirkt nicht unwiderstehlich; 5) die Gläubigen können durch den Beistand des Heiligen Geistes gegen das Böse siegreich streiten, aber ob die Gnade Gottes nicht durch Nachlässigkeit des Menschen wieder verloren gehen könne, ist nach der Schrift erst noch genauer zu untersuchen. 1611 entschieden sich die Remonstranten bestimmt für die Verlierbarkeit der Gnade. Die Gomaristen erließen hierauf (1611) eine Contra-Remonstranz (daher Contra-Remonstranten), in welcher sie die *absolute* Prädestination zur Seligkeit oder Verdammniß in den schroffsten Ausdrücken lehrten.

Nach mehrern fruchtlosen Religionsgesprächen erließen die Stände von Holland auf den Rath des freisinnigen, arminianisch denkenden Rathspensionärs Oldenbarneveld und des Hugo de Groot (Grotius), Pensionärs und Anwalts der Stadt Rotterdam, im Jan. 1614 ein Toleranzedict mit dem Gebote, den Streit künftig fern zu halten vom Volke und sich gegenseitig in Liebe zu vertragen. Die Contra-Remonstranten verwarfen dieses Edict. Eine zweite gemäßigte Remonstranz, welche die A. 1617 übergaben, konnte die Leidenschaft der Gegner um so weniger beschwichtigen, als sich auch der polit. Parteigeist des theol. Streithandels bemächtigt hatte. Da auf der arminianischen Seite die freisinnigsten Häupter der Republikaner standen, so dünkte es dem herrschsüchtigen Statthalter Moritz von Oranien gut, für die strenge Prädestinationslehre in die Schranken zu treten, und sich dadurch des Beistandes zahlreicher fanatischer Geistlicher und der von ihnen aufgeregten Pöbelhaufen für die Zwecke seiner persönlichen Politik zu versichern. Der ehrwürdige Oldenbarneveld, ein 72jähriger Greis, wurde 13. Mai 1619 als Hochverräther hingerichtet, Hugo Grotius ins Gefängniß geworfen (aus welchem er später entkam) und jeder weitere Widerstand der holländ. Republikaner durch Waffengewalt niedergehalten. Die kirchliche Streitfrage sollte von einer Synode entschieden werden, deren Zusammensetzung von vornherein jede unparteiliche Erörterung unmöglich machte. Unter dem Vorsitze des rohen, leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Johann Bogermann, Prediger von Leuwarden, beriethen vom 13. Nov. 1618 bis 9. Mai 1619 zu Dordrecht eine auserlesene Schar eifriger Anhänger der unbedingten Prädestination, die man, um der Synode den Stempel einer Vertretung der ganzen reform. Kirche zu geben, aus den Niederlanden, England, Schottland, der Schweiz, der Pfalz, Hessen, Nassau, Ostfriesland und Bremen zusammengeholt hatte. Die 13 arminianischen Geistlichen, an ihrer Spitze der gelehrte und beredte Simon Episcopius, wurden 14. Jan. 1619 als überwiesene Ketzer von den Berathungen ausgeschlossen. Nach solchen Vorgängen ging man an die Abfassung eines Glaubensbekenntnisses, welches in fünf Artikeln die schroffste Prädestinationslehre sanctionirte und die entgegengesetzten «Irrlehren» verdammte. Die remonstrantischen Prediger wurden zu Amtsentsetzung und ewigem Stillschweigen verurtheilt; wer sich nicht fügen wollte, wanderte in die Verbannung. Man zählt über 200 arminianische Geistliche, welche ihre Stellen verloren. Den Flüchtigen eröffnete sich in Frankreich eine Freistatt, obwol die franz. Hugenotten selbst auf einer Versammlung

9*

zu Alais sich für die Annahme der dordrechter Beschlüsse entschieden. Eine andere Flüchtlingsschar ließ sich auf Einladung Herzog Friedrich IV. von Schleswig-Holstein in dem neuangelegten Friedrichsstadt nieder, und noch besteht daselbst eine kleine Gemeinde. Auch in England erfuhren sie, seit dem Verbote des Streitens über Prädestination und Gnade, 1620, eine mildere Behandlung, und selbst Moritz von Oranien begegnete ihnen in der letzten Zeit seines Lebens freundlicher. Unter dem Statthalter Friedrich Heinrich, dem Nachfolger des Prinzen Moritz, vorzüglich aber seit 1630, erlangten sie größere Duldung und sogar die Vergünstigung, sich in allen Städten und Orten Hollands aufzuhalten, und Kirchen sowie auch ein Seminar zur Bildung ihrer Lehrer anzulegen. Letzteres geschah zu Amsterdam, wo Episcopius 1634 sein Collegium eröffnete.

Die spätere Entwickelung des **Arminianismus** ist weit mehr für die Geschichte der theol. Wissenschaft als für die allgemeine Kirchengeschichte von Wichtigkeit. Als Kirchenpartei, zumal seit den Zeiten der Toleranz, immer mehr im Abnehmen begriffen, haben die A. doch durch ihre theol. Schule zu Amsterdam und die Reihe bedeutender, an derselben theils wirkender, theils gebildeter Männer auf die übrigen prot. Kirchen einen sehr umfassenden Einfluß geübt. Nächst Hugo Grotius und Simon Episcopius gingen Männer wie Philipp von Limbach (gest. 1714), der namhafteste Dogmatiker der Partei, der große Polyhistor Johann Clericus (gest. 1736) und der als Bibelforscher gefeierte Joh. Jakob Wetstein (gest. 1754) aus den Reihen der arminianischen Theologen hervor. Ihrer Grundrichtung nach vertraten die A. unter den Reformirten die freisinnige, an keine kirchliche Autorität gebundene Wissenschaft. Während eine kleine, wissenschaftlich bedeutungslose Partei an den fünf Artikeln der Remonstranz als an ihrem Symbole festhielt, verwarfen die andern allen Symbolzwang und bahnten durch nüchternes Schriftstudium und vorsichtiges Zurückführen der kirchlichen Dogmen auf ihren praktischen Gehalt eine Entwickelung des theol. Denkens an, welche sich vielfach mit der Lehre der Socinianer (s. d.) und des spätern Rationalismus berührte. Ihr Grundsatz, daß nur wenige Glaubensartikel zum Heile nothwendig seien, fand seine praktische Verwirklichung, indem sie die von allen andern prot. Kirchengemeinschaften verabscheuten Antitrinitarier (s. d.) zur Kirchengemeinschaft zuließen. Alle sonstigen Abweichungen der A. von der protest. Orthodoxie, wie die strenge Unterordnung (Subordination) des Sohnes unter den Vater in der Trinität; die Auffassung der Erbsünde mehr als physisches denn als moralisches Uebel; die Behauptung der Unzulänglichkeit der Genugthuung durch Christi Tod, welcher erst durch Gottes Gnade zur Versöhnung ausreichend gemacht werde (acceptilatio); die Auffassung der Rechtfertigung zwar als eines Actes Gottes (actus dei forensis), vermöge dessen er den Gläubigen die Sünde vergibt und Gerechtigkeit zurechnet, aber ohne nur äußerliche Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, und unter der bestimmten Forderung eines thätigen Glaubens; die Betrachtung der Sakramente, mehr als bloßer nur moralisch wirksamer Zeichen des christl. Bekenntnisses und der von Gott verheißenen Gnade, denn als eigentlicher Gnadenmittel; endlich die jedem Gemeindegliede gegebene Freiheit, die Taufe an den Kindern oder erst an Erwachsenen vollziehen zu lassen: alle diese Eigenthümlichkeiten hängen aufs engste mit derselben Grundrichtung der arminianischen Theologie auf Hervorhebung der ethischen Elemente des Christenthums zusammen, welche gleich anfangs in der Ablehnung der unbedingten Prädestination und der Anerkennung der Freiheit des Menschen, die allen dargebotene Gnade anzunehmen oder abzulehnen, zum Ausdrucke kam. Die Kirchenverfassung der A. bietet wenig Eigenthümliches, nur daß die Selbständigkeit der Laien gegenüber den Geistlichen bei ihnen noch strenger als in der reform. Kirche gewahrt wird. Alljährlich zu Anfang Juni findet abwechselnd zu Amsterdam und Rotterdam die allgemeine Versammlung statt, wo die Prediger und Abgeordneten der Gemeinden sich vereinigen, um über kirchliche Angelegenheiten zu berathen. 1860 zählten die A. in Holland 22 Gemeinden mit 24 Predigern, während sie 1809 noch 34 Gemeinden mit 40 Predigern hatten. Die stärkste Gemeinde ist zu Rotterdam mit 600 confirmirten Gliedern. Die Gesammtzahl der A. beträgt etwa 5000 Seelen und ist im Sinken begriffen. Doch gibt es deren auch in England, besonders zahlreich seit 1702. 1833 zählten die Vereinigten Staaten gegen 500000 Arminianer-Universalisten, 150000 Arminianer-Baptisten (Semipelagianer) und 30000 deutsch-arminianische Baptisten. Vgl. Regenboog, «Geschichte der Remonstranten» (aus dem Holländischen, Lemgo 1781).

Arminius, s. Hermann.

Arminius, Jakob, eigentlich Harmensen (Hermanns), der theol. Begründer der nach ihm benannten Kirchenpartei der Arminianer, war geboren zu Oudewater in Südholland 1560,

eines Messerschmieds Sohn. Er studirte zu Utrecht, Marburg, Rotterdam, Leyden, Genf und Basel. In Genf hatte er Theodor Beza gehört, war aber als Anhänger des Philosophen Petrus Ramus, der den Aristotelikern als gefährlicher Neuerer galt, genöthigt worden, die Universität zu verlassen. Nach Beendigung seiner Studien brachte er einige Zeit in Italien zu und fand, in die Heimat zurückgekehrt, eine Anstellung als Prediger in Amsterdam (1588). In strenger Anhänglichkeit an die Lehre Calvin's erzogen, gerieth er erst dann in Zweifel, als er von dem Kirchenrath zu Amsterdam aufgefordert wurde, die Angriffe eines Laien Koornhaert gegen die Prädestination zu vertheidigen, und sich zu dem Ende in neue Studien vertiefte. Seine Zweifel wuchsen, als er gegen die Prediger zu Delft die (sog. supralapsarische) Lehre verfechten sollte, nach welcher die Erwählung nur eines Theiles der Menschen zur Seligkeit schon vor dem Sündenfalle beschlossen gewesen sei. In Predigten begann A. jetzt die neugewonnene Einsicht vorzutragen, daß Gottes Gnade alle Menschen ohne Unterschied habe retten wollen, der Grund also, warum nur ein Theil von ihnen zur Seligkeit gelange, der andere nicht, nur in dem eigenen freien Verhalten der Menschen zu suchen sei. Wegen dieses Abfalls von der Prädestinationslehre Calvin's schon mehrfach angeklagt und zur Untersuchung gezogen, gelang es ihm doch, den gegen ihn heranziehenden Sturm zu beschwichtigen. Aber 1603 als Professor nach Leyden berufen, gerieth er schon im folgenden Jahre mit seinem Collegen Gomarus in einen neuen Streit über die Prädestination. Die freiere (universalistische) Meinung, welche schon lange vor ihm bestanden und an A. nur einen besonders begabten Vertreter gefunden hatte, gewann Eingang bei einem großen Theil der Geistlichen und Laien der Provinz Holland, während die streng calvinische Gegenpartei alles aufbot, die Neuerer, welche auch schon in andern Stücken freiern Grundsätzen huldigten, zu unterdrücken. Ein Religionsgespräch zwischen A. und Gomarus (1608) blieb, wie vorauszusehen, ohne Erfolg. Schon sannen die Gegner auf neue Gewaltmaßregeln, als A. selbst am 19. Oct. 1609 durch den Tod dem theol. Hader entrissen ward. Seine Schriften sind zu Leyden 1629 gesammelt erschienen. (S. Arminianer.)

Arminiusquelle, s. Lippspringe.

Armiren oder bewaffnen wird besonders von Batterien und Festungen gebraucht. Eine Festung armiren heißt, sie mit allen zur Vertheidigung erforderlichen Gegenständen versehen, also mit Geschützen, Schießbedarf, Besatzung, Lebensmitteln u. s. w. A. wird jedoch auch von einzelnen Fronten einer Festung, sogar von einzelnen Werken und Batterien gesagt, heißt aber dann blos, dieselben mit Geschützen bewaffnen, die bis dahin in den Vorrathshäusern oder Parks gestanden haben. Zur Zeit des Friedens werden solche Fronten jährlich einigemal zur Uebung armirt, d. h. mit Geschützen und Mannschaften besetzt, wobei man namentlich die Zeit beobachtet, in welcher das Geschäft vollendet werden kann.

Armorica (d. i. Land am Meere) war der celtische Name des westl. Frankreich am Ocean, des Landes der Armorici, d. h. Meeranwohner, und zwar vorzugsweise des Strichs zwischen den Mündungen der Seine und Loire. Nachher ward er auf das später Britannia minor (Bretagne) genannte Land beschränkt, dessen Bewohner, der Bund der Armoriker, sich 420 für unabhängig von der röm. Herrschaft erklärten und 497 des Frankenkönigs Chlodwig Oberhoheit anerkannten.

Armstrong (John), Dichter und Arzt, geb. 1709 zu Castleton in der schott. Grafschaft Roxburgh, studirte zu Edinburgh, erlangte daselbst 1732 die medic. Doctorwürde und wandte sich nach London, wo er jedoch niemals eine ansehnliche Praxis erhielt. 1741 ging er als Militärarzt nach Westindien. Sodann gelangte er 1749 an ein Hospital in London, und 1760—63 ging er mit der engl. Armee nach Deutschland. A. starb 7. Sept. 1779. Seine medic. Schriften sind jetzt vergessen. Eine bleibendere Stelle in der engl. Literatur hat er sich durch das Lehrgedicht «The art of preserving health» (Lond. 1744; deutsch von Nöldeke, Brem. 1799) erworben, welches wegen Inhalt, Darstellung und Correctheit der Sprache von den Kritikern des vorigen Jahrhunderts manche Lobsprüche erntete, obwol es einen nicht sehr poetischen Stoff in ziemlich nüchterner Weise behandelt. Unter seinen übrigen Schriften verdient das Gedicht «The economy of love» (Lond. 1739; umgeändert 1768) Erwähnung, welches anfangs durch manche Lascivitäten Anstoß erregte. Unter dem Namen Launcelot Temple gab er ferner «Sketches or essays on various subjects» (Lond. 1758) heraus. Auch besorgte er selbst eine Sammlung seiner «Miscellanies» (2 Bde., Lond. 1770).

Armstrong (Sir William George), der Erfinder der nach ihm genannten Kanone, ist 1810 zu Newcastle geboren, wo sein Vater Alderman war. Anfangs zum Juristen bestimmt, entsagte

er diesem Beruf, um sich der Mechanik zu widmen, zu der ihn eine unwiderstehliche Neigung hinzog. Er machte sich bald durch die Verbesserung des in den Schiffswerften gebräuchlichen hydraulischen Apparats und durch die Erfindung einer hydro-elektrischen Maschine bekannt, und trat mit dem Ingenieur Rendel in Geschäftsverbindung, der eine große Maschinenbauanstalt besaß und bedeutende Lieferungen für die engl. Regierung hatte. Nach Ausbruch des Krimkriegs legte A. dem Kriegsminister, Herzog von Newcastle, den Plan eines von ihm erfundenen Geschützes vor und erhielt im Dec. 1854 den Auftrag, sechs Kanonen nach der angegebenen Methode zu gießen. Eine zur Untersuchung derselben niedergesetzte Commission erstattete über ihre Construction einen günstigen Bericht, der aber wegen des bald darauf geschlossenen Friedens keine weitern Folgen hatte. Als jedoch 1858 ein neuer Krieg, und zwar mit Frankreich, in Aussicht zu stehen schien, und die Ueberlegenheit der franz. Artillerie lebhafte Besorgniß einflößte, sah sich A. zu Versuchen in größerm Maßstabe ermuntert, die zu überraschenden Resultaten führten. Die von ihm gelieferte Kanone übertraf alles, was bisher in diesem Fach geleistet worden, und schien eine vollständige Revolution im Artilleriewesen zu versprechen. Im Febr. 1859 ward A. zum Hauptingenieur für das gezogene Geschütz (Engineer of Rifled Ordnance) ernannt, erhielt von der Hand der Königin den Ritterschlag und wurde im Nov. desselben Jahres Director der königl. Gießerei, die ausschließlich mit der Herstellung seiner Kanone beauftragt war. In den Kriegsoperationen gegen China leistete dieselbe gute Dienste. In der Folge zeigten sich jedoch in ihr einige praktische Unzulänglichkeiten, welche die Regierung veranlaßten, der von Whitworth (s. d.) construirten den Vorzug zu geben, worauf A. am 5. Febr. 1863 seine Entlassung einreichte.

Armstrongkanone heißt die von dem engl. Ingenieur Sir William Armstrong (s. d.) erfundene, seit 1854 in England bekannt gewordene Gezogene Kanone mit Hinterladung. Das Rohr der Kanone ist seiner ganzen Länge nach mit einer cylindrischen Durchbohrung versehen und hat im vordern Theile dieser Bohrung, ungefähr die reichliche Hälfte, Züge, d. h. Einschnitte, welche untereinander parallel, aber in spiraler Windung an den Rohr- oder Seelenwänden herumlaufen. Solcher Züge sind gewöhnlich 40 vorhanden, deren Breite, Tiefe und Drall (Grad der Windung) nach dem Bohrungsdurchmesser oder Kaliber des Rohrs verschieden sind. So haben z. B. beim Feld-Vierpfünder die Züge eine solche Neigung, daß sie auf 10,5 F. eine volle Windung machen würden, wenn das Rohr so lang wäre. Der gezogene Theil geht nach hinten zu mit einer kurzen konischen Erweiterung in einen ganz glatten, cylindrischen Theil über, der zur Aufnahme des Geschosses und der Pulverladung bestimmt ist und gleichfalls wieder mit einer leichten konischen Erweiterung in den hintersten, ebenfalls ganz glatten Theil verläuft. Unmittelbar hinter dem ersten glatten Theile ist die Metallwand des Rohrs mit einem Ausschnitt versehen, welcher von oben bis auf die Bohrung reicht. In diesen Ausschnitt setzt man, sobald Geschoß und Cartouche von hinten her in die Seele geschoben sind, ein genau in denselben passendes und ihn demnach völlig schließendes stählernes Verschlußstück, den sog. Obturator, der zu noch besserm Anschluß mit einer konisch sich nach vorn verjüngenden Kupferplatte belegt ist, welche sich genau in die konische Erweiterung einsetzt, mit der der erste glatte Theil der Bohrung in den hintersten, weitesten verläuft. In die Wände dieses letztern greift eine starke, hohle Verschlußschraube, welche mittels eines an ihrem hintern Ende befindlichen Hebels gedreht und somit fest gegen den Obturator gepreßt werden kann, der dadurch aufs genaueste in die Bohrung eingedrückt wird, sodaß ein Entweichen von Pulvergasen ganz unmöglich ist. Der Hohlraum dieser Schraube dient zur Einführung von Geschoß und Ladung von hinten her. Das zum Abfeuern des Geschützes nöthige Zündloch ist von oben her etwas schräg nach vorn in den Obturator gebohrt und mündet in eine enge cylindrische Bohrung, welche, in der Richtung der Rohrachse liegend, zur Aufnahme einer kleinen Zündpatrone bestimmt ist. Hat man abgefeuert, so löst man die Schlußschraube, hebt den dadurch locker gewordenen Obturator aus seinem Ausschnitt heraus und ladet von neuem. Das Geschoß der A. ist, wie das aller gezogenen Kanonen, ein Spitzgeschoß, im hintern Theil cylindrisch, vorn ogival gespitzt. Damit der cylindrische Theil des Geschosses sich in dem gezogenen Theile der Seele genau führe und somit jene spirale Drehung (Rotation) um seine Längenachse gewinne, welche die Folge der Züge sein soll, ist er mit einem Bleimantel umgossen, der sich genau an die Seelenwände und in die Züge einpreßt. Deshalb muß auch der zur Aufnahme des Geschosses bestimmte glatte Theil weiter sein als der gezogene Theil der Seele. Der Eisenkern des Geschosses ist hohl und im Innern mit sieben übereinandergeschichteten ringförmigen Eisenplatten gefüllt, deren jede wiederum aus sieben Theilen besteht. Hierdurch bildet sich abermals

ein innerster cylindrischer Hohlraum, der mit einer zum Sprengen des Geschosses bestimmten Pulverladung gefüllt ist. Beim Springen (Crepiren) zerplatzt das Geschoß demnach in 49 Stücke, welche noch durch die Sprengstücke des Eisenkerns und Bleimantels vermehrt werden, sodaß die Wirkung eine mörderische genannt werden kann. Das rechtzeitige Springen des Geschosses wird durch einen an seiner Spitze angebrachten Concussionszünder bewirkt, welcher das Geschoß beim Ein- oder Aufschlage zum Crepiren bringt, oder, wenn dasselbe als Schrapnel wirken soll, derartig, daß die Concussionsvorrichtung im Geschützrohr einen tempirbaren (d. h. für eine bestimmte Brennzeit herzurichtenden) Brennzünder entzündet, der sodann das Geschoß an einem bestimmten Punkt vor dem Feinde in der Luft crepiren läßt. Natürlich können aus der A. auch massive Langgeschosse geschossen werden, und es geschieht dies namentlich zum Durchschlagen der Schiffspanzerungen. Eigenthümlich ist auch bei der A. die Herstellung der Kanonenröhre. Dieselben werden nämlich nicht, wie die Röhre anderer Gezogener Kanonen, aus Gußstahl, Gußeisen oder Bronze gegossen, sondern aus Stäben zähen Schmiedeeisens verfertigt, welche man im schweißwarmen Zustande mittels einer Walze um einen eisernen Dorn wickelt, sodaß sich eine Röhre bildet. Die große Zähigkeit des Schmiedeeisens an sich, noch vermehrt durch die Behandlungsweise der Stäbe, gibt den Röhren ein sehr festes Gefüge und gestattet selbst bei geringer Stärke der Wände die Anwendung starker Pulverladungen. Uebrigens vergleiche den Art. Gezogene Kanonen.

Arnaud (François Thomas Marie Baculard d'), franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 18. Sept. 1718, erhielt bei den Jesuiten seine Ausbildung und schrieb fast noch im Knabenalter drei Trauerspiele, von denen das eine: «Coligny ou la St.-Barthélemy», 1740 gedruckt erschien. Voltaire gewann ihn lieb und unterstützte ihn mit Geld und Rath. Friedrich II. eröffnete einen Briefwechsel mit ihm und berief ihn später zu sich nach Berlin. Der König nannte ihn seinen Ovid und richtete unter andern ein Gedicht an ihn, worin er auf das allmähliche Sinken des «franz. Apollo» mit Worten deutete, welche Voltaire so empfindlich machten, daß er sich durch Spötteleien über A.'s Person und Verse rächte. Nach einem Jahre verließ A. Berlin, ging nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte später in sein Vaterland zurück. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert. Die letzten Jahre hatte er mit großem Mangel zu kämpfen, vor dem ihn als schlechten Oekonomen weder die Unterstützung der Regierung noch seine Feder zu schützen vermochten. Er starb zu Paris 8. Nov. 1805. A. hatte eine Vorliebe für das Schaurige, und seine düstere Phantasie spiegelt sich in seinen Werken wieder, von denen die vorzüglichsten sind: «Les épreuves du sentiment», «Les délassemens de l'homme sensible», «Les loisirs utiles». Seine Theaterarbeiten sind werthlos, nur der «Comte de Comminges» kam 1790 mit vorübergehendem Beifall auf das Theater. Seine «Oeuvres» erschienen in Paris 1770 (neue Ausg., 12 Bde., Par. 1803).

Arnaud (Jacques Leroy de Saint-), Marschall von Frankreich, geb. 20. Aug. 1796 zu Bordeaux, war der Sohn bürgerlicher Aeltern Namens Leroy. Von energischem, leidenschaftlichem Charakter, geistvoll, aber leichtsinnig, kam er als Jüngling nach Paris, wo er, durch seinen exaltirten Royalismus empfohlen, 1820 in der Garde-du-Corps Ludwig's XVIII. als Lieutenant angestellt, bald nach der span. Intervention aber wegen seiner Führung auf Verlangen seiner Compagnie «ohne Gehalt reformirt», d. h. verabschiedet wurde. Er versuchte nun sein Glück in England, als Schauspieler Florival in Frankreich, als Philhellene in Griechenland, überall vergebens. Mit Mühe gelang es 1827 seiner Familie, ihm wieder eine Anstellung bei der Linie zu verschaffen. Als sein Regiment aber nach Guadeloupe beordert wurde, blieb er aus, wurde als Deserteur verfolgt und kam erst nach der Julirevolution wieder zum Vorschein, um sich als Opfer liberaler Gesinnungen darzustellen. Er wurde als Offizier im 64. Regiment angestellt, wo er nun als Herr von Saint-A. auftrat, war ein Jahr in Blaye, um die gefangene Herzogin von Berry zu hüten, und suchte 1836, nach dem Tode seiner Frau, die Versetzung in die Fremdenlegion nach, die er auch erhielt. In Afrika zeichnete er sich als tapferer Soldat aus und stieg von Stufe zu Stufe, obgleich er wegen seines sittenlosen Lebens und seiner Schulden schon nahe daran gewesen, abermals aus den Armeelisten gestrichen zu werden. 1837 wurde er Kapitän, 1840 Bataillonschef. Als solcher befand er sich eine Zeit lang zu Metz, kehrte aber bald mit Bugeaud, dem neuernannten Generalgouverneur, nach Algier zurück, wo er bei den Zuaven unter Cavaignac diente, dem er, nachdem er 1842 Oberstlieutenant beim 53. Regiment geworden, 1844 als Oberst im Commando der Subdivision Orleansville folgte. Nachdem A. 1847 den Häuptling Bou-Maza gefangen genommen, wurde er Brigadegeneral. Beim Ausbruch der Februarrevolution war er gerade auf

Urlaub in Paris. Bugeaud übertrug ihm hier das Commando einer Brigade, mit welcher er die Barrikaden der Richelieustraße stürmte und dann die Polizeipräfectur besetzte. Beim Abmarsch wurde er vom Volke gefangen genommen, aber bald wieder befreit. Er kehrte nach Afrika zurück, wo er unter Cavaignac die Subdivision Mostaganem, unter Changarnier die von Algier und 1850 das Commando in der Provinz Konstantine erhielt. Für Ludwig Napoleon gewonnen, hatte er schon für dessen Wahl zum Präsidenten der Republik gewirkt. 1851 vertraute man ihm daher den Oberbefehl einer Expedition gegen Kleinkabylien an, beförderte ihn nach deren glücklicher Beendigung zum Divisionsgeneral und rief ihn unmittelbar darauf nach Frankreich zurück, wo er zum Commandanten der 2. Division der Armee von Paris ernannt wurde. Der Prinz-Präsident bedurfte für seine Zwecke einer neuen Generation ihm ergebener Generale gegen die alten republikanisch gesinnten «Afrikaner» Cavaignac, Bedeau, Lamoricière. A. wurde 26. Oct. 1851 Kriegsminister und bereitete nun für Ludwig Napoleon den Staatsstreich mit all seiner List und Energie vor. «Ich will vor allem die Demagogie vernichten!» ließ er sich vernehmen, und am frühen Morgen des 2. Dec. schrieb er seiner Mutter: «Noch zwei Stunden, und wir werden eine Revolution haben, die, wie ich hoffe, das Land rettet.» Seit dem Staatsstreiche trat er, der bisher nur Soldat gewesen, in die Politik und Administration ein, und am Jahrestage desselben wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt, später auch zum Großstallmeister des Kaisers. Er war mit seinem Herrn 1852 in Baden-Baden und begrüßte in dessen Namen 1853 den Prinzen von Preußen, spätern König Wilhelm I., in Saarbrück. Als Frankreich sich im Orientkriege mit der Pforte gegen Rußland verband, erhielt A. den Oberbefehl über die franz. Armee, welche nach der Türkei abging. Ein fieberhafter Drang nach Ruhm und großartigen Erfolgen, durch welche er den bösen Leumund seiner übelbescholtenen Vergangenheit zu vernichten hoffte, beseelte ihn längst schon, aber seine Gesundheit war völlig zerrüttet. Nachdem er an der Donau lange zur Unthätigkeit verurtheilt gewesen, wurde endlich die Expedition nach der Krim beschlossen. Hier befehligte er noch unter entsetzlichen Leiden in der Schlacht an der Alma (s. d.), auf dem Marsch gegen Sewastopol, mußte aber 26. Sept. 1854 dem Kriegsminister melden, daß ihm die Fortführung des Commandos unmöglich sei. Als er das Commando dem ältesten General, Forey, übergeben wollte, zeigte ihm der vom Kriegsminister schon für jenen Fall zum Nachfolger ernannte Canrobert seine Autorisation vor. A. begab sich an Bord des Berthollet, der ihn nach dem Orient gebracht hatte, starb jedoch schon auf der Fahrt nach Konstantinopel 29. Sept. 1854. Nach seinem Tode erschienen seine «Lettres» (2 Bde., Par. 1855), die nicht ohne Geist geschrieben sind und auf manche Ereignisse seiner Zeit ein Licht werfen.

Arnauld (Antoine), der größte Sachwalter seiner Zeit in Frankreich, geb. 1560, stammte aus einer alten auvergnischen Familie, die im Staats- und Kriegsdienste sich vielfach auszeichnete. Als eifriger Verfechter der Sache Heinrich's IV., durch einige polit. Flugschriften und seine kraftvolle und gründliche Vertheidigung der Universität Paris gegen die Jesuiten 1594 zog er sich den Haß der letztern zu, die ihn bis zu seinem Tode 29. Dec. 1619 verfolgten. Seine Kinder bildeten den Kern der Jansenisten (s. d.) in Frankreich, die Töchter und Enkelinnen als Nonnen in Port-Royal, die Söhne als Glieder der gelehrten Gesellschaft, die sich an dieses Kloster anschloß und unter dem Namen der Herren von Port-Royal (s. d.) bekannt ist. — **A.** (Antoine), genannt der große A., das jüngste von des vorigen Kindern, geb. 6. Febr. 1612, widmete sich unter der Leitung des Abts von St.-Cyran, Jean Duverger de Hauranne, ersten Oberhaupts der Jansenisten, der Theologie und wurde 1643 unter die Doctoren der Sorbonne aufgenommen. Nachdem die Jansenisten seit 1650 eine bedeutende Partei im Staate geworden, trat A. in allen Händeln derselben mit den Jesuiten, dem Klerus und der Regierung als ihr Wortführer auf. Hofränke bewirkten 1656 seine Ausstoßung aus der Sorbonne und Verfolgungen, die ihn nöthigten, sich zu verbergen. Nach Abschluß des sog. Friedens zwischen dem Papste Clemens IX. und den Jansenisten trat er in Paris 1668 wieder öffentlich auf und erhielt selbst vom Hofe viele Beweise des Wohlwollens. In dieser Zeit wurde er auch mit Leibniz bekannt, welcher sich damals in Paris aufhielt und A. vergebens für seine kirchlichen Vereinigungsbestrebungen zu gewinnen suchte. A. griff damals besonders die Reformirten an, so namentlich in dem mit seinem Freunde Nicole verfaßten Werke «La perpétuité de la foi de l'église catholique touchant l'eucharistie» (3 Bde., Par. 1669—72). Vor neuen Verfolgungen der Jesuiten flüchtete er sich 1679 nach den Niederlanden, wo er das Haupt der Jansenisten wurde, viele Streitschriften gegen Reformirte, besonders gegen deren Prädestinationslehre, und Jesuiten erscheinen ließ, und namentlich mit Malebranche eine lebhafte Fehde

führte, die erst sein Tod endete, der in einem Dorfe bei Lüttich 8. Aug. 1694 erfolgte. A. war ein kräftiger, bis zur äußersten Strenge consequenter Geist, voll gründlicher Kenntnisse und großer Gedanken, in seinen Schriften kühn und heftig bis zur Bitterkeit, in Gefahren unerschrocken und in seinem Wandel tadellos. Sein Genie hätte noch weit mehr für Kirche und Wissenschaft leisten können, wenn er nicht durch Stellung und Charakter in eine Menge von Streitigkeiten verwickelt worden wäre, die seine rastlose literarische Thätigkeit großentheils für die Nachwelt unfruchtbar machten. Seine «Oeuvres» wurden vom Abt von Hautesage (48 Thle. in 45 Bdn., Lausanne 1775—83) herausgegeben. — Sein älterer Bruder, Robert A. d'Andilly, geb. 1588, gest. 27. Sept. 1674, ist als Verfasser mehrerer Erbauungsschriften und durch seine Uebersetzungen des Josephus und des Juan Davila als einer der correctesten franz. Stilisten bekannt. Vgl. Varin, «La vérité sur les A.» (2 Bde., Par. 1847).

Arnault (Antoine Vincent), franz. Dichter, geb. zu Paris 22. Jan. 1766, erwarb sich zuerst einen Namen durch die Tragödien «Marius à Minturnes» (1791) und «Lucrèce» (1792). Nach den Septemberscenen von 1792 begab er sich nach England und von da nach Brüssel. Bei seiner Rückkehr 1793 als Emigrant verhaftet, doch als Verfasser des «Marius» wieder freigelassen, wurde er 1797 von Bonaparte mit der Organisirung der Ionischen Inseln beauftragt. Als er 1798 aus Malta zurückkehrte, wohin er Bonaparte begleitet, fiel er den Engländern in die Hände, erhielt jedoch bald die Freiheit wieder. 1799 ward er Mitglied des Instituts, 1805 Vicepräsident desselben und 1808 beisitzender Rath und Generalsecretär des Universitätsraths. Nach Napoleon's Sturze verlor er seine Stellen, die er während der Hundert Tage wieder erhielt. Nach der zweiten Restauration mußte er flüchten und wählte Brüssel zu seinem Aufenthaltsort. Sein Trauerspiel «Germanicus», das 1817 in der Absicht, dadurch die Zurückberufung des Verfassers zu bewirken, im Théâtre Français aufgeführt wurde, erregte so große Unruhen im Schauspielhause, daß es nicht wieder gegeben werden durfte. Erst im Nov. 1819 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr. Als einer der Herausgeber des «Miroir des spectacles, des lettres, des moeurs et des arts», worin man einige Artikel in die Politik hinüberzog, ward er 1821 vor das Zuchttribunal gestellt, jedoch gleich seinen Collegen freigesprochen. Mit Jouy, Jay und Norvins unternahm er die «Biographie nouvelle des contemporains». Für das Werk «Vie politique et militaire de Napoléon» (3 Bde., Par. 1822) bedachte Napoleon ihn in seinem Testamente mit einem Legate von 100000 Frs. 1829 wurde A. wieder in die Akademie aufgenommen und nach Andrieux' Tode 1833 zu deren beständigem Secretär ernannt. Einen Theil seiner reichen Erinnerungen veröffentlichte er unter dem Titel «Les souvenirs d'un sexagénaire» (4 Bde., Par. 1833). Er starb zu Goderville bei Havre 16. Sept. 1834. Außer den angeführten Dramen sind noch zu erwähnen: «Horatius Cocles» und «Cincinnatus» (1793), «Oscar ou fils d'Ossian» (1796), «Phrosine et Mélidor» (1793), «Le roi et le laboureur» (1802), «Scipion» (1804), «La rançon de Duguesclin» (1813), «Guillaume de Nassau» (1826), ausgezeichnet durch die Charakteristik Philipp's II., «Les Guelfes et les Gibelins» (1828). Auch veröffentlichte er sehr geschätzte «Fables et poésies» (1812; neue Aufl. 1826) und «Fables nouvelles» (1833). Den neuen literarischen Richtungen gegenüber vertrat A. stets den franz. Classicismus. Seine «Oeuvres» erschienen zuerst in 4 Bänden (Haag 1818), dann in 8 Bänden (Par. 1824). — Von seinen Söhnen hat sich der älteste, Emile Lucien A., geb. zu Versailles 1. Oct. 1787, ebenfalls als Dichter bekannt gemacht. Derselbe wurde von seinem Pathen und Gönner Lucien Bonaparte in der Amtslaufbahn befördert und versah schon 1810 die Stelle eines Intendanten der Illyrischen Provinzen. Während der Hundert Tage erhielt er das Amt des Präfecten im Depart. Ardèche. Besondern Beifall erwarb er sich durch seine Tragödie «Régulus» (8. Aufl. 1825), die 1822 zuerst aufgeführt ward. Talma's Spiel und die Stellen, die sich auf den zu St.-Helena verblichenen Kaiser bezogen, setzten das Parterre in Enthusiasmus und verschafften dem Stück eine momentane Berühmtheit. Minder günstige Aufnahme fanden die Tragödien «Pierre de Portugal» (1823), «Le dernier jour de Tibère» (1828) sowie die histor. Dramen «Catherine de Médicis aux états de Blois» (1829), «Gustave Adolphe» (1830), «La conjuration des Pazzi». Von der Julìregierung wieder in den Staatsdienst berufen, verwaltete A. nacheinander die Präfecturen der Depart. Saône, Loire und Meurthe, trat aber seit der Revolution von 1848 ins Privatleben und starb 1863.

Arnauten, der türk. Name für Albanesen, s. Albanien.

Arnd oder Arndt (Joh.), ein namhafter prot. Theolog und ascetischer Schriftsteller, geb. 27. Dec. 1555 zu Ballenstedt im Anhaltischen, besuchte die Schulen zu Aschersleben,

Halberstadt und Magdeburg, und studirte hierauf seit 1576 zu Helmstedt, Wittenberg, Basel und Strasburg. 1583 ward er Diakonus zu Ballenstedt und Pfarrer zu Badeborn, mußte aber diese Stellung verlassen, weil er den vom Fürsten verbotenen Exorcismus bei der Taufe nicht aufgeben wollte. Er wandte sich nach Quedlinburg, wo er 1590 Pastor wurde. Sodann ging er 1599 als Prediger nach Braunschweig und wirkte 1608—11 in gleichem Amte zu Eisleben, bis er sich zuletzt nach Celle wandte, wo er 11. Mai 1621 als Generalsuperintendent starb. Bei geringen Vermögensverhältnissen äußerst freigebig, kam er bei seinen Zeitgenossen in den Ruf, den Stein der Weisen zu besitzen. Seine ascetischen Schriften sind voll Wärme und Salbung. Unter ihnen ist am bekanntesten das «Wahre Christenthum» (zuerst Frankf. 1605), welches bis in die neueste Zeit sehr oft aufgelegt (unter andern von Krummacher, 4. Aufl., Lpz. 1859, und von Meyer, 4. Aufl., Frankf. 1857) und fast in alle gebildete Sprachen übersetzt wurde. Doch gerade dieses vortreffliche Erbauungsbuch, dessen lauterer Mysticismus der Andacht eine in jenem Zeitalter des steifsten Dogmatismus und des ärgerlichsten Federkriegs ebenso nöthige als erquickende Nahrung darbot, fanden luth. Eiferer, wie Corvinus und Osiander, verfänglich. Ihre Beschuldigungen hat schon der Erfolg des Buchs während zweier Jahrhunderte widerlegt. Noch jetzt wird es unter dem Volke häufiger gefunden und fleißiger gebraucht als alle neuern Bücher dieser Art. Unter seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben das «Paradiesgärtlein» (zuerst Lpz. 1612), das eine Anzahl trefflicher Gebete enthält und bis auf die Gegenwart herab ebenfalls häufig aufgelegt ward, und mehrere Predigtsammlungen, wie «Postille» (1615), «Auslegung des Katechismus Lutheri» (1616), «Auslegung des ganzen Psalters» (1617), die auch in seinen «Sämmtlichen geistreichen Schriften» (3 Bde., Görlitz 1734—36) enthalten sind. Seine Predigten erheben sich nicht nur in Betreff ihres herzgewinnenden Inhalts, sondern auch namentlich durch ihre rein deutsche Form über die bombastischen Kanzelreden jener Zeit. A. hat Arnold und Spener trefflich vorgearbeitet und großen Antheil an der Wiedergeburt der evang. Kirche. Mit Recht hat man ihn den Fénélon der prot. Kirche genannt. Vgl. Arndt, «Joh. A., ein biographischer Versuch» (Berl. 1838), und Pertz, «De Johanne Arndtio» (Hannov. 1852).

Arndt (Ernst Moritz), deutscher Patriot, wurde 26. Dec. 1769 in Schoritz auf der Insel Rügen geboren. Sein Großvater war Leibeigener und hatte es als Schäfer zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht, sodaß er dem jüngern Sohne, Ludwig Nikolaus, guten Schulunterricht geben lassen konnte. Dieser wurde vom Grafen Malte-Putbus, der ihn in wichtigen Geschäften tüchtig erfand, aus der Hörigkeit freigegeben, und erwarb sich als Verwalter, später als Pachter Wohlstand und eine geachtete Stellung. Die A. zeichneten sich durch Körperkraft, klaren Verstand und praktischen Sinn, warmes Gefühl und festen Willen aus, man wußte aber auch von ihrem heißen Blut und ihrer energischen Derbheit zu erzählen. Von allen Familieneigenschaften hatte Ernst Moritz seinen Theil mitbekommen, aber auch der Geist seiner Mutter, Friederike Wilhelmine Schumacher, einer ernsten, frommen, muthigen und besonnenen Frau, ruhte auf ihm. Von acht Geschwistern der zweite, wuchs er unter den gesunden Verhältnissen eines einfachen aber behäbigen Landlebens, ein tüchtiger Junge mit offenem Auge und Ohr, heran. Die Lebensweise im Freien und am Meeresstrande brachte Kräftigung des Leibes von selbst mit sich; schon dem Knaben wurde zur Gewohnheit, was der Mann als Grundsatz festhielt, durch unausgesetzte Uebung den Körper zur gesunden Wohnstätte einer gesunden Seele zu machen. Das Schweifen durch die Wälder, die Wanderungen am Meere, denen er sich, am liebsten in nächtlicher Einsamkeit, mit Leidenschaft ergab, nährten in ihm einen tiefliegenden Zug zum dämmerhaft Geheimnißvollen, der ihn im jugendlichen Leben wie in manchen wissenschaftlichen Ansichten dem herrschenden Romanticismus näherte und noch im Alter eine Vorliebe für mancherlei Mystisches hervortreten ließ, die seltsam mit seinem hellen, praktischen Verstande contrastiren konnte. Seine Aeltern besaßen eine für ihre Zeit und Verhältnisse ungewöhnliche Bildung, an deutscher Literatur wurde in ihrem Hause reger Antheil genommen, und so fielen die ersten Strahlen der aufgehenden deutschen Poesie belebend in A.'s jugendliches Gemüth. Im Wetteifer mit den Gespielen, namentlich mit dem jüngern, entschieden dichterisch begabten Bruder Fritz, wurden Verse gemacht, und im Familienkreise in selbsterfundenen Geschichten und Märchen das Talent zum Erzählen, die Gabe, Persönlichkeiten und Begebenheiten in anschaulichster Klarheit vor den Zuhörer hinzustellen, frühzeitig ausgebildet. Daß aber die Phantasie nicht einseitig genährt werde, dafür sorgte der Verkehr mit tüchtigen Landwirthen und deren Beschäftigung; die beste, still wirkende Schule ruhiger Beobachtung, stetiger Pflichterfüllung und selbstthätiger Kraftentwickelung für eine Natur wie A., die auf praktische

Thätigkeit angelegt war, wie das auch das Leben des Gelehrten bewiesen hat. Durch häusliche Unterweisung vorbereitet, konnte A. 1787 in die Secunda des stralsunder Gymnasiums einrücken, wo er sich durch Fleiß und Fortschritte auszeichnete. Aber in der Besorgniß, den Verführungen des üppigen Stadtlebens nicht widerstehen zu können, verließ er im Herbst 1789 die Schule und übte bis Ostern 1791 im älterlichen Hause «in schönster Muße und mit nicht mattem Fleiße» Geist und Körper.

Das Studium der Theologie, welches er auf der Universität in Greifswald (1791—93) und in Jena betrieb, hielt ihn nicht ab, sich auf andern Gebieten des Wissens umzusehen. Nach einer längern Fußreise durch einen Theil von Deutschland im Herbst 1794 heimgekehrt, lebte er wiederum zwei Jahre «repetirend» im älterlichen Hause, seit 1796 als Hauslehrer bei Kosegarten in Altenkirchen, wo er auch wiederholt mit Beifall predigte. Allein es wurde ihm hier klar, daß der geistliche Stand nicht sein Beruf und seine Beredsamkeit nicht für die Kanzel bestimmt sei. Er faßte also das Katheder ins Auge; um sich aber zum Docenten auszubilden, vertiefte er sich nicht in gelehrte Studien, sondern er folgte dem ihm eingeborenen Drange, Land und Leute zu sehen und zu beobachten, und trat eine Reise an, «um die Wissenschaft durch das Leben aufzuklären». Von seinem Vater mit den nöthigen Mitteln ausgestattet, ging er im Frühjahr 1798 nach Oesterreich, lebte ein Vierteljahr in Wien, besuchte Ungarn, zog dann über die Alpen, und wandte sich, durch den Krieg abgehalten, über Toscana hinauszugehen, nach Frankreich, brachte den Sommer in Paris zu und pilgerte im Herbst 1799 durch Deutschland wieder heim. Seine Erfahrungen sind in einem bändereichen, in den nächstfolgenden Jahren von ihm ausgearbeiteten Reisewerk niedergelegt. Hier hatte sich seine eigenthümliche Begabung für Beobachtung und Auffassung dessen, was im Leben eines Volks nach leiblicher und geistiger Anlage und Cultur charakteristisch und bedeutsam ist, was Nationalitäten bestimmt und scheidet, in mannichfachem Verkehr zu sicherm Blick und festem Urtheil ausgebildet. Nicht allein für seine Ansichten und deren Bethätigung im polit. Leben hatte er dadurch den Grund gelegt, auch seine wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte wie der Sprachkunde haben ihre Wurzel in den auf diesem Wege gewonnenen Anschauungen, denen sie neben ihrer anregenden Frische und Lebendigkeit auch eine nicht zu verkennende Einseitigkeit und Unzulänglichkeit verdanken. Ostern 1800 trat er als Privatdocent der Geschichte und Philologie in Greifswald auf. Seine Vorlesungen umfaßten das ganze Gebiet der alten und neuen Geschichte, mit besonderer Bevorzugung des Verfassungs- und Culturlebens; auch erklärte er griech. Dichter. Man hörte ihn gern, und so wurde er 1801 Adjunct und 1806 außerord. Professor. Außer seinem Reisewerk und zahlreichen Gedichten schrieb er seine Dissertation gegen Rousseau's «Contrat social», eine kleine Schrift, «Ein menschliches Wort über die Freiheit» (Greifsw. 1800), welche viel Aufsehen machte; «Germanien und Europa» (1803), eine «etwas wilde und bruchstückartige Aussprudelung» über die damalige Weltlage; eine Rede, «Ideen über die höchste histor. Ansicht der Sprache» (Rost. 1805), und die «Fragmente über Menschenbildung» (1805). Wie charakteristisch auch diese Arbeiten sein mochten, seinen wahren Beruf zeigte A. durch die Schrift: «Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen» (1803). Der energische Freimuth, mit welchem die Greuel der Leibeigenschaft aufgedeckt, das sittliche Unrecht und die polit. Verkehrtheit dieser Wirthschaft nachgewiesen wurden, zog ihm eine Denunciation adelicher Gutsbesitzer beim König von Schweden zu; auf A.'s Verantwortung erklärte derselbe: «Wenn dem so ist, so hat der Mann recht», und hob 1806 die Leibeigenschaft auf.

Weder der eingeborene Trieb noch das gewaltsame Drängen der Zeitereignisse ließ A. die Ruhe zur stillen Thätigkeit des Docenten. Ein Versuch, sich eine feste Häuslichkeit zu gründen, war fehlgeschlagen; die geliebte Frau, Tochter des Professor Quistorp, war 1801 im ersten Kindbett gestorben und hatte ihm nur die Sorge für den Sohn, Karl Treu, hinterlassen. Vom Herbst 1803—4 lebte er in Schweden, worüber seine «Reise durch Schweden» (Berl. 1806) Bericht erstattete. Nach seiner Heimkehr «fing der polit. Teufel in Nord- und Süddeutschland ungestümer und gewaltiger an zu rumoren», 1805 wurde Oesterreich, 1806 Preußen niedergeworfen; das Deutsche Reich ging aus den Fugen. Da pflanzte A. in seinem «Geist der Zeit» (Altona 1807) die Fahne auf, die er von da an emporgehalten und vertheidigt hat. Hatte er früher dem großen Genius Bonaparte's bewundernde Huldigung gezollt, so erkannte er nun in ihm den grauenhaften Dämon, der seine furchtbare Ueberlegenheit mit allen Waffen der Schlechtigkeit zur Vernichtung jeder, namentlich der deutschen Nationalität aufbot. Er mahnte in feuriger Rede das deutsche Volk, sich aufzubauen zu der sittlichen und leiblichen Kraft und Tüchtigkeit, die ihm zu eigen gegeben sei, mit allen Waffen der Frömmigkeit und Tapferkeit, der Gewalt und

Klugheit den Erbfeind zu bekämpfen bis zur Vernichtung. Vor der Verfolgung des Uebermächtigen, dem er den Fehdehandschuh hingeworfen, mußte er wiederum nach Schweden flüchten. Nachdem er hier, in der Staatskanzlei mit mancherlei schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, drei lange Jahre zugebracht hatte, kehrte er, seit 1808 seiner Professur durch die Franzosen enthoben, heimlich nach Deutschland zurück und gelangte nicht ohne Fährlichkeiten nach Berlin, wo er im Versteck bei Reimer lebte. Ostern 1810 konnte er, nachdem Schweden Frieden geschlossen, wieder seine Professur in Greifswald einnehmen, allein es wurde ihm dort nicht recht heimisch, die Vorboten großer Ereignisse wiesen ihn auf eine andere Straße. Er ordnete seine Verhältnisse, legte seine Professur nieder und machte sich nach Petersburg auf, wo er, nachdem er in Berlin und Breslau in engere Verbindung mit den preuß. Patrioten getreten war, Ende August 1812 ankam. Hier berief ihn Freiherr von Stein zu sich, um zur Organisation des allgemeinen Kampfes gegen Napoleon sich seiner Feder zu bedienen. Rasch war das innige Verhältniß zwischen beiden geknüpft und befestigt, von dem A. in seinen «Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. von Stein» (Berl. 1858) ein so lebendiges Bild gegeben hat. Beide hegten gleichen Zorn und Haß gegen den Unterdrücker, beiden stand das gemeinsame Ziel, Zertrümmerung der franz. Macht, Vernichtung des Rheinbundes, Wiederaufrichtung des Vaterlandes aus Jammer und Schande, unverrückt vor der Seele. Wenn Stein, welcher A. beim ersten Anblick Fichte ins Gedächtniß rief, den mächtigen Gedanken des deutschen Philosophen zur That machte, so lieh A. ihm das zündende Wort. Als Napoleon den Rückzug angetreten, eilte A. mit Stein nach Deutschland zurück, und als das deutsche Volk sich zum Kampfe erhob, da begleitete A. es durch Gedichte und Flugschriften zu Schlachten und Siegen. Er stand mit seinem Zorn und mit seinem Hoffen mitten im Volk; mit klarem Blick und festem Griff erfaßte er das Nächste, das noth that; dafür stand ihm das kräftigste Wort zu Gebot, das gewaltig wie der Kolben des Landwehrmanns dreinschlug. Diese gesunde Volkskraft, welche, geweckt durch die härteste Noth, gestärkt durch die Zuversicht des guten Gewissens, beflügelt durch den Schwung des entscheidenden Augenblicks, im Harren und Handeln das Aeußerste leistet, ist der dichterische Geist in A.'s besten Liedern, die im Munde des deutschen Volks, als echte Zeugnisse großer Thaten, noch heute fortleben. Seine Flugschriften, wie «Landwehr und Landsturm», «Soldatenkatechismus», «Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze», die letzte im frischen Eindruck der Leipziger Schlacht geschrieben, haben manches Auge hell, manches Herz fest gemacht und wacker mitgekämpft und mitgestritten, solange der Krieg dauerte.

Mit dem Heereszuge war A. nach Frankfurt gekommen, wo er den Winter über beschäftigt ward. Im Sommer 1814 durchwanderte er die Rheinlande und verlebte den folgenden Winter in Berlin. Er war, ehe seine Heimat an Preußen fiel, ein Preuße in seinem Herzen geworden, weil Preußen der deutsche Staat war, der sich fähig gezeigt hatte, im Kriege die Ideen durchzukämpfen, welche seine Seele bewegten, und der Hoffnung gab, auch ferner für ihre Verwirklichung einzustehen. Nachdem er durch Hardenberg für den preuß. Staatsdienst gewonnen, rief ihn der neuausbrechende Krieg im Frühjahr 1815 wieder an den Rhein, wo er in Köln eine polit. Zeitschrift, «Der Wächter», herausgab. Seit 1817 lebte er in Bonn, um an der neu zu errichtenden Universität eine Professur der Geschichte zu übernehmen, und hier gründete sich der lange Umhergetriebene eine bleibende Stätte. In Nanna Maria Schleiermacher, der Schwester des berühmten Theologen, führte er 1817 ein treffliches Weib klaren Sinnes und starken Herzens heim und richtete sich mit ihr im eigenen Haus und Garten vor der Stadt am Ufer des Rheins ein. Kaum waren die Vorlesungen begonnen, als er schon wieder vom Katheder verdrängt wurde. A. hatte, wie alle großgesinnten und geistesstarken Männer, welchen man die Begeisterung und die Thaten der Freiheitskriege verdankte, den Krieg nur als die nothwendige Vorbereitung zu einer staatlichen Herstellung Deutschlands betrachtet, welche auf bürgerliche Freiheit die Einheit und Macht des Vaterlandes begründete. Hatte er die gegen dieses Ziel feindlichen Congreßverhandlungen mit Sorge verfolgt, so sah er mit Kummer und Unwillen, wie die bedeutenden Männer beseitigt wurden, wie beschränkte Mittelmäßigkeit und kleinliche Furchtsamkeit nach außen wie im Innern regierten. Auch auf ihn fiel die Ungunst, welche alle Träger jener großen patriotischen Bewegung traf, und nach Kotzebue's Ermordung wurde A., der alles andere eher als ein Umsturzmann und Verschwörer war, in die ungeheuerliche Verfolgung demagogischer Umtriebe hineingezogen und vom Amt suspendirt. Nach jahrelangen Chicanen einer tendenziösen Criminaluntersuchung konnte er doch kein Urtheil erlangen; man nahm ihm zwar seinen Gehalt nicht, aber seine Wirksamkeit als Lehrer und

Staatsbürger, und erst viel später konnte er durch den «Nothgedrungenen Bericht aus meinem Leben» (Berl. 1847) nicht sowol sich rechtfertigen, als ein erschreckendes Zeugniß undankbarster Gewaltthätigkeit gegen einen hochverdienten Mann ablegen. Lange Jahre unfreiwilliger, durch berechtigten Mismuth verbitterter Muße machten ihn zwar nicht unthätig, aber in gelehrten Forschungen volle Befriedigung zu finden, ließ seine Natur so wenig als der Gang seiner Bildung und seines Lebens zu. Noch während des Kriegs hatte er am «Geist der Zeit» (1813—18) fortgearbeitet, in Breslau «auf der Flucht des Lebens» 1813 seine «Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte» (Lpz. 1814) niedergeschrieben. Jetzt folgten die «Nebenstunden, eine Beschreibung der schottländ. Inseln und der Orkaden» (Lpz. 1826); «Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf» (Lpz. 1839); «Versuch in vergleichenden Völkergeschichten» (2. Aufl., Lpz. 1844), und die prächtigen, kernhaften «Erinnerungen aus dem äußern Leben» (3. Aufl., Lpz. 1843). Auch den polit. Fragen blieb er nicht fremd; die Julirevolution und ihre Folgen rief die kleinen Schriften: «Die Frage über die Niederlande» (Lpz. 1831) und «Belgien und was daran hängt» (Lpz. 1834), die er mit andern theils gedruckten, theils ungedruckten Aufsätzen in den vier Bänden der «Schriften für und an meine lieben Deutschen» (Lpz. 1845—55) zusammenstellte, hervor. Ebenso wenig verstummte seine Muse: seine «Gedichte» erlebten, vermindert und doch vermehrt, mehr als eine Auflage (2 Bde., Frankf. 1818; zuletzt Berl. 1860).

Friedrich Wilhelm IV. beeilte sich nach seinem Regierungsantritt 1840, den Mann der Freiheitskriege wieder in seine Rechte als Professor einzusetzen; unter großem Jubel und Zudrang eröffnete er wieder seine Vorlesungen, und für das nächste Jahr wurde er zum Rector gewählt. Aber dem Siebzigjährigen war trotz seiner jugendlichen Frische mit dem Amt die eigentliche Wirksamkeit um so weniger wiedergegeben, als das Katheder wol überhaupt nicht der Platz seiner wirksamsten Thätigkeit war. In welchem Grade aber Geist und Herz in dem vom Alter noch kaum berührten, rüstigen Körper gesund und kräftig geblieben, das offenbarte sich, als der Frühlingssturm des Jahres 1848 auch Deutschland zu gewaltiger polit. Bewegung aufregte. Da blühten auch in ihm die alten Hoffnungen auf ein einiges, freies und mächtiges Deutschland neu auf, und nicht geschreckt durch das Gewaltsame der allgemeinen Erregtheit, trat er wieder mit blitzendem Auge und lauter Rede freudigen Muthes unter das Volk. Im April zum Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung gewählt, wurde er in der zweiten Sitzung durch eine feierliche Huldigung begrüßt und erklärte von der Tribüne unter nicht enden wollendem Zuruf, wie er an dieser Stelle gleichwie ein gutes altes deutsches Gewissen stehe. Bei aller Lebendigkeit fest und besonnen, furchtlos nach rechts und links blickend, sprach er wiederholt in kurzen und kräftigen Reden im Sinne der Partei, welche in einem constitutionellen Erbkaiserthum die sicherste Gewähr für Deutschlands Zukunft sah. Mit der Reichsgesandtschaft trug er die Krone nach Berlin, und nachdem sie dort ausgeschlagen war, als die Nationalversammlung dahin gelangt war, wo nach seiner Ansicht eine heilbringende Thätigkeit nicht mehr möglich war, trat er mit der Mehrzahl der Gagern'schen Partei aus. In welchem Geist er die Bewegung auffaßte, wie und wohin er sie geleitet wissen wollte, davon legen auch die Schriften «Von dem verjüngten oder vielmehr zu verjüngenden Deutschland. Ein Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauersmann» (Bonn 1848), «Reden und Glossen» (Lpz. 1849), «Blätter der Erinnerung um und aus der Paulskirche» (Lpz. 1849) vollgültiges Zeugniß ab.

Zurückgekehrt nach Bonn, bewahrte A. ungebeugt die alte Kraft des Zorns über das Schlechte und die nicht auszurottende Hoffnung der echten Vaterlandsliebe. Harte Worte erpreßten ihm die Verhältnisse, welche in Kurhessen und Schleswig-Holstein platzgriffen, und doch überschrieb er den fünften Theil seines «Geistes der Zeit» Pro populo Germanico (Berl. 1854). Daneben fand der unablässig Thätige noch Zeit und Stimmung für eigene Dichtungen und poetische Uebersetzungen. So lebte der Greis, mit Gartenarbeit, Fußreisen, Schwimmen den Körper in steter Zucht rüstig erhaltend, im traulichen Verkehr mit Freunden, zu anregendem Gespräch immer aufgelegt, zugänglich für die zahllosen Besucher, welche zu Vater A. pilgerten, wie eine Art Hausgeist des deutschen Volks verehrt und geliebt, bis an die Schwelle des 91. Jahres. Die Feier seines Geburtstags 26. Dec. 1859 überhäufte ihn mit Huldigungen und Ehren aller Art. Bald nachher überfiel ihn die Krankheit, welche nach wenigen Tagen 29. Jan. 1860 seinem reichen Leben ein Ziel setzte. Eine Erzstatue von Affinger, aus Beiträgen errichtet, die man in Wahrheit als die des deutschen Volks bezeichnen kann, wird auch sichtbar das Andenken eines Mannes bewahren, der die besten Tugenden des Deutschen durch Rede, Schrift und Leben treu bewährt, und als ein Zeuge jener Zeit dastehen, in der das deutsche Volk für große Ideen große Thaten vollführte.

Arndts (Ludwig), ein namhafter deutscher Rechtslehrer, geb. 19. Aug. 1803 zu Arnsberg aus einer kath. Familie, deren Mitglieder schon mehrere Generationen hindurch höhere Stellen im Justizdienste bekleidet hatten. Der Vater, Theod. A., starb 7. Nov. 1827 als großherzogl. hess. Geheimrath und Hofgerichtspräsident. Der Sohn besuchte das Gymnasium zu Arnsberg und studirte in Bonn, Heidelberg und Berlin, wo er 1825 sich die jurist. Doctorwürde erwarb. Im Sommer 1826 habilitirte er sich in Bonn, ward 1832 Mitglied des Spruchcollegiums und 1837 außerord. Professor. 1839 erfolgte seine Ernennung zum ord. Professor in Breslau; doch noch vor Antritt dieser Stelle erhielt er einen gleichen Ruf nach München, welchem er Folge leistete. Hier wurde er 1844 zum Mitglied der Gesetzcommission ernannt und mit Entwerfung eines bürgerlichen Gesetzbuchs beauftragt, im Frühjahr 1847 aber wiederum aus dieser Commission entlassen. 1855 übernahm er die ordentliche Professur des röm. Rechts zu Wien. A.' Thätigkeit als Lehrer wie als Schriftsteller erstreckt sich vor allem auf röm. Recht, dann auf franz. Civilrecht, Encyklopädie der Rechtswissenschaften und Civilproceß. Außer einigen akademischen Reden und zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und zu Weiske's «Rechtslexikon» sind von seinen wissenschaftlichen Arbeiten «Juristische Encyklopädie und Methodologie» (3. Aufl., Münch. 1860) und «Lehrbuch der Pandekten» (3. Aufl., Münch. 1859) besonders hervorzuheben. Im Verein mit Bluntschli und Pözl hat A. die «Kritische Ueberschau der deutschen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft» herausgegeben, sowie Ausgaben der «Sententiae» des Paulus und der «Epitome rerum germanicarum» des Leonh. Pappus besorgt. Seine erste Gattin Bertha A. hat die Sonette der Vittoria Colonna mit deutscher Uebersetzung herausgegeben. Eine zweite Ehe schloß er mit Maria, geb. Wespermann, der Witwe von Guido Görres, die durch eine Reihe von Compositionen für das Pianoforte bekannt ist.

Arne (Thomas Augustin), einer der bekanntesten engl. Componisten, geb. zu London 1710, gest. daselbst 5. März 1778, war der Sohn eines Tapezierers und erhielt seine Erziehung in Eton. Für die jurist. Laufbahn bestimmt, folgte er, gegen den Willen seines Vaters, der größern Neigung zur Tonkunst. Durch Corelli's Concerte und Händel's Ouverturen bildete er sein Violinspiel, und sein Eifer für Musik brachte bald auch seine Schwester (s. Cibber) dahin, sich zur Sängerin zu bilden. Für diese schrieb er eine Partie in seiner ersten Oper «Rosamond» von Addison, welche zuerst 1733 aufgeführt wurde und großen Beifall erhielt. Darauf folgte die komische Operette «Tom Thumb, or the opera of operas», die aber hauptsächlich durch Fielding's Text berühmt wurde. Eigenthümlicher und ausgebildeter erschien sein Stil in Milton's «Comus» (1738). Um 1740 heirathete er eine in ital. Schule gebildete Sängerin, Cäcilie Young, mit der er 1742 nach Irland ging, wo beide eine günstige Aufnahme fanden. Nach zwei Jahren ward er als Componist, seine Gattin als Sängerin bei dem Drurylanetheater in London angestellt. Von der Universität zu Oxford erhielt er 1759 den Titel als Doctor der Musik. Nachdem er noch zwei Oratorien, die aber tief unter den Händel'schen stehen, und einige Opern, z. B. «Eliza» geliefert, versuchte er sich auch mit einer Composition im ital. Stil, Metastasio's «Artaserse», welche durch gefällige Melodien ansprach und sich lange auf dem Repertoire erhalten hat. Ferner componirte er, außer dem bekannten «Rule Britannia», mehrere Gesänge in Shakspeare's Dramen und andere Instrumentalstücke, namentlich für die Concerte im Vauxhall. Auch sein Sohn Michael A. (geb. 1741 in London, gest. 1806) war ein geschätzter Tonkünstler und geschickter Orchesterdirigent in London.

Arneth (Joseph Calasanza, Ritter von), Geschichtschreiber, Archäolog und Kunsthistoriker, geb. 12. Aug. 1791 zu Leopoldschlag in Oberösterreich, erhielt seinen höhern Unterricht im Stifte St.-Florian und auf dem Gymnasium zu Linz, und studirte dann seit 1810 zu Wien. Durch die Vorträge Neumann's für die Alterthumskunde gewonnen, erhielt A. bereits 1811 die Stelle eines Praktikanten im k. k. Münz- und Antikencabinet und wurde 1813 zu dessen Custos ernannt. Kurz darauf trat er indeß als Offizier in die österr.-deutsche Legion, und wohnte als solcher den Feldzügen von 1813 und 1814 bei. Darauf übernahm er wieder seine amtliche Stellung am Münz- und Antikencabinet. Als Erzieher des Fürsten Joseph von Dietrichstein erhielt A. auch Gelegenheit, auf Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien sein archäol. und numismatisches Wissen zu vervollkommnen. 1824—28 versah er provisorisch die Lehrkanzel für Welt- und österr. Geschichte und deren Hülfswissenschaften an der Universität Wien. Besonders seit 1833 hat sich A. um die Vervollständigung, Aufstellung und Anordnung der ihm anvertrauten Sammlungen, denen er seit 1840 als Director vorstand, die größten Verdienste erworben. Am 14. Mai 1847 wurde er als ordentliches Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er starb 31. Oct. 1863. Die wissen-

schaftlichen Arbeiten A.'s, die zum großen Theile in oft sehr umfangreichen Beiträgen zu Zeitschriften und Sammelwerken bestehen, gehören, mit Ausnahme der «Geschichte des Kaiserthums Oesterreich» (Wien 1827), vorzugsweise der Numismatik und der Denkmälerkunde an. Unter den Numismatikern genoß er einen weitverbreiteten Ruf als Autorität in der Bestimmung der Münzen und der Beurtheilung ihrer Echtheit. Von seinen numismatischen Arbeiten, die für musterhaft gelten, sind hervorzuheben: «Synopsis numorum graecorum» (Wien 1837), «Synopsis numorum romanorum» (Wien 1842), «Katalog der k. k. Medaillenstempelsammlung» (Wien 1839) und «Ueber das Taubenorakel zu Dodona» (Wien 1840). Von seinen archäol. Schriften sind die wichtigsten: «Zwölf röm. Militärdiplome» (Wien 1843), «Das Niello-Antipendium zu Klosterneuburg» (Wien 1844), «Das k. k. Münz- und Antikencabinet» (Wien 1845), «Die antiken Cameen des k. k. Münz- und Antikencabinets» (Wien 1849), «Die antiken Gold- und Silbermonumente des k. k. Münz- und Antikencabinets» (Wien 1850), «Die Cinque-Cento-Cameen und Arbeiten des Benvenuto Cellini und seiner Zeitgenossen» (Wien 1858) und «Studien über Benvenuto Cellini» (Wien 1859). A. war vermählt mit Antonie Adamberger (s. d.), der Braut Theodor Körner's.

Arneth (Alfred, Ritter von), namhafter Geschichtschreiber, Sohn des vorigen, geb. 10. Juli 1819 zu Wien, besuchte 1830—36 das Gymnasium zu Kremsmünster und widmete sich hierauf zu Wien jurist. Studien. Nach Beendigung derselben am k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv angestellt, fand sein Interesse an histor. Forschungen, das durch den Verkehr mit dem gelehrten Archivar Chmel nur noch gesteigert wurde, reichliche Nahrung. Obgleich durch Versetzung in die Staatskanzlei in einen andern Geschäftskreis gedrängt, benutzte A. doch seine Mußestunden zur Fortsetzung histor. Studien. Als erste Frucht derselben erschien «Leben des kaiserl. Feldmarschalls Grafen Guido von Starhemberg» (Wien 1853), zu welchem er auch das Starhemberg'sche Familienarchiv zu Riedegg in Oberösterreich benutzt hatte. Diesem Werke folgte die quellenmäßige Darstellung des Lebens und Wirkens des «Prinz Eugen von Savoyen» (3 Bde., Wien 1858—59), welche von der Kritik mit vielem Beifall aufgenommen wurde und die Ernennung A.'s zum Vicedirector des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs zur Folge hatte. An dieser reichen Quelle histor. Schätze, welche ihm gleich den übrigen kaiserl. Archiven zu unbeschränkter Benutzung geöffnet wurde, schritt A. zu einer umfassenden Darstellung des Lebens und der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, deren Veröffentlichung er unter dem Titel «Maria Theresia» (Bd. 1, Wien 1863) begonnen hat. 1848 ward A. für den Wahlbezirk Neunkirchen in das Deutsche Parlament zu Frankfurt a. M. und 1861 von demselben Bezirk auch in den niederösterr. Landtag und von da in den Landesausschuß gewählt.

Arnheim, Hauptstadt der niederl. Provinz Geldern, in reizender Lage rechts am Rhein (Lek), ist Sitz des Gouverneurs sowie eines Provinzial-, eines Bezirks- und eines Cantonalgerichts und zählt (1859) 24813 E. Unter den Bauwerken der Stadt zeichnen sich aus: die Eusebiuskirche, in welcher sich viele Denkmale der Herzoge von Geldern sowie ein prächtiges Grabmal Karl von Egmond's finden; das Regierungs- und Justizgebäude; das Rathhaus; das Gefängniß; die neue Kaserne; ferner das Festgebäude «Musis sacrum», in Deutschland wegen der Liedertafelconcerte bekannt, und das «Bronbeek» genannte Invalidenhaus für Krieger aus Indien. Von höhern Bildungsanstalten bestehen zu A. eine Kunstschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Gymnasium u. s. w. Die Industrie erstreckt sich auf Wagenbau, Spiegel- und Tischlerwaaren, mathem. und physik. Instrumente; der Handel namentlich auf den Export von Getreide und Taback (der in der Nachbarschaft stark angebaut wird) sowie bedeutende Speditionsgeschäfte nach Deutschland. Seit der Anlage von Eisenbahnen, durch die jetzt A. mit Amsterdam, Rotterdam, Emmerich, Zütphen verbunden ist, hat sich der Verkehr ungemein belebt. In Bezug auf Lage ist A. unbestritten die schönste Stadt der Niederlande. Ihre Umgebungen haben in neuerer Zeit, nachdem die alten Festungswerke abgetragen worden, eine große Anziehungskraft auf die reichen Holländer, namentlich die aus Indien zurückgekehrten Millionäre geübt, deren schöne Wohnhäuser und Villen der Stadt selbst eine größere Ausdehnung, den Ortschaften der Umgebung, wie den Dörfern Velp, Boozendaal und Oosterbeck, einen freundlichen Anstrich verliehen haben. A. hieß bei den Römern Arenacum und im Mittelalter Arnoldi villa. Am 30. Nov. 1813 wurde die Stadt durch die Preußen unter Bülow mit Sturm genommen und dadurch der Occupation Hollands der Weg gebahnt.

Arnica, eine Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen und aus der 19. Klasse, 2. Ordnung, des Sexualsystems, deren im ganzen

wenige Arten perennirende Kräuter sind, welche vorzugsweise im arktischen Nordamerika und in Sibirien wachsen. In Europa kommen nur zwei Arten vor, von denen die eine, in Deutschland unter dem Namen **Wohlverleih** und Arnica bekannte Art, A. montana, sehr verbreitet ist, namentlich auf Wiesen in Gebirgen. Diese heilkräftige Pflanze treibt aus ihrem schief im Boden liegenden Wurzelstock einen 1—2 F. hohen, meist einfachen, mit zwei oder vier gegenständigen Blättern besetzten Stengel, welcher an seiner Spitze (ebenso die etwa vorhandenen Aeste) ein bis 2 Zoll im Durchmesser haltendes Blütenkörbchen mit dunkelgoldgelben Strahl- und Scheibenblüten trägt. Die Korbhülle besteht aus einer doppelten Reihe linealer, grüner Schuppenblättchen. Die Blätter bilden am Grunde eine Rosette oder einen Büschel, sind länglich-eiförmig, ganzrandig und fünfnervig, die Blütenstiele und Korbhüllen drüsig behaart. Diese Pflanze wird sowol von Aerzten als in der Volksheilkunde vielfach angewendet, und zwar benutzt man Blüten, Blätter und Wurzel (radix, folia et flores Arnicae der Pharmaceuten). Sie sind kräftige Erregungsmittel für das gesammte Nerven- und Gefäßsystem, weshalb man die Wurzeln in Pulverform, die Blumen und Blätter im Aufguß in kleinen Gaben innerlich gibt. In großen Gaben bewirkt die Wurzel heftiges Erbrechen. Außerdem bereitet man aus der Pflanze die **Arnicatinctur**, welche äußerlich bei Quetschungen und überall, wo ausgetretenes Blut resorbirt werden soll (nicht aber bei Wunden) vortreffliche Dienste leistet. Die Arnicawurzel, welche einen eigenthümlich scharfen Geruch und einen scharfen, beißenden, aromatischen und etwas bittern Geschmack besitzt, enthält ätherisches Oel, scharfes Harz, Seifenstoff, Gerbstoff und Schleim. Die Blätter enthalten Spuren desselben ätherischen Oels, Fett, fettsaure Magnesia und einen eigenthümlichen Stoff, das **Arnicin**, welches sich auch in den Blüten findet. Diese enthalten außerdem einen ekelhaft bittern, dem Cytisin ähnlichen Stoff, ätherisches Oel, Harz, Eiweiß, Gummi und Salze. In den Blüten soll das Arnicin, welches in Krystallen dargestellt werden kann, vorzugsweise enthalten sein, in den Wurzeln das ätherische Oel.

Arnim, ein altes märkisches Adelsgeschlecht, welches, angeblich aus der niederl. Stadt Arnheim, um 926 nach den Marken gekommen sein soll. Als Stammhaus der Familie wird das Dorf Arnim in der Altmark (Kreis Stendal) genannt. Mit Borchart Henricus von A., um 1280, beginnt die beglaubigte ununterbrochene Reihe des Geschlechts. Dasselbe gelangte später zu zahlreichen Besitzungen in der Ukermark, in der Altmark und dem Magdeburgischen, in Pommern, Ostpreußen, Schlesien, Sachsen, Baiern, Hannover, Mecklenburg u. s. w., und schied sich in die Hauptlinien Biesenthal und Zehdenik, erstere mit den sächs., boitzenburgischen und gerswaldischen, letztere mit den magdeburgischen, fränk. und fredewaldischen Seitenlinien. Die A. sind unter allen märkischen Geschlechtern das begütertste; in der Ukermark allein besitzen sie an 140 Güter. Die Linie Boitzenburg (vom Marktflecken Boitzenburg im Kreise Templin, Regierungsbezirk Potsdam) hat in Preußen zweimal, 1786 und 1841, die Grafenwürde erhalten.

Sehr groß ist die Anzahl der Glieder der Familie, welche sich im Staatsdienste oder als Krieger auszeichneten. Henning von A. auf Biesenthal, gest. 1500, war kurfürstl. brandenb. Rath, Marschall und Landvogt der Ukermark; Kurt von A. auf Boitzenburg starb 1580 als Obermarschall; Joach. von A. war 1544 Heermeister des Johanniterordens; Bernd von A. starb 1611 als brandenb. Geheimrath und Obermarschall; Jakob von A. auf Boitzenburg, gest. 1633, war Oberkammerherr und Obermarschall. Eins der bekanntesten Glieder des Hauses ist **Joh. Georg von A.** (s. d.), welcher im Dreißigjährigen Kriege als General unter beiden Parteien diente. Wolf Christoph von A., gest. 1668, kursächs. Generallieutenant, ist der Stifter der Sächsischen Linie. — **Georg Abraham von A.**, geb. 27. März 1651 zu Boitzenburg, der Stifter des Suckow'schen Majorats, diente vom 16. J. an in der preuß. Armee, wohnte 25 Schlachten und 17 Belagerungen bei, und starb 19. Mai 1734 als preuß. Generalfeldmarschall. — **Georg Dietlof von A.**, aus dem Hause Boitzenburg, geb. 8. Sept. 1679, wurde 1749 preuß. Wirkl. Geh. Staats-, Kriegs- und dirigirender Minister sowie Generalpostmeister, und starb 20. Oct. 1753. — Sein Sohn, **Abraham Wilhelm von A.**, geb. 24. Mai 1712, gest. 16. Oct. 1761, war preuß. Geh. Justiz-, Oberappellations- und Kammergerichtsrath. — Der Sohn desselben, **Friedrich Wilhelm von A.**, geb. 31. Dec. 1739, gest. 21. Jan. 1801, erbgesessen auf Boitzenburg und Zichow, stieg zum preuß. Staats- und Kriegsminister empor, nahm aber 1798 seinen Abschied, nachdem er 2. Oct. 1786 in den preuß. Grafenstand erhoben worden. — Dessen Sohn, Graf **Abraham Wilhelm von A.**, geb. 23. Juni 1761, bekleidete mehrfach preuß. Gesandtschaftsposten, unter anderm am kursächs. Hofe, und starb 31. Jan 1812. Aus seiner Ehe mit Gräfin Georgine Charlotte Auguste von Wallmoden-

Gimborn stammen: 1) Graf Friedrich Ludwig von A., geb. 24. Juli 1796, Erbherr der Lehen-Rittergüter Blumberg, Netzow, Falkenwalde und Kleinow und des Allodialguts Falkenberg, preuß. Wirkl. Geheimrath und unter König Friedrich Wilhelm IV. Obergewandkämmerer, vorher bis 1853 Oberschloßhauptmann zu Berlin. Sein Sohn, Graf Georg Friedr. von A., geb. 15. Juli 1832, ist Erbherr zu Zichow; 2) Graf Adolf Heinrich von A. (s. d.), Majoratsherr der Grafschaft Boitzenburg und als solcher erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. — Ein Zweig der Boitzenburger Linie ist das Haus Heinrichsdorff und Werblow, aus welchem Heinrich Friedrich von A. (s. d.), der Sohn des Geh. Justizraths und Landschaftsdirectors Heinrich August von A. (geb. 20. Jan. 1760, gest. 19. Jan. 1834) von König Friedrich Wilhelm IV. 1841 in den Grafenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben worden ist. Sein Bruder, Heinrich Leonhard von A. auf Heinrichsdorff, hat sich seit 1849 im preuß. Hause der Abgeordneten als einer der Führer der conservativen Partei bekundet. — Einem andern Zweige der Linie A.-Boitzenburg, dem Hause Suckow, gehörte Freiherr Heinrich Alexander von A. (s. d.) an. — Ein Glied des Hauses Kröchlendorf, ebenfalls zu der Boitzenburger Linie gehörig, war Albrecht Heinrich von A., geb. 1744 zu Kröchlendorf bei Prenzlau. Derselbe widmete sich zu Halle und Frankfurt a. O. jurist. Studien, betrat 1767 beim Kammergericht zu Berlin die praktische Laufbahn und wurde, nachdem er mehrere Aemter verwaltet, bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's III. 1798 zum Wirkl. Geh. Staats- und Justizminister ernannt. Kränklichkeit nöthigte ihn 1802 seine Entlassung zu nehmen und sich auf seine Güter zurückzuziehen, wo er 25. Oct. 1805 starb.

Arnim, auch Arnheim (Joh. Georg), eine Notabilität des Dreißigjährigen Kriegs, von den kath. Soldaten wegen seiner Nüchternheit der Lutherische Kapuziner genannt, wurde 1581 zu Boitzenburg geboren. Er machte 1613 gegen Rußland seinen ersten Feldzug als Freiwilliger im Heere Gustav Adolf's, der ihn schon im nächsten Jahre zum Obersten erhob und vielfach auszeichnete, dann 1621 in poln. Diensten einen zweiten gegen die Türken. Seit 1626 in kaiserl. Diensten, trat er in vertrautes Verhältniß zu Wallenstein, der seine vorzügliche Tüchtigkeit erkannte, ihn an der Ostsee und in Polen gegen die Schweden verwandte und ihm 1628 den Feldmarschallsstab auswirkte. Als aber der Kaiser A.'s starke Schuldforderung nicht befriedigte, trat dieser 1631 in kursächs. Dienste, half den Kurfürsten zum Bündniß mit Schweden bewegen und befehligte bei Breitenfeld den rechten Flügel der Sachsen. Nach seinem Siege bei Nymburg über Don Maradas und Götz, bemächtigte er sich Prags und Böhmens und commandirte hierauf in Schlesien. Allein sein fortdauernder geheimer Briefwechsel mit Wallenstein, bis an dessen Tod fortgesetzt, zog ihm den Argwohn Schwedens zu, wovon ihn weder sein entschiedener Sieg über die Kaiserlichen bei Liegnitz (Mai 1634) noch sein Austritt aus sächs. Diensten im Unwillen über den Prager Frieden zu reinigen vermochte. Am 7. März 1637 ließ ihn daher Oxenstierna auf seinem Schlosse Boitzenburg aufheben und nach Stockholm bringen. Keine Vorstellung fruchtete, auch nicht das Erbieten, ihn gegen den bei Nördlingen in Gefangenschaft gerathenen Gustav Horn auszuwechseln. A. befreite sich indeß mit großer Schlauheit selbst und entrann (Nov. 1638) nach Hamburg. Voll tödlichen Hasses gegen Schweden unternahm er jetzt, mit Genehmigung des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen, auf eigene Kosten und in Wallenstein's Weise ein Heer von 16000 Mann ins Feld zu stellen, erkrankte aber und starb, noch mit den Rüstungen beschäftigt, zu Dresden 18. April 1641. Aufschluß über sein Verhältniß zu Wallenstein geben die von Förster herausgegebenen «Briefe Wallenstein's» (3 Bde., Berl. 1828) und Helbig's Schrift: «Wallenstein und A. 1632—34» (Dresd. 1850).

Arnim (Karl Otto Ludwig von), deutscher Schriftsteller, geb. 1. Aug. 1779 zu Berlin, wo er auch seine Jugend verlebte. Seit 1798 studirte er zu Halle und Göttingen und bereiste dann Deutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande. Hierauf war er eine Zeit lang den preuß. Gesandtschaften zu Stockholm und London beigegeben. Späterhin übernahm er verschiedenemal interimistisch die Intendantur der königl. Schauspiele zu Berlin. Seit 1835 unternahm er wiederum größere Reisen durch Griechenland und die Türkei, Frankreich und Spanien, Italien mit Sicilien und Sardinien, später auch durch Rußland. Auch wurde er königl. Kammerherr, Mitglied der Generalordenscommission sowie Oberst-Schenk des Königs. Er starb 9. Febr. 1861 zu Berlin. A. war Dichter und Musiker und hat unter anderm Compositionen einiger Byron'schen Gedichte, Uebersetzungen verschiedener dramatischer Dichtungen des Auslandes und das selbstverfaßte Lustspiel «Der Smaragdring»

(1822) herausgegeben. Seinen literarischen Ruf begründete er hauptsächlich durch das Reisewerk «Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden» (Bd. 1 u. 2, Italien und den Orient umfassend, 2. Aufl., Berl. 1838; Bd. 3, enthaltend Frankreich und Spanien, 1838; Bd. 4, Neapel, Sicilien u. s. w., Lpz. 1845; Bd. 5 u. 6, Rußland, Berl. 1850). Diese Schilderungen gehören zu dem Besten, was die touristische Literatur der Deutschen aufzuweisen hat.

Arnim (Ludw. Joachim, gewöhnlich Achim von), ein phantasiereicher und origineller deutscher Dichter, geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin, widmete sich zunächst den Naturwissenschaften, in deren Gebiete er manche eigenthümliche Forschungen angestellt hat, so namentlich in seiner ersten Schrift «Theorie der elektrischen Erscheinungen» (Halle 1799). Bereits sein erster Roman, «Ariel's Offenbarungen» (Gött. 1804), ließ es erkennen, daß A., obwol im allgemeinen den Grundsätzen der neuern poetischen Schule zugethan, dennoch mit voller Freiheit seinen eigenen Weg einzuschlagen im Begriff stand. Seine Reisen durch Deutschland gaben ihm Gelegenheit, die Eigenthümlichkeit des deutschen Volkslebens nach seinen landschaftlichen Verschiedenheiten aufzufassen; vorzüglich interessirte er sich für das lange verkannte Volkslied. Eine wärmere Theilnahme für die alte Volksliederpoesie regte er unter den Deutschen an durch die mit Clemens Brentano (s. d.) herausgegebene Sammlung: «Des Knaben Wunderhorn» (3 Bde., Heidelb. 1806—8; 2. Aufl. 1819). Darauf erschienen sein «Wintergarten, eine Sammlung von Novellen» (Berl. 1809); der Roman «Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores» (2 Bde., Berl. 1810), eine der interessantesten Dichtungen dieser Art; «Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer» (Heidelb. 1811), worin sein Humor eine sehr kecke Wendung nahm; auch die manches Treffliche enthaltende «Schaubühne» (Berl. 1813). Die Unglücksjahre 1806—13 trafen auch ihn, namentlich als Grundbesitzer, mit schwerem Drucke, und lange nahmen Vaterland und Familie seine Sorge fast allein in Anspruch. Erst als die deutsche Volksthümlichkeit, der er mit voller Seele anhing, gerettet und wieder gesichert erschien, trat er mit neuen Gaben hervor. Insbesondere ist aus dieser Zeit sein Roman «Die Kronenwächter, oder Berthold's erstes und zweites Leben» (Berl. 1817) reich an originellen und lebendigen Schilderungen. Seit seiner Verheirathung 1811 mit Elisabeth Brentano (Bettina) lebte A. abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, wo 21. Jan. 1831 ein Nervenschlag sein Leben plötzlich endete. Alle seine Schriften bekunden einen ungemeinen Reichthum von Phantasie, Gefühl und Humor, mannichfache Kenntniß, tiefe Beobachtungsgabe, lebendige Charakteristik; aber die willkürliche Hingabe, namentlich in den frühern Jahren, an absonderliche Einfälle, das übermäßig Bizarre an seinen Compositionen und die Formlosigkeit der innern und äußern Darstellung schaden der genialen Erfindung. Seine «Sämmtlichen Werke» hat W. Grimm (19 Bde., Berl. 1839—46) herausgegeben.

Arnim (Elisabeth von), gewöhnlich Bettina genannt, die Gattin des vorigen, Tochter des Handelsherrn Peter Brentano und der Maximiliane Laroche, Enkelin von Sophie Laroche und Schwester des Dichters Clemens Brentano (s. d.), wurde 4. April 1785 zu Frankfurt a. M. geboren und verlebte ihre Jugend theils in einem Kloster, theils bei Verwandten in Offenbach und Marburg, theils in Frankfurt selbst, wohin sie immer wieder zurückkehrte. Schon während ihrer Kindheit zeigte sie Anlage zu Excentricitäten und poetischen Sonderbarkeiten mancherlei Art. Ihr Natursinn ging, besonders nachdem sie mit dem Stiftsfräulein von Günderode (s. d.) bekannt geworden, in eine phantastische Anbetung der Natur und endlich in wirkliche Krankheit über. Groß und entscheidend war der Eindruck, den der Selbstmord ihrer Freundin, welche in einer glühenden Neigung zu dem Philologen Creuzer befangen war, auf ihr Gemüth machte. Dieselbe Schwärmerei, womit sie bisher das Universum erfaßt und in das Leben der Natur dichterisch träumend sich eingewöhnt hatte, trug sie dann auf Goethe über, um dessen Liebe sie warb, während er die Liebe des seltsamen Wesens zart duldete, ohne sie zu erwidern. Aus dieser Zeit rührt ihr unter dem Titel «Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde» (3 Bde., Berl. 1835) bekanntes Buch, welches von ihr selbst ins Englische übersetzt wurde. Später erschien von ihr «Die Günderode» (2 Bde., Grünb. und Berl. 1840), Briefe, welche zwischen ihr und jenem Stiftsfräulein gewechselt worden, und in denen ein anmuthig-idyllischer Charakter vorwaltet. Merkwürdiger und origineller bleiben indeß die drei Bände ihres zuerst erwähnten Briefwechsels, von denen die beiden ersten ihre Correspondenz mit Goethe's Mutter, der Frau Rath, und die mit Goethe gewechselten Briefe, der dritte ihr Tagebuch enthält. Der Briefwechsel mit Goethe beginnt im März 1807, als der Dichter nahe an 60 J. alt war. Eine hochlyrische Auffassung, eine naiv-kecke, hinreißende, oft ganz unliterarische, sehr nachlässige, durch die Spuren süddeutschen Dialekts ebenso anziehende als abstoßende

Schreibart, eine häufig barocke, nicht selten aber überraschend tiefsinnige Reflexion, orakelhafte Gnomenweisheit, lebensfrische Oppositionslust gegen bestehende verjährte Verhältnisse, und liebenswürdige und doch scharfe und treffende Ironie zeichnen diese Briefe und Tagebuchblätter aus, die zugleich in hohem Grade interessant sind durch die Personen, welche darin in ebenso kecken als feinen und genauen Umrissen porträtirt werden. Gegen die Wahrheitsliebe Bettina's sind manche Zweifel erhoben und ihr besonders im Buche «Die Günderode» mehrere Anachronismen nachgewiesen worden, sodaß verschiedene poetische Partien dem wirklichen Leben blos untergeschoben zu sein scheinen. Schon Goethe brachte einige Briefe Bettina's in Sonettenform, und Daumer stellte aus ihren Briefen eine ganze Sammlung Poesien unter dem Titel «Bettina's Gedichte aus Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde» (Nürnb. 1837) her. In eine neue Richtung wurde der bewegliche Geist Bettina's durch die social-polit. Erscheinungen der Zeit geworfen. Während sie mit rühmlichem Eifer das Elend in Berlin zu mildern bemüht war, suchte sie auch die Quellen desselben durch schriftstellerische Thätigkeit aufzudecken und zu bekämpfen. So in den Schriften «Dies Buch gehört dem Könige» (2 Bde., Berl. 1843) und «Ilius Pamphilius und die Ambrosia» (2 Bde., Berl. 1848). Letzteres Buch enthält vielleicht den etwas abgeänderten Briefwechsel zwischen Bettina und dem auch als Dichter bekannten Fabrikbesitzer Nathusius. Diese Schriften sowie auch ihre letzte: «Gespräche mit Dämonen» (Berl. 1852), werfen helle Schlaglichter auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart und bergen einen Schatz von Humanität und Mitgefühl für andere, liefern aber auch den Beweis, daß zwischen der Verfasserin phantasiereichem Innern und der wirklichen Welt eine Kluft liegt. Sie starb 20. Jan. 1859 zu Berlin. Von ihren Töchtern ist Gisela von A. (vermählt mit Hermann Grimm) als Schriftstellerin aufgetreten und hat «Dramatische Werke» (2 Bde., Bonn 1857) veröffentlicht. Ihr ältester Sohn übernahm die väterlichen Güter, während der jüngere die diplomatische Laufbahn einschlug.

Arnim (Heinr. Alex., Freiherr von), preuß. Diplomat und Staatsminister, aus dem Hause A.-Suckow in der Ukermark, wurde 13. Febr. 1798 als der jüngste von 11 Geschwistern geboren. Vom Pädagogium zu Halle aus zog er im Alter von 15 J. mit fünf seiner Brüder in den Freiheitskampf. Zwei der Brüder blieben auf dem Schlachtfelde, und er selbst erhielt eine Schußwunde in den Fuß, an dem er gelähmt blieb. 1818 bezog er die Universität Heidelberg, wo er seine spätere Gemahlin, die Tochter des ehemaligen holländ. Gesandten am würtemb. Hofe, Baron Stryck von Linschoten, kennen lernte. Seit 1820 wirkte er im preuß. Staatsdienste, zuerst als Gesandtschaftsattaché in der Schweiz, dann als Legationssecretär in München, Kopenhagen und Neapel. An letzterm Orte wurde er nach dem Tode des Grafen Flemming zum Geschäftsträger ernannt. Eine Reise des damaligen preuß. Kronprinzen, spätern Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Italien brachte ihn mit diesem Fürsten in Berührung. Von Neapel wurde er als Geschäftsträger nach Darmstadt versetzt, wo er sich um die Entwickelung des Zollvereins verdient machte. 1834 trat er als Geh. Legationsrath und vortragender Rath in die polit. Abtheilung des Ministeriums des Auswärtigen, welches damals unter Ancillon's Leitung stand. Da ihm des letztern Nachfolger, von Werther, wenig zu thun gab, wandte A. seine Aufmerksamkeit den kirchlichen Fragen zu, verkehrte auch fleißig in dem frommen Cirkel in der Wilhelmsstraße, mit dem er in religiösen Beziehungen denselben Standpunkt einnahm, dessen polit. Richtungen er doch nicht theilte. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. ward er 1840 zum Gesandten in Brüssel ernannt, wo er lebhaft für die Förderung der deutschen Handelsinteressen wirkte. Er schloß den belg.-preuß. Handelsvertrag ab, welcher Belgien dem franz. Einflusse entzog. Damals erschien seine Schrift «Mein handelspolit. Testament» (Berl. 1844), welche trotz der Anonymität großes Aufsehen machte, weil sie offen für die freiere Ausbildung des preuß. Handelssystems Partei nahm. In Brüssel bewirkte er auch die Gründung einer deutsch-prot. Kirche. 1846 wurde A. zum Gesandten in Paris ernannt, wo er seine Gemahlin verlor. Nach der Februarrevolution von 1848 kehrte er Anfang März nach Berlin zurück, und hier übergab er, noch vor dem Ausbruche des Kampfes, 17. März dem Könige eine Denkschrift, in welcher er die Nothwendigkeit von Reformen vorstellte und die Grundzüge zu einer künftigen liberalen Politik entwarf. Während des Kampfes in der Nacht vom 18. zum 19. März befand er sich in der Nähe des Königs, und von ihm ging am 21. die bedeutsame Manifestation für die deutsche Sache aus. Zur Durchführung seiner Politik trat A. in das von seinem Vetter, dem Grafen A.-Boitzenburg, gebildete Cabinet als Minister des Auswärtigen, blieb auch, als jener abdankte, in dem Ministerium Camphausen. Er suchte den König

unablässig zur Hingebung an die deutschen Interessen und die Durchführung des Kampfes für Schleswig-Holstein zu bestimmen. Demungeachtet konnte er sich nicht in die neue Lage und den demokratischen Geist der preuß. Nationalversammlung finden, und das chaotische Treiben der Hauptstadt widerte ihn an. Nach der Annahme des Berends'schen Antrags in der Nationalversammlung, welcher die Anerkennung der Revolution aussprach, schied er noch im Juni 1848 aus dem Ministerium und ging nach Frankfurt a. M., von da nach Neuwied. Hier verfaßte er die beiden Flugschriften «Frankfurt und Berlin» (Frankf. 1848) und «Ueber die Mediatisationsfrage» (Frankf. 1849). Von allen Mitgliedern der constitutionellen Partei hatte er am empfindlichsten unter der Verfolgung der Feudalpartei zu leiden, die ihn als Apostaten von ihrer Sache und als Theilnehmer an der Revolution verfolgte. Im Frühjahr 1849 ward er zum Abgeordneten der Ersten Kammer für den Wahlkreis Liegnitz gewählt. Er schloß sich der deutsch-constitutionellen Partei an, vertrat in der mecklenburgischen Verfassungsangelegenheit das Volksrecht und erklärte sich in der Debatte über die Botschaft vom 7. Jan. 1850 gegen die Pairie in Preußen. Nach der Vertagung der Kammern begab sich A. nach Holland auf die Güter seiner Tochter, kehrte aber mit Eröffnung der Session von 1851 nach Berlin zurück, wo er die Opposition gegen das Ministerium Manteuffel fortsetzte. Nachdem er schon die Schrift «Zur Politik der Epigonen in Preußen» (Berl. 1850) herausgegeben, veröffentlichte er während der Session zwei nicht gehaltene Reden unter dem Titel «Zur Politik der Contrerevolution in Preußen» (Berl. 1851). Namentlich die letztere erregte einen solchen Haß der Feudalpartei, daß er sogar im Febr. 1852 wegen «Erdichtung und Entstellung von Thatsachen, Beleidigung und Verleumdung» vor Gericht gestellt und zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde. Seitdem lebte A. fern vom polit. Schauplatze, bis ihn nach dem Sturze des Ministeriums Manteuffel ein Wahlbezirk Berlins wieder in die Kammer wählte. Ehe er jedoch eintreten konnte, starb er zu Düsseldorf 5. Jan. 1861. A. war unstreitig einer der geistvollsten und muthigsten Führer seiner Partei. Seine Schriften zeichnen sich durch einen meisterhaften, künstlerischen Stil aus, und ergriff ihn ein Gegenstand tief, so stand ihm auch die Kunst der Rede zu Gebote. Doch ist sein Wirken nur ein fragmentarisches geblieben, weil ihm die rückhaltlose Hingabe an die neuen Verhältnisse fehlte.

Arnim (Heinr. Friedr., Graf von A.-Heinrichsdorff-Werblow), Diplomat und preuß. Staatsminister, geb. 23. Sept. 1791 zu Werblow in der Ukermark, begann nach Vollendung seiner Studien die diplomatische Laufbahn als Legationssecretär in Stockholm und Paris und erhielt 1831, nach der belg. Revolution, die Stelle eines preuß. Gesandten in Brüssel. Hier verblieb er, ohne einen besondern Einfluß in der Diplomatie auszuüben, bis 1841, wo er in den Grafenstand erhoben und als preuß. Gesandter nach Paris geschickt wurde. 1845 erfolgte sodann seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am österr. Hofe. In Wien bewegte sich A. in den Gleisen der Metternich'schen Politik, und nach dem wiener Maiaufstande von 1848 folgte er dem Kaiser nach Innsbruck. Bald darauf nahm er indeß seinen Abschied, indem er die liberale Politik des Ministeriums Auerswald nicht vertreten wollte. Am 24. Febr. 1849 übernahm A. im Ministerium Brandenburg-Manteuffel das Portefeuille des Auswärtigen, trat jedoch schon 3. Mai wieder zurück, weil er sich in die damalige Unionspolitik nicht zu finden vermochte. Später ging A. wieder als preuß. Gesandter nach Wien, wo er 6. Mai 1851 accreditirt wurde. Nach der Verabschiedung des Ministeriums Manteuffel wurde er 1858 durch den Freiherrn von Brockhausen ersetzt. Von da ab lebte er in Berlin, wo er 18. April 1859 starb. A. war Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit, Kammerherr, Wirkl. Geheimrath und Oberküchenmeister. Er blieb unvermählt, und mit ihm erlosch die Heinrichsdorff-Werblower Linie des Hauses A.

Arnim (Adolf Heinr., Graf von), Majoratsherr der boitzenburger Güter, preuß. Staatsminister a. D., wurde 10. April 1803 als der Sohn des Grafen Abrah. Wilh. von A. geboren. Seine Mutter, eine geborene Gräfin Wallmoden-Gimborn, war in erster Ehe vermählt mit Baron Lichtenstein in Franken und verheirathete sich nach dem Tode ihres zweiten Gatten an einen franz. Marquis in der Gegend von Dijon. Graf Adolf Heinrich, der jüngere von zwei Brüdern, erwarb beim Verlosen der sehr bedeutenden Familiengüter ein jährliches Einkommen von über 80000 Thlr., während der ältere Bruder, Graf Friedr. Ludwig (Ober-Gewandkämmerer König Fried. Wilhelm's IV.) weniger bedeutende Güter erhielt. Nachdem A. seine Studien in Göttingen vollendet, trat er in den Staatsdienst und wurde nach und nach Auscultator, Referendar, Assessor, endlich Landrath in der Ukermark. 1833 ward er zum Präsidenten der Regierung in Stralsund, dann in Aachen, hierauf in Merseburg, 1840 aber zum Oberpräsi-

denten der Provinz Posen an Stelle des wegen seiner Germanisirungspolitik den Polen verhaßten Flottwell ernannt. Hier wußte er sich die Zuneigung der Polen zu erwerben; doch hielt diese Popularität nicht lange an. 1842 wurde er an Rochow's Stelle Minister des Innern, als welcher er das bis ins Unerträgliche ausgeartete Polizei- und Spionirsystem beseitigte und die geheime Polizei abschaffte. In anderer Beziehung folgte er dem Systeme seiner Vorgänger; namentlich entfaltete er gegen die Presse eine große Strenge, und die 1845 verfügte Ausweisung der bad. Abgeordneten Itzstein und Hecker machte ihn durch ganz Deutschland verhaßt. Indeß war diese Maßregel nicht von ihm, sondern von dem Minister Grafen Stolberg ausgegangen, und er selbst gestand später zu, daß sie der Hauptgrund seines Rücktritts gewesen, der bald darauf erfolgte. 1847 nahm A. in der Herrencurie des Vereinigten Landtags seinen Sitz und erlangte in diesem einige Bedeutung, indem er sich als gewandter Redner erwies und die Regierung in eine liberalere Richtung zu leiten suchte. Die Märzrevolution von 1848 führte ihn jedoch in die Nähe des Königs Friedrich Wilhelm zurück, der ihn, nach Bodelschwingh's Rücktritt, 19. März an die Spitze des Cabinets stellte. Obwol er die königl. Proclamation vom 21. März mitunterzeichnet, gerieth er mit seinem Vetter, dem Freiherrn H. A. von A., der das Ministerium des Auswärtigen übernommen, über dessen deutsche Politik in Conflict und zog sich darum schon am 29. März wieder zurück. Er hat sich hierüber ausführlich in einer Broschüre: «Die deutsche Centralgewalt in Preußen» (Berl. 1848), ausgesprochen. Zum Mitglied der deutschen Nationalversammlung gewählt, legte er nach kurzer Zeit sein Mandat nieder, weil er sich mit den dort herrschenden Anschauungen nicht auszusöhnen vermochte. Besonders verfocht er in dieser Zeit die Interessen des Grundadels gegen die Steuerplane des Ministers Hansemann, und betheiligte sich auch an den Berathungen des zu diesem Zweck in Berlin versammelten «Junkerparlaments». Ebenso vertheidigte er nach den Novemberereignissen von 1848 das Zurückgehen hinter die Proclamation vom 21. März in der Schrift «Die Verheißungen vom 21. März.» (Berl. 1849), indem er zu zeigen versuchte, daß mit den gegebenen Versprechungen über gewisse Rechte nicht diese Rechte selbst in ihrer Ausdehnung gemeint gewesen wären. Seit 1849 war A. Mitglied der Zweiten Kammer, in der er zur Partei der äußersten Rechten gehörte. In dem neuen Hause nahm er regen Antheil an der Berathung der Verfassung, indem er diese im Sinne der alten liberalisirenden Bureaukratie zu vermitteln und dadurch zu fördern suchte. Er opponirte damals Hrn. von Bismarck-Schönhausen, als dieser mit der Feudalpartei verlangte, ein einmal festgesetzter Etat sollte so lange gelten, bis ein neuer unter den drei Factoren der Gesetzgebung vereinbart sei. In dem Herrenhause, in das er seinem Stande gemäß eintrat, verfolgte er sodann mit der von ihm gebildeten Fraction die regierungsfreundliche Richtung im Sinne eines conservativ-liberalen Beamtenthums. Gewöhnlich suchte er sich dabei von der Feudalpartei zu unterscheiden, der er nicht angehören wollte. Nach Rücktritt des Ministeriums Manteuffel 1858 wandte er sich jedoch mehr und mehr der feudalen Reaction zu. Er wirkte gegen den Gesetzentwurf des Ministeriums Auerswald-Schwerin zur Aufhebung der Grundsteuerbefreiung, half aber später eine Vermittelung herbeiführen, um den König nicht zu einem Pairsschub zu nöthigen. Entgegen seiner früher vertheidigten Ansicht stellte Graf A. bei den Budgetverhandlungen im Oct. 1862 im Herrenhause einen Antrag, nach welchem das von dem Abgeordnetenhause beschlossene Budget abgelehnt, dagegen die Budgetvorlage der Regierung im ganzen angenommen werden sollte. Wiewol dieser Antrag in seinem letztern Theile die verfassungsmäßige Befugniß des Herrenhauses überschritt, ward derselbe doch 11. Oct. mit großer Majorität angenommen, und das Abgeordnetenhaus sah sich darum veranlaßt, am 13. Oct. den Beschluß für null und nichtig zu erklären. Graf A. hatte durch sein Vorgehen den Verfassungsconflict gewaltig gesteigert, und er veröffentlichte zu seiner Rechtfertigung die Schrift: «Das Recht des Herrenhauses bei Festsetzung des Staatshaushalts» (Berl. 1862), die indeß eine Wirkung zu üben nicht vermochte. Graf A. ist seit 1830 mit einer geborenen Gräfin Schulenburg-Wolfsburg vermählt, aus welcher Ehe eine zahlreiche Familie hervorgegangen.

Arnis, ein Marktflecken im Herzogthum Schleswig, im südl. Theile der Landschaft Angeln, und in administrativer Beziehung zur Kappeler Harde gehörig, liegt 5 St. nördlich von Eckernförde, 1 St. südlich von Kappeln, am Norduferder Schlei, 3 St. oberhalb des Eingangs derselben und zählt 1071 E. Bei A., das auf einer in die Schlei hervortretenden Landzunge erbaut ist, beginnt die untere Verengung dieses Meerbusens, welche nach der Ostsee zu noch über Kappeln hinausreicht, an ihrer schmalsten Stelle (zu A.) eine Breite von nur 380 Schritt hat und durch eine Fähre passirt wird. Gegenüber von A., etwa 1/8 St. von dem Südufer der

Schlei entfernt, liegt Karlsburg, ein Jagdschloß des Herzogs Karl von Glücksburg. Im deutsch-dän. Kriege von 1864 ist A. besonders durch den Schleiübergang der Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl bekannt geworden. Die Preußen glaubten, wie vorher 4. Febr. bei Missunde, auch bei A. harten Widerstand von seiten der Dänen zu finden, da letztere hier zur Verhinderung der Passage ebenfalls zwei Schanzen errichtet und die Fähre weggenommen hatten. Bei Ankunft der Preußen hatten jedoch die Dänen bereits A. und Kappeln verlassen, sodaß die Brigade Röder und die Avantgarde schon in der Nacht vom 5. zum 6. Febr. bei Kappeln unbehelligt auf Kähnen übersetzte, während das Gros auf einer am Vormittage des 6. bei A. geschlagenen Brücke den Uebergang bewerkstelligte.

Arno (Arnus), nächst der Tiber der bedeutendste Fluß Mittelitaliens, hat nur eine Stromentwickelung von 33½ M. und entspringt 905 F. unter dem Gipfel der 5073 F. hohen Falterona, einer mächtigen, aus der Hauptkette der Apenninen etwas vortretenden Bergmasse. Als wilder Bergstrom bricht er oberhalb des Fleckens Stia hervor und bildet das fruchtbare Casentinothal (1450—1350 F. hoch). Die Hügel durchschneidend, die von dem hohen Subapennin des Pretomagno zu der Hauptkette hinüberlaufen, tritt er, sich westlich wendend, in die reichangebaute Ebene von Arezzo, wo sich die kanalisirten Gewässer der Chiana, des Verbindungsflusses zwischen A. und Tiber, in ihn ergießen. Abermals die Richtung ändernd, durcheilt er erst in nordwestl., dann nördl. Laufe das breite und fruchtbare Val d'A. oder obere Arnothal (500—400 F. hoch). Bei dem Flecken Pontassieve, wo er die Sieve, seinen bedeutendsten Seitenfluß, aufnimmt, wendet sich der A. plötzlich westlich und behält diese Richtung im wesentlichen bis zu seiner Mündung bei. Zwischen Pontassieve und Florenz ist der Fluß von reichbebauten und bewaldeten Hügeln eingefaßt; später erweitert sich das Thal, dessen ganze Breite die toscan. Hauptstadt, welche vom A. in zwei ungleiche Theile geschieden wird, einnimmt. 2 M. hinter Florenz tritt der Fluß wieder zwischen niedere, mit Pinienwaldungen bedeckte Berge, und erreicht endlich bei der Stadt Empoli die weite Ebene, welche sich westlich und südwestlich von den Vorbergen des Apennins bis zum Meere erstreckt und einem ununterbrochenen, üppigen Garten gleicht. Nachdem er unterhalb Empoli die Elsa und weiterhin bei Pontedera die Era aufgenommen, durchströmt er in bogenförmig geschwungenem Laufe die Stadt Pisa. Zur Zeit, als die alte Handelsrepublik noch ihre Flotten nach dem Orient sandte, lag die Mündung des A. dicht vor der Stadt; jetzt ist die Mündung und das Meer überhaupt ¾ M. von der Stadt entfernt. Der A. ist erst von Florenz ab, und auch hier nur für kleine Schiffe und Barken schiffbar. Die ital. Dichter sprechen von dem «goldenen A.»; doch sind seine Gewässer meist häßlich milchkaffeefarbig, und seine Ufer, zwar reich und freundlich, doch nirgends großartig. Unzählige natürliche und künstliche Wasseradern begünstigen den sorgfältigen Anbau, und eine durch sein Thal geführte Eisenbahn verbindet Pisa mit Arezzo. Bei der allgemeinen Cultur und dem Wohlstande Toscanas ist das Thal des A. eins der freundlichsten und einladendsten Thäler Italiens. Der Oelbaum und der Feigenbaum wachsen zwischen Cypressen und Pinien, und unabsehbare Rebengelände bedecken die Ufer des Flusses. Von besonderm paläontologischen Interesse ist das Val d'A. oder der nach NW. und N. gerichtete Theil des obern Arnothals, ein ehemaliger Süßwassersee von 7 M. Länge. Dasselbe besteht aus den drei Becken von Arezzo, Figline und Incisa, die sämmtlich von einer bedeutenden Süßwasserbildung mit Gerölle, Grus und Sandmassen bis 200 F. über dem jetzigen Flußbette erfüllt sind. Darunter liegt bis zu 50 oder 60 F. über dem A. blauer Thon, ausschließlich mit Resten von Süßwasserthieren und Braunkohlenlagern untermischt. Ganz außerordentlich ist hier der Reichthum an versteinerten Resten von tropischen Vierfüßlern, zum Theil Sumpfbewohnern, die nur ausgestorbenen Arten angehören, dem Mastodon, Elefant, Rhinoceros und sehr zahlreichen Flußpferden. Das Thal gleicht einer Elefantengrabstätte, und die zahllosen Knochenreste dienen zum Einzäunen der Felder. Auch die Knochen von Bären, Hyänen, Panthern, Wölfen, Tapiren, Pferden, Büffeln und Hirschen kommen in Fülle zum Vorschein.

Arnobius der Aeltere, um 300 n. Chr. Lehrer der Beredsamkeit zu Sicca in Numidien, deshalb auch oft der Afrikaner genannt, wurde um 303 Christ und soll noch 326 gelebt haben. Er schrieb nach der Erzählung des Hieronymus sieben Bücher «Adversus gentes» deshalb, weil der Bischof, bei dem er sich zum Uebertritte in das Christenthum meldete, in Erinnerung seiner frühern heftigen Bekämpfung desselben, ihm mistraute und einen Beleg seiner ernstlichen Bekehrung außergewöhnlicher Art in Anspruch nahm. A. widerlegte in dem Werke die Vorwürfe der Heiden gegen das Christenthum mit Geist und Belesenheit, mischte aber zugleich dem Christenthum platonisch-gnostische Ideen bei. Seine Schrift ist reich an Materialien zur Kunde

der griech. und röm. Mythologie, weshalb sie auch für Philologen Werth behauptet. Die besten Ausgaben besorgten Orelli (2 Bde., Lpz. 1816), Hildebrand (Halle 1844) und Oehler (Lpz. 1846); eine deutsche Uebersetzung mit Erläuterungen hat Besnard (Landsh. 1842) herausgegeben. — A. der Jüngere war Bischof in Gallien in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. Von ihm sind nur wenige, minder bedeutende Schriften, besonders ein um 460 geschriebener Commentar über die Psalmen vorhanden, welche die Grundsätze der Semipelagianer verrathen. Seine Schriften wurden herausgegeben von Fevardent (Köln 1595). Vielleicht ist A. auch der Verfasser der drei Bücher «Praedestinatus» (herausg. von Sirmond, Par. 1643), die gegen die Augustinische Prädestinationslehre gerichtet sind.

Arnold von Brescia, einer der hervorragendsten Vertreter der seit Anfang des 12. Jahrh. namentlich in Frankreich und Oberitalien auftauchenden reformatorischen Bestrebungen, welche auf Erneuerung der Kirche im Geiste apostolischer Sitteneinfalt gerichtet waren. Ein Schüler Abälard's, dem er einst freudig in die Einöde gefolgt war, um seine Lehren nicht entbehren zu müssen, doch mehr zu thatkräftigem Handeln als zu stillem philos. Nachsinnen geschaffen, kehrte er mit glühender Begeisterung für eine sittliche Reinigung der Kirche nach seiner Vaterstadt Brescia zurück, wo er schon früher ein kirchliches Amt bekleidet hatte. Seine selbst von den Gegnern anerkannte Sittenstrenge, seine hinreißende Beredsamkeit und sein republikanischer Freiheitssinn scharte bald zahlreiche Anhänger um ihn, mit deren Beistand er seine sittlichen Ideale zu verwirklichen und den verweltlichten, in Ueppigkeit und geistige Trägheit versunkenen Klerus zu einem wahrern innerlichen Christenthume nach dem Muster der apostolischen Zeit zurückzuführen suchte. Das Verderben der Kirche schrieb er vornehmlich den Reichthümern der Geistlichen zu; daher er von diesen Verzichtleistung forderte auf weltliche Macht und irdischen Besitz und Genüge an dem, was die Gemeinde zum Unterhalte ihnen darreiche an freiwilligen Spenden, Erstlingen und Zehnten. Ueppigen und unzüchtigen Geistlichen, lehrte er, solle man keinen Gehorsam leisten, da sie sich des priesterlichen Charakters verlustig gemacht, ihre Sakramente also keine Sakramente seien. Diese Lehren, obwol in keinem nachweislichen Zusammenhange mit den Meinungen der Albigenser und Katharer, erregten doch den Zorn des Bischofs von Brescia, der ihn auf der zweiten Lateransynode (1139) als Ketzer verklagte. Innocenz II. legte ihm Verbannung und ewiges Stillschweigen auf. A. ging nach Frankreich zu Abälard zurück, aber durch den Eifer des heil. Bernhard vertrieben, wendete er sich nach der Schweiz und fand bei dem Cardinallegaten Guido eine Zufluchtsstätte. Nach Innocenz' II. Tode bestieg dieser als Cölestin II. den päpstl. Stuhl. Getrost kehrte A. jetzt in sein Vaterland zurück. 1146 findet man ihn in dem von Parteien zerrütteten Rom, welches inzwischen drei Päpste rasch hintereinander hatte kommen und gehen sehen. Cölestin's Nachfolger, Lucius II., hatte im Sturm auf das Capitol unter den Steinwürfen der Römer sein Leben geendet. Eugen III. mußte zum zweiten mal vor dem empörten Volke nach Frankreich fliehen. A. hatte an allen diesen Aufständen keinen Antheil gehabt, aber begeistert von der Erinnerung an die alte Herrlichkeit Roms, predigte er gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums und für die Erneuerung der alten röm. Republik. Auf dem Capitol ward ein Senat eingesetzt, der in den alten Formen regierte; doch die Römer besaßen weder republikanische Tugenden noch irgendein Verständniß für den tiefen christl. Ernst, durch welchen A. ihre polit. Freiheitsbestrebungen adeln wollte. Der neue Papst Hadrian IV. schreckte die aufständischen Römer mit dem Interdict, belegte A. mit dem Bann und forderte von Friedrich Barbarossa, der eben über die Alpen gezogen war, um sich krönen zu lassen, seine Auslieferung. Arnold, von seinen treulosen «Republikanern» vertrieben, gerieth in die Hände des Papstes, der ihn aus Furcht vor den Römern nicht zu tödten wagte. Einige Große Campaniens befreiten ihn mit Gewalt, lieferten ihn aber auf Verlangen König Friedrich's aufs neue aus. Ohne Urtheil und Recht ließ der Stadtpräfect von Rom ihn 1155 aufhängen, verbrennen und seine Asche in die Tiber streuen. Der päpstl. Hof achtete es später für gut, jede Theilnahme an der blutigen That in Abrede zu stellen, Friedrich Barbarossa aber hatte es bald zu bereuen, einen seiner edelsten Bundesgenossen im Kampfe mit der Hierarchie der Rache derselben geopfert zu haben. Die polit. Bestrebungen Arnold's und seiner Partei gingen mit seinem Tode, wenigstens in Rom, zeitweilig zu Ende, dagegen hat der Gedanke einer Reinigung der Kirche von ihrer Verweltlichung die verschiedenartigsten reformatorischen Bestrebungen in der Folgezeit beherrscht. Vgl. Franke, «A. von Brescia» (Zürich 1825); Gregorovius, «Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter» (Bd. 1—4, Stuttg. 1859—63). Das Leben A.'s wurde mehrmals dramatisch bearbeitet, unter anderm von Bodmer und Niccolini. — Arnoldisten hießen die Anhänger des A. von Brescia,

welche indessen nur die Unkritik zu einer besondern Sekte gestempelt und mit den Katharern und Albigensern in Verbindung gebracht hat. Papst Lucius III. verdammte sie auf der Kirchenversammlung zu Verona (1184), und kurz nachher wird ihres, allerdings mit A.'s Lehren zusammenstimmenden Grundsatzes Erwähnung gethan, daß die Sakramente gottloser Priester ungültig seien. A.'s Wirksamkeit hat die ohnehin in Oberitalien vorhandene Opposition gegen den verweltlichten Klerus verstärkt und ermuthigt; indessen verloren sich seine Anhänger bald unter den damals so zahlreichen Gegnern der herrschenden Hierarchie.

Arnold (Christoph), ein als Astronom berühmter Bauer in Sommerfeld bei Leipzig, geb. 17. Dec. 1650, gest. 15. April 1695, verdankte seine astron. Kenntnisse größtentheils seinem fleißigen Selbstudium, worin er erst in späterer Zeit von dem Astronomen Kirch in Leipzig unterstützt wurde. Durch seine astron. Beobachtungen ward er so bekannt, daß er später mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit im Briefwechsel stand. Auf seinem Wohnhause hatte er sich ein Observatorium erbaut, welches 1794 seiner Baufälligkeit wegen abgetragen werden mußte. Unermüdet im Beobachten, entdeckte er mehrere Erscheinungen früher als andere Astronomen; namentlich machte er zuerst die leipziger Astronomen auf die Kometen von 1682 und 1686 aufmerksam. Noch mehr Berühmtheit erwarb er sich durch die Beobachtung des Durchgangs des Mercur durch die Sonne am 31. Oct. 1690. Der leipziger Magistrat machte ihm bei dieser Gelegenheit nicht nur ein Geschenk an Geld, sondern erließ ihm auch auf Lebenszeit alle Abgaben, welche er an denselben zu entrichten hatte. A.'s Beobachtungen waren so genau, daß viele derselben in die «Acta eruditorum» aufgenommen wurden. Nach ihm benannte der Astronom Schröter drei sog. Mondthäler.

Arnold (Georg Daniel), jurist. Schriftsteller und Dichter in elsassischer Mundart, war zu Strasburg 18. Febr. 1780 geboren und starb an seinem Geburtstage 1829. Durch eifriges Studium in Strasburg, Göttingen und Paris, durch Reisen und persönliche Anschauungen mannichfacher Zustände und Verhältnisse in Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien entwickelte er auf das vielseitigste seine reichen Anlagen und vereinigte eine glänzende Dichtergabe mit gründlicher Gelehrsamkeit, praktischer Lebensgewandtheit und tüchtigem Charakter. Er war seit 1806 Lehrer des Civilrechts an der Rechtsschule zu Koblenz, von 1810 an erst Professor der Geschichte, dann Dekan der Rechtsfacultät in seiner Vaterstadt und erwarb sich auf wissenschaftlichem Gebiete besonders durch ein größeres lat. Werk über die Elemente des Justinianeischen Civilrechts, verglichen mit dem Napoleonischen, ein allgemein anerkanntes Verdienst. Seine lyrischen Gedichte sind theils ausgezeichnet, theils erheben sie sich über das Gewöhnliche. Die Krone der poetischen Schöpfungen A.'s bleibt indessen sein in Versen abgefaßtes Lustspiel «Pfingstmontag» (1815; 2. Aufl., mit 40 Illustrationen und vermehrt mit einer Auswahl der Gedichte und einer Biographie des Dichters, Strasb. 1850), das in den verschiedenen elsassischen Mundarten die ganze Eigenthümlichkeit dieses Volksstammes zur lebendigsten Anschauung bringt und nach Goethe's Bezeichnung ein Werk ist, welches an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelheiten wenige seinesgleichen findet.

Arnold (Gottfr.), ein gelehrter und kritisch scharfsinniger luth. Theolog des 17. Jahrh. in Spener's und Francke's mystisch-pietistischer Richtung. Er wurde 5. Sept. 1665 zu Annaberg in Sachsen geboren und studirte in Wittenberg Theologie. Nachdem er eine Zeit hindurch in einer Druckerei zu Frankfurt a. M. das Geschäft des Correctors versehen, übernahm er 1697 eine Professur der Geschichte in Gießen, die er jedoch schon 1698 wegen pietistisch-separatistischer Ansichten niederlegte. 1700 wurde er Cabinetsprediger der verwitweten Herzogin von Eisenach zu Allstädt, 1705 Prediger und Inspector zu Werben, 1707 Prediger zu Perleberg im Brandenburgischen, wo er 30. Mai 1714 infolge eines Schrecks über preuß. Werber starb, welche während der Predigt in die Kirche eindrangen. Sein Hauptwerk ist die «Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie» (2 Bde., Frankf. 1699; 1700—15; 1729; 3 Bde., Schaffh. 1740—42). Dasselbe ist mit großer Belesenheit geschrieben, obwol, nach dem Geiste der Zeit, ohne organischen Bau und in seinen vielen Auszügen reich an unkritischem, selbst fabelhaftem Stoffe, wie es die mystisch-theosophische Richtung des Verfassers mit sich brachte. Der Werth des Buches liegt theils in dem reichen, mit vieler Gelehrsamkeit gesammelten Stoffe, theils in dem verhältnißmäßig reinen Deutsch, welches durch A. wie durch seinen Freund Thomasius (s. d.) in die Gelehrtenwelt an der Stelle des Lateinischen mit Erfolg wieder eingeführt wurde, theils aber und vorzugsweise in der bis dahin unerhörten Freimüthigkeit, mit der er selbst auf Kosten der herrschenden Kirche die Ketzer als ein nothwendiges

und hochbedeutendes Glied der kirchlichen Entwickelung zu Ehren brachte. Die Angriffe der empörten Orthodoxie waren nicht im Stande, den Einfluß des Buches abzuwehren. Man schreibt dem Thomasius einen nicht geringen Antheil an der Ausarbeitung des Werks bei. Die übrigen Schriften A.'s, wie die «Göttlichen Liebesfunken» (1697), die «Historia et descriptio theosophiae» (1702; deutsch 1703), «Das Leben der Gläubigen» (1701), «Das Geheimniß der göttlichen Sophia» (1700) u. s. w., sind weniger bedeutend, aber in wesentlich gleicher Richtung wirksam gewesen. Seine vielfach in diese Schriften eingestreuten geistlichen Lieder wurden gesammelt und herausgegeben von Knapp (Stuttg. 1845) und Ehmann (Stuttg. 1855).

Arnold (Joh.), ein Müller in der Neumark, der durch einen merkwürdigen Proceß unter der Regierung Friedrich's II. seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat. Dem König persönlich bekannt, beschwerte er sich bei demselben darüber, daß sein Erbverpächter, von Gersdorf, durch die Anlegung eines neuen Teichs ihm das zum Mahlen nöthige Wasser entzogen, daß dessenungeachtet er durch die übereinstimmenden Erkenntnisse der Regierung zu Küstrin und des Kammergerichts zu Berlin zur Zahlung des Pachtzinses verurtheilt, und daß, da er solchen nicht zu erschwingen vermocht, die Mühle ihm abgenommen und er mit seiner Familie an den Bettelstab gebracht worden sei. Der König glaubte hierin Ungerechtigkeit und Begünstigung des Höhern gegen den Niedern zu finden und den über die Sache erforderten Berichten der Gerichtshöfe nicht trauen zu dürfen. Er übertrug daher die nähere Untersuchung an Ort und Stelle dem Obersten von Heuking. Da diese günstig für den Müller ausfiel, so gab der König nicht nur dem Großkanzler von Fürst unter den heftigsten Vorwürfen wegen einer unter seinen Augen schlechtgeführten Justizverwaltung die Entlassung, er ließ auch die mit der Sache beschäftigt gewesenen Kammergerichtsräthe verhaften und ein über das Ganze aufgenommenes Protokoll (vom 11. Dec. 1779) öffentlich bekannt machen. Obschon der vom Criminalsenat des Kammergerichts unter dem Vorsitze des Ministers von Zedlitz verlangte, nach abermaliger Untersuchung abgefaßte Bericht die Justizbeamten von aller Parteilichkeit freisprach, und auch der Minister sich standhaft weigerte, ein anderes Urtheil zu fällen, so bestimmte doch der König *eigenmächtig*, daß drei Regierungs- und zwei Kammergerichtsräthe und ein Justitiarius ihrer Stellen entsetzt und mit einjähriger Festungsstrafe belegt würden, ebenso daß diese, nebst dem Erbverpächter von Gersdorf, den Müller entschädigen sollten. Auch der neumärkische Regierungspräsident von Finkenstein erhielt den Abschied. Gleich vom Anfange an sprach sich die öffentliche Meinung sehr vernehmbar zu Gunsten dieser allgemein geschätzten Männer aus. Kaum hatte Friedrich II. die Augen geschlossen, als die Verurtheilten eine Revision ihres Processes nachsuchten, die ihnen Friedrich Wilhelm II. bewilligte, und infolge deren sie von aller Schuld freigesprochen wurden. A. wurde indessen aus Staatskosten entschädigt. Vgl. Dohm, «Denkwürdigkeiten» (Bd. 1); Sengebusch, «Historisch-rechtliche Würdigung der Einmischung Friedrich's d. Gr. in die Rechtssache des Müllers A.» (Altona 1829), und Reiche, «Friedrich d. Gr. und seine Zeit» (Lpz. 1840).

Arnold (Thomas), ein um das engl. Schulwesen hochverdienter Mann, wurde 13. Juni 1795 zu Cowes auf der Insel Wight geboren. Er kam 1807 auf die Schule zu Winchester und trat 1811 in das Corpus-Christi-College, wo er sich mit großem Fleiß dem Studium der alten Philosophen und Geschichtschreiber zuwandte. 1819 nahm er seinen Aufenthalt zu Laleham, einem Dorfe an der Themse, und hier widmete er sich ganz der Pädagogik, indem er Privatschüler zur Universität vorbereitete. Zugleich begann er ein Wörterbuch zum Thucydides, durch welches er später zu seiner geschätzten Ausgabe dieses Schriftstellers (3 Bde., Orf. 1830—35) geführt wurde. Auch mit der deutschen Sprache, deren er zum Studium der röm. Geschichte bedurfte, machte er sich um diese Zeit bekannt. Ende 1827 übernahm er das Directorat der Schule zu Rugby, ward alsdann 1828 zum Priester geweiht und erwarb sich auch die Würde eines Doctors der Theologie. Die Schulzucht war damals ganz verfallen, der Unterricht höchst mangelhaft, indem fast nur Griechisch und Latein getrieben wurden. A. führte das Studium der Geschichte, der Geographie, der franz. und deutschen Sprache ein, übte die Zöglinge im selbständigen Denken und Urtheilen und bemühte sich vor allem, ihr sittliches Gefühl anzuregen und zu stärken. Der Pennalismus wurde von ihm abgeschafft, das barbarische Strafsystem gemildert. Die Schule zu Rugby gestaltete sich so im Vergleich zu den meisten engl. Gymnasien zu einer Musteranstalt, deren Beispiel auch den übrigen einen Impuls gab. Seiner polit. Gesinnung nach war A. gemäßigt lieberal. Seinem Vaterlande mit Eifer ergeben, erfüllte ihn die Zukunft mit Besorgniß, indem er die materiellen Güter immer mehr in den Händen weniger sich anhäufen, die große Menge dagegen verarmen sah. Deshalb bemühte

welche indessen nur die Unkritik zu einer besondern Sekte gestempelt und mit den Katharern und Albigensern in Verbindung gebracht hat. Papst Lucius III. verdammte sie auf der Kirchenversammlung zu Verona (1184), und kurz nachher wird ihres, allerdings mit A.'s Lehren zusammenstimmenden Grundsatzes Erwähnung gethan, daß die Sakramente gottloser Priester ungültig seien. A.'s Wirksamkeit hat die ohnehin in Oberitalien vorhandene Opposition gegen den verweltlichten Klerus verstärkt und ermuthigt; indessen verloren sich seine Anhänger bald unter den damals so zahlreichen Gegnern der herrschenden Hierarchie.

Arnold (Christoph), ein als Astronom berühmter Bauer in Sommerfeld bei Leipzig, geb. 17. Dec. 1650, gest. 15. April 1695, verdankte seine astron. Kenntnisse größtentheils seinem fleißigen Selbstudium, worin er erst in späterer Zeit von dem Astronomen Kirch in Leipzig unterstützt wurde. Durch seine astron. Beobachtungen ward er so bekannt, daß er später mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit im Briefwechsel stand. Auf seinem Wohnhause hatte er sich ein Observatorium erbaut, welches 1794 seiner Baufälligkeit wegen abgetragen werden mußte. Unermüdet im Beobachten, entdeckte er mehrere Erscheinungen früher als andere Astronomen; namentlich machte er zuerst die leipziger Astronomen auf die Kometen von 1682 und 1686 aufmerksam. Noch mehr Berühmtheit erwarb er sich durch die Beobachtung des Durchgangs des Mercur durch die Sonne am 31. Oct. 1690. Der leipziger Magistrat machte ihm bei dieser Gelegenheit nicht nur ein Geschenk an Geld, sondern erließ ihm auch auf Lebenszeit alle Abgaben, welche er an denselben zu entrichten hatte. A.'s Beobachtungen waren so genau, daß viele derselben in die «Acta eruditorum» aufgenommen wurden. Nach ihm benannte der Astronom Schröter drei sog. Mondthäler.

Arnold (Georg Daniel), jurist. Schriftsteller und Dichter in elsassischer Mundart, war zu Strasburg 18. Febr. 1780 geboren und starb an seinem Geburtstage 1829. Durch eifriges Studium in Strasburg, Göttingen und Paris, durch Reisen und persönliche Anschauungen mannichfacher Zustände und Verhältnisse in Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien entwickelte er auf das vielseitigste seine reichen Anlagen und vereinigte eine glänzende Dichtergabe mit gründlicher Gelehrsamkeit, praktischer Lebensgewandtheit und tüchtigem Charakter. Er war seit 1806 Lehrer des Civilrechts an der Rechtsschule zu Koblenz, von 1810 an erst Professor der Geschichte, dann Dekan der Rechtsfacultät in seiner Vaterstadt und erwarb sich auf wissenschaftlichem Gebiete besonders durch ein größeres lat. Werk über die Elemente des Justinianeischen Civilrechts, verglichen mit dem Napoleonischen, ein allgemein anerkanntes Verdienst. Seine lyrischen Gedichte sind theils ausgezeichnet, theils erheben sie sich über das Gewöhnliche. Die Krone der poetischen Schöpfungen A.'s bleibt indessen sein in Versen abgefaßtes Lustspiel «Pfingstmontag» (1815; 2. Aufl., mit 40 Illustrationen und vermehrt mit einer Auswahl der Gedichte und einer Biographie des Dichters, Strasb. 1850), das in den verschiedenen elsassischen Mundarten die ganze Eigenthümlichkeit dieses Volksstammes zur lebendigsten Anschauung bringt und nach Goethe's Bezeichnung ein Werk ist, welches an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelheiten wenige seinesgleichen findet.

Arnold (Gottfr.), ein gelehrter und kritisch scharfsinniger luth. Theolog des 17. Jahrh. in Spener's und Francke's mystisch-pietistischer Richtung. Er wurde 5. Sept. 1665 zu Annaberg in Sachsen geboren und studirte in Wittenberg Theologie. Nachdem er eine Zeit hindurch in einer Druckerei zu Frankfurt a. M. das Geschäft des Correctors versehen, übernahm er 1697 eine Professur der Geschichte in Gießen, die er jedoch schon 1698 wegen pietistisch-separatistischer Ansichten niederlegte. 1700 wurde er Cabinetsprediger der verwitweten Herzogin von Eisenach zu Allstädt, 1705 Prediger und Inspector zu Werben, 1707 Prediger zu Perleberg im Brandenburgischen, wo er 30. Mai 1714 infolge eines Schrecks über preuß. Werber starb, welche während der Predigt in die Kirche eindrangen. Sein Hauptwerk ist die «Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie» (2 Bde., Frankf. 1699; 1700—15; 1729; 3 Bde., Schaffh. 1740—42). Dasselbe ist mit großer Belesenheit geschrieben, obwol, nach dem Geiste der Zeit, ohne organischen Bau und in seinen vielen Auszügen reich an unkritischem, selbst fabelhaftem Stoffe, wie es die mystisch-theosophische Richtung des Verfassers mit sich brachte. Der Werth des Buches liegt theils in dem reichen, mit vieler Gelehrsamkeit gesammelten Stoffe, theils in dem verhältnißmäßig reinen Deutsch, welches durch A. wie durch seinen Freund Thomasius (s. d.) in die Gelehrtenwelt an der Stelle des Lateinischen mit Erfolg wieder eingeführt wurde, theils aber und vorzugsweise in der bis dahin unerhörten Freimüthigkeit, mit der er selbst auf Kosten der herrschenden Kirche die Ketzer als ein nothwendiges

und hochbedeutendes Glied der kirchlichen Entwickelung zu Ehren brachte. Die Angriffe der empörten Orthodoxie waren nicht im Stande, den Einfluß des Buches abzuwehren. Man schreibt dem Thomasius einen nicht geringen Antheil an der Ausarbeitung des Werks bei. Die übrigen Schriften A.'s, wie die «Göttlichen Liebesfunken» (1697), die «Historia et descriptio theosophiae» (1702; deutsch 1703), «Das Leben der Gläubigen» (1701), «Das Geheimniß der göttlichen Sophia» (1700) u. s. w., sind weniger bedeutend, aber in wesentlich gleicher Richtung wirksam gewesen. Seine vielfach in diese Schriften eingestreuten geistlichen Lieder wurden gesammelt und herausgegeben von Knapp (Stuttg. 1845) und Ehmann (Stuttg. 1855).

Arnold (Joh.), ein Müller in der Neumark, der durch einen merkwürdigen Proceß unter der Regierung Friedrich's II. seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat. Dem König persönlich bekannt, beschwerte er sich bei demselben darüber, daß sein Erbverpächter, von Gersdorf, durch die Anlegung eines neuen Teichs ihm das zum Mahlen nöthige Wasser entzogen, daß dessenungeachtet er durch die übereinstimmenden Erkenntnisse der Regierung zu Küstrin und des Kammergerichts zu Berlin zur Zahlung des Pachtzinses verurtheilt, und daß, da er solchen nicht zu erschwingen vermocht, die Mühle ihm abgenommen und er mit seiner Familie an den Bettelstab gebracht worden sei. Der König glaubte hierin Ungerechtigkeit und Begünstigung des Höhern gegen den Niedern zu finden und den über die Sache erforderten Berichten der Gerichtshöfe nicht trauen zu dürfen. Er übertrug daher die nähere Untersuchung an Ort und Stelle dem Obersten von Heuking. Da diese günstig für den Müller ausfiel, so gab der König nicht nur dem Großkanzler von Fürst unter den heftigsten Vorwürfen wegen einer unter seinen Augen schlechtgeführten Justizverwaltung die Entlassung, er ließ auch die mit der Sache beschäftigt gewesenen Kammergerichtsräthe verhaften und ein über das Ganze aufgenommenes Protokoll (vom 11. Dec. 1779) öffentlich bekannt machen. Obschon der vom Criminalsenat des Kammergerichts unter dem Vorsitze des Ministers von Zedlitz verlangte, nach abermaliger Untersuchung abgefaßte Bericht die Justizbeamten von aller Parteilichkeit freisprach, und auch der Minister sich standhaft weigerte, ein anderes Urtheil zu fällen, so bestimmte doch der König *eigenmächtig*, daß drei Regierungs- und zwei Kammergerichtsräthe und ein Justitiarius ihrer Stellen entsetzt und mit einjähriger Festungsstrafe belegt würden, ebenso daß diese, nebst dem Erbverpächter von Gersdorf, den Müller entschädigen sollten. Auch der neumärkische Regierungspräsident von Finkenstein erhielt den Abschied. Gleich vom Anfange an sprach sich die öffentliche Meinung sehr vernehmbar zu Gunsten dieser allgemein geschätzten Männer aus. Kaum hatte Friedrich II. die Augen geschlossen, als die Verurtheilten eine Revision ihres Processes nachsuchten, die ihnen Friedrich Wilhelm II. bewilligte, und infolge deren sie von aller Schuld freigesprochen wurden. A. wurde indessen aus Staatskosten entschädigt. Vgl. Dohm, «Denkwürdigkeiten» (Bd. 1); Sengebusch, «Historisch-rechtliche Würdigung der Einmischung Friedrich's d. Gr. in die Rechtssache des Müllers A.» (Altona 1829), und Reiche, «Friedrich d. Gr. und seine Zeit» (Lpz. 1840).

Arnold (Thomas), ein um das engl. Schulwesen hochverdienter Mann, wurde 13. Juni 1795 zu Cowes auf der Insel Wight geboren. Er kam 1807 auf die Schule zu Winchester und trat 1811 in das Corpus-Christi-College, wo er sich mit großem Fleiß dem Studium der alten Philosophen und Geschichtschreiber zuwandte. 1819 nahm er seinen Aufenthalt zu Laleham, einem Dorfe an der Themse, und hier widmete er sich ganz der Pädagogik, indem er Privatschüler zur Universität vorbereitete. Zugleich begann er ein Wörterbuch zum Thucydides, durch welches er später zu seiner geschätzten Ausgabe dieses Schriftstellers (3 Bde., Orf. 1830—35) geführt wurde. Auch mit der deutschen Sprache, deren er zum Studium der röm. Geschichte bedurfte, machte er sich um diese Zeit bekannt. Ende 1827 übernahm er das Directorat der Schule zu Rugby, ward alsdann 1828 zum Priester geweiht und erwarb sich auch die Würde eines Doctors der Theologie. Die Schulzucht war damals ganz verfallen, der Unterricht höchst mangelhaft, indem fast nur Griechisch und Latein getrieben wurden. A. führte das Studium der Geschichte, der Geographie, der franz. und deutschen Sprache ein, übte die Zöglinge im selbständigen Denken und Urtheilen und bemühte sich vor allem, ihr sittliches Gefühl anzuregen und zu stärken. Der Pennalismus wurde von ihm abgeschafft, das barbarische Strafsystem gemildert. Die Schule zu Rugby gestaltete sich so im Vergleich zu den meisten engl. Gymnasien zu einer Musteranstalt, deren Beispiel auch den übrigen einen Impuls gab. Seiner polit. Gesinnung nach war A. gemäßigt lieberal. Seinem Vaterlande mit Eifer ergeben, erfüllte ihn die Zukunft mit Besorgniß, indem er die materiellen Güter immer mehr in den Händen weniger sich anhäufen, die große Menge dagegen verarmen sah. Deshalb bemühte

er sich nach allen Kräften, namentlich in seinen Predigten, die bei seinen Lebzeiten in fünf Bänden gedruckt und viel gelesen wurden, den Reichen Mitleid, Demuth und christl. Liebe, den Armen aber Geduld, Mäßigkeit und Fleiß zu lehren, und trug durch Theilnahme an volksthümlichen Instituten, z. B. dem Handwerkerverein in Rugby, das Seinige dazu bei, den Charakter der arbeitenden Klassen zu heben und ihre Lage zu verbessern. Von seinen gelehrten Werken ist die unvollendet gebliebene «History of Rome» (Bd. 1—4) das wichtigste. Im Dec. 1841 erhielt A. den Ruf nach Oxford. Er eröffnete hier seine Vorlesungen mit großem Erfolge, starb aber plötzlich 12. Juni 1842. Vgl. Stanley, «Life and correspondence of Th. A.» (2 Bde., Lond. 1845). Eine interessante Schilderung der Thätigkeit A.'s in Rugby enthält «Tom Brown's school-days» (Cambridge 1858).

Arnold (Matthew), ältester Sohn des vorigen, besonders bekannt als Dichter, geb. 24. Dec. 1822 zu Laleham, wurde in Winchester und Rugby erzogen und vollendete seit 1840 seine Studien auf der Universität Oxford, wo er 1843 den Preis für ein Gedicht über Cromwell empfing. 1847 ernannte ihn Lord Lansdowne zu seinem Privatsecretär, in welcher Stellung er bis 1851 verblieb. A. verheirathete sich dann mit der Tochter des Richters Williams und erhielt den Posten eines Schulinspectors. Nachdem er 1848 ohne seinen Namen «The strayed reveller and other poems» herausgegeben, ließ er 1853 «Empedocles on Etna» und 1854 noch zwei Bände «Poems» erscheinen, worauf ihm 1857 das Ehrenamt eines Professors der Poesie in Oxford übertragen wurde. 1858 veröffentlichte er die Tragödie «Merope» und 1861 seine Vorlesungen «On translating Homer», in welchen er die Uebertragung Homer's in engl. Hexameter befürwortete, die er selbst nicht ohne Glück versucht hat. Im Auftrage der Regierung bereiste er 1859—60 Frankreich, Deutschland und Holland, um das Unterrichtssystem in diesen Ländern kennen zu lernen, über welches er nach seiner Rückkehr einen eingehenden Bericht erstattete. — A. (W. D.), jüngerer Bruder des vorigen, diente als Offizier in der Armee der Ostindischen Compagnie und gab unter dem Titel «Oakfield, or fellowship in the East» (2 Bde., Lond. 1858) ein Werk heraus, in dem er seine Erlebnisse in novellistischer Form schilderte.

Arnoldi (Ernst Wilhelm), Begründer der Feuer- und der Lebensversicherungsbank zu Gotha, geb. 21. Mai 1778, gest. 27. Mai 1841, widmete sich der kaufmännischen Laufbahn und trat, nach mehrjährigem Aufenthalte in Hamburg, als Theilhaber in das Handelshaus seines Vaters zu Gotha. Seine Aufmerksamkeit wendete sich hier vorzüglich auf diejenigen Zweige des Handels, durch welche die Ausfuhr der Erzeugnisse des inländischen Gewerbfleißes gefördert ward; namentlich verschaffte er dem Schuhhandel Gothas neue Auswege. Er errichtete 1804 unter der Firma «Ernst Arnoldi's Söhne» eine Farbenfabrik, und vier Jahre später wurde unter seiner Mitwirkung die Steingutfabrik zu Elgersburg begründet. Als sich seit 1816 das Verlangen nach Freiheit des Binnenhandels in Deutschland laut und mehrseitig ankündigte, war A. dafür eins der thätigsten Organe. Für den damals sich bildenden Deutschen Handelsverein wirkte er nicht nur durch seine kaufmännischen Verbindungen, sondern auch durch eine Reihe ideenreicher und kraftvoller Aufsätze. 1819 übergab er der Bundesversammlung eine von 5051 Fabrikanten und Gewerbtreibenden unterzeichnete Vorstellung, um die Aufhebung der Hemmungen des innern Verkehrs und eine höhere Besteuerung fremder Erzeugnisse herbeizuführen. Zu der 1817 erfolgten Gründung des kaufmännischen Instituts der Innungshalle zu Gotha und der damit verbundenen Lehranstalt gab er die erste Veranlassung. Seine Idee, den Grundsatz der Gegenseitigkeit auf eine Feuerversicherungsanstalt für den deutschen Handelsstand anzuwenden, gedieh 1821 zur Ausführung. Unterstützt von Froriep in Weimar und mehrern Gesinnungsgenossen in Gotha, gründete er 1827 die auf Gegenseitigkeit beruhende Lebensversicherungsbank zu Gotha, die als erstes derartiges Institut in Deutschland bald eine sehr beträchtliche Ausdehnung gewann, und der er als Director bis zu seinem Tode vorstand. Als der Deutsche Zollverein zum Abschluß gedieh, strebte er, die in landwirthschaftlicher und commerzieller Beziehung so wichtige Bereitung von Zucker aus Runkelrüben über ganz Deutschland zu verbreiten, und seine Empfehlung war so wirksam, daß 1836 gegen hundert Fabriken in Thätigkeit traten, worunter auch eine von ihm selbst bei Gotha gegründete. Obschon die von ihm empfohlene Zier-Hanewald'sche Bereitungsweise später mehrfach angefochten wurde, so bleibt ihm doch das Verdienst, durch sein Vortreten eine Menge nützlicher Unternehmungen belebt zu haben. Einige Jahre nach seinem Tode wurde ihm in Anerkennung seiner gemeinnützigen Wirksamkeit zu Gotha von seinen Mitbürgern ein Denkmal errichtet.

Arnoldi (Wilh.), Bischof von Trier, geb. 4. Jan. 1798 zu Baden im Kreise Bitburg des preuß. Regierungsbezirks Trier, empfing, nachdem er die zum geistlichen Stande vorbereiten-

den Studien gemacht, 17. März 1825 die Priesterweihe und bald darauf eine Professur der orient. Sprachen und der geistlichen Beredsamkeit am Priesterseminar zu Trier. Letztere vertauschte er jedoch bald mit dem Pfarramte in Laufeld. Seit 1830 Dechant in Wittlich, wurde er durch sein Predigertalent wie durch seine Uebersetzungen von Werken des Chrysostomus auch in weitern Kreisen bekannt, sodaß er 1834 einen Ruf als Domkapitular und Domprediger nach Trier erhielt. 1839, nachdem seit dem Tode des Bischofs Hommer die Diöcese Trier mehrere Jahre ohne Bischof geblieben war, wählte man A. mitten in den Kämpfen der streng kath. Partei gegen die gemischten Ehen zum Bischof von Trier. Der Oberpräsident von Bodelschwingh versagte indeß seine Anerkennung. Um dem Streite zu wehren, gab A. 1. Juni 1840 und wiederholt 15. Jan. 1841 dem päpstl. Stuhle seine Entlassung ein, die endlich 9. Febr. 1842 angenommen ward. Am 21. Juni desselben Jahres wählte jedoch das festbeharrende Domkapitel, unter veränderten polit. Verhältnissen, A. von neuem zum Bischofe, worauf er 22. Juli päpstlich bestätigt und 18. Sept. ohne Einsprache des Staats geweiht und inthronisirt wurde. Dennoch verweigerte A., im Sinne der Unabhängigkeit der röm.-kath. Kirche vom Staate, den geforderten Staatseid. In demselben Sinne reformirte er auch das Priesterseminar zu Trier, errichtete daselbst ein Knabenseminar nach der Vorschrift des Tridentiner Concils und bewies sich überhaupt für die Verwirklichung seiner Grundsätze in der verschiedensten Weise sehr rührig. Großes Aufsehen und vieles Aergerniß erregte er, indem er 1844 die Ausstellung des angeblichen ungenähten Rocks Christi wieder unternahm. Wiewol gegen $1^1/_2$ Mill. Katholiken zu dem Schauspiele nach Trier strömten, rief die Sache doch unter den kath. Glaubensgenossen selbst vielfach offene Misbilligung hervor und wurde die Veranlassung, daß sich unter Ronge die deutsch-kath. Bewegung entwickelte. Seitdem hat sich A. insbesondere durch verschiedene Hirtenbriefe bemerkbar gemacht, in denen er in seiner Weise Fragen und Zustände der Zeit berührte. Er starb plötzlich 7. Jan. 1864.

Arnott (Neill), engl. Arzt und Physiker, wurde 1788 zu Dysart bei Montrose geboren, erhielt seine Erziehung im Gymnasium zu Aberdeen, wo er Lord Byron zum Schulgenossen hatte, und bezog schon 1801 die dortige Universität. Seine medic. Bildung vollendete er in London unter Sir Everard Home und trat dann als Wundarzt in den Dienst der Ostindischen Compagnie, welche Stellung ihm vielfache Gelegenheit zu wissenschaftlichen Beobachtungen darbot. 1811 ließ er sich als praktischer Arzt in London nieder und hielt später vielbesuchte Vorträge über Physik, welche 1827 unter dem Titel «Elements of physics» (6. Aufl., Lond. 1861) im Druck erschienen und in mehrere Sprachen übersetzt wurden. 1835 wurde er Mitglied des Senats der Universität zu London, 1837 Leibarzt der Königin und 1838 Mitglied der Royal-Society. Besondere Aufmerksamkeit wandte er allen mit dem Sanitätswesen in Verbindung stehenden Fragen zu, veröffentlichte darüber mehrere Schriften und erfand den Arnott'schen Ventilator sowie den gleichfalls seinen Namen führenden Ofen, welchem 1854 die Rumford-medaille zuerkannt ward. Bei der pariser Weltausstellung 1855 wirkte er als Geschworener für das physik. Fach. Später veröffentlichte er das Werk «A survey of human progress» (Lond. 1861), in welchem er die Geschichte des menschlichen Fortschritts von dem primitiven Gesellschaftszustande bis zum höchsten Punkte der modernen Civilisation verfolgt.

Arnould (Sophie), eine in den Annalen der Galanterie und des Witzes berühmte Sängerin, ward 14. Febr. 1744 zu Paris geboren. Die Natur hatte sie mit einem sehr empfänglichen Geiste, weichem Herzen, reizender Stimme und schönen Augen begabt, und ihr Vater ließ ihr eine glänzende Erziehung geben. Die Prinzessin von Modena hörte sie im Kloster Val-de-Grâce die Abendmesse singen und erzählte dem Intendanten der königl. Kapelle von ihrer schönen Stimme. Gegen der Mutter Willen mußte Sophie in die Kapelle treten, wo Frau von Pompadour, als sie dieselbe singen hörte, ausrief: «Aus solchen Talenten kann eine Prinzessin werden.» Dies bahnte Sophie den Weg zur pariser Oper, deren Königin sie von 1757—78 war und wo sie, außer andern Rollen, besonders als Iphigenia in «Iphigenia in Aulis» glänzte. Sie bezauberte durch Schönheit, natürliches Spiel und Geist alle, verschwendete aber auch mit liebenswürdiger Unbefangenheit ihre Jugend, ihren bisweilen zu freien Witz und die von ihren Verehrern erhaltenen Geschenke. Vornehme und Gelehrte besuchten ihre Cirkel; namentlich auch d'Alembert, Diderot, Helvetius und Rousseau. Sie wurde mit Ninon de l'Enclos und Aspasia verglichen, von Dorat, Bernard, Marmontel und Favart besungen. Ihr Witz machte zu ihrer Zeit solches Glück, daß ihre mündlichen Epigramme unter dem Titel «Arnoldiana» gesammelt wurden. Als der Pfarrer von St.-Germain l'Auxerrois ihr die letzte Oelung reichte, sagte sie ihm plötzlich: «Je suis comme Madeleine, beaucoup de péchés me

seront remis, car j'ai beaucoup aimé.» Sie starb 1803. Im Anfange der Revolution kaufte sie zu Luzarche das Pfarrhaus und schuf es in ein schönes Landhaus um, mit der Aufschrift: «Ite, missa est.» Ihr langjähriger Geliebter war der Graf von Lauraguais, dem sie mehrere Kinder gebar. Einer ihrer Söhne, Constant Dioville de Brancas, fiel als Oberst eines Kürassierregiments bei Wagram. Vgl. «Mémoires de Mlle. A., recueillis et publiés par le baron de Lamotte-Langon» (2 Bde., Par. 1837).

Arnsberg, der südlichste, größte und bevölkertste der drei Regierungsbezirke der preuß. Provinz Westfalen, umfaßt 140,11 Q.-M. mit 703523 E., unter denen sich 396529 zur prot. und 299701 zur kath. Kirche bekennen. Nur mit dem Thale der Lippe schneidet das niederrhein. Tiefland ein, außerdem ist der ganze Regierungsbezirk von den nordöstl. Massen des niederrhein. Berglandes erfüllt, das an der Ostgrenze in den Höhen von Brilon, dem Plateau von Winterberg mit dem 2594 F. hohen Kahlen Astenberge, dem Rothlagergebirge mit dem 2200 F. hohen Ederkopfe seine bedeutendsten Erhebungen hat, an welche sich im W. anlegen: der Haarstrang mit dem Ardei, der links an der Möhne bis zur Ruhr hinziehende, meist mit Buchen bestandene Arnsberger Wald, das Lennegebirge oder das Sauerland mit dem Ebbegebirge und ein Theil des Westerwalds. Nur unbedeutend ist im O. der Antheil am Wesergebiete durch die obern Läufe von Diemel und Eder; dagegen gehört in das Rheingebiet an der Nordgrenze die Lippe, dann die Ruhr mit Möhne und Lenne, und im äußersten S. der obere Lauf von Lahn und Sieg. Mit Ausnahme einiger südl. Gebirgsthäler ist nur ein geringer nördl. Theil, und hierin besonders der Hellweg, sehr fruchtbar und der Mittelpunkt einträglichen Ackerbaues und guter Viehzucht, während das ausgedehnte Bergland in vielen Gegenden nur Kartoffeln und Hafer hervorbringt. Dagegen hat das Land einen bedeutenden Holzreichthum; der Umfang der Waldungen und Holzanlagen beträgt 38 Proc. des gesammten Areals. Hebel industrieller Thätigkeit sind die unterirdischen Schätze namentlich in Kohlen und Eisen, dann in Blei, Kupfer, Silber (bei Siegen) u. s. w. Auch findet sich ein reiches Wassergefälle zum Betriebe zahlreicher Fabrikanlagen, Mühlen, Hammer- und Hüttenwerke; man zählt der Fabriken und Mühlen an 6000. Ueberhaupt zeigt sich der Regierungsbezirk A. als der industriellste des preuß. Staats, besonders in metallischer Fabrikation. Neben der ausgedehnten Stahl- und Eisen-, Kupfer- und Messingwaarenfabrikation ist indeß auch die von gewebten Stoffen, Leder, Papier, Glas, Chemikalien, Pulver u. s. w. von großer Bedeutung. Große Städte fehlen; desto zahlreicher sind die kleinern, zum Theil stundenlangen Fabrikorte. Mehrfache Eisenbahnen durchschneiden den Bezirk und tragen zu seiner Entwickelung und Belebung bei. Der Regierungsbezirk zählt 44 Städte und 5160 Wohnplätze auf dem platten Lande. Das Ganze besteht aus der ehemaligen Grafschaft Mark nebst Soest und Lippstadt, dem Herzogthum Westfalen, dem Fürstenthum Siegen und den Standesherrschaften Limburg, Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg. Administrativ zerfällt der Regierungsbezirk in 14 landräthliche Kreise (A., Brilon, Meschede, Olpe, Lippstadt im Herzogthum Westfalen; Hamm, Soest, Dortmund, Bochum, Iserlohn, Altena und Hagen in der Grafschaft Mark; Siegen und Wittgenstein im Kreisgericht Siegen), bezüglich der Rechtspflege in 12 Kreisgerichtsbezirke unter den Appellationsgerichten zu A. und Hamm, kirchlich in 11 Superintendenturen und 15 kath. Dekanate. Gymnasien sind zu A., Brilon, Dortmund (mit Realklassen), Hamm und Soest; ein kath. Progymnasium zu Attendorn; höhere Bürgerschulen zu Olpe, Schwerte, Bochum und Schwelm; Realschulen zu Hagen, Lippstadt, Lüdenscheid und Siegen; Provinzialgewerbeschulen zu Bochum, Hagen und Iserlohn; ein Schullehrerseminar sowie eine Taubstummen- und Blindenlehranstalt zu Soest. — Die Hauptstadt des Regierungsbezirks ist das gleichnamige A. an der Ruhr mit 4541 E., der Sitz der Regierung, eines Appellationsgerichts, mit einem 1643 gestifteten kath. Gymnasium (in dem Gebäude der 1169 gegründeten Prämonstratenserabtei Wedeberghausen) und den naheliegenden Trümmern des alten gräfl. Schlosses. In dem Baumgarten unterm Schlosse wird noch die Stelle angegeben, wo der Hauptfreistuhl des berühmten arnsberger Femgerichts gestanden haben soll. Die früher mächtige Grafschaft A. verlor 1368 durch Verkauf an Kurköln ihre Selbständigkeit und wurde integrirender Theil des Herzogthums Westfalen. Die Stadt ist früher die Hauptstadt des Herzogthums Westfalen und immer die Hauptstadt des obern Ruhrlandes, auch Hansestadt gewesen. Sie hat einen alten und einen neuen, eleganten Theil, der erst seit 1815 entstanden ist. Ihre Fabrikthätigkeit beschränkt sich auf Schrot- und Bleiweiß- sowie Papierfabrikation; daneben hat sie guten Handwerksbetrieb, Brauerei und Brennerei sowie Landproductenhandel. Sie ist der Sitz des landwirthschaftlichen Hauptvereins für den Regierungsbezirk.

Arnstadt, die bedeutendste Stadt in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, 4 St. südl. von Erfurt, in anmuthiger Gegend am nördl. Abhange des Thüringerwaldes und an der Gera gelegen, zählt (1861) 6696 E. und ist eine der ältesten Städte Thüringens, deren Vorhandensein schon 704 urkundlich erwiesen. Die Stadt hat indeß ein modernes und freundliches Ansehen. Unter ihren Gebäulichkeiten nimmt, neben der großen, historisch merkwürdigen Günthersmühle, den ersten Rang die Liebfrauenkirche ein, welche im 12. Jahrh. erbaut wurde und den Uebergang des roman. in den german. Baustil veranschaulicht. Behufs ihrer Restauration hat sich in neuerer Zeit ein Verein zur Aufbringung der nöthigen Gelder gebildet. Das fürstl. Schloß enthält eine kleine Gemäldesammlung. A. ist Sitz eines Kreisgerichts (zu dessen Bezirk auch sachsen-weimar. Gebietstheile gehören), eines Landraths- und eines Justizamts, hat ein gutes Gymnasium mit nicht unbeträchtlicher Bibliothek, eine Real- und eine Bürgerschule sowie ein Theater. Noch immer ist A. ein Mittelpunkt für den Getreide- und Holzhandel zwischen der getreidereichen Ebene und dem Thüringerwalde. Daneben haben sich in neuerer Zeit die Bewohner einer bedeutenden industriellen Thätigkeit zugewendet. Außer schwunghaft betriebenen Gerbereien und Brauereien bestehen ansehnliche Fabriken für Handschuhe, Brückenwagen, Feuerspritzen, Porzellan, Papier und Conditoreiwaaren. Die Handelsgärtnereien machen ein bedeutendes Exportgeschäft, selbst nach Amerika, England und Rußland. Schon früher hat der ausgedehnte Ackerbau, welchen die 8000 Morgen umfassenden Stadtfluren gestatteten, zur Hebung des Wohlstandes der Bürgerschaft beigetragen. Eine neue Hülfsquelle wurde der Stadt durch die Erbohrung eines reichen Steinsalzlagers und die Errichtung (1851) eines kräftigen Solbads eröffnet, welches während des Sommers eine ziemliche Anzahl leidender oder erholungsbedürftiger Fremder herbeizieht. Eine Zweigbahn zum Anschluß A.s an die Thüringer Bahn war 1864 projectirt. Vgl. Olearius, «Arnstädtische Geschichte» (Arnst. 1701); Hesse, «A.s Vorzeit und Gegenwart» (Arnst. 1842).

Arnswalde, Kreisstadt im nordöstlichsten Theile des Regierungsbezirks Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, in der Neumark, 16$^3/_4$ M. im NO. von Frankfurt und 9 M. im SO. von Stettin, an der pommerschen Grenze und an der Eisenbahn, zwischen drei Seen gelegen, zählt 5915 E. Der Ort hat eine sehenswerthe, wegen ihres harmonischen Geläutes berühmte Kirche, eine große chem. Fabrik, und betreibt starke Lein- und Wollweberei.

Arntzenius, eine berühmte holländ. Gelehrtenfamilie, unter deren Gliedern folgende hervorzuheben sind: Johannes A., geb. 1702 zu Wesel, wo sein Vater damals Rector war, studirte 1718—25 zu Utrecht die Rechte und besonders Philologie unter Duker, lehrte hierauf zu Nimwegen und wurde 1742 Professor zu Franeker, wo er 1759 starb. Von seiner ungemeinen Gelehrsamkeit und seinem seltenen kritischen Scharfsinn zeugen die noch immer sehr geschätzten und zum Theil unentbehrlichen Ausgaben des Aurelius Victor (Amst. 1733), des «Panegyrikus» des Plinius (Amst. 1738) und des des Pacatus Drepanius (Amst. 1753). — Sein Bruder Otto A., geb. 1703 zu Arnheim, seit 1745 Rector der lat. Schule zu Amsterdam, gest. daselbst 1763, hat verschiedene Schriften über antiquarische Gegenstände und eine geschätzte Ausgabe der «Disticha» des Cato (2. Aufl., Amst. 1754) veröffentlicht. — Des letztern Sohn, Pieter Nikolas A., geb. 1745 zu Delft, Advocat zu Amsterdam, gest. daselbst 14. Jan. 1799, hat sich als Dichter und Jurist bekannt gemacht. Er ist der Vater von Robert Hendrik A., geb. 19. Dec. 1777, ebenfalls Advocat zu Amsterdam, gest. 23. Nov. 1823, der ein beliebter holländ. Dichter war. Seine Poesien wurden von seinem Sohne Pieter Nikolas A., Generaladvocat bei dem Hohen Rath von Amsterdam, unter dem Titel «Nagelaten Gedichten» (2 Bde., Harl. 1825) zusammengestellt. — Ein anderer Sohn Rob. Hendr. A.'s, Diederik Johannes Agathus A., geb. 17. Oct. 1806, gest. 28. Aug. 1848, war Arzt zu Amsterdam und hat mehrere medic. Schriften veröffentlicht. — Ein Sohn des obenerwähnten Joh. A. war Hendrik Johannes A., geb. 1735 zu Nimwegen, der 1774 Professor des röm. Rechts zu Gröningen, 1788 zu Utrecht wurde und 7. April 1797 daselbst starb. Wichtiger als seine jurist. Schriften sind seine verdienstlichen Ausgaben des Sedulius (Leuw. 1761), des Arator (Zütphen 1769) und besonders die der röm. Panegyriker (2 Bde., Utr. 1790—97), welche noch jetzt unentbehrlich. — Sein Sohn Hermann A., geb. 1765 zu Zütphen, seit 1800 Professor der Rechte zu Utrecht, gest. 15. Nov. 1842, hat sich ebenfalls als Jurist und Philolog einen Namen erworben.

Arnulf, deutscher Kaiser, war ein natürlicher Sohn des bair. Königs Karlmann und der Luitswinda, Schwester des nordgauischen Grafen Ernert. Ein kurz vor seines Vaters Tode von ihm unternommener Versuch, sich die Herrschaft in dessen Reiche zu sichern, misglückte, sodaß er sich begnügen mußte, mit dem ihm schon früher übertragenen Herzogthum Kärnten

auch unter Ludwig dem Jüngern und Karl dem Dicken, seinen Oheimen, beliehen zu bleiben. Der Besitz dieses armen, von feindlichen Nachbarn bedrohten Gebiets genügte indeß dem Ehrgeize des kraftvollen und unternehmenden A. nicht. Im Herbst 887 brach er, hauptsächlich, wie es scheint, auf Anregung Liutward's, der früher Erzkanzler Karl's des Dicken gewesen, aber von diesem wegen strafbaren Umgangs mit der Kaiserin Richardis schimpflich abgesetzt worden war, mit einem Heere Baiern und Slawen nach dem Westen auf. Umsonst berief der Kaiser seine Getreuen zu einem Reichstage nach Tribur. Die ostfränk. Großen, längst der Herrschaft eines Mannes überdrüssig, der den äußern Feinden so wenig als der Anarchie im Innern zu wehren vermochte, erklärten sich sofort für A. Ohne Widerstand fügte sich Karl dem Gebote seiner empörten Vasallen und zog sich nach Alemannien zurück, wo er schon im Jan. des folgenden Jahres starb. Wenn A. geglaubt hatte, daß ihm nach dem Sturze seines Oheims dessen ganzes Reich zufallen würde, so ward er doch in seiner Hoffnung getäuscht. Mit Karl's Absetzung und Tod schien auch das Erbrecht des karolingischen Hauses erloschen, und überall wurden von den Geistlichen im Bunde mit den Großen Wahlkönige auf den Thron erhoben. Zwar erkannten Odo von Paris, Rudolf von Hoch- und Ludwig von Niederburgund sowie Berengar von Friaul, um sich gegen ihre Nebenbuhler zu stärken, für den Augenblick A.'s Oberhoheit an, doch fehlte viel daran, daß dieser dadurch eine wahrhaft kaiserl. Stellung erlangt hätte. A. zeigte indeß, daß er des ihm in Deutschland entgegengebrachten Vertrauens würdig war. Den Normannen, welche 891 in Lothringen eingefallen und 26. Juni am Geul unweit Mastricht ein deutsches Heer geschlagen hatten, brachte er an der Deyle bei Löwen eine entscheidende Niederlage bei. Einen noch gefährlichern Feind hatte er bald darauf in dem Mährenfürsten Zwentibold zu bekämpfen. Dieser war von A., dessen Vertrauen er zu erwerben gewußt, mit dem Herzogthum Böhmen belehnt worden, hatte sich aber, nach Unabhängigkeit strebend, empört und einer Vorladung A.'s 892 keine Folge geleistet. Da drang letzterer, nachdem er sich durch Bündnisse mit dem Ungarfürsten Brazlaw und dem bulgarischen Hordenführer Landomir verstärkt, in Mähren ein und nöthigte Zwentibold zur Unterwerfung. Unterdessen hatte in Italien Guido von Spoleto seinen Gegner Berengar von Friaul besiegt, aber der Papst Formosus, der ihn nicht krönen wollte, rief A. zu Hülfe. Dieser, der schon früher Berengar anerkannt und begünstigt hatte, leistete dem Rufe Folge und war bereits bis Piacenza vorgedrungen, als der Abfall Rudolf's von Burgund ihn zur Umkehr bestimmte. Während nun A. in dem unwegsamen Burgund vergeblich kämpfte, starb 894 Guido, und Berengar wurde zu Pavia als König anerkannt. Allein Guido's Sohn und Mitregent, Lambert, trat ihm gegenüber. Auf diese Nachricht eilte A. 895 abermals nach Italien, wo sich indessen Lambert und Berengar gegen ihn vereinigt und noch andere Große auf ihre Seite gezogen hatten. A. wandte sich zunächst gegen das von Guido's Witwe, Agilrud, vertheidigte Rom und nahm es mit Sturm. Er wurde nun vom Papste Formosus 896 zum Römischen Kaiser gekrönt, erkrankte jedoch plötzlich, als er eben in den Zurüstungen zum Kampfe begriffen, und kehrte mit Rücklassung seines Sohnes Ratold nach Deutschland zurück. Hier starb er 8. Dec. 899 zu Regensburg. Er hatte gewünscht, daß nach seinem Tode die Herrschaft an seine mannbaren unehelichen Söhne kommen möchte, aber die Großen, welche fürchteten, daß bei einer neuen Abweichung von der herkömmlichen Erbfolgeordnung die deutschen Länder sich völlig voneinander trennen möchten, wählten einstimmig seinen einzigen Sohn aus rechtmäßiger Ehe, Ludwig das Kind, mit dem 911 die Karolinger in Deutschland erloschen. Einem seiner natürlichen Söhne, Zwentibold, hatte A. schon bei seinen Lebzeiten Lothringen als ein Unterkönigreich verliehen.

Aroideen, Pflanzenfamilie, s. Arum.

Arolas (Don Juan), ein ausgezeichneter span. Dichter neuester Zeit, wurde 20. Juni 1805 zu Barcelona geboren und siedelte 1814 mit seinem Vater, einem wohlhabenden Kaufmann, nach Valencia über, wo er, von innerm Berufe getrieben, in den Orden der Piaristen trat. Nachdem er 1821 Profeß abgelegt, wurde er seit 1825 als Gymnasiallehrer in seinem Orden verwendet, in welcher Stellung er bis 1842 verblieb. Diese Beschäftigung stand mit seiner glühenden Einbildungskraft in zu grellem Contraste, und dazu kamen noch innere Kämpfe, Zweifel an seinem Berufe und ein Hang zu religiöser Schwärmerei, sodaß er 1844 an einem schweren Gehirnleiden erkrankte. Zwar wurde er einigermaßen hergestellt und, um ihn zu beruhigen und aufzurichten, zum Kaplan an der Escuela Normal zu Valencia ernannt. Sein Uebel verschlimmerte sich jedoch wieder; er mußte in seinen Orden zurückkehren, verfiel in Wahnsinn und starb 25. Nov. 1849. Schon in frühester Jugend hatte sich die Neigung und der Beruf A.' zur Poesie ausgesprochen. Seine damals verfaßten erotischen und Schäfer-

gedichte (Libro de amores, Poesias pastoriles, Cartas amatorias) zeichneten sich durch ungewöhnliche Begabung und Formgewandtheit aus. Aber mit entschiedenem Erfolge cultivirte er später die lyrisch-epische Dichtung. Seine Ritter- und vaterländischen Romanzen, besonders die maurischen (moriscos), und seine orient. Dichtungen (orientales) gehören unstreitig zu dem Besten, was die Spanier in neuerer Zeit in dieser Gattung geleistet haben. Mit einer glühenden Phantasie und Bilderreichthum verbindet A. Originalität der Auffassung, histor. Treue selbst in der Schilderung des Details, und meisterhafte Beherrschung der Form. Nach dem Urtheile der Spanier kommt unter den neuern Dichtern ihm keiner gleich in der Behandlung des kurzen Romanzenverses (versos cortos). In den maurischen Romanzen erinnert er durch Wohllaut und Anmuth an die Góngora's. In den «Orientales» ist er bald großartig einfach, wie in den biblischen (z. B. in dem Gedicht an Jerusalem), bald überläßt er sich, wie ein echter Morgenländer, den Eingebungen der üppigsten Phantasie (z. B. in den Gedichten «La sultana», «El harem», «La odalisca» u. s. w.). In seinen religiösen Gedichten, deren er eine bedeutende Anzahl geschrieben, verbindet er mit vielem Schwung und echter Begeisterung doch solches Maßhalten, daß er selten in die mystische Verzückung eines Juan de la Cruz verfällt. Er schrieb auch ein größeres Gedicht, «La silfide del acueducto», eine vaterländische Sage in verschiedenen Metren, und übersetzte mit großer Virtuosität die Gedichte und die Tragödie «Moyses» von Chateaubriand. 1840 erschienen zu Valencia seine «Poesias caballerescas y orientales», welche Sammlung 1850 in vermehrter Auflage nebst seinem Nekrologe herausgegeben worden ist. Seine erotischen Gedichte, worin auch eine Bearbeitung der «Basia» des Johannes Secundus, wurden 1843 (3 Bde., Valencia) gesammelt und eine Gesammtausgabe seiner poetischen Originalwerke 1860 (3 Bde., Valencia) veranstaltet.

Arolsen, die Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Waldeck, an der Twiste, einem Zufluß der Diemel, gelegen, hat 1965 E. und ist Sitz aller obern Landesbehörden. In dem ansehnlichen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauten Residenzschlosse befindet sich eine Bibliothek, die manche Seltenheit besitzt, eine sehr reichhaltige Münzsammlung, ein Cabinet pompejanischer Bronzen und viele Gemälde berühmter Meister. In der Stadtkirche befinden sich drei Statuetten von Christian Rauch, der zu A. geboren ward. Auch ist A. Vaterstadt des berühmten Malers Wilhelm Kaulbach.

Aromatisch, gewürzhaft, nennt man Stoffe, welche einen kräftigen und angenehmen Geruch und Geschmack haben. Der Bestandtheil, dem sie diese Eigenschaft verdanken, das Aroma, ist gewöhnlich ein ätherisches Oel. Dies sind flüchtige Kohlenwasserstoff-Verbindungen, welche von vielen Pflanzen und zum Theil auch von Thieren während des Lebensprocesses, gewöhnlich in besondern Drüschen, erzeugt und abgesondert werden. Die aromatischen Substanzen dienen als Gewürze (wie Zimmt, Gewürznelken, Citronschalen, Muskatnuß und Muskatblüte, u. s. w.), als Arzneimittel, als Parfumerien, zur Verscheuchung schmarotzender Insekten, zur Verhütung des Gärens, Schimmelns und Faulens u. dgl.

Arōna, eine alte Stadt in der piemont. Provinz Novara, an einem Bergabhang westlich am Südende des Lago-Maggiore und an der Eisenbahn gelegen, zählt 3153 E. und hat ein festes Schloß, einen Landungsplatz für Dampfschiffe, eine Schiffbauschule, eine schöne Hauptkirche und lebendigen Handels- und Reiseverkehr. In dem 984 erbauten und 1674 durch Feuersbrunst großentheils zerstörten Schlosse wurde der heil. Borromeo geboren. 1697 errichtete man diesem Heiligen unweit A., bei dem Priesterseminar, ein riesiges Standbild, das auf einem 46 F. hohen Granitsockel steht und ohne diesen 66 F. hoch ist. Kopf, Hände und Füße der Figur sind aus Erzguß, das übrige aus geschlagenem Kupfer. Der Kopf gewährt Raum für vier Personen, und aus dessen Augen genießt man die herrlichste Aussicht über den See und die Alpen, auf die reichangebaute Umgegend mit ihren Städten, Dörfern und Villen.

Aronicum, eine von Necker unterschiedene, mit Doronicum sehr nahe verwandte Kräutergattung aus der Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen, und aus der 19. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems, deren wenige Arten in den Alpen und den Hochgebirgen des südl. Europa, eine auch in Sibirien, vorkommen. Diese Gattung unterscheidet sich von Doronicum blos dadurch, daß alle Akenen des Blütenkörbchens mit einem Pappus versehen sind, welcher bei den Randakenen aus einer gedoppelten, bei den übrigen aus einer einfachen Reihe von Borstenhaaren besteht. Ihre Arten sind perennirende Kräuter mit aufrechten, saftigen, beblätterten Stengeln, gestielten Grund- und meist stengelumfassenden Stengelblättern, welche an der Spitze des Stengels und der Aeste große, der Arnica ähnliche Blütenkörbchen tragen. In der That rechnete Linné die Arten dieser Gattung zur Arnica. In den Alpen

kommen an kräuterreichen, steinigen Orten A. Clarii Koch und A. scorpioides Koch vor, welche bei den Alpenbewohnern die Namen Gamswurzel, Krebswurz und Schwindelkraut führen. Man findet diese und die übrigen Arten auch als Zierpflanzen in den Gärten. Sie blühen gleich den Doronicumarten vom Frühling an, verlangen keine Pflege und lassen sich durch Zertheilung der Stöcke, die im Herbst erfolgen muß, leicht vervielfältigen.

Arpád, der erste Großfürst der Magyaren, die unter seiner Anführung Ungarn und Siebenbürgen eroberten, zugleich Begründer des Ungarischen Reichs und Ahn der ungar. Könige von Stephan dem Heiligen bis Andreas III. (1000—1301), die deshalb Arpaden genannt werden. A. wurde vor 894 Großfürst der Magyaren. In Konstantinopel herrschte seit 886 Leo der Weise, der die Magyaren gegen die Bulgaren aufforderte, welche auch von den erstern dreimal besiegt wurden. In diesem Kriege war Liuntin, ein Sohn A.'s, der Anführer. 892 rief indeß der deutsche Kaiser Arnulf die Hülfe der Magyaren gegen die Großmähren an, und dies gab jenen Veranlassung, mit ihren künftigen Wohnsitzen bekannt zu werden. Während die Magyaren gegen die Großmähren kämpften, besetzten die Petschenegen, von den Bulgaren angeregt, die frühern Sitze der Magyaren, und so erschien denn um 894 A. mit seinen Scharen an den Karpathen und begann zur Erlangung neuer Wohnsitze das heutige Ungarland zu erobern, das theils von Slawen, theils von Bulgaren, theils von Walachen, theils von Kosaren (Chasaren) und Petschenegen bewohnt war. Juhutum, A.'s Feldherr, eroberte zugleich Siebenbürgen (ungar. Erdö-elv, Hinterwald, daher lat. Ultrasylvania, später Transsylvania). A. zeigte sich jedoch nicht blos als Eroberer, sondern er war auch ein Staatsbegründer. Schon 898, nach der Besiegung des Bulgarenfürsten Salan, hielt er in der Nähe von Segedin einen Reichstag und schuf eine Regierung und Rechtspflege. Die Verhältnisse zwischen den Eroberern und den Besiegten wurden hiernach so billig geregelt, daß nirgends ein Aufstand gegen die neuen Herren sich äußerte. Von der Insel Csepel aus schritt hierauf A. 899 zur Eroberung des eigentlichen Pannonien zwischen der Donau und Drau. Im Dec. desselben Jahres starb Kaiser Arnulf, und von nun an begannen die verheerenden Streifzüge der Ungarn in die benachbarten Länder. A. scheint indeß an diesen keinen persönlichen Antheil genommen zu haben, wie er überhaupt nicht durch persönliche Tapferkeit als vielmehr durch seine Ueberlegenheit im Rathe glänzte; jedenfalls war er mehr Herrscher als Kämpfer. Nachdem das ganze Land erobert, wohnte er meist in dem Orte, der noch heute, als frühere Residenz, Székes Fehérvár (Stuhlweißenburg) heißt, und ordnete das neue Reich. Die erobernden Magyaren waren in sieben Stämme getheilt, die wieder in Geschlechter zerfielen, und die Landesverfassung war auf diese Eintheilung gegründet und erhielt sich bis Stephan dem Heiligen, der durch die Errichtung des Königthums die Macht der Stammhäupter brach. Außer dem Großfürsten, in dem alle die Einheit fanden, gab es noch zwei gemeinsame Institutionen, die als die gesetzgebende und die richterliche Behörde bezeichnet werden. A. starb 907 und hinterließ das neue Reich seinem minderjährigen Sohne Zoltan; vier ältere waren vermuthlich in den Schlachten gefallen. Die Quellenschriftsteller für die Geschichte A.'s sind der byzant. Kaiser Konstantinus Porphyrogenneta und der Codex des sog. Anonymus aus dem 13. Jahrh. (in der kaiserl. Bibliothek zu Wien), der zuerst 1746 von Schwandtner (in den «Scriptores historiae Hungaricae»), dann genauer von Endlicher (Wien 1827) herausgegeben wurde.

Arpeggio, Arpeggiatura (vom ital. arpa, die Harfe, abgeleitet) nennt man in der Musik das Angeben der Accorde auf Klavier- und Geigeninstrumenten nach Harfenweise, d. h. indem man die Töne eines Accords nicht zusammen und zu gleicher Zeit, sondern nacheinander, wie auf der Harfe, erklingen läßt. Das jetzt gebräuchlichste Zeichen für A. (das Arpeggiren, wie man auch sagt) ist }, welches dem Accord vorgesetzt wird. Hin und wieder findet man auch einen Bogen (angewendet. Einige nennen die arpeggirten Accorde auch «gebrochene» Accorde; gemeiniglich versteht man aber unter letztern Figuren oder Tongruppen, welche aus der Zerlegung von Accorden sich gestalten, und in welchen die einzelnen Accordtöne mannichfache Versetzungen erfahren können. Solche Figuren sind auch die sog. Alberti'schen Bässe (Harfenbässe, arpeggirte Bässe), welche von Domenico Alberti (als Sänger und Klavierspieler in der Zeit von 1730—40 in Italien und Spanien berühmt) benannt sind. Derselbe war der erste, welcher in seinen Klaviersachen solche zerlegte und zergliederte Accorde als Begleitungsfiguren häufig anbrachte.

Arpent, das wichtigste altfranz. Feldmaß, unserm Morgen und Acker entsprechend. Der A. stammt, wie schon der Name zeigt, von der Arepenna der Gallier, welche mit dem Semis oder Actus der alten Römer (von 14400 altröm. Q.-F.) übereinstimmte. Der A. war nicht

überall gleich und hatte überdies verschiedene Gattungen. Der pariser A. enthielt 32400 par. Q.-F. = 34,189 jetzige franz. Aren; der verordnungsmäßige, oder Arpent d'ordonnance, auch Arpent des eaux-et-forêts, enthielt 48400 par. Q.-F. = 51,072 Aren und diente für die Vermessungen aller Waldungen und Domänen des Staats; der gemeine A. enthielt 40000 par. Q.-F. = 42,208 Aren, und war in den Provinzen Brie, Champagne, Gâtinais, Orléannais, Poitou u. s. w. in Gebrauch.

Arpino (Arpinum), Stadt in der neapolit. Provinz Caserta (früher Terra di Lavoro), im District Sora, unweit des Garigliano (Liris), des Grenzflusses gegen den Kirchenstaat, zählt als Commune 13415 E., die Tuche, Pergament, Papier und Leinwand produciren. In der Nähe befindet sich die ganz vorzügliche Maschinenpapierfabrik von Lefèvre. Das alte Arpinum war ursprünglich eine volskische, dann eine samnitische Stadt, wurde 302 v. Chr. mit dem röm. Bürgerrechte, 188 mit dem vollen Stimmrechte beschenkt, und ist namentlich berühmt als Geburtsort des Marius und des Cicero. Letzterer erblickte das Licht auf einer kleinen Insel (San-Domenico) an der Mündung des nahe im N. bei Isola in den Liris mündenden Flüßchens Fibrenus, die seinen Aeltern gehörte, und auf welcher sein Bruder Quintus das Landgut Arcanum besaß. Den Umfang der alten Stadt bezeichnen bedeutende Reste von 6—8 F. dicken cyklopischen Mauern und von polygonen Bauten. Die kolossalsten Trümmer der letztern befinden sich in dem höher gelegenen, zum Theil noch bewohnten Stadttheil, welcher Civita-Vecchia heißt und einst die Citadelle bildete.

Arpino (Il Cavaliere d'), s. Cesari (Giuseppe).

Arquà, ein Marktflecken mit 1800 E. in der venet. Provinz Padua, am südöstl. Abhang der Euganeen, $2\frac{1}{2}$ M. im SW. von Padua und 1 M. von Battaglia, an der Eisenbahn, ist viel besucht wegen des Hauses, in welchem Petrarca wohnte und 1374 starb, und in dem noch sein Hausrath aufbewahrt wird. Das Grabmal des Dichters, auf dem Kirchhofe des Orts, ist von rothem Marmor und von seinem Schwiegersohn Brossano errichtet. Die Büste stammt aus dem J. 1667. Die Hügel der Umgegend liefern guten Wein und vortreffliche Feigen.

Arran, die größte Insel der mittelschott. Grafschaft Bute, im Clydebusen, im W. durch den Kilbrannan-Sound von der Halbinsel Cantire getrennt, ist 5 M. lang und bis $2\frac{3}{4}$ M. breit, und wird von heidebedeckten Bergen durchzogen, die im S. 900 F. erreichen, im N. aber höher und ganz besonders zerklüftet sind. Hier steigt der abgestumpfte Kegel Goatfell oder Gaodh-Bhein (Windberg) 2687 F. hoch auf. An der im ganzen steilen und klippigen Küste kommen doch auch viele ebene Stellen vor, und das Shiskanthal, südlich von dem durchhöhlten Basaltvorgebirge Druimodune, ist der fruchtbarste Theil der Insel. Die geol. Bildung ist sehr mannichfaltig. Devonische Sandsteine, Micaschiefer, Kalksteine der Kohlenformation, Trapp und Granit kommen vor, und der Goatfell liefert Jaspis, Achat, Bergkrystall, den sog. Arrandiamant (Arran-stones). A. enthält malerische Partien mit Wasserfällen u. s. w., auch viele Höhlen und Heldengräber der Vorzeit, und soll, der Sage nach, lange Aufenthaltsort Ossian's gewesen und dieser auch daselbst gestorben sein. Die 5538 E. der Insel sind protestantisch, jedoch irischen Stammes. Die Frauen weben wollene Zeuge für den Hausbedarf, die Männer treiben Viehzucht, Ackerbau und Fischfang. Die Heringsfischer treffen sich in Loch Ranza im nördl. Theile der Insel. Lamlash, auf der Ostküste, auch Kilbridge genannt, ist ein unbedeutendes Dorf, hat aber den besten Hafen am Clydebusen, geschützt durch ein kleines Eiland, Holy Island, mit einer Klosterruine. An der Westküste liegt das Fischerdorf Inverclov, an der Brodickbai, und in der Nähe das alte Schloß Brodick-Castle des Grafen Hamilton, dem der größte Theil der Insel gehört.

Arrangiren (franz.), d. i. ordnen, einrichten, zurechtmachen, heißt in der musikalischen Kunstsprache, ein Musikstück zu einer andern Art der Ausführung geschickt machen, als für welche es vom Componisten gesetzt wurde. So können Orchester- und Gesangstücke zum Vortrag auf dem Pianoforte, und umgekehrt Claviercompositionen für das Orchester und, obwol in seltenern Fällen, auch für den Gesang eingerichtet werden. Das A. kann ein bloßes Umsetzen, und nur die Möglichkeit der mechan. Ausführung das einzige leitende Princip dabei sein, oder der Arrangirende benutzt die eigenthümlichen Wirkungs- und Ausdrucksmittel der neuen Darstellungsform, um eine dem Original möglichst gleichkommende Wirkung hervorzubringen, und sucht vor allem den geistigen Kern desselben aufzufassen und wiederzugeben. In erster Art sind z. B. die meisten Orchesterwerke von Mozart, Beethoven u. s. w. für das Pianoforte arrangirt, theils weil man das A. als eine Art Lohnarbeit zu betrachten sich gewöhnt hat, theils

auch aus einer misverstandenen Ehrfurcht gegen jene Werke. Die andere Weise hat in neuester Zeit Franz Liszt am weitesten und vielseitigsten, selbst bis zum Uebergreifen über die Grenze ausgebildet. Eine andere Gattung des A. besteht darin, daß nur die hervorstechendsten Gedanken und Effecte eines oder mehrerer Tonstücke zu neuer Gestaltung in anderer Form benutzt, oder auch mit mehr oder weniger Geschick ohne alle Form aneinander gereiht werden, wie in den zahllosen Producten der Potpourris und Phantasien. **Arrangement** heißt hiernach ein auf die eine oder andere Weise umgestaltetes Musikwerk.

Arras (Nemetocenna oder Nemetacum im Lande der Atrebătes, später Atrebăte oder Atrebătae genannt), die schöne, feste Hauptstadt des franz. Depart. Pas-de-Calais und der ehemaligen Grafschaft Artois, liegt an der hier schiffbaren Scarpe und der Nordbahn und ist Sitz eines Bischofs. Die Stadt zählt 25905 E., hat ein Collége, ein Taubstummeninstitut, ein theol. Seminar, eine Ingenieur-, Zeichen- und medic. Schule, eine ökonomische Gesellschaft, eine Bibliothek von 36000 Bänden, ein Naturaliencabinet und Museum und einen botan. Garten. A. betreibt neben vielen Spinnereien, Tapeten-, Batist-, Spitzen- und Rübenzuckerfabriken fast alle Zweige einer großartigen Industrie und einen wichtigen Handel. Die Citadelle sowie die übrigen Befestigungen sind von Vauban 1670 verbessert oder ganz neu angelegt. Die Cité (Altstadt) ist von la Ville durch Wall und Graben getrennt. Unter den vielen schönen Gebäuden zeichnen sich besonders aus der Wartthurm, der Dom mit dem Baptisterium, die Kirche St.-Waast und das Präfecturgebäude. Mit der Grafschaft Artois gelangte A. an die Herzoge von Burgund, die hier einen glänzenden Hof hielten. 1482 wurde A. mit Artois von den niederl. Ständen an Ludwig XI. von Frankreich abgetreten, kam jedoch schon 1493 durch Vermittelung an Maximilian von Oesterreich zurück. A. blieb nun dem Hause Habsburg, bis es Ludwig XIII. 1640 nach langer Belagerung einnahm. Der Versuch, den die Spanier unter Condé 1654 machten, die Stadt zu erobern, wurde durch den blutigen Sieg Turenne's 24. Aug. vereitelt. Im Pyrenäischen Frieden 1659 blieb A. bei Frankreich. Die berühmten **Linien von A.** nach Bouchain an der Schelde überstieg Marlborough 5. Aug. 1711. A. ist der Geburtsort der beiden Robespierre.

Arratel (in der Mehrzahl Arrateis) oder **Libra**, heißt die Einheit des portug. Gewichtsystems, das portug. Pfund, welches auch in Brasilien gebräuchlich ist. Es zerfällt in Halbe (Meios) und Viertel (Quartas); das Viertel wiederum in 4 Unzen (Onças), jede zu 8 Achtel (Oitavas). Noch weiter theilt sich das Achtel in 3 Scrupel (Scropulos) zu je 24 Grän (Grãos). Es umfaßt das A. somit 9216 Grän. 32 Arrateis bilden eine Arroba (s. d.), 4 Arrobas den Quintal oder Centner. Das A. wiegt 459 franz. Grammen, oder 0,9814 preuß. Pfund. Es entsprechen daher 100 portug. Arrateis 45,900 franz. Kilogrammen, 98,138 preuß. Pfund, 81,963 wiener Pfund, 91,800 deutsche Zollpfund.

Arrebo (Anders), von vielen als der Schöpfer der Poesie in Dänemark angesehen, wurde 1587 auf der Insel Arröe geboren. Schon im 30. J. ward er Bischof in Drontheim, 1622 aber seines Amts auf Grund seines anstößigen Lebens entsetzt. Er übersetzte David's Psalmen (1623), und die bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Reue verschaffte ihm eine Wiederanstellung als Prediger im Vordingborg, wo er 1637 starb. Sein berühmtestes Werk ist «Hexaëmeron», die Nachahmung eines Gedichts des Franzosen Bartas über die Erschaffung der Welt. Das erste Buch desselben ist in gereimten Hexametern, die andern in Alexandrinern geschrieben, und der Einfluß Opitz' nicht zu verkennen. Das Gedicht enthält viele einzelne Schönheiten und zeichnet sich durch eine für damalige Zeit seltene frische Naturauffassung aus. Vgl. Rördam, «A.'s Levnet og Skrifter» (2 Bde., Kopenh. 1857).

Arrende, **Arende**, ein aus dem Mittelalter stammender Ausdruck für den Reinertrag, welcher dem Landwirthe nach Abrechnung der Aussaat und des zum Wirthschaftsbetriebe erforderlichen Aufwands von dem erbauten Getreide zum Verkauf oder für anderweite Benutzung übrigbleibt. Gewöhnlich beträgt die A. etwas weniger als die Hälfte des Gesammtertrags. — Im landwirthschaftlichen Recht bezeichnet A. einen **Vertrag** oder Pacht, durch welche jemand das Recht erhält, landwirthschaftliche Gegenstände, z. B. einzelne Liegenschaften, ganze Herrschaften, Heerden, Gerechtigkeiten, wie Jagd, Fischerei u. s. w., gegen eine angemessene Entschädigung, unter gewissen Bestimmungen und auf eine bestimmte Zeit zu seinem Vortheil zu benutzen. — In Rußland versteht man unter **Arrenden** die Krongüter, die verdienten Personen für einen mäßigen Pacht überlassen werden.

Arrest, **Haft**, **Verhaftung**, **Verkümmerung** oder **Beschlag** heißt die unter gerichtlicher Autorität erfolgte Festhaltung eines Menschen (**Personalarrest**) oder einer Sache

(**Realarrest**), auch einer Forderung (**Inhibition**). Der A. wird verfügt als vorgreifliches Sicherungsmittel in bürgerlichen Rechtssachen, damit durch Entfernung des Schuldners oder der zur Befriedigung des Gläubigers dienenden Sache das Recht eines dritten nicht verloren gehe, in Strafsachen, damit sich ein Angeschuldigter der Strafe nicht entziehe, oder damit er durch den A. selbst sein Vergehen büße. In bürgerlichen Rechtssachen heißt derjenige, welcher zu Sicherheit seines Rechts die Beschlagnahme einer Sache oder Forderung oder die persönliche Verhaftung eines andern verlangt, der **Arrestant**; derjenige, dessen Person oder Vermögen angehalten wird, der **Arrestat**. Einem solchen A. muß regelmäßig die Bescheinigung einer gegründeten Forderung an den Arrestaten und die Nachweisung vorangehen, daß der Gläubiger in Gefahr stehe, ohne den A. sein Recht und die Mittel zu seiner Befriedigung zu verlieren, z. B. weil der Schuldner in Abfall der Nahrung gerathen sei. Personalarrest, contrainte par corps, kommt in bürgerlichen Rechtssachen auch als Executionsmittel vor, um den Beklagten zur Erfüllung dessen zu zwingen, was das verurtheilende Erkenntniß ihm auferlegt. Soll er dadurch zu einer unmittelbaren, nur ihm möglichen Leistung angehalten werden, z. B. zur Fortsetzung der Ehe, so läßt sich die Haft als letztes Mittel, wenn Geldstrafen ohne Wirkung auferlegt sind, allerdings rechtfertigen. Sie wird aber auch (nach den ältesten Rechten in größter Ausdehnung) zum Erzwingen von Zahlungen benutzt und hat hier das Bedenken gegen sich, daß mit der persönlichen Freiheit, als einem jeden Vermögenswerth übertreffenden Gute, dem Schuldner viel mehr genommen wird, als dem Gläubiger gebührt. Die Personalexecution ist demnach vielfach, z. B. nach dem franz. Code civil, auf größere Schuldbeträge oder hinsichtlich der möglichen Zeitdauer beschränkt, und selbst in England erklärt sich die öffentliche Stimme immer mehr gegen die ungebührliche Ausdehnung der Schuldhaft. Wegen Wechselschulden ist jedoch fast allenthalben die Personalexecution zulässig. In Strafsachen hat die Polizei allerdings das Recht, Verhaftungen vorzunehmen, wenn Uebertreter auf der That ergriffen werden, oder ein Verbrechen zu verhindern ist. Der Verhaftete, welcher hier «Arrestant» heißt, muß jedoch an das competente Gericht abgegeben werden, und die Gesetzgebung hat dafür zu sorgen, daß auch in dieser Hinsicht niemand seiner Freiheit willkürlich, ohne gegründeten Verdacht eines schweren Vergehens, beraubt werde. In England bürgt dafür die Habeas-Corpus-Acte (s. d.). Der **Criminalarrest** ist entweder Untersuchungs- oder Strafarrest. Ersterer wird nur verhängt zum Zweck der Untersuchung, um einem Angeschuldigten die Flucht unmöglich zu machen oder um Collusionen zu vermeiden. Er soll kein weiteres Uebel zufügen, als dieser Zweck erfordert; mit dieser Forderung ist aber wohl zu vereinigen, daß dem Gefangenen nur unter Vorwissen des Richters Verkehr mit andern, Briefwechsel und Besuche gestattet werden. Der **Untersuchungsarrest** ist keine Strafe und wird nach richterlichem Ermessen, wenn er von dem Untersuchungsgefangenen nicht verschuldet ist, auf die Strafe mit angerechnet. Während desselben kann der Gefangene zu einer Arbeit wider seinen Willen nicht angehalten werden; wol aber geschieht dies im **Strafarrest** nach den Gesetzen der Anstalt. — Bei dem **Militär** ist der A. in neuern Zeiten allgemein an die Stelle der körperlichen Strafen getreten. Er scheidet sich in den weiten, hauptsächlich für die Offiziere bestimmt, wo der Arretirte blos die Verpflichtung hat, nicht aus seinem Quartier zu gehen, daher diese Art auch **Stubenarrest** heißt, und in den engen, der in einem besondern Behältniß auf der Hauptwache, von der Wachtmannschaft abgesondert, zu verbüßen ist. Der sog. strenge A. oder die Lattenstrafe, welche jetzt bei allen Heeren civilisirter Nationen abgeschafft ist, bestand darin, daß der dazu Verurtheilte unbekleidet und vorzüglich ohne Schuhe in ein besonderes Behältniß gebracht wurde, dessen Fußboden aus dreiseitigen, oben zugeschärften Latten bestand, auf welchen zu stehen oder zu liegen unbequem und schmerzhaft war. Mit dem A. war bisweilen noch Entziehung des Lichts verbunden, was die Franzosen cachot nannten.

Arrest (Heinr. Ludw. d'), ausgezeichneter deutscher Astronom, geb. 13. Aug. 1822 zu Berlin, besuchte daselbst das franz. Gymnasium und widmete sich hierauf unter Encke's Leitung dem Studium der Astronomie. Nachdem er seit 1845 als zweiter Assistent an der berliner Sternwarte thätig gewesen, kam er 1848 als Observator nach Leipzig, wo er sich habilitirte und 1852 eine außerordentliche Professur erhielt. Im Herbst 1857 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Astronomie nach Kopenhagen, wo unter seiner Leitung 1860—61 die neue, mit vorzüglichen Instrumenten (darunter ein 16füßiger Refractor) ausgerüstete Universitätssternwarte erbaut wurde. A. hat sich vielfach mit der Auffindung, Beobachtung und Berechnung von Kometen beschäftigt, und vier derselben entdeckt, darunter 1851 einen von

kurzer Umlaufszeit (wieder beobachtet 1857). Zahlreiche Beobachtungen von Planeten, von denen er 1862 die Freia selbst entdeckte, und astron. Untersuchungen mannichfaltiger Art, namentlich über Gegenstände der sphärischen Astronomie, hat er in den «Astron. Nachrichten» mitgetheilt. Mit besonderer Vorliebe hat sich jedoch A. auch der Beobachtung der Nebelflecken zugewendet, und unter anderm die Entdeckung gemacht, daß ein früher beobachteter, vollkommen sicher constatirter Nebelfleck verschwinden kann. Die Ergebnisse seiner sideral-astron. Beobachtungen hat er zum Theil in «Resultate aus Beobachtungen der Nebelflecken und Sternhaufen» (Lpz. 1856) veröffentlicht. Seit einiger Zeit arbeitet er an der Herstellung eines neuen Verzeichnisses der Nebelflecken und Sternhaufen, und hat bei dieser Gelegenheit bisher an 200 neue, in den Katalogen der Herschel noch nicht vorkommende Objecte aufgefunden. Von seinen Schriften sind, außer den Beiträgen zu astron. Zeitschriften sowie den «Berichten» der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und den «Mittheilungen» der kopenhagener Societät, noch zu nennen: «Ueber das System der kleinen Planeten» (Lpz. 1851) und «De instrumento magno aequatorio Havniae erecto» (Kopenh. 1861).

Arresto (Christlieb Georg Heinr.), genannt **Burchardi**, 1764 zu Schwerin geboren, ein beliebter Schauspieler im Fache der heitern Liebhaber und Chevaliers, war an verschiedenen Bühnen Niedersachsens und zu Anfang dieses Jahrhunderts am hamburger Theater angestellt. Später wurde er Director des deutschen Theaters zu Petersburg und zuletzt herzogl. mecklenb. Schauspieldirector. Er starb 1818 in Doberan. A. hat mehrere Stücke geschrieben, unter denen die bekanntesten: «Vergehen und Größe» (1796), «Der feindliche Sohn» (1805) und «Die Soldaten». Letzteres hat sich am längsten und mit Beifall auf dem Repertoire erhalten.

Arrêt (wie das deutsche Arrest von dem der lat. Rechtssprache angehörigen arrestare) heißt in Frankreich überhaupt ein amtlicher Bescheid oder ein Haftsbefehl. Im engern Sinne ist A. das Erkenntniß eines Gerichtshofs letzter Instanz im Gegensatze von jugement, dem appellabeln Erkenntnisse eines Untergerichts. — **Arrêt de réglement** hieß ehedem die Verordnung eines Parlaments oder Conseil supérieur, die in seinem Ressort Gesetzeskraft hatte, aber auch vom betreffenden Parlament oder Conseil abgeändert und aufgehoben werden konnte. Diese Verordnungen wurden im Namen (au bon plaisir) des Königs erlassen, der sie auch, als einziger Gesetzgeber, allerdings in gewissen Formen, selbst zu annulliren vermochte. — **Arrêté** heißen in der Sprache der franz. Verwaltung einestheils die Beschlüsse (décisions) der Maires, Präfecten und Minister, anderntheils die Entscheidungen (jugements) der Präfecturräthe. In Belgien gilt das Wort auch von den Beschlüssen des Königs. — **Arrest of judgment** (Urtheilshinderung) heißt in England das Verfahren, wonach im Civil- wie im Strafproceß die Vollziehung des gesprochenen Urtheils verhindert werden kann, indem der Beklagte nachweist, daß in Erhebung des Thatbestandes, beim Verfahren u. s. w. wesentliche Formenfehler begangen worden, welche den Ausspruch der Geschworenen als falsch erscheinen lassen. Die Einleitung eines neuen Verfahrens ist damit nicht ausgeschlossen.

Arrha (vom griech. Arrhabon), **Angeld**, **Aufgeld**, **Haftgeld**, **Handgeld**, **Toppschilling** ist alles, was gegeben wird, um die Ernstlichkeit eines unwiderruflichen Vertragsschlusses zu versinnlichen (arrha confirmatoria) oder um den frivolen Rücktritt von einem widerruflichen, nicht fest verpflichtenden Geschäfte zu hindern. Gewöhnlich besteht die A. in einem Theile der zu gewährenden Leistung, z. B. einer Abschlagszahlung auf das Kauf- oder Miethgeld, welche später dem Gläubiger mit angerechnet wird; doch kommen auch andere Sachen vor, z. B. Ringe bei Verlöbnissen. (S. **Mahlschatz**). Für die Regel kann derjenige, welcher die A. gegeben hat, durch Verzicht auf dieselbe, oder der Empfänger durch deren Zurückgabe das Geschäft nicht einseitig auflösen, es müßte dies denn ausdrücklich vorbehalten sein, welchenfalls die A. zum **Reugelde** (arrha poenitentialis) wird und, dafern der Empfänger zurücktritt, doppelt zu restituiren ist. Zum Verlust oder zur doppelten Herausgabe der A. ist indessen der Zurücktretende auch selbstverständlich verpflichtet, wenn das Geschäft an und für sich schon keine Klage auf unmittelbare Erfüllung erzeugt, wie z. B. nach röm. und manchen Particularrechten das Verlöbniß.

Arrhenatherum, eine von Palisseau de Beauvois aufgestellte Grasgattung, welche sich von der Hafergattung, Avena, zu der Linné sie zog, nur dadurch unterscheidet, daß ihre stets nur zweiblütigen Aehrchen eine grannenlose Zwitterblüte und eine begrannte männliche Blüte enthalten. Es gehört zu dieser Gattung das sog. **Französische Raygras** oder der hohe **Wiesen-** oder **Glatthafer**, A. elatior, eins der vorzüglichsten Wiesen- und Futtergräser, welches in ganz Deutschland und einem großen Theile Europas auf trockenen und frischen Wiesen häufig vor-

kommt und ein Obergras erster Güte ist. Es treibt aus seiner ausdauernden Wurzel dichte Blätterbüschel und schlanke, 1½ bis 4 F. hohe Halme, welche eine nur während des Blühens ausgebreitete, sonst zusammengezogene Rispe tragen. Die ganze Pflanze ist unbehaart, die Rispe gelblich, glänzend. Das Gras gedeiht besonders üppig auf trockenen Wiesen, welche der Berieselung unterworfen werden, und liefert auf solchen einen reichen Ertrag.

Arria hieß die heldenmüthige Gattin des Römers Cäcina Pätus, der als angeblicher Anstifter einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius 42 n. Chr. zum Tode verurtheilt ward. Als alle Versuche ihres Gatten, sich zu retten, mislungen und endlich, um rühmlich zu sterben, nur der Tod durch die eigene Hand noch möglich war, da ergriff A., die ihrem Gemahl auf der Flucht gefolgt war, den Dolch, stieß sich denselben in die Brust und reichte ihm dann denselben mit den Worten: «Paete, non dolet!» (d. i. Pätus, es schmerzt nicht!) In neuerer Zeit sind die Namen «Arria und Pätus» insbesondere bekannt geworden durch eine der schönsten Gruppen des Alterthums, die sich in der Villa Ludovisi zu Rom befindet, und welche man auf die Geschichte jenes Römerpaars gedeutet hat. Ihrem Stil nach ist die Gruppe jedoch keinenfalls röm. Ursprungs. Wahrscheinlich gehört sie zu jenen großen Schlachtendarstellungen, die Asklepios von Pergamum zur Verherrlichung der von Attalus I. und Eumenes II. über die Gallier erfochtenen Siege ausführte. Das Kunstwerk stellt demnach vielleicht einen Barbarenhäuptling dar, der sich und sein Weib durch freiwilligen Tod vor schmählicher Gefangenschaft rettet. Von neuern Malern ist A. in dem Momente, wo sie den Dolch aus der Wunde zieht, öfter zum Vorwurf von Darstellungen gemacht worden.

Arriānus (Flavius), geb. zu Nikomedia in Bithynien um 100 n. Chr., erwarb sich 136 unter Hadrian die Stelle eines Präfecten von Kappadocien, und zeichnete sich als solcher durch Muth im röm. Heere aus, zog sich aber später von öffentlichen Aemtern zurück und lebte in seiner Vaterstadt den Wissenschaften. Er verfaßte nun in griech. Sprache eine Anzahl von Schriften aus dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Geographie und Taktik, in denen er als der glücklichste Nachahmer des Xenophon erscheint. Als Schüler und Anhänger des Epiktet gab er zunächst dessen «Handbuch der Moral» heraus, und schrieb außerdem «Epiktet's Unterredungen» in acht Büchern, von denen wir aber nur noch die ersten vier besitzen (herausg. von Schweighäuser in «Philosophiae Epicteteae monumenta», 3 Bde., Lpz. 1799; von Korais, 2 Bde., Par. 1827). Besonders wichtig für die Geschichte ist sein Werk in sieben Büchern «Ueber die Feldzüge Alexander's d. Gr.», auch blos «Anabasis» genannt, welches aus den zuverlässigsten, für uns jetzt nicht mehr zugänglichen Quellen geschöpft ist, und durch treue, unparteiische Darstellung der Begebenheiten unter den Geschichtschreibern Alexander's den ersten Rang behauptet. Nach den frühern Herausgebern Blancard und Gronov wurde es am besten bearbeitet von Schmieder (Lpz. 1798), Ellendt (2 Bde., Königsb. 1832), Krüger (Berl. 1835; 2. Aufl. 1851), Geier (Lpz. 1851) und Sintenis (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1860), geographisch erläutert durch van der Chys in dem «Commentarius geographicus in Arrianum» (Leyd. 1828, nebst trefflicher Karte), und ins Deutsche übersetzt von Dörner (6 Bdchn., Stuttg. 1829) und Cleß (Stuttg. 1862 fg.). In engerm Zusammenhange mit diesem Werke steht A.'s «Indische Geschichte», worin glaubwürdige Nachrichten über die Bewohner und Sitten Indiens aus Nearch's Reisebericht mitgetheilt werden (herausg. von Schmieder, Halle 1798). Für die alte Geographie nicht unwichtig ist A.'s Schreiben an Hadrian «Ueber die Umschiffung (Periplus) des Pontus Euxinus» und «Die Umschiffung des Rothen Meeres» (in «Geographi graeci minores» von Hudson, Bd. 1, und Gail, Bd. 3, Par. 1831; bearbeitet von Fabricius, Dresd. 1849). Von seinem «Lehrbuch der Taktik» und seiner «Schlachtordnung gegen die Alanen» ist nur ein Theil noch vorhanden. Beide Stücke sind herausgegeben von Scheffer (Upf. 1664) und Blancard (Amst. 1683). Außerdem gibt es von A. noch eine Abhandlung «Ueber die Jagd» oder «Cynegeticus», zuerst griechisch und lateinisch von Holstenius (Par. 1644), später abgedruckt in Xenophon's «Opuscula politica» von Zeune (Lpz. 1778) und Sauppe (Lpz. 1840). Die beste kritische Ausgabe der histor. Werke A.'s veranstaltete Müller (Par. 1846), die der «Scripta minora» Hercher (Lpz. 1854).

Arriāza y Superviela (Don Juan Bautista de), ein ausgezeichneter span. Dichter, geb. zu Madrid 1770, begann seine Laufbahn in der königl. Marine, in der er diente, bis eine schwere Krankheit, die eine unheilbare Kurzsichtigkeit zur Folge hatte, ihn nöthigte, 1798 den Militärdienst zu verlassen. Schon zwei Jahre früher hatte er sein Dichtertalent durch die Herausgabe eines größern Gedichts auf den Tod des letzten Herzogs von Alba (Madr. 1796) bewährt, und 1797 war die erste Ausgabe seiner «Las primicias, ó coleccion de los pri-

meros frutos poéticos de D. J. B.» erschienen. Zum Legationssecretär bei der Gesandtschaft am londoner Hofe ernannt, vollendete er sein didaktisch-beschreibendes Gedicht «Emilia» (Madr. 1803), zu welchem die Kunstliebe einer Dame (Emilie) und ihr Entschluß, arme, aber talentvolle Waisen zu Künstlern erziehen zu lassen, die Veranlassung gab. Nachdem er sich seit 1805 in Paris aufgehalten hatte, kehrte er 1807 in sein Vaterland zurück. Ein strenger Anhänger des uneingeschränkten Königthums, erklärte er sich gegen den aufgedrungenen König und die Afrancesados wie gegen die Cortes von 1812 und die Anhänger der Constitution, und bekämpfte seine Gegner sowol mit den Waffen des Ernstes wie der Satire. Er ermunterte durch die «Poesias patrióticas» (Lond. 1810; 3. Aufl., Madr. 1815) seine Landsleute zum Kampfe für Unabhängigkeit und nationale Selbständigkeit, und suchte in einer Reihe polit. Flugschriften («Discursos politicos») das System seiner Partei zu vertheidigen. Ferdinand VII. ernannte ihn zu seinem Rath und Cabinetssecretär, dann zum Oficial segundo jubilado im Ministerium des Auswärtigen und zum Kammerherrn. A. starb zu Madrid 1837. Eine Auswahl aus seinen «Poesias liricas» (6. Aufl., Madr. 1829—32) nebst biographisch-kritischen Notizen enthält Ferd. Wolf's «Floresta de rimas modernas castellanas» (Bd. 2). Alle Gedichte A.'s zeichnen sich durch Natürlichkeit, Klarheit, Reinheit und Wohllaut der Sprache, Zierlichkeit der Diction und Leichtigkeit der Versification aus. Aber nicht ganz mit Unrecht hat man ihm vorgeworfen, daß es ihm an Gedankenfülle und Tiefe des Gefühls fehle.

Arrièregarde, Nachtrab, Nachhut, nennt man diejenige Truppenabtheilung, welche bestimmt ist, den Rücken einer andern größern Abtheilung gegen feindliche Angriffe zu decken. Bei einer Abtheilung, welche vorwärts marschirt, bleibt die A., falls man nicht gerade vom Feinde umgeben wird, ohne große Bedeutung; sie dient dann nur, Verlorenes, Beschädigtes zu sammeln, Nachzügler und Marodeurs aufzugreifen. Auf Rückzügen dagegen, besonders nach einem verlorenen Gefecht, ist sie von höchster Wichtigkeit: sie soll den Feind von heftiger Verfolgung abhalten und seine Versuche zu Umgehungen und Seitenangriffen zeitig entdecken. Die A. wird in diesem Falle bei größern Truppenmassen aus allen Waffen zusammengesetzt, deren Verhältniß zueinander von dem Terrain abhängig ist, welches man zu durchschreiten hat. In Ebenen macht man die A. vorzüglich stark an Reiterei und reitender Artillerie, in coupirtem Terrain und wo Positionen festgehalten werden können, herrscht Infanterie und Fußartillerie vor. Immer verwendet man zur A. die zuverlässigsten und die Truppen, welche am wenigsten gelitten haben. Ihre Stärke beträgt ein Viertel bis ein Drittel des Ganzen. Die meiste Schwierigkeit macht in der Regel die Bestimmung der Entfernung vom Gros. Ist diese zu groß, so wird die A. leicht umgarnt; ist sie zu klein, so wird das Gros in einen feindlichen Angriff mit verflochten. In coupirtem Terrain und Défilés kann die Entfernung größer sein; in Ebenen, zahlreicher Cavalerie gegenüber, zieht man sich oft ganz an das Gros heran. Gewöhnlich handelt es sich bei Arrièregardengefechten um die Behauptung der Straßen, auf denen das Gros retirirt. Der Kampf wird sich daher hauptsächlich um einzelne Zugänge, Dörfer, Waldstrecken und sonstige Défilés drehen. Die Artillerie vertheidigt die Straßen und das Terrain zu beiden Seiten derselben; Infanterie und Cavalerie dienen zur Unterstützung und zur Hinhaltung des Gefechts. Der Zweck eines Arrièregardengefechts bleibt immer, Zeit zu gewinnen; nur muß das Gefecht blos in dem Maße engagirt werden, daß ein Abbrechen zu jeder Zeit noch möglich bleibt. Der Abzug geschieht dann successiv. Am besten erreicht eine A. ihren Zweck, wenn sie den Feind bei Tage festhält und die Nacht zum raschen Rückzuge benutzt. Einige Stunden vor eintretender Dunkelheit ist deshalb die beste Zeit zur Einleitung des Gefechts. Beispiele rühmlicher Arrièregardengefechte und aufopfernder Hingebung dabei gaben unter andern: 1622 nach der Schlacht bei Wimpfen die 400 Bürger aus Pforzheim unter ihrem Bürgermeister Deimling; der General Slange, welcher 1641 Banér's Rückzug von Regensburg nach Böhmen deckte; die Cavaleriebrigade, welche 1809 den Rückzug des Erzherzogs Karl über die Donau bei Regensburg deckte; Radetzky's leichte Brigade 1805 bei Lambach; die Division Claparède 1812 an der Beresina.

Arrighi di Casanova (Jean Toussaint), Herzog von Padua, geb. 8. März 1778 zu Corte auf Corsica, ein Verwandter der Bonaparte'schen Familie, trat sehr jung in die franz. Armee und begleitete 1797 Joseph Bonaparte als Gesandtschaftssecretär der Republik nach Rom, wo er Zeuge von der Ermordung des Generals Duphot war. Sodann wohnte er der Expedition nach Aegypten bei, während welcher er zum Kapitän emporstieg und bei St.-Jean-d'Acre eine schwere Verwundung erlitt. Nach der Schlacht bei Marengo wurde er Escadronchef und nach der bei Austerlitz Brigadegeneral. Auf dem Schlachtfelde von Friedland ernannte ihn Napoleon

zum General, und bald nachher erhob er ihn zum Herzog von Padua. Als Divisionsgeneral focht er 1809 bei Eßlingen und Wagram. Als Napoleon den Zug nach Rußland antrat, übertrug er A. den Befehl über die aus Nationalgarden organisirten Cohorten, welche die franz. Küsten gegen die Angriffe der Engländer schützen sollten. Im Frühjahr 1813 hatte er als Commandant des 3. Cavaleriecorps der großen Armee Leipzig zu decken und das linke Elbufer von feindlichen Streifpartien rein zu halten. Doch machten sich ihm Tschernitschew, Lützow und Colomb sehr gefährlich, die sogar mit dem Plane umgingen, ihn vor Leipzig anzugreifen. Am 7. Juni erschien Tschernitschew mit zwei Colonnen vor der Stadt und hatte schon den Angriff begonnen, als A. durch die eben eingetroffene Botschaft von dem inzwischen abgeschlossenen Waffenstillstande vom Feinde befreit wurde. Ungeachtet des Waffenstillstandes ließ A. 17. Juni 1813 das Lützow'sche Freicorps durch Fournier bei Kitzen überfallen. Während der Schlacht bei Leipzig commandirte er das 3. Cavaleriecorps und vertheidigte dann die Vorstädte. In Frankreich zeichnete er sich 1814 bei der Vertheidigung des Passes von Nogent aus. Nach seiner Rückkehr von Elba schickte ihn Napoleon als außerordentlichen Commissar nach Corsica, um dort alles wieder auf den alten Fuß zu setzen. A. war einer der entschiedensten Anhänger Napoleon's, und vollzog die Befehle desselben mit verschärfter Strenge. Nach Napoleon's Fall durch das Decret vom 24. Juli 1815 aus Frankreich verbannt, wandte er sich nach Triest. 1820 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr; doch lebte er fast immer in Italien. 1849 wurde er in Corsica als Abgeordneter in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er eifrig das bonapartistische Interesse vertrat. Im Nov. desselben Jahres ernannte ihn Ludwig Napoleon zum Generaldirector der Posten, nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zum Mitgliede der sog. Consultativcommission, 1852 zum Senator und Gouverneur des Invalidenhauses. Als solcher starb er 21. März 1853. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Grafen Montesquieu hinterließ er den Sohn Ernest Louis Henri Hyacinthe A. di Caianova, geb. 26. Sept. 1814, der den Titel eines Herzogs von Padua erbte. Derselbe war anfangs Artillerieoffizier, nahm aber aus Abneigung gegen die Bourbonen den Abschied. 1849 ernannte ihn Ludwig Napoleon zum Präfect von Versailles, 1852 zum Requetenmeister im Staatsrath und 23. Juni 1853 zum Senator. Im Mai 1859 übernahm er das Ministerium des Innern, mußte jedoch dieses Amt schon 1. Nov. desselben Jahres an Billault überlassen. Später ward A. Mitglied des Generalraths für das Depart. Seine-Oise.

Arroba, ein in Spanien, Portugal, Brasilien und den ehemaligen span. und portug. Colonien gebräuchliches Handelsgewicht, von dem jedoch an mehrern Orten verschiedene Arten in Anwendung sind. In Spanien begriff vor Einführung des franz. Maßes (1855) die A. 25 castilische Libras oder Pfund und entsprach somit 23,0063 deutschen Zollpfund oder 24,595 preuß. Pfund. Vier solche Arroben machten den gesetzlichen span. Quintal oder Centner von 100 Pfd. aus. Außerdem heißt A. in Spanien auch ein Flüssigkeitsmaß, das aber nach den einzelnen Provinzen abweichend ist. Die castilische größere A. (A. mayor de vino) oder Cantara für Wein und Branntwein umfaßt 14,095 preuß. Quart. Oelmaß ist die castilische kleine A. (A. menor de aceyte) oder Oel-A. (A. de aceyte), ursprünglich ein Gewicht von 25 span. Pfund. Die portug. und brasilian. A. begreift 32 Arrateis oder portug. Pfund und entspricht 22,95 deutschen Zollpfund oder 24,535 preuß. Pfund, ist also nur wenig kleiner als die ehedem gesetzliche span. A.

Arröe oder **Aeröe**, eine zu Schleswig gehörige, unter dem Amte Norburg auf Alsen stehende Insel, 2 M. östlich von Alsen und 1½ M. südlich von Fünen, zählt auf 1½ Q.-M. 11418 E. und bildet das volksdichteste Gebiet von ganz Schleswig. Die Insel ist hoch, hügelig, außerordentlich fruchtbar und jetzt gänzlich von ihren frühern Waldungen entblößt. Ein seichter Fjord, Gravesteen Noer genannt, schneidet tief von N. her ein und theilt die Insel in zwei Theile, die nur durch eine sehr schmale Nehrung zusammenhängen. Die Küsten sind in N. und O. wegen der Untiefen unzugänglich, im S. und W. hoch, steil und, weil die schmale Uferkante mit großen Steinen bedeckt ist, ohne Landungsstelle. Nur an der Nordwestspitze Sköldnäs, wo das Kirchdorf Söbye liegt, ist das Meer nicht nur tief, wie im S. und W., sondern auch die Anfahrt ohne Hindernisse. Bedeutender als die Stadt Aeröeskjöbing oder Arröeskjöbing mit 1713 E. ist der Flecken Marstall, mit einem Winterhafen und 2590 E., welche nicht unbedeutende Frachtfahrt, Rhederei und Fischerei treiben. 1749 wurde die Insel an König Friedrich V. von Dänemark verkauft. Nicht zu verwechseln ist A. mit der zu Schleswig, und zwar zu dem Amte Hadersleben gehörigen Insel Aaröe (s. d.) im Kleinen Belt.

Arrogation, s. Adoption.

Arrom (Cecilia), s. Böhl von Faber.

Arrondirung, Zurundung, Ackerumsatz, Schiftung, Austauschung, Consolidation. Mancherlei Umstände, namentlich die durch unbeschränkte Theilbarkeit der Grundstücke hervorgerufenen Zerstückelungen haben es im Laufe der Zeit dahin gebracht, daß in manchen Ländern der Grundbesitz der Bauern und Landwirthe überhaupt häufig aus vielen zerstreuten, weit voneinander entlegenen, oft wenige Ruthen großen Stücken besteht, die nur mit Mühe und großem Aufwande an Zeit und Kosten genutzt werden können und deshalb von verhältnißmäßig geringerm Werthe sind. In diesem Fall empfiehlt sich die gegenseitige Austauschung der Grundstücke, die Zusammenlegung der einzelnen Parcellen eines Besitzers, die Abrundung des Grundbesitzes der sämmtlichen ländlichen Eigenthümer einer so zerstückten Gemeindeflur. Da indeß derartige Austauschungen beim Widerspruch selbst eines sehr kleinen Bruchtheils aller Besitzer eines Gemeindebezirks unmöglich oder mindestens schwierig sind, so finden sie nur sehr selten statt, wenn nicht der Staat ein Consolidationsgesetz erläßt und durch dasselbe die überwiegende Mehrheit der Besitzer berechtigt, die A. zu fordern. Solche Consolidationsgesetze sind bereits in mehrern Staaten Deutschlands, z. B. in Nassau, zu Stande gekommen und haben dort recht nützlich gewirkt, indem sie den Reinertrag und damit den Werth der Grundstücke bedeutend hoben, Meliorationen, z. B. Bewässerungen, möglich machten und viele Feldwege beseitigten. Der Widerspruch gegen die A. gründet sich oft ausschließlich auf Vorurtheile; doch liegen demselben häufig auch berechtigte Bedenken zu Grunde. Nur derjenige, welcher viele Parcellen besitzt, hat bei der A. wesentliche Vortheile zu erwarten, während der kleine Besitzer eher Schaden leiden und dennoch alle Unbequemlichkeiten und Kosten der Ausführung mit tragen muß. Die zahlreichen kleinen Parcellen einer Flur gestatten dem Minderbegüterten, nach und nach durch Ankauf seinen Grundbesitz zu vergrößern, was nach der A. nicht mehr möglich ist. Während der Dauer des Arrondirungsverfahrens werden ferner die Aecker leicht verwahrlost, weil der zeitige Besitzer, da er sie austauschen soll, nichts mehr auf sie verwenden mag, u. s. w. Dennoch sind im ganzen die Vortheile der A. als überwiegende zu betrachten, und es ist nur nothwendig, durch das Consolidationsgesetz dafür Sorge zu tragen, daß bei der Bonitirung der Parcellen und der Aufstellung des Arrondirungsplans sorgfältig und gerecht verfahren werde. — Wie die Abrundung des Privatbesitzes, so ist auch die A. des Staatsgebiets von großer Wichtigkeit. Hier kann oft eine kleine Erwerbung, die den natürlichen Zusammenhang herstellt, Unbequemlichkeiten beseitigt, die militärische Vertheidigung, die Grenzbewachung, das Handelssystem begünstigt, von außerordentlichem Nutzen sein und den Werth des Ganzen beträchtlich erhöhen. Die Arrondirungspolitik, zu der man besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. eine Zeit lang überging, war ein Vorschritt im Verhältniß zu der bloßen Eroberungspolitik, welche sich mit Erwerbungen belastete, die keinen Nutzen versprachen und sich nicht auf die Dauer behaupten ließen. — Arrondissement, d. i. ein abgerundeter, in sich geschlossener Landstrich, Bezirk, ist in Frankreich der Name für die Unterabtheilungen der Departements, zu Paris für die einzelnen Quartiere der Stadt.

Arrosement (franz.) oder Arrosirung, d. i. Befeuchtung, Anfrischung, bezeichnet metaphorisch eine nachträgliche Zahlung, um den Nutzen einer frühern Zahlung zu sichern, z. B. wenn die Theilhaber an einer Actienunternehmung bei Unzulänglichkeit des veranschlagten Kapitals noch etwas auf jede Actie nachzahlen müssen. Für eine solche Arrosirung (Arrosirungsanlehen) gab sich unter andern die 1805 und 1809 in Oesterreich vorgenommene Finanzoperation aus, wonach die Inhaber von Staatsschuldscheinen, um nicht ihr Forderungsrecht und den Zinsanspruch zu verlieren, einen verhältnißmäßigen Nachschuß machen mußten, der aber mit verzinst wurde.

Arrowroot, auch Westindischer Salep, Pfeilwurzelmehl genannt, ein feines Stärkemehl, in den langen, fingersdicken, gegliederten und fast weißen Wurzelstöcken einiger zu der Gattung Maranta gehörenden Pflanzen enthalten. Es wird zuweilen als leichtverdaulicher Stoff von den Aerzten verordnet. Auch das Cassavamehl verkauft man zuweilen unter diesem Namen. Die häufigen Verfälschungen des A. durch anderes Stärkemehl erkennt man, indem man die Masse in Wasser auflöst. Ist eine Mischung vorgegangen, so schwindet der eigenthümliche Geruch des A., und beim Erkalten erscheint die Substanz nicht gallertartig, sondern meist kleisterig. In Betreff seiner Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit hat das A. nichts vor dem Weizenmehl voraus.

Arrowsmith (Aaron), verdienter engl. Kartograph, wurde zu Winston in der Grafschaft Durham 14. Juli 1750 geboren und kam 1770 nach London, wo er einen Kartenverlag

gründete, der unter seiner Aufsicht zu hoher Blüte gelangte. Es gingen aus demselben über 130 Atlanten und größere Karten hervor, die, obwol in neuerer Zeit durch die Arbeiten von Berghaus, Petermann und Kiepert übertroffen, sich durch eine bis dahin unerreichte Genauigkeit und Deutlichkeit des Stichs auszeichneten und namentlich für die Hydrographie bedeutenden Werth haben. Besondere Erwähnung verdient die Weltkarte nach Mercator's Projection (1790 und 1794), die er mit Erläuterungen begleitete; die große Karte von Schottland (1807), wozu er ein «Memoir relative to the construction of the map of Scotland» (Lond. 1809) herausgab, und der «General Atlas» (1817). Nach seinem Tode erschien von ihm eine Denkschrift: «Geometrical projection of maps» (Lond. 1825), in welcher er die Resultate seiner langjährigen Erfahrung niederlegte. Er starb in London 23. April 1823. — A. (John), Sohn des vorigen, hat sich gleichfalls als Kartograph einen Namen erworben, unter anderm durch den «London Atlas of universal geography» (1832—37). Von ihm rühren auch die in den meisten engl. Unterrichtsanstalten eingeführten Schulatlanten («Atlases of ancient and modern geography») her. Außerdem lieferte er die Karten zu zahlreichen neuern Reisewerken, als zu Leichhardt's Expedition nach dem Innern Australiens (1841), Livingstone's Untersuchungen im südl. Afrika (1857) u. a.

Arruinseln heißt die südöstlichste Inselgruppe des Indischen Archipels und der niederl. Besitzungen in demselben, südlich von dem westl. Theile Neuguineas gelegen. Die Gruppe besteht aus einer großen, etwa 17 M. langen und 11 M. breiten Insel von unregelmäßiger, oblonger Gestalt und etwa 80 kleinen Eilanden, die man zusammen auf 115 Q.-M. schätzt. Die erstere, Tanna-Busar oder das Hauptland genannt, wird in ihrer ganzen Breite von O. gegen W. durch drei abwechselnd zwischen 800—2000 F. breite, flußartig gewundene Kanäle durchschnitten und so in vier Theile zerlegt. Der nördl. Kanal, der 9½ M. lange, 60—90 F. tiefe Watelai, hat seinen Eingang 5½ M. südöstlich von dem Handelsplatze Dobbo, im südl. Winkel einer ausgedehnten Bucht. Das Land zwischen den beiden andern Querkanälen Vorkai und Maykor ist eben und sumpfig, das im S. des letztern gelegene felsig und bergig. Mit Ausnahme der mittlern Abtheilung ist überall trockener, wellenförmiger Boden, hin und wieder von Schluchten durchschnitten und mit steilen, jedoch kaum 200 F. hohen Hügeln besetzt. Das in den Schluchten zu Tage tretende Gestein ist theils weicher und leichtzerreiblicher, theils fester und krystallinischer Korallenkalk. Von den kleinen Eilanden liegen nur Wamma, Pulo-Babi und einige andere im W. der Hauptinsel, Ongia und Wassin im NW., alle übrige längs der Ostküste bis auf 4⅓ M. von ihr entfernt, in einer ganz flachen See, welche voll Korallenbildungen ist und reich an Perlmuscheln, dem Haupthandelsartikel der Inseln. Alle sind mit dichter, hochstämmiger Waldung bedeckt. Die eigenthümliche Gestaltung des kleinen Archipels und die Uebereinstimmung seiner Thierwelt mit derjenigen von Neuguinea hat es dem neuesten Untersucher (Wallace) wahrscheinlich gemacht, daß die Inseln ursprünglich ein Theil von Neuguinea, und zwar das Mündungsland der jetzt an dessen gegenüberliegender Küste mündenden Flüsse Utanata und Wakan gewesen, durch Niedersinken des Zwischenlandes aber getrennt worden seien. In diesem Falle dürften sie nicht zum Indischen Archipel gerechnet werden. Von den sämmtlichen Inseln waren 1850 nur 19 bewohnt, und die Bevölkerung, meist Alfuren, belief sich auf 13000 Köpfe. Die Gegenstände der Ausfuhr sind Tripang, Schildpatt, Perlen und Perlmutter; die der Einfuhr Arak, Reis, Opium, Woll- und Baumwollzeuge, Eisen-, Stahl- und Kupferwaaren, Gewehre, Pulver u. s. w. Vgl. Wallace in den «Proceedings» der Londoner Geographischen Gesellschaft von 1858.

Arsaciden ist der Name der Könige des Parthischen Reichs, das nach der gewöhnlichen Annahme 256 v. Chr. durch Arsaces I. begründet ward, indem derselbe die Landschaft Parthien (s. d.) von der Herrschaft der Seleuciden befreite und das günstiggelegene Hekatompylos zur Hauptstadt seines neugebildeten Reichs erhob. Er vererbte letzteres 253 v. Chr. auf seinen Bruder Arsaces II. Tiridates, der die parthische Macht gegen Syrien 238 durch seine Siege über Seleukos Kallinikos befestigte und nach 37jähriger Regierung 216 starb. Ihm folgten Arsaces III. Artabanus I. (gest. 196), Arsaces IV. Phriapatius (gest. 181) und Arsaces V. Phraates I. (gest. 144), worauf des letztern thatkräftiger Bruder Arsaces VI. Mithridates I. zur Regierung gelangte, welcher alle Länder zwischen Indus und Euphrat seiner Herrschaft unterwarf, das Parthische Reich zu einem Weltreiche erhob und als der bedeutendste unter allen A. 136 starb. Sein Sohn Arsaces VII. Phraates II., gest. 127, befreite durch seinen Sieg über Antiochos Sidetes (131) das Parthische Reich auf immer von den Angriffen der syr. Könige. Dagegen beginnen um diese Zeit die Kriege mit den Nomadenvölkern des Innern

Asiens, welche erst durch wiederholte Siege Arsaces IX. Mithridates' II. (gest. 87), mit dem Beinamen des Großen, beendet wurden. Letzterer erhielt jedoch im W. einen neuen mächtigen Rivalen an Tigranes I., König von Armenien; auch kam er 92 zum ersten mal mit den Römern in Berührung. Nach dem Untergange des Reichs von Pontus (69), während der Regierung des Arsaces XII. Phraates III., wurden die Parther und Römer Grenznachbarn, was nun zu wiederholten Kämpfen zwischen beiden Nationen Veranlassung bot. Der erste röm.-parthische Krieg wurde 53 v. Chr. von Arsaces XIV. Orodes I. (gest. 37 v. Chr.) gegen Crassus geführt, welchem bald darauf ein zweiter zwischen Arsaces XV. Phraates IV. (gest. 4 n. Ch.) und Antonius folgte. Unter den spätern A. hatte Arsaces XXIII. Vologeses I. (gest. 90), in den J. 56—64 n. Chr. wegen Armenien einen mislichen Krieg mit den Römern zu führen. Arsaces XXV. Chosroes I. (gest. 121) verlor infolge unglücklicher Kämpfe gegen Kaiser Trajan (115 und 116) Mesopotamien und Assyrien, welche Länder er jedoch bereits 117 unter Hadrian wieder erlangte. Arsaces XXVI. Vologeses II. (gest. 192) und Arsaces XXVIII. Vologeses III. (206—9) führten ebenfalls nachtheilige Kriege mit den Römern, ersterer mit L. Verus, letzterer mit Severus. Der letzte Arsacide, Arsaces XXIX. Artabanos IV., wurde endlich durch Artaxerxes (Ardeschir), Stammvater der Sassaniden, 226 n. Chr. vom Throne gestürzt, und das Parthische Reich, an dessen Stelle nun das Neupersische trat, damit vernichtet. Vgl. Baillant, «Arsacidarum imperium» (2 Bde., Par. 1725); Longpérier, «Sur les monnaies des rois Arsacides» (Par. 1854).

Arsamas, Kreisstadt und bedeutender Fabrikort im russ. Gouvernement Nishnij-Nowgorod, 15 M. im S. von Nishnij-Nowgorod, an der Tjescha und Arscha. Der Ort zählt 10350 E., hat 34 steinerne Kirchen, mehrere Klöster und Schulen, 19 Gerbereien, die für 167000 S.-Rubel Waaren liefern, ferner mehrere Seifensiedereien, Leinwandfabriken, Wachsbleichen, Ziegelhütten und beträchtlichen Handel mit Leder, Leinwandwaaren und Schaffellen. Das Alexejewski-Kloster, vom Zar Michael Feodorowitsch gestiftet, bildet eine kleine Stadt für sich mit drei Kirchen. Die Nonnen dieses Klosters sind sehr fleißig in Kunst-, Handwerks- und Fabrikarbeiten, in Fertigung von Heiligenbildern, Schnitzereien, Vergoldungen, besonders aber berühmt wegen ihrer Gold- und Silberstickereien für geistliche Gewänder, die bis Konstantinopel, Jerusalem und China ausgeführt werden. Die Kathedrale von A. ist 1812—41 für 800000 S.-Rubel nach dem Muster der Isaakkirche von Kaufleuten der Stadt erbaut, die Gemälde der Bilderwand im altruss. Stil, die Fresken nach westeurop. Vorbildern von einheimischen Leibeigenen ausgeführt. In der Nähe der Stadt liegt das dem Fürsten Soltikow gehörige Dorf Wisenä, welches berühmte Stiefel- und Schuhfabrikation und sehr reiche Bauern hat, die großartige Handelsgeschäfte treiben. Auch liegen im Kreise A. die Dörfer Krasnoje-Selo und Woskresensk, in welchen Filz und Filzdecken in großer Menge verfertigt werden.

Arschin, die russ. Elle, eingetheilt in 16 Werschock, ein Maß von 28 russ. oder engl. Zoll. 1 A. = 0,7112 franz. Meter, 1,0662 preuß., 1,2567 leipziger, 0,9127 wiener, 0,8536 bair. Ellen.

Arsenal, Zeughaus, ist ein Gebäude, in welchem das Kriegsmaterial an Geschützen, Waffen, Fuhrwerken und sämmtlichen Ausrüstungsgegenständen aufbewahrt wird. Man unterscheidet Land- und Seearsenale, je nachdem sie für die Armee oder die Flotte bestimmt sind. Meist werden die großen Werkstätten, Geschützgießereien u. s. w. mit den A. vereinigt und die für die Marine mit ihren Etablissements (Werften, Reepschlägereien u. s. w.) in Kriegshäfen angelegt.

Arsenik oder Arsēn (von dem griech. arsenikos, männlich, kräftig, wegen der heftigen, giftigen Wirkungen seiner Verbindungen) ist ein theils gediegen, theils vererzt, d. h. mit andern Stoffen chemisch verbunden vorkommendes Metall. Das reine, gediegene Metall ist stahlgrau, stark glänzend, läuft aber an der Luft bald schwarz an, indem es der Sauerstoff oberflächlich zu Suboxyd oxydirt. Es ist spröde, auf dem Bruche krystallinisch blätterig, 5,7 bis 5,9 mal schwerer als Wasser, und an dem namentlich beim Erhitzen stark hervortretenden Knoblauchgeruche leicht zu erkennen. Bei 180° C. fängt es an sich zu verflüchtigen, und bei schwacher Rothglut sublimirt es vollständig, ohne vorher zu schmelzen. In geschlossenen Gefäßen, aus denen sein Dampf nicht entweichen kann, ist es jedoch zum Schmelzen zu bringen. Künstlich wurde das Arsen zuerst von Schröder (1694) rein dargestellt aus arseniger Säure. Jetzt bereitet man es, indem man eine Verbindung des Arsens mit Eisen, den Arsenikalkies, in langen, irdenen, aufrechtstehenden Cylindern erhitzt und in deren Oeffnung einige Zoll tief ein zusammengerolltes Eisenblech schiebt, auf welchem sich das Metall als krystallinisches Sublimat absetzt.

Von den im Mineralreiche vorkommenden Arsenikverbindungen sind, abgesehen von dem

Scherbenkobalt oder Fliegenstein genannten, mehr oder weniger rein vorkommenden Arsenmetalle selbst, die wichtigsten: der schon erwähnte Arsenikalkies oder das Arseniteisen, welches kleine, silberweiße Krystalle bildet; der silberweiße, graue oder gelbliche Arsenikkies (Mispickel); das Arsenikbleierz, eine Verbindung des arsensauren Bleies mit Chlorblei; die Arsenikblüte, aus arseniger Säure bestehend; der Arsenikglanz, eine Verbindung von Arsen mit Wismut; der Arsenikkobalt, welcher zur Darstellung der blauen, Smalte genannten Kobaltfarbe dient; der Arseniknickel, wichtig für die Darstellung des Nickelmetalls. Das aus Arsen und Silber bestehende Arsenikrothgültigerz wird als eins der reichsten Silbererze geschätzt. Die natürlichen Schwefelverbindungen des Arsens sind: die rothe Arsenikblende (Arsenikrubin, Realgar) und die gelbe Arsenikblende (Rauschgelb, Operment, Auripigment); beide werden auch künstlich dargestellt. Die Arsensäure kommt in der Natur verbunden vor mit Nickeloxyd als Nickelblüte, mit Kobaltoxyd als Kobaltblüte, mit Kupferoxyd in sehr vielen Mineralien, wie Kupferglimmer, Linsenerz u. s. w., mit Bleioxyd als Arsenikbleierz und mit Eisenoxyd und Eisenoxydul als Würfelerz.

Von den künstlich dargestellten Verbindungen des Arsens sind, außer den auch künstlich erzeugten Schwefelverbindungen desselben, dem Realgar und Operment, die wichtigsten: die Verbindungen mit dem Sauerstoff, nämlich die arsenige Säure und die Arsensäure sowie eine Anzahl Salze dieser Säuren. Die **arsenige Säure**, welche weniger Sauerstoff enthält als die Arsensäure, entsteht durch Einwirkung von verdünnter Salpetersäure auf metallisches Arsen. Man erhält sie oft als Nebenproduct beim Rösten arsenhaltiger Kobalt-, Nickel-, Zinnerze in großer Menge, oder aber durch Rösten des zerpochten Arsenikal- oder Arsenikkieses in niedrigen, backofenähnlichen Herden, die durch Abzugskanäle mit mehrern neben- und übereinander befindlichen Verdichtungskammern (Giftfänge, Giftthurm) in Verbindung stehen. In diesen Giftfängen verdichtet sich die pulverförmige arsenige Säure (Arsenikmehl, Giftmehl). Diese wird nochmals gereinigt, indem sie in gußeisernen, mit Aufsätzen von Eisenblechcylindern versehenen Kesseln erhitzt wird. Dadurch sublimirt sie, verdichtet sich an den Wänden der Cylinder und schmilzt zu einer glasähnlichen Masse, dem weißen Arsenikglas, die jedoch nach einiger Zeit undurchsichtig porzellanartig wird. In dieser Form oder zu Pulver gemahlen kommt sie unter dem Namen **Weißer A.** in den Handel. Die glasartige arsenige Säure ist amorph, die porzellanartige aber fein krystallinisch; auch ist letztere etwas leichter und löst sich schwerer im Wasser als erstere. Ueberhaupt löst sich die arsenige Säure nur schwer im Wasser, leichter in andern Säuren. Löst man glasartige arsenige Säure in Salzsäure und stellt sie zum Krystallisiren in einen dunkeln Raum, so kann man beim Anschießen eines jeden Krystalls einen lebhaften Lichtblitz wahrnehmen. Von den arsenigsauren Salzen ist das schon seit alten Zeiten als Heilmittel gebräuchliche arsenigsaure Kali zu erwähnen (Solutio arsenicalis Fowleri) sowie mehrere als Farbstoffe dienende Verbindungen desselben mit Kupferoxyd. Die **Arsensäure** erhält man beim Kochen der arsenigen Säure oder des Arsens mit starker Salpetersäure oder Königswasser. Man gewinnt sie beim Abdampfen als weißes, im Wasser lösliches Pulver. Sie ist weniger giftig als die arsenige Säure, erzeugt aber auf der Haut Blasen und heftige Geschwülste, die jedoch durch Kalkwasser in kurzer Zeit gedämpft werden. Zu erwähnen ist noch eine gasartige, äußerst giftige Verbindung des Arsens, der **Arsenwasserstoff**, welcher sich bildet, wenn Arsen oder viele seiner Verbindungen mit Zink und verdünnten Säuren in Berührung kommen, sowie zwei ebenfalls sehr giftige organische Verbindungen des Arsens, das **Kakodyl** und **Kakodyloxyd**. (S. **Alkarsin.**)

Die technischen Verwendungen des Arsens und seiner Verbindungen sind sehr mannichfaltig. Ein wenig Arsen verleiht den Kupferzinnlegirungen hohen Glanz und starke Politurfähigkeit. Man hat es daher dem Spiegelmetall, wie es zu Teleskopenspiegeln u. s. w. gebraucht wird, zugesetzt. Bei der Schrotfabrikation wird Arsen dem Blei zugesetzt, weil dieses dann leichter runde Körner gibt. Von den Schwefelverbindungen des Arsens wendet man das Realgar (s. d.) zur Bereitung eines mit intensiv weißem Lichte brennenden Feuerwerksatzes und als rothe Malerfarbe an. Man bereitet es daher auf den Arsenikhütten in größern Massen unter dem Namen «rothes» Arsenikglas. Das Auripigment (s. d.) ist, mit arseniger Säure vermischt, in einer gelben Malerfarbe enthalten, die man auf den Hütten als «gelbes» Arsenikglas bereitet. Die arsenige Säure findet Anwendung bei der Fabrikation des Email, welches durch Zusammenschmelzen eines bleioxydhaltigen Glases mit Zinnoxyd, Antimonoxyd oder arseniger Säure erhalten und zum Ueberzuge mancher Gegenstände, z. B. der kupfernen Zifferblätter der Uhren, benutzt wird. Ferner wird die arsenige Säure als Mittel gegen die Fäulniß animalischer und

vegetabilischer Stoffe gebraucht, z. B. zur Conservirung der Thierbälge in zoologischen Sammlungen und zur Imprägnirung von Bauholz. Auch dient sie als Gift gegen schädliche Thiere und als Heilmittel. Die Arsensäure findet in der Zeugdruckerei massenhafte Anwendung als Beize. Außerdem liefern einige Arsenikverbindungen sehr prächtige und dauerhafte Farben, die zudem sehr wohlfeil herzustellen, aber leider äußerst giftig sind. Zu den gebräuchlichsten Farben dieser Art gehören: Scheele'sches Grün (arsenigsaures Kupferoxyd), Schweinfurter Grün (eine Verbindung von arsenigsaurem mit essigsaurem Kupferoxyd) und die schon erwähnten Schwefelverbindungen Auripigment und Realgar. Insbesondere werden die beiden ersten häufig zum Anstreichen und Malen der Wohnzimmer sowie zur Tapetenfabrikation verwendet, und finden sich überhaupt in den meisten grünen Farben, die man im Handel führt, so im Schwedisch-, Wiener-, Mineral- und Berggrün. Auf die Gefährlichkeit nicht allein der Fabrikation solcher farbiger Stoffe, sondern auch des Aufenthalts in Räumen, die mit dergleichen Farben ausgemalt oder tapezirt sind, ist wiederholt, doch mit wenig Erfolg aufmerksam gemacht worden. Man hat gegen die Warnung eingehalten, daß die Arsenikfarben, wären sie nur auf der Wand oder den Tapeten gehörig befestigt, die Atmosphäre der Zimmer nicht vergiften könnten. Indeß wurden von den tüchtigsten Aerzten zahlreiche und unzweifelhafte Arsenikvergiftungen infolge der Anwendung jener Farben in Zimmern nachgewiesen, und die Chemiker haben die Anwesenheit von giftigen Arsenikverbindungen in dem Staube also decorirter Zimmer unumstößlich constatirt. Schon in einigen Gran des Zimmerstaubes, bei dessen Ansammlung man sorgfältig vermied, die Wände selbst zu berühren, sind durch die Marsh'sche oder andere Arsenikproben beträchtliche Mengen des Arsenikgifts nachgewiesen worden. Doch nicht blos in grünen Farben findet sich Arsenik, sondern auch in manchen andern, besonders in grauen Farben, die durch Mischung mit arsenikhaltigem Grün hergestellt werden. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß das A. nicht blos als Staub, sondern geradezu in gasförmigen Verbindungen sich der Zimmerluft mittheilt. Man braucht nur an die flüchtigen Verbindungen desselben: Arsenchlorid, Arsenwasserstoff und Alkarsin, zu denken, und wenn man dieselben auch noch nicht in der Zimmerluft hat nachweisen können, so ist es hiermit ja ganz derselbe Fall wie mit den Bleivergiftungen, die sich schon oft nach bloßem Verweilen in mit frischem Bleiweißanstrich versehenen Räumen gezeigt haben, ohne daß es bisjetzt gelungen wäre, in solchen Räumen Bleiverbindungen in der Luft nachzuweisen. Noch gefährlicher aber ist die Verwendung der Arsenikfarben zu manchen andern Zwecken, z. B. zum Bemalen von Kinderspielzeug, zum Färben und Drucken der Kleiderstoffe, besonders der zu Ballkleidern gebrauchten Tarlatane. Auf einem 9 Quadratzoll großen Stück dieses Zeuges, welches etwa 20 Gran wiegt, kann man 5 und mehr Gran Arsenikfarbe finden, die nur sehr lose, etwa mit Stärke oder Mehlkleister, darauf befestigt ist, sodaß schon Reiben oder Aufweichen in kaltem Wasser die Farbe gänzlich ablöst. Aehnlich ist es bei den schönen grünen Blättern der künstlichen Blumen. Auch bei der Herstellung grüner Wachskerzen verwendet man Arsenikfarbe. Davy fand in 90 Gran grünen Wachses 1 Gran arsenige Säure, die also bei der Verbrennung sich im Zimmer verbreiten muß. Sogar bei der Herstellung gefärbter Zuckerwaaren hat man sich gewissenlos der Arsenikfarben bedient.

Der Nachweis der Anwesenheit des Arsens ist bekanntlich in der gerichtlichen Medicin bei Erörterung von Arsenikvergiftungen sehr wichtig. Von den verschiedenen Methoden, die sich hierbei anwenden lassen, ist insbesondere das Verfahren von Marsh hervorzuheben, das die Anwesenheit schon der geringsten Spur von Arsen verräth und in neuerer Zeit mit größtem Erfolge zur Erkennung von Arsenvergiftungen gebraucht worden ist. Dieses Verfahren beruht auf der Bildung von Arsenwasserstoff und der Zerlegung desselben durch Glühen in Wasserstoff und metallisches Arsen. Man bringt zu diesem Zwecke die in flüssige Form verwandelte Substanz, in welcher Arsen vermuthet wird, mit Schwefelsäure gut angesäuert, zugleich mit Zink in eine Gasentwickelungsflasche. Leitet man dann das sich entwickelnde Arsenwasserstoffgas durch eine Glasröhre und bringt diese an einer Stelle ins Glühen, so setzt sich jenseits dieser Stelle das metallische Arsen als ein glänzender, stahlgrauer Metallspiegel an der Innenwand der Glasröhre ab. Das Antimon verhält sich ähnlich wie das Arsen, doch läßt sich der Antimonspiegel von dem Arsenspiegel auf verschiedene Weise unterscheiden, z. B. dadurch, daß sich der Arsenspiegel sofort in unterchlorigsaurem Natron auflöst, der Antimonspiegel aber nicht.

Arsenikesser. Obwol das Arsen in fast allen seinen chem. Verbindungen ein sehr heftiges Gift ist, können doch kräftige Personen selbst den oft wiederholten Genuß desselben ertragen, wenn es in sehr kleinen Mengen eingeführt wird, und in Steiermark, Salzburg und

Tirol ist sogar die Unsitte, Arsenik zu essen, ziemlich verbreitet. Diese Arsenikesser nehmen den weißen Arsenik (Hedri, Hidri, Hüttenrauch) einigemal wöchentlich nüchtern in sehr kleinen Mengen und steigern dann allmählich die Gabe, wenn das Gift in der gewohnten Dosis nicht mehr wirkt. So kommen einige bis zu Gaben von 4 Gran. Der Zweck ist dabei, ein gesundes, frisches Aussehen, Wohlbeleibtheit, größere Ausdauer bei Anstrengungen, insbesondere beim Bergsteigen zu erlangen, und wirklich scheint es, als ob dies wenigstens theilweise erreicht würde. Hat man sich einmal an den Giftgenuß gewöhnt, so macht jedes Aussetzen des Giftgebrauchs hinfällig und krank, sodaß diese Menschen immer von neuem zu dem Gifte greifen müssen. Kräftige und unverwüstliche Naturen, wie man sie unter den Aelplern findet, ertragen solche Gewohnheit oft sehr lange, ausnahmsweise bis ins hohe Alter, sofern sie darin Maß zu halten wissen; andere verfallen früher oder später dem Siechthum einer chronischen Arsenikvergiftung. Auch sind acute Vergiftungsfälle aus unvorsichtigem Gebrauche gar nicht selten in jenen Gegenden. Auch Pferden und selbst dem Schlachtvieh wird dort vielfach Arsenik gereicht, um ihnen ein besseres Aussehen und mehr Fülle zu geben, und verhältnißmäßig vertragen diese Thiere große Gaben. Doch nehmen dieselben hierdurch zwar an äußerer Fülle, nicht aber entsprechend an Fleisch und Fett zu, und erkranken, sobald ihnen das gewohnte Gift nicht mehr gereicht wird.

Arsenikvergiftung. Alle Arsenverbindungen wirken in hohem Grade giftig auf den Organismus, trotz ihrer im übrigen so verschiedenen Eigenschaften. Nur die Schwefelverbindungen des Arsens (Realgar und Auripigment) scheinen im chemisch reinen Zustande keine Vergiftung zu veranlassen, wahrscheinlich wegen ihrer Unlöslichkeit im Magen- und Darmsaft. Da sie aber im Handel fast immer mit arseniger Säure verunreinigt vorkommen, so dürfen sie ebenfalls auch als Gifte gelten. Reines metallisches Arsen, arsenige und Arsensäure nebst ihren Salzen, insbesondere arsensaures Natron und arsenigsaures Kupferoxyd (Scheele'sches Grün), Arsenwasserstoff und Kakodyloxyd sind sämmtlich heftige Gifte und wirken alle in gleicher, nur dem Grade und der Zeit nach etwas verschiedener Weise. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie sämmtlich im Organismus in eine und dieselbe, uns übrigens gänzlich unbekannte chem. Verbindung übergeführt werden, welche nun ihrerseits erst die giftigen Wirkungen hervorbringt.

Auf die äußere Haut gebracht, ruft die arsenige Säure, sobald sie sich zu lösen vermag, eine heftige Entzündung und Blasenbildung hervor. Ist die Haut der schützenden Oberhaut (Epidermis) beraubt, oder wird das Gift auf eine Geschwürsfläche gebracht, so ist die Wirkung noch heftiger und die Entzündung steigert sich schnell zum Brand. Man benutzt daher die arsenige Säure als Aetzmittel, um krankhaft entartete Hautstellen, bösartige Geschwüre, Krebse u. s. w. gründlich zu zerstören. Nur in seltenen Fällen wird diese Methode dadurch gefährlich, daß das Gift ins Blut aufgenommen wird. Im Munde verräth sich die arsenige Säure nur durch einen schwach süßlichen Geschmack. Gelangen sehr kleine Mengen arseniger Säure ($^1/_{20}$ bis $^1/_{10}$ Gran) in den Magen, so stellt sich meist ein leichtes, vorübergehendes, brennendes Gefühl oder nur ein gewisses Wärmegefühl in der Magengegend ein, welches zu reichlicherm Essen veranlaßt, daher man früher sehr irrig die arsenige Säure für ein magenstärkendes Mittel (Tonicum) gehalten hat. Wiederholt sich die Einführung kleiner Mengen des Gifts sehr oft, so tritt endlich eine dauernde Störung der Verdauung, Appetitlosigkeit, Druck und Schmerz in der Magengegend ein. Die Mund- und Rachenschleimhaut wird trocken, es zeigt sich ein Gefühl von Trockenheit und Brennen im Halse, Heiserkeit, bisweilen Speichelfluß oder Geschwürsbildung im Munde. Die Appetitlosigkeit steigert sich allmählich zum Ekel. Erbrechen, Leibschmerz, Diarrhöe treten hinzu, und infolge der dadurch bedingten mangelhaften Ernährung wird allmählich der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen. Schon vorher tritt oft ein trockener Husten, bisweilen mit blutigem Auswurf, und Athemnoth hinzu. Der Puls wird frequent, die Haut heiß und trocken, der Schlaf unruhig, mit ängstlichen Träumen, kurz alle Zeichen eines schleichenden Fiebers entwickeln sich. Unter fortschreitender Abmagerung bilden sich wassersüchtige Anschwellungen, bösartige Hautausschläge oder Geschwüre mit Brand, Haare und Nägel fallen bisweilen aus. Schon früher oder erst jetzt stellen sich Gliederschmerzen, Zittern, Zuckungen oder Lähmungen ein, das Gedächtniß und alle Geisteskräfte nehmen ab, und endlich tritt, bisweilen infolge hinzukommender Lungentuberkulose, der Tod ein. Nicht immer äußern sich indeß diese Zustände in derselben Reihenfolge, vielmehr zeigen sich hierin vielfache Verschiedenheiten, auch fehlt das eine oder das andere Symptom bisweilen ganz. Hört die Einführung des Gifts noch zeitig genug auf, so kann mehr oder minder vollständige Heilung eintreten; häufig bleiben jedoch unheilbare Folgen zurück. Die Behandlung hat sich, neben der strengsten Verhütung abermaliger Einwirkung des Gifts, lediglich nach den eben bestehenden

Krankheitserscheinungen zu richten, welche man ebenso zu heilen versucht, als wären sie aus irgendwelcher andern Ursache entstanden. Denn eine directe Vertilgung des bereits in das Blut und die Gewebe aufgenommenen Gifts ist nicht möglich. Die ebenbeschriebene Form der A. unterscheidet man als chronische von der acuten, welche infolge von einmaliger oder rasch wiederholter Einführung einer größern Quantität arseniger Säure auftritt. Je nachdem das Gift gelöst oder ungelöst eingenommen wird, tritt nach einigen Minuten oder erst nach längerer Zeit heftiges Erbrechen zunächst von genossenen Speisen, weiterhin von galliger oder selbst blutiger Flüssigkeit ein. Gleichzeitig stellt sich das Gefühl von großer Trockenheit, Brennen und Zusammenschnüren im Schlunde nebst Schlingbeschwerden, und heftiger Schmerz in der Magengegend ein. Der letztere verbreitet sich bald über den ganzen Leib, welcher aufgetrieben erscheint, heftige Diarrhöe, zum Theil von blutiger Flüssigkeit, gesellt sich hinzu. Dabei wird die Haut kalt und kleberig, der Puls unregelmäßig, klein und frequent, das Athmen rasch und mühsam. Bisweilen zeigen sich Harnbeschwerden und Blutharnen. Früher oder später treten Zittern, Krämpfe, Ohnmachten hinzu. In gewissen Fällen, in welchen, wie es scheint, der Uebergang des Gifts ins Blut aus besondern Gründen sehr rasch erfolgt, treten die Erscheinungen vom Magen und Darm zurück hinter den mehr nervösen Symptomen, d. h. heftigem Kopfschmerz, Delirien, Ohnmachten, Muskelschwäche, Krämpfe, Lähmung, Unempfindlichkeit, und der Tod erfolgt weit rascher, bisweilen schon nach einigen Stunden. Meist jedoch endet die Vergiftung erst nach zwei bis drei Tagen mit dem Tode, besonders infolge der Magen- und Darmentzündung. Nur sehr rasche Hülfe kann bisweilen noch retten, und es ist dann vollständige Genesung möglich; bisweilen jedoch bleiben einzelne Leiden, z. B. Lähmungen, zurück. Die Vergiftungen mit andern Arsenverbindungen nehmen ungefähr denselben Verlauf, und ebenso ändert sich dieser Verlauf wenig, wenn das Gift nicht durch den Magen, sondern auf andere Weise, z. B. durch die Haut oder die Lungen aufgenommen wird. Nur treten letzternfalls die Krankheitszeichen von Magen und Darm nicht so sehr in den Vordergrund. Wie hieraus hervorgeht, ist der Krankheitsverlauf der Arsenvergiftung keineswegs ein so charakteristischer, daß derselbe nicht mit andern Krankheiten verwechselt werden könnte, und es gehört daher stets der bestimmte Nachweis des Gifts im Erbrochenen oder in der Leiche dazu, um mit Sicherheit eine Vergiftung behaupten zu können.

Die Behandlung der acuten A. hat zunächst die schleunigste Wiederentfernung des Gifts aus dem Organismus und, soweit dies nicht möglich, seine Neutralisirung durch Gegengifte, sodann die Heilung der trotz alledem eingetretenen Krankheitserscheinungen zu bezwecken. Sobald Arsenik genommen worden ist oder wenigstens dringender Verdacht der Vergiftung besteht, suche man vor allem Erbrechen herbeizuführen durch Kitzeln des Schlundes und reichliches Trinken von lauem Wasser, lauer Milch, Eiweißlösung, Olivenöl oder irgendwelchem schleimigen Getränke. Zugleich reiche man Brechmittel (schwefelsaures Zinkoxyd, Ipecacuanha), oder man bediene sich, wo dies gerade möglich ist, der Magenpumpe. Wenn das Gift ungelöst genommen worden, wie dies z. B. bei der schwerlöslichen arsenigen Säure meist der Fall ist, so kann auf diese Weise oft der größte Theil desselben wieder entfernt werden. Um die arsenige Säure, die am häufigsten bei der acuten Vergiftung in Betracht kommt, im Magen und Darm unschädlich zu machen, gibt man Eisenoxydhydrat mit heißem Wasser gemischt in möglichst großen, oft wiederholten Gaben, oder in derselben Weise frischgefälltes Schwefeleisen, oder schwachgebrannte Magnesia so lange, bis das heftige freiwillige Erbrechen nachläßt, oder man sonstwie annehmen darf, daß das Gift genügend neutralisirt sei. Bei Vergiftungen mit Arsensäure verfährt man ebenso. Dagegen ist bei Vergiftungen mit arsenigsauren Salzen das Ferrum hydrico-aceticum in aqua, eine Mischung von zwei Theilen Eisenoxydhydrat und einem Theil essigsaurer Eisenlösung, vorzuziehen, und zwar wird dasselbe eßlöffelweise gereicht. Die fernere Behandlung des Kranken erfordert sodann, je nach der Besonderheit des Falls, besondere Mittel. Die Hauptvorschrift für den Laien ist bei diesen wie bei allen raschen Vergiftungen folgende: Man schicke sofort gleichzeitig zum Apotheker und zum Arzte, und übersende, wenn noch ein Theil des angewandten Gifts vorhanden ist, dasselbe dem Apotheker, oder, wenn man von dem genommenen Gifte sonstwie Kenntniß hat, melde man wenigstens dies, damit sogleich das Gegengift herbeigeschafft werden kann und der Arzt dasselbe bereits zur Anwendung vorfindet. Bis der Arzt kommt, befördere man das Brechen auf alle Weise und reiche, wenn die Ankunft des Arztes sich verzögert, das Gegengift sofort selbst.

Wie schon erwähnt, erfolgen die Arsenvergiftungen meist mit der arsenigen Säure, dem sog. Weißen Arsenik. Seine weiße Farbe, die Aehnlichkeit mit Zucker, seine Geruchlosigkeit, der

schwache, bei Vermischung mit Speisen ganz verschwindende Geschmack machen ihn zu einem besonders gefährlichen Gifte. Andererseits ist wieder kein Gift chemisch so leicht mit voller Bestimmtheit nachzuweisen, als das Arsen, und selbst Laien können dasselbe z. B. in Tapeten, Kleiderstoffen u. s. w. mit Sicherheit finden, indem schon der Knoblauchgeruch beim Verbrennen das Vorhandensein des Giftes anzeigt. Schwieriger ist der Nachweis des Arsens nach Vergiftungen, zumal hier wegen der gerichtlichen Wichtigkeit der Sache die größte Gewissenhaftigkeit, Genauigkeit und Sachkenntniß erforderlich, damit nicht zufällige Beimischungen arsenhaltiger Substanzen, Arzneien u. s. w. zu einem falschen und vielleicht verhängnißvollen Ergebnisse führen. Wird aber die Untersuchung mit allen Vorsichtsmaßregeln geführt, so ist dann auch das Ergebniß gerade hier ein sehr sicheres, und das Gift kann selbst in längst schon begrabenen Leichen noch mit Gewißheit nachgewiesen werden. Namentlich bedient man sich in neuester Zeit des Verfahrens von Marsh (s. Arsenik), um Arsenikvergiftungen festzustellen.

Arsenius, genannt Autorianus, Patriarch von Konstantinopel, berühmt durch die Festigkeit, womit er das Sittengesetz und die Kirchendisciplin gegen den Kaiser aufrecht hielt, war früher Mönch zu Nicäa, dann Einsiedler auf dem Berge Athos, wurde aber 1254 vom Kaiser Theodor Laskaris zum Patriarchen von Konstantinopel erhoben. Er zerfiel bald mit dem Hofe, da man sich seiner als Werkzeug bedienen wollte. Als Laskaris' Nachfolger, Kaiser Michael Paläologus, 1262 den 10jährigen Sohn seines Vorgängers blenden ließ, excommunicirte ihn A. Michael wollte für Aufhebung des Kirchenbannes alles leisten, nur nicht die verlangte Niederlegung der Krone. Da aber A. unbeugsam blieb, ward er auf eine Insel in der Propontis verbannt, wo er 1267 starb. Seine Anhänger, die Arseniten, behaupteten die Gültigkeit der Excommunication, und der Streit darüber dauerte ein halbes Jahrhundert.

Arsinoë hieß die Hauptstadt der ägypt. Provinz Fayûm, welche jetzt Medînet-el-Fayûm genannt wird, d. h. «die Stadt des Fayûm». Vor der ptolemäischen Zeit führte die Stadt den Namen Krokodilopolis, von den heil. Krokodilen, die daselbst erhalten wurden. Sie lag am jenseitigen Ufer des berühmten See Möris, zu welchem man zunächst beim Eintritt in diese westlich sich abzweigende Oase vom Nilthale her gelangte. Die künstliche Herstellung des Sees in der 12. Manethonischen Dynastie (circa 2300 v. Chr.) fällt ohne Zweifel zusammen mit der Gründung der Stadt. Aus dieser Zeit hat sich noch ein merkwürdiges obeliskenartiges Monument mit den Namensschildern des Königs Sesurtesen I. in der Nähe des heutigen Dorfes Begig erhalten. Nach A. wurde in griech. Zeit der arsinoitische Nomos benannt, der später in zwei Nomen, einen vordern und einen hintern, getheilt ward. Stephanus Byzantinus führt elf Städte des Namens A. auf, von denen mehrere am Ufer des Rothen Meeres lagen und hier für die Schiffahrt von Bedeutung waren.

Arsis und Thesis (griech.), Hebung und Senkung. Die rhythmische Bewegung der Rede, und speciell des Verses, hängt ab von der Arsis und Thesis, d. h. von der Gleichmäßigkeit der Zeitdauer in der Erhebung und Senkung der Stimme. Man nennt die Silbe selbst, bei deren Aussprache die Stimme sich hebt oder senkt, die Arsis oder Thesis, sagt auch, eine Silbe stehe in der Arsis oder Thesis. Das Zeichen der Arsis oder Hebung ist der Acutus ('), die Thesis läßt man unbezeichnet. Eine Verbindung von Silben, in denen sich Hebung und Senkung unterscheiden läßt, nennt man einen Fuß. Wenn Hebung und Senkung in gleicher Silbenzahl wechselt, erhält man die einfachste Art rhythmischer Bewegung, z. B. trochäischer Rhythmus:

Freúde, schöner Götterfúnken,
Tóchter áus Elýsiúm.

Oder iambisch:

In stétem Wéchsel kréiset
Die flügelschnélle Zéit.

An diese schließen sich in leichter Faßbarkeit für das Ohr die folgenden Rhythmen an, in denen auf eine Hebung zwei Senkungen regelmäßig folgen, z. B. daktylischer Rhythmus:

Héilige Schátten des Háins,
Néhmet die Wándelnden, néhmet die Liebenden
Únter euch áuf.

Oder anapästisch:

Dem Gefángenen im Kérker erschéint
Der befreiende Tód
Der erwünschteste Fréund.

Während in den classischen Sprachen, dem Griechischen und Lateinischen, die rhythmische Bewegung ebenso durch Quantität wie durch Hebung und Senkung geregelt wird, erkennt die

ältere german. und skandinav. Poesie nur den Wechsel von Hebung und Senkung an, weil in diesen Sprachen stets die Hebung mit einer langen Silbe zusammenfällt. (S. **Rhythmus**.)

Art (Species). Linné, der Schöpfer der heutigen systematischen Naturgeschichte, bezeichnete diejenigen Individuen, welche einem gleichen Typus angehören und ihren übereinstimmenden Charakteren nach als von gemeinschaftlichen Aeltern erzeugt angesehen werden konnten, als Art oder Species, während er zugleich die verschiedenen, aber doch einander näher stehenden Arten, die er durch ein Adjectivum bezeichnete, in eine gemeinschaftliche **Gattung** (Genus) zusammenfaßte. So sind, um nur ein Beispiel zu geben, die Katze, der Löwe und der Tiger verschiedene Arten, die sich leicht charakterisiren lassen, die aber zu einer gemeinschaftlichen Gattung, dem Genus Felis, gehören. Dem ursprünglichen Linné'schen Begriffe nach sollte die Art ein bestimmter Schöpfungstypus sein, welcher von Anfang an bestanden habe und mit denselben Charakteren in die fernste Zukunft hinein sich fortpflanze. Indessen gab doch Linné selbst auch schon zu, daß jede Art einen bestimmten Veränderungskreis besitze, und daß innerhalb der Grenzen derselben **Abarten** oder **Varietäten** vorkommen könnten, welche durch verschiedene unwesentliche Charaktere sich unterscheiden ließen. Mit der Zunahme der Forschungen in der Naturgeschichte traten bald auch sehr verschiedene Auffassungen und Begrenzungen der Begriffe Art und Abart oder Varietät ein, und die Definitionen dieser Begriffe wurden in außerordentlich abweichender Weise aufgestellt, je nachdem man entweder auf die Abstammung von gleichartigen Aeltern oder auf das Vorhandensein gemeinschaftlicher unterscheidender Charaktere das hauptsächlichste Gewicht legte. Das Schwankende in der Begriffsbestimmung wurde noch vermehrt durch die Einführung einer dritten Bezeichnung, der **Rasse**, welche man anfangs zwar hauptsächlich nur bei denjenigen Thieren anwandte, auf deren Ausbildung der Mensch selbst einigen Einfluß geübt hatte, dann aber auch auf den Menschen und die übrigen, in wildem Zustande lebenden Thiere ausdehnte. Mehr durch die Praxis und stillschweigende Uebereinkunft als durch ausdrückliche Definition, welche überhaupt bei so schwankenden Begriffen nicht wohl möglich ist, kam man endlich dahin überein, mit Abart, Spielart oder Varietät mehr zufällige Veränderungen zu bezeichnen, die man bald äußern Einflüssen, bald auch nur noch unerklärten, bei der Zeugung und Entwickelung wirkenden Ursachen zuschrieb. Wenn z. B. innerhalb einer Heerde gehörnten Rindviehes ein oder einige Kälber ohne Hörner fielen, wenn inmitten einer großen Zahl heller Panther mit gelblichen Flecken einige Exemplare vorkamen von so dunkler Färbung, daß man auf dem kohlschwarzen Felle die sammtschwarzen Flecke kaum zu unterscheiden vermochte, so nannte man dies eine Varietät oder Spielart und bezeichnete also damit Individuen, die zwar derselben Generationsfolge angehören, die sich aber von den übrigen Repräsentanten der Art durch einen oder mehrere Ausnahmscharaktere unterscheiden. Wiederholten sich diese Ausnahmscharaktere in der Generationsfolge nicht, kehrten die Abkömmlinge zu dem ursprünglichen Typus sogleich oder nach und nach zurück, so blieb die Abweichung eben bei der Spielart stehen; pflanzten sich aber die Ausnahmscharaktere durch die Generationsfolge in unabsehbarer Ferne weiter, so nannte man die auf diese Weise fixirte Varietät eine Rasse. Art aber nannte man denjenigen Complex von Individuen, die so viele gemeinsame Charaktere hatten, daß sie von denselben Aeltern hätten abstammen können, und welche diese Charaktere auf ihre Nachkommen in unabsehbarer Generationsfolge vererbten. Der Unterschied zwischen Rasse und Art bestand also einzig und allein darin, daß man bei der Rasse die histor. Abstammung aus einem abweichend gestalteten Typus zu kennen glaubte, während der Ursprung der Art selbst sich in die Nacht der Zeiten verlor.

In der neuesten Zeit haben die Forschungen eines genialen Engländers, Darwin (s. d), alle diese Bestimmungen mehr oder minder in Frage und gewissermaßen auf den Kopf gestellt. Während man mehr oder minder bewußt davon ausgegangen war, daß die Art einen festen Typus darstelle, der zwar durch äußere Einflüsse innerhalb gewisser, aber auch nur sehr enger Grenzen modificirt werden könne, suchte Darwin im Gegentheile nachzuweisen, daß durch diese äußern Einflüsse, durch den Kampf um das Dasein, wie er sich ausdrückt, sowie endlich durch die Vererbung gewisser Eigenthümlichkeiten die Art selbst im Laufe der Zeit verändert werden könne, daß sie also durchaus kein festgestellter Typus sei, sondern im Gegentheile nur für eine gewisse Zeit Beständigkeit besitze. So stehen sich denn auch jetzt noch die Ansichten schroff einander gegenüber, und während die extremsten Gegner Darwin's für eine jede Art einen besondern Schöpfungsact annehmen, der sie ins Leben rief, glaubt im Gegentheile Darwin nachweisen zu können, daß die ganze reiche Entfaltung der verschiedenen Pflanzen- und Thierarten im Laufe langer Zeiträume sich nach und nach, vielleicht nur aus einem einzigen ursprünglichen

Organismus entwickelt habe. Viele Naturforscher nehmen eine vermittelnde Stellung ein, indem sie annehmen, daß mehr oder minder naheverbundene Gruppen von Art und Gattung einem gemeinschaftlichen Urstamme angehören und aus demselben sich allmählich hervorgebildet haben.

Von besonderer Wichtigkeit in dieser Frage erscheint die Betrachtung der Generationsfolge. Man nimmt an, daß nur Thiere derselben Art sich fruchtbar miteinander begatten und unter sich fruchtbare Abkömmlinge erzeugen können, stößt aber bei Durchführung dieser Maxime auf unlösliche Widersprüche, indem einestheils dieser Charakter auf die Feststellung und Begrenzung der großen Mehrzahl der Arten durchaus nicht anwendbar ist, weil man weder von den zahllosen fossilen Arten noch von den wildlebenden Thieren die Abstammung verfolgen oder nachweisen kann, anderntheils dagegen man sich überzeugen muß, daß Thiere von sehr verschiedenen Charakteren untereinander fruchtbare Abkömmlinge erzeugen, während andere, die nur wenig voneinander verschieden sind, unter sich unfruchtbare Nachkömmlinge hervorbringen. Unsern jetzigen Kenntnissen am entsprechendsten wird sich die ganze Sache wol dahin auffassen lassen, daß wir annehmen, eine jede Spielart oder Varietät könne unter dem Einfluß begünstigender Umstände, unter fixirender Zeit allmählich zur Rasse und zur Art werden und diese wieder im Laufe der Zeiten weitere Sprossen und Abzweigungen treiben. Außer Darwin haben diese Fragen besonders ausführlich besprochen Isidore Geoffroy Saint-Hilaire, Quatrefages und Vogt («Vorlesungen über den Menschen», 2 Bde., Gießen 1863).

Arta oder Narda, das alte Ambrakia, eine türk. Stadt im Ejalet Jannina oder Unteralbanien (Epirus), 10 M. südlich von Jannina, am linken Ufer des vom Metzowogebirge (Lakmon) herabkommenden reißenden Artaflusses (Aretho oder Arachthus), 2 M. oberhalb seiner Mündung in den Golf von A. (Sinus Ambracicus) des Ionischen Meeres, durch welchen die polit. Grenze zwischen Griechenland und der Türkei geht. Der Ort ist Sitz eines Kaimakam und eines griech. Bischofs, zählt 6000 E., hat blühenden Handel und ringsum in der fruchtbaren Ebene guten Ackerbau, Wein- und Orangenpflanzungen, leidet aber an der Malaria. Eine pittoreske Brücke führt über den Bergstrom, und ein Fort in Ruinen liegt auf der Stelle der alten Citadelle. Das alte Ambrakia in Epirus wurde in einer anfangs von Dryopern bewohnten, dann hellenisirten Landschaft um 640 v. Chr. durch die Korinther unter Führung des Gorgos, eines Sohnes des Tyrannen Kypselos, am Nordfuße des langgestreckten, steilen Hügels Perranthes gegründet, später aber, nach Vertreibung der Herrscher aus dem Stamme der Kypseliden, in eine demokratische Republik verwandelt. Dieselbe blühte bald, wurde mächtig und behauptete ihre Selbständigkeit, ungeachtet sie, im Bunde mit den Peloponnesiern 426 durch die Athener und Akarnanier eine schwere Niederlage erlitt, bis Philipp von Macedonien sie durch Intrigue in seine Gewalt brachte. Nachdem sie Alexander, der Sohn des Kassander, an den Äakiden Pyrrhos von Epirus abgetreten, machte sie dieser zu seiner Haupt- und Residenzstadt und schmückte sie mit Prachtbauten sowie mit Kunstwerken aller Art, welche sämmtlich bei der Eroberung durch die Römer unter M. Fulvius Nobilior 189 v. Chr. geraubt und nach Rom geschleppt wurden. Mit dieser Eroberung begann der Verfall der Stadt, der besonders, nach der Schlacht bei Actium, durch die Gründung von Nikopolis, zu welcher sie einen Theil ihrer Einwohner hergeben mußte, vollendet ward. Zur Zeit ihrer Eroberung hatten ihre Mauern, von welchen noch Reste vorhanden sind, einen Umfang von ³/₅ M. Von der Seeseite war die Stadt, außer einem durch Dämme geschützten und durch Ketten verschließbaren Hafen, noch durch das mitten in den Sümpfen nahe dem Strande gelegene starke Castell Ambrakos gedeckt, das dem heutigen, auf hellenischen Grundlagen ruhenden Phidokastron (Schlangenschloß) entspricht, welches westlich von der alten Mündung des Arachthus auf einer kleinen Insel in der Lagune Logari liegt. In der spätern Kaiserzeit hob sich der Ort wieder und war unter den Byzantinern eine wichtige Festung, die schon im 12. Jahrh. unter dem Namen A. oder Zarta vorkommt und in der Kriegsgeschichte eine wichtige Rolle spielte. Sie wurde 1083 von dem Normannen Bohemund von Tarent erobert, der den Kaiser Alexius in einer blutigen Schlacht zurückschlug. 1688 entrissen sie die Venetianer unter Morosini den Türken, 1797 besetzten sie die Franzosen, und 1798 eroberte sie Ali-Pascha von Jannina. Am 24. Nov. 1821 wurde die Stadt von Rhangos und den beiden Hiskos bis auf die Citadelle eingenommen, im Dec. aber von den Türken zurückerobert. Bei dem Dorfe Kombotti, im S. der Stadt, erlitten 24. Juni 1822 die Türken eine Niederlage, siegten aber unter Reschid-Pascha über die Hellenen und Philhellenen unter Maurokordato und Normann 16. Juli bei Peta, einem nahen Dorfe im NO. der Stadt. Im Jan. 1854 pro-

clamirten die Griechen des Districts von A. ihre Unabhängigkeit von der Pforte, nahmen die Stadt und belagerten das Fort, aber schon 6. April wurden die Aufständischen unter Tzavellas und Rhankos bei Peta von Charif-Pascha auseinandergesprengt. — Der Golf von A., ein Bassin von 11,9 Q.-M., wovon 3,7 zu Griechenland, 8,2 zur Türkei gehören, für den Handel günstig gelegen, im Alterthum viel besucht und durch die Häfen von Ambrakia, Argos, Amphilochion und Anaktorion belebt, bildet eine prächtige Wasserfläche, die, wenn einmal die Barre an dem engen Eingange bei dem durch Augustus' Seesieg berühmten Vorgebirge Actium und der Siegesstadt Nikopolis bei Prevesa (s. d.) passirt ist, für die größten Seeschiffe fahrbar bleibt. Die Küste rings um den Golf zeigt Spuren ihrer frühern Bedeutung, noch mehr aber ihrer jetzigen Verwahrlosung. Auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung muß einst besser gewesen sein. Jetzt ist dagegen die ganze Golfgegend in den Sommermonaten sehr ungesund, indem intermittirende Fieber von bösartigem Charakter in den Niederungen gewöhnlich sind.

Artabāzus, der Name mehrerer vornehmer Perser aus der Zeit der Achämeniden (s. d.). — Ein Feldherr A. führte, als Xerxes gegen Griechenland zog, die Parther und Chorasmier an. Er vereinigte sich später mit dem pers. Feldherrn Mardonius, dem er vergebens abrieth, die Schlacht bei Platää anzunehmen. Beim ersten Anzeichen der Niederlage floh A. mit seinen Truppen (gegen 40000 Mann) und gelangte mit diesen, obgleich durch Strapazen und Angriffe der Thrazier geschwächt, durch Thessalien, Macedonien und Thrazien nach Byzanz, von wo er nach Asien übersetzte. Später diente A. als Unterhändler bei dem Spartaner Pausanias und dem Könige Xerxes. — Ein anderer A. war Feldherr des pers. Königs Artaxerxes Mnemon gegen den abtrünnigen Satrapen Kappadociens, Datames. Gegen den König Artaxerxes Ochus aber empörte er sich selbst 356 v. Chr., von griech. Hülfstruppen unterstützt. A. wurde jedoch besiegt und selbst gefangen genommen, durch die Verwendung seiner Schwäger aber, von denen namentlich der Rhodier Mnemon sich durch die Besiegung des ägypt. Aufstandes unter Nectanebus um den König Artaxerxes große Verdienste erworben hatte, erhielt er Verzeihung. Später erscheint er als treuer Anhänger des letzten pers. Königs Darius Kodomannus, den er nach der unglücklichen Schlacht bei Arbela auf der Flucht begleitete. Alexander ehrte diese Treue auf entsprechende Weise und ernannte ihn zum Satrapen von Baktrien. Von seinen drei Töchtern gebar Barsine dem Alexander einen Sohn, Herakles, eine andere, Artakama, wurde an Ptolemäus, die dritte, Artonis, an Eumenes vermählt.

Artaki oder Erdek (Artäce), eine Stadt an der kleinasiat. Küste des Marmarameeres, im türk. Ejalet Khodawendkjar, am westl. Gestade der blockartig gegen N. in das Meer vorspringenden und nur durch einen sehr schmalen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängenden Halbinsel des Kapudagh (Mons Dindymus), an dem größten der von diesem herabströmenden Bäche gelegen, 3/4 M. westlich von den Ruinen der einst mächtigen Seestadt Cycicus (s. d.), zu welchen der Weg durch Wein- und Maulbeergärten führt. Der Ort ist 1854 gänzlich abgebrannt, zählte aber 1860 bereits wieder an 1000 von Griechen und 200 von Türken bewohnte Häuser, und gilt jetzt als Hauptort der Halbinsel. — Die alte Hafenstadt Artäce in Mysien war von den Milesiern gegründet. In dem Aufstande der kleinasiat. Griechen gegen die Perser wurde sie von letztern verbrannt und, später wieder aufgebaut, von den Cycikenern unterworfen, zu deren Vorstadt sie herabsank. Sie hatte als besondere Merkwürdigkeiten einen Tempel der Aphrodite, die nach ihr benannt wurde, und die Quelle, in welcher die Argonauten den Ankerstein der Argo niedergelegt haben sollten.

Artanema, von Don benannte Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularineen und der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems, ist bisjetzt blos durch eine einzige, in Neuholland wachsende Art repräsentirt, A. fimbriatum, eine ausdauernde Staude, die häufig als Zierpflanze in den Warmhäusern cultivirt wird. Dieselbe treibt Stengel von 1½—3 F. Höhe, welche an den Kanten scharf, mit gegenständigen, gestielten, eilanzettförmigen Blättern besetzt sind und an der Spitze lange Trauben großer Blumen, mit fünftheiligem Kelch und langer, zweilippiger, violetter Blumenkrone tragen. Die Lappen des Blumenkronensaumes sind zierlich gefranst, diejenigen des Kelchs blattartig; zwischen den Blüten stehen Deckblätter. Diese schöne Pflanze blüht im Gewächshause vom Juni an bis tief in den Winter hinein. Sie wird durch Samen vermehrt, welche im Frühling ausgesäet werden müssen.

Artaxĕrxes (altpers. Artakhsathra) ist der Name mehrerer pers. Könige. — A. I., mit dem Beinamen Longimanus, der zweite Sohn des Xerxes, entging dem Artaban und den andern Verschworenen, die seinen Vater und seinen ältern Bruder Darius ermordeten, und bestieg 465 v. Chr. den Thron. Unter seiner langen Regierung, bis 425, zeigten sich die Spuren

des innern Verfalls des Persischen Reichs, indem der Satrap Megabyzus, der für ihn die empörten Baktrier und Aegypter unterworfen hatte, selbst mit solchem Erfolg gegen ihn aufstand, daß A. genöthigt war, in die von dem Satrapen vorgeschriebenen Bedingungen der Aussöhnung einzugehen. — A. II., mit dem Beinamen Mnemon, folgte 405 seinem Vater, Darius II. Nachdem er seinen Bruder Cyrus besiegt, ward er in einen Krieg mit den Spartanern verwickelt, gegen welche er die Athener und andere Staaten Griechenlands aufzureizen wußte, und den er durch den Frieden des Antalkidas 387 mit Gewinn beendete. Er starb 361 v. Chr. — A. III., mit dem Beinamen Ochus, der Sohn und Nachfolger des vorigen, brachte Phönizien und Aegypten wieder zum Gehorsam, verübte aber in beiden Ländern große Grausamkeiten. Aus Uebermuth ließ er in Aegypten unter anderm den heiligen Stier Apis schlachten und zum Mahle zubereiten. 338 v. Chr. ward A. von seinem Feldherrn Bagoas vergiftet und sein Leichnam den Katzen vorgeworfen. Aus seinen Gebeinen fertigte man zum Hohn Säbelgriffe. — Auch der Stifter des neupers. Reichs (226 n. Chr.), der Stammvater der Sassaniden (s. d.), führte den Namen A.

Artemidōrus (griech. Artemidoros) von Ephesus, Daldianus, von Daldia in Lydien, der Geburtsstadt seiner Mutter, genannt, lebte in der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. und bereiste die Küsten Asiens, Griechenland und Italien. Die Früchte seiner Reisen und Studien legte er mit vieler Selbstzufriedenheit in einer Schrift über Traumdeutung (Oneirocritica) nieder, die in einer gewandten Darstellung sowol über Sitten und Gebräuche des Alterthums als über die Kunst der symbolischen Deutung mannichfache Belehrung gewährt. Seine Schriften wurden herausgegeben von Rigaltius (Par. 1603) und Reiff (Lpz. 1805). — A. von Ephesus, der Geograph, um 100 J. v. Chr., ist besonders berühmt durch seine Reisen im Mittelmeere, dem Rothen Meere und dem Atlantischen Ocean. Aus seinem «Periplus» in 11 Büchern machte 500 J. später Markianos von Heraklea einen zum Theil noch vorhandenen Auszug. Die Bruchstücke desselben stehen in den Sammlungen der «Geographi graeci minores».

Artĕmis, s. Diana.

Artemisia, Königin von Karien, regierte von 352—350 v. Chr. Sie war die Schwester und Gemahlin des Mausolos, dem sie in der Regierung folgte, und dessen Tod sie auf die zärtlichste Weise betrauerte. Ihren Namen hat sie insbesondere durch das ihrem Gatten zu Ehren in ihrer Hauptstadt Halikarnaß erbaute Denkmal, das Mausoleum (s. d.), auf die Nachwelt gebracht. — Eine andere A., Königin von Halikarnaß, begleitete den Xerxes auf dessen Zuge gegen Griechenland und zeichnete sich in der Schlacht bei Salamis, 480 v. Chr., durch ihre Entschlossenheit und Klugheit aus. Sie endete ihr Leben infolge unglücklicher Liebe durch einen Sprung vom Leukadischen Felsen.

Artemisia, Beifuß, nannte Linné eine Pflanzengattung aus der 19. Klasse seines Systems und der Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen, deren zahlreiche Arten theils ausdauernde Kräuter, theils Halbsträucher und über die ganze nördl. Hemisphäre verbreitet, vorzüglich aber in der gemäßigten Zone Europas und Asiens zu Hause sind. Sie haben sämmtlich kleine, mit einem ziegelschuppigen Hüllkelch versehene Blütenkörbchen voll kleiner Röhrenblüten, von denen die randständigen, fadenförmig gestalteten gewöhnlich weiblich, die übrigen Zwitterblüten, aber oft unfruchtbar sind, und glatte, kahle Akenen. Die Blütenkörbchen sind meist ähren-, trauben- oder rispenförmig angeordnet, die Blätter am häufigsten hand- oder fiederförmig zertheilt, oft filzig oder silbergrau, die Stengel sehr gewöhnlich ruthenförmig. Die Artemisien zerfallen in vier Gruppen: 1) Dracunculus, mit nacktem Fruchtboden und unfruchtbaren Scheibenblüten, 2) Seriphidium, mit nacktem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Zwitterblüten, 3) Abrotanum, mit nacktem Fruchtboden und fruchtbaren Scheibenblüten, 4) Absynthium, mit behaartem Fruchtboden und lauter fruchtbaren Blüten. Ueber die Arten der letzten Gruppe vgl. Absynthium. Zur ersten Abtheilung gehören A. campestris, der Feldbeifuß, ein auf sandigem und trockenem Boden, an felsigen Orten und wüsten Plätzen häufig vorkommendes Kraut mit meist niedergestreckten dünnen, harten Stengeln, zwei- bis dreifach fiederspaltigen, seidengrauen Blättern und eiförmigen, glatten Korbhüllen, dessen Blätter unter dem Namen Herba Artemisiae rubrae officinell sind, und A. Dracunculus, der Dragon oder Estragon, eine sibir. Pflanze mit aufrechten Stengeln und unzertheilten, lineal-lanzettförmigen, kahlen Blättern, welche als Küchengewürz und auch in der Heilkunst benutzt werden, weshalb diese Art sich häufig in Küchengärten angebaut findet. Zur zweiten Abtheilung gehören die asiat. Arten, welche den als Wurmmittel berühmten Zittwersamen oder Wurm-

samen (Semina Cinae oder Santonici) liefern. (S. Zittwersamen.) Zur dritten Abtheilung gehören der gemeine Beifuß, A. vulgaris, welcher überall in Deutschland und einem großen Theil Europas an Mauern, Hecken, in Steinbrüchen und andern Orten wächst und bis mannshohe, aufrechte, elastische Stengel mit fiederspaltigen, oberseits grünen, unterseits graufilzigen Blättern treibt, die lange Rispen bräunlicher Blütenkörbchen tragen; ferner der römische Beifuß, A. pontica, im mittlern und südl. Europa wachsend, in allen Theilen kleiner, mit doppeltfiedertheiligen Blättern und gelben Blüten; endlich die Eberraute, A. Abrotanum, aus Südeuropa, ein Halbstrauch mit aufrechten, rispigen Stengeln, doppelt-fiederspaltigen, schmallinealen Blättern und kleinen, kugeligen Blütenkörbchen. Die Blätter der letztgenannten Art (Herba Abrotani), die Stengelspitzen der beiden andern (Summitates Absynthii pontici und Artemisiae) und der Wurzelstock des gemeinen Beifußes (Radix Artemisiae) sind officinell. Letzterer galt und gilt noch immer für eins der wirksamsten Mittel gegen Epilepsie. Der Beifuß enthält ein scharfes, aromatisches Weichharz, ein bitteres, scharfes, aromatisches Halbharz, Gerbstoff, einen süßen Extractivstoff und etwas ätherisches Oel. Die mit Blütenkörbchen dichtbesetzten Aeste der Rispe werden bekanntlich als Küchengewürz, namentlich zu Gänse- und Entenbraten benutzt. Sie enthalten, gleich denjenigen der andern Arten, ätherisches Oel und bittere, aromatische Stoffe und werden (besonders die Summitates Abrotani) innerlich bei allgemeiner Schwäche, gestörter Verdauung, Hysterie, äußerlich zu Umschlägen bei Kolik, Quetschungen, Verrenkungen angewendet. Zur Abtheilung Abrotanum gehört auch eine häufig, namentlich in Bauergärten, zur Zierde oder wegen des Wohlgeruchs ihrer Blätter cultivirte, halbstrauchige Art, die A. chamaemelifolia Vill. aus Südeuropa, welche zahlreiche, 2—3 F. hohe, dichtbeblätterte Stengel treibt, feinzertheilte, ein- bis dreifach fiederschnittige Blätter besitzt und bei uns selten blüht.

Arterien, Pulsadern, nennt man in der Heilkunde diejenigen Blutgefäße, welche das Blut aus dem Herzen wegführen und in den verschiedenen Körpertheilen vertheilen. In ihren größern Stämmen pflanzt sich die, durch die Zusammenziehung des Herzens hervorgebrachte Welle fort, und wird so als Pulsschlag gefühlt, z. B. an der oberhalb des Daumens am Vorderarm hinlaufenden Radialarterie (wo die Aerzte den Puls zu befühlen pflegen), an den Pulsadern des Halses und der Schläfe u. s. w. Die A. zerfallen in zwei Hauptklassen. Die eine führt das durch das Athmen gereinigte, geröthete und zur Gewebebildung geeignete, sog. arterielle Blut nach allen Körpertheilen; ihr Hauptstamm heißt die Aorta und läuft aus dem linken Herzen in der Mittellinie des Körpers erst vorn nach oben, dann hinten herab vor der Wirbelsäule her. Die andere Klasse besteht aus den Lungenarterien, welche das dunkle, schwärzliche, mit abgenutzten Stoffen beladene, sog. venöse Blut aus der rechten Herzhälfte nach den Lungen führen, wo es wieder in rothes, arterielles umgewandelt werden soll. Die A. müssen einen starken Druck der vom Herzen her in sie hineingepreßten Blutmasse aushalten, und sind daher mit festen und elastischen Häuten versehen, von denen namentlich die mittlere sehr fest und dehnbar, die innerste sehr glatt ist. Die kleinern A. enthalten außerdem eine deutliche Schicht von Muskelfasern, durch deren, vom Nervensysteme abhängige Thätigkeit die A. verengt und wieder erweitert werden können, sodaß die Schnelligkeit und die Größe des Blutstroms in den einzelnen Körpertheilen durch die Nerven beeinflußt und regulirt wird. Von den Arterienkrankheiten ist die gemeinste eine chronische Entzündung ihrer innern Haut, welche zu fettiger Entartung oder Verknöcherung der Arterienwände und dadurch zu Aneurysma (s. d.) oder Apoplexie (s. d.) führt. Ueber kunstgemäße Oeffnung einer A. (Arteriotomie) s. Aderlaß.

Artern, Stadt im Kreise Sangerhausen des preuß. Regierungsbezirks Merseburg, liegt am untern Ende der Goldenen Aue und an der Unstrut, die hier die Helme aufnimmt und schiffbar wird. Der Ort zählt 4231 E., deren vorzüglichste Erwerbsquellen Ackerbau, starke Viehzucht und Obstbau sind. Außer einer Papierfabrik bestehen zu A. eine Salpeterhütte und eine wichtige Saline, die jährlich 12—1300 Last Salz liefert und durch die Benutzung eines erst in neuerer Zeit entdeckten Steinsalzlagers noch ergiebiger zu werden verspricht. Das Mineralbad bei der Stadt, ein erdig-salinisches Stahlwasser, ist nur mäßig besucht. Bedeutende Braunkohlenwerke befinden sich in der Nähe bei dem Dorfe Voigtstädt. A., angeblich das Arquina des Ptolemäos, kommt urkundlich im 14. Jahrh. vor und ging 1452 durch Kauf in die Familie der Grafen von Mansfeld über, die das Schloß bauten, von welchem der Amtshof noch die Ruinen aufweist. Die Saline bestand schon im 15. Jahrh., blieb aber seit 1570 liegen, bis 1720 Gottfried Borlach den Betrieb wieder begann.

Artesische Brunnen (nach der franz. Grafschaft Artois, wo sie lange vor ihrer allgemei-

nern Verbreitung bekannt waren) oder **Bohrbrunnen** (nach der Art ihrer Herstellung) sind Brunnen, welche ihren Wasserzufluß durch mehr oder weniger tief in die Erde gebohrte Löcher erhalten. Während die gewöhnlichen (gegrabenen) Brunnen meist von geringer Tiefe und, strenggenommen, nichts weiter sind als Gruben, in welchen das in der nächsten Umgebung auf die Erde fallende Regenwasser zusammensickert, dringen die artesischen Brunnen auf Hunderte von Fußen, ja über tausend Fuß in den Boden ein und werden von dem Wasser gespeist, welches durch lockere Gebirgsschichten von höher und oft weit entfernt liegenden Gegenden zudringt. Da sie sonach die Wasserzuflüsse eines größern Gebiets empfangen, sind sie meist sehr wasserreich, versiegen niemals, und wegen der hohen Lage der Stellen, von wo das Wasser zu ihnen gelangt, steigt dieses in ihnen zu bedeutender Höhe, tritt wol bis an die Oeffnung herauf oder fließt aus derselben über, springt sogar fontainenartig hervor. Daß sie gebohrt sind, statt gegraben, gehört nach der Natur der Sache eigentlich nicht zu ihrem Wesen; es ist dieser Umstand aber eine natürliche Folge davon, daß die Herstellung eines ausgegrabenen weiten Brunnenschachts von sehr großer Tiefe mit viel beträchtlichern Schwierigkeiten und Kosten verbunden sein würde als die eines Bohrloches, dessen Weite nur nach Zollen gemessen wird. Das Werkzeug zur Herstellung der gebohrten Brunnen ist der Erdbohrer (s. d.), und um dem Bohrloche Haltbarkeit zu sichern (welche nur in festem Gestein ohne weiteres Hülfsmittel vorhanden ist), wird dasselbe nach Maßgabe seiner fortschreitenden Vertiefung durch Einrammen hölzerner, eisenblecherner oder gußeiserner Röhren ausgefüttert, welche zugleich das unreine, von der Seite eindringende Tagewasser abhalten. Sehr oft muß durch die oberste lose und leichteinstürzende Bodenschicht ein gewöhnlicher Brunnenschacht gegraben werden, der ausgezimmert oder ausgemauert wird, und von dessen Sohle aus alsdann erst das Bohren beginnt. Ein solcher Schacht dient zugleich als Behälter für die Ansammlung des Wassers, wenn dieses nicht bis zur Oberfläche steigt, daher mittels Pumpen völlig zu Tage gefördert werden muß.

Die **Möglichkeit**, artesische Brunnen auf einer bestimmten Stelle anzulegen, ist abhängig von dem geognostischen Bau der Gegend, d. h. von der Beschaffenheit und Lage (Neigung) der daselbst vorhandenen Gebirgsschichten, deren Kenntniß daher einer jeden Bohrunternehmung vorausgehen muß. Erforderlich ist, daß durch lockere, daher wasserdurchlassende Schichten, welche nach dem Orte hin einfallen, Wasser in Menge zudringen kann, und daß dasselbe von einer nichtdurchlassenden Schicht (wie Thon oder Mergel) bedeckt und am Aufsteigen gehindert wird. Am besten eignen sich weite, kesselförmige Thalmulden oder Becken, deren Wände der Schichtung der Gebirgsmassen conform sind. Ist hier eine lockere oder zerklüftete Gebirgsmasse von einer obern und einer untern Thonschicht eingeschlossen, und dringt das Wasser der atmosphärischen Niederschläge (Thau, Regen, Schnee) auf den die Mulde näher oder ferner umgebenden Höhen in die lockere Schicht ein, so muß es sich in der Tiefe sammeln und einen Druck erleiden gleich dem einer Wassersäule, die man sich vom höchsten Standpunkte des in der Schicht befindlichen Wassers bis zum tiefsten reichend zu denken hat; vermöge dieses Druckes tritt es nach dem Durchbohren der deckenden Thonschicht hervor und steigt durch das Bohrloch desto höher, je höher die Stellen liegen, an denen das Wasser ursprünglich in den Boden eindrang.

Die artesischen Brunnen sind von größtem Nutzen in mehr als einer Hinsicht. Sie liefern nicht nur ein nothwendiges Lebensbedürfniß: reines, klares, gesundes Trinkwasser, sondern es gestattet sowol die große Menge als die oft beträchtliche Steighöhe sowie selbst die bei großer Tiefe des Bohrlochs höhere Temperatur des Wassers mancherlei vortheilhafte Verwendungen desselben, als: zur Bewässerung von Ländereien (wodurch selbst manche wegen absoluter Dürre unbewohnbare Gegenden culturfähig gemacht werden können, wie z. B. von den Franzosen in der nordafrik. Wüste versucht ist), zum Betriebe von Gewerben, zur Bewegung von Wasserrädern und Speisung von Dampfmaschinen, zum Erwärmen der Fischteiche im Winter und der Gewächshäuser, u. s. w. In der Grafschaft Artois sind solche Brunnen vorzüglich seit der Mitte des 18. Jahrh. vielfältig gebohrt worden; schon früher aber waren sie in Oesterreich und Oberitalien, noch viel länger in China bekannt und gebräuchlich. Einer der bedeutendsten Bohrbrunnen ist jener zu Grenelle bei Paris, dessen Herstellung durch den Wunsch veranlaßt wurde, den dortigen Schlachthäusern Wasser zuzuführen. Das Bohrloch hat eine Tiefe von 560 Meter (1784 preuß. F.), oben 20 Zoll, unten fast 7 Zoll Durchmesser und liefert täglich über 4 Mill. Liter (129400 preuß. Kubikf.) Wasser. Der Strahl kann in Röhren 50 F. über die Oberfläche geführt und von dieser Höhe durch ein ganzes Stadtviertel von Paris (die Vorstadt St.-Germain) vertheilt werden. Die Temperatur des Wassers beträgt 22½° R. Die Bohrung hat etwa 42000 Thlr. gekostet. Noch tiefer (2338 preuß. F.) ist der Brunnen

zu Mondorf bei Luxemburg, welcher Wasser von 27° R. gibt. Unweit Tours befindet sich einer von 129 Meter (411 preuß. F.) Tiefe, dessen Wasser 4¾ F. über der Erdoberfläche abläuft und 2402 Liter in der Minute, also täglich 3,458880 Liter (121880 preuß. Kubikf.) beträgt. Durch großen Wasserreichthum ausgezeichnet ist ein von den Franzosen in der Wüste Sahara gebohrter Brunnen und ein anderer zu Congé-sur-Cher im Depart. Indre-et-Loire, ersterer 113 F. tief mit 3600 Liter (116 Kubikf.), letzterer 982 F. tief mit 4050 Liter (131 Kubikf.) in der Minute. Bohrbrunnen von 60—200 und mehr Fuß Tiefe sind zahlreich in Frankreich, England, Deutschland, Spanien u. s. w. vorhanden.

Artevelde (Jakob van), ein Bürger von Gent und Demagog in antikem Sinne, stammte aus vornehmem Geschlecht, ließ sich aber, um Einfluß auf Bürgerschaft und Volk zu gewinnen, in die Zunft der Brauer sowie in andere Genossenschaften aufnehmen. Als Graf Ludwig I. von Flandern, der mit dem Adel des Landes ganz zu Frankreich neigte, auch nach der Schlacht bei Cassel (23. Aug. 1328) fortfuhr, wider die Interessen des Volks, namentlich der mächtigen und reichen, von den lebhaftesten Sympathien für England erfüllten flandr. Städte zu handeln und sich allerlei Gewaltsamkeiten zu erlauben, stellte sich A., der durch seinen Reichthum, sein staatsmännisches Geschick und sein bewältigendes Rednertalent bereits zu großem Einfluß in Gent gelangt war, an die Spitze der Volkspartei und sprach kühn seine Misbilligung über den Grafen und das Treiben des Adels aus. Er gelangte zu solchem Ansehen, daß er es wagen durfte, ohne Zuziehung des Grafen mit den Engländern ein Bündniß, zunächst im Interesse des Handels und Verkehrs, zu schließen. Die Landung der Engländer, denen bei ihren Kriegen gegen Frankreich die Verbindung mit den reichen flandr. Städten nur nützen konnte, auf Catzand und ein an und für sich nicht bedeutender Vortheil, den dieselben 10. Nov. 1336 über die Anhänger des Grafen erlangten, gab der Volksstimmung gegen die französisch gesinnte Partei neues Leben, und A. benutzte diese Umstände, um auch Brügge und Ypern für seine Politik zu gewinnen und sich selbst zum factischen Leiter und Gebieter (Ruwaert) in Flandern aufzuwerfen. Das Bündniß mit England, was jetzt auch eine polit. Bedeutung gewann, wurde bestätigt, die vom Grafen eingesetzten Behörden und Beamten beseitigt und der Graf selbst zum Verlassen des Landes genöthigt. A. bot alles auf, einerseits um den Sieg der Sache Eduard's III. gegenüber Frankreich zu fördern, andererseits um eine Aussöhnung des Grafen mit seinen bisherigen Unterthanen unmöglich zu machen. Als jedoch A. offen die Absicht kund that, dem Sohn Eduard's III., dem Prinzen von Wales, die Nachfolge in der Grafschaft Flandern zu verschaffen, wurde die Gewalt, die er seit neun Jahren über die Gemüther geübt, rasch erschüttert und er bei einem Volksaufstande, der von seinen Gegnern unter Führung des Gerard Denys, seines persönlichen Feindes, veranlaßt war, 17. Juli 1345 in seinem eigenen Hause umgebracht. An 500 seiner Anhänger hatten dasselbe Schicksal. Sein Sohn, Philipp van A., ward 1381 bei einem Aufstande der Genter gegen den Grafen Ludwig II. von Flandern, zu welchem Brügge hielt, als «Ruwaert» an die Spitze seiner genter Mitbürger berufen. Nachdem er 12 der noch lebenden Hauptanstifter der Ermordung seines Vaters hatte hinrichten lassen, schlug er 2. Mai 1382 bei Beverhout den Grafen, nahm sodann Brügge ein, von wo er unermeßliche Beute nach Gent führte, und wurde hierauf von ganz Flandern, mit Ausnahme von Oudenaerde, als Regent anerkannt. Der vertriebene Graf Ludwig fand jedoch Hülfe bei Karl VI. von Frankreich, der unter Führung von Oliver de Clisson eine ansehnliche Streitmacht nach den Niederlanden sandte. Nachdem Peter du Bois, einer der Truppenführer A.'s, geschlagen worden und Tournay den Franzosen die Thore geöffnet hatte, wagte 27. Nov. 1382 A. die Schlacht bei Rosbecque, in welcher die Fläminge eine vollständige Niederlage erlitten und A. selbst seinen Tod fand. Die Geschichte der beiden A. ist mehrfach poetisch bearbeitet worden.

Arthritis (vom griech. arthron, Gelenk, Glied) heißt eigentlich Glieder- oder Gelenkentzündung, in welcher Bedeutung es auch von franz. Aerzten gebraucht worden ist, während die Deutschen dafür Arthrocace oder Arthrophlogosis sagen. In der gewöhnlichen ärztlichen Sprache bezeichnet dies Wort die Gicht (s. d.) und arthritisch heißt gichtisch.

Arthur, s. Artus.

Artikel (vom lat. articulus, Gelenk, Glied) bezeichnet überhaupt so viel als Stück, Theil eines gegliederten Ganzen. So spricht man von den A. einer Schrift, eines Documents, des christl. Glaubens u. s. w. In der Rechtssprache heißen A. kurze, in eine gewisse Folgenreihe gebrachte Sätze, welche thatsächliche Behauptungen oder auf solche gerichtete Fragen enthalten, z. B. Beweisartikel im Civilproceß, Inquisitionsartikel im Criminalproceß. — In der

Sprachlehre heißt A. derjenige Redetheil, welcher den Hauptwörtern oder Substantiven beigefügt wird, um die Selbständigkeit derselben nach Art und Gattung (darum auch Geschlechtswort genannt) zu bezeichnen. Man unterscheidet ferner einen bestimmten A. (der, die, das), und einen unbestimmten (ein, eine, ein), und deutet mit ersterm an, daß ein bestimmtes Einzelne in seiner Art, mit letzterm, daß irgendeins oder der allgemeine Begriff der Art gemeint sei. Der bestimmte A. ist ursprünglich ein Pronomen demonstrativum (dieser), das durch den Gebrauch in Form und Bedeutung abgestumpft ward, und dessen Stellung in den verschiedenen, selbst naheverwandten Sprachen sehr abweicht. Während ihn z. B. das Deutsche vor das Hauptwort stellt, hängt das Skandinavische ihn an das Wort; man sagt im Deutschen «der König, das Haus», hingegen im Dänischen «Kong-en, hus-et». Die griech. und ältere deutsche Sprache gebraucht nur den bestimmten A.; der unbestimmte ist erst später in die Sprache eingedrungen. Nicht alle Sprachen haben den A. So entbehrt ihn z. B. das Lateinische gänzlich, oft zum großen Nachtheile der logischen Bestimmtheit der Rede. — **Artikuliren** heißt in der Sprache, die Wörter silbenmäßig (gliedermäßig) aussprechen, sodaß die einzelnen Silben nicht verschluckt, sondern hörbar unterschieden werden. Redner, die zu großen Versammlungen oder in weiten Räumen sprechen, müssen, um von allen verstanden zu werden, besonders scharf artikuliren. — **Artikulirte Töne** nennt man in der Physiologie die Töne, welche der Mensch mit seinen Sprachwerkzeugen hervorbringt, indem er Consonanten und Vocale miteinander zu einzelnen Silben und diese zu Worten verbindet. Das Vermögen, hierdurch Gedanken auszudrücken, ist die Sprache. Die Unfähigkeit, artikulirte Töne hervorzubringen (als Folge von Krankheit oder Rausch u. dgl.) bewirkt das Lallen. — **Artikulirtes Verhör**, s. Specialinquisition.

Artillerie (franz., im Mittelalter aus dem lat. ars, franz. art gebildet, zunächst in der Bedeutung von Wurfgeschütz). Die A. bildet heutzutage in den Organisationen der Heere neben der Infanterie und der Cavalerie die dritte Hauptwaffe und hat als solche die Bedienung der großen Feuerwaffen, der Geschütze, zur Aufgabe. Sie umfaßt aber nicht blos das jenem Zweck dienende Personal, sondern auch dasjenige, welches zur Herstellung, Aufbewahrung, Instandhaltung und Reparatur sämmtlicher Geschütze nebst Zubehör und aller übrigen für den Artilleriedienst nöthigen Fahrzeuge sowie der Munition und der andern Kriegsfeuerwerkskörper nothwendig ist. Der A. fällt ferner zuweilen die Anfertigung der andern Kriegswaffen, oder wenigstens die Leitung derselben, und immer die Aufbewahrung derselben zu, soweit sie sich nicht unmittelbar in den Händen der Truppen befinden. Endlich umfaßt die A., außer jenem Personal, natürlich sämmtliches lebende und todte Material, welches für den Geschützdienst erforderlich ist. Eingetheilt wird die A. im allgemeinen in Landartillerie (welche auch die Arbeitsartillerie in sich begreift) und See- oder Marineartillerie. Die Landartillerie zerfällt sodann wieder in Feld-, Belagerungs- und Festungsartillerie. Letztere umfaßt überhaupt alle Positions- und somit auch die Küstenartillerie, deren Personal zuweilen (z. B. in Preußen) auch wol Seeartillerie genannt wird, obgleich dies nicht streng richtig ist.

Die **Feldartillerie** ist, wie der Name anzeigt, für den Feldkrieg bestimmt. Sie soll hier mit den beiden andern Klassen, Infanterie und Cavalerie, vereint kämpfen, diese durch ihr weitreichendes und massig wirksames Feuer unterstützen, ihre Angriffe vorbereiten, ihre Entwickelung begünstigen, die Wirkung der feindlichen A. schwächen, vorkommende materielle Hindernisse und Deckungen des Gegners zerstören, Entscheidungen herbeiführen und Rückzüge decken. Zu diesem Zwecke muß die Feldartillerie den beiden andern Waffen auf Märschen und im Gefecht nicht blos folgen, sondern unter Umständen denselben sogar voraus eilen, zur wirksamen Entscheidung schnell auf wichtige Punkte gelangen können, demgemäß einen hohen Grad von Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit besitzen. Diese wird erlangt durch Leichtigkeit und zweckmäßige Construction der Geschütze als Fahrzeuge, sodaß sie auch im schwierigen Terrain leicht fahrbar, biegsam und lenkbar sind; durch leichte Trennbarkeit des Geschützes von seinem Vorderwagen, der Protze, sodaß man schnell zum Feuern kommt; durch Vorrichtungen, welche die Mitführung eines möglichst reichen Munitionsquantums am Geschütz, und solche, welche die gleichzeitige Fortschaffung der Bedienungsmannschaften bei schnellen Bewegungen möglich machen; durch reichliche und zweckmäßige Bespannung und reichliche und wohleingeübte Bedienung. Ebenso müssen die mit den Geschützen in einer Batterie vereinigten Wagen einen dem der Geschütze gleichen Grad von Beweglichkeit besitzen. Die nothwendige Leichtigkeit der Feldgeschütze kann selbstredend nur dadurch gewonnen werden, daß man auf ein höchstes Maß der Wirkung verzichtet, denn aus leichten Geschützen können auch nur verhältnißmäßig leichte

Geschosse geschossen werden, und nur solche lassen sich in größerer Zahl mit dem Geschütz fortbringen. Es ist diese Verzichtung auf das höchste Maß der Wirkung aber kein Nachtheil, da man im Felde vorzugsweise Truppen zu beschießen hat. Ueberdies gilt die Beschränkung hauptsächlich nur für die glatten Kanonen, während die gezogenen, welche bei selbst kleinem Kaliber verhältnißmäßig schwere hohle Spitzgeschosse (Granaten) mit großer Sicherheit selbst auf größere Entfernungen schießen, Leichtigkeit des Geschützes mit bedeutender Wirkung verbinden. Die zur Zeit in den verschiedenen Feldartillerien üblichen Geschütze sind: 1) glatte 6-, 8-, 9- (nur in England), kurze (Granatkanonen) und lange 12pfündige Kanonen; 2) gezogene 3-, 4-, 6-, 8-, 12pfündige Kanonen (letztere bisher nur in Frankreich); 3) 7pfündige (5½zöllige oder 14 Centimeter) kurze und lange, 10pfündige (6¼zöllige oder 16 Centimeter) kurze und 12pfündige (Kanonenkaliber) kurze Gebirgshaubitzen; außerdem Raketengeschütze (Oesterreich, Schweiz u. s. w.). Schwerere als lange 12pfündige glatte Kanonen sind nur selten und dann nur als Positionsgeschütze, Feldmörser nur ausnahmsweise (z. B. von Radetzky in Italien) verwendet worden. Die Feldgeschütze zerfallen auch in schwere und leichte. Zu den schweren rechnet man die langen 12-Pfünder, die langen 7pfündigen und alle 10pfündigen Haubitzen. Indeß verschwindet diese Eintheilung immer mehr, als infolge der Einführung gezogener Kanonen Geschütze jener Gattung entbehrlicher werden. Die schweren Feldgeschütze verlangen acht Pferde Bespannung, während die leichten nur sechs, die gezogenen 4-Pfünder gar nur vier Pferde erfordern. Es läßt sich mit Grund voraussetzen, daß in nicht langer Zeit die Feldartillerie nur noch glatte kurze 12pfündige, 3-, 4- und 6pfündige gezogene Kanonen und allenfalls kurze 7pfündige Haubitzen führen wird. Eine solche Vereinfachung ist für die Feldartillerie sowol in Betreff des Materials als der Munition sehr vortheilhaft. Die Vereinfachung und Uebereinstimmung des Materials erleichtert den Ersatz beschädigter Stücke im Felde und muß daher auch auf die Wagen der Batterien, namentlich deren Bewegungsmittel, Achsen und Räder, ausgedehnt werden. Die eigenthümlichen Elemente und Eigenschaften der glatten und der gezogenen Kanonen bringen es mit sich, daß erstere mehr den Charakter der echten Manövrir- und Getümmelgeschütze, letztere mehr den der Positionsgeschütze tragen, daher auch schwerlich jemals die glatten Kanonen ganz aus der Feldartillerie verdrängt werden dürften; möglicher ist es dagegen, daß die Haubitzen entbehrlich werden.

Die Organisation der Feldartillerie ist in den verschiedenen Armeen verschieden, je nachdem ihre größern Abtheilungen selbständig organisirt oder in den größern Abtheilungen der gesammten A. einbegriffen sind. Ist letzteres der Fall, so theilt man die A. in Brigaden oder Regimenter, diese in 5—7 Abtheilungen, von denen dann einige Feld-, andere Festungsabtheilungen sind, oder es bestehen selbständige Feldartillerieregimenter mit Abtheilungen, welcher Organisationsmodus neuerdings mehr in Aufnahme zu kommen scheint. Brigaden, Regimenter und die Abtheilungen sind administrative Einheiten. Die Abtheilung besteht aus 3—4 Batterien, welche die taktischen Einheiten der Feldartillerie bilden. Die Batterie umfaßt 4, 6 oder 8 Geschütze und je nach dem Kaliber ebenso viele oder mehr Munitionswagen, 1—2 Vorrathswagen, 1 Feldschmiede und 1 Parkwagen, zusammen also 11—12 Fahrzeuge. Je weniger Geschütze eine Batterie hat, desto beweglicher ist sie demnach. Die Batterie von 6 Geschützen ist die am meisten verbreitete, obgleich man ihr den Vorwurf macht, daß, da jede Batterie wieder in Züge à 2 Geschütze abgetheilt wird, ein Manövriren in halben Batterien die taktische Gliederung zerreiße. Die preuß. reitenden Batterien und die schweren der Schweizer zählen 4 Geschütze, die russischen und dänischen 8. Die Kanonenbatterien enthalten zuweilen 2 Haubitzen, doch kommt diese Einrichtung als unzweckmäßig mehr und mehr ab. Gewöhnlich wird ein Feldartillerieregiment oder die Feldartillerie eines Regiments, resp. einer Brigade, einem mobilen Armeecorps, und zwar in der Weise zugetheilt, daß jeder Infanteriedivision 2—3 Fuß- oder fahrende Batterien, der Reservecavaleriedivision 1 reitende oder fahrende Batterie beigegeben, alle übrigen Batterien als Reserveartillerie vereinigt werden. Zur Reserveartillerie tritt dann gewöhnlich noch die (Munitions-) Colonnenabtheilung oder der Park.

Nach der Art, wie die Bedienungsmannschaften der Geschütze bei den Batterien fortgeschafft werden, zerfällt die Feldartillerie in fahrende, reitende und Fußartillerie. Bei der fahrenden A. fahren die Kanoniere beständig, theils auf der Protze und dem Geschütz selbst (bei den österr. Cavaleriebatterien auf der Wurst der Laffette), theils auf den Munitionswagen, welche dann den Geschützen beständig folgen. Bei der reitenden A. reiten alle oder der größte Theil der Bedienungsmannschaften, sodaß das Geschütz gar nicht oder nur sehr wenig mehr belastet wird, mithin am beweglichsten bleibt. Bei der Fußartillerie gehen die Kanoniere zu Fuß. Eine

reine Fußartillerie existirt übrigens kaum noch, da selbst die schwersten jetzigen Feldgeschütze immer so leicht sind, daß die Bedienungsmannschaften auf die Handpferde und Protzen, bei längern beschleunigten Bewegungen auf Protzen und Munitionswagen aufsitzen können, wodurch sich die Batterie wenigstens auf Zeit in eine fahrende verwandelt. Die reitende A. ist zwar sehr beweglich, daher besonders zur Verbindung mit Cavalerie und zu schneller Verwendung aus der Artilleriereserve geeignet, aber natürlich auch sehr kostspielig. Außerdem bieten die Pferde der abgesessenen Mannschaften dem feindlichen Feuer ein sehr günstiges Ziel. Leichte fahrende Batterien leisten Aehnliches wie reitende und sind demnach vorzuziehen. Bei den Raketenbatterien fahren die Kanoniere entweder auf den Wagen, in denen die Raketen sammt ihren Gestellen fortgeschafft werden, oder sie reiten, in welchem Fall die Munition von Maulthieren getragen wird. Bei der Gebirgsartillerie werden Geschütze und Munition, erstere in ihre Haupttheile zerlegt, von Pferden oder Maulthieren getragen. Die bei den Batterien vorhandenen Wagen, namentlich die Munitionswagen, welche häufig in unmittelbarster Verbindung mit den Geschützen manövriren oder diesen behufs Ersatzes der verschossenen Protzmunition in die Gefechtslinie zu folgen haben, müssen sehr beweglich sein und werden daher meistens ebenso wie die Geschütze von besonders dazu ausgebildeten Kanonieren gefahren. Das Verhältniß der Feldartillerie zu den andern Waffengattungen pflegt man gewöhnlich so zu bemessen, daß auf 1000 Mann Fußvolk $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß- oder fahrende Geschütze und auf 1000 Reiter circa 5—6 reitende Geschütze kommen.

Die Belagerungsartillerie soll, wie schon ihr Name besagt, bei der Belagerung von Festungen verwendet werden, wobei sie die Hauptrolle spielt. Ihre Ziele sind weniger Truppen, als vielmehr die festen Deckungen und die dahinter aufgestellten Geschütze. Eine sehr sichere und kräftige Feuerwirkung ist also für sie die Hauptsache. Die Beweglichkeit der Geschütze kann dagegen zurücktreten und braucht nur in solchem Grade vorhanden zu sein, daß dieselben, falls sie nicht auf Eisenbahnen oder Schiffen bis vor die zu belagernde Festung geschafft werden können, auf gebahnten Wegen zu marschiren im Stande und ohne Schwierigkeiten in die Belagerungsbatterien einzuführen sind. Denn befinden sie sich einmal in diesen, so bleiben sie, da die zu beschießenden Ziele stabil sind, so lange auf derselben Stelle, bis sie ihren Zweck erreicht haben oder von dem Punkte aus nicht ferner wirken können. Die leichtern Belagerungsgeschütze werden für den Transport als Fahrzeuge gewissermaßen wie ein guteingerichtetes Frachtfuhrwerk construirt, sehr schwere dagegen in Rohr und Laffette zerlegt und ersteres dann auf besonders eingerichteten Fahrzeugen (Sattelwagen) fortgeschafft. Die Belagerungsartillerie ist nicht fest organisirt, sondern man stellt die Belagerungstrains nach dem vorliegenden Bedürfniß zusammen und entnimmt die nöthigen Mannschaften zur Bedienung der Geschütze aus den Abtheilungen der Festungsartillerie. Mit Rücksicht auf eine kräftige Wirkung enthält die Belagerungsartillerie schwere Geschütze, also von glatten Kanonen schwere 12pfündige und lange 24pfündige, kurze 24pfündige zum Schießen von Granaten; ferner schwere gezogene Kanonen, 12-, 24-, 30pfündige u. s. w., 25- und 50pfündige Bombenkanonen, und zur Erlangung eines indirecten oder Verticalfeuers Haubitzen (7-, 25-, 50pfündige u. s. w.) und Mörser, beide Geschützgattungen auch zum Werfen von Leuchtkugeln sowie Brandgeschossen, namentlich bei Bombardements, bei denen auch Raketen zur Verwendung kommen. Die gezogenen Kanonen leisten in der Belagerungsartillerie vortreffliche Dienste, da sie bei den sogleich oder doch bald genau bekannten Entfernungen nicht nur sehr sicher, sondern bei Anwendung hohler Langgeschosse (Granaten) mit Percussionszündern auch mit bedeutender Wirkung und bei gleichem Kaliber mit den glatten ungleich schwerere Geschosse als diese schießen. Außerdem sind sie bei Anwendung schwacher Ladungen zur Ausführung des indirecten Feuers geeignet. Hiernach werden die gezogenen Kanonen die glatten und die Bombenkanonen mit der Zeit ganz, die Haubitzen größtentheils unnöthig machen und mit den Mörsern den Hauptbestandtheil der Belagerungsartillerie bilden.

Die Festungsartillerie dient zur Vertheidigung der Festungen, namentlich gegen die feindliche Belagerungsartillerie. Sie bedarf einer tüchtigen und sehr vielseitigen Wirkung, weil die Ziele von sehr verschiedener Entfernung, Lage und Beschaffenheit sind, daher Geschütze aller Gattungen. Die Geschütze brauchen nicht beweglich zu sein, da sie meist längere Zeit an einer und derselben Stelle verwendet werden, müssen dagegen eine den sehr verschiedenen und eigenthümlich eingerichteten Stellungsräumen der Festungen angemessene Einrichtung haben, damit sie darin mit Bequemlichkeit aufgestellt und bedient werden können. Sie erfordern daher besondere Einrichtungen der Schießgerüste oder Laffetten, welche der Festungsartillerie einen

charakteristischen Stempel aufdrücken, während die Geschützröhre in der Hauptsache keine eigenthümliche Einrichtung bedürfen. Die heutige Festungsartillerie muß den gezogenen Kanonen des Belagerers gegenüber reichlich mit gezogenen Kanonen ausgerüstet sein; glatte Kanonen aber sind zur Grabenbestreichung mit Kartätschen nicht zu entbehren. Die **Küstenartillerie** dient zur Besetzung der Strandbatterien und trägt somit als reine Positionsartillerie im allgemeinen den Charakter der Festungsartillerie. Nur bedarf sie besonders schwerer Geschütze zur vollen Wirkung gegen die feindlichen Schiffe, und zwar gegenwärtig um so mehr, als die modernen Panzerschiffe mit den frühern Mitteln nicht zu zerstören sind. Ob schwere gezogene Kanonen mit sehr schweren Hohl- oder Vollgeschossen, ob glatte Kanonen bedeutenden Kalibers mit sehr schweren Vollkugeln jenem Zweck besser genügen werden, ist eine noch theilweise offene Frage. Gegen ungepanzerte Holzschiffe sind schwere glatte Kanonen zum Schießen glühender Kugeln, Bombenkanonen zum Schießen schwerer Bomben zweckmäßig. Doch werden Bombenkanonen von gezogenen Kanonen mit hohlen Spitzgeschossen mit Percussionszündern übertroffen und diesen daher allmählich weichen. Einige glatte Kanonen zur Bearbeitung gelandeter Truppen mit Kartätschen sind in den Strandbefestigungen nicht zu entbehren. Die in dem amerik. Bürgerkriege, namentlich bei dem verunglückten Angriffe der unionistischen Panzerschiffe auf die Befestigungen von Charleston gemachten Erfahrungen bewiesen aufs neue die Ueberlegenheit des Feuers der festen Landbatterien über die beweglichen Streitmittel der für unverletzlich gehaltenen Schiffe.

Die **See-** oder **Marineartillerie** gleicht in gewisser Hinsicht der Festungsartillerie, da in den Schiffen die Stellungsräume der Geschütze denen in den Festungen sehr ähnlich sind. Die immer mehr zunehmende Einführung gepanzerter Schiffe hat auch bei der Seeartillerie die Einführung schwerer Geschütze und demgemäß besonderer Vorrichtungen hervorgerufen, um die verringerte Zahl der Geschütze durch die Möglichkeit einer vielseitigern Wirkung auszugleichen (z. B. die Drehthürme der Monitors). Im allgemeinen aber können, soll die Beweglichkeit der Schiffe nicht übermäßig verringert werden, letztere niemals so schwere Geschütze erhalten als die stabilen Küstenplätze und Küstenbatterien, welche demgemäß ihre Ueberlegenheit stets bewahren werden. Die Eigenthümlichkeit der Stellungsräume in den Schiffen bedingt eine besondere Laffettirung für die Geschütze in den Zwischendecks und auf dem Oberdeck; auch feuert man die Schiffsgeschütze der Sicherheit halber meist mit Percussionsschlössern ab. Die Bedienung der Geschütze fällt den Matrosen zu, welche deshalb als Seeartilleristen ausgebildet werden. Ein specifisch artilleristisches Personal, die Constabels, bewirkt die Instandhaltung des gesammten Geschützmaterials auf den Schiffen, und führt die Ausgabe der Munition im Gefecht, überhaupt alle Arbeiten in den Pulverkammern aus.

Wenngleich die A. ihre volle Bedeutung erst mit der Erfindung des Pulvers und der Einführung der Pulvergeschütze gewann, so bestand sie doch schon im Alterthume und im Mittelalter und umfaßte da jene Kriegsmaschinen, mittels deren man befestigte Plätze angriff, indem man zerstörende Körper gegen und über die Mauern schleuderte, sowie auch das zur Herrichtung und Anwendung solcher Maschinen dienende Personal. Nur in der spätern Kaiserzeit führten die Römer, nach Vegetius, bei jeder Legion 65 bespannte Geschütze, darunter 10 Wurfgeschütze, also eine Art von Feldartillerie. Im Zusammenhange damit, daß die alte A. hauptsächlich zur Belagerung fester Plätze verwendet ward, kam die Erfindung der Pulvergeschütze zunächst auch vor allem der Belagerungskunst zugute. Außerdem bildete sich infolge des Umstandes, daß die Verfertiger der alten Geschütze zugleich als alleinige Sachverständige in dem Gebrauch derselben und der Anfertigung alles dessen, was dazu nöthig, aufgetreten waren, auch in der neuen Artillerie ein zünftiges Wesen, besonders in den Büchsenmeistern und Constablern, das einen nachtheiligen Einfluß äußerte und die Fortentwickelung der Waffe lange verhindert hat. Erst als man einsah, wie vortheilhaft es sei, eine zweckmäßig eingerichtete A. mit den andern Waffen in Verbindung zu bringen, wich die alte Beschränkung derselben auf die Belagerungskunst, und es begannen die ersten Anfänge in der Entwickelung der Feldartillerie. Förderlich in dieser Beziehung, weil der zünftigen Ausschließlichkeit entgegen, waren die Artillerieschulen, welche zuerst zu Anfang des 16. Jahrh. von den Venetianern, später auch von Karl V. in Spanien und Sicilien errichtet wurden, sowie die Bildung einer besondern, mit dem Fußvolk innig verbundenen Regimentsartillerie, welche im Dreißigjährigen Kriege Gustav Adolf und auch die Kaiserlichen einführten. Ersterer erwarb sich überhaupt das Verdienst, eine wirkliche Feldartillerie zu schaffen, die bewegungsfähig war und nicht nach einigen einleitenden Schüssen außer Thätigkeit trat oder im Stich gelassen werden mußte, sobald der Feind ihre Stellung

errichte. Die Ausbildung der absoluten Monarchie und, im Zusammenhange damit, die Gründung stehender Heere zeigte sich der Fortentwickelung der A. besonders günstig. 1671 errichtete Ludwig XIV. ein königl. Regiment der A. Aber erst durch die Einverleibung des Artillerietrains in die Waffe, welche die Napoleonischen Kriege herbeiführten, erlangte die Feldartillerie jenen Grad von taktischer Selbständigkeit und Gewandtheit, der ihr nach und nach ihre heutige Stellung verschafft hat. Die Bestrebungen des 19. Jahrh. richteten sich mit Erfolg auf die Herbeiführung der möglichsten Manövrirfähigkeit der Feldartillerie, die Vereinfachung der Kaliber und des Materials. Während Friedrich d. Gr. 1759 zuerst eine reitende A. errichtete, welche später in Frankreich besonders cultivirt wurde, gehört unserm Jahrhundert die Begründung und Fortentwickelung der fahrenden A. an, die natürlich nur auf Grund der technischen Fortschritte in der Construction des Materials bewerkstelligt werden konnte. Neben den so bedeutenden Fortschritten der Feldartillerie blieben auch die andern Zweige der A. nicht zurück. Verbesserung der Geschütze und der Munition, genaue Ergründung der die Flugbahn der Geschosse beeinflussenden Verhältnisse und daraus resultirende größere Wirkung der Geschütze kamen der Belagerungs- und Festungsartillerie zugute. Die Fortschritte in der Handfeuerwaffen-Technik, welche die Verbesserung und allgemeine Einführung gezogener Gewehre veranlaßten, führten endlich auch die A. auf die Ausnutzung des technischen Mittels der Züge zur Erhöhung der Geschützwirkung, und hiermit trat in neuester Zeit das Artilleriewesen in eine ganz neue Phase, welche ihren Abschluß noch nicht gefunden hat.

Die zweckentsprechende Verwendung der Geschütze sowie die richtige Behandlung dieses wichtigen und kostbaren Kriegsmittels erfordern nicht nur eine Fülle von Kenntnissen rein militärischer Natur, sondern auch solcher, welche mit der Technik der Geschütze im innigsten Zusammenhange stehen. Den Inbegriff aller dieser verschiedenen Kenntnisse faßt man unter dem Namen der Artilleriewissenschaft zusammen. Dieselbe enthält zuvörderst alle Zweige der Kriegswissenschaft, welche in unmittelbarer Beziehung zum Artilleriedienst stehen, also: Organisation der A., Waffenlehre im weitesten Sinne des Worts mit besonderer Beziehung auf das Pulver, die Geschosse, alle sonstigen Kriegsfeuer, Kenntniß des Geschützes und des Dienstes an demselben, die Taktik im allgemeinen und die Artillerietaktik im besondern, die Befestigungskunst in ihrer speciellen Beziehung zur A., namentlich die Kenntniß der fortificatorischen Hülfsmittel zur Deckung der Geschütze, den Batteriebau u. s. w., Terrainlehre, militärisches Aufnehmen und Zeichnen und Artilleriezeichnen im besondern. Sodann umfaßt die Artilleriewissenschaft auch eine Reihe von Hülfswissenschaften, die namentlich der Waffenlehre und der Geschützkenntniß dienen: so die Mathematik, Physik, Chemie, Materialienkenntniß u. s. w. Der große Umfang der Kenntnisse, welche das Artilleriewesen mit seiner Entwickelung mehr und mehr in Anspruch genommen, hat bereits seit dem Ende des 17. Jahrh. bewirkt, daß in allen größern Armeen Artillerieschulen eingerichtet sind, in welchen junge Leute, welche auf Beförderung, namentlich zum Officier, bei der Artillerie eintreten, in den Zweigen der Artilleriewissenschaft und des Dienstes praktisch und theoretisch unterrichtet werden. Diese Anstalten sind in den verschiedenen Staaten verschieden organisirt, und gewähren in der Regel auch neben der artilleristischen Fachbildung die jedem Offizier nothwendige allgemeine militärische Bildung. Aus der reichen Literatur der Artilleriewissenschaft seien hier nur folgende, das Allgemeine behandelnde Werke hervorgehoben: «Aide-mémoire à l'usage des officiers d'artillerie» (Par. 1856); «Scharnhorst, «Handbuch der A.» (3 Bde., Hann. 1804—14); de Morla, «Lehrbuch der A.» (aus dem Spanischen von Hoyer, 3 Bde., Lpz. 1821—26); Rouvroy, «Vorlesungen über die A.» (2. Aufl., 3 Bde., Dresd. 1821—25); Smola, «Handbuch für österr. Artillerieoffiziere» (2 Thle., Wien 1831); Timmerhanns, «Essai d'un traité d'artillerie» (3 Bde., Lüttich 1839—46); Scheuerlein, «Grundzüge der allgemeinen Artilleriewissenschaft» (Bd. 1, Berl. 1846); Ludwig Napoleon (Napoleon III.) «Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie» (Par. 1848); die verschiedenen Schriften Decker's (s. d.); Hütz, «Die Feldartillerie und ihre Organisation» (Münch. 1853); Meyer, «Vorträge über Artillerietechnik» (Berl. 1833) u. s. w.

Artischoke (Cynara Scolymus L.), eine im südl. Europa wildwachsende, aber wahrscheinlich aus Asien stammende Pflanze aus der Familie der Compositen, Abtheilung der Cynarocephalen. Sie ist ein perennirendes, distelähnliches Kraut mit bis mannshoch werdendem Stengel (wenn man ihn wachsen läßt), theils gefiederten, theils ungetheilten, ziemlich stacheligen, unterseits weißfilzigen Blättern, von denen die grundständigen bis $1\frac{1}{2}$ F. lang werden und eine große Rosette bilden, und endständigen, eiförmigen, bis 3 Zoll dicken, von eiförmigen, abgerundeten, am Grunde fleischigen Hüllschuppen umgebenen Blütenkörbchen voll purpurvioletter

Röhrenblüten. Man unterscheidet drei Spielarten: die große englische, die stachelige und die glatte A., welche alle, vornehmlich aber die letztere, in unsern Gärten als ein gesundes und wohlschmeckendes Gemüse gezogen werden. Der eigentlich eßbare Theil ist der dicke, fleischige Fruchtboden oder sog. «Käse». Auch ißt man den untern verdickten Theil der Hüllschuppen. Die Blütenkörbchen werden zu diesem Behufe, bevor sie sich öffnen, abgeschnitten und, in Wasser oder Fleischbrühe gekocht oder mit Butter geröstet, als Gemüse verspeist, wol auch mit Essig und Oel als Salat. Die Cultur der A. erfordert große Sorgfalt und kann nur in Gegenden von mildem Klima mit Erfolg betrieben werden. Man findet sie daher vorzüglich in Frankreich und Südeuropa verbreitet, in Deutschland namentlich in den Rheingegenden und in Oesterreich. Man pflanzt die Pflänzlinge in 2 F. voneinander entfernten Reihen, jede Pflanze in 4—5 F. Entfernung von der nächsten, in gutgedüngte, kräftige, wilde Dammerde, und bedient sich zu Pflänzlingen der Wurzelsprossen, welche die alten Pflanzen im Spätsommer treiben, nachdem sie abgeblüht haben oder ihnen die Köpfe genommen worden sind. Die Entnahme dieser Wurzelsprossen geschieht im März, die Ernte der Köpfe Ende Aug. (in Deutschland). Man läßt nur die am Ende des Stengels und der Hauptäste sich bildenden Blütenkörbchen (die Hauptköpfe) sich entwickeln, alle übrigen bricht man ab, damit erstere recht groß und schön werden. Nach der Ernte bricht man die Stengel nahe am Boden ab, entfernt im Spätherbst alle noch vorhandenen Wurzelblätter und bildet über jedem Stock einen Erdhaufen, bedeckt ihn wol auch noch mit Mist, um ihn gegen die Winterkälte zu schützen. Es wird auch noch eine andere Art der Gattung Cynara als Gemüsepflanze gebaut, die sog. Cardonen oder spanische A.

Artner (Maria Therese von), deutsche Dichterin, Tochter des k. k. Generalmajors von A., wurde geb. 19. April 1772 im Dorfe Schintau im ungar. Comitat Neutra und starb unverheirathet in Agram 25. Nov. 1829. Nachdem sie früher die verschiedenen Standorte ihres Vaters getheilt, lebte sie nach dessen Tode in Wien, wo sie als Zierde aller geistreichen Kreise galt, wandte sich aber später infolge großen Vermögensverlustes zu einer Freundin in Ungarn. Sie gab mit Mariane von Tiell heraus: «Feldblumen, auf Ungarns Fluren gesammelt von Minna und Theone» (Jena 1800), und unter dem letztern Namen «Neuere Gedichte» (Tüb. 1806; vermehrt 2 Bde., Lpz. 1818); ferner die Schauspiele «Stille Größe» und «Regenda und Wladimir» (Kaschau 1824), sowie das Trauerspiel «Die That» (Pesth 1820) als ersten Theil zu Müllner's «Schuld». Viele prosaische Arbeiten der verschiedensten Art von ihr finden sich in den periodischen Blättern und Taschenbüchern ihrer Zeit. Die «Briefe über einen Theil von Kroatien und Italien» (Halberst. 1830) enthalten Selbsterlebtes. Ihre Dichtungen besitzen den Vorzug, durchaus aus innerm Triebe hervorgegangen zu sein, doch tragen sie auch die Spuren des Dilettantismus an sich.

Artocarpus, Brotfruchtbaum, von Linné benannte Baumgattung aus der den nesselartigen Gewächsen naheverwandten Familie der Artocarpeen und der 21. Klasse des Sexualsystems. Die Brotfruchtbäume haben einhäusige Blüten, von denen die männlichen in Kätzchen gestellt sind, die weiblichen dagegen an einem aus einer zweiklappigen Scheide hervorkommenden Kolben sich befinden. Durch gegenseitige Verwachsung der nach dem Verblühen fleischig werdenden Hüllen der weiblichen Blüten entsteht aus dem ganzen Kolben ein gemeinsamer Fruchtkörper (eine Scheinfrucht) von fleischig-mehliger Beschaffenheit im Innern und von kugeliger Gestalt, welcher an der Außenfläche höckerig, inwendig bei manchen seit uralten Zeiten cultivirten Varietäten samenlos ist. Die Blätter des Brotfruchtbaums sind fiederspaltig, handförmig oder buchtig eingeschnitten, selten ganz. Für die Südseeinsulaner bildet der Baum die vorzüglichste Nahrungspflanze und ist den Kartoffeln oder dem Getreide unserer Länder vergleichbar. Die vor der Reife abgenommene, ein weißes, mehliges Mark enthaltende Frucht wird, geschält und in Blätter eingewickelt, zwischen heißen Steinen gebacken und liefert eine angenehme, jedoch hinsichtlich des Geschmacks dem Weizenbrot ganz unähnliche, mehr den Bananen (Pisang) sich nähernde Speise. Die reife Frucht schmeckt faulig. Die öligen Kerne sind eßbar; der Bast liefert Zeuge wie der Papiermaulbeerbaum; das weiche, leichte Holz dient zu Hausgeräthen und der Milchsaft der Rinde zu Vogelleim. Die frühern Seereisenden haben mit etwas übertriebenem Enthusiasmus von diesen Gewächsen gesprochen, die in unsern botan. Gärten als Gewächshauspflanzen vorkommen und nach Westindien und Südamerika verpflanzt worden sind. In Polynesien pflanzt man besonders den Brotfruchtbaum mit eingeschnittenen Blättern (A. incisa), einen schlanken, 40—50 F. hohen Baum, dessen Frucht 3—4 Pfd. schwer wird; in Südasien und seinen Inseln hingegen den ganzblätterigen Brotfruchtbaum (A. integrifolia), der eine 25—30 Pfd. schwere Frucht trägt.

Artois war ehedem unter dem Titel einer Grafschaft eine nordwestl. Provinz Frankreichs, von Flandern und der Picardie umschlossen, zum größten Theile den Grenzen des jetzigen Depart. Pas-de-Calais entsprechend. Die nur von sanften Terrainwellen und niedern Hügeln unterbrochene Ebene ist eine der gewässerreichsten Gegenden Frankreichs, indem die Authie und Canche der Westabdachung, Aa, Lys, Scarpe und noch viele kleinere Flüsse der Nord- und Nordostrichtung folgen. Da der südl. Theil höher liegt und ergiebigen Boden nur in den Ebenen und Thälern hat, der Norden aber zu einer der fettesten Marschgegenden gehört, so bildet die Grafschaft ein echtes Uebergangsland von Flandern zur Picardie. Sowol das Bedürfniß der Schiffahrt wie das der Entwässerung hat besonders im NW. die Anlage vieler Kanäle herbeigeführt. A. gehört zu den Kornkammern Frankreichs. Flachs und Hanf unterstützen die Manufacturthätigkeit; Rübsamen ersetzt die Olive des Südens; Hopfen tritt an die Stelle des Weins; Obst ist selten. Schöne Wiesen begünstigen die Rindviehzucht, reiche Hutungen die Schafzucht, und der geringere Waldreichthum wird ersetzt durch ausgedehnte Torflager und im O. durch die von den Ardennen eingreifenden Steinkohlenlager. Auch die Bewohner bilden einen Uebergang von den Picarden zu den Flamändern, ihren Nachbarn; sie sind nicht so lebhaft, heftig und frei wie jene, aber auch nicht so sorglos, langsam und sanft wie diese. Die Hauptstadt des Landes ist Arras. Ludwig IX. erhob A. 1239 zur Grafschaft, die er seinem Bruder, dem tapfern und edeln Robert, verlieh. Als dieser bei Mansura in Aegypten (8. Jan. 1250) gefallen war, folgte ihm sein Sohn, Robert II. Posthumus, welcher gleichfalls mit Ludwig IX. nach Aegypten zog. Derselbe war während der Gefangenschaft Karl's II. Regent von Sicilien und blieb 11. Juli 1302 in der Schlacht von Courtray. Hierauf kam A. in Weiberhände, durch diese später an Flandern und Burgund, durch den Pyrenäischen und den Nimwegener Frieden aber (1659 und 1678) wieder an Frankreich. Karl X. führte als Prinz, dann wieder nach seiner Thronentsagung den Titel eines Grafen von A.

Artus oder Arthur, Fürst der Siluren oder Damnonier, der die in den Westen Englands zurückgedrängten brit. Stämme um sich versammelte und tapfer gegen die unter Cerdic erobernd vordringenden heidnischen Angelsachsen die Freiheit und den Glauben seines Volks verfocht. Er soll 542 an einer schweren Wunde, welche er in einem Gefecht mit seinem aufständischen Neffen Modred empfing, auf der Insel Avalon gestorben sein. Seine Gebeine will man unter König Heinrich II. aufgefunden haben. Der geschichtliche A., welcher zum letzten mal das Nationalbewußtsein der Celten vor ihrer völligen Vernichtung erweckte, ist der Ausgangspunkt vieler Heldensagen geworden, welche von Wales und der Bretagne aus sich über die ganze roman. und german. Welt verbreiteten und Jahrhunderte hindurch den Dichtern des Mittelalters willkommene Stoffe darboten. Bereits in den walisischen Bardenliedern des 6. und 7. Jahrh., in der «Myvyrian archaeology of Wales» (3 Bde., Lond. 1801), wird der Nationalheld A. mit seinen tapfern Zeitgenossen besungen. In den Chroniken des 9. Jahrh., wie bei Nennius, zeigt sich der erste volksmäßige Ansatz zu dem Sagenstamm des Artuskreises, mit dem die Sage vom Zauberer Merlin in Verbindung tritt. Nach einheimischen Berichten verliebte sich A.' Vater, Uther, in die Igerna, die Gemahlin des Gorlas, Herzogs von Cornwall, und zeugte mit derselben, nachdem ihm Merlin die Gestalt des Gorlas verliehen hatte, den A. Dieser wurde, nach Uther's Tode, 516, Heerfürst der Briten, besiegte in vielen großen Schlachten die Sachsen und zog siegreich nach Schottland und Irland, nach Dänemark und Norwegen, ja selbst nach Frankreich, wo er bei Paris ein großes röm. Heer besiegte. Während seiner Abwesenheit empörte sich sein Neffe Modred und verführte seine Gemahlin Ginevra. A. kehrte zurück und lieferte seinem Neffen eine Schlacht, in welcher er seinen Tod fand. Doch nach dem Volksglauben ist A. nicht gestorben; seine Seele ist in einen Raben übergegangen, und er wird einst wiederkehren. Er residirte zu Caerlleon am Usk in Wales mit seiner schönen Gemahlin Ginevra (Ghwenhwywar), umgeben von einem glänzenden Hofstaate und vielen hundert Rittern und schönen Frauen, welche an Tapferkeit, Hofsitte und Anmuth aller Welt zum mustergültigen Vorbild dienten. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildeten 12 Ritter, welche als die Tapfersten und Edelsten der König um eine runde Tafel zu versammeln pflegte, und die des A. Tafelrunde bildeten. Von A.' Hofe aus zogen die Ritter in alle Länder nach Abenteuern aus; Beschützung der Frauen, Demüthigung anmaßender Helden, Befreiung Verzauberter, Bändigung ungefüger Riesen und boshafter Zwerge war ihr ritterlicher Beruf. Die Beschreibung dieser unzähligen Abenteuer, deren Schauplatz häufig in den noch jetzt so genannten Wald Brezilian (bretonisch Broch allean) in der Bretagne verlegt wird, bilden den Inhalt der zahllosen Dichtungen dieses Sagenkreises in allen abendl. Sprachen. Die stoffreichen brit. Sagen,

wie sie in den «Mährchen des rothen Buches von Hergest» oder «The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest» (7 Bde., Lond. 1838—49) aus dem 14. Jahrh. erzählt werden, fanden zuerst in Frankreich Eingang, wo die Ritter der Tafelrunde zu Idealen des glänzenden und feinen Hoflebens und Ritterthums, wie es sich hier im 12. Jahrh. zur höchsten Blüte ausgebildet hatte, umgeschaffen wurden. Schon früh im 12. Jahrh. kamen die franz. Kunstepen nach Deutschland, wo der an und für sich todte Stoff der ermüdenden brit. Sagen nun in dem «Parzival» Wolfram's von Eschenbach, «Tristan und Isolt» Gottfried's von Strasburg, dem «Erec» und «Iwein» Hartmann's von der Aue, dem «Wigalois» Wirnt's von Grafenberg zu den die innersten Tiefen des menschlichen Lebens abspiegelnden Gestalten belebt, oder wenigstens auf eine mehr oder minder künstlerisch gewandte Weise behandelt ward. Die in besondern Dichtungen gefeiertsten Helden des Artuskreises sind, außer A. selbst, namentlich Parzival oder, wie er in der brit. Sage heißt, Peredur, ferner Lohengrin, Tristan, Iwein, Erec, Gawein, Wigalois, Wigamur, Gauriel und Lanzelot. In mehrern Dichtungen, wie in «Parzival», «Titurel» und «Lohengrin», ist die Arthursage mit der vom Heiligen Gral (s. d.) verwebt. Aus Frankreich aber verpflanzten sich diese Stoffe nicht blos nach Deutschland, sondern auch einerseits nach den Niederlanden und England, andererseits zu den Provenzalen, Spaniern und Italienern. Von Deutschland aus kamen sie gegen Ausgang des Mittelalters nach den nordischen und slaw. Ländern. Vgl. Graesse, «Die großen Sagenkreise des Mittelalters» (Dresd. u. Lpz. 1842); San-Marte (A. Schulz), «Die Arthursage» (Quedlinb. 1842); derselbe, «Zur Arthursage» (Quedlinb. 1843); derselbe, «Beiträge zur bretonischen und celtisch-german. Heldensage» (Quedlinb. 1847); Villemarqué, «Contes populaires des anciens Bretons» (2 Bde., Par. 1842); derselbe, «Poëmes des bardes bretons du 6me siècle» (Par. 1850). — **Arthurssitz** (Arthur's seat) heißt ein Berg bei Edinburgh, von welchem A. nach der Sage das Land überschaut haben soll, ehe er die Sachsen in der Nähe schlug. Auf dem 700 F. hohen Gipfel öffnet sich eine herrliche Aussicht. — **Artushöfe** oder Junkerhöfe nannte man im Mittelalter Gebäude, wo sich die Ritter, nach Art von Arthur's Tafelrunde, zu fröhlichen Gelagen zu versammeln pflegten. In Danzig steht noch ein solches Festgebäude erhalten. Auch Thorn besaß noch vor Jahrzehnten ein solches Haus, auf welches sich das Lied und die Sage «vom Fürsten von Thorn» bezieht.

Arum nannte Linné eine monokotyle Pflanzengattung aus der 21. Klasse seines Systems, welche mit einer Menge anderer, ähnlicher Gattungen die in den Tropengegenden stark vertretene Familie der Aroideen bildet, und deren Arten in Deutschland im allgemeinen **Aronsstab** genannt zu werden pflegen. Es sind lauter ausdauernde Kräuter mit meist knolligem Wurzelstock, grundständigen, langgestielten, großen, ganzen oder gelappten, saftvollen Blättern und einem kurzen, blattlosen Stengel oder Schaft, welcher einen von einem großen, bauchigen Scheidenblatt ganz oder theilweise umschlossenen Kolben von verschiedener Gestalt, jedoch stets mit nackter Spitze trägt, an dessen unterm Theile sehr unvollkommen gebildete weibliche und darüber männliche Blüten (oft nur Fruchtknoten und Staubbeutel) sitzen, oft noch getrennt durch spitzige, fleischige Warzen. Aus den Fruchtknoten entwickeln sich ein- bis viersamige Beeren. Die meisten Arten dieser Gattung wachsen in den Tropenländern, und viele von diesen sind schöne Decorationspflanzen der Warmhäuser geworden. In Europa kommen nur wenige Arten, in Deutschland eine einzige vor, nämlich A. maculatum, der gefleckte A. (wegen der schwarzgefleckten Blätter, welche die Pflanze in manchen Ländern besitzt; in Deutschland sind sie fast immer ungefleckt) oder gemeine, auch **Aronswurzel** und **Zehrwurz** genannt. Diese Pflanze, welche in schattigen Laubgebüschen und Wäldern auf feuchtem, humosem Boden wächst, hat einen weißlichen Knollen, pfeilförmige Blätter und innerhalb der außen bleichgrünlichen, inwendig schön weißen Kolbenscheide einen nach der Spitze hin keulenförmig verdickten, violetten oder rothbraunen Kolben, an dessen Basis sich später scharlachrothe Beeren befinden. Die Pflanze blüht im Mai und Juni und enthält in allen Theilen einen brennendscharfen Saft, besonders in den Knollen, welche unter dem Namen Rhizoma oder Tubera Ari und Dracontii minoris officinell sind. Sie enthalten, außer dem scharfen Stoff, Stärkemehl, Schleim, Gummi, Seifenstoff, fettes Oel u. a. m., und werden gegen Verdauungsfehler und Brustleiden angewendet; desgleichen bereitet man daraus ein sehr nahrhaftes Mehl, die **Aronsstärke**, welche man zuweilen auch als Seife anwendet. Gewöhnlich zählt man den Aronsstab wegen seines scharfen Stoffes zu den Giftpflanzen, doch mit Unrecht, da ein wirklich giftiger Stoff in ihm nicht vorkommt. Auch verschwindet der scharfe Stoff, wenn man die Knollen trocknet oder kocht. In Griechenland sollen die Knollen dieser und anderer Aronsstäbe ehedem gegessen worden sein.

Während der Blütezeit entwickelt sich infolge einer bedeutenden Erzeugung von Kohlensäure durch die Staubbeutel eine fühlbare Wärme innerhalb der Kolbenscheide, welche um 11—12° R. höher ist als die Temperatur der Luft. Dieselbe Erscheinung hat man auch bei andern Aroideen, besonders bei der tropischen Colocasia odora beobachtet. Einige ausländische Arten entwickeln während des Blühens auch einen aasähnlichen Gestank.

Arundel, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Sussex, 2 M. im O. von Chichester, an dem schiffbaren Arun, der durch einen Kanal mit der Themse verbunden ist, 4 engl. M. unterhalb der Stadt, bei Little-Hampton, in das Meer mündet. Der Ort ist am Abhange eines Hügels erbaut, auf dessen Gipfel ein großartiges Schloß steht, und zählt 2498 E., die lebhaften Handel treiben. Fahrzeuge von 150 Tons gehen bis zur Stadt, welche selbst 95 Seeschiffe besitzt. 1861 war der Tonnengehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe 6742 im Verkehr mit dem Auslande, 50844 im Küstenhandel, und die Zolleinnahme betrug 1319 Pfd. St. A. ist ein sehr alter Ort, der schon im Testamente Alfred's d. Gr. genannt wird. Derselbe war ehedem befestigt und schickte seit Eduard I. zwei Abgeordnete ins Parlament, seit der Reformbill nur einen. In der 1375 erbauten Kirche hat die Stadt sehenswerthe Grabmonumente, und dem jedesmaligen Besitzer ihres Schlosses ertheilt sie den Rang und Titel eines Grafen von A. Das Schloß ist seit lange Eigenthum der Familie Howard, Herzoge von Norfolk, und in neuerer Zeit neu und glänzend eingerichtet. Als besonders schön wird das gemalte Fenster in der Baronenhalle gerühmt, welches die Unterzeichnung der Magna-Charta durch König Johann darstellt. — Ueber den nach seinem ersten Besitzer genannten Arundelischen Marmor, s. Marmorchronik.

Arundo, Rohr. Unter diesem Gattungsnamen faßte Linné eine Anzahl vorzugsweise europ. Gräser mit starkem oder ziemlich starkem, hohem und hartem Halme und rispig gruppirten, ein- bis mehrblütigen Aehrchen zusammen, welche in Deutschland die Namen Rohr, Schilf, Sandrohr, Landrohr u. s. w. führen. Es waren dies sehr verschiedenartige Gräser, weshalb man sich bei einer genauern Unterscheidung der Gräser genöthigt gesehen hat, die alte Linné'sche Gattung in mehrere Gattungen einzutheilen. So entstanden die Gattungen Phragmites, Schilf, Ammophila oder Psamma, Sandrohr, Calamagrostis, Rohrgras, Bambusa, Bambusrohr u. a. m. Bei A. ließ man nur diejenigen Rohrarten, bei welchen alle Blüten des Aehrchens zwitterlich und fruchtbar und von langen Haaren umgeben sind, und die äußere Kronenspelze jeder Blüte an der Spitze dreispaltig und mit einer Granne auf dem mittlern Zahne versehen ist. Es sind dies lauter stattliche Gräser mit hohem, starkem, festem, holzigem Halme, welche der Mehrzahl nach auf den ostind. Inseln und in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres wachsen. In Europa finden sich zwei Arten, A. Donax L. und A. mauritanica Desf., letztere nur hier und da im südlichsten Europa. Dagegen kommt A. Donax, das eigentliche Spanische Rohr, nicht allein in ganz Südeuropa, sondern auch in Südtirol und Ungarn vor. Die fingerdicken Halme dieses schönen Grases erreichen in Spanien, wo es besonders häufig wild und angebaut vorkommt, eine Höhe von 12—16 F. und werden dort und anderwärts in Südeuropa allgemein zu Flechtzäunen und andern Einfriedigungen, zum Dachdecken und zur Erbauung leichter Hütten (z. B. Fischerhütten) benutzt. Das Spanische Rohr hat bläulichgrüne, steife und harte, lineal-lanzettförmige, bis 2 Zoll breite Blätter, und seine Aehrchen bilden eine dichte, doch meist gelappte Rispe bis zu 3 F. Länge. Mit diesem größten Grase Europas darf nicht dasjenige Spanische Rohr verwechselt werden, woraus man Stöcke verfertigt. Dieses Rohr kommt von der ostind. Rohrpalme. (S. Calamus.) Die aus geringelten, glatten, glänzendgelben Gelenkstücken bestehenden Wurzelstöcke des echten Spanischen Rohrs sind unter den Namen Rhizoma Donacis oder Cannae Gargannae officinell und kommen in Querscheiben zerschnitten in den Handel.

Arva, ein Comitat im nördl. Theile Ungarns, theilweise von Galizien, andererseits von den Comitaten Liptau, Trentsin und Thurocz begrenzt. Sein Flächeninhalt beträgt etwa 37 Q.-M. Das Comitat ist von den Karpaten erfüllt, sodaß es kaum eine Ebene von größerer Ausdehnung besitzt; die Thäler gleichen mehr Gebirgsschluchten. Die höchsten Gebirgsgipfel erheben sich an der Grenze des Comitats. So an der westlichen: die Kleine Fátra 5274, die Rastutza 5047, der Pilßko 4914; im N.: Babiagura 5448, Politza 4320; im O.: Bolovetz 6534, Bobrovetz 6160; im S.: Chocs 5093, Sziva 5622 F. hoch. Unter den vielen kleinen Flüssen ist die reißende A., ein Nebenfluß der Waag, am bedeutendsten. Das Klima ist rauh, doch gesund; die Weintraube reift hier nicht mehr. Der harte Boden liefert Holz in Fülle, mit welchem bedeutender Handel getrieben wird. Auf den fetten Triften der Berge blüht die

Rindvieh- und Schafzucht. Die Bevölkerung, welche fast ausschließlich aus Slawen besteht, zählt gegen 74000 Seelen, darunter 63600 Katholiken, 8130 Protestanten, 2400 Juden. Außer der Käsebereitung ist die Verfertigung von Leinwand das Hauptgeschäft der betriebsamen Slowaken. Auch treten sie häufig als Hausirer mit Käse, Schwamm, Mausefallen u. s. w. weite Wanderungen an. Hauptstadt und Regierungssitz des Comitats ist Alsó-Kubin.

Arvalische Brüder, lat. Fratres arvales, bei den alten Römern ein Collegium von 12 Priestern, welche an dem Abzeichen eines Aehrenkranzes mit weißer Binde zu erkennen waren und für eins der ältesten und heiligsten Institute in ihrer Art galten. Der Sage nach hatte Acca Larentia (s. d.), die Gattin des Faustulus und die Pflegemutter des Romulus, 12 Söhne, mit welchen sie einmal jährlich pro agris opferte. Als einer dieser Söhne gestorben, trat an die Stelle desselben Romulus ein, welcher hierauf mit seinen Adoptivbrüdern das Collegium der Fratres arvales stiftete. Schon das Symbol des Aehrenkranzes bezeichnet deutlich genug die Bestimmung derselben für den Cult einer Flur- und Ackergöttin, welche Dea Dia genannt wurde, allem Anschein nach aber mit Tellus, Ceres oder Ops identisch und wol zunächst eine Göttin der röm. Stadtflur war. Der Hain der Göttin lag unweit der Stadt Rom in der Nähe der Tiber, an dem Orte, der jetzt Affoga l'Asino heißt. In demselben wurden auch die wichtigsten Acte des jährlichen Gottesdienstes (im Mai) vorgenommen. Das Collegium, an dessen Spitze ein auf je ein Jahr gewählter Magister stand, ergänzte sich durch Cooptation. Die priesterliche Würde war eine lebenslängliche und konnte selbst durch Verbannung nicht verloren gehen. Der Gottesdienst, welcher drei Tage währte, bestand der Hauptsache nach in Darbringung von Opfern sowie in einem Tanz um den Altar, währenddessen ein alterthümliches Lied abgesungen wurde. Dieses Lied, ein interessantes Denkmal der ältern lat. Sprache, ist uns erhalten; ebenso Bruchstücke der jährlichen Protokolle dieser Priesterschaft auf Steintafeln, die seit 1573 in der Nähe der Stelle, wo das Heiligthum der Dea Dia stand, ausgegraben und von Marini («Gli atti e monumenti de' fratelli Arvali», 2 Bde., Rom 1795; dazu «Appendice» von Melchiorri, Rom 1855) trefflich erläutert worden sind. Jenes alte «Carmen fratrum arvalium» wurde von Klausen (Bonn 1836), Corssen («Origines poesis Romanae», Berl. 1846) und Bergk (in der «Zeitschrift für Alterthumswissenschaft», Jahrg. 1856) behandelt.

Arve, ein linker Nebenfluß der Rhône in dem franz. Depart. Hochsavoyen, entspringt an der Grenze des Schweizercantons Wallis auf dem wegen seiner reizenden Aussichten vielbesuchten Col-de-Balm im NO. des Montblanc, fließt erst gegen SW. durch das 5 St. lange, weltberühmte Thal von Chamouny (s. d.) bis zum Dorfe Les Houches, wendet sich dann in mehrern Krümmungen nach NW. über Servoz, Sallanches, Cluses, Bonneville, dann im genfer Gebiete über Carouge, und mündet nach einem Laufe von 12 M. unweit unterhalb Genf in die Rhône, deren klares Wasser sie durch ihr gewöhnlich schlammiges weithin trübt. Die A. führt Goldblättchen mit sich, und sehr mannichfaltige und schöne Kiesel finden sich in ihrem Bette. Sie ist ein sehr reißendes Alpenwasser, das häufig seine Brücken niederwirft und durch Ueberschwemmungen weite Strecken des Thals unwirthbar macht. Bei hohem Wasser verwandelt sie dieselben in Seebecken, die bei niedrigem Wasserstande verschlämmt und versandet daliegen. Von Cluses bis 1 M. oberhalb Bonneville bildet der Fluß eine große Menge von Inseln. Außer zahlreichen Gletscherbächen nimmt die A. rechts die Diosa und Giffre auf, links den Arveiron, Bonnant, Sallanches, Borne, Foron und Viaison. Ihr Thal bietet auch außerhalb des Chamounythals, obwol es unterhalb Les Houches sich erweitert und selten wieder verengt, herrliche Gebirgsscenerien dar. Besonders merkwürdige Punkte sind: Servoz, in dessen Nähe viel Kupfer- und Bleierze gebaut werden; der reizende Badeort Saint-Gervais mit Schwefelthermen von 32° R. in dem Seitenthale Val-Montjoie; Douay (2 St. oberhalb Cluses) mit dem Nant d'Arpenaz, einem nach starkem Regen dem Staubbach ähnlichen Wasserfall an einer in ihren Schichten halbkreisförmig gebogenen Felswand; das Dorf Balm (½ St. oberhalb Cluses), 800 F. unter einer Tropfsteinhöhle gelegen; das Städtchen Cluses (8 St. von Genf), fast blos von Uhrmachern bewohnt; Bonneville, der Hauptort von Faucigny, in pittoresker Lage, mit dem auf der Brücke stehenden, 95 F. hohen Denkmal und Standbild des Königs Karl Felix von Sardinien, welches ihm die Commune zum Dank für die durch seine Correctionen der A. ihr erwiesenen Wohlthaten errichtet hat; endlich das große Dorf Contamines mit den Ruinen des Bergschlosses Faucigny.

Arwidsson (Adolf Ivar), schwed. Schriftsteller und Dichter, geb. 7. Aug. 1791 zu Padasjoki in Tavastland in Finland, wo sein Vater Propst war, studirte in Åbo und trat daselbst 1817 als Docent der Geschichte auf, begründete auch 1821 das literarisch-polit. Blatt

«Abo-Morgonblad», das gleich von Anfang an seiner freien Sprache wegen der russ. Regierung misfiel und daher schon im Sept. 1821 verboten wurde. Ein Aufsatz, den A. im nächsten Jahre in der «Mnemosyne» erscheinen ließ, war die Ursache, daß er im Mai 1822 von der Universität und überhaupt auf immer aus Finland verwiesen wurde. Er wandte sich hierauf nach Schweden und erhielt hier eine Anstellung bei der königl. Bibliothek in Stockholm, deren Chef er 1843 wurde. Nachdem später das russ. Verbannungsurtheil gegen ihn aufgehoben worden, unternahm er 1858 eine Reise nach seinem Vaterlande, wo er 21. Juni desselben Jahres in Wiborg starb. Außer vielen kleinern Arbeiten in Zeitschriften und verschiedenen Uebersetzungen veröffentlichte er Gedichte unter dem Titel «Ungdoms Rimfrost af Sonen i Örnskog» (Stockh. 1832); ferner aus der Sammlung des Kammerjunkers Rääf eine vortreffliche Sammlung altschwed. Volkslieder («Svenska Fornsånger», 3 Bde., Stockh. 1834—42), die sich der von Afzelius und Geijer herausgegebenen anschließt; «Svenska Konungar och deras Tidehvarf» (mit Porträts, Stockh. 1830—43; neue Aufl. 1855 fg.); «Stockholm förr och nu» (Stockh. 1837—40). Auch übersetzte er die «Frithiofsaga» (2. Aufl., Stockh. 1841) aus dem Isländischen und redigirte als Secretär der Buchdruckersocietät die seit 1829 erscheinende schwed. Bibliographie, die aber nach einigen Jahren aus Mangel an Absatz aufhörte.

Arzneikunde, s. Medicin.

Arzneimittel heißen diejenigen, meist chemisch wirkenden Stoffe, welche zum Zwecke der Heilung innerlich oder äußerlich angewandt werden. Die A. bilden eine Klasse der Heilmittel, unter welchen letztern man überhaupt alles versteht, was benutzt wird, um eine Krankheit zu beseitigen, also auch gewisse Nahrungsmittel, Bandagen, Instrumente, Wärme, Elektricität u. s. w. Die A. sind theils anorganische, theils pflanzliche oder thierische Stoffe und machen keineswegs eine natürlich abgegrenzte oder an gemeinsamen Eigenschaften erkennbare Gruppe aus; vielmehr kann nur die Erfahrung, der physiol. Versuch, die physik. und chem. Untersuchung darüber belehren, ob ein Stoff als A. brauchbar ist oder nicht. Die naive Naturanschauung früherer Zeiten meinte wol, die A. hätten in der Welt keinen weitern Zweck als den der Heilung, und es müsse für jede Krankheit ein bestimmtes A. in der Natur vorhanden oder ein bestimmtes Kraut gewachsen sein. Der Naturforscher der Gegenwart sieht dagegen in den A. nichts weiter als Stoffe, die neben allen ihren sonstigen Eigenschaften auch solche haben, welche zur Bekämpfung einer Krankheit benutzt werden können, Eigenschaften, die lediglich physikalische oder chemische sind, und deren Wirkungen durchaus nach den überall gültigen Naturgesetzen erfolgen, keineswegs aber auf andern Kräften beruhen oder nach andern Regeln vor sich gehen als der ganze Naturverlauf. Diese Erkenntniß hat jenen Phantastereien ein Ziel gesetzt, welche auf entfernte zufällige Aehnlichkeit oder mystische Deutungen hin A. auswählte, z. B. eine behaarte Pflanze gegen Kahlköpfigkeit, eine Pflanze mit gallenfarbigem Saft gegen Leberkrankheiten, und was dergleichen mehr.

Die Kenntniß der physik. und chem. Eigenschaften der Arzneien und die Zurückführung der arzneilichen Wirkungen auf bekannte Naturkräfte und ihre Einordnung in bekannte Naturgesetze ist die eine nothwendige Bedingung einer wirklich exacten und wissenschaftlichen Arzneimittellehre oder Pharmakologie. Die andere Bedingung aber ist eine genaue Untersuchung des Baues und der physik. und chem. Beschaffenheit des Organismus in allen seinen Theilen und gesunden oder krankhaften Zuständen; denn die Arzneiwirkungen sind nichts weiter als Veränderungen jener physik. und chem. Beschaffenheit und weiterhin auch des feinern Baues der verschiedenen Organe. Daher ist eine genaue Kenntniß der Anatomie, Physiologie und Pathologie einerseits, der Physik und Chemie andererseits nöthig, um die Wirkungen eines A. zu verstehen, sie im gegebenen Falle berechnen und demnach zweckmäßig anwenden zu können. Freilich sind uns bisjetzt die Arzneiwirkungen zum größten Theil noch unbekannt und nur eine kleine Zahl derselben vollständig aufgeklärt; aber dies darf nicht abhalten, auf dem angegebenen Wege in exacter Weise weiter zu forschen, damit die Arzneimittellehre wirklich das werde, was sie sein soll, aber bisjetzt nur zum kleinsten Theile ist, d. h. eine auf den kranken Organismus angewandte Physik und Chemie. Gegenwärtig, wo man die Wirkung der meisten Arzneien noch nicht versteht, muß man sich, wie dies auch in frühern Zeiten geschehen ist, noch vielfach allein an die Erfahrung halten, welche uns belehrt, das dies oder das in der oder jener Krankheit heilsam ist. Aber diese Erfahrung ist schwer zu erwerben, viel schwerer als der Laie zu glauben geneigt. Die Krankheiten sind nicht selbständige Wesen, die den Körper befallen und wieder verlassen, sie sind auch nicht Zustände, die sich immer in derselben Weise wieder-

holen und bei jedem Kranken in der nämlichen Weise ablaufen: sie sind vielmehr nichts weiter als über das richtige Maß hinausgehende oder hinter diesem Maße zurückbleibende Lebensvorgänge, die sich von den gesunden Lebensvorgängen nur durch den zu hohen oder zu niedern Grad ihrer Entwickelung unterscheiden, und sie gestalten sich, wenngleich sie des Verständnisses wegen einen und denselben Namen tragen, doch tausendfältig verschieden, und spotten daher oft jeder Berechnung. Wenn also nach Darreichung einer Arznei die Krankheit sich bessert oder verschlimmert, so weiß man zunächst nicht, ob sich letztere nicht auch ohne Arznei verbessert oder verschlimmert hätte, und nur dann läßt sich auf die bloße Erfahrung hin eine Arznei wirklich als heilsam ansehen, wenn man eine sehr große Zahl von Kranken mit Erfolg damit behandelt und zugleich erfahren hat, daß eine ebenso große Zahl gleich Kranker, welche die Arznei nicht bekommen hatten, nicht so schnell wie jene genasen. Je größer die Summe der Kenntnisse ist, die man vor der Anwendung einer Arznei von deren Eigenschaften einerseits und von der Natur der Krankheit andererseits hat, desto sicherer wird man auch beurtheilen können, ob die nach dem Gebrauche der Arznei eintretenden Aenderungen des Krankheitsverlaufes auf die Arznei zurückzuführen sind oder nicht, um so leichter und schneller wird man also auch sichere Erfahrungen über die Arzneiwirkung sammeln können, während der ohne jene Vorkenntniß probirende Arzt, d. h. der bloße Empiriker, viel schwieriger und erst nach einer unverhältnißmäßig großen Zahl von Beobachtungen ein sicheres Ergebniß erhalten kann. Da die Wirkung einer Arznei stets von zwei Bedingungen abhängt, erstens von den Eigenschaften der Arznei und zweitens von der Beschaffenheit desjenigen Körpertheils, mit dem sie in Berührung kommt, so versteht sich von selbst, daß eine Arznei sehr verschieden wirken muß, je nachdem sie auf diesen oder jenen Körpertheil, bei dem oder jenem Zustande desselben Theils angewandt wird. Viele Gifte z. B. wirken nicht, wenn sie verschluckt werden, weil die Verdauungssäfte sie in unschädliche Verbindungen überführen, während sie, ins Blut gebracht, sofort tödten können. Ebenso wirkt manche Arznei, wenn sie auf die unverletzte Haut gebracht wird, gar nicht, während sie die ihrer Oberhaut beraubte Haut zu heftiger Entzündung reizt, oder, wenn sie durch die Blutgefäße der Haut ins Blut gelangt, starke Wirkungen auf das Nervensystem u. s. w. ausüben kann. Ein Spanischfliegenpflaster z. B. reizt die unverletzte Haut zu einer oberflächlichen Entzündung mit Blasenbildung; auf die der Epidermis beraubte Haut gelegt, kann es eine Nierenentzündung hervorrufen, weil seine reizenden Bestandtheile ins Blut und mit demselben in die Nieren gelangen, welche für dieselben vorzugsweise empfindlich sind. Dies Beispiel zeigt zugleich, wie eine Arznei nähere und entferntere Wirkungen haben kann: die Entzündung der Haut ist hier die nähere Wirkung, die Nierenaffection die entferntere. Die Eintheilung der Arzneimittel läßt sich in sehr verschiedener Weise machen: als die richtigste erscheint zunächst die, welche die Arzneien nach der Aehnlichkeit ihrer Wirkungen gruppirt. Da aber die letztern zu unvollständig bekannt sind, so ist diese Art der Eintheilung noch nicht durchzuführen. Ein anderes Princip der Eintheilung ist das der chem. Aehnlichkeit der Arzneien; auch dieses hat seine Unzulänglichkeiten. Noch unvollkommener, jedoch am gebräuchlichsten ist die Klassifikation der Arzneien nach ihrer Verwendung am Krankenbett, wie Abführmittel, Brechmittel, schweiß-, harntreibende, magenstärkende, auflösende, erregende, beruhigende Mittel, u. s. w.

Arzt und ärztlicher Stand. Der Vater oder die Mutter der Familie waren es bei den Völkern des Alterthums in ihrer ersten Bildungsperiode, die, wie noch jetzt bei den Wilden, den Ihrigen mit Rath und That in Krankheitsfällen beistanden. So bildete sich eine Heilkunst fürs Haus, deren Inhalt vom Vater auf den Sohn erbte. Wo sie nicht ausreichte, wußte man keinen andern Rath, als sich hülfeflehend der Gottheit und ihren Mittlern auf Erden, den Priestern, zu nahen. Später ging so die Heilkunst zu der Kaste der Priester über, deren Ansehen hierdurch eine festere Grundlage erhielt, und welche zuerst begannen, Erfahrungen über Krankheiten und Heilungen zu sammeln. Die Heilung war kein Dienst, der des Lohnes wegen geschah; der Geheilte erwies sich jedoch erkenntlich durch ein Weihgeschenk. Mit der fortschreitenden Cultur ging die Heilkunst nach und nach in die Hände eines besondern, durch Wissen und Uebung dazu befähigten Standes, des ärztlichen Standes, über. Nun war die Heilung nicht mehr eine Hülfe der Gottheit, sondern ein Beweis menschlicher Geschicklichkeit. Diese vermochte man zu schätzen, und die aufgewendete Mühe ward nun nach einem gewissen Preise, jedoch immer noch mit ehrender Anerkennung der Kunst (Honorar) belohnt. Die Uebernahme der Heilung blieb aber anfangs nur ein freiwilliger, persönlicher Vertrag, den jeder eingehen konnte, der sich dazu befähigt glaubte. Solange die Aerzte noch Priester waren, die ihre Kunst nicht allein des Erwerbs

wegen übten, konnte der Staat auch keine Veranlassung haben, sie unter seine Aufsicht zu nehmen, und selbst als sich Priester und Aerzte trennten, bildeten letztere, wenigstens in Griechenland, noch immer als Glieder des Ordens der Pythagoräer und Asklepiaden eine geheiligte Corporation und waren nur von selbstgegebenen Gesetzen abhängig. Mit dem gänzlichen Freiwerden der Kunst verfielen die Künstler zwar den Gesetzen des Staats; aber weder in Griechenland noch in Rom beanspruchte dieser einen besondern Einfluß auf jeden einzelnen Arzt als solchen. Die Ausübung der Kunst blieb frei, wie die Klage des Plinius zeigt. Nur wer in Athen Gehalt und Anstellung als Staatsarzt suchte, mußte in einer öffentlichen Rede erklären, wo und wie er seine Kunst erlernt und wer sein Lehrmeister gewesen. Mehr wissen wir allerdings von Rom, wo die Verhältnisse um vieles sich anders gestalteten. Unvermögend, selbst seine Aerzte zu bilden, wurde Rom dem Eindringen fremder Aerzte ausgesetzt, die meist griech. Sklaven waren. Es blieb nur übrig, diese Fremdlinge, besonders aber diejenigen, welche die Medicin zu lehren im Stande waren, geradezu als freie Bürger in sich aufzunehmen, um so den Uebelstand zu vermeiden, das Leben eines Freien der Hand eines Sklaven übergeben zu müssen. Diese Einrichtung, von Julius Cäsar ins Leben gerufen, sicherte Rom vor dem Mangel an Aerzten. Als aber Augustus noch die Abgabenfreiheit sowie die Freiheit von öffentlichen Lasten hinzufügte, wuchs die Zahl der Aerzte in den Städten bald so sehr, daß deren Haushalt gefährdet wurde. Antoninus Pius (138—61 n. Chr.) sah sich darum gezwungen, die Zahl der Aerzte in den Städten festzusetzen, was für Rom selbst jedoch erst der Kaiser Valentinian 368 anordnete. Infolge des allgemeinen Elends der Zeit griffen indeß Verarmung und Krankheit in den Städten mehr und mehr um sich, und die Abgabenfreiheit der Aerzte reichte endlich nicht mehr aus, um sie zur Behandlung der Armen zu vermögen. Die Communen wie der röm. Hof selbst mußten darum die Hof- und Armenärzte (Archiatri sancti palatii und populares) noch außerdem besolden. Somit waren nicht nur die eigentlichen Communalärzte ins Leben gerufen, sondern ein Theil der Aerzte auch wirkliche Staatsdiener geworden, für welche der Staat nun auch bestimmte Gesetze geben mußte. Als Nächstes folgte nun, daß die bisher bestandene freie Wahl der Aerzte von seiten der Communen aufhörte und eine Medicinalbehörde den Eintritt in den Staatsdienst von einer wissenschaftlichen Prüfung abhängig machte. Die vorhandenen Archiatri mußten nämlich zu einem Collegium zusammentreten, welches das Recht erhielt, sich nach vorausgegangener Prüfung der Candidaten durch freie Wahl zu ergänzen; nur für Rom behielt sich der Kaiser die Bestätigung vor, damit, wie ausdrücklich bemerkt wird, kein Unwürdiger sich durch Protection einzuschleichen vermöchte. Aber alle diese Einrichtungen galten nur für die in den Staatsdienst tretenden Aerzte, die nichtangestellten waren keiner Art von Controle unterworfen, wenn nicht Klagen wegen des Honorars u. s. w. vor den bürgerlichen Richter gebracht wurden.

Mit dem Verfall des röm. Staats sank auch die ärztliche Kunst; sie flüchtete sich wieder in die Hallen des Tempels, in die Hände der Mönche, oder fand unter Juden und Mohammedanern ihre Jünger. Erst gegen Ausgang des Mittelalters bildete sich wieder ein besonderer ärztlicher Stand, die «freien Meister der Physica und Erztney». Von keiner weltlichen Macht abhängig, galt ihr Meisterbrief, den sie als Creditiv mit sich führten, in allen Ländern, und Könige und Fürsten suchten sie durch Geschenke und Ehrenbezeigungen an ihre Höfe zu ziehen und zu fesseln. Keinem Stande angehörig, fanden sie ihren Platz unmittelbar an der Seite des höchsten Standes, und nur ein mehr als lockeres Band fesselte die christl. Aerzte noch äußerlich an den Klerus. Sie traten jedoch, als ihre Zahl wie ihr Ansehen zunahm, nach der Sitte der Zeit als eigene Corporation auf, begünstigt von den weltlichen Machthabern, und bildeten, immer noch unabhängig vom Staate, gewissermaßen eine Republik, deren Häupter die alten Meister und Lehrer, deren Mittelpunkt und Forum die ärztlichen Schulen und Universitäten waren. Die Aerzte wurden mit der Promotion Mitglieder der Facultät, der sie Treue schwuren und für ihr ganzes Leben, wenigstens in geistiger Beziehung, angehörten, und von welcher sie die facultas artem docendi et exercendi mit dem später in das Doctordiplom umgewandelten Meisterbrief erhielten. Fürsten wie einzelne Städte und Gemeinden wandten sich an die Facultäten und erbaten sich dort ihre Aerzte, die in dasselbe Verhältniß zu jenen traten, wie es früher in Rom stattfand, da mit der allgemeinen Annahme des röm. Rechts auch röm. Einrichtungen wieder ins Leben gerufen wurden. Als sich jedoch die Universitäten mehrten, Italien und Frankreich nicht allein mehr die Musensitze inne hatten, sondern auch Deutschland dergleichen errichtete, die Reformation aber vollends das Band

zwischen Wissenschaft und Kirche löste, da verloren die Aerzte den Heiligenschein, der sie bisher noch wenigstens als entfernte Glieder der Curie umhüllt hatte. Das Treiben des bürgerlichen und alltäglichen Lebens nahm sie nun auf und machte seine Ansprüche auf sie geltend; sie traten in die Reihe der Erwerbenden und machten die Kunst zinsbar. Dies wirkte bald sogar auf die Facultäten zurück. Die Doctorwürde und somit die Licenz zur Praxis wurde käuflich, und nicht die Kenntnisse, sondern vielmehr das Geld entschied die Tüchtigkeit, über Leben und Gesundheit der Brüder zu wachen. Der sich mehr und mehr entwickelnde moderne Staat mit seinen weitgreifenden Polizei- und Verwaltungstendenzen suchte natürlich diesem Treiben Schranken zu setzen, indem er den Facultäten die Privilegien beschränkte und sich vermittels Staatsprüfungen von der praktischen Tüchtigkeit derer zu überzeugen suchte, die durch Curiren ihren Lebensunterhalt erwerben wollten. So ward nun vollständig aus dem einst freien Meister der Menschenleben rettenden Kunst ein gewerbtreibender Künstler, welcher nach gesetzlichen Taxen curirte. Ja in Preußen mußten sich die Aerzte sogar eine Zeit hindurch Gewerbscheine lösen. Der Mangel an allseitig gebildeten wissenschaftlichen Aerzten brachte zudem auch die Entstehung besonderer, einseitig gebildeter Klassen von Aerzten, der Wundärzte, Landärzte, Medicinae practici, Militärärzte u. s. w. mit sich. Eine solche Eintheilung und Abstufung ist aber dem innern Wesen der ärztlichen Wissenschaft ganz zuwider, da sich dieselbe durchaus nicht bruchstückweise und noch weniger ohne vollständige Vorbereitung durch classische und naturwissenschaftliche Studien aneignen läßt.

Diese Verhältnisse sind es, welche die neuere Zeit überkommen, und die zu der so viel besprochenen Frage über die Medicinalreform Anlaß gegeben haben. Man verlangt mit Recht, daß nur vollständig vor- und durchgebildeten Aerzten das menschliche Leben anvertraut werden dürfe. Es bleibt aber eine schwere Aufgabe, solche Aerzte in hinreichender Zahl, auch für die ärmern Gegenden sowie für das Militär u. s. w. zu gewinnen und denselben außerdem ein genügendes Auskommen zu sichern. Auch steht zu fürchten, daß, wenn alle Aerzte vom Staate angestellt und besoldet werden, ein erstarrender Hauch der Bureaukratie das freie künstlerische und wissenschaftliche Element im ärztlichen Stande ganz ertödten möge. Es schwankt demnach der ärztliche Stand zwischen den Extremen: dem gänzlichen Aufgehen in die Staatsdienerschaft und dem Princip der völlig freien Praxis, wie es in den Vereinigten Staaten obwaltet. Während darauf hingearbeitet wird und zum Theil schon erreicht ist, daß alle Aerzte im wesentlichen einen und denselben Bildungsgang durchgemacht und eine und dieselbe Prüfung bestanden haben müssen, daß es also nicht ferner sog. Aerzte zweiter Klasse und besondere Wundärzte gibt, spaltet sich andererseits die ärztliche Thätigkeit wissenschaftlich und praktisch immer mehr in einzelne Zweige, und es treten unter den Aerzten zahlreiche sog. Specialisten auf, welche sich vorzugsweise nur mit einer besondern Klasse von Krankheiten befassen. Eine solche Beschränkung des ärztlichen Forschens und Handelns würde, wenn sie schon dem Studirenden der Medicin gestattet wäre, zur Einseitigkeit führen, während sie, wenn jeder zuvor die gesammte Heilkunde studirt und einigermaßen geübt hat, als ein großer Fortschritt für die Wissenschaft und eine für die Leidenden sehr wohlthätige Einrichtung anzusehen ist. So haben wir gegenwärtig, außer den Aerzten im allgemeinen, besondere Chirurgen, Geburtshelfer, Augenärzte, Ohrenärzte, Sprachärzte. Auch die Zahnheilkunde, gegenwärtig noch vielfach in der Hand ärztlich ungebildeter Männer, erhebt sich immer mehr zu einer streng wissenschaftlichen Disciplin, und es steht zu erwarten, daß es bald keinen Zahnarzt mehr geben wird, der nicht die Heilkunde nach allen Seiten hin studirt hat. Auf dem Lande und in kleinen Städten wird freilich der Arzt immer in allen Zweigen der Heilkunde gleichzeitig thätig sein müssen, in größern Städten aber werden die Specialisten immer mehr Boden gewinnen. Denn es ist nicht zu verkennen, daß die auf ein besonderes Gebiet beschränkte Thätigkeit dem Arzte gestattet, sich sowol theoretisch zum Meister seines Specialfaches zu machen, als auch im Praktischen eine solche Uebung und Fertigkeit in den Operationen zu erlangen, wie es einem nach allen Richtungen hin thätigen Arzte nicht möglich. Schwierigere Operationen in der Chirurgie und Augenheilkunde werden schon jetzt, sofern sie nicht dringlich sind und sofort an Ort und Stelle vollzogen werden müssen, fast ausschließlich von Specialisten ausgeführt, und die wachsende Erleichterung und Schnelligkeit des Verkehrs leistet der heilsamen Specialisirung der ärztlichen Kunst immer mehr Vorschub.

As war der Name der ältesten röm. Kupfermünze, die zuerst unter dem Könige Servius Tullius geprägt wurde und ursprünglich das Gewicht eines Pfundes hatte, im Laufe der Zeit aber immer mehr reducirt wurde, sodaß sie zuletzt nur $1/_{36}$ Pfd. wog. Alle Kupfermünzen des

alten Italien waren entweder eine Mehrheit oder ein Bruchtheil des As. Aber nicht blos bei der Theilung der Münzen, sondern auch bei Maßen, Gewichten, Erbschaften und Zinsen wurde das Ganze durch As bezeichnet, und dies nach dem Duodecimalsysteme in 12 Theile, uncia, d. h. Einheit, getheilt, deren jeder einen besondern Namen hatte, z. B. uncia = $^1/_{12}$, sextans = $^1/_6$, quadrans = $^1/_4$ u. s. w. Die Kupfermünzen unterschieden sich voneinander durch ein bestimmtes traditionelles Gepräge. So hatten die eigentlichen röm. Kupfermünzen auf dem Avers irgendeinen Götterkopf, z. B. den des Jupiter, beim ganzen As den des Apollo u. s. w., und auf dem Revers den Schiffsschnabel nebst der Werthbezeichnung durch 1, 2, 3 u. s. w. Kügelchen. Vgl. Budäus, «De asse et partibus ejus» (Vened. 1522 u. öfter); Mommsen, «Ueber das röm. Münzwesen» (Lpz. 1850) und «Geschichte des röm. Münzwesens» (Berl. 1860).

As, ein kleines Gewicht in Deutschland und Holland, eine der kleinsten Unterabtheilungen des Pfundes und der Mark, ehedem namentlich für Bestimmung der Schwere der Münzen und der andern Gewichte üblich, ist in neuerer Zeit fast allgemein außer Gebrauch gekommen, weil man sich dafür des franz. Grammengewichts und der Decimaltheile des Pfundes bedient. Die alte kölnische Mark wurde in 4020 kölnische As eingetheilt und wog 4864,68 holländ. As. Die alte holländ. Troy-Mark hatte 5120, das doppelt so schwere holländ. Troy-Pfund 10240 holländ. As (Asen). Von den vorzugsweise zum Wägen der Goldstücke auch in Deutschland gebräuchlichen holländ. As sind 20,80592 oder etwas reichlich 20$^4/_5$ = 1 franz. Gramme, oder es ist 1 holländ. As = 0,048063 franz. Gramme. Das sog. Dukatenas ist ein Gewicht, von welchem 4020 eine kölnische Mark betragen, und demnach das nämliche wie das erwähnte kölnische As. In Oesterreich nennt man dasselbe Dukatengran; der Dukaten als Goldgewicht hat 60 solche Dukatengran.

Asa foetida ist ein aus Persien kommendes Gummiharz, welches durch Eintrocknen des aus der durchschnittenen Wurzel von Ferula asa foetida quellenden Milchsaftes gewonnen wird. Der Geruch der Substanz ist außerordentlich unangenehm, knoblauchähnlich, daher man es auch Stinkasant und Teufelsdreck nennt. Die Asa foetida besteht der Hauptmasse nach aus verschiedenen Harzen, Gummi und einem schwefelhaltigen ätherischen Oele, welches die Ursache des Geruchs ist. Im Handel kommen verschiedene Qualitäten vor. In der Medicin findet die Asa foetida vielfache Anwendung. Sie gilt namentlich als ein kräftiges Mittel bei verschiedenen Nervenleiden, zumal bei Krampfzuständen des weiblichen Geschlechts. Die Perser und Inder bedienen sich der Asa foetida als Gewürz, zur Reizung des Appetits.

Asărum, Haselwurz, eine zuerst von Tournefort aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Aristolochiaceen und der 11. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, von welcher bisjetzt nur wenige Arten bekannt geworden sind. In Europa kommt nur eine, auch in Deutschland häufige Art vor, das A. europaeum. Diese gewürzhaft duftende Pflanze, welche auf humoser, feuchter Lauberde in schattigen Wäldern, Gebüschen und Hecken wächst, hat einen unterirdischen, kriechenden, gabeltheiligen, gegliederten, unregelmäßig vierkantigen, graubraunen Wurzelstock, welcher langgestielte, nierenförmige Blätter und am Ende der Aeste zwischen je zwei gegenständigen Blättern stehende Blüten treibt. Letztere sind sehr kurz gestielt, braunviolett und bestehen aus einem unterständigen Fruchtknoten und einem darauf eingefügten dreitheiligen Perigon mit an der Spitze einwärtsgebogenen Zipfeln. Der Wurzelstock dieser Pflanze ist unter dem Namen Rhizoma Asari officinell. Er wird in Pulverform als Niesmittel, ferner als Decoct zur Beförderung der Harnabsonderung und der Hautausdünstung gebraucht. Früher ward er allgemein als Brech- und Purgirmittel angewendet. Er riecht baldrianartig, schmeckt scharf und widerlich bitter und enthält vier eigenthümliche Stoffe: Asarin, einen braunen, Brechen erregenden, ekelhaft bittern, in Wasser und Alkohol löslichen Stoff; Asarit, einen in seidenglänzenden Nadeln krystallisirenden, geruch- und geschmacklosen, in Wasser unlöslichen Stoff; Asaron oder Asarumkampher, welcher aus seiner weingeistigen Lösung sich in farblosen Blättchen oder sechsseitigen Prismen ausscheidet, und Asarumöl, gelb, dick, von scharfem, brennendem Geschmack und baldrianartigem Geruch.

Asbest nennt man verschiedene faserige Mineralien, die besonders mit Hornblende und Augit, aber auch mit Glimmer und Serpentin in Beziehung stehen. Der eigentliche A. stimmt nach seinen chem. Bestandtheilen mit der Hornblende (s. d.) überein und kann als eine langfaserige Abänderung derselben betrachtet werden. Er ist durchscheinend, seidenglänzend, biegsam oder spröde, fühlt sich fettig an und hat eine lauchgrüne, ins Gelbliche oder Graue übergehende Farbe. Wenn die einzelnen Fasern sich verfilzen, so entsteht der sog. Bergkork (Bergleder, Bergpapier), der sich namentlich auf Erzgängen und in den Hochalpen vorfindet. Werden

dieselben infolge von Verwitterung holzbraun und kommen krummblätterige Stücke wie Aeste darin vor, wie am Schneeberge bei Clausen in Tirol, so nennt man das Gestein Bergholz. Sind endlich die Fasern außerordentlich zart, mit einem seidenartigen Schiller, gehen sie im Wasser leicht auseinander und zeigen sie sich so biegsam, daß sie der schönsten weißen Seide gleichen, so führt es den Namen Amiant, Byssolith oder Bergflachs, dessen Hauptlager namentlich der Talkschiefer in den Hochgebirgen bildet. Der Serpentinasbest oder Chrysotil, welcher seinem äußern Ansehen nach von dem eigentlichen A. kaum zu unterscheiden, ist eine faserige Abänderung des Serpentins und besteht aus kieselsaurer Magnesia und Wasser. Er bildet Schnüre im Serpentin und findet sich namentlich zu Reichenstein in Schlesien und zu Baltimore (Baltimorit). Die biegsamen Abänderungen des A. und Amiants dienen zur Verfertigung unverbrennlicher Schnüre und Gewebe. Sie werden zu diesem Zwecke in Wasser eingeweicht, ausgewaschen, getrocknet und, mit Flachsfasern vermengt, mittels der Spindel in Fäden gesponnen, wobei man die Finger mit Oel benetzt. Das Weben geschieht auf die gewöhnliche Art. Im Feuer brennt dann blos der Flachs heraus, das Gewebe wird nicht zerstört. Die Alten sollen sich, nach Plinius, desselben zu Leichengewändern bedient haben, um beim Verbrennen die Asche der Todten von der des Holzes zu sondern. Die Gewänder waren aber so kostbar als Perlen. Kaiser Karl V. hatte ein Tischzeug von A., das er zur Belustigung seiner Gäste nach eingenommener Mahlzeit ins Feuer werfen ließ. Den Amiant hat man auch zu unverbrennlichen Lampendochten und, mit Papiermasse vermengt, zu plastischen Arbeiten benutzt. Mit Porzellanerde vermengt, liefert er sehr leichtes und schönes Töpfergeschirr, das weniger zerbrechlich sein soll als das gewöhnliche. Bei Verfertigung der chem. Feuerzeuge dient Amiant zur Aufnahme der Schwefelsäure.

Asbjörnsen (Peter Christian), ein namhafter norweg. Schriftsteller, geb. 15. Jan. 1812 zu Christiania, bezog 1833 die Universität daselbst, übernahm aber bald darauf eine Stelle als Hauslehrer, welche ihm hinreichend Muße ließ, sich mit botan. und zoolog. Studien sowie mit dem Einsammeln von Volkssagen und Volksmärchen zu beschäftigen. Nachdem er 1837 nach Christiania zurückgekehrt, widmete er sich einige Jahre der Medicin und den Naturwissenschaften. Seit 1846 unternahm er auf Kosten der Regierung mehrere Reisen, theils längs der norweg. Küsten, um die Fauna der Küstengewässer zu erforschen, theils durch das Innere des Landes, um seine Sammlungen von Sagen und Volksmärchen zu vervollständigen. Auch begleitete er 1849—50 die Kriegscorvette Adler auf ihrer Expedition nach dem Mittelmeere, bei welcher Gelegenheit er Aegypten und Kleinasien besuchte. Einige Jahre darauf wandte er sich dem Forstwesen zu und studirte 1856—58 auf der Forstakademie zu Tharand in Sachsen, wo er sich auch bei der Forstvermessung und Forstverwaltung betheiligte. Nach seiner Rückkehr nach Norwegen erhielt er im Ministerium des Innern eine Anstellung als Forstmeister. Dieses Amt machte ihm die Bereisung Norwegens zur Pflicht, und so erhielt er Gelegenheit, allerorten mit dem Volke zu verkehren und aus dessen Munde die Sagen und Märchen zu vernehmen. Seit 1860 war A. mit der Ordnung der äußerst verwickelten Forstverhältnisse im Stifte Drontheim beschäftigt. Die Früchte seiner 1835 begonnenen vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit sind ebenso sehr durch Gediegenheit des Inhalts wie durch Vollendung der Form ausgezeichnet. Außer einer großen Anzahl naturwissenschaftlicher, besonders zoolog. Arbeiten, die er zum großen Theil in Zeit- und Gesellschaftsschriften niedergelegt, wie «Das wilde Renthier und die Renthierjagd in den norweg. Alpen» (1852), «Das Elennthier und die Elennthierjagd» (1851), «Die Molluskenfauna des Christianiafjord» (1853) u. s. w., hat er mehrere sehr geschätzte populäre naturwissenschaftliche Bücher veröffentlicht, wie die «Naturhistorie for Ungdommen» (6 Thle., Christ. 1838—48) und «Kortfattet Naturlaere» (Christ. 1841). A.'s Hauptwerk jedoch ist die Sammlung der «Norske Folke-Eventyr» (herausg. mit J. Moe, Christ. 1842—43; 2. Bearbeitung, Christ. 1851), durch welches er seinen literarischen Ruf auch im Ausland, namentlich in Deutschland und England, begründet hat. Denselben schließen sich «Norske Huldreeventyr og Folkesagn» (Sammlung 1 u. 2, Christ. 1845—48) an. Viele Mittheilungen aus dem Leben des norweg. Volks enthalten auch mehrere von ihm herausgegebene Sammelwerke, wie die «Juletraet» (1850—52), «Ydale» (1851), «Hjemmet og Vandringen» (1847) u. s. w. Seit 1859 hat A. auch verschiedene Schriften über das Forstwesen veröffentlicht.

Ascanius, der Sage nach des Aeneas (s. d.) und der Kreusa Sohn, verließ an der Hand seines Vaters das brennende Troja und kam mit diesem nach Italien, wo Aeneas mit Lavinia, der Tochter des Königs Latinus, sich vermählte und Erbe von dessen Reich ward. Dadurch,

daß A. hier aus Unvorsichtigkeit einen den Kindern des Tyrrhenus gehörigen Hirsch tödtete, verwickelte er seinen Vater Aeneas in einen Krieg, der diesem das Leben kostete. Zwar übernahm A. hierauf die Regierung; als aber bald nachher Lavinia von einem Sohne entbunden ward und aus Furcht vor A. in die Wälder floh, ließ er sie zurückführen und übergab ihr freiwillig das väterliche Reich. Er selbst ging mit seinen Anhängern tiefer in das Land, wo er die Stadt Albalonga (s. d.) erbaute und ein eigenes Reich stiftete, welches jedoch nach seinem Tode mit dem lateinischen vereinigt ward, das nun der Lavinia Sohn, Aeneas Sylvius, beherrschte.

Ascendenten, s. Descendenten.

Ascension oder Himmelfahrtsinsel, eine isolirte Insel vulkanischen Ursprungs im Atlantischen Ocean, unter 7° 56′ südl. Br. und 3° 15′ östl. L., 213 M. im SW. vom nächsten Punkte Afrikas, dem Cap Palmas, gelegen, ist etwa 1²/₃ Q.-M. groß, und erhielt ihren Namen, weil sie von dem Spanier Juan de Nova 1501 am Himmelfahrtstage entdeckt wurde. Die Insel, welche mit ihrem nackten Felsrücken und ihren von Lava, Sand und vulkanischer Asche bedeckten Ebenen im Green-Mountain bis zu 2700 F. über das Meer emporgehoben ist, hat zwar ein sehr gesundes und gemäßigtes Klima, aber nur spärliches Wasser. Außer Farrnkräutern und einigen Grasarten, welche zahlreichen Ziegenheerden zur Weide dienen, ist die Insel fast ganz von Bäumen entblößt. Von Säugethieren finden sich nur Ziegen, Ratten und Katzen in wildem Zustande; an Seevögeln, riesigen Schildkröten, die bis zu 500 und 800 Pfd. schwer vorkommen, und guten Fischen herrscht Ueberfluß. 1815 wurde A. von den Engländern besetzt und als Wachtposten gegen Versuche zur Befreiung Napoleon's auf St.-Helena benutzt. Die Wohnungen und Verpflegungslocale der Garnison befinden sich auf der Nordwestseite der Insel, welche in neuester Zeit als Schiffahrtsstation und als Proviantetablissement für die Ostindienfahrer wie für die mit der Unterdrückung des Sklavenhandels beschäftigten Schiffe mehr Bedeutung erhalten hat. Die Bevölkerung von A. wird auf 400 Seelen angegeben.

Ascension (astronomisch), s. Aufsteigung.

Asceten und Ascetik stammt von dem griech. Worte Askesis, das die Einübung einer Sache bezeichnet und besonders von der Lebensart und den Uebungen der Wettkämpfer oder Athleten gebraucht wurde, welche nicht nur ihren Körper abhärten, sondern sich auch des Beischlafs, starker Getränke und aller erschlaffenden Genüsse enthalten mußten. In den Schulen der Philosophen, besonders der Stoiker, hieß Ascese die Einübung dessen, was zur Beherrschung der Begierden und Leidenschaften und zu einem vollkommenen, reinen Leben gehört. In beiderlei Sinn ging das Wort über in den Sprachgebrauch der ersten Christen, wozu schon Paulus in seinen Briefen Veranlassung gab, indem er die Christen oft mit Wettkämpfern vergleicht, welche mit Satan, der Welt und ihrem eigenen Fleische zu kämpfen haben. Noch mehr geschah dieses durch die Philosophie jener Zeit, welche die Befreiung des Geistes von dem Materiellen für das Mittel der Vereinigung mit Gott hielt, oder wenigstens die Enthaltung von allen üppigen Lebensgenüssen für ein Mittel ansah, die Seele zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Die große Bedeutung indeß, welche die Ascese als Enthaltsamkeit von sinnlichen Genüssen auf dem Boden christl. Religiosität für sich in Anspruch genommen, ist in ihrer Begründung weit hinaus über die Grenzen des histor. Christenthums zu suchen. Sie hat ihr mächtiges Princip in der Anschauung des Orients, daß das Absolute oder das All als das wesentlich allein Seiende anzuerkennen, das Einzelne dagegen, und insbesondere die Materie, als wesentlich nichts oder als Princip der Absonderung vom Absoluten fern zu halten und zu verachten sei. Daher ist der Orient die eigentliche Heimat der Ascese. Die glühende Phantasie des Orientalen versenkte sich auch im praktischen Leben in das Maßlose und Ungeheuere, wobei die furchtbaren Selbstquälereien der Yogis und Fakirs, der Selbstmord im heil. Ganges und unter den zermalmenden Rädern des Götzenwagens zu Dschagarnat, das Opfern von Kindern und das Verbrennen von Witwen obenansteht. Die buddhaistische Reformation der indischen Religion im 6. Jahrh. v. Chr. ging durch ihre Verachtung der Welt, durch ihre Empfehlung des sich absondernden Bettlerlebens, der Kasteiung des Körpers, der Enthaltung von allem Unreinen und allen berauschenden Getränken über die bisherige Grenze noch hinaus, um von diesem »Jammerthale«, Nirvaha, möglichst fern zu bleiben und loszukommen. Ein gesunder sittlicher Muth war in diesen krankhaften Ueberspannungen nicht enthalten. Auch hielten sich die mehr nüchternen Chinesen und die sittlich bewußtern und vernünftiger empfindenden Perser um vieles ferner von jenen Maßlosigkeiten der Ascese, während die ernsten Aegypter dieselbe auf Monogamie der Priester, auf Enthaltung von Schweinefleisch und Bohnen, auf strenge Reinlichkeit, Beschneidung und mäßigere Kasteiung, auf wiederholt angestellte und inmitten von

Freudenfesten wenigstens in Erinnerung gebrachte Todtenbetrachtungen zu beschränken suchten. Das Princip der Ascese ist auch hier dasselbe, nur in gemilderter Ausprägung.

In dem Lichte dieser Vorgeschichte muß auch die jüd. und christl. Ascese aufgefaßt werden, um ihre weiter greifende Bedeutung klar zu finden. Im orient. Geiste und besonders unter dem Einflusse ägypt. Sitte, wie es scheint, galt Beschneidung, Enthaltung von allem Unreinen und Fasten als Zeichen der Demüthigung vor Gott, im Mosaismus als besondere Vermittelung zur Gnade des von der materiellen Welt gänzlich abgesonderten Jehovah. Freiwillige Gelübde, Enthaltung selbst von gesetzlich erlaubten Speisen, von Wein u. s. w. wurden namentlich bei Männern außerordentlicher Bestimmung, so bei Propheten und Gotteshelden (z. B. Johannes dem Täufer) als ganz besonders reinigend, weihend und kräftigend angesehen. Dagegen war Selbstkasteiung der sittlichen Nüchternheit des Judenthums selbst später fremd, und auch das Anachoretenthum erhielt erst kurze Zeit vor Christus in Palästina durch die Essener (s. d.), in Aegypten durch die Therapeuten (s. d.) eine bleibendere Vertretung, wiewol das ascetische Leben sich allerdings auch unter den Juden nach dem Exile bedeutend gesteigert und verdüstert hatte. Noch ferner lag das Ascetenthum dem Charakter des besonnenen Occidents und insbesondere des heitern Griechenvolks. Der Grieche fühlte sich auch seinen Göttern gegenüber als vollberechtigte, Genuß und Freude am Schönen fordernde Subjectivität; daher die unverwüstliche Lebensheiterkeit des Griechen auch bei seinen Götterfesten, wovon nur, und ohne allgemeinern Anklang im Volksbewußtsein, die Feier der Mysterien und die vorübergehende Erscheinung des Pythagoräischen Bundes eine theilweise Ausnahme machten. Der an den Orient erinnernde Angriff der Sokratischen Schule auf den Körper als Kerker des Geistes, die maßlose und selbst unsittliche Verleugnung jedes ästhetischen Culturbedürfnisses, namentlich unter den spätern Cynikern und Stoikern, ist keine lebendige Frucht des griech. oder röm. Volksbewußtseins; auch muß es dem Synkretismus mit dem Oriente wesentlich zugeschrieben werden, wenn der Neuplatonismus, namentlich seit Porphyrius, die Ascese, besonders die Enthaltsamkeit von Fleisch und Ehe, für eine Hauptbedingung der Verschmelzung mit dem göttlichen Wesen erklärte.

Inmitten dieser schon vorhandenen Grundvorstellungen trat das Christenthum ein. Zum Christenthum übergegangene Juden führten zugleich ihre Fastengrundsätze ein. Insbesondere galt Fasten und Nasiräat (d. i. Nichtabschneiden der Haare) als heiligende Vorbereitung für große Unternehmungen; und auch die, von dem Glauben an die sehr nahe und weltumgestaltende, sichtbare Zurückkunft Christi eingegebene Abmahnung von der Ehe geht auf denselben ascetischen Grundgedanken zurück. Dieser ist nämlich in der Ueberzeugung gelegen, daß das Fleisch oder die Sinnlichkeit der Hauptsitz der Sünde sei und daher vor allem mit vollster Strenge gebändigt werden müsse. Die nachfolgende christl. Geschichte verlor indessen diese Auffassung, welche den Werth der Ascese in die Innerlichkeit und die Freiheit der Uebung setzte. Die altorient. Ueberlieferung des Ascetismus, der Gegensatz gegen die verderbte Heidenwelt, der Zug des Christenthums hinweg von der Welt zu den Höhen des Himmels, die auf theoretischem Gebiete immer geläufiger werdende Unterscheidung vom Glauben und Wissen, als einer niedern und höhern Erkenntnißstufe, welche in der Praxis gleichfalls zur Unterscheidung einer höhern (ascetischen) und niederern Tugend führte, empfahl schon in den ersten beiden christl. Jahrhunderten die Fernhaltung von der Welt und ihren Künsten, die Enthaltsamkeit von der Ehe, namentlich für die Geistlichen, und von der zweiten Ehe. Enthaltsame Jungfrauen waren in ihrem engern Zusammenleben mit enthaltsamen Männern, besonders Geistlichen, schon vom Anfang des 2. Jahrh. an die gefährliche Spitze dieses ascetischen Muthes, sodaß Cyprian und sogar die Kirche selbst genöthigt wurden, mit Abmahnungen von solch gefährlicher Sitte einzuschreiten. Es fesselte indeß in den ersten drei Jahrhunderten noch kein unauflösliches Gelübde an das Leben der Ascese. Auch das Fasten war im Verhältniß minder häufig und überwiegend innerlich gefaßt. Dennoch ging allerdings die Richtung der Zeit auf äußerliche Ascese. Das innere Leben der christl. Kirche hatte im allgemeinen sehr abgenommen. Wie die blutigen Verfolgungen des Christenthums einige aus der menschlichen Gesellschaft in die Wüste hinausgetrieben hatten, so that dieses noch energischer die seit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion immer sichtbarer werdende Verweltlichung der Kirche. Durch dieses alles bereitete sich die wichtigste Erscheinung der Ascese, das Mönchthum, nach der Mitte des 3. Jahrh. vor, und die Kirche wurde durch den überflutenden Strom der Zeitrichtung äußerlich und innerlich gezwungen, diese Form der Ascese ausdrücklich anzuerkennen, zu schützen und zu pflegen. Der Geist eines finstern und unfreien Supranaturalismus brach

immer tiefer, namentlich durch die afrik. Kirche (Tertullian und Augustin) vermittelt, insbesondere in die occident. Kirche herein, und somit die weltverachtende, sich immer mehr veräußerlichende Ascese, während gesündere Geister, wie Aerius, Jovinianus, Vigilantius, die Paulicianer, vergebens und immer vereinzelter gegen Fasten und Mönchthum, überhaupt gegen das Außenwerk kirchlicher Ascetik stritten.

Obgleich meist selbst, wenn auch in verschiedener Weise, strenge Asceten, bekämpften doch vom 11. Jahrh. an die Katharer, Henricianer, Waldenser, Geschwister des freien Geistes, neben andern geringern Streitern die kirchliche Ascese, bis in wissenschaftlicherer und reformatorisch vorbereitender Weise, nächst der freimüthigen Entrüstung des vom classischen Geiste durchdrungenen Petrarca, der Engländer Wicliffe, auch Huß und Hieronymus von Prag der veräußerlichten kirchlichen Ascese mehr oder weniger entgegentraten. Zur hervortretenden Entscheidung wurde, nach den Vorgefechten des geistreichen, aber charakterlosen Erasmus von Rotterdam, auch dieser Kampf durch die Reformation des 16. Jahrh. gebracht. An dem Grundgedanken der Reformation, daß von innen heraus in der Rechtfertigung durch den Glauben, nicht durch todte Werke die Seligkeit zu erringen sei, brachen Mönchthum und Fastenwerk zum großen Theil zusammen. Nur einzelne protest. Sekten, wie die Mennoniten, legen gleichfalls auf streng ascetisches Leben einen großen Werth. Auch die Methodisten und einzelne quäkerische Fractionen, wie die Shakers in Nordamerika, welche durch Keuschheit Gott verehren zu müssen glauben, halten auch äußerlich auf ein streng ascetisches Leben. Allein der Geist der Zeit in Wissenschaft und in Leben ist im ganzen der Ascetik entgegen. Selbst die röm. Kirche befindet sich in dieser Richtung, indem das Fasten sehr gemildert, das Mönchsleben mehr auf praktische Zwecke concentrirt wird. In der griech. Kirche hatte im allgemeinen von jeher das Mönchsleben mildere Formen. Durch das Aufleben der Naturwissenschaften, durch Erweiterung des Gesichtskreises in allgemeiner Bildung, besonders durch die Herausbildung einer gesündern Naturanschauung, ist der ascetisch finstere Geist allenthalben einer befruchtetern Lebensfreudigkeit gewichen. Insofern die Ascetik eine moralische Uebung (Gymnastik) zur Tugend sein soll, bezeichnet man auch im allgemeinen diejenigen Schriften und religiösen Handlungen als ascetisch, welche als vorzugsweise Vermittelung zur Tugend und Religiosität angesehen werden. Daher nennt man ascetische Schriften namentlich Erbauungs- und Andachtsschriften.

Asch, ein Marktflecken im Kreise Eger des Königreichs Böhmen, unweit der sächs. und bair. Grenzen, etwa 3 M. in NW. von Eger an der Straße von Hof nach Eger sowie an der im Bau begriffenen Eisenbahn zwischen diesen beiden Städten. Der Ort liegt 1911 F. über dem Meere, am Fuße des Hainbergs und am Aschabache, zählte 1857 7420, Ende 1863 aber an 9000 E. und ist Sitz eines k. k. Bezirksamts und Bezirksgerichts sowie eines Hauptzollamts. A. hat eine große evang. Kirche, in welche auch 14 Dörfer, darunter 6 bairische, eingepfarrt sind, und für den höhern Unterricht eine evang. Haupt- und Unterrealschule. Der Ort mit seiner Umgebung ist Sitz einer bedeutenden Industrie, die halbseidene, halb- und ganzwollene Kleiderstoffe (auf 6—7000 Webstühlen mit 11000 Arbeitern) und Strumpfwaaren sowie andere baumwollene und wollene Wirkwaaren (2300 Arbeiter) liefert. Daneben bestehen Färbereien und Bleichereien in entsprechender Zahl. Auch die Leder- und Papierfabrikation ist nicht ganz unbedeutend. — Der Bezirk A. (1,9 Q.-M. mit etwa 22000 E.) umfaßt die nordwestlichste Ecke Böhmens und bildete früher die Herrschaft A., die, ursprünglich ein reichsunmittelbares Gebiet, von ihrem Besitzer Albert von Neydberg 1331 der Krone Böhmen zu Lehn aufgetragen ward, wofür König Johann der Luxemburger die Stadt für immer von Steuern befreite. Die wirkliche Einverleibung des Gebiets erfolgte nach mehrjährigen Streitigkeiten erst 1770 und 1771, wo die theresianische peinliche Gerichtsordnung sowie das Salz- und Tabacksmonopol und der Eingangszoll für Waaren aus dem Auslande eingeführt ward. Die Reformation fand in A. zu derselben Zeit Eingang wie in Sachsen, und es galt auch sächs. Kirchenrecht, bis im März 1775 ein eigenes evang. Consistorium für das Gebiet begründet ward, das bisher unter dem Consistorium zu Dresden gestanden hatte. Gegenwärtig ist das Gebiet von A., das außer dem Marktflecken noch 14 Dörfer begreift, ein böhm. Kronlehn der Familie Zedtwitz.

Aschaffenburg, Stadt im bair. Regierungsbezirk Unterfranken, liegt in reizender und gesunder Gegend rechts am Main, in welchen hier die Aschaff einmündet, sowie an der Eisenbahn von Bamberg nach Frankfurt und Darmstadt. Die Stadt ist Sitz des Appellationsgerichts für Unterfranken, eines Bezirks- und eines Stadtgerichts, eines Bezirksamts, eines Landgerichts und mehrerer Verwaltungsbehörden, und zählt (1861) 9470 E. Unter den öffentlichen Ge-

Freudenfesten wenigstens in Erinnerung gebrachte Todtenbetrachtungen zu beschränken suchten. Das Princip der Ascese ist auch hier dasselbe, nur in gemilderter Ausprägung.

In dem Lichte dieser Vorgeschichte muß auch die jüd. und christl. Ascese aufgefaßt werden, um ihre weiter greifende Bedeutung klar zu finden. Im orient. Geiste und besonders unter dem Einflusse ägypt. Sitte, wie es scheint, galt Beschneidung, Enthaltung von allem Unreinen und Fasten als Zeichen der Demüthigung vor Gott, im Mosaismus als besondere Vermittelung zur Gnade des von der materiellen Welt gänzlich abgesonderten Jehovah. Freiwillige Gelübde, Enthaltung selbst von gesetzlich erlaubten Speisen, von Wein u. s. w. wurden namentlich bei Männern außerordentlicher Bestimmung, so bei Propheten und Gotteshelden (z. B. Johannes dem Täufer) als ganz besonders reinigend, weihend und kräftigend angesehen. Dagegen war Selbstkasteiung der sittlichen Nüchternheit des Judenthums selbst später fremd, und auch das Anachoretenthum erhielt erst kurze Zeit vor Christus in Palästina durch die Essener (s. d.), in Aegypten durch die Therapeuten (s. d.) eine bleibendere Vertretung, wiewol das ascetische Leben sich allerdings auch unter den Juden nach dem Exile bedeutend gesteigert und verdüstert hatte. Noch ferner lag das Ascetenthum dem Charakter des besonnenen Occidents und insbesondere des heitern Griechenvolks. Der Grieche fühlte sich auch seinen Göttern gegenüber als vollberechtigte, Genuß und Freude am Schönen fordernde Subjectivität; daher die unverwüstliche Lebensheiterkeit des Griechen auch bei seinen Götterfesten, wovon nur, und ohne allgemeinern Anklang im Volksbewußtsein, die Feier der Mysterien und die vorübergehende Erscheinung des Pythagoräischen Bundes eine theilweise Ausnahme machten. Der an den Orient erinnernde Angriff der Sokratischen Schule auf den Körper als Kerker des Geistes, die maßlose und selbst unsittliche Verleugnung jedes ästhetischen Culturbedürfnisses, namentlich unter den spätern Cynikern und Stoikern, ist keine lebendige Frucht des griech. oder röm. Volksbewußtseins; auch muß es dem Synkretismus mit dem Oriente wesentlich zugeschrieben werden, wenn der Neuplatonismus, namentlich seit Porphyrius, die Ascese, besonders die Enthaltsamkeit von Fleisch und Ehe, für eine Hauptbedingung der Verschmelzung mit dem göttlichen Wesen erklärte.

Inmitten dieser schon vorhandenen Grundvorstellungen trat das Christenthum ein. Zum Christenthum übergegangene Juden führten zugleich ihre Fastengrundsätze ein. Insbesondere galt Fasten und Nasiräat (d. i. Nichtabschneiden der Haare) als heiligende Vorbereitung für große Unternehmungen; und auch die, von dem Glauben an die sehr nahe und weltumgestaltende, sichtbare Zurückkunft Christi eingegebene Abmahnung von der Ehe geht auf denselben ascetischen Grundgedanken zurück. Dieser ist nämlich in der Ueberzeugung gelegen, daß das Fleisch oder die Sinnlichkeit der Hauptsitz der Sünde sei und daher vor allem mit vollster Strenge gebändigt werden müsse. Die nachfolgende christl. Geschichte verlor indessen diese Auffassung, welche den Werth der Ascese in die Innerlichkeit und die Freiheit der Uebung setzte. Die altorient. Ueberlieferung des Ascetismus, der Gegensatz gegen die verderbte Heidenwelt, der Zug des Christenthums hinweg von der Welt zu den Höhen des Himmels, die auf theoretischem Gebiete immer geläufiger werdende Unterscheidung vom Glauben und Wissen, als einer niedern und höhern Erkenntnißstufe, welche in der Praxis gleichfalls zur Unterscheidung einer höhern (ascetischen) und niederern Tugend führte, empfahl schon in den ersten beiden christl. Jahrhunderten die Fernhaltung von der Welt und ihren Künsten, die Enthaltsamkeit von der Ehe, namentlich für die Geistlichen, und von der zweiten Ehe. Enthaltsame Jungfrauen waren in ihrem engern Zusammenleben mit enthaltsamen Männern, besonders Geistlichen, schon vom Anfang des 2. Jahrh. an die gefährliche Spitze dieses ascetischen Muthes, sodaß Cyprian und sogar die Kirche selbst genöthigt wurden, mit Abmahnungen von solch gefährlicher Sitte einzuschreiten. Es fesselte indeß in den ersten drei Jahrhunderten noch kein unauflösliches Gelübde an das Leben der Ascese. Auch das Fasten war im Verhältniß minder häufig und überwiegend innerlich gefaßt. Dennoch ging allerdings die Richtung der Zeit auf äußerliche Ascese. Das innere Leben der christl. Kirche hatte im allgemeinen sehr abgenommen. Wie die blutigen Verfolgungen des Christenthums einige aus der menschlichen Gesellschaft in die Wüste hinausgetrieben hatten, so that dieses noch energischer die seit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion immer sichtbarer werdende Verweltlichung der Kirche. Durch dieses alles bereitete sich die wichtigste Erscheinung der Ascese, das Mönchthum, nach der Mitte des 3. Jahrh. vor, und die Kirche wurde durch den überflutenden Strom der Zeitrichtung äußerlich und innerlich gezwungen, diese Form der Ascese ausdrücklich anzuerkennen, zu schützen und zu pflegen. Der Geist eines finstern und unfreien Supranaturalismus brach

immer tiefer, namentlich durch die afrik. Kirche (Tertullian und Augustin) vermittelt, insbesondere in die occident. Kirche herein, und somit die weltverachtende, sich immer mehr veräußerlichende Ascese, während gesündere Geister, wie Aerius, Jovinianus, Vigilantius, die Paulicianer, vergebens und immer vereinzelter gegen Fasten und Mönchthum, überhaupt gegen das Außenwerk kirchlicher Ascetik stritten.

Obgleich meist selbst, wenn auch in verschiedener Weise, strenge Asceten, bekämpften doch vom 11. Jahrh. an die Katharer, Henricianer, Waldenser, Geschwister des freien Geistes, neben andern geringern Streitern die kirchliche Ascese, bis in wissenschaftlicherer und reformatorisch vorbereitender Weise, nächst der freimüthigen Entrüstung des vom classischen Geiste durchdrungenen Petrarca, der Engländer Wicliffe, auch Huß und Hieronymus von Prag der veräußerlichten kirchlichen Ascese mehr oder weniger entgegentraten. Zur hervortretenden Entscheidung wurde, nach den Vorgefechten des geistreichen, aber charakterlosen Erasmus von Rotterdam, auch dieser Kampf durch die Reformation des 16. Jahrh. gebracht. An dem Grundgedanken der Reformation, daß von innen heraus in der Rechtfertigung durch den Glauben, nicht durch todte Werke die Seligkeit zu erringen sei, brachen Mönchthum und Fastenwerk zum großen Theil zusammen. Nur einzelne protest. Sekten, wie die Mennoniten, legen gleichfalls auf streng ascetisches Leben einen großen Werth. Auch die Methodisten und einzelne quäkerische Fractionen, wie die Shakers in Nordamerika, welche durch Keuschheit Gott verehren zu müssen glauben, halten auch äußerlich auf ein streng ascetisches Leben. Allein der Geist der Zeit in Wissenschaft und in Leben ist im ganzen der Ascetik entgegen. Selbst die röm. Kirche befindet sich in dieser Richtung, indem das Fasten sehr gemildert, das Mönchsleben mehr auf praktische Zwecke concentrirt wird. In der griech. Kirche hatte im allgemeinen von jeher das Mönchsleben mildere Formen. Durch das Aufleben der Naturwissenschaften, durch Erweiterung des Gesichtskreises in allgemeiner Bildung, besonders durch die Herausbildung einer gesündern Naturanschauung, ist der ascetisch finstere Geist allenthalben einer befruchtetern Lebensfreudigkeit gewichen. Insofern die Ascetik eine moralische Uebung (Gymnastik) zur Tugend sein soll, bezeichnet man auch im allgemeinen diejenigen Schriften und religiösen Handlungen als ascetisch, welche als vorzugsweise Vermittelung zur Tugend und Religiosität angesehen werden. Daher nennt man **ascetische Schriften** namentlich Erbauungs- und Andachtsschriften.

Asch, ein Marktflecken im Kreise Eger des Königreichs Böhmen, unweit der sächs. und bair. Grenzen, etwa 3 M. in NW. von Eger an der Straße von Hof nach Eger sowie an der im Bau begriffenen Eisenbahn zwischen diesen beiden Städten. Der Ort liegt 1911 F. über dem Meere, am Fuße des Hainbergs und am Aschabache, zählte 1857 7420, Ende 1863 aber an 9000 E. und ist Sitz eines k. k. Bezirksamts und Bezirksgerichts sowie eines Hauptzollamts. A. hat eine große evang. Kirche, in welche auch 14 Dörfer, darunter 6 bairische, eingepfarrt sind, und für den höhern Unterricht eine evang. Haupt- und Unterrealschule. Der Ort mit seiner Umgebung ist Sitz einer bedeutenden Industrie, die halbseidene, halb- und ganzwollene Kleiderstoffe (auf 6—7000 Webstühlen mit 11000 Arbeitern) und Strumpfwaaren sowie andere baumwollene und wollene Wirkwaaren (2300 Arbeiter) liefert. Daneben bestehen Färbereien und Bleichereien in entsprechender Zahl. Auch die Leder- und Papierfabrikation ist nicht ganz unbedeutend. — Der **Bezirk A.** (1,9 Q.-M. mit etwa 22000 E.) umfaßt die nordwestlichste Ecke Böhmens und bildete früher die Herrschaft A., die, ursprünglich ein reichsunmittelbares Gebiet, von ihrem Besitzer Albert von Neydberg 1331 der Krone Böhmen zu Lehn aufgetragen ward, wofür König Johann der Luxemburger die Stadt für immer von Steuern befreite. Die wirkliche Einverleibung des Gebiets erfolgte nach mehrjährigen Streitigkeiten erst 1770 und 1771, wo die theresianische peinliche Gerichtsordnung sowie das Salz- und Tabacksmonopol und der Eingangszoll für Waaren aus dem Auslande eingeführt ward. Die Reformation fand in A. zu derselben Zeit Eingang wie in Sachsen, und es galt auch sächs. Kirchenrecht, bis im März 1775 ein eigenes evang. Consistorium für das Gebiet begründet ward, das bisher unter dem Consistorium zu Dresden gestanden hatte. Gegenwärtig ist das Gebiet von A., das außer dem Marktflecken noch 14 Dörfer begreift, ein böhm. Kronlehn der Familie Zedtwitz.

Aschaffenburg, Stadt im bair. Regierungsbezirk Unterfranken, liegt in reizender und gesunder Gegend rechts am Main, in welchen hier die Aschaff einmündet, sowie an der Eisenbahn von Bamberg nach Frankfurt und Darmstadt. Die Stadt ist Sitz des Appellationsgerichts für Unterfranken, eines Bezirks- und eines Stadtgerichts, eines Bezirksamts, eines Landgerichts und mehrerer Verwaltungsbehörden, und zählt (1861) 9470 E. Unter den öffentlichen Ge-

bäuden ist vor allem das Schloß Johannisberg zu erwähnen, welches 1605—14 vom Kurfürsten Johann Schweikhardt von Mainz aus rothen Sandsteinquadern aufgeführt wurde, ein Viereck (jede Seite 295 F. lang) mit vier 180 F. hohen Eckthürmen bildet und Jahrhunderte lang die Sommerresidenz der Kurfürsten von Mainz war. Es enthält unter anderm eine Bibliothek mit Incunabeln und einigen wegen ihrer trefflichen Miniaturen werthvollen Evangelienbüchern, eine Kupferstichsammlung von 20000 Blättern und 382 Gemälde, worunter mehrere gute altdeutsche und niederländische. Die Stiftskirche, 980 begründet, ist im roman. Stil erbaut, doch mit spätern An- und Umbauten, und umschließt mehrere interessante Denkmäler (die heil. Margaretha, Albrecht von Brandenburg als Kurfürst von Mainz, Kurfürst Friedr. Karl Jos. von Erthal). Außer der Militärkaserne und dem städtischen Krankenhause sind noch das um 1400 erbaute, fast ganz erhaltene Herstallthor und das Pompejanische Haus (Pompejanum) zu erwähnen, welches König Ludwig von Baiern 1842—49 dem Hause des Kastor und Pollux zu Pompeji treu nachbilden und mit in antikem Geschmack gearbeiteten Geräthschaften versehen ließ. Auf dem Kirchhofe vor dem Wermsbacher Thore befindet sich das Grab von Clemens Brentano (gest. 1842). Ueber den Main führt eine 400 Schritt lange steinerne Brücke. Außer der Forstlehranstalt für ganz Baiern befinden sich zu A. ein Lyceum, ein Gymnasium, eine lat. Schule, eine Landwirthschafts- und Gewerbeschule, ein Knabenseminar, ein Englisches-Fräuleinstift mit Erziehungsanstalt u. s. w., wozu noch viele Wohlthätigkeitsanstalten und milde Stiftungen kommen. Die Haupterwerbsquellen der Bewohner sind neben der Landwirthschaft die gewöhnlichen städtischen Gewerbe sowie Handel mit Holz und Bausteinen. Unter den Fabriken nehmen die für Buntpapier den ersten Rang ein. Geschmackvolle Anlagen, wie das Schönenthal, die Fasanerie, der Schöne Busch (am linken Mainufer, mit königl. Lustschloß und Orangerie) umgeben die Stadt. A. (Asciburgum, Askafaburg) bestand schon, als die Römer nach Deutschland kamen. Diese benutzten die günstige Lage zur Erbauung eines Castells. Nachmals ward diese Gegend der Decumatischen Landschaft ein Theil des rheinfränk. Herzogthums. Otto I., Herzog von Schwaben und Baiern, gründete 974 zu A. ein Collegiatstift, das viel zum Aufblühen der Stadt beitrug. Nach Otto's Tode kam sie an das Erzstift Mainz und blieb bei demselben bis zur Auflösung des Deutschen Reichs. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurden alle geistlichen Staaten aufgehoben, nur der Kurfürst-Reichserzkanzler, damals Karl von Dalberg, behielt die Regierung mit einem beschränkten Gebiete, wozu auch das Fürstenthum A. gehörte, das aus dem mainzischen Oberamte A., den Aemtern Auffenau, Lohr, Orb, Prozelten, Klingenberg und dem würzburgischen Amte Aura im Sinngrunde gebildet ward. Als 1810 Dalberg zum Großherzog von Frankfurt erhoben ward, bildete A. die Hauptstadt des gleichnamigen Departements. Nach Napoleon's Fall kam das Fürstenthum A. auf kurze Zeit an Oesterreich, wurde aber durch den Vertrag vom 3. Juni 1814 an Baiern abgetreten. Der Verwaltungsdistrict A. zählt auf 9,3 Q.-M. in 40 Gemeinden 30421 E. (ohne die Stadt).

Aschanti, ein kriegerisches Negervolk im N. der Goldküste, in der Nähe der brit. Niederlassung Cape-Coast-Castle. Ihr Land ist überaus fruchtbar, doch meist sehr vernachlässigt, mit üppiger, wilder Vegetation, auch vieler Waldung von hochwüchsigen Bäumen bedeckt und gut bewässert. Die wichtigsten Producte sind Gold in bedeutender Menge, Elfenbein, Guranüsse, Baumwolle, Indigo, Kaffee. Die Zahl der Bewohner schätzt man ungefähr auf eine Million. Cumassi, die Haupt- und Residenzstadt, mit 100000 E., hat breite, regelmäßige Straßen. Ursprünglich war das Gebiet der A. ein kleiner Landstrich, seit 1730 aber erweiterte es sich durch die glücklichen Eroberungen des Königs Osai Tutu und seiner Nachfolger bedeutend; namentlich zwangen die A. eine Menge benachbarter Völkerschaften, ihre Oberherrschaft anzuerkennen und ihnen Tribut zu zahlen, so die Reiche Butunku oder Gaman und Denkera im NW., Sarem im N., Akim und Warsaw im S., Inta und Dagumba östlich von dem Volta u. a., sogar die mohammed. Reiche Ghosan und Ghobago. Seit 1807 drangen sie auch gegen die Küste vor und wütheten furchtbar gegen die Fanti, welche den Handel in Gold und Sklaven zwischen dem Meere und dem Innern in Händen hatten und nur durch brit. Schutz vor dem völligen Untergange bewahrt blieben. Der mörderische Krieg der Briten und A. in den J. 1822—24, in welchem der Gouverneur von Cape-Coast-Castle, Sir Charles MacCarthy fiel, endete damit, daß die Neger 1826 von dem neuen Gouverneur Campbell geschlagen und zu einem Tribut gezwungen wurden. Zugleich verloren sie die Herrschaft über das Küstenland und über die Königreiche Denkera und Warsaw im Innern. Die A. sind berüchtigt als eifrige Sklavenhändler und grausame Menschenschlächter; ihre Kriegsgefangenen werden auf bar-

barische Weise hingerichtet, und die Vornehmen und Krieger trinken, um sich tapfer zu machen, von dem Blute der Erschlagenen. Bei Leichenfeiern werden Sklaven und selbst Freie niedergemetzelt, damit der Verstorbene viel Dienerschaft und Gefolge mit ins Jenseits nehme. Dabei sind die A. jedoch ein muthiges und intelligentes Volk, das sich auch durch technische Geschicklichkeit in Anfertigung von Seiden- und Baumwollstoffen, Töpferwaaren, zierlichen Goldarbeiten auszeichnet. Vgl. Bowdich, «Mission from Cape Coast Castle to Ashantee» (Lond. 1819); Beecham, «Ashantee and the Gold Coast» (Lond. 1841); Cruickshank, «Eighteen years on the Gold Coast» (Lond. 1853); Wilson, «Western Africa» (Lond. 1856).

Aschbach (Jos.), namhafter deutscher Historiker, geb. 29. April 1801 zu Höchst, erhielt seine Schulbildung zu Heidelberg, wo er auch seit 1819 anfangs Theologie und Philosophie, dann, durch Schlosser bestimmt, Geschichte studirte. Nachdem er seit 1823 zu Frankfurt a. M. als Lehrer der alten Sprachen und der Geschichte gewirkt, folgte er 1842 einem Rufe als Professor der Geschichte nach Bonn, welche Stellung er 1853 mit der Professur der allgemeinen Geschichte an der Hochschule zu Wien vertauschte, wo ihm zugleich auch die Leitung des histor. Seminars übertragen ward. A.'s Hauptwerke umfassen Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte von Spanien, um deren Aufklärung und Vervollständigung er sich ein bleibendes Verdienst erworben hat. Dahin gehören vor allem die «Geschichte der Westgothen» (Frankf. 1827), die «Geschichte der Omajjaden in Spanien» (2 Bde., Frankf. 1829—30), die «Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Almoraviden und Almohaden» (2 Bde., Frankf. 1833—37) und die «Geschichte der Heruler und Gepiden» (in Schlosser's und Bercht's «Archiv für Geschichte und Literatur», Bd. 6). Anerkennung verdienen außerdem seine «Geschichte Kaiser Sigmund's» (4 Bde., Hamb. 1838—45) sowie die aus archivalischen Quellen geschöpfte «Urkundliche Geschichte der Grafen von Wertheim» (2 Bde., Frankf. 1843), die einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung über die fränk. Adelsgeschlechter im Mittelalter liefert. Während seines Aufenthalts in Wien hat sich A. vorzugsweise Studien über die röm. Geschichte, namentlich der Kaiserzeit, sowie der darauf bezüglichen Denkmäler gewidmet und die Ergebnisse dieser Forschungen meist in den «Denkschriften» der wiener Akademie, der er seit 1855 angehört, niedergelegt. Von diesen Arbeiten sind namentlich hervorzuheben: «Die röm. Legionen prima und secunda adjutrix» (1856), «Die Consulate der röm. Kaiser Augustus und Tiberius» (1861), «Die Consulate der röm. Kaiser von Caligula bis Hadrian» (1861), «Die röm. Kaiserinschriften» (1857), sowie «Ueber die röm. Militärstationen in Ufer-Noricum» (1860), «Ueber Trajan's steinerne Donaubrücke» (1858) u. s. w. Für das von ihm herausgegebene «Allgemeine Kirchenlexikon» (4 Bde., Frankf. u. Mainz 1846—50) hat er einen ansehnlichen Theil der kirchenhistor. Artikel geliefert.

Asche nennt man die von einem durch Verbrennung zerstörten Körper übrigbleibenden feuerfesten Bestandtheile. Daher ist es, genau genommen, nicht richtig, wenn man bei eigentlichen Mineralien von A. spricht. Denn z. B. Bleiasche ist keine A., sondern ein Oxyd des Bleies, wobei dieses Metall durch die Hitze nicht zerstört, sondern durch Hinzutritt des Sauerstoffs, welcher sich in der atmosphärischen Luft befindet, in einen zusammengesetzten Körper, in ein Oxyd, verwandelt worden ist, das nur zufällig das Aussehen von A. erhält. Ebenso ist auch die sog. vulkanische A. nur ein feineres bimssteinartiges Product eines Schmelzungs- oder Oxydationsprocesses, gleichsam ein fest gewordener Schaum der heißflüssigen Lava. Die A. der durch Verbrennung zerstörten organischen Körper, wohin auch unsere Braun- und Steinkohlen gehören, besteht aus den feuerfesten Salzen derselben. Die Pflanzen nehmen während ihres Wachsthums mit den organischen Stoffen aus der Dammerde auch verschiedene mineralische Substanzen auf, welche von der Zersetzung der die Erdoberfläche bildenden Mineralkörper, Granit, Porphyr, Basalt u. s. w., herrühren. Wenn nun die Pflanzen verbrannt werden, so bleiben diese unorganischen Bestandtheile zurück und bilden die A., welche aus löslichen und unlöslichen Verbindungen besteht. Zu den erstern gehören kieselsaures, schwefelsaures, kohlensaures Kali und Natron sowie Chlornatrium und Chlorkalium, und zuweilen auch die entsprechenden Verbindungen von Jod und Brom. Zu den unlöslichen gehören Kieselsäure, kohlensaure und phosphorsaure Kalkerde, kohlensaure Talkerde, Eisenoxyd und Manganoxyd. Man darf aber nicht glauben, daß diese Salze alle schon in dieser Form vor der Verbrennung in der Pflanze vorhanden waren; denn die Basen mit Kohlensäure waren in der lebenden Pflanze wol hauptsächlich an Pflanzensäuren, wie Oxalsäure und andere, gebunden, welche bei der Verbrennung zerstört und in Kohlensäure verwandelt wurden. Dann wird jedenfalls auch durch die Hitze ein Theil der Kohlensäure aus einigen Salzen, wie dem Kalksalze, ausgetrieben, denn

die Kohlensäure in der A. reicht nicht hin, um die Basen vollkommen zu sättigen. Die im Innern der Länder wachsenden Pflanzen enthalten in ihrer A. mehr kohlensaures Kali (Pottasche), die am Meere wachsenden mehr kohlensaures Natron (Soda). Durch Auslaugen läßt sich aus erstern die Pottasche (s. d.), aus letztern die Soda (s. d.) absondern, und durch Krystallisation können beide Salze gereinigt werden. In der A. aller Seepflanzen, namentlich aber in der mehrerer Arten von Algen, ist mehr oder weniger Jod enthalten. Die Torfasche enthält außer Kali noch viele Erden, besonders Kalk, Thonerde, Kieselerde; dasselbe gilt auch von der A. der Braun- und Steinkohlen, welche oft auch sehr reich an Eisen- und Alauntheilen ist. Früher hielt man die die A. bildenden Bestandtheile der Pflanze für sehr unwesentlich, wenigstens nicht für absolut nöthig zum Bestehen der Pflanze. Die Fortschritte der Pflanzenchemie haben aber gelehrt, daß jede Pflanze eines gewissen Gehalts an alkalischen Salzen zu ihrer normalen Entwickelung bedarf. Seitdem sind genaue Analysen der Aschen, welche verschiedene Pflanzen liefern, von großem Interesse geworden. Es ist übrigens weder der Aschengehalt bei Individuen derselben Pflanzenart gleich, noch derselbe in den verschiedenen Theilen des nämlichen Gewächses, sondern es finden hierbei Differenzen nach Alter, Standort und einzelnen Theilen statt. Im allgemeinen gibt Eichenholz etwa 2,5 Proc., Eichenrinde 6 Proc., Lindenholz 5 Proc., Birkenholz 1 Proc. und Weizenstroh 4,4 Proc. A. Bei Torf, Braun- und Steinkohlen schwankt der Aschengehalt zwischen $\frac{1}{2}$ und 28 Proc. Von ganz abweichender Beschaffenheit ist die A. thierischer Theile, besonders die aus Knochen gewonnene, der ein gewisser innerer Zusammenhang bleibt, und die keine Salztheile, sondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure enthält, welche den Namen Phosphorsäure führt. Die Knochenasche oder Knochenerde ist daher zum Dünger, namentlich für Getreide sehr brauchbar, und weiße Knochenasche, weißgebranntes Elfenbein, Jamespulver, wird auch in der Medicin angewendet. Die Holzasche, besonders die von Tannen-, Eichen- und Buchenholz, bildet in holzreichen Ländern einen ansehnlichen Handelsartikel. Ihre technische Anwendung ist sehr vielfach, unter anderm bei der Seifensiederei, beim Leinwandbleichen, in Färbereien, Glashütten, Fayencefabriken, zur Herdmasse beim Abtreiben des Silbers, zu den kleinen, Kapellen genannten Tiegeln, die man bei Bestimmung des Feingehalts von Silberlegirungen braucht, u. s. w. In der Heilkunde und in den Haushaltungen dient übrigens die Holzasche als wohlfeiles Surrogat der Pottasche (des kohlensauren Kali), z. B. zum Waschen, zum Fleckausmachen, zu hautreizenden und auflösenden Fußbädern, auch zu trockenen oder Staubbädern. — Die A. wird fast bei allen Völkern als das Symbol der Vergänglichkeit betrachtet. Sich mit A. zu bestreuen, war schon bei den Juden ein Zeichen der Trauer, Buße und Reue. Auch in der christl. Kirche war es Sitte, in einem Sacke, das Haupt mit A. bestreut, Buße zu thun. (S. Aschermittwoch.)

Aesche (Salmo Thymallus, Thymallus vexillifer), auch Gräsling, Mailing oder Sprengling genannt, ein Fisch aus der Ordnung der Bauchweichflosser und Familie der Salmen, erinnert in Rücksicht seiner Gestalt an die Forelle, doch hat er größere Schuppen als diese und ein kleines, mit feinen Kegelzähnen bewaffnetes Maul. Die erste Rückenflosse ist bei ihm lang, schwarz auch roth gefleckt; der Körper von 1—2 F. Länge und bräunlich; über jede Schuppenreihe läuft vom Kopfe bis zum Schwanze eine schwarze Linie. Das Fleisch ist zart und sehr schmackhaft, besonders im Winter. Die A. ist in Frankreich und Südeuropa selten; häufig in der Schweiz, Deutschland und Skandinavien. Sie lebt nach Art der Forellen und wird wie diese geangelt oder auch mit Grundnetzen gefischt. Sie wandert nicht zum Laichen und hält sich am liebsten in strömendem Wasser. Daß das Fleisch der A. nach Thymian rieche, wie Virgil und Aelian anführen, ist ungegründet, obgleich der Name, den Linné zum Namen der Species erhob, von diesem Vorurtheile herrührt.

Aschenbad nennt man die Einhüllung eines Körpertheils in frische, trockene Holzasche. Das A. kann wirken: erstens durch begierige Auffaugung des von der Haut abgesonderten Dunstes oder Schweißes, wodurch die Ausdünstung begünstigt wird; zweitens durch die in der Asche enthaltenen Salze, welche sich infolge der Hautausdünstung lösen und so als gelinde Reizmittel auf die Haut wirken; drittens durch Mittheilung von Wärme oder mindestens Verhütung der Abkühlung. Man rechnet das A. zu den austrocknenden Mitteln und wandte es früher bei Hautwassersucht, zur Wiederbelebung von Scheintodten, besonders auch von Ertrunkenen u. s. w., an. Gegenwärtig wird es wenig benutzt.

Aschenbrödel, Hauptperson eines der schönsten und bekanntesten deutschen Volksmärchen und daher sprichwörtlich gewordener Name. A. ist eine Königstochter, die von ihren zwei neidischen und hochmüthigen Schwestern überall in den Hintergrund geschoben, zur härtesten Arbeit

angehalten und aufs erniedrigendste behandelt wird, bis endlich ihre Schönheit, Demuth und Arbeitsamkeit unter dem Schutze höherer Mächte den Sieg davontragen. In märchenhafter Umhüllung liegt hier eine tief sittliche Idee zu Grunde. Zu Opern benutzte diesen Stoff Nic. Isouard in der noch jetzt beliebten «Cendrillon» und Rossini in der in Deutschland weniger bekannten «Cenerentola»; Platen verarbeitete den Stoff (1823), nicht ohne Zuthat satirischer, dem Märchen fremder Elemente, in dem Lustspiel «Der gläserne Pantoffel».

Aschenregen (vulkanischer) heißt der Auswurf von zerstäubter Lava aus den Vulkanen während der Eruptionen, am heftigsten gewöhnlich zu Ende derselben. (S. Vulkane.)

Aschermittwoch oder Aschertag (Feria cinerum) heißt die Mittwoch nach dem Sonntag Estomihi, der erste Tag der 40tägigen oder großen Fasten, welche nach beendetem Carneval die röm. Kirche vor Ostern hält. Der Name findet seine Erklärung durch die frühere, in der röm.-kath. Kirche jetzt noch übliche Sitte, an diesem Tage das Haupt mit Asche zu bestreuen, was an die Buße im Staub und in der Asche erinnern soll. Vielleicht durch Gregor d. Gr. (590—604) bereits in das kirchliche Ritual eingeführt, wurde diese der griech. Kirche unbekannte Sitte durch Papst Cölestin III. 1191 sanctionirt und seitdem allgemeiner verbreitet. Die vor der Messe auf den Altar gebrachte, unter Gebet und Antiphonien mit Weihwasser besprengte und dreimal bekreuzte Asche wird unter den Worten: Memento, quod cinis es et in cinerem reverteris («Gedenke, daß du Asche bist und zur Asche zurückkehren wirst») zunächst auf die Stirn des weihenden Priesters, dann von diesem auf das Haupt des übrigen Klerus und der ganzen Versammlung gestreut. Die Asche selbst wird von Oel- oder Palmzweigen gewonnen, welche im Jahre vorher geweiht worden. Die prot. Kirche feiert A. nicht: aber als eine Volks- und namentlich Kindersitte hat sich das «Asche-Abkehren» mit grünen (Nadelholz-) Zweigen, in Norddeutschland «Fuenbüschen», in einigen Gegenden auch jetzt noch erhalten.

Aschersleben, Stadt im Kreise Quedlinburg-A. des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, liegt 7 M. südlich von Magdeburg und 6¼ M. nordwestlich von Halle an der Eine. Die Stadt zählt (1861) 14333 E., besteht aus der eigentlichen Stadt, der Neustadt und drei Vorstädten, ist Sitz einer Kreisgerichtsdeputation, eines Steueramts und der Kreiskasse und hat zwei evang.-luth., eine reform. und eine kath. Kirche, eine Synagoge und eine Dissidentengemeinde. Unter den Schulen steht eine Realschule zweiten Ranges obenan. In Bezug auf Gewerbthätigkeit haben sich die Verhältnisse des Orts bedeutend geändert. Während früher neben Acker-, Obst- und Gartenbau auf der sehr umfangreichen städtischen Flur Töpferei, Ziegelbrennerei, Brauerei und andere städtische Gewerbe, namentlich aber auch Woll- und Leinweberei sehr schwunghaft betrieben wurden, sind erstere gegenwärtig herabgegangen, und nur die Weberei, besonders in Wolle, befindet sich noch in blühendem Zustande und wird in 40—50 Werkstätten meist fabrikmäßig betrieben. Dagegen sind in neuerer und neuester Zeit, unterstützt durch die Eröffnung dreier ergiebiger Braunkohlenwerke auf der Stadtflur, eine Anzahl Etablissements entstanden, welche Zündrequisiten, Holzessig, Mineralöl und Paraffin (Georghütte), Sprit, Pottasche, Maschinen, vor allem aber Rübenzucker (zwei Siedereien) liefern. Die Rübenzuckerfabriken sind wiederum Veranlassung geworden, daß gegenwärtig die städtischen Aecker großentheils zum Anbau von Zuckerrüben und Rübensamen verwendet werden. Der Einefluß treibt 1 Walk- und 11 Mahlmühlen. Eine halbe Stunde unterhalb der Stadt liegt ein Solbad, Wilhelmsbad genannt, ein wenig oberhalb derselben aber die sog. Alte Burg, eine sehr alte Wallburg mit Thurmruine, die jetzt als Vergnügungsort dient und fälschlich für den Ueberrest der alten Burg Askanien (s. d.) gehalten worden ist, indem letztere dicht an der westl. Seite der Stadt gelegen hat.

Aeschines, der Philosoph, zum Unterschied von A. dem Redner der Sokratiker genannt, geb. um 432, war ein Athener und des Sokrates Schüler, nach dessen Tode er eine Zeit lang (bis 356) zu Syrakus am Hofe des Dionysios lebte. Später begab er sich wieder nach Athen, wo ihn seine Armuth nöthigte, Unterricht zu ertheilen und gerichtliche Reden zu fertigen. Sieben seiner Dialoge über philos. Gegenstände, die das Alterthum erwähnt, sind verloren gegangen; drei noch vorhandene, die man ihm zuschrieb, «Von der Tugend», «Vom Reichthum» und «Vom Tode», hat die neuere Kritik für unecht erklärt. Die sorgfältigsten Ausgaben besorgten Fischer (Lpz. 1753, zuletzt Meiß. 1788) und Böckh (Heidelb. 1810); eine deutsche Uebersetzung Pfaff (Stuttg. 1827). — Ein anderer A., der Akademiker genannt, von Neapolis, Schüler des Karneades, lebte zu Ende des 2. Jahrh. v. Chr.

Aeschines, der Redner, geb. zu Athen 389, war der Sohn eines geringen Mannes, der eine Schule hielt, und einer übelberüchtigten Mutter. Seine Jugend verbrachte er in niedrigen

Lohndiensten. Später als Schreiber bei den einflußreichen Volksrednern Aristophon und Eubulos angestellt, eine Zeit lang auch, obwol mit wenigem Glücke, tragischer Schauspieler, erlangte er solche Kenntniß der öffentlichen Geschäfte und bildete zugleich so die äußern Erfordernisse der Beredsamkeit aus, daß er, 33 J. alt, als Staatsredner auftreten konnte. Sein öffentlicher Einfluß begann durch Athens Stellung gegen Philipp von Macedonien. Er war mit Demosthenes bei der Gesandtschaft, die wegen einer friedlichen Ausgleichung an Philipp geschickt wurde, der ihn aber schlau für sich zu gewinnen wußte. Bei einer zweiten Gesandtschaft an den König, dem der Eid auf den abgeschlossenen Frieden abgenommen werden sollte, reiste er so langsam, daß jener seine kriegerischen Unternehmungen, die man hatte verhindern wollen, vor dem förmlichen Friedensabschluß vollenden konnte. Als Demosthenes und Timarchos ihn wegen der ersten Gesandtschaft des Hochverraths anklagten, besiegte er den letztern in einer eigenen Anklage, den Demosthenes aber brachte er um den heilsamen Einfluß auf die Rettung des Staats. Hierauf standen er und Demosthenes an der Spitze der Parteien für und gegen Philipp. Auch als Demosthenes 343 gegen ihn die öffentliche Anklage wegen Verraths bei der zweiten Gesandtschaft erhob, wußte er sich sehr geschickt zu vertheidigen. Der Gefahr glücklich entkommen, hörte er nicht auf, dem Demosthenes entgegen für Philipp zu wirken, bis die Schlacht von Chäronea 338 Athen und Theben den Macedoniern unterwarf. Jetzt in Antipater's Solde, suchte A. in der «Rede gegen den Ktesiphon» dem Demosthenes die goldene Krone zu rauben, die demselben auf Ktesiphon's Antrag für seine Verdienste um das Vaterland zuerkannt worden war. Doch er unterlag, und da er die Geldbuße für unbegründete Anklage nicht bezahlen konnte, verließ er Athen, um zu Alexander nach Asien zu gehen. Nach Alexander's Tode begab er sich nach Rhodos, wo er eine Rednerschule errichtete, später nach Samos, wo er 314 starb. Seine erwähnten drei Reden sind noch vorhanden; nach Photius wurden sie die drei Grazien genannt. Sie stehen in den Ausgaben der attischen Redner von Reiske (Bd. 3 u. 4), Bekker (Bd. 3), Baiter und Sauppe (Zür. 1842) und Didot (Bd. 2, Par. 1850). Besonders wurden sie herausgegeben von Bremi (2 Bde., Zür. 1823—24), der auch eine deutsche Uebersetzung geliefert hat (3 Bdchn., Stuttg. 1828), Franke (Lpz. 1851 u. 1860), und Benseler (mit deutscher Uebersetzung, 3 Bdchn., Lpz. 1855—60). Zwölf Briefe, die des A. Namen tragen, hat die Kritik als unecht verworfen. Sein Leben hat Stechow (Berl. 1841) bearbeitet. Vgl. Schäfer, «Demosthenes und seine Zeit» (3 Bde., Lpz. 1856—58).

Aschmuneïn, El-Aschmunein, kopt. Schmun, Flecken in Mittelägypten, zwischen dem Nil und dem Josephskanal, 12 M. unterhalb Siut, zählt 7—8000 E. Hier stand im Alterthume Hermopolis oder Hermupolis Magna, dessen Castell und Zollstätte die Südgrenze von Mittelägypten oder Heptanomis bildete, und welches die Hauptstadt desselben blieb, bis Kaiser Hadrian Antinupolis (ihr nordöstlich gegenüber, am rechten Nilufer) dazu erhob. Unter den Ruinen von A. wird der mit Hieroglyphen bedeckte Porticus eines Tempels zu den schönsten Ueberresten des ägypt. Alterthums gerechnet. In der Nähe dieses Orts und der Wüste wurde König Amalrich von Jerusalem 18. März 1167 von Schirkuh besiegt bei dem Engpaß Babain, Beben oder Abuan. Die Schlacht ward auch die von Monia oder Lamonia genannt, nach der 5 M. im Norden liegenden Stadt Minieh.

Aschraf, Aschref oder Eschref, Stadt in der pers. Provinz Masanderan an der Südküste des Kaspischen Meeres, 10 M. im W. von Asterabad und 6 im O. von Sari, nahe dem westl. Ende des Golfs von A. oder des Haffs von Asterabad (s. d.) gelegen, war einst der glanzvolle Lieblingssitz, das Versailles des Schahs Abbas d. Gr. (1586—1628), der hier die Gesandten fremder Mächte, Gelehrte und Künstler empfing und prächtige Feste gab. Die Stadt zählte damals 2000 Familien; jetzt ist sie zu einem dorfähnlichen Orte von wenigen hundert Häusern herabgesunken. Von den prachtvollen Gebäuden und Gärten des Schahs bestehen nur noch kümmerliche Ueberreste; ihre einst glänzenden Säle werden zu Maulthier- und Eselställen, die Wände zu Steinbrüchen benutzt. Besonders bemerkenswerth sind auf einem Vorgebirge an der See die Trümmer des Sefiabad oder Suffiabad, einer Sternwarte, und das Grabgewölbe eines Nachkommen der zwölf Imams. Der Handelsverkehr auf dem ganz nahen Kaspischen Meere und mit Rußland ist bedeutend, und zahlreiche Segel- und Dampfschiffe vermitteln die Verbindung. Viele Einwohner verstehen russisch. Man spricht hier überhaupt wenig vom Schah; alles neigt sich zu Rußland hin. Die in der Umgebung gebaute Baumwolle sowie die Seidenzucht wirft großen und leichten Gewinn ab. Eine hemmende und empfindliche Landplage ist hier wie in Asterabad die große Unsicherheit vor den Turkomanen, die wohlorganisirte Streifzüge unternehmen, Dörfer, Kaufleute und Reisende plündern und

Menschen und Vieh rauben. Die Dörfer schließen mit diesen Räubern förmliche Conventionen und geben bis zu 200 und 300 Toman jährlichen Tribut, um sich gegen Plünderung und Menschenraub zu schützen.

Aeschylus (griech. Aischylos), der Vater des griech. Trauerspiels, ward aus edelm Stamme 525 v. Chr. zu Eleusis in Attika geboren. Von seinen Lebensumständen haben wir nur mangelhafte und unsichere Nachrichten. Er focht in den glorreichen Schlachten von Marathon, Salamis und Platää, sah die Riesenmacht des Darius und Xerxes untergehen, und ward begeistert von dem stolzen und freudigen Gefühle der geretteten Freiheit. In dieser Begeisterung dichtete er seine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Thespis (s. d.) zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gestalt erhob, sodaß er als der wahre Schöpfer derselben zu betrachten ist. Durch ihn ward die Handlung zu dem Hauptgegenstande der Tragödie gemacht und mit dem allmählich mehr zurücktretenden Chor in eine innere Verbindung gesetzt. Auch stellte er statt des Einen erzählenden Schauspielers, den Thespis, Phrynichos und Chörilos von Athen eingeführt hatten, zwei, später auch drei und vier auf, und begründete so den dramatischen Dialog. Ebenso vervollkommnete und verschönerte er die Darstellung durch äußere Ausstattung der Scene und durch Bekleidung mit schönern Masken, Kothurn und langen Gewändern. Die Charaktere entwarf er mit wenigen kühnen und starken Zügen. Seine Plane sind ebenfalls äußerst einfach, aber großartig; Verwickelungen und Auflösungen kennt er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernstes Gemüth. Nicht die sanftere Rührung, der Schrecken herrscht bei ihm. Das Schicksal wird von ihm äußerst herb dargestellt: in seiner ganzen Düsterkeit schwebt es über den Sterblichen. Sein Kothurn hat gleichsam ein ehernes Gewicht; lauter riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Es scheint A. fast Ueberwindung zu kosten, bloße Menschen zu schildern. Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jene ältern Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten und vorlängst in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinabgestoßen sind. Nach dem Maße seiner Personen sucht er die Sprache selbst, die sie führen, riesenmäßig anzuschwellen. Daraus entstehen schroffe Zusammensetzungen, Ueberladung mit Beiworten, im Lyrischen oft Verschlungenheit der Wortfügungen und große Dunkelheit. In der Abenteuerlichkeit und Großartigkeit seiner Bilder und Ausdrücke gleicht er dem Dante und Shakspeare. Wir besitzen von seinen Tragödien, deren Gesammtzahl auf 72, von andern sogar auf 90 angegeben wird, nur noch sieben; aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Alten, einige seiner vorzüglichsten Werke. Sie sind: «Der gefesselte Prometheus», «Die sieben Heerführer gegen Theben», «Die Perser», «Agamemnon», «Die Choëphoren», «Die Eumeniden» und «Die Schutzflehenden». Misvergnügt, geringere Stücke den seinigen vorgezogen zu sehen, und namentlich über den Sieg des jungen Sophokles, nach andern aber wahrscheinlicher, weil man ihn der Irreligiosität anklagte, verließ er sein Vaterland und begab sich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero sehr ehrenvoll aufnahm. Er starb hier 456 v. Chr. A. wurde bei Gela begraben und erhielt von den Einwohnern der Stadt ein Denkmal. Die wichtigern Ausgaben des A. sind von Stanley (Lond. 1663), mit Porson's Verbesserungen (Glasg. 1795 u. Lond. 1806), von Schütz (Halle 1797—1804; 3. Aufl., 5 Bde., 1809—22), Wellauer (3 Bde., Lpz. 1823—30), Dindorf in «Poetae scen. graeci» Lpz. 1830; auch besonders, Lpz. 1857), von Ahrens (Par. 1846) und Paley (2 Bde., Cambr. 1846—51); die kritische Hauptausgabe hat jedoch G. Hermann (2 Bde., Lpz. 1852; 2. Aufl., Berl. 1859) geliefert. Unter den Herausgebern einzelner Stücke sind G. Hermann, Blomfield, Wellauer, W. Dindorf, Schneider, Ritschl, Meineke, Hartung, Enger, Karsten, Weil, Keck und Clausen zu nennen. Uebersetzt sind sämmtliche Tragödien von Fähse (Lpz. 1809), Voß (Heidelb. 1826), Droysen (Berl. 1832; 2. Aufl. 1841), Minckwitz (7 Bdchn., Stuttg. 1845; 1853) und Donner (2 Bde., Stuttg. 1854); einzelne Stücke vorzüglich gut von Süvern («Sieben gegen Theben», Halle 1797), W. v. Humboldt («Agamemnon», Lpz. 1816, 2. Aufl. 1857) und O. Müller («Eumeniden», Gött. 1833).

Aeschynomene, d. h. schamhafte Pflanze, wurde von Linné eine exotische Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler genannt, weil die zuerst 1733 entdeckte Art, die A. sensitiva, ein brasilian. Strauch, gleich den Mimosen oder Sinnpflanzen reizbare Blätter besitzt, indem sich die Blättchen, aus denen seine unpaarig-gefiederten Blätter bestehen, bei Berührungen rasch zusammenschlagen. Der Strauch, dessen weißgefärbte Blüten in gestielten Trauben stehen, wird jener Eigenschaft wegen nicht selten als Rarität in Warmhäusern gezogen.

Ascidien oder Seescheiden heißen eigenthümliche, höchst unsymmetrisch gebaute Meerthiere, die zu den Mantelthieren (Tunicata) oder kopflosen Mollusken (Acephala) gehören.

Der Körper wird von einem, meist lederartigen oder knorpeligen Mantel gebildet, mit welchem die Seescheide festsitzt, und der nur zwei Oeffnungen hat, eine Einnahmeöffnung für Nahrung und Athemwasser, eine Ausgangsöffnung für alle Producte. Die Thiere haben ein Herz, einen Nervenknoten, zuweilen Augen, große Leber und sind Zwitter. Die Eier laufen merkwürdige Metamorphosen durch, bevor sie die Reife erreichen. Die Larven haben meist einen großen Ruderschwanz zum Umherschwimmen. Es gibt einfache und gesellige Seescheiden. Letztere, oft in den lebhaftesten Farben prangend, setzen sich häufig auf Tangblättern an, wo sie sternförmige Figuren bilden. Bei der Berührung ziehen sich die Thiere lebhaft zusammen und spritzen aus beiden Oeffnungen das Wasser im Strahle aus.

Ascii oder Schattenlose hießen bei den ältern Geographen die Bewohner der heißen Zone, weil sie zu gewissen Zeiten, wenn die Sonne im Zenith steht, keinen Schatten werfen. Bei denen, welche unter den Wendekreisen wohnen, findet dies im Jahre einmal, bei denen, die zwischen den Wendekreisen wohnen, hingegen zweimal statt. Letztere hießen auch Amphiscii oder Zweischattige, weil sie ihren Schatten zu den übrigen Zeiten des Jahres nach zwei Seiten hin werfen. Solange sich nämlich die Sonne auf der nördl. Seite des Aequators befindet, fällt der Schatten der Bewohner der ganzen südl. Hälfte der Tropenzone und desjenigen Theils der nördl. Hälfte, dessen Abstand kleiner ist als die Abweichung der Sonne, um Mittag gegen S. Solange sich dagegen die Sonne auf der südl. Seite des Aequators befindet, fällt der Schatten der Bewohner der nördl. Hälfte der genannten Zone und des nördl. Theils der südl. Hälfte, welcher dem Aequator näher liegt, als die Abweichung der Sonne beträgt, um Mittag gegen N. Im Unterschiede von den Amphiscii und Ascii heißen die Bewohner der gemäßigten Zonen Heteroscii oder Einschattige, weil deren Schatten zu Mittag beständig nach derselben Seite fällt, nämlich in der nördlichen gegen N., in der südlichen gegen S. Periscii oder Umschattige sind die Bewohner der kalten Zonen, weil ihr Schatten zu den Zeiten, in denen für sie die Sonne nicht untergeht, nach allen Seiten herumgeht.

Asclēpias, Linné'sche Pflanzengattung aus der Familie der nach ihr benannten Asclepiadeen und der 5. Klasse, 2. Ordnung, des Sexualsystems. Linné rechnete zu dieser Gattung auch die Schwalbenwurzarten (Cynanchum) und die Wachsblumen (Hoya). Nach Rob. Brown besteht die bei allen Asclepiadeen in dem Schlunde der Blumenkrone befindliche Nebenkrone bei den echten Asclepiasarten aus fünf getrennten, kappenförmigen, nach obenhin in ein Horn ausgezogenen Organen, und die Blumenkrone ist fünftheilig, mit zurückgeschlagenen Zipfeln. Diese fällt nach dem Verblühen ab, während der unterständige, fünftheilige Kelch stehen bleibt und die aus dem Fruchtknoten entstehende gedoppelte Balgkapsel, welche viele, mit einem seidenglänzenden Haarschopf versehene Samen enthält, am Grunde umschließt. Die unter der Nebenkrone verborgenen Staubgefäße enthalten in jedem Fache eine längliche, hängende Pollenmasse von wachsartigem Ansehen, wie solches bei allen Asclepiadeen vorkommt. Die Blüten sind bei A. in seitenständige, vielstrahlige, halbkugelige, einfache Dolden gestellt und meist hübsch gefärbt, weshalb sich diese auch sonst ansehnlichen Gewächse, welche man wegen der seidenglänzenden Haare der Samen Seidenpflanzen genannt hat, zu Zierpflanzen eignen und auch oft als solche cultivirt werden. Die meisten Arten wachsen in Nordamerika und Brasilien. Die gewöhnlichste ist die gemeine oder syrische, A. syriaca. Diese hat einen sehr weit sich ausbreitenden Wurzelstock, welcher 4—7 F. hohe, einfache, filzige, mit großen, gegenständigen, gestielten Blättern versehene Schäfte treibt. Die starkriechenden, schmuzig braunrothen Blüten stehen in überhängenden Dolden. Die gemeine oder syrische A. stammt aus Nordamerika und ist im südl. Europa wie in Syrien verwildert. Die Stengel werden wie Hanf benutzt und die Seidenhaare des Samens zu Polstern, Kissen und, mit Wolle oder Seide gemischt, zu Gespinsten verwandt. Der weiße, brennendscharfe Milchsaft enthält einen eigenthümlichen Stoff, das Asclepiadin. Die zarten Sprossen werden in Amerika wie Spargel zubereitet und gegessen. Diese Pflanze gedeiht, wie auch die rothblühende, ebenfalls nordamerik. A. purpurescens, im freien Lande ohne besondere Pflege und läßt sich leicht durch Verpflanzung der Wurzelsprossen, die sie alljährlich entwickelt, vermehren. Die meisten übrigen Arten der Gattung A. können nur als Gewächshauspflanzen cultivirt werden.

Ascōli (Asculum Picēnum), Hauptstadt und uralter Bischofssitz der gleichnamigen Provinz (196030 E. auf 38 Q.-M.) in den Marken des Königreichs Italien, liegt 10 M. im S. von Ancona auf einem Berge, dessen Fuß der Tronto bespült, hat eine Citadelle, mehrere Brücken, eine Menge Klöster, 11 Kirchen mit alten Gemälden und zählt als Commune gegen 13000 E., die ansehnlichen Handel treiben und Fabriken in Majolika, Glaswaaren, Wachs,

roher Seide, Leder, Hüten, Tuch, Rosoglio, Confituren und blanken Eisenwaaren unterhalten. Der 4 M. entfernte Hafen an der Mündung des Tronto begünstigt die Ausfuhr. A. war die feste Hauptstadt der Picentiner, später ein röm. Municipium, und gab durch Ermordung des Prätors Q. Servilius und anderer Römer 90 v. Chr. das Signal zum Ausbruche des Bundesgenossenkriegs, in welchem die Stadt zerstört wurde. Doch kam sie später wieder in Aufnahme. — A. di Satriano (Asculum oder Ausculum Apulum), Stadt und Bischofssitz im District Bovino der neapolit. Provinz Foggia oder Capitanata, am Ostabhange der Apenninen, 9 M. im O. von Benevent und 4 M. im S. von Foggia, zählt als Commune 6148 E. und hat den Titel eines Herzogthums. In der Nähe dieser apulischen Stadt siegte 279 v. Chr. Pyrrhus mit großem Verluste über die röm. Consuln P. Sulpicius und P. Decius in einer zweitägigen Schlacht. Auch brachte hier Marin von Ebulo, Feldherr des Kaisers Friedrich II., 31. März 1246 den aufständischen Apuliern unter Cardinal Rainer eine vernichtende Niederlage bei.

Ascot, eine Heide in der engl. Grafschaft Berks, 6 Miles (1¼ deutsche M.) südwestlich von Windsor, mit einer großartigen Rennbahn. Die hier alljährlich um Pfingsten stattfindenden Wettrennen gehören neben denen von Epsom, Newmarket und Doncaster zu den berühmtesten Englands und werden nicht allein von der hohen Aristokratie, sondern auch wegen der Nähe der Residenz gewöhnlich von der königl. Familie besucht. Georg III. versäumte sie nie, und auch die Königin Victoria war meist gegenwärtig.

Aesculap, bei den Griechen Asklepios, erscheint bei Homer noch als trefflicher Arzt sterblichen Geschlechts, in den Homerischen Hymnen schon als Gott der Heilkunde. Die spätern Sagen nennen ihn einen Sohn des Apollon und der Arsinoe, der Tochter des Leukippos, auch des Apollon und der Koronis, der Tochter des thessalischen Fürsten Phlegyas. Nach einigen wurde er von seiner Mutter Koronis am Berge Titthion ausgesetzt, von einer Ziege gesäugt, von einem Lichtglanze umstrahlt gefunden und von Hirten aufgenommen. Nach andern hatte Koronis zugleich Umgang mit dem Arkadier Ischys gehabt. Apollon, darüber erzürnt, ließ die Ungetreue durch seine Schwester Artemis tödten, rettete aber das Kind, welches er zum Chiron brachte, der es in der Heilkunst unterrichtete, aber bald von seinem Schüler übertroffen wurde. A. vermochte nicht nur den Sterblichen das Leben zu erhalten, sondern rief selbst Verstorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch Pluto's Klagen über Beeinträchtigung bewogen, erschlug mit seinem Blitze den Wohlthäter der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere ward A. zu Epidauros an der Küste von Lakonika, dem Stammorte des Gottes, verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Haine gewidmet war. In den hier sich bildenden Aesculapdienst waren schon frühzeitig orient. Elemente, namentlich der Schlangendienst, gekommen, daher denn auch die Priester die zu ihnen eilenden Kranken durch Zauberformeln, Incubationen und Opfer behandelten. Nicht jeder konnte sich der heilenden Kraft und Nähe des Gottes erfreuen, sondern nur der Gläubige, welchen die Priester durch ihre phantastischen Künste vorbereiteten. Von Epidauros verbreitete sich der Aesculapdienst über ganz Griechenland und kam endlich auch nach Rom. A. hatte nach Homer zwei Söhne, Machaon und Podalirios, welche die Aerzte des griech. Heeres waren, und von denen die Asklepiaden (s. d.) stammten. Als Töchter des Gottes werden angeführt: Hygieia, Panakeia und Aigle, von denen erstere als Göttin der Gesundheit verehrt ward. Seine Tempel standen gewöhnlich außerhalb der Städte in heil. Hainen, in der Nähe von Quellen und Heilwassern oder auf hohen Bergen. An den Hauptorten seiner Verehrung wurden ihm zu Ehren auch Feste gefeiert, unter denen das berühmteste zu Epidauros alle fünf Jahre stattfand. Dieser so allgemein verehrte Gott mußte natürlich auch von den bildenden Künstlern häufig dargestellt werden. Seine Bildsäule zu Epidauros, welche aus Elfenbein und Gold bestand, hatte Thrasymedes verfertigt. A. saß auf einem Throne mit dem, mit einer Schlange umwundenen Stabe in der einen Hand; die andere Hand ruhte auf dem Kopfe einer Schlange, wie denn die Schlange überhaupt als sein beständiges Symbol erscheint, und zu seinen Füßen befand sich, als Symbol der Wachsamkeit, ein Hund. Die ausgezeichnetsten Künstler, wie Praxiteles und andere, verfertigten seine Statuen und erhoben den Gott zu einem schönen, männlichen Ideal, sodaß er immer mehr dem Zeus ähnlich wurde, während er früher als Gnom erschien. Sein Haar erhebt sich, wie beim Zeus, über der Stirn und fällt in Locken auf beiden Seiten herab. Der Oberleib ist nackt; den Unterleib bedeckt ein von den Schultern herabhängender, faltenreicher Mantel; in seinem Gesicht sieht man den Ausdruck voll Ruhe und Klugheit. Oft hat er noch auf seinem Haupte einen Lorberkranz und zu den Füßen einen Hahn oder eine Eule.

Aesculus und Aesculin, s. Roßkastanie.

Aseïtät (lat.) ist Sein von und aus sich selbst (esse a se) im Gegensatz zu einem Sein, welches seinen Ursprung von einem andern hat. Weil nun alles endliche und zeitliche Wesen als ein vergängliches sein Sein von dem hat, woraus es entspringt und in das es zurückkehrt, so ist die A. ein ausschließliches Attribut des Unendlichen und Ewigen. Es liegt ebenso sehr im Begriffe des Unendlichen und Ewigen, daß es schlechthin ist, als im Begriffe des Endlichen und Zeitlichen, daß es nur bedingungsweise ist. Den Beweis, daß es im Begriffe der Gottheit (als des unendlichen und ewigen Wesens) liege, zu existiren, nannten die Scholastiker den Weg der A. (via aseitatis). Er bildete den vornehmsten unter den ontologischen Beweisen für das göttliche Dasein. (S. Ontologie.) Jedoch war ihre Auffassung des Zusammenhangs unter jenen Begriffen keineswegs eine correcte, und es ist ein Hauptverdienst Kant's, in seiner Kritik der reinen Vernunft, unter dem Titel einer Kritik des Ideals der Vernunft diesen Fehler in der scholastischen Beweisführung aufgedeckt zu haben. Kant ließ an die Stelle der A. einen andern, fast gleichbedeutenden aber präcisern Begriff treten, durch den jene Fehler vermieden und dabei das Verhältniß des Endlichen und Zeitlichen zum Unendlichen und Ewigen genauer und correcter bestimmt wurde. Es ist dieses der Begriff des A priori als dessen, was sich in unserm Denken, Anschauen und Erkennen von selbst versteht, und darum aller Erfahrung vorausgeht.

Asen sind die Götter des nordischen Heidenthums. Zunächst nur drei (Odin, Vili, Ve), vermehrten sie sich neben Odin zu zwölf: Thor, Njörd, Frey, Baldr, Tyr, Heimdal, Bragi, Forseti, Had, Vidar, Vali, Ullr. Loki, obwol einer der vornehmsten, steht ihnen als Feind gegenüber; Heimdal und Skirner sind untergeordnet. Neben ihnen bestehen auch als weibliche Gottheiten Asinnen, unter denen Frigg, Freyja, Idun, Eir, Saga, Nanna, Sif die bekanntesten. Asgard heißt die himmlische Wohnung der A. (S. Nordische Mythologie.) — Unter Aseneinwanderung versteht man die Bevölkerung des skandinav. Nordens durch ein Volk der A., das von Asien aus unter Odin, als seinem Anführer, durch Sachsen nach Dänemark und Schweden und Norwegen zog, sich in diesen Ländern niederließ, durch Verehelichung mit den dortigen Einwohnern sich weit verzweigte und, wie die Sprache, so auch jede höhere Cultur und Civilisation dem Norden brachte. Dem Odin und seinen Söhnen erwies man nach ihrem Tode göttliche Verehrung, und von ihnen stammten die Königsgeschlechter des skandinav. Nordens. So deuteten und erzählten nordische Geschichtschreiber des 13. Jahrh., die in euhemeristischer Weise sich bemühten, den Mythus von Odin und den übrigen Göttern historisch zu begründen. Daher denn auch die durchaus irrige Verbindung der A. mit Asien, als habe dieser Welttheil ihnen erste Heimat und zugleich den Namen gegeben. Der Asencultus ist vielmehr ein allen german. Völkerschaften, auch den deutschen, ursprünglicher und gemeinsamer. Es ergibt sich dies deutlich aus dem Namen der A. selbst (goth. ans, Plur. anseis; althochdeutsch ans, Plur. ensi; altnordisch âss, Plur. æsir; sächs. ôs, Plur. ês), der sich noch jetzt in vielen zusammengesetzten Namen: Ansgar (nordisch Asgeir, engl. Oskar), Oswald u. dgl. mehr findet. Indem das Wort zunächst einen Balken bedeutet, hat man die A. als die Stützen oder Tragebalken des Weltgebäudes und der sittlichen Weltordnung erklärt.

Aserbeidschân, Aderbeidschân, die nordwestlichste Provinz und das reichste Handels- und Manufacturgebiet Persiens, grenzt im S. an Irak-Adschemi (Media), von welchem es der Fluß Kisil-Osen trennt, im W. an Türkisch-Kurdistan und Türkisch-Armenien, im N. an Russisch-Armenien (das südl. Transkaukasien), von welchem es durch den Aras geschieden ist, und im O. an die russ. Provinz Talisch und die pers. Landschaft Ghilan am Kaspischen Meere. Es ist eine hohe Alpenlandschaft von etwa 1450 Q.-M., fast noch einmal so groß als die Schweiz, ein zwischen Iran und Armenien vermittelndes Hochland, erfüllt von den zusammenstoßenden Gebirgsketten und Gebirgsverzweigungen des Nord- und Westrandes von Iran, in der Nähe der tiefen Erdsenke des Kaspisees emporgetrieben und auf das pittoreskeste zerklüftet durch vulkanische Gewalten und noch fortwährende Erdbeben. Größere Ausweitungen zwischen den zahlreichen Gebirgsketten sind selten; die bedeutendste ist die des Urmiasees (s. d.) bei Tabris. Im O. desselben erhebt sich bei Maragha die Gebirgsmasse des Sähänd 7976 F. hoch, weiter im NO. das höchste Gebirge des Landes, der 12197 F. hohe Savalan oder Savellan, und an der Nordwestecke steigt der noch höhere Ararat empor. Die Gesteinmassen der Gebirge sind verschiedener Art, der Boden der Ebene zum Theil salzartig. An Erzen und Mineralquellen ist kein Mangel. Tuffablagerungen bilden sich wol noch fortwährend, besonders bei Schiramin, nahe dem mittlern Ostufer des Urmiasees, wo etwa 37 warme Quellen von 14° R. am Fuße hoher Tuffkalkfelsen hervorsprudeln. Das von ihnen an

deren nördl. Fuße gebildete, als Tabrismarmor (Balghami der Orientalen) bekannte, prachtvolle Gestein, das in ähnlicher Weise auch nordwestlicher in der Landschaft Selmas vorkommt, wird, in große, bis zu 1 F. dicke Platten geschnitten, zu Täfelungen und Grabsteinen oder, in dünne Scheiben zerspalten (durchscheinend, ohne durchsichtig zu sein), zu Fenstern, besonders in Bädern, benutzt. Unter den Flüssen haben nur der Aras (Araxes) und der Kisil-Osen (Amardus), der nach seiner Vereinigung mit dem Schahrud den Namen Sefidrud annimmt, Bedeutung. Letzterer ist der Hauptfluß des Landes. Das Stromgebiet des salzreichen Urmiasees ist auf kleinere Flüsse beschränkt, die ihm von O., W. und S. zufließen, darunter der bedeutendste der Dschagatu. Den Gegensätzen der Bodenformen entsprechen die klimatischen Verhältnisse, bezeichnet durch langen Winter auf den Höhen, reizenden Frühling an den Abhängen und sehr heiße Sommer in den Thaltiefen. Die Producte verrathen schon mehrfach Europas Nähe durch Vorherrschen von dessen Getreide- und Obstarten; doch findet man hier auch noch Reisbau, Baumwollpflanzungen und ähnliche Culturgewächse. Uebrigens zeigt die Flora eine ziemliche Mannichfaltigkeit von Salzpflanzen. Dagegen fehlt es an Waldbäumen, und eigentliche Wälder sind nirgends vorhanden. Die Ebenen sind wegen vorherrschender Trockenheit pflanzenarm. Die Abhänge der Gebirge tragen das Gepräge der subalpinen Flora, und zwischen 7—9000 F. kommen bereits viele echte Alpenpflanzen vor. Die Thierwelt weist viele niedere Arten auf, wie sie nur in trockenen Ebenen, auf salzgeschwängertem Boden und in der Nähe sandiger Meeresküsten oder Salzseeufer vorkommen. Das Land ist reich an Rindern und Pferden, und Viehzucht wird besonders in den kurdischen Bergen getrieben. Der Fasan Kaukasiens erscheint schon in A. Wölfe, Eber, Füchse und Hirsche hausen in den rauhen Gegenden, aber auch Antilopen und Raubthiere des Südens kommen vor. Die Bewohner A.s, deren Zahl unbekannt, sind im W. und S. Kurden, im übrigen Lande türk. Abkunft. Auch die herrschende Sprache ist die türkische, durch welche das Persische ganz verdrängt worden. Die Bevölkerung gilt als viel kräftiger und mannhafter denn die der südlichern Provinzen Persiens, leidet aber an denselben Gebrechen. Herumschweifende Hirten- und Räubervölker finden sich neben ausgebildeter Städteansiedelung.

Im Alterthum bildete A. den nördlichsten Theil Mediens. Später wurde es als Atropatene von dem südlichern Großmedien abgeschieden. Unter den arsacidischen Königen Großarmeniens gehörte A. theilweise zur Provinz Wasburagan (149 v. Chr. bis 428), worauf es mit Armenien an die Sassaniden oder Neuperser kam. Im 7. Jahrh. fiel es an die Araber. Nach Schwächung des Khalifats durch die Seldschuken kam es an den Atabek Ildeghis und seine Nachkommen, die Pelewaniden (1150—1225), welche nach dem Abzuge der Mongolen Dschingis-Khan's (1221) der Khowaresmier Dschelaleddin Mankberni stürzte. Darauf kam es 1256 durch Hulaku an das Mongolenreich von Iran. In den J. 1386—1405 gehorchte es Timur, darauf den Turkomanen vom Schwarzen und seit 1468 denen vom Weißen Schöps unter Usun Hassan, bis es durch Schah Safi aus Ardebil (1505—1508) befreit wurde. Im 16. und 17. Jahrh. hatte es viel von den Osmanen zu leiden. Als Grenzprovinz sowie als Statthalterschaft des pers. Thronfolgers, z. B. des Abbas-Mirza, war A. stets von Wichtigkeit, sah sich aber beständig in die Unruhen Persiens verwickelt und in die Kriege mit den Türken und Russen hineingezogen. Durch das Heranrücken der russ. Grenze bis an den Aras hat es neuerdings als vermittelndes Passageland zwischen der iranischen und europ. Welt noch größere Bedeutung gewonnen. Hauptstadt von A. ist Tabris.

Asher (Adolf), verdienter deutscher Buchhändler, geb. 23. Aug. 1800 zu Cammin in Pommern von jüd. Aeltern, erhielt seinen ersten Unterricht in der dortigen Stadtschule und besuchte später das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Für den Handelsstand bestimmt, hielt er sich eine Reihe von Jahren in England auf, wo er jedoch nicht lediglich die Handelsinteressen berücksichtigte, sondern auch seine Aufmerksamkeit den Institutionen des Landes, der Sprache und Literatur zuwandte. Nach seiner Rückkehr wandte er sich nach Petersburg, wo er einige Zeit dem Diamantenhandel oblag, jedoch bald durch zufälligen Ankauf einer Büchersammlung auf den seiner Neigung mehr entsprechenden Buchhandel geführt wurde. A. widmete sich fortan diesem Berufszweige mit solchem Eifer, daß er nicht nur den Mangel an praktischer Vorbildung rasch ersetzte, sondern sich auch durch emsiges Studium bibliogr. Hülfsmittel eine ungewöhnliche Bücherkunde erwarb. Infolge des Ukas, der seinen Glaubensgenossen den Aufenthalt in Petersburg untersagte, wandte er sich 1830 nach Berlin, wo er eine Buchhandlung, anfänglich mit Commanditen in London und Petersburg, begründete, und

namentlich den Verkehr mit dem Auslande zu fördern suchte. Eine ungemeine Thätigkeit entwickelnd, benutzte er seine vielfachen Bekanntschaften mit hochgestellten Persönlichkeiten des In- und Auslandes zur Anknüpfung von Verbindungen aller Art, und erhob sein Geschäft zu einer der geachtetsten Sortiments- und Antiquariatshandlungen Europas. Namentlich hat er sich um die Bereicherung der großen engl. Bibliotheken, besonders der zu Oxford und der des Britischen Museums, anerkannte Verdienste erworben. Er starb 1. Sept. 1853 auf einer Reise zu Venedig. Sein Geschäft ging unter Beibehaltung der Firma an A. Cohn und D. Collin über. A. war ein vorzüglicher Bibliograph und zugleich auch ein gründlicher Kenner der neuhebr. Sprache und Literatur, wie er in mehrern Schriften bekundet hat. Unter diesen sind hervorzuheben: «Bibliographical essay on the collection of voyages and travels by L. Hulsius» (Berl. 1839), «Bibliographical essay on the Scriptores rerum germanicarum» (Berl. 1843), und die mit Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen versehene Ausgabe des «Itinerary of R. Benjamin of Tudela» (2 Bde., Berl. 1840).

Ashton-under-Lyne, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Lancaster, $1\frac{1}{4}$ M. östlich von Manchester, an der Eisenbahn, ein blühender, hübschgebauter Fabrikort am rechten Ufer der Tame, hat 34386 E., ein neues Stadthaus, eine Gerichtshalle mit Theater und Concertsaal und im ersten Stock einem Handwerkerinstitut, ein Athenäum, und ein großes Arbeitshaus. Die Dörfer Moßley, Lees, Hooley-Hill und Fairfield bilden nach W. hin Vorstädte. Es befinden sich hier 36 Baumwollfabriken (12000 Arbeiter) mit Färbereien, Bleichen, Kattundruckereien, außerdem Eisen- und Messinggießereien, Ziegelbrennereien, Korbflechtereien. In der Nähe liegen reiche Kohlengruben. — A.-in-Makerfield oder A.-le-Willows, Marktstadt in derselben Grafschaft, unweit westlich von Wigan, an der Eisenbahn, hat 6566 E., Schlösser- und Thürangelfabriken sowie auch Kohlengruben.

Asia, der 67. Planetoid, entdeckt von Norman Pogson 1861, ist ein sehr unscheinbarer Himmelskörper. Die Elemente von Dr. Frischauf geben ihm 1411 Tage Umlaufszeit und 51 Mill. Meilen mittlere Entfernung von der Sonne. Von der Erde bleibt er stets über 20 Mill. Meilen entfernt, und er entfernt sich nie über 7° von der Ekliptik. Die Bahn ist beträchtlich excentrisch.

Asiatische Gesellschaften ist der Name für eine besondere Gruppe von gelehrten Gesellschaften, welche sich im Laufe des 19. Jahrh. zunächst in Europa und Nordamerika zum Zweck der Erforschung der Geschichte, der geogr. und ethnogr. Verhältnisse, der Religionen, der Sprachen und Literaturen Asiens, einschließlich der moslem. Gebiete Europas und Afrikas, gebildet haben. Die älteste derselben ist die Société Asiatique zu Paris, welche 1822 von Silvestre de Sacy, Klaproth, Abel Rémusat, Jomard, Chézy und andern namhaften Orientalisten begründet ward, seit 1823 das «Journal asiatique» herausgibt und orient. Werke, sowol im Original wie in Uebersetzungen, Grammatiken und Wörterbücher theils auf ihre Kosten drucken läßt, theils durch Subscriptionen unterstützt. Bald darauf ward die Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland gestiftet, welche Colebrooke 19. März 1823 eröffnete, und die 11. April 1824 ihre Statuten bestätigt erhielt. An die Stelle der von ihr anfänglich herausgegebenen «Transactions» (3 Bde., Lond. 1824—34), welche voll schätzbarer Abhandlungen sind, ist seit 1833 ein ungemein reichhaltiges «Journal of the Royal Asiatic Society» getreten. Beide Gesellschaften, die pariser wie die londoner, sind im Besitz ansehnlicher Bibliotheken und reichhaltiger Museen. Eine «Deutsche Morgenländische Gesellschaft» wurde zufolge des 3. Oct. 1844 zu Dresden gefaßten Beschlusses der dortigen Orientalistenversammlung auf der Versammlung zu Darmstadt 2. Oct. 1845 begründet. Dieselbe hält alljährlich in Gemeinschaft mit den Philologen im Herbst allgemeine Versammlungen, und gibt seit 1845 eine sehr inhaltsreiche «Zeitschrift» heraus, zu welcher seit 1857 noch «Abhandlungen zur Kunde des Morgenlandes», eine Reihe von umfangreichern Arbeiten, gekommen sind. Auch diese Gesellschaft hat bereits mehrfach die Herausgabe orient. Werke veranlaßt und unterstützt. Mittelpunkte ihrer Geschäftsführung sind Halle und Leipzig, an welchen Orten sich auch die Bibliothek und das Museum befinden. Nächst diesen drei bedeutendsten Gesellschaften dieser Art in Europa sind noch zu nennen: die Société Orientale de France zu Paris, welche seit 1842 die «Revue de l'Orient» herausgibt, die Syro-Egyptian Society in London, die 1850 die Herausgabe von «Original Papers» begonnen hat, und das Koninglijke Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Neederlandsch Indië zu Amsterdam, die seit 1853 «Bijdragen» veröffentlicht. Um den orient. Studien auch in Amerika Bahn zu brechen und ein gemeinschaftliches Organ für dieselben zu gewinnen, trat 1842 zu Boston die Ame-

rican Oriental Society zusammen, welche ein «Journal» (Boston 1843 fg.) erscheinen läßt, dem besonders durch die amerik. Missionare in Asien und Afrika schätzbare Materialien zufließen. Von den im Orient selbst bestehenden Gesellschaften dieser Art ist die Asiatic Society of Bengal, welche bereits 1784 von Sir Will. Jones zu Kalkutta begründet ward und die berühmten «Asiatic researches» (17 Bde., Kalk. 1788—1832) veröffentlichte, die zu London nachgedruckt und theilweise ins Französische und Deutsche übersetzt wurden. An die Stelle derselben ist das «Journal of the Asiatic Society of Bengal» getreten, das seit 1832 in monatlichen Heften erscheint. Unter Aufsicht dieser Gesellschaft, aber auf Kosten der angloindischen Regierung, gaben seit 1846 erst Roer, jetzt Nassau Lees, die «Bibliotheca Indica» heraus, eine Sammlung orient. Werke in Text und Uebersetzung, von welcher bis Anfang 1864 bereits über 200 Lieferungen erschienen waren. Daneben bestehen zu Bombay, Madras, Ceylon, Malakka und Hongkong Asiatische Gesellschaften, die sich selbst als «Branches» der Asiatischen Gesellschaft zu London bezeichnen und ihre Arbeiten ebenfalls in periodischen Schriften veröffentlichen, welche jedoch in Europa nur schwer zugänglich sind. Ueber andere gelehrte Gesellschaften im Orient, welche allgemeinere Zwecke verfolgen, s. Akademien und Gelehrte Gesellschaften.

Asien, das größte Festland der Alten Welt, ein Drittel alles Landes der Erde, die Wiege des Menschengeschlechts und der Boden der ältesten histor. Erinnerungen, liegt in der riesigen Größe von 794000 Q.-M. mit seiner continentalen Masse ganz auf der nördl. Halbkugel der Osthemisphäre, nur mit seiner südöstl. Inselwelt den Aequator schneidend und mit unbedeutenden Gliedern auf die Westhälfte übergreifend, auf drei Seiten vom Ocean umspült und im W. theilweise mit Europa und Afrika zusammenhängend.

Horizontale Configuration. Schon die Auseinanderstellung der äußersten Punkte, des Cap Tscheljuskin (78° 20′ nördl. Br.) und Buru (1° 15′ nördl. Br.) sowie des Cap Baba (26° 4′ östl. L. v. Gr.) und des Ostcaps (190° 16′ östl. L.), deutet auf großartige Dimensionen; ihnen schließt sich eine reiche Gliederung an, sodaß A. bei 7700 M. Küstenumfang auch die längsten Landesgrenzen aller Continente besitzt. Das Arktische Eismeer, der Große und Indische Ocean umgrenzen A. im N., O. und S. Im W. aber bildet das Mittelländische Meer nur theilweise die Grenze, denn im N. des Rothen Meeres besteht durch die 15 M. breite Landenge von Suez eine Verbindung mit Afrika, und auf der 360 M. langen Erstreckung zwischen dem Karischen Golfe und Kaspischen Meer legt sich Europa an, gleichsam wie eine westlich hingestreckte zersplitterte Halbinsel des kolossalen asiat. Stammes, welcher von Amerika auf einer Seite durch die 7 M. breite Beringsstraße geschieden ist und eine reiche Inselbrücke zu Australiens Festland besitzt. Dem großen, in Trapezform sich schmiegenden Massenkörper A.s gesellt sich eine großartige Gliederung bei, welche 155000 Q.-M., also fast die Größe Australiens, bedeckt und aus folgenden größern Halbinseln besteht: Im W., als Uebergang zu Europa und von demselben durch die Straßen von Konstantinopel und der Dardanellen getrennt, Kleinasien oder Natolien, zwischen dem Schwarzen und Levantischen Meer, mit der zahlreichen Inselgruppe der Sporaden im W. und der Insel Cypern unfern der Südküste; im S., wie in Europa, eine dreifach gruppirte Gliederung zwischen den Buchten des belebtesten Meeres, hier des Indischen, dort des Mittelländischen. Was in Europa Hesperien in einfacher Küstenform, das ist in A. Arabien zwischen dem Rothen und Persischen Meere; wie dort Italien mit dem benachbarten Sicilien, so liegen hier Vorderindien und die Insel Ceylon zwischen dem Persischen und Bengalischen Meer in der Mitte, und während in Europa die zerrissene griech. Halbinsel südöstlich durch einen vielgliederigen Archipel zu A. übergeht, so weist hier die zersplitterte hinterind. Halbinsel zwischen dem Bengalischen und Chinesischen Meer durch den Ostindischen Archipel nach Australiens Festland hinüber. Diese, auch Australasien benannte, Inselwelt zerfällt in die Hauptgruppen der Philippinen, Borneo, Celebes, Molukken, der Großen Sundainseln mit Sumatra und Java, und der Kleinen Sundainseln mit Timor. Eigenthümlich sind die Ostküsten A.s dadurch charakterisirt, daß der Große Ocean in weiten Busen in die Küsten des Festlandes einspült, bogenförmig umgrenzt durch südwärts gestreckte Halbinseln und lange Inselreihen. So buchten in Richtung von S. nach N. ein das Süd- und Nordchinesische, Japanische, Ochotskische und Kamtschatka-Meer, umklammert von den Halbinseln Korea und Kamtschatka und den Inselreihen der chines. Inseln mit Formosa, der japanischen mit Jeso, Nipon und Kiusiu, Saghalin und den Kurilen, während Hainan im Golfe von Tong-king dem Festlande benachbart liegt. Im N. sind die sibir. Küsten zwar ebenfalls zersplittert, doch mehr durch die erweiterten Mündungen mächtiger Ströme als durch

Meeresbuchten, wie denn auch, außer Neusibirien, ferner Waigatz und Nowaja-Semlja auf der europ. Scheide der arktischen Wassermasse, der Inselreichthum sich auf die Limane oder seichten Flußmündungen beschränkt.

Verticale Configuration. Wie in allem großartig, so ist es A. auch in Ausprägung seiner Bodenplastik: es hat das größte Tiefland, das ausgedehnteste Hochland, die höchsten Gebirgsketten und höchsten Gipfel der Erde. Die Tiefebenen nehmen wenig über ein Drittheil, die Erhebungen fast zwei Drittheile des Welttheils ein, und zwar erfüllt dessen Mitte ein zusammenhängendes Hochland, dem nördlich ein großes Tiefland, südlich eine reiche Gebirgsgliederung anliegen. Der innere Hochgürtel wird durch das Eingreifen des Tieflandes von Turan und Hindostan unterm 72.° östl. L. in zwei Hauptmassen, das Hochland Ost- oder Hinterasiens und das West- oder Vorderasiens gegliedert, jedoch durch einen wilden, schneebedeckten Gebirgsisthmus, den Hindu-Kuh, zusammengehalten. Das Hochland Ost- oder Hinterasiens, mit dem Umfang von 280000 Q.-M. das Areal ganz Europas um zwei Drittheile übertreffend, erfüllt den Haupttheil des Continentalkörpers und zeigt sich in seinen Grenzen verschieden charakterisirt. In Rand- und Kettengebirgsform stürzen die steilen Abfälle des Südrandes zu der sumpf- und waldreichen Hügelzone (von den Einheimischen Terai oder Tarai, d. i. Durchgangsland, geheißen) des hindostan. Tieflandes. Es sind dies die Abfälle des 350 M. langen Himalajagebirgs, dessen mittlere Kammhöhen um 16700, dessen Gipfel um 20—27000 F. das nicht ferne Meer überragen, ja dessen höchste Pics alle Gipfel der Erde an Höhe übertreffen. Parallel mit dem Himalaja von WNW. nach OSO. verläuft nördlicher als Fortsetzung des Hindu-Kuh die Karakorumkette mit einer mittlern Paßhöhe von 17550 F. und riesigen Gipfeln, unter denen der zweithöchste Berg der Erde, der 26533 F. hohe Dapsang. Sehr hoch scheint auch im O. des Himalaja der wild zerklüftete, von reißenden Strömen durchbrochene Siue-Schan zu sein; doch ist er noch nicht genug gekannt, um über seine Naturverhältnisse entscheiden zu können. Die östl. Grenzwälle, der Yün-Ling und Khinggan-Ola, legen sich als Randgebirge an die hohe Scheitelfläche und gehen südlich zu dem wild verzweigten chines. Alpenland über, in welchem die Ketten Nan-Ling und Pe-Ling hervorragen, und nördlich zu dem mandschurischen Alpenlande, dessen östl. Kette, der Tschangpe-Schan, dem Meer 3000 F. hohe Felswände entgegenstellt. Weniger hoch, aber auf breiter Basis ruhen die Berglandschaften des Nordrandes in allmählichen Uebergängen zu dem anliegenden Tiefland und durch die Becken des Baikal- und Saisansees in drei Gruppen gegliedert. Diese können mit dem allgemeinen Namen des daurischen Alpenlandes, des Systems des Altai und des dsungarischen Berglandes belegt werden, welches letztere südwärts durch den Bolor-Tagh mit dem Karakorum oder Muz-Tagh und dem Hindu-Kuh in Verbindung tritt. Der Bolor-Tagh bildet den Westrand der Hochfläche und vereinigt seine nordwestl. Abfälle mit den Erhebungen des turkestan. Alpenlandes. Auf solche Weise wird die innere hohe Scheitelfläche von allen Seiten umschlossen, die wieder in einzelne große Reviere durch aufgesetzte Ketten zerfällt, wie durch den Kuen-Luen, der mit einer Paßhöhe von 16000 F. und bis 20500 F. hohen Gipfeln unter 36° nördl. Br. von W. nach O. streicht, durch den Karakaschfluß vom Karakorum getrennt, dann durch den Thian-Schan (d. i. Himmelsgebirge) mit dem 20000 F. hohen Tengri-Khan und den ihm parallel von W. nach O. verlaufenden Nan-Schan. Die dadurch entstehenden großen Abtheilungen der Hochfläche werden im S. durch die 10—15000 F. hohen Thäler Tibets, in der Mitte durch die Hohe Tatarei und im N. durch Dsungarei und Mongolei gebildet, letztere eine nur 2400 F. hohe Senkung, die Wüste Schamo oder Gobi, umschließend.

Auf kleinerer Basis, von 71000 Q.-M., und niedriger an Höhe schließt sich das Hochland Vorderasiens an die östl. Hochmassen, und zwar in den drei Abtheilungen des Plateau von Iran, des medisch-armen. Alpenlandes und des Hochlandes von Natolien. Die Scheitelebene des Plateau von Iran ist im O. noch 6000 F., im W. 4000 F. hoch, in der Mitte aber, in Khorassan, vielfach beckenförmig bis auf 1—2000 F. eingesenkt. Salz-, Kies- und Sandwüsten bedecken unabsehbare Räume, und hohe Gebirgswälle umstehen sie von allen Seiten. Es sind im O. die steilen und hohen Ketten des indisch-pers. Grenzgebirgs mit dem 13000 F. hohen sog. Salomonsthron im N., südlich die wilden Terrassenlandschaften von Beludschistan und Farsistan, im N. der jäh zum Kaspisee abstürzende Elburz mit dem 17325 F. hohen Vulkan des Demawend, und weiter östlich das von zugänglichen, breiten Einsenkungen unterbrochene Bergland von Khorassan, welches durch die Höhen des Paropamisus zu dem turkestan. Alpenlande und dem Hindu-Kuh übergeht. Zusammengesetzter ist die Bodengestaltung in der medisch-armen. Alpenlandschaft. Hier erscheinen in Fortsetzung des Südwestrandes von Iran die kur-

dischen Alpenterrassen als eine wilde und vielfältig zerspaltene Südbegrenzung der Hochebenen um den Urmia- und Wansee, während dieselben nördlich in Fortsetzung des Elburz bis zu den tiefen Thalspalten des Araxes und Kur von dem Alpenlande Aserbeidschan und dem armen. Berglande eingefaßt werden, wo neben Hochebenen, wie die 6000 F. hohe von Erzerum, steile Gipfel in die Wolken ragen, wie der 16254 F. hohe Ararat, und vulkanische Gewalten den Boden zerklüftet haben. Aus diesen Felslabyrinthen lösen sich mit vorherrschender Westrichtung die Randgebirge ab, welche die kleinasiat. Halbinsel im N. und S. begleiten und ihre innern Abfälle zu einem mannichfaltig gestalteten und zerrissenen Plateau vereinen, das hohe, zum Theil vulkanische Gipfel trägt, wie den 9000 F. hohen Hassan-Dagh und den 11823 F. hohen Argäos. Das Randgebirge der Südküste führt den allgemeinen Namen des Taurus und beginnt östlich mit der absoluten Höhe von 10—12000 F.

Die übrigen Gebirgsausfüllungen A.s sind als von dem innern Hochlande getrennte Gebirgsglieder zu betrachten, die alle, bis auf den Kaukasus und theilweise auch die ostsibir. Grenzketten, in Meridianrichtung liegen und, die hinterind. Ketten ausgenommen, durch Tiefebenen vom continentalen Gebirgskörper getrennt sind. Auf der längsten europ.-asiat. Landgrenze erhebt sich der Ural mit Gipfeln bis zu 5000 F. Höhe, aber ohne Verbindung mit dem asiat. Hochlande, wie man öfters noch angenommen hat. Auf dem Isthmus zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere erreichen die Alpenketten des Kaukasus eine Höhe von 10—11000 F. zwischen tiefen Thalspalten und riesigen Berggipfeln, wie dem 17381 F. hohen Elbrus, dem 15896 F. hohen Dihtau und dem 15529 F. hohen Kasbek. Allmählich erheben sich die Hochebenen des syr. Gebirgslandes aus der benachbarten Wüste zu den bis 8000 F. aufsteigenden Ketten des Antilibanon und Libanon, welcher steil und terrassenförmig zum schmalen Küstenstriche Phöniziens und Palästinas abfällt, und südwärts in Hochebenen übergeht, welche die tiefste Senkung der Erdoberfläche, das 1235 F. unter dem Spiegel des Oceans gelegene Todte Meer mit dem Jordanthal umfassen, während südöstlich die vulkanischen Gebirge und Plateaux des Hauran zu dem arab. Hochlande hinüberführen. Dieses trägt echt afrik. Charakter in seinem einförmigen Scheitel, von kahlen Felsketten, Sandwüsten und Steppenlandschaften durchzogen, und in seinen terrassenartigen Rändern, deren trennende Gebirgsketten an der Westküste bis zu 8000 F. aufsteigen sollen. In der vorderind. Halbinsel erhebt sich das Plateau von Dekan, in einer Steigung von W. nach O. und einer mittlern Höhe von 2000—2400 F., westlich durch die höhern Randgebirge der West-Ghat von der schmalen Küstenebene Malabar, östlich durch die gruppenförmigen niedern Ost-Ghat von der breitern ebenen Küste Koromandel geschieden. Während die innere, keineswegs einförmige Hochfläche nördlich durch die Ketten des Vindhyagebirgs und die Malwavorberge vom hindostan. Tieflande gesondert ist, vereinigen sich die Ghat südlich, in der Quellgegend des Kavery, zu der höchsten Gebirgslandschaft der Halbinsel, dem Nil-Giri, d. i. Blaues Gebirge, mit 8000 F. hohen Gipfeln. Dieses sinkt steil zur schmalen Tiefebene Gap herab, erhebt sich wiederum als Ali-Giri zu bedeutender Höhe und taucht mit dem Cap Comorin in das Meer. Gegenüber auf der Insel Ceylon erhebt sich die Gruppe des Adams-Pic mit dem 7793 F. hohen Peduru-Talla-Galle. Als südl. Ausläufer des Siue-Schan sind die hinterind. oder malaiischen Bergketten zu betrachten, deren eine die Südspitze A.s erreicht, auf den Sundainseln mit vulkanischer Thätigkeit wieder auftauchend, die viel besser bekannt sind als ihr nördl. Stamm. Wenn das Jünnan-Alpenland, der Pe-Ling, Nan-Ling und die Ketten von Korea weniger als getrennte, vielmehr blos als die hervorragendsten Glieder des chines. und mandschurischen Alpenlandes erscheinen, so treten dagegen die aus dem daurischen Alpenlande sich abzweigenden ostsibir. Grenzketten, der Aldan-, Jablonoi- und Stanowoi-Chrebet selbständiger auf. Sie fallen allmählich zum Tieflande, steil zum nahen Meere ab, erstrecken sich bis zum Ostcap und stehen in Verbindung mit den Vulkanketten Kamtschatkas, die sich über die ostasiat. Inselreihen nach S. zu ausdehnen.

Schaut man von den Erhebungen des asiat. Bodens in seine Tiefen, so findet man dem Nordsaume des ostasiat. Hochlandes die sibir. Flächen vorgelagert in der ganz Europa übertreffenden Größe von 186000 Q.-M. und in einer zum großen Theil winterlich verödeten Natur. In offenem Zusammenhang steht Sibirien südwestlich mit dem Tieflande Turan, den einzelnen Sand-, Salz- und Kiessteppen, die den Kaspi- und Aralsee umlagern und im erstern eine Depression von 80 F. unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres darbieten. Während dem Südrande des continentalen Gebirgskörpers westlich das weidereiche Mesopotamien und die heiße syrisch-arab. Sandwüste vorliegt, bildet Hindostan sowol in seinem sandigen, sterilen Charakter der westl. Sindebene wie in den reichbewässerten Gegenden der östl. Hindebene oder

Bengalens einen scharfen Contrast zu den nahen Schneegipfeln des Himalaja. Die breiten Längenthäler und schmalen Thalsohlen der hinterind. Tiefebenen werden durch hohe Bergketten voneinander geschieden, während im Südosten A.s die fruchtbaren, wohlbebauten Ebenen des chines. Tieflandes sich ausbreiten.

Hydrographisches. Sehr verschieden ist auch der Charakter der hydrographischen Verhältnisse. Hier herrscht in dem ungezügelten Laufe wilder Ströme, in den alpinischen Seereihen der Gebirgslandschaften eine Amerika nahekommende Wasserfülle, dort lechzet der Wüstenboden vergebens nach erquickendem Wasser, wie in Afrika. Die Charaktere des Wüstengürtels der Alten Welt ziehen auch in hydrographischer Rücksicht in die asiat. Tief- und Hochsteppen ein, und zwar in größerm Maße als irgendwo. Die tiefe Steppensenke Turans enthält die größten Steppenseen der Erde, den Kaspi- und Aralsee, den erstern mit einer Oberfläche von 8413, letztern von 1267 Q.-M., diesen durch den Syr-Darja und Amu-Darja (Oxus), jenen durch Emba, Ural, Wolga, Terek und Kur gespeist. Nur ein Steppensee von Bedeutung, der Zarehsee oder Hamun mit dem Hilmend, bewässert die Scheitelfläche des hohen Iran, dagegen finden sich zahlreiche Gruppirungen im West- und Südostreviere des hohen Hinterasien. Der Balkhaschsee mit dem Ili, der Issyk-Kul, der Ala-Kul und der Lop-Noor mit dem Tarim sind im W., der Khukhu-Noor und Tengrisee im SO. am wichtigsten. Charakteristisch für A. ist der Besitz großer Doppelströme oder mehrerer mächtiger Flüsse, welche Eine Quellgegend und Eine Mündungsgegend haben und gleiche Verhältnisse ihres Laufs entwickeln. Unter solchen Geschwisterströmen stehen obenan: Euphrat und Tigris, Ganges und Brahmaputra, die Riesenströme Jang-tse-Kiang (670 M. lang) und Hoang-Ho, der Indus und seine Nebenflüsse, welche das sog. Pendschab oder Fünfflußgebiet bilden. Ein und demselben Systeme gehören an: die sibir. Ströme Ob mit Irtysch, Tobol und Ischim, Jenisei mit oberer und unterer Tunguska und dem 580 Q.-M. großen Baikalsee, Lena, Indigirka und Kolüma; die hinterind. Gewässer Me-Khong oder Kambodschafluß, Menam, Saluen und Irawaddy; in der Mandschurei der Amur mit Schilka, Argun, Sungari und Ussuri; die vorderind. Flüsse Mahanadi, Godawery, Kavery, Kistnah und Nerbaddah, die Alpenseen Armeniens, der Urmia- und Wansee, die syr.-kleinasiat. Flußläufe des Orontes, Mäander und Kisil-Irmak, denen benachbart noch mehrere Fluß- und Seegebiete ohne Abfluß zum Meere sich anreihen, wie in Palästina das Todte Meer mit dem Jordan.

Klimatisches. Wie das östl. große Hochland in A. als eine eigentliche Centrallandschaft dasteht, als ein dominirender Kern, dem sich nach allen Richtungen niedere Bergländer, geschützte Tiefländer oder himmelhohe Gebirgsketten anlegen und majestätische Ströme entwinden; wie jenes kolossale Hochland als ein charakteristischer Stamm dem ganzen Oriente erscheint, der die Verhältnisse und Schicksale seiner Umlagerungen vorschreibt, so auch in klimatischer Hinsicht. Echt continentales Klima, härtere Winter und heißere Sommer, Abnehmen der Wärme von W. nach O. und das Beschränken tropischen Einflusses, jedoch die Mannichfaltigkeiten der verschiedensten Richtungen in einem großen Zusammenhange umschließend und der organischen Natur alle Grade der Entwickelung, dem Menschen jede Lebensweise vorschreibend: das sind wesentliche gemeinsame Klimazüge A.s. Eine speciellere Betrachtung aber erfordert bei solch einem Umfange auch naturgemäße Sonderungen. Während in dem meridiangerichteten Amerika nach der mathem. Lage bei gleichen Tageszeiten auf entgegengesetzte Jahreszeiten und die größte Mannichfaltigkeit der Klimagürtel zu schließen ist, so für A. wegen vorherrschender Ausdehnung in Richtung der Breitengrade bei fast entgegengesetzten Tageszeiten auf größere klimatische Einheit und gleichmäßigere Jahreszeiten. Hier wie dort wird aber das mathematisch geregelte Bild vielfach durch natürliche Einflüsse modificirt: dort vorzugsweise durch oceanische Einwirkung, hier durch continentale Lage. A. greift mit seinen Nordspitzen weiter in die Polarregion ein als Amerika, und doch erreicht des Continents Südende fast den Aequator. Es besitzt also auch den reichsten Wechsel der Klimagürtel und die Gegensätze der belebten Natur, von den eiserstarrten, todten sibir. Küsten bis zu den Palmen- und Bananengegenden der Tropenzone Indiens. Der continentale Einfluß äußert sich im Vergleich mit Amerika in größern Extremen, insofern die Klimagürtel in A. eine noch 3—6° niedrigere Winter- und 2—3° höhere Sommertemperatur aufweisen; es erscheinen mithin größere Temperaturdifferenzen in sich für diesen Erdtheil charakteristisch. In A. ist der eigentliche tropische Klimagürtel, die Region des Regens, der Palme und Banane nur auf die südlichsten Küstengegenden und Tiefländer beschränkt; denn die umfangreichen bedeutendern Erhebungen ziehen einen großen Theil der Tropenzone schon in das kühlere Klima der Edelfrüchte und immergrünen Bäume,

und lassen schon in sehr südl. Breiten den Niederschlag in veränderlicher Form auftreten. Wenn diese Klimazone als sehr bezeichnend durchschnittlich schon mit dem 30.° nördl. Br. beginnt, also mit dem Parallel von Nordafrika, Texas und Florida, so dehnt sie sich aber auch fast bis zu den Nordgestaden des Polarmeeres aus, da, wenn auch auf kurze Zeit, die Sommertemperaturen verhältnißmäßig hoch sind, ja auf Nowaja-Semlja ein warmer Monat mit + 4° R. besteht. Im N. A.s nimmt der continentale Charakter von W. nach O. zu, im S. dagegen in derselben Richtung ab; denn Arabien ist noch echt continental, der Indische Archipel aber echt oceanisch. Es geht aus solchen, hier nur theilweise berührten Eigenthümlichkeiten hervor, daß der klimatische Charakter A.s nicht mit einem einzigen Ausspruch bezeichnet werden kann, vielmehr in getrennten Erdsegmenten betrachtet werden muß, die der Uebersicht halber sich auf die vier Abtheilungen des nördl., des mittlern hohen, des südl. sammt südöstl., des westl. A. beschränken lassen.

1) Das hohe Hinterasien. Wie in Afrika nehmen hier spärlich bewässerte Ebenen und Steppen ungeheuere Räume ein, unter gleichem Einfluß einer continentalen Dürre und Trockenheit der Atmosphäre. Während aber dort mäßig hohe Lage unter glühendem Himmelstrich diese Verhältnisse begleitet, so ist es hier bedeutende Erhebung, höhere Breite, Umwallung von schneebedeckten, allen oceanischen Einfluß abweisenden Gebirgen, welche neben das tropische Bild Afrikas das eisige des Nordens stellen. Den durch trockene Luft nur um so strengern Winter bezeichnen heftige Stürme; sie mischen die dichten Flocken des Schnees mit dem aufgewühlten Sande, begraben alles pflanzliche Leben, verscheuchen Thiere und Menschen in die geschützten Nachbarthäler und verwandeln weite Räume in unnahbare Hochwüsten. Die Stürme toben aus, die wärmern Strahlen der Frühlingssonne schmelzen den Schnee, erweichen und nähren den erstarrten Boden, bekleiden ihn schnell mit grünem, blühendem Teppich und lassen nur vergebens den gesalzenen und mit Flugsand bedeckten Wüstenboden nach Vegetation schmachten. Nun aber ziehen die Heerden der Rinder, Pferde und Schafe herbei, die Gazelle, Bergziege und wilde Esel erscheinen wieder auf den Höhen, ihnen schleichen beutesuchend Bär und Tiger nach, und ein munteres Leben durchtreibt die Steppe. Doch wenn die Sonne höher steigt und die verzehrte Winterfeuchtigkeit kein Regentropfen ersetzt, dann verdorrt die dünne Decke kurzhalmiger Gräser ebenso schnell, wie sie emporgeschossen; ohne den Schatten schützender Bäume verwandelt der heiße Sommer die Ebene in einen dürren Anger, in eine von Glutwinden durchwehte Steppe, die der Mensch nur auf flüchtigem Kamel durcheilt, bis der Winter wieder seine Rechte geltend macht. Anders als auf der breiten, ebenen Scheitelfläche gestalten sich die Verhältnisse an den Grenzen, in den wohlbewässerten Thälern der Randgebirgslandschaften Chinas, der Mandschurei, Dauriens u. s. w. Hier bekunden hochstämmige Waldungen, dauernde Rasenflächen, auf den Schauplätzen der Cultur im Ueberfluß vorhandene Nahrungspflanzen, eine mannichfaltige und zahlreiche Thierwelt günstigere Naturverhältnisse, die sogar mittels hoher Sommertemperatur unterm 40. bis 42.° nördl. Br. bei 4000 F. Höhe noch die Cultur von Wein und Baumwolle und die Pflege der Seidenraupe unterstützen. In den höher, aber südlicher gelegenen Thalebenen von Tibet schlürfen schwammige Moosarten die Feuchtigkeit des fünf bis sieben Monate liegenden Schnees, um den Mangel reicher Bewässerung und schattiger Waldungen zu ersetzen zur Zeit des in schnellem Contraste folgenden heißen Sommers, dessen Hitze noch bei 8000 F. Wein, bei 8800 F. Aepfel, Nüsse und Aprikosen, bei 12—14000 F. noch Roggen und Gerste gedeihen läßt. Solche Verhältnisse sind einzig auf der Erde und nur an eine solche continentale Oertlichkeit gefesselt; sie üben auf das einheimische Leben der Thiere und Menschen mächtigen Einfluß. Eigenthümliche Rinder- und Schweinearten, Pferde und große Hunde, Schafe und Ziegen zeichnen Tibet aus, fast alle mit dem feinsten Haar, im Erklettern der steilen Höhen und Lasttragen geschickt und zu den Begleitern des Menschen bei seinen Beschwerden in jenen Gegenden bestimmt.

2) In Süd- und Südostasien unterscheidet sich das Klima der Tiefebenen und Küstenstriche von den innern Berggegenden, da diese den Einfluß des nahen Oceans nur auf erstere beschränken. Noch an den schneebedeckten Himalajaketten und den trockenen, heitern Hochebenen schießt aus dem feuchten, von tropischer Sonne erwärmten Boden des bengal. Tieflandes, des Hügellandes Tarai und der Gestade des Ostindischen Archipels eine üppige Vegetation zu amerik. Riesenhaftigkeit. Denn unter der Schwüle eines nebelbedeckten Himmels erreichen Bäume die Höhe von mehr als 100 F., Farrnkräuter die Größe europ. Waldbäume, Gräser wie das Bambusrohr eine Dicke, daß deren Halme, hohlen Baumstämmen gleich, zu Fässern und Eimern benutzt werden. Die tropischen Waldungen enthalten Sandel-, Eben-, Tek- und

Acajouholz, Drachenbäume, Schirm-, Kohl- und Sagopalmen, welchen beiden letztern sich die Kokospalme, auch Banane und Brotfrucht als allgemein verbreitete Nahrungspflanze anschließen, während in Ostindien und Australasien neben der Saftfülle amerik. Vegetation sich auch das Aroma afrik. Pflanzenwelt zeigt in den oft ganz ungepflegt wuchernden Gewürzbäumen, wie den Muskat-, Zimmt- und Gewürznelkenbäumen, dem Ingwer, Pfeffer und noch vielen andern Gewürzpflanzen. Auch die Thierwelt entspricht der großartigen Natur. Sie überragt die amerikanische an Größe und wetteifert mit der afrikanischen an Kraft. Die ausgedehnten Reisfluren Bengalens, die Sumpfwaldungen der Sanderbands, des Tarai, der arakanischen, austral-asiat. und vorderind. Küstenebenen sind eine wilde Heimat dem Elefanten, dem Königstiger, Löwen, Panther und Nashorn und ungeheuern Ebern, oder Schlupfwinkel der lauernden Riesenschlange, des Krokodils und noch vieler gefürchteter Amphibien. Neben den tropischen Culturpflanzen, wie Baumwolle und Zuckerrohr, gedeihen europ. Pflanzen aller Art, wiewol der Reis Hauptnahrungsmittel bleibt. Neben dem Büffel und Kamel dienen die in Europa verbreiteten Hausthiere dem Menschen, in beschränktem Grade jedoch nur das vielleicht erst später hier eingeführte Pferd. Beim Ansteigen aus den Tiefebenen auf die Plateaux und Gebirge bleibt die tropische Schwüle mit ihren begleitenden Erscheinungen zurück, die Luft wird kühler und trockener, die Gewürzpflanzen verschwinden, die Kokospalme steigt höchstens bis 1500 F., die Banane bis 3000 F. auf. Dagegen beschatten dichte Waldungen hoch- und dickstämmiger, meist immergrüner Bäume die Gebirgsabfälle, und über den tropischen Hochebenen lagert ein fast ewiger Frühling, in dessen Milde noch der Kaffeebaum, die Baumwollstaude, Edelfrüchte und feines Obst aller Art gedeihen. Für Südasiens Jahreszeiten und Klima sind die periodisch herrschenden Winde, die Moussons oder Monsuns, besonders wichtig. Dieselben bringen, aus der einen Richtung wehend, tropische Regengüsse, aus der andern kommend, Trockenheit und nicht selten sogar empfindliche Kälte, streichen aber nicht in gleich regelmäßiger Weise über alle Länder und Gewässer des Indischen Oceans, dessen Bereich ein Tummelplatz der heftigsten und verschiedensten Luftströmungen ist. In Vorderindien bilden die hohen West-Ghat eine Wetterscheide, wie die Cordilleren in Südamerika. Denn während die Westküsten und das Innere Hindostans die nasse Jahreszeit zwischen Mai und Sept. haben, so fällt sie auf den Ostküsten vom Oct. zum Jan., und so bestehen ähnliche Unregelmäßigkeiten in Australasien, auf Hinterindien und an den chines. Ostküsten, wo die besonders heftigen Orkane unter dem Namen Taifun (bei den Engländern Typhoons) gefürchtet werden. Die chines. Tiefebenen werden durch die Nachbarschaft der Schneegebirge in nördlicherer Breite dem tropischen Klima, durch den nahen Ocean aber auch dem continentalen Charakter mehr und mehr entrückt. Ihre Niederungen scheinen von der Natur zu den großartigsten Feldern der Cultur geschaffen zu sein, wo Reisfluren mit europ. Gemüsen und Getreidearten wechseln, Edelfrüchte, die wichtigen Maulbeerbäume, Baumwollstauden, Farbekräuter u. dgl. gezogen werden, wilde Pflanzen ebenso selten sind wie wilde Thiere, und unter den Hausthieren das Schwein am verbreitetsten ist. Die Waldungen der Gebirgsabfälle ähneln in ihren Baumformen mehrfach denen des entsprechenden amerik. Klimagürtels. Sie haben noch in den untern Regionen durch baumartige Bambus, Palmenarten und zahlreiche Saftpflanzen äußeres tropisches Gepräge, enthalten, neben herrlichen Magnolien, Cypressenarten und andern immergrünen Bäumen, mehrere für Chinas Cultur und Handel wichtige Gewächse, wie den Stoff-, Talg-, Seifen-, Wachs- und Kampherbaum. Noch auf den kahlen Höhen oberhalb der Waldregion gedeiht der Rhabarber, auf den Voralpen der Oelrettig und in den Thallandschaften der Berggegenden der wichtige Theestrauch. Auf den chines. Voralpen wie in den mittlern Gegenden der benachbarten Tiefebenen besteht nicht mehr der in A. nur Indien und Arabien eigene tropische Jahreszeitwechsel, sondern eine Folge von zwei nassen und zwei trockenen Jahreszeiten, dem Frühling, Sommer, Herbst und Winter nördlicherer Gegenden entsprechend.

3) Nordasien, das sibir. Tiefland, die turan. Steppen und die Gebirgsreviere des Nordrandes vom hohen Hinterasien in sich fassend, bildet den größten Theil der arktischen Polarländer der Erde, welche alle in ihrer Natur einander ähnlich sind, von denen aber wiederum A. wegen seines continentalen Charakters durch gesteigerte Verhältnisse mehrfach von Amerikas Polarzone unterschieden ist. An den Grenzen eines weiten Eismeeres öffnet Sibirien seine Gestade den rauhen Nordwinden, während es schneebedeckte Gebirgswälle als Grenzen des größten Hochlandes der Erde vor dem milden Einfluß des Südens verschließen. Die Winter sind lang, die Sommer kurz, der Boden ist beständig gefroren, an riesenmäßigen Strömen ist Ueberfluß, und in der Nähe des Pols gestattet die Räumlichkeit einer unabsehbaren Ebene ungehin-

derte Ausbreitung des continentalen Charakters, insgesammt ebenso viel Gründe für eine Steigerung der Kälte, wie in Amerika zum Theil entgegengesetzte für deren Milderung. Trotzdem ist der kurze Sommer doch im Stande, nur die äußersten Nordgegenden der Zone des ewigen Schnees, den meisten Theil aber der Zone des veränderlichen Niederschlags zu überlassen, und zu bewirken, daß Holzwuchs und Getreidebau noch einige Grad weiter nördlich vorkommen als in Amerika. Im S. einer Linie von der Petschoraquelle zum 56.° nördl. Br. der Westküste Kamtschatkas breitet sich der Gürtel der nördl. Waldbäume und des europ. Getreides bis über den Nordrand des hohen Hinterasien und zu den Ufern des Aral- und Kaspisees aus. Doch erreichen die aus periodisch absterbenden Laubbäumen und Nadelholz zusammengesetzten Wälder und die großen Grasflächen nicht die Kraft des gleichen amerik. Gürtels, und neben dem Weizen in den geschützten Gebirgsthälern gedeiht nicht wie dort europ. Obst oder gar Wein. Ja sogar die nördl. Zone der Moose und Beeren ist nicht so reich ausgestattet und wechselt oft mit den eisigen Polarwüsten der Tundras. Die untere Grenze des ewigen Schnees trifft man auf den südl. Grenzgebirgen Sibiriens bei 6700 F., im südl. Kamtschatka bei 5000 F. Höhe an, wogegen sie die 4000 F. hohen Gipfel der Aldankette und des Ural noch nicht erreicht. Dem langen, strengen, von den heftigen erstarrenden Winden (Burran) begleiteten Winter folgt schnell ein drückend heißer Sommer, dessen Sonne Blüte und Früchte schnell entwickelt und die Wärme in den schattenarmen Gegenden so unerträglich steigert, daß die meisten Geschäfte des Nachts und am Abend abgemacht werden. Zugleich ruft die Hitze Myriaden von Mosquitos ins Leben zu unbeschreiblicher Qual der Menschen und Thiere, wie in den tropischen Steppen Amerikas. Doch wird der Boden nur auf wenige Fuß erweicht, der tiefe Untergrund bleibt ewig gefroren; ja man hat ihn in Jakutsk noch bei 30 F. Tiefe in eisiger Erstarrung gefunden. Wie das Klima und die Vegetation Sibiriens mannichfach vom nordischen Amerika abweichen, so auch die Thierwelt. Sie weist nicht die große Menge der Herbivoren auf; nur das Renthier ist wild und gezähmt überall verbreitet. Dagegen wetteifert es mit ihm in Zahl der Pelzthiere und besitzt noch mehr Raubthiere, da neben dem heimischen Wolf, Bär und Fuchs auch in den heißen Sommern Tiger und Panther herübergelockt werden. An Hausthieren ist Nordasien reicher als Amerika. Das Renthier ist in Amerika im allgemeinen noch nicht gezähmt, während es in A., ebenso wie der Hund, das geschätzteste Zugthier ist, dagegen Schaf und Pferd im SW. allgemein verbreitet sind, und selbst in Nachbarschaft der Wüsten das Kamel nicht fehlt.

4) Westasien verräth in den meisten seiner Naturabschnitte afrik. Benachbarung in mehrfacher Beziehung, ganz besonders aber in klimatischer. Am meisten mit Afrika verwandt erscheint Arabien und der benachbarte Theil Syriens. Hier ist Dürre und Vegetationsarmuth über Hoch- und Tiefebenen verbreitet und die Dattelpalme fast der einzige Verkünder pflanzlichen Lebens, während in den bewässerten und oceanisch gelegenen Terrassenlandschaften sich reichere Verhältnisse entfalten, und neben Palmen und Edelfrüchten der Kaffeebaum, Hirsearten, Spezereien und gewürzige Pflanzen gedeihen. Auch die Thierwelt Afrikas ist heimisch auf arab. Boden. Flüchtige Gazellen und Strauße eilen von Oase zu Oase und entfliehen dem Löwen, der Hyäne und dem Schakal; das Kamel ist auch hier an die Wüstennatur gefesselt, und auf den steppenartigen, periodisch mit trockenen aromatischen Kräutern bedeckten Angern wird die edelste Pferderasse gezogen. In Mesopotamien und in den reichbewässerten Terrassen- und Thallandschaften des nördl. Syrien und angrenzenden Natolien verschwindet mit dem tropischen Klima auch dessen einförmige Wüstennatur. Es setzen immergrüne und blattabwerfende Bäume gemeinsam große Wälder zusammen. Wein, Baumwolle, Kaffee, Maulbeerbäume, Edelfrüchte, Oel- und Feigenbäume und feinere Obstarten gedeihen vortrefflich, und an Getreide wird Weizen, Mais und Reis gebaut. Ebenso glückliche und noch üppigere Verhältnisse entfalten sich in den Terrassen der iran. Randgebirge, wo noch bei 4000 F. der Weizen, bei 3000 F. Höhe die Orange besteht, wo ganze Wälder europ. Obstarten und Myrten mit Weingärten, Rosengehölzen und hochstämmigen Edelfrüchten wechseln. Solche paradiesische Natur sticht grell ab gegen die afrikanisch charakterisirten wüsten Küstenebenen und gegen die kahle Scheitelfläche, die alle Leiden des continentalen Klimas des hohen Ostasiens theilt. Noch trägt das Tiefland des Kaspi- und Aralsees echt asiat. Charakter in seinen Wüsten und magern Weideländern, die nur das Kamel, Schaf und Pferd ernähren und regelmäßig von harten Wintern getroffen werden. Einen Uebergang zu Europa bilden die kaukasisch-armen. und anatol. Hochländer. Schon herrschen hier Hochwaldungen, Nahrungspflanzen und Bodencultur Europas vor; seine Hausthiere erscheinen in reicher Menge und

Art, und die continentale Natur des Orients neigt sich immer mehr zu dem oceanischen Einflüssen mehr unterworfenen Occident der Alten Welt.

Gesellt man zu diesem Ueberblicke der organischen Natur noch die Anführung der mineralischen Schätze, die der asiat. Boden in sich schließt, von den Diamanten Indiens und des Ural, dem Golde Japans, Chinas, Hinterindiens und den verschiedenen Inselgruppen des östl. Archipelagus, des Altai, der vom Golde seinen Namen führt, und Ural, dem Silber- und Kupferreichthum des östl., des russ. und türk. A. bis zu den Eisenminen fast aller Himmelsstriche und dem allgemein verbreiteten Reichthum der verschiedensten Nutzmineralien, wie das häufige Zinn auf Banca: so steht A. vor der Phantasie des Beschauers als ein Welttheil da, reich ausgestattet von der Natur, wohl geeignet, dem Menschen eine erste Heimat zu sein, ihn zu ernähren, in seiner Unmündigkeit zu erziehen und hinzuführen auf den Schauplatz der Weltgeschichte. Meerumspült und wild durchwässert, breitet es über den Gräbern einer untergegangenen Urwelt seine Wälder und Ebenen dem rohen Jäger- und Fischerleben aus. Es hat seine Weideländer und Wüsten, von dem lothrechten Sonnenstrahl durchglüht oder von winterlichen Stürmen durchbraust, für den Nomaden und Karavanenwanderer. Es bietet seine Terrassen und Ebenen willig der Cultur für die arbeitende Hand des Ackerbau und Gewerbe treibenden und an die einmal erwählte Scholle gefesselten Menschen.

Ethnographisches. Die Zahl der Bewohner A.s mag nach einer mittlern Annahme 755 Mill. betragen, also mehr als die Hälfte der Erdbewohner, doch aber in solch dünnem Verhältniß, daß Europa verhältnißmäßig fast doppelt so dicht bevölkert erscheint. Von den Varietäten herrschen zwei Gruppen vor, die der Kaukasier und die der Mongolen, welche erstere im W. und S., letztere im N. und O. überwiegen. Ihnen schließen sich, nächst einigen Spuren äthiop. Rasse, im SO. noch die Malaien an. Diese Elemente sind in unendlich mannichfaltigen Mischungen und Uebergängen ausgebreitet, sodaß es zweckmäßig erscheint, die nationellen und sprachlichen Verschiedenheiten nicht in detaillirter Einzelanführung erschöpfen zu wollen, sondern sie in folgender Art einfach zu gruppiren: 1) Die ostasiat. Gruppe. Zu ihr gehören die meist monosyllabischen Sprachen der Tibetaner, Chinesen, Japaner, Koreaner und Indochinesen. Letztere zerfallen in zwei Abtheilungen, eine westliche mit den Birmanen, Peguanern, Laos und Siamesen, welche sich mehr den Hindu nähern, und eine östliche, mit den Tonkinesen, Cochinchinesen und Kambodschavölkern. Alle diese Völker haben sehr verschiedene Sprachen und stehen unter dem Einflusse chines. Cultur. Das Chinesische ist überall die Schrift- und Gelehrtensprache. Nur in Tibet und bei den westl. Indochinesen ist der Einfluß indischer Cultur vorwiegend. 2) Die tatar. Gruppe. In den drei Familien der Tungusen, Mongolen und Türken ist sie über das ganze Hochasien und die nördl. Nachbarländer ausgebreitet, und greift in den beiden Familien der finn. Völker und der Ungarn bis weit nach Europa über. Zu den Tataren oder Mongolen rechnet man die eigentlichen Mongolen oder Ostmongolen (Khalkasmongolen), die Kalmücken oder Oilöt, und die Buräten. Die Tungusen zerfallen in die eigentlichen oder nördl. Tungusen und in die südl. Tungusen oder Mandschu. Letztere besitzen eine unter chines., die Mongolen und Kalmücken eine unter buddhist. Einfluß entstandene Literatur. Die türk. Familie endlich umfaßt gar zahlreiche Völker und Sprachen, welche sich in drei Gruppen zusammenfassen lassen. Die erste bilden die Osttürken, welche in uigurischer und dschagataischer Sprache eine ziemlich reiche, aber noch wenig bekannte Literatur aufzuweisen haben, und die Gebiete von Taschkend, Khiwa, Balkh, Chowaresmien (Usbekistan) bewohnen. Die zweite Gruppe bilden die sog. Tataren in den uralischen Ländern um Kasan und Astrakhan; die dritte Gruppe die von den Abendländern vorzugsweise so genannten Türken oder Osmanen. Letztere haben zwar eine unendlich reiche Literatur, allein sie besteht, wie die aller übrigen Völker der türk. Familie, aus Nachbildungen pers. und arab. Muster. Mit Ausnahme einiger kleinerer sibir. Völker sind alle Mohammedaner, bedienen sich der arab. Schrift, und haben mehr oder weniger arab. Worte in ihren Sprachen zugelassen. Die Sprache einiger türk. Völker, wie der Kumyken, Baschkiren, Kirgisen, Jakuten ist kaum literarisch angewendet worden. 3) Die tschudische oder sibir. Gruppe. Die Sprache dieser zahlreichen Völkerschaften sowie ihre sonstigen Verhältnisse sind erst in neuerer Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden. Diese Sprachen gehören mehrern ganz verschiedenen Stämmen an, wie z. B. die der Samojeden, Tschuktschen, Kamtschadalen, Kurilen oder Ainos u. s. w. 4) Die malaiisch-polynes. Gruppe. Neben den Australnegern ist diese über die ganze Inselwelt des Stillen Oceans verbreitet; jedoch auf den Inseln des Indischen Archipels bildet sie die alleinige Bevölkerung. Unter indischen, seit dem 12. Jahrh. unter moslem., seit dem 16. Jahrh. unter europ.-christl. Ein-

flüssen haben die malaiischen Völker auf Java, Sumatra, Celebes, der Halbinsel Malakka, den Sundainseln, den Molukken, den Philippinen eine selbständige Literatur entwickelt, oder wenigstens die Anfänge dazu gemacht. 5) Die dekanische Gruppe. Alle ihr zugehörigen Stämme sind im Besitz einer reichen Literatur, besonders in tamulischer, karnatischer, Telinga- (Telugu-) und singalesischer Sprache, die aber unter Einwirkung der arischen Indier, zum Theil selbst des Christenthums, erwachsen ist. 6) Die indogerman. Gruppe. Zwei Zweige derselben, der indische oder sanskritische und der iranische oder persische, gehören A. an. Dem erstern fallen gegen dreißig Völkerschaften und literarisch ausgebildete Sprachen zu; zum zweiten gehören die Beludschen, Afghanen, die Perser, Kurden, Luren, die abgesprengten Osseten am Kaukasus u. s. w., sowie die Armenier. Fast alle diese Völker sind im Besitze feingebildeter Sprachen, die sich theilweise auf nicht mehr vom Volke gebrauchte, nur noch in der Literatur oder als Religions- und Gelehrtensprache fortlebende Idiome, wie das Sanskrit, Pali, Zend, gründen. 7) Die kaukas. Völker, die eine große Anzahl einzelner Tribus bilden und, nach Ausschluß der Osseten und des tatar. Stammes, in folgende sechs, einander unähnliche Sprachen redende Hauptgruppen zerfallen: die kartwelische (georgische), abchasische, tscherkessische, ubysche, lesghische und tschetschenische. Sie haben sich größtentheils dem Joch der russ. Herrschaft beugen müssen. Unter diesen kaukas. Völkern besitzen die Georgier oder Grusier eine nach pers. Mustern unter christl. Einflusse erwachsene Literatur. 8) Die semit. Völker, von denen früher die Phönizier, Juden und Syrer, später die Araber für das Abendland von höchster Bedeutung geworden sind. Das großartige Gemisch dieser verschiedenen Völkergruppen wird noch beträchtlich vermehrt durch die herrschenden Europäer und ihre Mischlinge, wie die sog. Halbkastleute oder Eurasier in Indien, vorzugsweise aber durch Russen im N. und Engländer im S.

Wie die Natur ihre Spenden verschieden vertheilt hat, wie Stamm und Sprache des Volks in sich vielfach gruppirt sind, so auch die Religion des Asiaten, dessen Geist im rauhen Norden sich wenig über die Roheit thierischer Natur erhebt, aber unter der Schwüle des indischen Himmels die phantastischsten und bizarrsten Bilder treibt. Die polytheistischen Religionen, der Brahmaismus, Buddhismus und die Lehre des Kong-fu-tse und Lao-tse nehmen den größten Theil im O., S. und in der Mitte ein. Der Islam herrscht im W. und zum Theil auch im S. Im N. findet man noch rohes Heidenthum; nur spärlich hat sich die christl. und mosaische Religion in ihrer Heimat behauptet. In Armenien, Syrien, Kurdistan und Indien zählt man nur wenige Bekenner einheimischer christl. Sekten; ebenso finden sich in Indien und auf dem Ostindischen Archipel nur wenig durch Missionare bekehrte Christen. In Sibirien dagegen greift die griech. Kirche mächtig um sich, während die Anhänger der alten Lehre des Zoroaster auf ganz geringe Zahl geschwunden sind.

Civilisation. Was die Culturverhältnisse A.s betrifft, so sind die gesitteten Völker den wilden und nomadisirenden an Zahl überlegen, wenn man auch an die asiat. Civilisation durchaus nicht den europ. Maßstab legen darf. Das Princip des Verharrens, des Gemüthslebens und der Sinnlichkeit ist es, das in der asiat. Bildung im allgemeinen vorwiegt. Die gesitteten Völker A.s stehen darum auch, bei aller innern Verschiedenheit, auf einer ziemlich gleichen Entwickelungsstufe. Ihre Gesetze für Staat und Familie, Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft haben sie seit Jahrhunderten starr bewahrt, und diese Gesetze sind wesentlich religiös. Weniger ist dieser rein religiöse Charakter freilich bei den Chinesen vorhanden als bei den Indiern, Arabern, Persern und Türken. Wir pflegen die Araber, Perser und Türken unter dem Namen Orientalen zusammenzufassen und den Indiern und Chinesen gegenüber zu stellen. In der That unterscheiden sich diese drei großen civilisirten Völkergruppen A.s sehr scharf in den mannichfachsten Punkten. So haben z. B. die Orientalen das Sklaventhum, während die Indier in Kasten zerfallen, die Chinesen aber eine vollkommene bürgerliche und polit. Gleichheit bewahren. Die Orientalen zeigen im ganzen in ihrem Benehmen Adel, dessen sich der schwache, gutmüthige Indier nicht rühmen darf, und der gegen die ceremonielle Pedanterie des Chinesen stark absticht. Der Orientale ist Fatalist, der Glaube an ein unabänderliches Schicksal verläßt ihn nie; der Indier meint dagegen seinen Göttern weit mehr Verantwortlichkeit für sein Handeln schuldig zu sein; der Chinese besitzt wenig Anlage für eine übersinnliche Welt, und begnügt sich im Leben mit einem überlieferten, bis ins kleinste ausgebildeten Sittengesetz. Die Gewerbthätigkeit ist natürlich nur unter den gesitteten Völkern verbreitet, und auch da nur bei den Chinesen und Japanern, Indiern, Persern, Bucharen und Osmanen; denn Araber, Indochinesen und Tibetaner besitzen verhältnißmäßig nur geringe Industrie, und der Armenier treibt Handel. Die Industrie der asiat. Völker steht im allgemeinen in keinem

Verhältniß zur Fülle und Mannichfaltigkeit des rohen Materials; die Gegenstände aber, auf welche sie sich beschränkt, können sich mit Recht einer großen Vollkommenheit rühmen, wie das die Fabrikation der Seiden-, Baumwoll- und Wollzeuge, des Leders, der Waffen und die Bereitung der Farben beweist. Indische Musseline, pers., wie türk. und indische Shawls und Teppiche, damascener Waffen und türk. Saffiane behaupten noch jetzt ihren Werth auf den europ. Märkten. Die Porzellan- und Papierfabrikate, die Lackwaaren und Elfenbeinarbeiten der Chinesen und Japaner werden noch jetzt bewundert. Der Handel der einheimischen asiat. Völker ist immer noch, obgleich ihm die Bewohner des Westens so vielfach Eintrag thun, ein ausgebreiteter. Derselbe ist jedoch noch vorherrschend Landhandel, zieht noch heute dieselben Straßen wie vor alters und erhält den Glanz der von ihm berührten Städte, selbst wenn sie von den Ruinen verfallener Macht umgeben sind. Große Karavanen führen die Waaren auf Kamelen durch die Wüsten und vereinigen oder begegnen sich in bestimmten Städten, so in Bokhara, Herat, Bagdad, Aleppo, Damaskus, Kabul u. s. w. China treibt durch die östl. Gobi mit Rußland und durch die westliche mit Turkestan großen Handel. Indien sendet seine Waaren über die iranischen Hochflächen nach Syrien, Armenien und Kleinasien oder über Bokhara nach Orenburg und dem europ. Rußland. Pilgrime und Karavanen reisen von der Türkei und Persien nach Mekka, und die Russen führen ihre nordischen Schätze über den Ural nach Europa. Der Landhandel ist größtentheils in den Händen der Bucharen und Armenier, auch in denen der Juden, Banianen und Europäer. Der Seehandel wird nur sehr beschränkt von Arabern, Banianen, Malaien, Bugis und Chinesen zu den nächstgelegenen Ländern, im großen aber von den Europäern, besonders den Engländern, betrieben. Zu den wichtigsten Seeplätzen gehören Smyrna, Maskat, Bassora, Abuschehr, Bombay, Madras, Kalkutta, Singhapur, Batavia, Kanton, Schanghai, Nangasaki und Jokohama bei Jeddo. Diesen schließen sich die am Jang-tse-Kiang gelegenen, neuerdings dem europ. Handel erschlossenen Städte an, namentlich das bedeutende Hankau, während die von den Russen in Besitz genommene Mandschurei zwar viele gute Häfen, aber wegen geringer Bevölkerung wenig Handel hat.

Die polit. Zustände A.s im engern Sinne bieten in sich schroffe Gegensätze. Während die wilden Völker keine Oberhäupter kennen, in vereinzelten Familien leben und viele kaum eine Ahnung davon haben, daß sie ein europ. Kaiser seine Unterthanen nennt, während die Nomadenvölker unter ihren Stamm- und Hordenhäuptlingen, ihren Khans oder Scheikhs noch patriarchalische Regierungsform bewahren, zum Theil aber gleichsam als Lehnsstaaten mächtigern Reichen unterthänig sind, so finden sich die gesitteten Völker A.s in große Staaten vereint, deren Regierungsformen monarchisch und despotisch, in große Reiche, die ihren Stolz nur noch von der Erinnerung früherer Größe nähren, und denen es nur zum Theil gelungen ist, ihre egoistische Abgeschlossenheit zu behaupten. A. legte gleichsam den Grund zu der Weltgeschichte; seine Kraft strömte früher aus in die Nachbarcontinente. Asiaten kriegten gegen das finstere Aegypten und gegen das lichte Hellas; sie wurden die Hauptstärke des Macedonischen und bildeten ein wesentliches Kraftelement des Römischen Reichs. Durch das Völkerthor im N. des Kaspischen Meeres brachen asiat. Horden; Hunnen ergossen sich über Europa; Dschingis-Khan's und Tamerlan's Reiterscharen überschwemmten die slaw. Ebenen, während Araber Khalifate in drei Welttheilen gegründet hatten und in den Kreuzzügen das Blut europ. Heere asiat. Gefilde tränkte. Der Schatten des Oströmischen Reichs sank vor der Schärfe des osman. Schwerts, und noch gegenwärtig beherrscht der Türke einen Theil Europas. Doch mit dem Erstarken Europas, mit dem Erblühen seiner geistigen Kraft wurde nicht blos das asiat. Außenstreben gehemmt, sondern auch der Einfluß auf die in ihren natürlichen Becken ruhenden Massen immer entschiedener. Als ruhende Massen kann man mit Recht die großen Nationen A.s bezeichnen; denn wenn auch gewaltige Empörungen und Kriege in ihrer Geschichte aufgezeichnet sind, so war doch das Resultat derselben für sie nie ein geistiger Gewinn. Einmal auf einen gewissen Standpunkt gekommen, kennt A. keine Culturgeschichte mehr, nur eine Staatengeschichte. Seitdem der Seeweg nach Ostindien europ. Schiffen geöffnet, gewannen erst die Gestadeländer des Indischen Oceans ein anderes Ansehen. Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Dänen und Engländer pflanzten ihre Banner in Indien auf. Die Engländer breiteten besonders schnell ihren Einfluß über den ganzen Süden aus, brachten, außer vielen einzelnen für Handel und Weltherrschaft äußerst vortheilhaft gelegenen Punkten, fast die ganze vorderind. Halbinsel in ihren Besitz und beschränkten allmählich die Colonien der übrigen Europäer. Portugiesisch blieben nur Macao, Diu, Daman und Goa; spanisch die Philippinen; holländisch die Molukken, Theile von Celebes und Borneo, Java, Sumatra und

die Sundainseln; französisch Chandernagor, Yanaon, Pondichéry, Carical und Mahé, doch haben sich die Franzosen neuerdings wieder in Kambodscha festgesetzt. Während der Süden und das mittlere A. solchergestalt vom europ. Leben ergriffen worden waren, erweiterte Rußland seine Macht über Sibirien und die Kaukasusländer, dort die Schlüssel zu China, hier die Pforten zu Persien beherrschend. Langsam schmilzt Sibiriens eisige Rinde unter dem wohlthätigen Einflusse Rußlands; hier erkämpfen nur friedliche Waffen einen in Zukunft unberechenbaren Gewinn, während am Kaukasus die ganze Schwere des Schwerts die sich sträubenden Bergvölker zur gewaltsamen Unterwerfung zwingt. A. zeigt gegenwärtig folgende Gruppirung. A. Westgruppe: 1) das Osmanische Reich; 2) Arabien und seine Nomaden; 3) Persien, Afghanistan und Beludschistan, und 4) die Khanate von Turkestan mit ihren Nomaden. B. Ostgruppe: 1) Japan und 2) China mit seinen Schutz- und Vasallenländern. C. Südgruppe: 1) in Vorderindien neben dem unmittelbaren brit. Besitz, dem großen Angloindischen Reich, die mehr oder weniger abhängigen Staaten Nepal, Butan, Hyderabad, Mysore u. s. w.; 2) in Hinterindien, ebenfalls neben dem unmittelbaren Besitz der Engländer und Franzosen, die unabhängigen Staaten Birma, Siam, Annam (Tongking, Cochinchina) und die Malaienstaaten der malaiischen Halbinsel; 3) die erwähnten Besitzungen der andern europ. Völker. D. Nordgruppe: das asiat. Rußland.

Von allen Seiten ist der europ. Fremdling in den asiat. Koloß gedrungen. Europ. Mächte üben den größten Einfluß auf die orient. Verhältnisse, und ihre Priester sind ausgesendet, um dem Christenthume eine sichere Stätte in seiner Heimat zu bewahren. Den pers. Thron umstehen europ. Diplomaten; das wundersame China sieht brit. Dampfschiffe an seinen Küsten und auf seinen Flüssen. Rußland und England, jedes in seiner Weise, dieses vom Norden, jenes vom Süden her, üben den mächtigsten Einfluß, und gedenken sich in die Herrschaft A.s zu theilen, doch machen ihnen Franzosen und Nordamerikaner in neuester Zeit, wenigstens was den Handel in Ostasien anbetrifft, starke Concurrenz, während sich die Holländer mehr auf ihre Besitzungen im Ostindischen Archipel beschränken, und andere Mächte, wie Preußen, Belgien, Dänemark, Italien, die Schweiz, erst begonnen haben, ihre Aufmerksamkeit dem unermeßlichen Handelsgebiete Ostasiens zuzuwenden.

Größer noch als der polit. und mercantile Vortheil ist der wissenschaftliche Gewinn, den die Gegenwart in so reichem Maße aus dem europ. Einfluß in A. zieht. Die Wissenschaft erntet jetzt jährlich mehr als ehedem in einem Jahrhundert, wo es zu einem großen Wagstück gehörte, den Orient zu bereisen. Lange waren die Nachrichten des Herodot, Xenophon, Dionys von Halikarnaß und Arrian die einzigen gewesen, die man von A. hatte, bis sich um Erweiterung der Kenntnisse vorzüglich Araber und dann auch Europäer verdient machten. Eine neue Epoche für die Wissenschaften ging mit Vasco de Gama's Umsegelung des Caps der guten Hoffnung und der Landung an der Küste Malabar auf. Entdeckungen folgten auf Entdeckungen, unter denen das 16. Jahrh. verstrich, ohne gerade gleichzeitig tiefere Erforschungen aufweisen zu können. Mit der Befestigung und Ausdehnung der polit. Macht und der genauern Bekanntschaft mit den verschiedenen einheimischen Literaturen am Schluß des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. hielt die Erweiterung der Kenntnisse von A. gleichen Schritt. Da glänzen, um nur einige zu nennen, die Namen Gmelin, Pallas, Lütke, Wrangel, Hansteen, Erman und Castrén für Nordasien; Capell-Brooke, Beechey und Basil Hall für die Ostküsten; Hyacinth, Turner und Moorcroft für Tibet; Eversmann und Meyendorf für die Bucharei; Kämpfer, Siebold für Japan; Bieberstein, Graf Potocki, Bergmann, Reineggs, Klaproth, Schlatter, Bodenstedt, Parrot, Willbraham und d'Ohsson für den Kaukasus; Saint-Martin, Heumann, M. Wagner, Dubois de Montpereux und Engelhardt für Armenien; Malcolm, Pottinger, Morier, Kotzebue, Forster, Elphinstone und Crawfurd für Persien, Afghanistan und die Türkei; Anderson, Burney, Richardson, Pemberton, Finlayson, Hamilton u. a. für Indien; Seetzen, Burckhardt u. a. für Arabien und Syrien; Laborde, Violet, Choiseul-Gouffier u. a. für Kleinasien; Tomba und Renouard für die Sundainseln, und für das Altaisystem Ledebour, Meyer, Bunge, Hoffmann, Helmersen und A. von Humboldt, welcher in Begleitung von Rose und Ehrenberg 1829 eine in vielfacher Beziehung lehrreiche Reise bis an Chinas Grenzen machte, deren Ergebnisse in den «Fragments de géologie et de climatologie asiatiques» (2 Bde., Par. 1831), in Rose's Beschreibung dieser Reise (2 Bde., Berl. 1837—42) und in Humboldt's «Centralasien» (2 Bde., Berl. 1843—44) veröffentlicht sind. Unter den Männern, die sich neuerdings um Erforschung einzelner Länder Verdienste erwarben, seien hier noch angeführt: Schrenck, Middendorf, Radde, Maksimowicz, Maak, Atkinson, Semenow, Golubew

Verhältniß zur Fülle und Mannichfaltigkeit des rohen Materials; die Gegenstände aber, auf welche sie sich beschränkt, können sich mit Recht einer großen Vollkommenheit rühmen, wie das die Fabrikation der Seiden-, Baumwoll- und Wollzeuge, des Leders, der Waffen und die Bereitung der Farben beweist. Indische Musseline, pers., wie türk. und indische Shawls und Teppiche, damascener Waffen und türk. Saffiane behaupten noch jetzt ihren Werth auf den europ. Märkten. Die Porzellan- und Papierfabrikate, die Lackwaaren und Elfenbeinarbeiten der Chinesen und Japaner werden noch jetzt bewundert. Der Handel der einheimischen asiat. Völker ist immer noch, obgleich ihm die Bewohner des Westens so vielfach Eintrag thun, ein ausgebreiteter. Derselbe ist jedoch noch vorherrschend Landhandel, zieht noch heute dieselben Straßen wie vor alters und erhält den Glanz der von ihm berührten Städte, selbst wenn sie von den Ruinen verfallener Macht umgeben sind. Große Karavanen führen die Waaren auf Kamelen durch die Wüsten und vereinigen oder begegnen sich in bestimmten Städten, so in Bokhara, Herat, Bagdad, Aleppo, Damaskus, Kabul u. s. w. China treibt durch die östl. Gobi mit Rußland und durch die westliche mit Turkestan großen Handel. Indien sendet seine Waaren über die iranischen Hochflächen nach Syrien, Armenien und Kleinasien oder über Bokhara nach Orenburg und dem europ. Rußland. Pilgrime und Karavanen reisen von der Türkei und Persien nach Mekka, und die Russen führen ihre nordischen Schätze über den Ural nach Europa. Der Landhandel ist größtentheils in den Händen der Bucharen und Armenier, auch in denen der Juden, Banianen und Europäer. Der Seehandel wird nur sehr beschränkt von Arabern, Banianen, Malaien, Bugis und Chinesen zu den nächstgelegenen Ländern, im großen aber von den Europäern, besonders den Engländern, betrieben. Zu den wichtigsten Seeplätzen gehören Smyrna, Maskat, Bassora, Abuschehr, Bombay, Madras, Kalkutta, Singhapur, Batavia, Kanton, Schanghai, Nangasaki und Jokohama bei Jeddo. Diesen schließen sich die am Jang-tse-Kiang gelegenen, neuerdings dem europ. Handel erschlossenen Städte an, namentlich das bedeutende Hankau, während die von den Russen in Besitz genommene Mandschurei zwar viele gute Häfen, aber wegen geringer Bevölkerung wenig Handel hat.

Die polit. Zustände A.s im engern Sinne bieten in sich schroffe Gegensätze. Während die wilden Völker keine Oberhäupter kennen, in vereinzelten Familien leben und viele kaum eine Ahnung davon haben, daß sie ein europ. Kaiser seine Unterthanen nennt, während die Nomadenvölker unter ihren Stamm- und Hordenhäuptlingen, ihren Khans oder Scheikhs noch patriarchalische Regierungsform bewahren, zum Theil aber gleichsam als Lehnsstaaten mächtigern Reichen unterthänig sind, so finden sich die gesitteten Völker A.s in große Staaten vereint, deren Regierungsformen monarchisch und despotisch, in große Reiche, die ihren Stolz nur noch von der Erinnerung früherer Größe nähren, und denen es nur zum Theil gelungen ist, ihre egoistische Abgeschlossenheit zu behaupten. A. legte gleichsam den Grund zu der Weltgeschichte; seine Kraft strömte früher aus in die Nachbarcontinente. Asiaten kriegten gegen das finstere Aegypten und gegen das lichte Hellas; sie wurden die Hauptstärke des Macedonischen und bildeten ein wesentliches Kraftelement des Römischen Reichs. Durch das Völkerthor im N. des Kaspischen Meeres brachen asiat. Horden; Hunnen ergossen sich über Europa; Dschingis-Khan's und Tamerlan's Reiterscharen überschwemmten die slaw. Ebenen, während Araber Khalifate in drei Welttheilen gegründet hatten und in den Kreuzzügen das Blut europ. Heere asiat. Gefilde tränkte. Der Schatten des Oströmischen Reichs sank vor der Schärfe des osman. Schwerts, und noch gegenwärtig beherrscht der Türke einen Theil Europas. Doch mit dem Erstarken Europas, mit dem Erblühen seiner geistigen Kraft wurde nicht blos das asiat. Außenstreben gehemmt, sondern auch der Einfluß auf die in ihren natürlichen Becken ruhenden Massen immer entschiedener. Als ruhende Massen kann man mit Recht die großen Nationen A.s bezeichnen; denn wenn auch gewaltige Empörungen und Kriege in ihrer Geschichte aufgezeichnet sind, so war doch das Resultat derselben für sie nie ein geistiger Gewinn. Einmal auf einen gewissen Standpunkt gekommen, kennt A. keine Culturgeschichte mehr, nur eine Staatengeschichte. Seitdem der Seeweg nach Ostindien europ. Schiffen geöffnet, gewannen erst die Gestadeländer des Indischen Oceans ein anderes Ansehen. Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Dänen und Engländer pflanzten ihre Banner in Indien auf. Die Engländer breiteten besonders schnell ihren Einfluß über den ganzen Süden aus, brachten, außer vielen einzelnen für Handel und Weltherrschaft äußerst vortheilhaft gelegenen Punkten, fast die ganze vorderind. Halbinsel in ihren Besitz und beschränkten allmählich die Colonien der übrigen Europäer. Portugiesisch blieben nur Macao, Diu, Daman und Goa; spanisch die Philippinen; holländisch die Molukken, Theile von Celebes und Borneo, Java, Sumatra und

die Sundainseln; französisch Chandernagor, Yanaon, Pondichéry, Carical und Mahé, doch haben sich die Franzosen neuerdings wieder in Kambodscha festgesetzt. Während der Süden und das mittlere A. solchergestalt vom europ. Leben ergriffen worden waren, erweiterte Rußland seine Macht über Sibirien und die Kaukasusländer, dort die Schlüssel zu China, hier die Pforten zu Persien beherrschend. Langsam schmilzt Sibiriens eisige Rinde unter dem wohlthätigen Einflusse Rußlands; hier erkämpfen nur friedliche Waffen einen in Zukunft unberechenbaren Gewinn, während am Kaukasus die ganze Schwere des Schwerts die sich sträubenden Bergvölker zur gewaltsamen Unterwerfung zwingt. A. zeigt gegenwärtig folgende Gruppirung. A. Westgruppe: 1) das Osmanische Reich; 2) Arabien und seine Nomaden; 3) Persien, Afghanistan und Beludschistan, und 4) die Khanate von Turkestan mit ihren Nomaden. B. Ostgruppe: 1) Japan und 2) China mit seinen Schutz- und Vasallenländern. C. Südgruppe: 1) in Vorderindien neben dem unmittelbaren brit. Besitz, dem großen Angloindischen Reich, die mehr oder weniger abhängigen Staaten Nepal, Butan, Hyderabad, Mysore u. s. w.; 2) in Hinterindien, ebenfalls neben dem unmittelbaren Besitz der Engländer und Franzosen, die unabhängigen Staaten Birma, Siam, Annam (Tongking, Cochinchina) und die Malaienstaaten der malaiischen Halbinsel; 3) die erwähnten Besitzungen der andern europ. Völker. D. Nordgruppe: das asiat. Rußland.

Von allen Seiten ist der europ. Fremdling in den asiat. Koloß gedrungen. Europ. Mächte üben den größten Einfluß auf die orient. Verhältnisse, und ihre Priester sind ausgesendet, um dem Christenthume eine sichere Stätte in seiner Heimat zu bewahren. Den pers. Thron umstehen europ. Diplomaten; das wundersame China sieht brit. Dampfschiffe an seinen Küsten und auf seinen Flüssen. Rußland und England, jedes in seiner Weise, dieses vom Norden, jenes vom Süden her, üben den mächtigsten Einfluß, und gedenken sich in die Herrschaft A.s zu theilen, doch machen ihnen Franzosen und Nordamerikaner in neuester Zeit, wenigstens was den Handel in Ostasien anbetrifft, starke Concurrenz, während sich die Holländer mehr auf ihre Besitzungen im Ostindischen Archipel beschränken, und andere Mächte, wie Preußen, Belgien, Dänemark, Italien, die Schweiz, erst begonnen haben, ihre Aufmerksamkeit dem unermeßlichen Handelsgebiete Ostasiens zuzuwenden.

Größer noch als der polit. und mercantile Vortheil ist der wissenschaftliche Gewinn, den die Gegenwart in so reichem Maße aus dem europ. Einfluß in A. zieht. Die Wissenschaft erntet jetzt jährlich mehr als ehedem in einem Jahrhundert, wo es zu einem großen Wagstück gehörte, den Orient zu bereisen. Lange waren die Nachrichten des Herodot, Xenophon, Dionys von Halikarnaß und Arrian die einzigen gewesen, die man von A. hatte, bis sich um Erweiterung der Kenntnisse vorzüglich Araber und dann auch Europäer verdient machten. Eine neue Epoche für die Wissenschaften ging mit Vasco de Gama's Umsegelung des Caps der guten Hoffnung und der Landung an der Küste Malabar auf. Entdeckungen folgten auf Entdeckungen, unter denen das 16. Jahrh. verstrich, ohne gerade gleichzeitig tiefere Erforschungen aufweisen zu können. Mit der Befestigung und Ausdehnung der polit. Macht und der genauern Bekanntschaft mit den verschiedenen einheimischen Literaturen am Schluß des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. hielt die Erweiterung der Kenntnisse von A. gleichen Schritt. Da glänzen, um nur einige zu nennen, die Namen Gmelin, Pallas, Lütke, Wrangel, Hansteen, Erman und Castrén für Nordasien; Capell-Brooke, Beechey und Basil Hall für die Ostküsten; Hyacinth, Turner und Moorcroft für Tibet; Eversmann und Meyendorf für die Bucharei; Kämpfer, Siebold für Japan; Bieberstein, Graf Potocki, Bergmann, Reineggs, Klaproth, Schlatter, Bodenstedt, Parrot, Willbraham und d'Ohsson für den Kaukasus; Saint-Martin, Heumann, M. Wagner, Dubois de Montpereux und Engelhardt für Armenien; Malcolm, Pottinger, Morier, Kotzebue, Forster, Elphinstone und Crawfurd für Persien, Afghanistan und die Türkei; Anderson, Burney, Richardson, Pemberton, Finlayson, Hamilton u. a. für Indien; Seetzen, Burckhardt u. a. für Arabien und Syrien; Laborde, Violet, Choiseul-Gouffier u. a. für Kleinasien; Tomba und Renouard für die Sundainseln, und für das Altaisystem Ledebour, Meyer, Bunge, Hoffmann, Helmerssen und A. von Humboldt, welcher in Begleitung von Rose und Ehrenberg 1829 eine in vielfacher Beziehung lehrreiche Reise bis an Chinas Grenzen machte, deren Ergebnisse in den «Fragments de géologie et de climatologie asiatiques» (2 Bde., Par. 1831), in Rose's Beschreibung dieser Reise (2 Bde., Berl. 1837—42) und in Humboldt's «Centralasien» (2 Bde., Berl. 1843—44) veröffentlicht sind. Unter den Männern, die sich neuerdings um Erforschung einzelner Länder Verdienste erwarben, seien hier noch angeführt: Schrenck, Middendorf, Radde, Maksimowicz, Maak, Atkinson, Semenow, Golubew

für das russ. Asien; Perry, Alcock für Japan; Bruguière für Korea; Davis, Gützlaff, Huc, Blakiston, Fortune für China; Low, Cosh, Hannay, Leod, Richardson, Pemberton, Rewbold, Bowring, Yule, Pallegoix, Mouhot für Hinterindien; Windsor, Oliver, Müller, Horner, Temmink, Junghuhn, Zollinger, Belcher, Keppel, Beth, Bowring, Wallace für den Ostindischen Archipel; Lambton, Everest, Waugh, Montgomerie, Walker, Sykes, Malcolmson, Burnes, Wood, Johnson, Webb, Hügel, Hodgson, Thomson, Hooker, Oldham, Orlich, Lassen, Schlagintweit für Vorderindien und Hochasien; Moresby für die Malediven, Wood für die Lakediven, Mouat für die Andamanen, die Mitglieder der Oesterreichischen Novara-Expedition für die Nikobaren; Burnes, Pottinger, Conolly, Morier, Shiel, Masson und Rawlinson für das östl. Iran; Todd, Kempthorne, Whitelock, Montheith, Sutherland, Chesney, Ainsworth, Blaramberg, Lemm, Chanikow, Brugsch für das westl. Indien und Iran; Wellsted, Wallin und Burton für Arabien; Robertson, Moore, Beke, Schubert, Russegger, Lynch, Robinson, Smith, Churchill, Stanley, Raumer, Tobler, Petermann, Rey, Wetzstein, Rénan für Syrien und Palästina; Dubois de Montpereux, Sjögren, Koch, Brosset, Abich, Chodzko, Berger, Schiefner für den Kaukasus; für Kleinasien Arundell, Brant, Hamilton, Texier, Russegger, Callier, Strickland, Graves und Brock, Marmont, Fellows, Cohen, die Offiziere des russ. und bei den neuern Expeditionen auch Offiziere des preuß. Generalstabs, Kiepert, Tschihatschew, Barth, Kotschy, Langlois, Perrot. Zu den wichtigsten Quellen der Kenntniß A.s gehören, außer den selbständigen Werken der genannten Forscher, die zahlreichen polit. und literarischen Journale, die «Calcutta Review», das «Journal of the Eastern Archipelago», das «Chinese Repository», die niederl.-indischen Zeitschriften u. a., dann die Journale und Denkschriften der Asiatischen Gesellschaften (s. d.), welche ihre Zweige bis nach Schanghai ausgebreitet haben, und die Memoiren der russ. Geographischen Gesellschaft mit ihren Zweigvereinen in Tiflis und Irkutsk. Eine großartige, musterhafte Verarbeitung des ungeheuern geogr. Materials über A. besitzt die Literatur in Ritter's berühmter «Erdkunde von A.» (17 Thle., Berl. 1824—59). Dagegen ist eine umfassende Geschichte der Völker A.s in religiöser und literarischer, in staatlicher und bürgerlicher Beziehung, begründet auf die vorhandenen Vorarbeiten und würdig dem Standpunkte unserer jetzigen Einsicht, ein wahres Bedürfniß.

Askalon, in Palästina, bei den Hebräern Aschkelon, bei den Arabern Askalan, eine der fünf Fürstenstädte der Philister, zwischen Gaza und Asdod am Mittelmeer gelegen, in einer an Wein, Oel, Nüssen, Granaten reichen Gegend, wird im Alten Testament häufig genannt. Jonathas der Makkabäer eroberte die Stadt zweimal, und Herodes verschönerte dieselbe durch Bäder, Paläste und Brunnen. A. war der Hauptsitz des Cultus der Derketo, der Venus der Syrer und Palästinenser, welche hier einen Tempel und einen Teich mit geweihten Fischen besaß. Die Askaloniten bewiesen sich von jeher gegen die Juden sehr feindselig und trugen ihren Haß auch auf die Christen über. Unter dem Khalifen Omar wurde A., eine der festesten Städte Palästinas, von den Moslems erobert, und blieb in deren Händen, bis sie 19. Aug. 1153 von den Kreuzfahrern unter Balduin III. eingenommen ward. Schon vorher, 12. Aug. 1099, gewannen bei A. die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon einen entscheidenden Sieg über das weit überlegene Heer des Sultans von Aegypten. Nach der Schlacht bei Hittin 1187 nahmen die Sarazenen A. wieder. 1191 kam es in die Gewalt von Richard Löwenherz, und 1192 wurde die Stadt zufolge einer Friedensbedingung von den Christen zerstört. Gegenwärtig ist der Ort unbewohnt und nur wegen der Ruinen von Tempeln, Theater und Kloster besucht. Von A. haben die früher in der Umgegend häufig angepflanzten Schalotten (Ascalonitae, Echalottes) ihren Namen.

Askanien, auch Ascharien oder Aschanien, eine ehemalige deutsche Grafschaft und eine der ältesten Besitzungen der Anhaltiner, vielleicht deren Stammland, die sich anfänglich (wie es scheint, seit den Zeiten des Grafen Bernhard, des Sohnes Albrecht's des Bären) Grafen von Ascharien nannten. Die Grafschaft führte ihren Namen von der Burg A., welche nach der Sage schon im 6. Jahrh. zur Zeit der Sachsen gegründet, aber unter Karl d. Gr. bei Gelegenheit der Kämpfe mit den Sorben-Wenden zerstört worden sein soll. Dieselbe wurde aufs neue vom Grafen Otto dem Reichen von Anhalt in den letzten Jahrzehnten des 11. Jahrh. erbaut und war seit einer im 13. Jahrh. (um 1252) erfolgten Theilung der anhalt. Besitzungen die Residenz besonderer Grafen von A. oder Aschersleben, deren Haus jedoch 1315 erlosch. Die Grafschaft kam hierauf mit der Landeshoheit über die Stadt Aschersleben an das Bisthum Halberstadt, welches dieselbe auch trotz Fehden und wiederholter Reichstagsbeschlüsse zu Gunsten der anhalt. Grafen nicht wieder herausgab. Die Burg selbst, die bereits der letzte Graf von

Aschersleben dem Kloster Michaelstein vermacht hatte, verlor, seitdem die Stadt Aschersleben sich mit Gräben, Mauern und Thürmen umgeben, ihren Werth als Bollwerk, gerieth deshalb unter der Herrschaft der Bischöfe von Halberstadt in Verfall und wurde endlich 1444 an die Stadt Aschersleben verkauft. Letztere ließ die Burg gänzlich abbrechen und einen Theil des von ihr eingenommenen Raumes von der Stadtmauer umschließen. Mit der Säcularisation des Bisthums nach dem Westfälischen Frieden kam A. an Brandenburg, ohne daß das Haus Anhalt dafür eine Entschädigung erlangen konnte. Ebenso vergeblich machte dasselbe auch später auf Grund des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 und sodann 1814 auf dem Wiener Congresse seine Ansprüche geltend. Doch führten bis auf die Gegenwart herab die Fürsten und Herzoge von Anhalt den Titel «Graf zu A.» und das askanische Wappen (Schwarz und Silber, zwölfmal geschacht in vier Reihen).

Askariden oder Spulwürmer gehören zu derjenigen Familie der Eingeweidewürmer (Entozoen), welche ihres walzenförmigen Körpers wegen Rundwürmer genannt worden sind. Der Körper dieser Würmer ist drehrund; die Haut fest, elastisch; die Eingeweide darin wie in einer Röhre aufgehängt. Die Geschlechter sind stets getrennt, die Männchen meist kleiner als die Weibchen, welche eine ungeheuere Menge von Eiern legen, die wahrscheinlich mit dem Kothe abgehen und mittels stärkemehlhaltiger Pflanzennahrung wieder eingeführt werden, auf der die Jungen in Gestalt mikroskopischer Würmchen hausen. Die bekannteste Art von A. ist der gemeine Spulwurm (Ascaris lumbricoides), welcher vorzüglich in dem Darme des Menschen, hin und wieder aber auch im Pferde, Rind und Schweine vorkommt, äußerlich einem Regenwurme gleicht, spannenlang wird und die Wurmkrankheit der Kinder veranlaßt. Die von den Spulwürmern verursachten Zufälle sind selten so heftig, wie die vom Bandwurme hervorgebrachten; auch gehen diese Parasiten entweder von selbst ab, oder sind wenigstens durch eine angemessene ärztliche Behandlung sehr leicht zu entfernen. Zuweilen treten indessen durch ihre Gegenwart heftige Complicationen anderer Krankheiten auf. Eine zweite Art ist der Pfriemenschwanz oder Spitzschwanz (Oxyuris vermicularis), der höchstens 4 Linien lang wird, einen spitzen Schwanz hat und zu Tausenden im After und Mastdarme der Kinder schmarotzt, wo er ein höchst lästiges Jucken verursacht und üble Gewohnheiten herbeiführen kann. Waschungen und Klystiere mit Kalkwasser tödten den Schmarotzer sofort.

Askelöf (Joh. Christopher), schwed. Journalist, geb. 1787, studirte zu Lund, wo er 1805 Doctor der Philosophie wurde, und erhielt hierauf zu Stockholm eine Anstellung in der königl. Kanzlei. Seine publicistische Laufbahn eröffnete er mit dem Wochenblatte «Polyphem» (1810—12), welches, besonders gegen die schwed. Akademie und den classischen, d. h. franz. Geschmack gerichtet, die damals beginnende Umwälzung in der schwed. Literatur einleitete. 1812 erhielt er eine Civilanstellung im Hauptquartiere des Kronprinzen. Nach Beendigung des Kriegs ward ihm die Liquidation in den Ländern, in welchen das schwed. Heer gewesen, und später, seit 1819, die Regulirung der pommerschen Donationen übertragen. In derselben Zeit gab er das Journal «Lifvet och Döden» (1815—16) und mit dem Grafen Schwerin und dem Generaldirector Livijn die staatswissenschaftliche Zeitschrift «Läsning till utbredande af medborgerliga Kunskaper» (1816—17) heraus. 1820 hatte er einen Getreidetransport nach England und 1821 einen nach Italien zu besorgen. Die letztere Expedition fiel aber sehr ungünstig aus und blieb ein Punkt, welchen seine Gegner zuweilen zu berühren pflegten. 1829 trat A. mit der Zeitschrift «Den objudne Gästen» auf, welche großes Aufsehen erregte und später unter dem Titel «Svenska Minerva» fortgesetzt wurde. Dieselbe hatte zur Aufgabe, der liberalen Bewegung, welche, mit dem «Aftonbladet» an der Spitze, sich durchzuarbeiten suchte, entgegenzutreten, und gab gute Aufschlüsse über die innere Politik der Cabinete und den Zusammenhang der Dinge. Seit 1840, wo ein neues Ministerium an die Spitze gelangte, dem er bei seinen royalistischen Grundsätzen abgeneigt sein mußte, wurde er, da er nicht mehr ministeriell sein konnte, ein Opponent der Opposition. A. starb 1848. Ungeachtet seiner Richtung und Launenhaftigkeit war er ein genialer und bedeutender Vertreter der schwed. Presse.

Asklepiaden heißen eigentlich, wenn man den Asklepios oder Aesculap (s. d.) als eine histor. Person nimmt, die Nachkommen desselben, auf welche sich dessen medic. Kenntnisse forterbten, und als deren Stammsitze vorzüglich Kos und Knidos galten. Nimmt man aber den Aesculap als bloßes Göttersymbol, so wird damit ein medic. Orden bezeichnet, der, weil die Arzneikunst anfänglich als Geheimniß galt und mit der Religion in der engsten Verbindung stand, einer Priesterkaste gleichkam, in der sich die medic. Kenntnisse und Erfahrungen erblich

fortpflanzten. Die Mitglieder derselben mußten sich durch einen Eid, bekannt unter dem Namen Hippocratis jusjurandum, verbindlich machen, die Geheimnisse der Kunst zu bewahren. Auch nach Rom, welches nach und nach die Verehrung der meisten griech. Gottheiten bei sich einführte, gingen der Dienst des Aesculap und die damit aufs engste verbundenen Geheimnisse über. Als 292 v. Chr. in Rom die Pest große Verwüstungen anrichtete, holte man, nach Befragung der Sibyllinischen Bücher, den Aesculap von Epidauros, welches der Hauptsitz des Gottes war, nach Rom. Man schickte eine Gesandtschaft dahin, und als diese ihr Gesuch vorbrachte, kroch aus dem Tempel eine Schlange in das Schiff, welche man, da sie für den Aesculap selbst galt, nach Italien schaffte. Dieselbe sprang beim Einlaufen des Schiffes in die Tiber auf eine Insel des Flusses, auf der dem Aesculap ein Tempel errichtet wurde, in welchem die Priester die mit dem Dienste des Gottes verbundene Heilkunst trieben. Die koischen A. leiteten ihr Geschlecht mütterlicherseits von Herakles ab; zu ihnen gehört auch Hippokrates.

Asklepiădes, aus Samos, der Sohn des Sikelos, daher auch oft Sikelides genannt, ein griech. Dichter, dessen Namen noch 39 meist erotische Epigramme in der «Anthologie» tragen, die aber zum Theil andern gleichnamigen Dichtern angehören mögen, war der Freund und Zeitgenosse des Theokrit, doch noch etwas älter als dieser. Nach ihm sind die Asklepiadeischen Verse genannt, die, mit einem Spondeus beginnend und mit einem Jambus schließend, aus zwei oder drei Choriamben bestehen, z. B.:

$$\acute{-}\ -\ |\ \acute{-}\ \smile\ \smile\ -\ \|\ \acute{-}\ \smile\ \smile\ \acute{-}\ |\ \smile\ \underline{\smile}$$

oder $\acute{-}\ -\ |\ \acute{-}\ \smile\ \smile\ -\ \|\ \acute{-}\ \smile\ \smile\ -\ |\ \acute{-}\ \smile\ \smile\ \acute{-}\ |\ \smile\ \underline{\smile}$

Jenen nennt man den kleinern, diesen den größern Asklepiadeischen Vers. Horaz wendet ihn entweder allein oder in Strophen mit andern Versarten gemischt an.

Asklepiădes, der berühmteste unter den vielen Aerzten dieses Namens im Alterthume, aus Prusa in Bithynien gebürtig, bildete sich anfänglich zum Redner und Philosophen, wandte sich dann aber medic. Studien zu und übte in mehrern griech. Städten, später in Rom die Heilkunde mit großem Glück und Erfolg. König Mithridates suchte ihn vergeblich durch glänzende Anerbietungen an seinen Hof zu ziehen. A. starb 96 v. Chr. In der Geschichte der alten Medicin ist er als der eigentliche Stifter der methodischen Schule zu betrachten. Als allgemein nothwendige Eigenschaften einer jeden Cur verlangte er Geschwindigkeit, Sicherheit und Annehmlichkeit. Den Gebrauch angreifender Arzneien verwarf er, dagegen suchte er mehr durch diätetische Mittel, Veränderung der Lebensweise u. dgl. zu wirken. Seine Pathologie war ganz auf das atomistische System begründet. Die Seele war ihm nichts anderes als ein Hauch (pneuma), der beim Athmen erzeugt wird. Unter seinen Schriften war das Werk «De communibus adjutŏriis» berühmt, in welchem er die allgemeine Therapie als einen Theil der Heilkunde begründet hatte. Ein kleines Gedicht, «Praecepta sanitatis», herausg. von Welz (Würzb. 1841), das unter seinem Namen auf uns gekommen, gehört wahrscheinlich in das 7. Jahrh. n. Chr.

Asmannshausen, ein Dorf im nassauischen Amte Rüdesheim am Rhein, mit 662 E., verdankt den Ruf seines Namens dem Weine, der in dessen Nähe auf blauem Schiefergebirge wächst. Es gibt sowol rothen als weißen asmannshäuser Wein; doch hat jener vor diesem bei weitem den Vorzug. Ersterer, das Erzeugniß einer kleinen Burgunderrebe, hat eine eigenthümliche hochrothe Farbe und besitzt, außer einem seltenen gewürzhaften Geschmack, ungemein viel Stärke und Feuer. Er hält sich aber nur drei bis vier Jahre auf seiner Höhe; dann geht er von Jahr zu Jahr zurück, indem sein Farbestoff sich niederschlägt. Die edelste Sorte desselben, welche manche Rheinweinkenner allen andern am Rhein gezogenen rothen Weinen, und selbst dem besten Burgunder vorziehen, wird in den Weinbergen der herzogl. Kammer zu Wiesbaden erbaut.

Asmōdi, eigentlich Aschmedai, d. i. der Zerstörer, ein böser Dämon, welcher in den spätern jüd. Schriften erwähnt wird. A. wird als Urheber von mancherlei Arten des Unheils dargestellt. Im Buche Tobias tödtet er hintereinander die sieben Ehemänner der Sara, und deshalb hat man ihn in neuerer Zeit scherzhaft auch den Eheteufel oder Störer der Ehen genannt. Im Talmud heißt er der Fürst der Dämonen und soll den König Salomo aus seinem Reiche vertrieben haben.

Asmus (Pseudonym), s. Claudius (Matthias).

Asōpus (griech. Asopos) ist der Name mehrerer Flüsse des alten Griechenland und zugleich auch eines Flußgottes, welcher in den Sagen und Genealogien von Sikyon, Aegina und Theben als Stammvater eines weitverbreiteten Geschlechts erscheint. Es werden ihm 2 Söhne und 12 oder 20 Töchter beigelegt, deren Namen mit griech. Gewässern und Inseln identisch

sind. Unter diesen Töchtern ist am bekanntesten Aegina, welche Zeus entführte. Als A. sie überall vergebens suchte, theilte endlich Sisyphos in Korinth ihm das Geschehene mit. Er verfolgte daher den Zeus und wollte den Olymp mit seinen Wogen erstürmen, allein Zeus erschlug ihn mit seinem Blitze, seit welcher Zeit der Fluß Kohlen in seinem Bette führte.

Aesopus (griech. Aisopos), ein alter griech. Dichter, welcher bei den Griechen für den Urheber der Fabeldichtung gilt, und unter dessen Namen eine ziemliche Anzahl von Fabeln auf uns gekommen sind. Die Nachrichten über das Leben des A. sind dunkel und ungewiß; viele Kritiker, wie unter andern auch Luther, haben seine Existenz ganz in Abrede gestellt. Nach Herodot, Plutarch und Diogenes Laërtios lebte A. etwa im 6. Jahrh. v. Chr. als Zeitgenosse der Sieben Weisen. Er stammte aus Phrygien, diente mehrern Herren als Sklave, und genoß zuletzt das Vertrauen des Königs Krösos von Lydien, der ihn zu Gesandtschaften brauchte und endlich nach Delphi schickte, wo er jedoch von den Priestern, die er durch eine Fabel verletzt hatte, von einem Felsen herabgestürzt ward. Eine ausführliche Lebensbeschreibung des A., die gewöhnlich dem Maximus Planudes, einem byzant. Mönche des 14. Jahrh., zugeschrieben wird, ist voller Märchen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden die Fabeln des A. nicht von ihrem Urheber aufgezeichnet, sondern nur durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt. Aesopische Fabeln werden schon von Platon im «Phädon» erwähnt, und Aristophanes macht mehrfach Anspielungen auf dieselben. Die Redner bedienten sich derselben oft für ihre Zwecke. Demetrios Phalereos veranstaltete eine Sammlung Aesopischer Fabeln, die jedoch verloren gegangen, wie auch zwei spätere aus den Zeiten des Julius Cäsar und des Marc Aurel. Babrius (s. d.) brachte die Aesopischen Fabeln in Choliamben, vermochte aber dadurch die prosaisch abgefaßten Sammlungen nicht zu verdrängen. Man benutzte dieselben seit der Zeit der spätern röm. Kaiser vielfach als Unterlage für die rhetorischen Uebungen, wie aus den «Progymnasmata» des Sophisten Aphthonius (um 300 n. Chr.) und den Schriften des Rhetors Themistios (im 4. Jahrh.) hervorgeht. Während des Mittelalters bereicherte sich der Schatz der vorhandenen Aesopischen Fabeln aus den orient. Fabelbüchern, wie dem «Syntipas» und «Kalilah und Dimnah». Auf die Gegenwart sind verschiedene Sammlungen Aesopischer Fabeln gekommen. Zuerst erschien im Druck die dem erwähnten Maximus Planudes beigelegte, die sich in zwei Recensionen erhalten hat, von denen die eine zuerst von Buonaccorso (Bonus Accursius) zu Mailand (um 1479), die andere von Rob. Stephanus (Par. 1546) herausgegeben wurde. Hierzu kam die heidelberger Sammlung (herausg. von Nevelet, Frankf. 1610), die von Marianus (Orf. 1718) und Hauptmann (Lpz. 1741) mit der Planudischen vereinigt wurde. Eine neue Epoche für die Kritik dieser Fabelsammlungen tritt mit der Veröffentlichung der florentiner Handschrift durch Furia (2 Bde., Flor. 1809) ein, welche 199 Fabeln enthält, von Schäfer (Lpz. 1810) verbessert herausgegeben und von Korais in dessen Ausgabe (Par. 1810) aller bis dahin bekannten Aesopischen Fabeln aufgenommen ward. Hierzu kam noch die Sammlung einer augsburger Handschrift, 231 Fabeln enthaltend, von welcher Schneider (Bresl. 1812) eine Ausgabe veranstaltete. Eine kritische Ausgabe aller bisjetzt bekannten Aesopischen Fabeln hat Halm (Lpz. 1852) geliefert. Ueber die Aesopische Fabel bei den Römern, s. Phädrus. Während des Mittelalters sind die Fabeln des A. Gemeingut aller abendländ. Literaturen geworden. In Deutschland wurden sie nach der Mitte des 15. Jahrh. von Heinrich Steinhöwel in deutscher Prosa bearbeitet und mit den lat. Texten seit 1476 sehr oft gedruckt. Luther hat ebenfalls mehrere Aesopische Fabeln (1530) deutsch bearbeitet. Seit dem letzten Jahrzehnt des 17. Jahrh. bis in das dritte des 18. wurden die Fabeln des A. und des Phädrus mehrfach übersetzt und bearbeitet, in Prosa wie in Versen, so von Hartnaccius, Krause, Melander, Francke, Rieder u. s. w., wozu in neuerer Zeit noch zahlreiche Uebertragungen mit und ohne Bilder für die Jugend gekommen sind. Vgl. Grauert, «De Aesopo et fabulis Aesopicis» (Bonn 1825); Keller, «Untersuchungen über die Geschichte der griech. Fabel» in den «Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik» (Supplement, Bd. 4, Lpz. 1862).

Asow, Azow, türk. Asak, Azak, eine ehemals wichtige Hafenstadt und Festung, jetzt ein unbedeutender Flecken (Possad) im südruss. Gouvernement Jekaterinoslaw, am südlichsten der 13 Arme des Don, $1\frac{1}{2}$ M. von der Mündung in das Asowsche Meer gelegen, hat (1859) 6308 E., die hauptsächlich Fischfang treiben, da der Hafen jetzt versandet und nur für Boote zugänglich ist. Der Ort hat bisher für das alte Tanäis, eine Colonie der bosporanischen Griechen am Flusse Tanäis (Don), gegolten, welches eine blühende und mächtige Handelsstadt war, die noch Strabo «das gemeinsame Emporium aller europ. und asiat. Barbaren» nennt,

und die, als sie sich der Herrschaft der bosporanischen Könige entzog, von König Polemo, dem Zeitgenossen des Augustus und Tiberius, zerstört wurde. Vor kurzem jedoch hat man unzweifelhafte Ueberreste von Tanäis bei Nedwidowka, etwas über 1 M. vom Meere, an dem jetzt unbedeutenden nördlichsten Arme, dem sog. Todten Don (Mertwoi Donez), aufgefunden. Im Mittelalter erscheint in derselben Deltagegend ein anderer wichtiger Handelsplatz, welcher die Hauptstation auf dem Zuge der indischen Waaren vom Kaspisee her bildete, das Tana der italischen Handelswelt, seit Gründung des lat. Kaiserthums (1204) im Besitz der Venetianer, seit 1261 der Genuesen. Schon 1237 ward dieser Platz von den Mongolen geplündert, bei welcher Gelegenheit er Orna oder Ornatsch genannt wird. Wo dies Tana gelegen, ist noch nicht ermittelt, das jetzige A. war es sicherlich nicht. A. wurde 1395 von den Horden Timur's geplündert und verheert, 1471 von den osman. Türken, 1572 und 1637 aber von den Donischen Kosacken erobert. Dann hielt es 1641 eine dreimonatliche Belagerung durch die Türken aus, bis es 1642 von diesen eingenommen ward. Nachdem Peter d. Gr. 1695 den Platz 96 Tage lang mit einem Verluste von 20—30000 Mann belagert, eroberte er denselben 1696 nach 44tägiger Belagerung mit Hülfe österr. und brandenb. Ingenieure und Kanoniere. Der Zar that vieles zur Befestigung und Hebung des Orts, mußte ihn aber im Frieden am Pruth 1711 an die Türken zurückgeben. Die Russen nahmen ihn 1736 unter Lascy aufs neue und behielten ihn im Frieden von 1739, jedoch mit der Bedingung, alle Festungswerke zu schleifen. Schon 1771 stellten indeß die Russen A. wieder her und erhielten es 1774 im Frieden von Kutschuk Kainardschi für immer sammt der freien Schiffahrt auf dem Asowschen und Schwarzen Meere. Doch bei der Nähe des rasch aufblühenden Taganrog und wegen Versandung des Hafens verlor es seine Wichtigkeit.

Asowsches Meer heißt nach der einst wichtigen Hafenstadt Asow das nordöstlichste Seitenbassin des Schwarzen Meeres, mit dem es durch die früher nach Kaffa oder Feodosia, jetzt nach Kertsch und Jenikale benannte Meerenge, den Kimmerischen Bosporus der Alten, in Verbindung steht, während es durch die Taurische Halbinsel oder die Krim von demselben getrennt wird. Im Alterthum hieß es bei den östl. Anwohnern, den Maiten, Temarunda, bei den Griechen der Maitische See, bei den Römern der Mäotische Sumpf (Palus Maeotis). Die Russen nennen es jetzt Asowkoje More, die Osmanen Asak-Denis oder, wegen des Fischreichthums, Balük-Denis (Fischmeer). Bei den Tataren der genuesischen Zeit hieß es Tschabak-Denghis (Brassenmeer), woher der im Mittelalter und noch später übliche ital. Name Mazedi Zabache oder Sabache stammt. Das Asowsche Meer bedeckt, ohne das Siwasch genannte Seitenbecken, eine Fläche von 637,64, mit demselben von 685,5 Q.-M., und verengt sich in seinem nordöstlichsten Winkel zwischen zwei halbinselartigen Küstenvorsprüngen zu dem Asowschen oder Golf von Taganrog, der auch Donischer Meerbusen genannt wird. Seine Küsten sind vielfach zerrissen, nur im S., an dem östl. Theile der Krim, gebirgig, im ganzen N. von 100—300 F. hohen, meist steilen Wänden gebildet, sonst überall flacher Sand- und Steppenboden. Gute Häfen fehlen, und die sichern Ankerplätze sind meist durch Untiefen und Dünen versperrt, jetzt wie schon im Alterthum. Außer dem gewöhnlich hierher gerechneten, oberhalb des Dondeltas gelegenen Rostow sind die einzigen Häfen: Taganrog, Mariupol und Berdiansk im N. und das erst 1851 dem Handel eröffnete Jeisk im O. Dem Becken des Asowschen Meeres liegt ein Erdreich zum Grunde, welches hauptsächlich aus lockerm Steppenboden, aus einer im Wasser leicht zu scheidenden Mischung von Sand und Lehm oder Thon, nebst einer Schicht undichtem, ebenfalls leicht lösbarem Muschelkalk besteht. Einestheils solche geol. Beschaffenheit, anderntheils der viele Schlamm, den die Zuflüsse aus der Umgebung herbeiführen, machen dieses Binnenmeer seicht; schon die Alten haben es nur als eine Erweiterung des Don (Tanais) angesehen und seine allmähliche Ausfüllung durch Schlamm und Schutt für möglich gehalten. So manche Veränderungen indeß im Laufe der Zeit hier und da an den Küsten ohne Zweifel vor sich gegangen, erwiesen doch die neuesten Untersuchungen, daß sich seit 2000 J. das Dondelta nicht erheblich erweitert, und daß in der Mitte des Meeres die Tiefe sich wenig oder gar nicht verändert. Im ganzen zeigt das Bassin noch dieselben Umrisse, dieselbe Tiefe und andere Eigenthümlichkeiten, wie sie schon im Alterthume beschrieben werden. Seine einstige Verbindung mit dem Kaspischen Meere, schon von Pallas und neuerdings von Murchison aus geognostischen und andern Erscheinungen nachgewiesen, fällt in vorhistor. Zeit. Die Tiefe des Asowschen Meeres wird schon von Polybius (150 v. Chr.) zu 7—5 Klaftern angegeben und ist im ganzen heute noch dieselbe. Bei der Peilung von 1854 haben sich als größte Tiefen, fast in der Mitte, 44 russ. (41,27 par.) F. ergeben. Wie

einst, so hat auch jetzt noch das Meer gewissermaßen die Eigenthümlichkeit eines Flusses, indem es sich in der Mitte, auf der Linie von der Donmündung zur Meerenge von Kertsch, am tiefsten zeigt. In der Nordhälfte des Bassin herrscht die Strömung von NO. gegen SW. vor. Diese wird von den Flüssen der Nordküste, Don (Tanais), Krinka mit dem Mius (Poritos), Kalmius (Lykos), Berda (Agaros), Molotschna (Gerrhos) u. a., unterhalten, die im Frühjahr einen Reichthum an Wasser und Steppenboden bringen. Was davon Sand ist, schlägt sich an Zungen und Bänken nieder, der Lehm hingegen treibt ins offene Meer und gibt ihm seine schmuziggelbe Farbe. Der Salzgehalt des Meeres ist in der Mitte des Bassin nur gering; das Wasser auf der Rhede von Taganrog wird sogar zum Trinken benutzt. Der äußerste Westen, der Siwasch, ist freilich als ein Salzsee zu bezeichnen. Der östl. Theil, welchem Jeja und Kirpili (Rhombites major und minor), ein Arm des Kuban (Hypanis) und andere Flüsse Süßwasser zuführen, ist weniger salzig und darum äußerst reich an Süßwasserfischen (Hausen, Sterleten u. s. w.). Namentlich zwischen der Landspitze Dolgaia und der Meerenge von Kertsch findet bedeutende Fischerei statt und eine beträchtliche Ausfuhr von Leim, Kaviar und getrockneten und gesalzenen Fischen. Infolge dieses großen Süßwassergehalts belegt sich jedoch auch das Meer leicht mit Eis und ist daher in der Regel vom Dec. bis Mitte April für die Schiffahrt nicht frei. Im Frühjahr nimmt, nach der Schneeschmelze im Gebiete des Don, die Höhe des Wasserstandes bedeutend zu und erleichtert selbst größern Fahrzeugen den Eingang durch die Meerenge und die Schiffahrt auf dem Meere selbst. Dieser Umstand ermöglichte auch im Mai 1855 das Einlaufen der engl.-franz. Flotte sowie das darauffolgende Bombardement mehrerer Küstenplätze, die Zerstörung der russ. Handels- und Vorrathsschiffe und die vollkommene Beherrschung des ganzen Beckens. Im ganzen setzen jedoch die Seichtigkeit, die anhaltende Eisbedeckung und die häufigen Stürme zu allen Jahreszeiten, namentlich furchtbare Oststürme, dem Schiffs- und Handelsverkehr große Gefahren und Beschränkungen entgegen.

Ein ganz eigenthümliches Gebilde ist das Seitenbassin Siwasch oder die Faule See, russ. Gniloje More, ein stehendes, von Untiefen und Sandbänken durchschnittenes, durchaus salziges und für Schiffahrt unbrauchbares Wasser. Die von den Russen zum Gouvernement Taurien (Krim) geschlagene, 47,86 Q.-M. umfassende See- und Sumpffläche wird durch die fast 15 M. lange, schmale und ganz niedrige Landzunge von Arabat (s. d.) vom Asowschen Meere abgeschlossen. Nur durch die enge Straße von Genitschi steht der Siwasch mit dem Meere in Verbindung, und an seinem Nordwestende wird er durch den $^5/_4$ M. breiten Isthmus von Perekop von dem Theile des Schwarzen Meeres getrennt, welcher das Todte Meer, russ. Mertwoje More, heißt. Der Siwasch theilt sich durch die vom Festlande südwärts vorspringende Halbinsel Tschongar und die ihr gegenübertretende krimische Landzunge Dschanskoi wieder in zwei Becken, die durch die schmale, seichte, jetzt wie schon seit 1737 überbrückte Tschongarstraße miteinander in Verbindung stehen. Das nördl. und zugleich westl. Becken hat eine Richtung von O. gegen W. und gleicht mehr einem Flusse als einer Meeresbucht. Seine Küste ist auf beiden Seiten Steppenboden und auf ganz auffallende Weise durch zahlreiche, seltsam zerrissene Halbinseln ausgefranst, aber wenig bekannt, weil die Tschongarstraße unfahrbar. Das südl. und zugleich östl. Becken hat wie die Landzunge von Arabat Nordnordwestrichtung, ist fast 15 M. lang und 1—5 M. breit. Die Ost- und Nordküste zeigt nur unbedeutende Einbuchtungen; die Küste der Krim dagegen ist durch mehrere $2^1/_2$ bis $3^3/_4$ M. lange Einschnitte zertheilt, die durchweg von NO. gegen SW. gerichtet sind, und besteht aus dem steilabfallenden Steppenrande, einem 5—20 F. hohen Walle von Erde, Mergel und Thon. Diese Formation setzt sich auch nordwärts bis Genitschi fort. Dagegen besteht das Ostufer längs der Landzunge von Arabat aus einer niedrigen Sandbank, und nur an zwei Punkten der nördl. Hälfte erweitert sich dieselbe in den isolirten, durch den Siwasch abgerissenen höhern Steppenfragmenten Nord- und Südtschakrak, an deren Westseite sich ausgedehnte Schlamm- und Kiesbänke gebildet haben. Der nördlichste Theil dieses Beckens, südwärts bis Nordtschakrak, ist eine klare, blaue Wasserfläche, je nach dem Winde zwischen $4^1/_2$ und 8 F. tief. Der daranstoßende Theil zwischen der Dschanskoihalbinsel, Nord- und Südtschakrak, gleicht gewöhnlich einem Moraste und rechtfertigt am meisten den Namen «Faule See». Er besteht, mit Ausnahme des $4^1/_2$ F. tiefen Fahrwassers, das ihn mit dem südlichsten Theile verbindet, aus schlammigen Untiefen, die auf weiten Strecken nur 6—12 Zoll Wasser halten und meist mit Schilf und Röhricht bestanden sind, in welchem zahllose Wasservögel nisten. Es ist dies eine große Salzpfanne, in welcher bei der Glut der Sommersonne die Salzsole schnell verdampft. Der südlichste Theil des Beckens, etwa 10 M. lang, in der Mitte höchstens $4^1/_2$ F. tief, wird auf beiden Ufern immer flacher und endet an

ihnen als ein vollständiger Sumpf. Gegen Arabat hin wird er ganz flach, und auch an der schmalsten Stelle, vor dem Mündungsdelta des Karasu oder Salghir, des Hauptflusses der Krim, breitet sich eine Untiefe aus, über welche kein Fahrwasser hinüberführt. Sobald die Flüsse der Krim versiegt sind und die schnelle Verdunstung den Wasservorrath des Siwasch vermindert hat, bildet sich an seinen Ufern eine große Menge grober Salzkrystalle. Die Ausdünstung des Siwasch ist widerwärtig, aber nicht gerade ungesund. Merkwürdig ist, daß zahllose Vögel in diesem Salzsumpfe brüten und Nahrung finden, und ebenso schwärmen in dem überaus salzigen Wasser der Tschongarstraße ganze Haufen von jungen Fischen.

Aspalathus, eine von Linné benannte artenreiche Gattung Sträucher vom Vorgebirge der guten Hoffnung, aus der 17. Klasse des Sexualsystems und der Familie der Schmetterlingsblütler, mit einfachen oder dreizähligen, gebüschelten Blättern, meist gelben, theils einzeln in den Blattwinkeln stehenden, theils in Köpfchen vereinigten Blüten und einsamigen, länglichen, oft schiefen Hülsen. Verschiedene Arten, z. B. A. ciliaris, pedunculata, ericifolia, argentea u. a., werden ziemlich häufig in Gewächshäusern zur Zierde cultivirt. Sie gehören in das Orangeriehaus, verlangen Heideerde und werden durch Samen und Stecklinge vermehrt. — Unter dem Namen Aspalatholz kommt das Adlerholz (s. d.), außerdem aber auch das sog. grüne Ebenholz vor. Letzteres, olivengrün oder grünlichbraun, mit hellern und dunklern Längenstreifen, äußerst dicht und hart, stammt von dem ostind. Baume A. Ebenus, nach andern von einer amerik. Art der Trompetenblume: Bignonia ebena, oder von Brya Ebenus, einem auf den Antillen einheimischen starken Strauche. Es wird von Tischlern zu eingelegter Arbeit u. s. w., auch von Drechslern benutzt.

Asparăgus, Spargel, Linné'sche Pflanzengattung aus der 6. Klasse, 1. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Smilaceen. Ihre Arten sind theils ausdauernde Kräuter mit kriechendem Wurzelstock, theils aufrechte oder kletternde Halbsträucher und Sträucher, manche mit starken Stacheln bewaffnet. Ihre zuerst sich entwickelnden Blätter sind stets trockenhäutige Schuppen, die spätern lineal- oder fadenförmig, weich oder steif, selbst stechend, immer in Büschel gestellt. Die Blüten stehen einzeln oder gebüschelt an den Seiten der Zweige, sind zwitterlich oder durch Verkümmerung des einen der beiden Geschlechtsorgane zweihäusig, und haben ein glockenförmiges Perigon. Aus dem dreifächerigen, oberständigen Fruchtknoten entsteht eine kugelige, sechssamige Beere. Die Spargelarten kommen sehr zerstreut auf der Erdoberfläche vor, die meisten wachsen in Asien. Zu den krautartigen gehört der in den Küstengegenden Südeuropas und selbst noch Englands wild wachsende und auch in Deutschland an Flußufern (z. B. am Elbufer) verwildert vorkommende gemeine oder Gartenspargel, A. officinalis, welcher allenthalben als Gemüsepflanze angebaut wird. (S. Spargel.) Unter den strauchigen Arten kommen im südl. Europa am häufigsten vor: A. acutifolius, mit kletternden Stämmen und Aesten und steifen, nadelförmigen Blättern; A. albus, mit weißen, stacheligen Zweigen. Eine sehr merkwürdige Pflanze ist der in Spanien und Griechenland wachsende A. horridus, ein von Dornen starrender Strauch ohne Blätter. In allen Spargelarten, namentlich aber in den saftigen Schößlingen des angebauten Spargels, findet sich ein eigenthümlicher Stoff, das Asparagin, welches aus dem zur Saftdicke abgedunsteten Safte sich in wasserhellen, harten und spröden, säulenförmigen Krystallen abscheidet, einen kühlen, etwas widerlichen Geschmack hat, sich im Feuer aufbläht und dabei reizende, ammoniakalische Dämpfe ausstößt.

Aspasia, eine der berühmtesten Frauen des griech. Alterthums, geb. um 470 v. Chr. zu Milet, eine Tochter des Axiochos, scheint sich die Thargelia (ebenfalls aus Milet), welche auf eine seltene Weise polit. und wissenschaftliche Talente mit der dem weiblichen Geschlechte eigenen Anmuth in sich vereinigte, zum Muster genommen zu haben. Der Umstand, daß in Athen alle fremde Frauen gleichsam geächtet waren und deren Kinder, wenn auch in der Ehe gezeugt, nicht als rechtmäßige betrachtet wurden, bewirkte, daß A. öfter in die Reihe der Hetären gestellt worden ist. Sie beschäftigte sich in Athen mit Politik und Beredsamkeit, den mächtigsten Waffen der Freistaaten. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten und geistvollsten Männer Athens. Sokrates besuchte sie oft; ja er legt ihr bei Plato sogar die Leichenrede, die er dem Menexenos vorträgt, scherzweise in den Mund. Dem Perikles, der es verstand, zugleich Bürger und König einer Republik zu sein, und dem sie Unterricht in der Beredsamkeit ertheilt haben soll, wußte sie dauernde Liebe einzuflößen. Man nannte ihn den olympischen Zeus und A., seine Begleiterin, die Juno. Endlich trennte Perikles sich von seiner ersten Gemahlin und heirathete die A. Der muthwillige, aber nicht historisch treue Aristophanes beschuldigt A., den Krieg zwischen Athenern und Samiern um Milet, und den Peloponnesischen

Krieg wegen des Raubes einiger ihr gehörenden Mädchen veranlaßt zu haben. Plutarch rechtfertigt sie gegen diese Beschuldigungen, und Thukydides nennt ihren Namen nicht, obgleich er die Ursachen des Peloponnesischen Kriegs mit den kleinsten Nebenumständen erzählt. Als die Athener, aufgebracht gegen den Perikles, den sie aber selbst nicht anzugreifen wagten, die A. wegen Verachtung der Götter anklagten, trat Perikles als ihr Vertheidiger auf und entwaffnete die Richter. Nach des Perikles Tode heirathete sie den Viehhändler Lysikles, der aber bald durch ihren Einfluß in Athen großes Ansehen erlangte. Ihr übriges Leben ist unbekannt. Ihr Name war so berühmt, daß der jüngere Cyrus seine Geliebte Milto nach ihr benannte. Ueberhaupt auch bezeichnete man später mit dem Namen A. liebenswürdige und hochgebildete Frauen. Vgl. Jacobs, «Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts», in dessen «Vermischten Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1840).

Aspecten heißen in der Sternkunde die merkwürdigsten unter den verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gegeneinander, wie sie uns nämlich, von der Erde aus gesehen, erscheinen. Man benennt gegenwärtig nur noch fünf A. Diese sind die Conjunction oder Zusammenkunft, die Opposition oder der Gegenschein, der Gedritt- oder Trigonalschein, der Geviert- oder Quadratschein, auch Quadratur genannt, und der Gesechst- oder Sextilschein. Die Conjunction, in den Kalendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet, ergibt sich, wenn zwei Gestirne einerlei Länge haben. In diesem Falle sind ihre Orte am Himmel nur um die Differenz oder Summe ihrer Breiten, je nachdem sie nämlich auf einer Seite oder auf entgegengesetzten Seiten der Ekliptik liegen, verschieden, und also, da die Breite der Sonne stets Null, die des Mondes und der meisten Planeten aber, die kleinsten zuletzt entdeckten ausgenommen, nie beträchtlich ist, in der Regel wenig voneinander entfernt. Hätten sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breiten, so würden sie einander bedecken. Die Conjunction des Mondes mit der Sonne verursacht den Neumond; fällt aber ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsterniß. Die Opposition, im Kalender ☍, ereignet sich, wenn die Länge zweier Gestirne um 180 Grad verschieden ist, sodaß das eine aufgeht, wenn das andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenschein, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Mondsinsterniß. Für die Astronomie sind die Conjunctionen und Oppositionen, die in früherer Zeit größere wissenschaftliche Wichtigkeit hatten, nur noch von Bedeutung zur Bestimmung der Bahnen der Planeten, für die mathem. Geographie aber zur Bestimmung der geogr. Länge. Conjunction und Opposition heißen wol auch die beiden Syzygien (s. d.); indeß wird dieses Wort gegenwärtig gewöhnlich nur beim Monde gebraucht. Der Trigonalschein △ findet statt, wenn sich die Längen zweier Planeten um den dritten, die Quadratur □, wenn sie sich um den vierten, der Gesechstschein ✱, wenn sie sich um den sechsten Theil von 360 Grad unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letzten A. von keinem Werthe; die Astrologen schrieben ihnen einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube war auch Ursache, daß die A. in die Kalender aufgenommen wurden, in denen sie noch jetzt, wenigstens zum Theil, in der Regel mit Weglassung des Gedrittscheins und Gesechstscheins, bemerkt sind.

Asper oder **Aktsche**, d. h. Weißpfennig, die kleinste türk. Rechnungsmünze, die niedrigste Unterabtheilung des türk. Piasters, welcher letztere in 40 Para zu 3 A. eingetheilt wird. Demnach betragen 120 A. einen Piaster; doch wird der Piaster in neuerer Zeit bisweilen auch in 100 Theile getheilt, welche gleichfalls A. (oder Minas) heißen. In Aegypten hat der Piaster 100 gute oder 120 Courant-Asper, in Kairo jedoch 80 Courant-A. Als 120. Theil des türk. Piasters hat der A. einen Werth von wenig mehr als $1/6$ eines preuß. Pfennigs.

Aspern und Esling, zwei Dörfer, Wien östlich gegenüber, etwa $1/2$ St. voneinander entfernt, bekannt durch die Schlacht 21. und 22. Mai 1809 zwischen Napoleon und den Oesterreichern unter dem Erzherzog Karl. Nach der Capitulation der österr. Hauptstadt 13. Mai ließ Napoleon von der Insel Lobau Schiffbrücken über die Donau schlagen und begann am 21. zwischen den genannten Dörfern, welche als Stützpunkte für die Entwickelung sogleich besetzt wurden, den Uebergang auf das linke Ufer, wo der Erzherzog Karl zwischen dem Bisamberge und Nußdorf Stellung genommen hatte. Dieser ließ seine Armee, 103 Bataillone, 148 Escadrons, 75000 Mann mit 288 Geschützen, in fünf Colonnen zum Angriff rücken und in einem Halbkreise das franz. Heer, von dem bisher etwa nur die Hälfte, 50000 Mann, übergegangen war, umfassen. In dem engen und fast ganz ebenen Raume zwischen A. und Esling begann die mörderische Schlacht. Alles hing von dem Besitze der beiden Dörfer ab. A. wurde gleich anfangs von den Oesterreichern genommen, und obschon es ihnen wiederholt ent-

rissen ward, theilweise behauptet. In Eßling aber vermochten die Oesterreicher sich durchaus nicht zu halten. Wiederholt machte Napoleon den Versuch, das Centrum der Oesterreicher durch einen Massenangriff der Cavalerie zu sprengen, allein die Standhaftigkeit der österr. Infanterie, welche hier zum ersten mal volle Quarrés formirte, ließ diese Versuche scheitern. Die Nacht beendete den erbitterten Kampf auf einige Zeit. Vorher schon war durch die Oesterreicher die Brücke, welche das rechte Donauufer mit der Insel Lobau verband, durch brennende Fahrzeuge und Schiffmühlen durchbrochen worden, sodaß die franz. Verstärkungen nur langsam und vereinzelt durch Ueberschiffungen auf dem Schlachtfelde anlangen konnten und das ganze Corps von Davoust dem Kampfe müßig zusehen mußte. Am 22. Mai erneuerte Napoleon, nachdem das Gefecht um die Dörfer schon bei Tagesanbruch wieder begonnen, den Versuch, die Mitte zu durchbrechen; dazu wurden drei Divisionen und der größte Theil der Cavalerie bestimmt, eine vierte Division folgte zur Unterstützung, die Garden blieben in Reserve. Zahlreiche Batterien leiteten den Angriff ein, der eine gefährliche Krisis eintreten ließ. Aber der Erzherzog führte persönlich seine noch intacte Reserve von Grenadieren in das Gefecht, brachte dasselbe zum Stehen und ging nun zur Offensive über. Die Franzosen wichen allmählich in ihre frühere Aufstellung zurück, auf deren Massen nun alles disponible österr. Geschütz sein Feuer richtete. Napoleon, der wegen der zerstörten Brücken keine Verstärkung mehr heranziehen konnte, ordnete nun seinen Rückzug auf die Insel Lobau an, welchen die Infanterie, in Eßling sich behauptend, mit großer Hingebung deckte. Die moralische Wirkung der ersten Niederlage Napoleon's war so groß, daß er seiner entmuthigten Infanterie wieder Bataillonsgeschütze zutheilte. Der Sieg hatte aber für Oesterreich keine entscheidenden Folgen, da nach sechs Wochen die Schlacht von Wagram dem Kriege ein unglückliches Ende gab. Die Oesterreicher verloren in der Schlacht bei Aspern und Eßling nach eigener Angabe über 4000 Mann und hatten über 16000 Mann Verwundete, darunter 12 Generale. Französischerseits sollen 8000 Mann geblieben und 30000 Mann verwundet worden sein. Gefangene wurden bei der gegenseitigen Erbitterung nur wenige gemacht. Unter den Schwerverwundeten war der Marschall Lannes, der wenige Tage nachher starb. Kraft's Gemälde der Schlacht bei A., gestochen von Rahl (1825), befindet sich im Invalidenhause zu Wien. Dem Sieger von A. ist 1860 in Wien ein Standbild (Reiterstatue) gesetzt worden.

Asperŭla, von Linné benannte Pflanzengattung aus der 4. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und aus der Familie der Rubiaceen, welche sich von der ihr zunächststehenden Gattung Galium durch die trichterförmige, mit deutlicher Röhre versehene Blumenkrone unterscheidet, übrigens einen undeutlichen Kelch und einen unterständigen Fruchtknoten besitzt, woraus sich eine zweiknöpfige, trockene Spaltfrucht mit einsamigen Fruchthälften entwickelt. Die Blüten sind meist weiß und stehen in oft rispig gruppirten Trugdolden, die Blätter quirlförmig angeordnet. Zu dieser Gattung, deren Arten meist perennirende, selten einjährige Kräuter oder Halbsträucher, und der Mehrzahl nach in Europa zu Hause sind, gehört der bekannte Waldmeister, A. odorata, dessen aromatisches Kraut die Hauptrolle bei der Bereitung des Maitranks spielt. Die in schattigen Laubwäldern (besonders Buchenwäldern) auf steinigem, mit Humus vermengtem Boden wachsende Pflanze ist ein zartes Kraut mit fadenförmigem, kriechendem Wurzelstock, aufrechten, vierkantigen Stengeln, zu acht gestellten, länglich-lanzettförmigen Blättern und weißen, angenehm duftenden Blüten in endständiger, dreitheiliger Trugdolde. Die Früchte sind mit Hakenbörstchen besetzt. Das eigenthümliche und angenehme Arom dieser Pflanze rührt von dem darin vorhandenen Cumarin (s. d.) her. Außerdem hat man darin Chlorophyll, Citronsäure, Catechusäure und eine eigenthümliche Gerbsäure von schwach braungelber Farbe und säuerlich herbem Geschmack gefunden. Der Waldmeister wird häufig mit dem Wald-Labkraut (Galium silvaticum) verwechselt. Dieses ist leicht an seinen runden Stengeln und bläulich bedufteten Blättern zu erkennen. Alle übrigen Arten von A. sind meist unscheinbare Gewächse ohne besondere Bedeutung für praktische Zwecke.

Asphalt, Erdharz, Erdpech oder Judenpech, ist ein schwarzes oder schwarzbraunes, starkglänzendes, bei 80° R. schmelzendes, in Terpentinöl und andern ätherischen Oelen auflösliches mineralisches Harz von 1,16 specifischem Gewicht und schwachem bituminösem Geruch, welches zu schwarzen Lackirungen, zum Aetz- und Deckgrund der Kupferstecher, zu einem schwarzen Anstrich auf Eisenwerk, auch als dunkelbraune Lasurfarbe in der Oelmalerei angewendet wird. Es scheint durch Abdunstung und Oxydation des Erd- oder Bergtheers entstanden zu sein, welchen man mit dem A. unter dem gemeinschaftlichen Namen Bitumen zusammenzufassen pflegt. Hauptfundorte des A. sind die Insel Trinidad und der Asphaltsee

in Judäa (das sog. Todte Meer). Auf jener befindet sich ein fast runder See von reichlich 1 engl. M. Durchmesser und unerforschter Tiefe, dessen ganze glatte Oberfläche aus A. gebildet ist, und von dem man nicht weiß, ob er darunter Wasser enthält. Gewöhnlich kann man über diese Asphaltfläche gehen, doch wird dieselbe bei heißem Sonnenschein wol auf 1 Zoll Tiefe flüssig. Am Todten Meere fließt Bergtheer nebst Wasser aus mehrern benachbarten Quellen hervor, kommt damit in den See, erhärtet darin allmählich und erhält sich auf dem starksalzigen, daher specifisch schwerern Wasser schwimmend. Durch trockene Destillation des A. erhält man ein braunschwarzes, flüchtiges Oel, das Asphaltöl. — Neuerlich wird mit dem Namen A., der ursprünglich nur für das ebenbeschriebene reine Erdharz galt, auch eine von jenem wesentlich verschiedene Masse bezeichnet, welche durch ihre Anwendung zur Straßenpflasterung, zu Fußböden überhaupt, zu Dächern und zur Abhaltung der Feuchtigkeit vom Mauerwerk eine große Bedeutung erlangt hat. Diese besteht in einem mit Erdharz und mehr oder weniger Bergtheer durchdrungenen kalkigen Gesteine oder einem durch dieselben Substanzen fest zusammengebackenen feinen Kalksande. In solchem natürlichen Zustande führt das Material gewöhnlich den Namen Asphaltstein; dergleichen kommt in Menge zu Seyssel im Depart. Ain, Lobsann im Elsaß, Bastennes im Depart. Landes, Val de Travers im Canton Neufchâtel, in Deutschland zu Limmer bei Hannover vor. Um Straßentrottoirs, Fußböden, Dachflächen u. s. w. damit zu bekleiden, wird der Asphaltstein zu Pulver zerkleinert, in eisernen Kesseln über Feuer mit etwas Bergtheer zusammengeschmolzen, mit kleinkörnigem Kies innig vermengt und schließlich die Masse auf die bestimmte Fläche so ausgegossen, daß sie eine z. B. halbzöllige Schicht darauf bildet. Um das Aufsteigen der Erdfeuchtigkeit in Mauern zu verhindern, bringt man nahe über der Grundmauerung eine oder ein paar Schichten derselben Masse zwischen die Ziegel statt des Mörtels. Ohne Kieszusatz wird dieselbe als Asphaltkitt oder Mastic statt Mörtels bei Wasserbauten, zum Auskleiden von Wasserbehältern, Abtrittsgruben u. s. w. benutzt. Für alle diese Zwecke hat man künstliches A. anzuwenden versucht, d. h. das durch Einkochen des Steinkohlentheers gewonnene schwarze Steinkohlenpech, welchem im geschmolzenen Zustande Kalksteinmehl und Kies zugesetzt wurde; aber ihrer Sprödigkeit wegen ist diese Composition viel schlechter.

Asphodĕlus, Affodill, schon den Alten bekannte Pflanzengattung aus der Familie der Liliengewächse und der 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems. Ihre vorzüglich in den um das Mittelländische Meer herumgelegenen Ländern wachsenden Arten sind fast alle ausdauernde, meist stattliche Kräuter mit büscheligem, oft aus länglichen Knollen zusammengesetztem Wurzelstock, grundständigen, linealen oder rinnigen Blättern und einfachem oder ästigem, blattlosem Stengel, welcher große, weiße, oft purpurngestreifte, selten gelbe Blumen in Trauben oder Aehren trägt. Jede Blüte besteht aus einem tief sechstheiligen Perigon und sechs Staubgefäßen, die mit ihren verbreiterten Basen den Fruchtknoten umhüllen. Durch letztern Umstand unterscheidet sich diese Gattung von der sonst ihr sehr ähnlichen Gattung Anthericum. Die in Südeuropa am häufigsten vorkommenden, auch bei uns als Topfzierpflanzen cultivirten Arten sind A. albus mit einfachem, und A. ramosus mit ästigem Stengel. Beide besitzen äußerlich schwarze, inwendig weiße, fleischig-saftige Knollen, welche viel Stärkemehl und Zucker enthalten. Deshalb ist man neuerdings in Frankreich (seit dem Misrathen des Weins durch die Traubenkrankheit) auf den Gedanken gekommen, diese Knollen zur Spiritusfabrikation zu benutzen, und zwar hat man dies mit dem glücklichsten Erfolge gethan. Bereits bestehen in Languedoc (im Depart. Hérault) Brennereien, welche sich die Wurzelknollen der dort massenhaft vorkommenden A. albus zu Nutze machen. 100 Kannen des durch Auspressen gewonnenen Saftes geben nach der Gärung bei der Destillation 8 Kannen Spiritus von 86 Grad. Dieser Affodillsprit ist klar, ohne Spur von Fuselöl, bewahrt dagegen das angenehme Arom der Pflanze. In Spanien und Griechenland findet man die beiden genannten Arten auf sumpfigen Wiesen und Triften oft in ungeheuerer Menge, sodaß solche Wiesen zur Blütezeit von fern wie beschneit aussehen. Daher mögen die alten Griechen auf den Gedanken gekommen sein, auch in der Unterwelt «Asphodeloswiesen» anzunehmen, auf welchen die Schatten der Todten umherwandeln.

Asphyxie (griech., d. h. eigentlich Pulslosigkeit), nennt man in der Medicin den Scheintod (s. d.), und Scheintodte heißen daher auch Asphyktische. Asphyktisch Gestorbene sind diejenigen, deren Tod durch Stillstand des Blutlaufes verursacht wurde (Ertrunkene, Erstickte, vom Blitze Erschlagene u. s. w.). Asphyxirende Gase sind die erstickenden Gase.

Aspidium, Schildfarrn, eine von Smith aufgestellte Farrnkrautgattung aus der Familie

der Polypodiaceen und der 24. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, welche von Linné zu Polypodium gezogen worden war, und von der später viele Arten als eigene Gattungen (Nephrodium, Nierenfarrn, und Polystichum, Punktfarrn) abgetrennt worden sind. Die echten Aspidien besitzen einen runden, schildförmigen, nur im Mittelpunkt der untern Fläche angehefteten, den Fruchtknoten von obenher bedeckenden Schleier. (S. Farrnkräuter.) Dazu gehören von deutschen Farrnkräutern A. Lonchitis Sw. mit lanzettförmigen, fiedertheiligen Wedeln, dessen Fiedern sichelförmig geformt, gesägt und gewimpert sind, und A. aculeatum Koch, eine stark variirende Pflanze mit doppelt fiederschnittigen Wedeln und dornig gezähnten Zipfeln. Beide wachsen in den Alpen und andern Hochgebirgen. Die Arten der von Desvaux aufgestellten Gattung Nephrodium, welchen Roth den Namen Polystichum gab, unterscheiden sich von den echten Aspidien durch den nierenförmig gestalteten, mittels einer vom Centrum nach der Peripherie laufenden Falte angehefteten Schleier. Hierher gehören A. Filix mas Sw., der männliche Tüpfel- oder Wurmfarrn, A. Oreopteris Sw., A. spinulosum Sw., u. a. m., lauter große Farrnkräuter mit schöngeformten, doppelt fiedertheiligen Wedeln. Die zuerst genannte Art ist die häufigste und auch die wichtigste, weil ihr dicker, schief im Boden liegender Wurzelstock, oder richtiger unterirdischer Stamm, einen sehr kräftigen wurmwidrigen Stoff enthält, welcher früher allgemein und auch jetzt noch oft gegen den Bandwurm angewendet wird. Der äußerlich mit den dachziegelförmig übereinanderliegenden, schwarzbraunen Besen der abgestorbenen Wedel, sowie mit zahllosen braunen Schuppen bedeckte, innerlich grasgrüne und widerlich riechende und schmeckende Wurzelstock (Rhizoma Filicis maris) enthält ein flüchtiges aromatisches Oel, ein fettes Oel, ein Harz, ein Fettwachs, grünen und rothen Farbstoff, Gallussäure, Gerbstoff, Stärkemehl und unkrystallisirbaren Zucker. — Zu der Gattung A. gehören auch viele schöne Farrnkräuter der Tropengegenden, welche in Gewächshäusern als Decorationspflanzen cultivirt werden.

Aspinwall, von den Landeseingeborenen Colon genannt, eine seit 1850 von den Nordamerikanern als östl. Ausgangspunkt der Panama-Eisenbahn auf der Insel Manzanilla angelegte Hafenstadt. Ihren Namen hat sie von einem neuyorker Kaufmann, welcher die Eisenbahn zuerst projectirte. Als Hauptdepot des Passagier- und Waarentransports zwischen der Ostküste der Vereinigten Staaten und Californien hat sie trotz ihrer sehr ungesunden Lage und ihres unbeschützten Hafens einen ansehnlichen Verkehr. Ihre ansässige Bevölkerung zählte 1858 über 1500 Seelen. Bei gänzlichem Mangel an Cultur auf dem benachbarten Festlande ist die Stadt für alle ihre Bedürfnisse auf die Zufuhr von den Vereinigten Staaten angewiesen. A. gehört in polit. Beziehung zum Staate Panama, ist jedoch thatsächlich eine sich selbst regierende Freistadt. Bei Herstellung einer regelmäßigen Ueberlandverbindung zwischen der Ost- und Westküste der Vereinigten Staaten dürfte die commerzielle Bedeutung von A. verschwinden.

Asplenium, Streifenfarrn, von Linné benannte Farrnkrautgattung aus der 24. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und aus der Familie der Polypodiaceen, welche sich dadurch auszeichnet, daß ihre Fruchthäufchen (s. Farrnkräuter) auf der Fläche der Wedel gerade, abgebrochene Streifen bilden und von seitwärts durch den seiner ganzen Länge nach an die Blattoberfläche angewachsenen Schleier, dessen oberer Rand frei ist, bedeckt werden. Die Form der Wedel ist in dieser Gattung höchst verschieden, indem es Arten mit ganzen, lanzettförmigen oder länglichen, und andere mit in der verschiedenartigsten Weise zertheilten Wedeln, ferner Arten mit sehr kleinen und solche mit sehr großen Wedeln gibt. Die bei weitem meisten Arten dieser über die ganze Erde verbreiteten Gattung wachsen in den Tropengegenden, und viele derselben sind Zierden der Gewächshäuser geworden. In Deutschland kommen neun Arten vor, unter denen sich A. Filix femina, Trichomanes und Ruta muraria am häufigsten finden. Erstgenanntes Farrnkraut, der weibliche Tüpfelfarrn, vielleicht das allerhäufigste in Deutschland, hat große, dreifach fiederschnittige Wedel und wurde wegen seiner kleinen Fruchthäufchen früher zu Aspidium gerechnet. Jetzt wird es von vielen wegen der winkelförmigen Schleierchen als eigene Gattung (Athycium von Döll) betrachtet und von Unkundigen häufig mit dem Wurmfarrn (s. Aspidium) verwechselt, mit dem zusammen es oft vorkommt. Es wächst überall an schattigen, feuchten Orten mit humosem Boden, besonders üppig an Waldbächen. A. Trichomanes, Frauenhaar und Widerthon genannt, ist ein überaus zierliches, dichte Büschel oder Polster bildendes Farrnkraut mit höchstens 8 Zoll langen, einfach gefiederten Wedeln, welche einen glänzend schwarzbraunen Stiel und rundliche, gezähnte Fiederchen besitzen. Die Wedel dieses überall an schattigen Felsen wachsenden und deshalb auch zur Decoration künstlicher Felspartien sehr geeigneten Farrns sind als Herba Adianti rubri officinell. A. Ruta muraria,

die Mauerraute, ist ebenfalls ein zierliches, kleines, Büschel bildendes, vorzüglich in Spalten alten Gemäuers wachsendes Farrnkraut, dessen im Umriß dreieckig-eiförmige Wedel doppelt gefiedert sind und verkehrt eiförmige, längliche oder rautenförmige, eingeschnittene Fiederchen besitzen. Auch sie sind als Folia Adianti albi officinell.

Aspre (Konstantin, Baron d'), österr. Feldzeugmeister, Sohn des Feldmarschallieutenants Konstantin Ghilain Karl von Hoobreuck, Baron d'A., der in der Schlacht bei Wagram sein Leben verlor, wurde 18. Dec. 1789 zu Brüssel geboren, trat 1806 als Fähnrich in die österr. Armee und nahm an den meisten Feldzügen gegen Frankreich theil. 1815 wohnte er an der Seite Nugent's, der den rechten Flügel des Bianchi'schen Armeecorps befehligte, dem Feldzuge gegen Murat, 1820 der Expedition gegen die neapolit. Insurgenten bei. Nachdem er 1825 zum Obersten ernannt worden, führte er 1830 ein Regiment gegen die Insurgenten in der Romagna. 1833 wurde er als General nach Böhmen versetzt, 1835 nach Tirol, 1840 als Feldmarschallieutenant und Divisionär nach Italien, wo im Aug. 1846 seine Ernennung zum Commandanten des 2. Armeecorps erfolgte. Bei dem Aufstande Oberitaliens im März 1848 suchte sich A. mit Radetzky zu vereinigen und rückte, als dieser die Offensive am untern Mincio begonnen, 28. Mai in Mantua ein. Nach der Besetzung von Vicenza 10. Juni bildete A. mit dem 2. Armeecorps den rechten Flügel der in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni um Verona concentrirten Armee, an deren Erfolgen in den Schlachten und Gefechten von Sona, Sommacompagna, Custozza und Volta er wesentlichen Antheil nahm. Nachdem Mailand besetzt worden war, öffnete ihm 13. Aug. Brescia die Thore. A. wurde 13. März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt und erwarb sich in dem zweiten Feldzuge gegen Sardinien durch die Erstürmung von Mortara (21. März) sowie in der Schlacht bei Novara (23. März), wo er mit der Minderzahl fünf Stunden lang den Frontangriff des Feindes aushielt, neue Verdienste. Später übernahm er auf Befehl Radetzky's das Militärcommando in den Staaten von Parma, rückte dann mit den zur Intervention in Toscana bestimmten Truppen über den Po, erreichte ohne Kampf Lucca, und vereinigte sich 10. Mai 1849 vor Livorno mit andern österr. Truppen. Da sich die Stadt nicht unbedingt unterwarf, wurde sie 11. Mai mit Sturm genommen. Im Oct. 1849 erhielt A. das 6. Armeecorps, in dessen Hauptquartier zu Padua er 22. Mai 1850 starb. Die Oesterreicher hätten ihre damaligen Siege in Italien zum großen Theil der Tapferkeit und der moralischen Kraft A.'s zu verdanken.

Aspremont-Linden nennt sich ein adeliches, in Belgien ansässiges Geschlecht, welches seinen Ursprung von Siegfried von Este herleitet, der unter Karl Martell nach Frankreich gekommen und von diesem mit der Grafschaft Aspremont bei Metz belehnt worden sein soll. Seit 1100 werden die Grafen von A. unter den angesehensten Häusern Lothringens aufgeführt. Ihre Nachkommen theilten sich in die beiden Linien von Aspremont und von Linden. Die erstere stiftete Gobert III., dessen Enkel Gobert V. durch Ludwig den Heiligen zum Herzog erhoben wurde; seine Nachkommen nannten sich Fürsten und Grafen von Aspremont, Amblise und Dun, und erhielten 1354 von Kaiser Karl IV. das Recht, zu nobilitiren und Münzen zu schlagen. Seit dem 14. Jahrh. waren ihre Besitzungen im heutigen Belgien und Holland sehr umfangreich. Theodorich (Thierry) VI., Graf von A., Vicomte von Dormale, welcher im 16. Jahrh. lebte, hatte von seiner Gemahlin, Marie von Eldern, zwei Söhne, Robert und Hermann, die abermals Stifter zweier Linien, einer ältern und einer jüngern, wurden. Die letztere, deren Glieder sich auch Freiherren und Grafen von Reckheim nannten, erlosch 19. Sept. 1819 mit dem Tode des Grafen Karl Gobert im Mannsstamme; die ältere, die 1610 in den Reichsfreiherrn-, und 1676 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, blüht noch gegenwärtig. — A. (Ferd. Gobert, Graf), geb. 1643, trat erst in kurbair., dann in kaiserl. Dienste und commandirte als kaiserl. Feldmarschallieutenant 1686 bei dem Sturme auf Ofen. 1687 wurde er Commandant von Esseg, blokirte 1689 Großwardein und führte in und um Belgrad, als Prinz Ludwig von Baden nach Siebenbürgen ging, den Oberbefehl. Als 1690 Belgrad von Mustafa Köprili belagert wurde, mußte er 8. Oct. 1690 die Stadt übergeben. Infolge dessen wurde er zu Wien einige Zeit gefangen gesetzt. Er entführte hier die Schwester des Prinzen Rakoczy aus einem Kloster, in das sie eingesperrt war, vermählte sich mit ihr ohne Erlaubniß des Kaisers und zog sich auf sein Gut Reckheim zurück, wo er 1. Febr. 1708 starb. — **A. und Linden** (Ferd. Karl, Graf), geb. 17. Sept. 1689, trat in österr. Kriegsdienste und zeichnete sich 1734 und 1735 in der Rheinarmee, seit 1743 in Italien vielfach aus. 1754 zum Feldzeugmeister befördert, war er im Siebenjährigen Kriege thätig. Er starb 14. Aug. 1772 zu Wien als kaiserl. Feldmarschall. — A. (François de la Mothe Villebert, Vicomte d')

trat 1650 zu gleicher Zeit mit Vauban in franz. Kriegsdienste und widmete sich, wie dieser, vorzüglich dem Belagerungskriege und dem Ingenieurwesen. 1653 nahm er Bordeaux, Bourg und Libourne; 1655 belagerte er Stenai, Landrecy, Condé, St.-Guillain, entsetzte Arras und wurde vor Condé, Valenciennes und Gravelines verwundet. Unter Turenne kämpfte er 1658 als Maréchal-de-Camp gegen die Spanier. 1672 leitete er die Angriffe auf Orsay, Rheinbergen, Nimwegen und eroberte die Schanze auf dem Bommelerwaerd. Auch entschied er 1677 in Spanien den Sieg bei Espouilles in Catalonien. Durch seine Befestigungswerke, namentlich zu Toulon, wo ihn 27. Juni 1678 der Tod überraschte, hat er sich neben Vauban in der Geschichte der Kriegsbaukunst einen Namen erworben.

Aspromonte, ein rauhes, ödes Gebirge in der äußersten Südwestspitze der Apenninenhalbinsel, welches das südlichste Glied des Calabrischen Gebirges bildet. Das Gebirge erhebt sich unmittelbar hinter Reggio von der Küste aus steil, steigt in seinem höchsten Gipfel, dem Monte-Alto, bis 6300 par. F. auf und senkt sich nach NW. und NO. hinab, dort zur lieblichen Küstenebene des Oliveto, hier über Terrassenlandschaften zum Gestade des Ionischen Meeres. Der Mittelpunkt der Bergmasse liegt etwa 3 M. von Reggio und ebenso weit von Palmi (am Tyrrhenischen Meere) entfernt. Bekannt wurde neuerdings der sonst kaum genannte, von keinem Fremden besuchte und keiner Straße überschrittene A., indem hier 29. Aug. 1862 Garibaldi (s. d.), als er sich mit seinen zum Einfall in das Römische bestimmten Freischaren von Melito aus unter Umgehung Reggios nach Palmi hinziehen wollte, von dem ital. Obersten Pallavicini angegriffen, verwundet und nebst dem größten Theile der Seinen gefangen genommen wurde.

Aspropotámo, Fluß in Griechenland, s. Achelōus.

Assal, ein Salzsee im Lande Adal (s. d.) im nördl. Ostafrika, einige Meilen von der Küste des Busens von Tadschurra entfernt, ist ursprünglich ein Krater von $1\frac{1}{2}$ M. Durchmesser und regelmäßig ovaler Gestalt. Sein tiefblauer Spiegel liegt 535 F. unter dem Niveau des Rothen Meeres; in seiner Mitte erhebt sich, aber nur zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes sichtbar, ein kleiner, schwarzer, zackiger Eruptionskegel. Zur Regenzeit nimmt der A. von allen Seiten, besonders aber von den westl. Thälern her, große Wassermassen auf, die ihm durch tiefeingerissene Spalten zugeführt werden und sein Niveau bedeutend erhöhen. In der trockenen Jahreszeit verdampft ein beträchtlicher Theil des stark mit Salz geschwängerten, schweren und kleberigen Wassers, wodurch bedeutende Schichten von Kochsalz in weißen, dicken und sehr festen Lagern auskrystallisiren und nach und nach die Ufer verengen. Der See ist daher eine unerschöpfliche Salzkammer für fast alle Stämme der Adaïl und Somali.

Assam, ein ehemaliges Königreich an den Nordostgrenzen Bengalens, jetzt eine Provinz von 1157 Q.-M. in der Präsidentschaft Kalkutta des Angloindischen Reichs, die im N. von Bhutan durch die Vorketten des bhutanischen Himalaya geschieden ist und im S. von den hinterindischen Reichsgebieten Mannipur, Katschar, Dschintja (Jgnteea), dem Lande der Garrows und den Ländern der Birmanen begrenzt wird. Das Land umfaßt das von dem Himalaya im N. und dem hinterindischen Hochlande in S. busenartig sich erstreckende Tieflandsthal des Brahmaputra nebst den Böschungen des Hochlandes, und ist im allgemeinen eine 10—12 M. breite Ebene mit zahlreichen, unvermittelt aufsteigenden Hügelgruppen. An Zahl der Flüsse wird es kaum von einem andern Lande übertroffen. Der mächtige Brahmaputra durchzieht es von Saddija (Sodya) im O. bis Gowalpara im W. und nimmt 24 Nebenflüsse von S. und 36 von N. her auf. Die letztern sind sehr reißende Gewässer und veranlassen große Ueberschwemmungen, die im Mai gewöhnlich ihren höchsten Stand erreichen und schon in frühester Zeit die Anlage großer Bands oder Wegedämme veranlaßten, welche jetzt meist zerstört liegen. Das Thal selbst besteht größtentheils aus Anschwemmungsboden, theils aus weiten Sandflächen, theils aus großen Inseln von Treibsand und den Ueberresten üppigen Pflanzenwuchses, die zahllosen Wasservögeln und wilden Elefanten Aufenthalt gewähren. Zu beiden Seiten dieses breiten Anschwemmungsgebietes zieht sich ein für gewöhnlich den jährlichen Ueberschwemmungen entrücktes Bodengebiet, dessen Ausdehnung sich nach dem Maße des Auftretens der Hügelgruppen (von Granit oder Gneis) richtet. Das Klima zeigt sich gemäßigter als in Bengalen. Die Wärme ist in den vier heißesten Monaten 21—22° R., in der kühlern 11° R., und die Regenzeit reicht vom März bis Mitte Oct. Während der kühlen Jahreszeit ist die Luft von Nebeln und dichten Dünsten erfüllt, welche bei dem herrschenden Nordostwind dem südl. Theile zugetrieben werden, sodaß dieser auch ungesunder als der nördliche. A. hat ausgedehnte Steinkohlenlager, daneben Steinölquellen, auch Salzquellen, Thoneisenstein und in den Flüssen Gold-

sand. Der meist schwere und schwarze Boden ist überaus fruchtbar. Weite Strecken sind mit undurchdringlichem Moorgebüsch und Bambuswaldungen bedeckt. Nutzhölzer gibt es im Ueberfluß, desgleichen viele werthvolle Farbe- und Faserpflanzen, Bambus in sehr verschiedenen Arten, Rohr oder Rattan, Kokos- und andere Palmen. Der Sonali (Cassia fistula) liefert Gerberrinde, der Bargatsch (Ficus elastica) erzeugt das Kautschuk, eine Terebinthenart Lack von gleicher Güte mit dem japanischen. Daneben gibt es viele andere harzreiche Pflanzen sowie verschiedene für die Zucht von Seidenraupen und Lackwürmern geeignete Bäume, ferner Zuckerrohr, das man frisch genießt, Taback, Betelnüsse, Opium, Pfeffer, Ingwer, Bihar (eine Art Senf), Reis, Weizen, Gerste, Hirse, Baumwolle und Thee. Letzterer ist hier einheimisch, und auf ihn hat die brit. Regierung in neuerer Zeit ganz besonders ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Die Assamthee-Compagnie läßt das Product durch Chinesen in großen Anpflanzungen im Gebiet der Mattack oder Mumarja in Oberassam cultiviren. Diese Cultur ist in raschem Zunehmen, und 1861 waren 12000, 1863 bereits 17000 Acres mit Thee bepflanzt. Die Bambusdickichte, Wälder und Gebirgsabhänge wimmeln von wilden Elefanten, von denen jährlich mindestens 500 zur Zähmung eingefangen und viele des Elfenbeins wegen getödtet werden, ohne daß bisher eine Abnahme bemerklich geworden. Außerdem gibt es hier auch wilde Büffel, Wildschweine, Rhinocerosse, Tiger, Leoparden, Bären und vieles andere Raub- und Jagdwild. Neben gezähmten Elefanten und Büffeln hält man Ochsen, Schafe, Ziegen und Pferde. Die Zahl der Einwohner wird auf 749835 angegeben, wovon ein Sechstel Mohammedaner, die übrigen brahmanische Hindu und wilde Stämme des Berglandes sind. Der eigentliche Assamese ist kleiner und stämmiger, weniger anmuthig als sonst der Hindu, und trägt in seinem durch hervortretende Backenknochen flacher gebildeten Gesicht, in den schwarzen, steifen und groben Haaren und in dem Bartmangel ein an den chines.-mongol. Stamm erinnerndes Gepräge. Obgleich er eine ungemeine Schmiegsamkeit des Körpers und der einzelnen Glieder zu entwickeln befähigt ist, zeigt er doch in seinem Benehmen nicht die dem Hindu eigene Geschliffenheit, kommt diesem aber und dem Chinesen in Treulosigkeit und Verlogenheit gleich. Die Sprache ist der bengalischen nahe verwandt, der Brahmanismus die verbreitetste Religion. Die Tempel erscheinen verfallen, aber einige sind vielbesuchte Wallfahrtsstätten. Der Ackerbau wird unvollkommen betrieben; von Wichtigkeit ist die Fischerei. Die Industrie hat nur Bedeutung rücksichtlich der Seidenzucht und der Verarbeitung der Seide, da der größte Theil der Bevölkerung sich in Seide kleidet. Außerdem bereitet man Arak und liefert Arbeiten in Gold und Elfenbein. Auch der Handel ist nicht ausgedehnt und meist in den Händen der Keiahs, ursprünglich Einwanderer aus Marwar. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Stangenlack (Erzeugniß eines kleinen Insekts, Coccus ficus, welches die Zweige der Ficus religiosa und anderer Bäume damit überzieht), Baumwolle, Senfsamen, Seide, Elfenbein, Gold und Thee; die Einfuhr vor allem aus Salz, Kupfer, Eisenwaaren, Glas, Baumwoll- und Wollgeweben. Der Handelsverkehr mit dem asiat. Hochlande durch Vermittelung der Bergstämme erscheint nicht ganz unbedeutend. A. gehört zu den Non-Regulationsprovinzen des Angloindischen Reichs, und der oberste Verwaltungsbeamte heißt des Generalgouverneurs Commissionär der Nordostgrenze. Gegenwärtig wird das Land in 7 Districte eingetheilt: 1) Dschurhât oder Siebpur mit den gleichnamigen Städten und der ehemaligen Haupt- und Residenzstadt Rangpur; 2) Lackimpur; 3) Saddija mit Mattack, die äußerste Nordostecke des Landes; 4) Kamrup, der westlichste Theil, mit der Hauptstadt von ganz A., Gowahatti oder Gauhatti, in ungesunder Lage am Brahmaputra; 5) Darrang mit dem Hauptort Tezpur; 6) Naugong, und 7) Gwalpara oder Gowalpara. Die drei ersten Districte bilden Ober-, die vier letzten Unterassam. Die Geschichte von A. ist wenig bekannt. Am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh. hingen einige Districte von der Britisch-Ostindischen Compagnie, andere von den Birmanen ab. Die Eroberung des Landes durch die Birmanen 1823 gab Veranlassung zu dem Kriege zwischen beiden Mächten. Die Briten nahmen das Land 1825 und machten es zu einer Provinz ihres Reichs. Im Frieden zu Yandabu von 1826 wurde es ihnen förmlich von den Birmanen abgetreten.

Assassinen (Assassini und Assissini) heißen in mittelalterlichen Chroniken die zur schiitischen Sekte gehörenden spätern Ismaeliden Persiens und Syriens, welche wahrscheinlich zuerst verschiedene berauschende Kräuter, im Arabischen Haschisch genannt, zubereiteten und sich damit betäubten. Bei morgenl. Schriftstellern werden sie sehr selten Haschaschin (Kräuterfresser) genannt, sondern hier und da Fedâwi (die sich Opfernden), meistens aber Ismaili (Ismaeliden). Letztern Namen führt diese Sekte nach Ismail, einem Urenkel Ali's in siebenter Linie, welchen der größere Theil der Schiiten, d. h. der Verfechter der Rechte Ali's und seiner Nach-

kommen auf die geistliche und weltliche Oberherrschaft, als den rechtmäßigen Erben derselben anerkannten. Diese Sekte bildete sich in der ersten Zeit der Abbasidenherrschaft; sie ging von Persern aus, denen der Islam und die Abbasiden gleich verhaßt waren, und suchte besonders durch wohlorganisirte Missionsanstalten ihren Anhang zu vermehren. Schon zur Zeit, als die Omajjaden die Völker des Islam beherrschten, warben im stillen Freunde der Nachkommen Ali's für einen Khalifen und Imam aus dem Hause des Propheten. Schon damals wurde gelehrt, Ali werde einst wiederkehren, um der Wahrheit und Gerechtigkeit den Sieg zu verschaffen; bis dahin seien aber die Imam aus seinem Geschlechte als seine Stellvertreter anzusehen. denen hohe Verehrung und unbedingte Hingebung gebühre. Der Imam galt auch als der bestbefähigte Ausleger der göttlichen Offenbarung. Der Koran war nur noch die äußere Hülle der Religion, ihr Geist und ihr Wesen bestanden in einer allegorischen Interpretation desselben, zu welcher der Imam die Schlüssel hatte. Als die Omajjaden gestürzt wurden, aber die Abbasiden, nicht die Aliden, ihre Stelle einnahmen, wurde von letztern die Lehre aufgestellt, sieben Imam, d. h. Ali und seine Enkel bis auf Ismail, seien berufen gewesen, öffentlich als Religionslehrer aufzutreten, nach denselben aber, bis zum Wiedererscheinen des von Gott Geleiteten (Mahdi), sollten die Imam verborgen bleiben und an ihrer Stelle ihre Missionare thätig sein. Durch diese neue Theorie konnten die Missionare, je nach Zeit und Umständen, ohne sich zu compromittiren, einen ihnen beliebigen Aliden als den wahren Mahdi erklären, und bis dahin selbst die Geister beherrschen. Missionare der Ismaeliden waren es, welche unter dem Namen Karmaten sich im 9. und 10. Jahrh. gegen die Abbasiden auflehnten, ihnen mehrere Niederlagen auf offenem Felde beibrachten, die Hauptstadt des Glücklichen Arabien, die Städte Kufa und Basrah, einige Zeit sogar die heil. Stadt Mekka besetzt hielten. Einer ihrer Missionare war es auch, der einem Aliden die Stadt Kairawan, die damalige Hauptstadt der Barbarei, in der Nähe des jetzigen Tunis, überlieferte, und hier wurde das Reich der Fatimiden, d. h. der Nachkommen Ali's durch seine Gattin Fatimeh, der Tochter Mohammed's, gegründet, welches sich bald auch über Sicilien, Aegypten und einen Theil von Syrien erstreckte. Kahirah, wohin der Fatimide Almuizzlidin-Allah seine Residenz verlegte (973), wurde jetzt auch der Mittelpunkt der alidischen Missionen, und der herrschende Khalif war der wahre Mahdi, welcher, besonders als Alhakim den Thron bestieg, wie ein Gott verehrt wurde. Bald traten aber auch unter den Fatimiden und ihren Anhängern Erbstreitigkeiten ein. Der Khalif Almustanßir-billahi hatte zuerst seinen ältesten Sohn Nizar und später seinen zweiten Sohn Ahmed, den nachherigen Khalifen Almusta'li-billahi, zum Nachfolger bestimmt. Viele Schiiten behaupteten aber, der einmal designirte Mahdi könne diese Würde nie mehr verlieren; sie huldigten dem Nizar und erkannten auch nach seinem Tode nur seine Nachkommen als die wahren Imame an. Letztere Ansicht theilte auch Hasan Ibn-Sabbah, der eigentliche Stifter des Assassinenordens, der deshalb aus Aegypten verbannt wurde. Er kehrte nach Persien, seinem Geburtslande, zurück, wo er schon früher Stellvertreter eines Missionshäuptlings war, mußte aber, von den Seldschuken verfolgt, mehrere Jahre umherirren, bis es ihm endlich 1090 gelang, die feste Burg Alamut, in der Nähe von Kaswin, zu erobern. Hier bildete er die kräftigsten Jünglinge zu blinden Werkzeugen seines Willens heran, und nahm, um dahin zu gelangen, zu allerlei Täuschungen seine Zuflucht. Hier machte er von betäubenden Präparaten Gebrauch, welche die Jünger bald in einen Zustand innerer Behaglichkeit versetzten, sodaß sie im Paradiese zu weilen glaubten, bald in gewaltige Aufregung, bei welcher sie vor den gefährlichsten Unternehmungen nicht zurückschreckten. Hier trotzte er der Uebermacht der Seldschuken und schüchterte durch Meuchelmord, zu welchem seine Jünger stets bereit waren, die mächtigsten Fürsten, Feldherren und Staatsmänner seiner Zeit ein, sodaß später das Wort Assassine gleichbedeutend mit Meuchelmörder wurde. Auch dauerte es nicht lange, so fielen noch andere Burgen in verschiedenen Provinzen Persiens und Syriens in die Gewalt seiner Anhänger, die er seinen Creaturen anvertraute. Vor seinem Tode (1124) ernannte Hasan den Buzurg-Umid, seinen Statthalter von Lemsir, zu seinem Nachfolger. Zwei eigene Söhne soll er selbst zum Tode verurtheilt haben, den einen, weil er als der Mörder eines angesehenen Missionshäuptlings von Kuhistan galt, welchen vielleicht Hasan zu seinem Nachfolger designirt hatte; den andern, weil er die Vorschriften des Koran verletzte, während Hasan selbst durch sein streng religiöses Leben nicht weniger als durch seine verführerischen Lehren über das Imamat Vertrauen und Ehrfurcht erweckte. Er warb für einen Mahdi, den niemand kannte, und ließ einen Aliden, der für sich Ansprüche erhob, erdrosseln. Die Vorschriften des Koran befolgte er, trotz aller allegorischen Interpretation, wo es sich um die Lehre vom Imamat handelte, und wenn er den

Meuchelmord nicht nur anordnete, sondern sogar, zum Besten des Glaubens vollbracht, als die gottgefälligste Handlung erklärte, so konnte er sich auch hierbei auf Mohammed berufen, der häufig, wenn sein Schwert nicht ausreichte, seine Jünger mit Dolchen bewaffnete, um die Feinde des Islam unschädlich zu machen. Buzurg-Umid wandelte in den Fußstapfen Hasan's, und wich nur darin von ihm ab, daß er vor seinem Tode (1138) seinen Sohn Mohammed zu seinem Nachfolger ernannte. Diese Bestimmung kann ihm indessen nicht zum Vorwurf gemacht werden, indem auch Mohammed das von Hasan errichtete Gebäude nur noch mehr befestigte und die Macht und das Ansehen des Ordens durch Klugheit und Energie vermehrte. Aber auch Mohammed befolgte das Beispiel seines Vaters, indem er seinen Sohn Hasan II. (1162) zum Oberherrn der A. ernannte, welcher seinen Gelüsten fröhnte, die bildliche Deutung des Koran auch auf dessen gesetzliche Vorschriften ausdehnte und zuletzt sogar sich nicht mehr für den Stellvertreter des Imam, sondern für den Imam selbst ausgab. Hasan wurde von seinem Schwager ermordet (1165—66). Sein Sohn Mohammed II., der gleiche Tendenzen hatte, behauptete sich bis zum J. 1210, und wurde, nach einigen Berichten, vergiftet. Hasan III. kehrte wieder zu den Regeln des Stifters des Ordens zurück und starb 1221, selbst von den Sunniten hoch geehrt. Ihm folgte sein Sohn Mohammed III., welcher weder die Klugheit noch die Enthaltsamkeit seines Vaters besaß, und auch er starb einen gewaltsamen Tod (1255). Rokneddin-Churschah, der siebente und letzte Assassinenhäuptling in Persien, war zu schwach, um den wiederholten Angriffen Hulagu's zu widerstehen. Er unterwarf sich nach einer längern Belagerung von Alamut, wurde aber doch auf Befehl Mengu-Khan's hingerichtet (1256).

Schon unter Hasan I. wurden Missionare nach Syrien geschickt, welche zu Anfang des 12. Jahrh. sich in Haleb niederließen und den Fürsten Ridhwan für sich gewannen. 1107 überrumpelten sie Apamäa und wollten auch diese Stadt dem Fürsten von Haleb überliefern, aber Tancred entriß sie ihnen wieder. Später wurden sie vom Vezier des Fürsten Buri von Damask begünstigt, der ihnen die feste Burg Banias überlieferte. Derselbe Vezier wollte sie auch in den Besitz von Tyrus setzen und den Kreuzfahrern dafür Damask übergeben, doch dieser Plan wurde vereitelt. Meuchelmord war auch hier an der Tagesordnung, wie in Persien. Die Fürsten von Damask, Himß, Moßul und Meraga, ein Vezier der Fatimiden, ja sogar der Khalif Aamir selbst, den sie als einen Usurpator ansahen, fielen nacheinander, von A. ermordet, meistens unter Umständen, bei welchen die Mörder kaum hoffen konnten zu entkommen. Ihr Fanatismus war so groß, daß sie den Tod, den sie sich durch einen solchen Mordanfall zuzogen, als das höchste Glück und das sicherste Mittel, ins Paradies zu gelangen, betrachteten. Gegen die Mitte des 12. Jahrh. erwarben die A. mehrere feste Burgen im Libanongebirge, von welchen die bedeutendsten Kadmus, Massiat und Kahf waren. Letztere wurde die Residenz ihres Häuptlings, Scheikh-al-Dschebl (Oberhaupt des Gebirgs) genannt, aus welchem die Abendländer den «Alten vom Berge» gemacht haben. Von hier aus bekriegten sie die Kreuzfahrer und ermordeten Raimund I., Grafen von Tripoli. Dieser Meuchelmord bewog die Templer, gegen sie ins Feld zu ziehen und ihre Burgen so lange zu belagern, bis sie ihnen einen jährlichen Tribut von einigen tausend Dinaren bewilligten. Oberhaupt der A. war um diese Zeit ein gewisser Sinan, welcher, wie Hasan II. in Persien, auch in Syrien seine Anhänger von der Befolgung der Vorschriften des Koran befreite, der ganz willkürlich gedeutet wurde. Sinan war so wenig Moslim, daß er dem König Amalrich I. schrieb, er sei bereit, mit den Seinigen zum Christenthum überzutreten, wenn er die Templer bewegen wollte, ihnen den Tribut zu erlassen. Amalrich ging auf das Anerbieten ein; die Gesandten der A. wurden aber von den Templern ermordet, und da bald nachher Amalrich starb, war von ihrer Bekehrung keine Rede mehr. Nurredin zog gegen die A. ins Feld, ließ sich aber durch ein Schreiben Sinan's einschüchtern. Saladin wurde zu wiederholtenmalen von A. überfallen, und verdankte seine Rettung nur seinem Panzer und einer metallenen Kopfbedeckung. Er wollte sie aus ihren Burgen vertreiben, ließ sich aber auch abschrecken, schloß Frieden mit ihnen und benutzte sie sogar zu seinen Zwecken, denn er wird als der Anstifter des Mordes genannt, welchen A. in Mönchskleidung an dem Markgrafen Konrad von Tyrus begingen.

Auch nach dem Tode Sinan's (1193) waren die A. in Syrien noch allgemein gefürchtet, sodaß sie wagen konnten, 1214 Raimund, den Sohn des Fürsten von Antiochien, zu ermorden, und 1250 den heil. Ludwig, bei seiner Landung in Acca (Acre), aufzufordern, ihnen, wie andere Fürsten, gleichsam um sein Leben zu versichern, Geschenke zu machen. Ihr Verfall hing mit dem ihrer Brüder in Persien zusammen, denn auch sie mußten einen Theil ihrer Burgen den Mon-

golen überliefern, welche Syrien besetzten, und nicht lange nach der Vertreibung derselben wurden sie von dem mächtigen Sultan Beibars von Aegypten bekriegt, der endlich 1272 ihre letzte Burg eroberte. Während aber Hulagu in Persien gegen die A. einen wahren Vertilgungskrieg führte, begnügte sich Beibars damit, ihre Macht zu brechen, ließ sie jedoch als Sekte fortbestehen, und bediente sich ihrer auch als mörderischer Werkzeuge sowol gegen den Fürsten Barthelemy von Merakich als gegen den Prinzen Eduard von England, der damals in Palästina Krieg führte. Gleiche Politik befolgten die nachherigen Sultane von Aegypten. So behielt sich der Sultan Kilawun, bei seinem Friedensschlusse mit Margarethe von Tyrus, ausdrücklich vor, je nach Umständen ihr und ihren Unterthanen durch A. Schaden zuzufügen. Vom Sultan Mohammed Alnaßir, der bis gegen die Mitte des 14. Jahrh. regierte, berichtet ein Zeitgenosse, die A. seien seine Pfeile gewesen, die er denen nachschleuderte, welche durch eine Auswanderung aus seinen Staaten Sicherheit suchten. So sanken die A. nach und nach zu gewöhnlichen Mördern herab, die für Geld jede Mordthat begingen (daher seit dem 12. Jahrh. franz. assasin, ital. assasino das gewöhnliche Wort für Meuchelmörder), und ihre Versuche, sich in einzelnen Provinzen wieder in den Besitz fester Plätze zu setzen, scheiterten in Persien an dem Widerstande der Timuriden und in Syrien an dem der ägypt. Sultane. Als religiöse Sekte bestehen sie noch heutzutage im Libanongebirge, zählen aber nur noch einige hundert Familien, während die Nossairi und die Drusen, deren Lehre mit der ihrigen große Verwandtschaft hat, noch immer in Syrien eine ansehnliche Macht bilden. Göttliche Verehrung Ali's, Glauben an Incarnation der Gottheit, Seelenwanderung und allegorische Interpretation des Koran haben alle drei miteinander gemein; sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß die A. an die Wiederkehr Ismail's, des siebenten Imams, glauben, die Nossairi an die des zwölften, Mohammed Ibn-Hasan, während die Drusen den fatimidischen Khalifen Alhakim als einen einst wiederkehrenden Gottmenschen anbeten; die einen wie die andern aber nur, wenn sie unter sich sind, während sie unter Mohammedanern sich als fromme Moslemim geberden. Vgl. Hammer, «Geschichte der A.» (Stuttg. u. Tüb. 1818); Weil, «Die A.», in Sybel's «Histor. Zeitschrift» (Jahrg. 1863).

Asseburg, ein adeliches, jetzt in Preußen und Anhalt begütertes Geschlecht, welches seinen Namen von dem Stammsitze A. in Braunschweig führt. Diese Burg, deren Trümmer noch jetzt auf einem Vorberge der Asse, eines 1 St. langen, im Forstberge sich bis 707 F. erhebenden und durch die Altenau vom Elm getrennten waldigen Bergzugs sichtbar sind, wurde von dem Sachsenherzoge Atto (in hochdeutscher Sprachform Azzo, Asso) erbaut, in den Kriegen unter Kaiser Heinrich IV. zerstört, aber von Gunzelin, kaiserl. Truchseß, und Burchard von Wolfenbüttel zu Anfang des 13. Jahrh. wiederhergestellt. Nach mehrfachen deshalb geführten Streitigkeiten ward sie 1492 in dem Kampfe der Stadt Braunschweig mit Herzog Heinrich dem Aeltern verbrannt. Jener Burchard von der A., wie er in einer Urkunde von 1224 genannt wird, ist Stammvater des noch blühenden Geschlechts. Die Freiherrnwürde erhielt 29. Juli 1747 Karl Leop. Sigismund von der A. In den preuß. Grafenstand wurde 3. Juli 1816 Maximilian von der A. erhoben. Derselbe war 1785 geboren und vermählte sich 1814 mit der Gräfin Friederike von Blücher-Wahlstatt. Die Ehe blieb indeß kinderlos, sodaß diese gräfl. Linie mit dem Tode ihres Begründers (gest. 17. Aug. 1851) wiederum erlosch. Außerdem ward auch dieses ersten Grafen Bruder, Freiherr Ludwig August von der A., geb. 11. Jan. 1796, Herr der Mindergrafschaft Falkenstein, preuß. Kammerherr und Wirkl. Geheimrath, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, 15. Oct. 1840 mit der preuß. Grafenwürde beliehen und dieselbe 1854 auf seine beiden ältern Söhne, 1857 auch auf den dritten Sohn übertragen. Den Besitz des Hauses bilden die Mindergrafschaft Falkenstein im mansfelder Gebirgskreise (1,25 Q.-M. mit 4500 E. in fünf Dörfern), seit 16. April 1831 Fideicommiß, und das Rittergut Eggenstädt im Kreise Wanzleben.

Assecuranz oder Assecuration (vom lat. assecurare: versichern), auch Assuranz (vom franz. assurance), bezeichnet einen Vertrag, in welchem sich der eine verbindlich macht, eine gewisse Gefahr gegen Entrichtung einer bestimmten Summe (Prämie) zu übernehmen. Man bedient sich jetzt in Deutschland durchgängig des gleichbedeutenden Wortes Versicherung, und spricht vom Versicherungswesen (s. d.) überhaupt, oder speciell von Feuerversicherung, Lebensversicherung, Seeversicherung u. s. w. Der, welcher die Gefahr (Risico) übernimmt, heißt Assecurant, Assecurateur, Assurateur, Versicherer oder Versicherungsgeber (franz. assurant); derjenige, welcher für die Sicherstellung die Summe bezahlt, der Assecurat, Assecurirte, Versicherte oder Versicherungsnehmer (franz. assuré). Der Assecuranzbrief, die Assecuranzpolice oder der Versicherungsschein ist der schriftliche Contract darüber.

Asselijn (Jan), mit dem Beinamen Krabbetje (Krebs) wegen seiner gekrümmten Finger an einer Hand, ein niederl. Maler, ausgezeichnet in Schlachten- und Thierbildern, namentlich aber in Landschaften. Er wurde 1610 in Antwerpen geboren und bildete sich bei dem berühmten Reitergefechtmaler van den Velde, später in Rom besonders durch das Studium der alten Meister. In seinen Landschaften ahmte er den Stil des Claude Lorrain nach, für seine übrigen Gemälde diente ihm Pieter van Laar (Bamboccio) zum Vorbilde. In Lyon vermählte er sich mit einer Landsmännin und ließ sich dann mit derselben in Amsterdam nieder, wo er 1660 starb. A. gehört zu der Reihe derjenigen Niederländer, welche die großartige südl. Natur in Formen, Luft und Licht mit der tiefsten Poesie frei zu verarbeiten wußten. Seine Staffagen sind vortrefflich, wiegen aber zuweilen über die Landschaft vor.

Asseln, eine Unterabtheilung der krebsartigen Thiere, die jedoch nie Scheren an den Füßen besitzen, und darum Gleichfüßler (Isopoda) genannt werden. Alle A. haben sitzende, zusammengehäufte Augen, einen vom geringelten Brustschilde getrennten Kopf, sieben Paar Brustfüße, die häufig Brutorgane in Gestalt von Blättern oder Blasen tragen, und blattförmige Kiemenfüße am Hinterleibe, die häufig unter Klappen verborgen sind. Die meisten A. leben im Wasser als Schmarotzer an Fischen; andere an dunkeln, feuchten Orten. Am bekanntesten ist die gemeine Mauerassel, Kellerassel (Oniscus asellus), mit oval-eiförmigem, mitten auf der Oberseite schwarzbräunlichem, übrigens grauem Körper. Jeder Gürtel des Bruststücks trägt ein Paar Füße. Hierzu gehört auch die Panzerassel (Oniscus armadillo), welche sich zusammenrollt und dann einem Kügelchen gleicht.

Assemâni (Jos. Simon), ein berühmter Orientalist, geb. 1687 zu Tripoli in Syrien, stammte aus einer maronitischen, d. h. syr.-christl. Familie am Libanon. Auf seinen Reisen im Orient, besonders in Aegypten und Syrien, sammelte er viele orient. Handschriften für die päpstl. Bibliothek, als deren Custos er 14. Jan. 1768 starb. Seine bedeutendsten Werke sind: «Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana» (4 Bde., Rom 1719—28), enthaltend die syr. Handschriften der vaticanischen Bibliothek, die Ausgabe der «Opera Ephraemi Syri» (6 Bde., Rom 1732—46), «Kalendaria ecclesiae universae» (6 Bde., Rom 1755—57) und «Bibliotheca juris orientalis canonici et civilis» (4 Bde., Rom 1762—64). Von seinem handschriftlichen Nachlasse hat Mai einiges herausgegeben. — Der Sohn seiner Schwester, Stephan Evodius A., geb. 1707 zu Tripoli, seit 1768 ebenfalls Custos der orient. Handschriften der vaticanischen Bibliothek und Erzbischof von Apamea, gest. 24. Nov. 1782, hat sich ebenfalls um die Kunde des christl. Orients verdient gemacht. Seine Hauptwerke sind die «Bibliothecae Mediceo-Laurentinae et Palatinae codices manuscripti orientales» (2 Bde., Flor. 1742) und die «Acta sanctorum martyrum orientalium et occidentalium» (2 Bde., Rom 1748). Auch beabsichtigte er, einen vollständigen Katalog der Manuscripte der vaticanischen Bibliothek herauszugeben; es erschien aber nur der erste Band (Rom 1757), indem ein Feuer alle seine Papiere zerstörte. — Der Bruder des Letztgenannten, Joseph Aloysius A., geb. um 1710 zu Tripoli, Professor an der Sapienza in Rom, gest. daselbst 9. Febr. 1782, gab unter anderm den «Codex liturgicus ecclesiae universalis» (13 Bde., Rom 1749—66) und «De catholicis seu patriarchis Chaldaeorum Nestorianorum» (Rom 1775) heraus. — Ein Verwandter der vorigen, Simon A., geb. 20. Febr. 1752 zu Tripoli, wurde zu Rom erzogen, besuchte hierauf den Orient und erhielt 1785 die Professur der orient. Sprachen zu Padua, wo er 8. April 1821 starb. Er hat sich namentlich durch das «Museo cufico Naniano illustrato» (2 Bde., Padua 1787—88) um die ältere orient. Münzkunde Verdienste erworben. Von seinen übrigen Werken sind zu nennen: «Saggio sull' origine degli Arabi» (Padua 1787), «Catalogo dei codici manoscritti della biblioteca Naniana» (Padua 1787) und «Globus coelestis cufico-arabicus» (Padua 1790).

Assemblée bedeutet im Französischen jede Versammlung, auch die Volks- und Ständeversammlungen. Je nach dem Princip, welches für die Zusammensetzung der letztern maßgebend ist, unterscheidet man Assemblées provinciales, zur Vertretung der Sonderinteressen von bevorzugten Ständen und Provinzen, wie dergleichen vor der Revolution in Frankreich bestanden, und Assemblées représentatives, die constitutionellen Kammern, welche den Nationalwillen ausdrücken sollen. Geschichtlich denkwürdig ist besonders die 1787 von Calonne berufene Notabelnversammlung und ihre Nachfolgerin seit 1789, die Assemblée constituante, zur Feststellung der neuen Verfassung Frankreichs. Periodische Versammlungen der Volksvertreter, die nach einer schon in Kraft gesetzten constitutionellen Verfassung bei der Gesetz-

gebung mitwirken, heißen Assemblées législatives, gesetzgebende Versammlungen. In Deutschland bezeichnet man mit dem Fremdworte A. blos eine Gesellschaft von Personen aus den höhern Ständen zum Zwecke der Unterhaltung und Erholung.

Assen, die Hauptstadt der Provinz Drenthe im Königreich der Niederlande, 3 M. im S. von Gröningen gelegen und durch den 1770—80 erbauten Drenthe-Hoofd-(Haupt-)Kanal mit der Zuydersee verbunden, zählt 5000 E., treibt Handel und Torfstecherei und hat einen Stadtwald von 366 preuß. Morgen. In der Nachbarschaft finden sich berühmte Hünengräber, gewaltige Steinblöcke, über welche als Bedachung ebenso schwere Steine quer gelegt sind. Man fand daselbst beim Ausgraben Aschenkrüge, Keile, Streitärte u. dgl. Zu A. erbauten die Drenthener ein Kloster an der Stelle, wo der bei Koevorden 1226 gefangen genommene Bischof Otto II. von Utrecht ermordet und skalpirt worden war.

Assens, eine sehr alte Stadt an der mittlern Westküste der dän. Insel Fünen, am Kleinen Belt, der Ueberfahrtsort nach dem 1¾ M. entfernten Aaröesunder Fährhof in Schleswig. (S. Aaröe.) Die Stadt zählt (1860) 3559 E., treibt Handel mit Getreide und besitzt 52 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 1041 Commerzlast (à 2 Tons). Nach der blutigen Schlacht, in welcher König Christian III. über die Lübecker unter Christoph von Oldenburg im Juni 1535 am Oxenberge (½ M. im O.) siegte, wurde A. von Johann von Ranzau erstürmt. Es wurde der Mauern beraubt und geplündert, 1628 aber wieder befestigt, wovon sich noch Spuren finden. Zwischen A. und Middelfart im N. ging Karl X. von Schweden 1658 über den zugefrorenen Belt nach Fünen. Auf dem in NO. gelegenen Farskowberge siegte das königl. dän. Heer unter Ranzau 1534 über die fünländischen Bauern und Bürger, nachdem der Bauer Hans Lund das feste Schloß Hagenskow erobert hatte, das jetzige Gut Fredriksgave oder Friedrichsgabe. Auf demselben Schlosse hielt König Christoph I. den 1259 gefangenen Bischof Jakob Erlandson zwei Jahre lang gefangen, weshalb der Papst das Dänische Reich in den Bann that.

Assentiren (lat.), eigentlich beipflichten, zustimmen, Beifall geben, sodann einen für einen bestimmten Zweck tauglich erklären, z. B. für den Militärdienst. Assentirung gebraucht man darum häufig für Werbung, Rekrutenaushebung, namentlich aber für jenes formenlose Aufgreifen und Einstellen in den Soldatendienst, dem eine polizeiliche oder polit. Maßregel zu Grunde liegt.

Asser (hebr. Ascher, d. h. der Glückliche, Felix), ein Sohn des Jakob und der Silpa, und Stammvater des nach ihm benannten israelit. Stammes, dessen Gebiet sich im N. von Palästina längs der Meeresküste erstreckte und reich an Getreide, Oel und Wein war.

Assertörisch (vom neulat. assertorius), d. h. behauptend, versichernd, ist ein Urtheil, wenn es einfach aussagt, daß etwas sich so oder anders verhalte. Es macht dann ohne Angabe der Gründe Anspruch auf die wirkliche Geltung des Ausgesagten. Dadurch unterscheidet es sich einerseits von dem problematischen Urtheil, welches die Möglichkeit übrig läßt, daß es sich auch anders verhalten könne, andererseits von dem apodiktischen, welches die Möglichkeit des Gegentheils ausschließt. Problematisches, assertorisches und apodiktisches Urtheil verhalten sich also wie Behauptung der bloßen Möglichkeit, der Wirklichkeit und der Nothwendigkeit.

Assiento (span., eigentlich Sitz, dann Festsetzung, Vertrag) hieß vorzugsweise der Vertrag der span. Regierung mit fremden Staaten, durch den letztern gegen eine Abgabe der Alleinhandel mit afrik. Negersklaven nach den span.-amerik. Colonien zugestanden wurde. Die Spanier selbst betrieben diesen Handel nicht. Schon Karl V. schenkte dem Niederländer La Bresa das Privilegium zur Einfuhr von jährlich 4000 Negern, und die Niederländer behielten diese Vergünstigung bis 1552. Sodann gab Philipp II. das Monopol 1580 an die Genuesen, bei denen es einer meist brit. Handelsgesellschaft zufiel, die großen Gewinn machte. Der Bourbon Philipp V. wandte bei seiner Thronbesteigung den schmählichen Gewinn seinen Landsleuten zu, indem er der franz. Guineacompagnie auf 10 J. das Recht ertheilte, jährlich 4800 Neger in das span. Amerika einzuführen. Die eifersüchtigen Engländer bewirkten jedoch im Präliminarfrieden von 1711, daß ihnen das Monopol auf 30 J. überlassen wurde, und dieses Zugeständniß fand von seiten Spaniens 1713 im Frieden von Utrecht feierliche Bestätigung. Seitdem betrieb die engl. Südseecompagnie die Negereinfuhr, die für die Engländer darum sehr einträglich sich gestaltete, weil sie nebenbei auf dem Wege des Schleichhandels fast die ganze Gütereinfuhr in das span. Amerika an sich rissen. Die span. Regierung ergriff dagegen verschiedene Maßregeln und beanspruchte namentlich das Recht, die brit. Handelsschiffe auf offenem Meere durchzusuchen, wodurch 1739 hauptsächlich mit der Krieg zwischen beiden Staaten herbeigeführt ward. Im Aachener Frieden von 1748 erhielt die engl. Südseecompagnie

von Spanien noch auf vier Jahre den A. zugestanden; doch kam schon 5. Oct. 1750 zu Madrid ein neuer Vertrag zu Stande, in welchem England gegen eine span. Entschädigung an die Südseecompagnie von 100000 Pfd. St. in die Aufhebung des A. willigte.

Assignaten. Die Französische Revolution griff, um ihre Geldbedürfnisse zu befriedigen, zu dem in solchen Zeiten ebenso verführerischen als gefährlichen Mittel der Creirung von Papiergeld. Nach dem Beschluß der Nationalversammlung vom 19. April 1790 wurden zunächst 400 Mill. Frs. in Anweisungen auf den zu 10000 Mill. abgeschätzten Werth der eingezogenen geistlichen Güter und der Domänen in Umlauf gesetzt. Dieses Papiergeld, welches den Namen Assignats führte, sollte bei dem Verkauf jener Güter an Zahlungsstatt angenommen und, wie man hoffte, auch im freien Verkehr als baares Geld angesehen werden. Kurz darauf gab man aber A. mit Zwangscurs aus, und die anscheinende Leichtigkeit, mit der sich auf diesem Wege den außerordentlichen Bedürfnissen der Revolutionskriege genügen ließ, führte zu einer so häufigen Wiederanwendung des nämlichen Verfahrens, daß sich 1796 der endliche Gesammtbetrag aller Emissionen auf die ungeheuere Summe von 45578 Mill. Frs. belief. Hierzu kamen noch viele falsche A., die von England aus eingeschmuggelt wurden. Die A. waren von ihrem Ursprunge an nichts weiter als Anweisungen auf erhoffte, bestenfalls erst in längern Fristen eingehende Kaufgelder. Konnte schon deshalb ihr Zeitwerth nicht dem Nennwerthe entsprechen, so mußte überdies die Unsicherheit der einstigen Einlösung mit jeder Million steigen, um welche der angenommene Preis der Nationalgüter bei der Assignatenausgabe überschritten ward. Bringt man noch dabei die damalige Unsicherheit der öffentlichen Zustände in Rechnung, so erklärt es sich, daß die A. schon 1793 auf ein Drittel, bald nachher auf ein Sechstel ihres Nominalbetrags sanken, und daß zuletzt, trotz aller Anstrengungen der Schreckensherrschaft, ein Paar Stiefeln 500, ein Anzug 7—8000, 1 Pfd. Butter 200 Papierfrancs kosteten. Eine Zeit lang wollte man der Erhöhung der Preise gegenüber der Entwerthung des Papiergelds durch Bestimmung eines Maximum (s. d.) der Preise aller Waaren begegnen, aber niemand vermochte die Producenten und Händler zu zwingen, mit Schaden zu produciren und zu verkaufen. Noch 1795 empfing das Directorium für 20000 Mill. neuausgegebene A. kaum 100 Mill. Frs. in reellen Werthen. Die Folge war eine allgemeine Zerrüttung aller wirthschaftlichen Verhältnisse. Viele Tausende hatten ungeheuere Verluste erlitten, kein Mensch wollte sich mit dem Staate in Geschäfte einlassen, und nur wenige, welche rechtzeitig mit den wohlfeilen A. Nationalgüter erkauft, bereicherten sich auf Kosten des Ganzen. Endlich wurden die A. mittels Beschlusses vom 30. Pluviose des Jahres IV. (19. Febr. 1796) außer Curs gesetzt und zu einem Dreißigtheil ihres Nennwerths gegen sog. Mandate umgetauscht.

Assignation, s. Anweisung.

Assimilation (lat., d. h. Verähnlichung) nennt man in der Physiologie denjenigen Act der Ernährung, vermöge dessen der durch die Verdauungsorgane der Thiere aus den Nahrungsmitteln bereitete und in die Gefäße eingesogene Milchsaft den Stoffen des lebenden thierischen Körpers immer ähnlicher gemacht und in lebendigen Thierstoff umgewandelt (animalisirt) wird. (S. Ernährung.) Sehr abweichend von dem thierischen ist der in den Pflanzen vorsichgehende Assimilationsproceß der von außen aufgenommenen Nährstoffe. (S. Pflanze.)

Assimilation oder Anähnlichung heißt in der Sprachwissenschaft die allerwärts auftretende Erscheinung, daß Sprachlaute, welche verschiedenen Lautstufen und Lautklassen angehören, in solchen Fällen, wo sie zusammentreffen, sich einander ähnlich zu machen suchen, um auf diese Weise dem allen Menschen inwohnenden Streben zu genügen, dem Sprachorgane die Aussprache zu erleichtern und an dazu nöthiger Muskelthätigkeit zu ersparen. Es üben diesen anähnlichenden Einfluß nicht nur Consonanten auf Consonanten, sondern auch Vocale auf Vocale, sowie Consonanten auf Vocale und umgekehrt. In der Entwickelungsgeschichte der Sprachen spielt die A. eine höchst wichtige und durchgreifende Rolle. Viele Gesetze der Lautverwandlung beruhen auf dem Streben zu assimiliren, wie in Bezug auf Vocalismus z. B. im Deutschen der Umlaut (s. d.) und die Brechung (s. d.). Sichtbarer tritt die A. bei den Consonanten hervor, und je jünger die Sprache, desto weiter greift diese um sich. Dies bekunden unter anderm die roman. Sprachen im Verhältniß zu ihrer Mutter, dem Latein. Aus lat. captivus entsteht im Italienischen cattivo, im Französischen chétif; aus lat. septem, ital. sette; aus lat. factus, ital. fatto und franz. fait; aus lat. ipse, ital. esso; aus lat. hymnus, ital. inno u. s. w. Nicht minder sind viele neuhochdeutsche Formen durch A. aus ältern entstanden, wie z. B. hatte aus habte, Kummer aus Kumber, Marschall für Marschalk, Lamm

für Lamb u. s. w., zu welchen noch zahlreiche dialektische Formen treten. Alle lebende Sprachen assimiliren, wenn auch nicht in der Schrift, so doch in der Rede, namentlich im Munde des Volks. Außer jenen Assimilationen, die im Innern des Worts stattgefunden haben und somit der Sprachgeschichte angehören, tritt noch gegenwärtig in vielen Sprachen regelmäßige A. namentlich bei der Zusammensetzung der Worte ein, wofür der Grund nicht blos in der Bequemlichkeit für die Aussprache, sondern auch in der Rücksicht auf den Wohllaut zu suchen ist. Die Fälle dieser Art von A. pflegen in der Grammatik in den sog. euphonistischen Regeln bestimmt und festgestellt zu werden. Dahin gehört z. B. im Griechischen die Vorschrift, daß der Auslaut der Präposition syn in der Composition vor Labialen in m (z. B. Symposion), vor Gutturalen in g u. s. w. verwandelt werden muß. Der arab. Artikel al, el assimilirt sich verschiedenen Anlauten der damit verbundenen Substantive, z. B. Abd-er-Rahman für Abd-el-Rahman; es-Said für el-Said u. s. w. Sehr häufig erscheint die A. im Lateinischen, z. B. offendo für obfendo, summitto für submitto, committo für conmitto, quendam für quemdam, assimilatio für adsimilatio u. s. w. Die neuhochdeutsche Schriftsprache kennt keine euphonistischen Regeln dieser Art. Mit vollkommenster Consequenz ist jedoch die A. aus Wohllautsrücksichten im Sanskrit durchgeführt.

Assing (Rosa Maria), deutsche Dichterin, war die Tochter des geachteten Arztes und pfalzbair. Medicinalraths Varnhagen von Ense und wurde 28. Mai 1783 zu Düsseldorf geboren. Der Ausbruch der Französischen Revolution trieb die Familie nach Strasburg, der Heimat der Mutter. Hier bildete sich unter äußerlich beschränkten Verhältnissen in Rosa Maria ein reiches Geistesleben aus. 1796 vereinigte sich die Familie in Hamburg mit dem durch die Zeitverhältnisse länger von ihr getrennten Vater, nach dessen 1799 erfolgtem Tode mancherlei Mühen und Sorgen einbrachen, über welche sich die Jungfrau dadurch zu erheben suchte, daß sie sich zur Erzieherin heranbildete. Gleichzeitig stand sie aber mit allen geistig strebenden Kreisen Hamburgs in regem Verkehr und knüpfte freundschaftliche Verbindungen mit den dichterischen Jugendgenossen ihres Bruders, namentlich mit Chamisso, Neumann und Justinus Kerner an. 1816 vermählte sie sich mit dem auch als lyrischen Dichter vortheilhaft bekannten Arzte Dr. D. A. Assing (geb. 1787, gest. 25. April 1842) aus Königsberg, der sich ihretwegen in Hamburg niederließ. Ihr Haus war, durch die äußern Verhältnisse begünstigt, eins der geachtetsten in Hamburg, wozu vorzüglich sie selbst durch eine seltene Vereinigung von hoher sittlicher Würde, heiterer Lebensfreude und reicher geistiger Begabung beitrug. Eine edle Gastlichkeit führte hier die geachtetsten Männer Deutschlands wiederholt zusammen. Die früh begonnene Darstellung des innern Gefühls in anmuthigen Liedern und gehaltreichen Erzählungen setzte Rosa Maria mit wachsender Meisterschaft fort, konnte aber durch alles Andringen ihrer Freunde nur zu einzelnen Veröffentlichungen bewogen werden. Sie starb 22. Jan. 1840. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihr Gatte «Rosa Maria's poetischen Nachlaß» (Altona 1841), der eine vollständigere Einsicht in den Geist dieser seltenen Frau gestattete. Sie hinterließ zwei Töchter, Ottilie und Ludmilla. — A. (Ludmilla) wurde 22. Febr. 1827 in Hamburg geboren. Der edle Freiheitssinn ihrer Aeltern und deren Begeisterung für alles Gute und Schöne übte zeitig großen Einfluß auf sie aus. Nach dem frühen Tode derselben zog sie zu ihrem Oheim Varnhagen (s. d.) nach Berlin, der ihr den Verlust der Aeltern zu ersetzen suchte und ihr liebevollster väterlicher Freund, Lehrer und Vertrauter wurde. Durch ihn machte sie auch die Bekanntschaft Alexander von Humboldt's, des Fürsten von Pückler-Muskau und vieler anderer ausgezeichneter Männer, mit welchen ihr Oheim in näherm oder fernerm Verkehr stand. Schon frühzeitig schrieb sie viel für Zeitschriften, indeß ohne Angabe ihres Namens. Ihr erstes größeres Werk war die Biographie «Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolf von Lützow's, die Freundin Karl Immermann's» (Berl. 1857). Diese Schrift machte die Verfasserin schnell bekannt. Bald darauf folgte eine zweite Lebensbeschreibung: «Sophie von Laroche, die Freundin Wieland's» (Berl. 1859). Im Besitz des literarischen Nachlasses ihres Oheims und mit der Herausgabe desselben beauftragt, veröffentlichte sie nach dessen Tode zunächst den 8. und 9. Bd. von dessen «Denkwürdigkeiten» (Lpz. 1859), welchen sie «Briefe Alexander von Humboldt's an Varnhagen von Ense aus den J. 1827—58» (1. bis 5. Aufl., Lpz. 1860) folgen ließ. Schon dieses Werk, dessen Herausgabe sie selbst als eine Pflicht gegen die Nation und die beiden Dahingeschiedenen bezeichnete, zog ihr herbe Anfeindungen zu. Noch mehr geschah dies infolge der Veröffentlichung der «Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense» (6 Bde., Lpz. 1861—62; Bd. 1—4, 2. Aufl. 1863). Ludmilla A. wandte sich im Herbst 1861 nach Italien und nahm einen dauernden Aufenthalt in Florenz. Ende Mai 1862

wurde gegen sie in Berlin bezüglich des 3. und 4. Bds. jenes Werks ein Proceß wegen Verletzung der Ehrfurcht gegen den König, Beleidigung der Königin u. s. w. eingeleitet, der 1863 ihre Verurtheilung zu achtmonatlicher Gefängnißstrafe zur Folge hatte. Eine wiederholte Anklage wegen einer Reihe ähnlicher Vergehen in Bezug auf den 5. und 6. Bd. des Werks zog ihr 22. Febr. 1864 eine neue Verurtheilung zu zweijähriger Gefängnißstrafe zu. Während ihres Aufenthalts in Italien veröffentlichte Ludmilla A. eine Uebersetzung zweier Schriften von Piero Cironi aus dem Italienischen: «Die nationale Presse in Italien von 1828—60 und Die Kunst der Rebellen» (Lpz. 1863).

Assisen, so viel als Versammlung, Gerichtssitzung. In England hieß namentlich seit dem 12. Jahrh. Assisa ein Gericht, wo nicht, wie es seit der normännischen Eroberung selbst im Civilprocesse möglich war, durch Zweikampf, sondern nach gewissenhafter Ermittelung der Wahrheit entschieden wurde. Es hatten hier, besonders bei Streitigkeiten um Grundbesitz, 12 mit der Sache bekannte, vereidete Nachbarn ihren Wahrspruch abzugeben. Die A. waren große oder kleine (assisa magna, parva), je nachdem es sich um das Recht selbst oder den bloßen Besitz handelte. In den erstern mußten die Urtheiler höhern Standes sein als in den letztern. Seit dem 13. Jahrh. wurden auch im Strafprocesse die Gottesurtheile durch den Wahrspruch einer Jury ersetzt, und es hat sich seitdem der Name A. für Geschworenengerichte nicht nur in England erhalten, sondern ist auch von da aus nach Frankreich und denjenigen Ländern übergegangen, welche ihre Gerichtsverfassung der französischen nachgebildet haben. Die A. finden in der Regel in England alle Vierteljahre statt und dauern je nach Zahl und Bedeutung der vor dieselben gewiesenen Anklagen einige Tage bis mehrere Wochen, ja ausnahmsweise selbst Monate. Ueber das Verfahren dabei und die gesammte Organisation s. Geschworenengerichte. — Assise bedeutete zuweilen auch die für das Gericht erlassene oder in demselben entwickelte Rechtsbestimmung. So nennt sich das 1099 für den Kreuzfahrerstaat entworfene und nachträglich mehrfach erweiterte franz. Rechtsbuch Assises de Jérusalem. Eine ital. Uebersetzung desselben galt noch zur Zeit der venet. Herrschaft als Landrecht auf Cypern. Herausgegeben haben jenes Rechtsbuch Kaußler (Stuttg. 1839) und Beugnot (2 Bde., Par. 1841—43).

Assisi (Asisium), eine Stadt in der umbrischen Provinz und ehemaligen päpstl. Delegation Perugia, 3 M. östlich von Perugia, am Abhange des Monte-Asi über dem Tiberzuflusse Chiascio hoch und malerisch gelegen, zählt 6000 E. und hat beträchtliche Nadelfabriken, die jährlich 4000 Pfd. Nadeln liefern. Die Stadt ist der Geburtsort Metastasio's, vorzüglich aber berühmt als der Geburtsort des heil. Franciscus, der hier das erste Kloster seines Ordens stiftete, welches seitdem unter dem Namen Convento sacro den ersten Rang unter den zahllosen Klöstern der Franciscaner einnimmt. Seit längerer Zeit befindet es sich im Besitz der Minoriten. Die Klosterkirche ist dreifach und in der untersten Abtheilung befindet sich der Leichnam des Heiligen. Treffliche Gemälde, zumal aus der ältern Zeit, darunter von Cimabue's und Giotto's Hand, schmücken die Kirche und die Kreuzgänge des Klosters. Unter den übrigen Klöstern verdient Erwähnung das große Kloster der Portiuncula wegen seiner reichgeschmückten Kirche, an deren Façade sich ein vortreffliches Fresco von F. Overbeck befindet; die schöne Kuppel der Kirche ist ein Werk Vignola's. Seinen Namen Portiuncula erhielt dieses Kloster von dem kleinen Erbe, das der heil. Franciscus seinen Kindern hinterließ. A. wird zwar nicht mehr von einer so ungeheuern Menge von Wallfahrern besucht wie früher, doch ist der Besuch, zumal am Feste des Heiligen, noch sehr zahlreich. Noch im vorigen Jahrhunderte sollen sich zuweilen an einem Tage 100000 Personen in A. befunden haben.

Association (neulat., d. i. Vergesellschaftung) bezeichnet im allgemeinen die Vereinigung mehrerer zu gemeinsamem Wirken für einen gemeinsamen Zweck. Derartige Vereinigungen zeigen sich überall, selbst bei den Menschen, welche noch auf der untersten Culturstufe stehen. Zunächst drängt die Nothwendigkeit zu ihnen, weil der einzelne Mensch ohne den Beistand anderer Menschen nicht zu existiren vermag. Später gehen Associationen aus der Erfahrung hervor, daß die Kräfte der Individuen, wenn sie zusammengefaßt und auf einen Punkt hingeleitet werden, sich außerordentlich erhöhen. Schon die Stämme der wilden Völkerschaften sind gewissermaßen Associationen. Aber auch den Staat und die Kirche sowie diejenigen Vereinigungen, welche in ihnen als Gemeinden, Glaubensgemeinschaften u. s. w. bestehen, kann man als Associationen im weitesten Sinne ansehen. Endlich darf man auch die Vereinigungen mehrerer Staaten durch Bündnisse und Allianzen und in föderativen Verbänden u. s. w. Associationen nennen. Faßt man jedoch den Ausdruck A. enger, so bezieht er sich allerdings nicht

auf den Staat, die Gemeinden und die durch Verfassung und Gesetz constituirten Corporationen, welche von ihren Gliedern nicht beliebig gebildet, eingerichtet und aufgelöst werden können, sondern dauernde sind, einen höhern sittlichen Zweck haben und einen wahren einheitlichen Gesammtwillen constituiren. Der engere Begriff der A. umschließt nur die freien Vereinigungen der Staatsbürger zu bestimmten Zwecken, die freilich sehr verschiedener Art sein können. Ihr Zweck ist entweder ein politischer, indem sie die polit. Bildung fördern und auf die Staatsverfassung und Staatsverwaltung einwirken wollen, und in diesem Falle sind sie Politische Vereine (s. d.); oder sie sind Vereine, welche sittliche, religiöse, kirchliche Zwecke verfolgen, die allgemeine geistige und menschliche Cultur mittelbar oder unmittelbar zu fördern und auf das körperliche Wohlsein und die Gesundheit günstig einzuwirken suchen. Derartige Vereine mit bald allgemein gehaltenem, bald wieder sehr engbegrenztem Zweck gibt es unzählige, und sie sind in Tendenz und innerer Einrichtung so mannichfaltig, daß sie sich nur schwer systematisch ordnen lassen. Eine andere Klasse von Vereinigungen bilden die wirthschaftlichen, von denen diejenigen in neuerer Zeit vorzugsweise als Associationen oder Genossenschaften bezeichnet worden sind, welche sich aus Mitgliedern der arbeitenden Klassen zusammensetzen und, das Princip der Selbsthülfe an die Spitze stellend, die wirthschaftliche Lage ihrer Mitglieder bald durch gemeinsamen Ankauf der Lebensbedürfnisse, bald durch gemeinsame Production, oder durch Beschaffung von Kapital, oder durch Einkauf von Rohstoffen, bald endlich durch gemeinsamen Vertrieb der Producte zu verbessern bestrebt sind.

Die einfachsten wirthschaftlichen Associationen, zugleich auch die ältesten, sind die Vereinigungen zweier oder mehrerer Personen zur Begründung und Fortführung eines wirthschaftlichen Betriebs (wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt «in Compagnie»), eines Compagniegeschäfts, die sog. Handelsgesellschaften. Aus denselben entwickelten sich die großartigen Vereinigungen, welche theils nach kurzer Blüte zu Grunde gingen, theils bis auf die neuere Zeit fortbestanden, die Handelscompagnien, und die in unserer Zeit riesenhaft emporgewachsenen Actiengesellschaften. Alle diese wirthschaftlichen Associationen umfassen indeß wesentlich selbständige Gewerbtreibende, Kaufleute und Kapitalisten; nur selten ist bei ihnen der unbemitteltere kleinere Handwerker, fast nie der Arbeiter betheiligt. Erst seit kurzem hat auch bei letztern beiden die A., und zwar auf Grundlage des Princips und zum Zweck der Selbsthülfe, Eingang gefunden. Zu allen Zeiten war die Lage der unselbständigen Arbeiter und der kapitallosen kleinen Handwerker, welche mit ihnen auf gleicher Stufe stehen, keine günstige. Diese Lage hat sich aber verhältnißmäßig überall da verschlechtert, wo der Pauperismus (s. d.) um sich gegriffen. Die Verbesserung der Zustände der arbeitenden Klasse ist aber im Interesse der Gesellschaft und des Staats, sowie der Individuen selbst, dringend nothwendig: sie muß ins Werk gesetzt werden, bedarf es dazu auch großer Anstrengungen und längerer Zeit. Die einen meinen, der Arbeiter müsse sich, um seine Lage zu bessern, nicht nur mit Fleiß und Ausdauer der Arbeit hingeben; er müsse auch seine Bedürfnisse so weit einschränken, als nur irgend möglich. Aber wenn dies auch geschieht, so kann er erfahrungsmäßig seine und seiner Familie Existenz doch nicht sicherstellen: er steht immer am Rande des Abgrundes, in den ihn Unglücksfälle und Arbeitslosigkeit zu stürzen vermögen. Andere behaupten, die großartige Entwickelung der wirthschaftlichen Thätigkeit, welche unsere Zeit erlebt, werde nach und nach die ökonomischen Verhältnisse der arbeitenden Klasse wesentlich verbessern; aber sie vermögen dafür keine haltbaren Gründe anzuführen, sondern müssen viele Erfahrungen, welche gerade die am meisten vorgeschrittenen Staaten gemacht haben, gegen sich gelten lassen. Wieder andere erklären, daß nur eine gründliche Umgestaltung der Gesellschaft, bei der die Gleichheit der Menschen hergestellt, das Eigenthumsrecht beseitigt oder beschränkt, die Macht des Kapitals gebrochen wird, helfen könne. Zahlreiche Systeme des Communismus (s. d.) und des Socialismus (s. d.) sind mit Rücksicht hierauf entwickelt und vertheidigt, aber stets gründlich widerlegt worden, und immer gescheitert, sobald man sie zur Anwendung brachte. Es bleibt mithin nur übrig, die menschlichen Verhältnisse zu nehmen wie sie sind, und nur auf die Beseitigung derjenigen nachtheiligen Einrichtungen, welche der Staat in Verkennung seiner Aufgabe und seiner Interessen festhält, sowie auf die Durchführung der freiheitlichen Principien auf wirthschaftlichem Felde hinzuwirken. «Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen!» muß auch für den Arbeiter gelten. Allein der einzelne Arbeiter vermag wenig, fast nichts; er ist mehr als jeder andere Stand auf die A. oder die Vergesellschaftung angewiesen. Nur indem die Arbeiter ihre körperlichen und geistigen Kräfte, das in ihrem Besitz befindliche Kapital und ihren Credit vereinigen, vermögen sie Großes zu leisten, denn «mehrere kleine Kräfte vereint, bilden die Großkraft». Was die

Vereinigung der Kapitalien geleistet hat, ist allgemein bekannt; ähnliches muß naturgemäß auch, wenigstens nach und nach, die Vereinigung der Arbeitskräfte bewirken.

Es lassen sich Associationen denken, in welche die Mitglieder mit ihrer ganzen wirthschaftlichen Persönlichkeit eintreten, um alle diejenigen Zwecke zu erreichen, die sie anstreben. Solche Associationen beschränken indeß die Selbständigkeit des einzelnen gar zu sehr, und sind wol angestrebt, aber, außer in einzelnen socialistischen Gemeinschaften, niemals zu Stande gekommen. Sie würden sich auch nur kurze Zeit zu erhalten vermögen. Alle bisjetzt begründeten Associationen verfolgen bestimmte einzelne Zwecke, und vereinigen daher diejenigen, welche diese Zwecke anstreben wollen, ohne Rücksicht darauf, ob auch ihre übrigen Zwecke gemeinsam sind oder nicht. Infolge dessen können sie, ihrer localen Beschränkung ungeachtet, selbst an kleinen Orten eine gewisse nicht unbeträchtliche Ausdehnung erhalten. Die ältesten Associationen innerhalb der Handwerker- und Arbeiterklasse sind die Handwerker-Bildungsvereine, welche die allgemeine und gewerbliche Bildung fördern wollen und auf gemeinschaftliche Kosten für Unterricht durch Vortrag und Lehre und für die erforderlichen Lehrmittel auch zum Selbstunterricht sorgen. Unmittelbarer als diese wirken auf die wirthschaftliche Lage der Arbeiter diejenigen Associationen, welche den Zweck haben, einzelne ihrer Bedürfnisse gut, billig und bequem zu befriedigen. Es sind dies erstens die Vereine zu gemeinschaftlichem Ankauf der Lebens- und Wirthschaftsbedürfnisse, die Consumvereine, insofern sie sich auf den Ankauf von Lebensmitteln beschränken, auch Lebensmittel-Vereine genannt. Sie suchen die Lebens- und Wirthschaftsbedürfnisse der verschiedensten Art im großen, und demnach billiger und in der Regel auch besser, einzukaufen, also ihren Mitgliedern die Vortheile des Großbezugs zu sichern. Zweitens gehören zu diesen Verbindungen die Gesundheitspflege-Vereine, welche ihren Mitgliedern billigere Arzneien und ärztliche Behandlung durch von ihnen angestellte Aerzte gewähren. Bei ihnen kommt neben dem Princip der A. in der Regel noch das der Gegenseitigkeit zur Anwendung. Auch die Krankenkassen müssen hierher gerechnet werden. Eine dritte Art von Associationen hat den Zweck, bessere Vorbedingungen für die gedeihliche Fortführung der Wirthschaft und zu einem lohnenden Gewerbebetrieb, der noch selbständig und ohne A. stattfindet, zu gewähren. Diese Vereine zerfallen bisjetzt nur in zwei Klassen, in die Vorschußvereine und die Rohstoffvereine. Die Vorschußvereine (auch Credit- und Darlehnsvereine, Volksbanken u. s. w. genannt) geben ihren Mitgliedern unter bestimmten Bedingungen Darlehne in baarem Geld oder eröffnen ihnen Credit. In den Rohstoffvereinen vereinigen sich Handwerker und Arbeiter desselben Betriebszweiges oder verwandter Branchen zu gemeinschaftlichem Bezuge der Rohstoffe oder Halbfabrikate im großen. Seltener werden Maschinen und kostspielige Arbeitsvorrichtungen gemeinsam beschafft oder hergestellt. Höher entwickelt ist eine vierte Art der A., welche den Geschäftsbetrieb für gemeinschaftliche Rechnung ins Auge faßt, sei es, daß nur der Absatz der isolirt hervorgebrachten Güter Zweck ist, sei es, daß auch die Production in den Händen der A. liegt. Nur dem Absatze der Producte unterziehen sich die sog. Magazinvereine, welche die von den Mitgliedern in ihren eigenen Geschäften erzeugten Waaren in Vereinsmagazinen sammeln und für Rechnung derselben verkaufen. Aus diesen Magazinvereinen entwickelten sich die sog. Gewerbehallen, welche indeß auch durch Privatspeculation eines einzelnen begründet werden können. Ferner hängen die Magazinvereine oft unmittelbar mit Vorschußvereinen zusammen. Die höchste Stufe der A. nehmen die Vergesellschaftungen zum gemeinsamen Geschäftsbetriebe, die Erwerbs- oder Productivassociationen ein. Diese Vereine wollen völlig in den Großbetrieb einlenken und die Errichtung bedeutender fabrikmäßiger Etablissements durch den bis dahin unselbständigen Arbeiter ermöglichen. Außer in England, wo dergleichen Erwerbsassociationen seit längerer Zeit bestehen und zum Theil aufblühen, finden sie sich nur noch in Paris und in Deutschland, hier aber in sehr beschränktem Maße, da ihre Begründung und glückliche Fortführung großen Schwierigkeiten unterliegt, auch bisjetzt die ausreichenden Erfahrungen fehlen.

Die ausgedehnteste und wichtigste Thätigkeit zu Gunsten der A. oder, wie man es genannt, des Genossenschaftswesens hat in Deutschland Hermann Schulze-Delitzsch (s. d.) entwickelt, indem er durch Lehre, Anweisung und Mithülfe nicht nur viele Genossenschaften ins Leben rief oder förderte, sondern auch die bisher gewonnenen Erfahrungen fleißig sammelte und nutzbar zu machen suchte. Als Anwalt der deutschen Genossenschaften, deren Vertreter er alljährlich zu einem Genossenschaftstage versammelte, steht er in der Mitte der Bestrebungen auf dem Gebiete der A. Seinen Mittheilungen zufolge gab es in Deutschland schon 1863 gegen 2000 Genossenschaften, von denen etwa 1000 Bildungsvereine, 100 Krankenpflege-Vereine,

100 Consumvereine, 550 Vorschuß- und Creditvereine, 200 Rohstoffvereine und 50 Vereine zu gemeinsamer Production und Magazinirung waren. Mehr als alle andern hatten sich bis dahin die Vorschußvereine entwickelt. Von 188 Vorschußvereinen, deren specieller Abschluß des Jahres 1861 vorlag (von denen indeß 46 erst Ein Jahr bestanden), waren in diesem Jahre nicht weniger als 16,876009 Thlr. an baaren Vorschüssen gewährt worden, obwol das eigene Vermögen dieser Vereine nicht mehr als 906613 Thlr. betrug. Es ist die Behauptung aufgestellt worden, die productiven Associationen der Handwerker- und Arbeiterklasse könnten nur dann sich vollständig entwickeln, wenn ihnen Staatshülfe bewilligt würde. Bisjetzt ist aber diese Staatshülfe, die in Gewährung von Kapital bestehen soll, stets mit vollem Grunde zurückgewiesen worden. Einerseits ist der Staat außer Stand, so bedeutende Kapitalien, als erforderlich sind, zu liefern, andererseits würde er durch solche Hülfe alle bestehenden wirthschaftlichen Verhältnisse untergraben und zerstören und schließlich an Stelle der Privatindustrie eine Staatsindustrie setzen, wie sie in Frankreich vielfach geträumt worden. In demselben Augenblick, wo die Associationen Staatsgelder annehmen, hören sie auf, freie Vereinigungen zu sein, unterwerfen sie sich der strengen und fortgesetzten Controle des Staats und büßen damit alle diejenigen günstigen Bedingungen ein, auf Grund deren allein sie sich zu entwickeln vermögen. In der That sind auch die subventionirten Associationen bisher sämmtlich zu Grunde gegangen.

Association der Ideen, s. Ideenassociation.

Associé (franz.), der Gesellschafter, Compagnon, der Mitverbundene bei einer Erwerbsgesellschaft auf gemeinschaftlichen Gewinn und Verlust. Derselbe hat das Unternehmen nicht blos mittels Gewährung der zugesagten Einlagen, sondern für gewöhnlich auch durch seine Dienstleistungen zu fördern, falls das Uebereinkommen nicht dahin lautet, daß er sich als stiller A. nur mit der Einlage betheiligen, sonst aber nicht bemüht werden solle.

Assollant (Jean Baptiste Alfred), franz. Schriftsteller, geb. 1827 zu Aubusson im Depart. Creuse, widmete sich anfangs dem Lehrstande und trat 1847 in die Normalschule zu Paris. Nach seinem Abgange von derselben erhielt er 1850 eine Anstellung als Geschichtslehrer in Orleans, später in Poitiers und Soissons. Doch vertrugen sich seine freisinnige Denkungsart und sein abenteuerlicher Geist nicht mit der Schuldisciplin, die bei dem damaligen Einflusse des Klerus im öffentlichen Unterrichtswesen sehr drückend geworden war. Er wanderte nach den Vereinigten Staaten aus, fand sich aber von der nordamerik. Cultur und Freiheit so wenig erbaut, daß er bald wieder nach Paris zurückkehrte. Hier veröffentlichte er in der «Revue des deux mondes», nach einem Artikel über Walker und die Amerikaner am Nicaragua, zwei durch die Lebhaftigkeit der Darstellung und Localfarbe sehr anziehende Novellen: «Butterfly» und «Acacia», die dann zusammen mit einer dritten Novelle: «Une fantaisie américaine», unter dem Titel «Scènes de la vie des Etats-Unis» (Par. 1859) erschienen und großes Aufsehen erregten. Später trat er mit verschiedenen Romanen hervor: «Deux amis en 1792» (1859), «Brancas» (1859), «La mort de Roland» (1860), «Histoire du célèbre Pierrot» (1860), «Marcomir» (1861) u. s. w., die ebenso wie seine Novellen zu dem wenigen Originellen gehören, was der franz. Geist der neuern Zeit in dieser Gattung der schönen Literatur geleistet hat. Außerdem schrieb er zuerst für die «Presse», nachher für den «Courrier du dimanche» literarische und polit. Artikel, sog. Chroniken, die ihrer abwechselnden und pikanten Einkleidung wegen außerordentlichen Beifall fanden und seitdem gesammelt unter den Titeln «D'heure en heure» (1862) und «Vérité! vérité!» (1863) herausgegeben wurden. A. ist ein Schriftsteller von ganz eigenartig organisirter Individualität. Er hat in Frankreich ein auserlesenes Publikum, das sich vielleicht weniger durch seine Vorzüge als durch seine Fehler zu ihm hingedrängt fühlt, die namentlich im Unzusammenhängenden des Ideenganges, in einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Ordnung und Ebenmaß und einer starken Vorliebe für paradoxe Behauptungen und excentrische Geistessprünge bestehen. Mit unvergleichlicher Leichtigkeit bewegt sich A. im Gebiete des rein Phantastischen und Humoristischen. Die für das «Journal pour Tous» geschriebene Novelle «Les amours de Quaterquem» kann man als ein Meisterstück dieser Art hervorheben.

Assonanz, d. h. Anklang, ein musikalischer Vocalreim, ist nahe verwandt mit der Alliteration (s. d.). Wie diese in einer Gleichheit der Consonanten in mehrern nahe aufeinander folgenden Wörtern, so besteht die A. vorzüglich in einem Gleichklange der Vocale. Sie ist der span. und portug. Poesie eigenthümlich und harmonirt sehr wohl mit dem Charakter dieser an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Im Deutschen hebt sie sich nur durch häufige Wiederholung in einer zusammenhängenden Reihe vernehmlich genug hervor, wie bei Geßner: «Sie

weinte Tag und Nacht, horchte stets nach dem Schalle aus dem Walde, und richtete ihre nassen Augen unablässig auf die fernen Auen». Die Versuche deutscher Dichter haben die Anwendbarkeit der A. im Deutschen mindestens zweifelhaft gelassen. Die zweisilbige A. kann hier in der zweiten Silbe fast nie anders als in dem stummen e gebildet werden, welches kaum hörbar ist; und auch die einsilbige wird zu sehr von den Consonanten übertönt, als daß sie ganz ihre Bestimmung erfüllte. Dennoch haben sie einzelne, wie Friedrich Schlegel im «Alarkos» und in den Rolandsromanzen, und Apel in dem «Gespensterbuch» mit Glück gebraucht. Nur der Uebersetzer aus jenen südeurop. Sprachen kann sie in vielen Fällen nicht entbehren, und Treffliches haben in dieser Beziehung Gries und Malsburg in ihren Uebertragungen Calderon'scher Dramen geleistet. Vgl. Bärmann, «Die Assonanzen der deutschen Sprache» (Berl. 1829).

Assuan, Asswân oder Es-Suân (kopt. Sowan, die Oeffnung), unter 24° 5′ 20″ nördl. Br., am rechten Ufer des Nil der Insel Elephantine (Dschesiret Assuan, d. h. Insel Assuan) gegenüber gelegen, ist die südlichste Stadt Aegyptens, das alte Syene, dessen Ruinen noch südwärts der Stadt vorhanden sind. Südlich von A. bildet der Nil seinen letzten, den 10. Katarakt, und die Schiffbarkeit des Flusses gewinnt also hier erst eine Bedeutung, welche der Stadt frühe und auch im Mittelalter während der Araberherrschaft einen verbreiteten Handelsruf verschaffte. Schon im Alterthum bemerkte man, daß die Sonne am längsten Tage zu Syene keinen Schatten wirft, und zog deshalb hier den Wendekreis des Krebses, der aber eigentlich südlicher liegt. Bei A. beginnt die Granitregion Aegyptens. Der Granit kommt hier unter der modificirten Art Syenit vor und wurde schon in frühester Zeit zu Bauten und Denkmälern ausgebeutet. Die Umgegend zeigt sich sandig, öde und fast ohne Vegetation, mit Ausnahme der Palmen. Die Stadt selbst ist klein und nur als Grenzort Aegyptens von Wichtigkeit. Hier beginnt das ägypt. Zollgebiet gegen Nubien und den Sudan. Die Waaren aus diesen Ländern (Gummi, Wachs, Tamarinde, Sennesblätter, Elfenbein, Straußfedern, Kaffee) mußten bisher zu A. den Eingangszoll bezahlen; neuerdings erhält man hier nur die Quantität der Waaren bescheinigende Papiere, auf Grund deren der Zoll in Kairo oder in Alexandrien erhoben wird. Nur für Sklaven wird noch immer unter der Rubrik «Kamele» ein Eingangszoll, und zwar von 150 Piastern (à 2 Sgr.), erhoben. Außerdem ist A. der Hauptmarkt für Stricke und Taue aus Palmbast, die in großer Menge aus Nubien kommen, sowie auch viele Holzkohlen von den benachbarten Beduinen zum Verkaufe herbeigebracht werden. Die Bevölkerung A.s ist gemischt aus Aegyptern, Nubiern und Nachkommen der Garnison von bosnischen Soldaten, die Sultan Selim, der Eroberer Aegyptens (1517), daselbst stationirt hatte.

Assyrien bei Griechen und Römern, Aschur bei den Hebräern, Athurā bei den alten Persern, hieß eigentlich die etwa 3000 Q.-M. umfassende Landschaft, welcher im wesentlichen das heutige Kurdistan entspricht. Es ist die obere Abtheilung der mesopotam. Ebene und von dem südl. anliegenden Babylonien durch keine natürliche Grenze geschieden. Um so charakteristischere Grenzen bilden im N. das armen. Niphatesgebirge, im O. der medische Zagros und Choathros und im W. der Tigris. Durch diese benachbarten Gebirge wird dem Lande eine Reihe von Flüssen zugewiesen, welche dasselbe gleichmäßig bewässern und sämmtlich in den Tigris fließen. Die wichtigsten davon sind der Große und der Kleine Zab, der östl. Khabur oder Kurnib und der aus dem Zusammenfluß des Schirwan und des Holwan entstehende Dijaleh. Hierzu tritt der für das Klima wichtige Umstand, daß fast die ganze Bodengestalt von der wellenförmigen Absenkung der medischen und armen. Grenzgebirge abhängig ist, und je nach dem Grade der Höhenerhebung stellen sich große Verschiedenheiten der Temperatur und der Production nebeneinander dar. Obgleich schon den Alten der Mangel an Baumwuchs auffiel und man von nur wenigem Regen wußte, der hier fiel, so wird doch noch häufiger die Fruchtbarkeit des Landes erwähnt, von welcher die Denkmäler mit ihren wohlgenährten Menschen- und Thiergestalten und üppigen landschaftlichen Zügen ebenfalls Zeugniß ablegen. Palmen, Oel- und Nußbäume, verschiedene andere obsttragende Arten gedeihen auf den Abhängen, Getreide in den reichlich bewässerten Thälern. Die Thierwelt war nach den Reliefdarstellungen ehedem reicher als jetzt: es finden sich Löwen, wilde Esel, Gazellen, Hasen, Rebhühner, Strauße u. s. w., und die Jagd war in allen Abstufungen von Gefahren beliebt. Das Mineralreich lieferte treffliche Bausteine, von den härtesten Basaltstücken des Masischen Berges bis zu den zartesten Alabasterarten am linken Tigrisufer. Eisen, Kupfer und Blei waren in Fülle vorhanden; doch scheint man verhältnißmäßig wenig nach den edeln Metallen gesucht zu haben. Großen Ruf hatten der Asphalt und die Naphthaquellen.

Das Land lag in einem Knotenpunkte der vorderasiat. Geschichte. Hier berührte sich die

östl. iranische und die westl. semit. Völkergruppe. Welches Stammes das Volk war, das hier zuerst auftrat, ist unbekannt; es mögen in dem Völkergedränge turanische, semit., iranische Massen einander gefolgt sein. Die histor. Inschriften und Reliefs liefern eine Fülle von Zeugnissen, wie sie unter den Völkern des Alterthums, mit Ausnahme des ägyptischen, keins besitzt. Diese Zeugnisse reichen bis in das 13. Jahrh. v. Chr., ohne daß man über die eigentlichen Anfänge des assyr. Staats Aufschlüsse erhält oder Vergleichungspunkte für die Nachrichten der nichtassyr. Völker gewinnt, unter denen sich die biblischen als die zuverlässigsten erweisen. Die Nachrichten der ägypt. Monumente, welche bereits 2000 v. Chr. Assur's Macht erwähnen sollen, und die höchst alterthümlichen Andeutungen im ersten Buch Moses scheinen mit jenem jüngern Alter der assyr. Geschichte nicht übereinzustimmen. Faßt man alles zusammen, so wird sich als eine Wahrscheinlichkeit ergeben, daß ein altbabylon. Reich vorausging. Neben diesem gründete sich in der Mitte des 13. Jahrh. das assyrische. Nach dem Bericht des ersten Buch Moses ging Nimrod nach Assur, um außer andern Städten auch Ninive zu gründen, welchen Ruhm die classischen Schriftsteller dem also jedenfalls mit ihm identischen Ninus zutheilen. Wenn Nimrod in der mosaischen Ueberlieferung als Sohn des Kusch bezeichnet wird, so setzt das nicht nothwendig afrik. Abstammung voraus, sondern kann ebenso wol auf die asiat. Kissier oder Kossäer gehen. Im allgemeinen wird man die Vermuthung hegen dürfen, daß die herrschende Familie, welche zum Theil sehr fremdartige, auf keinen Fall semit. oder medopers. Namen trugen, ursprünglich stammverschieden von ihrem Volke war, das in den Inschriften und Typen der Reliefdarstellungen von Anfang an specifisch semit. Charakter zeigt. Dieses Reiches Herrscherhaus war wahrscheinlich nach der Göttin Derketo (welche auch den Kern der griech. Ueberlieferungen von Semiramis bildet) benannt. Ninive (assyr. Ninûah) bestand schon, und neben dieses tritt sehr bald Kalah (das heutige Nimrud) als zweite Königsstadt, noch in den Ruinen als ein großartig terrassirter Bau zu erkennen. Etwa ein Jahrhundert nach Gründung des Reichs zeichnet sich ein Tiglath Pilesar I. um 1150 v. Chr. durch bemerkenswerthe Eroberungen, besonders in Kleinasien, Palästina und Elam, aus, wie eine ausführliche Cylinderinschrift desselben berichtet. Dann erscheint ein Sardanapal (auf den Inschriften Assar-adan-pal nach Rawlinson, von Hincks Assurakhbal gelesen), welcher erobernd bis zum Mittelmeer vordringt und den schönen Nordwestpalast von Nimrud erbaut. In den Anfang des 9. Jahrh. fällt die glänzende Regierung des Divanubara oder Divanubar (früher bei Rawlinson Temenbar I.), welcher Kriege mit König Jehu von Israel, mit Syrien und östlichern Reichen führte, aus denen Elefanten, Kamele, Affen u. s. w. als Tribut dargebracht werden konnten. Von den ersten 32 Regierungsjahren desselben berichten die merkwürdigen Inschriften des schwarzen Obelisken von Nimrud, welcher in dem von ihm dort erbauten Centralpalast seine Stelle hatte.

Damit war zunächst die glänzende Zeit A.s vorüber. Das Reich erlitt kurz vor der Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. unter einem Könige, dem der in den assyr. Königsreihen nicht seltene Name Sardanapal beigelegt wird, einen harten Stoß: um das J. 754 riß sich Medien los, und etwa sieben Jahre später constituirte sich Babylonien selbständig unter Nabonassar. Diese Ereignisse waren von einschneidendem Einfluß auf alle Richtungen des assyr. Lebens. Es lassen sich von da ab Veränderungen in Religion, Kunst und Sprache nachweisen. Aber das Assyrische Reich war noch kräftig genug, um sich rasch eine gebieterische Stellung wieder zu erobern. Ihm gehörte noch Mesopotamien, indem das neue Babylonische Reich auf die eigentliche Landschaft Babylonien beschränkt blieb, und aller westl. Länderbesitz. Daher konnte Phul um 760 v. Chr. erfolgreiche Feldzüge nach dem Westen unternehmen, und König Menachem von Israel erkaufte sich seinen Schutz und seine Gunst nur durch einen sehr hohen Tribut. Phul verpflanzte bereits Palästinenser, besonders aus Basan, nach A. und Mesopotamien, und restaurirte wahrscheinlich den Centralpalast von Nimrud. Ihm folgte Tiglath-Pilesar IV., ein grausamer, harter Fürst, den König Ahas von Juda gegen Pekah von Israel und Rezin von Syrien erkaufte, die sich wider das Jüdische Reich verbündet hatten. Tiglath-Pilesar vernichtete Rezin's Macht; Pekah blieb nur übrig, sich rasch zu unterwerfen; doch führte der Sieger Naphtaliten und Gileaditen nach A. weg. Einige Zweifel herrschen über Tiglath-Pilesar's Nachfolger Salmanassar V., welchen Rawlinson mit Sargon identificirt, Hincks dagegen als den Vater des letztern ansehen will. Salmanassar ist ein selbständiger Fürst, noch von der alten Derketadendynastie, der nur fünf Jahre, 725—21 v. Chr., regierte. Seine Regierung ist durch einen Zug gegen Phönizien und durch den Krieg mit dem Königreiche Israel ausgezeichnet, der mit der Eroberung Samarias und der Deportation Hosea's und vieler seiner Unterthanen endete. Indeß vermag man nicht sicher nachzuweisen, daß er den vollen Ausgang des Zehn-

stämmereichs noch selbst erlebt habe. Ihm folgte als rechtmäßiger Thronerbe sein Sohn Ninip-Iluja; aber neben diesen stellte sich als glücklicher Thronprätendent Sargon oder, nach den Inschriften, Sargina (721—702), der den letzten Derketaden nach drei Jahren beseitigte. Sargon stammte aus keinem fürstl. Geschlechte; er war ein Emporkömmling, aber ein hochbegabter und glücklicher, der durch seine Energie und weitgreifende Unternehmungen eine neue Dynastie, wenn auch auf nur wenig mehr als ein Jahrhundert, gründete. Bisher besaß man die einzige Kunde von Sargon durch den Propheten Jesaias (Kap. 20); doch gegenwärtig liegen in mehr als zehn zum Theil umfangreichen Inschriften seine Reichsannalen vor. Sobald er sich zum König erklärt, begann er seinen Namen durch glückliche Kriege gefürchtet zu machen. Er besiegte den König von Elam, unterwarf einige Stämme Chaldäas, unternahm Kriegszüge gegen Samaria, Tyrus, Kirkesion, Paphos, Armenien, Medien, Syrien, und empfing Tribute von Aegypten, den Südarabern, sieben «Fürsten des Meeres». Seine kriegerische Thätigkeit wird nur vorübergehend unterbrochen (711) durch die Erbauung von Khorsabad. Im nächsten Jahre folgt schon der syr. Feldzug mit der Einnahme von Asdod, die Unterwerfung äthiop. Stämme und neuer Krieg mit Elam. 709 unternimmt er den chaldäischen Feldzug, welcher nach der Schlacht von Betlakin mit der Vernichtung des babylonischen Königs Merodach-Baladan endet. Sodann folgt 708 ein Zug gegen Cypern, von welchem eine gegenwärtig im berliner Museum befindliche Stele Zeugniß gibt.

Dem Sargon folgte sein berühmter Sohn Sennacherib oder Sanherib (702—680). Dieser hatte zunächst die unter Merodach-Baladan aufständischen Chaldäer und die Elamiten zur Ruhe zu bringen. Unter semit. Stämmen, welche ihm erlagen, erscheinen auch Nabatäer; nach einem syr. Feldzuge setzte er in Askalon einen Vicekönig ein. Merkwürdig ist die Abweichung der biblischen und assyr.-officiellen Berichte über den Verlauf der Belagerung Jerusalems durch Sanherib's Heer. Hiskia hatte nach der Bibel den seit Ahas üblichen Tribut verweigert, und Sanherib fällt mit großer Heeresmacht in Palästina ein. Hiskia erkauft sich zwar mit ungeheuern Geldmitteln den Abzug des assyr. Heeres; aber Sanherib, der einen Feldzug gegen Aegypten beabsichtigt und keinen Feind im Rücken haben darf, beschließt dennoch, Juda zu vernichten. Jerusalem wird von zahlreichen Truppenmassen belagert, von denen 185000 Mann der Engel des Herrn in einer Nacht schlägt, sodaß Sanherib eilig nach Ninive zurückgeht, um dort in einem Tempel von seinen Söhnen umgebracht zu werden. Dies Ereigniß muß nach der biblischen Chronologie 711 oder 710 v. Chr. fallen. Nach Sanherib's eigener Darstellung, auf einem sechsseitigen Thonprisma (im Britischen Museum) aus dem J. 684 v. Chr., hatte der Assyrer dem starren König Hiskia 200150 Personen verschiedenen Alters und Geschlechts, unzählige Thiere weggeführt und ihn in Jerusalem wie in einem Käfig eingeschlossen. Endlich erkauft Hiskia in Ninive mit kolossalen Mitteln an Gold und Kostbarkeiten Frieden und Unterwürfigkeit. Im Verlauf des Berichts wird aber über das Verhältniß zu Juda nichts mehr erwähnt. Dagegen wird noch von fünf Feldzügen berichtet, unter denen der gegen Babylonien der bemerkenswertheste ist, indem er die assyr. Herrschaft momentan befestigte. Sanherib vollendete den mittlern Palast von Ninive, nahm viele Restaurationen vor und führte einen Palastbau in Alabaster und syr. Cedern aus. Nach dem gewaltsamen Tode Sanherib's übernahm sein vierter Sohn Assarhaddon (680—68) die Regierung, eine thatkräftige Persönlichkeit, die viele Kriegszüge unternahm. Assarhaddon brachte Colonien aus Ostasien nach den öden Städten Palästinas; Manasse von Juda hielt er eine Zeit lang gefangen in Babel. In seinen Bauwerken zeigt er viel Pracht: ihm gehört der Südwestpalast mit den kolossalen Sälen an. Seine Regierungsgeschichte findet sich auf einem sechsseitigen Thonprisma erzählt. Von seinem Sohn und Nachfolger Tiglath-Pilesar V. (668—60) ist nichts zu sagen. Ein anderer Sohn, Sardanapal VI., der von 660—47 regiert, hat wichtige Sammlungen von histor. Actenstücken gemacht. Ein zehnseitiges Thonprisma (im Britischen Museum) berichtet von bedeutenden Zügen gegen Kleinasien, Armenien, Chaldäa und Elam. Ihm folgte Khiniladan (647—25), welcher den Meder Phraortes besiegte, und von welchem sehr viele Basreliefs der assyr. Sammlungen herrühren; dagegen mangelt es an authentischen Nachrichten über ihn. Der letzte König dieser Reihe, Sardanapal VII. (oder Sarakus), der von 625—606 regiert haben muß, ist nicht mehr mit histor. Sicherheit zu erkennen. Einheimische Denkmäler berichten gar nichts von ihm; er tritt uns nur in der Umhüllung kleinasiat. Sagen und Mythen entgegen. Die Verhältnisse des Reichs waren von Jahr zu Jahr unsicherer geworden, während sich die Macht des benachbarten Babylonien und Medien, welche sich endlich mit dauerndem Erfolge von der assyr. Oberhoheit emancipirt hatten, befestigte. Die scythischen Züge hatten für einen Augenblick

östl. iranische und die westl. semit. Völkergruppe. Welches Stammes das Volk war, das hier zuerst auftrat, ist unbekannt; es mögen in dem Völkergedränge turanische, semit., iranische Massen einander gefolgt sein. Die histor. Inschriften und Reliefs liefern eine Fülle von Zeugnissen, wie sie unter den Völkern des Alterthums, mit Ausnahme des ägyptischen, keins besitzt. Diese Zeugnisse reichen bis in das 13. Jahrh. v. Chr., ohne daß man über die eigentlichen Anfänge des assyr. Staats Aufschlüsse erhält oder Vergleichungspunkte für die Nachrichten der nichtassyr. Völker gewinnt, unter denen sich die biblischen als die zuverlässigsten erweisen. Die Nachrichten der ägypt. Monumente, welche bereits 2000 v. Chr. Assur's Macht erwähnen sollen, und die höchst alterthümlichen Andeutungen im ersten Buch Moses scheinen mit jenem jüngern Alter der assyr. Geschichte nicht übereinzustimmen. Faßt man alles zusammen, so wird sich als eine Wahrscheinlichkeit ergeben, daß ein altbabylon. Reich vorausging. Neben diesem gründete sich in der Mitte des 13. Jahrh. das assyrische. Nach dem Bericht des ersten Buch Moses ging Nimrod nach Assur, um außer andern Städten auch Ninive zu gründen, welchen Ruhm die classischen Schriftsteller dem also jedenfalls mit ihm identischen Ninus zutheilen. Wenn Nimrod in der mosaischen Ueberlieferung als Sohn des Kusch bezeichnet wird, so setzt das nicht nothwendig afrik. Abstammung voraus, sondern kann ebenso wol auf die asiat. Kissier oder Kossäer gehen. Im allgemeinen wird man die Vermuthung hegen dürfen, daß die herrschende Familie, welche zum Theil sehr fremdartige, auf keinen Fall semit. oder medopers. Namen trugen, ursprünglich stammverschieden von ihrem Volke war, das in den Inschriften und Typen der Reliefdarstellungen von Anfang an specifisch semit. Charakter zeigt. Dieses Reiches Herrscherhaus war wahrscheinlich nach der Göttin Derketo (welche auch den Kern der griech. Ueberlieferungen von Semiramis bildet) benannt. Ninive (assyr. Ninûah) bestand schon, und neben dieses tritt sehr bald Kalah (das heutige Nimrud) als zweite Königsstadt, noch in den Ruinen als ein großartig terrassirter Bau zu erkennen. Etwa ein Jahrhundert nach Gründung des Reichs zeichnet sich ein Tiglath Pilesar I. um 1150 v. Chr. durch bemerkenswerthe Eroberungen, besonders in Kleinasien, Palästina und Elam, aus, wie eine ausführliche Cylinderinschrift desselben berichtet. Dann erscheint ein Sardanapal (auf den Inschriften Assar-adan-pal nach Rawlinson, von Hincks Assurakhbal gelesen), welcher erobernd bis zum Mittelmeer vordringt und den schönen Nordwestpalast von Nimrud erbaut. In den Anfang des 9. Jahrh. fällt die glänzende Regierung des Divanubara oder Divanubar (früher bei Rawlinson Temenbar I.), welcher Kriege mit König Jehu von Israel, mit Syrien und östlichern Reichen führte, aus denen Elefanten, Kamele, Affen u. s. w. als Tribut dargebracht werden konnten. Von den ersten 32 Regierungsjahren desselben berichten die merkwürdigen Inschriften des schwarzen Obelisken von Nimrud, welcher in dem von ihm dort erbauten Centralpalast seine Stelle hatte.

Damit war zunächst die glänzende Zeit A.s vorüber. Das Reich erlitt kurz vor der Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. unter einem Könige, dem der in den assyr. Königsreihen nicht seltene Name Sardanapal beigelegt wird, einen harten Stoß: um das J. 754 riß sich Medien los, und etwa sieben Jahre später constituirte sich Babylonien selbständig unter Nabonassar. Diese Ereignisse waren von einschneidendem Einfluß auf alle Richtungen des assyr. Lebens. Es lassen sich von da ab Veränderungen in Religion, Kunst und Sprache nachweisen. Aber das Assyrische Reich war noch kräftig genug, um sich rasch eine gebieterische Stellung wieder zu erobern. Ihm gehörte noch Mesopotamien, indem das neue Babylonische Reich auf die eigentliche Landschaft Babylonien beschränkt blieb, und aller westl. Länderbesitz. Daher konnte Phul um 760 v. Chr. erfolgreiche Feldzüge nach dem Westen unternehmen, und König Menachem von Israel erkaufte sich seinen Schutz und seine Gunst nur durch einen sehr hohen Tribut. Phul verpflanzte bereits Palästinenser, besonders aus Basan, nach A. und Mesopotamien, und restaurirte wahrscheinlich den Centralpalast von Nimrud. Ihm folgte Tiglath-Pilesar IV., ein grausamer, harter Fürst, den König Ahas von Juda gegen Pekah von Israel und Rezin von Syrien erkaufte, die sich wider das Jüdische Reich verbündet hatten. Tiglath-Pilesar vernichtete Rezin's Macht; Pekah blieb nur übrig, sich rasch zu unterwerfen; doch führte der Sieger Naphtaliten und Gileaditen nach A. weg. Einige Zweifel herrschen über Tiglath-Pilesar's Nachfolger Salmanassar V., welchen Rawlinson mit Sargon identificirt, Hincks dagegen als den Vater des letztern ansehen will. Salmanassar ist ein selbständiger Fürst, noch von der alten Derketadendynastie, der nur fünf Jahre, 725—21 v. Chr., regierte. Seine Regierung ist durch einen Zug gegen Phönizien und durch den Krieg mit dem Königreiche Israel ausgezeichnet, der mit der Eroberung Samarias und der Deportation Hosea's und vieler seiner Unterthanen endete. Indeß vermag man nicht sicher nachzuweisen, daß er den vollen Ausgang des Zehn-

stämmereichs noch selbst erlebt habe. Ihm folgte als rechtmäßiger Thronerbe sein Sohn Ninip-Iluja; aber neben diesen stellte sich als glücklicher Thronprätendent Sargon oder, nach den Inschriften, Sargina (721—702), der den letzten Derketaden nach drei Jahren beseitigte. Sargon stammte aus keinem fürstl. Geschlechte; er war ein Emporkömmling, aber ein hochbegabter und glücklicher, der durch seine Energie und weitgreifende Unternehmungen eine neue Dynastie, wenn auch auf nur wenig mehr als ein Jahrhundert, gründete. Bisher besaß man die einzige Kunde von Sargon durch den Propheten Jesaias (Kap. 20); doch gegenwärtig liegen in mehr als zehn zum Theil umfangreichen Inschriften seine Reichsannalen vor. Sobald er sich zum König erklärt, begann er seinen Namen durch glückliche Kriege gefürchtet zu machen. Er besiegte den König von Elam, unterwarf einige Stämme Chaldäas, unternahm Kriegszüge gegen Samaria, Tyrus, Kirkesion, Paphos, Armenien, Medien, Syrien, und empfing Tribute von Aegypten, den Südarabern, sieben «Fürsten des Meeres». Seine kriegerische Thätigkeit wird nur vorübergehend unterbrochen (711) durch die Erbauung von Khorsabad. Im nächsten Jahre folgt schon der syr. Feldzug mit der Einnahme von Asdod, die Unterwerfung äthiop. Stämme und neuer Krieg mit Elam. 709 unternimmt er den chaldäischen Feldzug, welcher nach der Schlacht von Betlakin mit der Vernichtung des babylonischen Königs Merodach-Baladan endet. Sodann folgt 708 ein Zug gegen Cypern, von welchem eine gegenwärtig im berliner Museum befindliche Stele Zeugniß gibt.

Dem Sargon folgte sein berühmter Sohn Sennacherib oder Sanherib (702—680). Dieser hatte zunächst die unter Merodach-Baladan aufständischen Chaldäer und die Elamiten zur Ruhe zu bringen. Unter semit. Stämmen, welche ihm erlagen, erscheinen auch Nabatäer; nach einem syr. Feldzuge setzte er in Askalon einen Vicekönig ein. Merkwürdig ist die Abweichung der biblischen und assyr.-officiellen Berichte über den Verlauf der Belagerung Jerusalems durch Sanherib's Heer. Hiskia hatte nach der Bibel den seit Ahas üblichen Tribut verweigert, und Sanherib fällt mit großer Heeresmacht in Palästina ein. Hiskia erkauft sich zwar mit ungeheuern Geldmitteln den Abzug des assyr. Heeres; aber Sanherib, der einen Feldzug gegen Aegypten beabsichtigt und keinen Feind im Rücken haben darf, beschließt dennoch, Juda zu vernichten. Jerusalem wird von zahlreichen Truppenmassen belagert, von denen 185000 Mann der Engel des Herrn in einer Nacht schlägt, sodaß Sanherib eilig nach Ninive zurückgeht, um dort in einem Tempel von seinen Söhnen umgebracht zu werden. Dies Ereigniß muß nach der biblischen Chronologie 711 oder 710 v. Chr. fallen. Nach Sanherib's eigener Darstellung, auf einem sechsseitigen Thonprisma (im Britischen Museum) aus dem J. 684 v. Chr., hatte der Assyrer dem starren König Hiskia 200150 Personen verschiedenen Alters und Geschlechts, unzählige Thiere weggeführt und ihn in Jerusalem wie in einem Käfig eingeschlossen. Endlich erkauft Hiskia in Ninive mit kolossalen Mitteln an Gold und Kostbarkeiten Frieden und Unterwürfigkeit. Im Verlauf des Berichts wird aber über das Verhältniß zu Juda nichts mehr erwähnt. Dagegen wird noch von fünf Feldzügen berichtet, unter denen der gegen Babylonien der bemerkenswertheste ist, indem er die assyr. Herrschaft momentan befestigte. Sanherib vollendete den mittlern Palast von Ninive, nahm viele Restaurationen vor und führte einen Palastbau in Alabaster und syr. Cedern aus. Nach dem gewaltsamen Tode Sanherib's übernahm sein vierter Sohn Assarhaddon (680—68) die Regierung, eine thatkräftige Persönlichkeit, die viele Kriegszüge unternahm. Assarhaddon brachte Colonien aus Ostasien nach den öden Städten Palästinas; Manasse von Juda hielt er eine Zeit lang gefangen in Babel. In seinen Bauwerken zeigt er viel Pracht: ihm gehört der Südwestpalast mit den kolossalen Sälen an. Seine Regierungsgeschichte findet sich auf einem sechsseitigen Thonprisma erzählt. Von seinem Sohn und Nachfolger Tiglath-Pilesar V. (668—60) ist nichts zu sagen. Ein anderer Sohn, Sardanapal VI., der von 660—47 regiert, hat wichtige Sammlungen von histor. Actenstücken gemacht. Ein zehnseitiges Thonprisma (im Britischen Museum) berichtet von bedeutenden Zügen gegen Kleinasien, Armenien, Chaldäa und Elam. Ihm folgte Khiniladan (647—25), welcher den Meder Phraortes besiegte, und von welchem sehr viele Basreliefs der assyr. Sammlungen herrühren; dagegen mangelt es an authentischen Nachrichten über ihn. Der letzte König dieser Reihe, Sardanapal VII. (oder Sarakus), der von 625—606 regiert haben muß, ist nicht mehr mit histor. Sicherheit zu erkennen. Einheimische Denkmäler berichten gar nichts von ihm; er tritt uns nur in der Umhüllung kleinasiat. Sagen und Mythen entgegen. Die Verhältnisse des Reichs waren von Jahr zu Jahr unsicherer geworden, während sich die Macht des benachbarten Babylonien und Medien, welche sich endlich mit dauerndem Erfolge von der assyr. Oberhoheit emancipirt hatten, befestigte. Die scythischen Züge hatten für einen Augenblick

noch A.s Schicksal aufgehalten. Dann aber verbanden sich Nabopolassar von Babylonien und Kyaxares von Medien, und ihrer ungeheuern concentrirten Heeresmacht gegenüber mußte der letzte assyr. König 606 unterliegen. Es ist nicht zu bestimmen, ob er ein weichlicher oder mannhafter Fürst war. Daß er sich mit seinen Weibern und Schätzen (vielleicht in Khorsabad) verbrannte, wie die Sage berichtet, beweist weder das eine noch das andere. Alle Ruinen zeigen, daß die assyr. Hauptstadt durch Brand unterging. Während nun die babylonische und medische Macht aufkommt, verschwinden nach und nach sogar die Erinnerungen an Ninive mit seiner sprichwörtlich gewordenen Herrlichkeit. Tacitus kennt es noch als Stadt; die Parther scheinen es befestigt zu haben, desgleichen die Atabeks. Um 1300 n. Chr. ist Ninive, wie Haithon sagt, ganz zerstört, und nun vergaß man, wo die Hauptstadt des Assyrischen Reichs gelegen hatte. Die Ruinenhaufen hatten nach und nach den Charakter natürlicher Hügel angenommen.

Erst James Rich stellte von Mosul aus 1820 erfolgreiche Untersuchungen an, welche Niebuhr 1829 zu dem prophetischen Wort veranlaßten, daß Ninive das Pompeji Mittelasiens werden würde. Rich's Funde benutzend, begann der franz. Consul Botta in Mosul Ende 1842 besonders in Kojundschik erfolgreiche Nachgrabungen. Den Störungen von seiten der Mohammedaner machte eine Ordre des Sultans vom Mai 1844 ein Ende. Botta erhielt in dem tüchtigen Zeichner Flandin eine unentbehrliche Stütze, da viele Denkmäler rasch an der Luft zerfielen, und 1846 wurde eine bedeutende Schiffsladung von assyr. Alterthümern nach Frankreich eingeschifft. Botta's Nachfolger, Rouet, und besonders seit 1851 Place, setzten die Untersuchungen in Khorsabad und an einigen Nebenpunkten fort. Neben den Franzosen erwarb sich der Engländer Layard die größten Verdienste. Schon 1840 hatte er mit großem Interesse Mosul und die benachbarten Trümmerhaufen besucht und, von seinem Gönner Sir Stratford Canning unterstützt, einige vorläufige Nachgrabungen unternommen. Dann erhielt er bestimmte Unterstützungen und Aufträge vom Britischen Museum. Seine in den J. 1845—47 und 1849 unternommenen Ausgrabungen fanden zunächst in Nimrud statt. Nach seiner Abreise wurde sein Werk von Roß, dem engl. Viceconsul Rassam und zum Theil von Loftus auch in Kojundschik fortgesetzt. Der Gewinn dieser Ausgrabungen ging, soweit er nicht bei der Seefahrt verunglückte, an das Britische Museum über, und in überaus fruchtbarer Weise ergänzten sich die franz. und engl. Arbeiten. Es sind besonders sieben Paläste untersucht oder bloßgelegt worden: 1) der älteste, der von Kalah Schergah, welchen Tiglath-Pilesar I. bewohnte; 2) der Nordostpalast von Nimrud, erbaut von Salmanassar I.; 3) der Centralpalast von Nimrud, erbaut von Salmanassar III.; 4) die Palastanlagen von Khorsabad, von Sargon; 5) der erste Palast von Kojundschik, von Sanherib; 6) der Südwestpalast von Nimrud, von Assarhaddon; 7) der zweite Palast von Kojundschik, von Sardanapal V.

Diese assyrischen Alterthümer, welche in ihren charakteristischen Stücken der Forschung in den großartigen Sammlungen des Louvre und des Britischen Museum zugänglich sind, geben ein ebenso vollständiges als authentisches Bild des gesammten assyr. Culturlebens. Den Mittelpunkt aller Darstellungen bildet der König und die Seinen, seien dies Hofbeamte, Priester oder Soldaten. Er ist kenntlich an der Tiare, einer langen, tressenreichen Tunica, einem doppelten, reichgewebten oder gestickten Ueberwurf, der an der rechten und linken Seite sich aufthut, um das Untergewand zu zeigen, einem Scepter in der rechten Hand und einem besonders kostbaren Schwerte, welches die darauf ruhende Linke stets in horizontaler Lage hält. Selten fehlen die feisten, bartlosen, hochangesehenen, selbst zu priesterlichen Aemtern befähigten Eunuchen, von denen in der Regel einer das Königshaupt mit einem Sonnenschirm oder Fliegenwedel schützt, der andere einiges Kriegsgeräth trägt. Der besonders in Haupthaar und Barttracht sehr sorgfältig ausgearbeitete Kopf des Königs zeigt überall denselben Ausdruck rücksichtsloser orient. Majestät, sei er im Kampfe oder auf der Jagd, oder bringe er dem Gotte eine Libation, oder trinke er seinem niedriger sitzenden fetten Weibe zu, oder steche er eigenhändig einem gefangenen Fürsten die Augen aus.

Das Königthum ist auf das engste mit Mythologie und Cultur verflochten. Von den Göttern hat der König seinen bisweilen so weitläufig zusammengesetzten Namen; er opfert ihnen wie seine Eunuchen; er weiht sich durch ihre Anrufung zu allen Handlungen, menschlichen wie unmenschlichen, die er in ihrem Namen oder unter ihrem besondern Schutze vollbringt. Das vielgegliederte Religionssystem zeigt die nächste Verwandtschaft mit dem babylonischen. Die Göttergestalten sind entweder Personificationen großartiger Naturerscheinungen (Gestirne u. s. w.) und Naturkräfte, wie die Sonne (Schamasch), die wahrscheinlich auch in dem vielverehrten, bärtigen Gott mit Flügeln und Vogelschwanz zu suchen ist, der Mond (wahrschein-

lich San in den Eigennamen), der Mercur Nebo, das Feuer Adar oder Hadad, das Meer als Martu, die Fischwelt als Dagon, die Zeugungskraft der Natur als Tarkat (Derketo). Oder die Göttergestalten sind Personificationen moralischer Anschauungen durch Verbindung von menschlichen und thierischen Elementen, wie der Nisrokh, der, indem ein Adlerkopf einer kräftigen Mannesfigur aufgesetzt ist, die wachsame Thatkraft bedeutet. Dahin gehören auch die besonders an den Palasteingängen beliebten kolossalen Stiere oder geflügelten Löwen mit Menschengesichtern. Endlich sind diese Götter auch Personificationen des Landes; so ist z. B. Assur einfach der mächtige Schutzgott A.s. Ein allgemeinerer Gottesbegriff scheint sich in Ilu darzustellen. Der Cultus war, entsprechend dem ganzen assyr. Wesen, prächtig. Die Priester erscheinen in reichen Gewändern, durch das wohlgepflegte Haar geht ein reichgeschmücktes Band. In der Rechten tragen sie gewöhnlich eine Pflanze mit drei Zweigen und drei Blumen, die zur Gattung des Lotus zu gehören scheinen. Zu den gewöhnlichsten Acten gehört die merkwürdige Verehrung des symbolischen Wunderbaums, der in ganz conventioneller Weise construirt ist und vielleicht eine Beziehung auf das ewige Leben hat.

Häufiger als die von Cultusverhältnissen sind die **Darstellungen des Krieges**. Die Kriegskunst ist nicht allein mit der den absoluten Monarchien eigenen Vorliebe, sondern geradezu systematisch ausgebildet. Der König betheiligt sich immer selbst. Seine Truppenmassen zeigen verschiedene Trachten; unter andern begegnet man Kriegern mit Schuppenpanzern. Eigentliche Schlachtordnungen sind noch unbekannt. Die Hauptstärke liegt in der trefflichen Reiterei und in den beim ganzen Alterthum berühmten Streitwagen. Belagerungen, welche in ziemlich großer Zahl auf den Monumenten vorkommen, werden mit Sturmleitern, Sturmböcken, Thürmen u. s. w. ausgeführt. Flußübergänge finden auf Nachen oder verbundenen Schläuchen statt. Das Schicksal der Besiegten ist traurig. Ein Theil verfällt dem Pfählen, Schinden, Zungenausreißen u. s. w.; die andere Masse wird deportirt, und hier fehlt es nicht an rührenden Zügen auf den Monumenten. Der siegreiche König zieht mit Pomp und Jubel heim. Dann erquickt er sich an der Jagd, in der sich schon Nimrod hervorgethan. Natürlich sind die gefährlichern Jagden bei diesen kriegslustigen Fürsten und ihrem Volke am meisten beliebt, wie auf Löwen und Büffel; erstere scheint man geradezu für diesen Zweck in Käfigen aufbewahrt zu haben. Daneben kommen auch die einfachern Jagden auf Hirsche, Hasen und Rebhühner vor. Zu Erlegung der Thiere bedient man sich je nach ihrer Größe der schwerern Speere oder der leichtern Pfeile.

Indem alle diese Darstellungen lediglich dem Königthum dienen, werfen sie auf das **Privatleben** nur ganz beiläufig Licht. Alles deutet auf Pracht und Zierlichkeit in Tracht, Gewändern, Möbeln und sonstigen Geräthschaften. Stickereien scheinen sehr kunstvoll ausgeführt worden zu sein; Ohrgehänge, Armbänder u. dgl. zeigen von einer sehr saubern Technik. Bilder gewerblicher Thätigkeit kommen aber nicht vor; nur zufällige Darstellungen von Trinkgelagen, Fischfang, Reiten der Frauen auf Maulthieren, Schwimmen auf Schläuchen (wie noch jetzt), Füttern von Pferden, Schlachten von Schafen führen in das nichtofficielle Leben ein. Von der Vollendung der Weberei, welche auch Ezechiel 27,23. 24 bezeugt, liefern die Darstellungen Sardanapal's I. im Nordwestpalast von Nimrud sehr merkwürdige Muster. Auch die durch das Material begünstigte Töpferei leistet in Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit der Formen Außerordentliches. Hier zeigt sich überall eine Virtuosität des Aeußerlichen, von welcher noch die Technik der Gegenwart Modelle entlehnen könnte.

Auf dem Gebiet des rein Geistigen läßt sich weniger Günstiges sagen. Man könnte voraussetzen, daß die maßlose Fixirung aller Ereignisse in **Schrift** auf dem Fußboden, an den Wänden und an den Sculpturen selbst in Wechselbeziehung zu der allgemeinen Bildung stehen müsse; aber diese Schrift gehört zu den schwierigsten Arten der Keilschrift (s. d.), und ihre mehr als 300 Zeichen veranlaßten schon zur Zeit der assyr. Könige selbst officielle grammatische Arbeiten. Es muß neben dieser theils ideographischen, theils syllabarischen Schrift noch eine Cursivschrift bestanden haben, welche wahrscheinlich die Eunuchen anwendeten, wenn sie, wie auf Monumenten von Kojundschik zu sehen, die Zahl abgeschnittener Feindesköpfe oder Schafheerden notirten. Von allgemein menschlichen bedeutsamen Gedanken begegnet uns in den Inschriften keine Spur, wie sie so zahlreich in den ägypt. und vereinzelt selbst in den pers. Inschriften vorkommen. Es hat kein ideales Verhältniß zwischen Fürst und Volk bestanden, und daher geht die Theilnahme des Volks an dem scheinbar Geistigen ganz in dem Aeußerlichen auf.

Um so eigenthümlicher steht die durchaus originale Entwickelung der **assyrischen Kunst** da. Wie die polit. Geschichte A.s, so hat auch die seiner Kunst ohne Zweifel Babylonien zur

Voraussetzung, aber es läßt sich eine durchaus selbständige Entwickelung von einer ersten Stufe großartiger Conception zu einer spätern der Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausführung nachweisen. Diese Kunst trägt im allgemeinen den orient. Charakter, der die einzelnen Gattungen noch nicht als berechtigte zu unterscheiden weiß. Sie ist Architektur, mit welcher eine überreiche Sculptur ornamental verknüpft ist. Die Architektur hatte nur sehr einfaches Material an Palmen, Pappeln und vielleicht Eichen, besonders aber an den Steinbrüchen der nördl. Gebirge. Daher tragen die Bauanlagen einen durchaus einfachen Charakter. Man errichtete zunächst terrassenartige Unterbauten bis zu 40 F. Höhe, wie solche Place in Khorsabad bloßgelegt hat. Auf diesen wurden die ziemlich dicken Mauern aus Lehmziegeln aufgeschichtet. Da sich kein Material zu Säulen fand (die etwa vorkommenden waren nur ornamental) und man nur Bogen von ganz geringer Breite zu construiren wußte, vielleicht auch die immerhin dicken Mauern keine gewölbte Decke zu tragen vermochten, so baute man die Säle zwar lang, aber verhältnißmäßig nur schmal. Man findet Längen von 120—165 F. bei Breiten von 30 bis höchstens 60. Da man keine Fenster anwendete, wie bisjetzt die Funde beweisen, so ließ man die Decke offen; vielleicht brachte man aber auch, wie ein Reliefbild aus Kojundschik zeigt, unmittelbar unter der aus Holz construirten Decke offene Gallerien an. Solcher Säle wurden nach einem wenig wechselnden Plane eine größere Zahl aneinander gereiht. So finden sich deren 28 in dem Nordwestpalast von Nimrud.

Der architektonische Effect würde jedoch ein überaus geringer gewesen sein, wenn nicht eine sehr lebensvolle Sculptur hinzugetreten wäre. Im wesentlichen sich auf das hohe Relief beschränkend, bekleidet und belebt sie mit ihren Darstellungen in Alabaster die einförmigen Säle. Wie die ägypt. Kunst stellt auch die assyr. volle Figuren dar, welche sich nicht decken; aber sie begnügt sich nicht mit den Contouren, sondern sie strebt eine lebensvolle Ausarbeitung der Muskulatur an, in welcher sie nicht selten die freie Bewegung der griech. Kunst erreicht. Zwar geht bei der großen Vorliebe für das Gedrungene, ja Feiste assyr. Figuren das Ideale verloren, wie ihnen auch das Feierliche der ägypt. Kunst abgeht; aber Interesse für Leben und Charakteristik verleugnet sich nie ganz. Nicht selten scheint man die Basreliefs gemalt zu haben. Die zahlreichsten Darstellungen beziehen sich auf die Geschichte. Wo sehr viele Figuren zusammengedrängt werden, verwirrt sich in der Regel der Künstler, aber die verschiedenen Persönlichkeiten und Stämme werden immer noch genugsam charakterisirt. Am bedeutendsten erscheint die assyr. Sculptur im engern Rahmen, wie z. B. bei Jagddarstellungen, in denen fast immer der Löwe musterhaft gelungen ist; so auf dem Relief im Nordwestpalaste von Nimrud. Selbständige Bilder werden eigentlich nur mit symbolischen oder dämonischen Gestalten versucht. Von besonderer Wirkung sind die kolossalen geflügelten Stiere oder Löwen, welche in der Regel einen Menschenkopf tragen. Sie hüten die Eingänge der Paläste und Säle und machen den Eindruck großartigster Energie. An der Grenze der reinen Technik bringt die Sculptur zahlreiche zierliche Leistungen für das Leben hervor, die einen weitverbreiteten Geschmack bezeugen. Hier erlitt die assyr. Kunst ägypt. Einwirkungen, wie aus Elfenbein- und Glasarbeiten zu sehen ist. Von Versuchen in Malerei haben sich einige Malereien auf Wänden erhalten, welche nach dem gewöhnlichen Gebrauch Reliefs erhalten sollten; sie zeigen ein anerkennenswerthes Gefühl für die Contouren. Eine geschichtlich erkennbare Einwirkung hat die assyr. Kunst auf die persische und spätere babylonische ausgeübt; ob auch auf Kleinasien und Griechenland, läßt sich noch nicht bestimmen. Sonst ist von dem Glanz des assyr. Militärstaats nichts in die Entwickelung der Menschheit eingetreten, und daher schwand die Erinnerung an die Hauptstätten seiner Macht so rasch und so vollständig aus dem Gedächtniß der folgenden Geschlechter.

Vgl. zur Geschichte der Entdeckungen: Weißenborn, «Ninive und sein Gebiet» (Erfurt 1851—56). Dann die Fundamentalwerke: Botta und Flandin, «Monument de Ninive» (5 Bde., Par. 1846—50); Layard, «Nineveh and its remains» (2 Bde., Lond. 1849; deutsch von Meißner, 2 Bde., Lpz. 1850); desselben «Discoveries in the ruins of Nineveh and Babylon» (Lond. 1853; deutsch von Zenker, Lpz. 1856), und dazu «Monuments of Nineveh» (2 Bde., Lond. 1849 fg.). Zur allgemeinen Geschichte gehören: Brandis, «Ueber den histor. Gewinn aus der Entzifferung der assyr. Inschriften» (Berl. 1856); Vaux, «Nineveh and Persepolis» (Lond. 1850 u. öfter); J. von Gumpach, «Abriß der assyr.-babylon. Geschichte» (darin Rawlinson's Uebersicht, Mannh. 1854); G. Rawlinson, «The five great monarchies of the ancient world» (Bd. 1, Lond. 1862). Im besondern: M. von Niebuhr, «Geschichte Assurs und Babels seit Phul» (Berl. 1857); Oppert, «Les inscriptions assyriennes des Sargonides» (Versailles 1863) und mit Ménant, «Les fastes de Sargon» (Par. 1862); Juynboll, «Juda

und die assyr. Macht 741—711» (Leyd. 1863); zur Beschreibung außer den Quellwerken und Baux noch die beiden populären Schriften von Bonomi, «Nineveh and its palaces» (Lond. 1852) und Feer, «Les ruines de Ninive» (Par. 1864).

Ast heißt in der Botanik derjenige Theil einer Pflanze, der nicht unmittelbar von der Wurzel, sondern erst vom Stamme oder Stengel ausgeht, und welcher in der Regel Blätter trägt. Jeder A. entsteht aus einer Knospe durch einfache Streckung von deren Achse, und da die Knospen vorzugsweise an den Blattwinkeln und an der Spitze schon vorhandener Aeste sich bilden, so muß auch die Stellung der Aeste eine bestimmte sein. In der That bemerkt man bei sehr vielen Pflanzen eine höchst regelmäßige Aststellung, z. B. die quirlförmige bei vielen Nadelhölzern, die gabelförmige oder dichotome bei der Mistel (Viscum album) u. s. w. Das verschiedene und doch oft so charakterische Ansehen der Baumarten wird vorzugsweise durch die verschiedenartige Stellung, Richtung und Gestalt der Aeste bedingt, welche daher wichtige Unterscheidungsmerkmale an die Hand geben. Bei den Bäumen und Sträuchern nennt man Aeste nur die stärkern Zertheilungen des Stammes, die schwächern Zweige. Junge, noch nicht ein Jahr alte Aeste nennt man Reis, Trieb oder Sproß. Bei den krautartigen Pflanzen liegen die Aeste oft nieder und treiben Wurzeln in die Erde; solche nennt man Ranken oder Ausläufer. Die aus einem unterirdischen Stamme oder Wurzelstock oder (bei den Laubhölzern) aus oberflächlich verlaufenden Wurzeln hervorwachsenden Aeste werden Wurzelsprossen, Wurzelbut und (nur bei Holzgewächsen) Wurzellohden genannt. Aeste oder Sprossen, welche aus Adventivknospen (s. Knospen) an den Seiten der Baumstämme unterhalb der Krone hervorgehen, heißen Stammsprossen und Stammlohden; solche, welche aus dem Stocke eines abgehauenen Baumstammes (infolge der Bildung von Adventivknospen) sich entwickeln, Stocklohden. Kurze, oberirdische, auf dem Boden liegende, aber nicht wurzelschlagende Aeste von Kräutern, welche, von der Pflanze abgetrennt, sich bewurzeln und zu selbständigen Pflanzen werden, nennt man Ableger und Absenker. Pflanzen, die dergleichen treiben, lassen sich durch Abtrennen solcher Ableger am leichtesten und sichersten vermehren. Stengel oder Stämme, welche gar keine Aeste haben, nennt man in der Botanik «einfach», im Gegensatz zu den zusammengesetzten, d. h. mit Aesten versehenen.

Ast (Georg Anton Friedr.), ein verdienter Philolog und Philosoph, geb. 29. Dec. 1776 zu Gotha, erhielt auf dem Gymnasium daselbst eine gute wissenschaftliche Vorbildung und bezog 1798 die Universität Jena, wo er sich zunächst der Theologie, bald jedoch vorzugsweise philol. Studien widmete, mit denen er philosophische und ästhetische verband. Nachdem er sich 1802 in Jena habilitirt, erhielt er 1805 einen Ruf als Professor der classischen Literatur nach Landshut, von wo er in gleicher Eigenschaft 1826 nach München übersiedelte. Er starb daselbst 31. Oct. 1841. A.'s philos. Hand- und Lehrbücher waren ihrerzeit sehr geschätzt. Dahin gehören: «Handbuch der Aesthetik» (Lpz. 1805); «Grundriß der Aesthetik» (Landsh. 1807); «Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik» (Landsh. 1808); «Grundlinien der Philosophie» (2. Aufl., Landsh. 1809), in denen er sich den Ansichten Schelling's nähert; Grundriß der Geschichte der Philosophie» (Landsh. 1807; 2. Aufl. 1825), und «Hauptmomente der Geschichte der Philosophie» (Münch. 1829). In späterer Zeit beschäftigte er sich fast ausschließend mit der Erklärung der Platonischen Werke. Außer einer Einleitung in das Studium derselben, «Platon's Leben und Schriften» (Lpz. 1816), die zu den besten Untersuchungen derart gehört, und der Bearbeitung mehrerer einzelner Schriften des Plato, namentlich des «Phaedrus» (Lpz. 1810) und der «Politia» (2 Bde., Lpz. 1814), veröffentlichte er eine Ausgabe sämmtlicher Werke Plato's mit lat. Uebersetzung und sehr reichhaltigen Commentaren (11 Bde., Lpz. 1819—32), welcher er ein umfassendes «Lexicon Platonicum» (3 Bde., Lpz. 1834—39) als Schluß hinzufügte.

Astarte, bei den Hebräern Aschtoreth (d. i. wahrscheinlich die Starke, Mächtige, nach andern so viel als Stern), ist der Name der weiblichen Hauptgöttin der altheidnischen Syrer, Phönizier und Hebräer, der als männliche Gestalt der Baal, insbesondere der Baal-Hamman (der Moloch der Hebräer), zur Seite steht, und welcher als Symbol zwei Hörner, bei den alten Semiten das Sinnbild der Stärke, beigegeben werden. Haupttempel der Göttin befanden sich in Phönizien zu Tyrus und Sidon. Bei den Hebräern war ihr Cult in den Hintergrund getreten, bis derselbe durch Salomo nach dem Vorbilde des phönizischen wiederum eingeführt ward. Die A. wurde auch unter den Namen der Malkat-Haschamaim (d. i. Königin des Himmels) verehrt. Bei den Phöniziern führte die Göttin auch den Namen Rabbat (d. i. Herrin, Gebieterin), weshalb neuere Forscher den griech. Mythus von der Europa (entstan-

den aus Rabbat) auf sie zurückführen. Nicht zu verwechseln mit der A. ist eine andere altsemit. Göttin, die Aschera, welche den Phallus zum Symbol hat und unter üppigen, grünenden Bäumen verehrt wurde. Ihr wurde eine besondere Vorliebe für den Ziegenbock zugeschrieben. Man opferte ihr durch Hingabe der Jungfrauschaft oder der Keuschheit überhaupt. Als männliches Wesen steht ihr ebenfalls ein Baal zur Seite. Vgl. Müller, «Astarte, ein Beitrag zur Mythologie des orient. Alterthums» (Wien 1861).

Asiatische Nadel, s. Magnetnadel.

Aster, Sternblume, Linné'sche Gattung sehr schön blühender Gewächse aus der 19. Klasse, 2. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen. Die Blütenkörbchen sind gestrahlt von weiblichen, selten geschlechtslosen Zungenblüten, welche eine andere Färbung haben, als die zwitterigen, röhrigen Scheibenblüten. Die Akenen besitzen eine Haarkrone. Die Blütenkörbchen sind meist doldentraubig oder rispig angeordnet, die Blätter einfach, abwechselnd. Diese Gattung ist außerordentlich reich an Arten, welche, um eine Uebersicht möglich zu machen, in 6—7 Gruppen zusammengefaßt werden, die manche auch als Gattungen betrachten. Man kennt mehrere hundert Arten, wovon die meisten in Nordamerika zu Hause und perennirende Stauden sind. Zu den vorzüglichsten Arten gehören die neuenglische (Aster Novae Angliae) und andere in Nordamerika einheimische Arten (A. Novi Belgii, brumalis, grandiflorus, cordifolius, paniculatus, thyrsiflorus, praealtus, floribundus u. a.), welche unter dem Namen Herbstastern überall in den Gärten im freien Lande cultivirt werden, sämmtlich ausdauernde Stauden mit hohen Stengeln. Manche findet man hier und da an Flußufern und in Hecken verwildert. Die allbekannteste Art ist die chinesische A. (A. chinensis), eine Sommerpflanze, die bei uns in den mannichfaltigsten Spielarten cultivirt wird, und vor etwa 100 J. aus China eingeführt wurde. Unter den gefüllten unterscheidet man hauptsächlich die blätterig-gefüllten und die röhrig-gefüllten; die letztern sind die geschätztesten, namentlich die in neuerer Zeit unter dem franz. Namen Truffauts bekannt gewordenen, welche sich durch Größe und Schönheit der Blüten vor allen übrigen auszeichnen. Die Pflanze liebt einen fetten, lockern Boden. Man säet die A. im April in Mistbeete oder Töpfe, pflanzt sie im Mai ins Freie, wo sie dann vom Juli bis in den Spätherbst blüht. Miniaturastern zieht man, indem man den Samen dicht in magern Boden säet und die Pflänzchen in kleine Töpfe versetzt. Uebrigens unterscheidet sich die chinesische A. von allen übrigen durch die Gestaltung des Hüllkelchs, welcher aus sparrig abstehenden, blattartigen, zungenförmigen Schuppen zusammengesetzt ist. Deshalb hat Cassini diese Art als eigene Gattung (Callistephus) von A. abgetrennt. Einige Asterarten sind auch in Deutschland heimisch. Unter diesen wild vorkommenden ist die blaue oder Virgilsaster (A. Amellus), welche sich auch als Zierpflanze in Gärten findet, die schönste, doch aber nicht häufig. Sie wächst auf steinigen, buschigen Hügeln und an Flußufern, namentlich in den Rheingegenden, und ist auch durch den größten Theil von Südeuropa verbreitet, besonders häufig in Griechenland. Ihre Blätter waren ehedem als Herba Asteris attici officinell.

Aster (Ernst Ludw. von), ausgezeichneter deutscher Ingenieuroffizier, preuß. General der Infanterie und Chef des preuß. Ingenieurwesens, wurde im Nov. 1778 zu Dresden geboren, wo sein Vater, Friedr. Ludw. A., als Generalmajor und Commandeur des sächs. Ingenieurcorps 1. Dec. 1804 verstarb. Im väterlichen Hause erzogen, trat er 1794 in das sächs. Ingenieurcorps, wurde 1800 Lieutenant und wohnte 1806 dem Feldzuge gegen Frankreich bei. 1809 wurde er als Kapitän in den Generalstab versetzt. Ende 1810 erhielt er den Auftrag, Napoleon den Entwurf zur Befestigung von Torgau vorzulegen. Als Generalstabsoffizier vom Kaiser nicht angenommen, ließ er sich darauf als Ingenieuroffizier melden, und fand nun sofort Annahme. Mit Umsicht und Offenheit begegnete er den Einwürfen Napoleon's, der im wesentlichen den ihm vorgelegten Entwurf genehmigte. 1811 zum Major im Generalstabe befördert, machte A. im folgenden Jahre den Feldzug gegen Rußland mit, und wurde 1813 zum Oberstlieutenant und Chef des Generalstabs der Festung Torgau ernannt. Als solcher nahm er, nach erfolgter Wiederbesetzung dieser Festung durch die Franzosen, seine Entlassung aus dem sächs. Dienste und trat als Oberstlieutenant in den russ. Generalstab. Im Feldzuge von 1813 führte er mehrere kühne Unternehmungen mit einer Kosackenabtheilung in der Oberlausitz aus, und wohnte dann den Schlachten von Bautzen und Leipzig bei. Bei der Reorganisation der sächs. Truppen ward er Oberquartiermeister, später Chef des Generalstabs beim 3. deutschen Armeecorps, und 1814 Oberst. Nachdem er 1815 den Abschied aus dem russ. Dienste erhalten, trat er als Oberst in das preuß. Ingenieurcorps, diente in dem Feldzuge dieses Jahres

als Chef des Generalstabs beim 2. preuß. Armeecorps, und war in den Schlachten bei Ligny und Waterloo sowie bei den Belagerungen der Festungen Maubeuge, Landrecy, Philippeville, Rocroy und Givet wirksam. Noch in demselben Jahre ward er zum Generalmajor befördert und erhielt seine Bestimmung als Generalinspector der preuß. Festungen. Hier eröffnete sich seiner Thätigkeit ein weites Feld, indem er vielfache Gelegenheit fand, seine gesammelten Kenntnisse in Anwendung zu bringen. So wurden z. B. Koblenz und Ehrenbreitstein unter seiner Leitung befestigt. Mit Beibehaltung seiner Stelle als Ingenieurinspector erfolgte 1825 seine Ernennung zum Festungscommandanten von Koblenz und Ehrenbreitstein, 1827 zum Generallieutenant, 1837 zum Mitglied des Staatsraths und 1842 zum General der Infanterie. A. starb zu Berlin 10. Febr. 1855. Er war ein höchst gelehrter Offizier und ein ausgezeichneter Mathematiker, hatte das gesammte Gebiet der deutschen, franz., ital. und engl. Militärliteratur gründlich studirt, widmete sich aber vorzugsweise den Ingenieur- und Generalstabswissenschaften, für welche er auch ansehnliche Sammlungen hinterließ. Von großem Werthe sind seine «Nachgelassenen Schriften» (5 Bde., Berl. 1856—61). Vgl. Eilers, «Betrachtungen und Urtheile E. L. von Aster's über die polit., kirchlichen und pädagogischen Parteibewegungen unsers Jahrhunderts» (2 Bde., Saarbrücken 1858—59). — Sein Bruder **Karl Heinrich** A., geb. 4. Febr. 1782 zu Dresden, trat 1796 in die sächs. Artillerie, und wohnte als Lieutenant der Schlacht bei Jena bei, in der er die einem Regiment beigegebenen Geschütze befehligte. Hierauf an der Artillerieschule zu Dresden für die Lehrfächer der Befestigungskunst und des Zeichnens angestellt, nahm er seit 1809 an der Reorganisation der sächs. Armee thätigen Antheil. Nachdem er bis 1831 zum Oberstlieutenant avancirt, nahm er 1834 seinen Abschied, erhielt aber 1844 noch den Rang eines Oberst. Er starb 23. Dec. 1855 zu Dresden. A. hat sich namentlich als militärischer Schriftsteller einen Namen erworben. Er veröffentlichte: «Lehre vom Festungskriege» (2 Bde., Dresd. 1812; 3. Aufl. 1835), welche Schrift in mehrere Sprachen übersetzt und in Preußen als Lehrbuch eingeführt wurde; «Unterricht für Pionnier-, Sappeur-, Artillerie- und Mineurunteroffiziere» (3 Hfte., Dresd. 1837—41); «Schilderung der Kriegsereignisse vor und in Dresden im J. 1813» (Dresd. 1844); «Die Schlacht bei Kulm» (Dresd. 1845). Später veröffentlichte er noch das treffliche, aus reichen Quellenstudien hervorgegangene Werk «Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig» (mit Plänen und Karten, 2 Bde., Lpz. 1852—53).

Asterabâd, Astrabad oder Isterabad, eine Stadt in der pers. Provinz Masenderan, 4 M. von der Südostecke des Kaspischen Meeres, in einer ausgedehnten Ebene am Fuße eines hohen, dichtbewaldeten Ausläufers des Elbursgebirgs und im Hintergrunde des **Golfs von A.** oder von Aschraf, eines Haffes, das $8^2/_3$ M. lang, gegen 2 M. breit ist und von einer schmalen, sandigen, der Küste parallel gegen O. auslaufenden Nehrung, der Halbinsel **Mian-Kaleh** (Potemkin bei den Russen) begrenzt wird. Die Stadt ist weitläufig im Viereck gebaut und von einer hohen, mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben. Die Straßen sind eng, aber gut gepflastert und mit sorgfältig erhaltenen Wasserabzügen versehen. Die aus Lehm erbauten, mit spitzen Ziegeldächern gedeckten Häuser wenden selten ihre mit Galerien und Arcaden versehenen Fronten den Straßen zu, sondern sind nach diesen hin meist von langen Gartenmauern eingefaßt. Die Höfe und Gärten umschließen Feigen-, Granat-, Orangen- und Citronenbäume. Die Menge ganz- oder halbzerfallener Gebäude, unter denen die Trümmer des von Schah Abbas erbauten Prachtschlosses, geben der Stadt ein ödes Ansehen, das nur durch den großen Bazar und viele Bethäuser oder offene Moscheen einigermaßen gemildert wird. Das stattlichste Gebäude ist das russ. Consulat mit seinem prächtigen Garten und europ. Comfort. A. zählt 6—8000 E. und zeichnet sich durch kein eigenthümliches Gewerbe aus; nur Sesamöl wird im großen gewonnen. Der Handel ist gehemmt durch die Unsicherheit vor den Anfällen der Turkomanen, die bis an die Thore streifen und nachts durch die Mauern einbrechen. Die sehr alte Stadt wurde schon von Timur 1384 unter großem Blutbade erobert. Die Umgegend ist ein zerrissenes Terrain, ungeregelt urbar gemacht, an vielen Stellen sumpfig, daher ungesund, übrigens überaus fruchtbar, reich an Wald, an Orangen und Citronen, aber auch an Tigern, Panthern, Leoparden, Hyänen und Schakalen. Schah Abbas verpflanzte den Stamm der Kadscharen hierher, der durch das ihm angehörige Fürstenhaus zum herrschenden im Persischen Reiche geworden ist. Die Stadt A. war früher von größerer Bedeutung, aber Mistrauen gegen die Einwohner veranlaßte Schah Nadir, das feste Schloß zu schleifen, und seitdem gerieth sie mehr und mehr in Verfall. Erst seit neuerer Zeit hat sich ihr Handel wieder gehoben, da sie viel von Russen

besucht wird. Diese haben seit 1844, theils um pers. Terrain zu gewinnen, theils um ihre Kauffahrer vor der Freibeuterei der Turkomanen zu schützen und das Kaspische Meer völlig zu beherrschen, halb mit Gewalt, halb mit Güte die vor der Ostspitze der Nehrung liegende Insel Groß-Aschur (Aschuradeh) erworben und besetzt, und südlich von dieser, 8 M. im W. von A., auf dem Festlande die Kriegsstation und Factorei Ghez (Gez oder Gjäs) gegründet. Außer Baumwolle, Reis, Seide, Rohrzucker, den Hauptstapelproducten Masenderans, bringen die Russen auch Hausenblase, gesalzene Hausen und eine bedeutende Menge Kaviar zur Ausfuhr.

Asteriscus (griech. Asteriskos), d. i. Sternchen (*), nannten die griech. Grammatiker, im Gegensatz zu dem Obelos oder Obeliskos, dem Spieß oder Kreuz (†), ein kritisches Zeichen, durch welches eine echte, mit Unrecht verdächtigte oder sonst billigens- und bemerkenswerthe Stelle angedeutet wurde. Verdächtige, untergeschobene oder sonst tadelnswerthe Stellen wurden durch den Obelos, gewöhnlich mit schwarzer Farbe, angezeichnet. Aber schon die Kirchenväter begannen diese Zeichen völlig gleichgültig zu willkürlichen Andeutungen zu benutzen. So gebraucht Hieronymus den A. an den Stellen seiner Bibelübersetzung, wo Theodotion mehr Worte als der hebr. Grundtext hat. In neuern Abdrücken älterer Schriften bedient man sich eines oder mehrerer Sternchen zur Andeutung einzelner Lücken im Texte. Noch häufiger aber werden jetzt Sternchen und Kreuze gebraucht, um auf Anmerkungen unter dem Texte zu verweisen. Seitdem man angefangen hat, die Bogenzahl der Druckschriften durch arab. Ziffern zu bezeichnen, pflegt man das zweite Blatt des Bogens durch einen der Bogenzahl beigefügten A. bemerklich zu machen.

Asterocephalus, s. Scabiosa.

Asteroïden oder Planetoïden. Schon Kepler hatte 1596 bestimmt die Vermuthung ausgesprochen, daß sich zwischen Mars und Jupiter ein noch ungesehener Planet befinden müsse; doch blieb diese Aeußerung lange unbeachtet. Erst um die Mitte des 18. Jahrh. bemerkte Titius (in seiner Uebersetzung von Bonnet's «Betrachtungen»), daß, wenn man die Entfernung der Planeten nicht von der Sonne, sondern vom Mercur an zähle, sie sich (die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde zu 10 Theilen angenommen) folgendermaßen verhielten: Venus 3, Erde 6, Mars 12, Jupiter 48, Saturn 96 Theile. Wiewol diese Zahlen nicht ganz genau, treffen sie doch ziemlich nahe zu. In dieser Reihe ist offenbar eine Lücke für die Zahl 24, oder 28 von der Sonne an gezählt, und ungefähr in dieser Entfernung, schloß man, müsse der noch nicht entdeckte Planet stehen. Die Titius'sche Reihe schien sich zu bestätigen durch die Entdeckung des Uranus 1781, dessen Entfernung durch 192, das nächstfolgende Glied in der obigen geometrischen Reihe, nahezu dargestellt wurde. Die Ueberzeugung von der Existenz jenes, die Lücke zwischen Mars und Jupiter ausfüllenden Planeten griff platz, und auf einer Zusammenkunft mehrerer Astronomen bei Schröter vereinigte man sich zu einer Vertheilung des Himmelsgewölbes, sodaß jeder einzelne es übernahm, den ihm zugefallenen Theil planmäßig nach dem unbekannten Planeten zu durchsuchen. Doch erfolgte die wirkliche Entdeckung ganz unerwartet an einem andern Orte. Am ersten Tage des 19. Jahrh. fand Piazzi, Astronom zu Palermo, einen Planeten, den er anfangs für einen Kometen hielt, den jedoch zuerst Bode für den gesuchten Planeten erklärte, welcher Meinung allmählich die andern Astronomen und Piazzi selbst beitraten. Er ertheilte dem neuen Bürger des Sonnensystems den Namen Ceres (s. d.). Die mittlere Entfernung dieses Planeten paßte sehr wohl in die Lücke, und so schien das System vollständig und die Titius'sche Reihe bestätigt zu sein. Da fand, nahezu in derselben Entfernung, Olbers die Pallas 28. März 1802, Harding die Juno 1. Sept. 1804 und Olbers die Vesta 29. März 1807. Das Unerwartete dieser Entdeckungen und die außerordentliche Kleinheit dieser einander so nahe kommenden Körper gab Veranlassung zu der Meinung, es seien dies nur Trümmer eines früher bestandenen größern Planeten, dem irgendeine Katastrophe ein Ende gemacht habe. Fast 40 J. lang ruhten, zwar nicht die Nachsuchungen, doch aber die Entdeckungen von Planeten, und erst 8. Dec. 1845 entdeckte Hencke, Postmeister zu Driesen in der Neumark, einen fünften Planeten in dieser Gegend, die Asträa. In rascher Folge sind von da an auf verschiedenen Punkten Europas und Amerikas neue Entdeckungen von Planetoïden gemacht worden, sodaß wir im Mai 1864 schon auf die Zahl 79 gekommen. Sie stehen sämmtlich zwischen den Bahnen des Mars und Jupiter, sind sehr klein, nur teleskopisch und sogar die meisten für schwächere Fernröhre unsichtbar. Ihre vielfach verschlungenen Bahnen nehmen gleichwol eine sehr breite Zone ein, sodaß die frühere Hypothese von einem zersprungenen Planeten, in dieser Form wenigstens, wol aufgegeben werden muß. Sie haben durchschnittlich größere Excentricitäten und Neigungen als die alten Planeten, sodaß z. B.

Pallas in allen Gegenden des Himmels stehen kann und es für sie und einige andere gar keine ekliptische Zone gibt, und Polyhymnia die Sonnenscheibe in ihrem Perihel viermal größer als im Aphel erblickt. Die mittlern Entfernungen von der Sonne variiren zwischen 45½ und 71½ Mill. Meilen; die Umlaufszeiten zwischen 1191 Tagen (Flora) und 2343 Tagen (Maximiliana). Viele, namentlich dem Jupiter näher stehende, Planetoïden mögen uns noch unbekannt sein. Ueber ihre Gestalt, Rotationsperiode, Lage der Achse und sonstige Oberflächenbeschaffenheit, sowie über ihre Masse und Dichtigkeit, können die Beobachtungen uns nichts lehren. Auch über ihre Durchmesser läßt sich, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, direct nichts bestimmen, und nur wenn man annehmen will, daß ihre Reflexionsfähigkeit der des Jupiter, Saturn, Venus und Mercur, die hierin ziemlich übereinstimmen, gleich sei, läßt sich aus ihrem Glanze einigermaßen auf die Durchmesser schließen. In einer Vestaopposition, im März 1849, ist es im dorpater Refractor geglückt, Vesta als kleine Scheibe zu erblicken und ihren Durchmesser auf 66 M. zu bestimmen; aus der Vergleichung des Glanzes erhielt Argelander 58½ M. Die kleinsten sinken bis zu 3 M. Durchmesser herab. Selbst wenn man für diese Körper eine Dichtigkeit wie die unserer schwersten Metalle annehmen wollte, so würde dennoch die Schwere auf ihnen nur höchst gering sein können, und z. B. der Fall in der ersten Secunde (auf unserer Erde 15 F.) auf wenige Zoll herabsinken, wie der Centner zu einem oder wenigen Pfunden. Die genauere Berechnung ihrer Bahnen und Bahnelemente hat bedeutende Schwierigkeiten, da sie ihrer Lage nach weit stärkere Störungen erleiden als andere Planeten. Indeß haben sich in neuerer Zeit eine so große Zahl von Berechnern für sie gefunden, daß dieses neue und fortwährend sich vergrößernde Arbeitsfeld noch in keinem seiner Theile vernachlässigt ist und der Rath von Gauß, einige besonders interessante Planetoïden für fortwährende Bearbeitung auszuwählen und die andern ihrem Schicksal zu überlassen, noch nicht befolgt zu werden brauchte. In der hier folgenden Tabelle, welche die einzelnen Planetoïden nach der Reihenfolge ihrer Entdeckung aufführt, wird man die Belege für das Gesagte finden.

Nr.	Name	Länge des Perihels	Neigung	Umlaufszeit in Tagen	Mittlerer Abstand	Excentricität	Durchmesser in geogr. M.	Entdeckung
1.	Ceres	148° 31′	10° 38′	1684	2,771	0,081	49,0	Piazzi 1. Jan. 1801
2.	Pallas	122 5	34 43	1686	2,773	240	34,4	Olbers 28. März 1802
3.	Juno	54 20	13 3	1593	2,670	255	23,0	Harding 1. Sept. 1804
4.	Vesta	250 32	7 8	1325	2,362	89	58,5	Olbers 29. März 1807
5.	Asträa	134 44	5 20	1511	2,577	190	13,0	Hencke 8. Dec. 1845
6.	Hebe	15 20	14 47	1380	2,425	203	21,5	Hencke 1. Juli 1847
7.	Iris.....	41 30	5 28	1346	2,385	231	21,5	Hind 13. Aug. 1847
8.	Flora	32 56	5 53	1193	2,202	157	13,9	Hind 18. Oct. 1847
9.	Metis	134 44	5 36	1347	2,387	124	16,7	Graham 26. April 1848
10.	Hygiea......	15 20	3 47	2043	3,151	100	25,5	Gasparis 12. April 1849
11.	Parthenope ..	317 19	4 37	1402	2,452	98	14,0	Gasparis 11. Mai 1850
12.	Victoria.....	301 47	8 23	1301	2,333	219	11,5	Hind 13. Sept. 1850
13.	Egeria	119 5	16 32	1511	2,577	87	15,8	Gasparis 2. Nov. 1850
14.	Irene	179 29	9 7	1518	2,583	148	11,8	Hind 19. Mai 1851
15.	Eunomia....	27 57	11 44	1576	2,651	186	25,5	Gasparis 29. Juli 1851
16.	Psyche	13 3	3 4	1825	2,923	134	20,0	Gasparis 17. März 1852
17.	Thetis	260 40	5 36	1420	2,437	127	8,1	Luther 17. April 1852
18.	Melpomene ..	15 11	10 9	1271	2,296	218	11,5	Hind 24. Juni 1852
19.	Fortuna	30 29	1 33	1356	2,441	157	13,3	Hind 22. Aug. 1852
20.	Massalia	98 24	0 41	1366	2,409	144	15,3	Gasparis 19. Sept. 1852
21.	Lutetia......	327 9	3 5	1388	2,435	161	9,2	Goldschmidt 15. Nov. 1852
22.	Kalliope.....	56 34	13 45	1813	2,910	102	11,3	Hind 16. Nov. 1852
23.	Thalia......	124 4	10 13	1554	2,626	232	9,0	Hind 15. Dec. 1852
24.	Themis	139 9	0 49	1350	2,401	115	7,5	Gasparis 5. April 1853
25.	Phocäa	302 51	21 35	2034	3,142	256	7,9	Chacornac 6. April 1853
26.	Proserpina...	235 20	3 36	1581	2,655	88	8,9	Luther 5. Mai 1853
27.	Euterpe.....	87 38	1 36	1314	2,347	173	8,7	Hind 8. Nov. 1853
28.	Bellona	122 53	9 21	1689	2,775	149	13,0	Luther 1. März 1854
29.	Amphitrite ..	57 21	6 8	1491	2,554	74	18,0	Marth 1. März 1854
30.	Urania......	30 50	2 6	1329	2,365	109	11,3	Hind 22. Juli 1854
31.	Euphrosyne ..	94 13	26 26	2049	3,156	218	11,2	Ferguson 1. Sept. 1854

Nr.	Name	Länge des Perihels	Neigung	Umlaufszeit in Tagen	Mittlerer Abstand	Excentricität	Durchmesser in geogr. M.	Entdeckung
32.	Pomona	194° 23′	5° 29′	1516	2,583	0,82	7,6	Goldschmidt 26. Oct. 1854
33.	Polyhymnia .	342 1	1 57	1772	2,651	337	8,2	Chacornac 28. Oct. 1854
34.	Circe	150 12	5 37	1582	2,923	105	4,9	Chacornac 6. April 1855
35.	Leucothea....	201 17	8 11	1800	2,437	214	5,1	Luther 19. April 1855
36.	Atalante	42 37	18 42	1666	2,296	297	4,4	Goldschmidt 5. Oct. 1855
37.	Fides	66 9	3 7	1569	2,441	175	10,2	Luther 5. Oct. 1855
38.	Leda........	100 55	6 58	1657	2,409	155	8,4	Chacornac 12. Jan. 1856
39.	Lätitia	2 14	10 21	1683	2,768	111	27,3	Chacornac 8. Febr. 1856
40.	Harmonia ...	0 12	4 16	1247	2,267	46	22,2	Goldschmidt 31. März 1856
41.	Daphne	233 42	14 39	1304	2,490	289	9,4	Goldschmidt 23. Mai 1856
42.	Isis	318 0	8 34	1369	2,413	226	5,6	Pogson 23. Mai 1856
43.	Ariadne	277 48	3 28	1191	2,190	167	7,8	Pogson 15. April 1857
44.	Nysa	111 28	3 42	1606	2,677	150	9,6	Goldschmidt 27. Mai 1857
45.	Eugenia.....	229 53	6 35	1618	2,697	82	6,4	Goldschmidt 27. Juni 1857
46.	Hestia	354 41	2 18	1407	2,457	164	3,3	Pogson 16. Aug. 1857
47.	Aglaja	313 54	5 0	1794	2,889	115	8,4	Luther 15. Sept. 1857
48.	Doris	76 54	6 30	2186	3,297	77	11,6	Goldschmidt 19. Sept. 1857
49.	Pales........	52 53	3 9	1678	2,763	237	9,8	Goldschmidt 19. Sept. 1857
50.	Virginia	9 49	2 48	1596	2,637	287	4,3	Ferguson 4. Oct. 1857
51.	Nemausa	174 33	9 57	1274	2,366	67	10,0	Laurent 22. Jan. 1858
52.	Europa	101 57	7 25	2028	3,135	101	—	Goldschmidt 4. Febr. 1858
53.	Kalypso	92 45	5 7	1543	2,613	204	7,8	Luther 4. April 1858
54.	Alexandra ...	294 17	11 47	1624	2,708	199	8,4	Goldschmidt 10. Sept. 1858
55.	Pandora	11 30	7 13	1675	2,759	142	7,7	Searle 10. Sept. 1858
56.	Melete	293 36	8 2	1317	2,583	237	4,8	Goldschmidt 9. Sept. 1857
57.	Mnemosyne ..	52 53	15 8	2049	3,157	104	13,0	Luther 22. Sept. 1859
58.	Concordia ...	180 17	5 1	1603	2,680	40	—	Luther 24. März 1860
59.	Olympia (Elpis)	16 52	8 38	1536	2,605	117	8,0	Chacornac 12. Sept. 1860
60.	Titania	98 28	3 34	1265	2,289	185	5,0	Ferguson 14. Sept. 1860
61.	Danaë	342 43	18 17	1874	2,974	168	12,3	Goldschmidt 9. Sept. 1860
62.	Erato	33 58	2 12	2010	3,116	171	8,4	Förster u. Lesser 14. Sept. 60
63.	Ausonia	269 40	5 47	1358	2,399	124	8,5	Gasparis 10. Febr. 1861
64.	Angelina	120 3	1 20	1601	2,678	141	—	Tempel 4. März 1861
65.	Maximiliana .	257 19	3 28	2343	3,452	113	—	Tempel 8. März 1861
66.	Maja........	38 12	3 2	1572	2,654	154	—	Tuttle 10. April 1861
67.	Asia	306 17	5 59	1411	2,461	185	—	Pogson 17. April 1861
68.	Leto	358 56	8 10	2089	3,290	152	9,7	Luther 29. April 1861
69.	Hesperia	111 8	8 28	2104	3,245	175	—	Schiaparelli 29. April 1861
70.	Panopea	299 47	11 32	1594	2,670	195	—	Goldschmidt 8. Mai 1861
71.	Niobe.......	221 57	23 18	1672	2,756	174	—	Luther 13. Aug. 1861
72.	Feronia	309 46	5 26	1245	2,275	116	—	Peters (Clinton) 20. Mai 61
73.	Clytia	61 11	2 25	1588	2,666	44	—	Tuttle 17. April 1862
74.	Galatea	7 36	3 39	1695	2,779	239	—	Tempel 29. Aug. 1862
75.	Eurydice	334 25	5 0	1595	2,671	307	—	Peters 22. Sept. 1862
76.	Freia	67 11	2 13	2081	3,189	30	—	d'Arrest 21. Oct. 1862
77.	Frigga......	58 10	2 28	1598	2,674	136	—	Peters 12. Nov. 1862
78.	Diana	121 14	8 40	1555	2,626	207	—	Luther 15. März 1863
79.	Eurynome ...	43 46	4 39	1399	2,448	193	—	Watson 14. Sept. 1863.

Asterophylliten, sternblätterige Pflanzen, deren Abdrücke man sehr häufig in der Steinkohlenformation findet. Die kleinen Blättchen stehen quirlförmig um den dünnen Stengel. Man hat die der Steinkohlenformation unterschieden in Asterophyllum, Sphenophyllum und Annularia. Einige dieser fossilen Pflanzen scheinen zu den Equisetaceen und besonders zu den Calamiten zu gehören.

Asthenie (griech., d. i. Abspannung), bezeichnet in der Medicin so viel als Schwäche, und asthenisch heißt ein durch Schwäche des Körpers, des Gefäßsystems u. s. w. bedingter Zustand. Das Wort kam durch das Brown'sche System in Gebrauch, indem Brown die gesammten Krankheiten in sthenische und asthenische eintheilte, die A. selbst aber in eine directe und eine durch Ueberreizung entstandene indirecte unterschied.

Aesthetik nennt man die Wissenschaft des Schönen, besonders der Kunst als der vollendetsten Erscheinung des Schönen. Als selbständige philos. Wissenschaft ist sie noch sehr

jungen Ursprungs. Zwar philosophirte schon Plato über das Schöne; aber er sondert noch nirgends das Schöne vom Guten; Schönheit und Kunst werden bei ihm überall nur in ihrem Verhältniß zu den höchsten Zwecken der Sittlichkeit und der staatlichen Gesellschaft betrachtet. Aristoteles dagegen gibt allerdings aus der unermeßlichen Fülle seiner Kunstanschauungen die trefflichsten Regeln und Gesetze, sodaß seine Poetik auch jetzt noch nach Schiller's Ausdruck ein wahrer Höllenrichter besonders für die Tragödiendichter ist; allein diese Regeln und Gesetze bleiben auch bei ihm stets nur vereinzelte Bestimmungen, feinsinnig der Erfahrung abgelauschte Beobachtungen; nirgends wird von ihm ein Versuch gemacht, dieselben aus dem Wesen der Kunst selbst und sodann dieses Wesen der Kunst wieder aus der Natur des Menschen mit innerster Nothwendigkeit heraus entspringen zu lassen. Die Neuplatoniker vollends trübten das durch Aristoteles bereits Gewonnene wieder mit den fremdartigsten theol. Beimischungen; ein Standpunkt, welcher durch das gesammte Mittelalter beibehalten wurde. Daher ist es in der That geschichtlich vollkommen begründet, wenn man gewöhnlich erst A. G. Baumgarten, einen Schüler Wolf's, als den Begründer der A. zu bezeichnen pflegt. Wolf hatte, ebenso wie Leibniz, zwischen einem niedern und höhern Erkenntnißvermögen, zwischen dunkeln und deutlichen Vorstellungen der menschlichen Seele unterschieden; in seiner Erkenntnißlehre aber hatte er ausschließlich das höhere Erkenntnißvermögen, Verstand und Vernunft, berücksichtigt, und das niedere Erkenntnißvermögen, die Empfindungs- und Einbildungskraft, als wissenschaftlicher Betrachtung unzugänglich zurückgewiesen. Baumgarten suchte diese Lücken des Wolf'schen Systems auszufüllen; er entwarf eine Logik des untern Erkenntnißvermögens, eine Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß, und nannte dieselbe als Lehre von der Empfindung «Aesthetik» (αἴσθησις). Seit 1742 hielt Baumgarten Vorlesungen über diese neue Erkenntnißlehre. 1748 erschienen mit Baumgarten's Genehmigung auf Grundlage dieser Vorlesungen von Georg Friedr. Meier die «Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften» (3 Thle.). Sodann wurden 1750 die Vorlesungen Baumgarten's selbst unter dem Namen «Aesthetica» veröffentlicht, und dieser Name ist fortan der neuen Wissenschaft geblieben.

Bei dem Mangel lebendiger Kunstanschauung hatte zwar weder Baumgarten noch Meier für die tiefere Erkenntniß der Grundgesetze Wesentliches beigetragen; aber es war wenigstens der Anstoß gegeben, sowol den psychol. Ursprung der Kunst wie die psychol. Einwirkungen der Kunstwerke zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung zu machen. Dieser Anstoß wirkte um so mächtiger, da gleichzeitig auch die engl. Moralphilosophen, Addison, Shaftesbury, Hutcheson, Burke, Gerard, Home, wenn auch von anderm Ausgangspunkte aus, denselben Weg einschlugen. Die deutschen Popularphilosophen, besonders Moses Mendelssohn, zum Theil selbst noch Lessing, stehen auf dem Boden dieser ausschließlich psychol. A. Erst Kant führt diese Psychologie der ästhetischen Empfindung in der «Kritik der Urtheilskraft» weiter; jedoch ohne auch seinerseits die Schranken derselben völlig überwinden zu können. Er geht von dem Satze aus, daß das Schöne alle in gleicher Weise errege und befriedige; es sei daher die Zweckmäßigkeit der Form, aber wahrgenommen ohne Vorstellung eines Zwecks, Zweckmäßigkeit ohne Zweck, die nicht wie das Angenehme und Gute eigensüchtiges Interesse errege, sondern in freiem, uninteressirtem Wohlgefallen gefalle. Dabei vermag Kant freilich nicht zu beantworten, warum nur gewisse Gegenstände dieses Gefühl des uninteressirten Wohlgefallens in uns hervorrufen, warum andere nicht; denn er fragt noch nirgends nach der Beschaffenheit der Kunst und des Schönen selbst, nach den objectiven Eigenschaften der solche Eindrücke hervorrufenden Werke, sondern immer nur nach den subjectiven Einwirkungen auf Gefühl und Sinne. Dieser Fortgang war erst die Errungenschaft der neuern deutschen Philosophie. Den Weg bahnt Schiller, welcher in seinen ästhetischen Abhandlungen zwar noch wesentlich auf Kant'scher Grundlage steht, aber doch überall schon diese Schranken durchbricht und auf die Erforschung der in der Natur des Schönen selbst liegenden Eigenschaften ausgeht. Die Anregungen Schiller's fanden die genialste Fortbildung in Schelling. Nicht mehr blos der psychol. Eindruck, sondern das thatsächliche Wesen der Schönheit wurde fortan Gegenstand der philos. Betrachtung. Indem die Schelling'sche Philosophie Natur und Geist, das Ideale und Reale als identisch, d. h. als innerlich einheitlich und gleich erkannte, erfaßte sie das Schöne als dasjenige, dessen sinnliche Wirklichkeit, dessen Realität durchweg der Idee, dem Idealen entspricht, als innigste Einheit und Durchdringung des Idealen und Realen. Die Kunst ist die Spitze des Schönen, denn sie allein ist diese vollkommene und absolute Ineinsbildung des Idealen und Realen, in welcher Seele und Leib, Inhalt und Form schlechthin ineinander aufgehen. Schelling hat diese folgenreiche Grundanschauung zwar entdeckt, aber die weitern Folgerungen, die in ihr liegen, nicht durchgeführt.

Mehr als Schelling selbst ist daher Solger der Aesthetiker der Schelling'schen Schule. Vollendet und in alle Einzelheiten durchgebildet erscheint dieses Prinzip jedoch erst in Hegel; er und seine Schule haben für die wissenschaftliche Kunstbetrachtung wahrhaft epochemachend gewirkt. Die wichtigsten Schriften dieser Richtung sind: «Hegel's Aesthetik», herausg. von Hotho (3 Bde., Berl. 1835—38; 2. Aufl. 1842—43); Weiße, «System der Aesthetik» (2 Thle., Lpz. 1830); Vischer, «Ueber das Erhabene und Komische» (Stuttg. 1837); Ruge, «Neue Vorschule der Aesthetik» (Halle 1837); Vischer, «Aesthetik, oder Wissenschaft des Schönen» (3 Bde., Reutlingen 1846—57); Carriere, «Aesthetik» (2 Thle., Lpz. 1859). Auch die Hegel'sche A. geht wesentlich vom Begriff des Schönen aus; ihre Grundlage ist die sog. Metaphysik des Schönen. Das Schöne ist, wie bei Schelling, die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Die erste Daseinsform ist also das Naturschöne, das Schöne in der Natur und, wie Vischer mit Recht hinzufügt, in der Geschichte. Das Naturschöne aber ist noch mit tiefen Mängeln behaftet; es ist selten, zufällig, flüchtig, untermischt mit Unschönem. Diese Mängel haben ihren Grund darin, weil das Naturschöne unbewußt ist. Bewußt aber ist das Schöne im sinnlichen Geiste, in der Phantasie. Aber die Phantasie ist blos innerlich; sie muß sich daher verkörpern, sie muß ihr Gebilde verwirklichen. Diese Verwirklichung des Phantasiebildes ist die Kunst. Das Kunstwerk hat eigenes, selbständiges Dasein, losgelöst von seinem Urheber, unbefangen und absichtslos wie ein Werk der Natur; aber es stammt aus dem Geiste, es ist nur die objective Verkörperung des Ideals, jeder Rest roher Natur ist von ihm abgestreift, es ist idealisirte Natur. Die einzelnen Künste erscheinen folglich als das stufenweise Herausarbeiten des Geistes aus der Materialität. Die bildenden Künste (Architektur, Plastik, Malerei) sind stumme, massenhafte, noch selbst in sinnlichem Material arbeitende Künste; die Musik bewegt sich in der idealgesetzten Materialität des Tons, die Poesie auf rein geistigem Gebiet. Die Poesie ist der Uebergang des Geistes aus der Welt der sinnlichen Empfindung und Vorstellung zum reinen Denken. So ist die A. auf diesem Standpunkte in Wahrheit eine Wissenschaft des Schönen. Sie durchwandert das ganze Reich desselben. Die Kunst ist in diesem Reiche nur eine Provinz, wenn auch die reichste und herrlichste.

Dies ist die gegenwärtig herrschende Behandlungsweise der A. Aber wenn sich in neuester Zeit überhaupt ein realistischer Widerstand gegen den sog. speculativen Dualismus von Fichte, Schelling und Hegel energisch geltend macht, so rührt sich dieser auch in der A. um so lebhafter, je weniger sich die vielgestaltige Welt des künstlerischen Empfindens und Darstellens in kahle Begriffsallgemeinheit einfangen lassen will. Der Widerstand ist zunächst von der Herbart'schen und Schopenhauer'schen Schule ausgegangen; doch auch innerhalb der Hegel'schen Schule selbst regte sich der Trieb selbständiger Fortbildung. Zeising's «Aesthetische Forschungen» (Frankf. 1855), Köstlin's «Aesthetik» (Tübingen 1863), Eckardt's «Vorschule der Aesthetik» (Jena 1863) stehen auf durchaus verschiedenen, einander sogar schroff widersprechenden Standpunkten; aber nichtsdestoweniger haben sie das Gemeinsame, daß sie aus den Lufthöhen der Metaphysik des Schönen mehr in das individuelle, geschichtliche Kunstleben selbst einzutreten bestrebt sind. Man kann mit keiner dieser Fortbildungen völlig einverstanden sein, und man wird doch mit Bestimmtheit behaupten müssen, daß die Hegel'sche A. trotz aller ihrer tiefen und oft überraschend feinsinnigen Einsichten in das Wesen der Kunst, der einzelnen Kunstarbeiten und der geschichtlich gegebenen Kunstwerke auf einer Grundanschauung ruht, die dem Wesen der Kunst fremd ist und daher die Eigenartigkeit der schöpferischen Kunstbedingungen theils nicht in ihrem vollen Umfange, theils nicht in ihrer innern Nothwendigkeit und Begründung zu erkennen vermag. Die Kunst kann nicht in ihrem eigensten Wesen und Ursprung erkannt werden, wenn man diese Erkenntniß von vornherein nur einer allgemeinen Wissenschaft des Schönen anreiht und unterordnet. Die Kunst ist durchaus nicht eine solche Steigerung oder gar Ueberbietung der Naturschönheit; auch der größte Künstler vermag die schöne Natur nicht zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen. Die Kunst entspringt auch zunächst gar nicht aus dem Drange nach einem solchen schönen idealisirten Gegenstande; der Ursprung der Kunst ist wesentlich ein monumentaler, ist das Verlangen, den Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen und diesem Denkmal eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sei. Dies gilt nicht blos von den bildenden Künsten, sondern ebenso sehr von der Musik und Poesie. Daher sind alle ältesten Kunstzeiten symbolisch; die Sache, der Gedanke überwiegt noch die Form des Ausdrucks. Erst allmählich erstarkt auch die Form und wird dem Gedanken angemessen. Es ist ein Kernwort Goethe's, wenn er sagt: «Nicht die schönen Formen waren der Hauptzweck der griech. Kunst, sondern diese entwickelten sich umgekehrt nur aus dem Geiste

derselben, als nothwendige Mittel zum Ausdruck schöner Gedanken.» Sind aber die schönen Formen nicht Zweck der Kunst, sondern nur Mittel, ist die Sprache der Kunst nur deshalb eine Sprache in sinnlich natürlichen Formen, eine Sprache in Linien, Körpergestalten, Farben, Tönen und Charakteren, weil der Inhalt, den sie ausdrückt, aus der sinnlichen Anschauung und Empfindung des Menschen kommt und darum nicht durch das abgezogene, begriffliche Wort, sondern nur durch sinnliche Form darstellbar ist, so folgt, daß das Wesen und der Ursprung der Kunst nicht aus einer Metaphysik des Schönen, sondern lediglich aus der psychol. Natur des Menschen selbst abgeleitet werden muß. Nicht der Begriff des Schönen, sondern das Wesen der Phantasie ist der naturgemäße und nothwendige Ausgangspunkt. Dies ist der erste Theil der A., die Psychologie oder, besser gesagt, die Physiologie der Phantasie. Der zweite Theil hat sodann das Kunstwerk selbst zu betrachten, das Kunstwerk, wie es die schöpferische That der Phantasie ist. Das Kunstwerk ist aber wesentlich nach zwei Seiten bedingt und abhängig. Erstens ist es das Werk einer ganz bestimmten Kunstart; es ist ein Bauwerk, ein Bildwerk, ein Gemälde, ein Musikstück, ein Gedicht. Die Wissenschaft hat also nicht nur diese einzelnen Kunstarten abzuleiten, sondern auch die Gesetze und Grenzen darzustellen, die einer jeden Kunstart durch ihr Darstellungsmaterial naturnothwendig gegeben sind. Die Wissenschaft der A. ist in diesem Sinne Formenlehre, Theorie des architektonischen, plastischen, malerischen, musikalischen, poetischen Stils. Hier liegt die wichtigste und für den ausübenden Künstler selbst fruchtbarste Aufgabe der A. Lessing's «Laokoon», aus der Verschiedenheit des Darstellungsmaterials die Stilunterschiede und Grenzen der bildenden Kunst und der Poesie ableitend, ist für Untersuchungen dieser Art ein ewig maßgebendes Muster. In neuester Zeit ist Gottfried Semper in seinem trefflichen Werke: «Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten, oder praktische Aesthetik» (Bd. 1 u. 2, Frankf. 1860—63), wieder sehr erfreulich in diesen Weg eingelenkt. Zweitens aber ist das Kunstwerk auch einer ganz bestimmten Zeit und Nationalität angehörig; es ist innerster und individuellster Ausdruck derselben; es ist, wie man es treffend genannt hat, das in Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit und Nationalität. Nach dieser Seite erweitert sich also folgerichtig die A. wesentlich zur Kunstgeschichte. Soll die A., wie es ihr Begriff verlangt, volle und ganze Erkenntniß der Kunst sein, so muß sie Theorie und Geschichte der Kunst zugleich sein; es bleibt ein unvergänglicher Ruhm Winckelmann's, des ersten Begründers der wissenschaftlichen Kunstgeschichte, daß er, diese innere und untrennbare Zusammengehörigkeit von A. und Kunstgeschichte klar erkennend, die ästhetisch-theoretische Seite der Kunstbetrachtung in einem Umfange in seinen Bereich zog, wie kein anderer Kunsthistoriker nach ihm. Die A. ist wesentlich Encyklopädie der Kunstwissenschaft. Vgl. Zimmermann, «Geschichte der Aesthetik als philos. Wissenschaft» (Wien 1858).

Asthma (griech.), d. h. Engbrüstigkeit, Schwer- oder Kurzathmigkeit, wurde von den ältern Aerzten und wird von Laien vielfach noch jetzt als eine besondere selbständige Krankheit angesehen, läßt sich aber wissenschaftlich nur als ein Symptom, d. h. als Zeichen oder Folge zahlreicher, ihrem Wesen nach sehr verschiedener Krankheiten ansehen. Insbesondere sind es Lungenkrankheiten, Herzkrankheiten, Störungen im Nervensystem, welche A. zur Folge haben können. Lungenerweiterung, Lungenentzündung, Entzündung des Lungen- oder Brustfelles, Ansammlung von Flüssigkeit in den Brusthöhlen, Lungenschwindsucht, Katarrh der Luftwege in der Lunge, organische Herzfehler, Schwellung oder Krampf der Stimmbänder sind die am häufigsten der Athemnoth zu Grunde liegenden Störungen, anderer zahlreicher Ursachen nicht zu gedenken. Gegenwärtig haben sich die Aerzte so ziemlich dahin vereinigt, nur noch diejenige Engbrüstigkeit insbesondere als A. (nervöses A.) zu bezeichnen, welche ihren Grund im Nervensystem hat. Man glaubt nämlich, gestützt auf gute Gründe, annehmen zu dürfen, daß die feinen Muskeln der feinsten Luftröhrenäste in der Lunge, infolge einer krankhaften Reizung der zu ihnen führenden Nervenfasern, in einen Krampf gerathen können, welcher die Wirkung haben muß, daß die Lichtung jener kleinen Röhrchen stark verengt, beziehentlich ganz verschlossen wird. Aus diesem Grunde kann die eingeathmete Luft nicht mehr in die Lungenbläschen gelangen. Die Abscheidung der Kohlensäure aus dem Blute und die Aufnahme von Sauerstoff in dasselbe, wie solche in den Lungenbläschen normalerweise vor sich gehen, d. h. also der Athmungsproceß, ist gehemmt, und infolge dessen tritt Athemnoth ein, ebenso wie wenn es den Lungenbläschen aus irgendwelchem andern Grunde an frischer Luft mangelt. Löst sich der Krampf, so werden die Luftröhrchen wieder wegsam, das A. ist gehoben. Daß ein solcher krampfhafter Verschluß der Luftröhrenästchen um so leichter eintritt, wenn die Schleimhaut derselben

durch Entzündung (Katarrh) geschwellt ist, oder sie bereits durch abgesonderten Schleim verengt sind, ist natürlich, ebenso daß die Athemnoth um so heftiger werden muß, je mehr der Athmungsproceß schon aus andern Gründen beeinträchtigt wird. Die Lungenerweiterung (s. Emphysem) ist die häufigste Ursache der im gewöhnlichen Leben als A. bezeichneten Athemnoth.

Asti (Asta Pompeja), Stadt in Piemont und Hauptort eines Bezirks der Provinz Alessandria, liegt 6 M. südöstlich von Turin, am Tanaro und an der Eisenbahn. Die schöngebaute Stadt ist Sitz eines Bischofs und hat 30717 E., ein altes Schloß, eine Kathedrale, mehrere Paläste, Seidenmanufacturen, zwei besuchte Messen und ansehnlichen Handel mit wollenen Waaren, Leder und Hüten. In der Umgegend baut man Muskatweine (Vino d'Asti), die in Piemont sehr geschätzt werden. A. ist der Geburtsort des Dichters Alfieri, welchem hier 1862 ein Denkmal errichtet worden ist. Im Mittelalter war es eine der mächtigsten Republiken Oberitaliens und lange berühmt durch seine 100 Thürme, von denen noch 30 übrig sind. 1155 wurde die Stadt von Friedrich I. verbrannt, 1348 fiel es in die Gewalt der Visconti, kam dann an Frankreich und nach dem Frieden zu Cambray 1529 an Karl V., der es seiner Tante Beatrice von Savoyen schenkte. Im Oct. 1745 wurde A. von den Franzosen erstürmt. Das benachbarte Thal von Andona ist außerordentlich reich an fossilen Resten.

Astor (Joh. Jakob), einer der unternehmendsten und reichsten Männer der neuern Zeit, wurde 17. Juli 1763 zu Walldorf bei Heidelberg von unbemittelten Aeltern geboren. 16 J. alt, ging er zu einem ältern Bruder nach England, bei welchem er musikalische Instrumente verfertigen lernte. Als der 1783 zwischen England und den Vereinigten Staaten abgeschlossene Friede der Speculation in Amerika ein unbegrenztes Feld versprach, schiffte sich der 20jährige A. dahin ein. Auf der Reise lernte er einen deutschen Pelzhändler kennen, der ihn auf die großen Vortheile dieses Handels aufmerksam machte und veranlaßte, den Erlös seines kleinen Vorraths von Instrumenten in Pelzen anzulegen. A. brachte die Pelze 1784 selbst nach London, machte ein sehr gutes Geschäft damit und erhielt von seinem Bruder ein kleines Kapital, mit welchem er nach seiner Rückkehr nach Neuyork ein Pelzgeschäft eröffnete. Dasselbe gelangte durch seine Reisen nach Canada und directe Verbindung mit den Indianern zu solcher Blüte, daß er bereits 1800 ein Vermögen von $^1/_4$ Mill. Dollars erworben hatte. Von Canada und den nördl. Seen aus wandte A. seine Blicke zuerst nach dem nordwestl. Continent, um diesen in den Bereich seines Geschäfts zu ziehen. Obgleich der wachsende Einfluß der engl. Pelzgesellschaften im ganzen nördl. Amerika seinem Unternehmen nicht günstig war, rüstete er mit Genehmigung der Regierung zwei Expeditionen aus, von denen die eine zu Wasser, die andere zu Lande in das Oregongebiet vordringen und dort einen geregelten Verkehr mit den Eingeborenen eröffnen sollte. Nach mehrern Unfällen und Besiegung vieler Hindernisse gelangten die Expeditionen an Ort und Stelle und gründeten 1811 an der Mündung des Columbia oder Oregon eine befestigte Niederlassung, welche man zu Ehren des Unternehmers Astoria (s. d.) nannte. Dem gewinnreichen Handel, welcher von hier aus theils mit den Eingeborenen, theils mit China und den russ. Besitzungen getrieben wurde, machte jedoch schon der Krieg von 1812 ein Ende. Astoria wurde von den Engländern besetzt, aber wegen seiner ungünstigen Lage wieder aufgegeben. Da die Vereinigten Staaten bei dem Frieden von Gent diese Angelegenheit außer Acht gelassen, auch die von A. zur Wiederaufnahme der Niederlassung verlangte Unterstützung nicht bewilligen wollten, blieb er fortan auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Dennoch wußte er seine Handelsverbindungen über alle Länder der Erde auszudehnen, und seine Schiffe besuchten alle Meere. Dieser großartige Verkehr steigerte indeß mehr seinen Ruf als unternehmender und weitblickender Kaufmann, als daß er ihm unermeßlichen Gewinn abgeworfen hätte. Sein Hauptvermögen erwarb er durch glückliche Speculationen in Grundeigenthum in den neueröffneten nordwestl., durch die Einwanderung rasch emporblühenden Staaten und in der Stadt Neuyork. Infolge des ungeheuern Wachsthums dieser Stadt stieg sein Vermögen so sehr im Werthe, daß es bei seinem Tode, welcher 29. März 1848 erfolgte, auf 20 Mill. Dollars geschätzt wurde. Im J. 1863 bezahlten seine Erben $^1/_2$ Mill. Dollars Steuern und besaßen zusammen ein Vermögen von 50—60 Mill. A. war übrigens im Verhältniß zu seinen großen Mitteln und zu dem freigebigen Charakter der reichen Männer des Landes (wie z. B. Girard, Peabody, MacDonough, Touro u. a.) keineswegs ein liberaler und wohlthätiger Mann. Selbst zu dem Acte, welcher seinen Namen der Nachwelt überliefert, zur Gründung der Astorbibliothek in Neuyork, für welche er 400000 Dollars aussetzte und sein Sohn später noch 200000 Dollars zusteuerte, mußte er durch seine literarischen Freunde, wie Washington Irving, gewissermaßen moralisch gezwungen

werden. Zu einer kleinen Schenkung von 20000 Dollars an die neuyorker Deutsche Gesellschaft (zur Unterstützung armer Deutscher) entschloß er sich nach langem Widerstreben erst ein Jahr vor seinem Tode. So großartig A. in seinen Dispositionen erschien, so kleinlich war er in der Erhaltung des Erworbenen. Die erwähnte Astorbibliothek in Neuyork steht, laut dem Willen ihres Stifters, unter der Aufsicht von 12 Verwaltungsräthen, unter denen sich zuerst Washington Irving, Fitz-Greene, Halleck, Coggswell u. s. w. befanden. Die Bibliothek ist in einem schönen, im byzant. Stile erbauten Hause am Lafayette-Place aufgestellt und zählt gegenwärtig gegen 120000 Bände. Einzelne Fächer sind sehr gut vertreten, wie z. B. die orient. Literatur, andere dagegen, wie amerik. Geschichte, sehr vernachlässigt.

Astorga (Asturica Augusta), eine Stadt (Ciudad) von 4800 E. in der span. Provinz Leon, Sitz eines Bischofs und Hauptort eines Marquisats, liegt malerisch auf einem Hügel am Rio-Tuerto und an der galicischen Heerstraße, 2440 F. über dem Meere. Der Ort hat unter seinen sechs Kirchen eine im 16. Jahrh. von Herrera erbaute prächtige Kathedrale, ist von dicken, zinnengekrönten, theilweise noch aus der Römerzeit stammenden Mauern umgeben und betreibt Leinweberei und Spinnerei. Jährlich wird am 24. Aug. ein sehr besuchter Jahrmarkt abgehalten. Asturica Augusta, die Haupt- und Gerichtsstadt der Astures, von Plinius eine urbs magnifica genannt, war noch im Mittelalter eine sehr volkreiche Stadt, während sie jetzt im Verhältniß zum Umfange verödet ist. Am 12. Nov. 1808 besetzten die Engländer unter Baird die Stadt. Im Jan. 1809 hatte Napoleon hier sein Hauptquartier, und die Engländer unter Moore führten von hier ihren berühmten Rückzug nach Lugo am Minho aus. Am 22. April 1810 wurde A. von den Franzosen unter Junot nach langer Belagerung erobert, obwol die Stadt fast nur von den Einwohnern vertheidigt war, die sich ebenso kräftig gegen die Fremden wehrten wie die Bewohner von Saragossa und Gerona. Die Engländer besetzten A. 9. Aug. 1812 abermals. In den Gebirgen westlich von A. wohnen die Maragatos, ein eigenthümliches Völkchen, welches von Ackerbau und hauptsächlich vom Maulthiertreiberhandwerk lebt, und nicht ohne Grund unmittelbar von den Celtiberern, den Ureinwohnern Spaniens, abzustammen behauptet.

Astorga (Emanuele d'), ein durch seine Schicksale nicht minder denn als Kirchencomponist berühmter Mann, wurde 11. Dec. 1681 zu Palermo geboren. Er war der Sohn eines angesehenen Reichsbarons, der im Kampfe gegen die Vereinigung der Insel mit Spanien von seinen Söldnern ausgeliefert und 1701 öffentlich hingerichtet ward. Mit seiner Mutter gezwungen, der schmählichen Hinrichtung des Vaters beizuwohnen, verfiel er in einen Zustand dumpfer Bewußtlosigkeit, während jene vor Entsetzen starb. Durch die Fürsprache der Prinzessin Ursini, der Oberhofmeisterin der Gemahlin Philipp's V., kam er in ein Kloster zu Astorga in Leon, nach welcher Stadt er sich später nannte. Er hatte in der Musik den Unterricht Scarlatti's und Caldara's genossen und ging 1704 aus dem Kloster an den Hof des Herzogs von Parma, der ihn seiner musikalischen Talente wegen sehr hoch achtete, ihn jedoch wegen eines vermeintlichen Verhältnisses zu seiner Tochter bald wieder von seinem Hofe entfernte und an den Kaiser Leopold empfahl. Nach dem Tode Leopold's durchreiste A., unterstützt vom span. Hofe, fast alle gebildete Länder Europas. Zuletzt finden wir ihn in Prag, und man nimmt an, daß er sich in Böhmen in ein Kloster begeben und daselbst 21. Aug. 1736 gestorben sei. Sein Hauptwerk ist die Meistercomposition des Stabat mater, dessen Original in Oxford aufbewahrt wird. Außerdem componirte er vortreffliche Cantaten und eine Oper «Daphne», die 1726 in Prag aufgeführt wurde. Auch wird ihm ein Requiem zugeschrieben.

Astoria, eine befestigte Niederlassung in Oregon, dem nordwestlichsten Staate von Nordamerika, in fast unbewohnter Gegend am südl. Ufer des Columbia, etwas über 2 M. von dessen Mündung in die Südsee, wurde 1811 auf Veranstaltung des Deutschen Jak. Astor (s. d.) von der amerik. Pelzhandelscompagnie zur Concurrenz mit Fort Vancouver der engl. Hudsonsbai-Compagnie gegründet. Wie der amerik. Pelzhandel in Oregon selbst, war auch A. als dessen Emporium nur vorübergehend von Bedeutung. Jetzt ist es ein bloßer Handelsposten, der wegen seiner wenig glücklich gewählten Lage sich nicht zu heben vermag. 1813 wurde A. von den Engländern besetzt und Fort George genannt, aber 1818 wieder aufgegeben. Zu seiner Zeit war der Ort berühmt geworden durch Washington Irving's «Astoria».

Asträa, des Zeus und der Themis, nach andern des Asträos und der Eos Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit, deshalb auch Dike genannt, war die letzte aller Göttinnen, die im ehernen Zeitalter, als die Menschen Waffen schmiedeten und Gewaltthaten verübten, die Erde, auf welcher sie bis dahin gewohnt hatte, verließ. Seit ihrer Rückkehr nach dem Himmel glänzt

sie unter dem Namen der Jungfrau als Sternbild im Thierkreise. Die bildende Kunst stellt sie gewöhnlich mit einer Wage in der Hand und mit einem Sternenkranze um das Haupt dar.

Asträa, der fünfte Planetoid, entdeckt vom Postmeister Hencke zu Driesen 8. Dec. 1845. Seit Entdeckung der Vesta war nach einem fast 40jährigen Zwischenraume die Auffindung der A. wieder die erste Entdeckung eines neuen Planeten. Hencke, ein Liebhaber der Astronomie, hatte seit langen Jahren in aller Stille die Gegenden der Ekliptik durchforscht und sich Sternkarten entworfen, in der Hoffnung, einen neuen Planeten zu finden. Endlich ward diese stille Thätigkeit belohnt. Die Anzeige des Ereignisses in den Zeitungen Berlins von einem in der Himmelskunde bis dahin noch nie genannten Manne hätte wol wenig Glauben gefunden, wenn nicht schon 15. Dec. die Bestätigung auf der berliner Sternwarte erfolgt wäre. Die Umlaufszeit der A. ist nach Wolfers' Berechnung 1511 Tage und die mittlere Entfernung von der Sonne 53¼ Mill. M.; sie kann sich aber um 10 Mill. vermehren und vermindern, da die Excentricität sehr beträchtlich ist. Die A. kann nur die achte Größe erreichen und der Erde nie näher kommen als bis zu 23 Mill. M.

Astrachan, ehemals ein tatarisches Khanat, gegenwärtig Name eines russ. Gouvernements, eines Kreises und der Hauptstadt desselben. Das Khanat A., ursprünglich eine Provinz des Kaptschaks oder des Reichs der Goldenen Horde, erhielt 1480 seine Selbständigkeit, wurde aber 1554 von Iwan Wasiljewitsch II. unter russ. Herrschaft gebracht und bildete seitdem das Zarthum A., welches die jetzigen Gouvernements A., Orenburg, Samara, Saratow und Stawropol oder Kaukasien, zusammen ein Gebiet von 17170 Q.-M. mit 6,242774 E. umfaßt. — Das Gouvernement A., eins der südöstlichsten des Russischen Reichs in Europa, zu beiden Seiten der untern Wolga am Kaspischen Meere sich ausbreitend, umfaßt (seit 1850) ein Areal von 3995 Q.-M. mit (1860) 475000 E. Die Provinz liegt in dem Bereiche der öden Salzsteppen des Kaspischen Meeres, ist der nordwestlichste Theil der großen, einst vom Meere bedeckten aralo-kaspischen Erdsenke und steht unter dem Einflusse eines continentalen asiat. Klimas mit extremer Sommerhitze und Winterkälte, mit Regenmangel, Schneestürmen, Heuschreckenplage u. s. w. Das Gouvernement zerfällt in fünf Kreise: A., Krasnojar, Jenotajewsk, Tschernojar und Zarew (Zarjew). Der erste reicht von der Achtuba bis zur Süd- und Südwestgrenze, der zweite von der Achtuba bis zur Ostgrenze, der dritte und vierte breiten sich zu beiden Seiten des Wolgastromes aus, und der fünfte umfaßt den nördlichsten, auf dem östl. Ufer des Stroms gelegenen Landestheil. Von den Kreisstädten hat Krasnojar 4600, Jenotajewsk 2029, Tschernojar 3778, Zarew 4378 E.

Die astrachanische Steppe ist eine baumlose Fläche, die sich mit einem meeresähnlichen Horizonte an das blaue, oft ganz wolkenlose Himmelsgewölbe anzuschließen scheint. Aber diese Fläche bildet durchaus keine vollkommene Ebene, sondern ist vielmehr wellenförmig gestaltet, sodaß Roß und Reiter, sogar das Kamel oft in geringer Entfernung dem Auge verschwinden. Neben den leichten Höhenzügen tritt besonders der gegen 600 F. über den Spiegel des Kaspischen Meeres ansteigende Bogdo-Ola oder Bogdoberg hervor, der aus grauweißem Sandstein, im Gipfel aus versteinerungsreichem Muschelkalkstein besteht und an der Ostseite Schluchten und Wasserrisse hat. Die Flugsandhügel gewähren Schutz gegen die Schneestürme oder Burans, und nicht selten findet sich unter ihnen zugleich ausreichender Wasservorrath, den man an vielen Stellen durch Ausmauerung zu erhalten weiß. Die Steppe ist reich an Pflanzen, die als Viehfutter taugen, sowie an Schilf, welches als Brenn- und sogar als Baumaterial zu Zäunen, Hürden, Hütten benutzt wird. Besonders trägt die Steppe viel Salzkräuter, wie die graugrünen Kaliarten auf den höhern, trockenen Stellen, die meist dunkelrothen Salicornien mit fleischigen, saftigen Blättern an niedern, feuchten Stellen. Vorzugsweise charakterisirt indeß die Steppe der Reichthum an größern und kleinern Salzseen. Es sind deren schon mehr als 2000 bekannt, und ihre Zahl nimmt fortwährend zu durch Auslaugung des durchgehends salzhaltigen Bodens und durch Abschließung des fließenden Wassers. Die Seen zerfallen in die ursprünglicher und in die neuerer Bildung. Die erstern haben ihren unerschöpflichen Reichthum des besten Kochsalzes größtentheils aus dem in tiefen, oft unergründlichen, kesselförmigen Becken, Thälern und Schluchten zurückgebliebenen Meerwasser durch Verdunstung des süßen Wassers erhalten. Besonders berühmt sind der Elton und der Baskuntschatskische See, von denen der erstere früher 10—13 Mill., in neuerer Zeit 4—5 Mill. Pud Salz oder ein Sechstel des ganzen Salzbedarfs des europ. Rußland lieferte. Der letztere ergab früher gegen 5 Mill. Pud, lag seit 1808 unbenutzt, ist aber seit 1861 wieder in Betrieb gesetzt worden. Die Salzseen jüngerer Bildung sind kleiner und liegen in der Nähe des Wolgadeltas und der

Küste des Kaspischen Meeres in seichten, buchtenförmigen Vertiefungen, die durch Erd- und Sandanhäufungen vom Meere abgedammt sind. Diese «untern Salzseen» lieferten 1861 der Salzdirection von A. $4\frac{1}{2}$ Mill. Pud Salz, und zwar außer dem Kochsalz auch Bittersalz, Glaubersalz u. s. w. Außerdem gewinnt man aus dem seit 1861 in Angriff genommenen Steinsalzlager in den Sandhügeln Tschaptschatschki das vorzüglichste und chemisch reinste Salz, das man bisjetzt gefunden hat. Dagegen gibt es wirkliche Solquellen, aus Salzlagern entstehende Salzquellen nirgends, ebenso wenig eigentliche Salzsümpfe, sondern nur Salzpfützen und Salzlachen, überhaupt keine Sümpfe, außer in dem nicht salzigen Röhricht der Limane.

Durch diesen ehemaligen Meeresboden der Steppe hat sich die bereits mehrarmig, also in Deltaform in das Gouvernement (unterhalb Zarizyn) eintretende Wolga ihren südöstl. Lauf erst bohren oder vielmehr hindurchwaschen müssen. Unterhalb der Stadt A. nimmt das Flußdelta eine Breite von 150 Werst oder 22 M. ein. Es erweitert sich keilförmig in das Meer und dehnt sich auch westwärts beständig weiter aus, während es nach O. durch Anschwemmung verseichtet und erhöht wird. Das ganze Wolga-Achtuba-Delta, von Zarizyn bis zum Meere, ist jüngeres, vom Flusse abgesetztes Land, ohne Salztheile, daher auch auf seinen zahlreichen Inseln mit üppigem Graswuchs und vielen starken Bäumen bestanden. In und an ihm liegen die Städte, Flecken und wichtigsten Ansiedelungen nebst den Stanitzen oder Dörfern der Wolgaischen oder Astrachanischen Kosacken, die auf dem ganzen westl. Ufer und dann an der Küstenstraße bis an die Kuma sich fortziehen. Nur die Russen haben feste Ansiedelungen; die übrige Steppenbevölkerung besteht hauptsächlich aus Nomaden. Die Wolga theilt das ganze Steppenland in die Uralische oder Kirgisensteppe im O. und die Kalmückensteppe im W. Die erstere, mit den größten und bedeutendsten Salzseen, wird von den Kirgisenulussen der Kleinen Horde benutzt, die unter der Jurisdiction des Generalgouverneurs von Orenburg stehen; dagegen war bisher alles Land westlich hinter den Wolgaansiedelungen nur zur Benutzung der verschiedenen Ulusse der buddhistischen Kalmücken bestimmt. Seit 1863 indessen ist die Besiedelung der Kalmückensteppe in Meiereien (Chutor) von je 15—20 Höfen durch Reichsbauern aus den innern Gouvernements wie aus dem Gebiete von A. angeordnet, und zwar erstrecken sich dieselben zunächst auf 15 bestimmte Punkte in dem Sommeraufenthalte der Kalmückenstämme, von der Stadt A. bis an die Grenze der Donischen Kosacken. Die Kirgisen und Kalmücken treiben Heerdenzucht und Viehhandel; daneben Fischerei, auch wol Matrosendienst und Arbeit an den Salzseen. Die Hauptnahrung der Nomaden besteht in Stuten-, Kuh- und Schafmilch, selten in Fleisch, und außerdem in wildwachsenden Körner- und Wurzelpflanzen. Ackerbau findet in dem Gouvernement A. nur in höchst beschränktem Maße statt. Von großer Bedeutung ist dagegen die Fischerei in der Wolga, deren fischreichster Theil dem Gouvernement angehört, und auf dem Kaspischen Meere, die großartigste der Erde nach der von Neufundland, verbunden mit Caviarbereitung und Thransiederei. Besonders hervorzuheben ist der astrachanische Hering (Clupea pontica et caspica), der vom Meere bis Zarizyn aufsteigt und früher nur zu Thran versotten wurde, seit 1855 aber eingesalzen wird. 1857 wurden 50 Mill. eingesalzen und etwa $76\frac{1}{2}$ Mill. zur Erzeugung des Thrans verwendet.

Die Hauptstadt A., eine Culturoase in der Steppe, auf der hügeligen Wolgainsel Seitza, 3 M. von der nächsten, 8 M. von der fernsten Mündung des hier 4350 F. breiten Stroms gelegen, besteht aus der Festung oder dem Kreml, der ihn umgebenden Weißen Stadt (Beloigorod) mit steinernen, und 16 Vorstädten oder Stoboden mit hölzernen Häusern, und hat unregelmäßige, bei hohem Wasser zum Theil überschwemmte Straßen. Vor den Thoren lagern Kalmücken und Kirgisen in ihren Kibitken. Die Stadt hat einen Umfang von 1 M. und ist Sitz des griech. Erzbischofs von A. und Jenotajewsk, eines armen.-gregorianischen Erzbischofs und einer lamaitischen geistlichen Vorsteherschaft, ferner eines Civil- und eines Militärgouverneurs, der Admiralität der kaspischen Flotte, des kaiserl. Fischcomptoirs, der Salzdirection, eines Domänenhofs, einer Medicinalverwaltung u. s. w. Sie hat eine 1646 gegründete Kathedrale mit fünf Kuppeln, 25 andere griech. Kirchen, 2 römisch-katholische, 4 armenische, 1 lutherische, 16 Moscheen, 1 lamaitische Pagode, und besitzt 1 Priesterseminar, 1 Gymnasium und andere Schulen sowie 1 botan. Garten. Die Bevölkerung, (1860) 44587 Seelen, ist sehr gemischt, doch ihrem Grundstock nach russisch. Die Armenier sind hier Krämer, die Tataren Viehzüchter und Händler. Die früher hier ansässigen Hindu haben ihren Handel aufgegeben, und auch die Perser verlassen allmählich die Stadt. Der Verschiedenartigkeit der Bevölkerung entsprechen die Contraste im äußern Ansehen der Stadt. A. ist der bedeutendste See- und Handelshafen am Kaspischen Meere und hat in neuerer Zeit, wo dieser See der

Hebel der russ. Macht in Transkaukasien, Persien und ganz Centralasien geworden, noch größere Wichtigkeit erlangt, als es früher bereits besaß. Auch der Verkehr auf der Wolga, der bedeutendsten Verkehrsader des östl. und südl. Rußland, der bisher durch die Seichtigkeit der Mündungsarme unterbunden war, hat seit der 1856 begonnenen Ausbaggerung und Vertiefung derselben gewonnen. Großartige Werkstätten für den Bau von Dampf- und andern Schiffen sind in Thätigkeit. Für den Betrieb der Rhederei bestehen zwei Gesellschaften, von denen die ältere 1857 85 Proc. Dividende zahlte. A. vermittelt fast den ganzen Handel mit Persien, und große Messen versammeln viele Tausende von Menschen. Die Haupteinfuhrartikel sind Weizen, Gerste, Wollzeuge, Spiritus, Eisen, Zinn, Droguen, Früchte, Goldfabrikate, rohe Seide, Baumwolle, Baumwollgarn und Baumwollfabrikate. Regelmäßige Dampfschiffverbindung findet mit den wichtigsten Punkten des Kaspischen Meeres bis nach Aschurade in Persien statt, und auf der Wolga geht die Dampfschiffahrt aufwärts bis Rybinsk. Außer dem Schiffahrts- und Handelsverkehr hat A. auch ansehnliche Industrie. Man fabrizirt Saffian, Baumwoll- und Seidenzeuge, betreibt Färbereien, Talgschmelzereien, Fischthransiedereien, Seifen-, Licht- und andere Fabriken. Von noch größerer Bedeutung ist der Fischfang, welcher von dem kaiserl. Fischcomptoir, das, wie die Werften und die kaspische Flotte, unter der Admiralität steht, verpachtet wird und Millionen von Rubeln abwirft. Schon 1815 belief sich die Zahl der Fischer in und um A. auf 7000, 1830 auf 17000, und ist noch fortwährend im Steigen. Die nächste Umgebung der Stadt ist mit Weinbergen und Gärten bedeckt. Der seit 1613 angepflanzte Weinstock liefert vorzügliche Trauben, die durch ganz Rußland versendet werden. Man baut auch gute Melonen, Wassermelonen, Rüben verschiedener Art, Pastinaken, Kohl, Kürbisse, Gurken, Erdrauch, Zwiebeln, Meerrettich, Erbsen, Bohnen und Kartoffeln. Eigentlicher Ackerbau kann bei dem Mangel an Regen nicht gedeihen, und auch das Rindvieh liefert aus Mangel an gutem Futter schlechtes Fleisch, während das Hammelfleisch vortrefflich ist und neben Hausgeflügel, Wildpret und Fischen das Hauptnahrungsmittel bildet.

Die Stadt A. war schon in der Mitte des 14. Jahrh. ein bedeutender Ort, lag aber damals $1\frac{1}{2}$ M. oberhalb und am westl. Wolgaufer. Die arab. Schriftsteller nannten es Torgi-Khan, die Italiener und andere Reisende Citracano, Citerchan und Ginterchan. 1395 wurde A. von Timur zerstört und infolge dessen an seiner jetzigen Stelle wieder aufgebaut. Josaphat Barbaro fand hier 1436 einen kleinen Flecken, dagegen Ambrosio Contarini 1475 schon ein wichtiges, auch von Russen besuchtes Emporium, ausgebreiteten Handel mit Reis, Seide, Seidenzeugen und andern Producten, die über das Kaspische Meer kamen. Seit 1480 war A. der Sitz eines eigenen tatarischen Khans, und 1554 wurde es von Iwan Wasiljewitsch II. erobert. Die Stadt hatte seitdem noch viel durch innere Unruhen und Angriffe der Tataren sowie durch Seuchen und Feuersbrünste zu leiden. 1569 streiften die Osmanen Selim's II. mit den krimischen Tataren bis vor A., mußten sich indeß mit Verlust zurückziehen. Sodann wurde es 1670 von den Donischen Kosacken unter Stenka Radzin erobert. 1705 dämpfte hier Feldmarschall Tscheremetjew einen Aufstand der Strelitzen. Peter d. Gr. nahm A. zur Basis seiner Kriegsoperationen gegen Persien. Es erhielt hiermit eine polit. Bedeutung, welche mit der Größe und dem Reichthume der Stadt zunahm, namentlich seitdem unter Alexander I. die russ. Herrschaft auf dem Kaspischen Meere eine festere Begründung erhielt. Auch unter Nikolaus und Alexander II. ist zur Hebung der Schiffahrt und des materiellen Wohls der Stadt viel geschehen.

Astrachan, auch Baranjen und Baranken, nennt man die zu dem edlern Pelzwerk gerechneten fein- und krauswolligen Lämmerfelle von weißer, grauer oder schwarzer Farbe, welche aus dem südl. Rußland, aus der Tatarei und Persien, wol auch aus Polen, kommen.

Astragalus, artenreiche, von Plinius benannte Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler und der 17. Klasse des Linné'schen Systems, welche sich von der ihr zunächststehenden Gattung Oxytropis durch das stumpfe Schiffchen unterscheidet und sich sonst durch die kurze, meist geschnäbelte Hülse, welche stets wegen der nach innen gebogenen, die Samen tragenden Bauchnaht fast zweifächerig ist, auszeichnet. Die Arten dieser Gattung sind theils Kräuter, theils Halbsträucher und Sträucher, haben unpaarig gefiederte Blätter und gestielte, meist achselständige Trauben, Aehren oder Köpfchen, einen röhrigen oder glockenförmigen, fünftheiligen, zweilippigen Kelch und zweibrüdrige Staubgefäße. Sie sind zwar über die ganze nördl. Halbkugel verbreitet, doch vorzugsweise in Asien, namentlich im Orient zu Hause. Schon in Südrußland wachsen sehr viele Arten, besonders in den dortigen Grassteppen. Man hat diese große Gattung in viele Gruppen eingetheilt. Davon ist die interessanteste Tragacantha, weil diese aus lauter Halbsträuchern und Sträuchern besteht, deren Blattstiele nach dem Abfall

der Blättchen stehen bleiben, verhärten und eine stechende Spitze bekommen. Die dazu gehörigen Arten wachsen alle in den Umgebungen des Mittelländischen Meeres und im Orient. Drei, A. creticus Lamk., auf Kreta und in Spanien, A. gummifer Oliv. im Orient und A. verus Labill. vom Libanon schwitzen das berühmte Traganthgummi aus. (S. Traganth.) Unter den krautigen Arten verdienen der in fast ganz Europa, namentlich auch in Deutschland unter Gebüsch und in Laubwäldern auf humosem Boden wachsende süßblätterige Traganth, A. glycyphyllos L., auch deutsches Süßholz genannt, und der in Südspanien heimische A. baeticus L., Kaffeetraganth, Stragelkaffee, eine besondere Erwähnung. Erstgenannte Art ist eine perennirende Pflanze mit oft sehr langen, kriechenden und kletternden saftvollen Stengeln und gelblichgrünen oder schmuzig violettgrünen Blüten. Stengel und Blätter enthalten ziemlich viel Zucker, weshalb sie süß, dem Süßholz ähnlich, schmecken. Kraut und Samen sind unter dem Namen Herba und Semen Glycyrrhizae sylvestris officinell. Der Kaffeetraganth, eine einjährige Pflanze mit niederliegenden, weichhaarigen Stengeln, gelblichen Blüten und dreikantig-prismatischen Hülsen wird in Küchengärten hin und wieder cultivirt, weil ihre Samen geröstet als Surrogat für den Kaffee benutzt werden können. Diese Pflanze erlangte Berühmtheit während der Napoleonischen Continentalsperre, wo man sie in Europa, auch in Deutschland viel cultivirte. Verschiedene asiat., südeurop. und nordamerik. perennirende Arten werden auch als Zierpflanzen gezogen, z. B. A. Onobrychis, mit langen Trauben violetter Blumen, A. galegiformis, mit langen Trauben großer, hängender, gelber Blumen, A. Narbonnensis, mit kopfigen Aehren großer, gelber Blumen u. a. m. Sie gedeihen meist in freiem Lande ohne besondere Pflege, und werden durch Samen vermehrt.

Astralgeister. Astral oder astralisch, vom griech. astron, Gestirn, bezeichnet alles, was auf die Sterne Bezug hat. Die in dem Stern- und Feuerdienst der altorient. Religionen begründete Lehre, daß jeder Stern oder Himmelskörper von einem ihn durchdringenden Geiste beseelt sei, ging auch in die religiös-physik. Anschauungen der Griechen, der Juden, ja selbst der christl. Welt über, und führte unter den verschiedenartigsten Einflüssen zu den verwickeltsten, abenteuerlichsten Ausbildungen. Die Geisterlehre oder Dämonologie des christl. Mittelalters sah in den Astralgeistern bald gefallene Engel, bald Seelen von Abgeschiedenen, bald aus Feuer entstandene Geister, die zwischen Himmel, Erde und Hölle schweben und keinem dieser drei Reiche angehören. Je nach den Vorstellungen ward auch diesen Geistern verschiedene Einwirkung und Verkehr mit den Menschen beigelegt. Als im 15. Jahrh. das Geister- und Hexenwesen seine Höhe erreichte, systematisirten die sog. Dämonologen die Ausgeburten eines verworrenen und zerrütteten Zeitgeistes, und unter den bösen und dämonischen Geistern nehmen nun die A. die erste Stelle ein. Paracelsus und andere legten einem jeden Menschen einen Astralgeist bei, d. h. ein siderisches Element, an dem die eigentliche Seele, der Geist, hafte, und das noch einige Zeit fortlebe, nachdem der Mensch selbst schon gestorben.

Astrallampen pflegt man die nach Argand's Erfindung mit hohlem Dochte und dabei mit einem ring- oder kranzförmigen Oelbehälter versehenen Lampen zu nennen. Der Name sollte ursprünglich das besonders helle Licht dieser Art Lampen andeuten, hat aber längst aufgehört bezeichnend zu sein, da es jetzt andere Lampen von viel kräftigerer Lichtentwickelung gibt.

Astrallicht, Astralschein heißt der bloße Lichtschimmer, welchen man zwischen den Sternen der Milchstraße und, wenn auch weit schwächer, über den ganzen übrigen Himmel, sogar in den dunkelsten, aber sternhellen Nächten wahrnimmt. In der Nähe des Südpols findet man übrigens zwei durch das Sternbild der Kleinen Wasserschlange getrennte Stellen, eine größere und eine kleinere, an denen das A. ganz zu mangeln scheint. Sie heißen die Magellanswolken oder die Kohlensäcke. Seinen Grund hat das A. jedenfalls in dem Schimmer unzähliger Fixsterne, die aber zu weit entfernt sind, als daß man sie einzeln wahrnehmen könnte.

Astrantia, Sterndolde, von Linné benannte Gattung perennirender Kräuter Europas und Asiens aus der 5. Klasse, 2. Ordnung, seines Systems und aus der Familie der Doldengewächse, welche sich durch die großen, sternförmigen, vielblätterigen Hüllchen der vielblütigen Doldchen, durch die der Quere nach faltig gekräuselten Rippen der Früchte und dadurch auszeichnet, daß die Doldchen nicht in Dolden, sondern in Trugdolden gestellt sind. Alle Arten haben einen schwärzlichen Wurzelstock, langgestielte, handförmig gelappte Wurzelblätter, sitzende, zertheilte Stengelblätter und weiße oder röthliche Blüten. Sie wachsen an Bächen, auf schattigen Grasplätzen und steinigen Triften in Gebirgsgegenden und auf hohen Gebirgen. Die in Deutschland häufigste Art ist A. major, die Große Sterndolde, auch Thalstern und Schwarze Meisterwurz genannt. Man findet dieselbe auch bisweilen als Zierpflanze in

Gärten. Ihr senkrechter, walziger, dichtgeringelter, rings herum mit dünnen, schwarzen Fasern besetzter Wurzelstock ist unter dem Namen Radix Imperatoriae nigrae officinell. Sie enthält Milchsaft, Stärkemehl und zuweilen mikroskopische Krystalldrüsen.

Astrapaea, von Lindley aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Büttneriaceen und der 16. Klasse des Linné'schen Systems, ist bisjetzt nur durch wenige Arten repräsentirt, welche in Ostindien, auf Madagaskar und der Insel Bourbon wachsen. Es sind Bäume mit einfachen Blättern und schönen, prachtvoll gefärbten Blumen, welche in von einer Blatthülle umgebenen Dolden stehen und eine fünfblätterige Blumenkrone, 20 fruchtbare und 5 unfruchtbare, in eine lange Röhre verwachsene Staubgefäße, einen fünffächerigen Fruchtknoten und einen mit fünf Narben versehenen Griffel besitzen. Die bekannteste Art ist A. Wallichii aus Ostindien, mit breiten, herzförmigen, gezähnten Blättern, großen Nebenblättern und glänzendscharlachrothen Blumen, eine der größten Zierden der Warmhäuser, welche sich durch Ableger leicht vermehren läßt.

Asträus (griech. Astraios), in der griech. Sage der Sohn des Titanen Krios und der Eurybia, zeugte mit Aurora die Winde Zephyros, Boreas, Notos sowie den Hesperos und die übrigen Sterne, daher bei Ovid die Winde Fratres Astraei genannt werden. Nach Spätern soll A. den Zeus mit bekriegt haben und dafür in den Tartarus verstoßen worden sein.

Astrognosie (griech., d. i. Sternkenntniß) nennt man die Vertrautheit mit den Configurationen, welche die Fixsterne am Firmament bilden, sowie mit den Namen und Bezeichnungen der Sterne und Sternbilder. Dem praktischen Astronomen ist die A. unentbehrlich, aber auch für jeden lohnt es, sich diese Kenntniß, wenn auch nur einigermaßen, anzueignen, da sie in den Stand setzt, unter allen Umständen, so oft der Sternenhimmel sich unverhüllt zeigt, sowol die Zeit als auch die Richtung (Himmelsgegend) zu bestimmen. Daher findet man astrognostische Kenntnisse unter irgendeiner Form bei fast allen, selbst den noch rohen Völkerschaften, und in allen Mythen alter und neuer, gebildeter und ungebildeter Nationen spielt der Sternenhimmel mit seinen Constellationen eine wichtige Rolle. Auch bei unsern Hirten und Feldarbeitern, die häufig nachts im Freien zubringen, wird man die A. nicht vermissen; die Sternbilder und hellern Einzelsterne sind ihnen nicht selten geläufiger als den Städtebewohnern. Da man übrigens nur am Aequator das ganze Firmament, an allen übrigen Punkten der Erde nur einen größern oder geringern Theil desselben zu Gesicht bekommt, so hat jede Zone ihre eigene A. Hülfsmittel zum Studium derselben sind Himmelsgloben und Sternkarten, namentlich wenn sie die Sterne weiß auf schwarzem Grunde darstellen. Da nun aber nicht alle an einem Orte überhaupt sichtbaren Sterne auch gleichzeitig sichtbar sind, und jede Jahreszeit wie jede Nachtstunde andere Sterne zeigt, so ist es von Wichtigkeit, zu wissen, welche Gegenden des Himmels zu einer gegebenen Zeit sichtbar sein werden, was man am besten durch einen orientirten Globus erfährt. Dieses Orientiren geschieht auf folgende Weise: 1) Man dreht den Globus sammt seinem Gestelle so, daß der Meridian (der messingene Kreis, welcher durch die beiden Pole geht) in der Richtung von Süd nach Nord zu liegen kommt, wozu man sich entweder einer Magnetnadel bedient, oder auch, da hier keine große Genauigkeit gefordert wird, nach der wenigstens ungefähr bekannten Lage des Nord- und Südpunktes richtet. 2) Man stellt den Globus auf die Polhöhe seines Orts, d. h. man dreht die Kugel in ihrem Gestelle mit dem Pole auf- oder abwärts, bis der sichtbare Pol, also in Europa der Nordpol, ebenso hoch über dem Horizonte, dem horizontalen Ringe des Gestells, steht, als die geogr. Breite des Orts beträgt, z. B. für Leipzig auf 51° 20′. 3) Man bringt den Ort der Sonne in der Ekliptik, wo sie sich an dem Tage, für welchen der Globus orientirt wird, gerade befindet, unter den Meridian und stellt den Zeiger der Stundenscheibe auf 12 Uhr. Diesen Ort der Sonne findet man für jeden Monatstag auf dem Horizonte des Gestells bemerkt, so z. B. für den 17. Dec. den 25. Grad des Schützen, die Länge der Sonne gleich 8 Zeichen 25 Grad. Man sucht daher auf dem Globus in der Linie der Ekliptik das Zeichen des Schützen und in diesem Zeichen den 25. Grad, und bringt diesen Punkt der Ekliptik unter den messingenen Meridian, während man den Zeiger der Stundenscheibe auf 12 Uhr stellt. Auf diese Weise ist der Globus orientirt, d. h. er stellt die Lage des Himmels und aller seiner Sternbilder so dar, wie er an diesem Tage zu Mittage in dem Beobachtungsorte in der That erscheint oder erscheinen würde, wenn man um Mittag die Gestirne sehen könnte. Will man daher auf dem Globus die Lage des Himmels für irgendeine nächtliche Stunde dieses Tages haben, z. B. für 10 Uhr Abends, so dreht man die Kugel um ihre Achse so lange von Ost gegen West, bis der Zeiger der Stundenscheibe, der erst auf 12 Uhr stand, 10 Stunden durchlaufen hat und mithin auf 10 Uhr

steht. In dieser Lage wird der Globus als ein getreues Bild des Himmels anzusehen sein. Freilich muß man sich bei dem Gebrauch einer künstlichen Himmelskugel immer erst daran gewöhnen, sich in den Mittelpunkt der Kugel zu versetzen, um das auf der Oberfläche derselben Dargestellte demgemäß am Himmel aufzusuchen. Wollte man sich nicht im Mittelpunkte denken, so würde man großen Irrthümern ausgesetzt sein, weil der Natur der Sache nach am Himmel dasjenige rechts erscheint, was auf der Oberfläche des Globus, von außen gesehen, links zu sehen ist, und umgekehrt. Viele ziehen der Himmelskugel die Sternkarten vor, mittels deren es, wenn man nur erst einige Fixsterne kennt, leicht ist, sich am Himmel zu orientiren und eine Kenntniß der Sternbilder und wichtigsten Sterne zu erlangen. Bode's kleinere Karten sind zu diesem Zwecke sehr zu empfehlen. Eine für den Unterricht in der A. sehr zweckmäßige Methode ist die der Alignements, bei welcher die Sterne in Gedanken durch gerade Linien verbunden und durch diese ihre Verlängerungen die Oerter anderer Sterne bestimmt werden. Beschränkt man sich blos auf die größern Sterne, so kann man in wenigen Stunden einer hellen Nacht den ganzen sichtbaren Theil des Himmels kennen lernen. Außerdem suche man sich vor allem die Sternbilder des Thierkreises einzuprägen, weil dieselben in der Astronomie und phys. Geographie fortwährend Anwendung finden. Vgl. Bode, «Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels» (11. Aufl. von Bremiker, Berl. 1858).

Astrograph (griech.), ein Fernrohr, welches mit einer Vorrichtung zum mechan. Zeichnen von Sternkarten versehen ist. Das Rohr wird durch ein Uhrwerk so bewegt, daß es der täglichen Bewegung der Fixsterne folgt und es bleiben also die im Felde des Fernrohrs stehenden Sterne fast an ihrer Stelle in demselben. Im Brennpunkte findet sich ein rother künstlicher Stern, der durch eine Schraube außen am Ocular so bewegt werden kann, daß er nacheinander alle im Felde erscheinenden natürlichen Sterne bedeckt. Mit der Schraube bewegt sich ein Zeichenstift, der mittels eines leisen Fingerdrucks auf einer festen Papiertafel den Ort des Sterns markirt. Da ferner der Glanz des künstlichen Sterns nach Belieben vergrößert und verringert werden kann, so ist man im Stande, auch die verschiedenen Glanzklassen der Sterne mechanisch auf der Tafel zu markiren. Man führt beispielsweise den auf die 9. Klasse regulirten künstlichen Stern auf alle ihm an Helligkeit gleichen Fixsterne, setzt dann einen andern Stift ein, bringt den rothen Stern auf die 8. Klasse und operirt so weiter, bis das ganze Feld abgezeichnet ist. Die Zusammensetzung dieser Blättchen zu einer größern Sternkarte bietet, wie man leicht sieht, keine weitere Schwierigkeit. Die Erfindung rührt von Steinheil her. Indeß ist von dieser Astrographie bisjetzt wenig Anwendung gemacht worden, hauptsächlich weil der Maßstab, da er nur von der Brennweite des Objectivs abhängig ist, stets ein sehr kleiner bleiben muß.

Astrolabium, Planisphärium, Analemma oder Winkelmesser ist ein Instrument, um Winkel nach Graden, Minuten und zuweilen auch nach Secunden zu messen. Früher bestand das A., auch astron. Ring genannt, aus einem in einzelne Grade eingetheilten Ringe, der, an einem kleinen Ringe aufgehängt, eine verticale Lage einnahm und mittels eines sich um den Mittelpunkt drehenden Lineals (Alhidade) mit Absehen zum Höhenmessen gebraucht wurde. Jetzt besteht das A. gemeiniglich aus einer horizontalen Metallscheibe, die einen Halbkreis bildet und auf ihrem äußersten Umfange jene Eintheilung hat. Durch eine besondere Vorrichtung (Nonius oder Vernier, früher durch Transversalen) kann die genaueste Schärfe in dem Abnehmen der Winkel erreicht werden. Auf jener Scheibe sind zwei Absehlineale (Diopterlineale), gewöhnlich mit zwischenliegenden Fernröhren, angebracht. Eins derselben steht in der Richtung des den Halbkreis begrenzenden Durchmessers fest; das andere bewegt sich um den Mittelpunkt des Instruments. Indem man von dem Scheitelpunkte eines Winkels aus nach zwei in den Richtungen seiner Schenkel befindlichen festen Punkten visirt, wird auf der Scheibe des Instruments ein Bogen abgeschnitten, welcher das Maß des Winkels ist. In der neuern Astronomie bedient man sich dieses Werkzeugs nicht mehr, da man jetzt die viel bessern Theodoliten (s. d.) hat; wol aber in der angewandten Geometrie. Die Erfindung, das A. bei der Schifffahrt anzuwenden, machten die Aerzte Roderich und Joseph sowie gleichzeitig Martin Behaim aus Nürnberg, als Johann II., König von Portugal, die Angabe eines sichern Mittels wünschte, wodurch man der Gefahr entginge, sich auf der See zu verirren. Diese Männer lehrten, wie man durch das A. auch ohne Magnetnadel auf der See wissen könne, in welcher Gegend man sei. Auch in der Marine ist das A. durch den viel genauern Sextanten längst verdrängt.

Astrologie oder Sterndeutekunst heißt die trügerische Kunst, aus der Stellung der Gestirne künftige Dinge, besonders das Schicksal der Menschen vorherzusagen. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglaubens und kommt schon in den Büchern Mosis vor. Für die

ersten Erfinder und Ausbilder dieser sog. Wissenschaft hält man allgemein die Aegypter. Am Anfange der christl. Zeitrechnung verbreitete sich dieselbe auch nach dem Abendlande, besonders nach Rom. Bei den Römern spielten die Astrologen, von ihnen Chaldäer oder auch Mathematiker genannt, eine wichtige Rolle und behaupteten sich sehr lange, obschon sie öfters durch Senatsbeschlüsse und kaiserl. Verordnungen bei Todesstrafe aus der Stadt und dem Reiche verwiesen und namentlich von den Kaisern Tiberius, Vitellius und Diocletian mit Erbitterung verfolgt wurden. Der bekannte röm. Dichter Manilius, Verfasser eines noch vorhandenen astron. Lehrgedichts, war der A. ergeben, und selbst der treffliche Ptolemäus scheint, wie die ihm zugeschriebenen Schriften «Tetrabiblos» und «Centiloquium» bezeugen, von der allgemeinen Ansteckung nicht freigeblieben zu sein. Vom 7. bis zum 13. Jahrh. betrieben die Araber die A. mit großem Eifer. Unter ihnen zeichneten sich besonders Messalah, Albumasar, Ali ben-Rodoan, Alia ben-Ragel, Almansor, Zahel-Bebis u. a. aus. In den folgenden Jahrhunderten waren selbst die größten Gelehrten der A. ergeben, wie der um die Wiederherstellung der Astronomie so verdiente Regiomontanus, Stöffler, welcher eine Ausgabe der Schriften der vorzüglichsten griech., röm. und arab. Astrologen besorgte, und der berühmte Mathematiker Hieron. Cardanus. Im 16. Jahrh. zeichnete sich Junctinus, im 17. Argold als Astrolog aus. Selbst Tycho de Brahe und der große, sonst so scharfsinnige Kepler, dem die Astronomie so außerordentlich viel verdankt, konnten sich von der A. nicht ganz losreißen. Der letztere sah zwar die Schwächen dieser Afterwissenschaft recht wohl ein, wollte jedoch einen gewissen Zusammenhang zwischen den Stellungen oder den sog. Constellationen der Planeten und den Eigenschaften der unter solchen geborenen Menschen nicht geradezu leugnen. Das Kopernicanische System versetzte der A. den Todesstoß. Zwar fehlte es nicht an Versuchen, sie zu halten, namentlich gab sich Bapt. Morin (geb. 1583, gest. 1656), dessen «Astrologia Gallica» die Frucht einer 30jährigen Arbeit war, damit große Mühe; aber mit ihm ging die A. im Abendlande zu Grabe. Ihre Nichtigkeit ist jetzt unter den christl. Völkern allgemein anerkannt. Zwar hat sie noch im 19. Jahrh. in dem Schriftsteller J. M. Pfaff einen Anhänger gefunden, aber die Schriften desselben: «Astrologie» (Bamb. 1816) und «Der Stein der drei Weisen» (Bamb. 1821), sind völlig spurlos vorübergegangen. Dagegen ist der Orient dem Glauben an die A. bis auf den heutigen Tag treu geblieben. In den astrol. Regeln, nach welchen das Schicksal der Menschen vorhergesagt wurde, spielten die sog. «Häuser» eine wichtige Rolle. Man theilte nämlich den Aequator in zwölf gleiche Theile, und zog durch die Theilungspunkte und diejenigen beiden Punkte, in denen der Meridian den Horizont schneidet, Kreise, welche die Oberfläche des Himmels in 12 Theile theilten, die man die himmlischen Häuser nannte. Das erste Haus, das im Osten zunächst unter dem Horizonte lag, hieß das Haus des Lebens oder das Horoskop (s. d.), auch der östl. Winkel; das zweite war das Haus des Glücks oder des Reichthums; das dritte das Haus der Brüder; das vierte das Haus der Verwandtschaft oder der Himmelsgrund; das fünfte das Haus der Kinder; das sechste das Haus der Gesundheit; das siebente das Haus der Ehe oder der westl. Winkel; das achte das Haus des Todes oder die obere Pforte; das neunte das Haus der Religion; das zehnte das Haus der Würden und Kronen; das elfte das Haus der Freunde und Wohlthäter; endlich das zwölfte das Haus der Feinde oder der Gefangenschaft. Die Lage der 12 Häuser gegen den Horizont eines gegebenen Ortes der Erde für eine bestimmte Zeit, z. B. für den Augenblick der Geburt eines Menschen, nannte man Thema (Nativität). Die A. ist nicht nur für die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes von erheblichem Interesse, sondern hat auch in der ältesten Zeit die Auffindung der ersten eigentlichen Kenntnisse der Astronomie und die Erhaltung der astron. Schriften der Alten mit veranlaßt. Vgl. Maury, «La Magie et Astrologie dans l'Antiquité et au Moyen-Age» (Lond. 1860).

Astronomie, Sternkunde, Himmelskunde. Wie bei den meisten Wissenschaften, läßt sich auch bei der A. der Zeitpunkt nicht angeben, wo sie zuerst als Wissenschaft auftrat. Eine rohe Anschauung des Himmels und seiner Lichter ist gewiß so alt als das Menschengeschlecht selbst, aber zwischen diesem ersten Blick gen Himmel und einer wahren und wohlbegründeten Himmelskunde liegt ein ungeheuerer Weg. Jahrtausende, und in diesen das vereinigte Wirken und Forschen der größten Geister, die auf Erden auftraten, waren erforderlich, um ihn zurückzulegen. Lange Zeit mußte die A., diese Tochter des Himmels, es sich gefallen lassen, mit ihrer Bastardschwester, der Astrologie, verwechselt, ja für identisch geachtet zu werden, und erst in den letzten Jahrhunderten hat sie sich dieser Genossenschaft entledigt, der sie freilich auch einiges zu verdanken gehabt. Hätte die große Menge nicht beharrlich an der Hoffnung festgehalten, in

den Sternen ihr Schicksal zu lesen, so würde man gar nicht nach den Sternen gefragt haben. Hätten die Männer, die nach Wiedererweckung der Wissenschaften als Hofastronomen wirkten, dies nicht unter dem Schilde der Astrologie gethan, hätten sie sich geweigert, ihren Fürsten die Nativität zu stellen, so würde man sie als unnütze Menschen beseitigt haben.

Die Kenntniß der Weltkörper und insbesondere ihrer Bahnen und Bewegungen, ist der Gegenstand der Himmelskunde, die nach ihrem gegenwärtigen Bestande eine der umfangreichsten Wissenschaften ist und sowol deshalb als auch aus innern logischen Gründen in mehrere Theile zerfällt. Am gewöhnlichsten werden die folgenden Theile unterschieden: 1) Die sphärische A., in welcher es hauptsächlich auf die Richtungen ankommt, nach denen wir die Sterne an der supponirten Himmelskugel erblicken. Die Kreise und Punkte, welche zur Normirung dieser Richtungen dienen, die von diesen Punkten aus und an diesen Kreisen bestimmten Lagen (scheinbaren Oerter) der Gestirne, die Veränderungen, welche sie durch Präcession, Nutation, Aberration und Parallaxe sowie durch die durch unsere Atmosphäre bewirkte Refraction erfahren u. s. w., gehören in ihren Bereich. 2) Die theorische A., welche lehrt, wie man von den blos scheinbaren Verhältnissen aus zu den wahren überzugehen hat. An die Stelle der Himmelskugel setzt sie den Weltenraum, beachtet außer den Richtungen auch die Entfernungen der Weltkörper, insbesondere von Sonne und Erde, entwickelt die Gesetze, nach denen die Bahnen beschrieben werden, und lehrt, aus den beobachteten Oertern die Bahnen und umgekehrt aus diesen die Oerter zu berechnen, resp. vorauszubestimmen. Diese astron. Prognose (Vorausbestimmung der Erscheinungen) ist eine der wichtigsten Aufgaben der theorischen A. 3) Die physische A. Sie umfaßt das Problem in seiner ganzen Allgemeinheit, sie forscht nach den Kräften, welche die Bewegungen regeln, und untersucht ihre Wirkungen nicht blos in Beziehung auf die sog. Haupt- oder Centralkörper, sondern in Beziehung auf alle andern, die hier in Betracht kommen können. Dabei muß sie allerdings Hauptwirkungen und Nebenwirkungen (etwas unpassend Störungen genannt) unterscheiden, da es ihr bisjetzt noch nicht gelungen ist, das berühmte Problem der drei Körper in seiner vollen Allgemeinheit zu lösen. Man kann die genannten drei Theile der A. so unterscheiden, daß man sagt: der erstere habe es mit der Erscheinung, der zweite mit der Sache, der dritte endlich mit der Ursache zu thun. Alle drei aber sind theoretische, denen gegenüber die praktische A. als eigentliche Beobachtungskunst steht. Sie begreift die Kenntniß und richtige Behandlung der Instrumente, die verschiedenen Beobachtungsmethoden, ihre zweckmäßige Auswahl und Anordnung, die anzubringenden Correctionen u. s. w. Einer der wichtigsten Theile dieser praktischen A. ist die Zeitbestimmung, ohne welche keine Beobachtung, sei sie im übrigen auch noch so genau, einen Werth beanspruchen kann. In Beziehung auf die speciellen Zwecke, die der Astronom im Auge haben kann, unterscheidet man noch die nautische A. als die dem Seefahrer unentbehrliche zur Bestimmung der Länge und Breite des Orts, wo er sich befindet; die dieser verwandte geographische A., für welche eigene Längenbureaux errichtet und besondere Instrumente erfunden worden sind; die astron. Chronologie, u. s. w. Daguerre's denkwürdige Erfindung hat auch einem neuen Zweige der praktischen Himmelskunde, der photographischen A., die Entstehung gegeben; namentlich hat Warren de la Rue darin schon Bedeutendes geleistet. Indeß wird sich eine strenge und scharfbegrenzende Sonderung dieser Theile wol niemals durchführen lassen, sowie auch der gesammten A. nicht wenige Aufgaben mit der Mathematik, allgemeinen Erdbeschreibung und Physik gemeinsam sind und in Zukunft voraussichtlich in noch höherm Grade sein werden.

Die älteste Geschichte der A. ist in Dunkel gehüllt. Ihre frühesten Spuren finden sich in China. Hier soll um 2900 v. Chr. Fohi zuerst «die Sterne untersucht», um 2650 Hoang-ti einen dem Meton'schen ähnlichen Cyklus eingerichtet haben. Die ältesten uns erhaltenen Beobachtungen datiren angeblich 2500 v. Chr. Die große, gleichzeitige Conjunction des Jupiter, Saturn, Mars und Mercur mit dem Monde ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht 2460 v. Chr. beobachtet, sondern weit später durch Rückwärtsrechnung gefunden worden. Eins scheint sicher, daß unter dem hochgepriesenen Jao, dessen Regierung 2317 v. Chr. begann, die A. in China bereits cultivirt wurde. Sie war schon damals wichtige Staatsangelegenheit (freilich wol nur in astrol. Sinne) und wurde von einem eigenen Regierungscollegium besorgt. Bis auf die neuesten Zeiten hat dieses «astron. Tribunal» sich erhalten. 2296 v. Chr. soll in China ein großer Komet erschienen sein; es ist das Geburtsjahr Ta-yu's, später ersten Kaisers der Dynastie Hia. Unter Kaiser Schün, Jao's Nachfolger, sollen viele neuerschienene Sterne, einer so stark wie der Mond, geglänzt haben. Die Sonnenfinsterniß, deren

verfehlte Vorhersagung den Astronomen Hi und Ho das Leben kostete, ist rückwärts berechnet worden; sie fand statt 2128 v. Chr. am 13. Oct. und war ringförmig in der Nähe der Stadt Tay-kang-kien in 34° nördl. Br. und 141° östl. Länge. 1830 v. Chr. erblickte man in China einen großen Kometen; 1768 v. Chr., unter Li-kuei, «fallen Sterne». Solche und ähnliche Beobachtungen aus ältester Zeit könnten noch einige angeführt werden, und wir würden deren wol noch mehrere besitzen, hätte nicht Schi-hoang-ti (um 230 v. Chr.) alle alte Bücher im ganzen Chinesischen Reiche verbrennen lassen. Sicher ist eine wichtige Beobachtung des Kaisers Tscheou-kong (1106—1098 v. Chr.), der am Schatten eines Gnomon im Sommer- und Wintersolstitium sowol die Polhöhe der Stadt Lo-yang (jetzt Ho-nan-fu) als auch die Schiefe der Ekliptik bestimmte, sowie die von Kong-fu-tse uns überlieferten 36 Finsternisse aus den J. 722—480 v. Chr. Ein hohes Alter hat unzweifelhaft die Himmelskunde auch in Indien. Man hat aus einer jedenfalls sehr alten Angabe der mittlern jährlichen Bewegung Jupiters und Saturns (ersterer jährlich 30° 20′ 42″; letzterer jährlich 12° 13′ 14″) auf das J. 3012 v. Chr. schließen wollen, wo diese Bewegung stattfand. Da aber die Periode, von der diese gegenseitigen Geschwindigkeiten abhängen, 930 J. beträgt, so könnte die Angabe auch auf 2082 oder 1152 v. Chr. sich beziehen. Die Indier hatten in früher Zeit genaue Sonnen-, Planeten- und Mondtafeln, und verstanden Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, freilich nach einer überaus weitläufigen Methode. Den Himmel theilten sie in frühester Zeit nicht nach den 12 Himmelszeichen, die sie erst später, wahrscheinlich durch die Griechen kennen lernten, sondern in 27 Mondshäuser, die eigene Namen führten, und in deren jedem der Mond durchschnittlich 24 St. (genauer $24^h\ 7'$) verweilte. Das Mondshaus Magha begann den Cyklus.

Die Chaldäer (Babylonier) erzählten Alexander dem Macedonier, daß sie schon seit 1900 J. Beobachtungen anstellten. Die Behauptung erhält einige Wahrscheinlichkeit dadurch, daß sie die Zahl der in dieser Zeit beobachteten Sonnen- und Mondfinsternisse so angaben, wie sie nach der jetzt ermittelten Theorie ungefähr, in Babylon sichtbar, stattfinden müssen. Indeß scheint doch alles auf eine möglichst genaue Bestimmung der Cyklen hinauszukommen. Von allem, was die Chaldäer geleistet haben mögen, sind zu uns nur gelangt zwei Mondfinsternißbeobachtungen, 720 und 719 v. Chr., und ein Name, Berosos, der etwa zu Solon's Zeit Griechenland besuchte. Die alten Aegypter, deren Priesterschaft, ganz ebenso wie die der Babylonier, ihr Wissen geheim hielt und darin ein Mittel zur Sicherung ihrer Herrschaft sah, galten eine geraume Zeit hindurch für die weisesten aller Menschen. Doch auch bei ihnen läuft alles, was einem Champollion, Lepsius und andern zu entziffern gelang, auf eine Kalenderwissenschaft, eine Bestimmung der Cyklen, hinaus, und auch in dieser beschränkten Beziehung trifft man auf die größten Widersprüche. Die Hundssternperiode (1460 J.) ist so ziemlich das Einzige, was ihnen mit einiger Sicherheit zugeschrieben werden kann. Auch das Sonnenjahr von 12 Monaten und 365 Tagen scheinen sie gekannt zu haben; üblich war im alten Aegypten, wie im ganzen Alterthum, nur das Mondjahr.

Erst bei den Griechen scheint die A. einen mehr wissenschaftlichen Charakter angenommen zu haben; doch gehen ihre frühesten Anfänge nicht über das Ende des 7. Jahrh. v. Chr. hinaus. Thales von Milet (geb. 639) soll zuerst eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt haben: seine Studien hatte er in Aegypten gemacht. Sein Schüler Anaximander nahm zuerst die Schiefe der Ekliptik wahr und versuchte eine Bestimmung derselben. Dem Anaximenes sollen wir die ersten Karten sowie die Sonnenuhren verdanken (6. Jahrh. v. Chr.). Auch die Pythagorische Schule machte sich um die Himmelskunde verdient. Die Ideen des Empedokles über das Weltgebäude, die nicht unglücklichen Conjecturen eines Archytas und Philolaos, die erste Ahnung einer Bewegung der Erde bei Niketas, Herakleides u. a., die sinnreiche Kalendereinrichtung Meton's, Euktemon's und Kalippos' und anderes sind Beweise eines Strebens, wie wir es in jener Zeit sonst nirgends antreffen, wenn es gleich seine schönsten Blüten erst entfalten konnte, als Ptolemäus Lagi den Wissenschaften in Alexandria einen festen Mittelpunkt, ein gesichertes Asyl und reichliche Mittel gewährte. Nun erst wurden Fixsternörter consequent beobachtet, die großen Armillarsphären verfertigt und aufgerichtet, die Beobachtungen gesammelt, zusammengestellt und berechnet. Eratosthenes gab eine für jene Zeit sehr genaue Schiefe der Ekliptik. Hipparch, der größte Astronom des Alterthums (im 2. Jahrh. v. Chr.), ermittelte zuerst die wahren Grundlagen der A., gab uns Sonnentafeln, deren Einrichtung noch heute zum Muster dient, erkannte und bestimmte die Ungleichheiten des Mondlaufs, bestimmte gegen 1000 Fixsternörter nach Länge und Breite u. s. w. Um 60 v. Chr. blühte Poseidonios, dem wir eine Bestimmung der Größe der Erde, Höhe des Luftmeeres, Entfernung des Mondes

und der Sonne verdanken, die das Beste sind, was uns das Alterthum in dieser Beziehung überliefert hat. Fast drei Jahrh. nach Hipparch trat Ptolemäus auf, der ein sinnreiches System, allerdings auf falscher Grundlage, erbaute, und dessen größtes Verdienst darin besteht, in seinem trefflichen «Almagest» uns fast alles überliefert zu haben, was uns überhaupt geblieben ist von Beobachtungen der Alten.

Wenig ist von den Römern zu sagen, die überhaupt von allen Wissenschaften fast nur die des Kriegs cultivirten. Die Zeitrechnung der Römer war bis auf Julius Cäsar in der größten Verwirrung, und auch später können sie nur als Schüler der Griechen einige Bedeutung beanspruchen. Sulpicius Gallus gewann die Schlacht bei Pydna hauptsächlich dadurch, daß er dem Römerheere Tags vorher die Mondfinsterniß voraussagte. Die Römer waren so auf die Erscheinung vorbereitet, während dieselbe das Heer der Macedonier mit Schrecken und Furcht erfüllte. Die wichtige Kalenderverbesserung Julius Cäsar's ist ein Werk des dazu berufenen Alexandriners Sosigenes. Aber gerade diese Verbesserung zeigt, wie wenig eine Kenntniß der Sache in Rom Wurzel gefaßt hatte, denn Cäsar's Schalttagseinrichtung wandte man anfangs ganz falsch an, und erst gegen Ende von Augustus' Regierung merkte man den Fehler. Als die Antonine vom Schauplatz abgetreten waren, begann der Verfall der Wissenschaften, anfangs langsam, dann immer rascher und unaufhaltsamer. Die Regulirung des Osterfestes auf dem Concil zu Nicäa (325) und die christl. Aera des Dionysius Exiguus sind nur Beweise des Ungeschicks, mit dem man solche Aufgaben behandelte. Die Erdkugel ward wieder zur Fläche (um 700), die Lehre von den Antipoden kirchlich verpönt (770 unter Papst Zacharias). Eine Zeit, in der die Erbärmlichkeiten eines Isidorus Hispalensis Beifall finden konnten, ist wol genugsam gekennzeichnet. Dieser erklärte z. B. den Stillstand und Rückgang der Planeten um die Zeit der Opposition folgendermaßen: In der tiefen Nacht, in der sie sich alsdann befänden, verlören sie den richtigen Weg, würden irre und kehrten langsam um, um ihn wieder zu suchen, was ihnen denn auch früher oder später gelänge.

Mohammed und die Araber seiner Zeit kannten die Wissenschaften noch nicht. Erst bei den Nachfolgern des Propheten fanden, seit dem 8. Jahrh., die Naturwissenschaften und speciell die A. eine Zufluchtsstätte. In Bagdad, am Hofe des Khalifen Almansor, ging das neue Licht auf, das zur Zeit seines schönsten Glanzes im Stande war, einige matte Strahlen in die tiefe Nacht des christl. Europa hinüberzusenden. Seine Nachfolger, Harun-al-Raschid, Almamun und die lange Reihe der Khalifen bis ins 14. Jahrh. hinein, haben die Wissenschaften eifrig gepflegt und wissenschaftliche Männer an ihren Hof gezogen, ohne Unterschied der Abstammung und des Glaubens. Viele Werke der Alten, deren Originale für uns auf immer verloren sind, haben sie uns in arab. Uebersetzungen gerettet. Das 9. und 10. Jahrh. zeigt uns die arabische A. in ihrer Blüte. Al-Batani (Albategnius), der Hipparch Arabiens, machte höchst wichtige Entdeckungen: so z. B. die Bestimmung der Präcession und der Excentricität der Erdbahn; die Länge der Erdjahrs ($365^{t}\ 5^{h}\ 46'\ 24''$) nur 2 Min. zu wenig (Hipparch hatte noch 7 Min. Fehler); das Vorrücken des Erdperiheliums. Aber auch Thebit, Alfraganus, Arzachel, Ibn-Junis, Avicenna und viele andere verdienen rühmlicher Erwähnung. Meist arbeiteten sie nicht isolirt, sondern in ganzen Collegien. So ist z. B. die Bestimmung des Aequinoctialpunktes 988 unter dem Khalifen Sharf-ed-Daulah in amtlicher Verhandlung von 10 Astronomen unterzeichnet. Die erste wirkliche Gradmessung führten Chalid ben-Abdulmelik und Ali ben-Isa 865 in Sinear aus. Astron. Tafeln wurden edirt, Fixsternkataloge geprüft und verbessert, sodaß man, was jene beiden Jahrhunderte betrifft, nur sagen kann, daß diese würdigen und hochverdienten Männer alles thaten, was damals geschehen konnte, und daß es geradezu eine Verkennung ihres Verdienstes genannt werden muß, wenn man die Behauptung aufstellt, die Araber hätten die Wissenschaft nur erhalten, nicht aber erweitert. Das von Arabien ausstrahlende Licht drang in den folgenden Jahrhunderten auch zu den Persern, Mongolen und usbekischen Tataren, bei denen sich wenigstens beharrliche Versuche zeigen, den Arabern nachzueifern. Dschingis-Khan schon hatte sich vergebens bemüht, einen Astronomen an seinen Hof zu ziehen. Erst Hulagu gelang dies, und Nasireddin hat unter ihm die Fixsternörter beobachtet, doch mit geringerm Erfolge als später der Tatarenherrscher Ulugh-Beigh, der letzte orient. Astronom. Der Perser Omar-Chejam schlug eine denkwürdige Kalenderverbesserung vor: 8 Schaltjahre innerhalb 33 Sonnenjahren; sie ist genauer als selbst die Gregorianische.

Was zu jener Zeit in Europa einzelne hervorragende Geister etwa hätten leisten können, das erdrückte und ertödtete damals der kirchliche Fanatismus. Eine lange Reihe wissenschaft-

licher Märtyrer zieht sich von Hypatia bis Galilei durch die Jahrhunderte hindurch. Roger Baco, ein ausgezeichneter Geist des 13. Jahrh., suchte vergebens unter dem Mönchsgewande sich Ruhe und Sicherheit für seine astron. und optischen Arbeiten zu erkaufen. König Alfons von Castilien, der unterrichtetste Fürst desselben Jahrhunderts, der beharrlich bestrebt war, mit Hülfe aller Gelehrten seiner Zeit die Ptolemäischen Tafeln zu verbessern, verlor die Krone und starb in Dürftigkeit. Im 14. Jahrh. begannen, hauptsächlich durch Griechen, die vor dem Schwerte der Türken flüchteten, die mathem. und philol. Wissenschaften sich in Italien wieder zu verbreiten; Toscanelli's und des Cardinals Cusa Arbeiten hatten begonnen. In Deutschland wurden Nürnberg und Wien die ersten Centralpunkte des neuerwachenden wissenschaftlichen Strebens. Purbach ist der erste, Regiomontanus der größte Astronom im 15. Jahrh. Walther, Fracastor, Dominicus Maria setzten fort, was jene Chorführer begonnen. Das 16. Jahrh. sah den großen Kopernicus erstehen, der den wahren Grund zur theorischen A. legte, obschon er allerdings mehrere Punkte, und darunter sehr erhebliche, seinen Nachfolgern überließ. Viele erkannten schon damals die Richtigkeit, ja Nothwendigkeit seiner Reform: Schomberg, Rhäticus, Wilhelm IV. von Hessen, Rothmann, Byrgius, etwas später auch Apianus und Maestlin, die anfangs noch gezögert hatten. Freilich traten auch viele Gegner auf, unter ihnen auch einige Astronomen. Wenn man jedoch beharrlich behauptet, sein Hauptgegner sei Tycho de Brahe gewesen, so muß, auf urkundliche Beweise gestützt, erklärt werden, daß niemand in jener Zeit Kopernicus höher achtete als Tycho. Tycho selbst hat während seiner fast 30jährigen astron. Wirksamkeit über sein eigenes System nichts veröffentlicht. Nur in einem Briefe an Rothmann gibt er Andeutungen davon und äußert einige Bedenken gegen Kopernicus' System. Endlich, drei Jahre nach Tycho's Tode, erschien dessen eigenes System, jedoch nicht, ohne daß Ursus Ansprüche auf die Urheberschaft erhob, die Longomontanus nicht ganz widerlegt hat. Wie Kopernicus als Vater der theorischen A. gilt, so muß Tycho als gründlicher Regenerator der praktischen betrachtet werden. Die Genauigkeit seiner Beobachtungen übertraf alles, was vor Erfindung des Fernglases je geleistet worden, übertraf bei weitem die Kopernicanischen wie die Kasseler Beobachtungen und andere, die ihm nacheiferten, und namentlich sind sie für Ergründung der drei Kepler'schen Gesetze von größter Wichtigkeit gewesen. Denn durch Hülfe der mehr als 20 J. umfassenden genauen Planetenörter gelang es Kepler, die Ellipticität der Planetenbahnen zu erkennen, während noch Kopernicus geglaubt hatte, mit dem excentrischen Kreise auszureichen. Die Erfindung des Fernrohrs bewirkte einen abermaligen und noch folgenreichern Umschwung in der Beobachtungskunst. Nunmehr war man im Stande, nicht blos die Oerter selbst genauer als früher zu bestimmen, sondern auch die Beschaffenheit der Weltkörper unsers Systems zu untersuchen, was schon Galilei zu erheblichen Erfolgen führte, freilich nicht ohne die Wuth seiner Verfolger desto mehr zu erhöhen. Rasch folgte jetzt Entdeckung auf Entdeckung. Die Hevel, Grimaldi, Cassini, Huygens, Gassendi u. a. erforschten die Geheimnisse, die den frühern Zeiten verborgen bleiben mußten, da sie sich nur dem bewaffneten Auge erschließen. Dörfel that den ersten wichtigen Schritt zu einer richtigen Theorie der Weltkörper unsers Systems wenige Jahre vor der großen, alles, was bis dahin geleistet worden, weit überstrahlenden Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Isaak Newton. Kein Sterblicher hat je geleistet, was dieser große Brite leistete; keiner nach ihm wird es je, denn es gab nur Ein Weltsystem zu entdecken. Alle Astronomen sind Newton's Schüler, alle künftigen werden es sein, und nur in dem Maße, wie sie es sind, werden sie die Wissenschaft fördern. Nicht sofort fand diese Entdeckung die allgemeine Anerkennung. Erst später verstummten bei den Männern der Wissenschaft auch die letzten Zweifel und Einwände.

Jetzt endlich hatte die A. einen festen Boden gewonnen, und in der seitdem sich entwickelnden physischen A. kann kein Fortschritt gedacht werden, der nicht auf diesem Boden fußt. Clairaut und Euler wagten die ersten weitern Schritte auf demselben. Anwendungen der Gravitationstheorie hatten schon, außer dem Urheber selbst, Halley bei seinen Kometenrechnungen, Bernouilli u. a. gemacht, noch bevor die Ueberzeugung von der innern Nothwendigkeit der Newton'schen Sätze eine allgemeine geworden war. Noch weiter gingen Lagrange, Laplace, Gauß und andere Koryphäen der neuern Zeit. Gleichzeitig schritten auf dem Gebiete der praktischen A. die Arbeiten und Entdeckungen rüstig und mit stetig vermehrten Kräften fort. T. Mayer, W. Herschel, Piazzi, Olbers und viele andere bereicherten die Wissenschaft in einem halben Jahrhundert bedeutender, als es die Vorzeit in vielen Jahrhunderten vermocht hatte. Auch Frauen könnten hier genannt werden. Nicht minder vervollkommneten sich die Instrumente, sodaß der Apparat der Sternwarten um 1800 ein total verschiedenes Ansehen, verglichen mit

1750, darbot. In noch weit höherm Grade gilt dies vom 19. Jahrh., wo nicht allein alles, womit sich frühere Forscher beschäftigten, umfassender, tiefer, gründlicher als bisher weiter erforscht ward, sondern auch ganz neue Aufgaben erstanden, die entweder, wie die Planetoiden, erst jetzt der Forschung sich darboten, oder die früher weniger beachtet, weniger oder noch gar nicht gewürdigt waren. Das Senkblei des Astronomen, das vor 1769 nicht einmal bis zur Sonne reichte, es hat seitdem Grund gefunden in den Tiefen des Fixsternhimmels; man hat für jene fernen Weltenheere nicht blos einen Maßstab, sondern selbst eine Wagschale gefunden. Die beharrlich fortgesetzten Messungen der Doppelsterne, anfangs von Hell, N. Fuß und selbst von Lalande mit Achselzucken empfangen, haben uns eine Bahnberechnung für diese Systeme ermöglicht und uns durch sie die Ueberzeugung verschafft, daß das Newton'sche Attractionsgesetz, für unser Sonnensystem längst außer Zweifel gesetzt, auch für die Fixsternwelten Gültigkeit habe, sodaß es sich je länger desto mehr als allgemeines Weltgesetz manifestirt. Die Nebelflecke, die uns in noch weit größern Fernen Weltsysteme ahnen lassen, sind sorgfältig registrirt, gemessen, in Abbildungen von hoher Vollendung dargestellt worden, ja noch ungesehene Weltenglobеn sind, nicht sowol entdeckt, als errechnet worden. Doch wurden die Nachbarwelten über diesen Untersuchungen nichts weniger als vergessen. Die Volumen, Massen und Formen der Planetenkörper, die Beschaffenheit ihrer Oberflächen, insbesondere der Sonne und des Mondes, wurden sorgfältig untersucht, gemessen, gezeichnet. Dem Fleiße und Eifer des Beobachters kamen zu Hülfe einerseits die großen Vervollkommnungen der Instrumente, andererseits die hohe Ausbildung der mathem. Analysis, die den Resultaten des Berechners eine früher nie gekannte Schärfe und Sicherheit verlieh. Wenn früher Europa, und selbst dieser Erdtheil noch mit Ausschluß mehrerer großer Länder, fast allein den Schauplatz astron. Thätigkeit bildete, so hat man jetzt in den verschiedensten Gegenden der Erde theil an der Arbeit genommen. Nord- und Südamerikas Sternwarten sind nahezu so zahlreich als die Europas, doch auch Paramatta und das Cap, Madras und Poonah, Peking und Trerandrum, Algier und Kairo sind mit Sternwarten und tüchtigen Beobachtern ausgerüstet. Sind auch Bode, Bessel, Gauß, Arago, Olbers, W. Herschel, Carlini, Schumacher und viele andere, die in dieser Zeit und theilweise noch im verwichenen Jahrhundert gewirkt, schon ins Grab gestiegen und auch Fraunhofer, Reichenbach u. a., die uns mit trefflichen Instrumenten versahen, gleichfalls geschieden, so sehen wir doch eine nicht geringe Zahl Forscher in rüstiger Thätigkeit. So Airy, Argelander, Bond, Clausen, Encke, Hansen, John Herschel, Leverrier, Littrow, Mädler, Santini, Struve, die Planetenentdecker Goldschmidt, Hind, Luther u. s. w. Ueberdies bietet eine sehr bedeutende Zahl angehender talentvoller Astronomen die Gewähr, daß der noch übrige Theil des Jahrhunderts dem vorangegangenen in keiner Weise nachstehen werde.

Vorzügliche populäre Werke über A. haben Airy, Arago, Bessel, Bode, Brandes, die beiden Herschel, Littrow, Mädler und Ule geliefert. (S. die Artikel über die Genannten.) Hierzu kommen: Biot, «Traité élémentaire de l'astronomie physique» (3. Aufl., 4 Bde., Par. 1841—47); Dubois, «Cours d'astronomie» (Par. 1855); Laplace, «Exposition du système du monde» (6. Aufl., Par. 1835); Pontécoulant, «Traité élémentaire de physique céleste» (2 Bde., Par. 1840); Quetelet, «Elémens d'astronomie» (2 Bde., Brüssel 1848). Unter den Stern- und Himmelskarten sind zu empfehlen: Argelander, «Neue Uranometrie» (Berl. 1843); Harding, «Atlas novus coelestis» (27 Blatt, neue Aufl., herausg. von Jahn, Gött. 1856); Littrow, «Atlas des gestirnten Himmels» (2. Aufl., 19 Blatt, Stuttg. 1854); Mädler, «Generalkarte der Mondoberfläche» (Berl. 1837).

Astronomisches Jahr. Dem allgemeinen Grundbegriffe nach sind die astron. Zeitmaße von den gleichnamigen bürgerlichen nicht verschieden, und waren dies auch früher nicht. Während man sich aber in letzterer Beziehung mit solchen Zeitgrößen behilft, die in ganzen Einheiten ausgedrückt werden, wie z. B. 365 oder 366 Tage (nicht aber 365¼ u. s. w.), woraus nothwendige Ungleichheiten der einzelnen Jahres- und Monatslängen entstehen, strebt die astron. Praxis dahin, mittlere Werthe für die der Natur entsprechenden Zeiträume zu bestimmen, mögen diese in ganzen oder selbst nur rationalen Zahlen auszudrücken sein oder nicht. So ist das Astronomische Jahr der Erde siderisch (auf einen ruhenden Fixstern bezogen) 365 Tage 6 St. 9 Min. 10,7496 .... Sec. und unveränderlich; das tropische Jahr (auf die Aequinoctialpunkte bezogen) 365 Tage 5 St. 48 Min. 47,5711 ... Sec. und um einige Secunden veränderlich. Der astronomische Monat ist nun genau ein Zwölftel dieses Zeitraums; man gebraucht indeß dieses Zeitmaß wenig. Der astronomische Tag ist auf verschiedene Art aufzufassen: 1) der mittlere Sonnentag, genau gleich dem 24stündigen bürgerlichen; 2) der wahre Sonnen-

tag, ein ungleiches Zeitmaß, die Zwischenzeit zwischen zwei Meridiandurchgängen der Sonne, die um etwa 1 Min. verschieden sein können. Der kürzeste Sonnentag ist der, welcher die Neujahrsnacht einschließt, etwa gleich 23 St. 59 Min. 31 Sec.; der längste der 29. März, 24 St. 0 Min. 18½ Sec.; doch zeigen die einzelnen Jahre hierin eine kleine Verschiedenheit. Beide Tage werden übrigens von Mittag an gezählt, sodaß der bürgerliche Vormittag noch zum vorhergehenden Tage gehört. Endlich 3) der Sterntag, der gleich 23 St. 56 Min. 4,09 Sec. mittlerer Zeit. Es ist dies der Unterschied zwischen zwei Meridiandurchgängen eines ruhenden Fixsterns. Dieser Sterntag wird in 24 Sternstunden und diese in 60 Sternminuten à 60 Sternsecunden getheilt. Eine Uhr, deren Gang auf diese Zeit regulirt ist, gibt jahraus jahrein die Culminationen der Fixsterne und nahezu auch der übrigen Sterne unmittelbar an. Das siderische Jahr bildet zugleich die wahre Umlaufszeit der Erde um die Sonne, und der Sterntag ihre wahre Rotationsperiode. Da beide ganz unveränderlich sind, so bilden sie auch die wahren Normalzeiten des Astronomen, und alle andern müssen auf sie bezogen werden.

Astronomische Tafeln oder Tabellen können von sehr verschiedener Art sein. Die wichtigsten sind: 1) Planeten- und Mondtafeln, aus denen man für irgendeine gegebene Zeit den Ort eines Planeten oder des Mondes finden kann; 2) Sonnentafeln, welche dasselbe für die Sonne leisten; 3) Tafeln über die mittlere Rectascension und Declination der bedeutendsten Fixsterne zu einer bestimmten Zeit (sog. Sternkataloge); 4) Tafeln der Refraction; 5) Tafeln über die Acceleration der Fixsterne; 6) Tafeln der Aberration und Nutation; 7) Tafeln zur Verwandlung der Bogen in Zeit und umgekehrt. Jedes astron. Jahrbuch sowie fast jedes Lehrbuch der Astronomie enthält Astronomische Tafeln von größerer oder geringerer Ausdehnung. Unter den vielen hierher gehörigen Werken nennen wir die classischen Werke des großen königsberger Astronomen Bessel: «Fundamenta astronomiae» (Königsb. 1818) und «Tabulae Regiomontanae» (Königsb. 1830), sowie die neuen Hansen'schen Mondtafeln und die von Hansen und Olufsen gemeinschaftlich bearbeiteten Sonnentafeln.

Astronomische Uhren. Die zum Gebrauche des Astronomen dienenden Uhren unterscheiden sich weder der Einrichtung noch dem Zwecke nach wesentlich von den gewöhnlichen, nur wird von ihnen ein genau gleichmäßiger Gang gefordert, und um dieser Forderung möglichst nahe zu kommen, werden Einrichtungen angebracht, die eine Uhr gewöhnlicher Art zu kostspielig machen würden. Der Hauptsache nach kommt es darauf an, die Temperaturänderungen für den Gang der Uhr unschädlich zu machen. Jede gewöhnliche Uhr, sei sie Taschen- oder Pendeluhr, wird durch Kälte in ihrem Gange beschleunigt, durch Wärme verzögert. Der sog. Compensationspendel hebt diesen Unterschied auf für Pendeluhren, das Echappement für astron. Taschenuhren oder Chronometer. Da der Chronometer äußerst subtil gebaut, und schon die geringste, dem Auge fast unmerkliche Beschädigung ihn verderben kann, so wird er auf Schiffen, wo die Pendeluhr unbrauchbar ist, durch den Zeithalter (time-keeper) ersetzt, ein Chronometer in sehr großem Maßstabe. Unter Astronomischen Uhren versteht man indeß auch solche Werkzeuge, welche nicht die einfache Zeit allein, sondern auch den Lauf der Planeten und des Mondes, ingleichen Ebbe und Flut, bewegliche Feste, Himmelsbegebenheiten, namentlich Mond- und Sonnenfinsternisse, die durch Schaltjahre bewirkten Ungleichheiten und Aehnliches durch mechanisch regulirte Bewegungen darstellen. Eine solche Uhr ist ein außerordentlich complicirtes Werk, welches nur den größten mechan. Genies, geleitet von gründlicher astron. Kenntniß, gelingen kann. Das berühmteste Kunstwerk dieser Art ist die Uhr des Strasburger Münsters, aus dem 15. Jahrh. stammend, die aber schon seit längerer Zeit nicht mehr im Gange war. Schwilgué in Strasburg hat sie vor etwa einem halben Jahrhundert erneuert oder vielmehr eine neue und gegen die frühere sehr verbesserte Uhr hergerichtet, die noch im Gange ist. Eine andere, etwas einfachere Uhr dieser Art befindet sich in Mainz; auch Kecht in Berlin hatte eine solche gebaut. Indeß steht der praktische Nutzen solcher Uhren nicht im Verhältniß zu den großen Kosten, die sie beanspruchen. Der Astronom wird seine Ephemeriden viel leichter und bequemer consultiren als eine solche Uhr, und das große Publikum legt weit mehr Werth auf die unwesentlichen Beiwerke, wie den stündlich krähenden Hahn und den feierlichen Marsch der Zwölf Apostel bei jedem Stundenwechsel, als auf die wesentlichen und weit schwieriger darzustellenden Theile.

Astronomische Zeichen. Die in der Astronomie gebräuchlichen Zeichen sind zunächst allgemeinere: so für Grad das Zeichen °, für Minute (des Grades) ′, für Secunde ″; ebenso für Tag ^{t}, Stunde ^{h}, für Zeitminute ^{m}, für Zeitsecunde ^{s}. Dieselben werden rechts oben der Zahl hinzugefügt, z. B. 23° 27′ 29″; $14^{h}\ 8^{m}\ 22^{s}$. Hierher gehören auch alle sonst in der Mathematik gewöhnlichen Zeichen, wie das der Gleichheit = und andere. Bei ihrem Gebrauche ist

zu bemerken, daß man eine ausfallende Zwischenstufe nicht wegläßt, und etwa 7° 11″ setzt, sondern 7° 0′ 11″. Ferner gehören zu den Astronomischen Zeichen die alten Zeichen für Sonne, Mond und Planeten, die gleichzeitig auch die Metalle und die Wochentage bezeichneten, nämlich: ☉ Sonne, Sonntag, Gold; ☽ Mond, Montag, Silber; ♂ Mars, Dienstag, Eisen; ☿ Mercur, Mittwoch, Quecksilber; ♃ Jupiter, Donnerstag, Zinn; ♀ Venus, Freitag, Kupfer; ♄ Saturn, Sonnabend, Blei. Die Erde ♁ und Uranus ♅ sowie Neptun ♆ sind ohne eine solche weitere Bezeichnung geblieben; auch Ceres ⚳, Pallas ⚴, Juno ⚵ und Vesta ⚶. Die hier angeführten Zeichen hat man bisjetzt noch beibehalten, die für die später entdeckten Planetoiden anfangs gewählten, wie ⚕ für Hebe, aber wieder aufgegeben, und diese nach der Zeitfolge der Entdeckung einfach durch (8) Flora, (11) Victoria, (78) Diana u. s. w. bezeichnet. Ueber die Zeichen des Thierkreises, s. Thierkreis, über die der sog. Aspecten, s. Aspecten.

Aestuarium nannten schon die alten Römer irgendein Wasserbecken, welches mit Ebbe und Flut in Beziehung stand. Die neuern Geographen bezeichnen mit diesem Worte, im Gegensatz zu den Deltabildungen, die breiten, offenen, meerbusenartigen Mündungen der Ströme, in denen sich Ebbe und Flut geltend machen. Während die Deltas, welche sich an den Mündungen vieler Ströme theils in den Ocean, theils in größere Binnenmeere gebildet haben, durch allmähliche Ablagerung von Sedimenten, die das Stromwasser aus dem Binnenlande herabführt, entstanden sind, bleiben die Aestuarien von jeder Art von Sedimenten frei, indem die etwa an der Strommündung abgesetzten Materialien durch das zurückweichende Flutwasser mit großer Gewalt fortgerissen werden. Die Sedimente gelangen auf diese Weise ins Meer hinaus und bilden in der Gegend der Strommündungen auf dem Grunde desselben Ablagerungen feinen Schlammes. Meeresströmungen führen diesen Schlamm auch wol weiter und lagern ihn längs der benachbarten Küsten ab. So geschieht dies namentlich vor dem A. des Amazonenstromes, dessen Schlamm sich nördlich an den Küsten absetzt und damit zur Versumpfung derselben Veranlassung gegeben hat. Andere Beispiele solcher Aestuarien liefern der Lorenzstrom, der Ob, Jenissei, die Elbe, Weser, Themse, Severn, Tejo u. s. w.

Asturien, span. Asturias, unter dem Titel eines Fürstenthums eine nördl. Provinz Spaniens, die seit 1833 officiell auch den Namen Oviedo führt und im O. von Altcastilien, im S. von Leon, im W. von Galicien, im N. vom Biscayischen Meere begrenzt wird, in das sie mit dem Cap Peñas am weitesten einragt. A. umfaßt 192¼ Q.-M. mit 524529 E. und ist als ein Theil des cantabrischen Küstengebirgs eine wilde Randgebirgslandschaft Hesperiens. Die niedern Vorberge von Leon und Altcastilien steigen allmählich zu dem die asturische Südgrenze verfolgenden Hauptkamm auf, welcher westlich mit der Sierra-Peñamarela aus den galicischen Hochflächen hervorgeht, im mittlern Theile die 7100—8000 F. hohe Peña de Europa bildet und sich östlich an das Alpenrevier der Liebana legt. Die Hauptstraße von Leon nach der Stadt Oviedo überschreitet das Gebirge im Paß von Pajares. Steile und finstere Thalschluchten zerklüften den Nordabfall, der nicht selbst das Meerufer erreicht, wol aber eine zweite parallele Kette, welche durch die Sella in die westl. Sierren von Peral und Noreña und die östl. Peñamarela zerspalten wird. Nur kurze Küstenflüsse durchrauschen die tiefen Thalspalten, so die Navia, Pravia und Sella. Die bis zum August mit Schnee bedeckten Gebirgsgipfel sind öde und nackt; oft ragen 2—400 F. hohe Marmorfelsen steil aus ihnen empor. Waldungen fehlen dem Hauptrücken, und die Seitenlehnen sind mit Alpenweiden, die Thalsohlen mit Wiesen bekleidet. Erst tiefer, wo die Thalgründe sich erweitern, sieht man Roggenfelder und nördl. Bäume, und erst 5 M. vom Hauptkamme trifft man Mais- und Weizenfelder, Kastanien-, Nuß- und Maulbeerbäume; einzelne Feigen-, Oliven- und Orangenbäume und Rebenpflanzungen an geschützten Stellen erinnern an einen wärmern Himmelsstrich. In den niedern Gegenden befördert der Einfluß der See große Fruchtbarkeit; in den hohen, engen Thälern, die selbst im Sommer durch eisige Nächte und kalte Morgen leiden, ist Anbau und Ertrag spärlich. Hier wird die Viehzucht, besonders die des Rindviehs und einer berühmten, gewandten und starken Pferderasse, begünstigt; an der Küste lohnt die Fischerei reichlich. Oel und Salz fehlen der Provinz. Unter den verschiedenen Mineralien fördert man vorzugsweise Kupfer, Eisen, Blei, Kobalt, Arsenik, Marmor, Spießglanz und Steinkohlen. Auch findet sich in den Niederungen Torf und Bernstein.

A. ist die Wiege der castilianischen Monarchie. Hier konnte der Araber keinen festen Fuß fassen, und den Gothen gewährte das Land im 8. Jahrh. einen schützenden Zufluchtsort. In A. wurde Pelayo 718 zum König ausgerufen, dessen Nachfolger siegend mit den Ungläubigen kämpften und sich im 10. Jahrh. Könige von Leon nannten. Der Asturier hält sich daher für

einen freien Hidalgo und ist stolz darauf, unvermischt mit Juden und Arabern geblieben zu sein. Er ist einfach in seinen Sitten, tapfer bis zur Verwegenheit, aber weniger arbeitsam als der Galicier, weniger gesellig als der Biscayer. Viele Asturier, die sich nicht im Lande ernähren können, wandern in das übrige Spanien, um als Kutscher und Bediente ihr Brot zu suchen und den Rest ihrer Tage wieder in der Heimat vom ersparten Lohne zu verleben. Eine merkwürdige Kaste unter den Asturiern bilden die **Vaqueros**, die sich blos untereinander verheirathen, im Winter an der Seeküste, im Sommer auf den Bergen von Leytariegos wohnen und, der Heerdenzucht ergeben, ein Nomadenleben führen. Ueberhaupt lebt die Bevölkerung größtentheils in zerstreuten Gehöften, Häusergruppen und Weilern. Der Handel A.s ist nicht unbedeutend, betrifft aber, da wenig Industrie vorhanden, fast nur Rohstoffe. Schon seit 1388, wo A. zum Fürstenthume erhoben wurde, führte der Thronerbe in Spanien den Titel eines Prinzen von A. Die Hauptstadt der Provinz ist Oviedo, nach welcher Gijon als erster und Aviles als zweiter Hafenplatz als die bedeutendsten Städte gelten. Aber auch diese Häfen sind weder groß noch sicher, so reich die Küste im übrigen an Anker- und Landungsplätzen. Die ganze Provinz hat 15 Gerichtsbezirke, 53 Städte und 5116 Ortschaften.

Astyănax, in der griech. Sagengeschichte ein Sohn des Hektor und der Andromache, hieß eigentlich Skamandrios und war noch ein Kind, als Troja belagert wurde. Da er nach dem Schicksalsspruche die Bestimmung hatte, nach dem Falle der Stadt das Reich wiederherzustellen, so wurde er nach der Eroberung durch Pyrrhos, den Sohn des Achilles, von einem Thurme der Mauern Trojas herabgestürzt.

Asuncion, **Assuncion** oder **Assumpcion**, portug. Assumção, eigentlich Nuestra Señora de la Asuncion, die Hauptstadt des südamerik. Freistaats Paraguay, am linken Ufer des Paraguay, die älteste Stadt im La-Plata-Gebiete, wurde schon 1536 angelegt, aber vom Dictator Francia demolirt und nach einem neuen Bauplane regelmäßig wieder aufgeführt. Die Stadt zählt gegenwärtig etwa 48000 E. und gewährt durch ihre breiten, geraden Straßen sowie durch ihre schöne Lage auf den Uferbänken des Stromes, im Schmucke einer reichen tropischen Vegetation, einen herrlichen Anblick. Sie hat einen geräumigen Marktplatz und zahlreiche, meist der Neuzeit angehörige Bauwerke, wie die Kathedrale, die Kirchen San-Roque und Encarnacion, der Regierungspalast, die Kaserne San-Francisco, das Militärhospital, das Bahnhofgebäude, das Theater u. s. w. A. ist Sitz der Regierung, des Congresses, des Landesbischofs und Haupthandelsplatz des ganzen Staats, von welchem die Hauptstraßen des Verkehrs nach dem Norden und dem Innern ausgehen, sowie auch seit 1859 eine durch den engl. Ingenieur Padisson begonnene Eisenbahn, die nach der $20^3/_5$ M. im SO. gelegenen Stadt Villarica, dem Hauptstapelplatze des Paraguaythees (Yerba Maté), führt. Der Hafen von A. vermittelt einen lebhaften Binnenverkehr mit jenem Thee, Häuten, Tabak, Orangen, Maniok, Melasse und Rum, betreibt aber auch zugleich den ganzen auswärtigen Handel des Staats. Infolge des 13. Febr. 1858 zu A. zwischen Paraguay und Brasilien abgeschlossenen Vertrags, wonach die Schiffahrt auf dem Rio-Paraguay den Flaggen aller befreundeten Nationen vollständig freigegeben ist, hat der Verkehr A.s namhaft gewonnen. Der Abstammung nach sind die Einwohner sehr gemischt; in allen guten Häusern spricht man jedoch spanisch.

Asyl (griech. Asylon, d. i. ein unverletzlicher, in Götterschutz stehender Ort) oder **Freistätte** nennt man den Ort, wo Verfolgte, selbst Verbrecher Sicherheit finden. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre u. s. w. eine solche Zuflucht, und es galt für Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt hinwegzureißen. Nicht immer ward indeß die Heiligkeit eines solchen A. geachtet, wie z. B. aus dem Verfahren der Lacedämonier gegen Pausanias im Tempel der Minerva ersichtlich. Man pflegte auch wol einen auf solche Weise Geflüchteten entweder auszuhungern, oder Feuer um die Freistätte anzulegen und ihn so zur Flucht zu nöthigen. Uebrigens hatten nicht alle Tempel und heil. Oerter das Recht der Freistätte, sondern nur die dazu geweihten. Kaiser Tiberius schaffte die A. gänzlich ab, mit Ausnahme derer im Tempel der Juno und des Aesculap. Dieser heidnische Gebrauch, zu dem sich im jüd. Alterthume Analogien finden, ging auch in das Christenthum über. Schon unter Konstantin d. Gr. wurden die christl. Kirchen solche Freistätten, und Theodosius II. dehnte dieses Vorrecht 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten. Es war hiermit ein Mittel gegeben, nicht blos Unschuldige vor ungerechter Verfolgung, namentlich die Sklaven vor der Strenge ihrer Herren zu schützen, sondern auch die Strenge des Schuldrechts zu mildern. Die kirchliche Gesetzgebung erweiterte noch dieses Recht, wie denn z. B. die Synode zu Toledo 681 den Raum der Freistätte auf 30 Schritte

von jeder Kirche ausdehnte. Offenbare Misbräuche führten jedoch allmählich zu einer Begrenzung auch des kirchlichen Asylrechts. Man untersuchte, ob die moralischen Voraussetzungen desselben in jedem Falle vorhanden wären, und verstand sich unter Umständen zur Auslieferung, wobei aber in Wahrung des Grundsatzes, daß der Sünder zur Buße geführt werden solle, der verfolgende Richter dem Geflüchteten Freiheit von Leibes- und Lebensstrafe geloben mußte. Später versagten päpstl. Verfügungen eine solche Intercession der Kirche bei Verbrechen gewisser Gattung, namentlich den schweren oder den gegen Kirche und Kirchengut gerichteten. Mit der weitern Entwickelung der Rechtspflege traten mehr und mehr andere Beschränkungen seitens der bürgerlichen Gesetzgebung ein, und heutzutage kann, in Deutschland wenigstens, das Asylrecht nirgends mehr als praktisch betrachtet werden. In einzelnen Staaten ist es durch ausdrückliche Gesetze aufgehoben. Früher verlangte man häufig, daß auch die Wohnungen der Gesandten wegen der den letztern völkerrechtlich zustehenden Exterritorialität Freistätten sein sollten, was aber ebenfalls in civilisirten Staaten nirgends mehr zugestanden wird. — Eine besondere Art von A., in das Gebiet des Völkerrechts gehörig, ist der Schutz, den ein Staat den in einem andern Staate Verfolgten und wegen solcher Verfolgung Flüchtigen gewährt. Natürlich kommen hier vorzugsweise polit. und religiöse Verfolgungen in Betracht. Solche Zufluchtsstätten fanden z. B. die aus Böhmen flüchtigen Hussiten in Sachsen, die durch Philipp's II. Grausamkeit aus den Niederlanden vertriebenen Reformirten in England und Deutschland, die franz. Hugenotten, welche, um ihr Leben oder ihren Glauben vor Ludwig's XIV. Dragonaden zu retten, ihr Vaterland verließen, in Preußen und andern glaubensverwandten deutschen Staaten. In diesen und ähnlichen Fällen, wo der Geflüchtete kein Interesse und keine Neigung hatte, in seine alte Heimat zurückzukehren, fand eine Anfechtung des den Vertriebenen gewährten Asylrechts in der Regel nicht statt. Anders gestaltete sich die Sache, sobald der den Flüchtigen im fremden Lande gewährte Aufenthalt und Schutz von diesen letztern benutzt wurde, oder doch leicht benutzt werden konnte, um gegen ihre Verfolger etwas zu unternehmen, insbesondere um der Parteisache, wegen deren sie hatten flüchten müssen, von ihrem Zufluchtsorte aus unmittelbar oder mittelbar Vorschub zu leisten. Dies war z. B. der Fall, als während der Französischen Revolution von 1789 der emigrirte Adel, die Prinzen von Geblüt an der Spitze, in den benachbarten deutschen Ländern Aufnahme fand und von da aus den Kampf gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich organisirte. In neuester Zeit ist die Frage des sog. Asylrechts, d. h. die Frage, inwieweit ein Staat berechtigt sei, den wegen gewisser polit. Handlungen in einem andern Staate Verfolgten Schutz und Aufenthalt zu gewähren, und ob er nicht die Pflicht habe, solche entweder auszuliefern oder auszuweisen, oder doch unschädlich, zur Betreibung polit. Plane gegen jenen Staat unfähig zu machen, mehrfach praktisch geworden, z. B. nach Unterdrückung der ungar. Revolution (1850) zwischen Oesterreich und der Türkei, nach dem Orsinischen Attentat (1858) zwischen Frankreich und England, früher schon wiederholt zwischen der Schweiz und den angrenzenden Staaten. (S. **Auslieferung**.)

Asymptōte (griech.), wörtlich die Nichtzusammenfallende, heißt in der Geometrie eine gemeiniglich gerade, zuweilen aber auch krumme Linie von unbestimmter Länge, die neben einer andern krummen Linie von unbestimmter Länge fortläuft, dergestalt, daß ihre Abstände voneinander immer kleiner und kleiner werden, ohne daß sich beide Linien jemals treffen oder schneiden können. Sie zeigt die Richtung an, welcher sich ein Zweig der krummen Linie immer mehr nähert. Unter den Kegelschnitten hat die Hyperbel allein Asymptoten, und zwar zwei, die durch ihren Mittelpunkt gehen und mit der Achse gleiche Winkel machen. Man erhält sie, wenn man auf der Achse der Hyperbel in den Scheiteln derselben Perpendikel errichtet, welche der halben kleinen Achse gleich sind, und durch deren Endpunkte und den Mittelpunkt der großen Achse zwei gerade Linien zieht. Man kann die Asymptoten als Tangenten ansehen, deren Berührungspunkt in unendlicher Entfernung liegt.

Asyndĕton (griech., d. i. unverbunden) heißt als rhetorische Figur die Hinweglassung der im prosaischen Stile sonst erforderlichen Bindewörter, insofern dadurch die Rede an Nachdruck und Lebendigkeit gewinnt. Sie findet vorzüglich statt, wo mehrere Begriffe, die sich aufeinander beziehen, in einer Folge oder Steigerung nebeneinandergesetzt werden, um der Rede Raschheit und stärkern Ausdruck zu geben. Dies ist der Fall in den Stellen, wo die Rede eine schnelle Handlung oder bewegten Zustand des Gemüths ausdrückt, wie in dem Ausspruch des Cäsar: «Veni, vidi, vici» (d. h. ich kam, sah, siegte). Klopstock bringt diese Figur oft und sehr gehäuft an. So heißt es im siebenten Gesange des «Messias»:

Sie stürmten, rufsten, standen, weinten, staunten, verfluchten, segneten.

Asyr, **Asir** (Aasir), eine von unabhängigen Stämmen bewohnte Gebirgslandschaft Westarabiens, zwischen Hedschas im N., Jemen im S. und Nedschd im O., ist erst durch die Kämpfe, in welche es wegen der Theilnahme an dem Wahabitenkriege gegen Mehemed-Ali von Aegypten verwickelt wurde, einigermaßen bekannt geworden. Das etwa 160 Q.-M. große Land wird von K. Ritter als die Arabische Schweiz und ein Land der Gebirgspässe bezeichnet. Die Berge sind meist mit großen verwitterten Granitblöcken überstreut, der Thalboden meist kiesig und mit stacheligen Mimosen bedeckt. Im ganzen ist das Land reichlich mit Quellen, Flüssen und andern Bewässerungen versehen, voll fruchtbarer Thäler, darunter das malerische Wadi Scharan mit reichen Durrahfeldern, Weinpflanzungen, Mandel- und Pfirsichbäumen. Die Bewohner gehören zu den kräftigsten in Arabien. Ihre Zahl wird auf 100000 geschätzt, die aber zur Zeit der Wahabitenkämpfe, wo das Gebirgsland ein Asyl aller Unglücklichen und Unzufriedenen war, bis auf 400000 anwuchs. Die Wohnhäuser sind von Stein und Lehm, meist zweistöckig. Menader, der Hauptort des Landes, mit einem reizend erbauten, reichgeschmückten Beduinenpalaste, ist von einem Gebirgskranze umgeben, an dessen Westabhange die Festungswerke von Neda liegen. Das Tehama oder die heiße Küstenebene am Fuße des Asyrgebirgs gleicht dem von Jemen. Der Hauptort dieser Ebene, Abu-Arisch, 6 M. vom Meere, in einer großen Ebene, von Jasmingesträuch und Mossuakbäumen umgeben, hat enge Gassen, einen schmuzigen Bazar, elende Moscheen, sehr tiefe Brunnen, ein hohes Castell und zählt 7—8000 E.

Atacama ist der Name der nördlichsten Provinz von Chile und der südlichsten von Bolivia an der Westküste von Südamerika, im engern Sinne aber der größtentheils wüsten Plateaulandschaft am Fuße der Cordilleren. Diese Plateaulandschaft erstreckt sich von Copiapó (27½° südl. Br.) nordwärts über die Grenze von Chile (23° südl. Br.) hinaus bis zu dem Küstenfluß Loa oder der Grenze Bolivias gegen Peru (21½° südl. Br.). Sie erhebt sich unmittelbar aus dem Meere, wo die sog. Küstenkette 3000 F., in einzelnen Punkten bis über 5400 F., aufsteigt, und lehnt sich im O. an die Cordillera de los Andes. Das Tafelland ist 3—5000 F. hoch, von Querspalten und wenigen Küstenbächen durchschnitten, an deren Rändern sich hier und da dürftige Grasplätze, seltener cultivirte und cultivirbare Oasen finden. Die völlig wasser- und vegetationslose Strecke aber, die eigentliche Wüste von A. (Desierto de A.), reicht vom Quebrada bei Botija oder von 24½° bis 21½° südl. Br., gehört also größtentheils zum bolivianischen Gebiete. Sie besteht aus einem kaum 10 M. breiten Littoralstreifen, dessen Boden fast durchweg steinig und kiesig, seltener sandig, hier und da mit höchst kümmerlicher Vegetation versehen und mit einer Menge von Kegeln und Berggruppen besetzt ist. Hinter diesen Wüsteneien steigt die 10000 F. hohe Cordillera von A. nebst den daranstoßenden Plateaux und Salzlagunen auf. Unter den letztern ist die Salina de A. die größte, ein meist ausgetrockneter Salzsumpf, der 51 Q.-M. einnimmt und 6928 F. über dem Meere liegt. An seiner Nordspitze liegt das Städtchen Atacama oder San-Pedro de A. mit 5—600 E., Gärten und Obstbäumen, und 4 M. im NO. von demselben der Vulkan von A. oder Volcan de San-Pedro de A., unter 22° 16′ südl. Br. Südlicher liegt in 8000 F. Höhe die Salina de Punta-Negra, ebenfalls ein großer, ausgetrockneter, von Binsen und Gräsern umstandener Salzsumpf, und östlich von diesem erhebt sich unter 24¼° südl. Br. der 19—20000 F. hohe Vulkan Llullailaco, an dem die Schneegrenze 16000 F. hoch liegen soll.

Die chilenische Provinz A., die nördlichste und größte des Staats, hat mit Einschluß der 600 Q.-M. großen Wüste ein Areal von 1463⅘ Q.-M., zählt aber (nach dem letzten Census von 1854) nur 50690 E., deren Zahl 1858 auf 55567 gestiegen sein soll, und ist nebst Valdivia die volksärmste des Staats. Dabei aber bildet sie dessen wichtigstes Bergwerksgebiet. Die Bewohner sind in den zwei weidereichen Thälern der Flüßchen Copiapó und Huasco sowie in der Nähe der Bergwerke concentrirt. Zwischen den zwei ebenfalls bewohnbaren Zonen, deren östliche den Bergwerksort Tres-Puntas, die westliche die Küstendörfer Paposo, Flamenico und Chañaral de las Animas enthält, breitet sich die 5000 F. hohe, von fünf Thalspalten zerrissene Plateauwüste aus. Der mehr kiesige als sandige Boden verräth überall vulkanische Producte, Kiesel mit Metallspuren und, obwol seltener, Granit und Glimmer. Vorherrschend scheinen Thonarten, Syenit, Porphyr und lavaartige Massen zu sein. Unter den Producten der Provinz sind besonders die reichen Kupferlager wichtig, die schon in alter Zeit abgebaut worden sind, namentlich auch die von Checo und im O. von Nantoco. Gold findet sich im WNW. von Tres-Puntas, einer Bergstadt von 2—3000 E., welche die reichsten Silberminen hat. Silber findet sich außerdem noch an vielen andern Orten, die sämmtlich in einer schmalen Zone, in der westl. Thalsenkung der Andes, liegen. Ferner ist

vorhanden silberführendes Blei, Nickel, Kobalt und Eisen. Ausgezeichnetes Kochsalz liefern die beiden erwähnten Salzlagunen; die Cordilleraschluchten des Checo enthalten bedeutende Glaubersalzlager. Die Küstenkette bietet Gips, das Gestade Guano, der von Mejillones und vom Eiland Blanca ausgeführt wird. Die Hauptstadt ist Copiapó (s. d.). Vgl. Philippi, «Reise durch die Wüste A.» (Halle 1860). — Die bolivianische Provinz A. oder Cobija (früher Depart. Litoral), die südlichste, ärmste, volkslichteste des Staats, ist, obgleich vorherrschend Wüste, demselben doch von großer Wichtigkeit, weil er nur durch sie mit dem Ocean in Verbindung steht. Sie ist 1600 Q.-M. groß und zählt (1858) 5273 E., von denen 2380 in der Hauptstadt Puerto de la Mar oder Cobija leben, dem einzigen Seehafen von Bolivia. Der Mangel an Wasser ist in dieser Provinz so groß, daß man es oft auf 30 Leguas weit nicht findet. Die ganze fruchtbare Oberfläche und das Grasland schätzt Tschudi auf höchstens 80—90 Q.-M. Einige Querspalten sind fruchtbar und dem Weinbau günstig, die Cordillera reich an Silber, Gold und besonders an Kupfer, die Küste an Guano.

Atacamit oder Salzkupfererz ist ein in rhombischen Säulen krystallirendes, smaragdgrünes Mineral, welches aus salzsaurem Kupferoxyd mit Wasser besteht und sich gangartig in Chili und Peru, auch als Anflug auf Laven des Vesuv und Aetna findet.

Atair, der Hauptstern im Bilde des Adlers, ein schöner weißer Stern erster Größe. Mit zwei andern hellen Sternen in seiner Nähe steht er so, daß er ziemlich genau die Mitte einer von ihnen gebildeten geraden Linie hält. Neben diesem glänzenden Dreigestirn finden sich im Bilde des Adlers nur schwächere Sterne der vierten und geringerer Größe. In den Sommernächten ist das Dreigestirn am besten sichtbar. Es bildet dann A. mit Wega und dem Hauptstern des Schwans ein schönes rechtwinkeliges Dreieck. A. hat eine starke Eigenbewegung von jährlich $^2/_3$ Sec.; über seine Entfernung weiß man noch nichts. Der Stern ist in allen bewohnten Gegenden der Erde deutlich sichtbar, und war dies von jeher. Für astron. Ortsbestimmungen bildet er einen der wichtigsten Hauptsterne.

Atalanta, die Tochter des Jasos und der Klymene, eine Arkadierin, berühmt als bogenkundige Jägerin, ward von ihrem Vater, der sich einen Sohn wünschte, auf dem Berge Parthenios ausgesetzt, von einer Bärin gesäugt, von Jägern gefunden und erzogen, später jedoch ihren Aeltern zurückgegeben. Mit ihren Pfeilen erlegte sie die Centauren Rhökos und Hyläos, die ihr nachstellten. Sie nahm theil am Argonautenzuge und nachher an der Jagd des Kalydonischen Ebers, dem sie den ersten Wurf beibrachte, weshalb Meleager ihr den Preis des Kampfes, den Kopf und die Haut des Ebers, darreichte. — A., die Tochter des Schöneus, Königs von Skyros, war berühmt durch ihre Schönheit und Schnelligkeit. Sie machte jedem ihrer Freier zur Bedingung, einen Wettlauf mit ihr zu bestehen, wobei derselbe unbewaffnet voranlaufen mußte, während sie mit einem Speer folgte. Holte sie ihn nicht ein, so war sie die Seinige; im Gegentheil war der Tod sein Los. Viele hatten so den Tod gefunden, als Hippomenes, des Megareus Sohn, sie durch der Aphrodite Hülfe überlistete. Die Göttin hatte ihm einige goldene Aepfel gegeben, die er während des Laufs, einen nach dem andern, ihr in den Weg warf. A. blieb zurück, um sie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Hippomenes vergaß aber der Aphrodite zu danken; zur Strafe dafür reizte diese ihn zu so heftiger Liebe, daß er seine Braut im Heiligthum der Kybele, bei welchem der Wettlauf gehalten wurde, umarmte. Darüber erzürnt, verwandelte letztere beide in jenes Löwenpaar, welches ihren Wagen zog. Beide Atalanten werden von den Mythographen oft verwechselt, und wahrscheinlich liegt beiden Ein Mythus zu Grunde.

Atalante, der 36. Planetoid, entdeckt von Goldschmidt 5. Oct. 1855, einige Stunden früher als Luther in derselben Nacht die Fides entdeckte. Die A. ist äußerst lichtschwach. Nach der von Förster in Berlin berechneten Bahn beträgt ihre mittlere Entfernung $47\frac{1}{2}$ Mill. Meilen von der Sonne; doch kann sich die Entfernung auf $33\frac{1}{2}$ Mill. vermindern und auf $61\frac{1}{2}$ steigen. Die Umlaufszeit ist 1666 Tage. Die Lage der Bahn ist eine solche, daß sie sich bis in die Nähe des Zeniths von Norddeutschland erheben, aber auch so tief nach Süd herabsinken kann, daß sie ein halbes Jahr und länger gar nicht aufgeht. Für ihren Durchmesser kommt, soweit die Helligkeit zu schließen gestattet, nur $4^2/_5$ M. heraus.

Atavismus (vom lat. Atavus, Urvater). Nicht selten beobachtet man bei Thieren, daß Junge eines spätern Wurfes, von einem andern Vater erzeugt, in einigen Kennzeichen Merkmale des ersten Vaters aufweisen, welcher mit der Mutter Junge erzielte. Die Färbung namentlich leitet hier auf die Erkenntniß. Die Thierzüchter wissen, daß ein Mutterthier, das zum ersten mal mit einem Männchen unedler Rasse gekreuzt wurde, später zum Erzeugen ganz reiner Rasse

unfähig ist. Es scheint, als ob der mütterliche Organismus durch die erste Jungenzeugung einen gewissen Charakter aufgedrückt erhalte, der sich später nicht mehr verwischt. Aber dies geht noch weiter. Enkel wiederholen zuweilen in überraschender Weise die Eigenschaften der Großältern, und namentlich bei zahlreichen Familien ist diese Rückkehr zu dem großälterlichen Typus oft auffallend. Ohne leicht verschieden aufzufassende äußerliche Aehnlichkeiten hier anrufen zu wollen, kann man sich auf das von Großältern zu Enkeln häufig vererbende Vorkommen von Misbildungen, z. B. Hasenscharten, überzähligen Fingern u. s. w., berufen. Selbst in langen Generationsfolgen geschieht es häufig, besonders bei gekreuzten Rassen, daß ein oder das andere Individuum in den einseitigen Typus eines der Stammältern zurückfällt, und es geschieht dies um so häufiger, je näher die gekreuzte Rasse ihrem Ursprunge steht. Die Thierzüchter müssen solche Individuen, welche in die eine Stammrasse zurückfallen, sorgfältig ausscheiden, wollen sie ihre gekreuzte Rasse rein erhalten. Je länger diese letztere besteht, desto mehr hat sie sich befestigt und desto seltener kommen solche Rückschläge vor. Ganz aber scheinen sie kaum zu verschwinden, und man hat sogar das seltene Auftreten gewisser Charaktere an wohlunterschiedenen Arten als Argument benutzt, um daraus ihre Ableitung aus andern Arten wahrscheinlich zu machen. So findet Darwin in dem ausnahmsweisen Vorkommen von gefärbten Querringeln an den Füßen edler Pferde eine Hinweisung auf die Abstammung des Pferdes von einer dem Zebra ähnlich gefärbten Art. Alle diese Erscheinungen, wo bei Nachkommen Charaktere mehr oder minder entfernter Ahnen auftreten, welche bei der Zeugung selbst direct nicht mitwirkten, hat man unter der Bezeichnung A. zusammengefaßt, ohne damit das Räthselhafte dieser Erscheinungen erklärt zu haben.

Ate, nach Homer die Tochter des Zeus, nach Hesiod der Eris und stete Begleiterin der Dysnomia (der Gesetzesübertretung), war eine verderbenbringende Göttin, welche alle zu Vergehungen verleitete. Selbst den Zeus hatte sie bei des Herakles Geburt bethört, sodaß letzterer durch Zeus' übereilten Schwur dem Eurystheus unterthan ward. Dafür schleuderte Zeus die A. im Zorn aus dem Olymp auf die Erde und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Seitdem durcheilte A. die Erde in ungemessener Schnelle und waltete verderblich über den Werken der Menschen. Aber ihr folgen die Töchter des Zeus, die Litai (die Gebete), runzelig von vielem Beten, mit trauriger Miene, die Augen stets zum Himmel gewandt, langsamen Fußes, die dem, welcher sie ehrt, nahen und viel Gutes erweisen, und den heilen, welchen die schnellfüßige A. verwundet hat, über denjenigen aber, der sie verstößt, die Rache der Göttin herabrufen. Bei den Tragikern erscheint A. als Rächerin, nicht als Anstifterin des Unrechts, und fällt demnach mit der Nemesis (s. d.) und Adrastea (s. d.) zusammen.

Atellānen (fabulae atellanae), auch oscische Schauspiele (ludi osci) genannt, waren eine Art Volksdrama, das aus der alten oscischen Stadt Atella (in Campanien zwischen Capua und Neapolis) stammte, in Rom sehr früh Eingang fand und hier, wenn auch in mannichfach veränderter Gestalt, bis in die Kaiserzeit beliebt blieb. Denn auch, nachdem durch Livius Andronicus das griech. Drama in Rom eingeführt worden, ließ sich das Volk sein vaterländisches Lustspiel nicht nehmen; es wurde entweder zwischen Komödie und Tragödie eingeschoben oder zum Schluß der übrigen Schauspiele aufgeführt, um die Gemüther nach dem Trauerspiele wieder zu erheitern und aufzuregen. Die A. sind mit dem griech. Satirspiel nicht zu verwechseln, wiewol die Natur beider ihnen eine Verwandtschaft nach Entstehung und Aehnlichkeit des Zwecks gibt. Als stehende Charaktermasken erscheinen in den Atellanen Maccus und Bucco, beide ähnlich dem Arlechino der neuern Burlesken. Die Sprache in diesen Dramen blieb lange die altlateinische, die wegen des Alterthümlichen und Sonderbaren in den Wortformen schon an sich Stoff zum Lachen darbot; den Hauptstoff gaben Darstellungen des ital. Landlebens, im Gegensatz zum Stadtleben. Die Behandlung war im ganzen anständiger und züchtiger als in den oft unsaubern Wechselgesängen, den Fescenninen. In den A. konnten röm. Jünglinge auftreten, während das Auftreten in dem eigentlichen, von den Griechen entlehnten Schauspiele den Verlust der bürgerlichen Ehre nach sich zog. Noch kennen wir die Namen mehrerer Atellanendichter, wie Fabius, Dorsennus, Quintus Novius, Lucius Pomponius und Mummius. Von den Gedichten selbst haben wir nur vereinzelte Nachrichten und spärliche Bruchstücke, zusammengestellt in Bothe's «Poetarum latinorum scenicorum fragmenta» (Bd. 2, Lpz. 1834) und bei Ribbeck, «Scenicae poesis Romanorum fragmenta» (Bd. 2, Lpz. 1855). Vgl. Schober, «Ueber die Atellanischen Schauspiele der Römer» (Lpz. 1825); Weyer, «Ueber die A. der Römer» (Manh. 1826); Munk, «De fabulis Atellanis» (Berl. 1840).

Ateni, ehemals feste Stadt, Königs- und Bischofssitz in Georgien, jetzt ein Dorf im russ.

Gouvernement Tiflis in Transkaukasien, und zwar in der Landschaft Kwemo-Karthli oder Unterkartalinien, liegt unweit südwestlich von der Kreisstadt Gori in dem obst- und traubenreichen Thale des rechten Kurzuflusses Tana, der von den Bergen Dschamdscham und Satzchenis kommt und sehr forellenreich ist. Der Ort, vom georgischen König Parssman I. 84 v. Chr. gegründet, war Lieblingssitz des Königs David IX. (1505—24), wurde später von den Persern zerstört und lag seit Ende des 17. Jahrh. ganz verödet. Die umfangreiche Citadelle stand auf einem hohen Felsen. Unter der russ. Herrschaft ist A. seit etwa 40 J. wieder bevölkert worden. Es hat bedeutende Ruinen, noch wohlerhaltene Kirchen, unter denen sich besonders die vom König Bagrat II. im 10. Jahrh. erbaute Kuppelkirche des großen Klosters Sion auszeichnet.

Ath oder **Aeth**, eine Stadt und früher Festung des Königreichs Belgien, in Hennegau an der schiffbaren Dender, 3 M. im NW. von Bergen, mit 8132 E. Die Stadt besitzt bedeutende Leinwandmanufacturen, Kattundruckereien, Färbereien, Spitzen-, Handschuh-, Seifen- und ansehnliche Messerfabriken, Eisenhämmer u. s. w., und unterhält auch einen sehr lebhaften Handel, den die Eisenbahnverbindung mit Mons, Brüssel, Tournai u. s. w. wesentlich fördert. Das älteste Bauwerk der Stadt ist ein Thurm, La Tour du Burbant, aus dem J. 1150. Außerdem sind zu erwähnen das Rathhaus vom J. 1600 und die 1393 gegründete, 1817 aber bis auf einen kleinen Theil niedergebrannte, seitdem wieder aufgebaute St.-Julianskirche mit ihrem hohen Thurme. Die frühern starken Festungswerke wurden 1781 nach Aufhebung des Barrièrentractats geschleift, 1815 wiederhergestellt, aber noch 1830 völlig abgetragen. A. ward mehrmals belagert und erobert, namentlich 1697 von Catinat und Vauban, der hier die Parallelen zuerst systematisch gebrauchte. 1706 ward sie von den Alliirten unter dem holländ. General Owerkerke belagert und 28. Sept. eingenommen. Die Franzosen eroberten sie 8. Oct. 1745 nach kurzer Belagerung, und 8. Nov. 1792 wurde sie von diesen abermals besetzt.

Athalia, die Schwester Ahab's, Königs von Israel, und Gemahlin Joram's, Königs von Juda, bahnte sich nach dem Tode ihres Sohnes Ahasja, durch die Ermordung sämmtlicher Prinzen, den Weg zum Throne. Nur des Ahasja junger Sohn, Joas, ward durch Josabed, die Schwester Joram's und die Gattin des Jojada, gerettet und heimlich im Tempel auferzogen. Ihn setzte, nachdem A. sechs Jahre regiert hatte, der Hohepriester Jojada 879 v. Chr. wieder auf den Thron seiner Väter. Herbeigezogen durch den Lärm des Volks, das hinzuströmte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat auch A. mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor sich ging. Bei dem Anblicke des neuen Königs, umringt von Priestern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth sie außer sich, zerriß ihre Kleider und schrie Verrath. Jojada ließ sie sogleich durch Trabanten aus dem Bezirke des Tempels führen, mit dem Befehl, alle niederzuhauen, die sie vertheidigen würden; an der Thüre des Palastes aber ward sie umgebracht. Die Altäre des Baal, die sie hatte aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, welches die Abgöttische zerrissen, wieder erneuert. Racine bearbeitete diesen Stoff in einem berühmten Trauerspiele. Die Chöre desselben wurden nach Cramer's Uebersetzung von Schulz (Kiel 1786) und neuerdings von Mendelssohn componirt. Poißl componirte eine Oper «Athalia».

Athamanta, von Koch benannte Kräutergattung aus der Familie der Doldengewächse und der 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems, besteht aus Gebirgs- und Alpenpflanzen mit mehrköpfigem Wurzelstock, aufrechten, runden Stengeln, feinzertheilten Blättern, vielstrahligen und reichblütigen Dolden, welche eine einblätterige oder gar keine Haupthülle, aber mehrblätterige Hüllchen besitzen, mit weißen Blüten und gerippten, dichtfilzigen Früchtchen. Die wenigen Arten wachsen in Europa, Afrika und dem Orient. In den Alpen kommen zwei Arten vor, von denen die eine, *A. cretensis*, vom Volke Augenwurz genannt wird, weil ihr Wurzelstock für ein Mittel gegen verschiedene Augenkrankheiten gilt.

Athămas, Sohn des thessalischen Königs Äolos und der Enarete, Herrscher des nach ihm benannten Theils von Böotien am Kopaissee und am Fuße des Ptoongebirgs, zeugte mit der Nephele den Phrixos und die Helle, und nach deren Verstoßung mit Ino, der Tochter des Kadmos, den Learchos, Melikertes und die Eurykleia. Ino verfolgte indeß die Kinder der Nephele und bewirkte durch Bestechung einen Orakelspruch, daß die Dürre, die das Land heimsuchte, nur gehoben werden könnte, wenn dem erzürnten Gotte der Nephele Sohn, Phrixos, geschlachtet würde. Nephele, nach ihrer Verstoßung zur Göttin erhoben, entrückte jedoch ihre Kinder auf einem Widder mit goldenem Vließe, während nun A. und Ino von der Here verfolgt wurden, weil diese den ihnen vom Hermes übergebenen Dionysos als Mädchen erziehen wollten. A. wurde in Raserei versetzt, sodaß er seinen Sohn Learchos tödtete und die Ino

verfolgte, welche sich mit dem Melikertes von der Klippe Moluris in Megaris ins Meer stürzte. Mit Blutschuld beladen und deshalb aus Böotien flüchtig, begab sich A. nach Phthiotis in Thessalien, wo er Halos erbaute und sich mit Themisto, der Tochter des Hypseus, vermählte, mit der er den Schöneus, Erythrios, Leukones und Ptoos zeugte. Der Mythus ist durch die tragischen Dichter und namentlich durch die spätern Mythographen vielfach verändert worden.

Athanasianisches Symbolum (oder nach dem Anfangsworte Symbolum quicunque), heißt das dritte der drei ökumenischen Symbole, weil es dem Athanasius (s. d.) zugeschrieben wurde. Dasselbe enthält eine scharfe Zusammenfassung der auf den vier ersten allgemeinen Kirchenversammlungen festgesetzten Lehren über die Dreieinigkeit und die Menschwerdung Gottes, und bekennt im ersten Theile die Dreiheit der göttlichen Personen, welche doch nur ein einziger Gott, im zweiten die Zweiheit der Naturen in Christus, welche doch nur eine einzige Person bilden. Die im kirchlichen Dogma verbundenen Gegensätze werden ohne alle innere Vermittelung nebeneinander gestellt, und alle Abweichungen von den aufgestellten Formeln mit der ewigen Verdammniß bedroht. Als ein treuer Ausdruck der kath. Orthodoxie fand das Symbol, namentlich seit dem 6. Jahrh., von Gallien aus in der occident. Kirche allmählich allgemeine Verbreitung und Anerkennung, während die griech. Kirche es nicht vor dem J. 1000 gekannt zu haben scheint und nie ohne Veränderungen angenommen hat. Mit Ausnahme weniger Fractionen, vor allem der Socinianer, hat auch die prot. Kirche das Symbol anerkannt; allein die neuere Kritik hat zunächst die Abfassung durch Athanasius bedeutend in Zweifel gezogen. Das Symbol erscheint erst, und noch dazu unsicher, am Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrh., ganz sicher erst als athanasianisch 772, und der bis 1000 etwa fortdauernde Streit darüber bekundet die nur schwer überwundene Unsicherheit der Kirche. Athanasius selbst erwähnt des nicht einmal der Lehre nach völlig mit ihm übereinstimmenden Symbols nicht; ebenso wenig die Kirchenväter, welche, wie Athanasius, an dem nicänischen Symbol Genüge hatten. Die ältesten Manuscripte der Werke des Athanasius kennen das Symbol ebenfalls nicht oder lehnen es geradezu ab, und ebenso spricht gegen die Echtheit die ursprünglich lat. Abfassung durch Athanasius, einen griech. Kirchenvater, die Ablehnung der griech. Kirche, und die zum Theil völlige Verschiedenheit des Ausdrucks von dem des Athanasius selbst. Die neuere prot. und größtentheils selbst die kath. Kritik haben daher die Echtheit des Symbols fallen lassen. Wahrscheinlich ist das Bekenntniß gegen Ende des 5. Jahrh. im Burgundischen oder Westgothischen Reiche zur Bezeugung des kath. Glaubens gegenüber der Arianischen Lehre abgefaßt, und entweder auf kath. Synoden oder beim Uebertritt von Arianern zum Katholicismus zuerst in Anwendung gekommen. Die Vermuthung Quesnel's, daß Vigilius, Bischof von Tapsus in Afrika um 484, Verfasser des sog. Athanasianischen Symbols sei, ist unhaltbar. Jedenfalls ist somit das Athanasianische Symbol unter den drei ökumenischen Symbolen das jüngste, zugleich das dogmatisch strengste und starrste sowie das gegen Andersgläubige dogmatisch unduldsamste. Sein Ansehen hat daher, wie es bis etwa 1679 ein übertriebenes war, seitdem abgenommen.

Athanasius, Bischof von Alexandria, dem sein unermüdlicher Kampf für die Lehre von der vollen Gottheit Christi in der Kirchengeschichte den Beinamen des Großen und des «Vaters der Orthodoxie» erworben hat, war jedenfalls einer der größten Kirchenlehrer des christl. Alterthums. Geboren gegen Ende des 3. Jahrh. zu Alexandrien, hatte er seine Jugend mit ernsten Studien und ascetischen Uebungen hingebracht. Bischof Alexander, der seine Bedeutung erkannte, machte ihn zu seinem Diakonus, und bald darauf findet man ihn schon als das geistige Haupt einer an Zahl zwar kleinen, aber an Frömmigkeit, kirchlichem Eifer und theol. Bildung mächtigen Partei, welche im Kampfe mit Arius die ewige, dem Vater wesensgleiche Persönlichkeit des göttlichen Sohnes vertheidigt. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (325), wo er an Alexander's Seite das Wort führte, triumphirte seine Sache mit Hülfe des Kaisers Konstantin. Nach Alexander's Tode (328) bestieg er durch des Volkes Willen den Bischofsstuhl von Alexandria, regte aber bald durch seinen rücksichtslosen, oft gewaltthätigen Eifer zahlreiche Gegner wider sich auf. Von den Arianern, seinen unerbittlichen Feinden, dem Kaiser verdächtig gemacht und auf nichtige Beschuldigungen hin angeklagt, ward er von der Parteisynode zu Tyrus (335) seines Amts entsetzt und nach Trier verbannt, während Arius bald darauf zu Jerusalem feierlich in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen wurde. Seine Verbannung endigte nach Konstantin's Tode. Konstantin der Jüngere rief ihn 338 zurück, und sein Einzug in Alexandria glich einem Triumphzuge. Doch sehr bald traten die von ihm abermals bedrängten Arianer aufs neue mit Anklagen wider ihn auf, und schon 339 ward er

zu Antiochia abermals verurtheilt. An seiner Stelle ward ein gewisser Gregor zum Bischof erhoben und durch den kaiserl. Statthalter mit Waffengewalt eingesetzt, obwol eine Versammlung von Anhängern des A. zu Alexandrien die gegen ihn erhobenen Anklagen Punkt für Punkt widerlegte. A. floh am Osterfeste vor seinen Verfolgern aus der Stadt und begab sich hülfesuchend zu Bischof Julius I. nach Rom. Eine von Julius berufene, aber von den Orientalen nicht beschickte Synode zu Rom sprach ihn von allen Anklagen frei, und 100 abendl. Bischöfe bestätigten diesen Spruch aufs neue auf der Versammlung zu Sardica (343). Nach Gregor's Tode setzte daher Kaiser Konstans bei seinem Bruder Konstantius die abermalige Rückberufung des A. durch (346). Die Ruhe schien dauernd wiedergekehrt. Aber als Konstantius nach dem Tode des Konstans und der Besiegung des Gegenkaisers Magnentius alleiniger Herrscher des Römischen Reichs geworden war, klagten die aufs neue zur Macht gelangten Arianer A. des Hochverraths an, und der erzürnte Konstantius erzwang von zwei Synoden zu Arles und zu Mailand einen Verdammungsspruch, nicht über seine Lehre, sondern über seine Person. A. erklärte, er weiche nur der Gewalt. Da drangen 9. Febr. 356 bei nächtlicher Weile 500 Soldaten in die Kirche des heil. Thomas ein, wo A. inmitten der versammelten Gemeinde die Vigilien eines Festes beging. A., mit Mühe von den ihn umgebenden Geistlichen und Mönchen gerettet, flüchtete in die Wüsten Aegyptens. Als ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ward, zog er sich, um die Einsiedler, die seinen Aufenthaltsort nicht verrathen wollten, vor den Mishandlungen seiner Verfolger sicherzustellen, in den völlig unbewohnten Theil der Wüste zurück, wohin ein treuer Diener ihm folgte, der ihm mit Lebensgefahr Nahrung verschaffte. Hier verfaßte er eine Menge Schriften voll Beredsamkeit, die Gläubigen in ihrem Glauben zu stärken und die Kunstgriffe seiner Feinde zu enthüllen. Als Julian den Thron bestieg und den orthodoxen Bischöfen erlaubte, zu ihren Kirchen zurückzukehren, kam auch A. 361 nach Alexandria zurück. Die Milde, mit der er sich gegen seine Feinde benahm, fand in Gallien, Spanien, Italien und Griechenland Nachahmung und führte den Frieden in der Kirche herbei. Aber bald nachdem A. auf der Synode zu Alexandrien das Friedenswerk in der Kirche besiegelt hatte (362), ward sein eigener Lebensfrieden abermals gestört. Julian erfuhr, durch die Predigten des A. würden die heidnischen Tempel entleert, und ergrimmt gab er Befehl zu seiner abermaligen Vertreibung. A. floh frohen Muthes wieder in die thebaische Wüste; seine Weissagung, Julian würde wie eine Wolke vorübergehen, ging schnell in Erfüllung: Julian blieb in der Schlacht, sein Nachfolger Jovian rief den Vertriebenen zurück. Auch jetzt waren noch nicht alle Stürme zu Ende. Als nach 8 Monaten Valens Kaiser ward und die Arianer noch einmal auf kurze Zeit die Oberhand gewannen, mußte er 367 zum fünften mal fliehen. Vier Monate verbarg er sich im Grabe seines Vaters, bis Valens, durch die dringenden Bitten und Drohungen der Alexandriner bewogen, ihm erlaubte, zurückzukehren. Seitdem hat er ungestört sein Amt verwaltet. Am 2. Mai 373 starb der vielgeprüfte Mann ruhig inmitten seiner Gemeinde, «wie ein Vater unter seinen Kindern». Während seiner 46jährigen bischöfl. Amtsführung war er 20 J. in der Verbannung. Der Charakter des A. ist schon zu seinen Lebzeiten verschieden beurtheilt worden. Seinen Gegnern ärger verhaßt als der Tod, von den Seinigen als ein Heiliger verehrt, hat er durch Schrift, Wort und That unter den wechselndsten Schicksalen unerschrocken für einen einzigen großen Gedanken gekämpft, mit dessen Anerkennung nach seiner Ueberzeugung die christl. Kirche stand und fiel. Die gewaltige Härte, welche seine Feinde ihm vorwarfen, haben sie ihm doch, so oft sie die Macht dazu hatten, reichlich vergolten. Ein Kirchenfürst nach dem strengsten Ideale seiner Zeit, hat er trotz seines unscheinbaren Aeußern die Geister in seine Bahnen zu zwingen verstanden und seine Lehre der ganzen Kirche als Erbtheil hinterlassen. In seinen zahlreichen dogmatischen und polemischen Schriften zeigt sich neben glühendem Eifer für kirchliche Orthodoxie eine hohe speculative Begabung, durch welche er seinen Gegnern weit überlegen war, und mit der Wärme tiefster persönlicher Ueberzeugung verbindet sich Klarheit, Umsicht und Bestimmtheit der Darstellung. Seine «Geschichte der Arianer für die Mönche» ist natürlich Parteischrift, aber für die Kenntniß der großen Kämpfe jener Zeit ein unschätzbares Denkmal. Minder bedeutend sind seine exegetischen und moralischen Schriften. Die beste Ausgabe besorgte Montfaucon (3 Bde., Par. 1698). Als eine Ergänzung derselben ist der zweite Band von Montfaucon's «Bibliotheca patrum» (Par. 1706) zu betrachten. Thilo gibt im ersten Bande seiner «Bibliotheca dogmatica selecta» (Lpz. 1853) nur die dogmatischen Hauptschriften. Wichtig, namentlich für die Zeitrechnung, sind die neuerdings in syr. Sprache aufgefundenen Festbriefe des A. (deutsch von Larsow, Lpz. 1852). Eingehende Darstellungen seiner Lehre haben Ritter, Baur, Dorew und Voigt gegeben.

Vgl. Möhler, «A. der Große und die Kirche seiner Zeit» (2 Bde., Mainz 1827); Böhringer, «Kirchengeschichte in Biographien» (Bd. 1, Zür. 1842).

Athapasca oder Athabasca, der indian. Name eines der bedeutendsten Ströme im brit. Nordamerika, welcher früher von den Franzosen Rivière la Biche, von den Engländern Elk-River genannt ward und eigentlich nur der Oberlauf des Mackenziestroms, des bedeutendsten Flusses im amerik. Norden, ist. Derselbe entspringt aus einem Gebirgssee in einem der höchsten Theile der Rocky-Mountains, in der Nähe des Mount Hooker und Mount Brown, unter 51° nördl. Br., nimmt links den Abfluß des Kleinen Sklavensees auf und mündet nach einem im allgemeinen nach NNO. gerichteten Laufe von 140 M. in den über 140 Q.-M. großen Athapascasee. Letzterer erstreckt sich an 45 M. von O. nach W. und empfängt an seinem östl. Ende den Tutaunay, welcher das Wasser des Wollastonsees hinzuführt. Der A. nimmt nach seinem Austritte aus dem Athapascasee den Namen Strong-River an, vereinigt sich bald nachher mit dem aus W. kommenden Undschiga oder Friedensfluß und führt nun seine Gewässer als Großer Sklavenfluß (Great Slave River) in den großen Sklavensee, von welchem aus er dann weiter als Mackenzie (s. d.) in den Arktischen Ocean geht. Nach dem Athabascastrome haben neuere Ethnologen und Linguisten, nach dem Vorgange Gallatin's, mehrere Indianerstämme, welche die weiten Gebiete der Westhälfte des brit. Nordamerika zwischen Churchill und oberm Saskatschewan im S., der Hudsonsbai im O., dem Felsengebirge im W. und dem von Eskimos bevölkerten Küstensaum des Arktischen Oceans im N. als Fischer und Jäger durchschweifen, und in Bezug auf phys. Beschaffenheit, Sitte und Sprache eine große Aehnlichkeit bekunden, unter dem Namen der Athapaskischen Völker zusammengefaßt. Die wichtigste unter diesen Völkerschaften sind die Chepewyans. Dieselben betrachten die Gegenden zwischen dem Großen Sklavensee, dem Athapascasee und dem Missinippi (Churchill) als ihre ursprünglichen Jagdreviere und stehen als Hunters (Jäger) der Hudsonsbai-Compagnie namentlich mit deren Forts am Großen Sklavensee und Athapascasee in Verkehr. Das von ihnen durchschweifte Gebiet, welches auch Chepewyanland heißt, ist reich an Renthieren, die ihnen leicht Subsistenzmittel und Kleidung verschaffen. Indeß gehört das Gebiet größtentheils der Region der Barren Grounds (unfruchtbaren Strecken) an, weshalb sie gezwungen sind, im Winter sich in die im N. gelegene Waldregion und in die Nachbarschaft der großen Seen zurückzuziehen. Die Chepewyans zählen nur etwa 2000 Köpfe, bilden aber den zahlreichsten Stamm der ganzen athapaskischen Familie. Zu letzterer gehören noch die Dogribs oder Hundsrippenindianer, auch Sklaven (Slaves) genannt, im O. des Mackenzie und im N. des Großen Sklavensees, nach dem Martinsee und dem Kupferminenfluß zu; die Hasenindianer (Hare Indians) im N. des Sklavensees am Mackenzie abwärts; die Kupferindianer (auch Birkenrindenmänner) im O. des Sklavensees zwischen Kupferminen- und Großem Fischfluß; die Red-Knives oder Gelbmesserindianer im O. der Dogribs und im NO. des Großen Sklavensees. Während diese Stämme in Bezug auf Sitte, Lebensweise und Sprache nur geringe Unterschiede zeigen, haben die Digothi oder Loucheux am Unterlauf des Mackenzie bis an das Eismeer manches Abweichende, und zeigen Aehnlichkeit mit den benachbarten Eskimos. Etwas ferner stehen die unter sich naheverwandten Biberindianer (Beaver Indians) und die Bergindianer oder Strongbows (wol identisch mit den Sicani oder Sicannies), von denen erstere unter 56—59° nördl. Br. am Friedensfluß (Peace-River), letztere südlich davon am Felsengebirge wohnen. Endlich zählen noch zu den Athapaskischen Völkern die Sarsees oder Sussies, die zwischen den Quellen der Flüsse A. und Saskatschewan jagen; die Tahkali (Tacullies) oder Carriers, die im W. des Felsengebirgs bis zum Küstengebirge unter $52\frac{1}{2}$ bis 56° streifen und somit die einheimische Bevölkerung eines Theils von Britisch-Columbia bilden, und die Katchin, die in den Gebieten westlich des untern Mackenzie zwischen 130 und 150° westl. L. bis zum 65.° nördl. Br. hausen. Nach den in neuester Zeit von Buschmann angestellten Forschungen bilden alle diese Völker zusammen nur den einen Ast eines räumlich ungemein verbreiteten, jedoch in sich theilweise sehr zersprengten Völker- und Sprachenstammes, welcher unter der Bezeichnung des Athapaskischen Völker- und Sprachstammes in die moderne Ethnographie und Linguistik eingeführt worden ist. Derselbe gliedert sich in vier größere Abtheilungen, von denen die erste die genannten Athapaskischen Völker im engern Sinne umfaßt, während eine zweite durch die insularen Völkerreste der Qualhioqua, Tlatskanai, Umpqua und Hoopah in den pacifischen Territorien Oregon und Washington gebildet wird; die dritte Abtheilung umfaßt die Apache (s. d.) mit den Navajos in den südlichsten Theilen der Vereinigten Staaten und den angrenzenden Gebieten Mexicos; die vierte die Gruppe der Kinaivölker

im äußersten Nordwesten Amerikas, als deren wichtigste Glieder die Ugalenzen, Atna, Kinai, Inkilik, Inkalit und die Koltschanen (im Innern des russ. Nordamerika) hervorzuheben sind. Vgl. Buschmann, «Der Athapaskische Sprachstamm» (Berl. 1855) und «Die Verwandtschaftsverhältnisse der athapaskischen Sprachen» (Berl. 1863).

Atheismus (gebildet aus dem griech. atheos, d. i. ohne Gott oder gottlos) bezeichnet Unglauben an das Sein Gottes, oder die Meinung, daß die Vernunftidee von Gott, mag er nun als Persönlichkeit oder als moralische Weltordnung gefaßt werden, keine Realität oder Wirklichkeit habe. Leugnet man blos die Möglichkeit eines hinlänglichen Beweises für das Sein Gottes, so heißt dieses skeptischer A.; glaubt man aber das Nichtsein Gottes durch bestimmte Beweise erhärten zu können, so heißt dieses dogmatischer A., Gottesleugnung. Man unterscheidet theoretischen und praktischen A. Jener verwirft blos die objective Realität der Gottesidee, betrachtet aber das Sittengesetz als das Regulativ unsers Strebens und Thuns, als für uns verpflichtendes Ideal; dieser hingegen betrachtet das Sittengesetz nicht als eine in der Vernunft nothwendig liegende Idee, sondern als eine zufällig durch Erziehung und bürgerliche Verhältnisse entstandene Vorstellung. Dem praktischen A. liegt immer offen oder versteckt der Materialismus zu Grunde, der alles Ideale für nichtig hält. Gottesvergessenheit oder Gottlosigkeit gehört zum praktischen A., als die gänzliche Vernachlässigung der Gottesidee im Handeln, und kann auch bei denen gefunden werden, welche die Realität Gottes theoretisch nicht leugnen. Da der Glaube an Gottes Sein das Sittengesetz heiligt, die Sittenlosigkeit daher nothwendig auf Abschwächung des Glaubens an Gott hinwirkt, so ist zur Zeit eines tiefen sittlichen Verfalls immer auch der A. hervorgetreten, wie unter den Griechen nach dem Zeitalter des Perikles, unter den Römern nach des Augustus Zeit, im Mittelalter bei dem sittlichen Verfall des Klerus und der Laien, und in der sittenlosen Periode in Frankreich vor der Revolution. Niemals aber steht zu fürchten, daß der theoretische oder der praktische A. allgemein werden oder Dauer gewinnen könne. Denn die Gottesidee ist, wie alle Ideen, der Vernunft wesentlich, und die ideale Anschauung steht mit der sinnlichen Anschauung auf gleicher Stufe der objectiven Gültigkeit, indem beiderlei Anschauungen nach einer innern, in der Gesetzmäßigkeit des Erkenntnißvermögens liegenden Nothwendigkeit sich vollziehen, und dieser praktische Glaube sich gegen alle theoretische Zweifel geltend macht, also der Glaube an die Realität der Sinnenwelt gegen den subjectiven Idealismus, und der Glaube an die Realität der Idealwelt gegen den A. und Materialismus. Mit dem Vorwurfe des A. ist man aber zu allen Zeiten zu freigebig gewesen, indem man dabei zu sehr von subjectiven Standpunkten ausging. So beschuldigten die alten Griechen einige ihrer Philosophen, welche nicht die Realität der Gottesidee, sondern die Vielheit der Volksgötter verwarfen, Atheisten zu sein. So wurden in der christl. Kirche, nach Feststellung des Dogmas von der Dreieinigkeit, diejenigen als Atheisten betrachtet und bestraft, welche die Dreipersönlichkeit Gottes oder die Gottheit Christi leugneten. In der neuesten Zeit ging man von der christl.-theistischen Vorstellung von Gott als einer außerweltlichen Person aus, wenn man die Idealisten und Pantheisten (Spinoza, Fichte, Schelling und Hegel) des A. beschuldigte, da sie doch nicht das Sein Gottes leugneten, sondern nur sein Sein als das einer von der Welt abgetrennten Einzelperson in Abrede stellten. (S. Pantheismus.) Den theoretischen A. als ein Verbrechen ansehen und strafen zu wollen, ist ungerecht, da wissenschaftliche Ueberzeugungen nur unter der Bedingung vollkommener Denkfreiheit zu gesunder Entwickelung gelangen können. Ebenso kann auch der praktische A. nur insoweit, als er in widergesetzliche Thaten ausbricht, einer Bestrafung von seiten der bürgerlichen Gesellschaft unterliegen.

Athem, s. Athmen.

Athen (griech. Athēnai; neugriech. Athinae), die Stadt, welche, wenn auch nicht in polit., so doch in culturgeschichtlicher Hinsicht im Alterthum der Haupt- und Mittelpunkt des hellenischen Lebens oder, wie alte Dichter sagen, «das Auge von Hellas», «Hellas von Hellas» gewesen, in der neuern Zeit auch die polit. Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Hellas geworden ist. Die Stadt liegt um und auf einer Reihe von felsigen Hügeln in der geräumigsten Ebene der Landschaft Attika (s. d.), zwischen den Flüssen Ilissos und Kephissos, in gerader Entfernung etwas über 1 St. vom Meere, 2 St. von ihrem spätern Hafenplatze, dem Peiräeus. Ihre ersten Anfänge verlieren sich, wie die älteste Geschichte der ganzen Landschaft, in sagenhaftes Dunkel, indem die gewöhnliche Ueberlieferung dem alten König Kekrops, dem mythischen Ahnherrn des Stammes der Kekropiden, die sich als die ältesten und echtesten Atheuer betrachteten, die Gründung derselben beilegt. Diese älteste Stadt beschränkte sich auf die obere

Fläche eines steilen, nur von W. aus zugänglichen Felshügels, welcher noch später als die Burg (Akropolis) den polit. und religiösen Mittelpunkt, gleichsam den Kern der ganzen Stadt, bildete. Die Fläche wurde, nachdem man sie künstlich geebnet, mit Mauern umgeben und an der Westseite ein starkes Außenwerk mit neun Thoren hintereinander (daher Enneapylon, «das Neunthor», genannt) zur Vertheidigung des Aufgangs errichtet. Innerhalb dieser Befestigung wohnten die alten Landeskönige mit ihren ritterlichen Genossen, hier erhob sich auch der älteste Tempel der Gottheit, unter deren besonderm Schutz die Stadt stand, der «stadtschützenden» Athene (Athene Polias), mit welcher zugleich der die Erde erschütternde Meergott (Poseidon-Erechtheus, daher der Tempel gewöhnlich das Erechtheion hieß) verehrt wurde. Die den Herren der Burg unterthätigen Ackerbauer und Hirten (hauptsächlich Ziegenhirten, wegen des für Pferde-, Rinder- und Schafzucht weniger gut geeigneten felsigen Bodens) siedelten sich am Fuße dieses Hügels, hauptsächlich an der Südseite und Südostseite (daher noch später hier mehrere der ältesten Heiligthümer der Stadt, wie die des olympischen Zeus, des Apollon, des Dionysos u. a., sich befanden) und an den Abhängen der westlich davon sich hinziehenden Hügelreihe an, wo sie in kleinen Hütten wohnten, deren Fundamente zum Theil noch heutzutage an jenen Hügeln in den Felsboden eingeschnitten sichtbar sind. Diese Unterstadt erhielt zunächst dadurch eine Erweiterung, daß infolge der Vereinigung der 12 selbständigen Städte oder Gemeinden, in welche Attika in den ältesten Zeiten zerfiel, zu einem staatlichen Ganzen (was die Tradition dem Theseus zuschreibt), A. zur polit. Hauptstadt dieses Einheitsstaats erhoben wurde. Die Stadt dehnte sich nun auch auf den Raum am nördl. Fuße des Burghügels aus, und zwar waren es besonders Handwerker, namentlich die Mitglieder der in A. angesehenen und zahlreichen Töpferzunft, die sich hier niederließen, daher ein bedeutender Stadttheil in dieser Gegend den Namen Kerameikos (Töpferviertel) erhielt. In der Folgezeit machten sich besonders Peisistratos und seine Söhne durch vielfache Nutz- und Prachtbauten um die Verschönerung der Stadt verdient. Von ihnen rührt wahrscheinlich die Verlegung des Marktes (der Agora) von der Südseite der Akropolis in den jetzt weit lebhaftern nördl. Theil der Stadt her, in den Kerameikos, sowie die Errichtung eines Altars der Zwölfgötter mitten auf dieser neuen Agora, von welchem aus die Entfernungen nach den verschiedenen, durch Straßen mit der Hauptstadt verbundenen Ortschaften bestimmt wurden. Sie begannen einen in großartigem Stile angelegten Neubau des Tempels des olympischen Zeus (Olympieion) südöstlich von der Burg, der nach dem Sturze der Tyrannenherrschaft ins Stocken gerieth, und wahrscheinlich auch eines neuen großen Tempels der jungfräulichen Athene (Parthenon) auf dem höchsten Punkte der obern Burgfläche, der noch vor oder bald nach seiner Vollendung durch die Perser wieder zerstört wurde. Endlich erstreckte Peisistratos seine Sorge auch auf die unmittelbar außerhalb der Stadtmauer gelegenen Locale, indem er die hart an der östl. Stadtmauer am rechten Ufer des Flüßchens Ilissos entspringende Quelle Kallirrhoë, die einzige, die den Bewohnern der Stadt gutes Trinkwasser lieferte, in einen neunröhrigen Brunnen (daher Enneakrunos genannt) fassen ließ und nordöstlich davon einen ausgedehnten Bezirk dem lykischen Apollon als Heiligthum (Lykeion) weihte, das später durch Perikles noch erweitert und verschönert, durch den Redner und Staatsmann Lykurgos zu einem Gymnasion (Anlagen für Leibesübungen aller Art) umgewandelt wurde.

Eine neue, für die Zukunft sehr bedeutungsvolle Anlage erhielt die Stadt um das J. 500 v. Chr., indem damals in dem heil. Bezirk des Dionysos am südöstl. Fuße der Burg, dem Lenäon, das zu dem Limnä (der Brühl) genannten Stadttheile gehörte, ein steinerner Bau für die Zuschauer der dramatischen Vorstellungen, die sich bis dahin mit jedesmal neu aufgeschlagenen Bretergerüsten hatten begnügen müssen, also das erste Theatron, das dann allen spätern Theatern zum Vorbild gedient hat, errichtet wurde. Eine sehr schwere Katastrophe traf die aufblühende Stadt im Perserkriege (480 v. Chr.), als auf Rath des Themistokles sämmtliche Bewohner, mit Ausnahme einiger weniger schwächlicher oder beschränkter Leute, sie verlassen hatten, und die verlassenen Mauern, Häuser und Tempel von dem pers. Heere verwüstet wurden. Allein, kaum war durch den Sieg bei Platää die Vertreibung der Perser entschieden, als die Athener auf die Trümmerstätte zurückkehrten und sich zunächst, nach nothdürftiger Herstellung der Wohnungen, an den Bau einer neuen, erweiterten Stadtmauer begaben, die auf Antrieb des Themistokles in großer Hast, mit Benutzung von allerhand Materialien früherer Bauten, ausgeführt und trotz der Einsprache der Spartaner, die A. gern als unbefestigte Ortschaft gesehen hätten, in kurzer Zeit vollendet wurde. Noch jetzt läßt sich der Gang dieser Stadtmauer an vielen Strecken, besonders an der Westseite, wo sie sich auf dem Rücken der hier das Terrain

der Stadt begrenzenden Felshügel, des Museion, des Pnyx und des sog. Nymphenhügels, hinzog, und an der Süd- und Südostseite, wo sie sich durchaus auf dem rechten Ufer des Ilissos hielt, deutlich erkennen. Ihr Umfang betrug gegen 2 St., wobei freilich alle Einbiegungen und vorspringende Ecken der Mauerlinie mit gerechnet sind. Zahlreiche Thore vermittelten den Verkehr, von denen noch das Melitische und Peiräische an der Westseite, das Thriasische oder Doppelthor (Dipylon), als Ausgangspunkt der Procession von A. nach dem Heiligthume der Demeter in Eleusis auch das «heilige» genannt, und das Acharnische an der Nordseite, das Diomeische und das des Diochares an der Ostseite, endlich das Itonische an der Südseite nachgewiesen werden kann.

Unmittelbar nach der Wiederherstellung der städtischen Befestigung ging Themistokles an die der neuen Hafenstadt, des Peiräeus (Piräus), deren Anlage er schon vor dem Perserkriege, 482 v. Chr., begonnen. Während nämlich die Athener bis dahin die nur etwas über 1 St. von der Stadt entfernte, den Schiffen keinen recht sichern Ankergrund bietende Bucht Phaleron als Hafen benutzt hatten, veranlaßte sie Themistokles, eine neue Hafenstadt auf der 2 St. südwestlich von A. gelegenen felsigen Halbinsel des Peiräeus zu errichten, welche drei schon von Natur ausgezeichnet sichere Häfen, deren enge Eingänge durch Ketten geschlossen werden konnten, darbot: den Haupthafen Peiräeus im engern Sinne, der in zwei Abtheilungen, den Kriegshafen (Kantharos) und den Handelshafen (Emporion), zerfiel, und die beiden an der östl. Seite der Halbinsel befindlichen, Zea und Munichia. Eine hohe und starke Ringmauer diente dieser Anlage sowol nach der Seeseite als nach der Landseite zum Schutz. 457 wurde dann unter der Staatsverwaltung des Kimon diese befestigte Hafenstadt durch eine 2 St. lange Mauer mit der Stadt A. verbunden und eine ähnliche, nur etwas kürzere Mauer auch von der Stadt nach der Bucht Phaleron gezogen, sodaß nun A. durch ein gemeinsames Fortificationssystem mit seinen Häfen verbunden und so gegen jeden Angriff von der Seeseite her trefflich geschützt war. Zur weitern Verstärkung dieser ganzen Fortification wurde dann 444 v. Chr. auf Rath des Perikles noch eine dritte Mauer, in der Mitte zwischen jenen beiden, der von A. nach dem Peiräeus führenden parallel, errichtet. In der Stadt selbst baute Kimon zunächst eine neue Befestigungsmauer an der Südseite der Burg, welche im W., gerade über dem Aufgange zu der obern Burgfläche, durch eine thurmähnliche Bastion (Pyrgos), die diesen Aufgang beherrschte, abgeschlossen wurde. Dann erbaute er in dem nordwestl. Theile der untern Stadt einen stattlichen Tempel in dorischem Stile zu Ehren des Theseus, das sog. Theseion, das, in der christl. Zeit in eine Kirche des heil. Georgios verwandelt und dadurch vor Zerstörung geschützt, noch heutzutage als eine der besterhaltenen Ruinen des alten A. mit seinem Sculpturschmuck aufrecht steht und jetzt als provisorisches Museum zur Aufbewahrung antiker Sculpturwerke und Inschriften benutzt wird; nur das Dach ist erneuert und von den Wänden der Cella sind die Wandgemälde, womit bedeutende Maler, wie Polygnotos und Mikon, sie geschmückt hatten, verschwunden. Ferner sorgte Kimon für die Bequemlichkeit der Spaziergänger durch Anpflanzung von Bäumen auf dem südl. Theile des Marktes sowie in dem Akademia genannten, in der nordwestl. Vorstadt A.s, dem sog. äußern Kerameikos, gelegenen Gymnasion. Auch ein Verwandter des Kimon, Namens Peisianax, machte sich um die Verschönerung der Stadt verdient durch Errichtung einer stattlichen, für Spaziergänge und gesellige Unterhaltung bestimmten Halle an der Nordwestseite des Marktes, die ursprünglich nach ihrem Erbauer die Peisianaktische, dann, als sie durch Polygnotos und einige seiner Kunstgenossen mit histor. Wandmalereien geziert worden, die Bunte Halle (Poikile Stoa) genannt wurde.

Weit bedeutender noch als die des Kimon waren die Leistungen des Perikles für die Verschönerung der Stadt durch großartige, echt monumentale Bauwerke. Das früheste derselben war das in der Nähe des Theaters im heil. Bezirke des Dionysos errichtete Odeion, ein für musikalische Aufführungen bestimmtes Gebäude, dessen zeltförmiges Dach zahlreiche Säulen trugen. Dann verwandte er aber alle seine Aufmerksamkeit und alle die reichen Mittel, welche A. besonders durch die Tribute, welche seine Bundesgenossen für den Schutz, den es ihnen gewährte, zahlen mußten, zu Gebote standen, auf die Ausschmückung der Akropolis, die jetzt nicht mehr als die Burg in fortificatorischem Sinne, sondern nur als Mittelpunkt des Staats in religiöser und künstlerischer Hinsicht betrachtet wurde. Zunächst ließ er durch den Architekten Iktinos an der Stelle und mit Benutzung und Erweiterung der Fundamente des alten, bei der Erstürmung der Stadt durch die Perser zerstörten Parthenon einen neuen, weit prachtvollern und größern Tempel errichten, der noch jetzt in seinen Trümmern das

vollendetste Muster des dorisch-attischen Baustils darbietet. Die architektonische Wirkung wurde noch bedeutend gehoben durch die zahlreichen und meisterhaften Sculpturwerke, mit welchen, unter der Leitung des Bildhauers Pheidias, der Tempel im Innern wie Aeußern geschmückt wurde. Sogleich nach Vollendung des Parthenon (s. d.), 437—32 v. Chr., ließ Perikles durch den Architekten Mnesikles mit einem ungeheuern Kostenaufwande (über 3 Mill. Thlr.) einen neuen prachtvollen Eingang zur Akropolis errichten, die sog. Propyläen, die noch jetzt in ihren Haupttheilen, mit Ausnahme der Bedachung, erhalten sind. Ein aus gefurchten Marmorplatten angelegter Weg führte in mehrfachen Windungen an der Westseite des Burghügels empor zu einer von sechs dorischen Säulen, deren Zwischenräume nach beiden Seiten zu symmetrisch abnahmen, gebildeten Vorhalle, an welche sich zur Ausfüllung der ganzen Breite der Westseite des Hügels zwei Seitengemächer von verschiedener Größe, das nördliche zur Aufstellung von Gemälden, das südliche wahrscheinlich zum Wachtlocal bestimmt, anschlossen. Hinter der Vorhalle lag eine Mittelhalle, deren mit Malerei und Vergoldung gezierte Decke sechs ionische Säulen trugen, und die im O. durch eine, von fünf an Höhe und Breite nach den Seiten zu symmetrisch abnehmenden Thoren durchbrochene Wand abgeschlossen wurde, vor welcher wieder eine, der westlichen ganz gleiche Vorhalle sich erhob. Da nun durch diese Anlage die kimonische Bastion am Westende der südl. Burgmauer ihre fortificatorische Bedeutung verloren hatte, so benutzte man sie jetzt zur Errichtung eines kleinen, äußerst zierlichen ionischen Tempels der Athene als Siegesgöttin (Athena Nike), dessen äußerer Fries mit Reliefs (an drei Seiten Kämpfe zwischen Athenern und Persern, an der Ostseite einen uns unbekannten attischen Mythos darstellend) geschmückt war; größere meisterhaft ausgeführte Reliefs, welche Siegesgöttinnen in verschiedenen Situationen zeigen, bildeten eine Marmorbalustrade um den Unterbau des Tempels, neben welchem auch eine berühmte, von Alkamenes gearbeitete Statue der dreigestaltigen Göttin Hekate aufgestellt war. Das zierliche Bauwerk ist, nachdem es die Türken um 1684 behufs der Anlage einer großen Schanze abgebrochen hatten, bei der Wegräumung dieser Schanze 1835 fast vollständig wieder aufgefunden und durch die Architekten Schaubert und Hansen unter Leitung des Archäologen Ludwig Roß hergestellt worden.

Durch den Ausbruch des Peloponnesischen Krieges (431 v. Chr.), der die Kräfte des attischen Staats von Anfang an bedeutend in Anspruch nahm, wurde die bauliche Thätigkeit in A. zwar bedeutend eingeschränkt, aber doch nicht ganz unterbrochen. Man ging nun daran, den ältesten und heiligsten unter den Tempeln der Akropolis, das sog. Erechtheion, neu herzustellen, wobei man den ursprünglichen Grundplan, die Vereinigung der beiden Heiligthümer, der Athene Polias und des Poseidon-Erechtheus, unter Einem Dache, festhielt. Das ganze Gebäude, dessen Vollendung, durch die Drangsale des Kriegs verzögert, erst 407 v. Chr. erfolgte, erhielt ein äußerst stattliches Ansehen durch Anlage einer doppelten Vorhalle, einer östlichen mit sechs und einer nördlichen mit vier ionischen Säulen Fronte (letztere hatte außerdem noch zwei Säulen zwischen den Ecksäulen und der Wand), durch Anfügung eines Vorbaues, dessen Dach von sechs lebensgroßen Marmorstatuen athenischer Jungfrauen (Koren) getragen wird, an der Südseite, und durch die Einrichtung von drei, von Halbsäulen eingerahmten Fenstern an der Westwand. Noch jetzt ist das Gebäude, trotz mehrfacher Umgestaltungen (erst in eine christl. Kirche, dann in ein türk. Serail, später in ein Kriegsmagazin) und Beschädigungen, in seinem trümmerhaften Zustande das Muster der ionisch-attischen Bauweise in ihrer schönsten Entfaltung. Der für A. unheilvolle Ausgang des Peloponnesischen Kriegs (404 v. Chr.) führte auch die Zerstörung eines der bedeutendsten Werke der Blütezeit herbei: die Athener wurden durch die siegreichen Spartaner genöthigt, die Befestigung des Peiräeus sowie die langen Mauern, welche diese mit der Stadt verbanden, zu schleifen. Allein bald wurde durch ein kleines Häuflein entschlossener Männer das Joch der Spartaner und der durch sie gestützten Aristokratie abgeschüttelt, eine neue Flotte geschaffen und durch den tapfern Admiral Konon mit pers. Subsidien die für A.s Sicherheit so nothwendigen Befestigungswerke wiederhergestellt (393 v. Chr.). Ein neuer schwerer Schlag traf A., wie das ganze Griechenland, durch die Schlacht bei Chäroneia (338); aber durch die einsichtsvolle Staatsverwaltung des Lykurgos (338—26) wurden die Finanzen des Staats wieder geregelt, sodaß auch wieder bedeutendere Bauten auf Staatskosten ausgeführt werden konnten. So wurde im Theater nun auch die Bühne mit ihrer Rückwand aus Stein aufgeführt, in der jenseit des Ilissos gelegenen östl. Vorstadt A.s, Agrä, ein Stadion, d. h. ein Local zur Abhaltung der gymnastischen Wettkämpfe am Feste der Panathenäen eingerichtet und im Peiräeus durch den Architekten Philon ein großartiges Seezeughaus (Skeuotheke oder Hoplotheke)

errichtet. Auch wohlhabende Privatleute thaten das Ihrige zu Verschönerung der Stadt. Beweis davon gibt das noch erhaltene, 335 errichtete choragische Monument des Lysikrates (im Volksmunde jetzt die Laterne des Demosthenes genannt) östlich von der Akropolis, ein rundes Marmortempelchen mit korinth. Säulen, deren Zwischenräume durch convexe Marmorplatten geschlossen sind, und einem kuppelförmigen Dache mit candelaberähnlichem Aufsatze, auf welchem ein eherner Dreifuß stand; ferner das leider jetzt zerstörte, 320 vor einer Grotte im Burgfelsen oberhalb des Theaters aufgeführte choragische Monument des Thrasyllos, ein von drei Pfeilern gestützter Oberbau, auf dem eine Marmorstatue des Dionysos mit einem Dreifuß im Schoße saß.

Als nach dem Tode Alexander's d. Gr. der letzte Versuch der Griechen, ihre Selbständigkeit gegen die Uebermacht Macedoniens zu wahren, durch den traurigen Ausgang des Lamischen Kriegs (322 v. Chr.) gescheitert war, und nun auch A. macedon. Besatzung aufnehmen und sich durch macedon. Creaturen regieren lassen mußte, hörte die Ausführung von Bauwerken durch den Staat sowol als durch Privatleute fast ganz auf. Allein der Glanz, der noch immer die, wenn auch gedemüthigte Stadt umstrahlte, veranlaßte nun auswärtige Fürsten zur Errichtung von Bauwerken, deren Inschriften den zahlreichen, die Stadt besuchenden Fremden den Ruhm ihrer Stifter verkündeten. So ließ der König Ptolemäos Philadelphos von Aegypten nahe der Nordseite des Marktes ein Gymnasion errichten, in welchem sich auch eine Bibliothek befand, König Eumenes von Pergamon eine Säulenhalle hinter der Bühne des Theaters theils für die Vorübungen der dramatischen Chöre, theils zur Zuflucht für die Zuschauer bei plötzlich eintretendem Regenwetter, dessen Nachfolger Attalos eine ausgedehnte Halle (Stoa) im Kerameikos, von welcher noch bedeutende Mauerreste erhalten sind. König Antiochos Epiphanes von Syrien unternahm die Vollendung des seit der Vertreibung der Peisistratiden unterbrochenen Baues des Olympieion, ein Unternehmen, das jedoch wiederum infolge des Todes des Königs nicht zu Ende geführt wurde. Auch die röm. Herrschaft hatte anfangs für A. nichts Drückendes, namentlich blieb die Stadt von den Beraubungen durch Wegführung berühmter Kunstwerke, wie sie die röm. Feldherren in so vielen andern Städten Griechenlands verübten, fast ganz verschont. Nur einmal mußte sie einen schweren polit. Fehler schwer büßen. Als sie im Kriege der Römer gegen den König Mithridates von Pontos die Partei des letztern ergriffen hatte, wurde die Stadt, die Akropolis und der Peiräeus von Sulla mit Sturm erobert (86 v. Chr.). Die Befestigungen des Peiräeus, das große Seezeughaus und die langen Mauern wurden von dem Sieger geschleift und seitdem nicht wiederhergestellt. A.s Seemacht verfiel, und der Peiräeus sank zu einer unbedeutenden, auf wenige Häuser zunächst am Hafen beschränkten Ortschaft herab. Aus A. selbst schleppte Sulla, außer einigen Weihgeschenken, eine Anzahl Säulen von dem unvollendeten Olympieion fort. Das von Perikles erbaute zierliche Odeion neben dem Theater war während der Belagerung von den Vertheidigern der Burg, welche fürchteten, das Holzwerk desselben könnte von den Feinden zu Belagerungsmaschinen benutzt werden, abgetragen worden, wurde aber bald darauf durch den König Ariobarzanes II. von Kappadocien wiederhergestellt. Um dieselbe Zeit errichtete ein Privatmann, Andronikos aus der Stadt Kyrrhos in Syrien (Kyrrhestes), auf einem freien Platze östlich von der Agora ein seltsames, noch jetzt erhaltenes und vom Volke «der Thurm der Winde» genanntes Bauwerk, einen achteckigen Marmorthurm mit Reliefdarstellungen der acht Hauptwinde. Auf dem Dache war ein beweglicher Triton, mit dem Stabe in der Hand, angebracht, der den jedesmal wehenden Wind anzeigte, unter den Winden eine Sonnenuhr; im Innern stand eine Wasseruhr, die aus einem, an die Südseite des Thurmes angebauten Reservoir gespeist wurde, dem eine auf Bogen ruhende Leitung von der Quelle Klepsydra am Nordabhange der Akropolis her das Wasser zuführte.

Auch die Begründer der röm. Monarchie, Julius Cäsar und Augustus, erwiesen sich, trotz mancher polit. Fehltritte der Athener, freundlich gegen dieselben, wie besonders der Umstand zeigt, daß die Athener aus den von jenen gespendeten Gaben nordöstlich von der Agora ein kleines Heiligthum der Athena Archegetis (ein an drei Seiten von Mauern umschlossenes Tempelchen mit vier dorischen Säulen an der Vorderseite) errichteten, das mit Statuen mehrerer Mitglieder der kaiserl. Familie geschmückt war und zugleich als Eingangshalle zu einem von Mauern umschlossenen, wahrscheinlich für den Oelhandel bestimmten Platze diente. Die Façade des Bauwerks ist noch jetzt erhalten und wird gewöhnlich fälschlich als «das Thor der neuen Agora» bezeichnet. Ferner erbaute Agrippa, der Freund des Augustus, ein Theater im Kerameikos, das Agrippeion, wofür ihn die Athener durch Errichtung einer Statue am Aufgang der Akropolis, vor dem nördl. Flügel der Propyläen, deren gegen 25 F. hohes,

ziemlich plumpes Piedestal noch jetzt am Platze steht, ehrten; wie sie auch ihre Dankbarkeit gegen Augustus dadurch bekundeten, daß sie noch bei seinen Lebzeiten auf der Akropolis östlich vom Parthenon einen der Göttin Roma und dem Erretter Augustus geweihten Rundtempel erbauten. Der größte Wohlthäter A.s aber war der Kaiser Hadrian, unter dessen Regierung die Stadt einen neuen Aufschwung nahm und in reicherm Maße als je vorher durch mit kaiserl. Pracht ausgeführte Neubauten verherrlicht wurde. Zunächst führte er ein fast sechs Jahrhunderte früher begonnenes und trotz mehrfacher Ansätze unvollendet gebliebenes Werk, den Tempel des olympischen Zeus, in großartiger Weise aus. Die sehr umfangreiche Cella, in welcher eine Kolossalstatue des Gottes aus Gold und Elfenbein aufgestellt wurde, war an den Langseiten von zwei, an den Schmalseiten von drei Reihen mächtiger, über 60 F. hoher, korinth. Säulen umgürtet, von denen 15 noch jetzt aufrecht stehen, während eine 16., durch einen heftigen Sturm umgestürzt, am Boden liegt. Den Säulenwald selbst umgab ein sehr ausgedehnter, mit einer Mauer umschlossener heil. Bezirk (Peribolos), in welchem zahlreiche Weihgeschenke, namentlich auch Statuen des Kaisers, von Athen und vielen andern griech. Städten gestiftet, standen. In der Umgebung des Tempels wurde ein ganz neues Stadtviertel angelegt und dem Kaiser zu Ehren Hadrianupolis genannt. Mit der Altstadt verband diesen Stadttheil ein noch jetzt stehender Thorbogen, der auf der einen Fronte die Inschrift trägt: «Das ist Athen, die ehemalige Stadt des Theseus», auf der andern: «Das ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt». Ferner baute Hadrian theils in dieser Neustadt, theils in der Altstadt einen Tempel des panhellenischen Zeus und der Hera, ein Pantheon, ein reichverziertes, von Säulenhallen aus kostbarem phrygischen Marmor umschlossenes Bibliothekgebäude und ein umfangreiches, mit 100 Säulen aus afrik. Marmor geschmücktes Gymnasion. Dem letztern gehören wahrscheinlich die ausgedehnten Mauerreste mit einer korinth. Vorhalle an der Westseite an, welche den Bazar der jetzigen Stadt umschließen. Auch unter den Nachfolgern Hadrian's, den Antoninen, hatte A. dem Wohlwollen des Antoninus Pius die Anlage einer Wasserleitung, die der Stadt mehrere Meilen weit von Norden her Wasser zuführte, der Freigebigkeit eines überaus reichen Privatmannes, des Herodes Attikos, neue Verschönerungen zu danken. Letzterer ließ nicht nur die Steinsitze des Stadion mit Platten pentelischen Marmors überkleiden, sondern erbaute auch zum Andenken an seine verstorbene Gattin Regilla am südwestl. Fuße der Akropolis ein für etwa 6000 Zuschauer berechnetes Odeion oder Theater, das 31 Reihen von mit Marmor bekleideten Sitzstufen, eine Orchestra für die Chöre und eine Bühne mit einer hohen, von Bogenfenstern durchbrochenen Rückwand enthielt und mit einem kunstreich construirten Dache aus Cedernholz bedeckt war. Mit Ausnahme dieses Daches ist das Bauwerk, wie eine vor wenigen Jahren unternommene Ausgrabung gezeigt hat, noch in allen seinen wesentlichen Theilen erhalten. In dieser Zeit seiner Nachblüte unter den Antoninen wurde A. von Pausanias (s. d.) besucht, der im ersten Buche seiner «Periegesis» eine genaue Beschreibung der Stadt und ihrer wichtigern Bau- und Kunstdenkmäler hinterlassen hat.

Noch geraume Zeit nach dem Besuche des Pausanias, bis in die byzant. Zeit, erfreute sich A. eines verhältnißmäßig blühenden Zustandes. Es blieb, trotz der zahlreichen, besonders von Theodosius und dessen Nachfolgern erlassenen Edicte gegen das Heidenthum, der Mittelpunkt der heidnischen Bildung, wurde von den Kaisern, abgesehen von der Wegführung einiger Kunstwerke zum Schmuck der neuen Reichshauptstadt Byzanz, freundlich behandelt, und auch bei den verschiedenen Einfällen barbarischer Völker, wie der Gothen (gegen welche schon unter dem Kaiser Valerianus die Befestigungswerke ausgebessert wurden) und der Vandalen, kam die Stadt immer sehr glimpflich weg. Erst gegen Ende des 6. christl. Jahrh., als Kaiser Justinian die Schulen, in welchen bis dahin Rhetorik und heidnische Philosophie gelehrt worden war, definitiv schließen ließ, sank A., dessen Tempel nun entweder zerstört oder in christl. Kirchen umgewandelt wurden, zu einer ziemlich unbedeutenden byzant. Provinzialstadt herab, obwol es den Titel «Metropolis» (Mutterstadt, Hauptstadt) Attikas behielt und unter seinen Bischöfen mehrere gelehrte und bei ihren Zeitgenossen hoch angesehene Männer zählte. Der Umfang der Stadt wurde, wol infolge der Erneuerung der Ringmauern durch Justinian, bedeutend vermindert, sodaß dieselbe sich im wesentlichen auf die Gegend um den nördl. und östl. Fuß des Burghügels beschränkte. Unter der Herrschaft der Franken in Griechenland (seit 1204) wurde A. die Hauptstadt eines gleichnamigen Herzogthums, welches, außer den Landschaften Attika und Böotien, einige Striche von Phokis und der Insel Euböa umfaßte und zunächst während der größern Hälfte des 13. Jahrh. im Besitze der burgund. Familie de la Roche war, von der es durch Erbschaft an Hugo von Brienne und dann an dessen Sohn Walther überging.

Hierauf geriethen Stadt und Herzogthum in die Hände der catalonischen Söldner, welche den Walther von Brienne, der sie in seine Dienste genommen, erschlagen hatten (1312). Von diesen wurde das Herzogthum einige Zeit später unter die Oberherrlichkeit der Könige von Neapel gestellt, die es durch in A. residirende Statthalter regierten, bis 1394 König Ladislaus den Florentiner Nerio (Reniero) Acciajuoli zum Herzog von A. ernannte, dessen Familie sich im Besitze des Herzogthums behauptete bis 1456, wo der türk. Feldherr Omar A. eroberte.

Die Zeit der türk. Herrschaft, während welcher A. zu dem Paschalik von Negroponte (Euböa) gehörte und durch türk. Wojwoden unter dem Befehle jenes Paschas regiert wurde, war eine Zeit tiefen Verfalls für die Stadt. A. bildete jetzt ein kleines Landstädtchen von 6—8000 E., welche, abgesehen von den Türken, in deren Händen fast alles Grundeigenthum lag, zum größten Theil nicht einmal griech., sondern meist albanes. Herkunft waren. Weitläufig, mit engen und krummen Gassen, ohne Mauern (erst 1778 wurde eine dünne Mauer mit vorspringenden Thürmen, hauptsächlich aus Materialien antiker Bauwerke, um die Stadt aufgeführt), bot es ein getreues Bild der Verkommenheit der ganzen griech. Nation dar. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Alterthums, von den Türken mit roher Verachtung, von den Griechen, resp. Albanesen, mit stumpfer Gleichgültigkeit betrachtet, geriethen mehr und mehr in Verfall, ja wurden zum Theil gewaltsam zerstört. So ward der zierliche Tempel der Athene Nike von den Türken zur Anlage einer Bastion vor den Propyläen abgebrochen. Das Parthenon erlitt bei der Belagerung A.s durch die Venetianer unter Morosini 1687 durch eine auf sein Dach gefallene Bombe erhebliche Beschädigung und sah sich theils damals durch die Venetianer, theils am Anfange unsers Jahrhunderts durch den brit. Gesandten bei der Hohen Pforte, Lord Elgin, eines großen Theils seines Sculpturschmucks beraubt. Das choragische Denkmal des Thrasyllos und ein kleiner, in ionischem Stile erbauter, später in eine Kirche verwandelter Tempel am Ilissos wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. von den Griechen selbst abgebrochen. Glücklicherweise war bereits vor dem Eintritt dieser Zerstörungen im westl. Europa wieder ein regeres Interesse für die Alterthümer A.s erwacht, das mehrere Gelehrte und Künstler veranlaßte, die noch erhaltenen Reste jener Denkmäler selbst aufzusuchen und durch Beschreibungen und Zeichnungen weitern Kreisen zugänglich zu machen. So hatte der Marquis de Nointel, franz. Gesandter bei der Hohen Pforte, 1674 durch einen in seiner Begleitung befindlichen Maler, Jacques Carrey, eine Anzahl der interessantesten Denkmäler A.s, namentlich die Sculpturwerke des Parthenon, zeichnen lassen. Das Jahr darauf kamen die Reisenden Jacques Spon und George Wheler nach A., welche später in ihren Reisebeschreibungen Berichte über die dort von ihnen gesehenen Denkmäler des Alterthums veröffentlichten. Namentlich aber erwarben sich die engl. Architekten Stuart und Revett ein großes Verdienst, indem sie 1751—54 sorgfältige Messungen und Zeichnungen aller damals noch in A. vorhandenen antiken Monumente ausführten und diese in dem Werke «Antiquities of Athens» (4 Bde., Lond. 1762—1816; deutsch von Wagner, Darmst. 1830—33 veröffentlichten.

Der griech. Freiheitskampf war zunächst eine Periode der Zerstörung und Verwüstung für die Stadt A. Nachdem die Burg nach längerer Belagerung unter Leitung des Franzosen Bautier 21. Juni 1822 in die Hände der Griechen gefallen, wurde 15. Aug. 1826 die Stadt von den Türken wiedererobert. In der Akropolis leistete eine heldenmüthige Schar noch beinahe ein Jahr lang Widerstand, die aber, nach mehrern vergeblichen Versuchen sie zu entsetzen, 5. Juni 1827 auch dieses letzte Bollwerk der griech. Freiheit dem Feinde übergeben mußte. Ein großer Theil der griech. Bevölkerung hatte damals die fast ganz in einen Schutthaufen verwandelte Stadt verlassen, und erst nach der Einstellung der Feindseligkeiten (1829), besonders aber nachdem durch die londoner Conferenz (3. Febr. 1830) Attika dem neugeschaffenen griech. Staate einverleibt worden war, kehrten die meisten der Ausgewanderten zurück und errichteten sich Holz- oder Lehmhütten zwischen den Schutthaufen. Bald fanden sich auch einige Ansiedler aus andern Theilen Griechenlands sowie Fremde aus verschiedenen Ländern des westl. Europa ein. Aber auch nach der Thronbesteigung König Otto's, der 6. Febr. 1833 den griech. Boden betrat, blieb A. im wesentlichen ein großer Trümmerhaufen, bis es infolge seiner Erhebung zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Hellas (Dec. 1834) binnen wenig Jahren eine überraschende Neugestaltung erhielt.

Dieses neue A., von den Neugriechen Athinae genannt, liegt nördlich und östlich von der Akropolis, und erstreckt sich namentlich nach der Nordseite zu, wo die meisten und elegantesten neuen Häuser erbaut und auch Boulevards angelegt sind, bedeutend über die Grenze der alten Stadt hinaus. Die Mehrzahl der Straßen sind gerade gezogen und von ausreichender Breite.

Die bedeutendsten sind die Straße des Hermes, die in der Richtung von W. nach O., und die des Äolos, die von S. nach N. den größten Theil der Stadt durchschneidet. Das bedeutendste Bauwerk der Stadt ist das an der Ostseite derselben gelegene, von Friedrich von Gärtner errichtete, sehr geräumige königl. Palais, das mit seiner Façade aus pentelischem Marmor einen stattlichen, wenn auch durch die allzu große Zahl der Fenster etwas beeinträchtigten Eindruck macht. Außer diesem ist etwa noch das Universitätsgebäude im nordöstlichsten Theile der Stadt und die auf dem sog. Nymphenhügel westlich von der Stadt gelegene Sternwarte, eine Stiftung des Baron Sina in Wien, zu erwähnen. Die Stadt zeigt sich, mit Ausnahme des großen und schönen Gartens hinter dem königl. Palais, dessen Stiftung und Pflege hauptsächlich der Königin Amalie zu verdanken, ziemlich arm an Gärten und Baumwuchs. Von Anstalten zur Pflege der Wissenschaften und Künste besitzt A., abgesehen von den niedern und Mittelschulen (unter denen das nach seinem Gründer Arsakion genannte Töchterinstitut hervorzuheben), eine im Mai 1836 eröffnete Universität, an der bis 1843 auch deutsche Professoren, wie Ulrichs und Roß, gewirkt haben (1864 war nur der Professor der Chemie, Landerer, ein Deutscher), und deren Frequenz sich vor den Umwälzungen, welche den Thronwechsel zur Folge hatten, bis auf nahe an 600 Studenten aus allen von Griechen bewohnten Ländern belief; ferner zwei Gymnasien, eine durchaus auf dem Standpunkte eines Gymnasiums stehende Vorbereitungsschule für künftige Theologen (die sog. Rhizarische Schule), eine polytechnische Schule, ein Cadettenhaus, ein Schullehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek, eine archäol. Gesellschaft, welche eine archäol. Zeitschrift herausgibt und neuerdings mehrfache Ausgrabungen unternommen hat, eine von der franz. Regierung gegründete und unterhaltene Anstalt, durch welche jungen franz. Gelehrten Gelegenheit zu archäol. und topogr. Forschungen in Griechenland gegeben wird (die sog. École française), endlich ein Theater, in welchem den Winter über in der Regel eine ital. Operngesellschaft sich hören läßt. In administrativer Hinsicht ist A. der Hauptort des Kreises (Nomos) Attiko-Böotien und als solcher der Sitz eines Kreisdirectors (Nomarchen), ferner der Hauptort des Bezirks (Eparchia) Attika und eine selbständige Gemeinde (Dimos), an deren Spitze ein Bürgermeister (Dimarchos) und ein Gemeinderath stehen. Als Handelsplatz ist es nicht unwichtig, wenn es auch in dieser Beziehung hinter manchen andern griech. Städten, wie namentlich hinter Patras und Syra (Hermupolis), zurücksteht; die Gewerbthätigkeit ist unbedeutend. Die Einwohnerzahl der Stadt beträgt (1861) 41298 Seelen; die Hafenstadt Peiräeus, die ebenfalls wieder im Aufblühen begriffen ist, zählt 6425 E. Vgl. über Topographie, Alterthümer und Geschichte A.s: Leake, «Topographie von A.» (2. Aufl., übersetzt von Baiter und Sauppe, Zür. 1844); Forchhammer, «Topographie von A.» (Kiel 1841); Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862); Graf de Laborde, «Athènes au 15me, 16me et 17me siècles» (2 Bde., Par. 1854); Roß, «Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland» (Berl. 1863).

Athenagŏras, ein platonischer Philosoph, angeblich aus Athen, der in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. lebte und als Lehrer zu Alexandria wirkte, sich aber dem Christenthum zuwandte und um 176—79 n. Chr. die «Legatio pro Christianis» verfaßte, eine an den Kaiser Marc Aurel und dessen Sohn Commodus gerichtete Apologie des Christenthums, in welcher er die Christen gegen die unter den Heiden umlaufenden Beschuldigungen des Atheismus, der Blutschande und des Essens geschlachteter Kinder mit philos. Geist und in lichtvollem, bündigem Vortrag rechtfertigte. Nachdem diese Schrift zuerst von Konrad Gesner (Par. 1557) herausgegeben worden, machten sich um die Kritik derselben besonders Dechair (Orf. 1706) und der Benedictiner Maran (Par. 1742) verdient, welchen sich in neuester Zeit Paul (Halle 1856) und vor allen Otto im «Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi» (Bd. 7, Jena 1857) angeschlossen haben. Die Ausgabe des letztern begreift auch noch eine andere Schrift des A., die für die philos. Religionslehre noch jetzt wichtige Abhandlung «De resurrectione mortuorum» (zuerst Löwen 1541).

Athenāis, eine Athenienserin von großer Schönheit und Bildung, erhielt von ihrem Vater, dem Sophisten Leontinos, eine vortreffliche Erziehung. Um nach dem Tode des letztern der harten Behandlung ihrer Brüder, denen der Vater sein ganzes Vermögen vermacht hatte, zu entgehen, begab sie sich nach Konstantinopel. Augusta Pulcheria, die Schwester und Lenkerin des Kaisers Theodosius II., wurde durch ihre Schönheit und Geistesvorzüge so angezogen, daß sie dieselbe zur Gemahlin ihres kaiserl. Bruders bestimmte. A. ließ sich taufen und nahm den Namen Eudoxia an. Nachdem sie, seit 421 mit dem Kaiser vermählt, diesem eine Tochter geboren hatte, unternahm sie eine feierliche Wallfahrt nach Jerusalem. Später jedoch wurde sie, auf

Betrieb der Pulcheria und infolge der Verleumdungen des Eunuchen Chrysaphios vom Hofe verwiesen. Sie starb 460 zu Jerusalem, wo sie unter manchen Kränkungen von seiten ihrer Feinde in Andachtsübungen die letzten 11 J. ihres Lebens zugebracht hatte. Ihre Schriften, unter denen ein Heldengedicht von den Thaten des Theodosius in den Kriegen gegen die Perser, ein anderes, welches das Märtyrerthum des Cyprianus und der Justina behandelte, sowie auch die metrischen Bearbeitungen mehrerer biblischer Bücher rühmend erwähnt werden, sind verloren gegangen.

Athenäum (griech. Athenaion; ital. Ateneo) war ein Tempel der Athene oder Minerva zu Athen, in welchem Gelehrte und Dichter ihre Werke vorzulesen pflegten. Zu gleichem Zwecke errichtete der Kaiser Hadrian nach seiner Rückkehr aus dem Orient um 133—39 n. Chr. zu Rom in der Gegend des Forums das berühmte A., eine Art Akademie, die sich bis ins 5. Jahrh. erhielt, und worin theils Unterricht in der Poesie und Rhetorik von eigens dazu bestellten Lehrern ertheilt wurde, theils Schriftsteller ihre Producte öffentlich vorlasen, wie dies im allgemeinen schon seit Augustus Sitte war. In neuerer Zeit hat man das Wort auch als Name für verschiedene höhere Unterrichtsanstalten und wissenschaftliche Vereine (besonders in Italien) sowie auch als Collectivtitel für Zeitschriften gebraucht.

Athenäus, ein griech. Rhetor und Grammatiker, aus Naukratis in Aegypten, lebte zu Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., anfangs in Alexandria, später in Rom. Er hat ein Werk, «Gastmahl der Gelehrten» («Deipnosophistae»), in 15 Büchern, von denen wir aber das zweite und den Anfang des dritten nur noch im Auszuge besitzen, geschrieben, in welchem in Gesprächsform fast alle Gegenstände der alten griech. Sitte, des häuslichen und öffentlichen Lebens, der Kunst und der Wissenschaft behandelt werden. Der Verlust einer Menge von Dichtern und andern Schriftstellern ist uns durch diese Sammlung wenigstens zum Theil ersetzt worden. Von der wichtigen Ausgabe des Casaubonus erschienen zuerst Text und die Uebersetzung (Genf 1597), dann der Commentar (Lyon 1600), und endlich beide zusammen (Lyon 1612 und zuletzt 1664). Vollständig und auf neue handschriftliche Vergleichungen begründet ist die Ausgabe von Schweighäuser (14 Bde., Strasb. 1801—7). Gute Handausgaben haben Dindorf (3 Bde., Lpz. 1827) und Meineke (3 Bde., Lpz. 1859) geliefert.

Athene, s. Minerva.

Athenodōrus (griech. Athenodoros), aus Tarsos gebürtig, ein Anhänger der stoischen Philosophie, der um die Zeit der Geburt Christi in Rom lebte. Er war der Lehrer des Kaisers Augustus und ist nicht mit dem ältern A. Kordylion, der ebenfalls aus Tarsus gebürtig und Vorsteher der pergamenischen Bibliothek sowie Lehrer des Cato von Utica war, zu verwechseln. Schriften besitzen wir von keinem der beiden.

Aether ist nach den kosmologischen Anschauungen des Alterthums eine der Grundsubstanzen, aus denen sich das Weltall gebildet, oder auch die Weltseele selbst, aus der alles Leben hervorgeht. Später stellte man sich den A. als den Himmelsraum vor und demnach als die Wohnung der Götter, in welcher Zeus als allgebietender Herrscher thront. Nach der Kosmogonie des Hyginus zeugt Chaos mit der Caligo die Nacht, den Tag, den Erebos und den A., aus dessen Vereinigung mit dem Tage wieder Erde, Himmel und Meer hervorgeht. Aus der abermaligen Vereinigung des A. mit der Erde entstehen dann die Giganten, Titanen und die Personificationen des Lasters. Nach Hesiod ist der A. durch den Erebos und die Nacht erzeugt, welche aus dem Chaos hervorgegangen sind. Die neuern Naturphilosophen und Physiker begreifen unter A. eine äußerst feine, im ganzen Weltraume verbreitete und diesen ausfüllende Materie, deren Existenz zwar nicht direct bewiesen werden kann, die man aber nothwendig annehmen muß, um die Fernwirkungen der Stoffe aufeinander, der Schwere, der allgemeinen Gravitation sowie der Licht- und der Wärmeerscheinungen erklärlich zu finden. Scheinbar steht mit dieser Annahme in Widerspruch, daß die Planeten bei ihrer Bewegung um die Sonne keinen merklichen Widerstand erfahren, wie ihn eine im Weltraume verbreitete Materie entgegensetzen müßte; allein dieser Umstand wird durch die im Verhältniß zur Dichtigkeit der Planeten geringe Dichtigkeit des A. erklärlich, vermöge deren dieser Widerstand zu gering ist, um eine in die Beobachtung fallende Wirkung hervorzubringen. Zudem haben sich in der Bewegung einiger genau beobachteter Kometen, die Körper von viel geringerer Dichte als die Planeten sind, wirklich Zeichen eines solchen Widerstandes mit Bestimmtheit zu erkennen gegeben. Nach Euler ist der A. fast 39 Mill. mal dünner und gegen 1300mal elastischer als die atmosphärische Luft.

Aether, fälschlich Schwefeläther, früher Naphtha genannt, heißt in der Chemie ein wasserhelles, dünnflüssiges Liquidum, das angenehm riecht, brennend schmeckt, bei ungefähr

34° C. siedet und bei 0° das specifische Gewicht 0,74 hat. Der A. wurde zuerst 1540 von Valerius Cordus dargestellt, und 1730 machte Frobenius, der auch zuerst den Namen brauchte, wieder auf ihn aufmerksam und prüfte manche Eigenschaften desselben. Jener zuerst dargestellte und am längsten bekannte A. ist aber nicht der einzige, sondern es gibt noch eine ganze Anzahl analoger chem. Verbindungen, welche A. genannt und durch verschiedene Zusätze im Namen unterschieden werden, und alle diese A. bilden dann wieder mit vielen andern Stoffen zahlreiche Verbindungen und zusammengesetzte Aetherarten, von denen auch ein großer Theil in neuerer Zeit technische Verwendung gefunden hat. Die verschiedenen A. lassen sich darstellen aus den verschiedenen Alkoholen, und zwar am leichtesten durch Erhitzen derselben mit concentrirter Schwefelsäure und Abdestilliren des so entstehenden A. Der Vorgang bei dieser Aetherbildung läßt sich auf folgende Weise erklären. Ein Alkohol kann betrachtet werden als eine dem Wasser analoge Verbindung. Das Wasser besteht aber aus zwei Atomen Wasserstoff und zwei Atomen Sauerstoff. Den Wasserstoff nennt man das Radical des Wassers. Durch viele chem. Einwirkungen kann der Wasserstoff durch andere Radicale ganz oder zur Hälfte aus jedem Wasseratom verdrängt werden. Das neueintretende Radical kann entweder ein einfaches, d. h. ein Element sein, und wäre es z. B. ein Metall, so entstände ein Metalloxyd, wie ja, wenn man Eisen in Wasser oder feuchte Luft legt, Eisenoxyd (Rost) sich bildet. Es gibt aber auch viele zusammengesetzte, aus mehrern verbundenen Elementen bestehende Radicale, die auch den Wasserstoff aus seiner Sauerstoffverbindung, dem Wasser, ganz oder theilweise verdrängen können. Hierher gehört besonders eine Reihe von Verbindungen des Kohlenstoffs mit dem Wasserstoff, das Methyl, Aethyl, Propyl, Butyl, Amyl, Capryl, Cetyl u. s. w., die sich durch ihren verschiedenen Kohlenstoffgehalt unterscheiden, und zwar so, daß die erstern immer kohlenstoffärmer sind als die letztgenannten. Wird nun in dem Wasser durch irgendeine Einwirkung eins von den beiden Wasserstoffatomen durch ein Atom eines der genannten zusammengesetzten Radicale ersetzt, so entsteht der entsprechende Alkohol, durch den Eintritt des Methyls der Methylalkohol oder Holzgeist, durch den Eintritt des Aethyls der Aethylalkohol oder Weingeist, durch den des Amyls der Amylalkohol oder das Fuselöl. Ein Alkoholatom wäre demnach als ein Wasseratom aufzufassen, in welchem eins der beiden Wasserstoffatome durch einen, ein zusammengesetztes Radical bildenden Kohlenwasserstoff ersetzt worden ist. Verdrängt man aber auch noch das zweite Wasserstoffatom durch ein solches Kohlenwasserstoff-Atom, so entsteht ein A. Am leichtesten geht, wie schon bemerkt, diese Verdrängung vor sich durch Einwirkung von Schwefelsäure auf einen Alkohol. Beim Mischen des Alkohols mit Schwefelsäure bilden sich Wasser und eine Aetherschwefelsäure, indem das Aetherradical (Methyl, Aethyl u. s. w.) aus dem Alkoholatom aus- und in das Schwefelsäureatom eintritt und Methyl-, Aethylschwefelsäure u. s. w. bildet, wobei es ein Wasserstoffatom aus der Schwefelsäure verdrängt, welches nun wieder an seine Stelle in das frühere Alkoholatom eintritt und Wasser bildet. Erhitzt man die gebildete Aetherschwefelsäure mit überschüssigem Alkohol, so zerfällt sie wieder, indem sie das zweite Wasserstoffatom aus dem Alkohol an sich reißt und zu gewöhnlicher Schwefelsäure sich zurückbildet, dafür aber ihr Atom Methyl, Aethyl u. s. w. in den Alkohol eintreten läßt, sodaß dieser sich in den entsprechenden A. verwandelt. Erhitzt man ein Gemisch zweier Alkohole, z. B. Aethyl- und Amylalkohol, mit Schwefelsäure, so bilden sich zunächst auch zwei A., also hier Aethyl- und Amyläther. Aber es kann auch theilweise aus der in der Mischung entstandenen Aethylschwefelsäure das Aethylatom in den Amylalkohol und das Amylatom aus der Amylschwefelsäure in den Aethylalkohol eintreten. Dadurch entstehen zugleich auch noch Doppeläther, im vorliegenden Falle der Aethyl-Amyläther. Die Doppeläther wurden zuerst 1851 von Williamson dargestellt. Schematisch läßt sich die chem. Zusammensetzung der A. im Vergleich zu der der Alkohole und des Wassers an folgendem Beispiele übersehen:

Wasser	Aethylalkohol	Amylalkohol
Wasserstoff } Wasserstoff } Sauerstoff.	Aethyl } Wasserstoff } Sauerstoff.	Amyl } Wasserstoff } Sauerstoff.
Aethyläther	**Amyläther**	**Aethyl-Amyläther**
Aethyl } Aethyl } Sauerstoff.	Amyl } Amyl } Sauerstoff.	Aethyl } Amyl } Sauerstoff.

Mit Säuren bilden die A. zusammengesetzte A., indem der Hauptbestandtheil einer Säure, das Säureradical, an die Stelle eines der beiden Atome des Aetherradicals in den A. eintritt, z. B.:

Salpetersäure-Aethyläther		Essigsäure-Aethyläther	
Salpetersäureradical Aethyl	Sauerstoff.	Essigsäureradical Aethyl	Sauerstoff.

Man nennt diese Aethyläther oft kurzweg Salpeteräther, Essigäther u. s. w. Interessant sind auch die basischen, dem Ammoniak analogen Verbindungen, welche die Aetherradicale mit dem Stickstoff eingehen können, das Methylamin, Aethylamin, Amylamin u. s. w. Da das Ammoniak aus drei Atomen Wasserstoff mit einem Atom Stickstoff besteht, so kann man diese Basen als Ammoniake auffassen, in denen der Wasserstoff theilweise oder ganz durch das Aetherradical verdrängt ist. Folgendes Schema wird dies verdeutlichen:

Ammoniak		Methylamin		Bimethylamin		Trimethylamin	
Wasserstoff Wasserstoff Wasserstoff	Stickstoff.	Methyl Wasserstoff Wasserstoff	Stickstoff.	Methyl Methyl Wasserstoff	Stickstoff.	Methyl Methyl Methyl	Stickstoff.

Das Trimethylamin findet sich reichlich in der Heringslake und gibt ihr den charakteristischen Geruch. Aehnlich wie das Methyl können auch Aethyl, Butyl u. s. w. solche basische Verbindungen eingehen. Die nach dem Schema des Methylamin gebildeten nennt man Amidbasen, die nach dem Bimethylamin constituirten heißen Imidbasen und die nach dem Trimethylamin Nitrilbasen. Die Aetherradicale können sich ferner auch verbinden mit Chlor, Jod, Brom zu Jodäthyl, Chlormethyl u. s. w., ebenso mit vielen Metallen, wie z. B. mit Zink zu Zinkäthyl, Zinkmethyl u. s. w. Durch Entziehung eines Theils ihres Wasserstoffs entstehen aus den Aetherradicalen eine Reihe Kohlenwasserstoffe, aus dem Aethyl das Aethylen oder Elayl, aus dem Propyl das Propylen, aus dem Amyl das Amylen u. s. w. Diese sind besonders deshalb interessant, weil sie auch, umgekehrt, aus nur mineralischen Bestandtheilen zusammengesetzt und aus ihnen dann wieder die entsprechenden Alkohole und A. gebildet werden können. Es ist dies ein wichtiger Schritt auf dem Wege, die sog. organischen Verbindungen auf rein chem. Wege aus ihren Grundbestandtheilen darzustellen, was man sonst für rein unmöglich und für den Beweis der Existenz einer besondern Lebenskraft neben den rein chem. und physik. Kräften hielt.

Bezüglich der Eigenschaften der einfachen wie der zusammengesetzten A. ist vor allem auf die Verschiedenheit des Siedepunkts der verschiedenen A. hinzuweisen, indem dieser Siedepunkt um so höher, je kohlenstoffreicher das betreffende Aetherradical ist. So liegt der Siedepunkt des Methyläthers bei 21° C. unter dem Gefrierpunkte, der des gewöhnlichen oder Aethyläthers bei 34° über dem Nullpunkte, der des Butyläthers bei 100°, der des Amyläthers bei 176°, der des Cetyläthers bei 300°. Die meisten A. sind bei 0° flüssig, nur der Methyläther ist bei dieser Temperatur schon gasförmig, der Cetyläther eine feste, krystallinische Masse, die bei 55° schmilzt. Von den einfachen A. findet nur der gewöhnliche oder Aethyläther eine technische Verwendung. In Betreff seiner Eigenschaften ist noch zu bemerken, daß er leicht entzündlich, daß er mit rußender Flamme brennt und daß sein mit atmosphärischer Luft gemengter Dampf mit größter Heftigkeit explodirt, sobald er mit einer Flamme in Berührung kommt. Ein Stück erwärmtes Platinblech, in ein Glas gehalten, auf dessen Boden sich etwas A. befindet, wird im Aetherdampfe von selbst glühend, und dieser verwandelt sich dabei durch langsame Verbrennung in Aldehyd, Essigsäure, Ameisensäure und einige andere Producte. Der Aethyläther wird im großen fabrikmäßig nach der von Boullay angegebenen Methode der continuirlichen Aetherbereitung dargestellt. Es wird in einer kupfernen Blase ein Gemisch von 9 Theilen engl. Schwefelsäure und 5 Theilen 90procent. Weingeist erhitzt, und die bei 140° siedende Flüssigkeit dadurch immer auf gleichem Niveau erhalten, daß man durch ein in die Blase führendes, in die Flüssigkeit eintauchendes Rohr stets so viel Weingeist nachfließen läßt, als A. abdestillirt. Auf diese Weise kann man eine unbegrenzte Menge Weingeist durch dieselbe Quantität Schwefelsäure in A. verwandeln. Der A. ist als Lösungsmittel vieler Stoffe wichtig für den Chemiker, den Pharmaceuten und den Techniker. Er löst Schwefel, Phosphor, Jod, Brom, mehrere Salze, die Harze, flüchtigen Oele, Fette, Alkohole und Aetherarten, Gerbsäure, mehrere Alkaloide, Bitterstoffe, Farbstoffe u. s. w. Die Collodium genannte Lösung der Schießbaumwolle in A. und Weingeist wird besonders in der Chirurgie und Photographie verwendet. Ein Gemisch von 1 Theil A. und 3 Theilen Weingeist bildet den als belebendes, auf die Nerven wirkendes Mittel benutzten Hoffmann'schen Geist (liquor anodynus Hoffmanni). Im thierischen Organismus bewirkt der A. Trunkenheit, sein Dampf, in größerer Menge eingeathmet, Empfindungs- und Besinnungslosigkeit. Man hat daher den

A. zum Anästhesiren (s. d.) benutzt, später aber als anästhetisches Mittel das Chloroform vorgezogen. Auch das zu diesem Zwecke angewendete Amylen, ein aus dem Aetherradical Amyl abgeleiteter Kohlenwasserstoff, hat sich nicht recht bewährt. Von den übrigen Aethyläthern findet das Chloräthyl als spiritus muriatico-aethereus, der Salpetrigesäure-Aethyläther als spiritus nitrico-aethereus, sowie der Essigsäure-Aethyläther oder Essigäther Anwendung in der Medicin. Viele zusammengesetzte Aethyläther, wie der Essig-, Salz-, Butter- und Salpeteräther finden technische Anwendung in der Spirituosenfabrikation, um den Liqueuren, wie Rum, Cognac u. a., ihren charakteristischen Geruch zu ertheilen. Viele A., wie der Essigsäure- und Valeriansäure-Amyläther, werden ihres Wohlgeruchs halber in der Parfumerie und der Conditorei verwendet. Die erstern sind schon seit längerer Zeit im Gebrauch, die letztern aber erst seit kurzem. Im Handel kommen verschiedene Flüssigkeiten vor, welche als Aepfel-, Birnen-, Ananasöl u. s. w. bezeichnet werden. Diese Fruchtäther oder Fruchtessenzen sind zusammengesetzte A., von denen man 1 Theil in 6—10 Theilen Weingeist löst. Der Aepfeläther ist Valeriansäure-Amyläther, der Birnenäther Essigsäure-Amyläther, der Ananasäther Buttersäure-Aethyläther; der Aprikosenäther ist derselbe wie der vorige, nur mit etwas Amylalkohol; der Kirschenäther besteht aus einem Gemisch von Essigsäure- und Benzoësäure-Aethyläther; der Erdbeeräther aus Essigsäure- und Buttersäure-Aethyläther mit Essigsäure-Amyläther. Diese A. werden, je nach der gewünschten Stärke des Geruchs, in verschiedenem Verhältniß in Weingeist gelöst und in der Regel ihr Geruch noch durch einen geringen Zusatz von Chloroform erhöht. Sie sind jedenfalls auch in den Früchten selbst, durch den Vegetationsproceß gebildet, vorhanden, denn sie geben deren Geruch vollkommen wieder.

Aetherische Oele oder flüchtige Oele nennt man eine ganze Reihe von tropfbaren, nicht fetten Flüssigkeiten, welche meist aus dem Pflanzenreiche, seltener aus dem Thier- oder Mineralreiche stammen, theils fertig gebildet in der Natur sich finden, theils durch chem. Zersetzung verschiedener Substanzen erzeugt werden, und von denen als allgemeine Charaktere nur die angeführt werden können, daß sie einen ausgezeichneten (jedoch höchst mannichfaltigen) Geruch und einen starken (meist brennendscharfen) Geschmack haben, flüchtig und destillirbar, im Wasser sehr wenig auflöslich sind und entweder blos aus Kohlenstoff und Wasserstoff, oder aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen. Einige feste Körper, bei welchen diese Charaktere zusammentreffen, pflegt man wol auch unter die ätherischen Oele zu rechnen, gewöhnlich aber als Kampfer (s. d.) zu bezeichnen, weil der unter diesem speciellen Namen bekannte Stoff ihr Hauptrepräsentant ist. Da die meisten aus Pflanzen gewonnenen ätherischen Oele von angenehmem Geruche sind, eben durch diesen einen charakterisirenden Bestandtheil der Pflanzen ausmachen und durch Destillation aus denselben abgeschieden werden, so sind auch die Namen aromatisches oder wohlriechendes Oel, wesentliches Oel oder Essenz und destillirtes Oel als nahezu gleichbedeutend mit ätherischem Oel gebräuchlich. In völlig reinem Zustande sind die ätherischen Oele wahrscheinlich alle farblos; wie sie gewöhnlich vorkommen, haben die meisten eine gelbe oder braune, wenige eine andere Farbe (z. B. das Kamillenöl eine blaue, das Cajeputöl eine grüne). Fast alle sind specifisch leichter als Wasser. Viele unter ihnen sind aus zwei oder mehrern Substanzen gemischt und trennen sich, namentlich wenn sie der Kälte ausgesetzt werden, in einen flüssig bleibenden und einen in fester Gestalt sich ausscheidenden kampherartigen Theil; ersterer wird Eläoptén, letzterer Stearoptén genannt. Der Kochpunkt der ätherischen Oele liegt meist bedeutend höher als jener des Wassers und im allgemeinen um 130 oder 140° R.; werden sie aber mit Wasser destillirt, so werden ihre Dämpfe von jenen des Wassers bei der Siedhitze des letztern mitgerissen, und die Oele destilliren dann über, ohne selbst zu kochen. Hierauf beruht die gewöhnlichste Gewinnungsart der vegetabilischen ätherischen Oele, welche darin besteht, daß man die aromatischen Pflanzentheile (vorzüglich Blumen) mit Wasser in eine Destillirblase gibt und erhitzt. In der Vorlage sammelt sich dann Wasser, welches einen geringen Theil Oel aufgelöst enthält, während die größte Menge des letztern obenauf schwimmt oder zu Boden sinkt, je nachdem es schwerer oder leichter ist als Wasser. Nur aus solchen weichen Pflanzentheilen, welche sehr reich an ätherischem Oele sind und dasselbe in verhältnißmäßig großen Bläschen eingeschlossen enthalten, kann dasselbe durch Auspressen gewonnen werden, wie z. B. bei den Citronen- und Pomeranzenschalen der Fall ist. Dagegen enthalten einige wohlriechende Pflanzen so wenig ätherisches Oel, daß dieses sämmtlich in dem zur Destillation angewendeten Wasser aufgelöst bleibt (z. B. die europ. Rosen), oder daß man es durch Behandlung der Blüten mit einem fetten Oele auszuziehen genöthigt ist. Auf letzterm Wege wird aus Veilchen, Reseda, Jasmin u. s. w. das

Aroma mittels reinen Olivenöls gewonnen, und man ist für die Anwendung auf den Gebrauch dieses parfumirten fetten Oels beschränkt.

Die Anzahl der ätherischen Oele ist sehr groß. Unter denen des Pflanzenreichs sind das Rosenöl, Neroli-, Pfeffermünz-, Anis-, Kamillen-, Lavendel-, Zimmt- und Bittermandelöl u. s. w. sauerstoffhaltig, das Terpentin-, Nelken-, Citronenöl u. a. sauerstofffrei (nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff zusammengesetzt). Bei der geistigen Gärung entsteht das Fuselöl. Das Thierreich bietet ätherische Oele dar in den Ameisen, dem Bibergeil und Zibeth u. s. w. Das merkwürdigste ätherische Oel aus dem Mineralreiche ist das Steinöl, Berg- oder Erdöl, welches nur Wasserstoff und Kohlenstoff als Bestandtheile enthält. Durch die zerstörende (trockene) Destillation von vegetabilischen und thierischen sowie von kohlehaltigen Mineralkörpern entstehen nebst andern Producten auch stets ätherische, aber übelriechende Oele, welche man unter der Benennung brenzliche Oele oder Brandöle zusammenfaßt; dahin gehören die Oele des Steinkohlen-, Braunkohlen- oder Torftheers (Steinkohlenöl, Benzol, Schieferöl, Photogen oder Hydrocarbür u. s. w.), das Bernsteinöl, Harzöl, Asphaltöl, Hirschhornöl u. s. w. Die Anwendung der ätherischen Oele ist eine sehr ausgebreitete und mannichfaltige. Die wohlriechenden Arten werden zum Parfumiren, die daneben auch angenehm schmeckenden zu Liqueuren, gewisse wohlfeile Oele zu Firnissen oder zum Brennen in Lampen gebraucht; manche dienen auch als Arzneimittel. Die theuern Oele werden nicht selten aus Gewinnsucht verfälscht durch Zusatz von wohlfeilern Arten, Weingeist oder fettem Oel; zur Erkennung solchen Betrugs ist meist eine große Uebung des Geruchsinnes oder eine chem. Untersuchung erforderlich.

Aethicus, richtiger Ethicus, ist der Name eines gewöhnlich in das 5. Jahrh. n. Chr. gesetzten lat. Schriftstellers, welchem ohne hinlängliche Berechtigung zwei kleine Kosmographien zugeschrieben werden, die zuerst Simler (Basel 1575), dann am besten Gronov im Anhange zu seinem «Pomponius Mela» (Leyd. 1722) herausgegeben hat. Die erste derselben enthält fast nur Nomenclatur und scheint den Text zu einer Landkarte darzustellen, während die zweite eine zusammenhängende Beschreibung der drei Welttheile gibt. Nichts gemein mit diesen ursprünglich lat. Schriften hat eine andere Kosmographie, welche in mehrern alten Handschriften enthalten ist und auch den Gelehrten des 15., 16. und 17. Jahrh. bekannt war, aber für eine Fälschung gehalten wurde, bis sie neuerdings von Avezac in den «Mémoires» der Akademie der Inschriften (Bd. 19, Par. 1852) sowie dann nach einer leipziger Handschrift mit kritischer Einleitung von Wuttke (Lpz. 1854) herausgegeben ward. Sie gibt sich als das Werk eines Ethicus Hister, eines Christen von scythischer Herkunft, und als ursprünglich griechisch geschrieben, aber von dem Kirchenvater Hieronymus um 400 in einen lat. Auszug gebracht. Letzteres ist jedoch eine Unmöglichkeit, da im Werke selbst histor. Beziehungen vorkommen, die bis in das 6. Jahrh. hineinführen. Vgl. Pertz, «De cosmographia Aethici» (Berl. 1853). Roth (in den «Heidelberger Jahrbüchern», Jahrg. 1854 u. 1855) hält das Werk für einen durch zwei berühmte Namen aufgestutzten histor.-geogr. Roman der Merovingerzeit.

Aethiopien. Die Entstehung und älteste Geschichte des äthiop. Reichs ist in Dunkel gehüllt: die einheimischen geschichtlichen Erinnerungen sind erloschen und, soweit sie nicht schriftlich aufgezeichnet sind, verloren, und auswärtige Nachrichten fehlen. Bis auf die Mitte des 13. Jahrh. sind von der polit. Geschichte nur noch die Namen der Könige oder Königshäuser, zum Theil mit Angabe ihrer Regierungsdauer, erhalten. Diese einheimischen Königsverzeichnisse führen übereinstimmend das äthiop. Königsgeschlecht auf den israel. König Salomo zurück, indem sie die axumitische Königin Makeda (als Königin von Saba, 1 Kön. 10) zu Salomo reisen und ihr von Salomo einen Sohn, Ebna Hakim (auch Menilehek genannt), den Ahnherrn der äthiop. Könige, gezeugt werden lassen. Ein durch und durch erdichtetes, erst tief im Mittelalter, aber in classischem Geez (äthiop. Schriftsprache) geschriebenes Buch «Kebra-Nagasht» (ein Theil der sog. Chronik von Axum), hat dieses Märchen zu einer ausführlichen romanhaften Erzählung ausgeschmückt. Eine Liste von etlichen und 20 Königen führt von da an das Geschlecht herunter bis auf König Bazen, unter dem Christus geboren worden sein soll. Dann folgt eine Liste von 31 Namen (die auch abgekürzt zu 10 und 14 Namen vorliegt) bis auf die Brüder-Könige Ela-Abreha und Asbeha, unter denen Abba-Salâma (Frumentius) das Christenthum gebracht haben soll (nach 330); beide wurden Christen, und nach Einer Nachricht sollen sie Axum (s. d.) gebaut haben (was übrigens mit den auswärtigen Nachrichten nicht stimmt). Die Namen dieser Könige sind größtentheils aus dem Geez nicht erklärbar und wahrscheinlich der Sprache eines andern Stammes, als der das Geez redete, angehörig. Aus vielen Anzeichen, namentlich auch aus Sprache und Schriftcharakter, ist mit Sicherheit zu schließen,

daß die semit. Volksstämme und das Herrschergeschlecht, welche das Christlich-Aethiopische Reich mit der Hauptstadt Axum bildeten, aus Südarabien eingewandert sind. Wann diese Einwanderung vor sich ging, ist nicht zu sagen, schwerlich schon zur salomonischen Zeit. Aus dem Titel «König von Axum und Himjar», den noch die Könige in den Salt'schen und Rüppell'schen Inschriften führen, ergibt sich, daß das Reich anfangs Theile von Südarabien und Abyssinien zugleich umfaßte, und die Möglichkeit liegt vor, daß die semit. Colonisten in Afrika ursprünglich von Südarabien aus beherrscht wurden, daß erst mit der Zeit der Herrschersitz nach Axum kam und Himjar in das Verhältniß einer Provinz des Axumitischen Reichs herabsank, bis es endlich ganz verloren ging. Ist dies der Hergang, dann hätten wir in den meisten der genannten Königsnamen eher südarab. als äthiop. Namen zu suchen. Im übrigen ergibt sich aus der Art und Weise, wie die (Salt'sche) griech. Inschrift des Königs Aizanes und die (Rüppell'schen) äthiop. Inschriften des Königs Tazena sich an die große adulitanische griech. Inschrift des Ptolemäus Euergetes anschließen, daß das neuaufblühende Axumitische Reich die Cultur der unter den Ptolemäern an der abyssin. Küste gegründeten Colonien sich dienstbar machte und in ihr Erbe eintrat. Auch die bisjetzt gefundenen, aber noch nicht gehörig entzifferten altabyssin. Münzen scheinen mit Hülfe auswärtiger Kunst geprägt; wenigstens haben die äthiop. Könige des Mittelalters keine Münzen mehr geprägt.

Auch die fernere Geschichte ist noch sehr dunkel. Für die Zeit von Abreha und Asfbeha bis auf die Zâguêdynastie, deren Emporkommen wir in das 10. Jahrh. setzen müssen, sind wieder verschiedene lange Listen von Königsnamen in Umlauf, deren Mangel an Uebereinstimmung wol hauptsächlich aus der Vielnamigkeit der äthiop. Könige zu erklären ist. Nur bei einigen derselben sind zugleich noch kurze geschichtliche Nachrichten erhalten, namentlich daß unter König Alamida die neun Heiligen aus dem Römischen Reich kamen und den Glauben richtig machten, daß auf ihn Tazena und dann Caleb folgte, der das Reich theilte, auch schließlich die Krone niederlegte und Mönch wurde, und auf diesen Gabra-Masqal, der viele Kirchen baute. Der Kriegszug des Königs Elesbaas von A. gegen den jüd. König Du-Nuwâs von Himjar zur Rache für dessen Christenverfolgungen zur Zeit des griech. Kaisers Justin (um 522), von dem griech. Schriftsteller erzählen, wird in einigen äthiop. Büchern ziemlich übereinstimmend von Caleb erzählt, weshalb man Caleb und Elesbaas für identisch zu halten berechtigt ist. Nach dem äthiop. Synaxar (Acta Sanctorum) wurde um 750 von einem äthiop. König ein Feldzug gegen Oberägypten zur Rache der verfolgten Christen an dem omajjadischen Herrscher von Aegypten gemacht. Im übrigen ist auch über diese lange Periode des Aethiopischen Reichs, in welche die erste Blüte des christl. Lebens und Schriftthums in Abyssinien fällt, fast nichts überliefert. Der letzte König dieser Reihe war Delnaod, dem das Reich von dem nichtsalomonischen Hause Zâguê geraubt wurde. Nach einer andern Nachricht dagegen folgte auf Delnaod's Nachfolger Mabâi zunächst das ungläubige und böse Weib Guedith (auch Esâtô genannt), welche die christl. Kirchen zerstörte, dann einige andere Könige, und dann erst die Herrscher vom Hause Zâguê. Die Salomonische Dynastie wurde bis auf einen Prinzen, der in Schoa Zuflucht fand, ausgerottet; er führte das Geschlecht fort, und von ihm stammte im achten Geschlecht der spätere König Jekunô-Amlâk ab. Die Dauer der Regierung des Hauses Zâguê (nach den meisten Berichten 11 Könige) wird zwischen 330 und 376 J. angegeben. Anders als man nach seinen Anfängen erwartete, hatte dieses Haus mehrere durch ihren Eifer für das Christenthum ausgezeichnete Herrscher, wie Jemrehana-Christos, Lalibalâ, Naakuetô-Laab; besonders Lalibalâ (heilig gesprochen) ist durch die vielen kunstvollen, schönen Kirchen, die er durch ägypt. Werkmeister ganz in Felsen lebendigen Gesteins aushauen ließ, berühmt geworden (sie wurden später meist von Granje zerstört). Ueber Berührungen mit dem Islam in Arabien oder Aegypten wissen die einheimischen Bücher nichts mehr zu berichten.

Etwas nach der Mitte des 13. Jahrh. kam in Jekunô-Amlâk die alte Salomonische Dynastie wieder auf den Thron und blieb nun in ununterbrochenem Besitz. Nach allen Erinnerungen war es der Abuna Tâcla-Haimânôt, der berühmteste Mönchsheilige A.s, durch dessen Eifer und Beistand die Wiedereinsetzung der alten Dynastie ermöglicht wurde. Von Jekunô-Amlâk an werden die Nachrichten fester, sicherer und zusammenhängender, obgleich auch die Chroniken seiner nächsten Nachfolger (mit Ausnahme des Amda-Zion) verloren sind, und erst mit dem bedeutenden Herrscher Zar'a-Jacob (1434—68 nach Bruce) die ausführlichen Annalen beginnen. Die dritthalb Jahrhunderte von Jekunô-Amlâk bis auf Zar'a-Jacob's Sohn Baëda-Morjam, 1468—78, und Enkel Alexander, 1478—95, bilden die zweite, ja wahrscheinlich die eigentliche Blütezeit des Aethiopischen Reichs, in welcher es seine weiteste

Ausdehnung in Afrika erlangte. Die Könige wußten in diesem Zeitraum ihr Ansehen und die christl. Herrschaft zu wahren, blieben in ihren Kämpfen mit den umliegenden kleinern Reichen und Stämmen, namentlich auch mit dem moslem. Adâl, siegreich und machten manche derselben sich zinsbar. Im Innern ließen sie sich die Befestigung und Ordnung der Kirche sowol als der Verwaltung angelegen sein; Zar'a-Jacob namentlich, der auch Gesandte auf die Kirchenversammlung in Florenz schickte, verdient in dieser Beziehung mit Auszeichnung genannt zu werden. Auch aus der damals neuaufblühenden literarischen Thätigkeit des Volks kann man auf eine glückliche Lage des Reichs zurückschließen. Im übrigen freilich bewegen sich die polit. Ereignisse meist nur um die Verhältnisse des Hofes und der höchsten Beamten, Dämpfung von Unruhen und Handhabung der königl. Autorität in den einzelnen Provinzen, haben daher für die allgemeine Geschichte keine Bedeutung.

Von König David (Lebna-Dengel, 1508—40) an beginnt das Reich, das bisher den auswärtigen Feinden siegreich Widerstand geleistet hatte und eine Burg des Christenthums in Afrika war, zu sinken, also ungefähr von derselben Zeit an, da die Portugiesen den Verkehr mit Abyssinien aufgenommen hatten. Zu diesem Verfall des Reichs wirkten der Reihe nach die Moslems, die heidnischen Gallavölker und die portug.-röm. Bekehrungsversuche zusammen. Die alten Feinde der Abyssinier, die Moslems von Adâl, bekamen durch die Hülfe der Türken und deren bessere Schießwaffen in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. das Uebergewicht über die Abyssinier. Namentlich war es Achmed, genannt Granje, Sultan von Adâl, der unter Lebna-Dengel die abyssin. Provinzen der Reihe nach eroberte, überall die Menschen mordete, Kirchen, Klöster und Dörfer, besonders in Tigre, verwüstete, Schätze raubte, sodaß der König nur noch in unzugänglichen Schlupfwinkeln Zuflucht fand. Auch der Untergang vieler älterer abyssin. Schriftwerke und anderer Monumente war eine der beklagenswerthen Folgen dieser Misgeschicke. Gegen diesen Feind der äthiop. Christen schickte auf die Bitte David's der König von Portugal Christoph de Gama mit 450 Musketieren und einigen Geschützen zu Hülfe. Sie trafen unter David's Nachfolger Claudius (Assnâf-Sagad, 1450—59) ein, und mit ihrer Hülfe gelang es nach und nach, sich des siegreichen Vordringens der Moslems und des Sultans Granje zu erwehren (1543). Doch alle Provinzen konnten auf die Dauer nicht geschützt werden, und einige Punkte der östl. Grenze, namentlich Häfen, gingen bald ganz an die Türken verloren. Noch mehr aber als diese Kriege trugen zur Schwächung des Reichs bei die räuberischen Einfälle der wilden, aber tapfern Nomaden vom Gallavolk aus dem Süden her. Während der Kriege mit den Moslems waren sie schon gefährlich geworden; ihre Einfälle begannen in bedeutenderm Maßstab in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., besonders von König Sarssa-Dengel (Malak-Sagad, 1563—95) an. Das Aethiopische Reich hatte nie Festungen oder nur bedeutende Städte, und wenn das Heer geschlagen war und nicht leicht zu vertheidigende Felsen und Pässe oder Flüsse schützten, lag von jeher das Land der Plünderung und Verwüstung offen. Dem Andrang dieser Gallastämme war der Süden des Reichs bis tief in das Innere hinein nun über ein Jahrhundert lang ausgesetzt, und wie ein Stamm von ihnen das Reich Adâl zu Grunde richtete, so überschwemmten andere allmählich die schönsten und reichsten Provinzen Abyssiniens und nahmen sie in Besitz. Erst am Anfang des 18. Jahrh. ließ ihr Ungestüm nach und wurde ihre Kraft, zum Theil durch verheerende Krankheiten, gebrochen, sodaß Gallas in abyssin. Provinzen zum Theil wieder dem König zinsbar wurden, theilweise sich auch allmählich mit der christl. Bevölkerung amalgamirten. Endlich kamen dazu noch die innern kirchlichen Streitigkeiten und Bürgerkriege, welche die wiederholten Bekehrungsversuche des röm. Hofs in das Reich brachten. Schon unter dem unglücklichen Lebna-Dengel, der die Portugiesen zu Hülfe rief, bekam die röm. Kirche Anlaß, ihre Missionare dorthin zu schicken. Zwar die erste größere jesuitische Mission, mit Nonius Barretus und Andreas Oviedus an der Spitze, die 1556 dorthin abging, konnte unter den Königen Claudius, Minas (1559—63) und Sarssa-Dengel (1563—95) keinen rechten Boden gewinnen und war am Ende des 16. Jahrh. ganz fehlgeschlagen; aber viele Streitigkeiten waren dadurch in das Reich geworfen und manche geheime Liebhaber der röm. Kirche blieben zurück. Erst unter König Susneus (1605—32) gelang es den Jesuiten, festen Fuß zu fassen. Susneus unterwarf sich dem röm. Stuhl, nahm Alfons Mendez als röm. Patriarchen von Abyssinien bei sich auf und suchte mit Gewalt die einheimische Religion zu unterdrücken, röm. Bekenntniß und röm. Gottesdienst einzuführen. Doch sah selbst er durch den offenen Aufstand seines Volks sich schließlich genöthigt, die Religionsübung wenigstens freizugeben, und unter seinem Nachfolger Fasilides (1632—65) wurden die Jesuiten mit ihrem Anhang aus dem Lande geschafft und der röm. Kirche dort ein

Ende gemacht. Vereinzelte Reactionsversuche der römisch Gesinnten im Anfang des 18. Jahrh. hatten keinen Erfolg. Ein guter Theil der Kraft des Volks und Reichs wurde in diesen innern Zwisten vergeudet.

Die Geschichte der Könige des folgenden Jahrhunderts, Johannes (1665—80), Jasus I. (1680—1704), Tacla-Haimanôt I. (1704—6), Theophilus (1706—9), Justus (1709—14), David IV. (1714—19), Bacuffa (1719—29), Jasus II. (1729—53), bietet wenig Bemerkenswerthes. Am Ende dieses Zeitraums, unter Joas (1753—69), waren nicht blos schon einzelne Provinzen ganz abgerissen, sondern auch die Macht des Königs über die übrigen ganz gesunken, und ein Ras Michael (ursprünglich Statthalter von Tigre) hatte thatsächlich die wirkliche Königsmacht an sich gerissen, die er auch unter dem folgenden Könige Johannes II. (1769) und eine Zeit lang unter Tacla-Haimanôt II. (1769—76) behauptete. Die Könige aus dem Hause Salomo's waren nur noch Namenkönige und Spielbälle in der Hand der Ras (Häuptlinge), die sich um die Oberherrschaft und Bevormundung des Königs streiten. Die Hauptprovinzen wurden meist selbständig und unabhängig voneinander, und die Geschichte des Aethiopischen Reichs verlief sich in eine Reihe von fortwährenden Bürgerkriegen der scheußlichsten Art, bis es endlich in neuerer Zeit dem Häuptling Theodor gelang, die Hauptprovinzen des Landes seiner Herrschaft zu unterwerfen. (S. Abyssinien.)

Die Könige führten den Titel Negûsh (auch Nagâshi) oder Negûsha-Nagasht (Oberkönig, Kaiser). Außer ihren Eigennamen hatten sie noch einen oder mehrere Reichsnamen, die sie sich bei ihrer Thronbesteigung beilegten. Ihre Residenz war in ältester Zeit in Axum, von Jekunô-Amlâk an eine Zeit lang in Tegulet in Schoa, später in Gondar in Dembea, obwol Axum noch lange die Krönungsstadt blieb. Doch residirten die Könige wenigstens in den geschichtlich bekanntern Zeiten fast nie in Städten, sondern in mobilen Lagern, unter Zelten, und wechselten den Ort je nach Bedürfniß. Die größte Ausdehnung scheint das Reich vom 13. bis ins 16. Jahrh. gehabt zu haben. Die Einkünfte des Königs bestanden in Naturalien, wie Gold, Pferde, Maulthiere, Rinder, Heerdenvieh, Getreide, Häute, Zeuge und andere Fabrikate, sodaß jede Provinz jährlich ein bestimmtes Quantum davon zu liefern hatte: nur wurde die Gegend, wo gerade das Hoflager war, besonders in Anspruch genommen. Die Einkünfte der Zölle und Weggelder dagegen waren meist an die Beamten der einzelnen Provinzen und Districte abgegeben. Im Grunde aber war der König der Herr und Eigenthümer des ganzen Landes: er konnte nach Belieben jedem Mann seinen Grund und Boden nehmen und ihn einem andern schenken, und von dieser Macht haben die Könige auch fortwährend reichlich Gebrauch gemacht. Nur Kirchen und Klöster haben gewisse liegende Güter als ewige Schenkungen zum Eigenthum, und einzelne Familien einzelne Districte zum erblichen Besitz innerhalb der Familie. Die Macht des Königs war durchaus uneingeschränkt; nur über gewisse, durch jahrhundertelange Sitte geheiligte Fundamentalordnungen wagte auch er sich nicht wegzusetzen. Auch in der Kirche ist er wie Schützer so höchster Herr. Einen Adel gab es nicht. Das königl. Geschlecht und einzelne alte Familien haben gewisse Privilegien und Beamtenstellen erblich; aber dem König gegenüber sind sie alle nur Knechte. Der Hofämter waren nicht viele und die Etikette strenge. Eigentliche Ministerien in unserm Sinne des Worts gab es nicht, wol aber verschiedene höhere und niedrigere Hofbeamte, Lagerbeamte, Kriegsanführer. Die Statthalter der einzelnen Provinzen und Districte scheinen immer verhältnißmäßig sehr selbständig gestellt gewesen zu sein (obgleich jederzeit durch den König absetzbar), und Beispiele, daß sie sich empörten, weist die Geschichte in Menge auf. Das Gericht war von der Verwaltung nicht geschieden. Bei Hofe war eine Anzahl gelehrter Männer (Wonbar oder Liq hieß ein solcher), die zusammen eine Art Gerichtshof bildeten, und mit deren Hülfe schwierige Fälle entschieden wurden. Appellation von den Aussprüchen der Statthalter oder Provinzialrichter an das Hofgericht oder den König war gestattet, aber da sie selten von Erfolg, wurde nicht viel Gebrauch davon gemacht. Seit dem 13. oder 14. Jahrh. hatten sie auch ein geschriebenes Gesetzbuch (Fetcha Nagasht), weltliches und kanonisches Recht umfassend, in Aegypten gemacht, zum Theil aus griech. und röm. Rechtsquellen geschöpft, in Abyssinien im Laufe der Zeit mannichfach interpolirt und verändert: aus ihm pflegten sich die Richter Raths zu erholen. Die Todesstrafen bestanden meist in Enthauptung, Hängung oder Steinigung; andere Strafen waren körperliche Züchtigung, Gefängniß, Verbannung; Mörder wurden den Anverwandten der Gemordeten zur Sühne ausgeliefert. Im Kriege waren die Abyssinier immer sehr tapfer; die Männer mußten in den Krieg ohne Sold und lebten von den an Ort und Stelle sich vorfindenden Mitteln. Für besonders gute Dienste wurden sie vom König mit Ländereien und andern Schenkungen belohnt. Zu einer

eigentlichen Kriegskunst haben sie es nie gebracht. Ueber die ältere und neuere Geschichte A.s vgl. die Reisewerke von Bruce und Rüppell, sowie Dillmann's Mittheilungen in der «Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellschaft» (Bd. 7, Lpz. 1852).

Aethiopier (griech. und lat. Aethiŏpes, d. i. die von der Sonne Verbrannten) hießen nach den ältesten geogr. Vorstellungen der Griechen alle Völker, die den südl. Rand der bekannten Erde bewohnten. Schon Homer schildert dieselben in seinen Dichtungen und unterscheidet zwischen den A. des Ostens und Westens. Denselben Unterschied kennen auch Herodot und die spätern Geographen der Griechen und Römer. Aethiopien galt ihnen für alles Land südlich von Libyen und Aegypten, zwischen dem Rothen Meere in O. und dem Atlantischen Ocean in W. Nach Plinius wurde das östl. Aethiopien durch den Nil vom westlichen geschieden. Das östl. Aethiopien, welches auch in der alten Geographie vorzugsweise Aethiopien genannt wird, umfaßte den alten Culturstaat Meroë, dessen Mittelpunkt sich im heutigen Nubien oder Sennaar befand. Man pflegt daher jetzt, wo die Gegenden am mittlern Nil Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind, die dort vorgefundenen Reste alter Cultur, Denkmäler u. s. w. äthiopische zu nennen. Ebenso heißt die 25. Dynastie der Aegypter die äthiop. Dynastie, weil sie von Schewek oder Sabakon, einem aus Nubien einbrechenden Eroberer, begründet wurde. Als später im heutigen Abyssinien oder Habesch christl. Königreiche entstanden, wurde der Name Aethiopien (s. d.) auf diese übertragen, weshalb man noch jetzt von äthiop. Christen, einer äthiop. Kirche u. s. w. spricht, und auch die Schriftsprache der christl. Abyssinier, die Lesana Geez, gewöhnlich äthiop. Sprache zu nennen pflegt. Für das Land selbst ist der Name Aethiopien gegenwärtig kaum noch im Gebrauch, sondern durch Abyssinien (s. d.) oder Habesch verdrängt worden. Dasselbe Schicksal hat der Name Aethiopisches Meer gehabt, mit welchem nur noch selten, auf Seekarten gar nicht mehr, der südl. Theil des Atlantischen Oceans belegt wird. Da übrigens schon bei den Alten die dunkle oder schwarze Farbe als die hervorstechendste Eigenschaft der A. galt, so hat auch Blumenbach in seiner Eintheilung der Menschenrassen die Negervölker Afrikas und Australiens unter der Benennung äthiopische Rasse zusammengefaßt.

Aethiopische Kirche. Die Meinung, daß das Christenthum schon im 1. Jahrh. durch den Kämmerer der Königin Candace (Apostelg. 8, 27) nach Abyssinien gebracht wurde, steht in der äthiop. Literatur ganz vereinzelt, kommt erst sehr spät vor, und ist wol vom Auslande dahin eingeführt. Dagegen ist nicht unwahrscheinlich, daß schon in den ersten christl. Jahrhunderten das Judenthum von Südarabien aus auch in Abyssinien Eingang gefunden hatte, sei es durch eingewanderte geborene Juden, sei es durch Bekehrung arab.-abyssin. Stämme zum Judenthum, wie denn ein ganzer jüd. Stamm, Falascha genannt, sich fortwährend daselbst erhalten hat. Die gangbare einheimische Ueberlieferung über die Einführung des Christenthums ist die, daß unter den Königen Abreha und Asbeha durch Abba Salâmâ, der mit seinem Vater, einem reisenden Kaufmann, nach Aethiopien gekommen war, die Kunde von Jesus Christus, die Taufe und der rechte Glaube gebracht und er der erste Metropolit von Aethiopien geworden sei. Man combinirt dies, und wol mit Recht, mit der Nachricht der griech. Kirchenschriftsteller, daß unter Konstantin d. Gr., als Athanasius Patriarch von Alexandrien war, etwa 330, ein christl. Kaufmann Namens Meropius auf einer Handelsreise nach Indien an der abyssin. Küste landete, aber dort starb, worauf seine zwei Söhne Frumentius und Aedesius zunächst als Sklaven an den Hof nach Axum gebracht wurden. Dort sollen diese durch ihre Geschicklichkeit Zutrauen und Aemter gefunden, in der Stille sodann den Hof für das Christenthum gewonnen haben. Frumentius habe sich weiterhin zu Athanasius nach Aegypten begeben. Hier sei er von letzterm zum Bischof geweiht worden, und nach seiner Rückkehr nach Aethiopien habe er das Christenthum eingeführt. Die Namen dieser zwei Brüder, als Fremonat und Sidrac, kennen zwar auch die Abyssinier, aber erst in späterer Zeit und wahrscheinlich erst durch Vermittelung der griech. Nachrichten. Hiernach scheint sicher zu sein, daß um die genannte Zeit das Christenthum in Abyssinien Eingang fand, und ohne Zweifel hat man bald darauf auch angefangen, die christl. Bücher zu übersetzen und den Cult zu organisiren. Aber eine allgemeine Bekehrung des ganzen Landes und eine sehr gründliche Bekehrung selbst der Königsfamilie scheint das nicht gewesen zu sein. Noch tief im Mittelalter, nachdem viele christlich gesinnte Könige regiert hatten, waren nicht blos zahlreiche Juden, sondern noch viele heidnische Stämme im Reiche. Im Leben des großen Heiligen Tacla-Haimanot im 13. Jahrh. werden sehr glaubwürdige Nachrichten von seiner Bekehrung ganzer heidnischer Districte (in Damot, Dauro)

gegeben, und noch König Zara-Jakob (im 15. Jahrh.) arbeitete an der Ausrottung des Heidenthums aus seinem Reiche.

Mit der ägypt. Mutterkirche blieb die äthiopische von Anfang an fortwährend in Verbindung; der Metropolit von Aethiopien blieb immer dem alexandrinischen Patriarchenstuhl unterworfen und wurde von diesem ernannt. Als bei der eintretenden Spaltung der ägypt. Kirche in Anhänger und Gegner des chalcedonischen Concils die Hauptmasse der ägypt. Christen dem monophysitischen Bekenntniß folgte, schloß sich auch die äthiop. Kirche diesem an, wie es scheint ohne alle Verhandlungen und Streitigkeiten, und blieb nun fortan dem monophysitischen oder jakobitischen Patriarchen unterthan: alle ihre wichtigern dogmatischen und kirchenpolit. Schriften haben die Aethiopen von den ägypt. Jakobiten bezogen. Zusammenhängende Nachrichten über die Entwickelung der äthiop. Kirche im Mittelalter fehlen; nicht einmal ein vollständiges Verzeichniß der Metropoliten ist erhalten (ihre Zahl von Frumentius bis 1613 soll 95 gewesen sein). Einzelne Notizen über die äthiop. Kirche dieser Zeit finden sich bei arab. Schriftstellern über die kopt. Kirche. Die Kirche war und blieb durch das ganze Mittelalter hindurch die Trägerin der Cultur und literarischen Thätigkeit. Diese letztere bestand in der ersten Zeit überwiegend, aber auch später noch großentheils in Uebersetzung der Bibel und der wichtigsten christl. Schriften der ägypt. Kirche, anfangs, als in Aegypten noch die griech. Sprache herrschte, aus dem Griechischen, auch wol Koptischen, in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters namentlich aus dem Arabischen. Doch fehlen auch nicht eigene Productionen der Abyssinier schon in den ersten Jahrhunderten ihrer Kirche. Namentlich ist in dieser Beziehung zu erwähnen die Abfassung der Hymnenbücher und Antiphonarien, welche insgemein dem heil. Jared unter König Gabra-Masqal zugeschrieben wird. Vom 13. bis ins 15. Jahrh., wo auch in der kopt. Kirche das wissenschaftliche Leben wieder erwachte, war in Abyssinien ein reges literarisches Leben: die meisten ihrer selbständigen Schriften sind in dieser Zeit geschrieben, und die wiederholte Revision der Bibelübersetzung gibt Zeugniß von dem Streben nach genauern Erkenntnissen. Man kann sagen, daß am Ende des Mittelalters das Christenthum im abyssin. Volke sehr tief eingewurzelt war und eine innige Liebe zu dessen überliefertem Glauben und Cult in ihm lebte. Aber das immer tiefere Sinken der kopt. Mutterkirche, der polit. Verfall des Aethiopischen Reichs vom 16. Jahrh. an, die in den Kriegen zunehmende Verwilderung des Volks, die Verwüstung seiner alten Heiligthümer und Literatur, das Absterben der äthiop. Sprache (in der alle heiligen und kirchlichen Schriften abgefaßt sind), der Eindrang der moslemischen und heidnischen Völker brachten auch der äthiop. Kirche den Untergang. Die Zähigkeit seines monophysitischen Glaubens zwar, welche das Volk den röm. Bekehrungsversuchen im 16. und 17. Jahrh. entgegensetzte, hat sich dort noch immer erhalten, aber der Geist des Christenthums und das christl. Leben ist längst daraus geschwunden. Nur die leeren Formen sind geblieben. In grober Unwissenheit und wüstem Aberglauben wetteifern die Christen des Landes jetzt mit den Moslems, und in Sittenlosigkeit übertreffen sie sie vielleicht noch. Das Feld, welches diese so gänzlich verfallene Kirche für die Missionsthätigkeit der europ. Kirchen darbietet, ist in diesem Jahrhundert abwechselnd von deutsch-engl. und röm.-kath. Sendboten angebaut worden, aber ohne nennenswerthe Erfolge.

In der Glaubenslehre schließen sich die Abyssinier an die alte Gesammtkirche bis auf die chalcedonische Synode und von da an die monophysitische Kirche an. Sie erkennen den von den drei ersten ökumenischen Synoden festgestellten Glauben an und gebrauchen das nicänische Symbol als Glaubensformel, verdammen zwar auch den Eutyches, nicht aber den Dioskur, und verwerfen die Festsetzungen der vierten ökumenischen Synode über die zwei Naturen. Ihr dogmatisches Hauptwerk «Haimanôta Abau» (der Glaube der Väter), eine sehr weitschichtige Sammlung von Zeugnissen und Glaubensbekenntnissen der kirchlichen Autoritäten von der apostolischen Zeit, in Aegypten verfaßt, etwa im 13. Jahrh. nach Aethiopien gebracht, bewegt sich hauptsächlich um das monophysitische Dogma. Doch haben sie schon wegen der Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit ihrer für Natur und Person gebrauchten Kunstausdrücke es nie zu einer klaren und consequenten Kirchenlehre darin gebracht. Glaubensquellen sind ihnen die Schrift, die apostolischen Kanones und die Festsetzungen der Concilien und anerkannter Lehrer ihrer Kirche. Das Alte und Neue Testament haben sie vollständig (in verschiedenen, revidirten Uebersetzungen), daneben noch die Apokryphen (mit Ausnahme der Makkabäerbücher) und verschiedene Pseudepigraphen, ohne über deren kanonische Dignität zu festgeltenden Normen gekommen zu sein. Nach dem hat für sie die nächste Autorität der «Synodos», eine Sammlung der apostolischen, synodalen und kirchenväterlichen Kanones, aber schon in monophysitischer Bearbeitung.

In den vom monophysitischen Dogma nicht berührten Glaubenslehren zeigen sie von der alten Kirche kaum eine Abweichung, außer daß sie den Heiligen Geist nur vom Vater ausgehen lassen. Auch in ihren Gebräuchen haben sie noch viel aus der ältesten christl. Kirche, ja sogar aus dem Alten Testamente beibehalten. Die Taufe der Erwachsenen (bekehrter Heiden oder Moslems), die bei ihnen nicht selten ist, wird fast ganz nach urchristl. Ritus vollzogen. Die Beschneidung, die sie auch haben, und zwar am 8. Tage, ist kein kirchlicher, sondern ein volksthümlicher Ritus, auch beim weiblichen Geschlecht angewandt. Für die Communion haben sie eine der griech.-kath. und der Messe sehr ähnliche Feier, wie auch ihre liturgischen Formulare dafür sich meist an die ältern Formulare der allgemeinen Kirche anschließen. Die Beichte geschieht nur im allgemeinen, und die Absolution geschieht durch einen gelinden Schlag mit einem Oelzweig. Das System der kirchlichen Pönitenzen ist sehr ausgebildet. Außer dem Sonntag feiern sie den Sabbat nach altchristl. Sitte, aber nicht durch jüd. Ruhe, sondern durch Communion, Gottesdienst, Enthaltung von der Feldarbeit, und jedenfalls ihn weit hinter den Sonntag zurückstellend. Sie halten die altkirchlichen Feste: Mariä Empfängniß, Weihnachten, Beschneidung, Tauffest (Epiphanien mit eigenthümlichen Gebräuchen), Passionswochen, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, auch Mesopentecoste (Bakel genannt, an welchem nach alter Regel die Synoden gehalten werden sollen); sonst noch (abweichend von der alten Sitte) monatliche Gedächtnißtage Christi, der Maria und des Erzengels Michael, auch Tacla-Haimanotfest und Kreuzerfindung. Die beweglichen Feste werden etwas anders berechnet als bei uns. Ihre Fasten sind sehr streng. Im gewöhnlichen Gottesdienst haben sie nur Gebet, Psalmenvortrag und Lectionen aus der Bibel (die durch Lectionarien in altkirchlicher Weise geregelt sind), Predigt nicht, obgleich bei besondern Festlichkeiten Reden und Homilien von berühmten Vätern abgelesen werden. An Festen und Heiligentagen werden auch die Hymnen und Antiphonien mit Musikbegleitung und zum Theil wilden mimischen Gesticulationen gesungen; dazu kommt an allen Communiontagen der Communiondienst. Für die Ehe ist die kirchliche Einsegnung nicht nothwendig. Monogamie gilt zwar als Regel, und soll kein Polygam zur Communion zugelassen werden, ehe er die überzähligen Weiber entlassen hat; aber dem König und den Magnaten wird diese Vorschrift nachgesehen. Bürgerlich dagegen ist die Polygamie geduldet und auch die Scheidung durch den bürgerlichen Richter sehr leicht zu erlangen. Kleriker, die ihr Weib entlassen oder nach dem Tode der ersten Frau eine zweite heirathen, müssen ihr Amt niederlegen. Die Begräbnisse finden statt unter kirchlicher Feier, mit Gebeten, Psalmsingen, Bibellectionen, Beräucherung und Besprengung mit Weihwasser. Der Beerdigungsplatz ist geweiht, und es hält der Abyssinier viel darauf, in geweihtem Boden begraben zu werden. Kirchen hatten und haben sie sehr viele; die ältern waren besser gebaut, namentlich wenn auswärtige Bauverständige daran gearbeitet hatten. Die jetzigen Kirchen sind sehr unansehnlich, kreisrund, meist aus Flechtwerk und Lehm gemacht, außen weiß getüncht, oben kegelförmig, mit Rohr und Stroh gedeckt, darauf ein messingenes Kreuz, gewöhnlich an einem Wasser angelegt, mit Bäumen umpflanzt. An eigenthümlichen Gebräuchen haben sie, außer den erwähnten, auch noch die Haltung gewisser alttestamentlicher Reinigkeitsgesetze und die Enthaltung von einigen im Alten Testament oder Apostelg. 15, 29, 16, 4 verbotenen Speisen. Die Bekreuzung ist herrschende Volkssitte. Als christl. Abzeichen tragen die Abyssinier eine blaue Schnur um den Hals. Der Glaube an Zauberei, Amulete u. s. w. war wol nie ganz ausgerottet, hat aber in den letzten vier Jahrhunderten in ärgster Weise überhandgenommen. Fasten, Almosen, Schenkungen an Bettler, Pilger, Priester, Kirchen und Klöster gelten als gute Werke, ebenso Pilgerfahrten nach Jerusalem.

Schutzherr und Oberhaupt der Kirche ist der König, der den Metropoliten vom Patriarchen erbittet, Synoden zusammenrufen kann und die richterliche Gewalt gegen Geistliche und Mönche ausübt. Das geistliche Oberhaupt der Kirche ist der Metropolit, Pappas oder Abuna genannt, in Glaubenssachen die höchste Autorität, als Schiedsrichter auch in Staatszwistigkeiten dann und wann angerufen, vom Volke fromm verehrt. Er wurde vom alexandrinischen Patriarchen geschickt und sollte nach späterer Praxis kein geborener Abyssinier sein. Unter den Metropoliten standen einst die Bischöfe. Mehr als sieben sollten nach einer ältern Kirchenregel nicht in Aethiopien sein; aber schon zu Ludolf's Zeit gab es gar keine Bischöfe mehr in Aethiopien, sondern nur Qômôs, Priester und Diakonen. Seit die kopt. Kirche in Aegypten unter den Arabern ganz in Verfall gekommen war, und die Patriarchen selbst oft nur nothdürftig lesen konnten, ermangelten natürlich auch die von ihnen nach Aethiopien geschickten Metropoliten meist aller und jeder Befähigung zu ihrem Amt. Der Metropolit hatte seinen Sitz meist in

Axum, in neuerer Zeit in Gondar. Die größern Kirchen haben außer ihren Diakonen und Priestern noch einen besondern Vorsteher, Oômôs genannt, welcher, an Rang über dem Priester, die weltlichen Angelegenheiten der Kirche verwaltet, auch Streitigkeiten unter den Klerikern schlichtet. Um in der Kirche den Chor betreten zu dürfen, lassen sich seit lange Fürsten- und Beamtensöhne zu Diakonen weihen, und es wird mit dieser Diakonenweihe viel Unfug getrieben. Die Geistlichen tragen als ihr Abzeichen das Kreuz in der Hand. Das Mönchthum scheint von Aegypten aus sich ziemlich früh in Aethiopien verbreitet zu haben. Der gefeierte Mönch und Abuna Tacla-Haimanot im 13. Jahrh. gab den Mönchen eine bestimmte Regel, unterwarf sie einem Großprior, Itshegê genannt, mit dem Sitz auf dem Hauptkloster des Ordens, Dabra-Libanos in Schoa. Dieser Itshegê genießt in Abyssinien großes Ansehen und ist die zweite geistliche Person des Reichs. Die Klöster seines Ordens sind die verbreitetsten. In jedem Kloster stehen unter dem Abt verschiedene Aufseher, worunter der Alaka oder Gutsverwalter. Ein anderer Ordner des Mönchslebens war Abba Eustathius, dessen Nachfolger aber kein gemeinschaftliches Oberhaupt haben, nicht in Klöstern, sondern in Häusern, meist in der Nähe der Kirchen, leben, ihr Feld bauen, bürgerliche Gewerbe treiben, sonst nur durch das Kreuz und das Mönchskleid, das sie tragen, durch den Cölibat und durch die frommen Uebungen, die sie wenigstens treiben sollen, sich von Laien unterscheiden. Die Zahl der Mönche in Abyssinien ist sehr groß.

Aethiopische Sprache, Schrift und Literatur. In Abyssinien herrschten und herrschen vielerlei, zum Theil noch sehr wenig bekannte, Sprachen und Dialekte ganz verschiedener Sprachstämme. Die vorzugsweise Aethiopisch, von den Eingeborenen aber Gees (Geez) genannte Sprache gehört dem semit. Sprachstamme an. Sie war ursprünglich nur die Sprache eines der aus Südarabien eingewanderten, später in Tigre und seiner Hauptstadt Axum (s. d.) angesessenen Stämme, erlangte aber dann mit der Ausbildung des Aethiopischen Reichs die Herrschaft als Reichssprache, neben welcher die Dialekte der andern Stämme nur als Volkssprachen fortlebten. Erst im 14. Jahrh. scheint sie infolge einer Regierungsveränderung durch die Amharische Sprache (s. d.) aus dieser ihrer Stellung verdrängt worden zu sein, während zugleich in ihrem Stammlande Tigre im Munde des Volks die beiden jetzt noch gesprochenen Tigredialekte (der nördliche und südliche) sich ausbildeten und festsetzten. Aber obwol seit Jahrhunderten ausgestorben, lebte sie noch lange als heilige und Büchersprache fort, wurde von den Gelehrten in den Schulen erlernt, auch noch lange Zeit hindurch zur Abfassung wichtigerer Werke benutzt. Erst die in neuerer Zeit über Abyssinien hereingebrochene Verwilderung hat der einheimischen, wenigstens genauern Kenntniß dieser Sprache fast ein Ende gemacht, obgleich dort die in ihr geschriebenen Bücher noch immer fortgepflanzt werden. In grammatischer und lexikalischer Hinsicht schließt sie sich am meisten an die arab. Sprachen an, geht jedoch oft auch, wo das Arabische schon Einbußen erlitten hat, mit dem Aramäischen oder Hebräischen zusammen, und hat sogar manches Eigenthümliche und manches sehr Alterthümliche vor allen übrigen Zweigen der semit. Sprachfamilie voraus. An Reichthum der Formen und des Wortvorraths steht sie hinter dem Schriftarabischen zurück, obgleich sie einzelne Formen noch folgerichtiger als dieses entwickelt hat; die feine und strenge syntaktische Regelung des Arabischen hat sie nie gehabt, besitzt aber vor dieser wie vor den andern semit. Sprachen den Vorzug größerer Freiheit und Gefügigkeit des Satzbaues. Neben dem Umstande, daß sie sehr viel Alterthümliches erhalten, zeigt sie in vielen Dingen sowol der Lautverhältnisse als der Formbildung schon die Symptome des Verfalls und der Entartung, und berührt sich darin merkwürdig mit den Erscheinungen der andern semit. Sprachen im Zeitalter ihres Absterbens. Eine für ihre Zeit vortreffliche Bearbeitung der äthiop. Sprache gab Job Ludolf in der Grammatik (Frankf. 1702) und im Lexikon (Frankf. 1699); neuerdings wurde sie, den Anforderungen der heutigen Sprachwissenschaft entsprechender, dargestellt von Dillmann in der Grammatik (Lpz. 1857) und im Lexikon (Lpz. 1862 fg.). Das Aethiopische hat eine eigenthümliche Schrift, fortgebildet aus der himjarischen Schrift, mit der sie ursprünglich einerlei war, und wie diese zuletzt mit der altsemit. (phönizischen) Schrift zusammenhängend. Sie wird, abweichend von der Art der übrigen semit. Schriften, von links nach rechts geschrieben und hat, obgleich ursprünglich reine Consonantenschrift, sich doch ziemlich früh dahin vervollkommnet, daß die Vocale regelmäßig, und zwar durch kleine den Consonanten angefügte oder damit verschmolzene Zeichen, mit geschrieben werden. Als Trennungszeichen der einzelnen Wörter sind noch immer die alterthümlichen zwei Punkte gebräuchlich.

Zu den ältesten äthiop. Schriftdenkmalen gehören einige von Salt und Rüppell (auch Heuglin)

mitgetheilte Inschriften und Münzen. Die **Literatur** beginnt erst nach der Einführung des Christenthums in Abyssinien vom 4. Jahrh., und ist vorwiegend kirchlich. Den Grund derselben bildet die Uebersetzung der Bibel, welche aus dem Griechischen gemacht ist und, mit Ausnahme der Makkabäerbücher, sämmtliche biblische Bücher des Alten und Neuen Testaments, auch die apokryphischen, umfaßt, und an welche sich noch andere spätjüd. oder urchristl. Schriften anschließen, wie das Buch der Jubiläen (herausg. von Dillmann, Kiel 1859), das Buch Henoch (s. d.), das vierte Buch Esra, die Ascensio Jesaiä, der «Hirte» des Hermas (s. d.) u. a. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß die Uebersetzung der eigentlichen biblischen Bücher mehrmals revidirt wurde, theils aus dem Griechischen, theils aus dem Hebräischen, sodaß man bei denselben mindestens zwei bis drei Recensionen unterscheiden muß. Vom Alten Testament waren früher außer den von Ludolf (1701) herausgegebenen Psalmen mit dem Hohenliede nur einige Bruchstücke gedruckt; seit 1853 ist eine Gesammtausgabe des Alten Testaments von Dillmann begonnen. Das Neue Testament ist 1548 zu Rom sehr fehlerhaft und dann in der londoner Polyglotte noch fehlerhafter gedruckt; eine neue Ausgabe, nach einem gemischten Text, hat Platt besorgt (Lond. 1826). An diese biblischen Schriften, die Grundlage der ganzen äthiop. Literatur, reihen sich Uebersetzungen von andern wichtigen kirchlichen und geschichtlichen Werken, zum Theil in der ältern Zeit aus dem Griechischen, zum Theil gegen das Ende des Mittelalters aus dem Arabischen, zum Theil wol auch aus dem Koptischen gemacht, z. B. Werke der Kirchenväter, Liturgien, Sammlungen der Kanones, Kirchenrecht, jüd. und arab. Chroniken, Heiligengeschichten. Die Werke von einheimischen Schriftstellern sind ebenfalls meist christlich-kirchlichen Inhalts; zu den wichtigsten gehören die großen Kirchengesangbücher (mit Gesangnoten versehen), die Werke über die einheimische Königsgeschichte (übrigens meist im Tarikstil, d. h. in einer aus Aethiopisch und Amharisch gemischten Sprache geschrieben) und eine Menge von Heiligengeschichten. Die Poesie ist ganz in den Dienst der Kirche getreten; ihre Erzeugnisse bestehen, abgesehen von der edlern Hymnenpoesie der Gesangbücher, fast ganz in gereimten Gebeten oder Lobpreisungen von Heiligen. Sammlungen äthiop. Handschriften finden sich zu Rom, Paris, Tübingen, im Britischen Museum, zu Oxford, Frankfurt a. M. und zu Wien; die größte hat jedoch Abbadie (s. d.) nach Europa gebracht.

Athlēt (vom griech. Athletes) heißt im allgemeinen im Alterthum ein Wettkämpfer, der sich an den gymnischen Spielen betheiligt und in denselben als Wettläufer, Ringer und Kämpfer jeder Art öffentlich auftritt. Anfänglich war somit das Wort A. ziemlich gleichbedeutend mit **Agonist**, worunter man die Theilnehmer an den großen nationalen Kampfspielen (s. **Agon**) verstand, die, gekräftigt durch Gymnastik, im Bewußtsein ihrer körperlichen Tüchtigkeit und Gewandtheit den Siegerkranz als Zeichen persönlicher und nationaler Ehre erstrebten. Als jedoch, seit etwa 400 v. Chr., die Sitte um sich griff, daß kampfrüstige junge Männer von geringerer Herkunft, gelockt durch den Ruhm des Sieges und durch den Werth der ausgesetzten Preise, die Kraft und Blüte ihres Lebens gänzlich der agonistischen Kunst widmeten, wurde das Kampfspiel mehr und mehr ein Erwerbszweig und die **Athletik** eine Kunstfertigkeit, deren Erlernung und Ausübung eine eigenthümliche Lebensweise erforderte und sich an besondere Regeln band. Zwischen den Bezeichnungen A. und Agonist bildete sich somit ein bestimmter Unterschied, indem man unter A. jetzt vorzugsweise diejenigen Wettkämpfer verstand, welche die Uebung der athletischen Kunst zum Lebensberufe machten. War nun die Ausbildung des Athletenthums schon durch die vielen, allmählich zu bloßen Schaustellungen herabsinkenden Kampfspiele in den zahlreichen kleinern Staaten und Städten des hellenischen Europa und Asien begünstigt, so machte sich das Handwerksmäßige der Athletik noch viel bestimmter geltend, als das hellenische Leben sich mit dem römischen zu befreunden und zu vermischen begann. In Rom traten die ersten A. 186 v. Chr. auf, die zu diesem Zwecke in Griechenland gedungen worden waren. Dasselbe wiederholte sich bei den Triumphen Sulla's und Cäsar's. Völlig zunftmäßig ausgebildet erscheint dann das Athletenwesen in der röm. Kaiserzeit, wo es Athletenzünfte fast in allen größern Städten des Reichs gab. Besonders berühmt waren, außer denen in Rom selbst, die von Neapel, Puteoli, Kyrene, Alexandrien sowie die mehrerer kleinasiat. Städte. In Italien traten besonders seit den Zeiten Nero's A. in den Capitolinischen Spielen auf. Geschenke und Ehrenzeichen wurden den Siegern in reichem Maße gespendet.

Athlone, eine Stadt und Parlamentsborough in der Grafschaft Westmeath in der irländ. Provinz Leinster, an der Eisenbahn und an beiden Ufern des Shannon gelegen, der hier den Lough (See) Ree verläßt und dessen Stromschnellen durch einen Kanal umgangen werden. Die Stadt theilt sich in die schmuzige Irishtown (auf dem Gebiete der Grafschaft Roscommon in

Connaught) am rechten und die schöne Neustadt am linken Ufer des Flusses, zählt 5601 E. und hat sieben Kirchen und zwei Klöster, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, Brennereien, Brauereien, Gerbereien und lebhaften Verkehr. Das feste Schloß liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Shannon und ist ein Hauptdepot für militärische Vorräthe.

Athmen oder Respiration nennt man diejenige Verrichtung der organischen Körper, welche in einer abwechselnden Aufnahme und Ausscheidung luftförmiger Stoffe besteht. Bei den Pflanzen und den niedrigsten Thieren sowie bei den Eiern der Thiere, scheint dieselbe an kein besonderes Organ gebunden zu sein, sondern an der ganzen Körperoberfläche vor sich zu gehen. Bei der großen Mehrzahl der Thiere ist aber zur Vermittelung der Respiration ein eigenthümlicher Apparat vorhanden, dessen Bau und Einrichtung in den verschiedenen Thierklassen verschieden ist. (S. Lunge, Kiemen, Tracheen.) Fast durchgängig ist die Thätigkeit dieses Apparats mit gewissen, äußerlich mehr oder weniger sichtbaren Bewegungen bestimmter Körpergegenden (Athembewegungen) verbunden. Am deutlichsten sind diese bei denjenigen Geschöpfen, welche Lungen besitzen, also bei dem Menschen, den Säugethieren, Vögeln und Amphibien. Beim Menschen geschieht die Aufnahme von Luft in die Lungen oder das Einathmen (Inspiration) dadurch, daß die Brusthöhle erweitert wird, indem durch die Thätigkeit verschiedener Muskeln (Athemmuskeln) einestheils der Boden dieser Höhle, das nach oben gewölbte Zwerchfell, sich abflacht und nach der Bauchhöhle zu hinabsteigt, anderntheils die von den Rippen und den sie verbindenden und überziehenden Weichtheilen gebildeten Seitenwände der Brusthöhle sich heben und dadurch stärker wölben. Da nun die elastischen Lungen mit ihrer Oberfläche der Innenfläche der Brustwandungen überall luftdicht anliegen, so müssen sie nothwendig den Bewegungen der letztern folgen und sich bei der Erweiterung der Brusthöhle selbst mit erweitern, was durch eine stärkere Ausdehnung der unzähligen kleinen Bläschen geschieht, aus denen das Lungengewebe zum größten Theile besteht. Die in diesen Bläschen enthaltene Luft (denn nach dem ersten Athemzuge, mit welchem das Leben beginnt, wird die Lunge nie wieder luftleer) würde nun in dem Maße, als die Bläschen sich ausdehnen, dünner werden müssen, wenn nicht zu gleicher Zeit die äußere Luft vermöge ihrer Eigenschaft, in allen Räumen, in welche sie eindringen kann, sich gleichmäßig zu vertheilen, auch hier durch die Luftröhre und deren Verzweigungen, welche zuletzt in die Lungenbläschen münden, in dieselben einströmte, sodaß die Luft in ihnen nicht sowol an Dichtigkeit verliert, als vielmehr an Menge zunimmt. Indem nach einer sehr kurzen Dauer die Thätigkeit der Athemmuskeln wieder aufhört, erfolgt durch das Heraufsteigen des Zwerchfells und das Zurücksinken der seitlichen Brustwände wieder eine Verengerung der Brusthöhle, und in demselben Maße ziehen sich auch die Lungen vermöge der Elasticität ihres Gewebes wieder auf ein geringeres Volumen zusammen. Dabei wird auf die in ihnen enthaltene Luft ein Druck ausgeübt, welcher sie nöthigt, in einer, der Verengerung der Brusthöhle entsprechenden Menge wieder aus den Lungen auszutreten. Diesen Austritt der Luft nennt man das Ausathmen (Exspiration). Die Lungen, mit den sie umschließenden Wandungen der Brusthöhle, verhalten sich also beim Ein- und Ausathmen gerade wie ein Blasebalg, welcher abwechselnd auseinandergezogen und zusammengedrückt wird. Die Brusthöhle dehnt sich übrigens beim Einathmen gewöhnlich nicht in allen ihren Theilen in gleichem Grade aus, sondern es herrschen in dieser Hinsicht gewisse, durch Alter und Geschlecht bedingte Verschiedenheiten. In der Kindheit erweitert sie sich besonders durch Herabsteigen des Zwerchfells, wobei der Bauch vorgewölbt wird, bei dem Manne mehr durch Ausdehnung des untern, bei dem Weibe mehr durch Ausdehnung des obern Theils der Rippenwandung. In die Luftröhre gelangt die Luft beim Einathmen aus der Nasen- und Mundhöhle und kehrt auf diesen Wegen beim Ausathmen auch wieder zurück. Eigentlich bildet die Nasenhöhle allein den Anfang der Luftwege, und die meisten Menschen athmen im ruhigen Zustande mit geschlossenem Munde. Nur in Fällen, wo sich die Lungen so stark ausdehnen, daß zur Füllung derselben die durch die Nase eindringende Luft nicht ausreicht, oder wo der Luft der Durchgang durch die Nase sehr erschwert oder ganz verschlossen ist (wie in manchen Krankheiten der Nase, als Schnupfen u. s. w.), oder endlich infolge schlechter Gewohnheit, wird die Luft auch durch den Mund ein- und ausgeführt. Dies bewirkt, wenn es längere Zeit hindurch geschieht, Trockenheit und einen weißlichen Beleg der von ihr berührten Theile der Mundhöhle, vorzüglich der Zunge. Aus der Betrachtung der Athembewegungen ergibt sich von selbst, daß alles, was die Erweiterung der Brusthöhle behindert, auch das A. beeinträchtigen muß, also nicht blos Kleidungsstücke, durch welche Brust- und Oberbauchgegend zusammengepreßt werden, sondern auch übermäßige Anfüllung des Bauchs mit Speisen oder Ausleerungsstoffen.

Für gewöhnlich gehen die Athembewegungen ohne unsern Willen vor sich. Dieser hat aber auf sie insofern einen Einfluß, als wir die Thätigkeit der Muskeln, durch welche sie bewirkt werden, nach Belieben verstärken (tiefer einathmen) oder wenigstens auf Augenblicke hemmen (den A. anhalten) sowie auch in gewissem Grade beschleunigen oder verlangsamen und häufiger oder seltener sich wiederholen lassen können. Außerdem aber richtet sich die Stärke und Häufigkeit der Athembewegungen je nach dem Athmungsbedürfniß des Organismus, d. h. nach dem Maße, in welchem der, bei der Respiration in den Lungen stattfindende Gasaustausch für den Lebensproceß gerade erforderlich ist. Denn das A. gehört zu den Lebensbedingungen der organischen Körper; je höher diese organisirt sind, desto weniger können sie dasselbe auch nur auf kurze Zeit entbehren. Ein Mensch kann nicht leicht über eine Minute unter Wasser bleiben. In manchen krankhaften Zuständen, z. B. in der Ohnmacht, ist dagegen das A. oft viel länger aufgehoben, weil in ihnen das Athmungsbedürfniß und das Leben überhaupt auf Null gesunken ist; während solche Krankheiten, die zunächst nur eine Beeinträchtigung des Verkehrs zwischen Luft und Blut in den Lungen herbeiführen, bei längerer Dauer auch eine Störung in den meisten übrigen Verrichtungen des Körpers zur Folge haben. Wenn das Athmungsbedürfniß nicht auf genügende Weise befriedigt wird, entsteht das Gefühl der Beklemmung und Beängstigung.

Für Erhaltung der Gesundheit ist es nothwendig, daß die einzuathmende Luft die gehörige Beschaffenheit habe, d. h. reine atmosphärische Luft sei. Die Verunreinigung der Luft durch gewisse Gasarten, wie Kohlenoxydgas, Kohlenwasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas u. s. w., wirkt wenigstens auf die höher organisirten Körper geradezu vergiftend. Aber auch ganz reine atmosphärische Luft wird in einem geschlossenen Raume, wo keine Erneuerung derselben stattfindet, schon durch das A. selbst allmählich untauglich zur Unterhaltung des Respirationsprocesses, indem sich ihr Sauerstoff immer mehr vermindert, dagegen ihr Gehalt an Kohlensäure immer mehr zunimmt. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit, in den Wohnzimmern nicht nur der Gesunden, sondern auch der Kranken stets für gehörige Lüftung zu sorgen. Was die Zahl der abwechselnden Ein- und Ausathmungen, die in einer bestimmten Zeit gemacht werden (die Häufigkeit der Athemzüge oder die Respirationsfrequenz) anbelangt, so variirt dieselbe bei verschiedenen Personen selbst im gesunden Zustande und unter sonst gleichen äußern Bedingungen in hohem Grade. Erwachsene Menschen athmen in einer Minute durchschnittlich 12—16 mal, Kinder öfter; im Stehen und Sitzen ist die Respirationsfrequenz größer als im Liegen. In Krankheiten kann sie sehr bedeutende Abweichungen erleiden. Die Quantität der jedesmal ein- und ausgeathmeten Luft (die Größe der Athemzüge) beträgt bei erwachsenen Menschen von mittlerer Größe in vollkommen ruhigem Zustande ungefähr 500 Kubikcentimeter, während die Lungen solcher Menschen, im Zustande der größten Ausdehnung (bei möglichst tiefem Einathmen), ungefähr 4000 Kubikcentimeter Luft aufzunehmen vermögen. Die Zahl sowol als die Größe der Athemzüge sind beide während des Schlafs verringert. In den nächsten 2—3 St. nach dem Essen (also während der Verdauung) sind sie größer als an den übrigen Tageszeiten. Durch Körperbewegung werden sie gesteigert, durch Erhöhung der Luftwärme vermindert. Nach dem Genusse spirituöser Getränke sowie des Kaffees und Thees nimmt wenigstens die Größe der Athemzüge merklich ab.

Die ausgeathmete Luft, der sog. Athem oder Odem, ist wärmer als die eingeathmete, reicher an Kohlensäure und Wasserdampf, ärmer an Sauerstoff. Außerdem sind derselben oft gewisse Riechstoffe beigemischt, welche im ganz normalen Athem nicht vorkommen, sondern die Folge örtlicher Störungen oder Krankheiten des Mundes, der Nase oder der Lungen, in seltenern Fällen auch durch den Genuß riechender Substanzen und deren Aufnahme ins Blut verursacht sind. Viele glauben, der übelriechende Athem könne auch aus dem Magen kommen. Dies ist aber unmöglich, weil die Wände der Speiseröhre sich so dicht berühren, daß sie den Weg vom Munde zum Magen absperren. Nur beim sog. Aufstoßen kommen Gase aus dem Magen in den Mund. Meist ist der üble Athem begründet in schadhaften Zähnen oder in chronischem Katarrh der Mund-, Nasen- oder Luftröhrenschleimhaut, seltener in wirklichen Lungenkrankheiten. Ist die äußere Luft erheblich kälter als der Athem, so schlägt sich der reichliche Wasserdampf des letztern in Form kleiner Bläschen nieder, d. h. er bildet Dunst; auch das Anhauchen eines Spiegels zeigt den reichen Wassergehalt des Athems. Der Mensch athmet auf diese Weise täglich mehr als $^1/_2$ Pfd. Wasser aus. Unendlich wichtiger ist jedoch der Unterschied der ein- und ausgeathmeten Luft in Betreff des Kohlensäure- und Sauerstoffgehalts. Die atmosphärische Luft enthält im Mittel nur $^4/_{10000}$ Kohlensäure, der Athem $^4/_{100}$, also hundertmal mehr. Treibt man den Athem durch ein Röhrchen in ein mit klarem Kalkwasser

Connaught) am rechten und die schöne Neustadt am linken Ufer des Flusses, zählt 5601 E. und hat sieben Kirchen und zwei Klöster, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, Brennereien, Brauereien, Gerbereien und lebhaften Verkehr. Das feste Schloß liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Shannon und ist ein Hauptdepot für militärische Vorräthe.

Athmen oder Respiration nennt man diejenige Verrichtung der organischen Körper, welche in einer abwechselnden Aufnahme und Ausscheidung luftförmiger Stoffe besteht. Bei den Pflanzen und den niedrigsten Thieren sowie bei den Eiern der Thiere, scheint dieselbe an kein besonderes Organ gebunden zu sein, sondern an der ganzen Körperoberfläche vor sich zu gehen. Bei der großen Mehrzahl der Thiere ist aber zur Vermittelung der Respiration ein eigenthümlicher Apparat vorhanden, dessen Bau und Einrichtung in den verschiedenen Thierklassen verschieden ist. (S. Lunge, Kiemen, Tracheen.) Fast durchgängig ist die Thätigkeit dieses Apparats mit gewissen, äußerlich mehr oder weniger sichtbaren Bewegungen bestimmter Körpergegenden (Athembewegungen) verbunden. Am deutlichsten sind diese bei denjenigen Geschöpfen, welche Lungen besitzen, also bei dem Menschen, den Säugethieren, Vögeln und Amphibien. Beim Menschen geschieht die Aufnahme von Luft in die Lungen oder das Einathmen (Inspiration) dadurch, daß die Brusthöhle erweitert wird, indem durch die Thätigkeit verschiedener Muskeln (Athemmuskeln) einestheils der Boden dieser Höhle, das nach oben gewölbte Zwerchfell, sich abflacht und nach der Bauchhöhle zu hinabsteigt, anderntheils die von den Rippen und den sie verbindenden und überziehenden Weichtheilen gebildeten Seitenwände der Brusthöhle sich heben und dadurch stärker wölben. Da nun die elastischen Lungen mit ihrer Oberfläche der Innenfläche der Brustwandungen überall luftdicht anliegen, so müssen sie nothwendig den Bewegungen der letztern folgen und sich bei der Erweiterung der Brusthöhle selbst mit erweitern, was durch eine stärkere Ausdehnung der unzähligen kleinen Bläschen geschieht, aus denen das Lungengewebe zum größten Theile besteht. Die in diesen Bläschen enthaltene Luft (denn nach dem ersten Athemzuge, mit welchem das Leben beginnt, wird die Lunge nie wieder luftleer) würde nun in dem Maße, als die Bläschen sich ausdehnen, dünner werden müssen, wenn nicht zu gleicher Zeit die äußere Luft vermöge ihrer Eigenschaft, in allen Räumen, in welche sie eindringen kann, sich gleichmäßig zu vertheilen, auch hier durch die Luftröhre und deren Verzweigungen, welche zuletzt in die Lungenbläschen münden, in dieselben einströmte, sodaß die Luft in ihnen nicht sowol an Dichtigkeit verliert, als vielmehr an Menge zunimmt. Indem nach einer sehr kurzen Dauer die Thätigkeit der Athemmuskeln wieder aufhört, erfolgt durch das Heraufsteigen des Zwerchfells und das Zurücksinken der seitlichen Brustwände wieder eine Verengerung der Brusthöhle, und in demselben Maße ziehen sich auch die Lungen vermöge der Elasticität ihres Gewebes wieder auf ein geringeres Volumen zusammen. Dabei wird auf die in ihnen enthaltene Luft ein Druck ausgeübt, welcher sie nöthigt, in einer, der Verengerung der Brusthöhle entsprechenden Menge wieder aus den Lungen auszutreten. Diesen Austritt der Luft nennt man das Ausathmen (Exspiration). Die Lungen, mit den sie umschließenden Wandungen der Brusthöhle, verhalten sich also beim Ein- und Ausathmen gerade wie ein Blasebalg, welcher abwechselnd auseinandergezogen und zusammengedrückt wird. Die Brusthöhle dehnt sich übrigens beim Einathmen gewöhnlich nicht in allen ihren Theilen in gleichem Grade aus, sondern es herrschen in dieser Hinsicht gewisse, durch Alter und Geschlecht bedingte Verschiedenheiten. In der Kindheit erweitert sie sich besonders durch Herabsteigen des Zwerchfells, wobei der Bauch vorgewölbt wird, bei dem Manne mehr durch Ausdehnung des untern, bei dem Weibe mehr durch Ausdehnung des obern Theils der Rippenwandung. In die Luftröhre gelangt die Luft beim Einathmen aus der Nasen- und Mundhöhle und kehrt auf diesen Wegen beim Ausathmen auch wieder zurück. Eigentlich bildet die Nasenhöhle allein den Anfang der Luftwege, und die meisten Menschen athmen im ruhigen Zustande mit geschlossenem Munde. Nur in Fällen, wo sich die Lungen so stark ausdehnen, daß zur Füllung derselben die durch die Nase eindringende Luft nicht ausreicht, oder wo der Luft der Durchgang durch die Nase sehr erschwert oder ganz verschlossen ist (wie in manchen Krankheiten der Nase, als Schnupfen u. s. w.), oder endlich infolge schlechter Gewohnheit, wird die Luft auch durch den Mund ein- und ausgeführt. Dies bewirkt, wenn es längere Zeit hindurch geschieht, Trockenheit und einen weißlichen Beleg der von ihr berührten Theile der Mundhöhle, vorzüglich der Zunge. Aus der Betrachtung der Athembewegungen ergibt sich von selbst, daß alles, was die Erweiterung der Brusthöhle behindert, auch das A. beeinträchtigen muß, also nicht blos Kleidungsstücke, durch welche Brust- und Oberbauchgegend zusammengepreßt werden, sondern auch übermäßige Anfüllung des Bauchs mit Speisen oder Ausleerungsstoffen.

Für gewöhnlich gehen die Athembewegungen ohne unsern Willen vor sich. Dieser hat aber auf sie insofern einen Einfluß, als wir die Thätigkeit der Muskeln, durch welche sie bewirkt werden, nach Belieben verstärken (tiefer einathmen) oder wenigstens auf Augenblicke hemmen (den A. anhalten) sowie auch in gewissem Grade beschleunigen oder verlangsamen und häufiger oder seltener sich wiederholen lassen können. Außerdem aber richtet sich die Stärke und Häufigkeit der Athembewegungen je nach dem Athmungsbedürfniß des Organismus, d. h. nach dem Maße, in welchem der, bei der Respiration in den Lungen stattfindende Gasaustausch für den Lebensproceß gerade erforderlich ist. Denn das A. gehört zu den Lebensbedingungen der organischen Körper; je höher diese organisirt sind, desto weniger können sie dasselbe auch nur auf kurze Zeit entbehren. Ein Mensch kann nicht leicht über eine Minute unter Wasser bleiben. In manchen krankhaften Zuständen, z. B. in der Ohnmacht, ist dagegen das A. oft viel länger aufgehoben, weil in ihnen das Athmungsbedürfniß und das Leben überhaupt auf Null gesunken ist; während solche Krankheiten, die zunächst nur eine Beeinträchtigung des Verkehrs zwischen Luft und Blut in den Lungen herbeiführen, bei längerer Dauer auch eine Störung in den meisten übrigen Verrichtungen des Körpers zur Folge haben. Wenn das Athmungsbedürfniß nicht auf genügende Weise befriedigt wird, entsteht das Gefühl der Beklemmung und Beängstigung.

Für Erhaltung der Gesundheit ist es nothwendig, daß die einzuathmende Luft die gehörige Beschaffenheit habe, d. h. reine atmosphärische Luft sei. Die Verunreinigung der Luft durch gewisse Gasarten, wie Kohlenoxydgas, Kohlenwasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas u. s. w., wirkt wenigstens auf die höher organisirten Körper geradezu vergiftend. Aber auch ganz reine atmosphärische Luft wird in einem geschlossenen Raume, wo keine Erneuerung derselben stattfindet, schon durch das A. selbst allmählich untauglich zur Unterhaltung des Respirationsprocesses, indem sich ihr Sauerstoff immer mehr vermindert, dagegen ihr Gehalt an Kohlensäure immer mehr zunimmt. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit, in den Wohnzimmern nicht nur der Gesunden, sondern auch der Kranken stets für gehörige Lüftung zu sorgen. Was die Zahl der abwechselnden Ein- und Ausathmungen, die in einer bestimmten Zeit gemacht werden (die Häufigkeit der Athemzüge oder die Respirationsfrequenz) anbelangt, so variirt dieselbe bei verschiedenen Personen selbst im gesunden Zustande und unter sonst gleichen äußern Bedingungen in hohem Grade. Erwachsene Menschen athmen in einer Minute durchschnittlich 12—16 mal, Kinder öfter; im Stehen und Sitzen ist die Respirationsfrequenz größer als im Liegen. In Krankheiten kann sie sehr bedeutende Abweichungen erleiden. Die Quantität der jedesmal ein- und ausgeathmeten Luft (die Größe der Athemzüge) beträgt bei erwachsenen Menschen von mittlerer Größe in vollkommen ruhigem Zustande ungefähr 500 Kubikcentimeter, während die Lungen solcher Menschen, im Zustande der größten Ausdehnung (bei möglichst tiefem Einathmen), ungefähr 4000 Kubikcentimeter Luft aufzunehmen vermögen. Die Zahl sowol als die Größe der Athemzüge sind beide während des Schlafs verringert. In den nächsten 2—3 St. nach dem Essen (also während der Verdauung) sind sie größer als an den übrigen Tageszeiten. Durch Körperbewegung werden sie gesteigert, durch Erhöhung der Luftwärme vermindert. Nach dem Genusse spirituöser Getränke sowie des Kaffees und Thees nimmt wenigstens die Größe der Athemzüge merklich ab.

Die ausgeathmete Luft, der sog. Athem oder Odem, ist wärmer als die eingeathmete, reicher an Kohlensäure und Wasserdampf, ärmer an Sauerstoff. Außerdem sind derselben oft gewisse Riechstoffe beigemischt, welche im ganz normalen Athem nicht vorkommen, sondern die Folge örtlicher Störungen oder Krankheiten des Mundes, der Nase oder der Lungen, in seltenern Fällen auch durch den Genuß riechender Substanzen und deren Aufnahme ins Blut verursacht sind. Viele glauben, der übelriechende Athem könne auch aus dem Magen kommen. Dies ist aber unmöglich, weil die Wände der Speiseröhre sich so dicht berühren, daß sie den Weg vom Munde zum Magen absperren. Nur beim sog. Aufstoßen kommen Gase aus dem Magen in den Mund. Meist ist der üble Athem begründet in schadhaften Zähnen oder in chronischem Katarrh der Mund-, Nasen- oder Luftröhrenschleimhaut, seltener in wirklichen Lungenkrankheiten. Ist die äußere Luft erheblich kälter als der Athem, so schlägt sich der reichliche Wasserdampf des letztern in Form kleiner Bläschen nieder, d. h. er bildet Dunst; auch das Anhauchen eines Spiegels zeigt den reichen Wassergehalt des Athems. Der Mensch athmet auf diese Weise täglich mehr als $^1/_2$ Pfd. Wasser aus. Unendlich wichtiger ist jedoch der Unterschied der ein- und ausgeathmeten Luft in Betreff des Kohlensäure- und Sauerstoffgehalts. Die atmosphärische Luft enthält im Mittel nur $^4/_{10000}$ Kohlensäure, der Athem $^4/_{100}$, also hundertmal mehr. Treibt man den Athem durch ein Röhrchen in ein mit klarem Kalkwasser

gefülltes Glas, so trübt sich das Wasser allmählich, weil die Kohlensäure sich mit dem gelösten Kalk zu unlöslichem kohlensauren Kalk verbindet. Setzt man diesen Versuch lange fort, so wird das klare Kalkwasser in eine milchige Flüssigkeit umgewandelt. Fast ebenso viel als der Athem an Kohlensäure reicher als die Außenluft, ist er an Sauerstoff ärmer, d. h. die atmosphärische Luft verliert bei ihrem Aufenthalte in den Lungen fast ebenso viel Sauerstoff, als sie Kohlensäure gewinnt, und zwar dem Volumen nach, denn an Gewicht übertrifft die Kohlensäure den Sauerstoff. Berechnet man den Sauerstoff, welcher in der ausgeathmeten Kohlensäure chemisch gebunden ist, so zeigt sich, daß er nahebei ebenso viel beträgt als der Sauerstoff, welchen die eingeathmete Luft verloren hat. Die Kohlensäure des Athems stammt zunächst aus dem Blute, und ebendasselbe nimmt den Sauerstoff aus der eingeathmeten Luft auf. Die zahllose Menge der Lungenbläschen, welche, wie die Beeren einer Traube, dichtgedrängt an den letzten Aestchen der vielfach verzweigten Luftröhren hängen und als rundliche Ausbuchtungen jener blind endenden Aestchen anzusehen sind, werden umsponnen von einem dichten Netze feinster Blutgefäßchen, sog. Haargefäße, durch deren zarte Wand hindurch die Kohlensäure in die Luft der Lungenbläschen, und umgekehrt der Sauerstoff der letztern ins Blut gelangt. Vergleicht man das in die Lungen fließende Blut mit dem aus ihnen abfließenden, so findet sich dem entsprechend, daß ersteres mehr Kohlensäure, letzteres mehr Sauerstoff enthält. Zugleich bemerkt man, daß ersteres dunkelroth (venös), letzteres hellroth (arteriell) erscheint, ebenso daß das abfließende Blut etwas kälter ist als das zufließende, daß also das Blut in der Lunge ein wenig abgekühlt wird. Der Umstand, daß schon das in die Lungen strömende Blut reichliche Kohlensäure enthält, lehrt uns, daß letztere nicht erst in der Lunge gebildet wird, daß also zwar die Lunge der Ort der Ausscheidung, nicht aber der Entstehungsort der Kohlensäure ist. Nicht unmöglich erscheint es, daß sich auch in der Lunge eine geringe Menge Kohlensäure bildet; bei weitem der größte Theil aber entsteht nachgewiesenermaßen theils im Blute überhaupt, theils, und zwar ganz vorzugsweise, in den Geweben der verschiedenen Organe, insbesondere der Muskeln und Nerven. Jede Thätigkeit dieser Organe ist geknüpft an einen Stoffwechsel in ihnen, bei welchem Sauerstoff verbraucht, Kohlensäure gebildet und zugleich Wärme frei wird. Diese in den Geweben vor sich gehende Verbindung des Sauerstoffs mit Kohlenstoff zu Kohlensäure, beziehentlich mit Wasserstoff zu Wasser, bildet das Hauptglied in der Kette chem. Vorgänge, welche man als Stoffwechsel des Organismus zu bezeichnen pflegt, und Leben und Wachsthum ist vorzugsweise mit bedingt durch diese als Oxydation bezeichneten chem. Vorgänge.

Daß jede Störung eines in das Leben so tief eingreifenden Processes die wichtigsten Folgen für die Gesundheit haben muß, ist einleuchtend. Eine gesunde, reine Luft ist für das Gedeihen des Körpers ebenso wichtig wie eine gesunde, nahrhafte Kost. Gleichwol legt man auf letztere ein viel größeres Gewicht als auf erstere. Zahllose Krankheiten stammen aus der Vernachlässigung des A. Jeder also, insbesondere der Kranke und Genesende, suche sich reine Luft zu verschaffen, sorge aber auch dafür, daß er sie gehörig athme. Alles, was die kräftige Entwickelung des Brustkastens hemmt, was die Ausdehnung desselben beim Einathmen hindert, muß möglichst beseitigt werden. Enge Kleidungsstücke um Brust und Bauch, Gurte, Schnürleiber, feste Hosenträger u. s. w. sind durchaus zu vermeiden. Männern ist eine erkünstelte Taille noch viel schädlicher als Frauen, weil Männer mehr mit den untern Theilen des Brustkastens athmen und überhaupt ein stärkeres Athmungsbedürfniß haben als Frauen. Dauerndes Stehen und Sitzen mit gekrümmtem Rücken ist immer und besonders in der Jugend schädlich. Manche gewöhnen sich dabei ein so oberflächliches, ungenügendes A. an, daß bald der ganze Körper darunter leidet. Wer sich bei seiner Beschäftigung nicht genügende Bewegung machen kann, unterbreche dieselbe also wenigstens von Zeit zu Zeit durch einige tiefe Athemzüge bei stehendem Körper, damit er das inzwischen Versäumte wenigstens einigermaßen nachhole. — Ueber den Athmungsproceß bei den Pflanzen s. Pflanze.

Athor oder Athyr, eigentlich Het-her (d. i. Behausung Gottes), Name einer ägypt. Göttin, welche Tochter des Ra (der Sonne) genannt wird. Die Griechen identificiren A. mit der Aphrodite. Ihr Typus war die Kuh, weshalb sie auf den Denkmälern in der Regel kuhköpfig, zwischen den Hörnern die Sonnenscheibe tragend, erscheint. Auch bei menschlicher Gestalt fehlen Sonne und Hörner fast nie. Sonst wird A. auch noch dargestellt als Kuh, welche hinter den Bergen hervortritt, als Vogel mit Menschenantlitz, Kuhhörnern und Sonnenscheibe u. s. w. Schon auf den ältesten Denkmälern trägt sie sehr oft als Schmuck einen Tempel auf dem Haupte. Daher stammen die fälschlich für Isisköpfe erklärten Hathorcapitäle an Bauwerken der Ptolemäerzeit. Ursprünglich hatte A. jedenfalls kosmogonische Bedeutung; später heißt sie «Herrin

des Tanzes und Scherzes» und hält die Stricke der Liebe und das Tamburin als Zeichen der Freude in der Hand. Königinnen und Königstöchter wurden vorzugsweise unter ihrem Bilde dargestellt. A. genoß einer ausgebreiteten Verehrung und hatte Tempel in allen Theilen Aegyptens. Ihr Haupttheiligthum befand sich jedoch, wenigstens in der spätern Zeit, zu Denderah. Nach der Göttin war auch der dritte ägypt. Monat benannt.

Athos, jetzt gewöhnlich neugriech. Hagion Oros (woraus türk. Aineros), d. i. heiliger Berg, bei den Italienern Montesanto genannt, eine 5 M. lange und bis 1½ M. breite Gebirgsmasse, welche halbinselartig von dem Thrazischen Chersones aus zwischen dem Strymonischen und Singitischen Busen in das Aegäische Meer vorspringt und durch einen schmalen, nur ¼ M. breiten Isthmus mit dem Festlande zusammenhängt. Nach der Sage soll sie von Athos, einem Sohne des Poseidon, oder von einem Giganten Athos, welcher sie gegen die Götter geschleudert, ihren Namen haben. Die höchste Spitze der an den schönsten Punkten reichen, gesunden, zum Theil prächtig bewaldeten Halbinsel erhebt sich im SO. bis zu einer Höhe von 6000 F. über dem Meere. Im Alterthum lagen mehrere Städte, wie Dion, Olophyxos, Thyssos, Kleonä, Akrothoon auf derselben; im Mittelalter wurde sie mit Klöstern bedeckt, von denen jetzt, außer vielen Klausen, Kapellen u. s. w., noch 20 bestehen. Die größten sind die Klöster Iworon und Hagia-Laura, das reichste Batopädi. In ihnen wohnen im ganzen 4—6000 Mönche aller Nationen, welche eine Art mönchischer Republik unter Hoheit der Türken bilden, denen sie jährlich einen Tribut von etwa 24000 Thlr. entrichten müssen. Die Regierung besorgt das Protaton, zu welchem jedes Kloster einen Epistaten oder Igumen mit Vollmacht auf vier Jahre als Repräsentanten sendet; aus ihnen wird jährlich der Vorstand zur Verwaltung der Einkünfte und Rechtspflege gewählt. Der Sitz des Protaton ist zu Karyäs, dem Hauptflecken der Halbinsel, mit 1000 E. Daselbst residirt auch ein Aga als Vertreter der türk. Regierung. Die Mönche leben, weil sie der im Orient allgemein gültigen Regel des heil. Basilius folgen, in strengster Ascese, genießen nur Gemüse, Früchte und Fische, beschäftigen sich mit Ackerbau, Gartenbau und Bienenzucht, und fertigen für den Bedarf und zum Verkauf Amulete, Geräthschaften, Heiligenbilder, Crucifixe u. dgl. aus Horn und Holz, auch kunstvolle Stickereien u. s. w. Unförmliche Bilder von Heiligen, Ansichten der Klöster u. dgl. werden auch zu Karyäs in einer Art von Druckerei gedruckt. Nur Männern ist der Zutritt zu den in Karyäs abgehaltenen Märkten gestattet, da alle Frauen von der Halbinsel verbannt sind. Die sehr bedeutenden Wallfahrten sind Hauptquelle der Einkünfte. Der Sage nach liegen hier die Schätze und die Krone der griech. Kaiser verborgen. Während gegenwärtig sich in einem jeden Kloster kaum zwei oder drei Mönche befinden, welche einige Bildung besitzen, und überhaupt Ackerbau, Verkehr und alles in Verfall gerathen ist, war der Berg A. im Mittelalter Hauptsitz der griech. Wissenschaft; die ganze christl.-byzant. Kunst hatte hier einen Mittelpunkt. Die Bibliotheken, von denen fast jedes Kloster eine besitzt, liegen jetzt unbenutzt und verlassen. Außer Drucksachen finden sich in denselben viele, zum Theil sehr schöne und alte Handschriften, welche in neuester Zeit mehrfach, z. B. von Minas und andern, untersucht und nach dem Abendlande geführt worden sind. Der classischen Literatur gewähren sie nur wenig Ausbeute, mehr für Bibel und Kirchenväter; von Wichtigkeit sind die Handschriften in georgischer (zu Iworon) und namentlich in altslaw. (bulgarischer) Sprache (z. B. zu Docheiru). Auch findet sich hier ein Schatz interessanter Urkunden. Die Klöster selbst, stets von einer hohen Mauer mit einem einzigen Thore umgeben, erscheinen von außen als unregelmäßige Massen; sie sind jedoch im Stile der Markuskirche in Venedig aufgeführt worden und bergen fast sämmtlich treffliche Schnitzereien und Goldschmiedearbeiten. Auch finden sich fast überall Malereien und Fresken, welche eine authentische Probe des unwandelbaren byzant.-christl. Stils liefern. Namentlich verdienen die Malereien zu Hagia-Laura und Batopädi Beachtung, die von sehr hohem Alter sind und einem Michael Panselinos beigelegt werden. Der Isthmus wurde von Xerxes, dessen Flotte hier scheiterte, durchstochen, wie die Untersuchungen von Choiseul-Gouffier, Hunt, Leake, Fallmerayer, Grisebach, Spratt bestätigen. Nach einer Nachricht des Demetrios Skepsios bei Strabo ward jedoch der Kanal nicht vollendet. Vgl. außer den Reisewerken von Zachariä, Fallmerayer und Grisebach: Pischon, «Die Mönchsrepublik des Berges A.» im «Histor. Taschenbuch» (4. Folge, 1. Jahrg., Lpz. 1860).

Aethyl, s. Aether.

Aetiologie (griech.) heißt die Lehre von den Krankheitsursachen, eins der wichtigsten aber auch noch dunkelsten Gebiete der Medicin. Die A. ist die Grundlage der Hygieine, der Diätetik und der Prophylaxis.

Atkyns (Sir Robert), berühmter engl. Rechtsgelehrter, geb. 1621, stammte aus einer alten und begüterten Familie von Gloucestershire. Wie sein Vater, Sir Edward A., der 1669 als Baron des Schatzkammergerichts starb, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und erlangte bald als Sachwalter großes Ansehen und eine ausgebreitete Praxis. Bei der Krönung Karl's II. 1661 wurde er unter die Ritter des Bathordens aufgenommen und bald darauf für den Flecken East-Looe ins Parlament gewählt. Nachdem er seit 1661 das Amt eines Recorder der Stadt Bristol, einige Zeit auch das eines Solicitor-General der Königin verwaltet, wurde er 1672 Richter am Court of Common Pleas. Auch in dieser Stellung zeigte er große Umsicht und strenge Unparteilichkeit, nur in den Verhandlungen über das papistische Complot 1679 wußte auch er sich nicht über den befangenen Standpunkt seiner Zeitgenossen zu erheben. Misvergnügen über die willkürlichen Maßnahmen des Hofes, der auf jede Weise die Unabhängigkeit des Richterstandes zu untergraben suchte, bestimmte A., 1680 auf seinen Sitz im Gerichtshof zu verzichten und seine frühere Wirksamkeit in Bristol wieder aufzunehmen. 1682 wurde er wegen seines Verhaltens bei einer städtischen Wahl in Anklagestand versetzt und des Aufruhrs und der Verschwörung für schuldig befunden. Obgleich der Court of King's Bench das Urtheil wegen eines Formfehlers cassirte, fand sich A. doch bewogen, sein Amt niederzulegen und sich auf seine Besitzungen in Gloucestershire zurückzuziehen. Als 1683 der Proceß gegen Lord William Russell (s. d.) verhandelt wurde, verfaßte A. auf Veranlassung einiger Freunde desselben zwei Rechtsgutachten, in denen er mit glänzender Beredsamkeit und edelm Freimuth die Grundlosigkeit der Anklage nachzuweisen suchte. Auch ließ er nach der Revolution zwei Flugschriften, betitelt «A defence of Lord Russel's innocency», erscheinen, in denen er sich auf das wärmste für die Umstoßung des Urtheils verwendete. Mit gleicher Energie, aber besserm Erfolge, übernahm er 1684 die Vertheidigung des Sprechers des Unterhauses, Sir William Williams, der als Verfasser einer aufrührerischen Schmähschrift angeklagt war. Nach der Thronbesteigung Wilhelm's III. wurde A. 1689 Präsident des Schatzkammergerichts, und in demselben Jahre erhielt er den Vorsitz im Oberhause, welche Stelle er bis 1692 bekleidete. 1694 legte er seine Aemter nieder und zog sich auf seine Besitzung Sapperton-Hall in Gloucestershire zurück, wo er 1709 starb. Seine «Parliamentary and political tracts (Lond. 1734) sind als Beiträge zur Zeitgeschichte noch jetzt von Wichtigkeit. Sein Sohn, Sir Robert A., geb. 1647, gest. 1711, als Politiker ein Gegner seines Vaters, aber wie dieser seines ehrenwerthen Charakters wegen allgemein geachtet, ist Verfasser einer «Geschichte von Gloucestershire» (Lond. 1712).

Atlanta, Stadt im County De Kalb des Staats Georgia in Nordamerika, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, da hier die von Nashville und Knoxville herabführenden Bahnen mit den nach Pensacola, Savannah und Charleston laufenden zusammenstoßen. Die Stadt bildet den Hauptstapelplatz für Getreide und Baumwolle im nordwestl. Theile von Georgia, und seit dem Beginne des Bürgerkriegs sind daselbst auch bedeutende Waffenfabriken und Arsenale angelegt worden. Erst 1845 begründet, hatte der Ort 10 J. später bereits 4000 E., 6 Kirchen, 2 Zeitungen und 1 Bank. Nach der Schlacht bei Chattanooga im Nov. 1863 war A. Hauptobject der Operationen der vom General Grant befehligten Bundesheere.

Atlantis, einer uralten Sage nach, die Solon von den Priestern in Aegypten überkommen haben soll, der Name einer ungeheuern Insel im Atlantischen Ocean, die angeblich ebenso groß als Kleinasien und Libyen war. Ueber die Lage derselben sind die Angaben der Alten sehr unzuverlässig, und da sie in eine Gegend gesetzt wird, wo sich in späterer Zeit keine Insel fand, so kam man auf den Gedanken, daß sie untergegangen. Andere wollten in den Canarischen Inseln Ueberreste der versunkenen A. wiederfinden; noch andere, wie Rudbeck in seiner «Atlantica», verstehen darunter die Skandinavische Halbinsel. Den meisten Anklang hat in neuerer Zeit die von Bircherod in einer Abhandlung «De orbe novo non novo» (Altd. 1685) zuerst aufgestellte Vermuthung gefunden: daß vielleicht phöniz. oder karthag. Handelsschiffe, durch Stürme und Strömungen von ihrem Wege abgetrieben, an die amerik. Küste verschlagen worden und von dort später glücklich nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt sein könnten. Auf ihren Erzählungen beruhe die Sage von jener Insel, und unter der A. des Plato im «Kritias» sowie unter der großen namenlosen Insel, von welcher Diodor, Plinius und Arnobius sprechen, sei das heutige Amerika zu verstehen.

Atlantisches Meer heißt derjenige Theil des Weltmeeres, welcher die Alte Welt im W. von der Neuen Welt trennt und seine Hauptausdehnung von N. nach S. hat. Dieses wahrscheinlich nach der fabelhaften Insel Atlantis (s. d.) benannte Meer trennt oder verbindet in seiner nördl. Hälfte die bevölkertsten und civilisirtesten Theile der Erde, und ist daher, obwol

das stürmischste aller Meere, doch das am meisten befahrene. Nach A. von Humboldt's Ausdrucke gleicht dies Meer in der Parallelität seiner Küsten fast einer mächtigen Strombahn, indem, den vorspringenden Theilen der Continente entsprechend, gegenüber ein Zurückweichen der Küsten stattfindet. Der nördl. Theil gliedert die Küsten Nordamerikas durch das Eingreifen der Hudsonsbai, des Lorenzbusens, des Mexicanischen und Karaibischen Golfs fast ebenso wie Europa durch die Ost- und Nordsee, das Aquitanische, das Mittelländische und das Schwarze Meer, während der südl. Theil des Atlantischen Oceans die südamerik. und die afrik. Küsten nur wenig zersplittert. Der Einbiegung des Golfs von Guinea in Afrika entspricht die Ausbiegung Brasiliens, ebenso der Hervorragung Senegambiens und Sudans die Einspülung des Antillenmeeres. Die Inselbildung des Atlantischen Meeres ist nur reichhaltig in der Nähe von Nordamerikas und Europas Küsten. Im freien Ocean steht die Inselbildung der des Stillen Meeres bei weitem nach. Als Stationen erscheinen wichtig: Island und die Faröer zwischen Europa und dem polaren Amerika; die Azoren und die Bermudagruppe zwischen Europa und dem mittlern und südl. Nordamerika; Ascension, St.-Helena, Trinidad und Tristan da Cunha zwischen Afrika und Südamerika; die Falklandsinseln, Südgeorgien und Sandwichsland zwischen Südamerika und den antarktischen Gestaden. Die von dem Atlantischen Meere bedeckte Fläche umfaßt (nach Maury) etwa 1,200000 Q.-M., demnach ungefähr ein Fünftel der gesammten Meeresoberfläche. Die Länge von N. nach S. beträgt etwa 2000 M., seine mittlere Breite 600 M. (800 M. zwischen Georgien und Afrika, 340 M. zwischen Cap-Frio und Afrika). Vom südl. Eismeer ist es nur durch eine imaginäre Linie getrennt.

Alle früher angestellten Tiefenmessungen im Atlantischen Ocean haben sich als unzuverlässig erwiesen, da sie die Tiefe weit größer erscheinen ließen, als wie sie wirklich ist. Erst in neuerer Zeit, nach Aufwendung vieler Kosten und Mühen, ist man zu befriedigendern Resultaten gelangt. Im Nordatlantischen Ocean fand Berryman 1857 unter 40° nördl. Br. und zwischen 63 und 64° westl. L. eine Tiefe von 2987 Faden. Die tiefste Einsenkung des Meeresbeckens zeigt die Karte in einem Raume an der Südseite des Golfstromes von 67° westl. L. nach N. bis 41° nördl. Br. und von 49° westl. L. (im SO. der Neufundlandsbank) südlich bis in 33° nördl. Br., darauf nach NW. und dann nach W. bis in 67° westl. L. Die Sondirungen waren hier ziemlich zweifelhaft. Die größte wirklich gefundene Tiefe beträgt 4580 Faden. Berryman's Untersuchung des Beckens zwischen Neufundland und Irland ergibt eine mäßige Tiefe, die nirgends 2070 Faden überschreitet. Aus andern Messungen ersieht man, daß hier eine Hochebene innerhalb des Beckens vorhanden ist, welche sich bis südlich von den Azoren erstreckt, darauf südwestlich bis 20° nördl. Br. und dann nordwestlich bis innerhalb 420 Seemeilen von den Bermudas mit weniger als 200 Faden Tiefe. Nach O. und W. fällt diese Hochebene allmählich zu größerer Tiefe ab. Von diesem unterseeischen Plateau waren auch die ersten Proben von Meeresgrund entnommen, welche genauer untersucht worden sind. Die feinem Thone ähnelnde Masse zeigte einen großen Reichthum an kalkigen wie an kieseligen Schalen (Foraminiferen und Diatomeen) mikroskopischer Seethierchen, die nirgends abgerieben, sondern vollkommen erhalten waren, jedenfalls also in diesen Tiefen in höchster Ruhe lagern. Von Sandkörnern und zerkleinerten mineralischen Theilen fand sich keine Spur.

Die Meeresströmungen machen in der nördl. wie in der südl. Hälfte des Atlantischen Oceans einen Kreislauf, innerhalb dessen sich auf der Nordhälfte ein weit ausgedehntes Seegrasmeer befindet. (S. Sargassomeer.) Die um die Südspitze Afrikas von O. herumkommende Agulhasströmung wendet sich als südatlantische Strömung an der Westküste Südafrikas nach NW.; aber die hier herrschenden Südwinde bewirken, daß ein Theil derselben sich als südafrikanische Strömung an der Küste hält und bis zum Aequator nach N. gelangt. Hier vereinigt sie sich mit einer andern, die ebenfalls eine Oberflächenströmung von geringer Tiefe ist, mit der Guineaströmung, und so entsteht aus beiden der Anfang der Aequatorialströmung. Auch diese wird wol hauptsächlich durch Einwirkung der Passatwinde, welche das Wasser von O. nach W. treiben, bewirkt. Die Strömung hat hier, südlich vom Aequator, eine Breite von etwa 40 M. Dieselbe mag den Aequator im Meridian von Greenwich schneiden, und berührt dort den Südrand der in entgegengesetzter Richtung gehenden Guineaströmung, welche wärmer ist. So laufen also auf diesem Punkte etwa 200 M. weit zwei einander entgegengesetzte Strömungen, deren Wärme um 3° R. differirt, nebeneinander her. Weiter nach W. wird die Aequatorialströmung durch Hinzutritt der südatlantischen Strömung breiter, und in 22° westl. L. von Greenwich soll von ihr ein Arm nach NW. abgehen. In 30° westl. L. ist die Strömung über 120 M. breit, und hier theilt sie sich. 1) Der südwestl. Arm geht von 6° südl. Br. als

Brasilströmung längs der Ostküste Südamerikas etwa bis Cap-Frio, wo er sich abermals theilt. Der kleinere Zweig fließt nach dem Cap-Hoorn, der Hauptzweig aber wendet sich östlich und bildet die südl. Verbindungsströmung oder die Querströmung des Südatlantischen Oceans. Mit zunehmender Geschwindigkeit strömt dieser Hauptzweig in etwa 30 M. Entfernung vom Cap der guten Hoffnung ins Indische Meer, während ein kleinerer Strom sich nach N. zur südatlantischen Strömung wendet. Von den Falklandsinseln nach ONO. zieht sich zur Seite dieser Strömungen ein mächtiger Streif riesigen Seegrases. 2) Der Hauptarm der Aequatorialströmung geht in 30° westl. L. nach WNW. und heißt dort Guianaströmung. Derselbe tritt, zwischen den westind. Inseln hindurchströmend, ins Karaibische Meer, und hat hier 120 M. Breite (im 65° westl. L.). Somit fließt durch die Straße von Yucatan, welche nur $23^1/_3$ M. breit ist, unablässig eine gewaltige Menge Wassers in den Mexicanischen Meerbusen. In diesem Busen wendet sich die Strömung westlich und verschwindet in der Campechebai. Aber nördlich von Veracruz trifft man sie wieder. Je mehr sie sich dem Meridian des Mississippi nähert, um so mehr fließt sie östlich, und jenseit desselben ist sie nach der Nordwestküste Cubas gerichtet, bis sie sich theilt. Ein kleinerer Zweig bewegt sich westlich vom Cap San-Antonio, der größere strömt östlich und bildet den Golfstrom (s. d.).

Der Atlantische Ocean ist seit dem 15. und 16. Jahrh. die große Straße für die Culturvölker Europas geworden, auf der sie nach allen Gegenden der Welt segeln, in den verschiedensten Richtungen kreuzend, welche durch die Meeresströmungen und die herrschenden Winde vorgeschrieben werden. Bei den Fahrten von Nordamerika nach Europa nehmen die Schiffe in der Regel den Curs im Golfstrome, in dessen Mitte sie gutes Wetter finden, wenn dasselbe an den Rändern unsicher und unbequem ist. Auf derselben Seite, auf welcher man in ihn eingefahren, verläßt man ihn möglichst bald, nachdem man den 35.° westl. L. von Greenwich passirt ist. Bei der Fahrt von Europa nach Nordamerika thut man am besten, dem Bogen eines größten Kreises zu folgen. Ist das Schiff nach einem nördlich vom Cap-Hatteras gelegenen Hafen bestimmt, so bleibt man im N. des Golfstromes, bis man sich mit dem 38. Meridiane südlich wendet, sodaß man, ehe noch der Meridian von Sable-Island erreicht ist, den 43. Breitengrad schneidet, um die dichten Nebel zu vermeiden, falls nämlich der gesuchte Hafen südlich von Halifax liegt. Weiterhin muß man den Golfstrom vermeiden. In der Zeit der Eisberge, welche hier die Fahrt gefährlich machen (April, Mai, Juni, bisweilen auch von Febr. an und selbst bis Aug. hin), muß man sich, wenn man sich der Bank von Neufundland nähert, mehr südlich halten. Die andere, sog. südl. Passage liegt südlich von den Azoren und den Bermudas. Diese ist für Schiffe, welche nach Häfen im S. des Cap-Hatteras gehen, zu jeder Jahreszeit vorzuziehen. Die Packetboote von Neuyork nach Liverpool gehen 22—27 Tage, im Winter am schnellsten, im Aug. und Sept. am langsamsten. Von Liverpool nach Neuyork dauert die Fahrt $29^3/_4$—$41^1/_3$ Tage, am längsten im Winter, am kürzesten im März und Mai. Die Dampfschiffe nach Liverpool gehen im Mittel 10 Tage 11 St. bis 11 Tage 12 St. (9 Tage $11^1/_2$ St. bis 13 Tage $21^1/_4$ St.); die nach Neuyork im Mittel 10 Tage $23^1/_2$ St. bis $14^1/_4$ Tage (9 Tage 17 St. bis 18 Tage 3 St.). Die von Europa nach dem Golf von Mexico und nach dem Karaibischen Meere gehenden Schiffe pflegen den Passat zu benutzen und fahren gewöhnlich zwischen Guadeloupe und Antigua ein oder auch zwischen Sta.-Lucia und St.-Vincent. Auf der Rückfahrt wird die Passage zwischen Guadeloupe und Montserrat vorgezogen. Segelschiffe gehen von Havre nach Veracruz 40, zurück 42 Tage; von Havre nach Neuyork 35, zurück 32 Tage. Auf der Fahrt von den Vereinigten Staaten nach Rio-de-Janeiro kreuzte man vor Einführung der Mondbeobachtungen und der Chronometer (zur Bestimmung der Länge) den Aequator in 20° westl. L. von Greenwich, seit 1826 aber in 30°, und jetzt sogar noch westlicher. Vom Dec. bis Juni müssen die Schiffe, nach OSO. segelnd, den 45. Meridian zu erreichen suchen, ehe sie nach S. gehen, und dann können sie den Aequator in 30° schneiden. Vgl. Kerhallet, «Considérations générales sur l'Océan Atlantique» (3. Aufl., Par. 1854); Maury, «The physical geography of the sea» (8. Aufl., Lond. 1860).

Atlas, ein Titane, der Sohn des Japetos und der Klymene und Bruder des Menötios, Prometheus und Epimetheus, war durch Pleone, des Okeanos Tochter, oder Hesperis, die Tochter seines Bruders, Vater der Plejaden (s. d.). Da er mit den übrigen Titanen den Himmel stürmen wollte, verurtheilte ihn Zeus, zur Strafe dafür das Himmelsgewölbe zu tragen. Nach der Erzählung späterer Schriftsteller war A. ein mächtiger König, welcher große Kenntniß der Astronomie besaß; man führt sogar drei A. an, einen maurischen, italischen und arkadischen. — Zufolge der Ansichten der Alten von dem Himmelsgewölbe und seinem Verhältniß

zur Erde, nach denen jenes auf einem festen Körper ruhen mußte, wurde der ursprünglich der Mythologie angehörige Name in die Geographie hinübergezogen. Man bezeichnete nämlich bildlich mit A. (Atlanten), nach Mercator's Vorgange im 16. Jahrh., eine Sammlung von Land- und Himmelskarten, weil früher auf dem Titel dergleichen Sammlungen der Titane A. als Träger der Himmelskugel abgebildet zu sein pflegte. Später hat man den Namen auch auf anderartige Sammlungen übergetragen. — In der Baukunst der Alten nannte man Atlanten mehr oder minder kolossale männliche Bildsäulen von herculischer Structur und Haltung, welche, ähnlich den weiblichen Karyatiden (s. d.), an Prachtgebäuden anstatt der Säulen oder Pilaster zum Tragen von Gesimsen und Vorsprüngen oder auch wol des Gebälkes angebracht wurden. Beispiele solcher Atlanten bieten unter anderm die Bäder von Pompeji. Bei den Römern nannte man sie auch Telamone.

Atlas, eine Gebirge in Nordwestafrika, in der heutigen Berberei, deren eigenthümlichen phys. und geogr. Charakter es hauptsächlich bestimmt, bildet mit seinen Höhenzügen die Scheidewand zwischen dem westl. Theile des Mittelländischen Meeres und dem Becken der Sahara. Schon den Alten unter demselben Namen bekannt, ist das Gebirge selbst gegenwärtig noch sehr mangelhaft erforscht. Der A. zieht sich gegen 300 M. lang von WSW. nach ONO. durch Marokko, Algerien und Tunis hin. Sein mittlerer Theil, in Algerien, zerfällt in das Gebirge des Tell zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Steppenplateau der Schotts, und in das Gebirge der Sahara zwischen dem genannten Plateau und der Großen Wüste. Das Gebirge des Tell besteht aus einzelnen, durch große Thäler oder weite Ebenen oft sehr bestimmt voneinander getrennten Gruppen, deren man von W. nach O. 11 zählt: das Traragebirge zwischen den Flüssen Muluja und Tafna mit Dschebl-Fural (4310 F.); das Tesselagebirge zwischen den Flüssen Tafna und Sig (3146 F.); das Gebirge von Tlemsen, südlich von den beiden vorigen, zwischen der marokk. Grenze und dem obern Sig, der Durdus mons der Alten, mit dem Tumsait (5646 F.); das Saidagebirge zwischen den Flüssen Sig und Mina; die Gruppe des Dschebl-Uanscherisch (6157 F.) zwischen der Mina und dem Scheliff; das Gebirge von Algier zwischen dem Scheliff und der Küste, östlich bis zum Flusse Isser, mit dem Tagelsa (5329 F.); der Dschurdschura (7132 F.) zwischen dem Isser und dem Ued-Sahell; das Dira-Uannughagebirge, südlich vom Dschurdschura, mit dem Dira (5541 F.); das Setifgebirge zwischen Ued-Sahell und dem Fluß von Konstantine, mit dem Babor (6126 F.); das Numidische Gebirge zwischen dem Fluß von Konstantine und dem Ued-Sebus, südlich bis zur Ebene der Sbachr, mit dem Dschebl Bu-Ghareb (4051 F.); das Afrikanische Gebirge, mit dem Serdsch-el-Auda (4217 F.), sich zwischen der Medscherda und der Küste nach Tunis hinein erstreckend. Das Gebirge der Sahara hat mehr Zusammenhang; es bildet eine im Durchschnitt 20 M. breite Zone schmaler, unter sich paralleler Ketten. Im mittlern und östl. Theile kommen einzelne Partien zu bedeutender Entwickelung und haben besondere Namen erhalten, so der Dschebl-Amur (4900 F.) und der Dschebl-Aures, der Aurasius mons der Alten, mit dem Scheliha (7142 F.), dem Culminationspunkt Algeriens. Die östl. Ausläufer des A. in Tunis sind hauptsächlich an der Nordküste das genannte Afrikanische Gebirge, südlicher die an den Aures sich anschließenden Dschebl Um-Debben, Dschebl-Scharnbi und Dschebl-Mechila (4448 F.) und eine von Cap-Bon südwestlich verlaufende Kette mit Dschebl-Barku und Dschebl-Sill. Außerdem durchziehen eine Menge unbedeutenderer, abgetrennter Höhen Tunesien. In Marokko bildet der A. ein zusammenhängendes Kettengebirge und theilt hier das Land viel bestimmter in ein nördlich und ein südlich abfallendes, da sich die Hochebene der Schotts nicht weit nach Marokko hinein fortsetzt. Der höchste Punkt der von Cap-Ghir nordostwärts streichenden Hauptkette scheint der Miltsin (10700 F.) zu sein. Zu beiden Seiten dieser Kette breiten sich große, vielfach unterbrochene Ebenen aus, jenseit deren abgesonderte Gebirgsgruppen sich erheben, wie im N. der Rif mit dem Dschebl-Anna (6773 F.), im S. die unbedeutendern Höhen der marokk. Sahara und die Berge an der Westküste, von denen die bei Isgeder eine Höhe von 3663 F. erreichen. Krystallinisches Gebirge tritt nicht als Gebirgsland, wol aber an der Süd- und Nordseite des A. an zahlreichen Küstenpunkten des Mittelmeeres und in einzelnen elliptischen Massen des Innern auf. Silurisches und devonisches Uebergangsgebirge, ihrem Alter nach unbestimmte Dolomite, die Glieder des Jura und die ganze Folge der Kreideformation, Nummulitengebirge und die jüngern Abtheilungen des Tertiärgebirgs setzen die Atlasländer zusammen. Die wenig aufgeschlossenen Mineralproducte sind hauptsächlich Kupfer, Eisen und Blei, Steinsalz, Kalk, Marmor. Auf den höchsten Gipfeln des Gebirgs bleibt zwar der Schnee einen großen Theil des Jahres hindurch liegen,

die Grenze des ewigen Schnees erreichen sie aber nicht; es fehlt daher Firn- und Gletscherbildung gänzlich.

Atlas heißt ein von Seide gewebter Stoff, der seinen schönen Glanz durch eine eigenthümliche Beschaffenheit des Gewebes erhält, vermöge welcher auf der rechten Seite fast nur die feinen und schönen Kettenfäden freiliegend zu sehen sind. Bei geringen Atlassorten kann auch Baumwolle zum Einschuß genommen werden, weil der Einschuß nur auf der Rückseite hervortritt. Der wollene, baumwollene und leinene A. sind Nachahmungen des seidenen, welche sich mit diesem, wegen der Natur ihres Materials, an Schönheit freilich nicht messen können.

Atlasspat oder Atlasstein nennt man wegen seines seidenschimmernden Glanzes im Handel eine faserige, aus längern oder kürzern nadelförmigen Krystallen bestehende Abänderung des kohlensauren Kalks. Er ist meist nur an den Kanten durchscheinend, schnee- und röthlichweiß, oder durch verschiedene Metalloxyde blau oder grün gefärbt, und nimmt trotz seiner geringen Härte eine schöne Politur an, weswegen er namentlich in England zu verschiedenen Luxusgegenständen, wie z. B. zu Ohrgehängen, Halsbändern u. s. w. verarbeitet wird.

Atmometer (griech.), auch Atmidometer, Verdunstungsmesser, nennt man eine Vorrichtung, um die Größe der Verdunstung einer Flüssigkeit, besonders des Wassers, unter gegebenen Verhältnissen zu messen. Am einfachsten dient dazu ein flaches, mit Flüssigkeit gefülltes Gefäß, in welchem man die Größe der Verdunstung entweder direct mißt oder, indem man das Ganze auf eine Wage setzt, durch Wägung bestimmt. Solche Vorrichtungen wurden zuerst gebraucht von Muschenbroek (1731) und Richmann (1751). Saussure machte darauf aufmerksam, daß man, um die wahre Größe der Verdunstung der Gewässer zu finden, das zum A. bestimmte Gefäß mitten auf das Wasser setzen müsse. Dann ist aber auch noch ein Regenmesser dabei anzubringen, um die Menge des auf das Gefäß gefallenen Regens bestimmen und abziehen zu können. (S. Verdunstung.)

Atmosphäre bezeichnet auch in der Physik und im Maschinenwesen eine Maßeinheit für den Ausdruck der Kraft, mit welcher tropfbare oder elastische Flüssigkeiten (Wasser, Luft, Gasarten und Dämpfe) auf ihre feste Umgebung drücken. Die atmosphärische Luft hält bei mittlerm Barometerstande einer Quecksilbersäule von 0,76 Meter das Gleichgewicht; es beträgt daher ihr Druck auf 1 Quadratcentimeter Fläche so viel als das Gewicht von 76 Kubikcentimeter Quecksilber, welches gleich 1031 Grammen ist. Für 1 preuß. Quadratzoll berechnet, macht dies 7053 Gramme oder 14,1 Zollpfd., wofür man 14 Pfd. setzt (14,7 oder rund 15 engl. Pfd. auf 1 engl. Quadratzoll). Dies ist es, was man als einfachen Atmosphärendruck bezeichnet. Wird also z. B. angegeben, eine Dampfmaschine arbeite mit Dampf von 2, $2\frac{1}{2}$ oder 5 A., so heißt das, der Dampfdruck betrage beziehungsweise 28, 35, 70 Zollpfd. auf 1 preuß. Quadratzoll Kessel- oder Kolbenfläche (30, $37\frac{1}{2}$, 75 engl. Pfd. auf 1 engl. Quadratzoll). Zuweilen gibt man den Druck geradezu in einer Pfundzahl an, welche dann stets für 1 Quadratzoll zu verstehen ist.

Atmosphäre (von dem griech. atmos, Dunst, und sphära, Kugel), d. i. Dunstkugel, Dunstkreis, Luftkreis, bezeichnet zunächst die unsere Erde umgebende, mit dieser täglich sich umdrehende und sie auf ihrer Bahn um die Sonne begleitende Luftmasse. Der Aehnlichkeit wegen nennt man alle wirklichen oder eingebildeten Dunsthüllen, welche um einzelne größere oder kleinere Körper verbreitet angenommen werden, Atmosphären, und spricht z. B. von einer elektrischen A., einer Lichtatmosphäre oder Photosphäre, von Atmosphären der Sonne und anderer Himmelskörper. Irrig ist die Vorstellung, als ob die Erde in einem für sich bestehenden Luftmeere schwämme, indem beide vielmehr ein Ganzes ausmachen und die Dicke der die Erde umgebenden Luftschicht gegen den Durchmesser der Erdkugel jedenfalls nur gering sein kann. Die Form der A. ist im allgemeinen ähnlich der unserer Erde, nämlich eine an den Polen der Umdrehungsachse plattgedrückte Kugel, ein Ellipsoid, wie man es nennt, dessen Umdrehungsachse die kleinste von allen seinen Achsen. Diese Abplattung der A. hat zwei Ursachen: zuvörderst wird dieselbe, ganz wie die Abplattung des festen Erdkörpers, bedingt durch die vermittels der Achsendrehung hervorgebrachte Schwung- oder Centrifugalkraft, welche am Aequator am stärksten wirkt, von da aus aber nach den Polen zu abnimmt; sodann aber durch den stärkern Einfluß der Sonnenwärme am Aequator, indem die durch die Wärme bewirkte Ausdehnung und größere Leichtigkeit der Luft eine größere Höhe der A. in den Aequatorialgegenden zur Folge hat. Genau läßt sich indeß das Verhältniß der Abplattung der A. nicht ermitteln, da besonders das Verhältniß der Wärmeabnahme in verschiedenen Höhen der A. unbekannt ist. Doch darf man nach Berechnungen von Zach wol annehmen, daß die Abplattung der A. nicht merklich größer ist als die der Erde.

Wenn man sich durch Besteigen hoher Gebäude, Berge oder mit Hülfe des Luftballons über die Erdoberfläche erhebt, so kann man durch Beobachtung des Barometers wahrnehmen, daß die Luft in der Höhe immer dünner wird. Es hat dies seinen Grund darin, daß die Luft als expansible Flüssigkeit nach dem Mariotte'schen Gesetze sich um so mehr auszudehnen sucht, je geringer der Druck ist, der auf ihr lastet. Da sie nun aber zugleich auch, wie alle andere Stoffe, der Schwere unterworfen, so haben die der Erde zunächstliegenden Luftschichten den Druck aller darüberliegenden zu tragen, sind also am meisten zusammengedrückt, die darüberliegenden um so weniger, je höher sie liegen. Daraus folgerten manche, daß zwar die Verdünnung immer größer werden müsse mit der Entfernung von der Erde, die A. selbst aber nie absolut aufhöre, sondern sich ohne Grenzen in den Weltraum hinauserstrecke. Man hat indeß jedenfalls genügenden Grund, anzunehmen, daß die A. begrenzt ist, denn die beiden Kräfte, durch welche jedes Lufttheilchen der A. im Gleichgewicht gehalten wird, die Expansionskraft der Luft und ihre Schwere, nehmen zwar mit der Entfernung von der Erdoberfläche an Stärke ab, die erstere Kraft aber schneller als die zweite, sodaß es eine Höhe geben muß, in welcher beide gleich stark sind, und diese Höhe muß offenbar die Grenze der A. sein. Die Höhe dieser Grenze läßt sich freilich nicht genau ermitteln, solange man nicht das Gesetz der Temperaturabnahme in den verschiedenen Höhen der A. kennt, denn die Expansionskraft eines Gases ist stets von seiner Temperatur abhängig. Nach Zugrundelegung verschiedener Hypothesen über diese Wärmeabnahme hat man für die Höhe der A. Werthe berechnet, welche zwischen 7 und 27 geogr. M. schwanken. Der Mathematiker Poisson kommt sogar zu der Annahme, daß infolge sehr starker Temperaturabnahme die Luft schon in Höhen, wo sie noch gar nicht allzu verdünnt ist, in den tropfbar flüssigen Zustand übergegangen sein müsse, sodaß demnach die A. von einer tropfbar flüssigen Schale begrenzt wäre. Diese Annahme wird höchst unwahrscheinlich durch die Erfahrung, daß die atmosphärische Luft zu denjenigen Gasen gehört, welche bisjetzt weder durch den größten (bis über 1000 Atmosphären gesteigerten) Druck noch durch die größte künstlich erzeugte Kälte tropfbar flüssig gemacht werden konnten. Einen ungefähren Anhalt für Bestimmung der Höhe der A. bietet auch die Erscheinung der Dämmerung. Vor Aufgang und nach Untergang der Sonne erscheint noch ein Theil der A. durch die Sonnenstrahlen erleuchtet. Die Grenze dieses erleuchteten Theils des Himmels gegen den unerleuchteten nennt man den Dämmerungsbogen, und aus der Höhe dieses Dämmerungsbogens kann man ungefähr auf die Höhe der A. schließen, denn je weiter hinauf sich Luft von merklicher Dichte vorfindet, desto weiter nach der der Sonne abgewendeten Seite des Horizontes zu müßte offenbar der Dämmerungsbogen liegen. Da dieser Bogen aber keine scharfbegrenzte Linie ist, so sind die auf seine Lage gegründeten Rechnungen auch nur annähernd: sie geben eine Höhe der A. zwischen 10 und 27 geogr. M. Berechnet man nach den Formeln, welche sich aus der Abnahme des Luftdrucks auf hohen Bergen ergeben, die Stärke des Luftdrucks in noch größern Höhen, so findet man ungefähr, daß dieser Druck in einer Höhe von 8 geogr. M. nur noch $^1/_{760}$ von dem an der Meeresoberfläche beträgt, in einer Höhe von 10—12 M. aber schon so unmerklich geworden sein muß, daß er auch mit dem empfindlichsten Barometer nicht mehr wahrgenommen werden kann. Hätte die Luft in allen Höhen dieselbe Dichte wie an der Erdoberfläche, so würde die A. nur etwa 1 M. hoch sein. Wollte man aber an die Stelle dieser Luftmasse eine die Erde gleichstark drückende Wasserschicht setzen, so dürfte diese nur 32 F. hoch sein; ja wollte man denselben Druck durch Quecksilber erzielen, so müßte dies nur 28 Zoll hoch stehen. Aus diesen Betrachtungen, welche Gegenstand der Aërostatik (s. d.) sind, folgt, daß die A. auf jeden Quadratzoll mit etwa 15 Pfd. oder auf jedes Quadratmeter mit 10000 Kilogrammen drückt, und daß die Masse der ganzen A. an Gewicht noch nicht ganz ein Millionstel der Masse des Erdkörpers beträgt. Von großer Wichtigkeit ist der Druck der A. im Haushalte der organisirten Natur. Die Arme und Beine werden, wenn man sie frei herabhängen läßt, nicht durch die Muskeln getragen, sondern es wird in den Achsel- und Hüftgelenken die Kugel nur durch den Luftdruck in der Pfanne zurückgehalten. Deshalb erfordern auch in großen Höhen, wo der Luftdruck bedeutend geringer, alle Bewegungen eine bedeutende Muskelanstrengung. Auch in technischer Hinsicht ist der Luftdruck sehr wichtig, denn auf seinem Vorhandensein beruht die Wirkung vieler Vorrichtungen, z. B. der Pumpenheber, mancher Dampfmaschinen u. s. w. Ferner hängt auch die Temperatur des Siedens von Flüssigkeiten von der Größe des Luftdrucks ab und ist um so niedriger, je geringer der Luftdruck ist, sodaß z. B. das Wasser auf der Meierei Antisana in Südamerika in der Höhe von etwa 12000 F. über dem Meere nicht mehr bei 100° C., sondern schon bei 86° siedet.

Die atmosphärische Luft ist nicht ein einfacher Stoff, ein Element, wie man früher annahm, sondern vielmehr ein Gemisch aus mehrern einfachen Stoffen, und zwar besteht sie wesentlich aus Sauerstoff und Stickstoff. Ueberhaupt aber darf man in ihr alle diejenigen Stoffe voraussetzen, welche bei der gewöhnlichen Temperatur in den luftförmigen Aggregatzustand übergehen, sowie alle die, welche als gasförmige Producte der in der Natur überall vor sich gehenden chem. Zersetzungen auftreten. Früher glaubte man annehmen zu müssen, daß das Verhältniß von Sauerstoff und Stickstoff in der A. ein nach Zeit und Ort wechselndes sei, und daß die Luft um so vorzüglicher wäre, je mehr sie Sauerstoff enthielte. Die genauesten Ermittelungen mit Hülfe des Eudiometers oder Luftgütemessers, besonders die von Gay-Lussac und A. von Humboldt ausgeführten, haben gelehrt, daß sich Sauerstoff und Stickstoff überall und auch in den höchsten, durch den Luftballon erreichten Höhen der A. genau in demselben Verhältniß gemischt vorfinden, und daß je 100 Raumtheile Luft aus 21 Theilen Sauerstoff und 79 Theilen Stickstoff bestehen. Beide Gase sind aber durchaus nicht chemisch verbunden, sondern nur mechanisch miteinander vermischt, und jedes derselben bildet eigentlich eine A. für sich und hält sich für sich im Gleichgewichte, sodaß, wenn in einem nicht ganz geschlossenen Raume der Luft durch irgendeinen chem. Proceß ihr Sauerstoff entzogen wird, in dem dadurch entstandenen luftverdünnten Raume nicht atmosphärische Luft nachströmt, sondern nur wieder Sauerstoff. Das Verhältniß von Sauerstoff und Stickstoff wird sonach schließlich wieder dasselbe. Zwei andere, wenn auch nur in sehr geringen Mengen, aber doch überall in der A. vorhandene Stoffe sind die Kohlensäure und der Wasserdampf. Die Kohlensäure beträgt in 100000 Raumtheilen freier atmosphärischer Luft 33—53 Theile. In Räumen dagegen, welche mit Menschen erfüllt sind, wie in Hospitälern, Schlafräumen, Concertsälen, Schulstuben, hat man schon oft in 100 Theilen Luft 1 Theil Kohlensäure gefunden. Der Gehalt der A. an Wasserdampf ist dagegen noch weit veränderlicher und hängt vorzüglich von der Temperatur der Luft ab. Die Kohlensäure wird an der Erdoberfläche erzeugt durch die Verbrennungsprocesse, zu denen eigentlich auch das Athmen der Menschen und Thiere gehört, durch das Vermodern kohlenstoffhaltiger, besonders vegetabilischer Substanzen, durch verschiedene Gärungen, durch vulkanische Aushauchungen. Die in der Luft vorhandenen Wasserdämpfe haben zum Theil ähnlichen Ursprung, zum größern Theile entstehen sie aber durch Verdampfung von den großen auf der Erde verbreiteten Wasserflächen. In frühern Perioden, als die äußere Rinde der Erde noch nicht unter den Siedepunkt des Wassers abgekühlt war, muß die A. weit wasserdampfreicher gewesen sein; denn alles Wasser, was jetzt in Meeren, Flüssen, Seen und sonstwie auf der Erde sich findet, muß damals als Dampf in der A. sich befunden haben. Erst später, als die Erdoberfläche unter 100° sich abkühlte, vermochte sich ein Theil des Dampfes als tropfbares Wasser niederzuschlagen und in den Niederungen anzusammeln.

Außer der Kohlensäure und dem Wasserdampf sind der atmosphärischen Luft noch einige andere Stoffe in äußerst geringen Mengen fortwährend beigemischt, nämlich Ammoniak und Salpetersäure, zwei Verbindungen des Stickstoffs mit dem Wasserstoff und dem Sauerstoff. Das Ammoniak (s. d.) entsteht ohne Zweifel zum Theil durch die Verwesung der stickstoffhaltigen organischen Körper, der Pflanzen sowol als Thiere, sowie auch bei manchen Verbrennungen. Dem größten Theile nach wird es aber wol ebenso wie die Salpetersäure beim Durchschlagen des Blitzes durch die feuchte Luft erzeugt, wie schon Cavendish durch Versuche im kleinen mit der Elektrisirmaschine nachgewiesen hat. Bei der großen Häufigkeit der Gewitter unter den Tropen und der beständigen Mischung der A. durch Winde ist es daher nicht zu verwundern, wenn man überall Spuren von Ammoniak und Salpetersäure nachweisen kann. Freilich nur Spuren, denn Horsford fand in 1 Mill. Gewichtstheilen Luft nur 47,6 Theile Ammoniak als Maximum. Andere, noch zufälligere und localere Beimischungen der A. sind z. B. das Schwefelwasserstoffgas in der Nähe von vielen chem. Fabriken, von Schwefelquellen und Vulkanen. Ein Gleiches gilt von der schwefeligen Säure, der Schwefelsäure und dem Wasserstoffgase. In der Nähe von Sümpfen zeigt sich Kohlenwasserstoffgas. Mit dem Schaume, den die sich an den Ufern brechenden Wogen des Meeres in die Luft schleudern, gelangen feinvertheilte Stäubchen von Meerwasser in die A. und mit diesen die im Wasser aufgelösten Salze, sodaß sich nicht nur im Regenwasser an den Küsten, sondern auch im Binnenlande das im Seesalze (Chlornatrium) enthaltene Chlor nachweisen läßt. Auch in der Nähe von Gradirwerken werden feine Salztheilchen mechanisch in der Luft mit fortgerissen. Aehnlich wie das Chlor gelangt wol auch das von Chatain und Marchand nachgewiesene Jod in die A. Die von Chatain gefundene Menge Jod ist freilich äußerst gering (in 4000 Litern pariser Luft $^{1}/_{500}$

Milligramm Jod, d. i. in 129 Kubikf. ein zweimillionstel Quentchen), und andere Chemiker haben darum geradezu die Richtigkeit dieser Beobachtungen angezweifelt. Außer den genannten Stoffen befinden sich endlich noch an manchen Orten gewisse, der menschlichen Gesundheit schädliche Substanzen in der A., die sog. Miasmen (s. d.). Es ist jedoch bisjetzt weder qualitativ noch quantitativ gelungen, die chem. Natur derselben festzustellen.

Die A. ist bekanntlich nichts weniger als eine die Erde ruhig umgebende Lufthülle, sondern es gehen in ihr fortwährend Veränderungen vor sich. Die Hauptquelle dieser Veränderungen ist die ungleiche Erwärmung der A. durch die Sonnenstrahlen. Diese ist in der Nähe des Aequators am stärksten und nimmt nach den beiden Polen zu ab. Infolge dessen bildet sich am Aequator ein aufsteigender Luftstrom, welcher oben nach den Polen zu überfließt, während unten kältere Luft von den Polen nach dem Aequator zuströmt. Durch gegenseitige Einwirkung dieser beiden Strömungen, der Passate, deren Richtung durch die Achsendrehung der Erde und locale Einflüsse geändert wird, bilden sich die atmosphärischen Niederschläge, Nebel, Wolken, Regen, Schnee u. s. w., die, von starken elektrischen Entladungen begleitet, Gewitter genannt werden. Alle diese Veränderungen in der A. sowie auch die Veränderungen der Druck- und Temperaturverhältnisse derselben und die verschiedenen optischen Erscheinungen, wie Regenbogen, Nebensonnen, Morgen- und Abendröthe u. s. w., **Atmosphärilien** oder Meteore genannt, sind die Gegenstände, welche die Meteorologie (s. d.) zu behandeln hat.

Atmosphärische Eisenbahn. Die Einrichtung dieser Eisenbahn beruht auf einer Anwendung des atmosphärischen Drucks gegen einen luftleeren oder luftverdünnten Raum. Die erste Idee solcher Art von Bahnen rührt von Pinkus her, dessen 1834 angestellte Versuche jedoch misglückten. Einige Jahre später beschäftigten sich Clegg und Samuda mit neuen Versuchen, welche die praktische Anwendbarkeit darlegten. Nach ihnen läuft in der Mitte zwischen den Bahnschienen der Länge nach eine gußeiserne Röhre, in welcher sich ein luftdicht schließender Kolben bewegen kann. Wird auf der einen Seite der Röhre die Luft ausgepumpt, so wird durch den auf der andern Seite entstehenden Luftdruck der Kolben fortgeschoben. Das Auspumpen der Luft geschieht mittels einer stehenden Dampfmaschine. Die Fortbewegung der Wagen wird dadurch ermöglicht, daß die gußeiserne Röhre der Länge nach aufgeschlitzt und durch eine Lederklappe verschlossen ist. Durch einen Verbindungsarm wird die Klappe gehoben und durch eine daran angebrachte Rolle wieder verschlossen. Der Verbindungsarm geht von dem Kolben zum Wagen, und somit wird durch den Atmosphärendruck, welcher auf einem Kolben von 176 Quadratzoll mit einem Gewicht von 2640 Pfd. lastet, der Wagen nach dem luftverdünnten Raum bewegt. Atmosphärische Eisenbahnen sind nur wenig versucht und stets nur auf kurze Strecken angewandt worden, wie zwischen Kingstown und Dalkey in Irland. Sie haben sich aber, zumal für größere Distanzen, als unpraktisch erwiesen, und sind demnach nur als geschichtlich interessante Merkwürdigkeit zu betrachten.

Aetna (Mongibello, aus dem ital. monte und dem arab. dschebel, d. h. Berg), der höchste der drei großen feuerspeienden Berge Europas, erhebt sich im nordöstl. Theile Siciliens terrassenförmig aus der Ebene von Catania bis zu einer Höhe von 10226 F. Der Fuß des Berges hat 15 M. im Umfange, besteht aus kleinen Bergen und wurde sonst von mehr als 100000 Menschen bewohnt. Die Ansicht auf der Nordseite von dem Oliveto des Kapuzinerklosters Trecastagne zeigt den üppigsten Vorgrund mit Dattelpalmen, indian. Feigen, Aloë, Lorberbäumen, Orangen und Granaten, und die reichste Ferne. Man theilt den Berg in drei Regionen: die erste (Regione piemontese), die angebaute, ist mit Städten, Dörfern und Klöstern angefüllt und wird von kleinen Lavabergen gebildet; die zweite (Regione boscosa), die Holz- oder Waldgegend, ist berühmt wegen des üppigen Wachsthums ihrer Platanen, Kastanien und Eichen; die dritte, die wüste oder nackte (Regione scoverta), ist mit Eis und Schnee und vulkanischer Asche bedeckt, welche keine Vegetation zuläßt. Der A. versorgt nicht nur einen großen Theil Italiens mit dem den Einwohnern zu kühlenden Getränken unentbehrlichen Schnee, sondern auch Malta, und es soll der Schneehandel, welcher für alleinige Rechnung des Bischofs von Catania betrieben wird, einen jährlichen Gewinn von 5—6000 Thlr. abwerfen. In der dritten Region findet sich der sog. Philosophenthurm, den die Sage dem Empedokles zur Wohnung gibt, und ein 1811 von Engländern angelegtes Gebäude (Casa de' Inglesi). Der obere Krater hat 1500 F. im Durchmesser. Der besonders im N. und O. steilaufsteigende, aber auch auf den andern Seiten wildzerklüftete Berg scheint durch seine verschiedenen Lavaumlagerungen auf eine zweifache Epoche seiner Emporhebung hinzudeuten, denn einige Lava-

schichten wechseln mit jüngern Kalkgebilden. Vor Christi Geburt kennt man elf Ausbrüche desselben, unter denen die von 477 und 121 am merkwürdigsten; nach Christi Geburt sind es die von 1160, 1169, 1329, 1536, 1537, 1669, 1693, 1763, 1787, 1792, 1802, 1809, 1811, 1819, 1832 und neuerdings 1838 und Nov. 1842. Die Lavaergüsse, die mehr aus Seitenöffnungen als aus dem Krater kommen, verhalten sich in Menge und Mächtigkeit zu denen des Vesuv wie gewaltige Ströme zu unbedeutenden Flüssen, und haben schon oft mächtige Verheerungen angerichtet, deren Opfer wiederholt das nahe Catania und, wie 1631, die Gegend um Bronte war. Um die Topographie und Naturgeschichte des A. machten sich Gemellaro durch seine Beobachtungen, Ferrara durch die «Descrizione del Etna» (Palermo 1818) und die zu Catania 1824 gegründete Gioenische Akademie, welche zu Ehren des Ritters Gioeni, des Verfassers einer «Litologia vesuviana», so genannt wurde, verdient, sowie Smith durch sein «Memoir descriptive of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily» (Lond. 1824). Das schönste und wichtigste Werk aber hat Sartorius von Waltershausen («Atlas des A.», Gött. u. Weim. 1848—59) geliefert.

Aetolien (lat. Aetolia, griech. Aitolia) hieß im Alterthum eine Landschaft im nördl. Griechenland, welche im N. und NW. an die Gebiete der Oetäer, Doloper und Amphilocher grenzte, im W. durch den Acheloos von Akarnanien geschieden, im S. vom Korinthischen Golfe bespült und im O. von Lokris und Doris umschlossen wurde. Ursprünglich zerfiel diese Landschaft in zwei Theile: das eigentliche A., welches im N. bis zu dem Gebirgszuge Panätolion (jetzt Plokapari), im O. bis zu dem Thale des Euenos, des bedeutendsten Flusses der ganzen Landschaft, reichte; das hinzueroberte A. (Aetolia Epiktetis), das von verschiedenen, fast ganz barbarischen Stämmen bewohnt und durchaus von hohen, unwirthlichen Gebirgen (darunter der Korax im O. und der Tymphrestos im N.) erfüllt war. Während dieser letztere Theil des gesammten Landes weder für die Anlage von Städten noch für den Ackerbau, sondern nur für Viehzucht und Jagd geeignet, besitzt das eigentliche oder Altätolien zwei ausgedehnte, durch den vom Acheloos zum Euenos reichenden Gebirgszug des Arakynthos geschiedene fruchtbare Ebenen, die zwar zu einem nicht geringen Theile durch Wasserbecken eingenommen werden, aber doch für den Betrieb von Ackerbau und Viehzucht hinreichend Raum ließen. Blühend war hier die Pferdezucht. Weinbau wurde auf den untern Abhängen des Arakynthos, besonders im Gebiete von Kalydon getrieben. Den östl. Theil der nördlichern Ebene, welche die Fortsetzung zu der des mittlern Akarnanien bildet, beherrschte die Hauptstadt der ganzen Landschaft und der alte Sitz der Bundesversammlungen, Thermon. Benannt war Altätolien von den Aetolern, welche ihren Namen und Stamm auf einen mythischen Aetolos, den Sohn des Endymion, zurückführten, jedoch, wie ihre Nachbarn, die Akarnanen, dem lelegischen Volksstamme angehörten und daher auch vor allem die Hauptgottheit desselben, die Artemis (theils als Daphria, theils als Aetole), verehrten. Neben diesen angeblich aus Elis eingewanderten Aetolern erscheinen als alte, von diesen theils vertriebene, theils unterworfene Bewohner der Landschaft die Kureten, die Hyanten und die aus Thessalien herübergekommenen Äolier, wozu noch in der Aetolia Epiktetis die Eurytanes, die Aperanti, die Agräi, die Ophiones und die Apodoti kamen. Die Ueberlieferungen der Alten über Sitten und Charakter der Bewohner A.s lauten sehr ungünstig. Sie werden als wild und roh geschildert, daneben aber als der Schwelgerei und Ueppigkeit sowie der Plünderungssucht im Kriege, der Treulosigkeit im Frieden, vor allem aber der äußersten Habgier ergeben. Vorzugsweise mögen jedoch diese Züge die barbarischen Bewohner der Gebirgslandschaften Neuätoliens treffen, da die Bewohner Altätoliens durchaus nicht ohne Sinn für die feinere hellenische Bildung waren.

Die Aetolier, die in der heroischen Zeit eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, standen in den Jahrhunderten der Blüte Griechenlands außer allem Zusammenhang mit der großen hellenischen Politik. Schon früh bestand unter ihnen eine Art von Verein der einzelnen Gaue oder Völkerschaften, dessen religiöser Mittelpunkt das Heiligthum des Apollon zu Thermon war. Doch blieben die einzelnen Stämme unabhängig voneinander und lebten in wilden Fehden nach Klephthenart. Erst mit der Zeit Alexander's d. Gr. beginnen die Aetolier wirksam in die griech. Verhältnisse einzugreifen. Nachdem sie 323—22 v. Chr. energisch am Lamischen Kriege theilgenommen und darauf von Antipater und Krateros hart bedrängt worden, traten die einzelnen Stämme zu einem engern Vereine, dem Aetolischen Bunde, zusammen. Seitdem standen die Aetolier, indem sie je nach ihrem Interesse mit den zeitgenössischen Machthabern Bündnisse eingingen, in dauernder Fehde, bald mit Antipater und Polysperchon, bald mit Kassander, bald mit Demetrios Poliorketes, bald mit dem Spartaner Areus. Bei der Abwehr

des Einfalls der Celten (279) hatten sie Großes geleistet. Eigentliche Bedeutsamkeit für den Entwickelungsgang der Geschichte Griechenlands erhielt der Aetolische Bund erst zur Zeit des Achäischen Bundes. Anfangs verbanden sich die Aetolier gegen den letztern mit den Römern; dann aber, als sie einsahen, daß die Römer auch ihre Unterdrückung beabsichtigten, gegen diese mit Antiochus von Syrien. Endlich hielten sie es mit Perseus von Macedonien und mußten zuletzt, 189 v. Chr., das Schicksal der Unterjochung durch die Römer mit den Macedoniern theilen. (S. Griechenland.) Während des letzten Jahrhunderts ihres polit. Wirkens besaßen die Aetolier eine ziemlich ausgebildete Bundesverfassung. Die Glieder des Bundes verpflichteten sich, Krieg weder untereinander noch einseitig mit fremden Mächten zu führen. Die Entscheidung über Krieg und Frieden, überhaupt über die Bundesangelegenheiten hingen von der Gesammtheit ab, vertreten durch eine Versammlung von Bürgern der Bundesstaaten, welche in der Regel jährlich zu Anfang des Herbstes in Thermon gehalten und Panätolion genannt wurde. Zu den Geschäften dieser regelmäßigen Bundestage gehörte unter anderm auch die Wahl der Bundesbeamten, deren oberster der Stratege war, nach welchem der Hipparch und der Staatsschreiber den nächsten Rang einnahmen. Vgl. Brandstäter, «Die Geschichten des ätolischen Landes, Volks und Bundes» (Berl. 1844). — Im neuen Königreich Griechenland ist A. mit Akarnanien (s. d.) zu einer Nomarchie vereinigt.

Atolls werden die ringförmigen, ganz flachen Inseln genannt, welche im Stillen Ocean durch den allmählichen Aufbau von Korallen während einer ebenso langsamen Senkung des Meeresbodens entstanden sind. Sie bestehen daher ganz aus Korallenriffen, welche anfangs eine kleine Insel umgeben haben und dann, während diese untersank, immer wieder bis zum Meeresspiegel heraufwuchsen. (S. Korallen.)

Atome (vom griech. atŏmos, untheilbar). Die Bildung des Begriffs der A. als letzter Bestandtheile der physik. Körper macht in der Entwickelung der Philosophie des Alterthums einen wichtigen Wendepunkt aus, indem durch das Zurückgehen auf die unveränderlichen Bestandtheile der Körper zuerst die Möglichkeit einer exacten Physik angebahnt wurde. Ehe das Denken bis zu dieser Abstraction gelangte, wurde das Wesen der Materie einerseits von der Pythagoräischen Schule mit den geometr. Größen und Figuren, andererseits von den ionischen Philosophen mit den das Leben im Weltall erzeugenden Kräften zusammengeworfen und verwechselt. Erst durch die Reflexion auf das, was in allem Wechsel der materiellen Zustände innerhalb ihrer selbst als unveränderlich beharrt, wurden Leukipp (um 500 v. Chr.) und, ihm folgend, Demokrit (470—407) zu der Hypothese getrieben, daß dieses Beharrende aus gewissen kleinsten Theilen bestehen möge, welche keine andern Eigenschaften besitzen dürften als Ausdehnung, Gestalt, Bewegung, Härte und Schwere, weil alle übrigen Eigenschaften an der Materie ebenso rasch wieder verschwinden können, als sie daran erscheinen, und daher weder Farbe, noch Ton, noch Geruch, noch Geschmack den ersten Bestandtheilen der Körper als solchen zukommen können. Dem Demokrit, welcher diese Hypothese zuerst an einem Reichthum empirischen Stoffs als Naturforscher verwerthete, zeigte sie sich darin höchst bequem, daß sie alles weitere Nachfragen nach den metaphys. Gründen von Raum, Zeit und Bewegung abschnitt, und dadurch die enge Sphäre der sinnlichen Wahrnehmung von aller übrigen Existenz abschloß und isolirte. Aber dieser Vortheil von der einen Seite verhinderte zugleich von der andern die weiter strebenden Philosophenschulen, sich auf dieses Ruhekissen der Forschung niederzulassen, und so haben unter den Sokratikern einzig die Epikuräer die Hypothese des Demokrit weiter cultivirt, welches damit zusammenhing, daß sie zugleich unter allen Philosophen des spätern Alterthums die einzigen waren, welche keine Metaphysik, sondern allein eine physik. Wissenschaft wollten. Daher fiel auch im Alterthum die atomistische Weltansicht immer mit einem entschiedenen Materialismus zusammen.

In der Neuzeit hat sich dieses Verhältniß ganz geändert, indem zwar durch Gassendi, Cartesius, Newton, Boerhaave, Lesage u. a. sich die Demokrit'sche Atomlehre der Bequemlichkeit halber, die sie dem Calcul bot, ganz allgemein in die Physik einbürgerte, jedoch unbeschadet der Geistphilosophie, welche daneben ungestört ihre eigenthümlichen Bahnen lief. Um beide Seiten der Forschung in eine engere Verbindung miteinander zu setzen, wagte Leibniz den Versuch, die A. mit Denkkräften auszustatten und für geistige Substanzen oder Monaden zu erklären, welche, auf unendlich verschiedenen Stufen innerer Entwickelung stehend, eine aufsteigende Wesenkette bilden, vom Elementartropfen an bis zum absolut vollkommenen Geiste als der schöpferischen Urmonade aufwärts. Der erste, welcher sich in der Neuzeit entschieden gegen die Atomlehre auflehnte, war Kant. Seine Theorie der Anschauungen a priori schließt ein Bestehen der

Materie aus kleinsten Theilen darum aus, weil ihr zufolge die Materie überhaupt nicht aus ihren Theilen zusammengesetzt ist, sondern den continuirlichen Raum, welchen sie einnimmt (ihr Volumen), allein durch die darin von Punkt zu Punkt wirkenden anziehenden und abstoßenden Kräfte erfüllt. Daher ist nach Kant alle Materie ins Unendliche theilbar, obgleich nicht zertrennbar. Die Theilung ins Unendliche kann eintreten, wie z. B. in den tropfbar flüssigen Zuständen, wo jeder Theil an jedem verschiebbar ist bis ins Unendliche hin; dessenungeachtet bleibt dabei die Zertrennbarkeit in Tropfen eine höchst eingeschränkte. Es ist durch die Kant'sche Lehre einleuchtend geworden, daß es zufolge der Atomlehre in der Natur keine flüssigen Zustände gibt, indem diese Lehre alles Flüssige aus dem Harten ableitet, während der Dynamiker beiden Zuständen der Natur ihr eigenthümliches volles Recht widerfahren läßt. Der Kant'sche Dynamismus äußerte seinen Einfluß auf die Naturwissenschaft darin, daß der fast allgemein überhandgenommene Irrthum, als seien die A. Gegenstände der Erfahrung, stark erschüttert wurde, und man in der Physik infolge dessen an die Stelle der A. gewöhnlich lieber den Begriff kleiner Massentheile (Corpuscula oder Molécules) substituirte, bei denen man es unbestimmt ließ, ob sie wirklich oder nur annäherungsweise die kleinsten seien. Anderntheils wurde der Kant'sche Dynamismus in den verschiedenen Richtungen und Systemen der Naturphilosophie consequent durchgeführt, vervollständigt und auf allen Gebieten der Naturforschung gegen die mechanische Weltansicht der Atomistiker verfochten. Auch Hegel vertheidigte den Kant'schen Dynamismus, indem er in seiner «Logik» den atomistischen Standpunkt zwar als ein wichtiges Stadium des Fortschritts auf dem Wege der histor. Begriffsentwickelung, dabei aber doch als einen schließlich zu überwindenden Irrthum behandelte. Neuerdings sind durch Herbart und dessen Schule, wie auch durch Lotze und Droßbach, erneuerte Bestrebungen eingetreten, die physik. A. durch eine Umgestaltung derselben zu geistigen Monaden vor den Kant'schen Einwürfen zu retten, und dadurch den Kant'schen Standpunkt des Philosophirens auf den Leibniz'schen zurückzuschrauben. Philos. Vertheidiger der Atomlehre im Sinne des Demokrit'schen und Epikuräischen Materialismus, wie sie das vorige Jahrhundert hatte (La Mettrie, Holbach, Robinet), sind seit Kant nicht wieder aufgetreten, indem es das Bestreben der neuen Materialisten vielmehr in der Regel gewesen, in die ursprünglichen Körpertheile außer ihren physik. Eigenschaften auch noch Anlagen zu idealen oder innern Thätigkeiten (des Vorstellens, Empfindens u. s. w.) zu verstecken, und sich dadurch bis auf einen gewissen Grad dem monadologischen Standpunkte zu befreunden. Am meisten hat sich dem echten Demokrit'schen Systeme wieder genähert Czolbe in seiner «Neuen Darstellung des Sensualismus» (Lpz. 1855). Ein geistvoller Ausgleichungsversuch zwischen der Kant'schen Dynamik und der Atomlehre der Physiker ist gemacht worden von Fechner in der Schrift: «Ueber die physik. und philos. Atomlehre» (Lpz. 1855). Fechner's A. sind zwar starr und von krystallinischer Gestalt, gleich den Demokrit'schen, entlehnen jedoch dabei aus der Kant'schen Dynamik den wesentlichen Umstand, daß sie ihre Räume nicht durch ihre bloße Existenz erfüllen, sondern allein durch ein perpetuirliches Ausströmen ihrer Kraftquellen von gewissen in unveränderliche geometr. Lagen zueinander gestellten Kraftpunkten aus.

Atomgewicht nennt man in der Chemie das relative Gewicht der Atome der verschiedenen Stoffe. Zur Erklärung der bei chem. Verbindungen auftretenden constanten Gewichtsverhältnisse, der sog. Mischungsgewichte oder Aequivalente (s. d.), legte zuerst Dalton («A new system of chemical philosophy», 1808—27) die atomistische Ansicht zu Grunde. Um z. B. die Zusammensetzung des Wassers aus 1 Gewichtstheil Wasserstoff und 8 Gewichtstheilen Sauerstoff zu erklären, nahm er an, daß jedes Sauerstoffatom achtmal schwerer sein müsse als ein Wasserstoffatom, sodaß also, wenn sich eine beliebige Anzahl Wasserstoffatome jedes mit einem Sauerstoffatome verbindet, in dem dadurch gebildeten Wasser der Wasserstoff und der Sauerstoff nothwendig im Gewichtsverhältniß von 1 : 8 stehen müssen. Durch das Zusammentreten eines Sauerstoff- und eines Wasserstoffatomes bildet sich ein zusammengesetztes Atom, ein Wasseratom, und man sagt, wenn man das Atomgewicht des Wasserstoffs = 1 setzt, das Atomgewicht des Sauerstoffs sei = 8 und das des Wassers = 9. Im Schwefelwasserstoff ist das Gewichtsverhältniß des Wasserstoffs zum Schwefel wie 1 : 16; daher ist das Atomgewicht des Schwefels = 16 und das des Schwefelwasserstoffs = 17. In der wasserfreien Schwefelsäure dagegen ist das Gewichtsverhältniß des Schwefels und des Sauerstoffs wie 16 : 24, d. i. zu 3×8, und man sieht daraus, daß hier je 1 Atom Schwefel allemal mit 3 Atomen Sauerstoff verbunden ist, und das Atom der Schwefelsäure muß = 16 + 24, d. i. = 40 sein, und das des Schwefelsäurehydrats, zu welchem noch 1 Atom Wasser tritt,

$= 49$. Im allgemeinen können sich nach der Atomtheorie immer nur ein oder mehrere Atome eines Stoffs mit einer ganzen Anzahl, aber nicht mit Bruchtheilen von Atomen eines andern Stoffs verbinden, und das Atomgewicht einer Verbindung muß der Summe der Atomgewichte ihrer Bestandtheile gleich sein. Zugleich folgt hieraus, daß Atomgewicht und Aequivalent gleichbedeutend sind, obgleich in gewissen einzelnen Fällen diese Gleichsetzung nicht statthaft. Die Atomgewichte der einfachen Stoffe, Elemente, bezeichnet man kurz mit den Anfangsbuchstaben der lat. Namen der betreffenden Elemente. So bezeichnet H ein Atom Wasserstoff (Hydrogenium) vom Gewichte 1, O ein Atom Sauerstoff (Oxygenium) vom Gewichte 8, S ein Atom Schwefel (Sulphur) vom Gewichte 16, C ein Atom Kohlenstoff (Carbonium) vom Gewichte 6. Daraus folgt, daß HO ein Wasseratom vom Gewichte 9, HS ein Schwefelwasserstoffatom vom Gewichte 17, und SO_3 ein Atom Schwefelsäure vom Gewichte 40 bezeichnet. Aus der letztern Formel SO_3 geht auch hervor, wie der Fall, daß mehrere Atome eines Elementes in eine Verbindung eintreten, durch Beisetzung einer kleinen Zahl rechts unten bezeichnet wird. Zwei Atome eines Stoffs bezeichnet man auch oft, statt durch Beisetzung einer 2, mittels eines Strichs quer durch das Zeichen, also ein Doppelatom Sauerstoff statt mit O_2 durch Θ, und ein Doppelatom Schwefel statt mit S_2 durch S. Da Sauerstoff und Schwefel äußerst mannichfache Verbindungen eingehen, so bezeichnet man auch oft die in einer Verbindung befindliche Anzahl Atome des erstern durch eine entsprechende Anzahl Punkte, und die des letztern durch Kommata, welche über das Zeichen des damit verbundenen Stoffs gesetzt werden. Demnach wäre $\dot{H} = HO$, $\acute{H} = HS$, und $\dddot{S} = SO_3$. Die Atomgewichte sind, wie schon bemerkt, nur relative Größen, denn das absolute Gewicht eines Atoms wird nie ermittelt werden können; seine Kenntniß ist auch für diese Betrachtungen gar nicht nöthig. Bei einer Relation oder Beziehung kommt es aber, sobald sie ausgedrückt werden soll, darauf an, welche Größe man als Maßeinheit betrachtet. Jetzt nimmt man fast allgemein $H = 1$, und dann ist $O = 8$ u. s. w. Sonst ging man von $O = 100$ aus, und dann war $H = \frac{100}{8}$ oder $= 12{,}5$, $S = 200$ u. s. w. Die Ermittelung der wahren Größe des Atomgewichts ist in der Regel gar nicht leicht und erfordert sehr viel scharfsinnige Combinationen. In neuester Zeit ist man durch viele chem. Erscheinungen zu der Annahme veranlaßt worden, daß viele Elemente stets nur in Doppelatomen in Verbindungen eintreten, so z. B. der Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff u. s. w. Nach dieser dualistischen Auffassung wäre Wasser nicht HO, sondern H_2O_2 oder HΘ, gewöhnlicher $\left.\begin{matrix}H\\H\end{matrix}\right\}\Theta$ zu schreiben. Tabellarische Uebersichten der Atomgewichte der Elemente und ihrer Verbindungen sind in jedem Lehrbuche der Chemie zu finden. (S. Elemente.)

Atonie oder Erschlaffung bezeichnet den Zustand, in welchem die Spannkraft oder Elasticität der thierischen Gewebe verloren gegangen ist. Doch gebrauchen die Aerzte dieses Wort auch häufig gleichbedeutend mit Asthenie (s. d.). Der atonische Zustand kann bedingt sein von einer mangelhaften Einwirkung der Nerven auf die contractilen Fasern eines Gebildes, z. B. A. der Gefäßwandungen von Lähmung der vasomotorischen Nerven, aber auch von Erweichung, Auflockerung, Schwund und andern materiellen Verschlechterungen des betreffenden Gewebes. Meist geht beides Hand in Hand. Daher auch die Behandlung eine doppelte, und bald mehr auf Zusammenziehung, bald mehr auf Belebung (stärkend und reizend) gerichtet ist. Auch gebraucht man A. oft ganz in dem Sinne von Abspannung (s. d.).

Atragene, Alpenrebe, Linné'sche Pflanzengattung aus der 13. Klasse des Sexualsystems und der Familie der Ranunculaceen, ist sehr nahe verwandt mit Clematis (s. d.), von welcher sie sich vorzüglich dadurch unterscheidet, daß bei ihr ein vierblätteriger, gefärbter, blumenartiger Kelch und eine aus vielen kleinen, schmalen Blättchen zusammengesetzte Blumenkrone vorhanden ist, welche die Staubgefäße als röhrige Hülle umschließt. Es gibt nur wenige, in Europa, Asien und Nordamerika wachsende Arten. Die einzige in Deutschland, und zwar nur in den Alpen vorkommende Art, A. alpina, ist ein kletternder Strauch mit bis 6 Fuß langen, oft von Felsen herabhängenden Stämmchen oder Aesten, gegenständigen, langgestielten, doppelt-dreizähligen Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, langgestielten Blüten, deren kreuzförmig ausgebreiteter, bis 2 Zoll breiter Kelch eine schön violette Farbe besitzt. Dieser schön blühende Strauch wird oft zu Bekleidungen künstlicher Felsenpartien benutzt.

Atrato, Rio-Atrato, ein in neuerer Zeit in der Frage der interoceanischen Kanalverbindung viel besprochener und genauer untersuchter Fluß im nordwestl. Theile von Neugranada in Südamerika, in der Provinz Chocó des jetzigen Staats Cauca. Der A. wird

durch die Westcordillere von dem Cauca, dem linken Nebenfluß des Magdalenenstroms, getrennt und entspringt in 10157 F. Höhe in den Zitarábergen dieser Cordillere. Er fließt erst gegen W. und SW. von derselben herab, läuft dann in einem gegen N. gerichteten niedrigen Längenthale und mündet auf der Westseite des Golfs von Darien oder Uraba des Antillenmeeres in einem sumpfigen Delta mit 5 Haupt- und 11 kleinen Armen, von welch erstern die Boca-Arena (8° 15′ nördl. Br.) die nördlichste, die Boca de las Pavas (7° 15′ nördl. Br.) die tiefste ist. Die Länge seines Laufes beträgt 65, mit den kleinen Krümmungen (nach Codazzi) 90 M., sein Flußgebiet 515 Q.-M. Nicht weniger als 150 Flüsse und 300 größere Bäche führen ihm ihr Wasser zu. Er ist durchschnittlich 920 F. breit, an der breitesten Stelle sogar 1640 F., und 12—60 F. tief. Sein Bett ist sehr schwach geneigt und behält durch den das ganze Jahr hindurch fallenden Regen eine fast immer gleiche Wasserfülle. Das Thal des A. wird von der Südseeküste nur durch einen mehrfach sich senkenden, selbst an den höchsten Punkten kaum 1001 F. über das Meer ansteigenden Höhenzug getrennt. Schon A. von Humboldt hatte auf die Möglichkeit einer Kanalverbindung beider Oceane, des Stillen Oceans mit dem Atlantischen Meere, hingewiesen, namentlich aber hervorgehoben, daß zwischen der Cupicabai an der Südsee und dem Napipi oder Naipi, einem linken Nebenfluß des A., nur ein schwach wellenförmiges Terrain von 5—6 Seemeilen Breite liege, welches sich zu einem Kanaldurchstich wohl zu eignen scheine. Außerdem machte Humboldt die merkwürdige Mittheilung, daß schon 1788 ein Mönch, Pfarrer von Novita, von der Schlucht Raspadura, welche zum Rio-Quito, dem ersten bedeutenden Nebenflusse des A., führte, einen Kanal nach dem gegen S. in den Stillen Ocean fließenden San-Juan geleitet habe, sodaß zur Regenzeit Canots von einem Meere zum andern gelangen konnten. Endlich wies Humboldt noch auf den schmalen Trageplatz von San-Pablo hin, der die Flußgebiete des A. und des San-Juan trennt. Aber erst 1852 veranlaßte Kelley aus Newyork genauere Untersuchungen des Atratothals, welche, nachdem der Congreß der Vereinigten Staaten 3. März 1857 eine Summe von 25000 Dollars zur endgültigen Aufnahme des A. bewilligt hatte, mit Eifer fortgesetzt wurden. Man hat indeß die Stelle des erwähnten Mönchskanals und des Trageplatzes von San-Pablo, obgleich Flußdampfschiffe bis zum Zusammenfluß des San-Pablo und Certiqui fahren können, für die Ausführung eines Schiffskanals nicht geeignet befunden, die Benutzung des San-Juan also aufgegeben. Ebenso hat man den Plan eines Napipi-Cupica-Kanals verworfen, dagegen ein neues Project aufgestellt, nach welchem der, der Mündung des A. bei weitem nähere Nebenfluß Truandó benutzt werden soll. Dieser Kanal würde, nach dem Plane des Nordamerikaners Michler, die Sierra de los Saltos mittels eines 800—1000 F. langen Tunnels durchbrechen und, um vom Rio-Nercua zum Rio-Paracuchichi und längs diesem zur Südsee zu gelangen, einen andern Tunnel von mehr als ½ geogr. M. Länge durch die Cordillere passiren müssen. Die Kosten des Kanals, der 11⅖ geogr. M. Länge, 100 F. Breite und 30 F. Tiefe haben soll, wurden, einschließlich der Flußbauten an der Mündung des A. und der Hafenanlagen an der Südsee, auf 134½ Mill. Dollars veranschlagt. Diese große Summe ist immerhin gering gegenüber den unermeßlichen Vortheilen, die der Welthandel schon in seiner jetzigen Entwickelung aus der interoceanischen Verbindung ziehen würde. Wenn aber auch die Ausführung des Werks voraussichtlich noch in langer Zeit nicht zu Stande kommen wird, so verspricht doch jedenfalls der A. eine wichtige Verkehrsstraße zu werden, sowol für die Provinz Chocó, die er durchfließt, als auch für die von Antioquia, indem seine Hauptzuflüsse auf der östl. Seite, der Rio-Murray oder Pavon, der Rio-Morindo und Rio-Sucio, am Abfall des goldreichen Berglandes von Antioquia entspringen.

Atrĕsie (griech.) bezeichnet in der Medicin den Zustand des Verschlossenseins der natürlichen Oeffnungen und Kanäle des thierischen Körpers, so des Afters, der Scheide, der Harnröhre, des Mundes u. s. w. In der Mehrzahl der Fälle ist die A. angeboren; doch wird sie auch hervorgebracht durch späteres Verwachsen der Kanäle infolge von Wunden, Geschwüren u. s. w. Sie verlangt fast immer das Messer des Chirurgen zu ihrer Beseitigung.

Atreus, der Sohn des Pelops, Königs von Elis, und der Hippodameia, einer Tochter des Oenomaos, der Enkel des Tantalos und Bruder des Thyestes, vermählte sich nach der Erzählung Späterer zuerst mit der Kleola, mit der er den Pleisthenes zeugte, und nach dessen Tode mit desselben Witwe Aerope, welche er nach andern erst später heirathete, als er zum Eurystheus geflüchtet, dessen Tochter sie war. Mit seinem Bruder Thyestes ermordete er auf Anreizung der Hippodameia den Chrysippos, der ihr Halbbruder von der Axioche war, flüchtete deshalb nach Mykenä zum Eurystheus und erhielt, als letzterer im Kampfe gegen die Herakliden gefallen,

die Herrschaft über Mykenä. Hier wurde Thyestes von Liebe gegen seines Bruders Gemahlin hingerissen und verführte dieselbe. Dieses ist der Anfangspunkt jener Reihe Greuelthaten im Hause des Tantalos, welche von den alten Tragikern so vielfach benutzt worden sind. Thyestes, der neben dem A. König im südl. Theile von Mykenä war, wurde verbannt, und sandte dafür, um sich zu rächen, den eigenen Sohn des A., welchen er bei sich erzogen, ab, diesen zu tödten; jedoch es trat der entgegengesetzte Fall ein, und A. tödtete, ohne es zu wissen, seinen eigenen Sohn. Als A. dieses erfuhr, sann er darauf, schreckliche Rache am Thyestes zu nehmen. Er stellte sich versöhnt, rief ihn mit seinen Söhnen, die er mit der Aerope erzeugt, zurück, tödtete aber dieselben, setzte ihr Fleisch dem Vater als Speise vor und ließ während der Mahlzeit die Gebeine der getödteten Söhne bringen. Als wegen dieser Unthat das Land des A. von Unfruchtbarkeit heimgesucht ward, und das Orakel dem A. befahl, seinen vertriebenen Bruder Thyestes zurückzurufen, machte er sich diesem Befehle gemäß auf, den Thyestes zu suchen, und kam auf der Reise auch zum König Thesprotos, wo er die Pelopia, die Tochter des Thyestes, ohne ihre Herkunft zu wissen, heirathete, welche, schon von ihrem eigenen Vater schwanger, hernach den Aegisthos (s. d.) gebar, der später den A. tödtete, als dieser ihm befohlen hatte, seinen Vater Thyestes zu ermorden. Seine Söhne von der Aerope sind Agamemnon und Menelaos (gewöhnlich Atriden genannt); nach andern sind sie jedoch Söhne seines Sohnes Pleisthenes, welche er nach dessen Tode adoptirte. Ueberhaupt ist die Mythe von den Pelopiden äußerst lückenhaft und unsicher, wozu die Tragiker nicht wenig beigetragen haben. Weder Homer noch sonst ein älterer Schriftsteller erörtert sie genau.

Atriplex, Melde, von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der 23. Klasse seines Systems und der Familie der Chenopodiaceen. Ihre vorzüglich auf Schutt, fettem oder salzhaltigem Boden, am Meeresstrand, in Steppen und an wüsten Plätzen, an Mauern und Hecken wachsenden Arten sind der Mehrzahl nach einjährige Kräuter, einige auch Halbsträucher und Sträucher, mit unscheinbaren, in ährenförmig, traubig oder rispig gruppirte Knäuel gestellten Blüten von grünlicher, bräunlicher oder röthlicher Farbe, welche einen verschiedenen Bau besitzen, je nachdem sie beiderlei Geschlechtsorgane, oder nur Staubgefäße, oder nur Stempel enthalten. Es sind hier nämlich in der Regel eingeschlechtige und Zwitterblüten untereinander gemengt. Die Zwitter- und männlichen Blüten haben einen fünftheiligen Kelch, die weiblichen dagegen einen aus zwei ovalen oder rhombischen Blättchen bestehenden Kelch, welcher sich stets nach der Blütezeit bedeutend vergrößert und die kleine Frucht, eine einsamige Schlauchfrucht, zwischen sich einschließt. Eine Blumenkrone ist nicht vorhanden; die Zahl der Staubgefäße beträgt fünf. Die Samen sind linsenförmig, glänzend und enthalten einen von dem gekrümmten Keim ringförmig umgebenen Eiweißkörper. Die meisten Arten finden sich in Europa und Asien. Eine asiat. Art dieser Gattung, die Gartenmelde, A. hortensis, wird nicht selten als Gemüsepflanze in Küchengärten cultivirt, indem ihre Blätter wie Spinat benutzt werden können. Sie kommt auch häufig verwildert als Unkraut in Gärten vor. Sie wird bis mannshoch, hat spießförmigdreieckige Blätter, eiförmige, ganzrandige Fruchtkelchblätter und variirt mit grünem, gelbem und rothem Blattwerk. Die bei uns gemeinsten einheimischen Arten, welche als Unkräuter auftreten, sind A. patula und angustifolia.

Atrĭum, die bedeckte Vorhalle und ein Haupttheil des röm. Hauses, in welchen man aus dem Vorhofe (vestibulum) unmittelbar durch die Hauptthüre (ostium) gelangte. Zu beiden Seiten des A. schlossen sich die sog. Flügel (alae) des Hauses an, während hinter dem A. der unbedeckte Binnenhof (cavaedium) folgte. Das A. erhielt sein Licht von oben und hatte zu beiden Seiten wiederum Ausgänge in die Zimmer der Flügel. Die Größe des A. richtete sich nach dem Verhältnisse der übrigen Theile des Hauses; eine besondere Sorgfalt und Pracht scheint man nach dem Brande Roms unter Nero auf die innere Ausstattung verwendet zu haben. In dem A., welches als Versammlungsort für die Hausgenossen und Fremden, zugleich auch für die Clienten bei der Aufwartung diente, standen der Thüre gegenüber das Ehebett und neben demselben die Webestühle der Sklavinnen, mit denen die Hausfrau gemeinschaftlich arbeitete; auch wurden hier die Familien- und sonstigen Gemälde aufbewahrt. Die Atrien der Tempel wurden zu Versammlungen des Senats und zu andern öffentlichen Verhandlungen benutzt. Vgl. Becker, «Gallus» (3. Aufl., bearbeitet von Rein, 3 Bde., Lpz. 1863); Krause, «Deinokratos» (Jena 1863).

Atropa, von Linné benannte Pflanzengattung aus der 5. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und aus der Familie der Solanaceen, welche nur durch wenige in Europa und Südamerika vorkommende Arten repräsentirt ist. Die einzige in Deutschland wachsende und in einem großen

Theil Europas sich findende, zugleich auch die wichtigste Art ist die unter dem Namen **Tollkirsche** und **Belladonna** bekannte Giftpflanze, A. Belladonna. Diese, auf kräftigem, humosem Waldboden in schattiger und sonniger Lage, besonders in Gebirgsgegenden wachsende Pflanze treibt aus ihrem dicken, fleischigen, auswendig blaßbraunen, inwendig schmuzigweißen, an Stärkemehl reichen Wurzelstock bis fingerdicke, 2—5 F. hohe, ästige Stengel, welche zuletzt stark verholzen und dann der Pflanze ein strauchähnliches Ansehen verleihen. Die Aeste sind mit eiförmig-länglichen, ganzrandigen, zugespitzten, kurzgestielten, paarweise gestellten Blättern besetzt, von denen das eine immer viel kleiner ist als das andere. Neben den Blattpaaren, desgleichen in den Astgabeln stehen einzeln auf kurzen Stielen die hängenden Blüten, welche einen fünftheiligen, grünen Kelch und eine glockenförmige, braunviolette Blumenkrone besitzen. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine glänzendschwarze, inwendig rothe, sehr saftige und säuerlich-süß schmeckende Beere von der Größe einer Vogelkirsche, die am Grunde von dem stehengebliebenen und noch vergrößerten Kelche umschlossen erscheint. Die Tollkirsche blüht vom Juni bis Aug., ist vom Aug. an mit reifen Früchten beladen und, da diese sehr appetitlich aussehen, eine für Unkundige und namentlich für Kinder höchst gefährliche Pflanze. Der Genuß der Beeren führt nämlich stets höchst bedenkliche Krankheitserscheinungen herbei, welche, wenn nicht schnell Hülfe geschafft wird, sehr leicht mit dem Tode des Kranken endigen können. Unmittelbar nach dem Genuß tritt ein Zustand von Trunkenheit und Schläfrigkeit ein, dem bald Delirien, ja sogar Tobsucht folgen. Es stellt sich ein krampfhaft erschwertes, oft mit wirklicher Entzündung des Schlundes verbundenes Schlingen, starke Erweiterung der Pupille des Auges, Dunkelsehen, welches mehr und mehr in Erblinden übergeht, ein, und unter krampfhafter Zusammenziehung des Magens und brennenden Schmerzen erfolgt mit Ekel verbundenes Erbrechen. Bessert sich dann der Zustand nicht, und tritt kein Schweiß ein, so ist der Kranke als verloren zu betrachten. Bald erblindet derselbe gänzlich und verfällt in die fürchterlichste Raserei. Die Augen zeigen sich weit geöffnet, mit stierem Blick und stark gerötheter Bindehaut, die Zunge ist gelähmt, bald auch das Unterleibsnervensystem, Koth und Urin gehen unwillkürlich ab, der mit blauen Flecken sich bedeckende Unterleib wird trommelsüchtig aufgetrieben. Endlich sammelt sich vor dem Munde blutiger Schaum, und unter höchster Entkräftung und allerlei Krämpfen erfolgt der Tod. Die Leichen der an Belladonnavergiftung Verstorbenen faulen sehr schnell. Sie werden überall schwarzblau, und unter abscheulichem Gestank löst sich von ihnen die Oberhaut ab. So giftig nun auch die Beeren sind, so enthalten sie doch weit weniger Gift als die Blätter und namentlich der Wurzelstock; doch treten Vergiftungen mit diesen Theilen selbstverständlich nur selten ein. Der Träger des Giftes ist ein in der Wurzel in allergrößter Menge enthaltenes Alkaloid, das **Atropin**. Dasselbe krystallisirt in feinen, farblosen, seidenglänzenden Prismen, ist luftbeständig, geruchlos, schmeckt äußerst unangenehm bitter, mit einem scharfen, fast metallischen Nachgeschmack, und verbindet sich mit Säuren zu Salzen, welche meist krystallisiren und ebenfalls höchst giftig sind. Schon der bloße Dunst der Atropinsalzauflösungen bewirkt Erweiterung der Pupille, Zittern der Glieder, Athmungsbeschwerden und Fieber. Dennoch ist dieser giftige Stoff ein höchst wichtiges Arzneimittel geworden. Man bedient sich entweder der Atropinsalze oder unmittelbar der Wurzel und der Blätter in Pulvern und Extracten (ehedem auch der Beeren in Latwergen und Sirupen) als wirksame Mittel bei Nervenleiden, namentlich Krämpfen, Epilepsie, Veitstanz, Hysterie und Hypochondrie, ferner bei Magenkrampf, Keuchhusten, chronischem Erbrechen und Wasserscheu, bei Hautausschlägen (namentlich Scharlach), hartnäckigem Wechselfieber, Gicht, Rheumatismus, endlich bei Geisteskrankheiten. Wenn eine Belladonnavergiftung eingetreten ist, muß sogleich ein Arzt herbeigeholt werden. Bis dieser kommt, ist auf irgendeine Weise, wenn nicht anders, durch mechan. Kitzeln des Gaumens mit einer Feder, Brechen zu erregen, außerdem Milch, Oel und Essig zu geben. Gleichzeitig lasse man heiße Fußbäder, womöglich mit Essig und Senf, machen, um eine Ableitung von dem Gehirn und Rückenmark zu erzielen. Der Name «Belladonna», d. h. schöne Frau, rührt von der Anwendung her, welche man ehedem in Italien von den Tollkirschen machte. Man benutzte dieselben nämlich zu einem Schönheitswasser, welches angeblich der Haut einen blendendweißen Teint geben sollte.

Atrophie (griech.) heißt in der Medicin der durch mangelhaften Stoffwechsel herbeigeführte Schwund des Gesammtkörpers, einzelner Organe oder Organtheile. Das gesunde Fortbestehen der Organe und ihrer Einzeltheile ist bedingt durch einen mehr oder minder lebhaften Stoffaustausch, den man seine Ernährung nennt. Wird dieser Stoffwechsel aus irgendwelchem Grunde derart gestört, daß die zugeführten Stoffe die abgeführten nicht vollständig ersetzen

können, so hat dies entweder eine bloße Abnahme des betreffenden Theils an Größe oder Zahl seiner Elemente, oder aber eine gleichzeitige Aenderung seiner chem. Mischung und eine hierdurch bedingte Formveränderung zur Folge. Letzternfalls nennt man den Vorgang eine Degeneration, Metamorphose oder Entartung, ersternfalls, d. h. wenn lediglich Abnahme der Größe und der Zahl der Elemente vorliegt, eine einfache A. In den meisten Fällen aber combinirt sich die A. mit einer Entartung. Solange der Körper noch im Wachsen ist, wird die mangelhafte Ernährung eines Theiles vielleicht nur die Folge eines im Vergleich zum Gesammtkörper verminderten Wachsthums haben, und der Theil wird dann nur hinter dem übrigen Körper zurückbleiben. Dies ist nicht eigentlich ein Schwund, wird aber gleichwol auch als A. bezeichnet, und zwar als relative A. Die Ursachen der A. sind sehr mannichfach. Mangel an Nahrung, Störungen der Verdauung oder der Aufsaugung des Speisesaftes, überhaupt alle Ursachen einer mangelhaften Blutbildung können im allgemeinen A. veranlassen, ebenso erschöpfende Säfteverluste durch Eiterungen u. s. w., übermäßige Anstrengungen, anhaltendes Fieber. Theilweise Atrophien sind zumeist die Folge von Entzündungen, von Störungen der Circulation des Bluts in dem betreffenden Theil, insbesondere von gehemmtem Blutzufluß (z. B. durch anhaltenden Druck), von Mangel der zur Anregung des Stoffwechsels nöthigen Reize (z. B. dauernder Unthätigkeit eines Muskels, Nerven u. s. w.), von übermäßiger Thätigkeit des Organs, endlich von Zuständen gewisser Nerven, insbesondere derjenigen, welche man als trophische oder Ernährungsnerven zu bezeichnen pflegt, deren Functionen aber noch nicht hinreichend aufgeklärt sind. Zellen, Fasern und homogene Grundsubstanz sind die Elemente, aus welchen im wesentlichen alle Organe bestehen: an ihnen also wird sich auch die A. im einzelnen nachweisen lassen, wenn ein Organ im ganzen atrophirt ist. Die A. der Zellen zeigt sich als ein ganz gewöhnlicher Vorgang an der Oberhaut und hat die stetige Abschuppung (s. d.) derselben zur Folge. Die Zellen der Oberhaut sind zuerst runde, vollsaftige Bläschen, schrumpfen aber und trocknen allmählich ein, je weiter sie nach oben rücken und sich also von den Blutgefäßen der Haut, den Quellen ihrer Ernährung, entfernen. Endlich stellen sie trockene, harte Plättchen dar, die sich als abgestorbene Theile des Organismus abstoßen. Eine andere, sehr häufige Zellenatrophie ist die Abmagerung (s. d.), d. i. der Schwund des Fettes. Dasselbe ist als ein flüssiges Oel in den Zellen des Fettgewebes enthalten, die unter Umständen jede mit einem großen Fettropfen prall angefüllt sind. Atrophiren diese Zellen, so schwindet der Fettropfen immer mehr, löst sich in mehrere kleine auf und das Zellbläschen verliert seine pralle Gestalt, schrumpft ein oder füllt sich an Stelle des Fettes mit einer schleimigen Flüssigkeit. Atrophirt eine Drüse, z. B. die Leber, die Milchdrüse u. s. w., so beruht dies ebenfalls zumeist auf dem Schwinden der Drüsenzellen und hat, da diese Zellen meist die eigentlichen Stätten der Absonderung sind, eine Abnahme dieser Absonderungen (Galle, Milch u. s. w.) zur Folge. Aber auch Grundsubstanzen können atrophiren, so die des Knochens und des Bindegewebes. Wie leicht die Muskeln atrophiren, ist bekannt; bei schlechter Ernährung, dauernder Unthätigkeit, Lähmung werden sie schlaff und welken. Die mikroskopische Untersuchung zeigt dann, daß ihre Fasern an Umfang abgenommen haben. Die Haargefäße der atrophischen Theile schrumpfen häufig zusammen und werden undurchgängig. Im allgemeinen verräth sich die A. eines Organs dadurch, daß es kleiner, trockener, blutärmer, fester und minder leistungsfähig ist. Uebrigens ist die A. keineswegs auf die normalen Theile des Organismus beschränkt, sondern kommt auch besonders häufig bei den krankhaften Neubildungen vor, welche als Geschwülste u. s. w. auftreten und ebenfalls, gleich den normalen Geweben, aus Zellen, Fasern und Grundsubstanz bestehen.

Atrŏpos, eine der drei Parzen, s. Parzen.

Atschin oder Atjin, ein unabhängiges Sultanat auf der Nordwestecke der hinterindischen Insel Sumatra, das an der Westküste nominell bis Singkal, an der Ostküste bis Diamond-Point reicht und früher ein Areal von 1625 Q.-M. enthielt, jetzt aber, nachdem sich mehrere Häuptlinge losgerissen, nur noch 1200 Q.-M. umfaßt. Die Westküste ist vorherrschend eben, die Ostküste verhältnißmäßig hoch und bergig, das Innere völlig unbekannt. Das Klima zeigt sich gesünder als in den übrigen Theilen der Insel. Die wichtigsten Bodenerzeugnisse sind Reis, Baumwolle, ausgezeichnete tropische Obstfrüchte, Arekanüsse, Pfeffer, Kampher, Benzoin, allerlei Gemüse. Der Ackerbau wird besser betrieben als sonstwo auf Sumatra. Man zieht Rinder und Pferde von gesuchter Art sowie auch Ziegen. Die Atschinesen, deren Zahl unbekannt, scheinen aus einer Mischung von Batta, Malaien und vielleicht noch andern Stämmen zu bestehen und sind verhältnißmäßig klein und dunkelfarbig, aber betriebsamer und scharfsinniger als ihre Nachbarn, dabei auch wollüstig, verschlossen, falsch, rach- und mordsüchtig. Sie erweisen sich

als gute Seeleute und sind leidenschaftliche Freunde des Hahnenkampfs und des Opiumrauchens, sowie Betelkäuer. Ihre Sprache ist eine malaiische Mundart, auch ihre Lebensweise malaiisch, ihre Religion der Islam. Außer dem Feldbau beschäftigen sie sich mit Baumwoll- und Seidenweberei, Gold- und Silberdrahtarbeit. Die Macht des Sultans reicht so weit, als die Lehnsmänner oder Häuptlinge sich ihm fügen. Die kleinern Staaten innerhalb des Reichsgebiets zahlen einen Tribut an den Sultan, zu dessen Einkünften außerdem noch Abgaben von den Bodenerzeugnissen und ein Zoll von der Einfuhr gehören. — Die Hauptstadt A. liegt an der Nordwestspitze der Insel, an einem Flusse mit drei Mündungen, in einer weiten, von Hügelreihen umschlossenen Thalebene, etwa 1 M. vom Meere. Sie hatte früher 36000 E., trägt aber das Ansehen des Verfalles, so auch der Palast des Sultans sammt seiner Mauer. Von dem einst berühmten Glanze der Hofhaltung ist nichts mehr zu bemerken. Einige hundert Sklaven bilden eine ärmliche Leibwache, einige Kanonen zeigen noch ihre Mündungen von der Mauer her, sind aber in Schutt begraben. Von den 1000 zahmen Elefanten, die früher der Sultan hielt, wird noch einer gepflegt, und die einst 200 Schiffe starke Flotte ist ebenfalls verschwunden. Die Barre vor der Flußmündung hat bei der Ebbezeit nur 4 F. Wasser. Eine kleine Erdfestung mit einem Palmblätterdach und einigen Kanonen schützt den Landungsplatz. Die Rhede ist wenig sicher. Der Handel beschränkt sich jetzt auf Küstenhandel und Verkehr mit Pulo-Pinang, Malakka und Singapur. Noch vor zwei Jahrhunderten war A. der große Marktplatz der Waaren und Erzeugnisse Indiens, Chinas und der östl. Inselwelt. Die Europäer haben aber den Atschinesen gleichwie den übrigen Malaien den größten Theil des Handels entwunden und sie so gezwungen, sich dem Seeraub zu ergeben. Die Portugiesen landeten 1509 in A. und begannen alsbald einen Kampf mit diesem damals mächtigen Staate, welcher bis zur Wegnahme Malakkas (1641) durch die vereinigte Macht von A. und der Holländer dauerte. Denkwürdig ist, daß von diesem Jahre an, wo der Sultan Pedakka Siri ohne Nachkommen starb, die Königin in der Herrschaft folgte und die weibliche Succession sich nun bis 1700 erhielt. Das Fürstenthum ist seit dem Ende dieses Weiberregiments stets durch Parteikämpfe zerrüttet gewesen. Ein Usurpator folgte dem andern.

Attacca (der Imperativ vom ital. attaccare, d. i. verbinden, anschließen), eine Bezeichnung, die in größern Tonwerken am Schlusse irgendeines Satzes angewendet wird und bedeutet, daß diesem Satze der darauffolgende sich ohne Unterbrechung, ohne längere Pause anschließen soll. Es kann hierbei der Name des Satzes, welcher sich anschließen soll, zugefügt sein oder nicht; z. B. am Schlusse eines Adagio: attacca Finale, attacca Presto; es braucht aber auch nur attacca dazustehen.

Attaché (franz.), so viel als Beigeordneter, Gehülfe, nennt man die jungen, sich den Staatsgeschäften widmenden Männer vornehmer Abkunft, welche den größern Gesandtschaften beigegeben werden, theils um allmählich in die Geschäftspraxis einzutreten, theils auch, um den Glanz der Gesandtschaft zu erhöhen.

Attake (franz.) ist eine Angriffsbewegung gegen den Feind, in der Absicht, ihn durch Waffengewalt im directen Zusammenstoß niederzuwerfen oder zum Rückzug zu zwingen. A. unterscheidet sich nach gewöhnlichem Sprachgebrauch von Angriff (s. d.) nur dadurch, daß man dabei vorzugsweise die Anwendung der blanken Waffen im Auge hat, weshalb man den Ausdruck A. oder attakiren auch nur für die Infanterie und Cavalerie, aber nicht für die Artillerie gebraucht. Die A. der Infanterie wird Bajonnetattake oder Bajonnetangriff genannt, die A. der Cavalerie auch wol Charge (vom franz. charger), daher der Ausdruck chargiren für attakiren. Der letzte und heftigste Moment einer Cavalerieattake im Anprall heißt der Choc.

Attălus I., König von Pergamos, bestieg 241 v. Chr. den Thron. Mit gallischen Söldnern, die um jene Zeit Griechenland und Kleinasien plündernd durchzogen und für Geld in die Dienste der Fürsten traten, erfocht er 229 mehrere glänzende Siege über Antiochos II. von Syrien. Er dehnte dadurch seine Herrschaft weit über die Grenzen seines kleinen Gebiets aus, wurde aber auch bald durch Antiochos III. und Philipp III. von Macedonien wieder hart bedrängt, und trat unter diesen mislichen Umständen 211 v. Chr. dem von den Römern und Aetoliern geschlossenen Bündnisse bei. Mit wechselndem Glücke, ohne großen Kriegsruhm zu erwerben, kämpfte er von nun an ununterbrochen auf seiten der Römer gegen Philipp, da Antiochos durch eine Gesandtschaft des röm. Senats veranlaßt wurde, die Feindseligkeiten gegen A. einzustellen. Aber noch vor der entscheidenden Schlacht bei Kynoskephalä (197 v. Chr.), in welcher der Consul Flamininus den König Philipp gänzlich schlug, starb A. in dem Alter von 72 J. — **A. II.** Philadelphos, Sohn des vorigen, diente zuerst seinem ältern Bruder

Eumenes II., dem Nachfolger seines Vaters, und übernahm nach dessen Tode (159 v. Chr.) die Regierung. Auch er hielt fest an dem Bündnisse mit Rom, und wurde so in alle die Kriege verwickelt, welche damals Kleinasien und Griechenland zu einem anhaltenden Feldlager machten. Er starb 138 v. Chr., 82 J. alt. — Ihm folgte sein Neffe, A. III. Philometor. Kaum war dieser zur Regierung gelangt, als er wie ein Wahnsinniger gegen Freunde und Verwandte zu wüthen begann. Darauf fiel er in finstere Schwermuth, ließ sich Haar und Bart wachsen, zog sich von aller menschlichen Gesellschaft zurück, und ohne sich um sein Reich und die Regierung zu bekümmern, beschäftigte er sich ausschließlich mit Gärtnerei, Bildhauerkunst und Erzgießerei. Er starb 133 v. Chr., nachdem er in seinem Testamente die Römer zu Erben seines Reichs eingesetzt hatte. Alle drei Fürsten hatten viel Sinn für Kunst und Wissenschaft, die sie in jeder Weise freigebig unterstützten. Vgl. Wegener, «De aula Attalica literarum artiumque fautrice» (Kopenh. 1836).

Attentat (vom lat. attentātum) heißt in strengem Sinne so viel als strafbare Unternehmung, besonders gegen die Persönlichkeit. Die ältern criminalistischen Schriftsteller pflegten mit A. die erste Stufe des verbrecherischen Versuchs zu bezeichnen, den sog. conatus remotus. Auch im franz. wie im engl. Rechte kommt dieses Wort vor, jedoch in der Bedeutung von commencement d'exécution, wo es also die schon weiter vorgeschrittene verbrecherische Handlung anzeigt. In neuern Zeiten hat man den Ausdruck A. ganz besonders auf misglückte Versuche der Ermordung eines Regenten angewendet, wozu namentlich die zahlreichen Mordversuche auf Ludwig Philipp (s. d.) Veranlassung gaben. Von Attentaten solcher Art sind besonders denkwürdig: die von Tschech (26. Juli 1844) und Sefeloge (22. Mai 1850) auf den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen; das des Priesters Marino (2. Febr. 1852) auf die Königin Isabella von Spanien; das des ungar. Schneidergesellen Libenyi (18. Febr. 1853) auf den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich; das des Italieners Orsini (14. Jan. 1858) auf Napoleon III.; das von Oskar Becker (14. Juli 1861 in Baden-Baden) auf König Wilhelm I. von Preußen.

Atterbom (Pet. Daniel Amadeus), schwed. Philosoph und Dichter, geb. 19. Jan. 1790 im Kirchsprengel Åsbo in Ostgothland, der Sohn eines Landgeistlichen, besuchte das Gymnasium von Linköping und kam 1805 auf die Universität zu Upsala. Frühzeitig hatte er sich mit der deutschen Sprache bekannt zu machen gesucht, die wichtigen Einfluß auf seine literarische Laufbahn übte. Mit mehrern Freunden stiftete er 1807 eine poetisch-kritische Gesellschaft «Bund der Aurora», die den Zweck hatte, die vaterländische Literatur und vor allem die Poesie aus den Banden der akademischen Steifheit und franz. Ziererei zu befreien. Aus den mannichfachen Arbeiten der Mitglieder des Bundes entstand 1810 in Upsala die Zeitschrift «Phosphorus», die bis 1813 bestand. Gleichzeitig hatten Askelöf und Hammarsköld die Zeitung «Polyphem» begründet, an der auch mehrere der sog. Phosphoristen theilnahmen, die aber schon 1812 aufhörte. Der oft schneidende und bittere Ton des «Phosphorus» lag nicht in der Absicht der Betheiligten, sondern wurde durch Ausfälle der Gegenpartei herbeigeführt. Von 1812—22 gab er den «Poetisk kalender» heraus. 1817—19 unternahm er eine Reise durch Deutschland nach Italien. In Deutschland ließ er sich das Studium deutscher Poesie und Philosophie vornehmlich angelegen sein. Nach seiner Rückkehr ward er im Herbste 1819 Lehrer des Kronprinzen Oskar in der deutschen Sprache und Literatur. Von Upsala begleitete er denselben 1819 nach Stockholm, und lebte nun in der Hauptstadt, bis er 1821 zum Docenten der Geschichte ernannt wurde. 1822 ward er zum Adjunct der Philosophie in Upsala, 1828 zum Professor der Logik und Metaphysik befördert, vertauschte aber 1835 diese Professur mit der Lehrkanzel der Aesthetik. Durch seine 1839 erfolgte Aufnahme in die Akademie war der alte Streit zwischen den Phosphoristen und der Akademie vollends beseitigt. A. starb 21. Juli 1855. Von seinen Schriften reifern Alters sind zu nennen: «Lycksalighetens Ö» (2 Bde., Ups. 1824—27; 2. Aufl., Örebro 1854; deutsch «Die Insel der Glückseligkeit», 2 Bde., Lpz. 1831—33); «Samlade Dikter» (2 Bde., Ups. 1836—37), durchgehends lyrischen Inhalts; «Svenska siare och skalder eller grunddragen af svenska vitterhetens häfder intill och med Gustaf III. tidehvarf» (6 Bde., Stockh. 1841—55; 2. Aufl. 1863), ein literarhistorisches Werk von großem Werthe, dessen letzten Band erst nach des Verfassers Tode Böttiger veröffentlichte. Eine Gesammtausgabe seiner poetischen Werke erscheint seit 1858 zu Örebro. Auch ward aus seinem Nachlasse das geistvolle Werk «Poesiens historia» (4 Bde., Örebro 1862) herausgegeben. Als Dichter ist A. tief, sinnig und reflectirend; seine Sprache und Verse sind von höchstem Wohllaut. Als Philosoph neigt er sich zu theosophischen Ansichten und bemüht sich, die Speculation mit dem Christenthum in Einklang zu bringen.

Attersee oder **Kammersee**, der größte österr.-deutsche See, im **Attergau** des Salzkammerguts, und zwar im Hausruckkreise des Erzherzogthums Oberösterreich, 1 M. im SW. von der Bezirksstadt Vöcklabruck an der Eisenbahn, ist von N. gegen S. über 2½ M. lang, von W. gegen O. ¼ bis ½ M. breit, bis 1800 F. tief und liegt 1430 F. über dem Meere. Der See wird im O. durch das Höllengebirge (mit dem durch seine Aussichten berühmten, 4832 F. hohen Kranabitsattel) vom Traunsee, im W. durch den Saurüsselberg vom Mond- und Zeller- oder Irrsee, im SW. durch andere Alpenmassen von dem Aber- oder St.-Wolfgangsee getrennt. Das ganze Westufer des fischreichen A. umlagern rundliche, oben bewaldete, unten angebaute und bevölkerte Vorberge. Auch sein östl. Gestade umgeben auf den größten Theil seiner Länge Vorgebirge. Erst dessen südlichste Strecke erhebt sich schroff als eine höhere Stufe, die Steinwand, der westlichste Flügel des Höllengebirgs. Im S. des Sees bauen sich über die steilen, dunkelbewaldeten Vorstufen mächtige Gebirgsmassen empor, die Eisenwand, die Zackengipfel des Schafberges und des Drachensteins. An der Südwestecke nimmt der See die Ach oder Seeache aus dem Mondsee auf, und seinem Nordende entfließt bei Schörfling (früher Kammer) die Ager, welche, mit der Vöckla vereinigt, bei Lambach in die Traun fällt. Die Ager war 1810—16 Grenzfluß zwischen Baiern und Oesterreich; das zwischen ihr und der Traun gelegene Land heißt Agerspitz.

Attich, s. Sambucus.

Atticismus. Unter allen griech. Dialekten war der attische Dialekt der am meisten ausgebildete, und gewann, in den verschiedensten Gebieten der Poesie und Wissenschaft angewendet, die weiteste Verbreitung in Griechenland. In ihm schrieben z. B. der Gesetzgeber Solon, die Komiker, die Historiker Thukydides und Xenophon, die Philosophen Plato und Aristoteles, der Redner Demosthenes u. s. w. Als sich durch die macedon. Herrschaft das Griechische über den größten Theil der damals bekannten gebildeten Welt als Sprache der Literatur und Diplomatie verbreitete, bildete der attische Dialekt die Grundlage dieser allgemeinen griech. Sprache; aber durch mancherlei fremde Einflüsse wurde sie bald vielfach in ihrer Reinheit getrübt. Gegen dieses Verderbniß eiferten nun die Grammatiker und suchten, oft mit Aengstlichkeit und Uebertreibung, die Schriftsteller wieder zu dem echten attischen Dialekte zurückzuführen. Dieses Streben, in echt alt attischer Form zu sprechen und zu schreiben, nannten die Alten A., und die Schriftsteller, die hierin sich auszeichneten, **Atticisten**.

Atticus (Titus Pomponius), einer der uneigennützigsten und edelsten Männer Roms, wurde 109 v. Chr., wenige Jahre vor Cicero, geboren. Der Name A. war ursprünglich nur ein Beiname, den er durch einen 22jährigen Aufenthalt in Athen erhielt, wohin er sich infolge der Bürgerkriege und aus Begeisterung für die Wissenschaften 88 v. Chr. begeben hatte. Als er dann auf Sulla's Veranlassung 65 v. Chr. nach Rom wieder zurückkehrte, lebte er nur den Wissenschaften und seinen Freunden, unter denen Cicero den ersten Platz behauptete, und starb 32 v. Chr., von allen gleich geachtet und geliebt. Obgleich A. zur Annahme eines öffentlichen Amtes sich nie bestimmen ließ, unterhielt er dennoch mit den angesehensten Staatsmännern und den Häuptern der verschiedenen Parteien seiner Zeit fortwährend einen freundschaftlichen Verkehr und übte auf diese Weise einen, wenngleich mittelbaren, doch sehr wohlthätigen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in den gefahrvollsten Zeiten des Staats und der Stadt. A.' Tochter Cäcilia Attica war die erste Gemahlin des Marcus Vipsanius Agrippa. Von seinen Schriften, unter denen die «Annales» von den Alten mit vielem Lobe erwähnt werden, ist keine auf uns gekommen. Außer Cicero's «Epistolae ad Atticum» in 16 Büchern haben wir von Cornelius Nepos eine Biographie desselben. Vgl. Hüllemann, «Diatribe in T. P. Atticum» (Utr. 1838).

Attika (griech. Attike, welcher Name ursprünglich Küstenland zu bedeuten scheint), die südöstlichste Landschaft des mittlern Griechenland, ist eine Halbinsel von nicht ganz 40 Q.-M. Flächeninhalt, welche im N. an Böotien, im W. an Megaris angrenzt, an den übrigen Seiten vom Meere bespült wird. Der größte Theil derselben wird von Gebirgen eingenommen, die fast ausschließlich aus Kalkstein und Marmor bestehen und heutzutage zum größten Theile kahl sind. Nur die höhern Partien des Kithäron und des Parnes sowie die nordwestl. Abhänge des Pentelikon sind noch mit Kiefern- und Tannenwald bedeckt; auf den übrigen wachsen nur Strauchwerk oder vereinzelte Strandkiefern (Pinus maritima). Die Basis des ganzen Gebirgssystems bildet der Kithäron (jetzt Elatea, das Tannengebirge, genannt, in seinem höchsten Punkte 1411 Meter über der Meeresfläche), welcher durch seinen Hauptzug die Landschaft von Böotien, durch eine Verzweigung gegen S., die nach zwei auffallenden Spitzen Kerata

(die Hörner) genannt wird, von Megaris scheidet. Mit den südöstl. Ausläufern des Kithäron hängt der bis zur Höhe von 1413 Meter sich erhebende Parnes (jetzt Ozea) zusammen, dessen nordöstl. Verzweigungen, die jetzt mit verschiedenen Einzelnamen benannt werden (Beletzi, Armeni, Mavrovuno, Zastani, Stavrokoraki, Kotroni), sich bis an die Ostküste der Landschaft erstrecken und diesen Theil derselben zu einem echten Berglande (Diakria oder Epakria bei den Alten genannt) machen. Eine südl. Fortsetzung des Parnes ist der weit niedrigere Aegaleos, in seinem südlichern Theile, wo er der Insel Salamis gegenüber ins Meer vortritt, auch Korydallos (jetzt Skaramanga), in der Mitte, wo ein die Ebenen von Athen und Eleusis verbindender Engpaß durch ihn hindurchführt, auch Pökilon (jetzt nach dem die Stelle eines alten Apollontempels einnehmenden Kloster Daphni Daphno-vuno) genannt. Im NO. wird die Ebene von Athen durch den Brilettos oder, wie er nach einer an seinem südl. Fuße gelegenen Ortschaft gewöhnlicher genannt wurde, das Pentelikon (noch jetzt Menteli) begrenzt, eine 1110 Meter hohe Bergpyramide mit ausgedehnten, noch jetzt mit Erfolg betriebenen Marmorbrüchen, welche einen nicht nur zu Bauten, sondern auch zu statuarischen Werken vorzüglichen weißen Marmor von sehr feinem Korn und gelblichem Stich liefern. Ein gegen 1 St. breites Thal trennt den südl. Fuß des Pentelikon von einem langen, fast ganz aus bläulichgrauem Marmor, der im Alterthum vielfach, besonders zu architektonischen Zwecken, benutzt worden ist, bestehenden Gebirgszuge, dem 1027 Meter hohen Hymettos (jetzt Trelovuno), der von Baumwuchs fast ganz entblößt, dafür aber mit zahlreichen duftigen Kräutern bewachsen und daher reich an wilden Bienen ist, die einen trefflichen, sehr gewürzigen Honig liefern. Die Ostküste der Landschaft (bei den Alten Paralia genannt) wird von niedrigern Hügelreihen durchzogen, die sich südlich vom Hymettos, wo die Halbinsel immer schmaler wird, zu einem zusammenhängenden Gebirgszuge, dem Lauriongebirge, vereinigen, das in einem steil gegen das Meer abfallenden Vorgebirge, dem Cap Sunion, endet, auf welchem noch jetzt ansehnliche Ruinen eines Tempels der Athene sich erheben, von deren Säulen das Vorgebirge jetzt von den Schiffern Cap Kolonnäs genannt wird. Das Lauriongebirge war im Alterthum durch seinen Silberreichthum für A. von hoher Bedeutung; doch wurden die anfangs sehr ergiebigen Gruben so eifrig ausgebeutet, daß man schon bald nach Christi Geburt den Betrieb derselben einstellen mußte, wie denn auch in der neuern Zeit die Versuche einer Wiederaufnahme derselben zu keinen irgend befriedigenden Resultaten geführt haben.

Diese Gebirge treten theils unmittelbar bis an das Meer hinan, theils hat sich an ihrem Fuße angeschwemmtes Land in größerer oder geringerer Breite angesetzt, welches Strandebenen bildet, in denen zahlreiche Ortschaften im Alterthume lagen. Die bedeutendste unter denselben ist die Ebene von Marathon an der Nordostküste, eine über 2 St. lange und ½ bis 1 St. breite Niederung, mit einem ausgedehnten Sumpfe im NO., welche 490 v. Chr. der Schauplatz der Niederlage des Perserheeres war. Größere Ebenen, die sich entweder von der Küste aus weit ins Innere der Landschaft hineinziehen oder ganz vom Meere abgesondert sind, hat die Landschaft nur drei: 1) die Ebene von Athen, auch schlechtweg «die Ebene» (Pedion) genannt, die sich von der felsigen Halbinsel Peiräeus (einer ursprünglichen Insel, die aber schon in vorhistor. Zeit durch Anschwemmung mit dem Festlande verbunden worden ist) im S. bis zum Fuße des Parnesgebirgs im N. in einer Länge von 3 deutschen M. erstreckt und im Alterthume außer der Hauptstadt zahlreiche kleinere Ortschaften enthielt, unter denen Acharnä (3 St. nördlich von Athen, bei dem jetzigen Dorfe Menidi gelegen) die volkreichste war und die ausgedehnteste Feldmark besaß; 2) die kleinere, durch das Aegaleosgebirge von der athenischen getrennte Thriasische Ebene (so benannt nach einer alten Ortschaft Thria), welche sich von dem durch die vorliegende Insel Salamis nach Art eines Binnensees geschlossenen Meerbusen von Eleusis im S. nordwärts bis zu den südl. Abhängen des Kithäron erstreckt und das beste Getreideland in ganz A. enthält, besonders in der Nähe der jetzt zu einem unbedeutenden Dorfe Levsina herabgesunkenen Stadt Eleusis, welche im Alterthume durch den Weihtempel der Demeter und Kora, den Sitz der Eleusinischen Mysterien, weit berühmt und durch die sog. Heilige Straße, die Processionsstraße für die Mysterienfeier, mit Athen verbunden war; 3) die von N. nach S. gegen 5 St. lange wellenförmige Ebene zwischen dem Hymettos und den niedrigern Bergzügen der Ostküste, die mit der athenischen Ebene durch das Pentelikon und Hymettos scheidende Thal zusammenhängt, jetzt fast ganz baumlos, aber durchgängig für den Getreidebau geeignet, daher sie mehrere größere Dörfer, wie Keratia, Markopulo, Koropi und Liopesi, welche an die Stelle alter Ortschaften, wie Sphettos, Myrrhinus, Phlyus und Päania, getreten sind, aufzuweisen hat.

Die Bewässerung der Landschaft ist eine sehr spärliche; denn obwol zahlreiche Bäche und Flüßchen von den Abhängen der Berge herabfließen, ist doch die Mehrzahl derselben den größern Theil des Jahres hindurch äußerst wasserarm, zum Theil ganz versiegt. Die bedeutendsten sind noch die beiden Bäche der athenischen Ebene, der am südwestl. Fuße des Pentelikon bei der baumreichen Ortschaft Kephisia, die noch jetzt ihren alten Namen trägt, entspringende Kephissos, der die Ebene in südwestl. Richtung durchfließt und westlich von der Stadt in zahlreiche Kanäle zur Bewässerung der Gärten und Baumpflanzungen abgeleitet wird, und der Ilissos, der, vom nördl. Fuße des Hymettos herkommend, an der Ost- und Südseite der Stadt vorüberfließt und sich südwestlich von derselben im dürren Boden verliert. Außer diesen sind noch der gleichfalls Kephissos genannte Bach der Ebene von Eleusis, der die Ebene von Marathon durchschneidende Gießbach von Oenoë (so benannt nach einer nördlich von Marathon gelegenen alten Ortschaft) und der weiter südlich an der Ostküste, bei der alten Ortschaft Araphen (jetzt Raphina) vorüberfließende Erasinos zu erwähnen.

Der Boden des Landes ist fast durchgängig ein leichter, ziemlich dürrer und steiniger Kalkboden, der wenig für Weizenbau, besser für Gerste und Weinbau, besonders aber für den Oelbaum und Feigenbaum geeignet ist, daher Oel und Feigen im Alterthum und noch heutzutage die Hauptproducte des Landes und Gegenstände der Ausfuhr waren und sind. Auch die Viehzucht ist noch jetzt bedeutend, und im Alterthum genoß die attische Wolle eines vorzüglichen Rufes. Die Gebirge liefern, abgesehen von den jetzt erschöpften Silberadern des Laurion, trefflichen Marmor, der Erdboden an mehrern Stellen, besonders auf der südöstlich vom Hafen Peiräeus und der Bucht von Phaleron sich hinziehenden, im Vorgebirge Kolias (jetzt Hagios Kosmas) endenden Küstenstrecke, sehr guten Töpferthon, daher die Töpferei ein sehr blühender Industriezweig im alten Athen und ihre Producte die Gegenstände eines sehr ausgedehnten Handels waren.

Die Bewohner der Landschaft gehörten im Alterthum, abgesehen von einigen pelasgischen Elementen der grauen Vorzeit und den zahlreichen, später in Athen sich dauernd aufhaltenden Fremden, dem ionischen Stamme an, und zwar rühmten sie sich, Autochthonen, d. h. eine ureinheimische Bevölkerung, deren Urväter unmittelbar aus dem Boden des Landes entsprossen, zu sein, weil sie seit den frühesten Zeiten in ununterbrochenem Besitze desselben geblieben waren. Wie alle ionischen Völker, zerfielen sie ursprünglich in vier Stämme oder Klassen (Phylen): die Geleontes (die Vornehmen oder Adelichen), die Hopletes (die Kriegerkaste), die Aegikoreis (Ziegenhirten und Hirten überhaupt) und die Ergadeis (Ackerbauer). Jede Phyle bestand aus drei Genossenschaften (Phratrien), deren jede in runder Zahl 30 Geschlechter enthielt. Die Ueberlieferung berichtet, daß in der ältesten Zeit 12 selbständige Städte oder Gemeindeverbände nebeneinander im Lande bestanden, theils einzelne, noch später fortbestehende Ortschaften, wie Kekropia (das spätere Athen), Eleusis, Dekeleia und Aphidna (diese beiden im N. des Landes), Brauron (in der Mitte der Ostküste), Thorikos (im südlichsten Theile der Ostküste), Kytheros (von unbekannter Lage), Sphettos (wahrscheinlich in der Mesogäa) und Kephisia, theils Vereinigungen mehrerer Ortschaften, wie die Epakria (das nördl. Bergland) und zwei «Vierstädte» (Tetrapoleis), die eine in der Ebene von Marathon, die andere in der athenischen Ebene. Diese 12 Gemeinden sollen durch Theseus, den mythischen Heldenkönig A.s, zu einem polit. Ganzen, einem Einheitsstaate, dessen Hauptstadt Athen wurde, vereinigt worden sein. Die Gliederung des Volks nach den vier Phylen blieb auch nach der Gründung des Einheitsstaats sowol unter den Königen, als auch unter den nach dem Tode des Kodros an die Stelle der Könige getretenen Archonten (s. d.), die anfangs lebenslänglich, dann (seit 752) auf 10 J. ernannt, seit 683 als Collegium von neun jährlich wechselnden Personen constituirt wurden. Auch der Gesetzgeber Solon hob diese Archonten nicht auf, sondern stellte nur neben sie, theils um den Einfluß der alten Adelsgeschlechter zu mindern, theils um eine gerechtere Vertheilung der Staatslasten herbeizuführen, eine Eintheilung der gesammten Bürgerschaft in vier Vermögensklassen: 1) Pentekosiomedimnen (Fünfhundertscheffler), die von ihrem Grundbesitze einen jährlichen Ertrag von mindestens 500 Scheffeln (Medimnen) Getreide oder ein entsprechendes Maß von Wein und Oel erhielten; 2) Hippeis (Ritter), die mindestens 300, 3) Zeugiten (Besitzer eines Jochs Ochsen), die 150 Scheffel ernteten; 4) Theten (Lohnarbeiter), deren Einkommen geringer als die Schätzung der dritten Klasse war. Die erste Klasse steuerte von ihrem ganzen Vermögen, die zweite von fünf Sechsteln, die dritte von fünf Neunteln desselben, während die vierte ganz steuerfrei und der Verpflichtung zum Kriegsdienste als Schwerbewaffnete enthoben, dagegen aber auch von dem Zutritt zu allen Staats-

ämtern ausgeschlossen war. Erst Kleisthenes, der Reformator der athenischen Verfassung nach den durch die Gewaltherrschaft des Peisistratos und seiner Söhne und durch die Vertreibung derselben hervorgerufenen Unruhen, der Begründer der athenischen Demokratie, hob die altionische Stammeseintheilung in A. auf und setzte an die Stelle derselben eine neue Gliederung des Volks in 10 Phylen, welche nach altattischen Heroen (Eponymen) benannt wurden: Erechtheïs nach Erechtheus, Aegeïs nach Aegeus, Pandionis nach Pandion, Leontis nach Leon, Akamantis nach Akamas, Oeneïs nach Oeneus, Kekropis nach Kekrops, Hippothoontis nach Hippothoon, Äantis nach Äas, Antiochis nach Antiochos. Jede dieser Phylen erhielt eine bestimmte Anzahl Gemeinden (Demen) zugetheilt, die in verschiedenen Theilen der Landschaft lagen. In der Regel bildete jede nicht ganz unbedeutende Ortschaft einen besondern Demos, größere, wie die Stadt Athen und die Stadt Brauron auf der Ostküste, waren in mehrere Demen getheilt. Die Zahl der Demen war zu verschiedenen Zeiten verschieden: um den Beginn der christl. Zeitrechnung betrug sie 174. Die Schriftsteller und Inschriften haben uns die Namen von 160 derselben überliefert, aber freilich von vielen ist die Lage nicht mehr zu bestimmen. Verzeichnisse derselben geben Leake, «Die Demen von A.» (übersetzt von Westermann, Braunschw. 1840); Roß, «Die Demen von A. und ihre Vertheilung unter die Phylen» (herausg. von Meier, Halle 1846). Die Gesammtzahl der bürgerlichen Bevölkerung hat nach annähernder Schätzung in der Blütezeit des Staats, um den Peloponnesischen Krieg, zwischen 80—100000 Köpfe, die der Schutzverwandten (Metöken) gegen 40000 Köpfe betragen. Daneben aber stand eine Sklavenbevölkerung von etwa 400000 Köpfen, sodaß die Gesammtziffer der freien und unfreien Einwohnerschaft des Landes sich bis auf mehr als 500000 Menschen erhob. Eine Vermehrung der 10 Phylen um 2 neue, die aber gewiß nicht durch ein Steigen der Bevölkerung, sondern durch polit. Gründe motivirt war, fand 307 v. Chr. statt. Dieselben wurden aus Schmeichelei für den macedon. Unterdrücker Athens, Demetrios Poliorketes, nach diesem und dessen Vater Antigonos Antigonis und Demetrias benannt. Doch verwandelte man den Namen der erstern um 265 v. Chr. zu Ehren des ägypt. Königs Ptolemäos Philadelphos in Ptolemais, den der letztern um 200 zu Ehren des Königs Attalos I. von Pergamon in Attalis um. Endlich wurde unter dem Kaiser Hadrian noch eine 13. Phyle hinzugefügt, und diese nach diesem großen Wohlthäter der Stadt Athen Hadrianis benannt.

In polit. Hinsicht war A. im Alterthume die am meisten concentrirte Landschaft von ganz Griechenland. Die Hauptstadt war nicht nur der Sitz der Regierungsbehörden, sondern auch der Gerichte und der Volksversammlungen, in deren Händen seit den demokratischen Reformen, die von Kleisthenes begonnen, von Perikles vollendet wurden, die souveräne Entscheidung über alle Staatsangelegenheiten lag. Die so hervorragende und für die Gesammtheit der griech. Verhältnisse bestimmende Rolle, welche Athen und mit ihm das attische Land und Volk in der polit. und Culturgeschichte Griechenlands spielt, kann nur im Zusammenhange der Geschichte Griechenlands überhaupt ihre richtige Würdigung finden. (S. Griechenland.) Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Heutzutage bildet A. im Verein mit Megaris, Böotien und den Inseln Salamis (jetzt vom Volke nach ihrer Gestalt «die Brezel», Kuluri, genannt) und Aegina einen Kreis (Nomos) des Königreichs Hellas. Die Gesammtbevölkerung dieses Kreises beträgt (1861) 116024 Seelen. In A. selbst ist die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung albanesischer Abstammung; doch findet man, abgesehen von den ältern Frauen, nicht leicht jemand darunter, der nicht wenigstens neben dem überhaupt im Königreich Hellas mehr und mehr zurücktretenden Albanesischen der griech. Volkssprache (des sog. Neugriechischen) mächtig wäre. Die ländliche Bevölkerung beschäftigt sich hauptsächlich mit Ackerbau, Weinbau und Viehzucht. In der Ebene von Athen sind noch jetzt ausgedehnte Oelbaumpflanzungen; sonst wird noch ziemlich viel Tabach gebaut, und auch der Seidenbau ist nicht unbedeutend.

Attika heißt in der Bauweise des antiken Stils ein über dem Hauptgesimse hinlaufender höherer Aufsatz. Dem System des griech. Säulenbaues widersprechend, findet er nur im System des röm. Bogenbaues Anwendung, besonders über gewölbten Thoren und Triumphbogen, wo er zum festen Abschluß der Masse und zur Aufnahme von Inschriften dient.

Attila, Sohn des Mundzuk, eines Hunnen von königl. Abkunft, folgte 433 n. Chr. mit seinem Bruder Bleda seinem Oheim Rugilas (Ruas) in der Herrschaft über die hunnischen Scharen in den Ebenen Pannoniens. Die Brüder begannen ihre Laufbahn damit, daß sie dem schwachen oströme. Kaiser Theodosius II. neben andern Vortheilen die Erhöhung des bisherigen Jahrgeldes von 350 Pfd. Goldes auf das Doppelte abtrotzten. Nachdem A. 444 den mildern

Bleda durch Meuchelmord beseitigt, vereinigte er allmählich die meisten hunnischen Stämme, welche früher unter eigenen Häuptlingen gestanden hatten, zu einer einzigen großen Heeresmasse. Der Zauber seiner gewaltigen Persönlichkeit war so groß, daß sich der Glaube an seine höhere Berufung und Unüberwindlichkeit verbreitete, den er durch das Vorgeben, das Schwert des Kriegsgottes gefunden zu haben, schlau zu nähren wußte. Durch Waffengewalt oder den Schrecken seines Namens vereinigte er die scythischen und german. Völkerschaften von der Wolga bis tief nach Deutschland hinein zu einem riesigen Völkerbunde, dessen Glieder, so verschieden nach Gesetzen und Sitten, Abstammung und Sprache sie auch waren, ihn als ihren Herrn ehrten und ihm Steuer- und Heerpflicht leisteten. Ostgothen, Gepiden, Rugier, Heruler, Langobarden, Thüringer, Burgunder, ferner viele slaw. Stämme und die zwischen Wolga und Don seßhaften Acatziren (Chazaren), ein Volk türk. Abkunft, kämpften unter seinem Banner. Selbst die Perser soll er durch einen siegreichen Feldzug gedemüthigt haben, doch vermochte er seine Herrschaft unter ihnen wenigstens nicht dauernd zu begründen. Im Besitze einer so ungeheuern Heeresmacht schien das Oströmische Reich mit seinen Schätzen für den kühnen Eroberer eine leichte Beute. Der Hof von Konstantinopel suchte die Macht A.'s zunächst dadurch zu brechen, daß er die Chazaren zur Empörung reizte. Aber A. unterdrückte schnell den Aufstand und stellte nun an Theodosius, der ihm als Anstifter verrathen war, die härtesten Forderungen. Als diese zurückgewiesen wurden, überschwemmte er mit seinen Scharen die illyrisch-thrazische Halbinsel und drang bis in die Nähe von Konstantinopel vor. 70 Städte wurden von den Hunnen zerstört, unermeßliche Beute und eine große Menge Gefangene über die Donau weggeführt. Theodosius mußte endlich, nachdem sich das Kriegsglück in drei Schlachten gegen ihn erklärt, in einen Friedensvertrag willigen, worin er dem Hunnenkönig das südl. Uferland der Donau von Singidunum bis Naissus überließ und ihm einen jährlichen Tribut von 2100 Pfd. Goldes bewilligte. Ein Mordanschlag, der bald darauf in Konstantinopel gegen A.'s Leben angesponnen wurde, misglückte. Chrysaphios, ein vertrauter Eunuche des Kaisers, hatte durch große Versprechungen den Heruler Edeko zur Ermordung seines Herrn zu verleiten gesucht. Aber Edeko verrieth das Vorhaben, und Theodosius mußte durch demüthige Abbitte und reiche Geschenke den Zorn seines furchtbaren Feindes besänftigen.

Seit der kräftige Marcian Herr des östl. Reichs geworden war und eine entschlossenere Sprache gegen A. zu führen begann, sehen wir diesen seine Richtung gegen Westen nehmen. Geiserich, der König der Vandalen, der den mit Rom verbündeten König der Westgothen, Theodorich, schwer beleidigt hatte und dessen Rache fürchtete, soll A. zu einem Feldzuge nach dem Rhein aufgereizt haben. Auch wird erzählt, daß Honoria, die Schwester des weström. Kaisers Valentinian III., welche wider ihre Neigung von ihrer Mutter zur Ehelosigkeit bestimmt war, dem A. heimlich ihre Hand angetragen, der röm. Hof aber dessen Werbung und seine Ansprüche auf einen Theil des Reichs als Mitgift abgewiesen habe. Wie dem auch sei, A. brach 451 an der Spitze des gesammten Heerbannes der Hunnen und der ihnen unterworfenen Völker aus seinem Hauptsitze in der Gegend des heutigen Tokai auf und zog durch Noricum, Vindelicien und Alemannien, die Streitkräfte dieser Völker zum Anschluß zwingend. Bei der Mündung des Neckar setzten die Hunnen über den Rhein und erfüllten das Land bis zur Loire mit Raub, Mord und Verwüstung. Schon lagerte A. vor den Mauern von Orleans, als der weström. Feldherr Aëtius (s. d.), dem es gelungen war, die Westgothen, Franken, Sachsen, Alanen und andere Völkerschaften zu vereinigen, mit seinem buntgemischten Heere heranrückte. Auf die Kunde davon hob A. die Belagerung von Orleans auf und zog sich über die Seine zurück. In der Catalaunischen Ebene, wo jetzt Châlons an der Marne liegt, trafen die Heere aufeinander. Schnell durchbrachen die Hunnen die Mitte des röm. Heeres, wo die unzuverlässigen Alanen standen, und drängten dann, sich zur Linken wendend, auch die Westgothen zurück, deren König Theodorich selbst im Kampfe fiel. Schon schien der Sieg dem A. gewiß, als Thorismund, Theodorich's Sohn, sich mit solchem Ungestüm auf das vorausgeschrittene und entblößte Mitteltreffen der Hunnen warf, daß sich diese bei einbrechender Nacht in ihre Wagenburg zurückziehen mußten. A. hielt seine Lage für so gefährlich, daß er aus Sätteln und kostbaren Decken einen Scheiterhaufen aufthürmen ließ, um im äußersten Falle seinen Tod in den Flammen zu suchen. Aber seine Gegner begnügten sich mit dem Resultate der Schlacht und ließen ihn ungehindert über den Rhein zurückgehen. Die erlittene Niederlage hatte die Macht A.'s keineswegs gebrochen. Aufs neue warb er um die Hand der Honoria und brach, als sie ihm abermals verweigert, schon im nächsten Frühjahr (452) durch die unbewachten Alpenpässe in Oberitalien ein. Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und andere

Städte gingen in Flammen auf, und bald war ganz Oberitalien in seiner Gewalt. Schon erwartete Rom das feindliche Heer vor seinen Thoren, als A. plötzlich umkehrte und Italien verließ. Ob dieser unerwartete Entschluß der Beredsamkeit des ehrwürdigen röm. Bischofs Leo, der mit einer röm. Gesandtschaft in A.'s Lager erschien, oder einer im hunnischen Heere ausgebrochenen Seuche zuzuschreiben sei, läßt sich nicht entscheiden. Bald nach der Rückkehr starb A. in seinem pannonischen Standlager, nachdem er eben zu seinen zahlreichen Weibern noch die schöne Burgunderin Ildico geheirathet (454). Als am Morgen nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger, durch das Nichterscheinen ihres Herrn beunruhigt, in sein Zelt drangen, fanden sie Ildico verschleiert bei dem Leichnam ihres Herrn sitzen. Entweder war ihm eine Ader geborsten, oder die Burgunderin hatte ihn, um ihr Volk zu rächen, im Schlafe ermordet. Sein Leichnam wurde in drei Särge, von Gold, Silber und Eisen, eingeschlossen und die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, getödtet. A.'s Erscheinung und ganzes Wesen zeigten das Gepräge des mongol. Volksstammes, dem er angehörte. Er wird geschildert als ein Mann von kurzem, unförmlichem Wuchse und breiten Schultern, auf denen ein dicker Kopf mit flacher Nase und tiefliegenden kleinen Augen saß. Sein Gang war stolz, seine Stimme stark und wohltönend. Das Reich, welches er gegründet, zerfiel ebenso schnell, als es entstanden war, aber in Sagen und Liedern lebte die Erinnerung an den gewaltigen Eroberer, bei den german. Völkerschaften Etzel (s. d.) oder Godegisel, d. h. Gottesgeisel, genannt, noch lange fort. Vgl. Joh. von Müller, «A., der Held des 5. Jahrh.» (Wien 1806); Klemm, «A. nach der Geschichte, Sage und Legende» (Lpz. 1827); Thierry, «A. dans les Gaules» (Par. 1852); Haage, «Geschichte A.'s» (Celle 1862).

Attis oder Atis, auch Attys und Atys, nach Hermesianax ein Sohn des Kalaos, Königs von Phrygien, kam als Entmannter zur Welt. Nach andern soll er jedoch ein großer Verehrer der Kybele und einer ihrer ersten Priester gewesen sein, den aber Zeus aus Eifersucht durch einen Eber entmannt oder getödtet habe. Nach Catull war A. ein junger Mann aus Phrygien, der, mit einigen Altersgenossen in einen der Kybele heiligen Hain gerathen, dort in Wahnsinn verfallen sei und sich entmannt habe. Als er im Begriff gewesen, den Hain zu verlassen, habe ihm Kybele einen Löwen entgegengeschickt, der ihn genöthigt, daselbst zu bleiben. Nach einer andern Erzählung verliebte sich in A., den jungen, schönen Priester der Kybele, ein phrygischer König, der ihn, als er in den Hain seiner Göttin floh, dorthin verfolgte und entmannte. Halbtodt fanden A. die übrigen Priester der Kybele unter einer Fichte, und alle Mittel, ihn vom Tode zu erretten, schlugen fehl. So verschieden die Mythen lauten mögen, so stimmen sie doch alle darin überein, daß A. entmannt, und die meisten auch darin, daß er, vom Tode wieder aufgeweckt, der Kybele steter Begleiter ward. Vielleicht sollte in dem Mythus das Ausruhen der Erde im Winter und dann, ohne von einer zeugenden Kraft befruchtet zu sein, das Erwachen derselben im Frühling angedeutet werden. A. zu Ehren wurde zu Pessinus in Phrygien jährlich mit Frühlingsanfang ein Fest gefeiert. — A. hieß ferner ein Sohn des Herakles und der Omphale, nach Herodot des Manes, Königs der Mäonen, der Vater des Tyrrhenos und Lydos, und Stammvater der lydischen Könige, welche nach ihm Atyaden genannt wurden. — A. nannte sich auch ein junger Trojaner, der den Aeneas nach Italien begleitete und angeblich Stifter des Atischen Geschlechts gewesen sein soll, aus welchem die Mutter des Kaisers Augustus stammte.

Attische Philosophie wird besonders die seit Sokrates in Athen blühende Philosophie genannt. Vorzugsweise versteht man darunter die Philosophie des Sokrates und der Sokratischen Schulen, weil die Stifter und Häupter derselben fast alle in Athen, dem damaligen Mittelpunkte der geistigen Cultur, lebten und lehrten. Zu ihnen gehören Sokrates, Aristoteles, Plato, Antisthenes, Aristipp, Zeno u. a.

Attitude (vom mittellat. aptitudo, aus dem altlat. aptus, geschickt, passend), ein franz. Kunstausdruck, der, vorzüglich in den plastischen Künsten gebraucht, eine charakteristische Stellung oder Lage lebendiger Figuren, vornehmlich in Zuständen der Ruhe, bezeichnet. Doch müssen diese Stellungen und Lagen der Figuren nicht nur die Formen der Körper und ihre Verhältnisse an sich oder, in malerischer Hinsicht, durch den Reiz der Farbenbeleuchtung in einem vortheilhaften, das gebildete Auge erfreuenden Bilde zeigen, sondern auch, dem Zwecke der Kunst entsprechend, durch alles dieses einen interessanten Seelenzustand, einen bedeutungsvollen Lebensmoment darstellen. Durch die Kunst der A. und Pantomime (s. d.), die sich genau wie Ruhe und Bewegung voneinander unterscheiden, läßt sich das Gemälde sowol wie

die Natur lebend wiedergeben. Jede dramatische Darstellung bedingt eigentlich eine Reihe A., jedes dramatische Product gibt Gelegenheit dazu, und jede Pause entwickelt eine statuarische A., die entweder sitzend, kniend, liegend oder stehend sein kann. Nur kommt es hierbei wesentlich darauf an, daß die Stellungen sich unbefangen vorbereiten, daß eine in die andere ohne Prätension übergehe, und eine jede unwillkürlich und absichtslos von der Stimmung der handelnden Person herbeigeführt erscheine. Zu einer für sich bestehenden Kunst wurde die A. zuerst gegen Ende des 18. Jahrh. durch die bewunderte Lady Hamilton (s. d.) erhoben, welche sich anfangs auf die Nachahmung beschränkte, indem sie in dem Hause ihres Gemahls, des engl. Gesandten zu Neapel, Proben in der Nachbildung von antiken Statuen durch A. gab, durch welche sie die ganze gebildete Welt jener Hauptstadt in Entzücken versetzte. Hierbei kam ihr jenes auch bei den engl. Schauspielern so häufig sich vorfindende Talent der täuschenden Nachahmung lebender Personen sowie ihre außerordentliche Körperschönheit zu statten. Später machte sie aus ihrer Geschicklichkeit ein wahres Kunststudium, und gab ihre A. nicht blos in Italien, sondern auch an andern bedeutenden Orten, selbst in Deutschland. Als sie bei ihrer genialen Ausgelassenheit immer tiefer in Elend und Noth versank, producirte sie sich auch öffentlich den Blicken enthusiastischer Bewunderer. Ihr Anzug bestand dabei in einer langen, weißen, faltenreichen Tunica, welche sie mit einem Bande einfach unter der Brust zusammenknüpfte und worüber sie einen Shawl warf, mit dem sie alle erforderlichen Bekleidungen leicht hervorbrachte. So war sie bald eine Diana oder Vestalin, bald eine rasende Bacchantin, bald eine röm. Matrone, bald eine Aspasia. Lord Hamilton durfte mit Recht von seiner Gemahlin sagen, daß er in ihr eine ganze Sammlung Antiken besitze.

Höher noch gestaltete die berühmte deutsche Schauspielerin Händel-Schütz (s. d.) diese Kunst, indem sie, durch einen vorzüglich gewandten und wohlgebauten Körper begünstigt und mit einem ebenso feinen Beobachtungs- und Nachahmungstalent als einer reichen und echt künstlerischen Erfindungsgabe ausgerüstet, in ihren pantomimischen Darstellungen eine Reihe herrlicher A. nicht nur im antiken, sondern auch im neuern Kunststile zeigte. Sie suchte aber nicht blos Nachbildungen einzelner Statuen und Gemälde zu geben, sondern vielmehr den Geist der wichtigsten Veränderungen der antiken Plastik und modernen Malerkunst durch eine lehrreiche Aufeinanderfolge mehrerer anziehender Bilder der Mythologie und Geschichte sichtbar zu machen. Dabei besaß sie das noch größere Talent, poetische A. zu erfinden und in dem ihnen angemessenen Stile darzustellen, sodaß sie, sowol in Hinsicht der Idealität als an Reichthum der Charaktere und Gestalten und in der Kenntniß der malerischen Wirkung, welche sich durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder überall an den Tag legte, ihre Vorgängerin weit übertroffen zu haben scheint. Zugleich wußte sie den Reiz ihres Costüms und ihrer A. durch eine wirkungsreiche, passende Beleuchtung und den Eindruck durch entsprechende musikalische Begleitung zu erhöhen. Von 1809—17 durchzog sie Deutschland und Rußland, und erregte hier, wie auch in Stockholm, Kopenhagen, Amsterdam und Paris, außerordentlichen Beifall. Minder glücklich war in ähnlichen Darstellungen Elise Bürger, die geschiedene (dritte) Gattin des Dichters Bürger. Der letzte Versuch in dieser Art waren die pantomimischen Darstellungen der Sophie Schröder, welche sie auf ihren Gastreisen gab, und worin sie die Gewandung und das sonstige Nebenwerk unterordnete, um durch den mimischen Ausdruck der verschiedensten Effecte in ihrer höchsten Steigerung allein zu wirken. Als männlicher Darsteller von A. ist der in Amerika verstorbene Seckendorff (Patrik Peale) zu nennen, welcher seine Darstellungen mit Vorlesungen begleitete, und in seinen «Vorlesungen über Declamation und Mimik» (2 Bde., Braunschw. 1816) der A. eine bedeutende Stelle einräumte. Die beliebt gewordenen lebenden Bilder, die tableaux vivants oder living statues, welche seit 1830 auf den kleinen Theatern in London dargestellt wurden, aber durch das weiße Tricot, die weiße Perrüke und die weiße, das Gesicht bedeckende Kreideauflösung, womit die Darsteller den Marmor der Statue nachzubilden dachten, nur einen unangenehmen Eindruck machen konnten, hängen mit dieser Kunst zusammen. — Im Ballet werden alle Stellungen auf einem Fuße, ohne Rücksicht auf die Bedeutung der Stellung, Attituden genannt.

Attok, Atak (d. h. Schranke), Stadt und Fort der indobrit. Provinz Dschelam im Pendschab, im District Rawal-Pindi, zählt 2000 E. und ist nur durch seine Lage am östl. Ufer des Indus, gegenüber der Einmündung des Kabul, dessen Thal die Hauptpassage zwischen Afghanistan und Hindostan bildet, von Wichtigkeit. Der Ort steht auf schwarzen Schieferfelsen dicht am Strome erbaut, etwa 960 F. über dem Meere und 209 M. von demselben entfernt. Der Indus ist hier 780 F. breit, bei niedrigem Wasserstande 30 F., bei hohem an

60 F. tief und strömt durch eine scharf eingeschnittene Felsenrinne, deren schroffe Wände er marmorglatt gewaschen hat. Oberhalb A. fließt er mehrarmig und seicht in einer Ebene und hat fünf Furten, die zur Winterzeit, aber auch dann, wegen der starken Strömung und der Kälte des Wassers, nicht ohne Gefahr zu passiren sind. Unterhalb A. tritt der Fluß in einen noch engern, tiefern Felsenkanal und strömt so reißend, daß er 2 M. in einer Stunde zurücklegt. A. ist der Schlüssel Hindostans von W. her und wurde 1581 von Akbar d. Gr. erbaut oder doch erneut. Seit den ältesten Zeiten war an dieser Stelle der Stromübergang, der jetzt durch eine Schiffbrücke vermittelt wird. Alle Eroberer Indiens, alle Kriegsexpeditionen aus Hindostan gegen Afghanistan haben ihren Weg über A. und durch das Kabulthal genommen. So Alexander d. Gr. 326 v. Chr., der Chowaresmier Dschelaleddin Mankberni 1221, Timur 1397, Babur 1519, Schah Nadir 1738, u. s. w.

Attorney, in der engl. Rechtssprache im allgemeinen so viel als Anwalt, Advocat (s. d.). In der engl. Rechtsverfassung werden indessen zwei Klassen von Anwälten (counsel) unterschieden: die Barristers, welche den höhern Rang einnehmen und das Plaidoyer vor Gericht führen, und die Attorneys, die wiederum in Private Attorneys und die eigentlichen Attorneys at law zerfallen, welche unmittelbar mit dem Clienten verhandeln, allein das Recht haben, Vorstellungen und andere Schriften für ihn einzureichen, und in der Regel dem Barrister schriftliche oder mündliche Instructionen ertheilen. Obschon sie bei den öffentlichen Gerichtsverhandlungen nicht activ auftreten, sind die Attorneys oder Solicitors doch verpflichtet, denselben beizuwohnen, um deren Gang zu beobachten und nöthigenfalls das Interesse ihres Clienten wahrzunehmen. Die Attorneys bilden seit der Acte Eduard's I. von 1285, wodurch es Parteien verstattet wurde, sich von Rechtskundigen vor Gericht vertreten zu lassen, eine geschlossene, oft durch Gesetze reformirte, immer aber mit sehr großen Privilegien ausgestattete Körperschaft, deren heutige Verfassung erst 1843 durch Consolidirung und Ueberarbeitung aller sie betreffenden Gesetzesbestimmungen für England und Wales festgestellt wurde. Hiernach wird keiner in die Körper- oder Gewerbschaft (profession) aufgenommen, der nicht entweder auf einer der Universitäten Oxford, Cambridge, London, Dublin oder Durham einen akademischen Grad erhalten und drei Jahre als Clerk (Schreiber) bei einem prakticirenden Anwalt gearbeitet, oder fünf Jahre als Clerk gedient und ein Examen bei der jurist. Prüfungscommission bestanden hat. Wer diese Vorbedingungen erfüllt, kann ein Certificat als Attorney at law entnehmen, um sich auf Grund desselben bei einem der großen Gerichtshöfe vereidigen zu lassen, und hat seinen Namen in das Register der Incorporated Law Society einzutragen, deren Aufsicht der ganze Stand der Attorneys unterworfen ist. Zu ihren Vorrechten gehören die Befreiung von der Uebernahme von städtischen und Provinzialämtern, vom Eintritt in die Jury u. s. w. Die Attorneys beim Kanzleigerichtshofe werden Solicitors genannt. Attorney general (Kronanwalt) heißt der aus den Barristers ernannte Beamte, der in Civilprocessen die Krone vertritt und auch in gewissen Fällen namens derselben Anklage erhebt. Seine Stellung ist von der der Staatsanwälte des franz. Rechts wesentlich verschieden.

Attraction, s. Anziehung.

Attribut heißt im allgemeinsten Sinne jede, besonders aber eine ehrenvolle Eigenschaft, welche jemand beigelegt wird, in der Logik der Kant'schen Schule eine aus wesentlichen Merkmalen eines Begriffs folgende Bestimmung, z. B. die Bewegungsfähigkeit des Menschen als Folge des thierischen Körpers. Vorzüglich wichtig aber ist die Bedeutung dieses Ausdrucks in der Kunst. In den bildenden Künsten versteht man unter A. eine Art des Symbols oder Sinnbildes, wodurch ein Gegenstand oder ein Begriff bezeichnet wird, z. B. der Dreizack des Neptun, die Eule der Minerva u. s. w. Der Gebrauch und die Nothwendigkeit der A. in der bildenden Kunst gründet sich auf die Beschränktheit derselben, sowol in Hinsicht des Ausdrucks geistiger Eigenschaften und Begriffe, besonders wo diese personificirt werden sollen, als auch in der Darstellung und Bezeichnung besonderer Umstände und histor. Thatsachen, welche an sich der sichtbaren Darstellung unfähig sind, oder doch nur in Darstellungen von größerm Umfange sichtbar gemacht werden können. Man bedarf daher, um den Sinn der dargestellten Figuren zu erklären, gewisser äußerer Mittel, und wählt zu diesem Zwecke Gegenstände, welche bald an sich eine gewisse innere, nothwendige Verbindung oder wirkliche Aehnlichkeit mit den darzustellenden Gegenständen und Begriffen haben (wesentliche A.), bald durch Gewohnheit und Uebereinkommen verknüpft zu werden pflegen (conventionelle A.). Solche Gegenstände gebraucht man als Zeichen jener Eigenschaften und Umstände, und fügt sie der Figur bei, um

dadurch den in irgendeiner Hinsicht noch unbestimmten Sinn derselben zu bestimmen und auf die wahre Bedeutung leichter hinzuführen. Wesentliche A. können auch solche Gegenstände sein, welche, für sich allein gesetzt, schon bezeichnend (Sinnbilder) sein würden, z. B. die Biene, das Sinnbild des Fleißes u. s. w. Im eigentlichsten Sinne aber werden A. diejenigen Sinnbilder genannt, welche nur durch Verbindung mit einer Figur bezeichnend sind, für sich gesetzt aber nicht verständlich sein würden, und auf diese Weise gleichsam zur Figur gehören; z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf dem Munde des Harpokrates u. s. w. Auf diese Weise erscheint das A. nicht als ein äußerer Zusatz, sondern verschmilzt gleichsam mit der Figur. Zufällige oder conventionelle A. beruhen auf einer zufälligen Verbindung, z. B. der Anker als Sinnbild der Hoffnung, das Kreuz als A. des Glaubens. Die Bestimmung des A. ist, die Bedeutung eines Gegenstandes erklären zu helfen, nicht aber den charakteristischen Ausdruck der Figur entbehrlich zu machen. Oft hat der Gebrauch der A. nur in der persönlichen Beschränktheit des Künstlers seinen Grund, während im Gegentheil der geniale Künstler die Schwierigkeiten, welchen jener nicht entgehen kann, durch sinnreiche Anordnung und Erfindung natürlicher Motive, vor allem aber durch charakteristischen Ausdruck überwindet. Im allgemeinen ist das A. um so besser, je natürlicher und ungesuchter es erscheint, und um so kälter und frostiger, je mehr es auf Willkür beruht. Was übrigens die Poesie betrifft, so geht aus dem Gesagten hervor, daß dieselbe, weil sie auch das unmittelbar auszudrücken vermag, was die bildende Kunst nur andeuten kann, sich ihres Vorzugs begeben würde, wenn sie durch sinnliche A. einen Gegenstand oder Begriff personificiren, oder gar diese A. verbunden anhäufen wollte. Im Grunde gibt es also in der Poesie keine A. im engern Sinne, welche zur persönlichen Darstellung angewendet werden müßten, weil es hier keiner Erklärung, wie in der bildenden Kunst, bedarf.

Attrition heißt im röm.-kath. Lehrsystem die mangelhafte Form der Reue, nicht aus wahrhaft sittlichen Beweggründen, sondern aus Furcht vor der Strafe. Nach der röm. Ansicht reicht auch diese Form der «innern» Buße hin zur Absolution, da die Kirche im Bußsakrament die unvollkommene Reue des einzelnen ergänzen kann. Die Reformation hat diese Lehre verworfen. Zum Unterschiede von der A., als der unvollkommenen Reue, wird die vollkommene als Contrition (contritio cordis) bezeichnet, wobei jedoch die kath. Dogmatiker daran festhalten, daß die A. schon der Anfang der Liebe zu Gott sei, welche zur eigentlichen innerlichen Buße gehört. Vgl. auch Zerknirschung.

Aetzen heißt in der Technik das Verfahren, bei welchem auf der Oberfläche eines Gegenstandes bestimmte Theile durch ein Auflösungsmittel weggenommen werden, um entweder vermöge der so entstandenen Vertiefungen oder (seltener) vermöge der zwischen ihnen stehen bleibenden Erhöhungen eine Schrift oder Zeichnung zu bilden. Zu diesem Zwecke überzieht man gewöhnlich die ganze Fläche mit einer dünnen Lage Aetzgrund (Composition von Asphalt, Wachs und Pech), ritzt oder schabt (radirt) diese überall weg, wo der Stoff angegriffen werden soll, und gießt endlich die auflösend wirkende Flüssigkeit, das Aetzwasser, darauf. In der Kupferstecherkunst wird das A. als ein wichtiges Mittel in großer Ausdehnung angewendet, weshalb ein gewisser Zweig derselben vorzugsweise den Namen Aetzkunst führt. Das Aetzwasser ist hier Scheidewasser, worin man Kupfer aufgelöst hat, und welchem man eine Auflösung von Salmiak in Essig zusetzt; doch sind auch andere Mischungen gebräuchlich. Zum A. in Stahl taugt sehr gut eine wässerige Auflösung des Quecksilbersublimats mit ein wenig Weinsteinsäure und Salpetersäure. Auf Glas wird Flußspatsäure als Aetzwasser gebraucht, auf lithographischem Kalkstein das mit sehr viel Wasser verdünnte Scheidewasser. Das A. in Kupfer durch Galvanismus, oder die Galvanokaustik, ist eine leicht ganz zu entbehrende Methode, deren vortheilhafter Erfolg sogar bestritten wird. — In der Medicin nennt man A. das künstliche Zerstören organischer Gewebe durch chem. Mittel oder hohe Hitzegrade. Je nach der Heftigkeit der Wirkung des Aetzmittels erfolgt diese Zerstörung entweder unmittelbar oder infolge einer durch das Mittel veranlaßten heftigen Entzündung, welche besonders bei fortdauernder Einwirkung den brandigen Zerfall des Gewebes herbeiführt. Stets tritt hierbei in der Umgebung des zerstörten und meist einen Schorf bildenden Gewebes eine Entzündung ein, durch welche der Schorf abgestoßen und die Heilung der wunden Fläche herbeigeführt wird. Das A. wird in der Medicin zu sehr verschiedenen Zwecken angewendet: um krankhaft entartete Haut-, Schleimhaut- oder Wundflächen zu zerstören; krankhafte Neubildungen (Krebse, Polypen u. s. w.) zu entfernen; das Gift in vergifteten Wunden zu vernichten; ferner zur Eröffnung von Abscessen u. s. w., sofern die Anwendung des Messers aus irgendwelchem Grunde nicht

statthaft ist; zur Erregung einer heftigen Entzündung, beziehentlich einer Eiterung, welche ableitend auf andere kranke Theile wirken soll; um einen heftigen Reiz auf das Nervensystem auszuüben; endlich um durch Herstellung eines Schorfes schwer zu stillende Blutungen zu unterdrücken. Je nach dem Zwecke ist die Wahl, die Art und Stärke der Anwendung des Aetzmittels zu treffen. Die chem. Aetzmittel werden entweder als feste Masse mit dem angefeuchteten Gewebe in Berührung gebracht, oder als Pulver aufgestreut, oder in Lösung aufgepinselt, oder in Form eines Teiges aufgelegt. Alle diese Mittel können auch, wenn sie sehr verdünnt oder sehr flüchtig angewandt werden, als bloße Reizmittel dienen, und rufen dann nur eine Röthung oder leichte Gerbung und nachfolgende mäßige Entzündung hervor. Die Hitze wird als Aetzmittel fast nur noch mittels des Glüheisens oder der Moxa (s. d.) angewandt. Die hauptsächlichsten chem. Aetzmittel sind Höllenstein, weißer Arsenik, Aetzsublimat, Chlorzink, Antimonbutter, Brechweinstein, schwefelsaures Kupfer, Aetznatron, Aetzkali, Aetzammoniak, Aetzkalk, Schwefelsäure, Salpetersäure u. s. w.

Aubaine (Droit d'), Jus albinagii, von albanus, d. i. fremd, so viel als Fremdlingsrecht. Die Grundsätze des german. Rechts über Ansässigkeit und Vollbürgerrecht als nothwendige Bedingung der vollen Rechtsfähigkeit innerhalb der Gemeinde führten zu einer Beschränkung der Rechte der Fremden (s. d.) in der Weise, daß sogar die bei Hörigen vorkommenden Verhältnisse auf sie angewendet wurden. In diesem Sinne bildete sich particularrechtlich das Droit d'aubaine vorzugsweise in Frankreich aus, wo es auch am längsten bestanden hat, nämlich das Recht des Fiscus, sich die Verlassenschaft eines im Lande verstorbenen Fremden mit Ausschluß der sonstigen Erben anzueignen. Allerdings wurde es schon früh zu Gunsten der im Reiche lebenden Verwandten gemildert. Einige Städte, wie Lyon, erhielten zur Beförderung des Handels das Privilegium, daß die Verlassenschaft der daselbst sterbenden Fremden den auswärtigen Erben zugute kam, und durch Staatsverträge wurde das Recht überhaupt mit einzelnen Staaten aufgehoben, z. B. 1777 mit Kursachsen. Ein Decret der Nationalversammlung vom 6. Aug. 1790 hob es zwar auf; allein die Verwechselung mit dem in andern Staaten noch bestehenden Abzugsrechte veranlaßte, daß es der Code Napoléon wiederherstellte. In dem weitern Sinne als Ausschließung der Fremden von der in dem Staate, wo dieses Recht gilt, ihnen anfallenden Erbschaft, wurde es in Frankreich endlich durch ein Gesetz vom 14. Juli 1819 aufgehoben. Vgl. Abschoß und Abzugsgeld.

Aube, rechter Nebenfluß der Seine, entspringt bei Pralay auf dem Plateau von Langres, fließt gegen NW. über Rouvres, wo er flößbar, über La-Ferté, Bar und Arcis, wo er schiffbar wird, und mündet bei Pont-sur-Seine, nach einem Laufe von 24 M., wovon 5$^4/_5$ M. schiffbar sind. Die Zuflüsse der A. sind Anjon, Voire, Landion, Amance und Auzon. Die Hauptgegenstände des Wassertransports auf diesem Flusse sind Kohlen, Brenn- und Bauholz und Getreide. — Das Departement A. liegt zwischen den Departements Marne, Ober-Marne, Côte d'Or, Yonne und Seine-Marne. Es besteht aus der Südchampagne und einem kleinen Theil von Burgund, hat zur Hauptstadt Troyes (s. d.), zerfällt in die 5 Arrondissements Troyes, Arcis-sur-A., Bar-sur-A., Bar-sur-Seine und Nogent-sur-Seine, in 26 Cantone, 448 Gemeinden und zählt auf 109 Q.-M. 262785 E. Der östl. Theil gehört zum Bassin der A. selbst, der westliche zur Seine, die hier noch viele Flüßchen aufnimmt. Das Klima ist milde, feucht und veränderlich, aber nicht ungesund. Weit über die Hälfte der Grundfläche besteht aus Ackerboden; aber dieser ist sehr ungleich vertheilt. Der Norden, zu der wegen der Unfruchtbarkeit und Oede ihrer einförmigen, baumlosen Ebenen verrufenen Champagne-pouilleuse gehörig, wird meistens nur zu Viehweiden benutzt. Der wechselvollere Süden hat desto ergiebigern Ackerboden, gute Wiesen und Waldung, und ist reich an Kartoffeln, Getreide, Hanf, Raps, Heu, Holz und selbst an Weinen (unter welchen die von Ricey, Avirey, Balnot-sur-Laigne, Bagneur-la-Fosse, dann von Bar, Bouilly und Laine-au-Bois die geschätztesten sind), sowie an Rindvieh, Pferden, Schweinen, Schafen und Geflügel. Das Mineralreich bietet nur Kreide, Thonarten zu Fayence, Töpfen und Schmelztiegeln, Ziegelerde, lithographische Steine u. dgl. Die Industrie beschäftigt sich hauptsächlich mit Woll-, Baumwoll- und Leinweberei und Spinnerei, sodann auch mit Band- und Strumpfwirkerei, mit Färberei, Leder-, Pergament-, Papier-, Glas- und Darmsaitenfabrikation. Auch Eisenhämmer und Messerschmieden gibt es. Die Wurst und der Speck des Departements haben einen gewissen Ruf erlangt. Handel wird mit Manufacturwaaren, Getreide, Wein, Heu, Holz und Kohlen getrieben.

Aubenas, eine Handelsstadt im franz. Depart. Ardèche, 3 M. im SW. von Privas, am rechten Ufer der Ardèche und am Fuße der Cevennen, in einem überaus fruchtbaren Thale

gelegen, das mit Weinpflanzungen, Nuß-, Kastanien- und Maulbeerbäumen bedeckt ist. Die Stadt zählt 8529 E. und besitzt ein Communalcolleg und ein kleines theol. Seminar. Sie ist Mittelpunkt des Wein- und Getreidehandels des Departements, hat wichtige Messen für Seide und liefert außer Seidenwaaren auch Woll- und Baumwollerzeugnisse. Im Mittelalter war A. Sitz einer Baronie und hat aus dieser Zeit noch ein Schloß. 1 M. im NW. liegt an der Volane, die oberhalb A. in die Ardèche fällt, der besuchte Badeort und Flecken **Vals** mit kalten Eisenquellen und dem berühmten «Riesendamm». In der Nähe befindet sich die Cascade der «Höllenschlucht», die von einem mit Basaltsäulen bedeckten, 500 F. hohen Granitfels herabfällt.

Auber (Daniel François Esprit), berühmter franz. Operncomponist, wurde 29. Jan. 1782 während einer Reise seiner Aeltern zu Caen in der Normandie geboren. Sein Vater, ein ziemlich wohlhabender Kunsthändler in Paris, ließ ihm, da sich gute Anlagen kundgaben, durch Ladurner Klavierunterricht ertheilen, hatte ihn aber zum Kaufmann bestimmt und schickte ihn auch, nachdem er herangewachsen, nach London in ein Handelshaus. Der junge A. fühlte indeß wenig mercantilischen Beruf in sich und kehrte bald wieder nach Paris zurück, wo er sich fortan vorwiegend mit Musik beschäftigte. Mehrere Romanzen und ein Trio für Klavier, Violine und Violoncello bewiesen zuerst sein Compositionstalent, noch mehr aber die Concerte, welche er für den Violoncellisten Lamare schrieb, und die unter dessen Namen im Druck erschienen, sowie ein Violinconcert, das mit großem Beifall im Conservatorium durch Mazas aufgeführt ward. Inzwischen machte er auch den ersten Versuch in dramatischer Composition, indem er das Libretto der alten komischen Oper «Julie» von neuem in Musik setzte, wobei er sich jedoch bescheiden mit einem Streichquintettorchester begnügte. Die Oper wurde mit Beifall auf einem Liebhabertheater aufgeführt, und ihr folgte eine andere für das Privattheater des Prinzen von Chimay, bei welcher indeß volles Orchester angewendet war und die sehr ansprechende Nummern enthielt. Diese Erfolge ließen indeß A. die Mangelhaftigkeit seiner Kunstbildung nicht übersehen, und er begab sich noch unter die Leitung Cherubini's und machte tüchtige Studien in der höhern Composition. Eine Frucht davon war unter anderm eine Messe, aus welcher er später eine Nummer (das Gebet) in seine «Stumme von Portici» herübernahm. 1813 trat er endlich mit «Le séjour militaire», einer komischen Oper in einem Aufzuge, in die Oeffentlichkeit, die aber fast gar nicht gefiel. Diese Niederlage, der Tod seines Vaters und materielle Sorgen hemmten seine Productivität längere Zeit, und erst 1819 trat er wieder mit einer einactigen komischen Oper, «Le testament et les billets doux», hervor, die noch weniger Beifall fand als die vorige. Diesmal ließ er sich aber nicht niederbeugen, sondern brachte schon 1820 die Oper «La bergère châtelaine» zur Aufführung, deren vollständiger Erfolg ihn für die frühern Niederlagen entschädigte. Ihr folgte 1821 die Oper «Emma ou la promesse imprudente», die ebenfalls Glück machte. 1822 trat A. mit Scribe in Verbindung, der ihm nun die meist äußerst geschickt angelegten Libretti für seine Compositionen lieferte, und seitdem machte er auch von Jahr zu Jahr Fortschritte in der Gunst des Publikums. Der ersten aus dieser Verbindung hervorgegangenen Oper, «Leicester» (1822), folgten 30 andere, von denen sich ein Theil, wie «Le maçon» (1825), «La muette de Portici» (1828), «Fra Diavolo» (1830), «Gustave» (1833), «Le lac des fées» (1839), «La part du diable» (1843) u. s. w., auch außerhalb Frankreich noch immer auf der Bühne erhalten hat. Die Aufführung der letzten Oper, zu der Scribe das Libretto geliefert, «La fiancée du roi de Garbe», wurde im Frühjahr 1864 zur Aufführung vorbereitet. Von den übrigen Opern A.'s aus früherer und späterer Zeit sind die bedeutendern: «La neige» (1823), «La fiancée» (1829), «Le serment» (1832), «Lestocq» (1834), «Le cheval de bronze» (1835), «Le domino noir» (1837), «Les diamants de la couronne» (1841), «La sirène» (1844), «Haydée» (1847), «Marco Spada» (1852), «Jenny Bell» (1855). Das Gebiet, auf welchem sich A. mit meistem Erfolg bewegt, und das er auch mit Vorliebe cultivirt hat, ist die komische Oper. Hier entfaltet er frei und voll die hervorragenden Eigenschaften seines Talents: pikant erfundene und lebensvolle Melodien, glänzende und immer angemessene Colorirung durch die Instrumentation, treffende Charakterisirung der Situationen und Individuen, und überhaupt sehr feinen scenischen Takt. In seinen großen Opern finden sich diese Eigenschaften zwar wieder, aber nur vereinzelt und weniger ungezwungen wirkend. Nur einmal, in «La muette de Portici», ist es ihm gelungen, sich mit vollem Erfolge auf dem Felde der großen Oper zu bewegen. Hier herrschen Begeisterung und Leidenschaft, die A. sonst eigentlich abgehen. Seit 1842 ist A. Director des pariser Conservatoriums. Außerdem gehört er der franz. Akademie als Mitglied an und steht der kaiserl. Hofkapelle als Kapellmeister vor. Auch unter Ludwig Philipp war er schon Hofkapellmeister.

Auberlen (Karl Aug.), einer der bekanntesten Vertreter der sog. strenggläubigen Exegetenschule der gegenwärtigen prot. Theologie, geb. 19. Nov. 1824 zu Fellbach bei Cannstadt, studirte 1841—45 zu Tübingen Theologie und stand hierauf im würtemb. Kirchendienst, machte aber dazwischen 1846—47 eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland. Nachdem er hierauf seit 1849 als Repetent in Tübingen theol. Vorlesungen begonnen, ward er im Frühjahr 1851 als außerord. Professor nach Basel berufen, wo er 1860 die theol. Doctorwürde erhielt. Seine Vorlesungen erstrecken sich auf alt- und neutestamentliche Exegese, Geschichte und Theologie, theol. Encyklopädie, Apologetik, Dogmatik, Ethik und Symbolik. In die wissenschaftliche Welt führte er sich mit dem verdienstvollen Werke «Die Theosophie Friedrich Christoph Oetinger's nach ihren Grundzügen» (Tüb. 1847) ein, wandte sich aber seitdem mehr und mehr der biblischen und apologetischen Theologie zu und veröffentlichte außer Predigten und einigen andern Schriften: «Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis» (Bas. 1854; 2. Aufl. 1857) und «Die göttliche Offenbarung, ein apologetischer Versuch» (Bd. 1, Bas. 1860). Beide Werke charakterisiren ihn als einen eifrigen Gegner der neuern Kritik und als einen der entschlossensten Vertreter des unbedingten Inspirationsglaubens, den er durch seine an Abenteuerlichkeiten reiche «reichsgeschichtliche Auslegung», welche er der «ungläubigen» zeitgeschichtlichen gegenüberstellt, wieder zu Ehren bringen will. A. ist einer der wenigen deutschen Theologen, welche noch die «Echtheit» des Buches Daniel verfechten und in den symbolischen Schilderungen der Offenbarung des Johannes eine göttliche Weissagung der Geschichte des Christenthums bis auf unsere Zeit und noch weiter hinaus in die Zukunft erblicken. Im Zusammenhange damit steht sein Chiliasmus und die Erwartung, daß im Tausendjährigen Reiche an die Stelle der von Gott verworfenen christl. Culturvölker dereinst die Juden und die am wenigsten civilisirten Völkerschaften einrücken würden.

Aubigné (Theod. Agrippa d'), latinisirt Albinaeus, ein namentlich als Schriftsteller ausgezeichneter Franzose, aus einer alten adelichen Familie, war 8. Febr. 1550 auf dem Familienschlosse St.-Maury unweit Pons in Saintonge geboren. Früh entwickelten sich sein ausgezeichnetes Sprachtalent und seine Anlagen zum Dichter, namentlich in lat. Sprache. Da ihm der Vater nichts hinterließ, nahm er Militärdienste. Er kämpfte 1567 in dem Heere der Protestanten mit vieler Auszeichnung und erwarb sich dadurch die Gunst König Heinrich's IV., der ihn zum Statthalter der Insel Oléron, später zum Viceadmiral von Guienne und Bretagne ernannte. A.'s Härte und Unbeugsamkeit veranlaßte, daß er mehrmals vom Hofe des Königs verwiesen wurde. Nach Heinrich's IV. Tode verließ er den Hof und wendete sich 1620 nach Genf, wo er sich wissenschaftlich beschäftigte und in hoher Achtung 29. April 1630 starb. Berühmt ist seine «Histoire universelle 1550—1601» (3 Bde., Amsterd. 1616—20), die in Frankreich vom Henker verbrannt wurde, sowie seine «Histoire secrète, écrite par lui-même» (2 Bde., Köln 1729—31; Amsterd. 1731; deutsch von Huber, Tüb. 1780). A. war durch Geist und Charakter gleich ausgezeichnet, dabei aber überaus heftig und unduldsam, auch beißend satirisch, wie dies seine «Tragiques» (neue Ausg. von Lalanne, 2 Bde., Par. 1856) und die «Aventures du baron de Foeneste» (neue Ausg. von Mérimée, Par. 1855) beweisen. Sein Sohn, Constant d'A., war der Vater der Marquise de Maintenon (s. d.).

Aubry de Montdidier, ein franz. Ritter zur Zeit König Karl's V., wurde, wie die Sage erzählt, 1371 von Richard de Macaire meuchlings gemordet. Dieses Verbrechens dadurch verdächtig, daß der Hund des Erschlagenen gegen ihn stets die größte Feindseligkeit zeigte, mußte Macaire auf Befehl des Königs mit seinem Ankläger, dem Hunde, ordalienmäßig kämpfen, und unterlag hierbei. Zu einem Drama verarbeitet, kam diese Sage unter dem Titel «Der Hund des A. oder der Wald bei Bondy» auf die Bühne, wo namentlich der dressirte Pudel, der die Rolle des Hundes zu spielen hatte, den lautesten Beifall erntete. In Deutschland wurde das Stück zuerst auf den Vorstadttheatern Wiens aufgeführt, dann im Sept. 1816 auf der königl. Bühne zu Berlin. Als es auch in Weimar zur Aufführung bestimmt war, legte Goethe, noch ehe es geschah, die Leitung der Bühne nieder.

Aubry-Lecomte (Hyacinthe Louis Victor Jean Baptiste), ausgezeichneter franz. Lithograph, geb. 31. Oct. 1797 in Nizza von Aeltern franz. Herkunft, studirte unter dem Maler Girodet-Trioson in Paris die Zeichenkunst und bildete sich auf dieser Grundlage zum Lithographen aus. Die ersten Proben seiner Geschicklichkeit lieferte er 1819. Seitdem verging keine öffentliche pariser Kunstausstellung, wo nicht Arbeiten von ihm vorkamen, die durchweg den größten Beifall fanden. Was seine lithographische Manier auszeichnet, ist die ausnehmende Sorgfalt und Zartheit der Behandlung sowie die große Feinheit des Korns, die er mit seiner

Kreide zu erreichen wußte. Zugleich war er ein trefflicher Zeichner, und sein gebildeter Geschmack wählte die Werke großer Maler zu Aufgaben für seinen Zeichenstift. Seine Blätter nach Proudhon, Girodet und Gérard sowie nach Rafael, Leonardo da Vinci und andern alten Meistern sind jedem Kunstfreunde werth, der daran ebenso sehr die Treue gegen die Originale als den selbständigen Geist des Steinzeichners bewundert. Ganz besonders glücklich war A. in Nachbildungen von Werken Proudhon's, wie die Stücke: der Raub der Psyche (1824), der Golddurst (1845), die Weinlese, die kleinen Spinner, die kleinen Garnhaspler (1849), der Triumph der Venus (1853), beweisen. Verschiedene Blätter nach Rafael, als die Vierge au linge (1827) und die Heilige Familie (1838), nebst dem Porträt der Mona Lisa nach Leonardo da Vinci, Amor und Psyche nach Gérard, gehören ebenfalls nicht nur unter die besten Werke des Meisters, sondern unter die vorzüglichsten Producte der Lithographie. A. starb 2. Mai 1858 zu Paris und vermachte an das Kupferstichcabinet der kaiserl. Bibliothek einen vollständigen Druck seiner Werke: 308 Blätter in lauter ausgewählten Exemplaren.

Auburn, die Hauptstadt und der Gerichtssitz der County Cayuga im nordamerik. Freistaate Neuyork, am nördl. Ende des Owascosees gelegen, mit 10986 E. Die Stadt hat hauptsächlich einen Namen durch das große 1816 gegründete Staatsgefängniß, in welchem ursprünglich ein vollständiges Isolirungssystem eingeführt war. 1823 wurde aber eine gänzliche Reorganisation desselben vorgenommen und das sog. Schweigsystem, auch Auburn'sches System genannt, an die Stelle gesetzt. Das Wesentlichste dieses Systems, wodurch es sich von dem Pennsylvanischen Gefängnißsystem unterscheidet, besteht in der Einrichtung, daß die Gefangenen während der Nacht einzeln in isolirten Zellen verwahrt werden, während der Tagesstunden aber in gemeinschaftlichen Arbeitssälen beschäftigt sind, wobei ein vollständiges Stillschweigen mit der größten Strenge aufrecht erhalten wird.

Aubusson, die Hauptstadt eines Arrondissements und der gewerbthätigste Ort in dem franz. Depart. Creuse, an der Creuse und in der Granitschlucht eines Wildbachs gelegen, aber gut gebaut, hat 6003 E. und besitzt ein Communalcollége. Die Stadt unterhält zahlreiche Teppichfabriken von europ. Ruf, Wollspinnerei, Fabriken in Tuch, Decken, Moquettes (Sammt), Baumwollzeugen, sowie Brauerei, Lohgerberei und Handel mit Getreide, Wein und Salz.

Auch (Climbernum, Elimberris oder Augusta Auscorum), die Hauptstadt des franz. Depart. Gers, am rechten Ufer des Gers, in der Gascogne, zählt 11899 E. und ist Sitz eines Erzbischofs, der sonst Primas von Aquitanien hieß und zu dessen Diöcese das Depart. Gers und die Bisthümer von Aire, Tarbes und Bayonne gehören. Die Stadt ist amphitheatralisch an einen Hügel hinaufgebaut, zerfällt in Ober- und Unterstadt, hat enge, abschüssige, kaum fahrbare Straßen, aber regelmäßige Plätze, unter denen der oberste mit einer schönen Promenade Aussicht auf die Pyrenäen gewährt. A. besitzt eine ausgezeichnete, 1489 begonnene Kathedrale mit außerordentlich hohen Gewölben, vortrefflichen Glasmalereien und schönen Schnitzwerken, ein großes Hospital, ein Lyceum, ein Priesterseminar, eine ökonomische Gesellschaft, ein physik. Cabinet und ein Museum. Die Bevölkerung unterhält Manufacturen in Tuch, Leinwand und Baumwolle, Gerbereien und Brennereien von Eau-d'Armagnac, guten Obstbau und bedeutenden Handel mit Wein, Branntwein sowie mit Holz, Mehl, Getreide u. s. w. Zu Cäsar's Zeit war A. die Hauptstadt der Ausci, dann von Aquitania, später der Grafschaft Armagnac und von ganz Gascogne, welchen Rang ihm jedoch Lectour streitig machte. Schon im 4. Jahrh. hatte sie einen Bischofssitz, den Chlodwig nach Besiegung der Westgothen (507) reichlich dotirte. 732 wurde sie von den Arabern, 834 von den Normannen verheert, 879 zum Erzbisthum erhoben. Später galt sie als eine wichtige Festung, die 1473 die Truppen Ludwig's XI., 1562 die Katholiken im Kampfe gegen die Calvinisten eroberten. Nachdem die Festungswerke im 18. Jahrh. beseitigt worden, hob sich der Ort mehr und mehr.

Auckland, ein Marktflecken in der engl. Grafschaft Durham am Wear, mit 8480 E. und einem alten Palast der Bischöfe von Durham, welcher eine werthvolle Gemäldesammlung enthält und von einem großen Park umgeben ist. — A. ist auch Lords- und Grafentitel in der Familie Eden. Sir Robert Eden, aus West-A. in der Grafschaft Durham, der 1720 starb, hatte zuerst 1672 die Würde eines Baronet erhalten. Sein Enkel, Sir Robert, hatte vier Söhne, von denen der zweite, Robert, 1766 gleichfalls zum Baronet ernannt wurde. — Der dritte Sohn des letztern, William Eden Lord A., ist durch seine diplomatischen Dienste in Amerika, Frankreich, Spanien, Holland als Staatsmann berühmt. Geboren 1745, gebildet auf der Schule zu Eton und auf der Universität Oxford, betrat er 1769 die jurist. Laufbahn als Barrister des Middle-Temple in London. Er wurde bald in den Staatsdienst gezogen,

und war 1771 und 1773 Unterstaatssecretär für das Norddepartement. Parlamentsmitglied wurde er 1774 für Woodstock, und behielt diesen Sitz bis 1793. Als 1778 eine Commission nach Nordamerika gesandt ward, um mit den Colonien wegen ihrer Unterwerfung zu unterhandeln, war er, neben Lord Carlisle, Lord Howe, Sir Henry Clinton und G. Johnstone, Mitglied derselben. Die Abgesandten kehrten jedoch 1779 unverrichteter Sache zurück. Im folgenden Jahre wurde Carlisle zum Vicekönig von Irland ernannt, und nahm A. als Oberstaatssecretär mit. Er blieb in dieser Stellung bis April 1782, wo das Ministerium Lord North's zurücktrat und Carlisle infolge dessen heimberufen wurde. 1785 ging A. als Gesandter nach Versailles und unterhandelte den für England vortheilhaften Handelstractat, welcher im folgenden Jahr abgeschlossen ward, sowie eine wichtige Convention über Verhinderung von Streitigkeiten zwischen engl. und franz. Unterthanen in Ostindien. Sodann begab er sich 1788 als Gesandter nach Madrid und 1789 nach Holland, wo er 10. Dec. 1790 die Convention zwischen Kaiser Leopold und England, Preußen und Holland zu Stande brachte und 1793 dem Congresse von Antwerpen beiwohnte. Im Sommer desselben Jahres legte er sein Amt nieder und kehrte nach England zurück. Er bekleidete alsdann bis 1801 das Amt eines Generalpostmeisters und starb 28. Mai 1814. 1789 zum Baron A. in der irischen Peerage ernannt, wurde er 1793 mit gleichem Titel auch in die englische aufgenommen. Unter seinen zahlreichen Schriften, die sich meist auf die polit. Verhältnisse seiner Zeit beziehen, sind die «Principles of penal law» (Lond. 1771) und «On the population of England» (Lond. 1786) die bedeutendsten. — Sein zweiter Sohn, George Eden Lord A., geb. 25. Aug. 1784, war anfangs Parlamentsmitglied für Woodstock und dann im Oberhause eins der Häupter der Whigpartei. Unter dem Ministerium Grey wurde er 1830 Präsident des Handelsamts und 1835 Generalgouverneur von Ostindien, in welcher Stellung er das Bündniß mit Rundschit-Singh schloß und den unglücklichen Krieg mit den Afghanen führte. Er ward 1839 zum Grafen von A. ernannt, bekleidete in London seit 1846 die Aemter eines ersten Lords der Admiralität sowie eines Auditors und Mitglieds des Directoriums vom Greenwich-Hospital, und starb, unverheirathet, den 1. Jan. 1849. Mit ihm erlosch die Grafenwürde. — Im Titel eines Baron A. folgte ihm sein jüngerer Bruder, Robert John, geb. 10. Juli 1799, ein Geistlicher der Anglikanischen Kirche, der 1847 zum Bischof von Sodor und Man, 1854 aber zum Bischof von Bath und Wells ernannt wurde. Aus den Papieren seines Vaters gab er das «Journal and correspondence» (4 Bde., Lond. 1860—62) desselben heraus, welche schätzbare Beiträge zur Geschichte seiner Zeit enthalten.

Auckland, die Hauptstadt der brit. Colonie Neuseeland in Australien, an dem vielbuchtigen Gestade der Waitematastraße gelegen, welche den Hafen des Platzes bildet. Die im raschen Aufblühen begriffene und von Jahr zu Jahr sich ausdehnende Stadt ist Residenz des brit. Gouverneurs von Neuseeland, Sitz der Colonial- und Provinzialbehörden sowie eines engl. und eines röm.-kathol. Bischofs und zählt (Dec. 1862) 7987 E. Sie hat gute Schulen, schon seit 1861 eine Gelehrte Gesellschaft, und die großentheils wohlhabende Bevölkerung beschäftigt sich meist mit Handel und Schiffahrt. Unter den Schiffen, welche den belebten Hafen besuchen, sind die englischen, nordamerikanischen und deutschen die zahlreichsten. A. wurde erst 1840 von Kapitän Hobson in einer günstigen Lage gegründet. Aehnlich dem alten Korinth, liegt es auf der Nordküste eines Isthmus, der die Hauptmasse der Nordinsel mit deren nach Nordwesten vorspringenden Halbinsel verbindet. Dieser Isthmus von A., eins der eigenthümlichsten vulkanischen Gebilde der Erde, wird im N. von der erwähnten Waitematastraße, im S. von dem trefflichen Manukauhafen begrenzt und ist nur 2 St. (an zwei Stellen sogar nur $^1/_2$ St.) breit. Derselbe verdankt seine besondere Physiognomie einer großen Anzahl erloschener Vulkankegel mit mehr oder weniger deutlich erhaltenen Kratern, mit Lavaströmen, welche weitausgedehnte steinige Lavafelder am Fuße der Kegel bilden, oder mit Tuffkratern, die ringförmig wie ein künstlicher Wall die Eruptionskegel umgeben und regellos über den Isthmus selbst und die benachbarten Ufer des Waitemata und Manukau zerstreut sind. Auf einem Flächenraume von 8 Q.-M. lassen sich nicht weniger als 61 selbständige Ausbruchsstellen nachweisen. Noch vor wenigen Menschenaltern war der Isthmus die Wohnstätte eines mächtigen, 20—30000 Köpfe zählenden Maoristammes, der Ngatiwatuas, der jedoch gegenwärtig untergegangen ist. Fast jede Spur von Wildniß ist jetzt auf der Landenge verschwunden. Die frühere Pflanzendecke hat zum größten Theile europ. Culturpflanzen Platz gemacht, und wo nur der Boden und das Terrain es möglich machten, sind Felder, Wiesen und Gärten angelegt. Eine schöne Kunststraße führt quer über den Isthmus von der Stadt A. nach Omehunga am Manukauhafen,

einem stadtgleichen Dorfe, das wegen seiner freundlichen Lage und reizenden Umgebung bereits vielfach zum Lieblingsaufenthalt für vermögende Geschäftsleute aus A. geworden ist. Zwischen A. und Omehunga liegen zahlreiche Landhäuser und Gehöfte zerstreut, und an den Kreuzungspunkten der Hauptwege sind bereits ganze Ortschaften entstanden, wie New-Market, Mount-St.-John-Village und Epsom. Die Provinz A., welche den Nordwesten der Nordinsel umfaßt, zählt 24420 E.

Aucklands-Inseln, eine Inselgruppe Australiens, unter 50° 30′ südl. Br., 40 M. südlich von Neuseeland gelegen, wie es scheint, wesentlich vulkanischen Ursprungs, besteht aus einer größern (8 Q.-M.) und mehrern kleinern Inseln, welche sämmtlich bergig und gut bewaldet sind, ein mildes und gesundes Klima haben und mehrere gute Ankerplätze darbieten. Die Inseln sind sehr reich an Vögeln, Fischen und Muscheln. Die Gruppe wurde 1806 von Briston, Kapitän des Walfischfängers Ocean, entdeckt und 1849, wegen ihrer Wichtigkeit als Hauptstation für den Walfischfang in der Südsee, von den Engländern besetzt. Sie gehört zum Gouvernement Neuseeland.

Auction oder Versteigerung, in Süddeutschland auch Gant, heißt die öffentliche Veräußerung durch Zuschlag an den Meistbietenden. Dieselbe wird angewendet, wo es sich um den sofortigen Verkauf von Waaren oder andern Gegenständen handelt, der auf dem Wege des regelmäßigen Absatzes oder des besondern Uebereinkommens weit langsamer und unvollständiger, wenn auch oft zu bessern Preisen stattfinden kann. Versteigerungen erfolgen als freiwillige vorzugsweise, um bei Uebersiedelungen das bewegliche Besitzthum schnell zu Gelde zu machen; dann seitens mancher Fabriken, um unmodische Waaren oder Ausschußartikel (namentlich Manufacturwaaren) vom Lager zu entfernen; seitens einzelner kaufmännischer oder anderer gewerblicher Geschäfte, um bei deren Auflösung oder bei Trennung der Association die vorhandenen Waaren, Geräthe u. s. w. sofort zu verwerthen und die etwaige Auseinandersetzung zu erleichtern. Als unfreiwillige finden die A. seitens der Leihhäuser und der Privatpfandleiher statt, wenn innerhalb gewisser Termine der Schuldner das verpfändete Gut nicht einlöst. Eine besondere Klasse der unfreiwilligen sind die gerichtlichen A., welche besonders in streitigen Erbschaftsfällen und Concursen vorkommen. Von der altröm. Sitte, den Ort, wo öffentliche A. gehalten wurden, mit einem Spieß (hasta) zu bezeichnen, nannte man diese Art des Verkaufs überhaupt Subhastation (s. d.), was jedoch bei uns jetzt nur eine Art gerichtlicher A. bezeichnet. Der den Verkauf leitende Vermittler heißt Auctionator oder Gantmeister; er ist gewöhnlich auf sein Amt beeidet. Häufig nehmen diese Personen bewegliche Gegenstände aus verschiedenen Händen an, um sie in einer gemeinschaftlichen Versteigerung feilzubieten. Der Auctionator erhält einen bestimmten Theil vom Ertrage der versteigerten Gegenstände, für welchen hinsichtlich der gerichtlichen A. feste Normen bestehen. Die in einer A. erkauften Dinge sind gewöhnlich gleich nach ihrer Erwerbung oder der schleunigst zu bewirkenden Empfangnahme zahlbar; wo Waaren regelmäßig im Wege der Versteigerung abgesetzt werden, wird auch wol eine Creditfrist bewilligt, so z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Im größern Handel sind die A. ein normaler Weg des Verkaufs und als solcher nicht mit der gewöhnlichen Versteigerung zu vergleichen. Sie kehren hier zum Theil periodisch wieder, indem sie insbesondere das regelmäßige Mittel zum Verkauf der ansehnlichen Einfuhren der großen (öffentlichen) Handelscompagnien sind; anderntheils aber bedienen sich auch die einzelnen Handelshäuser ihrer mit Nutzen. Die zur A. kommenden großen Waarenposten der öffentlichen Handelsgesellschaften werden dabei in einzelne, immer noch beträchtliche Partien (Lose, Kavelinge) gesondert. Die Versteigerung hat in diesen Fällen sowol für den Verkäufer wie für den Käufer ihre großen Vortheile. Der erstere setzt die größten Massen schleunig ab, ohne Credit gewähren zu müssen und ohne in vielfache, sich oft langsam abwickelnde Geschäftsverhältnisse zu treten; der letztere kann sich aus erster Hand nach Maßgabe seines Bedarfs oder der darüber hinausgehenden Speculation zu angemessenen Preisen versorgen. Als angemessen stellen sich diese Preise durch die Concurrenz der Käufer selbst fest, und sie sind rücksichtlich vieler Erzeugnisse für die nächste geschäftliche Epoche maßgebend. Die wichtigsten A. der Art waren stets diejenigen der engl. Handelscompagnien und der niederl. Handelsgesellschaften. Auch Mehemed-Ali von Aegypten ließ die ihm als Abgabe überlieferten Waaren im Auctionswege verkaufen. Von einigen Artikeln kommt der größte Theil der für den europ. Verbrauch dienenden Menge auf diesem Wege in den Handel, wie namentlich von Indigo.

Auctor (lat.) bezeichnet denjenigen, von welchem eine That oder ein Zustand ausgegangen ist, den Urheber. So spricht man bei Verbrechen von einem auctor delicti (s. Urheber) und

im Privatrechte besonders von dem A. eines Besitzes. Der Inhaber kann hier, wenn er die Sache zum Besitz im eigenen Namen erworben, z. B. gekauft hat, von dem A. oder Vormanne verlangen, daß ihn dieser gegen die Beanspruchung eines bessern Rechts durch dritte sicherstelle. (S. Litisdenunciation.) Wer dagegen im Namen eines andern besitzt, z. B. als Pachter, muß dies dritten, wenn sie ihn wegen des Besitzobjects mit einer Realklage belangen, kundthun und sie an seinen A. weisen (nominatio oder laudatio auctoris). Unterläßt er dies, so haftet er nach röm. Rechte, im Fall daß ein verurtheilendes Erkenntniß ergeht, für den gleich anfänglich festgestellten Werth des Streitgegenstandes (aestimatio litis), nach den deutschen Rechten aber für die Kosten des unnöthigen Processes und für die Schäden, welche dem Kläger aus der Verzögerung der Sache erwachsen. In einem andern Sinne hieß A. der Verkäufer bei Versteigerungen.

Audäus, Audius oder (nach seinem vaterländischen syr. Namen) Udo, ein Laie frommen, strengen Lebenswandels in Mesopotamien im Anfange des 4. Jahrh. Da er den Geistlichen seiner Gegend wegen weltlichen Sinnes, unreiner Sitten und namentlich wegen Gewinnsucht wiederholt Vorwürfe machte und thatsächlich sein eigenes strenges Leben entgegenstellte, erschien er gefährlich und wurde excommunicirt. Allein sowol dieser Gewaltschritt als fortgesetzte Mishandlungen gegen ihn und seine Freunde, schlossen eine nicht geringe Anzahl Unzufriedener nur desto enger um ihn zusammen, darunter sogar Bischöfe und Geistliche. Sie ordinirten ihn zu ihrem Bischof und bildeten eine gegenkirchliche Gemeinschaft, unter gleichzeitiger Aufstellung anthropomorphistischer Lehre und Erneuerung der Zeitrechnung des Osterfestes, wie sie vor dem nicänischen Concile in Geltung stand. Vornehmlich scheint die weniger gebildete Volksklasse für ihn aufgetreten zu sein, wie denn überhaupt die Audianer zu den Sekten gehören, welche aus dem richtigen Volksgefühle im Gegensatze zu der entartenden und hierarchisirenden Geistlichkeit hervorzutreten begannen. A. wurde als Greis in die Gegenden des Schwarzen Meeres (nach Scythien) verbannt, und wirkte dort unter den Gothen für Christenbekehrung und Verbreitung des Mönchthums und eines strengen ascetischen Lebens, bis er um 370 starb. Seine Sekte, ohne dogmatischen und verfassungskräftigen Halt, verschwand mit den Verfolgungen gegen dieselbe gegen das Ende des 4. Jahrh.

Aude (Atax), Fluß in Südfrankreich, entspringt in den Ostpyrenäen unweit Mont-Louis, fließt erst gegen N. über Quillan, wo er flößbar wird, und Limoux, wo er in die Ebene tritt, nach Carcassonne und dann, auf dem linken Ufer vom Südkanal begleitet, ostwärts durch den Strandsee Vendres in das Mittelmeer, $2\frac{1}{2}$ M. jenseit Narbonne, nach einem Laufe von 30 M. Die Zuflüsse der A. sind unbedeutend. — Das Departement A. ist begrenzt im O. vom Mittelmeer, dann von den Departements Hérault, Tarn, Obergaronne, Ariége und Ostpyrenäen. Es umfaßt die ehedem zu Languedoc gehörigen Grafschaften Lauraguais, Carcassez und Rozez nebst der Diöcese von Narbonne. Es hat zur Hauptstadt Carcassonne, zerfällt in die vier Arrondissements Carcassonne, Castelnaudary, Limoux und Narbonne, in 31 Cantons und 434 Gemeinden, und zählt auf $114\frac{2}{3}$ Q.-M. 283606 E. Den südl. Theil erfüllen die Vorpyrenäen zu beiden Seiten der obern A. Die östl. Zweige, Les Corbières, steigen im Puy-de-Bugarach 3760 F. hoch auf und treten, wie die westlichen, bis an die Bodensenkung des untern Audethals und des Canal-du-Midi, dessen größere Hälfte diesem Departement zugehört. Jenseit dieser Thalfurche, an der Nordgrenze, erheben sich die Schwarzen Berge, die südlichsten Ausläufer der Cevennen. Die Küste ist flach, hat keine Buchten und Rheden, aber mehrere Strandseen, z. B. den von Bages und Sigean, der den Robinekanal von Narbonne aufnimmt und den Hafen La Nouvelle bildet. Das Klima ist warm, aber sehr veränderlich durch den kalten Westnordwestwind oder Cers und den oft orkanartigen Seewind Autan, dessen erstickende Hitze im Sommer an den Sirocco erinnert. Das Gebirge besteht aus Granit; der Boden der Ebene ist vorherrschend kalkartig und, außer an der Küste, wo man Seesalz und Soda gewinnt, sehr fruchtbar. Das Departement hat einen großen Reichthum an Eisen und Steinkohlen; Mineralquellen finden sich in Alet, Campagne u. s. w. Die Bevölkerung ist thätig, sparsam und mäßig; die Bodenproduction größer als das Bedürfniß. In der Ebene baut man alle Cerealien, Obst, Oliven, mittelmäßige Rothweine, aber geschätzte Weißweine (Blanquette de Limoux). Sehr ansehnlich ist die Schafzucht und der Gewinn von Honig. Lebhafte Industrie zeigen die Tuch- und Seidenfabriken, Branntweinbrennereien, die zahlreichen Hohöfen und andern Eisenwerke und Sägemühlen. Ansehnlichen Handel treibt man mit Getreide, Wein, Branntwein, Backobst, Salz, Eisen.

Audebert (Jean Baptiste), ein ausgezeichneter franz. Maler und Naturforscher, geb. zu Rochefort 1759, gest. 1800, hatte sich in Paris zu einem geschickten Miniaturmaler ausgebildet,

als Gigot d'Orcy, ein reicher Privatmann, ihn 1789 die seltensten Stücke seiner naturhistor. Sammlungen malen ließ und ihn in der Folge nach England und Holland sandte, von wo er eine Menge Zeichnungen solcher Art zurückbrachte. Diese Beschäftigungen weckten A.'s Neigung für die Naturgeschichte und veranlaßten ihn zur Herausgabe einiger naturhistor. Prachtwerke, in denen er ebenso sehr sein Talent als Zeichner und Kupferstecher bekundete, als in der Vorzüglichkeit und Treue der Illumination für seine Zeit Staunenswerthes leistete. Nur die «Histoire naturelle des singes, des makis et des galéopithèques» (Par. 1800, mit 63 Tafeln in Großfolio) konnte er selbst vollenden; die «Histoire générale des colibris, oiseaux mouches, jacamars et promerops» (Par. 1803, mit 85 Tafeln) und die «Histoire naturelle des grimpereaux et des oiseaux de paradis» (Par. 1803, mit 104 Tafeln) wurden nach A.'s Tode von Desray zu Ende geführt. Den Text zu den letztern beiden Werken hatte Vieillot geliefert. Auch um die Herausgabe von Levaillant's «Oiseaux d'Afrique» hatte A. großes Verdienst, indem er bis zur 13. Lieferung den Druck der Kupfer leitete.

Audh, s. Oude.

Audienz ist das Angehör, welches ein Regent einer Person gibt. Bei manchen Tribunalen führen die Verhöre, Vorbescheide und mündlichen Verhandlungen ebenfalls diesen Namen. In Spanien ist der Ausdruck auf mehrere Behörden übergegangen. Am gewöhnlichsten aber wird er an den Höfen gebraucht. Die Regenten geben öffentliche Audienzen, welche indessen mehr zu den Hoffeierlichkeiten gehören, und zu denen alle Courfähigen Zutritt haben. Gesandte des ersten Ranges können fordern, daß sie der Regent in öffentlicher A., also in Gegenwart seines ganzen Hofstaats und unter Zulassung aller Courfähigen empfange. Gewöhnlich machen sie aber davon höchstens bei Antritt der Gesandtschaft oder beim Abgange Gebrauch, und begnügen sich außerdem mit den Privataudienzen, die der Regent ihnen wie den übrigen Gesandten und andern Personen verstattet. In neuerer Zeit sind an manchen Höfen in Wahrheit öffentliche Audienzen eingeführt worden, bei denen jedermann zu dem Regenten Zutritt hat und ihm sein Gesuch vorbringen kann. Freilich kann nach der Natur des jetzigen Staatswesens der Regent auf solche Gesuche selten selbst und allein resolviren, muß vielmehr in der Regel die Sache wieder an die Behörden verweisen, sodaß derartige Audienzen heutzutage ungleich weniger Bedeutung haben als in frühern absoluten Staaten, wo sie (wie z. B. die berühmten Audienzen bei Joseph II.) oft das einzige Mittel waren, um dem in seinem Rechte durch Parteilichkeit oder Lässigkeit der Behörden gekränkten Unterthanen Hülfe zu verschaffen.

Audiffredi (Giovanni Battista, eigentlich Giulio Cesare), ein ausgezeichneter ital. Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, geb. 2. Febr. 1714 zu Saorgio bei Nizza, trat sehr jung in den Dominicanerorden, wurde Mönch im Kloster Alla Minerva in Rom und erhielt alsbald die Aufsicht über die treffliche Bibliothek dieses Klosters, die nach ihrem Stifter die Casanatische genannt wird. Er starb 3. Juli 1794 zu Rom. A. war Kenner der alten Literatur, Mathematiker und Naturforscher zu gleicher Zeit, hat sich aber in der gelehrten Welt besonders als Bibliograph sowie als Astronom einen geachteten Namen erworben. In ersterer Beziehung sind vor allem der musterhafte Katalog der Casanatischen Bibliothek (4 Bde., Rom 1761—88) und die vorzüglichen Verzeichnisse der röm. (Rom 1783) und der ital. Ausgaben des 15. Jahrh. (Rom 1794) zu nennen. In seinen astron. Schriften berichtet er unter anderm über von ihm beobachtete Planetendurchgänge, Verfinsterungen, den Cometen von 1769 u. s. w.

Auditor (lat., wörtlich: Zuhörer) hieß in der Gerichtssprache des Mittelalters besonders dasjenige Mitglied eines Gerichts, dem die Vernehmung der Parteien übertragen war. In Italien und Spanien wurden so (Uditori, Oydores) aber die Mitglieder der höhern Gerichtshöfe genannt, z. B. Auditores Rotae Romanae, des berühmten päpstl. Gerichtshofs. In Frankreich bezeichnet man damit die dem Range nach den übrigen nachstehenden Mitglieder einer höhern Behörde (z. B. conseillers auditeurs bei den chambres des comptes im Gegensatze zu den conseillers maîtres), was nachher von Napoleon auf die Gerichtshöfe (juges auditeurs im Gegensatze zu den conseillers) übertragen wurde und zur Zeit noch daselbst besteht, entsprechend der Unterscheidung bei uns zwischen Assessoren und Räthen. In England ist dieser Name für die Beamten zur Uebernahme der Rechnungen gebräuchlich; die Oberrechnungskammer heißt Office for auditing the public accounts. In Deutschland werden jetzt mit diesem Namen die jüngern Beisitzer höherer Gerichts- und Verwaltungsbehörden genannt, die, ohne Stimmrecht oder amtliche Betheiligung, den Verhandlungen derselben zu ihrer Uebung beiwohnen. — Auditeur (franz.) heißt beim Militär der den Regimentern, Brigaden oder Divisionen beigegebene Richter, der das rechtliche Verfahren bei denselben leitet, die Criminal-

und andern Untersuchungen führt und bei den Kriegs- und Standrechten den Instructor macht, nach dessen Vortrag die dazu commandirten Beisitzer entscheiden. Bei den Militärgerichten höherer Instanz heißen diese richterlichen Personen Generalauditoren.

Audouin (Jean Victor), ein besonders um die Kunde der Gliederthiere hochverdienter Zoolog, geb. 27. April 1797 zu Paris, verließ frühzeitig die ihm von seiner Familie bestimmte jurist. Laufbahn und widmete sich der Medicin. Später folgte er seiner ursprünglichen Neigung zum Naturstudium und fand Belehrung und Unterstützung bei Cuvier, Geoffroy Saint-Hilaire, Brongniart. Seine erste Arbeit über die Anatomie der Insekten, Krustenthiere und der bis dahin sehr vernachlässigten Ringelwürmer (1818) wurde mit großem Beifall aufgenommen. Andere, welche schnell folgten und seine Vielseitigkeit und Genauigkeit in das hellste Licht setzten, verschafften ihm 1826 die Stelle als Suppléant Lamarck's und Latreille's. 1833 wurde er Professor am Museum, wo er insbesondere die Entomologie nach neuern Ansichten mit beispiellosem Beifalle vortrug. Im Auftrage der Regierung machte er mehrere Reisen, um die Muscardine (eine tödliche Epidemie der Seidenwürmer), die Weinmotte, die in Rochefort eingewanderten Termiten und andere dem öffentlichen Wohlstande schädliche Insekten zu studiren. Er starb 9. Nov. 1841. Unter seinen Arbeiten, die er theilweise mit Milne-Edwards veröffentlichte, sind, außer zahlreichen Beiträgen zu den von ihm mit begründeten «Annales d'histoire naturelle» und andern periodischen Schriften, besonders hervorzuheben die «Recherches pour servir à l'histoire naturelle du littoral de la France» (2 Bde., Par. 1830) und «Histoire des insectes nuisibles à la vigne» (Par. 1842).

Audran (Gérard), einer der berühmtesten Kupferstecher der franz. Schule, war zu Lyon 2. Aug. 1640 geboren. Aus einer Familie herstammend, die im Fache des Kupferstichs vielfach ausgezeichnet ist, und von seinem Vater, Claude A. (geb. 1597, gest. 1677), früh darin angeleitet, verdankte er seine höhere Ausbildung insbesondere einem dreijährigen Aufenthalte in Rom, wo er unter Carlo Maratti studirte und sich durch ein Bildniß Papst Clemens' IX. berühmt machte. Sein Ruf bewog den Minister Colbert, ihn nach Paris kommen zu lassen, wo er zum königl. Kupferstecher ernannt wurde. Hier stach er die vorzüglichsten Werke des Lebrun, mit dem er in enger Verbindung lebte, und verherrlichte dessen Ruhm hauptsächlich durch die meisterhaften Stiche der Alexandersschlachten. Seine übrigen Werke sind sehr zahlreich. Er starb zu Paris 1703. — Sein Bruder, Claude A. (geb. 1641, gest. 1684), war ein nicht ganz unbedeutender Historienmaler. Seine Neffen, Bénoît A. (geb. zu Lyon 1661, gest. zu Paris 1721), und Jean Louis A. (geb. zu Lyon 1670, gest. zu Paris 1712), bildeten sich in seiner Schule zu vorzüglichen Kupferstechern, obgleich sie seine Meisterschaft nicht erreichten.

Audubon (John James), ein verdienter Ornitholog, geb. 4. Mai 1780 bei Neuorleans in Louisiana, wo sein Vater, ein Freund Washington's und franz. Marineoffizier, sich niedergelassen hatte. Schon als Knabe zeichnete er mit Vorliebe Vögel und Blumen, und das Talent, welches sich in diesen Versuchen nicht verkennen ließ, war Ursache, daß er nach Paris geschickt wurde, um sich im Atelier David's zum Maler auszubilden. Obwol er beträchtliche Fortschritte machte, ließen ihn doch die Kunststudien im ganzen ziemlich kalt, und nach seiner Rückkehr in die Heimat wendete er sich mit um so größerer Vorliebe wieder der Natur zu. Von seinem Vater erhielt er ein Gut am Schuylkill in Pennsylvanien, welches ihm ein sorgenfreies Leben sicherte, und wo er, glücklich verheirathet, Muße fand, sich in ornithologische Forschungen zu vertiefen. Der Wunsch, die Vögel des westl. und intertropischen Amerika kennen zu lernen, bewog ihn indeß, 1810 mit seiner Familie Pennsylvanien zu verlassen. Er schiffte den Ohio hinab und durchstreifte viele Jahre hindurch die Gebirge und Wälder, befuhr alle Ströme und Flüsse des Westens, um das Leben der Vögel zu beobachten und sie nach der Natur zu zeichnen. 1824 wollte ihm Lucian Bonaparte seine Zeichnungen abkaufen, allein er beschloß sie selbst herauszugeben. Zu diesem Zweck ging er nach Europa, wo er die Bekanntschaft der angesehensten Naturforscher, wie Cuvier's und Humboldt's, machte und die Veröffentlichung seines Prachtwerks, der «Birds of America» (4 Bde., Lond. 1826—39) begann. Dasselbe erschien allmählich in 87 Lieferungen in größtem Folio und umfaßt 435 Tafeln mit 1065 Abbildungen von Vögeln, die vortrefflich colorirt und meist von den Kupferstechern Lizars und R. Havell dem Jüngern ausgeführt sind. Wie A. in diesem Werke als Zeichner und Maler Unübertreffliches geleistet, so hat er sich durch seine dazugehörige «Ornithological biography» (5 Bde., Philad. 1831—39), in der er die Sitten der nordamerik. Vögel mit Geschmack und Anmuth schildert, eine ehrenvolle Stelle unter den Stilisten erworben. Nach seiner Rückkehr nach Amerika ließ er sich zu Minnie's Land am Hudson unweit Neuyork nieder, wo er zunächst eine

zweite Ausgabe seiner «Birds of America» (7 Bde., Neuyork 1839—44, mit 500 Tafeln in gr. 8.; neue Aufl., 6 Bde., Neuyork 1863) veranstaltete, dann aber mit Buchanan und seinen beiden Söhnen an einem andern großen Werke arbeitete, welches unter dem Titel «The Quadrupeds of North-America» (3 Bde., Bost. 1843—50, in Fol.; neue Aufl. 1853) erschien und von einer «Biography of American quadrupeds» (Philad. 1846—50) begleitet war. A. starb 27. Jan. 1851 in Neuyork. Obgleich nicht ganz frei von den Fehlern eines Autodidakten, erscheint A. überall als gründlicher Forscher, unterscheidet mit Leichtigkeit dasjenige, was dem Naturhistoriker wissenswerth ist, und entwirft als vollendeter Künstler ein kühnes Bild mit lebensähnlichen Farben. Er gibt keine kalte Auseinandersetzung und Darlegung der einzelnen Thatsachen, sondern ein daguerreotypenartiges Gemälde des Lebens der Thierwelt, und die Liebe, welche ihn dafür begeistert, theilt sich auch seinen Lesern mit. Vgl. Saint-John, «A., the naturalist in the New World» (Lond. 1856).

Aue oder Au, entsprechend dem oberdeutschen Ach (s. d.) und dem niederl. und niederdeutschen Aa (s. d.), ist in Hannover, Oldenburg, Holstein und Schleswig, theils einzeln, theils in Zusammensetzung mit andern Worten, Name vieler Flüsse. Hervorzuheben unter denselben sind die A., welche im preuß. Regierungsbezirk Minden entspringt, die hannov. Grafschaft Hoya durchfließt und nach einem 13 M. langen Laufe gegenüber Nienburg in die Weser mündet. — Eine andere A. entspringt im hannov. Fürstenthum Bremen, durchfließt das Land Hadeln, trägt bis Otterndorf kleinere Seeschiffe und mündet ½ St. unterhalb in das Aestuar der Elbe. — In Holstein gibt es zahlreiche A. Zur Elbe gehen z. B. die Delvenau, die Pinnaue, die Krückaue, zur Eider die Wehraue, Luhnaue, Haleraue und Gieselaue. Die Mielaue mündet bei Meldorf in die Nordsee; die Schwartau in die Ostsee. — In Schleswig ist unter vielen andern die in die Nordsee mündende Königsaue bekannt als Grenzfluß zwischen Schleswig und Jütland.

Aue heißt ein durch sanfte Anhöhen eingeschlossener Acker- und Wiesengrund an kleinern und mittlern Flüssen im Innern eines Landes, durch angeschwemmte Ablagerungen gebildet, meist ein früheres Seebecken aus der Alluvialzeit. Man findet in den A. den fruchtbarsten Boden (Aueboden), der bei richtiger Behandlung reichlichen Ertrag gibt, jedoch nicht selten Ueberschwemmungen oder stagnirender Feuchtigkeit ausgesetzt ist. Mehrere solche Landstriche sind durch ihre ausgezeichnete Fruchtbarkeit berühmt. So die Goldene A. (s. d.) in Thüringen.

Auer (Alois, Ritter von Welsbach), Director der Hof- und Staatsdruckerei in Wien, geb. 11. Mai 1813 zu Wels in Oberösterreich, bildete sich in der dortigen Druckerei zum Setzer, Corrector und Geschäftsführer, beschäftigte sich daneben aber in seinen Mußestunden mit Sprachstudien, besonders der Erlernung der franz., ital., engl., später auch der portug. und span. sowie anderer Sprachen, und zwar mit solchem Erfolge, daß er sich bereits 1835 und 1836 an der Universität zu Wien einer Lehramtsprüfung unterziehen konnte. Nachdem er hierauf ein Jahr lang als Privatlehrer der franz. und ital. Sprache in seiner Vaterstadt thätig gewesen, erhielt er 1837 die Stelle eines Lehrers der ital. Sprache am ständischen Collegium und am Lyceum in Linz. A. lag seinem Lehramte mit größtem Eifer ob, setzte aber daneben seine Sprachstudien mit beständigem Hinblick auf die Typographie und ein aufzustellendes typometrisches System fort, und suchte in der «Theoretisch-praktischen franz. Sprachlehre» (Linz 1838) und der «Theoretisch-praktischen ital. Sprachlehre» (Linz 1839) brauchbare Lehrbücher zu schaffen. Nachdem er 1839 eine längere Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England gemacht, um die typographischen und andern verwandten Anstalten des Auslandes kennen zu lernen und eine für typometrische Zwecke berechnete Vaterunserpolyglotte zu sammeln, wurde er im März 1841 zum Director der k. k. Hof- und Staatsbuchdruckerei berufen. Dieses Institut, das damals in zunehmendem Verfall begriffen war, nahm unter A.'s energischer und sachkundiger Leitung bald einen raschen Aufschwung. Es wurde der gänzlich reorganisirten Druckerei eine Stempelschneideanstalt für einheimische sowol als fremde Schriften beigegeben, die lithographische Abtheilung erweitert, eine Stereotypgießerei, eine Kupferdruck- und Präganstalt, eine galvanoplastische und photographische Abtheilung, eine Abtheilung für Holzschneidekunst und Chemitypie, später auch für Naturselbstdruck errichtet. Bereits 1851 war die Zahl der Arbeiter auf 900 herangewachsen, und es wurde zur Heranbildung tüchtiger Arbeitskräfte ein Schulunterricht für die Zöglinge der Anstalt eingeführt. Ende 1863 besaß die wiener Staatsdruckerei, die gegenwärtig zu den großartigsten Etablissements dieser Art zählt, 42 Schnellpressen, darunter 30 selbstthätige und 2 Riesenschnellpressen, 34 Handpressen, 41 lithographische Hand- und 2 lithographische Schnellpressen, 9 Kupfer-

druckpressen (darunter 6 von A. erfundene, durch Dampf in Bewegung gesetzte, sog. endlose), 33800 Stahlstempel, 80600 Matrizen und ungefähr 4800 Ctr. Lettern in allen Sprachen, die eine Literatur haben. Die günstigen finanziellen Ergebnisse der A.'schen Verwaltung bewogen das Finanzministerium, ihm auch die Oberleitung der Aerarialpapierfabrik Schlögelmühl bei Gloggnitz und später (Febr. 1862) auch die der kaiserl. Porzellanfabrik zu übertragen. Von A.'s Schriften sind noch zu nennen: «Sprachhalle oder das Vaterunser in 603 Sprachen» (Wien 1844), mit lat. Typen; das «Vaterunser in 200 Sprachen» (Wien 1847), mit den nationalen Schriftzeichen, und die «Typenschau des gesammten Erdkreises» (Wien 1845), welche drei Werke von dem ungewöhnlichen Reichthum der wiener Staatsdruckerei an fremden Alphabeten Zeugniß ablegen; ferner «Grammatischer Atlas oder theoretisch-tabellarische Darstellung aller nach Stämmen geordneten Sprachen des Erdkreises» (Wien 1854); «Geschichte der k. k. Hof- und Staatsdruckerei» (Wien 1851); «Der polygraphische Apparat der k. k. Hof- und Staatsdruckerei» (Wien 1853); «Die Entdeckung des Naturselbstdrucks» (Wien 1856). Außerdem hat A. nicht blos das Gebiet der graphischen Künste, sondern auch das der typographischen Industrie mit mehrern neuen Erfindungen bereichert. Dahin gehören der Naturselbstdruck, die selbstthätige typographische Schnellpresse, die selbstthätige endlose Kupferdruckpresse; ferner das Verfahren, die Fasern der Maispflanze zum Spinnen und Weben, deren Abfälle aber zu Papier zu verwenden; dann die Darstellung einer Presse, welche nach Belieben als selbstthätige Schön- und Widerdruckpresse oder als doppelte Schöndruckpresse verwendet werden kann.

Auerbach (Berthold), deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 28. Febr. 1812 zu Nordstetten im würtemb. Schwarzwald, von jüd. Herkunft, wurde zum Studium der jüd. Theologie bestimmt und erhielt seine Schulbildung in Hechingen und Karlsruhe, wo er zugleich das Gymnasium theilweise besuchen konnte. Den Gymnasialcursus vollendete er in Stuttgart, und studirte dann von 1832—35 in Tübingen, München und Heidelberg. Vom Studium der Rechte ging er sehr bald zur Philosophie und Geschichte über. Burschenschaftliche Untersuchungen führten ihn 1835 einige Monate auf die Festung Hohenasperg. Von da an widmete sich A. der schriftstellerischen Thätigkeit. Den Beginn derselben an die Lage seiner Stammes- und Glaubensgenossen knüpfend, veröffentlichte er die Schrift: «Das Judenthum und die neueste Literatur» (Stuttg. 1836), der eine Reihe von Romanen aus der Geschichte des Judenthums unter dem Gesammttitel «Das Ghetto» folgen sollte. Es erschienen davon auch «Spinoza» (2 Bde., Stuttg. 1837; 2. Aufl. 1854) und «Dichter und Kaufmann» (2 Bde., ebend. 1839; 2. Aufl. 1854). Aus dieser Richtung sowie aus der Hinneigung A.'s zur philos. Weltanschauung Spinoza's ging auch die mit einer kritischen Lebensbeschreibung begleitete Uebersetzung von «Spinoza's sämmtlichen Werken» (5 Bde., Stuttg. 1841) hervor. Wie mannichfache Anerkennung diese ersten Arbeiten A.'s auch fanden, die der damaligen tendenziösen Richtung der Romanliteratur entsprachen, so erhob er sich doch auf eine höhere Stufe, als er allgemein menschliche und bürgerliche Stoffe zu behandeln begann. Ein Vorläufer dieser neuen Schöpfungen war «Der gebildete Bürger, Buch für den denkenden Mittelstand» (Karlsr. 1842). Diesem folgten die «Schwarzwälder Dorfgeschichten» (2 Bde., Manh. 1843; 4. Aufl. 1848; als neue Folge, 3. u. 4. Bd., 1853—54; Volksausgabe, 6 Bde., Stuttg. 1861—62), die raschen und verdienten Beifall erhielten und in fast alle europ. Sprachen übersetzt wurden. A. veranschaulicht in diesem Gemälde seiner Heimat den innersten Kern süddeutschen Volksthums, und weiß die Schilderung der frischen Wirklichkeit durch Anmuth und Humor zu verklären. Wie jede originelle Erscheinung, fanden auch diese Dorfgeschichten zahlreiche, meist nicht sehr glückliche Nachahmer. Eine der vollendetsten Dichtungen dieser Art lieferte A. in der Novelle «Die Frau Professorin», die erst in dem Taschenbuch «Urania» (Jahrg. 1848), dann in der neuen Folge der «Dorfgeschichten» erschien und von Frau Birch-Pfeiffer gegen des Dichters Willen zu einem Drama («Dorf und Stadt») benutzt wurde. Den Versuch, einen Kalender unmittelbar für das Volksverständniß zu schaffen, unternahm A. in «Der Gevattersmann» (Karlsr. 1845 u. 1846, Braunschw. 1847 u. 1848). Diese zunächst in Süddeutschland wurzelnden Schriften entstanden meist in Frankfurt a. M., Mainz und der Rheingegend. Seit dem Frühjahr 1845 lebte A. namentlich in Weimar, Leipzig, Breslau, Wien, Dresden, Berlin und Stuttgart. Hier behandelte er das Volksschriftenwesen auch theoretisch in «Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's» (Lpz. 1846). An den Bewegungen des J. 1848 betheiligte sich A. innerhalb polit. Vereine in gemäßigt demokratischem Sinne. Ein Ergebniß dieser Zeit war das «Tagebuch aus Wien von

Latour bis auf Windischgrätz» (Bresl. 1849). Wol ebenfalls der Zeitstimmung entsprang das histor. Trauerspiel «Andree Hofer» (Lpz. 1850), auf welchem Felde jedoch die dichterische Muse A.'s weniger heimisch ist. Sodann veröffentlichte er die schon früher vollendeten Erzählungen «Deutsche Abende» (Manh. 1850; 3. Aufl. 1853), die gleichsam den Uebergang von den philos. Romanen zu den Dorfgeschichten bildeten. Diesen folgten, außer der Fortsetzung der «Dorfgeschichten» und dem Drama aus dem Volksleben, «Der Wahrspruch» (Lpz. 1856), die Erzählungen «Barfüßele» (Stuttg. 1856; 5. Aufl. 1863), «Joseph im Schnee» (Stuttg. 1860) und «Edelweiß» (Stuttg. 1861), welche ebenfalls vielfach in fremde Sprachen übertragen wurden. Eine interessante kritische Schrift war «Goethe und die Erzählungskunst» (Stuttg. 1861). Seit 1858 gab A. einen «Volkskalender» heraus. Seine gesammelten Schriften erschienen erst in 20 Bänden (Stuttg. 1857—59), dann in 22 Bänden (Stuttg. 1863 fg.).

Auerbach's Hof und Auerbach's Keller. Zu Leipzig, in der Grimmaischen Straße, unweit des Marktplatzes, befindet sich ein großes Gebäude, Auerbach's Hof, in dessen Räumen ehedem das Neueste und Schönste aufgehäuft war, was die leipziger Messen aufzuweisen hatten. Als solch ein glänzender Waarenbazar im Mittelpunkte eines Weltverkehrs wurde darum der Name dieses Hofs weithin bekannt. Außerdem aber erlangte das Gebäude einen Weltruf, indem es in der Faustsage eine Stelle fand. Ein Kellerraum des Hauses gab schon seit der Erbauung desselben ein Schenklocal ab, das durch den Meßverkehr ebenfalls Berühmtheit erlangte. Aus diesem Weinkeller läßt die Sage den Doctor Faust, zum Erstaunen der Gäste, auf einem gefüllten Fasse herausreiten, das die sog. Weißkittel vergebens herauszuziehen sich bemüht hatten. Goethe hat in seinem «Faust» die Sage benutzt. Noch jetzt dient dieser Keller als Weinstube und besitzt zwei auf Holz gemalte Oelbilder mit der Jahreszahl 1525, welche an die Sage erinnern. Der Erbauer von Auerbach's Hof hieß eigentlich Stromer, nannte sich aber, nach der Sitte seiner Zeit, von der Stadt Auerbach in Baiern, wo er 1482 geboren war. Der Herzog Georg der Bärtige hatte ihn nach Leipzig berufen, wo er als Arzt und Professor der Heilkunde wirkte, später Senator ward und 1543 starb. Als 1519 die Disputation zwischen Eck und Luther gehalten wurde, hatte Auerbach den Muth, Luther zu sich zu Tische zu laden.

Auerhahn (Tetrao Urogallus bei Linné; Coq de bruyère, Wood-grouse), ein Vogel aus der Ordnung der hühnerartigen und der Familie der Waldhühner, ist um weniges kleiner als der Truthahn, von kräftigem Baue, oben schwarzgrauem, hellgrau gesprenkeltem, unten schwarzem und an der Brust stahlgrünem Gefieder. Er hat die Füße bis an die Zehen befiedert und trägt über dem Auge eine schmale Linie hochrother Wärzchen. Die Henne ist kleiner und hellbraun von Farbe. Das Vaterland des A. ist das mittlere und nördl. Europa, zumal die mit Nadelholz bedeckten Berge Deutschlands. Gemischte Hochwälder zieht er jedem andern Aufenthalte vor. Die Nahrung desselben besteht in Baumknospen, Früchten jeder Art, Kiefernadeln und jungen Trieben krautartiger Pflanzen. Er hat dieselben Sitten wie andere hühnerartige Vögel. Der Hahn lebt in Polygamie mit mehrern Hennen, ist sehr geschlechtslustig, läßt zur Zeit der Brunst (im März und April) morgens in aller Frühe beim ersten Lichtschimmer den eigenthümlichen Ruf des Balzens hören, und befindet sich dann in einem so exaltirten Zustande, daß er den beschleichenden Jäger nicht gewahrt und die Scheu ablegt, die es sonst sehr schwierig macht, ihm auf Schußweite nahe zu kommen. Das Anspringen eines balzenden Hahns ist indessen stets eine Geduldprobe, da derselbe in den Zwischenräumen sehr aufmerksam schaut und bei der geringsten Bewegung des Jägers abstreicht. Die gelben, braungefleckten Eier werden von der Henne vier Wochen lang in einer flachen Grube am Boden gebrütet. Das Fleisch des alten Männchens ist etwas hart, wird jedoch durch mehrtägiges Liegen oder mittels Vergrabung während eines Tages mürbe und schmackhaft. Der A. gehört zu der hohen Jagd und ist jetzt in den meisten Gegenden ziemlich selten geworden.

Auerochs (Bos Urus bei Linné, Bison europaeus der heutigen Naturforscher), der Wisent der alten Deutschen, im Polnischen Zubr, steht an Körpergröße weit über dem zahmen Rindvieh, wird aber jetzt nicht so groß als in der Vorzeit. Gegenwärtig gibt es keine Individuen, die über 5 F. hoch und 7½ F. lang wären. Das Haar ist je nach der Jahreszeit veränderlich, am Ochsen gewöhnlich 6—8 Zoll lang, kamelartig, gelb und weich; Nacken, Hals und Brust sind beim Stier mit einer Mähne, das Kinn mit einem Bart geziert. Die Hörner sind im Verhältnisse zur Größe des Thieres klein zu nennen, drehrund und halbkreisförmig nach oben gegen die Mittellinie gebogen; die Stimme ist grunzend, nicht brüllend. Das Fleisch, frei von dem Moschusgeruche des Felles, am Geschmacke zwischen dem des Hirsches und zahmen

Ochsen in der Mitte stehend, wurde auf den Tafeln der poln. Könige als Delicatesse aufgetragen. Ihr Lebensalter beträgt etwa 30 J., da aber viele Kühe unfruchtbar sind, so vermehren sich die A. nur langsam. Sie leben meist an Flüssen, zumal in schattigen Dickichten, welche sie nicht freiwillig verlassen, und in Heerden von 30—40 Stück. Ihre Nahrung besteht in Gräsern, besonders in Anthoxanthum odoratum und Holcus borealis; im Winter suchen sie vertrocknete Kräuter unter dem Schnee und werden nur durch Hunger zum Genusse des ausgestreuten Heues gebracht. Sie sind sehr wild und, selbst jung eingefangen, schwer zu zähmen, verrathen unversöhnlichen Haß gegen zahmes Rindvieh, und haben wegen ihrer großen Stärke weder von Bären noch Wölfen etwas zu fürchten. Den Menschen vermeiden sie gemeiniglich, stürzen sich aber auf ihn bei plötzlichem Zusammentreffen und sind zur Zeit der Bremsen, gegen Ende August, und wenn sie Junge haben, gefährlich. Ehedem waren sie über ganz Deutschland verbreitet, aber schon im 17. Jahrh. auf einen Forst bei Tilsit beschränkt, wo man sie hegte und schützte. Doch unterlagen sie den Wilddieben, und 1775 soll der letzte einem solchen in die Hände gefallen sein. Jetzt kommen A. nur noch in dem großen sumpfigen Forste von Bialowicz in Litauen vor und sollen sich auf höchstens 600 Stück belaufen. Sie sind dort mehr durch die Natur als die sonst sehr strengen Gesetze geschützt. König August III. von Polen ließ dort am 27. Sept. 1752 bei einer großen Jagd 42 Stück schießen; Kaiser Alexander 1822 ein paar für das Museum zu Wilna, und auf besondern Befehl wurden 1836 bei einer Jagd des Vicekönigs einige Stück getödtet, um die Museen Deutschlands zu bereichern. Ihre Jagd ist jetzt um so strenger verboten, da das Aussterben der Art überhaupt bevorzustehen scheint. Zufolge neuer Nachrichten des Akademikers von Baer soll der A. auch im Kaukasus vorkommen. Die Annahme, daß der A. der Stammvater unsers zahmen Rindviehes sei, ist durch Bojanus widerlegt worden. Seine Knochen finden sich häufig in den Diluvialablagerungen Europas, bis nach Italien und Frankreich hinein, mit dem Mammuth, dem Höhlenbären und andern ausgestorbenen Thierarten zusammen, sowie mit einem andern Ochsen (Bos primigenius), der unzweifelhaft die Stammart der heutigen friesischen Rasse bildet.

Auersperg, ein altes und vielverzweigtes Geschlecht in Oesterreich, das vom Schlosse Auersberg (Ursberg) in Schwaben seinen Namen führen, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. nach Krain ausgewandert sein und daselbst die Stammburg A. erbaut haben soll. Diese Stammburg liegt bei dem ($4^1/_2$ M. von Laibach entfernten) Marktflecken A., der etwa 1000 E. zählt. Als Stammvater des Hauses wird Adolf von A. (erwähnt 1067) genannt, durch dessen Bruder Oderich in Friaul eine besondere Linie gestiftet wurde, deren Glieder später als Herzoge von Cocagna genannt werden, und von der mehrere ital. Familien ihren Ursprung herleiten. Engelhard von A. (gest. 1466) wurde 1463 von Kaiser Friedrich III. zum Erblandmarschall und Erbkämmerer in Krain und der Windischen Mark ernannt, welche Würde der jedesmalige Aelteste des Geschlechts mit dem Seniorat verwaltet. Durch die beiden Söhne des letztern, Pankraz (gest. 1496) und Vollrad (gest. 1495) theilte sich das Haus in die noch bestehenden zwei Hauptlinien.

Die (ältere) Pankraz'sche Linie erwarb durch den kaiserl. Rath Trajan von A. (gest. 1540) die reichsfreiherrliche und 1630 durch Joh. Andreas von A. (gest. 1664) die reichsgräfl. Würde. Herbart, der Vater des letztgenannten (gest. 1618), und sein Bruder Dietrich, beide Söhne Christoph's, des Enkels von Pankraz, wurden die Begründer der ältern und der jüngern Pankraz'schen Linie. Die ältere Pankraz'sche Linie zerfiel in fünf Aeste, nämlich: 1) A.-Auersperg, gestiftet von Wolfgang Engelbert (gest. 1696), und noch bestehend mit dem Grafen Joseph Maria von A., Freiherr auf Schönberg und Seisenberg, Herrn der Stamm- und Majoratsgrafschaft Auersperg u. s. w., geb. 14. März 1812; 2) A. zu Kirchberg am Wald, bestehend mit Graf Heinrich von A., geb. 3. Sept. 1825, Herr zu Kirchberg am Wald in Steiermark; 3) A.-Mokritz, bestehend mit Graf Gustav Nikol. Franz Victor von A., geb. 7. Juli 1815, Herr der Herrschaften Mokritz und Tschadesch in Krain; 4) A.-Schönberg, erloschen mit dem Grafen Karl Joseph, gest. 1841; 5) A. zu Thurn-am-Hart, bestehend mit Graf Anton Alexander (s. d.), geb. 11. April 1806, Besitzer der Güter Thurn-am-Hart und Gurkfeld in Krain, als Dichter bekannt unter dem Namen Anastasius Grün. Die jüngere Pankraz'sche Linie wurde von Dietrich von A. begründet, welcher 16. Sept. 1630 die Reichsgrafenwürde erhielt. Sein Enkel war Johann Weikart von A., geb. 1615, der Günstling und Minister Ferdinand's III., welcher ihn 1653 mit der Grafschaft Wels belehnte und zum Reichsfürsten nach dem Rechte der Erstgeburt erhob. Am 28. Febr. 1654 erhielt er Sitz und Stimme im reichsfürstl. Collegium; 30. Juli desselben Jahres überkam er die Herzogthümer

Münsterberg und Frankenstein in Schlesien zu Lehn. Außerdem erkaufte er 1664 die gefürstete Grafschaft Thengen in Schwaben. Als ihm Kaiser Leopold I., den er als Prinz vernachlässigt, ein Gesuch um Beihülfe zur Erlangung der Cardinalswürde abschlägig beantwortet hatte, wendete er sich mit demselben an Ludwig XIV. von Frankreich. Der Papst verrieth dies dem Kaiser. A. wurde deshalb zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt und auf seine Güter verwiesen, woselbst er 1677 starb. Der Fürst Karl Joseph (gest. 1800) verkaufte 1791 Münsterberg und Frankenstein; indessen wurde (11. Nov. 1791) die herzogl. Würde auf die Grafschaft Gotschee, und 21. Dec. 1791 der Fürstenstand auf alle Nachkommen dieses Zweigs übertragen. Die Grafschaft Thengen wurde 1806 zu Gunsten Badens mediatisirt und 1811 vom Fürsten Wilhelm (geb. 1785, gest. 1827) an Baden verkauft. Das gegenwärtige Haupt der jüngern Pankraz'schen Linie ist Fürst Carlos Wilhelm von A., geb. 1. Mai 1814, welcher erbliches Mitglied des österr. Reichsraths und Präsident des Herrenhauses ist. Außer vielen kleinern Herrschaften bilden den Besitz desselben: das Herzogthum Gotschee in Krain mit 14 Q.-M., die Herrschaft Czernohora in Mähren mit einer Stadt und 19 Dörfern, die Allodialherrschaft Wlaschim in Böhmen mit 3 Q.-M. und 42 Ortschaften, die Grafschaft Wels, die Herrschaft Gschwend in Oberösterreich u. s. w. Auch die Besitzungen der übrigen fürstl. Agnaten sind bedeutend. Ein Bruder des Fürsten Wilhelm war der österr. Feldmarschalllieutenant Prinz Karl von A. (geb. 17. Aug. 1784, gest. 18. Dec. 1847), ein anderer Bruder Prinz Vincenz von A. (gest. 16. Febr. 1812). Der Sohn des letztgenannten, Prinz Vincenz von A., geb. 16. Juli 1812, Besitzer der Allodialherrschaften Nasseberg, Zleb und Tupadl, Oberstkämmerer und Oberst-Erblandmarschall in Tirol, k. k. Wirkl. Geheimrath, ist ebenfalls österr. Reichsrath.

Die (jüngere) Vollrad'sche Linie des Geschlechts, welche zu Ende des 16. Jahrh. in den Freiherrnstand und 1673 in den Grafenstand erhoben wurde, zerfiel in sechs Aeste, und zwar: 1) vormals zu Altschloß-Purgstall, bestehend mit Graf Gottfried von A., geb. 19. Dec. 1818, k. k. Oberst und Commandant des 80. Infanterieregiments; 2) zu Alt- und Neuschloß-Purgstall, welcher Ast mit dem Grafen Ludwig von A., geb. 29. März 1797, dem Bruder des Grafen Joseph von A. (geb. 15. April 1795, gest. 28. Oct. 1857), erlöschen wird; 3) zu Wolfpässing, erloschen mit Graf Maximilian von A., geb. 21. Jan. 1771, welcher sich als Militär in den Feldzügen gegen die Franzosen und nachher als Commandant in Galizien, Oberösterreich, dem Banate und als Generalcommandant (seit 1842) in der vereinigten Banal-Warasdiner-Karlsstädter Grenze vielfache Verdienste erwarb, und, seit 1848 nach 62jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzt, zu Wien 30. Mai 1850 starb; 4) zu Alt- und Neuschloß-Purgstall, welcher Ast mit dem Grafen Karl von A., geb. 20. Aug. 1783, gest. als österr. Feldmarschallieutenant 19. Juni 1859, ebenfalls im Mannsstamm erloschen ist; 5) der Ast zu Weinern, dessen letzter Vertreter Graf Alois von A. (geb. 15. Sept. 1780, gest. 26. März 1858) war; 6) der Ast vormals zu Wasen, von dem Grafen Franz Xaver von A. (geb. 20. Febr. 1784) vertreten, der ebenfalls auf dem Erlöschen steht, sodaß von der ganzen jüngern Hauptlinie nur der erste Ast Aussicht auf Fortbestand hat.

Außer den genannten zählt das Geschlecht der A. noch eine ganze Reihe von Männern, die sich in dem öffentlichen Leben hervorgethan haben. Namentlich waren es in den verflossenen Jahrhunderten die Türkenkriege, in denen sich mehrere Glieder auszeichneten. So Herbard VIII., Freiherr von A., geb. 11. März 1528, welcher als General in den kroat. Grenzen 22. Sept. 1575 in einem hitzigen Gefechte gegen die Türken bei Budatsky fiel, sowie Andreas, Freiherr von A., Sohn Wolfgang Engelbert's von A., geb. 1557, der sich besonders durch seinen glänzenden Sieg über die Türken unter Hassan, Pascha von Bosnien, 22. Juni 1593 an der Kulpa Ruhm erfocht und 1594 starb. Vgl. Radics, «Herbard VIII., Freiherr zu A.» (Wien 1862). — Franz Karl, Fürst von A., geb. 1660, zeichnete sich ebenfalls in den Türkenkriegen aus, wurde 1701 Feldzeugmeister, 1707 in den Fürstenstand erhoben und starb 6. Nov. 1713 zu Gschwend. — Franz Xaver, Graf von A., kämpfte mit Auszeichnung in Oberitalien gegen die Franzosen, wurde 1807 Feldmarschallieutenant und starb 8. Jan. 1808 zu Przemysl. — Am bekanntesten wurde Karl, Fürst von A., geb. 21. Oct. 1740. Er trat frühzeitig in das Heer, war 1790 bereits Generalmajor und wurde 1793 von den Franzosen in den Niederlanden gefangen genommen, 1795 aber ausgewechselt. Noch in demselben Jahre zum Feldmarschallieutenant ernannt, befehligte er im Kriegsjahre 1805 zu Wien und, als die Oesterreicher weichen mußten, die Nachhut des sich zurückziehenden Heeres. Marschall Lannes benutzte (25. Nov.) das allgemein verbreitete Gerücht von einem

Waffenstillstande, um den Fürsten von A. zu überreden, die Donaubrücke nicht abzubrechen. Die Franzosen marschirten hierauf in Sturmschritt hinüber und nahmen jenseits feste Stellung, wobei ihnen noch ein österr. Artilleriepark in die Hände fiel. Zwar wurde A. deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, zur Cassation, Verlust der Orden und Festungsstrafe verurtheilt, nachmals aber begnadigt. Er starb 26. Dec. 1822.

Auersperg (Anton Alexander, Graf von), bekannter unter seinem Schriftstellernamen Anastasius Grün als der begabteste neuere Dichter Deutsch-Oesterreichs, wurde 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Er erhielt seine erste Erziehung im älterlichen Hause, größtentheils auf dem Schlosse Thurn-am-Hart, und kam 1813 auf das Theresianum zu Wien, von wo er auf die Ingenieurakademie übertrat. Da ihm jedoch 1818 mit dem Tode seines Vaters als einzigem männlichen Erben die Güter Gurkfeld und Thurn-am-Hart zufielen, ward er einem Privaterziehungsinstitut übergeben, um sich zur Universität vorzubereiten. Nachdem er hierauf zu Graz und Wien sich einige Jahre philos. und jurist. Studien gewidmet, übernahm er 1831 die Verwaltung seiner Güter und lebte seitdem, ohne ein öffentliches Amt anzunehmen, mit geringen Unterbrechungen meist zu Gurkfeld oder Thurn-am-Hart. Am 10. Juli 1839 vermählte er sich mit Marie, Reichsgräfin von Attems. Längst als ein Haupt der liberalen Partei in seinem Vaterlande geehrt, wurde A. im April 1848 zu dem Deutschen Vorparlament entsandt, dann von dem Kreise Laibach zur Nationalversammlung gewählt, aus der er jedoch bereits 26. Sept. desselben Jahres wieder austrat. Obgleich seiner dem Idealen zugewandten Natur durch die September- und Octoberkatastrophen in Oesterreich die unmittelbare Theilnahme am öffentlichen Leben verleidet worden, folgte er doch, nach dem Umschwunge der Dinge in Oesterreich, im Spätherbst 1859 einer Berufung in die Commission von Vertrauensmännern zur Berathung eines Gemeindegesetzes für Krain, sowie 1860 der Berufung in den verstärkten Reichsrath. Nachdem die Reichsverfassung ins Leben getreten, wählte ihn der Wahlkörper der Großgrundbesitzer als Abgeordneten zu dem Landtage des Herzogthums Krain, und als er die ihm zugedachte Wahl in das Abgeordnetenhaus des Reichsraths abgelehnt, wurde er durch kaiserl. Ernennung als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. In letzterm wirkte er für ein beharrliches Festhalten an der Reichsverfassung, für Lösung der schwebenden Fragen (wie Lehenablösung, Gemeindeverfassung, Preßgesetz, confessionelle Angelegenheiten u. s. w.) im freiheitlichen Sinne und zu diesem Behufe auf ein einverständliches Zusammengehen mit dem Abgeordnetenhause als der eigentlichen Volksvertretung. Ebenso erhob er das Wort für eine friedliche und constitutionelle Ausgleichung der Verfassungsdifferenzen mit Ungarn sowie für eine innigere Befestigung der Verbindung Oesterreichs mit Deutschland. Auch war er Verfasser der beiden Adressen des Hauses, die als Antworten auf die Thronreden von 1861 und 1863 erfolgten und fast einstimmig Annahme fanden. Seine dichterische Thätigkeit begann A. unter dem Namen Anastasius Grün mit den «Blättern der Liebe» (Stuttg. 1830). Bald darauf erschien «Der letzte Ritter» (Stuttg. 1830; 8. Aufl. 1860), ein Romanzencyklus im Nibelungen-Versmaß, in welchem er das Leben des ritterlichen deutschen Kaisers Maximilian I. behandelte. Großes Aufsehen erregten sodann die «Spaziergänge eines wiener Poeten» (Hamb. 1831; 6. Aufl. 1861), welche durch ihre Vereinigung von Freisinn, Witz, Humor und der gewandtesten Form alle spätern polit. Lyriker hinter sich lassen. Diesen folgten «Schutt» (Lpz. 1835; 11. Aufl. 1856) und «Gedichte» (Lpz. 1837; 12. Aufl. 1857), zwei Sammlungen lyrischer Poesien, in denen A. sein Talent in glänzender Weise bekundete. A. zeigt als Dichter Vorliebe für Bilder und Gleichnisse, eine gewisse Lust an Metaphern, entfaltet aber dessenungeachtet tiefe Innigkeit und ungemeine Zartheit des Gefühls und, neben einem seltenen Schmelz des Ausdrucks, die echte Wärme dichterischer Begeisterung. Die Ahnung einer neuen und freien Zeit ist im allgemeinen der Gedankengehalt seiner Werke. Zwei epische Versuche, mit denen er später auftrat, die «Nibelungen im Frack» (Lpz. 1843; 2. Aufl. 1853) und der «Pfaff vom Kahlenberg» (Lpz. 1850), sprachen weniger an. Dagegen enthalten die «Volkslieder aus Krain» (Lpz. 1850), für welche er die vollste Uebersetzertreue beansprucht, uraltem Volksthum abgelauschte Schönheiten, und zwar in der anmuthigsten Form. Außer der Veröffentlichung des Nachlasses seines Freundes Nikolaus Lenau (Stuttg. 1851) und der Herausgabe von dessen «Sämmtlichen Werken» (4 Bde., Stuttg. 1855) brachte die neuere Zeit von A. lange keine literarische Gabe, bis er endlich mit «Robin Hood» (Stuttg. 1864) hervortrat, einem Balladencyklus, in welchem er die engl. Volkspoesien über jenen Nationalhelden einer trefflichen Bearbeitung unterworfen hat.

Auerstädt, ein Dorf im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht vom 14. Oct. 1806, welche gleichzeitig mit der von Jena geschlagen wurde. Man spricht daher oft von der Doppelschlacht von Jena und A., obschon beide nur strategisch, nicht unmittelbar taktisch in Verbindung standen. Als der Oberfeldherr der sächs.-preuß. Armee, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, nicht mehr daran zweifeln konnte, daß Napoleon längs der Saale den linken Flügel seiner gegen den Thüringerwald genommenen Aufstellung umgangen hatte, beschloß er, links abzumarschiren, die Saale weiter abwärts zu überschreiten und jenseits dem Feinde entgegenzugehen. Fürst Hohenlohe sollte diesen Flankenmarsch in seiner Stellung bei Jena decken. Dieser wurde aber 14. Oct. von Napoleon selbst angegriffen und geschlagen (s. Jena), während die Hauptarmee, die am vorigen Tage versäumt hatte, den Paß von Kösen an der Saale zu besetzen, im Vormarsch von A. schon diesseit des Flusses bei Hassenhausen im Nebel auf den Feind stieß. Es war das Davoust'sche Corps, von welchem eine Division schon übergegangen war. Die Schlacht begann mit einer unglücklichen Attake der preuß. Cavalerie; dann folgte ein hartnäckiger Kampf bei Hassenhausen. Da aber die drei preuß. Divisionen, auf Einer Straße marschirend, nur spät nacheinander in das Gefecht kamen, so erhielten die Franzosen Zeit, sich diesseit zu verstärken, und der mörderische Kampf stand wie gebannt, als der Herzog, durch beide Augen geschossen, fiel, und nun alle Leitung aufhörte. Der König griff zwar persönlich ein, aber die Cavalerie hatte sich, trotz einzelner glänzender Attaken, zersplittert und fehlte im entscheidenden Moment, der linke Flügel war mit Umgehung bedroht, gegen den rechten wendete sich eine frische franz. Division. Noch hätte die Schlacht durch die unberührte stärkere Reserve unstreitig gewonnen werden können, aber der Rückzug wurde angetreten, um sie am folgenden Tage in Verbindung mit Hohenlohe zu erneuern. Dessen Niederlage zog aber auch die bei A. geschlagene Armee in das allgemeine Verderben der Flucht.

Auerswald (Hans Jakob von), Landhofmeister des Königreichs Preußen, geb. in Ostpreußen 25. Juli 1757, trat, für die militärische Laufbahn bestimmt, 1770 in die Armee, besuchte aber seit April 1773 einige Jahre die Universität Königsberg. Hierauf betheiligte er sich an dem Bairischen Erbfolgekriege, nahm aber 1783 den Abschied. Nachdem er sich 1784 mit Sophie Charlotte Albertine, Burggräfin von Dohna-Lauk, vermählt, und einige Jahre auf dem ihm zugefallenen Lehngute Faulen bei Rosenberg in Ostpreußen verlebt, trat er zuerst als landräthlicher Assistent in das amtliche Geschäftsleben, und wurde dann zur westpreuß. Landschaft berufen und nachher zum Landschaftsdirector des marienwerderschen Departements ernannt. Durch die Gewissenhaftigkeit und Thätigkeit, womit er seine Amtspflichten erfüllte, besonders durch die allen Erwartungen entsprechende Organisation des landschaftlichen Creditsystems, mit welcher er 1788 als Geheimrath beauftragt worden, stieg er fortwährend im Vertrauen des Königs, sodaß er 1797 zum Präsidenten der westpreuß. Kammer befördert und 1802 als Präsident der ostpreuß. und litauischen Kammer nach Königsberg versetzt ward. 1806 erfolgte seine Ernennung zum Wirkl. Geh. Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrath und Curator der Universität Königsberg, 1808 zum General-Landschaftspräsidenten und zum Geh. Staatsrath und Oberpräsidenten von Ostpreußen, Westpreußen und Litauen. Während der Zeit, welche der preuß. Hof in Königsberg zubrachte, knüpfte sich zwischen der königl. Familie und dem Auerswald'schen Hause ein freundschaftliches Verhältniß, das sich auf das jüngere Geschlecht übertrug, indem die Söhne des Oberpräsidenten von A. die Spielgenossen des Kronprinzen und dessen Bruders wurden, welcher Umstand für deren Beförderung wie für ihre Anhänglichkeit an das königl. Haus von Bedeutung geworden ist. Bei der Aufhebung der Oberpräsidentenstellen 1810 auch der seinigen entbunden, wurde A. das Präsidium der ostpreuß. Regierung wieder übertragen, wozu er 1811 die Würde eines Landhofmeisters des Königreichs Preußen erhielt. Treue und Anhänglichkeit an den Thron, reine Vaterlandsliebe und rastlose Thätigkeit für das Gemeinwohl des Landes waren die Eigenschaften, welche ihn nicht blos in allen seinen Wirkungskreisen, sondern auch ganz besonders in den bewegten J. 1812 und 1813 auszeichneten. Um die Universität Königsberg hat sich A. während seiner Amtsführung als Curator derselben (1806—18) durch Vermehrung des Lehrerpersonals, Gründung mehrerer Institute u. s. w. vielfache Verdienste erworben. Nachdem er wegen geschwächter Gesundheit 1824 die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste erhalten, zog er sich auf sein Gut Faulen zurück, wo er mit der Verwaltung seiner Besitzungen, unter fortwährender Theilnahme an den Erscheinungen in Wissenschaft und Literatur, bis zu seinem Tode, 3. April 1833, beschäftigt war. Vgl. Voigt, «Beiträge zur Geschichte der Familie von A.» (Königsb. 1824).

Auerswald (Hans Adolf Erdmann von), preuß. Generalmajor, ältester Sohn des ehemaligen Landhofmeisters, insbesondere bekannt durch sein unglückliches Ende, wurde 19. Oct. 1792 auf dem Gute Faulen bei Rosenberg in der Provinz Preußen geboren. Nachdem er auf dem Altstädtischen Gymnasium zu Königsberg viel Talent für alte Sprachen und Mathematik entwickelt, bezog er 1810 die dortige Universität, um sich kameralistischen Studien zu widmen. Die Ereignisse des J. 1813 unterbrachen indeß seine wissenschaftliche Laufbahn. Beim Marsche des York'schen Corps durch Königsberg schloß er sich diesem an, trat in das 2. westpreuß. Dragonerregiment und avancirte bald zum Lieutenant. Er kämpfte in den Schlachten von Groß-Beeren, Dennewitz und Leipzig sowie in dem Feldzuge in Holland unter Bülow. Nach der Schlacht von Waterloo wurde er zum Adjutanten Bülow's ernannt. Nach Beendigung des Kriegs trat er 1817 in den Generalstab, wo ihm seine gründlichen Studien bald Anerkennung verschafften. 1841 wurde A. zum Obersten des litauischen Dragonerregiments, 1846 zum Brigadecommandeur in Neisse, 1848 in derselben Eigenschaft in Breslau ernannt. Die Bewegung des J. 1848 gab ihm Gelegenheit, den polit. Schauplatz zu betreten. Der Ruf der Freimüthigkeit, in welchem er stand, bewirkte, daß er bei den Wahlen zum Deutschen Parlamente fast überall, wo er in Garnison gestanden, berücksichtigt wurde. So ward er in Litauen und in Westpreußen zum Abgeordneten, in Neisse zum Stellvertreter gewählt. Unter den preuß. Offizieren war er einer derjenigen, welche für eine volksthümlichere Organisation des Heeres stimmten. In polit. Beziehung bewies er sich als enthusiastischer Vertreter des Königthums, ohne dabei den Sinn für Volksehre und für die Rechte des Bürgers auszuschließen. Im April 1848 berief ihn der Ministerpräsident Camphausen nach Berlin, in der Absicht, ihm das Portefeuille des Kriegs zu übergeben. A. lehnte dies ab, weil sein Bruder bereits in das Cabinet getreten war. In der Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, wo er zur Rechten gehörte, galt seine Hauptthätigkeit den militärischen Angelegenheiten. Von ihm war der Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung, welcher den Berathungen des Parlaments zu Grunde gelegt ward. Als 18. Sept. 1848, infolge der Annahme des Malmöer Waffenstillstandes durch die Nationalversammlung, Frankfurt der Schauplatz eines Straßenkampfes wurde, ritt A. in Begleitung des Abgeordneten Fürsten Felix Lichnowsky (s. d.) nach dem vor der Stadt gelegenen Landhause des Reichsverwesers, um angeblich letztern auf die Ankunft einer Deputation von Abgeordneten der Linken vorzubereiten. Auf dem Wege begegneten sie einer Schar Aufständischer, welche Lichnowsky, der wegen seines Verhaltens als Abgeordneter unbeliebt war, erkannten, und diesen wie auch seinen Begleiter verfolgten. A. flüchtete in ein Haus, wurde aber von den Wüthenden entdeckt, herausgeschleppt und unter Mishandlungen von Schüssen tödlich getroffen. Er stürzte hierbei in den Straßengraben und gab dort den Geist auf. Seine Gattin, eine geborene von Bardeleben, war ihm kurz vorher im Tode vorausgegangen. A. hinterließ vier Söhne und eine Tochter.

Auerswald (Rudolf von), preuß. Staatsminister, des vorigen Bruder, geb. 1. Sept. 1795, bezog 1811 die Universität zu Königsberg, trat jedoch ein Jahr später in den Militärdienst bei dem 1. schwarzen Husarenregiment. Mit diesem machte er 1812 den Feldzug des vom General von York befehligten preuß. Armeecorps gegen Rußland mit. Zum Offizier befördert, zog er dann 1813 mit dem Regimente in den Krieg gegen Frankreich, an welchem er bis zum Pariser Frieden theilnahm. Nachdem er 1816 zum 6. Ulanenregiment, später als Brigadeadjutant nach Münster versetzt worden, erhielt er 1820 den Grad des Rittmeisters. In demselben Jahre verließ er den Militärdienst und zog sich nach Ostpreußen zurück, um sich auf den Gütern Keimkallen und Weschinen der Landwirthschaft zu widmen. Zu derselben Zeit wurde er von dem Kreise Heiligenbeil zum Landrath, später zum General-Landschaftsrath von Ostpreußen gewählt. In beiden Stellungen erwarb er sich das allgemeine Vertrauen. Während des poln. Revolutionskriegs von 1831 commissarisch zur Verwaltung des Grenzkreises Memel entsendet, wußte er den Uebertritt des Gielgud'schen Corps mit Humanität und doch zugleich mit Wahrung der preuß. Interessen zu leiten. Die Stadt Königsberg wählte ihn sodann zum Oberbürgermeister, nachdem er zuvor sein Amt als Landrath niedergelegt hatte. Seit 1837 wohnte er den Landtagen der Provinz Preußen als Abgeordneter und Stellvertreter des Landtagsmarschalls bei, übte auch auf dem Huldigungslandtage von 1840 wesentlichen Einfluß aus. 1842 wurde er zum Mitgliede des Vereinigten ständischen Ausschusses in Berlin gewählt. In demselben Jahre erhielt er seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Trier, in welcher Stellung er bis zur Märzrevolution von 1848 verharrte. Ende März erfolgte seine Versetzung als Oberpräsident der Provinz Preußen, und Ende Juni 1848, nach Camphausen's

Abgang, trat er an die Spitze des neugebildeten Ministeriums (Hansemann-Kühlwetter-Schreckenstein), in welchem er auch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Gleichzeitig ward er in Frankfurt a. O. zum Abgeordneten in die Preußische Nationalversammlung gewählt. In jener stürmisch bewegten Zeit bewies A. Muth und Entschiedenheit, obwol seine gemäßigten polit. Anschauungen in der demokratisch gesinnten Majorität entschiedene Gegner fanden. Infolge der Aufnahme des Stein'schen Antrags wegen eines Erlasses an die Armee, trat er mit den übrigen Mitgliedern des Cabinets im Sept. ab, behielt jedoch seinen Platz in der Versammlung bei. Er stimmte in allen wichtigen Fragen mit der Rechten, namentlich auch gegen die Absendung einer Deputation an den König (2. Nov.), welche gegen die Ernennung des Ministeriums Brandenburg protestiren sollte. Auch verließ er mit den übrigen Mitgliedern der Rechten die Versammlung, nachdem dieselbe vertagt worden. Nach Auflösung der Nationalversammlung kehrte er zur Verwaltung des Oberpräsidiums nach Königsberg zurück. 1849 zum Mitgliede der Ersten preuß. Kammer gewählt, leitete er in der Session von 1849 und 1850 deren Verhandlungen als Präsident, ebenso im Frühjahre 1850 die Verhandlungen des Staatenhauses in Erfurt. Seit Juni 1850 wurde ihm das Oberpräsidium der Rheinprovinz übertragen. Wiewol er dieses Amt trefflich versah und die Gunst des Königs besaß, unterlag er doch alsbald der Reaction und mußte schon im Juli 1851 Hrn. von Kleist-Retzow weichen. Er lebte darauf ohne amtliche Stellung, bis er 6. Nov. 1858 durch den Prinz-Regenten von Preußen zum Staatsminister und Mitglied des Staatsministeriums ohne Portefeuille ernannt wurde. Er hatte dabei die Stellvertretung des Vorsitzenden im Ministerium sowie die specielle Leitung des Schatzes, des Archivs und der Centralpreßstelle zu versehen. Als Jugendfreund des Regenten genoß er das höchste Vertrauen desselben und stand von allen Ministern in dem lebhaftesten Verkehr mit ihm und dessen Gemahlin. Die Durchführung der Armeeorganisation nach dem Plane König Wilhelm's I., zu der sich A. mit seinen Collegen verpflichtet, ohne der Zustimmung des Abgeordnetenhauses und des Landes fest versichert zu sein, brachte auch ihn aus seiner wichtigen und einflußreichen Stellung. Nachdem die Neuwahlen des J. 1861 den Altliberalen die Mehrheit entzogen und auf die Fortschrittspartei übertragen, führte die Annahme des Hagen'schen Antrags im Abgeordnetenhause, welcher die Specialisirung des Militäretats im Budget verlangte, im März 1861 den Rücktritt des liberalen Ministeriums Auerswald-Schwerin herbei. A. wurde hierauf zum Oberburggrafen von Marienburg ernannt, auch ihm eine eigene Wohnung im königl. Schloß eingeräumt, weil der König dem Jugendfreund seine persönliche Gunst erhalten wollte. Die Hinwendung des Königs zur Feudalpartei schloß jedoch fortan jeden weitern polit. Einfluß aus. Bei den Neuwahlen im Oct. 1863 lehnte A. die Annahme eines Mandats ab. Als er dennoch als Candidat aufgestellt ward, unterlag er gleich den übrigen Führern der altliberalen Partei.

Auerswald (Alfred von), preuß. Staatsminister, geb. 16. Dec. 1797 zu Marienwerder, der vorigen Bruder, lebte seit 1803 in Königsberg und bezog im Frühjahre 1815 die dortige Universität, verließ dieselbe jedoch schon wenige Tage später, um infolge des wiederausgebrochenen Kriegs als Freiwilliger in ein preuß. Dragonerregiment einzutreten. Nach Beendigung des Kriegs setzte er seine Studien in Königsberg fort. Er war einer der Begründer der Burschenschaft, und sein Wort stand unter den Studiengenossen in großem Ansehen. 1819 trat A. in den Staatsdienst, ward Referendarius, 1822 Assessor, später Regierungsrath, verließ aber 1824 diese Laufbahn, um die Verwaltung väterlicher Güter zu übernehmen. Von dem Kreise Rosenberg ward A. 1830 zum Landrath gewählt, welchen Posten er 1844 aufgab. Von da ab lebte er auf seinem Gute Plauthen, das er nur verließ, um seine Pflichten als Abgeordneter zur Preußischen Provinzial-Ständeversammlung, der er seit 1837 angehörte, zu erfüllen. Auf dem Huldigungslandtage von 1840 stellte er den Antrag auf Einberufung der seit 1815 versprochenen Reichsstände. 1842 wurde er zum Mitgliede der nach Berlin berufenen provinzialständischen Ausschüsse sowie 1846 zum Mitgliede der evang. Generalsynode gewählt. In letzterer trat er entschieden gegen die Anwendung der Bekenntnißschriften bei Ordinirung der Geistlichen auf und verlangte eine organische Vertretung der Kirche. Im Laufe von 1847 wurde er zum Director der Generallandschaft von Ostpreußen erwählt. Bedeutend wirkte A. auf dem ersten Vereinigten Landtage von 1847. Als vor der Eröffnung desselben in einer Versammlung der liberalen Partei die Frage aufgeworfen ward, ob man die Februarpatente annehmen oder ablehnen sollte, entschied sich A. für ersteres und vermochte seine Freunde aus der Provinz Preußen zu Gleichem. Bei der Adreßdebatte brachte er, nachdem der Commissionsentwurf und der Vermittelungsantrag des Grafen Arnim verworfen, einen Verbesse-

rungsantrag ein, welcher in milderer Form die wichtigen Gesetze von 1813 und 1820 als durch die Februarpatente nicht erloschen bezeichnete. Für diesen Antrag erlangte A. eine bedeutende Majorität. Als diese Verwahrung vom Könige zurückgewiesen wurde, schloß sich A. der von Vincke entworfenen «Declaration der Rechte» an. In mehrern wichtigen Debatten gab sein klares, scharfsinniges Wort den Ausschlag, und man bezeichnete ihn unter denjenigen, welche bei einem Systemwechsel in constitutionellem Sinne an die Spitze der Geschäfte treten würden. Die Märzrevolution von 1848 brachte diesen Systemwechsel, ging aber weiter als der conservativ-constitutionelle A. und seine Partei, aus welcher der König die neuen Minister nahm, wünschten. In das am 29. März von Camphausen gebildete Cabinet trat A. als Minister des Innern ein. Wie dem Chef des Ministeriums, gelang es auch dem milden und versöhnlichen Charakter A.'s nicht, die neuen Reformen zur Durchführung zu bringen. Gleichzeitig mit Camphausen, Arnim und Schwerin zog sich A. infolge verschiedener, dem Ministerium feindseliger Abstimmungen der Nationalversammlung 14. Juni 1848 zurück und nahm von nun an seinen Platz als Mitglied der Versammlung im rechten Centrum. Er stimmte beharrlich gegen die demokratische Majorität und verließ 9. Nov. mit den übrigen Mitgliedern der Rechten den Sitzungssaal, als, trotz der königl. Vertagungsordre, die Majorität die Sitzungen nicht unterbrechen wollte. Seit 1849 gehörte A. der Zweiten preuß. Kammer als Abgeordneter an. In der Session von 1849 ward er zum ersten Vicepräsidenten gewählt, und stimmte der demokratischen Mehrheit gegenüber mit der Rechten. In der auf Grund des veränderten Wahlgesetzes im Aug. 1849 zusammengetretenen Zweiten Kammer, wo das demokratische Element gänzlich fehlte, stimmte A. mit der constitutionellen Linken und unterstützte die von Radowitz geleitete Unionspolitik. Nach dem Rücktritte dieses Staatsmanns bekämpfte er entschieden die Politik Manteuffel's. Wiewol er noch mehrern Landtagssessionen beiwohnte, brachte er es doch, der wachsenden Reaction gegenüber, trotz aller Begabung, zu keiner bedeutenden Wirksamkeit mehr. Auch bei dem Umschwunge von 1858 trat er auf dem polit. Felde nicht hervor.

Aufbereitung nennt man die mehr oder weniger vollständige Trennung des Erzes von den beigemengten fremdartigen Theilen. Man unterscheidet mechanische oder trockene und künstliche oder nasse A. Erstere besteht in einem einfachen Sortiren der Erzstücke durch Auslesen, wobei man derbe, reichhaltige Stücke (Stufferze), mit Gangart verwachsene (Mittelerze) und taubes Gestein trennt. Die nasse A. scheidet die zerkleinerten Erze von dem specifisch leichtern tauben Gestein durch die verschiedene Schnelligkeit, mit welcher beide in Wasser zu Boden sinken, wobei dieses entweder in Bewegung oder ruhend zur Verwendung kommt. Die nasse A. ist in neuerer Zeit durch verschiedenartige Maschinen zu großer Vollkommenheit gebracht worden.

Aufenthaltskarten oder Sicherheitskarten heißen Bescheinigungen, welche Fremde gegen Innebehaltung ihres Passes von der Polizeibehörde des vorübergehend gewählten Wohnorts zum Ausweis über ihre Person und über die zeitliche Aufenthaltserlaubniß empfangen. Sie wurden zuerst in Frankreich während der Revolution eingeführt, um zu verhindern, daß keine dem damaligen System abgeneigten Personen mit Gefahr für die Republik ein- und ausschlichen. Später fanden die A. in den meisten europ. Ländern Eingang. Eine größere Bedeutung hatten sie indeß nur in unruhigen Zeiten, im Kriege, während der Herrschaft ansteckender Krankheiten u. s. w. Neuerdings dienen aber dieselben auch noch dem durch die Heimatsverhältnisse genährten vexatorischen Mistrauen. Da sie nämlich auf Zeit gegeben und nach deren Ablauf erneuert werden müssen, so vermitteln sie die Controle, daß nicht Fremde durch unbemerkt verlängerten Aufenthalt das Heimatsrecht erlangen.

Auferstehung (der Todten, des Leibes oder des Fleisches) bezeichnet die Wiederbelebung des vom Tode erweckten Menschenleibes und die erneute Vereinigung der Seele mit demselben. Im heidnischen Alterthum tritt der Auferstehungsglaube nur sehr vereinzelt auf. Die griech. Volksreligion wußte nur von einem freudlosen, traumartigen Aufenthalte der abgeschiedenen Seelen im Schattenreiche, aus welchem nur Halbgötter und Heroen in die Oberwelt zurückkehrten. Doch war nach der Volksvorstellung das Schicksal der Todten von ihrem Leben auf Erden bedingt, und mit dem Glauben an ein unterirdisches Todtengericht verknüpfte sich die Erwartung, daß die Bösen im Tartaros ewige Qualen erdulden würden, während den auserwählten Lieblingen der Götter in den elysäischen Gefilden ein immerwährendes seliges Dasein bevorstehe. Die Hoffnung auf Unsterblichkeit der Seele ward von Philosophen wie Sokrates und Platon mit Gründen der Wissenschaft erwiesen, in den sog. Mysterien als Geheimlehre, welche doch jedem griech. Manne zugänglich war, symbolisch dargestellt. Bei den Aegyptern und Indern findet sich der Glaube an eine Seelenwanderung, während eine aus-

gebildete Auferstehungslehre uns nur im Parsismus begegnet, nach welchem bei der Erscheinung des Sosiosch, des dritten der Erlösung bringenden Söhne Zoroaster's, alle sterben und mit den schon früher Gestorbenen durch Ormuzd's Macht wieder auferstehen. Die zerstreuten Körpertheile werden zurückgegeben von den Elementen, die Gebeine von der Erde, das Blut vom Wasser, das Haar von der Pflanze, das Leben vom Feuer. Das Weltgericht und die Weltreinigung wird unmittelbar folgen. Daß der Glaube an die A. der Todten auch im Judenthume, wie vielfach behauptet worden ist, erst unter den Einflüssen des Parsismus ausgebildet worden sei, scheint ziemlich zweifelhaft. Allerdings herrscht im ältern (vorexilischen) Hebraismus die dem griech. Volksglauben sehr verwandte Vorstellung vom Scheol, dem freudlosen Todtenreiche, aus welchem keiner zurückkehrt; die vereinzelt vorkommenden Todtenerweckungen aber und die von der Volkssage berichtete Entrückung des Elias in den Himmel beweist nichts mehr als ähnliche Sagen der griech. Mythologie. Doch konnte daran immerhin die Hoffnung einzelner Frommen anknüpfen, nicht in der Unterwelt zu bleiben, sondern ewig bei Gott zu sein. (Vgl. z. B. Ps. 16, 10; 17, 15; 49, 16; 68, 21; 73, 24, obwol einige der angeführten Stellen zweifelhafter Auslegung sind, ganz abgesehen von der schwierigen Frage nach der Abfassungszeit.) Hiob 19, 25—27 ist sicher nicht auf die Todtenauferstehung zu beziehen. Eine festere Gestalt gewinnt der Auferstehungsglaube jedenfalls erst nach der Zerstörung des jüd. Staats in Verbindung mit der Hoffnung auf eine herrliche Erneuerung der nationalen Theokratie in der messianischen Zeit. Die Belebung der Todtengebeine erscheint hier nicht blos als ein Sinnbild der Neubelebung des messianischen Volks, sondern ausdrücklich in dem Sinne, daß auch die abgeschiedenen Frommen ins Leben zurückkehren sollen, um Antheil zu nehmen an der neuen Herrlichkeit ihres Volks. So außer der (symbolischen) Schilderung bei Ezechiel Kap. 37 ganz unzweifelhaft Jes. 25, 8; 26, 19. Die letztern Stellen sind zwar nicht von Jesaia, sondern (wie das ganze Stück Jes. 24—27) von einem spätern Propheten verfaßt, welcher die Zerstörung des Tempels unter Nebukadnezar erlebt hat, schließen aber, da sie kurz nach der Katastrophe (588) in Palästina selbst geschrieben sein müssen, jeden Gedanken an parsische Einflüsse aus. Im Buche Daniel (12, 2. 13) begegnet uns dann die Hoffnung auf Wiederbelebung der Frommen und der Gottlosen in der messianischen Zeit; doch scheint sie auch in der Folgezeit nicht zur herrschenden Volksvorstellung geworden zu sein. Auch Stellen wie Matth. 14, 2; 16, 14 beweisen nur den Glauben des Volks an die Möglichkeit einer wunderbaren (und ausnahmsweisen) Wiederbelebung einzelner. Das zweite Buch der Makkabäer, in welchem der Auferstehungsglaube sehr entschieden auftritt (Kap. 7), gehört der hasidäischen Partei an, deren spätere Abkömmlinge, die Pharisäer, diesen Glauben zur Lehre ausbildeten, wogegen die Sadducäer auch in diesem Stücke die ältere Volksmeinung, welche diese Hoffnung nicht kannte, gegen die pharisäischen Neuerungen aufrecht erhielt.

Zum allgemeinen Volksglauben ist die Hoffnung auf A. der Leiber erst im Christenthume geworden. Jesus selbst verkündigte mit der Lehre vom Himmelreiche nicht nur ein ewiges Leben aller zur Theilnahme an diesem Reiche Berufenen, sondern ausdrücklich auch eine A. der Todten, in Verbindung mit seiner eigenen herrlichen Wiederkunft, und ein großes Weltgericht über die Heiden, bei welchem die Guten zur Seligkeit des messianischen Reichs eingehen würden, während den Bösen das ewige Feuer bevorstehe. Die symbolischen Bilder seiner Verkündigungen wurden von den ältesten Christen buchstäblich verstanden und zum Theil noch mannichfach ausgemalt. Die A. Jesu blieb den Aposteln die sicherste Bürgschaft ihrer eigenen dereinstigen Auferweckung von den Todten und, nächst dem Kreuzestode ihres Herrn, der leuchtende Mittelpunkt ihres Glaubens. Als Zeitpunkt der A. der Gläubigen galt auch ihnen die Wiederkunft Christi zur Begründung seines Reichs auf Erden, welche z. B. Paulus noch zu erleben hoffte. Die Offenbarung des Johannes unterscheidet daher eine doppelte A.: eine der Gläubigen bei der Erscheinung Christi, und eine allgemeine A. zum Endgericht. Die A. der Todten wird im Neuen Testament nirgends auf «Vernunftgründe» gestützt, sondern einfach als eine Folge des Glaubens an Christum und der dadurch begründeten unauflöslichen Lebensgemeinschaft mit ihm, dem Fürsten des Lebens, betrachtet. Ueber die Beschaffenheit des Auferstehungsleibes aber hat Paulus die Lehre entwickelt, daß er nicht grobmaterieller, sondern «himmlischer» Art, also auch nicht derselbe sein werde mit dem ins Grab gelegten, in Verwesung übergehenden irdischen Leib, sondern nur aus dem Keime desselben hervorgehen werde (1 Kor. 15, 35 fg.).

Schon in der Apostelzeit scheint diese Lehre in griechisch gebildeten Kreisen auf Widerspruch gestoßen zu sein; daher ließen es sich nach den Andeutungen, welche schon Paulus gegeben, die Kirchenlehrer angelegen sein, die angezweifelte Lehre durch eine Reihe von Beweisen zu

stützen. Nächst der A. Jesu selbst werden die von ihm und den Aposteln vollbrachten Todtenerweckungen wie auch entsprechende Vorgänge im Leben der Natur, die unzertrennliche Verbindung von Leib und Seele, endlich die Gerechtigkeit, Güte und Allmacht Gottes als Beweismittel benutzt. In der Folgezeit lassen sich eine idealistische und eine realistische Ansicht unterscheiden. Während die Gnostiker die Körperauferstehung vermöge ihrer Geringschätzung alles Materiellen leugnen mußten und nur eine Unsterblichkeit der «pneumatischen» Seelen lehrten, vertraten die meisten Kirchenlehrer des Alterthums die mehr oder minder sinnlich ausgestattete Vorstellung, daß der Auferstehungsleib derselbe sein werde wie der ins Grab gesenkte. Dagegen neigte sich die Alexandrinische Schule zu einer geistigern Auffassung, und namentlich Origenes lehrte im Anschlusse an Paulus sowol wie an Ideen der Platonischen Schule, daß in der A. der nach dem Sündenfalle mit dem gröbern materiellen überkleidete «pneumatische» Leib, von seiner verweslichen Hülle befreit, zur vollkommenen Entfaltung komme. Indessen wurde diese «origenistische» Ansicht im 6. Jahrh. als ketzerisch verdammt, und trotz des, durchs ganze Mittelalter sich hindurchziehenden Widerspruchs spiritualistrender Sekten und pantheistischer Mystiker hielt die Kirche mit Zähigkeit an der Vorstellung fest, daß die verwesten Gliedmaßen am Auferstehungstage bis auf Haut, Haare und Nägel sich wieder zusammenfinden würden.

Erst in neuerer Zeit ist der, auch von der Reformation unerschütterlich aufrecht erhaltene Auferstehungsglaube von der theol. Wissenschaft ernstlich angefochten worden. Der Rationalismus, welcher, vermöge des ihm eigenen Dualismus zwischen Geist und Leib, die «Unsterblichkeit der Seele» als einen Hauptartikel seines Katechismus festhielt, hat doch die leibliche A. verworfen und bald für bloße Accommodation an jüd. Vorstellungen, bald für eine symbolische Darstellung der Unsterblichkeit erklärt. Schleiermacher und die consequenten Anhänger der Hegel'schen Schule haben die persönliche Fortdauer der Individuen überhaupt aufgegeben, und Strauß bezeichnete den Glauben an ein Jenseits als den letzten Feind, den die Wissenschaft zu überwinden habe. Jedenfalls wird eine unbefangene Betrachtung mit Schleiermacher zugeben müssen, daß, wie es eine unfromme Weise gibt, an die Fortdauer nach dem Tode zu glauben, es auch eine fromme Weise geben könne, auf sie zu verzichten. Die theol. Wissenschaft aber kann ebenso wenig wie die Philosophie davon ablassen, das für die moderne Weltanschauung so schwierige Problem immer aufs neue ins Auge zu fassen. Der ältere dualistische Standpunkt, welchem die Seele als eine von dem Körper specifisch verschiedene Substanz gilt, deren Einfachheit ihre Unzerstörbarkeit in sich schließe, kann heutzutage als allgemein von der Wissenschaft überwunden betrachtet werden. Dagegen mehren sich gegenwärtig die Stimmen, welche auch philosophischerseits die individuelle Fortdauer zwar nicht als fertigen und angeborenen Besitz, sondern als ein durch sittliche Entwickelung der Persönlichkeit anzueignendes Gut betrachten und, im Anschlusse an die Andeutungen des Paulus und die Origenistische Lehre, von einer pneumatischen Leiblichkeit sprechen, welche, allmählich durch die fortschreitende Ausbildung des geistigen Lebens aus dem grobmateriellen Körper ausgeschieden, der «Seele» bleibend als Organ ihrer Empfänglichkeit und Thätigkeit diene, und auch nach der Zerstörung des sichtbaren Leibes ein persönliches Leben und geistige Gemeinschaft ermögliche (so J. H. Fichte, Weiße, Richard Rothe u. a.). Dem modernen Pietismus, welcher sich mit Vorliebe auf die «Lehre von den letzten Dingen» geworfen hat, sind freilich diese und ähnliche Vorstellungen noch lange nicht derb und handgreiflich genug, wogegen die entschieden pantheistische Richtung in der Philosophie, ebenso wie ihr letzter Ausläufer, der Materialismus, alle jene Versuche, die individuelle Fortdauer wissenschaftlich zu begründen, ebenso wie die Forderung, Gott als selbstbewußte Persönlichkeit zu denken, als Thorheiten bespöttelt. Jedenfalls steht und fällt, wenn auch nicht die A. der Leiber, so doch die persönliche Fortdauer mit dem Glauben an den persönlichen Schöpfergott, und das fromme Bewußtsein des Christen wird sich nie mit einer Lehre befreunden können, welche mit der persönlichen Fortwirksamkeit Christi auch den Glauben an eine unauflösliche Lebensgemeinschaft des Erlösers mit den Seinigen aufhebt.

Für den christl. Glauben hängt daher mit der Frage nach unserer persönlichen Fortdauer die andere Frage nach der A. Jesu unzertrennlich zusammen. Sofern darunter die Wiederbelebung seines am Kreuze gestorbenen Leibes und dessen Hervorgehen aus dem Grabe verstanden wird, mag allerdings das Urtheil, unbeschadet des christl. Bewußtseins, verschieden ausfallen. Die Thatsache, daß der Gekreuzigte seinen Jüngern wiedererschienen ist, und nicht blos einmal, sondern längere Zeit hindurch bald von einzelnen, bald von mehrern, bald von einer größern Menge von Gläubigen gesehen wurde, ist fester als jedes andere Factum der christl. Urgeschichte verbürgt. Die Erklärung dieser Thatsache, auf welcher das ganze Dasein

der christl. Kirche beruht, fällt der histor. Kritik anheim. Der älteste auf uns gekommene Bericht ist das Zeugniß des Paulus, welcher die ihm auf dem Wege nach Damaskus gewordene Christusvision auf völlig gleiche Linie mit den übrigen Erscheinungen des Auferstandenen stellt (1 Kor. 15, 4—8). Die Auferstehungsberichte der Evangelien, welche ein leibliches Hervorgehen aus dem Grabe bezeugen, sind zwar ein vollgültiges Zeugniß für den Sinn, in welchem schon die apostolische Zeit das Auferstehungswunder verstanden hat, stimmen aber untereinander wenig überein, und während das echte Markusevangelium über die Erscheinungen des Auferstandenen keine nähere Auskunft gibt (der jetzige Schluß von Kap. 16, Vers 9—20 ist unecht), so scheint in den übrigen Berichten die fromme Sage in immer gesteigertem Maße geschäftig zu sein, namentlich auch in dem nach Johannes benannten Evangelium. Die Schwierigkeiten, welche die Auffassung des Auferstehungswunders als eine wiederholte Reihe von Visionen hat, sind wenigstens nicht größer als bei der, von dem Rationalismus und selbst von Schleiermacher empfohlenen Annahme, Christus sei scheintodt gewesen, welche Vorstellung obendrein für das sittlich-religiöse Bewußtsein immer etwas Anstößiges behalten wird. Andererseits wird die Strauß'sche Ansicht, welche die wiederholten Christusvisionen nur als ein subjectives Phantasiegebilde der Jünger faßt, das religiöse Bewußtsein ebenso wenig befriedigen können, und gibt am Ende der Wissenschaft ein nicht viel geringeres Räthsel auf, als wenn man sich mit Weiße, Niedner, Ewald u. a. zu der Annahme einer objectiven Einwirkung der verklärten Persönlichkeit Jesu auf Gemüth und Sinne der Jünger entschließt. Uebrigens muß auch die buchstäbliche Auffassung des Auferstehungswunders jedenfalls zugeben, daß die Gestalt, in welcher der verklärte Herr den Seinen erschien, eine wesentlich andere war als damals, da er noch mitten unter ihnen lehrte und lebte. Immerhin wird indessen der nähere Hergang des wunderbaren Ereignisses geheimnißvoll bleiben, und unbeschadet des christl. Glaubens mögen verschiedene es sich verschieden zurechtlegen, wenn nur die Hauptsache gewahrt bleibt, daß die Jünger auf unzweifelhafte Weise davon überzeugt wurden, ihr Herr sei nicht unter den Todten zu suchen, sondern sei vom Tode zum Leben in verklärter Herrlichkeit hindurchgedrungen.

Auferstehungsmänner (Resurrection-men) nannte man in England diejenigen, welche Leichen ausgruben, um sie an die Anatomie zu verkaufen. Das in England herrschende Vorurtheil gegen das Zergliedernlassen der eigenen Leiche oder der Leichen seiner Angehörigen, und die dadurch erwachsenden Schwierigkeiten, Leichen zu anatom. Arbeiten zu erhalten, erhoben diesen Diebstahl zu einem förmlichen Erwerbszweig; ja nicht selten leisteten die Todtengräber dabei Beihülfe. Der Preis der Leichname stieg mit dem zunehmenden Bedürfniß wissenschaftlicher Forschung und Belehrung von 2—16 Pfd. St., und das unsittliche Gewerbe der Leichenräuberei nahm einen unglaublichen Aufschwung. Besonders plünderten die A. die Gräber der in den Armenhäusern Verstorbenen, weil diese weniger tief waren und keine Aufsicht hatten. Die Aussicht auf Gewinn reizte sogar zu Mordthaten. (S. Burke.) Ein eigenes Gesetz legte endlich eine 6—12 monatliche Gefängnißstrafe auf den Leichenraub. Wirksamer war es, daß 1828 eine Parlamentsacte die Ablieferung der in den Armenhäusern und Gefängnissen Verstorbenen an die anatom. Säle erlaubte, insofern dieselben nicht von den Verwandten reclamirt würden. Seitdem verminderten sich die Verbrechen dieser Art. Doch hat noch 1831 ein gewisser Bishop zu London Kinder geraubt, um sie zu ermorden und die Leichname an die jungen Aerzte zu verkaufen.

Auffassung der Lebenserfahrungen durch die Sinne ist ein Vorgang, welcher mehrere wohl zu unterscheidende Acte zu erkennen gibt, unter denen Kant die Apprehension, Apperception und Recognition hervorhebt. Apprehension oder einfache Perception ist jede Ergreifung eines neuen Empfindungsinhalts durch das geöffnete Sinnorgan, während Apperception (s. d.) die Bearbeitung dieses Inhalts zu Begriffen bezeichnet, welche nicht schon mit der Perception als solcher gegeben ist, sondern von der Thätigkeit eines besondern Agens, der Bewußtsein erzeugenden Aufmerksamkeit, abhängt. Daher ist die einfache Perception (Apprehension) eines neuen Empfindungsinhalts auch wol ohne Bewußtsein möglich, wie z. B. beim geläufigen Lesen nur die Zusammenstellung der Wörter, nicht aber die (vielleicht misrathene) Form jedes einzelnen Buchstaben zum Bewußtsein gelangt. Dagegen setzt die Recognition, als die Wiedererkennung eines bereits wahrgenommenen Gegenstandes in dem neu von ihm gewonnenen Wahrnehmungsbilde, ebenfalls Bewußtsein und Aufmerksamkeit voraus. Daher hebt mit dem Aufmerken auch allererst ein Gedächtniß an, sodaß an den Graden des Gedächtnisses die Grade des Aufmerkens und der Apperception gemessen werden können. Thiere mit bloßen Perceptionen oder sinnlichen Auffassungen ohne Aufmerksamkeit können daher nur Wesen ohne alles

Gedächtniß, und folglich auch ohne alles Bewußtsein, obschon mit Sinnempfindungen versehen, darstellen. Der Kant'sche Gesammtausdruck für alle bei der A. neuer Empfindungsbilder vorkommende Vorgänge ist Wahrnehmung.

Auffenberg (Jos., Freiherr von), dramatischer Dichter, geb. 25. Aug. 1798 zu Freiburg im Breisgau, zeigte früh schon Neigung zur Dichtkunst, die sein Vater, fürstl. fürstenbergischer Hofmarschall, anfänglich zu unterdrücken suchte. 1813 bezog A. die Universität zu Freiburg, um sich der Jurisprudenz zu widmen, verließ jedoch 1815 die Stadt heimlich, um mit einem Freunde nach Griechenland zu wandern. Beide durchwanderten mittellos Oberitalien, kehrten aber in kläglichem Zustande wieder in die Heimat zurück. A. trat in das österr. Militär, faßte aber alsbald, bei einem Besuche in Wien, den Entschluß, sich ganz der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Sein Trauerspiel «Pizarro» wurde zwar von dem Hofburgtheater zurückgewiesen; doch ermunterte ihn Schreyvogel durch den Ausspruch, daß die Tragödie Talent verrathe. Nachdem er auf Wunsch seiner Aeltern nach Baden zurückgekehrt, trat er als Lieutenant in die bad. Reitergarde und vollendete inzwischen ein zweites Trauerspiel: «Die Spartaner oder Xerxes in Griechenland». Rasch folgten sich nun zahlreiche Stücke, deren mehrere, besonders «Ludwig XI. in Peronne», «Das böse Haus» und «Der Löwe von Kurdistan», auch außerhalb Karlsruhe mit Beifall aufgeführt wurden. Seit 1822 bei dem Hoftheatercomité in Karlsruhe angestellt und bald darauf zum Präsidenten desselben ernannt, unternahm er, nachdem das Comité aufgelöst worden, 1832 eine Reise nach Spanien. Hier wurde er bei Valencia, auf einem abendlichen Spaziergange, dicht am Thore der Stadt, von Räubern angefallen und blieb, nach verzweifelter Gegenwehr, mit 23 Wunden bedeckt liegen. Man nahm ihn in das Hospital del Cid zu Valencia auf, wo er, von weiblichen Religiosen sorgsam gepflegt, allmählich genas. Die Beschreibung jener Reise unter dem Titel «Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova» (Lpz. u. Stuttg. 1835) ist reich an Stoff und enthält ein frisches Bild des span. Volkslebens. In seinen Dramen, 24 an der Zahl, zeigt sich A. als Romantiker, der mit Geschick die Stoffe aus den verschiedensten Zeiten und Ländern zu wählen weiß. Besonders hervorzuheben ist sein großes dramatisches Gedicht «Alhambra» (3 Bde., Karlsr. 1829—30). Seine Poesien lassen zwar alle künstlerische Einheit der Composition, scharfe Zeichnung der Charaktere und harmonisches Maß im Erguß der Phantasie vermissen, zeichnen sich aber durch fließende, oft sehr glückliche Diction und einen eigenthümlichen Schwung aus. In seiner spätern Lebenszeit gelangte nichts mehr von ihm in die Oeffentlichkeit, doch veranstaltete er die Herausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» (20 Bde., Siegen u. Wiesb. 1843—45; 2. Aufl., 21 Bde., 1846; 3. Aufl., 22 Bde., 1855) sowie auch eine Auswahl seiner Schriften (Wiesb. 1850—51). Er starb als bad. Hofmarschall 25. Dec. 1857. In seinem Testamente setzte er das erwähnte Kloster del Cid zum Erben seiner Hinterlassenschaft ein.

Aufführung nennt man vorzugsweise die Darstellung größerer, auf das Zusammengreifen vieler, theils massenhaft, theils einzeln wirkender Kräfte berechneter Tonwerke, z. B. Oratorien, Opern, Symphonien u. dgl. Für kleinere oder solche Compositionen, welche von einer oder von wenigen einzelnen Personen zur Darstellung gebracht werden, bedient man sich der Ausdrücke ausführen oder vortragen. Eine A. wird um so schwieriger und ihr Gelingen um so unberechenbarer sein, je höher die Zahl der Kräfte steigt, an deren Zusammenwirken dieselbe gebunden ist. Das Erfassen des poetischen oder auch nur formellen Charakters des Werks ist aus den einzelnen ausgesetzten Stimmen nicht, sondern nur aus der Partitur möglich, zunächst als Sache des Dirigenten. Doch wird nicht eher eine vollkommene Ausführung möglich sein, als bis allen Mitwirkenden ein Bild von der Gesammtwirkung im Geiste vorschwebt. Sie auf diesen Standpunkt zu bringen, liegt dem Dirigenten in den Proben ob, deren Zahl von der Schwierigkeit des Werks im Verhältniß zur technischen Fertigkeit und der größern oder geringern Anzahl der Mitwirkenden abhängt. Je größer die letztere ist, desto nöthiger wird es, daß dem Hauptleiter Gehülfen zur Seite stehen, die die Anführung einzelner Abtheilungen übernehmen. Vor allem ist ein tüchtiger Concertmeister für die Instrumentalpartie, und ein Chordirector für die Gesangmasse nöthig. Außerdem wird bei sehr großen Aufführungen an den einzelnen Chor- und den mehrfach besetzten Instrumentalstimmen noch die Thätigkeit von Chorführern und Vorspielern erforderlich, die, wie jene beiden, mit dem Hauptdirigenten nach vorgängiger Uebereinkunft wirken und daher schon wenigstens eine vorläufige Idee des Ganzen haben müssen. Die Musikaufführungen sind in neuerer Zeit oft, was die Masse der aufgebotenen Kräfte betrifft, bis zum Kolossalen gesteigert worden. Daß indeß eine in allen Theilen abgerundete Darstellung eines Werks von einer mäßigen Zahl zu-

sammen eingespielter und an ihren Director gewöhnter Musiker weit eher möglich, ja daß damit selbst eine kräftigere, entschiedenere Massenwirkung zu erzielen ist als mit einer großen aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Masse unter ungewohnter, wenn auch noch so guter Leitung, hat die Erfahrung gelehrt. — Die A. eines dramatischen Werkes unterliegt im wesentlichen denselben Bedingungen. Wie dort der Dirigent aus der Partitur, so soll der Regisseur aus dem Gedichte sich den Totaleindruck des Werkes, den es hervorbringen muß, im voraus lebendig machen, diese Anschauung den Mitwirkenden mittheilen und ihre Gesammtthätigkeit dafür vereinen. Wie bei der musikalischen A., ist bei der dramatischen die übereinstimmende Genauigkeit erste Bedingung. Wie dort kein Instrument, keine Singstimme aus dem allgemeinen Charakter des Werkes fallen oder sich einzeln geltend machen darf, wie in der Musik Rhythmus und Tempo von allen gleichmäßig beobachtet, piano und forte gehalten, jedes crescendo und decrescendo übereinstimmend ausgeführt werden muß, so soll es auch bei der dramatischen A. sein, deren Wirkung von denselben Momenten abhängt. Freilich ist dies bei musikalischen A. leichter, weil die Partitur bestimmte Vorschriften gibt, deren Beobachtung der Dirigent nur durchzusetzen hat, während für die dramatische Darstellung alle Effecte erst gefunden und nach besondern Bedingungen ausgebildet werden müssen. Nichtsdestoweniger behalten musikalische und dramatische A. ihre Grundverwandtschaft, und derjenige Regisseur wird der beste sein, der seine Function bis zu solcher Gewalt über den Totaleffect ausdehnt, welche dem Musikdirigenten eingeräumt ist. Es versteht sich, daß damit die Selbständigkeit der einzelnen Darsteller keineswegs unterdrückt werden darf; aber beschränkt, um der Totalwirkung willen, soll sie allerdings werden. Die hervorragenden Rollen sind an jeder betreffenden Stelle als obligate Instrumente zu betrachten, deren Vortrag dem Virtuosen überlassen bleibt, deren hervorleuchtende Wirkungen der Dirigent sogar sorgfältig zu fördern hat, indem er die begleitenden Instrumente in bescheidener Unterordnung hält, die aber gleichwol die Willkür ihrer Effecte immer dem obersten Gesetze der A. unterordnen müssen, der harmonischen Uebereinstimmung aller Theile in Geist und Form.

Auffütterung der Kinder. Das einzige dem Kinde im Säuglingsalter angemessene Nahrungsmittel ist die Milch, vorzugsweise die frisch abgesonderte Mutter- und Ammenmilch. Ist man genöthigt, das Kind ohne Brust aufzuziehen, so bleibt nur die Kuhmilch übrig, die aber freilich für diesen Zweck mehrfache Unvollkommenheiten aufweist: 1) sie ist oft schlecht oder ungleich infolge der Fütterung; 2) sie ist für das Kind zu reich an einem gerinnbaren, dann klumpig und schwer verdaulich werdenden Käsestoffe; 3) sie verliert schon nach kurzem Stehen ihre Alkalescenz und wird immer sauerer. Gegen diese Nachtheile gibt es folgende Mittel. Man nehme die Milch nur von einer bestimmten, gesunden, in einem reinlichen, luftigen Stalle befindlichen und mit zweckmäßigem Futter (besonders mit Heu) regelmäßig gefütterten Kuh, am liebsten aber von einer solchen, die auf die Weide getrieben wird. Man koche die Milch sofort ab und vertheile sie gleich darauf in so viel kleine Flaschen oder andere Behälter aus Glas oder Steingut, als das Kind im Tage Mahlzeiten halten soll. Diese Gefäße verschließe man sofort luftdicht. So oft das Kind trinken soll, wird ein neues Fläschchen geöffnet; nie aber darf alte Milch, die länger mit der Luft in Berührung gewesen ist, gegeben werden. Im ersten Monat setzt man guter Milch die gleiche Menge abgekochten Wassers, im zweiten und dritten ein Drittel, im vierten ein Viertel, später kein Wasser mehr zu. Am besten wird dies Wasser gleich heiß zugesetzt, damit die Milch die nöthige Wärme (28—29° R.) erhalte. Reste dürfen nicht wieder aufgewärmt werden. Ist die Milch nicht alkalisch genug, so kann man einige Tropfen einer Sodalösung zusetzen (z. B. aus 1 Theil gewöhnlicher Soda und 8 Theilen Wasser bereitet). Alle Flaschen, die Saugflaschen, Schwämme und andere Geräthe, welche mit der Milch in Berührung gewesen, müssen immer sorgsam gereinigt werden. Sehr vortheilhaft ist es, der Milch etwas Milchzucker (etwa 1 Theelöffel auf die Mahlzeit) zuzusetzen, weil die Kuhmilch an diesem Stoffe ärmer ist als die Muttermilch. Neigt das Kind zu Durchfällen, so kann man präparirte Austernschalen ($1/2$—1 Theelöffel auf die Kanne Milch) hinzufügen und statt des Wassers Eichelkaffee oder Fenchelthee zur Verdünnung benutzen, welcher auch bei Erbrechen und Kolikschmerzen sehr zweckmäßig ist. Bei anhaltendem Durchfalle ist der Zusatz von Hafergrützschleim, Salep oder Gummilösung statt des Wassers zweckmäßig. Die Menge der nöthigen Milch läßt sich nicht leicht bestimmen; anfangs wird eine Tasse für die Mahlzeit genügen. Später rechnet man auf den ganzen Tag etwa eine Kanne. Anfangs kann man alle $1\,1/2$—2 St. die Flasche reichen, später nur 3stündlich und nachts noch seltener. Eine strenge Ordnung in dieser Hinsicht ist für das Gedeihen des Kindes höchst wichtig. Im ersten Halb-

jahre darf man nur die Ziehflasche reichen, weil aus der Tasse die Kinder zu rasch trinken und deshalb das Genossene leicht wieder ausbrechen. Außerdem wird durch das Saugen an der Flasche die Absonderung des Speichels begünstigt, welcher für die Verdauung von Wichtigkeit ist. Das Saughütchen von Gummi muß sehr rein gehalten und öfters erneuert werden. Wo immer möglich, soll das Kind wenigstens in den ersten Tagen nur von der Brust trinken und ihm auch dann noch einige Zeit wenigstens einigemal die Brust neben der Flasche gereicht werden. Erst nach Ablauf des sechsten Monats darf dem Kinde, vorausgesetzt, daß es die Milch bis dahin gut vertragen hat, Milch- oder mehlige Suppe, oder ein mit Milch oder Fleischbrühe zubereiteter Brei gegeben werden. Gegen Ende des ersten Jahres sind dann auch leichte Eierspeisen erlaubt; daneben soll aber immer noch Milch gereicht werden. Ein vollständiges Ersatzmittel der Milch gibt es für Kinder nicht; gleichwol muß man zu einem solchen greifen, wenn die Milch durchaus nicht vertragen wird oder das Kind die Milch zwar verträgt, aber nicht dabei gedeiht. Ehe man jedoch die Milch aufgibt, versuche man erst, ob nicht Zusätze zu derselben oder die Milch einer andern Kuh dem Kinde dienlich sind. Außer den schon genannten Zusätzen ist noch der echte Sago, Salep, Reismehl, gerösteter Reis oder dergleichen Gräupchen, durchgebackener Zwieback und Semmelrinde zu nennen. Arrowroot ist selten unverfälscht zu haben. Wird die Milch gar nicht vertragen, so werden die erwähnten Stoffe statt mit Milch mit Fleischbrühe oder Eiwasser zubereitet. Die Zubereitung muß mit größter Reinlichkeit geschehen und die Nahrung immer frisch sein; Gestandenes darf dem Kinde nicht gereicht werden. Butter darf gar nicht, Zucker nur wenig verwendet werden. Von dem echten Arrowroot oder dem auf gelind erhitzten Platten gerösteten Reismehl werden 1—2, von Salep nur 1 Theelöffel in 3—4 Eßlöffel kalten Wassers gelöst, die Lösung mit 4 Tassen heißen Wassers übergossen und über dem Feuer aufwellen gelassen. 1 Theil der Abkochung wird dann mit 1—2 Theilen Milch vermischt und jedesmal frisch dem Kinde gegeben. Durchgebackener Zwieback oder Semmelrinde wird einige Stunden in reinem Wasser erweicht, in reiner Leinwand ausgepreßt und mit Milch oder Fleischbrühe zu einem dünnen Brei aufgebrüht. Neben dem Brei wird den Kindern, besonders im ersten Halbjahr, noch Reis- oder Gerstenwasser gegeben. Reis oder Gerste werden zu dem Zwecke hellbraun geröstet, zerstoßen, mit Wasser abgekocht und die Flüssigkeit durchgeseiht. Zu einer Tasse braucht man etwa 1 Theelöffel des Pulvers. Die Flüssigkeit säuert leicht und muß deshalb stets frisch sein.

Aufgabe oder **Problem** heißt in der Mathematik eine Frage, wie irgendetwas Unbekanntes aus gegebenen Größen oder Bestimmungen gefunden werden kann: z. B. wie durch drei gegebene Punkte ein Kreis beschrieben werden kann. Die Antwort darauf nennt man **Auflösung**. Jede A., deren Auflösung möglich ist, kann bestimmt oder unbestimmt sein. Bestimmt heißt sie, wenn sie nur auf eine oder einige, der Anzahl nach bestimmte Arten aufgelöst werden kann. Unbestimmt heißt eine A., wenn sie unzählige Auflösungen zuläßt; dies ist dann der Fall, wenn die zur Auflösung nöthigen Bestimmungen in ungenügender Anzahl vorhanden sind. In der Algebra ist eine A. bestimmt, wenn ebenso viele voneinander unabhängige und einander nicht widersprechende Gleichungen als unbekannte Größen vorhanden sind. Sind weniger Gleichungen vorhanden, so ist die A. unbestimmt; sind aber mehr Gleichungen vorhanden, so ist sie überbestimmt und ihre Auflösung in der Regel unmöglich. Auch in der Geometrie kann der letztere Fall vorkommen: z. B. wenn verlangt wird, durch vier gegebene Punkte einen Kreis zu beschreiben, was nur unter einer bestimmten Voraussetzung möglich, in der großen Mehrzahl der Fälle aber unmöglich ist. — Jede **geometrische** A. verlangt, daß irgendeine Raumgröße construirt werden soll, welche bestimmte, ausdrücklich verlangte Eigenschaften hat. Der Satz, welcher dieses Verlangen ausspricht, heißt eine A. im engern Sinne. Dieselbe hat wieder zwei Hauptbestandtheile, von denen der erste ausspricht, was construirt werden soll, der zweite die Bedingungen und Bestimmungen angibt, unter oder aus denen das Gesuchte gefunden werden soll. Die A. im weitern Sinne enthält außer der eigentlichen A. noch drei Hauptbestandtheile: die Auflösung oder Construction, welche angibt, auf welche Weise das Gesuchte gefunden werden kann; den Beweis, welcher die Richtigkeit der Construction darthut; die Determination, welche angibt, unter welchen nähern Bedingungen und auf wievielerlei Arten die A. gelöst werden kann. Bei den einfachern A. kann dieser letztere Theil auch wegfallen. Hierzu kommt jedoch bei der analytischen Behandlung geometrischer A. noch ein der Construction vorausgehender Bestandtheil: die Analysis oder die Aufsuchung des Wegs, auf welchem eine A. construirt werden kann. Wo diese Analysis fehlt, ist die A. in Verbindung mit der darauffolgenden Auflösung nur der Form nach von einem Lehrsatze verschieden.

Aufgang der Sterne heißt das Hervortreten derselben über den Horizont oder in die uns sichtbare Hälfte des Himmels, was an der Ost- und Morgenseite des Horizonts stattfindet. Infolge der Kugelgestalt der Erde ist dieser Aufgang an verschiedenen Orten sehr verschieden. Unter dem Aequator gehen alle Sterne, und zwar senkrecht gegen den Horizont, auf und unter. Zwischen dem Aequator und den Polen gehen die Sterne in einer schiefen Lage gegen den Horizont auf und unter; aber ein Theil derselben, und zwar ein desto größerer, je mehr man sich dem einen oder dem andern Pole nähert, geht gar nicht mehr auf, oder bleibt immer unter dem Horizonte, während ein anderer Theil immer über dem Horizonte bleibt. Für Bewohner der Pole endlich geht kein Stern mehr auf und unter, sondern sie beschreiben alle dem Horizont (in welchen für die Polbewohner der Himmelsäquator fällt) parallele Kreise; aber an jedem Pole ist eben deshalb nur die eine Hälfte des Himmels (am Nordpol die nördliche, am Südpol die südliche) sichtbar. Ist die Poldistanz eines Sterns (sichtbare Entfernung des Sterns von dem Pole des Aequators) gleich der geogr. Breite des Orts, so geht der Stern nicht mehr auf und unter, sondern bleibt immerfort sichtbar oder über dem Horizonte, und berührt denselben nur in seiner untern Culmination. Ist die Poldistanz kleiner als die geogr. Breite, so erreicht der Stern den Horizont nicht und ist daher immer über demselben oder immer sichtbar, wie dies bei uns für die dem Nordpole nahen Sterne der Fall. Ist die Poldistanz des Sterns größer als die geogr. Breite, aber doch kleiner als die Ergänzung derselben zu 180 Grad, so geht der Stern auf und unter, bleibt aber desto längere Zeit sichtbar, je näher er dem Nordpole oder, für die südl. Halbkugel, dem Südpole steht. Ein Stern, dessen Entfernung vom unsichtbaren Pole (bei uns also vom Südpole) der geogr. Breite gleich ist, streift den Horizont, ohne je über ihn emporzukommen. Alle dem unsichtbaren Pole noch näher stehenden Sterne gehen gar nicht mehr auf, sondern sind für diese Breite immer unsichtbar, wie dies bei uns für die dem Südpole nahestehenden Sterne der Fall ist. Zur Berechnung des Auf- und Untergangs aller Sterne hat man eigene Tafeln. Vgl. Littrow, «Kalendariographie» (Wien 1828). — Bei den alten Schriftstellern kommt das Wort Aufgang von den Gestirnen (Fixsternen) oft in einer ganz andern Bedeutung vor, und da diese Aufgänge namentlich bei Dichtern (Hesiod, Virgil u. s. w.) erwähnt werden, so nennt man sie die poetischen Aufgänge der Gestirne. Diese Aufgänge sowie die ihnen entsprechenden Untergänge betreffen drei verschiedene Erscheinungen, und werden daher durch folgende Benennungen unterschieden: 1) Der heliakische Aufgang findet statt, wenn ein Stern zuerst wieder aus den Sonnenstrahlen hervortritt, d. h. zuerst lange genug vor der Sonne aufgeht, um in der Morgendämmerung noch sichtbar zu werden. Ebenso bezeichnet der heliakische Untergang den Zeitpunkt, wo ein Stern in den Sonnenstrahlen verschwindet, d. h. so kurze Zeit nach der Sonne untergeht, daß er der Dämmerung wegen gar nicht mehr gesehen werden kann. Der erstere Fall tritt immer einige Zeit später als der letztere ein, und in der Zwischenzeit ist der Stern ganz unsichtbar, weil er nur am Tage, also zu einer Zeit, wo er des Glanzes der Sonne wegen nicht gesehen werden kann, am Himmel steht. 2) Der kosmische Aufgang (Untergang) findet statt, wenn ein Stern zu derselben Zeit aufgeht (untergeht), wo die Sonne aufgeht. 3) Der akronyktische Aufgang (Untergang) tritt ein, wenn ein Stern aufgeht (untergeht), indem die Sonne untergeht. Die Tage der beiden letzten Auf- und Untergänge können sehr leicht, wenigstens ungefähr, für einen gegebenen Ort und Stern mittels eines Himmelsglobus gefunden werden. Die so erhaltenen Bestimmungen sind aber mit den Angaben der Alten, wegen der in der Lage der Himmelspole unter den Sternen eingetretenen Veränderung, nicht mehr ganz übereinstimmend. Für Leipzig findet z. B. der kosmische Aufgang und Untergang des Sirius ungefähr 8. Aug. und 17. Nov., der heliakische Auf- und Untergang 23. Aug. und 27. April, der akronyktische Auf- und Untergang 8. Febr. und 17. Mai statt.

Aufgebot heißt in militärischer Beziehung das Aufrufen der ganzen Wehrkraft eines Volks zum Schutze des bedrohten Vaterlands. Schon in den ältesten Zeiten findet man Beispiele von der Erhebung ganzer Völker zum Angriffe gegen ein anderes Volk oder zur Vertheidigung der durch andere Völker bedrohten Freiheit. Bei den orient. Völkern, bei den Germanen und Slawen bestand das allgemeine A., auch bei den Celten und den nordischen Stämmen. Im Mittelalter, wo das ganze Kriegswesen in den Händen der Fürsten und des Adels lag, und die Kriege meist mittels der Lehnsfolge und geworbener Soldtruppen geführt wurden, kommen A. seltener vor, und nur die Kriege der Lombarden gegen die deutschen Kaiser, die Volkskriege der Schweizer gegen Oesterreich und Burgund, der Ditmarsen gegen die Dänen sowie die Hussitenkriege führten solche herbei. Mit der Einführung der stehenden Heere verschwanden

die A. der Volksmassen fast gänzlich. In der Französischen Revolution trat diese Erscheinung zum ersten mal wieder auf, indem der franz. Nationalconvent 1793 das ganze Volk zur Rettung des von allen Seiten bedrohten Landes unter die Waffen rief. Der Ausdruck «A. in Masse» (levée en masse) ward bei dieser Gelegenheit in die Sprache aufgenommen. In Oesterreich wurde 1809 ein A. versucht; die Erhebung der Tiroler gegen die Baiern und Franzosen, die der Spanier in ihrem Kampfe gegen Napoleon kann als solches gelten. Großartig erhob sich 1813 in Preußen das Volk nach dem Aufrufe des Königs zum Befreiungskampfe gegen die Fremdherrschaft. Die günstigen Resultate führten nun dahin, eine solche Erhebung des Volks zum voraus zu organisiren; und mit dem Landwehrsystem, welches Preußen seit der Wiederherstellung des Friedens annahm, wurde für künftige Ereignisse die Wehrkraft des Landes ausgebildet und für die verschiedenen Wechselfälle und Bedürfnisse in verschiedene A. (erstes, zweites A. der Landwehr und Landsturm) eingetheilt.

Aufgebot oder **Proclamation** in kirchlicher Beziehung bezeichnet die öffentliche Verkündigung der Brautleute in der Kirche. Nach der ursprünglichen Bedeutung eine Aufforderung der Gemeinde zur Fürbitte für die Verlobten, ist das A. frühzeitig eine kirchenpolizeiliche Maßregel geworden, um durch förmliche Ladung aller derer, welche gegen das Vorhaben der Verlobten einen gegründeten Einspruch zu machen haben, etwaige Ehehindernisse an den Tag zu bringen. Das A. hat in dieser Beziehung überall, wo die kirchliche Trauung staatliche Gültigkeit besitzt, eine bürgerliche Seite und tritt an die Stelle der sog. Edictalien (s. d.). In der alten christl. Kirche fand nachweislich nur eine Ankündigung der Ehe beim Bischof statt, die sehr wahrscheinlich schon früh der Gemeinde mitgetheilt wurde. Die fränk. Capitulare bestimmen sogar gesetzlich, daß Priester und Gemeinde vor Einsegnung der Ehe die etwaigen Hindernisse derselben zu durchforschen haben. Erst auf dem zweiten lateranensischen Concil, 1139, wurde die jetzt gewöhnliche kirchliche Proclamation zum Gesetz erhoben und als solches auf dem vierten Lateranconcil 1215 bestätigt. Die Kirchenversammlung zu Trient bestimmte, daß in der Regel jeder Trauung eine dreimalige Proclamation an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen vorhergehen müsse. Kommen durch Einsprachen Ehehindernisse zu Tage, so wird die Proclamation aufgeschoben, bis die Hindernisse beseitigt sind. Dauert die Unterbrechung längere Zeit oder liegt zwischen A. und Trauung ein längerer (von den Gesetzgebungen verschieden bestimmter) Zwischenraum, so muß das A. wiederholt werden. Statt des dreimaligen A. kann in gewissen Fällen auf dem Wege des Dispenses ein für allemal aufgeboten werden, und unter ganz besondern Umständen wird sogar das A. ganz nachgesehen, z. B. bei Trauungen auf dem Todtenbett. In der evang. Kirche gelten im wesentlichen dieselben Bestimmungen wie in der katholischen. Das Recht einer theilweisen Dispensation vom A. wird in manchen Ländern von der Staatsbehörde geübt, nicht blos bei den Protestanten, sondern auch, wie in Oesterreich, bei Katholiken. Die Trauung kann, wenigstens nach den meisten Gesetzgebungen, erst erfolgen, wenn der trauende Geistliche die Proclamationsscheine aus allen Kirchen, wo das A. nöthig war, in den Händen hat. Ueber den Ort des A. gilt die Bestimmung, daß sie in der Parochialkirche des Orts stattfinden muß, wo Braut und Bräutigam ihren bleibenden Aufenthalt haben, also bei verschiedenem Wohnorte wenigstens in zwei Kirchen. Doch ist es bei Personen, welche an ihrem Wohnorte kein Heimatsrecht haben oder ihren Wohnsitz öfters zu wechseln pflegen, oft sehr schwierig, den Ort der Proclamation zu bestimmen, und allgemeine Regeln können hierüber, bei der Verschiedenheit der Gesetzgebungen, gar nicht gegeben werden. Bei gemischten Ehen muß das A. natürlich auch, wenn Braut und Bräutigam an demselben Orte zuständig sind, in den Pfarrkirchen beider Confessionstheile geschehen. In Oesterreich wurde früher außerdem verlangt, daß auch der prot. Theil zugleich noch von dem kath. Pfarrgeistlichen seines Wohnorts proclamirt wurde. Diese Bestimmung beruhte auf dem System, daß alle innerhalb eines kath. Pfarrbezirks wohnenden Akatholiken von Rechts wegen in die kath. Kirche gehörten und an sie die Stolgebühren zu entrichten hätten. Die neueste Gesetzgebung hat diesen Misbrauch rechtlich beseitigt, obwol er praktisch noch immer in Uebung steht. In den Ländern, wo die Civilehe eingeführt ist, wird das kirchliche A. durch Bekanntmachungen der bürgerlichen Behörde ersetzt. So kennt der Code Napoléon nur ein zweimaliges bürgerliches A., welches durch Anschlag an der Thür des Gemeindehauses vollzogen wird. Die griech. Kirche kennt das A. nicht, sondern vollzieht nur ihre Verlobungen vor dem Priester und meist öffentlich in der Kirche.

Aufgetriebenheit des Leibes oder **Meteorismus** kann die Folge von Geschwülsten oder von Ansammlung fester, flüssiger oder luftförmiger Stoffe in den natürlichen Höhlen des Bauches sein. Insbesondere kommt hier die übermäßige Anhäufung von Gasen (Tympanitis)

in Betracht, welche entweder in der Bauchhöhle selbst (nach Zerreißung der Darmwand u. s. w.) oder, wie gewöhnlich, im Magen oder Darme (Meteorismus) eintritt. Gestörte Verdauung, der Genuß schwerverdaulicher, blähender Speisen, träger Stuhl und überhaupt alles, was die regelmäßige Fortbewegung des Speisebreies in Magen und Darm oder des Kothes in den untern Darmpartien hemmt, führt leicht zur Gärung oder Fäulniß des Darminhalts und dadurch zu einer starken Entwickelung von Gasen, welche sich um so mehr anhäufen, je schlaffer und kraftloser die Muskulatur der Darmwand oder je schwerer das Hinderniß zu überwinden ist, welches der Fortbewegung des Darminhalts entgegensteht. Daher sind Entzündungen der Därme und des Bauchfells sowie krankhafte Verengerungen oder Verschließungen des Magens oder Darms meist von einem starken Meteorismus begleitet. Außer dem Gefühl von Druck und Spannung im Leibe kann der Meteorismus noch durch die Beeinträchtigung des Athmens sehr lästig werden; nur in seltenen Fällen ist er an sich, meist nur durch das zu Grunde liegende Leiden, gefährlich. Seine Heilung ist vorzugsweise durch Beseitigung der Ursachen zu erstreben. Außerdem leisten die sog. Carminativa, d. h. Pfefferminze, Kamille, Kümmel, Fenchel u. s. w., meist gute, aber nur vorübergehende Dienste, besonders dann, wenn die Ursache des Meteorismus in einer gestörten Innervation der Darmmuskulatur seinen Grund hat, wie dies bei Hysterischen und Hypochondern häufig der Fall ist.

Aufguß, s. Infusion.

Aufgußthierchen, s. Infusorien.

Aufkauf (franz. accaparement) heißt die massenhafte käufliche Erwerbung einer Waare in großen Kreisen der sie erzeugenden Gegenden seitens einzelner Speculanten. Ein solches Vereinigen des Besitzes in wenigen Händen macht zunächst die regelmäßige Mitbewerbung der Verkäufer aufhören und bewirkt eine Steigerung der Preise infolge der bleibenden oder vermehrten Nachfrage. Um dieses willkürliche Heraufschrauben der Preise fern zu halten, war früher in vielen Staaten und Orten der A. solcher Artikel, welche zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehören, namentlich des Getreides, streng verboten. Man ging dabei von dem Gesichtspunkte aus, der Preis dieser Waare verfalle mit dem A. der vollen Willkür der Speculanten und müsse ein wucherhafter werden. Noch heute hört man von manchem diese Ansicht äußern, daß die Aufkäufer die wahren und einzigen Ursachen aller Theuerungen seien, die sich auf Kosten des ganzen Volks, und besonders der ärmern Klassen, bereichern. Eine besonnene Beobachtung der Thatsachen und eine klare volkswirthschaftliche Erkenntniß haben indessen solche Schreckbilder im ganzen verscheucht, und zur Einsicht geführt, daß der A. der wichtigern Lebensbedürfnisse nie in einem wirklich Besorgniß erregenden Grade stattfinden kann, indem gesteigerte Preise die Concurrenz entfernter Gegenden herbeirufen, besonders bei den jetzt so sehr beschleunigten Verbindungen. Man machte andererseits die Erfahrung, daß man mit jenen Verboten den wichtigsten Nerv des Verkehrs, das Kapital, unterband, und gerade den Verkehr, den man frei erhalten wollte, systematisch lähmte. Die Speculanten vermögen durchaus nicht auf einen enormen Preis zu warten. Es sind ihrer zu viele, als daß sie sich zu einer Coalition einigen könnten, und diese müßte auch sogleich unhaltbar werden, wenn bei dem einzelnen die Geldverlegenheit eintritt. Ebenso macht der Umstand, daß zum A. großer Getreidemengen beträchtliches Kapital erforderlich und bei einem Rückschlage des Preises großer Verlust unvermeidlich ist, die Händler stets geneigt, mit mäßigem Gewinn zu verkaufen. Dagegen zieht, wie bemerkt, die Aufkaufsspeculation die erforderliche Waare gerade in Menge dorthin, wo sie gesucht ist, und steuert demnach dem Mangel, wie es manche Hungerjahre gezeigt haben. Die Absicht der Aufkäufer (Accapareurs) ist freilich in den meisten Fällen eine hiervon ganz unabhängige; denn der Aufkäufer will blos den eigenen Gewinn und wünscht womöglich dessen äußerstes Maß, sei es auch unter dem Ruin der Volksmassen. Wie nachtheilig indessen der Mangel an Kapital, welcher nach der Meinung vieler ein Glück sein müßte, oder Aufkaufsverbote dort wirken, wo die vergleichsweise unbemittelte ackerbauende Bevölkerung genöthigt ist, ihre wirklich reichen Ernten gleich nach der Einsammlung zu jedem Preise loszuschlagen, zeigt die dann folgende Preiserniedrigung und die Noth der Producenten. Mit A. verwandt ist der Vorkauf (s. d.) von Lebensmitteln.

Aufklärung ist im allgemeinen derjenige Bildungszustand, in welchem Klarheit, Sicherheit und Unbefangenheit der Ueberzeugungen den Aberglauben und die Verwirrung der Begriffe, dem Culturstande einer jedesmaligen Zeit entsprechend, fern halten. Der Ausdruck bezieht sich jedoch vorzugsweise auf religiöse Bildung, da sich auf dem Gebiete der Religion zu allen Zeiten Aberglauben und Verwirrung theils vornehmlich geltend machten, theils besonders empfunden

wurden. Insofern die Freiheit von Vorurtheilen und die Klarheit der Begriffserfassung an sich etwas unleugbar Gutes ist, muß auch A. sowol für den einzelnen als für die Gesammtheit eines Volks wünschenswerth, ja selbst nothwendig erscheinen. Absichtliche Verdummung des Volks, wie sie oft von der Hierarchie, von dem Staate und zwischen polit. Parteien angestrebt worden, ist Verrath an dem Wohle des Volks. Es folgt hieraus nothwendig krankhafte Verbildung in staatlicher und religiöser Hinsicht, und somit früher oder später hindurchdringender Antrieb zur gewaltsamen Erhebung des Selbständigkeit suchenden Volksbewußtseins, das immer nur bis auf einen gewissen Grad und auf eine gewisse Zeit unterdrückt werden kann, aber dann desto roher, zerstörender wirkt, je frecher die Willkürgewalt die Rechte des allgemeinen Bewußtseins mit Füßen trat. Deshalb, und weil zugleich die Wissenschaft niemals stillsteht, vielmehr nach einer gewissen Reife ihrer im engern Kreise zusammengehaltenen Thätigkeit die Resultate und wesentlichen Ideen, selbst unwillkürlich, in das Volksleben übergehen läßt, gibt es im strengsten Sinne des Worts keine höhere Aufgabe für Staat und Kirche, als durch Aufwenden aller Mittel, durch Herbeiziehen der Männer der Wissenschaft und der aufgeklärten Praxis an Universitäten, Schulen und verwandten Institutionen, für die Hebung der Volksbildung und A. zu sorgen. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß hier auch mit Vorsicht zu Werke gegangen werden muß. Schon die öffentliche Meinung war gegen diejenige A. mit großer Bestimmtheit eingenommen, welche als sog. Vulgärrationalismus besonders seit der Mitte des 18. bis in das erste Viertel des 19. Jahrh. das Volksbewußtsein zu beherrschen suchte. Der Grund davon lag in dem Charakter dieses Rationalismus oder der Aufklärungspartei selbst, wonach alles, auch die tiefsten Wahrheiten und geheimsten Gemüthsbewegungen, für den trockenen, kalten Verstandesbegriff zerlegt, definirt, verflacht und vereinseitigt, und die speculativen Grundwahrheiten der positiven Religion auf unbegriffene Worte und geist- und leblose Moral zurückgeführt werden sollten. Die Philosophie selbst hat sich gegen diese Aufklärerei ohne Gehalt und Lebenskern erklärt, obgleich die Philosophie als Wissenschaft die vollste Freiheit der Ueberzeugung principiell für sich in Anspruch nehmen muß. Andererseits hat sich auch in den Besten und Verständigsten gleichzeitig die Ueberzeugung geltend gemacht, daß, so verderblich gemüthlose Verstandeskrämerei und bloßes Begriffsspalten ist, ebenso auch blinde Hingabe an ungeprüfte und unerlebte Autorität, mystische Verworrenheit und hochmüthig-exclusive Glaubenstyrannei zum Verderben gereicht. Die Aufgabe unserer Zeit bleibt es vielmehr, den ganzen Umfang menschlicher Geisteskraft, also nicht blos den Verstand oder einseitig das zur Schwärmerei und zur Willkür geneigte Gemüth, auszubilden. Bei dieser Rücksicht auf den ganzen Menschen nur kann wahre A. erreicht und segensreich werden.

Aufkündigung, s. Kündigung.

Auflage nennt man erstens den von der öffentlichen Gewalt ausgehenden Befehl, gewisse Leistungen zu machen; in Rücksicht auf diese Form der Forderung heißen die Steuern A. Ferner bezeichnet A. die von einer Druckschrift mit demselben Satze gemachten Abdrücke, resp. die Gesammtzahl derselben. Diese Zahl wird in der Regel durch den Contract bestimmt, welchen der Verfasser mit dem Verleger abschließt. Von der richtigen Beurtheilung der Höhe der A. nach dem Bedarf des Publikums hängt zum Theil das Gelingen einer buchhändlerischen Unternehmung, auch der für die Schrift zu stellende Preis ab. In jurist. Hinsicht ist die Frage besonders wichtig, inwieweit dem Verleger das Recht zustehe, eine neue A. des bei ihm erschienenen Buches zu machen. Die Lehrer des gemeinen Rechts machen zum größern Theil dieses Recht von der Einwilligung des Verfassers abhängig, wogegen sie wiederum den Verfasser für verpflichtet halten, vor dem Vergriffensein der ersten A. keine neue A. bei einem andern Verleger zu veranstalten. In gleichem Sinne sprechen sich die bedeutendsten neuern deutschen Gesetze (das preußische von 1837, das sächsische von 1844 u. a.) aus. Zwischen Auflage und Ausgabe stellen Schriftsteller und Gesetze verschiedene, jedoch immer mehr oder weniger willkürliche Unterscheidungen auf. Die gangbarste ist, daß bei neuen Auflagen das ganze Werk wieder gedruckt, bei weitern Ausgaben dagegen blos ein neuer Titel vorgesetzt und das Buch wieder versendet wird. (S. Autor und Literarisches Eigenthum.)

Auflassung (resignatio dominii judicialis) ist die öffentliche Erklärung des Eigenthümers einer beweglichen Sache, daß er sein Recht auf einen bestimmten Andern übertrage. Sie erfolgt im Mittelalter vor versammelter Gerichtsgemeinde, weiterhin aber nur vor dem Richter, und es wird dadurch die nach deutschen Rechten erforderliche offenkundige Erwerbung des vollen Grundeigenthums durch gerichtliche Einweisung (Investitur, Lehnsreichung) eingeleitet.

Auflauf, s. Aufruhr.

Auflegung der Hände, bei den spätern Juden Semicha genannt, eine alte, weitverbreitete religiöse Sitte, als Symbol göttlicher Weihe, da die Hand das dem Menschen gewöhnlichste Organ der Mittheilung, und ihre gewöhnliche Bewegung von oben nach unten, vom Himmel zur Erde herab auf den zu Segnenden, eine sehr natürliche und bezeichnende für den Segensprechenden ist. Durch Auflegen der Hände bestellten die Griechen ihre Beamten, erklärten die Römer ihre Sklaven für frei, ertheilten die Patriarchen der Israeliten und überhaupt die Väter ihren Kindern den Segen, weihte Moses den Josua zu seinem Nachfolger und die spätere jüd. Sitte die öffentlich bestellten Lehrer des Volks. Auch die Opferthiere pflegten sowol bei den Juden wie bei den Heiden durch Handauflegung, unter Gebet und andern Formeln der Anwünschung, je nach der Absicht des Opfers, geweiht zu werden. Nach diesen Vorangängen ist die Handauflegung auch im Christenthum zur Anwendung gekommen. Christus segnete (z. B. die Kinder) und heilte unter Auflegung der Hand, und die Apostel bedienten sich zur Weihe und Heilung derselben Form. So wird die Auflegung der Hand auch in der prot. Kirche bei der Sprechung des Segens nach der Predigt, bei der Absolution, bei der Confirmation der Kinder, bei der Ordination der Geistlichen und bei Einsegnung der Sterbenden zur Anwendung gebracht. Namentlich hat sie in der kath. Kirche im Sakrament der Firmelung (s. d.) unter dem Namen der impositio manuum (d. h. Auflegung der Hände) eine besondere höhere Bedeutung.

Aufliegen (decubitus) nennt man das Entzündet-, Wund- und Geschwürigwerden solcher Hautstellen, welche bei anhaltender Bettlägerigkeit fortwährend einem Druck der Matratze oder Unterbetten u. s. w. ausgesetzt sind. Diese Stellen sind besonders das Kreuzbein, die Hüftknochen, dann die Schulterblätter und einzelne Wirbel. Befördert wird das A. einestheils durch große Hinfälligkeit, Unbehülflichkeit, auch Betäubung des Kranken, anderntheils durch Verunreinigung seines Lagers (durch Urin, Koth, Schweiß, Jauche u. s. w.), durch im Bettuch sich ansammelnde Krümchen und Körnchen, durch Falten und Nähte desselben u. dgl. m. Man verhütet das A., indem man tagtäglich für ein gutes Lager sorgt, die Matratzen und Bettücher fleißig wechselt, unter dem faltenlos ausgebreiteten Bettuch ein glattes Wachstuch oder Reh- oder Gemsenfell ausbreitet, fleißig am Rücken und Kreuz des Patienten nachsieht und die bedrohten oder schon gerötheten Stellen mit kaltem Wasser, Essigwasser oder frischem Citronensaft abwäscht u. s. w. Bei höherm Grade des Uebels sorge man dafür, daß die gedrückte Stelle in einem gepolsterten Ringe oder einem durchlöcherten Luftkissen (von Kautschuk) völlig frei liege und wundärztlich verbunden werde. Neuerdings empfiehlt man zur Verhütung dieses Uebels die Hooper'schen Wasserkissen (aus Kautschuk), ebenso die Arnott'schen Wasserbetten und die Luke'schen Kautschukringbetten, deren Gurte durch Kautschukringe an den Rahmen befestigt sind.

Auflösende Mittel oder Resolventia nennt man in der Medicin solche Heilmittel, welche bewirken, daß krankhaft abgelagerte Stoffe oder auch unbrauchbar gewordene Gewebtheile des Körpers in flüssigen Zustand und so wieder ins Blut übergehen, um dann den Ausscheidungsorganen zugeführt zu werden. Zu diesem Zweck dienen unter anderm die Wärme (besonders die feuchte) und das Wasser in seinen verschiedenen Gestalten (als kaltes und warmes, als chemisch-reines, Quell- oder Mineralwasser), von Arzneimitteln die Alkalien, viele Salze derselben, manche Säuren (besonders Essigsäure), einige Metalle (Quecksilber und Spießglanzmittel), eine große Anzahl Pflanzenmittel u. s. w. Durch schmale Diät und geeignete (gymnastische) Körperbewegungen wird die auflösende Behandlung sehr gefördert.

Auflösung oder Solution ist ein Vorgang, durch welchen irgendein Körper, sei er fest, flüssig oder gasförmig, sich mit einer Flüssigkeit in der Art verbindet, daß ein gleichartiges Ganze gebildet wird. Wird ein fester Körper, z. B. Zucker, Kochsalz, Glaubersalz, Alaun u. s. w., in Wasser aufgelöst, so vermindert sich seine Cohäsion, und er geht in den flüssigen Zustand über. Die A. ist also gewissermaßen ein Schmelzen auf nassem Wege; denn wie bei schmelzenden Körpern Wärme gebunden wird, welche sich dem Gefühl entzieht und keine Wirkung mehr auf das Thermometer äußert, so ist es auch hier der Fall. Löst man ein leichtlösliches Salz in möglichst feinzerriebenem Zustande rasch im Wasser auf, so sinkt die Temperatur der Flüssigkeit bedeutend, weil das Salz, um aus dem festen in den flüssigen Zustand überzugehen, eine große Quantität Wärme bindet (s. Latente Wärme) und diese der Flüssigkeit entzieht. Auf solche Weise kann man eine sehr niedrige Temperatur erzeugen, die oft viele Grade unter den Gefrierpunkt sinkt, wie bei der A. des salpetersauren Ammoniaks. Man gebraucht daher dies Salz zur künstlichen Eisbereitung. Löst man dagegen ein Gas in Wasser,

so wird es gewissermaßen auch flüssig, und da die Gase mehr Wärme gebunden enthalten als die Flüssigkeiten, so muß bei dem Vorgange Wärme frei werden. In der That erhitzt sich auch Wasser, welches Salzsäuregas absorbirt, außerordentlich. Ebenso wird auch bei der A. der sog. wasserfreien Salze nicht Wärme gebunden, sondern es tritt durch freiwerdende Wärme eine oft bedeutende Erhitzung der Flüssigkeit ein. Die Auflöslichkeit, d. h. die Fähigkeit sich aufzulösen, ist bei verschiedenartigen Körpern sehr verschieden, und ein und derselbe Körper löst sich oft in verschiedenen Flüssigkeiten in sehr verschiedenen Mengen. Im allgemeinen löst sich ein Körper um so mehr, je höher die Temperatur des Lösungsmittels ist. So lösen sich in 100 Theile Wassers beim Gefrierpunkte etwa 13 Theile Salpeter, beim Siedepunkte aber über 200 Theile. Hat eine Flüssigkeit so viel von einer Substanz aufgelöst, als sie bei der herrschenden Temperatur überhaupt aufzulösen vermag, so nennt man sie gesättigt, saturirt oder concentrirt. Erkaltet eine heißgesättigte Flüssigkeit allmählich, so muß sich mit sinkender Temperatur auch eine entsprechende Menge des gelösten Körpers ausscheiden, und dies geschieht, wenn die Substanz überhaupt dazu geneigt ist, unter Bildung von Krystallen. Das Kochsalz löst sich merkwürdigerweise bei allen Temperaturen in derselben Menge auf. Zu den vorzüglichsten Auflösungsmitteln (Menstruen) gehört das Wasser, der Alkohol und der Aether. Das Wasser, als das in der Natur verbreitetste Lösungsmittel, löst die meisten Verwitterungsproducte des Mineralreichs, welche in dieser Lösung den Pflanzen oder den Flüssen und Meeren zugeführt werden. Man unterscheidet eine chem. A. von der mechanischen. Die letztere besteht darin, daß ein Körper ohne weiteres Zuthun in das Lösungsmittel übergeht; die erstere dagegen setzt voraus, daß man einen für sich in der Flüssigkeit unauflöslichen Körper durch chem. Agentien in Verbindungen überführt, welche mechanisch löslich sind. So löst sich Eisen nicht im Wasser; durch Zusatz von Schwefelsäure wird es aber unter Entwickelung von Wasserstoffgas (indem Wasser zersetzt wird) in schwefelsaures Eisenoxydul (Eisenvitriol, grünen Vitriol) übergeführt, welches sich leicht mechanisch auflöst.

Auflösung heißt in der Musik das Fortschreiten der Intervalle eines Accords von der Dissonanz zur Consonanz, und zwar geschieht dieses Fortschreiten stufenweise, je nach Art der dissonirenden Intervalle eine Stufe auf- oder abwärts. In früherer Zeit theilte man die A. ein in eine reguläre, wo die Dissonanz, im schlechten Taktheil vorbereitet, auch im schlechten Taktheil wieder aufgelöst wurde, und in irreguläre, wo die im Durchgang gebrauchte Dissonanz auf der guten Taktzeit ihre A. fand. In der neuern Musik, wo die Vorbereitung der Dissonanzen überhaupt nicht mehr obligatorisch ist, fällt auch der erwähnte Unterschied zwischen regulärer und irregulärer A. weg. Ferner bezeichnet man auch als A., wenn eine durch ♯ erhöhte, oder durch ♭ erniedrigte Note vermittels des ♮ wieder in ihren ursprünglichen Ton versetzt wird. Deshalb nennt man das ♮ auch Auflösungszeichen. — In der Poesie, besonders im Roman und noch mehr im Drama, nennt man A. die Katastrophe oder vielmehr den mit der Katastrophe eintretenden letzten Theil der Handlung, ihre Entwickelung, zu welcher alles Vorhergegangene nur die nothwendige Vorbereitung gewesen ist. Die A. muß, soll sie ästhetisch und psychologisch gerechtfertigt werden können, nothwendig und naturgemäß sein, ohne sich genau vorhersehen zu lassen; sie muß auf die folgerichtigste Weise aus den frühern Handlungen und Charakteren resultiren, ohne durch peinliche Vorbereitungen zu ermüden. Wo solches nicht der Fall ist, entstehen jene unmotivirten, gegen Psychologie und Aesthetik verstoßenden Effectschläge und coups de théâtre, welche nur die urtheilslose Menge befriedigen. Die franz. Bezeichnung dénouement, d. h. Knotenlösung, ist jetzt auch in der deutschen Theatersprache gebräuchlich. — In der Mathematik heißt A. die gehörige Beantwortung eines mathem. Problems. Die A. der Gleichung besteht z. B. in der Bestimmung der Werthe, welche die in dieser Gleichung enthaltene veränderliche Größe, dieser Gleichung gemäß, haben kann.

Aufmarsch, taktisch genommen, heißt die Entwickelung der Truppen in die Front- oder Schlachtlinie, strategisch: die Ankunft der verschiedenen Heeresabtheilungen auf denjenigen Punkten, von wo aus die gemeinschaftlichen Operationen (s. d.) beginnen sollen. Eine Truppe, klein oder groß, welche während ihres Aufmarsches, derselbe sei strategisch oder taktisch, vom Feinde überrascht und angegriffen wird, befindet sich im entschiedenen Nachtheil gegen einen bereits aufmarschirten Feind. Beim taktischen A. heißt die Linie (Frontlinie), in welche aufmarschirt wird, das Alignement; die Punkte, auf welche die Spitzen der Colonnen sich dabei dirigiren, heißen die points de vue, Gesichtspunkte, und diejenigen Punkte, von welchen die Entwickelung der einzelnen Colonnen ausgeht, Stützpunkte; die Bezeichnung der einzunehmenden Linie geschieht durch

Alignements- und Hülfspunkte. Früher gab man den Aufmärschen nach ihrer Ausführung besondere Namen, z. B. Adjutanten-, Husarenaufmarsch u. s. w. Gegenwärtig unterscheidet man drei Arten von Aufmärschen: den durch Frontmachen oder Einschwenken, wobei man nach der Flanke aufmarschirt, indem die im Flankenmarsch begriffene Colonne halt macht und einschwenkt (Front macht), was die kürzeste Art ist; den durch Eventailliren (auch speziell A. genannt), wobei die hintern Züge der Colonne sich schräg (fächerartig) in die Front herausziehen (A. nach der Front); endlich den A. durch Deployiren (A. nach der Front durch Flankenmarsch), wobei die Züge der Colonne sich parallel zum Alignement aus der Colonne herausziehen und, in der Höhe ihres demnächstigen Platzes angelangt, durch eine Frontwendung im Marsche in die Linie einrücken. Die beiden ersten Arten erfolgen aus der geöffneten, die letztere aus der geschlossenen Colonne (s. d.). Ein strategischer A. ist vollendet, wenn die Streitkräfte die durch den Kriegsplan bestimmten Ausgangspunkte der Operationen eingenommen haben. Als z. B. 1814 die Schlesische Armee unter Blücher bei Kaub, die große Armee unter Schwarzenberg bei Basel über den Rhein gingen, jene an der Aisne, diese bei Troyes angekommen waren, war der strategische A. der zur Operation gegen Napoleon bestimmten Armeen als vollendet anzusehen.

Aufnehmen, eine Gegend oder Landstrecke, heißt dieselbe in ihren räumlichen Verhältnissen (Entfernungen, Höhen, Tiefen) messen und mit ihren Terraintheilen und Terraingegenständen als Bild aus der Vogelschau auf eine Horizontalebene projectirt, mit besonders angenommenen Signaturen zeichnen. Für größere Landesaufnahmen werden vorher hochgelegne, unter sich sichtbare Punkte mit Signalen bezeichnet, welche die Gegend mit einem Netz von Dreiecken überziehen, deren Größe und gegenseitige Lage festgestellt wird (Triangulation). Diese trigonometrischen Punkte geben die sichere Grundlage für die Detailvermessung der einzelnen Sectionen, in welche die aufzunehmende Gegend getheilt wird. Das topogr. Vermessen, auch militärisches A. genannt, faßt diejenigen Eigenthümlichkeiten der Erdoberfläche ins Auge, welche für militärische Zwecke von Einfluß oder wichtig sind. Es beginnt mit einer Recognoscirung, bestimmt von einer gemessenen Stammlinie oder von gegebenen trigonometrischen Punkten aus die Punkte, welche als Richtobjecte dienen können (geometrische Netzlegung), und schreitet dann zur eigentlichen Detailaufnahme. Diese hat alle Unebenheiten des Terrains, die Wegeverbindungen, Gewässer und deren Uebergänge, die natürlichen und durch Menschenhand entstandenen Gegenstände zu berücksichtigen. Das A. geschieht mit Instrumenten zum Abstecken und Messen gerader (horizontaler) und verticaler Linien und Winkel und solchen zum Bestimmen horizontaler Richtungen und Ebenen. Unter ihnen sind die wichtigsten die Meßkette, der Meßtisch (s. d.) mit seinen Hülfsinstrumenten, dem Dosenniveau, Diopterlineal und der Orientirbussole, die verschiedenen Spiegelinstrumente, die Kippregel, der Schmalkaldische Höhenmesser u. s. w. Der Meßtisch bietet zugleich auf seiner Platte die Fläche, auf welcher die Zeichnung unmittelbar bei der Vermessung mit Bleistift eingetragen werden kann. Auf derselben wird, nachdem der Meßtisch wagrecht aufgestellt und orientirt ist, der gegebene oder gefundene Stationspunkt bezeichnet; dann beginnen die Operationen nach einer zweckmäßigen Disposition. Auf jeder Station werden alle im Umkreise von etwa 200 Schritt liegenden Gegenstände des Details gleich eingezeichnet, die entferntern nur durch Visirlinien angegeben, um von einer andern Station aus visirt und im Schnittpunkt der beiden Visirlinien bestimmt zu werden. Zum Auftragen gemessener Längen dient Maßstab und Zirkel. Am schwierigsten ist die Aufnahme der Unebenheiten des Bodens, welche oft mit Höhenbestimmungen verbunden ist. Die Darstellung des Höhenterrains geschieht entweder durch Bergstriche, welche durch ihre Stärke oder Form die Böschungsgrade bezeichnen, oder blos durch Horizontalen gleichen Abstandes (Aequidistante) mit Angabe der Böschung in Ziffern. — Eine Aufnahme ohne Meßtisch, Meßkette und große Bussole, nur nach dem Augenmaße, oder durch Abschreiten oder Abreiten mit einem leicht transportabeln Instrument, heißt eine flüchtige Aufnahme, Aufnahme à coup d'œil oder Croquiren. (S. **Croquis**.) Die Darstellungen des Terrains durch A. werden Pläne oder Karten (s. d.) genannt.

Aufriß heißt in der Projectionslehre die Darstellung eines Gegenstandes auf einer verticalen Ebene. In den meisten Fällen herrschen bei darzustellenden Gegenständen drei Richtungen vor: die durch die Richtung der Schwerkraft bestimmte verticale Richtung oder Höhe, und zwei horizontale Richtungen, die Länge und Breite. Durch diese drei Richtungen legt man bei den geometr. Zeichnungen, der Einfachheit halber, auch die Bildebenen, und bezeichnet die auf den beiden verticalen Ebenen erhaltenen Bilder als Aufrisse, und zwar das eine als A.

im engern Sinne oder Standriß, das andere als Profil oder Seitenansicht, hingegen das auf der horizontalen Ebene erhaltene als Grundriß. Diese, durch die Schwerkraft bedingte Lage der Bildebenen wird in den rein geometr. Darstellungen, selbst bei geneigten Körpern, beibehalten; demnach fallen die Bildebenen stets mit den Coordinatenebenen zusammen. In der Perspective bezieht sich die Bezeichnung A. und Grundriß ebenfalls auf die verticale oder horizontale Lage der Bildebene. Ohne nähere Bezeichnung versteht man unter A. stets den geometrischen, welchen man zum Unterschiede von dem perspectivischen auch wol den orthographischen A. nennt, weil sich in ihm alle Höhen- und Breitenverhältnisse in wahrer Größe und nicht, wie in der Perspective, nach der Entfernung verkleinert darstellen.

Aufrollen, in militärischer Beziehung, soll heißen: einen Flügel der feindlichen Aufstellung durch einen überraschenden, mit großer Uebermacht geführten Angriff so in Unordnung bringen, daß die dort aufgestellten Truppen nicht im Stande sind, eine neue Vertheidigungsstellung zu nehmen, sondern, nach der Mitte geworfen, alle übrigen Truppen in ihre Auflösung mit fortreißen. Es ist dies ein Ausdruck, der zwar bildlich gebraucht wird, aber keinen rechten praktischen Sinn hat, da die oben angedeutete Wirkung wol nie in der Kriegsgeschichte vorgekommen ist, selbst nicht während der Kriege, wo die Taktik des 18. Jahrh. galt, d. h. die Schlachtordnung in entwickelten, zusammenhängenden Linien. Jetzt, wo die Schlachtordnung in Treffen, mit einer zurückgehaltenen Reserve, eine bedeutende Tiefe der Aufstellung hat und dem Feinde überall mit selbständigen Theilen begegnen kann, möchte ein solches Manöver zu den Unmöglichkeiten gehören. Nur in kleinern Verhältnissen kann man den Ausdruck gelten lassen, z. B. eine Schützenlinie durch einen Flankenangriff aufrollen.

Aufruhr ist im allgemeinsten Sinne des Worts die Zusammenrottung von mehrern Personen, um gegenüber der öffentlichen Autorität eine Eigenmacht zur Geltung zu bringen. Es fällt darunter schon der Auflauf oder Tumult ohne bestimmte Zwecke, dafern die versammelte Menge durch Lärmen, Beleidigung der öffentlichen Diener, oder wenigstens Nichtauseinandergehen trotz eines bezüglichen Gebots, der Obrigkeit ihre Nichtachtung bezeugt, noch mehr aber der A. im eigentlichen Sinne (seditio), wo die Regierung oder eine einzelne Behörde zum Erlasse einer Verfügung oder zum Widerruf einer solchen genöthigt werden soll. Wird dabei sogar eine Verfassungsänderung bezweckt, so kann der A. in Hochverrath übergehen. Der Zusammenhang mit weitaussehenden Planen einer organisirten Partei macht die aufrührerische Bewegung zur vereinzelten, rasch zu Ende gehenden Emeute oder, wenn sie gefährlicher und in größerer Ausdehnung auftritt, zur Revolte, endlich wenn sie länger fortgesetzt und der bewaffnete Widerstand immer allgemeiner und heftiger wird, zur Empörung oder Rebellion. Allen diesen Formen des A. ist das Merkmal der Unordnung und des sittlich Unberechtigten gemeinsam. Sie unterscheiden sich hierdurch von dem Aufstande (Insurrection) oder der Erhebung eines Volks zum geregelten Widerstande gegen eine für unrechtmäßig gehaltene Herrschaft oder gegen eine Regierung, welche durch Bedrückung des Volks rechtswidrig handelt, ohne der gesetzlichen Abhülfe einen Weg offen zu lassen. Während der A. sich stets als strafbar darstellt, kann der Aufstand in der Idee oder nach dem Urtheile anderer Regierungen rechtmäßig sein. Die Theilnehmer heißen deshalb nicht mehr Rebellen, sondern Aufständische oder Insurgenten. Sie haben Anspruch auf den Schutz des Völkerrechts und sollen, wenn der Aufstand wenigstens thatsächlich eine souveräne Macht begründete, für den Fall der Gefangennahme mehr als Kriegsgefangene denn als Verbrecher behandelt werden. Als Strafe droht das gemeine Recht je nach der Sachlage Landesverweisung oder selbst Enthauptung für die Anstifter und willkürliche Freiheitsberaubung für die Theilnehmer. Der Satz, daß zu einem A. wenigstens zehn Personen gehören, wurzelt in dem Misverständniß einer privatrechtlichen Bestimmung des röm. Rechts. Auch Landesgesetzgebungen haben den A. vielfach behandelt. Die ältern Aufruhr- und Tumultmandate gehen jedoch nur von der Absicht aus, jede Bewegung so rasch als möglich zu unterdrücken, und lassen deshalb den möglichen Verschiedenheiten der Sachlage und den Ansprüchen auf Sicherung der bürgerlichen Freiheit gegen präventive Uebertreibungen nicht die nöthige Rücksicht angedeihen. Namentlich fehlt es ihnen an genauern Bestimmungen über den Zeitpunkt, von wenn an die Zusammenrottung zum A. im engern Sinne wird. In England muß deshalb, sobald eine Versammlung einen tumultuarischen Charakter annimmt, die 1817 erlassene Aufruhracte (riot-act) verlesen und dadurch die Menge bei Todesstrafe zum Auseinandergehen aufgefordert werden, die bewaffnete Macht darf dann aber doch erst nach Ablauf einer Stunde einschreiten. Aus Anlaß der besonders 1848 und 1849 gemachten Erfahrungen ist in vielen Staaten theils

mittels besonderer Aufruhrgesetze, theils bei den Umgestaltungen der gesammten Strafgesetzgebung ein anderes System angenommen worden, das zwar dem Verlangen nach einer gerechtern Gliederung und Abstufung genügen soll, dabei aber hier und da, indem es Belagerungszustand (s. d.) und Standrecht (s. d.) vorbehält, noch über die alten Tumultmandate hinausgeht. Neu ist auch die Aufnahme der engl. Einrichtung, wonach die Gemeinden zum aushülfsweisen Ersatz der bei Gelegenheit eines A. angerichteten Vermögensbeschädigungen angehalten werden.

Auffaugung, s. Absorption.

Aufschrift (griech. epigraphe, lat. inscriptio) bezeichnet im allgemeinen jede Schrift, welche auf der Außenseite eines Gegenstandes, wie auf einem Briefe, Buche, Gebäude, Geräthe u. s. w., angebracht ist. Befindet sich dieselbe jedoch auf einem Denkmale, einem Bauwerke oder andern Kunstwerken, so wird ihre Abfassung selbst ein Gegenstand der Kunst. Denn man verlangt, daß dann durch die A. von der Bestimmung des Monuments nicht blos eine kurze Notiz in alltäglichen prosaischen Worten gegeben werde, sondern daß mit sinnvoller und gedankenreicher Kürze, bei gefälliger und geschmackvoller Form des Ausdrucks auf eine deutliche und bestimmte Weise der Zweck und die Bestimmung desselben angedeutet werde. Es ist daher zur Zusammensetzung einer solchen A. nicht blos ein denkender, schöpferischer, erfinderischer Geist, sondern auch ein Meister in Ausdruck und Sprache erforderlich; auch ist natürlich nicht eine jede Sprache in gleichem Maße dazu geeignet, am wenigsten die neuern abendländischen. Solche Aufschriften, welche in wenigen Worten einen tiefen Inhalt ausdrücken, pflegt man sehr oft auch Inschriften zu nennen, obgleich viele das letztere Wort nur dann gelten lassen wollen, wenn die A. in Versen abgefaßt ist oder wenigstens einen sinnreichen Gedanken enthält, der auch ohne Beziehung auf das Monument, an welchem sie angebracht, verständlich ist, also an und für sich ein kleines poetisches Kunstwerk bildet. Sehr oft sind solche Inschriften, z. B. auf Grabmonumenten, wirkliche Epigramme oder Gnomen. Wie fast überall in der Kunst, so dienen auch hier die Griechen und Römer den Neuern zum Vorbild. Wenn die röm. Inschriften von den griechischen an Geschmack und Sinnigkeit übertroffen werden, so haben doch die römischen vor den griechischen Einfachheit und Kürze voraus. Die den letztern eigenthümliche Fassung und Ausdrucksweise bezeichnet man mit dem Namen Lapidarstil (vom lat. lapis, Stein, Denkstein). Auch bedient man sich noch gegenwärtig bei Abfassung von Aufschriften meist der lat. Sprache, weil diese nach den Erfordernissen des Lapidarstils vorzüglich ausgebildet ist. Wegen der Bedeutung, welche sonst noch die antiken Inschriften als authentische Urkunden für Geschichte, Alterthum und Sprache der alten Völker haben, sind dieselben schon frühzeitig gesammelt und bearbeitet worden, sodaß die Inschriftenkunde oder Epigraphik (s. d.) gegenwärtig zu einer eigenen Disciplin der Alterthumswissenschaft herangebildet worden ist. Die Numismatiker machen einen Unterschied, indem sie mit A. auf einer Medaille die um das Bild herumlaufenden Worte, mit Inschrift aber das, was im innern Raume der Medaille steht, benennen. — In der Diplomatik werden Aufschriften (franz. suscriptions) die Bezeichnungen der Personen, in deren Namen die Urkunde ausgefertigt, und derjenigen, an die sie etwa besonders gerichtet sind, mit den dabei üblichen Formeln, genannt.

Aufseß (Hans Phil. Werner Christian Gottlob Franz, Reichsfreiherr von und zu), der Begründer des Germanischen Museums zu Nürnberg, Sohn des preuß. Regierungsraths und Kammerherrn Friedr. Wilhelm von und zu A., wurde 7. Sept. 1801 zu Aufseß, dem Stammschloß seiner Familie im bair. Kreise Oberfranken (Landgericht Hollfeld), geboren. Durch Privatunterricht vorbereitet, bezog er im Herbst 1817 die Universität Erlangen, wo er sich jurist. Studien widmete, und im Oct. 1822 Doctor der Rechte wurde. Nachdem er zwei Jahre an den Landgerichten Baireuth und Gräfenberg gearbeitet, übernahm er die Verwaltung der nicht unbedeutenden Familiengüter, und lebte in Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse, die Mußestunden der Musik und Literatur sowie wissenschaftlichen, besonders histor. und rechtsgeschichtlichen Studien und der Anlage einer Bibliothek und deutschen Kunst- und Alterthumssammlung widmend. Aus den Familienarchiven stellte er eine Geschichte seines Geschlechts zusammen, die 1838 im Druck erschien. Inzwischen war bei ihm der Plan für ein deutsch-historisches Museum gereift, zu dessen Ausführung er 1832 nach Nürnberg übersiedelte. Hier seine Wohnung auf der Burg nehmend, wandte er sich gänzlich der deutschen Geschichte und Alterthumskunde zu, und brachte es durch Stiftung einer Gesellschaft für Erhaltung der Literatur-, Kunst- und Alterthumsdenkmale Deutschlands dahin, daß ein großer Theil der zu Nürnberg befindlichen antiquarischen Schätze in einem eigenen Locale vereinigt und ausgestellt wurde. Daneben gab A. seit Herbst 1832 den «Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit» heraus, dessen

Fortsetzung er 1835, wo er nach seinem Stammgut zurückkehrte, an seinen Mitarbeiter Mone in Karlsruhe überließ. Obschon die Idee des Museums wieder in den Hintergrund getreten war, sammelte er doch für diese Zwecke auf seinem Schlosse rüstig weiter. Als 1846 die erste Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M. tagte, legte er derselben den Plan eines german. Nationalmuseums in Verbindung mit einer Gesammtvereinigung der deutschen histor. Vereine vor. Doch wurde die Ausführung durch die polit. Bewegungen von 1848 verzögert. A. zog inzwischen mit seiner Familie wieder nach Nürnberg, wo er im stillen für seine Lieblingsidee thätig war, bis sich ihm 1852 auf der Germanistenversammlung zu Dresden Gelegenheit bot, die Angelegenheit unter günstigern Verhältnissen nochmals anzuregen. Sein Plan fand Annahme, und er sah denselben endlich seit 1853 im Germanischen Museum (s. d.) zu Nürnberg verwirklicht. A. selbst übernahm unentgeltlich als erwählter erster Vorstand die vollständige Organisation und Einrichtung des neuen Instituts und brachte auch sonst bedeutende Opfer zu dessen allseitiger Förderung. Im August 1862 legte er indeß das Amt als Vorsteher nieder. Unter seinen zahlreichen histor. und jurist. Schriften sind hervorzuheben: «Das Lehnswesen in Beziehung auf die Anforderungen des Rechts und der Zeit» (Nürnb. 1828); «Ueber Lasten der Ritterlehen in Baiern» (München 1831); «Ueber den einzig wahren Ehescheidungsgrund in der christl. Kirche» (Baireuth 1838). Seit 1853 gab er mit von Eye und Frommann wiederum den «Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit» als Organ des Germanischen Museums heraus, bis 1863 Michelsen für ihn eintrat.

Aufspringen der Haut ist eine Folge von großer Trockenheit oder von örtlicher Erkrankung derselben (durch Erfrorensein, Flechten, Schälungsprocesse u. s. w.). Man wendet in der Regel geschmeidigmachende fette Mittel dagegen an, z. B. Lippenpommaden, Cold-Cream, Oel- oder Speckeinreibung u. dgl. Seltener sind innere Mittel nöthig, z. B. bei den syphilitischen Hautschrunden (Rhagades).

Aufstand, s. Aufruhr und Insurrection.

Aufsteigung (ascensio). In der Sternkunde versteht man unter gerader A. (ascensio recta) eines Gestirns denjenigen Bogen des Aequators, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise dieses Gestirns enthalten ist. Der Name rührt daher, weil der die gerade A. eines Gestirns begrenzende Punkt des himmlischen Aequators an jedem Orte des Aequators der Erde mit jenem Gestirn zugleich aufgeht oder mit ihm gerade aufsteigt, wie unter dem Aequator alle Sterne gerade, d. h. senkrecht gegen den Horizont, aufsteigen. Die gerade A. wird vom Frühlingspunkte an in der Richtung von W. nach O. bis 360 Grad fortgezählt. Durch die gerade A. und Abweichung wird der Stand der Gestirne am Himmel ebenso bestimmt wie die Lage der Oerter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter schiefer A. (ascensio obliqua) versteht man denjenigen Bogen des Himmelsäquators, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem mit einem Gestirne zugleich aufgehenden Punkte des Aequators enthalten ist. Der Unterschied zwischen der geraden und schiefen A. eines Gestirns heißt seine Ascensionaldifferenz. Diese ist natürlich für die verschiedenen Breiten sehr verschieden, während die gerade A. für alle Orte der Erde gleichzeitig dieselbe ist.

Aufstellung, in strategischer Beziehung, ist das Sammeln und Bereithalten der Streitkräfte im großen, sei es um zum Angriff vorzuschreiten, oder um den Angriff des Feindes zu erwarten. Da eine längere oder kürzere Ruhe vorhergeht, ehe die Streitkräfte in Wirksamkeit treten, so ist mit dem Begriffe der strategischen A. der Zweck der Erhaltung und Sicherheit aufs engste verbunden, und es ergeben sich als Hauptbedingungen: daß die Armee in der A. die nöthigen Existenzmittel zu erhalten im Stande, und daß sie in derselben im wirksamen Gebrauche ihrer Streitkräfte nicht gehindert sei. Es sind daher bei einer strategischen A. vorzüglich folgende Punkte ins Auge zu fassen: 1) Möglichkeit der Unterbringung der Truppen, und zwar auf kleinem Raum, wodurch das Aufsuchen von sehr bewohnten Gegenden veranlaßt wird; 2) Leichtigkeit und Sicherstellung der Verpflegung, zu welchem Zwecke bebaute Gegenden und die Verbindung mit den rückwärtigen Magazinen durch große Straßen und Flüsse zu berücksichtigen sind; 3) Möglichkeit, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, die eigenen dagegen zu verbergen, daher gute Deckungen; 4) Sicherung gegen überraschende und mit Uebermacht geführte Angriffe des Feindes, die durch eine zweckmäßige und hinlänglich starke A. von Vortruppen (Avantcorps, Flankencorps), dann durch strategische Anlehnungspunkte, die dem Feinde eine Umgehung oder einen Angriff der Flanken nicht gestatten, bedingt ist; 5) gesicherte Rückzugslinie, d. h. freie und möglichst kürzeste Verbindung mit der Operationsbasis, welche erreicht wird durch eine Parallelstellung zur Basis, sodaß die Hauptrückzugslinien

senkrecht dahin führen; 6) richtige Vertheilung der Streitkräfte, d. h. möglichste Concentration, hinlänglich starke Besetzung der Schlüsselpunkte, entsprechende Entfernung der Vortruppen und Flankencorps sowie der Reserven vom Hauptcorps.

Aufstoßen (Ructus, Eructatio) bezeichnet ein plötzliches Aufsteigen von Luft aus dem Magen durch die Speiseröhre in den Mund. Oft ist damit die dem Schluckſen eigenthümliche schallende Krampfbewegung des Zwerchfells verbunden. Die aufstoßende Luft ist bald geschmacklos, bald führt sie gasförmige oder festere Stoffe aus dem Magen mit empor, welche Geschmack oder Geruch haben. Nach dem Genuß gasreicher Dinge (z. B. des Selterser Wassers) oder im Magen viel Gas entwickelnder Speisen (z. B. des Sauerkrautes) ist das A. etwas Natürliches. Uebrigens aber zeigt es oft eine kranke oder doch langsame Verdauung an.

Auftakt, Aufschlag oder Aufstrich heißt der Anfang eines Musikstücks, wenn er nicht mit einem vollen Takte, nicht mit dem ersten gewichtigsten, sondern in irgendeinem andern Takttheile geschieht. Sein Zeitwerth muß vor einer Wiederholung und eigentlich auch am Schlusse des Stücks dem letzten Takte fehlen; doch ist in letzterm Falle die Beobachtung dieser Regel nicht unabweislich.

Auftritt heißt diejenige Eintheilung eines Dramas, welche sich nach dem Erscheinen der Personen oder deren Entfernung von der Bühne richtet. Der A. bezeichnet demnach jedesmal einen Wechsel der Situation in der dramatischen Handlung. In Deutschland nennt man auch die A. nach franz. Beispiel Scenen, während die Engländer nur diejenigen dramatischen Abtheilungen als Scenen bezeichnen, welche, aus einer Reihe von A. bestehend, bis zur nächsten Ortsveränderung (Scenenwechsel) reichen.

Augē, die Tochter des Aleus und der Neära, Priesterin der Pallas zu Tegea, zeugte mit Herakles ein Kind, das sie im Tempel oder Haine der Göttin verbarg. Als nun Unfruchtbarkeit das Land traf, und das Orakel als Grund davon den Zorn der Pallas über Entheiligung des geweihten Ortes angab, ließ Aleus, nachdem er beim Durchsuchen desselben das Kind gefunden, dieses auf dem parthenischen Berge aussetzen, wo es von einer Hirschkuh gesäugt, von Hirten gefunden und erzogen und Telephos genannt wurde. Die Mutter aber übergab er dem Nauplios, um sie umzubringen. Dieser jedoch brachte sie zum König der Mysier, Teuthras, der sie zur Gattin nahm. Nach einer andern Sage ließ Aleus die A. nebst ihrem Kinde in einem Kasten ins Meer werfen, in dem sie in Mysien an das Land schwamm. Hygin erzählt, daß Teuthras die A. an Kindesstatt angenommen habe, und daß Telephos, um seine Mutter aufzusuchen, nach Mysien gekommen sei, wo er den Teuthras von der Gefahr, sein Reich zu verlieren, befreite. Dafür versprach ihm Teuthras die Hand seiner Pflegetochter A. und das Reich. Als sich jedoch A. dessen weigerte und drohte, den Telephos zu ermorden, wurde von den Göttern ein Drache gesendet, der zwischen beiden hinfuhr. Darüber erschrocken, ließ A. das Schwert fallen; Telephos ergriff dasselbe und wollte nun A. tödten. Allein letztere rief den Herakles um Beistand an, infolge dessen Telephos seine Mutter erkannte und von der That abstand. Diese Wiedererkennung stellt ein sehr schönes Basrelief im Palast Ruspoli zu Rom dar.

Auge. Das A. des Menschen ist, abgesehen von seiner geistigen Bedeutung, von der Schönheit seiner Gestalt, von seiner Beweglichkeit und großen Verschiedenheit im Ausdrucke, das vollkommenste optische Instrument, was überhaupt nur erdacht werden kann. Das nahezu kugelförmige Organ liegt in der knöchernen Augenhöhle (orbita), die eine liegende, unregelmäßig vierseitige Pyramide bildet, deren Basis nach vorn und außen, und deren Spitze nach innen und hinten gerichtet ist. Diese Höhle ist von sehr lockerm und sehr fettreichem Zellstoff ausgefüllt, welcher für das A. ein weiches, überall genau anschließendes Lager bildet, das den Augapfel, mit Ausnahme seines vordern sichtbaren Drittheils, umschließt und die Sehnen der Augenmuskeln in ihrer beweglichen Lage erhält. Die Augenmuskeln dienen dazu, dem A. seine Beweglichkeit zu geben. Dieselben sind so angelegt, daß sie dem A. eine allseitige, nach den drei Dimensionen des Raumes gerichtete und zum Sehen nothwendige Bewegung ertheilen können. An jedem A. besitzen wir sechs Muskeln, vier gerade und zwei schiefe. Die Säugethiere haben außerdem hinten in der Augenhöhle noch einen siebenten Muskel, der dem Menschen und dem Affen fehlt. Derselbe bewirkt ein Rück- und Vortreten des A., was bei den letztern wegen des bessern Schutzes der Augenhöhle und Lider nicht vorkommt.

Das A. hat also eine der Kugel sich sehr nähernde Gestalt; dreht sich eine Kugel nach einer Richtung, so geschieht dies um eine imaginäre oder wirkliche Drehungsachse, die durch den Mittelpunkt der Kugel läuft. Soll eine Kugel sich nach allen Richtungen, nach den drei Dimensionen des Raumes drehen können, so muß sie drei Drehungsachsen haben, auf welche die

drehenden Kräfte in sechs verschiedenen Richtungen wirken. So ist es beim A.; daher sind sechs Augenmuskeln unumgänglich nothwendig. Die Lage der Drehungsachsen wird nach der Richtung der auf sie wirkenden Kraft bestimmt; die Richtung der Kraft wird bestimmt nach dem Ursprunge und dem Ansatzpunkte der Augenmuskeln. Die Drehungsachse liegt, indem sie durch den Mittelpunkt (Drehpunkt) des A. läuft, immer senkrecht in der Ebene, welche man durch je zwei einander gegenüberliegende Muskeln legt. Aus der bekannten Richtung, in welcher die Muskeln auf das A. wirken, läßt sich also die Lage der Drehungsachsen entnehmen. Die Richtung der Kraft der combinirt thätigen Muskeln und die Lage der dieser combinirten Kraft entsprechenden Drehungsachsen findet man aus der Construction des Parallelogramms der Kräfte. (Vgl. Ruete, «Ein neues Ophthalmotrop u. s. w.», Lpz. 1857; Meißner und Helmholtz, in v. Gräfe's «Archiv der Ophthalmologie».) Durch diesen Mechanismus wird das A. mit Hülfe des erwähnten Fettpolsters in der Augenhöhle und der Augenlider balancirt und aus seinem Gleichgewichtszustande mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit nach allen möglichen Richtungen hin rotirt.

Die Augenlider schließen, gleich zwei beweglichen Deckeln, unser Gesichtsorgan und schützen es vor äußern, zu heftigen und nachtheiligen Einwirkungen. Die querlaufende Spalte, die Augenlidspalte, welche sie zwischen sich lassen, kann je nach dem Bedürfnisse durch den Augenlidmuskel, der unter der Haut ringförmig um die Augenlidspalte herumläuft, mehr oder weniger verengert oder ganz geschlossen, und wieder durch einen andern Muskel, den Aufheber des obern Augenlides, geöffnet werden. Menschen, deren Augen sich nicht wohl allen Entfernungen anzupassen vermögen, kneipen, wenn sie einen Gegenstand deutlich sehen wollen, die Augenlider so weit zusammen, daß nur eine sehr enge Spalte zurückbleibt, um die peripherischen Lichtstrahlen, welche unter solchen Verhältnissen die Deutlichkeit des Bildes im A. beeinträchtigen, abzuschneiden. Uebrigens haben die Augenlider einen sehr complicirten Bau, von dem auch der kleinste Theil seinen ganz bestimmten Zweck erfüllt, und können einer großen Reihe von Krankheiten verfallen, von denen eine jede ihre besondere Diagnose und Behandlung erfordert. Von großer Wichtigkeit sind auch die Augenwimpern, die kleinen Härchen, welche auf dem vordern Saume der freien Augenlidränder in einer Reihe sehr nahe nebeneinander und zu zweien bis dreien hintereinander stehen. Sie dienen zum Schutze gegen Staub, gegen zu helles Licht u. s. w. Die Beschattung durch die Wimpern, welche der Wirkung eines vor dem A. ausgebreiteten schwarzen Flors gleicht, ist dem A. wohlthuender als das bloße peripherische Abschneiden der Strahlenbündel, welches durch das Zusammenkneipen der Augenlider erzielt wird. Fehlen die Wimpern, so leidet nicht blos die Schönheit, sondern das A. ist auch lichtscheu und zu Entzündungen geneigter. Die Wurzeln der Wimpern sind sehr oft der Sitz einer Entzündung, die bei Vernachlässigung das Absterben und Ausfallen der Härchen zur Folge hat.

Die innere Seite der Augenlider, wie auch die Oberfläche des Augapfels selbst, ist von einer zarten, kleberigen, fettigen Schicht überzogen, welche die Bewegungen begünstigt und das A. gegen die Einwirkungen der Luft, des Staubes u. s. w. schützt. Diese sog. Augenbutter wird von eigenen Drüsen, die auf der innern Seite der Augenlider liegen, abgesondert. Von großer Wichtigkeit sind auch die Thränen, die eine wässerige, salzige Flüssigkeit bilden und unaufhörlich in kleiner Quantität von der Thränendrüse, welche in der Augenhöhle nach außen und oben über dem Augapfel liegt, abgesondert werden. Die Thränen dienen dazu, die Bindehaut (conjunctiva), welche die innere Seite der Augenlider und die vordere Seite des Augapfels einhüllt, unaufhörlich zu benetzen und durchsichtig zu erhalten. Versiegen die Thränen, so wird das A. trocken, mit einer dicken, trüben Hornschicht überzogen und dadurch zum Sehen unfähig. Die überflüssigen Thränen fließen durch zwei kleine Röhrchen nach der Nase hin ab, wo sie sich mit dem Schleime der letztern mischen. Beim Weinen werden die Thränen in so großer Quantität abgesondert, daß ihr Abfluß nach der Nase hin nicht ausreicht, sodaß sie über die Wangen rinnen. Nur der Mensch kann weinen, nicht das Thier. Das Vermögen sich selbst zu beschauen, über die eigene Persönlichkeit zu reflectiren, ist die Bedingung, ohne welche die Seite unsers geistigen Lebens, die uns zu weinen nöthigt, nicht berührt werden kann. Wir weinen z. B. im Kummer, wenn unsere innere Persönlichkeit verletzt wird und das Bewußtsein der Ohnmacht sich uns aufdrängt. Das Weib weint häufiger als der Mann; seine zartere Persönlichkeit fühlt sich leichter gekränkt, und das Gefühl der Schwäche liegt ihm näher. Kinder und alberne Leute weinen oft, weil sie ihr ganzes Selbst an unbedeutende Dinge hängen und sich bei Versagung derselben im Innersten gekränkt glauben. Der Reiz zum Weinen geht hier natürlich vom Gehirn aus und wird von diesem durch einen eigenen Nerv zur Thränendrüse fortgepflanzt.

Das A. selbst (bulbus oculi), der Augapfel, ist nicht bei allen Geschöpfen gleich gebaut. Sehen wir ab von den niedrigsten Thieren, die nicht eigentlich sehen, sondern nur im allgemeinen die Lichteindrücke zu unterscheiden vermögen, so bieten sich, der Hauptsache nach, zwei ganz verschiedene Arten von Augen dar. Die eine findet sich bei den Insekten und krebsartigen Thieren, die andere bei den Wirbelthieren und dem Menschen. Erstere Augen sind zusammengesetzt, sodaß bei ihnen auf einer convexen Nervenhaut eine ungeheuere Menge durchsichtiger Kegel (Facetten) rechtwinkelig aufsitzt, die das Bild mit mehrern tausend gesonderten Punkten darstellen und die Außenwelt gleichsam als eine kunstreich gearbeitete Mosaik diesen Geschöpfen zur Anschauung bringen. Die Augen der Wirbelthiere und der Menschen hingegen sind einfach und wie eine Camera-obscura mit einer Sammellinse versehen.

Die Anatomie lehrt uns die einzelnen Theile kennen, deren Vereinigung in einem kleinen Raume von ungefähr 1 Zoll Durchmesser, in dem Augapfel, das künstliche Bauwerk, unser A., bilden. (Vgl. die beistehende Figur, die als Durchschnitt in doppelter Größe gezeichnet ist.) Die äußere Haut a a′ ist zähe und undurchsichtig, läßt sich jedoch wie Horn biegen und wird deshalb auch die dunkle Hornhaut oder die harte Haut schlechtweg (tunica sclerotica) genannt; sie bildet das Weiße im A. Auf der Vorderseite jedoch wird sie dünner und auf einem kleinen kreisförmigen Theile durchsichtig wie ein Uhrglas, um den Durchgang der Lichtstrahlen zu ermöglichen; dabei aber ist sie von so fester Beschaffenheit, daß sie selbst kräftigen äußern Einwirkungen widersteht. Dieser Theil b b′ führt den Namen durchsichtige Hornhaut oder gemeinhin Hornhaut (cornea) und ist stärker gewölbt als der übrige Theil des Augapfels. Hinter der Hornhaut finden wir ein ebenes, kreisförmiges und gefärbtes Häutchen, die Regenbogenhaut c c′ oder Iris, welche gleichsam die Wölbung der Hornhaut von dem übrigen Theile des A. abtrennt. In der Mitte ist das kreisförmige Scheibchen durchbohrt, und diese gleichfalls runde Oeffnung führt den Namen Stern des A. (pupilla); betrachtet man die Oeffnung von vorn, so ist sie schwarz, und daher wird sie das Schwarze im A. genannt. Die Farbe des A. wird durch die der Iris bedingt. Die Iris ist fähig sich zu erweitern oder zusammenzuziehen, welchen Bewegungen natürlich die Pupille folgt, und die so größer oder kleiner wird. Der Zweck dieser Einrichtung ist der, bei schwachem Lichte sich zu erweitern und bei stärkerm sich zu verengen, um so die Quantität des Lichts dem Bedürfniß gemäß zu reguliren. Hinter der Iris und der Pupille befindet sich ein durchsichtiger Körper, d d, von der Gestalt einer kleinen, doppelt erhabenen Linse, daher die Krystallinse genannt. Die übrige Höhlung ist erfüllt von einer kleberigen Flüssigkeit e e, die durchsichtigem Eiweiß oder geschmolzenem Glase ähnlich ist und daher auch Glasfeuchtigkeit (humor vitreus) genannt wird. Ein anderes durchsichtiges Mittel, die wässerige Feuchtigkeit (humor aqueus), findet sich zwischen der Linse und der Hornhaut. Die

ganze innere Seite des Augapfels ist mit einer zarten bräunlichrothen Haut, ff, der **Aderhaut** (chorioidea), überkleidet. Durch diese dunkle Umkleidung, die den künstlichen Apparat einer dunklen Kammer (Camera-obscura) ähnlich macht, wird eine Undeutlichkeit des Bildes, die unfehlbar aus den vielen Zurückwerfungen der Lichtstrahlen im Innern des A. hervorgehen würde, verhindert. Zwischen der Aderhaut und der gläsernen Feuchtigkeit breitet sich endlich eine feine, zarte, weiße Haut aus, die **Netzhaut** (retina), ein Gewebe von Nervenfasern, eine Ausbreitung des Sehnerven gg, der auf der Rückwand in das A. etwas von der Seite eintritt, mit dem Gehirn in Verbindung steht und die Brücke bildet, über welche die Eindrücke der Außenwelt zur Wahrnehmung des Geistes übergehen. Im anatom. Sinne wird jedoch der Sehnerv gar nicht als Nerv angesehen, sondern als ein Strang von Gehirnfasern, wonach also die Nervenhaut ein wirklicher Theil des Gehirns wäre, der in das A. hineinragt.

Im menschlichen A. stellt sich der Gang der Lichtstrahlen bei der Formirung eines Bildes von einem körperlichen Gegenstande in folgender Gestalt dar: AB der Figur sei ein Gegenstand, so wird die in der Mitte des von A ausgehenden Lichtkegels liegende Richtungslinie 1, 1 mit der Richtungslinie 2, 2 des Lichtkegels B, b und der aller übrigen Lichtkegel, welche durch die Pupille dringen, die optische Achse 3 an dem Punkte c (dem Kreuzungspunkte der Richtungslinien und der optischen Achse) schneiden und sich hinter dem Punkte c in gerader Linie bis zur Netzhaut (der Ausbreitung des Sehnerven, mit der wir die Wirkung des Lichts empfinden) fortpflanzen. Die zu demselben Lichtkegel gehörigen Strahlen werden dabei so gebrochen, daß sie, bei richtiger Anpassung des A. für die Entfernung des Gegenstandes, die Richtungslinie (**Sehlinie**, **Projectionslinie**) gerade auf der Netzhaut schneiden und dort ein Bild des entsprechenden Punktes des Gegenstandes in umgekehrter Ordnung entwerfen. So ist z. B. a das Bild von A und b das Bild von B. Das Netzhautbild steht also verkehrt und ist aus einer sehr großen Zahl einzelner leuchtender Punkte zusammengesetzt. Erfahrungsmäßige Beweise für die obige Auseinandersetzung liefern uns die Experimente mit einfachen Glaslinsen, mit dem von Ruete erfundenen Ophthalmotrop, mit todten Menschenaugen, von denen man hinten die undurchsichtigen Häute abpräparirt hat, mit aus dem Kopfe genommenen, hinten durchscheinenden Augen weißer Kaninchen und junger Hunde. Den vollständigsten Beweis liefert aber der Augenspiegel (s. d.), mit dem man einem jeden leicht das umgekehrte Bild im lebendigen Menschenauge zeigen kann. Durch dieses umgekehrte Bild auf der Netzhaut wird die Gesichtsempfindung vermittelt. Aber der Lichteindruck ist als solcher noch keine Empfindung, sondern er wird es erst durch die Fortpflanzung der durch ihn bewirkten Erregung zum Gehirn in der Bahn des Sehnerven. Im Gehirn wird erst die selbstbewußte Empfindung (**Gesichtsvorstellung**) geschaffen und vom Geiste auf den äußern Gegenstand bezogen (nach außen versetzt, projicirt). Die Projection der Gesichtsvorstellung nach außen geschieht meistens in der Richtung der Richtungslinie (**Projectionslinie**), d. h. in der Linie, welche, durch den Kreuzungspunkt c gehend, den afficirten Netzhautpunkt, z. B. a mit dem entsprechenden Punkte A, oder den Punkt b mit B, verbindet.

Zu dieser Projection nach außen liegt in der Seele eine Nöthigung, die wir nicht weiter zu erklären vermögen. Die ursprüngliche Natur unsers Geistes treibt dazu, unsere Empfindungselemente in räumlichen Lagen zu ordnen, und eine spätere Reflexion auf die unendliche Zahl solcher Anordnungen, die wir unbewußt vorgenommen haben, bringt uns auch die mehr oder minder lebhafte Anschauung des allumfassenden unendlichen Raumes zum Bewußtsein. Es ist dazu ein besonderer Zug in der Natur der Seele nöthig, um sie zu dieser unveränderlichen Form der Auffassung zu befähigen. Die Schwierigkeiten in der Erklärung der Thatsache, daß wir die Gegenstände in der Lage sehen, wie sie wirklich außer uns im Raume gestellt sind, nämlich das Obere oben, das Untere unten u. s. w., obgleich die Bilder von ihnen auf unsere Netzhaut gerade die umgekehrte Lage haben, fallen gänzlich weg, wenn man neben der Lehre von den Richtungs- oder Projectionslinien noch berücksichtigt: 1) daß das Bild auf der Netzhaut des A. aus sehr vielen gesonderten leuchtenden Punkten, die sich wie eine Mosaik aneinanderreihen, zusammengesetzt ist; 2) daß die Seele das auf der Netzhaut sich entwerfende Bild nicht als ein objectives (auf der Netzhaut stehendes) anschaut, sondern, daß sie nur die zu ihr fortgeleiteten physiol. Erregungen wahrnimmt, welche in den kleinsten Theilen der Netzhaut durch die auf ihr sich vereinigenden Lichtstrahlen der einzelnen Lichtkegel hervorgerufen werden. Diese Erregungen stellen sich, wie bekannt, unter der Form von Lichteindrücken dem Bewußtsein dar, die in der Richtung der Projectionslinien nach außen versetzt und auf den äußern leuchtenden Gegenstand bezogen werden.

Wendet man die bisherigen Erörterungen auf das Sehen an, so wird man leicht begreifen, warum wir die Gegenstände in derselben Lage und Richtung wahrnehmen, in welcher sie sich außer uns befinden, obgleich ihr Gesammtbild auf unsere Netzhaut sich in umgekehrter Lage abbildet. Das Object A B entwirft sein Bild b a auf der Netzhaut in umgekehrter Ordnung. Jeder einzelne Punkt des Bildes wird von dem Schneidepunkte eines Lichtkegels gebildet, der einem leuchtenden Punkte des Gegenstandes in umgekehrter Ordnung entspricht. Zu jedem Punkte des Bildes auf der Netzhaut treten Lichtstrahlen in verschiedener Richtung zusammen, und doch sehen wir den leuchtenden Punkt nur in einer Richtung, und zwar in der des Achsenstrahls des Lichtkegels, z. B. 1, 1 und 2, 2, weil dieser Strahl mit der Projectionslinie zusammenfällt, in welcher der von der Spitze des Lichtkegels getroffene Punkt der Netzhaut die von ihm zum Bewußtsein geleitete Empfindung nach außen versetzt. Der Punkt A des Gegenstandes muß also in der Richtung a—A, und der Punkt B in der Richtung b—B, also in der Lage, wie er sich außer uns befindet, erscheinen. Einen anatom. Grund hat das Aufrechtsehen der auf der Netzhaut verkehrt stehenden Bilder nicht, sondern wol nur einen psychischen.

Ein gesundes A. hat das Vermögen, sich so einzurichten, daß es alles deutlich sieht, was mehr als 6—10 Zoll entfernt ist. Daß ein solches Vermögen nothwendig ist, geht schon aus der Wirkung künstlicher Glaslinsen hervor. Operiren wir mit Glaslinsen, so beobachten wir, daß der Punkt, in welchem die Lichtstrahlen zusammenfallen und das Bild herstellen, seine Lage ändert, je nachdem der Gegenstand sich der Linse nähert oder von ihr entfernt; je mehr sich der Gegenstand nähert, desto mehr entfernt sich das Bild. Desgleichen nehmen wir bei dem Gebrauche der Fernröhre wahr, daß man Gegenstände in ungleicher Entfernung nur dann deutlich sehen kann, wenn wir den Entfernungen gemäß die Brennweite des Fernrohrs verändern, eine Operation, die dem Kundigen sehr leicht fällt. Die Veränderungen, die wir mit dem Fernrohre vornehmen, müssen auch in dem A., welches wir ebenfalls als ein System von Linsen anzusehen haben, stattfinden, und daß dies wirklich der Fall, erfahren wir aus vielen Erscheinungen. Das A. hat also das Vermögen, sich den Entfernungen anzubequemen, sich zu accommodiren oder einzustellen. Wie dies aber geschieht, davon haben wir auch jetzt noch keine vollkommen klare Einsicht; wir wissen nur, daß die Krystallinse sich beim Nahesehen stärker wölbt und beim Fernesehen abflacht, und daß ein kleiner Muskel, der Brücke'sche Muskel, der im Umfange der Linse liegt, jedenfalls dabei eine große Rolle spielt. Das Einstellungsvermögen hat aber seine Grenzen. Gegenstände, die dem A. sehr nahe gebracht werden, vermögen wir nur mit Anstrengung, und bei großer Nähe endlich gar nicht mehr deutlich wahrzunehmen; die Lichtstrahlen gehen hier so weit auseinander, daß das A. eine Vereinigung derselben auf der Netzhaut nicht mehr zu Stande bringen kann. Sehr ferne Gegenstände werden, wenn sie nicht, wie die Sterne, sehr viel Licht ausstrahlen, deshalb nicht gesehen, weil sie ein zu kleines Bild auf der Netzhaut entwerfen.

Das bisher Gesagte bezog sich auf ein jedes A. ohne Rücksicht auf das Zusammenwirken beider Augen. Von diesem Zusammenwirken, welches ganz besonders beim stereoskopischen Sehen von Wichtigkeit ist, wird fortan die Rede sein. Die beiden Augen des Menschen sind in Beziehung auf ihre Wirksamkeit als die Auseinanderlegung eines einzigen A. zu betrachten; wenigstens gilt dieses vollständig von beiden Netzhäuten. Diese sind gleichsam zwei Zweige mit einer Wurzel, und jedes Theilchen der einfachen Wurzel ist gleichsam in zwei Zweige für beide Augen gespalten. Man kann sich gewissermaßen die Flächen beider Netzhäute aufeinandergelegt denken, sodaß die rechte Seite der Netzhaut des rechten A. auf die rechte Seite des linken A. zu liegen kommt. Die sich dann deckenden Theile sind, was ihre Wirkung anbetrifft, eins und dasselbe und stellen, zugleich angeregt, der Seele nur ein einfaches Bild vor. Daher ist denn auch die Bewegung des einen A. unmöglich ohne eine entsprechende Bewegung des andern; die Muskeln streben stets, beiden Sehachsen dieselbe horizontale und perpendikuläre Neigung, welche der Entfernung der zu betrachtenden Gegenstände angemessen ist, zu geben. Denn würden die beiden Augen nicht symmetrisch gestellt, so würden wir einen Gegenstand nicht einfach, sondern doppelt sehen.

Das Einfachsehen mit beiden Augen findet nur dann statt, wenn gleichnamige Stellen beider Netzhäute erregt werden, während sogleich Doppeltsehen eintritt, wenn andere Stellen der Netzhaut beider Augen von den Lichtstrahlen getroffen werden. Nur solche Stellen beider Netzhäute haben die Eigenschaft, zugleich erregt, ein einfaches Bild der Seele vorzuhalten, welche gleichnamig (identisch) sind. Identisch sind sowol die Mittelpunkte beider Netzhäute (der gelbe Fleck, welcher auch die stärkste Sehkraft hat) als die Stellen, welche gleichweit vom Centrum

des einen A. nach außen und des andern nach innen, oder welche gleichweit oberhalb oder unterhalb vom Mittelpunkt beider Netzhäute liegen. Alle übrigen Stellen beider Netzhäute sind gegeneinander verschieden (different). Sind sie erregt, so ist es gerade so gut, als ob verschiedene Stellen in einem einzigen A. erregt wären; sie sehen die Gegenstände nicht einfach, sondern doppelt und undeutlich. Daß wir für gewöhnlich die Doppelbilder nicht wahrnehmen, liegt theils daran, daß die Sehkraft der Netzhaut um so schwächer ist, je weiter ihre Stellen vom Mittelpunkte beider Augen entfernt liegen, sodaß die seitlich liegenden Bilder nur schwach empfunden werden, theils daran, daß wir uns an die Doppelbilder gewöhnen und sie deshalb außer Acht lassen. Vorhanden sind sie aber dennoch, denn da nicht alle Punkte eines nach drei Dimensionen ausgedehnten Gegenstandes ihr Bild auf gleichnamige Punkte beider Netzhäute werfen können, so müssen Doppelbilder vorhanden sein, von denen aber nur diejenigen bei hinreichender Aufmerksamkeit zum Bewußtsein kommen, welche so weit voneinander entfernt sind, daß sie nicht ineinander übergreifen. Ja es kommen sogar oft in dem einen A. Punkte eines körperlichen Gegenstandes zur Abbildung, die das andere A. gar nicht sehen kann.

Eine wesentliche Bedingung zum Einfachsehen mit beiden Augen ist die, daß die Sehachsen in einem Punkte des Gegenstandes, welcher sich in einer der Sehweite der Augen entsprechenden Entfernung befindet, sich schneiden, und daß die Augen überhaupt symmetrisch gestellt sind. Nur unter Erfüllung dieser Bedingungen treffen die Lichtstrahlen des fixirten Gegenstandes Stellen beider Netzhäute, welche die Eigenschaft haben, zugleich erregt, nur ein einfaches Bild der Seele vorzuhalten, welche also, wie man sich ausdrückt, identisch sind. Aber nicht nur der Gegenstand, auf welchem die beiden Sehachsen sich kreuzen, erscheint einfach, sondern auch alle die, welche z. B. in dem Kreise liegen, der von dem Kreuzungspunkte der Sehachsen durch den Kreuzungspunkt der Richtungslinien beider Augen laufend gedacht wird. Alle übrigen Objecte erscheinen doppelt, was beim gewöhnlichen Sehen freilich ganz unbeachtet bleibt. Der gedachte Kreis wird der **Horopter, Sehkreis** genannt. Es versteht sich übrigens von selbst, daß für verschiedene Entfernungen der Objecte und Stellungen der Augen auch ein anderer Horopter gedacht werden muß. Sind z. B. die beiden Sehachsen parallel, dann schneiden sich alle Richtungslinien identischer Netzhautpunkte in unendlicher Ferne, und dann kann man von einem besondern Horopter nicht reden. Liegt dagegen der fixirte Punkt in der Ebene, durch die wir unsern Kopf von vorn nach hinten in zwei gleiche Hälften getheilt denken (Medianebene), so bildet der Horopter keinen Kreis, sondern eine in der Medianebene gelegene gerade Linie. Der Horopter ist also, wenn man seine Definition allgemein faßt, der geometr. Ort, welcher alle die Punkte enthält, die, bei einer gegebenen Stellung der Sehachsen, einfach gesehen werden. Die Fähigkeit, die Gegenstände mit den identischen Stellen beider Netzhäute der Augen einfach zu sehen, ist jedenfalls eine angeborene und muß in der Organisation der Augen selbst und der tiefern Theile, der Hirntheile des Sehapparats, liegen und demnach einen organischen, nicht angelernten Grund haben.

Aber die Begriffe über Anordnung, Größe, Gestalt, Entfernung der Gegenstände, d. h. die dritte Dimension des Raumes, der Durchmesser der Tiefe, der Entfernung werden nicht unmittelbar durch das Sehorgan gegeben, sondern beruhen auch zugleich auf Urtheilen und Schlüssen, welche die Eindrücke anderer Sinne zur Grundlage haben. Das Tastorgan ist es ganz besonders, welches von frühester Kindheit an die Gesichtseindrücke vervollständigt und corrigirt, sodaß die Eindrücke beider, uns unbewußt, ineinander übergehen, und wir mit jedem Gesehenen zugleich ein Urtheil über Größe, Entfernung und Beschaffenheit verbinden. Die durch anhaltende Uebung, verbunden mit wirklichen Messungen, erhaltene Fertigkeit und Sicherheit des Urtheils nennt man das Augenmaß (s. d.), welches sonach bei einigen Menschen feiner und sicherer sein muß als bei andern. Auf der Netzhaut bilden sich die Gegenstände nur nach zwei Durchmessern ab, nach der Höhe und der Breite. Diese Durchmesser werden also unmittelbar wahrgenommen, während der dritte Durchmesser, der der Tiefe oder der Entfernung, nur durch Schlüsse erkannt und vom Geiste in die Anschauung der Höhe und Breite übertragen wird. Das Urtheil über Größe und Entfernung fällt demnach bei einzelnen Individuen sehr verschieden aus. Daher greift das kleine Kind so gut nach dem Monde als nach einem nahe vor ihm befindlichen Lichte. Blindgeborene, die später mit Glück operirt werden, sehen alle Gegenstände mehr flächenartig gelagert und lernen erst durch allmähliche Uebung, daß einige Gegenstände näher, andere ferner liegen. Haben wir einmal, namentlich mit Hülfe des Tastsinnes, die dritte Dimension, den Durchmesser der Tiefe (Entfernung), die Erhabenheiten und Vertiefungen der Körper kennen gelernt, so merken wir uns die Eigenthümlichkeiten, durch

welche sich die Körper von drei Dimensionen (Höhe, Breite, Länge oder Tiefe), oder die dritte Dimension des Raumes, die Entfernung, vor solchen Körpern, die nur zwei Dimensionen haben, die nur hoch und breit sind, oder in einer Fläche nebeneinanderliegen, auszeichnen, und dann erkennen wir den Durchmesser der Tiefe (das Relief der Körper) um so rascher und bestimmter, je gesünder beide Augen sind und je mehr Uebung sie bereits erlangt haben.

Die Farbe der Augen hängt ab von der Farbe der Regenbogenhaut (Iris), und die Ursache der Farbe der letztern ist die Folge von dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines besondern Pigments oder Farbestoffs (beim Menschen) von bräunlicher Farbe, der in körniger Gestalt in kleinen Zellen, bei blauen Augen in geringerer Quantität auf der hintern Fläche der Regenbogenhaut, ebenso wie in der Aderhaut, in bräunlichen Augen sowol auf der Hinterfläche als in der Substanz in größerer Quantität, bei sehr dunkeln, braunschwärzlichen Augen in sehr großer Quantität vorhanden ist. Das gefleckte Aussehen mancher Augen hängt davon ab, daß der Farbestoff an einzelnen Stellen in geringern, an andern in größern Quantitäten, auch in der vordern Substanz der Regenbogenhaut angehäuft ist. Die Frage, warum viele Augen eine blaue Farbe haben, ungeachtet der Farbestoff doch in allen Fällen bräunlich ist, kann nur mit Hülfe der Optik beantwortet werden. Bei den blauen Augen, bei denen der braune Farbestoff nur auf der hintern Fläche der Regenbogenhaut liegt, befindet sich vor dieser dunkeln Lage ein dünnes, fast farbloses Häutchen, welches, wenn das Licht darauf scheint, nur die blauen Strahlen zurückwirft, dagegen alle übrigen Lichtstrahlen absorbirt. Die rothen Augen der Albinos oder Kakerlaken, d. h. der weißgeborenen Menschen und Thiere, haben darin ihren Grund, daß solche Wesen gar kein Pigment im A. besitzen, und daß der unter solchen Verhältnissen rothe Hintergrund des A. durch die Pupille und auch durch die dünne Regenbogenhaut durchscheint. Wird das A. eines Kakerlaken beschattet, wird dadurch der Hintergrund dunkel, so vertritt der dunkle Hintergrund die Stelle des Pigments in gesunden blauen Augen, und dann erscheint auch beim Kakerlaken die Regenbogenhaut blau.

Die Farbe der Augen geht in der Regel Hand in Hand mit der Farbe der Haare und der Haut. Ist letztere dunkel, so pflegen die Augen, wenigstens bei reiner Menschenrasse, bräunlich oder braunschwärzlich zu sein; ist die Farbe der Haut oder Haare blond, so ist die der Augen blau oder blaugrünlich. Hat ein Mensch bei einer sehr dunkeln Farbe der Haut oder Haare blaue Augen, oder umgekehrt dunkle Augen bei heller Farbe der Haut und Haare, so ist die Rasse eine gemischte. Bei der kaukas. Rasse ist die Regenbogenhaut verschiedenartig, der Hautfarbe in der Regel entsprechend; dabei sind die Augen groß, rundlich geschlitzt und stehen weder sehr nahe noch weit auseinander. Die Augenbrauen sind mäßig gebogen und selten sehr buschig. Unter den kaukas. Völkern erscheinen bei den Germanen die Augen groß, meist blau, oft aber auch grünlich und grau; nur bei unreiner Rasse braunschwarz. Die Mongolen haben kleine, weit auseinanderstehende Augen mit dicken, nach oben und außen gerichteten, enggeschlitzten Augenlidern, dabei bräunliche Regenbogenhaut und wenig gebogene, schwach entwickelte Augenbrauen. Die Chinesen scheinen die Repräsentanten dieser Augenbildung zu sein. Die amerik. Rasse hat mäßig auseinanderstehende, länglich erscheinende, oft große, ziemlich weitgeschlitzte Augen, deren Schlitz meist nach außen hin schwach emporsteigt. Die Regenbogenhaut ist in der Regel dunkelbraun, feurig, blitzend. Bei der äthiop. Rasse findet man die Augen in der Regel ziemlich groß, mäßig weit auseinanderstehend; die Augenlider breit, aber nicht sehr hoch geöffnet; die Regenbogenhaut dunkelbraun, die durchsichtige Hornhaut oft etwas gelb gefärbt, die Augenbrauen mäßig gebogen und meistens nicht sehr stark entwickelt. Uebrigens werden alle Kinder (und dies wußte schon Hippokrates) mit blauer Farbe der Regenbogenhaut geboren, und erst früher oder später nach der Geburt, mit der weitern Entwickelung des Pigments, ändert sich die Färbung.

Die Farbe des A. bezeichnet man auch vielfach als die Ursache des geistigen Ausdrucks der Augen; dies ist aber zum wenigsten eine sehr einseitige Annahme. Das A., das nervenreichste Organ, welches gewissermaßen als ein Fortsatz des Gehirns, des Seelenorgans zu betrachten ist, besitzt in der That eine hohe physiognomische Bedeutung, was schon durch die allgemein anerkannte und verständliche Terminologie, die sich in Beziehung auf den seelischen Ausdruck des A. gebildet hat, bewiesen wird. Allgemein weiß und versteht man, was man mit den Ausdrücken: ein seelenvolles, sanftes, verliebtes, schwärmerisches, neidisches, strafendes A. sagen will; aber nur wenige verstehen es, sich klar zu machen, was dem A. gerade das verleiht, wodurch es den bezeichneten eigenthümlichen Ausdruck im Blick erhält. Die Bedeutung und Macht des Blickes liegt nicht blos in der Farbe und Beleuchtung, in dem Glanze, der Größe, dem

Abstande beider Augen voneinander, nicht blos in der Form und Stellung der Augenlider, sondern vorzugsweise in der Art der Bewegung der Augen selbst, in der Stellung und dem Fortrücken des Convergenzpunktes der beiden Sehachsen, d. h. der imaginären Linien eines jeden A., welche man sich gezogen denkt von der Mitte des hintern Theils der Netzhaut durch die Mitte der Hornhaut bis zum fixirten Gegenstande (Linie 3 in der obigen Figur). Weiteres über diesen schwierigen Gegenstand s. J. Müller, «Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtsinnes» (Lpz. 1826), und Ruete, «Lehrbuch der Ophthalmologie», 2. Aufl., Bd. 1, S. 334. Die Eigenthümlichkeit des kindlichen Blickes z. B. liegt einestheils in dem fast constanten Parallelismus der Sehachsen und der größern Weite der Pupille; anderntheils darin, daß beide Augen, ohne in der Regel ein Object zu fixiren, stets gleiche Abschnitte eines unendlich weiten Sehkreises beschreiben, wodurch den Augen der Ausdruck der Gedankenlosigkeit ertheilt wird; erst mit zunehmendem Verstande gehen die Augen aus dem Parallelismus in eine fixirende Stellung über. Der Greis dagegen verliert mit dem Triebe für die nächste Umgebung das Sehen in der Nähe; ihm ist ein relativ deutliches Gesicht, wenn er in der Jugend normale Augen hatte, nur für die Ferne gesichert. Der Greis, dessen Sehweite und Neigung seiner Sehachsen für die Ferne gestellt sind, geht also dahin zurück, von wo das Kind begann, nur mit dem Unterschiede, daß das Kind aus dem fernern Sehkreise durch die eigene Erziehung des Gesichtsinnes in einen nähern übergeht, während der Greis aus einem nähern Gesichtskreise in einen fernern übertritt. Der Blick in die Ferne ist daher der ethische Ausdruck in den Augen des Greises. Das A. stirbt im Parallelismus der Sehachsen.

Das A. des Menschen ist nicht allein ein Spiegel der Seele, sondern auch des körperlichen Lebens, eine Beobachtung, die schon Hippokrates, der Vater der Medicin, gemacht hat, wie aus seinem Ausspruche hervorgeht: daß so wie das A. sich auch der ganze Körper verhalte. Die krankhaften Affectionen in den Systemen des Körpers wirken daher auf mannichfache Weise auf die Augen, und diese erkranken wiederum nicht, ohne daß sich der Reflex davon auf jene verbreitet und Störungen in denselben veranlaßt. Die Semiotik (Zeichenlehre) der Augen hat, wie die Geschichte der Heilkunst nachweist, von jeher in der Beurtheilung der Krankheiten eine große Rolle gespielt, aber man hat ihren Werth auch vielfach überschätzt, obgleich Hippokrates schon hervorgehoben, daß man sie nur nach dem Inhalte der ganzen Zeichenlehre beurtheilen und stets alle übrigen Zeichen mit zu Hülfe nehmen solle. Das Streben der Aerzte ging meistentheils dahin, für jede besondere Krankheit ein derselben eigenthümlich zukommendes und ihre Gegenwart verrathendes Kennzeichen an den Augen aufzufinden. Es erging demnach der Semiotik der Augen auf gleiche Weise wie der Lehre vom Pulse und vielen andern Hülfsmitteln der Diagnose, von denen wir anerkennen müssen, daß sie bei richtiger Handhabung viel zu Erkennung und Vorhersage beizutragen vermögen, ohne daß sie, für sich allein genommen, ausreichende Zeichen für bestimmte Krankheiten liefern. Vgl. Ruete, «Lehrbuch der Ophthalmologie» (2. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1853); Helmholtz, «Physiol. Optik» in «Allgemeine Encyklopädie der Physik» (Bd. 9, Lpz. 1862).

Auge (künstliches). Das künstliche A. ist eine aus Email gefertigte Schale, welche die Gestalt der äußern Oberfläche des vordern Drittels des menschlichen A. besitzt, und auf deren Mitte die Regenbogenhaut in entsprechender Farbe und die Hornhaut mit der dem menschlichen A. zukommenden Wölbung angebracht sind. Das künstliche A. soll, soweit möglich, das durch Entzündung verloren gegangene natürliche A. ersetzen, und hat nicht blos einen kosmetischen, sondern auch einen der Heilkunde dienenden Zweck. Zunächst dient das künstliche A., um dem entstellenden und für viele Menschen schreckhaften Anblick der Einäugigkeit abzuhelfen, also dem mit Verlust eines A. Behafteten das Wiedereintreten in alle gesellschaftlichen Beziehungen möglich zu machen. Ein genau angepaßtes und sonst gutgewähltes künstliches A. leistet in dieser Hinsicht so Vollkommenes, daß nicht nur Laien, sondern selbst Aerzte das Kunstproduct nicht zu erkennen vermögen. Es macht die innerhalb gewisser Grenzen vom gesunden A. ausgeführten Bewegungen mit und wird beim Schließen der Augenlider von diesen so vollkommen wie das gesunde A. bedeckt. Auch bewirkt ein gutangepaßtes künstliches A. dem Träger keineswegs das Gefühl des Drucks durch einen fremden Körper. Der Augenarzt wendet das künstliche A. aber auch an, um das durch Entzündung verloren gegangene und zum Stumpf zusammengeschrumpfte A. vor äußern Schädlichkeiten (Rauch, Staub) sowie vor der oft reizenden Einwirkung der Augenwimpern (beim Einwärtsrollen der Augenlidränder) zu schützen, und kein anderes Mittel leistet hierin bessere Dienste. Das künstliche A. kann überdies von dem Träger selbst bei nur einiger Uebung leicht in die Augenhöhle eingesetzt und aus derselben wieder

entfernt werden. Letzteres geschieht natürlich stets für die Nacht, ehe man sich zur Ruhe begibt. Vgl. Ritterich, «Das künstliche A.» (Lpz. 1852). — Ein anderes künstliches A. ist das für Demonstrationen, d. h. für Lehrzwecke bestimmte. Es besteht dies aus einem Modell, aus Holz, Elfenbein oder einem andern Material verfertigt, welches den anatom. Bau des natürlichen A. in seinen wesentlichen Theilen, sowie die optische Wirksamkeit desselben versinnlichen soll. Dasselbe besitzt annähernd, wie das natürliche, die Gestalt einer Kugel, welcher vorn ein Segment fehlt, an dessen Stelle die stärker gewölbte, uhrglasförmige Hornhaut aufgesetzt ist. Die verschiedenen Häute des natürlichen A., welche man mit dem Namen der Lederhaut (sclerotica), die nach vorn in die Hornhaut (cornea) übergeht, der Aderhaut (chorioidea), die nach vorn in die Regenbogenhaut (iris) mit dem Centralloch (pupilla) übergeht, und der Netzhaut (retina) belegt, werden am Modell durch ebenso viele concentrisch ineinandergeschachtelte Lagen vorgestellt. Bei vollständigen Modellen müssen außerdem auf der die Aderhaut vorstellenden Lage die quirlförmigen Gefäße mit ihrem charakteristischen Verlaufe, auf der Lage der Netzhaut die Eintrittsstelle des Sehnerven mit den daraus entspringenden Centralgefäßen sowie die Stelle des deutlichsten Sehens, der sog. gelbe Fleck (macula lutea), verzeichnet sein. Hinter der Hornhaut befindet sich im Modell ein Diaphragma mit einer centralen Oeffnung, dem Sehloch, worauf eine der Krystallinse entsprechende Glaslinse folgt. Letztere muß an ihrer hintern Fläche bedeutend stärker gekrümmt sein als an ihrer vordern, wenn die Verhältnisse den natürlichen entsprechen sollen. Am hintern Pole des Modells ist in einen kreisförmigen Ausschnitt eine verschiebbare Röhre eingepaßt, in welcher ein mattgeschliffenes Glastäfelchen steht. Durch diese Vorrichtung können im künstlichen A., wie in einer Camera-obscura, umgekehrte kleine Bilder von Objecten auf der Glastafel erzeugt und so die im natürlichen A. in ganz gleicher Weise bestehenden optischen Verhältnisse zur Anschauung gebracht werden. Die Accommodation im menschlichen A. wird dabei durch Verschiebbarkeit der Röhre ersetzt. Ein solches Modell, welches den Bau des A. in allen seinen Theilen auf das vollkommenste veranschaulicht, wurde neuerdings von Ruete angegeben. Derselbe hat auch ein anderes, äußerst sinnreich eingerichtetes Instrument, ein sog. Ophthalmotrop erfunden, welches die Functionen der sechs Augenmuskeln erläutert. Vgl. Ruete, «Ein neues Ophthalmotrop» (Lpz. 1857).

Augenheilkunde, nach dem Griechischen Ophthalmiatrik genannt, war schon in sehr früher Zeit ein wichtiger Theil der Chirurgie und Medicin. Dieselbe bildet mit Recht eine besondere Abtheilung der Heilkunde, da nicht nur die Augenkrankheiten an sich eigenthümlicher Art sind, sondern auch zu ihrer Untersuchung und Behandlung, besonders aber zu den hier so häufig nöthigen Operationen, besondere Kenntnisse und Geschicklichkeiten gehören, die gut eingelernt und durch stete Uebung gepflegt sein wollen. Eine eigene Klasse von Aerzten, Ophthalmologen oder Ophthalmiatriker genannt, die sich allein mit Heilung der Augenkrankheiten beschäftigten, bildete sich zu Alexandria schon vor des Celsus Zeit. Viele Jahrhunderte ward dann diese Wissenschaft gänzlich vernachlässigt, bis ihr wieder seit dem 17. Jahrh. Franzosen, Engländer, Italiener und namentlich Deutsche sich ausschließend widmeten. Doch erst in der neuern Zeit wurde die A. zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geführt, indem man das Auge als integrirenden Theil des Organismus auffaßte und die gesammte Physiologie und Pathologie auf dieselbe anwendete, sodaß jetzt niemand sich mehr anmaßen kann, Augenarzt zu sein, der nicht zugleich als tüchtiger innerer Arzt ausgebildet ist. Beer, Himly, Gräfe, Walther, Dzondi, Jüngken, Ammon, Andreä, Jäger, Ritterich, Ruete, Arlt, A. von Gräfe, Jäger d. J., Stellwag von Carion u. a. haben sich unter den Deutschen am meisten um die A. verdient gemacht. An einer vollständigen Geschichte derselben fehlt es zur Zeit noch. Interessante Beiträge dazu enthalten Wallroth's «Ophthalmologia veterum» (Halle 1818), Ammon's «Kurze Geschichte der A. in Sachsen» (Lpz. 1824), van Onsenoort's «Geschichte der A.» (aus dem Holländischen, Bonn 1838); Andreä, «Zur ältesten Geschichte der A.» (Magdeb. 1841); derselbe, «Die A. des Hippokrates» (Magdeb. 1843).

Augenkrankheiten. Das Auge ist nicht blos, wie Hippokrates sagt, ein Spiegel der Seele, sondern auch des Körpers, indem alle wichtigern Elementargebilde des Organismus in seiner Zusammensetzung wiederkehren. Daher ist das Auge auch sehr zahlreichen und verschiedenartigen Krankheiten ausgesetzt, ganz abgesehen davon, daß es durch seine Lage und seine Function mehr als andere Organe den äußern Schädlichkeiten ausgesetzt bleibt. Das Publikum unterscheidet freilich die Mehrzahl dieser Uebel nur nach dem Endresultate, der Störung des Sehens, als Blindheit, und kennt daneben etwa noch die Gesichtsschwäche, die Fern- und

die Kurzsichtigkeit, und das Schielen als Augenfehler. Die Aerzte unterscheiden: Bildungsfehler des Auges (z. B. Cyklopenauge, gespaltene Iris); Entzündungen der verschiedenen Augengebilde (z. B. der Augenlider, der Augenbindehaut, der Hornhaut, der Sclerotica, der Gefäßhaut, der innern Augenhäute u. s. w.) und deren Folgen (Eiterungen, Geschwüre, Ablagerungen, Trübungen, Verwachsungen u. s. w.), Entartungen (z. B. Augenkrebs, Schwamm), Lageveränderungen (z. B. Umstülpung des Augenlids, Heraustreten des Augapfels, Schielen); dann Nervenkrankheiten des Auges (wie Lichtscheu, Augenschmerz, Feuer- und Fleckensehen, schwarzer Staar, Lähmung und Krampf der Augenlider) u. s. w. Mit Erfolg hat man neuerdings besondere Anstalten zur Heilung Augenkranker und auf Universitäten besondere Kliniken für dieses Fach eingerichtet. Die Literatur über die A. ist sehr groß und reich an tüchtigen Werken. Vgl. Beck, «Handbuch der Augenheilkunde» (Heidelb. 1832); Rosas, «Handbuch der theoretischen und praktischen Augenheilkunde» (3 Bde., Wien 1830); Stöber, «Manuel pratique d'ophthalmologie» (Par. u. Strasb. 1834); Jüngken, «Lehre von der Augenheilkunde» (3. Aufl., Berl. 1842); Andreä, «Grundriß der gesammten Augenheilkunde» (2 Bde., Magdeb. 1837—39); Ruete, «Lehrbuch der Ophthalmologie» (2. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1854); Arlt, «Die Krankheiten des Auges, für praktische Aerzte» (3 Bde., Prag 1859); Pilz, «Lehrbuch der Augenheilkunde» (Prag 1859); Deval, «Traité théorétique et pratique des maladies des yeux» (Par. 1861); Mackenzie, «Traité pratique des maladies de l'oeil» (aus dem Englischen, 4. Aufl., Brüssel 1862); Seitz, «Handbuch der gesammten Augenheilkunde», fortgesetzt von Zehender (Erl. 1862); Stellwag von Carion, «Augenheilkunde» (Wien 1864).

Augenmaß nennt man die Fähigkeit, die Größe einer Entfernung, eines Winkels, einer Menge, eines Raumes oder Körpers, oder auch das Gewicht einer Masse durch den bloßen Anblick, ohne Beihülfe besonderer Meßinstrumente, zu bestimmen. Das A. ist desto richtiger und schärfer, je näher das gewonnene Resultat mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Durch anhaltende und zweckmäßige Uebung kann man ein sehr sicheres A. erlangen, was nicht blos im praktischen Leben von entschiedenem Nutzen, sondern für viele, besonders für Zeichner, Maler, Bildhauer, Architekten sowie für einzelne Handwerker, z. B. die Fleischer, bei denen die richtige Abschätzung des Gewichts eines Stücks Schlachtvieh fast überall einen Theil des Meisterstücks ausmacht, in den meisten Fällen unerlaßlich ist. Ganz unentbehrlich aber wird es für den Feldmesser, Ingenieur und Militär zur schnellen Entwerfung von Plänen und Karten, bei der Anordnung von Truppenmassen, bei der Abschätzung der feindlichen Heeresabtheilungen, zur Ermittelung der Abstände zu beschießender Punkte u. s. w. Man führt die bei den Bestimmungen durch A. zu beobachtenden Umstände auf gewisse Regeln zurück, welche nach der Verschiedenheit der zu messenden Objecte natürlich verschieden sind. Der Forstmann, welcher die Höhe und den Holzgehalt eines Baumes durch das bloße A. finden will, hat andere Erfahrungssätze zu beobachten als der Militär, welcher die Stärke einer Truppenabtheilung u. s. w. ermitteln soll.

Augenpflege oder Diätetik des Auges. Obgleich das Auge einen hohen Grad von Selbständigkeit besitzt, bleibt es doch als Theil des Organismus von diesem abhängig. Der Zustand der Augen ist daher vom Zustande der Ernährung im allgemeinen, vom Nerven- und Blutsysteme abhängig. Besondere Beziehungen, welche auf die Gesundheit des Auges Einfluß haben, finden noch mit dem Gehirn, den Verdauungswerkzeugen, den Zeugungstheilen, der Haut und der Nasenschleimhaut statt. Jede körperliche Schwäche, besonders wenn sie mit Aufregung des Nervensystems verbunden, bedingt erhöhte Empfindlichkeit der Augen gegen Anstrengung, gegen helles Licht und gegen helle Farben. Man vermeide deshalb nach starken Blutverlusten und in der Reconvalescenz nach schweren Krankheiten anhaltendes Lesen, Schreiben, Nähen u. s. w., und sorge für gemäßigtes Licht und sanfte Farben in den Zimmern. Nervenschwache, Hysterische, Hypochonder müssen besondere Aufmerksamkeit auf die Schonung ihrer Augen verwenden, weil bei ihnen infolge allgemein erhöhter Nervenreizbarkeit auch die des Auges gesteigert ist und sie nicht selten an andauernden Blendungsbildern und andern krankhaften Gesichtserscheinungen zu leiden haben. Erhaltung eines regelmäßigen Blutumlaufs im Körper trägt sehr viel zur Gesundheit der Augen bei. Man vermeide darum alles, was Blutanhäufung im Kopfe hervorrufen könnte, besonders wenn schon Neigung dazu vorhanden ist, also enge Kleidungsstücke, besonders zu enge Halsbinden. Man halte auf leichtverdauliche Kost, auf regelmäßige Leibesöffnung, unterlasse den unmäßigen Genuß geistiger Getränke, sorge für hinreichende Bewegung im Freien und beobachte aufrechte Haltung beim Arbeiten. Russische oder Qualmbäder sind bei solchen, welche zu Blutcongestion nach den Augen geneigt sind, zu

vermeiden. Die Abhängigkeit der Augen vom Gehirn verbietet geistige Anstrengungen, wenn die Augen schwach sind. Zu langer Schlaf schadet den Augen, noch mehr aber zu kurzer. Uebermäßiger oder unzeitiger Geschlechtsgenuß schwächt selbst das gesündeste Auge, und muß dies selbstverständlich in noch viel höherm Grade bei schwachen Augen thun. Erkältung und Störung der Hautthätigkeit ist als eine der allgemeinsten Schädlichkeiten für das Auge zu betrachten. Kaltes Waschen bei schwitzendem oder ausdünstendem Gesicht, wie des Morgens unmittelbar nach dem Erwachen, ist deshalb zu vermeiden; auch trage man dafür Sorge, daß zur Gewohnheit gewordene Fußschweiße nicht plötzlich durch Erkältung der Füße unterdrückt werden. Ein nothwendiges Erforderniß zur Erhaltung gesunder Augen ist es ferner, dieselben von Schmuz und getrocknetem Schleim rein zu erhalten. Leute, welche viel im Rauch oder unreiner Luft, z. B. in Pferdeställen, Gerbereien u. s. w., zubringen, sollen sich die Augen öfters mit reinem Wasser auswaschen. Man vermeide das Trocknen von Wäsche in Wohnzimmern, das Stehenlassen von Nachtgeschirren, indem sich dabei ammoniakalische Dünste entwickeln, welche Augen und Lunge benachtheiligen. Ist ein fremder Körper ins Auge eingeflogen, so reize man das Auge nicht zu lange durch Selbstversuche, denselben zu entfernen, sondern lasse dies so bald als möglich von einem Arzte bewerkstelligen. Am dringendsten erheischt das Einfliegen von ätzenden Substanzen, wie Kalk, Eisensplitter, ärztliche Hülfe.

Von der größten Wichtigkeit ist die Regelung der Lichteinwirkung aufs Auge, indem das Licht sowol bei zu starker und zu schwacher als auch bei ungleicher Vertheilung nachtheilig einwirken kann; ebenso zeigt sich der schnelle Wechsel zwischen starkem und schwachem Lichte nachtheilig. Zu starkes Licht überreizt, schwächt, ja kann selbst die Sehkraft lähmen. Man arbeite deshalb nie im freien Sonnenlichte. Die schädliche Einwirkung des Anschauens der Sonne ist bekannt und ebenso, daß dadurch schon plötzliche Blindheit entstanden ist. Frauen schützen sich deshalb zweckmäßig im Freien gegen zu starkes Sonnenlicht durch Sonnenschirme von leichtem grauen, blauen oder grünen Zeuge, durch Hüte mit großen Schirmen, welche inwendig mit glanzlosem Zeuge von grüner, grauer oder blauer Farbe ausgeschlagen sind, oder durch Schleier von grauer oder schwarzer Farbe; letztere dürfen weder geblümt noch gemustert sein und müssen weit genug vom Gesicht abstehen. Gegen Licht sehr empfindliche Augen können sich außerdem sowol im Freien als auch im Zimmer der schwach grau- oder blaugefärbten Planbrillen bedienen. Während des Schlafs ist vollständige Dunkelheit den Augen am wohlthätigsten, doch muß man darauf sehen, daß die Dunkelheit nicht plötzlich, sondern allmählich in die Tageshelle übergehe. Das Schlafzimmer soll deshalb nicht gegen Morgen liegen; auf jeden Fall aber muß das Bett so stehen, daß das Gesicht der dem Fenster gegenüberliegenden Wand zugekehrt ist. Muß ein Nachtlicht gebrannt werden, so stelle man es so, daß dessen Strahlen das Auge nicht direct treffen können. Ein starkes Licht wirkt auf die Augen um so nachtheiliger, von je geringerm Umfange und in je dunklerer Umgebung es ist. Es ist auch als eine schädliche Angewohnheit zu betrachten, wenn manche beim Nachdenken absichtslos in eine Lichtflamme starren. Die nachtheilige Einwirkung des schnellen Wechsels von hellem Licht und Dunkelheit zeigt sich, wie bekannt genug, am deutlichsten beim Blitz. Man vermeide, in den Blitz zu schauen, besonders des Nachts, zünde vielmehr bei einem nächtlichen Gewitter Licht an. Ebenso soll sich ein empfindliches Auge des Abends, wenn Licht angebrannt wird, einige Zeit beschatten oder vom Licht abwenden, bis es sich nach und nach an die größere Helligkeit gewöhnt hat. Nicht gleichgültig ist es, von welcher Seite das Auge sein Licht erhält. Am wohlthätigsten ist das von oben kommende, lästiger das horizontal einfallende, am nachtheiligsten das von unten kommende Licht, besonders wenn es von hellfarbigen Körpern reflectirt wird. Ist daher das Wohn- oder Arbeitszimmer durch Sonnenlicht oder durch reflectirtes Licht erleuchtet, so verdunkle man die untere Hälfte des Fensters durch graue oder grüne Behänge.

Eine wichtige Frage ist die, auf welche Art künstliche Beleuchtung für das Auge am zweckmäßigsten einzurichten sei. Als allgemein gültige Grundsätze lassen sich folgende aufstellen: Die leuchtende Quelle muß den zu erleuchtenden Raum möglichst gleichmäßig und intensiv erhellen, und es darf deshalb die Lichtflamme nie durch blecherne, für das Licht undurchdringliche Schirme überdeckt sein, weil durch diese für das Auge nachtheilige starke Contraste zwischen hellerleuchteten und ganz verdunkelten Stellen hervorgerufen werden. Intensiv leuchtende Flammen, wie die des Gaslichts, müssen womöglich, des ruhigen Brennens wegen, mit Glascylindern und, um ihren blendenden Anblick zu vermeiden, mit Glocken von bläulichem Milchglas überdeckt sein. Blendende Lampengestelle von Messing sind zweckmäßig durch dunkel lackirte, bronzene oder solche von Gußeisen zu ersetzen. Für größere Räume, wie öffentliche

Locale, Comptoirs und größere Wohnzimmer, ist jedenfalls die Erleuchtung durch Gaslicht, das dem Sonnenlichte seinen physik. Eigenschaften nach am nächsten steht, am zweckmäßigsten. Nur muß man wegen der starkblendenden Eigenschaft der Gasflamme, besonders wenn dieselbe nicht hoch genug angebracht werden kann, darauf sehen, daß das directe Licht der Flamme nicht das Auge treffe, sondern daß dasselbe durch Schirme von bläulichem Milchglas gemildert sei. Nach dem Gas verdienen das Photogen, Solaröl und ähnliche Oele als Beleuchtungsmaterial den Vorzug, weil die Helligkeit ihrer Flamme dem Gas am nächsten steht. Noch verdient bemerkt zu werden, daß die bei den sog. Moderateurlampen oft angewandten kugelförmigen Schirme von weißem, mattem Glase für die Augen sehr blendend, also jedenfalls noch durch einen Schirm von grauem oder blauem Papier zu überdecken sind. Kerzenlicht steht dem Lichte einer gutbrennenden Lampe nach, indem ersteres viel geringere Leuchtkraft besitzt, unruhig brennt und dabei nicht auf gleicher Höhe gehalten werden kann. Werden Kerzen angewandt, so verdienen die am ruhigsten brennenden, am hellsten leuchtenden und des Putzens nicht bedürfenden Wachs- und Paraffinkerzen den Vorzug. Zweckmäßig ist es, zwei Kerzen, nicht zu weit voneinander, vor sich oder, beim Schreiben, etwas links zu stellen. Nachtheilig für das Sehvermögen ist das Lesen im Gehen und Fahren sowie in der Dämmerung und beim Mondschein. Wie ununterbrochenes und hastiges Lesen überhaupt, so schadet namentlich Romanlektüre den Augen, weil diese gewöhnlich, da sie zum Nachdenken keine Veranlassung gibt, in Selbstvergessenheit stundenlang fortgesetzt wird, sodaß die Augen auch keine Gelegenheit zum Ausruhen erhalten. Bei jugendlichen Individuen ist deshalb gerade diese Lektüre nicht nur aus moralischen Gründen, sondern auch mit Rücksicht auf die Augen zu verhindern. Viel weniger strengt das Lesen eines wissenschaftlichen Buches an, welches Nachdenken und dadurch öfteres Wegblicken vom Buche erfordert. Auch vermeide man bei Auswahl der Bücher möglichst jene mit kleinem scharfen Druck auf blendendweißem Papier, weil hier das Auge leicht ermüdet und bald zu schmerzen anfängt. In Bezug auf weibliche Arbeiten ist bekannt, daß alle diejenigen, welche ein unverwandtes Blicken auf die Arbeit erfordern, das Auge mehr anstrengen, als die mehr mechanisch geübten. Sehr anstrengend sind feine Stepparbeiten, Haar- und Perlstickereien, andere feine Stickereien sowie Nähen in dunkeln Stoffen. Solche Arbeiten sollten nur bei der günstigsten Beleuchtung, d. h. bei Tageslicht, vollzogen, nie zu lange hintereinander, am allerwenigsten aber, wie dies oft geschieht, bei künstlicher Beleuchtung bis in die späten Nachtstunden fortgesetzt werden. Ueberhaupt mache man es sich zur Regel, anstrengende Arbeiten möglichst bei Tageslicht zu betreiben, und dabei, wenn es angeht, mit weniger anstrengenden abzuwechseln.

Eine wichtige Angelegenheit ist für die Pflege des Auges die rechtzeitige und zweckmäßige Anwendung der Brillen. Als Brillenbedürftige sind Weitsichtige, Kurz- und Uebersichtige zu bezeichnen. Für gesunde und fehlerfreie Augen ist der Gebrauch jeder Brille verwerflich und die Meinung, daß durch den Gebrauch einer solchen das Auge länger conservirt werden könne, eine irrige. Für den Bedürftigen dagegen kann man eine passend gewählte Brille in Wahrheit als Conservationsbrille bezeichnen, denn sie bewahrt sein Auge vor Ueberanstrengung und erhält es dadurch gesund. Der Weitsichtige soll sich dann einer Brille bedienen, wenn er bemerkt, daß er am Tage Druckschrift nicht mehr so bequem und in derselben Entfernung vom Auge wie sonst zu lesen vermag, und daß der Druck zeitweise zu verschwimmen scheint. Gewöhnlich treten diese Zeichen noch früher abends bei künstlicher Beleuchtung ein, weil letztere, weit schwächer als das Tageslicht, eine größere Annäherung der Druckschrift an das Auge als am Tage erfordert. Weitsichtige pflegen deshalb wol auch, um die Beleuchtung möglichst intensiv zu machen, das Licht zwischen Gesicht und Buch, nahe an letzteres, zu schieben. Ist dieser Zustand eingetreten, so säume man nicht, sich eine passende Convexbrille zu verschaffen, da man sonst Gefahr läuft, das Auge wirklich zu schwächen. Die Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregel aus Nachlässigkeit oder Eitelkeit ist um so thörichter, als in vielen Fällen ein früher Eintritt jener Erscheinungen durchaus nicht mit dem Verfall des Organismus überhaupt Hand in Hand geht, sondern in einem ursprünglich flachern Bau des Auges begründet sein kann. Kurzsichtige haben sich einer passend gewählten Convexbrille beim Lesen und Schreiben zu bedienen, wenn sie das Buch dem Auge näher als 12 Zoll bringen müssen, um deutlich zu sehen, und gewöhnlich noch einer zweiten stärkern zum deutlichen Sehen in die Ferne. Schwach Kurzsichtige, welche in etwa 12—20 Zoll Entfernung gewöhnlichen Druck noch lesen, doch auf Stubenlänge nicht mehr deutlich sehen können, bedürfen blos einer Brille für die Ferne. Uebersichtigkeit ist ein angeborener Fehler, den der Arzt zu erkennen und zu beurtheilen hat. Die-

selbe kann indeß an Kindern dann vermuthet werden, wenn deren Augen, bei äußerlich gesundem Aussehen, Druckschrift nur nahe am Auge, aber dennoch nur mühsam und unter baldiger Ermüdung zu lesen vermögen. Auf gleichem fehlerhaften Bau, wenn auch im geringern Grade, beruht der Zustand der Augen, wo, bei völlig scharfem Gesicht in ziemlicher Annäherung und in die Ferne, das Auge bei feinern Beschäftigungen in der Nähe, wie Lesen, Nähen u. s. w., unter Gefühl von Druck und Thränen bald den Dienst versagt. Beide Zustände erfordern den Gebrauch einer Convexbrille, deren richtige Auswahl aber dem Augenarzte überlassen bleiben muß, indem von ihrer Anwendung die ganze künftige Leistungsfähigkeit des Auges abhängt. In keinem Falle mehr als in diesem verdient eine Brille den Namen einer Conservationsbrille. Vgl. Ritterich, «Anweisung zur Erhaltung des Sehvermögens u. s. w.» (Lpz. 1852).

Augenpunkt oder Hauptpunkt heißt in der Perspective derjenige Punkt der Zeichnungstafel, in welchem dieselbe durch eine senkrechte Linie getroffen wird, die man sich aus dem Orte des Auges auf dieselbe gefällt denkt. Zuweilen nennt man auch jenen Punkt den Distanzpunkt und versteht dann unter dem A. den Ort, wo das Auge gedacht wird. Das letztere wird bei der perspectivischen Projection in größerer oder kleinerer Entfernung von der Tafel, bei der orthographischen (Vogelperspective) dagegen in unendlich großer Entfernung angenommen.

Augenspiegel nennt man einen Apparat, vermittels dessen man die innern Theile eines Auges, namentlich dessen hinterste Wand (Netz- und Aderhaut) so zu erleuchten vermag, daß die von diesen Theilen zurückkehrenden und durch die Pupille austretenden Strahlen vom Auge eines Beobachters aufgefangen und wieder zu einem deutlichen Bilde vereinigt werden können. Der Erfinder des A. ist Helmholtz (s. d.), der zuerst eine richtige Erklärung des Umstandes gab, warum wir unter gewöhnlichen Verhältnissen die Pupille eines andern schwarz sehen und nichts von den aus dessen Auge austretenden Lichtstrahlen wahrnehmen können. Die Erfindung des für die gesammte Augenheilkunde so wichtigen Instruments, dem man fast allein den Aufschwung zu verdanken hat, welchen diese Disciplin in neuerer Zeit genommen, fällt in das J. 1851. Das Instrument besteht im wesentlichen aus einer oder mehrern kleinen Glasplatten, welche man, je nach ihrer Anzahl, unter einem verschieden großen Winkel zur Augenachse des zu erleuchtenden Auges möglichst dicht vor letzteres hält. Eine hellbrennende Lampe, die sich an der Seite des zu untersuchenden Auges befindet, läßt ihre Lichtstrahlen auf die Vorderfläche der Glasplatten fallen, und diese gelangen von hier nach den Gesetzen der Reflexion ins Auge. Hinter den Glasplatten befindet sich das Auge des Beobachters und empfängt entweder direct die aus dem beleuchteten Auge zurückkehrenden Strahlen, oder indirect, nachdem die Strahlen erst durch verschieden starke, dicht hinter den Glasplatten befindliche, den optischen Verhältnissen genau angepaßte Concavgläser hindurchgegangen sind. Der Helmholtz'sche Apparat wird indeß gegenwärtig mehr zu physiol. als zu augenärztlichen Untersuchungen verwandt. Eine für ärztliche Zwecke wesentliche Verbesserung erfuhr der A. 1852 durch Ruete, indem derselbe an die Stelle der nur schwaches Licht reflectirenden Glasplatten einen im Centrum durchbohrten Hohlspiegel, und zwischen diesen und das Auge eine oder zwei Convexlinsen setzte. Vermöge dieser Vorrichtung wird die Erleuchtung eine viel intensivere, wodurch der Spiegel viel weiter vom zu untersuchenden Auge entfernt und so der Hintergrund desselben im reellen Bilde betrachtet werden kann. Obgleich nun dieser A. auch zur Erzeugung eines sog. virtuellen (scheinbaren) aufrechten Bildes verwandt werden kann, so zeigt er sich doch zur Hervorrufung eines reellen geeigneter. Dieselbe Beleuchtungsart wurde bei der großen Zahl von A., deren man bereits 30 zählt, mit wenigen Ausnahmen beibehalten. Nur einige, wie Coccius, Meyerstein, Epkens-Donders, bedienten sich der Planspiegel mit centraler Durchbohrung, denen aber Coccius und Meyerstein noch seitliche convexe Beleuchtungslinsen hinzufügten, wodurch wieder eine analoge Wirkung wie bei den Hohlspiegeln zu Stande kam. Im ganzen verdienen aber die Hohlspiegel den Vorzug, weil sie bei der Untersuchung im reellen Bilde eine viel genügendere Beleuchtung als die Planspiegel (selbst wenn diese mit Convexlinsen combinirt sind) geben. Auch Convexspiegel, rechtwinkelige Glasprismen sowie foliirte Convexlinsen hat man als Beleuchtungsmittel angewandt. Am meisten in Gebrauch von den größern, auf festen Stand berechneten A. sind der von Ruete, Liebreich und Epkens-Donders. Von den kleinern portativen Instrumenten, welche indeß in der Hand des geschickten Augenarztes dasselbe wie die erstern leisten, haben die Instrumente von Coccius, Liebreich, Zehender, Jäger und Hasner die allgemeinste Verbreitung. Einen sog. binocularen A. hat Giraud-Teulon erfunden, der dem Beobachter die Untersuchung beider Augen zugleich gestattet, während Coccius und Heymann Instrumente angaben, vermittels deren man das eigene Auge untersuchen kann. Vgl. Coccius,

«Ueber die Anwendung des A.» (Lpz. 1853); Zander, «Der A. Seine Formen und sein Gebrauch u. s. w.» (2. Aufl., Lpz. u. Heidelb. 1861).

Augentäuschungen, s. Gesichtstäuschungen.

Augentrost nennt das Volk in Deutschland die Arten der Linné'schen Gattung Euphrasia, welche in die 14. Klasse, 2. Ordnung, des Sexualsystems und in die Familie der Scrophularineen gehört. Die Euphrasien sind kleine einjährige, selten perennirende Kräuter, die der Mehrzahl nach in Europa auf Wiesen, Grasplätzen und Bergtriften wachsen, aufrechte, schmächtige Stengel, gegenständige, eingeschnittene oder gesägte Blätter und ährenförmig angeordnete Blüten mit zweilippiger, zierlich gefranster, weißer, gelb- und violettgefleckter Blumenkrone besitzen. Die verbreitetste Art ist Euphrasia officinalis, eine in vielen Varietäten überall auf trockenen Wiesen u. s. w. wachsende und im Aug. und Sept. blühende Pflanze. Ihre schwachbalsamisch riechenden, anfangs süßlich, dann etwas bitter und salzig schmeckenden Blätter sind oder waren wenigstens unter dem Namen Herba Euphrasiae officinell. Sie galten früher für ein die Sehkraft der Augen stärkendes Mittel.

Auger (Anastase), franz. Philolog und Alterthumsforscher, geb. zu Paris 12. Dec. 1734, widmete sich dem geistlichen Stande, beschäftigte sich aber besonders mit dem Studium der classischen Literatur. Nachdem er 14 J. zu Rouen den Lehrstuhl der Rhetorik innegehabt, wurde er Generalvicar des Bischofs von Lescar, lebte aber meist zu Paris, wo er von der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften als Mitglied aufgenommen wurde und 7. Febr. 1792 starb. Unter seinen Schriften, welche im vorigen Jahrhundert sehr geschätzt waren, verdienen, neben jetzt entbehrlich gewordenen Ausgaben einiger griech. Redner, unter anderm seine mit Leichtigkeit und Anmuth geschriebenen, treuen und sorgfältigen, aber dabei kalten Uebersetzungen des Demosthenes und Aeschines (6 Bde., Par. 1777—94), Isokrates (3 Bde., Par. 1781), Lysias (Par. 1783) und der Homilien des Chrysostomus (4 Bde., Par. 1785) Erwähnung. Die fleißige Arbeit «De la constitution des Romains», welche in den ersten drei Bänden seiner «Oeuvres posthumes» (10 Bde., Par. 1792—95) enthalten ist, war zu ihrer Zeit eine wichtige Erscheinung. A.'s sämmtliche Schriften erschienen zu Paris in 29 Bänden.

Augereau (Pierre François Charles), Herzog von Castiglione, Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Paris 11. Nov. 1757, der Sohn eines Fruchthändlers, diente zunächst als Carabinier in der franz. Armee, dann als Deserteur in Oesterreich, Spanien, Portugal und Neapel, und ließ sich endlich 1787 in Neapel als Fechtmeister nieder. Als er mit seinen Landsleuten 1792 von hier verwiesen ward, trat er als Freiwilliger bei der Armee in Italien ein und stieg schnell empor. Schon 1794 wurde er bei der Pyrenäenarmee als Brigade- und 1796 als Divisionsgeneral bei der Armee von Italien unter Bonaparte angestellt. Er kämpfte bei Millesimo, bei Ceva, bei Lodi, wo er an der Spitze seiner Division die Brücke erstürmte, bei Castiglione und in den folgenden Schlachten. (S. Arcole.) Von Bonaparte dem Directorium empfohlen, wurde er 1797 zum Befehlshaber der 17. Militärdivision in Paris ernannt, vollzog die Gewaltthat am 18. Fructidor und ward von dem decimirten Gesetzgebenden Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. Im Sept. 1797 erhielt er das Commando der Rheinarmee, wurde aber sehr bald als Commandant der 10. Militärdivision nach Perpignan versetzt. 1799 zum Deputirten im Rathe der Fünfhundert erwählt, gab er sein Commando auf. Beim Sturze des Directoriums am 18. Brumaire stellte er sich, wenn auch widerwillig, zur Verfügung Bonaparte's und erhielt darauf 1800 den Oberbefehl der Armee in Holland. A. führte das franz.-batavische Heer nach dem Niederrhein, um Moreau's Operationen in Süddeutschland zu unterstützen, rückte über Frankfurt nach Würzburg und lieferte mehrere Gefechte, die aber für den Krieg ohne Wichtigkeit waren. Im Oct. 1801 durch den General Victor in Holland abgelöst, blieb er ohne Anstellung bis 1803, wo ihm der Befehl über die gegen Portugal bestimmte Armee übertragen wurde. Da dieser Zug unterblieb, ging er nach Paris, wo ihn der Kaiser 1804 zum Marschall, 1805 zum Großoffizier der Ehrenlegion und bald darauf zum Herzog von Castiglione ernannte. Im Kriege von 1805 befehligte er ein Corps, welches den äußersten rechten Flügel bildete; er drang in Vorarlberg ein und zwang am 14. Nov. ein österr. Corps zur Capitulation. Nach dem Frieden blieb er in Deutschland zur Besetzung von Darmstadt, Wetzlar u. s. w., bis der Krieg mit Preußen ausbrach. Er nahm theil an den Schlachten bei Jena, Golymin und Eylau. Hier wurde sein Corps fast vernichtet; er selbst, an einem heftigen Fieber erkrankt, ließ sich im Sattel festbinden und verließ die Schlacht nicht, obschon er schwer verwundet wurde. Hierauf sendete ihn der Kaiser zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Frankreich. 1809 focht er mit Erfolg in Italien, 1810 dagegen unglücklich

in Spanien, weshalb ihn Macdonald ablösen mußte. Bis 1813 war er dann ohne Anstellung. Der Kaiser schätzte ihn wegen seiner Ehrlichkeit und der strengen Ordnung und Mannszucht, die er unter seinen Truppen hielt, aber seine republikanische Gesinnung entfremdete ihn Napoleon; auch hielt dieser wenig von seinem Feldherrntalent, wie er ihm auch wenig Verstand zutraute. Marmont nennt sogar, wol ungerecht, seine Tapferkeit nur mittelmäßig und seine Gefechtsleitung schlecht, weil er sich gewöhnlich der Action zu fern hielt; er schilt seine Manieren gemein, anmaßend, großsprecherisch, gibt aber seine imponirende militärische Persönlichkeit, seine Gutmüthigkeit und Kameradschaftlichkeit zu, auch daß er vor dem Gefecht gut über seine Truppen zu disponiren verstanden. Der Kaiser vertraute ihm für den Krieg mit Rußland kein Armeecorps an, sondern ließ ihn mit dem 11. Corps als Reserve zurück. Er war Gouverneur in Berlin, als die Kosacken am 20. Febr. 1813 einen Handstreich auf die Stadt versuchten; dann wurde er als Gouverneur nach Frankfurt a. M. geschickt, um hier ein Reservecorps zu sammeln, mit welchem er an der Schlacht von Leipzig theilnahm. Im Feldzuge von 1814 war ihm die Organisation und Vertheidigung in Südfrankreich übertragen; er mußte aber Lyon räumen und sich nach Valence zurückziehen. Hier erfuhr er Napoleon's Abdankung, machte dieselbe seinen Truppen in den härtesten Ausdrücken für Napoleon bekannt und benahm sich gegen diesen bei einem Zusammentreffen auf dessen Reise nach Elba schroff und beleidigend. Ludwig XVIII., dem er sich unterwarf, ernannte ihn zum Pair von Frankreich und übertrug ihm ein Commando in der Normandie. Hier erklärte er sich 1815 bei Napoleon's Rückkehr zwar in einer Proclamation wieder für ihn, wurde aber als Verräther bezeichnet und erhielt keine Anstellung, ebenso wenig nach der Schlacht von Waterloo von dem Könige, und nur der Sitz in der Pairskammer blieb ihm. Als Mitglied des Kriegsgerichts über den Marschall Ney erklärte er sich für incompetent. Er zog sich bald nachher ganz auf sein Landgut La Houssaie zurück, wo er am 11. Juni 1816 starb.

Augias (griech. Augeias) oder **Augeas**, einer der Argonauten, Sohn des Helios und der Iphinoe, König von Elis, war berühmt durch den Reichthum an Rindern, deren er 3000 Stück in seinen Ställen hielt. Der Dünger derselben hatte sich seit 30 Jahren aufgehäuft, und so erhielt Herakles von Eurystheus als eine unmöglich zu leistende Arbeit den Auftrag, den Stall des A. in Einem Tage zu reinigen. Herakles bedingte sich dafür von A. den zehnten Theil der Rinder aus, und vollbrachte die Arbeit, indem er die Flüsse Peneios und Alpheios durch den Stall leitete. A. aber verweigerte dem Herakles den Lohn, und so überzog dieser den erstern mit Krieg, der erst nach fünf Jahren durch den Tod des A. beendigt wurde. Herakles setzte dessen Sohn Phyleus in die Herrschaft ein.

Augier (Emile), franz. Bühnendichter, geb. zu Valence 17. Sept. 1820, wurde von seinem Vater zum Advocatenstande bestimmt, aber das Beispiel seines Großvaters, des bekannten Romandichters Pigault-Lebrun, und eigener Antrieb bewogen ihn, sich der Schriftstellerei zu widmen. Schon mit seinem ersten Lustspiel, in zwei Acten und in Versen: «La ciguë», das 1844 im Odeontheater zur Aufführung kam, feierte der junge Dichter einen glänzenden Triumph. Voll Frische, Anmuth und zierlicher Laune, von antikem Duft durchweht, schien es lange und ist vielleicht noch jetzt das vollendetste von den Werken des Dichters. Er erregte damit die größten Erwartungen, welchen jedoch die beiden nächstfolgenden, im Théâtre-Français aufgeführten Lustspiele «Un homme de bien» (1845) und «L'aventurière» (1848) nicht besonders entsprachen. Mit erneuertem Beifall wurde aber 1849 auf derselben Bühne «Gabrielle» aufgeführt, eine fünfactige Comédie in Versen, welche das Familienleben als das eigentliche Poetische darstellte und für diese Sittentendenz von der Akademie den Montyon'schen Preis zugesprochen erhielt. Nach einem unglücklichen Versuch im Drama («Diane», 1852) wandte sich A. wieder zum Lustspiel und erschien 1853 mit einem großen Stück in fünf Acten und in Prosa: «La pierre de touche», an welchem Jules Sandeau mitgearbeitet hatte. Dieses zugleich sentimentale und burleske Lustspiel, das nur wenig Anklang fand, wurde für A. der Ausgangspunkt einer neuen Richtung, indem er von nun an die feinschildernde altfranz. Charakterkomödie gegen das ergreifendere Intriguen-Lustspiel aus dem Leben der Gegenwart zurücksetzte. Er gab 1855 im Vaudevilletheater «Le mariage d'Olympe», ein keck aus den socialen Zuständen des Moments herausgegriffenes und kräftig gezeichnetes Sittengemälde, sodann im Gymnase, mit Jules Sandeau zusammen: «Le gendre de M. Poirier», ein vieractiges Lustspiel in Prosa, das allgemein für eins seiner gediegensten Bühnenstücke gilt und reichlichen Beifall erntete. Hierauf folgten 1858 «La jeunesse», Lustspiel in fünf Acten und in Versen, eine unbedeutende Arbeit, und «Les lionnes pauvres», ebenfalls ein fünfactiges Lustspiel, aber in Prosa,

gemeinschaftlich mit Foussier gedichtet, über dessen kühne, aber durchaus nicht unmoralische Auffassung die Theatercensoren dermaßen erschraken, daß nichts Geringeres als ein allerhöchstes Einschreiten nöthig war, um die sehr heilsame und schöne Satire auf die Bühne zu bringen. Zwei andere große und erfolgreiche Lustspiele des Dichters: «Les effrontés (1861) und «Le fils de Giboyer» (1862), wären ohne dieselbe einflußreiche Vermittelung schwerlich auf die Breter des Théâtre-Français gekommen. Ohne Meisterstücke in praktischem Sinne, wie «Tartufe» und «Turcaret», zu sein, gleichen sie wenigstens diesen Stücken in der Lebhaftigkeit der Angriffe, in der Keckheit des Tadels und Freimüthigkeit aristophanischer Tendenzen. A. verdankt den hohen Rang, den er in Frankreich einnimmt, zunächst der Tüchtigkeit seines Talents und der sorgsamen Ausarbeitung seiner Werke, theilweise aber auch den Umständen. Er säuberte und verjüngte zwar nicht gerade die in Excessen erschöpfte komische Bühne, brachte aber dahin eine angemessene, muntere Laune, einen klaren, verständigen Sinn, einen leidlich sarkastischen Spott, eine Vereinigung von Eigenschaften, welche dem überdrüssigen Volksgeiste wieder zu frischer Erholung und Anregung verhelfen konnte. 1858 wurde er, an Salvandy's Stelle, zum Mitglied der Akademie gewählt. Seit längerer Zeit mit Ponsard als eine der Hauptstützen der sog. École du bon-sens (neuer Ausdruck für den alten Classicismus) angesehen, hat er sich jedoch in seinen letzten Stücken entschieden zu der realistischen Richtung hingewandt.

Augila, richtiger Audschila oder Udschila (Augĭla), eine Oase in der Libyschen Wüste Nordostafrikas, seit den ältesten Zeiten unter demselben Namen bekannt, unter 29° 10′ bis 29° 20′ nördl. Br. und 39° 30′ bis 40° östl. L., auf der großen Karavanenstraße zwischen Kairo und Murzuk, etwa 50 M. westlich von der Oase Siwa (Ammonium) und ebenso weit im SSO. von Bengasi an der Küste von Barka gelegen, ist eine kleine, von Sandwüsten umschlossene Gruppe ebener, grüner Flecke, durch gute Bewässerung reich an Palmen, mit deren in außerordentlicher Menge gewonnenen und durch ihr Arom höchst ausgezeichneten Datteln ein bedeutender Handel nach allen Gegenden getrieben wird, wie schon zu Herodot's Zeit die Nasamonen denselben betrieben haben. Die Oase ist den Beherrschern von Tripolis tributär. Ihre 1000—1200 E. gehören theilweise noch dem Berberstamm an und sprechen ein mit arab. Wörtern sehr verunreinigtes Berber. Sie sind thätige und unerschrockene Reisende, die den Handel zwischen Aegypten und Murzuk vermitteln und in neuerer Zeit besonders auch den zwischen Bengasi und Wadai in Gang gebracht haben.

Augit, ein sehr verbreitetes Mineral, welches im wesentlichen aus Kalkerde, Talkerde, Eisenoxydul, Manganoxydul, Kieselerde und Thonerde besteht. Es krystallisirt in unregelmäßigen sechs- oder achtseitigen Prismen, welche an beiden Enden durch zwei schief angesetzte Endflächen zugeschärft sind, und ist in der Richtung der Prismenflächen mehr oder weniger deutlich spaltbar. Das Mineral ist gewöhnlich von schwarzen oder grünlichen Farben, durchscheinend oder undurchsichtig, von Glas- oder Fettglanz, und von 3,3 spec. Gewicht. Es beweist sich ziemlich hart und wird von Säuren sehr wenig angegriffen. Einen wesentlichen Gemengtheil bildet der A. in mehrern wichtigen Gebirgsarten, wie im Basalt, Dolerit und in vielen Laven und vulkanischen Tuffen, in denen er oft in schönen Krystallen ausgesondert vorkommt, wie z. B. am Kaiserstuhl im Breisgau, in Böhmen, am Vesuv, Aetna und in der Auvergne. Häufig findet er sich im Kalksteine eingewachsen, mit anscheinend geschmolzener Oberfläche und in körnigen Massen (Kokkolith), welche, wie zu Arendal in Norwegen, Magneteisensteinlager begleiten. Aus der Verwitterung A. haltender Gesteine geht ein guter eisenreicher Boden hervor. Eine schöne grüne und durchsichtige Varietät des A., Diopsid genannt, welche sich auf der Mussaalpe in Piemont und auf der Alpe Schwarzenstein im Zillerthale in Tirol findet, wird namentlich in Turin und Chamouny als Schmuckstein verschliffen.

Augitporphyr, ein Gestein, dessen dunkelgrüne bis schwarze, dichte Grundmasse Krystalle von Augit und oft auch von Labrador oder Oligoklas enthält. Dasselbe gehört jedenfalls zu den eruptiven Gesteinen, welche im heißflüssigen Zustande aus dem Erdinnern emporgepreßt worden sind. Gewöhnlich hat man es als gleichbedeutend mit Melaphyr betrachtet, hat es jedoch in neuester Zeit scharf davon zu trennen gesucht. Ganz außerordentlich verbreitet ist dasselbe im Gebiet des Fassathals in Südtirol, wo es Kalksteine und Dolomiten der Trias- und Juraperiode vielfach durchsetzt hat, und durch L. v. Buch unter der Benennung Melaphyr berühmt geworden ist. Im Fassathale kommt auch noch eine Varietät desselben vor, welche Uralit statt Augit enthält; diese hatte man schon früher am Ural aufgefunden und dort Uralitporphyr genannt. Sehr leicht kann A. mit Basalt verwechselt werden, von dem er sich ganz besonders durch den Mangel an Olivin unterscheidet, der im echten Basalt fast nie fehlt.

Augment, d. i. Vermehrung, heißt in der Grammatik der Zuwachs eines Worts zu Anfang desselben, wodurch die Bedeutung oder der Werth der Wortform geändert wird. Das A. ist doppelter Art. Es besteht zuvörderst in der Wiederholung der anlautenden Stammsilbe einer Verbalwurzel, und heißt dann Reduplication. Dieselbe modificirt theils die Grundbedeutung der Wurzel und verleiht ihr einen Nebenbegriff, sei es des Wunsches, eine Handlung zu vollziehen, oder sei es, um das energische, wiederholte Vollbringen einer Handlung auszudrücken u. dgl., theils dient sie zur Bezeichnung der Vergangenheit einer Handlung: so im griech. und lat. Perfectum, z. B. tundo, ich schlage, tutudi, ich schlug, im Gothischen skaidan, scheiden, skaiskaid, er schied. Das A. im speciellen Sinne besteht dagegen in der Vorsetzung eines kurzen a oder e vor die histor. Formen des Zeitworts, das Imperfectum und den Aorist. Diese letztere Form des A. findet sich nur in dem indogerman. Sprachstamme, und auch da nur im Sanskrit und Griechischen.

Augsburg, die Hauptstadt des bair. Kreises Schwaben und Neuburg, an der Mündung der Wertach in den Lech in einer sehr gesunden und angenehmen Gegend gelegen, ist Sitz der Kreisregierung, eines Bezirks-, eines Stadt- und eines Handelsgerichts, eines Oberpost-, Hauptzoll-, Rent- und Salzamts, eines Stadtcommissariats, eines Generalcommandos und anderer Behörden sowie eines kath. Bischofs mit dem Domkapitel und Zubehör, und zählt 45389 E. (3. Dec. 1861), darunter 14200 Protestanten und 130 Israeliten. Die Stadt zerfällt in drei Theile, die obere Stadt, die untere Stadt und die Jakober Vorstadt, und besitzt, obgleich alterthümlich und unregelmäßig gebaut, doch einige schöne Straßen, mehrere große, mit Springbrunnen gezierte öffentliche Plätze und viele schöne oder merkwürdige Gebäude. Besonders ausgezeichnet sind: die große und breite Maximiliansstraße mit dem Herkulesbrunnen (von Adrian de Vries aus Gravenberg 1596 errichtet) und dem Mercuriusbrunnen (von 1599); der Ludwigsplatz mit dem (1594 von Hubert Gerhard errichteten) Augustusbrunnen; der ehemals Alter Heumarkt, jetzt Philippine-Welser-Straße genannte Platz mit der 1857 von König Ludwig der Stadt geschenkten Statue Joh. Jak. Fugger's. Von den öffentlichen Gebäuden A.s verdienen besondere Erwähnung: das prächtige, von Elias Holl 1616—20 im Renaissancestil erbaute, 175 F. hohe Rathhaus, in welchem sich der berühmte, 110 F. lange, 58 F. breite, 52 F. hohe, reichverzierte Goldene Saal befindet; ferner die am Fronhofe gelegene, ehemals fürstbischöfl., jetzt königl. Residenz, in der (in einer jetzt verbauten Abtheilung) 25. Juni 1530 die prot. Fürsten Kaiser Karl V. die «Augsburgische Confession» überreichten; sodann das stattliche fürstl. Fugger'sche Palais, welches in einem seiner Hofräume Fragmente vorzüglicher Fresken von Altdorfer, im Locale des Kunstvereins im Hinterhause dergleichen von Antonio Ponzano enthält, und dessen Façade neuerdings durch fünf große Gemälde von Ferdinand Wegner geschmückt worden ist. Die bedeutendste unter den 11 kath. Kirchen der Stadt ist die Domkirche, welche in ihren ältesten Theilen dem 10. Jahrh. angehört, 1321—1421 zu einer fünfschiffigen Kirche mit niedrigem Spitzgewölbe umgebaut wurde, an den südl. Fenstern des Mittelschiffs sehr alte Glasgemälde enthält und am südl. Eingange alte Bronzethüren (von 1070) mit allerlei Kunstdarstellungen besitzt. Vgl. Braun, «Beschreibung der augsburger Domkirche» (Augsb. 1829); Herberger, «Die ältesten Glasgemälde im Dome zu A.» (Augsb. 1860); Allioli, «Die Bronzethüre des Doms zu A.» (Augsb. 1853). Am südl. Ende der Maximiliansstraße steht die von Burkh. Engelberger 1477—1507 in schönen Verhältnissen im Spitzbogenstil aufgeführte St.-Ulrichskirche mit dem an Denkmälern altdeutscher Plastik reichen, jetzt als Kaserne benutzten Ulrichskloster. Vgl. Braun, «Geschichte der Kirche und des Stifts des heil. Ulrich und Afra in A.» (Augsb. 1817). Unter den fünf prot. Gotteshäusern besitzt die St.-Annakirche gute Bilder von Lukas Kranach, Amberger, Burgkmair, die Barfüßerkirche verschiedene oberdeutscher Meister des 17. und 18. Jahrh. Die kath. St.-Stephanskirche gehört zu dem angebauten Benedictinerkloster, welchem 1835 das kath. Gymnasium mit Lyceum, das astron. Observatorium, das Erziehungsinstitut für Söhne höherer Stände und das Knabenseminar von St.-Joseph übergeben wurde. Neben der Annakirche stehen das prot. Gymnasium, das 1580 von den Bürgern Hainzel, Pömer und Zobel gegründete Collegium von St.-Anna, das Erziehungs- und Ausstattungsinstitut für Töchter der Barbara von Stetten, und die Kreis- und Stadtbibliothek mit 125000 Bänden, vielen Incunabeln und Handschriften. Sonst besitzt A. an höhern Unterrichtsanstalten noch eine Polytechnische und Gewerbschule, eine Kunst- und Zeichenschule und ein Erziehungsinstitut der Englischen Fräulein. Die Gemäldegalerie im ehemaligen St.-Katharinenkloster ist für die Geschichte der altdeutschen Kunst von großer Bedeutung; namentlich sind die schwäb.

Meister, der ältere und jüngere Holbein, Hans Burgkmair, Zeitbloom u. a. in vorzüglichen Bildern vollständiger als sonst irgendwo vertreten. Reichhaltig ist das Maximiliansmuseum mit den Sammlungen röm. und mittelalterlicher Denkmäler des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Von dem sprichwörtlich gewordenen Wohlthätigkeitssinne der Augsburger geben zahlreiche, zum Theil sehr reich dotirte Wohlthätigkeitsanstalten Zeugniß. Zu diesen gehört auch die Fuggerei, welche aus 106, von den Gebrüdern Fugger 1519 für ärmere kath. Bürger erbauten Wohnungen mit Kirche, Straßen und Thoren besteht.

Während des Mittelalters und darüber hinaus zählte A. zu den Städten, deren gewerbliches und Kunstleben in höchster Blüte stand. Obgleich diese Zeiten der histor. Erinnerung angehören, ist doch die Stadt noch immer ein Sitz deutschen Kunstfleißes und Kunstsinnes geblieben, und in gewerblicher Beziehung zeigt sie sich wieder im Aufschwunge begriffen. Durch die Wasserkräfte, welche Lech, Wertach und Sinkel gewähren, ist der Betrieb größerer industrieller Etablissements ausnehmend begünstigt. Unter diese gehören die mechan. Baumwollspinnerei und Weberei (30000 Spindeln, 800 Webstühle), die Baumwollspinnerei am Stadtbach (94812 Spindeln), die von J. F. Chur u. Söhne (25000 Spindeln), die am Sinkel (27000 Spindeln), die Baumwollfeinspinnerei mit 50000 und die Kammgarnspinnerei mit 30000 Spindeln. Hierzu kommen die Gasapparatfabrik von L. A. Riedinger, die Kattunfabrik von Schöppler und Hartmann, zwei große Maschinenfabriken, die Messingfabrik von J. A. Beck u. Comp., die Tabacksfabrik von Lotzbeck u. Comp. u. s. w. Die augsburger Gold- und Silberwaaren sind im Auslande immer noch sehr geschätzt. Der frühere blühende Betrieb der Kupferstechkunst ist völlig erloschen. Dagegen haben in neuerer Zeit Buchdruckerei, Lithographie und Buchhandel einen neuen Aufschwung genommen. Die «Allgemeine Zeitung» wird zu A. redigirt und ausgegeben. A. ist ein Stapelplatz für süddeutsche und ital. Waaren; auch betreibt es bedeutende Speditionsgeschäfte und ist noch immer einer der Hauptwechselplätze für den Süden. Als ein Knotenpunkt des süddeutschen Eisenbahnnetzes steht eine Steigerung des Verkehrs für die Zukunft in Aussicht. Uebrigens ist A. außerhalb der noch bestehenden, nur an einer Stelle durch den Abbruch des Göggingerthors (1862) unterbrochenen, alterthümlichen Befestigungen von schönen Alleen und freundlichen Spaziergängen umgeben, zu denen neun theilweise sehr stattliche Thore führen.

Als Grundlage des heutigen A. muß die Colonie betrachtet werden, welche der Kaiser Augustus um das J. 12 v. Chr. nach Besiegung der Vindelicier unter dem Namen Augusta Vindelicorum, wahrscheinlich an der Stelle eines alten Wohnplatzes der letztern, anlegte, und die rasch zur Blüte gelangte, sodaß schon Tacitus A. als die glänzendste Stadt ganz Rhätiens bezeichnen konnte. Nach mancherlei Bedrängnissen und Verwüstungen, welche die Colonie während der Zeit der Völkerwanderung erfuhr, wurde sie 506 durch Theodorich dem Ostgothischen Reiche einverleibt, doch kam sie schon 30 J. darauf unter die Botmäßigkeit der fränk. Könige. In dem Kriege Karl's d. Gr. mit Thassilo wurde A. 788 beinahe ganz zerstört. Nach der Theilung des Fränkischen Reichs fiel die Stadt den Herzogen von Schwaben zu, erkaufte aber, durch Handel und Gewerbe immer mehr emporblühend, von diesen nach und nach viele Vorrechte und seine Freiheit. 1276 wurde A. eine freie Reichsstadt. Von dieser Zeit an stieg A. zu immer größerer Bedeutung und erreichte den höchsten Gipfel seiner Blüte, als 1368 das aristokratische Stadtregiment dem demokratischen weichen mußte. Bis zum Schmalkaldischen Kriege glänzte es durch seinen Handel, Gewerbe und Kunst. Der Schwäbische Bund, dem A. von 1488—1534 angehörte, und dessen Gericht hier seinen Sitz hatte, erhöhte den Glanz und die polit. Bedeutung der Stadt. Ihr Weltruf wurde aber noch mehr durch die Tüchtigkeit ihrer Bürger in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe begründet. Neben Nürnberg war A. Hauptstapelplatz für den Handel des nördl. Europa mit dem Süden, bis mit Ende des 15. Jahrh. die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen dem Welthandel eine neue Richtung gaben. Ausgebreitete Geschäfte trieben die Fugger (s. d.) und Welser (s. d.), die ihre Schiffe nach allen damals bekannten Meeren sendeten. Zugleich war A. der Mittelpunkt der deutschen Kunst, welche durch die beiden Holbein, Burgkmair, Altdorfer, Amberger, Schäufelin, Hagenauer, Dienecker u. a. vertreten wurde. Seit dem Schmalkaldischen Kriege, wo die patrizischen Geschlechter mit Unterstützung Karl's V. wieder die Oberhand gewannen, sank A. von seiner Höhe und seinem Wohlstande herab. Viele Reichstage und Turniere wurden hier gehalten, und 26. Sept. 1555 ward der nach der Stadt benannte Religionsfriede (s. d.) geschlossen. Die wichtigsten Momente der Reformationsgeschichte sind mit A.s Namen verknüpft. Der Dreißigjährige Krieg brachte neue Drangsale über die Stadt. Das Restitutionsedict wurde

Augment, d. i. Vermehrung, heißt in der Grammatik der Zuwachs eines Worts zu Anfang desselben, wodurch die Bedeutung oder der Werth der Wortform geändert wird. Das A. ist doppelter Art. Es besteht zuvörderst in der Wiederholung der anlautenden Stammsilbe einer Verbalwurzel, und heißt dann Reduplication. Dieselbe modificirt theils die Grundbedeutung der Wurzel und verleiht ihr einen Nebenbegriff, sei es des Wunsches, eine Handlung zu vollziehen, oder sei es, um das energische, wiederholte Vollbringen einer Handlung auszudrücken u. dgl., theils dient sie zur Bezeichnung der Vergangenheit einer Handlung: so im griech. und lat. Perfectum, z. B. tundo, ich schlage, tutudi, ich schlug, im Gothischen skaidan, scheiden, skaiskaid, er schied. Das A. im speciellen Sinne besteht dagegen in der Vorsetzung eines kurzen a oder e vor die histor. Formen des Zeitworts, das Imperfectum und den Aorist. Diese letztere Form des A. findet sich nur in dem indogerman. Sprachstamme, und auch da nur im Sanskrit und Griechischen.

Augsburg, die Hauptstadt des bair. Kreises Schwaben und Neuburg, an der Mündung der Wertach in den Lech in einer sehr gesunden und angenehmen Gegend gelegen, ist Sitz der Kreisregierung, eines Bezirks-, eines Stadt- und eines Handelsgerichts, eines Oberpost-, Hauptzoll-, Rent- und Salzamts, eines Stadtcommissariats, eines Generalcommandos und anderer Behörden sowie eines kath. Bischofs mit dem Domkapitel und Zubehör, und zählt 45389 E. (3. Dec. 1861), darunter 14200 Protestanten und 130 Israeliten. Die Stadt zerfällt in drei Theile, die obere Stadt, die untere Stadt und die Jakober Vorstadt, und besitzt, obgleich alterthümlich und unregelmäßig gebaut, doch einige schöne Straßen, mehrere große, mit Springbrunnen gezierte öffentliche Plätze und viele schöne oder merkwürdige Gebäude. Besonders ausgezeichnet sind: die große und breite Maximiliansstraße mit dem Herkulesbrunnen (von Adrian de Vries aus Gravenberg 1596 errichtet) und dem Mercuriusbrunnen (von 1599); der Ludwigsplatz mit dem (1594 von Hubert Gerhard errichteten) Augustusbrunnen; der ehemals Alter Heumarkt, jetzt Philippine-Welser-Straße genannte Platz mit der 1857 von König Ludwig der Stadt geschenkten Statue Joh. Jak. Fugger's. Von den öffentlichen Gebäuden A.s verdienen besondere Erwähnung: das prächtige, von Elias Holl 1616—20 im Renaissancestil erbaute, 175 F. hohe Rathhaus, in welchem sich der berühmte, 110 F. lange, 58 F. breite, 52 F. hohe, reichverzierte Goldene Saal befindet; ferner die am Fronhofe gelegene, ehemals fürstbischöfl., jetzt königl. Residenz, in der (in einer jetzt verbauten Abtheilung) 25. Juni 1530 die prot. Fürsten Kaiser Karl V. die «Augsburgische Confession» überreichten; sodann das stattliche fürstl. Fugger'sche Palais, welches in einem seiner Hofräume Fragmente vorzüglicher Fresken von Altdorfer, im Locale des Kunstvereins im Hinterhause dergleichen von Antonio Ponzano enthält, und dessen Façade neuerdings durch fünf große Gemälde von Ferdinand Wegner geschmückt worden ist. Die bedeutendste unter den 11 kath. Kirchen der Stadt ist die Domkirche, welche in ihren ältesten Theilen dem 10. Jahrh. angehört, 1321—1421 zu einer fünfschiffigen Kirche mit niedrigem Spitzgewölbe umgebaut wurde, an den südl. Fenstern des Mittelschiffs sehr alte Glasgemälde enthält und am südl. Eingange alte Bronzethüren (von 1070) mit allerlei Kunstdarstellungen besitzt. Vgl. Braun, «Beschreibung der augsburger Domkirche» (Augsb. 1829); Herberger, «Die ältesten Glasgemälde im Dome zu A.» (Augsb. 1860); Allioli, «Die Bronzethüre des Doms zu A.» (Augsb. 1853). Am südl. Ende der Maximiliansstraße steht die von Burkh. Engelberger 1477—1507 in schönen Verhältnissen im Spitzbogenstil aufgeführte St.-Ulrichskirche mit dem an Denkmälern altdeutscher Plastik reichen, jetzt als Kaserne benutzten Ulrichskloster. Vgl. Braun, «Geschichte der Kirche und des Stifts des heil. Ulrich und Afra in A.» (Augsb. 1817). Unter den fünf prot. Gotteshäusern besitzt die St.-Annakirche gute Bilder von Lukas Kranach, Amberger, Burgkmair, die Barfüßerkirche verschiedene oberdeutscher Meister des 17. und 18. Jahrh. Die kath. St.-Stephanskirche gehört zu dem angebauten Benedictinerkloster, welchem 1835 das kath. Gymnasium mit Lyceum, das astron. Observatorium, das Erziehungsinstitut für Söhne höherer Stände und das Knabenseminar von St.-Joseph übergeben wurde. Neben der Annakirche stehen das prot. Gymnasium, das 1580 von den Bürgern Hainzel, Pömer und Zobel gegründete Collegium von St.-Anna, das Erziehungs- und Ausstattungsinstitut für Töchter der Barbara von Stetten, und die Kreis- und Stadtbibliothek mit 125000 Bänden, vielen Incunabeln und Handschriften. Sonst besitzt A. an höhern Unterrichtsanstalten noch eine Polytechnische und Gewerbschule, eine Kunst- und Zeichenschule und ein Erziehungsinstitut der Englischen Fräulein. Die Gemäldegalerie im ehemaligen St.-Katharinenkloster ist für die Geschichte der altdeutschen Kunst von großer Bedeutung; namentlich sind die schwäb.

Meister, der ältere und jüngere Holbein, Hans Burgkmair, Zeitbloom u. a. in vorzüglichen Bildern vollständiger als sonst irgendwo vertreten. Reichhaltig ist das Maximiliansmuseum mit den Sammlungen röm. und mittelalterlicher Denkmäler des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Von dem sprichwörtlich gewordenen Wohlthätigkeitssinne der Augsburger geben zahlreiche, zum Theil sehr reich dotirte Wohlthätigkeitsanstalten Zeugniß. Zu diesen gehört auch die Fuggerei, welche aus 106, von den Gebrüdern Fugger 1519 für ärmere kath. Bürger erbauten Wohnungen mit Kirche, Straßen und Thoren besteht.

Während des Mittelalters und darüber hinaus zählte A. zu den Städten, deren gewerbliches und Kunstleben in höchster Blüte stand. Obgleich diese Zeiten der histor. Erinnerung angehören, ist doch die Stadt noch immer ein Sitz deutschen Kunstfleißes und Kunstsinnes geblieben, und in gewerblicher Beziehung zeigt sie sich wieder im Aufschwunge begriffen. Durch die Wasserkräfte, welche Lech, Wertach und Sinkel gewähren, ist der Betrieb größerer industrieller Etablissements ausnehmend begünstigt. Unter diese gehören die mechan. Baumwollspinnerei und Weberei (30000 Spindeln, 800 Webstühle), die Baumwollspinnerei am Stadtbach (94812 Spindeln), die von J. F. Chur u. Söhne (25000 Spindeln), die am Sinkel (27000 Spindeln), die Baumwollfeinspinnerei mit 50000 und die Kammgarnspinnerei mit 30000 Spindeln. Hierzu kommen die Gasapparatfabrik von L. A. Riedinger, die Kattunfabrik von Schöppler und Hartmann, zwei große Maschinenfabriken, die Messingfabrik von J. A. Beck u. Comp., die Tabacksfabrik von Lotzbeck u. Comp. u. s. w. Die augsburger Gold- und Silberwaaren sind im Auslande immer noch sehr geschätzt. Der frühere blühende Betrieb der Kupferstechkunst ist völlig erloschen. Dagegen haben in neuerer Zeit Buchdruckerei, Lithographie und Buchhandel einen neuen Aufschwung genommen. Die «Allgemeine Zeitung» wird zu A. redigirt und ausgegeben. A. ist ein Stapelplatz für süddeutsche und ital. Waaren; auch betreibt es bedeutende Speditionsgeschäfte und ist noch immer einer der Hauptwechselplätze für den Süden. Als ein Knotenpunkt des süddeutschen Eisenbahnnetzes steht eine Steigerung des Verkehrs für die Zukunft in Aussicht. Uebrigens ist A. außerhalb der noch bestehenden, nur an einer Stelle durch den Abbruch des Göggingerthors (1862) unterbrochenen, alterthümlichen Befestigungen von schönen Alleen und freundlichen Spaziergängen umgeben, zu denen neun theilweise sehr stattliche Thore führen.

Als Grundlage des heutigen A. muß die Colonie betrachtet werden, welche der Kaiser Augustus um das J. 12 v. Chr. nach Besiegung der Vindelicier unter dem Namen Augusta Vindelicorum, wahrscheinlich an der Stelle eines alten Wohnplatzes der letztern, anlegte, und die rasch zur Blüte gelangte, sodaß schon Tacitus A. als die glänzendste Stadt ganz Rhätiens bezeichnen konnte. Nach mancherlei Bedrängnissen und Verwüstungen, welche die Colonie während der Zeit der Völkerwanderung erfuhr, wurde sie 506 durch Theodorich dem Ostgothischen Reiche einverleibt, doch kam sie schon 30 J. darauf unter die Botmäßigkeit der fränk. Könige. In dem Kriege Karl's d. Gr. mit Thassilo wurde A. 788 beinahe ganz zerstört. Nach der Theilung des Fränkischen Reichs fiel die Stadt den Herzogen von Schwaben zu, erkaufte aber, durch Handel und Gewerbe immer mehr emporblühend, von diesen nach und nach viele Vorrechte und seine Freiheit. 1276 wurde A. eine freie Reichsstadt. Von dieser Zeit an stieg A. zu immer größerer Bedeutung und erreichte den höchsten Gipfel seiner Blüte, als 1368 das aristokratische Stadtregiment dem demokratischen weichen mußte. Bis zum Schmalkaldischen Kriege glänzte es durch seinen Handel, Gewerbe und Kunst. Der Schwäbische Bund, dem A. von 1488—1534 angehörte, und dessen Gericht hier seinen Sitz hatte, erhöhte den Glanz und die polit. Bedeutung der Stadt. Ihr Weltruf wurde aber noch mehr durch die Tüchtigkeit ihrer Bürger in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe begründet. Neben Nürnberg war A. Hauptstapelplatz für den Handel des nördl. Europa mit dem Süden, bis mit Ende des 15. Jahrh. die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen dem Welthandel eine neue Richtung gaben. Ausgebreitete Geschäfte trieben die Fugger (s. d.) und Welser (s. d.), die ihre Schiffe nach allen damals bekannten Meeren sendeten. Zugleich war A. der Mittelpunkt der deutschen Kunst, welche durch die beiden Holbein, Burgkmair, Altdorfer, Amberger, Schäufelin, Hagenauer, Dienecker u. a. vertreten wurde. Seit dem Schmalkaldischen Kriege, wo die patrizischen Geschlechter mit Unterstützung Karl's V. wieder die Oberhand gewannen, sank A. von seiner Höhe und seinem Wohlstande herab. Viele Reichstage und Turniere wurden hier gehalten, und 26. Sept. 1555 ward der nach der Stadt benannte Religionsfriede (s. d.) geschlossen. Die wichtigsten Momente der Reformationsgeschichte sind mit A.s Namen verknüpft. Der Dreißigjährige Krieg brachte neue Drangsale über die Stadt. Das Restitutionsedict wurde

1629 zuerst in A. vollzogen; 1632 hielt Gustav Adolf, 1635 das kaiserl. Heer nach einjähriger Belagerung seinen Einzug. Während A. 1612 noch gegen 70000 E. zählte, war diese Zahl 1635 auf 16422 herabgesunken. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde 1703 die Stadt vom bair.-franz. Heere abermals beschossen und nach der Einnahme hart gebrandschatzt. Durch den Presburger Frieden 1805 verlor sie ihre Reichsfreiheit, worauf sie 4. März 1806 von Baiern in Besitz genommen ward. Die Geschichte A.s haben geschrieben: Welser (Vened. 1594); von Stetten der Aeltere (2 Bde., Augsb. 1743—58); von Stetten der Jüngere (2 Bde., Augsb. 1797—98); Gullmann (6 Bde., Augsb. 1818—20); Wagenseil (4 Bde., Augsb. 1819—22); von Seida (2 Bde., Augsb. 1826); Jäger (Darmst. 1837) und Schönchen (Münch. 1863). — Das sonst ebenfalls reichsunmittelbare Bisthum A. soll schon im 6. Jahrh. gestiftet worden sein. Der Bischof residirte seit dem 15. Jahrh. in Dillingen. Sein Bisthum umfaßte 40 Q.-M., wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 säcularisirt, und der bischöfl. Länderbesitz gelangte ebenfalls an Baiern. Vgl. Braun, «Geschichte der Bischöfe von A.» (4 Bde., Augsb. 1829); Steichele, «Beiträge zur Geschichte des Bisthums A.» (Augsb. 1850 fg.) und «Das Bisthum A. geographisch-statistisch beschrieben» (Augsb. 1861—62).

Augsburger Interim, s. Interim.

Augsburgische Confession, Confessio Augustana, die wichtigste Bekenntnißschrift der luth. Kirche. Nachdem Kaiser Karl V. als Schutzvogt und Schirmherr der Kirche, zur gütlichen Beilegung des seit 1517 in Deutschland entstandenen Kirchenrisses, auf den 8. April 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben und ein kurzes Verzeichniß der abweichenden Lehren von den Protestanten verlangt hatte, forderte der Kurfürst Johann von Sachsen seine wittenberger Theologen, Luther an der Spitze, am 14. März zur Abfassung von Glaubensartikeln und zur Vorlegung derselben in Torgau auf. Die Genannten gingen, was die rein dogmatischen Glaubenssätze betraf, auf 14 Artikel zurück, welche von Luther und Genossen auf dem Marburgischen Religionsgespräche (3. Oct. 1529) entworfen und in der Gestalt von 17 Artikeln auf dem zweiten Convent zu Schwabach (16. Oct. 1529) zum festern Abschlusse der luth.-deutschen Reformation gegen den Zwinglianismus vorgelegt worden waren. Diese Marburgisch-Schwabachischen Artikel wurden, durch neue «Bedenken» über die abgestellten Misbräuche (Torgauer Artikel) vermehrt, dem Kurfürsten zu Torgau vorgelegt. Auf Grund dieser Vorarbeiten und unter Berathung des wegen der Reichsacht in Koburg zurückgebliebenen Luther sowie anderer evang. Theologen, selbst weltlicher Räthe, Stände und Fürsten, hat nun Melanchthon in Augsburg selbst (vom 1. oder 2. Mai an) die «Apologie», wie er sie ursprünglich nannte, oder die später (noch auf dem Reichstage) so genannte Augsburger Confession zugleich deutsch und lateinisch ausgearbeitet und ununterbrochen bis zum Tage der Uebergabe an den Kaiser auf dem Reichstage (25. Juni) verbessert. Den damaligen Verhältnissen wie dem ausdrücklichen Verlangen des Kurfürsten gemäß, welcher wissen wollte, ob und inwieweit er sich in Unterhandlungen mit den Gegnern einlassen könnte, ist die Confession nicht das Sondersymbol einer bereits getrennten Kirchengemeinschaft oder theol. Ausdruck der bereits zur vollendeten Thatsache gewordenen Trennung, sondern ein Friedensvorschlag an die Gegner, die evangelischerseits dargebotene Grundlage freundlicher Verständigung. Daher wird das Gemeinsame mit den Gegnern stark hervorgehoben, die Differenz namentlich in der Lehre so weit als möglich zurückgestellt, jedenfalls auf die Stücke beschränkt, worin man absolut nicht nachgeben konnte, und auch hier mit größter Schonung und Milde ausgesprochen. Zu einer solchen Arbeit war aber Melanchthon seinem Charakter gemäß vorzugsweise geeignet. Der erste Theil der Schrift enthält daher folgende 21 Artikel des Glaubens und der Lehre: 1) von Gott, 2) von der Erbsünde, 3) vom Sohne Gottes, 4) von der Rechtfertigung, 5) vom Predigtamte, 6) vom neuen Gehorsam, 7) von der Kirche, 8) was die Kirche sei? 9) von der Taufe, 10) vom Abendmahl, 11) von der Beichte, 12) von der Buße, 13) vom Gebrauch der Sakramente, 14) vom Kirchenregiment, 15) von der Kirchenordnung, 16) von Polizei und weltlichem Regiment, 17) von Christi Wiederkunft zum Gericht, 18) vom freien Willen, 19) von der Ursache der Sünde, 20) vom Glauben und guten Werken, 21) von dem Dienst der Heiligen. Während diese Abschnitte mit möglichster Kürze und übersichtlicher Klarheit behandelt sind, ist der zweite, mehr praktische Theil ausführlicher bearbeitet. Derselbe enthält sieben «Artikel, von welchen Zwiespalt ist, da erzählt werden die Misbräuche, so geändert seynd», nämlich: 22) von beider Gestalt des Sakraments, 23) vom Ehestande der Priester, 24) von der Messe, 25) von der Beichte, 26) vom Unterschiede der Speise, 27) von Klostergelübden, 28) von der Bischöfe Gewalt.

Dieses Bekenntniß wurde historisch sicher unterschrieben von Johann, Kurfürst zu Sachsen, Georg, Markgraf zu Brandenburg, Ernst, Herzog zu Lüneburg, Philipp, Landgraf zu Hessen, Wolfgang, Fürst zu Anhalt, von den Reichsstädten Nürnberg und Reutlingen, wahrscheinlich aber auch von Johann Friedrich, Kurprinz zu Sachsen, und Franz, Herzog von Lüneburg. Am 25. Juni 1530 ward das Document dem Kaiser und Reichstage vorgelesen und lateinisch und deutsch übergeben. Des kaiserl. Verbots ungeachtet und ohne Vorwissen der evang. Stände erschien noch während des Reichstags, jedenfalls, wie Melanchthon selbst sagt, infolge der Speculation eines oder mehrerer geldbegierigen Drucker, die Augsburger Confession gedruckt, und überhaupt folgten sich noch 1530 sieben Ausgaben (sechs deutsche und eine lateinische). Begreiflich mußte jetzt, um Fälschungen und Ungenauigkeiten entgegenzutreten, Melanchthon die Ausgabe selbst in die Hand nehmen. Er begann aber auch zugleich seit 1531, jedenfalls nicht ohne Vorwissen Luther's, das Bekenntniß nicht als bindendes, sondern nur als officielles Symbol betrachtend, wenigstens formell an der Schrift zu ändern, bis er in der lat. Ausgabe von 1540 (confessio variata) größere Veränderungen und Erweiterungen vornahm, besonders in Art. 4, 5, 6, 18, 20, 21, vor allem aber im Art. 10 vom Abendmahle, wo er im Interesse der Versöhnung eine die Luther'sche und Calvin'sche Ansicht vereinigende Formel aufstellte. Diese «erklärte, in etwas gemehrte» Confession ist von Luther stillschweigend gebilligt, von den evang. Theologen und Reichsständen aber als authentische Auslegung der Confession vom J. 1530 zu wiederholten malen feierlich anerkannt und mit kirchlichem Ansehen bekleidet worden. Erst seit dem Religionsgespräche zu Weimar, 1560, wo der zelotische Flacius die Veränderungen als ebenso viel Verfälschungen der reinen luth. Lehre brandmarkte, begann sich ein Kampf der luth. Orthodoxie gegen die «veränderte» Augsburger Confession (Variata) zu entwickeln, der zum Theil unter den maßlosesten Schmähungen gegen Melanchthon bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. fortgeführt wurde, obwol Melanchthon und die ganze evang. Kirche in den ersten 20 J. nie an einen dogmatischen Abfall von der unveränderten Augsburger Confession gedacht hatten. Die Sache schien politisch bedeutend werden zu wollen, als die Jesuiten, nachdem schon Eck auf dem Religionsgespräche zu Worms 1540, und Cochläus 1541 zu Regensburg auf die Veränderungen aufmerksam gemacht hatten, seit etwa 1629 zu behaupten anfingen, daß die Evangelischen durch die Variata, insofern sie dieselbe gekannt, öffentlich gebraucht und gebilligt, sich selbst von dem Religionsfrieden zu Augsburg (1555), der auf Grund der unveränderten Augsburger Confession gegenseitig anerkannt worden, ausgeschlossen hätten, wonach also die Katholiken nicht mehr zum Halten jenes Friedens verpflichtet wären. Allerdings sind nach den neuern gründlichen Untersuchungen (vgl. Weber's «Historie der Augsburger Confession», 2 Bde., Frankf. 1783) beide am 25. Juni 1530 zu Augsburg übergebene Originale der Augsburger Confession, sowol das lateinische wie das deutsche, verloren gegangen. Demnach ist die in unsern Sammlungen der symbolischen Bücher vorhandene Augsburger Confession zwar nicht im strengsten Sinne des Worts identisch mit der in Augsburg dem Kaiser übergebenen; aber die Abweichung bleibt jedenfalls ohne allen höhern Belang.

Was die kirchliche und staatliche Anerkennung der Augsburger Confession betrifft, so hat die luth. Kirche sich seit den Zeiten der Concordienformel stets zu der «unveränderten» Augsburger Confession gehalten und ist auch, auf Grund dieser Bekenntnißschrift, doch ohne daß die Auslegung der Confession von 1530 «nach dem Sinne ihres Verfassers», d. h. nach der Ausgabe von 1540, dadurch ausgeschlossen wurde, durch den zu Augsburg 1555 mit den Augsburgischen Confessionsverwandten abgeschlossenen Religionsfrieden zur staatsrechtlichen Anerkennung gelangt. Dagegen blieb das Verhältniß der Reformirten zur Augsburger Confession eigentlich von jeher streitig. Die Reformirten selbst haben sich meist unbedenklich, obgleich nicht ausschließlich, zur Augsburger Confession bekannt, sogar zur «ungeänderten», wie bei Abschluß der Wittenberger Concordie (1536, auch in der Schweiz anerkannt 1538). Calvin unterschrieb die «erklärte» Augsburger Confession 1541 auf dem Religionsgespräche zu Regensburg; 1557 thaten dies Farel und Beza auf dem Colloquium zu Worms. 1561 unterschrieb der zur reform. Kirche übergetretene Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz die unveränderte Augsburger Confession, wurde auch, obgleich Reformirter, von den evang. Ständen, dem Kaiser Maximilian II. gegenüber, als Augsburgischer Confessionsverwandter auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 vertheidigt. Als 1614 Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, zur reform. Kirche übertrat, erklärte sich derselbe ausdrücklich für die Augsburger Confession, und ebenso 1645 die Reformirten in Polen auf dem Religionsgespräche zu Thorn, unter ausdrücklicher Nichtigkeitserklärung eines Unterschieds zwischen einer veränderten

und unveränderten Augsburger Confession. Auf Grund dieser Vorgänge setzte es der große Kurfürst Friedrich Wilhelm im Westfälischen Frieden, 1648, allen Gegenmachinationen zum Trotze, durch, daß die Reformirten ausdrücklich und officiell als zu den Augsburgischen Confessionsverwandten gehörig anerkannt wurden. Dagegen haben die orthodoxen luth. Theologen meist hartnäckig die Wahrheit dieser Verwandtschaft abgestritten, besonders wegen der Differenzen zwischen den Lutheranern und Reformirten 1) in der Abendmahlslehre, 2) in der Lehre von der Erbsünde, 3) über die Gnadenwirkungen der Sakramente, 4) von der communicatio idiomatum, 5) von der Prädestination. Indessen bleibt die Augsburger Confession dennoch das einzige Symbol, auf dessen Grunde eine Vereinigung der reform. und luth. Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt möglich ward, und die verständigen Lutheraner haben um so weniger Veranlassung, dieses zurückzuweisen, da das Bekenntniß als ihr ausschließliches Werk betrachtet werden muß. In diesem Sinne hat sich 1853 der von Lutheranern, Reformirten und Unirten besuchte Kirchentag in Berlin, trotz der leidenschaftlichen Angriffe der Neulutheraner, aufs neue zur Confession vom J. 1530 bekannt. Freilich hat im allgemeinen die Stellung der Augsburger Confession an ihrer Wichtigkeit allmählich viel verloren. Die deutsche Bundesacte hat wenigstens für das Deutsche Reich, abgesehen von der Augsburger Confession, die Zusicherung gegeben, daß die Verschiedenheit der christl. Religionsparteien keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und polit. Rechte begründen solle. Auch vermag die seit drei Jahrhunderten exegetisch und dogmatisch weiter vorgeschrittene Theologie der evang. Kirche, mag sie es nun offen anerkennen oder nach Kräften sich verhehlen, nicht mehr, in der Augsburger Confession den schlechthin angemessenen Ausdruck des gegenwärtigen kirchlichen Glaubens zu finden. Trotzdem wird die Confession nicht blos als ehrwürdiges Denkmal einer großen Vergangenheit, sondern als urkundlicher Ausdruck der Grundprincipien des evang. Glaubensbewußtseins selbst dann noch ihre bleibende Geltung behaupten, wenn man sich allgemein überzeugt haben wird, daß man zwischen der Substanz und der theol. Formulirung des Bekenntnisses sorgfältig zu scheiden hat, ein unbedingt verpflichtendes Ansehen des Bekenntnißbuchstabens also nicht aufrecht erhalten kann. Denn alle gesunde Fortbildung des evang. Glaubensbewußtseins wird doch immer an die in der Augsburgischen Confession mit ursprünglicher Frische bezeugten Grundwahrheiten des evang. Protestantismus und insofern an die von ihr vorgezeichnete Entwickelungslinie gebunden bleiben. Vgl. Köllner, «Symbolik der luth. Kirche» (Hamb. 1837).

Augurn hießen bei den Römern die Mitglieder eines, in früherer Zeit hochgeachteten Priestercollegiums, das aus dem Fluge und Geschrei der Vögel, aus dem Blitze u. s. w. die Zukunft und den Willen der Götter verkündigte. Die A. wurden sowol in öffentlichen als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Einfluß auf den Staat war ehedem sehr groß. Durch das bloße «Alio die», d. h. «an einem andern Tage», vermochten sie die Fortsetzung der Volksversammlungen zu hindern und alle gefaßten Beschlüsse ungültig zu machen. Allein schon im Zeitalter des Cicero, in welchem sich kein gebildeter Römer mehr von Amts wegen mit Divination abgab, erschien ein Mitglied dieses Collegiums als lächerlich, wenn es wirklich den Willen der Götter erforschen wollte, und die Magistrate, denen solche Verrichtungen oblagen, betrachteten sie als polit. Mittel zu willkürlichem Gebrauch oder nur noch als lästige Förmlichkeit. Die Aussprüche sowie die Anzeichen, nach denen die A. sich richteten, wurden Augurien genannt. Oeffentliche Augurien waren: 1) Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens und Niederfahrens des Blitzstrahls. Der Augur begab sich an einen erhabenen, von allen Seiten freie Aussicht gewährenden Ort (arx oder templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet setzte er sich mit bedecktem Haupte, das Gesicht nach Osten gekehrt, und bezeichnete mit seinem Stabe (lituus) die Gegenden des Himmels, in deren Grenzen er seine Beobachtungen anstellen wollte. Zur Linken erschienen die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2) Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vorhersagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel hießen eigentlich Auspicien (s. d.) und waren schon bei den Griechen gewöhnlich, die sie von den Chaldäern entnommen hatten. Nach und nach stieg das Ansehen der A. so hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel zuvor um Rath gefragt zu haben, denen man wegen ihres steten Umherfliegens die Kenntniß der geheimsten Dinge zuschrieb. Die Vögel waren glück- oder unglückverkündend, entweder ihrer Art nach oder mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen sie sich zeigten. Ueberhaupt zerfielen die Vögel in solche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in solche, deren Gesang oder Stimme etwas verkündigte. Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der

Hahn und einige andere; durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht und der Geier. Die beiden letztern waren stets unheilverkündend. Der Adler hingegen wurde als glückbringend angesehen, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog. Die Krähe und der Rabe verhießen zur Linken Glück, zur Rechten Unglück. 3) Das Fressen oder Nichtfressen der Hühner. Jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. Man bediente sich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher dem Heere immer ein Pontifex, einige A. und Haruspices (s. Haruspex) nebst dem Pullarius mit seinem Hühnerkasten folgen mußten. Außer diesen dreien gab es noch gewisse von vierfüßigen Thieren, ungewöhnlichen Vorfällen und unglücklichen Ereignissen (dirae) hergenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte gesehen ward, plötzliches Traurigwerden, das Niesen, das Verschütten des Salzes auf den Tisch u. s. w. Die A. erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter zu versöhnen seien.

August, der sechste Monat im röm. Jahre, welches mit dem März anfing, daher ursprünglich Sextilis genannt, bis Kaiser Augustus zum Andenken mehrerer glücklicher Ereignisse, die ihm in diesem Monat widerfahren waren, demselben seinen eigenen Namen beilegte oder vielmehr vom Senate beilegen ließ. Diese Art der Schmeichelei des Senats begann bereits mit Julius Cäsar, dem zu Ehren der Monat Quintilis Julius genannt wurde. Da aber Sextilis nur 30, der Quintilis 31 Tage hatte, so verordnete der Senat ferner, um Augustus nicht hinter Julius Cäsar zurückstehen zu lassen, daß der A. gleich dem Julius 31 Tage haben solle, wofür man einen Tag aus dem Februar wegnahm. Diese Anordnung hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. In der deutschen Sprache pflegt man den A. als Erntemonat zu bezeichnen. Die landwirthschaftlichen Verrichtungen und Gartenarbeiten in demselben sind: Rapssaat, Pflanzen von Karden und Safran, Saatpflügen, Beginn der Winterbestellung, Krautdüngung, Ernte des Winterweizens, Sommerweizens, Sommerroggens, theilweise noch der Gerste, des Hafers, der Hirse, des Buchweizens, Leins, Mohns u. s. w. Dann die Grummeternte, Kleeschnitt, Sommerpfropfen, Saat im Garten von Spinat, Kerbel, Petersilie, Wirsing, Rapunzel, Winterkopfsalat u. s. w. Ferner: Samenernte von Gemüse und Blumen; Umlegen der Gewürzpflanzen u. s. w.; Verpflanzen perennirender Staudengewächse u. s. w. Die Bienen tragen noch freudig ein, da der Buchweizen und das Heidekraut blüht. In den Fischteichen streichen Karauschen und Karpfen.

August, Kurfürst von Sachsen 1553—86, der Sohn Herzog Heinrich's des Frommen aus der Ehe mit Katharina von Mecklenburg, wurde 31. Juli 1526 zu Freiberg geboren, wo sein Vater, bis ihm 1539 die Regierung des Albertinischen Stammlandes zufiel, seinen Hof hielt. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts unter dem gelehrten Johann Rivius, hielt sich dann einige Zeit am Hofe König Ferdinand's zu Prag auf, wo er mit dessen Sohn Maximilian, dem nachherigen Kaiser, eine innige Freundschaft schloß, und bezog hierauf unter der Leitung des Rivius die Universität zu Leipzig. Zugleich mit seinem Bruder Moritz (s. d.), nachdem dieser die Regierung der väterlichen Erblande übernommen, empfing er 1541 die Huldigung. Seitdem lebte er, wenn er nicht in Abwesenheit des Bruders den Regierungsangelegenheiten sich unterziehen mußte, zumeist in Weißenfels. 1548 vermählte er sich mit Anna (s. d.), der Tochter Christian's III. von Dänemark, die sich durch strenge Anhänglichkeit an Luther's Lehre und sorgsame wirthschaftliche Thätigkeit die allgemeinste Liebe erwarb. Nach seines Bruders Tode 1553 zur Regierung und zur Kurwürde berufen, hatte er die polit. Verwickelungen zu lösen, die aus den Wirren der deutschen Zustände, aus des Bruders Fehden und aus dem Zwiespalt mit den Ernestinischen Vettern, welche, der ihrem Stammhaupt widerfahrenen Unbill eingedenk, auf Vergeltung und Wiedererwerbung des Verlorenen sannen, hervorgegangen waren, und zugleich die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen. Hatte Moritz sein Erbe mit dem Schwerte vergrößert, so wußte A. durch kluge Benutzung der Ereignisse, durch schlaue Unterhandlung und durch Anspruch auf des Kaisers Gunst seine landeshoheitlichen Rechte auszudehnen und Gebietserwerbungen zu machen. Doch gerade in diesen Bemühungen zog er sich Vorwürfe zu, gegen welche die Geschichte ihn nicht zu rechtfertigen vermag. Daß die drei geistlichen Stifter Merseburg, Naumburg und Meißen in eine entschiedenere Abhängigkeit von der landesfürstl. Gewalt kamen, war eine nothwendige Folge der Reformation. Viel weniger zu rechtfertigen aber war der Gebietszuwachs, den er 1567 durch die Achtsvollziehung gegen den von dem meuterischen Wilhelm von Grumbach (s. d.) verleiteten Herzog Johann Friedrich von Gotha gewann, der zeitlebens im Gefängniß zubringen mußte. Auch läßt es sich kaum vertheidigen, daß er, die zudringlich übernommene Vormundschaft über seine Vettern, die Söhne Johann Wilhelm's von Weimar, benutzend, zum Nach-

theil seiner Mündel durch diplomatische Künste die Hälfte der hennebergischen Erbschaft sich zugeeignet. Ein Hauptereigniß seiner Regierung war die Wendung, welche die Angelegenheiten der prot. Kirche durch seine Mitwirkung nahmen. Durch seine Hoftheologen für die calvin. Ansicht in der Abendmahlslehre gewonnen, mußten die Geistlichen nicht nur im eigenen Lande, sondern auch im Gebiete seiner weimarischen Vettern diese Ansicht lehren, wenn sie nicht ihrer Stellen verlustig und vertrieben werden wollten, bis A. endlich vor dem heimlichen Calvinismus erschrak und nun diesen mit noch größerer Strenge verfolgte als früher die zum strenglutherischen Dogma sich Bekennenden. Den Lutheranismus gegen künftige Gefahren zu schützen, brachte er nach langen Unterhandlungen 1580 die Concordienformel zu Stande, welche die prot. Lehre in starre Formen bannte.

Wollte die Geschichte nur aus diesen Ereignissen die Züge zu der Charakterschilderung A.'s nehmen, so würde sie mehr Schatten als Licht hineinlegen müssen und derselbe keineswegs als einer der ausgezeichnetsten Fürsten Deutschlands im 16. Jahrh. dastehen. Allein es ist nicht zu übersehen, daß er als Gesetzgeber, als sorgsamer Pfleger jeder Culturanstalt, als gewissenhafter und sparsamer Ordner des Staatshaushalts sein Land auf eine Stufe hob, die damals keins in Deutschland erstiegen. Von klugen Räthen unterstützt, mit seinen Landständen oft sich berathend, legte er einen guten Grund der Staatsverwaltung, der nur durch die Misgriffe und die Sorglosigkeit einer langen Reihe ihm unähnlicher Nachfolger und durch äußere Stürme erschüttert werden konnte. Der Staatsorganismus erhielt durch ihn eine Einrichtung, welche für jene Zeit die passendste zur Vereinfachung des Geschäftsganges war. In der Finanzverwaltung wurden die Steuern von den Kammereinkünften geschieden und jene der ständischen Verwaltung überlassen. Die Rechtspflege wurde durch eine verbesserte Einrichtung der Gerichtsbehörden und durch neue Gesetze geordnet, welche unter dem Namen der Constitutionen ein gleichförmiges, die alten deutschen Rechtsgewohnheiten durch röm. Normen verdrängendes Landrecht einführten. Die glänzendste Seite seiner Regierungsthätigkeit aber war die Sorgfalt, die innern Kräfte des Landes durch Volks- und Staatswirthschaft zu erhöhen und Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel zu beleben. Ueberall mit eigenem Auge forschend, bereiste er sein Land nach allen Richtungen, und ließ 1566 durch Hiob Magdeburg auch eine Karte von Sachsen entwerfen. Zum Anbau wüsten Landes und zur Theilung großer Gemeindegüter ward ermuntert, und der Ackerbau besonders durch das Beispiel der musterhaften Bewirthschaftung der fürstl. Domänen, bei der die Sage seiner Gemahlin einen sehr bedeutenden Antheil zuschreibt, befördert. Vorzüglich suchte er den Obstbau zu heben, und führte deshalb auf Reisen stets Kerne zum Vertheilen bei sich. Er schrieb sogar ein «Künstlich Obst- und Gartenbüchlein» und befahl, daß jedes junge Paar im ersten Ehejahre zwei Obstbäume pflanzen sollte. Mehrere Kammergüter wurden getheilt und in Erbpacht gegeben, die Pächter der Domänen mit genauen, auf verständige Benutzung des Bodens berechneten Vorschriften versehen, und selbst manche Fronen durch Geld oder Fruchtzinsen abgelöst. Nicht minder sorgte er für bessere Betreibung der Forstwirthschaft und des Bergbaues. Den Gewerbfleiß erhöhte er durch Aufnahme der ihres Glaubens wegen vertriebenen Niederländer, welche die Tuchmanufactur hoben und die Anfänge der Baumwollmanufactur nach Sachsen brachten, sodaß sich damals 30000 Tuchmacher und 60000 Zeug- und Leinweber in Sachsen befanden. Den Handel, den die erhöhte Fabrikindustrie nährte, förderte er durch Begünstigung der leipziger Messen, durch Verbesserung der Hauptstraßen und durch Aufsicht über das Münzwesen. Während er in den Aemtern bedeutende Kapitalien niederlegte, um durch Darlehne den bedürftigen Fleiß gegen Wucher zu schützen, wurden nicht minder ansehnliche Summen zu großen Bauten in Dresden und andern Städten verwendet, wie er denn unter anderm den Königstein befestigte und die Schlösser Augustusburg und Annaburg baute. Auch die geistige Bildung des Volks fand Förderung. Die innern Einrichtungen der Schulen wurden geordnet, auf beiden Universitäten neue Lehrstühle errichtet, botan. Gärten angelegt und im Geiste damaliger Staatspflege die Studienplane bis ins einzelne vorgezeichnet. Nicht nur die Bibliothek zu Dresden verdankt ihm ihre Grundlage, auch die meisten andern Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, namentlich das Grüne Gewölbe, stammen aus seiner Zeit. Seine Lieblingsbeschäftigung war, neben dem Drechseln und Punktiren, die Alchemie, so sehr auch Betrüger ihn getäuscht hatten. Die Kurfürstin Anna theilte diese Neigung und bereitete in ihrem großen Laboratorium zu Annaburg mehrere Arzneien, die sich lange in Ruf erhielten. Sie war auf ihren Gemahl nicht ohne Einfluß, den sie, wenn er es geduldet, auch in Staatsangelegenheiten gern geltend gemacht hätte. In ihrer Ehe dem Volke ein Vorbild des einfachen Lebens im häuslichen Kreise, mußte sie von

15 Kindern 11 zu Grabe geleiten. Anna ward 1. Oct. 1585 das Opfer einer Seuche. Am 3. Jan. des nächsten Jahres vermählte sich A. wieder mit der 13jährigen Tochter des Fürsten Joachim von Anhalt. Doch schon 11. Febr. 1586 ward er zu Moritzburg vom Schlage gerührt; er starb am selbigen Tage zu Dresden und wurde im Dome zu Freiberg begraben. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Christian I. Seine junge Witwe vermählte sich wieder mit dem Herzoge Johann von Holstein.

August II. (Friedrich), gewöhnlich der Starke genannt, Kurfürst von Sachsen 1694—1733 und König von Polen, der zweite Sohn Johann Georg's III., Kurfürsten von Sachsen, und der dän. Prinzessin Anna Sophia, ward am 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, welche durch Uebung in allen ritterlichen Künsten seine außerordentliche Körperstärke entwickelte und seine geistigen Anlagen pflegte, ohne ihm Charakterstärke und Sinn für die ernsten Aufgaben des Fürstenlebens zu geben. Von 1687—89 bereiste er Deutschland, Frankreich, Holland, England, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn; doch durfte er Rom, infolge eines Verbots von seiten seines Vaters, nicht besuchen. Während auf dieser Reise die Ueppigkeit und Prachtliebe, die er an den Höfen von London und Versailles fand, ihn hinrissen und blendeten, ward zugleich durch die Huldigungen, die seine persönlichen Vorzüge empfingen, ein Ehrgeiz in ihm genährt, dem sein Stammland zu klein werden mußte. Als sein Vater 1691 gestorben, ging er nach Wien, wo er mit dem röm. König Joseph einen Freundschaftsbund knüpfte, der einen wesentlichen Einfluß auf seine Politik hatte. Nachdem er sich 1693 mit Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach vermählt, gelangte er durch seines Bruders Georg IV. Tod 24. April 1694 zur Kurwürde und übernahm, statt der anfänglich ihm bestimmten Führung des Reichsheeres gegen Frankreich, den Oberbefehl über das österr.-sächs. Heer gegen die Türken in Ungarn. Nach der Schlacht bei Olasch, 27. Aug. 1696, legte er indeß den Befehl nieder und kehrte nach Wien zurück, wo der Plan, um den durch den Tod Johann Sobieski's erledigten poln. Thron sich zu bewerben, von seinem eigenen Ehrgeize ihm eingegeben oder von Oesterreichs Politik angeregt wurde. Nachdem der nachmalige Feldmarschall Flemming den franz. Gesandten in Warschau, Abbé von Polignac, der den Prinzen von Conti auf den poln. Thron zu bringen suchte, beseitigt und von den feilen Großen die Krone für 10 Mill. poln. Gulden erworben hatte, entfernte A. das fernere Hinderniß seiner Wahl sehr leicht, indem er 23. Mai 1697 zu Baden bei Wien zur kath. Kirche überging. Die Kaufsumme aufzubringen, verkaufte und verpfändete er mehrere Theile seines Erblandes, ja sogar an Brandenburg die letzten Ueberreste der Besitzungen des Stammhauses Wettin. Am 27. Juni ward A. von dem poln. Reichstage zum Könige erwählt. Da indeß eine Partei sich durchaus für den Prinzen Conti erklärte, so rückte er mit 10000 Sachsen in Polen ein, und während 15. Sept. seine Krönung in Krakau stattfand, mußte Conti Danzig verlassen und nach Frankreich zurückkehren. Bald fühlte jedoch der Kurstaat Sachsen die Last der neuen Krone, die sein Fürst erworben. Bei seiner Thronbesteigung hatte A. versprochen, die an Schweden abgetretenen poln. Provinzen wieder mit Polen zu vereinigen. Dessenungeachtet waren die poln. Großen dem Kampfe abgeneigt, und der König mußte ihn nun mit sächs. Truppen und auf Kosten seines Erblandes führen. (S. Nordischer Krieg.)

A. verband sich mit Dänemark und dem Zar Peter. Doch Karl XII. von Schweden nöthigte Dänemark zum Frieden von Travendal (18. Aug. 1700), und die Russen besiegte er bei Narwa. Nachdem Karl (20. Juli 1702) bei Klissow einen vollständigen Sieg über die Sachsen erfochten und 1. Mai 1703 die Reste des sächs. Heeres bei Pultusk vollends geschlagen hatte, erklärte durch Schwedens Einfluß der poln. Reichsrath A. 14. Febr. 1704 der poln. Krone verlustig, worauf 12. Juli 1704 Stanislaus Leszczynski, Wojwode von Posen, zum König erwählt wurde, den A. bald nachher, jedoch vergebens, in Warschau aufzuheben suchte. Das Vordringen Karl's XII. nach Sachsen, infolge des Sieges bei Fraustadt (14. Febr. 1706) über den Feldmarschall Graf Schulenburg, nöthigte A., in Unterhandlungen zu treten, die den Frieden zu Altranstädt (s. d.) zur Folge hatten. Er besuchte Karl XII. 18. Dec. 1706 im Lager zu Altranstädt, der, um seine Demüthigung vollständig zu machen, ihn zwang, dem neuen Könige von Polen mit einem Glückwünschungsbriefe die Juwelen und die Archive der poln. Krone zu übersenden. Nach seiner Rückkehr nach Dresden erhielt A. ganz unerwartet einen Besuch von dem heimkehrenden Karl XII. Unter fremdem Namen wohnte A. 1708 dem Feldzuge gegen die Franzosen bei, und zu Eugen's Heere in den Niederlanden ließ er 9000 Mann Sachsen stoßen. Er hatte sich zu einem neuen Zuge nach Polen gerüstet, als er die Nachricht von Karl's XII. Niederlage bei Pultawa erhielt, worauf er in einer Bekanntmachung vom 8. Aug. 1709 seinen

Bruch des Vertrags von Altranstädt zu rechtfertigen suchte. Mit einem glänzend gerüsteten Heere ging er nach Polen und verband sich aufs neue mit dem Zar Peter. Es begann wieder der Krieg mit Schweden, der nach Karl's XII. Rückkehr aus der Türkei mit um so größerer Erbitterung entbrannte, bis der Tod des letztern bei Friedrichshall (1718) der Sache eine andere Wendung gab. Die nächste Folge war der Waffenstillstand mit Schweden, der 1719 zu Stande kam, aber erst 1732 in einen Frieden verwandelt wurde. In Polen bildete sich jedoch gegen die sächs. Truppen eine Conföderation, an deren Spitze Stanislaus Ledochowski, nachmaliger Palatin von Volhynien, stand. Auf allen Punkten wurden die Sachsen durch die Conföderirten angegriffen und mußten sich ergeben. Endlich kam es unter Peter's Vermittelung 1716 zwischen A. und der Republik Polen zu dem sog. Warschauer Vertrage, zufolge dessen die sächs. Truppen das Königreich verließen. So sah sich A. genöthigt, den Gedanken, die poln. Nation mit Gewalt unterwürfig zu machen, aufzugeben, und suchte nun durch andere Mittel seinen Zweck zu erreichen. In der That gelang es ihm, die Polen durch den Reiz eines glänzenden und üppigen Hofes zu gewinnen, und nur zu gern folgten die Großen dem Beispiele des Königs. Sachsen aber hatte infolge der Vereinigung beider Kronen schwere Opfer zu bringen, und bald gerieth der Staatshaushalt des ohnedies schon verarmten Landes vollends in Zerrüttung. Günstlinge, schöne Frauen, natürliche Kinder und nebenbei Goldmacher, welche Lebenstincturen zu bereiten versprachen, verschlangen ungeheuere Summen. Zwar verschönerte A. die Hauptstadt seines Erblandes, in welche der Glanz des Hofes und die von ihm selbst erfundenen und angeordneten Feste zahlreiche Fremde lockten; aber während 1719 bei der Vermählung seines Sohnes in Dresden 4 Mill. vergeudet wurden, war Theuerung im Lande und Hungersnoth im Erzgebirge. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung wenig zu erfreuen und die Kunst meist nur, insofern sie zu seiner Verherrlichung beitrug und seiner Prachtliebe diente. An den Verbesserungen in der Gesetzgebung und Rechtspflege, die man während seiner Regierung versuchte, hatte er persönlich wenig Antheil. Cabinetsregierung und hierarchisch-jesuitischer Einfluß nahmen ihre Anfänge in jener Zeit. In dem Charakter A.'s wechselten Milde, Gutmüthigkeit und ritterliche Gesinnung mit despotischen Gewohnheiten, der Geschmack an Vergnügungen mit den Sorgen des Ehrgeizes, und die Unruhe kriegerischer Neigungen mit der Weichlichkeit eines üppigen Lebens. Der Tod überraschte ihn mitten unter den Entwürfen zu neuen Festen. Auf einer Reise nach Warschau zum Reichstage kam der Brand zu einer Wunde am Knie, infolge dessen er in der poln. Hauptstadt 1. Febr. 1733 starb. Er ward in Krakau begraben. Seine Gemahlin, die lutherisch geblieben und getrennt von ihm lebte, war schon 1727 gestorben. Sie hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August III. (s. d.), der dem Vater in der Regierung folgte. Die Gräfin von Königsmark (s. d.) hatte A. den berühmten Moritz (s. d.), Graf von Sachsen, die Gräfin Cosel (s. d.) den Grafen Rutowski geboren.

August III. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen 1733—63 und König von Polen, der Sohn und Nachfolger des vorigen, ward 7. Oct. 1696 geboren und unter den Augen seiner vortrefflichen Mutter und dem Einflusse seiner Großmutter Anna Sophia im prot. Glauben erzogen, ungeachtet der Abmahnungen des Papstes, der bei dem Vater auf einen kath. Hofmeister drang. Als der Prinz 1711 auf dem Schlosse zu Lichtenau bei Torgau, wo seine Mutter lebte, das Abendmahl nach prot. Ritus empfangen, trat er eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien an. Die röm. Curie, die auf den Uebertritt des Albertinischen Hauses von Sachsen große Hoffnungen baute, bot alles auf, das begonnene Werk auszuführen, und es wurde, wie mehrere Umstände andeuten, der unerfahrene und lenksame Jüngling bald nach dem Antritte seiner Reise zudringlich zum Glaubenswechsel ermahnt. Die Königin Anna von England dankte dem König August für die prot. Erziehung des Prinzen und rieth, ihn aus Italien zurückzurufen; aber es war schon zu spät. Der Prinz hatte 12. Nov. 1712 sein Glaubensbekenntniß in die Hände des Cardinals Cusani zu Bologna heimlich abgelegt, was aber erst 1717 in Sachsen öffentlich bekannt gemacht wurde. Die Aussicht auf die poln. Krone und auf eine Verbindung mit der österr. Prinzessin Maria Josephe, welche 1719 stattfand, mögen zu dem Entschlusse des Prinzen beigetragen haben. Als Kurprinz lebte er gewöhnlich auf dem Schlosse zu Hubertusburg, wo er sich leidenschaftlich den Vergnügungen der Jagd überließ. Nachdem er 1733 dem Vater in den Erblanden gefolgt, wurde er gegen Ende desselben Jahres, obschon Ludwig XV. von Frankreich Stanislaus Leszczynski wieder auf den poln. Thron zu bringen suchte, von einem Theil des poln. Adels als König gewählt, jedoch erst 1736 auf dem Warschauer Friedenscongresse allgemein als König anerkannt. Ohne seines Vaters große Geistesgaben, folgte er wenigstens in äußern Dingen ganz dessen Beispiele, indem auch er sich

durch glänzende Feste und eine ausschweifende Hofhaltung auszeichnete. Auf Gemälde und auf die Unterhaltung seiner Kapelle verwendete er bedeutende Summen, und seinem Kunstsinn, den er auf Reisen ausgebildet hatte, verdankt Dresden treffliche Erwerbungen. Um die Regierung bekümmerte er sich noch weniger als sein Vater. Er überließ die Angelegenheiten des Staats seinem ersten Minister und Günstlinge, dem Grafen von Brühl (s. d.), der geschickt genug war, den trägen, schwachen, aber stolzen und auf seine Würde eifersüchtigen Monarchen in dem Glauben zu erhalten, daß er allein die höchste Gewalt ausübe. Beide hatten kein anderes polit. System als gänzliche Abhängigkeit von Rußland. A. lebte lieber in Dresden als in Warschau, und so blieb Polen fast ohne Regierung. Die poln. Reichstage waren stürmisch und gingen fast immer der unbedeutendsten Vorwände wegen auseinander. Aller Wirren ungeachtet schien indessen Polen zufrieden und glücklich. Nach dem Tode Kaiser Karl's VI. (1740) übernahm A. das Reichsvicariat. Er verband sich im folgenden Jahre mit Frankreich, Spanien und Baiern gegen Maria Theresia, und vereinigte im Febr. 1742 in Mähren seine Truppen mit den preuß. Streitkräften. Doch durch Friedrich's II. Kriegsglück beunruhigt, schloß er schon im Dec. 1742 ein Bündniß mit Maria Theresia und verpflichtete sich in einem geheimen Tractate zu Leipzig (18. Mai 1745), für die Hülfsgelder, welche England und Holland zu zahlen versprachen, 30000 Mann Hülfstruppen zu stellen. Diese Truppen rückten in der That auch in Schlesien ein, vereinigten sich mit dem österr. Heere, erlitten aber bei Hohenfriedberg 4. Juni 1745 eine gänzliche Niederlage. Sofort griff Friedrich II. Sachsen selbst an. Der Fürst Leopold von Dessau schlug bei Kesselsdorf unter den Mauern von Dresden das sächs. Heer abermals 15. Dec. 1745. Die Preußen nahmen Sachsen in Beschlag, aber durch den Frieden zu Dresden 25. Dec. 1745 erhielt A. sein Land zurück. Doch schon 1756 sah er sich infolge seiner geheimen Verbindung mit Oesterreich aufs neue in den Krieg mit Preußen verwickelt. Da A.'s Neutralitätsvorschläge von Friedrich II. abgelehnt wurden, verließ er Dresden 10. Sept. und begab sich ins Lager bei Pirna, wo 17000 Mann sächs. Truppen versammelt waren. Friedrich II. aber schloß diese hier ein, sodaß sie sich 16. Oct. als Gefangene ergeben mußten. A. selbst flüchtete auf den Königstein und später nach Polen. Hier, wo sein Ansehen vorher schon nicht bedeutend gewesen, sank es nach dem Verluste Sachsens noch tiefer. Dazu kam, daß die Kaiserin Katharina von Rußland die sächs. Fürsten, als die Verbündeten Frankreichs, auf alle Weise aus Polen zu verdrängen suchte. Erst nach dem Abschlusse des Hubertusburger Friedens, welcher den Siebenjährigen Krieg endete, kehrte A. von Warschau nach Dresden zurück, wo er aber schon 5. Oct. 1763 starb. Sein Sohn Friedrich Christian folgte ihm als Kurfürst von Sachsen und Stanislaus Poniatowski (s. d.) als König von Polen. Friedrich Christian starb schon 17. Dec. 1763, und unter Vormundschaft des Prinzen Xaver folgte ihm sein unmündiger Sohn Friedrich August I. (s. d.).

August (Emil Leopold), Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, der Sohn Herzog Ernst's II. und der Prinzessin Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen, geb. 23. Nov. 1772, studirte seit 1788 nebst seinem jüngern Bruder Friedrich in Genf. Er vermählte sich 1797 mit der Prinzessin Luise Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, und als diese 1800 im Wochenbette gestorben, mit der Prinzessin Karoline Amalie von Hessen-Kassel. Nach dem Ableben seines Vaters trat er 20. April 1804 die Regierung an, die er ebenso gerecht als mild handhabte, während er zugleich Gewerbe, Handel, Sicherheit und Lebensglück seiner Unterthanen möglichst zu fördern bemüht war. Daher blieb, obschon er für die eigene Oekonomie allzu wenig Sorge trug, der Credit des Landes selbst in den schwierigsten Zeiten ungeschwächt. Es mehrte sich der Wohlstand desselben, und Bildungsanstalten aller Art blühten auf. Die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen wurden ansehnlich vermehrt, neue hinzugefügt und dem Gebrauche geöffnet, die Städte verschönert, die Landstraßen verbessert und neue angelegt. Ganz besonders nützte dem Lande die Gunst, in der A. bei Napoleon stand. Nicht minder genoß er nach Napoleon's Sturze die Achtung aller Monarchen, da er die Gunst des Kaisers nie zu persönlichen Vortheilen benutzt und nach wiederhergestelltem Frieden zur Verpflegung und Fortschaffung der Truppen die musterhaftesten Einrichtungen getroffen hatte. A. starb 17. Mai 1822 an einer Brustkrankheit und wurde neben seinem Vater auf einer Insel in dem von diesem angelegten Garten zu Gotha begraben. Von Jugend auf schwächlich, hatte sich sein Körper in den Jahren der Reife so glücklich entwickelt, daß man ihn einen schönen Mann nennen konnte; doch liebte er ein weichliches Leben, sodaß er häufig einen großen Theil des Tages im Bette zubrachte. Er besaß viele und mannichfaltige Kenntnisse; überwiegend waren

in ihm Phantasie, Gemüth und Witz. Für Wissenschaften und Künste that er sehr viel; unter anderm ließ er Seetzen (s. d.) im Oriente reisen. Auch begründete er das sog. Chinesische Cabinet zu Gotha. Von seinen schriftstellerischen Erzeugnissen ist nur eins, «Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien» (1805), eine Reihe mit Liedern vermischter Idyllen, im Druck erschienen; andere sind Manuscript geblieben. Vgl. Eichstädt, «Memoria Augusti ducis Saxoniae, principis Gothanorum» (2. Aufl., Gotha 1823). Ihm folgte sein Bruder, Friedrich IV., mit welchem 11. Febr. 1825 die Linie Sachsen-Gotha erlosch.

August (Paul Friedrich), Großherzog von Oldenburg, der älteste Sohn des Herzogs Peter Friedrich Ludwig und der Prinzessin Elisabeth von Würtemberg, wurde 13. Juli 1783 auf dem Schlosse Rastede geboren. Nach der Besetzung Oldenburgs durch die Franzosen begab er sich 1811 mit seinem Vater nach Rußland, wo sein jüngerer Bruder, Georg (gest. 1812), mit der Großfürstin Katharina, nachheriger Königin von Würtemberg, vermählt, Gouverneur von Nowgorod, Twer und Jaroslaw war. Gleich diesem nahm er thätigen Theil an dem Befreiungskriege. Nachdem er 1816 nach Oldenburg zurückgekehrt, vermählte er sich 1817 mit der Prinzessin Adelheid von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (gest. 1820), 1825 zum zweiten mal mit Ida (gest. 1828), der Schwester seiner ersten Gemahlin, und 1831 zum dritten mal mit Cäcilie, der jüngsten Tochter des ehemaligen Königs von Schweden, Gustav's IV. Adolf, welche 1844 starb. Aus erster Ehe stammen die Prinzessinnen Amalia, seit 1836 mit König Otto von Griechenland vermählt, und Friederike, seit 1855 mit Freiherrn von Washington vermählt; aus der zweiten der Großherzog Nikolaus Friedrich Peter; aus der dritten Ehe der Prinz Anton Günther Friedr. Elimar (geb. 23. Jan. 1844), Offizier in russ. Diensten. Schon als Erbprinz unterzog sich A. seit 1821 mit lebhaftem Eifer den Regierungsgeschäften. Bei seinem Regierungsantritt 21. Mai 1829 nahm er den großherzogl. Titel an, der den oldenb. Regenten durch den Wiener Congreß zugestanden, von des Großherzogs Vater aber nicht geführt worden war. Zu gleicher Zeit wurde durch ein Familiengesetz den nachgeborenen Söhnen des Großherzogs der herzogl. Titel gesichert. A. sorgte durch Abschluß von Verträgen für die Verkehrsentwickelung des Landes, begründete neue Gemeindeordnungen für Stadt und Land, ordnete das Gewerbswesen und die kirchlichen Verhältnisse und suchte mit Gewissenhaftigkeit vielfach die Interessen seines Landes zu fördern. Indeß erst infolge der Ereignisse von 1848 kam ein mit dem Landtage vereinbartes Staatsgrundgesetz zu Stande, das er freilich nur ungern und auf Andringen seiner Räthe 19. Febr. 1849 vollzog. Der Großherzog A. besaß einen klaren Verstand, war streng erzogen in Pflichtgefühl und Thätigkeit, und zeigte sich stets als humaner und wahrhaft sittlicher Charakter. Nur suchte er vielleicht oft zu viel für das Volk statt durch dasselbe die Regierung zu führen. Er starb 27. Febr. 1853. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn zweiter Ehe, der Großherzog Peter (s. d.).

August (Friedr. Wilh. Heinr.), Prinz von Preußen, General der Infanterie, Generalinspector und Chef der Artillerie, geb. 19. Sept. 1779, gest. 19. Juli 1843 zu Bromberg, war der Sohn des 1813 gestorbenen Prinzen August Ferdinand, des Bruders Friedrich's d. Gr., und der Markgräfin Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt. Für die Waffen erzogen, war er beim Ausbruch des Kriegs 1806 Chef eines Grenadierbataillons, mit dem er an der Schlacht bei Jena theilnahm und dann nach Prenzlau sich zurückzog. Hier wurde er nach der verzweifeltsten Gegenwehr von den Franzosen gefangen und dann nach Frankreich gebracht. Nach 13monatlicher Gefangenschaft freigegeben, machte er eine Reise durch die Schweiz und Oberitalien und ging dann nach Petersburg. Bei der Reorganisation der preuß. Armee ward er zum Generalmajor und Chef der Artillerie ernannt, und er bemühte sich nun, seine Kenntnisse in diesem Fache in theoretischer und praktischer Hinsicht möglichst auszubilden. Um am Kampfe selbst theilzunehmen, übernahm er nach dem Waffenstillstande von 1813 als Generallieutenant das Commando der 12. Brigade beim 2. (Kleist'schen) Armeecorps. In dieser Stellung focht er in den Schlachten von Dresden, Kulm, Leipzig, Montmirail, Laon und Paris sowie in vielen kleinern Gefechten. Mehrmals trug er mit seiner Brigade zur Entscheidung des Sieges bei. Noch bedeutender ward sein Wirken, als er 1815 das Commando über das 2., norddeutsche Armeecorps erhielt, welches zur Belagerung der Festungen an der Nordgrenze Frankreichs bestimmt war. In kurzer Zeit bewirkte er die Uebergabe von Maubeuge, Philippeville, Marienbourg, Longwy, Rocroy, Givet, Montmédy, Sédan und Mézières. Nach dem Kriege übernahm er wieder das Commando der Artillerie, für deren höhere Ausbildung er auf das thätigste wirkte, und die unter ihm zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit sich aufgeschwungen hat. Durch die Erbschaften von seinem Vater und seinem

bei Saalfeld 1806 gebliebenen Bruder Louis Ferdinand besaß er das größte Privatvermögen im preuß. Staate, das nach seinem Tode an die Krone zurückfiel, da der Prinz infolge von Familienbestimmungen nicht standesmäßig vermählt war. A. hinterließ mehrere Kinder aus morganatischen Verbindungen.

Augusta, die Hauptstadt des nordamerik. Staats Maine, zu beiden Seiten des Kennebec an der obern Grenze der Sloopfahrt und 9 M. vom Ocean gelegen, wurde 1771 gegründet und 1797 zur Stadt erhoben. Der Ort ist regelmäßig gebaut, an beiden Ufern des Flusses, den eine 488 F. lange, schöne Brücke überspannt, aufsteigend und hat ein schönes, von einem Park umgebenes Staatshaus, ein großes Irrenhaus, ein Arsenal der Union, eine Hohe Schule, eine Akademie und neun Kirchen. Er zählt 7609 E., welche einige Manufacturen unterhalten. Nahe oberhalb der Stadt ist der Kennebec durch einen mit Schleusen versehenen Damm zur Gewinnung von Wasserkraft zu einem 1200 Acres einnehmenden See aufgestaut. — A., City und Hauptstadt der Grafschaft Richmond im nordamerik. Staate Georgia, an dem Durchschnittspunkte mehrerer Eisenbahnen und an dem hier noch schiffbaren Savannah, also sehr vortheilhaft für den Handelsverkehr gelegen. Die Stadt ist das Handelsdepot für einen weiten District und zählt 12493 E., die starken Handel mit Baumwolle, Taback, Bauholz und andern Producten treiben. Der regelmäßig angelegte Ort hat das Grafschaftshaus, eine Stadthalle, ein Arsenal, acht Kirchen und die 1830 gegründete medic. Schule des Staats. — A., ein Städtchen in dem nordamerik. Staate Kentucky, am Ohio gelegen, mit 2000 E., ist wegen des 1825 gegründeten Methodisten-College bemerkenswerth.

Augustdor hieß früher die königl. sächs. Pistole zu 5 Thlr. Gold, im Gehalt und Werth ungefähr dem preuß. Friedrichsdor gleich. Es gibt einfache, doppelte und halbe A.

Augustenburg, Schloß im mittlern Theile der Insel Alsen (s. d.), an einem Meerarme, dem Augustenburger Fjord, sonst Residenz der Herzoge von Holstein-Sonderburg-A. Einer derselben, Ernst Günther, kaufte 1651 von König Friedrich III. von Dänemark das Amt Stavensböl, welches einen Theil des alten Bisthums Schleswig und des Amts Schwabstedt ausmachte, und erbaute an der Stelle des Dorfes Stavensböl ein nach seiner Gemahlin Auguste benanntes Schloß, von dem er selbst den Namen annahm. Neben dem Schlosse bildete sich allmählich der gleichnamige Flecken. Herzog Friedrich Christian ließ das Schloß abtragen und in den J. 1770—76 durch den jetzigen ansehnlichen Bau ersetzen. Gegenwärtig befindet sich das gesammte, an 2 Q.-M. große herzogl. Gebiet, zu dem der mittlere Theil der Insel Alsen und noch fünf Güter auf dem Festlande gehörten, im Besitze der königl. dän. Regierung, welche 1852 unter engl. und russ. Gutheißung den Herzog Christian August zu einem Verkaufe zwang. Das Schloß und sein berühmter Park mit einem zweiten kleinern Palais sind verfallen, und in dem Flecken A. ist die Einwohnerzahl seit dem Aufhören der herzogl. Hofhaltung von fast 800 Seelen auf 531 herabgegangen.

Die Augustenburger Linie ist ein Zweig des dän. Königs- und des oldenb. Gesammthauses. Graf Christian VIII. von Oldenburg war nach dem Aussterben des Königshauses der Skioldungen 1448 auf Empfehlung seines Mutter-Bruders, des Herzogs Adolf VIII. von Holstein, als Christian I. von den Dänen und 1460, nach dem Ableben Adolf's, von den schleswig-holsteinischen Ständen zum Herrn gewählt worden, nachdem er das Versprechen gegeben, die Herzogthümer nicht mit Dänemark zu vereinigen. Christian's I. zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Holstein, erwarb nach der Entsetzung seines Neffen Christian II. abermals durch Berufung der Stände die dän. Königskrone. Von dessen Söhnen, welche in den Herzogthümern Holstein und Schleswig eine Art Realtheilung vollzogen, stiftete König Christian III. die Glückstädtische, Adolf die Gottorpische Linie. Christian's III. Sohn und Nachfolger Friedrich II. theilte 1564 wieder mit seinem Bruder Johann dem Jüngern, und die Glückstädtische Linie spaltete sich dadurch in die königl. Haupt- und die Holstein-Sonderburgische Nebenlinie. Jene ist seit 1863 durch den unbeerbten Tod des Königs Friedrich VII. ohne männliche Vertreter. Die Sonderburgische Linie, welche in ihren Besitzungen schon nicht mehr zur Ausübung der Souveränetätsrechte gelangen konnte, sondern von den dän. Vettern fortgesetzt als apanagirt betrachtet wurde, zerfiel 1622, nach dem Tode des Stifters, wieder in die Linien Sonderburg, Norburg, Glücksburg und Plön, von denen nur noch Sonderburg blüht. Der Ahn dieser neuern Sonderburger Linie, Herzog Alexander, zweiter Sohn Johann's des Jüngern, hinterließ bei seinem 1627 erfolgten Ableben fünf Söhne, welche abermals Speciallinien bildeten, von denen aber gegenwärtig blos noch die Linien Sonder-

burg-A. (gestiftet von Ernst Günther, geb. 1609, gest. 1689) und Sonderburg-Beck oder, wie sie seit 1825 heißt, Sonderburg-Glücksburg (von August Philipp, geb. 1612, gest. 1675) bestehen. Die ältere oder Augustenburger Linie wurde durch den jüngsten Sohn Ernst Günther's, Friedrich Wilhelm (geb. 1668, gest. 1714) fortgesetzt. Dessen Sohn Christian August (geb. 1696, gest. 1754) huldigte 1721, nach Beendigung des Nordischen Kriegs und nach der Vereinigung des gottorpischen Antheils von Schleswig mit dem königlichen, gleich den andern Prinzen des Glückstädtischen Hauses mittels des in neuerer Zeit vielbesprochenen Eides: «nach Maßgabe des Königsgesetzes». Sein Nachfolger Friedrich Christian der Aeltere (geb. 1721, gest. 1794), der Erbauer des jetzigen augustenburger Schlosses, hinterließ mehrere Söhne, von denen der dritte nach der Absetzung Gustav's IV. Adolf durch den kinderlosen Karl XIII. 24. Jan. 1810 mit Zustimmung des Reichstags als Kronprinz von Schweden adoptirt ward, aber wenige Monate nachher starb. Der Erstgeborene, Friedrich Christian der Jüngere, geb. 1765, folgte seinem Vater Christian dem Aeltern, ward 1786 Minister und durch die Vermählung mit der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark Schwager des Königs Friedrich VI., gerieth aber mit dem kleinlichen, auf die Nebenlinie eifersüchtigen Könige, der auch seine Erwählung zum schwed. Kronprinzen nach des vorgenannten Karl August Tode hintertrieb, in Zerwürfnisse. Er starb 1814, nachdem er mittels Testaments seine Nachkommen verpflichtet hatte, unter keinen Umständen auf die Rechte ihres Hauses an Schleswig-Holstein zu verzichten. Der zweite Sohn Friedrich Christian's des Aeltern, Friedrich Karl Emil, geb. 1761, war durch seine Verheirathung mit einem Fräulein von Scheel der herzogl. Familie entfremdet und lebte bis an seinen 1841 erfolgten Tod in Leipzig. Dessen Sohn, Prinz Waldemar, geb. 1810, ist preuß. Generallieutenant und Oberbefehlshaber der Bundestruppen in Frankfurt.

Was die Descendenz Friedrich Christian's des Jüngern anlangt, so ward seine Tochter Karoline Amalie (geb. 1796) durch ihre Vermählung mit Christian VIII. (gest. 1848) Königin von Dänemark. Ihr zweiter Bruder, Prinz Friedrich Emil August, von seinem Gute am eckernförder Hafen gewöhnlich Prinz von Noer genannt, wurde von Christian VIII. mit der Statthalterschaft von Schleswig-Holstein und andern nur dem Namen nach einflußreichen Ehrenposten betraut, entfernte sich aber von seinem königl. Schwager, als dieser den Offenen Brief vom 8. Juli 1846 erließ und schloß sich auch der Bewegung des J. 1848 an, weshalb er 1851, als Dänemark in den Herzogthümern wieder zur Macht gelangte, des Landes verwiesen wurde. Der älteste Sohn und Nachfolger Friedrich's des Jüngern, Herzog Christian Karl Friedrich August (s. d.), vertheidigte, in Vertretung der augustenburgischen Anwartschaften, mit Entschiedenheit die Rechte der Herzogthümer, wurde aber genöthigt, mittels Cessionsurkunde vom 30. Dec. 1852, seine Güter an die dän. Krone abzutreten und lebte seitdem, mit seiner Familie des Landes verwiesen, auf dem Schlosse Primkenau in Schlesien. Den bei jener Cession auch für «seine Familie» ausgesprochenen, nach dem Privatfürstenrecht ungültigen Verzicht auf alle Ansprüche (gegen welchen sein jüngerer Bruder, der Prinz von Noer, sofort Verwahrung eingelegt hatte) nahm er nach dem Tode König Friedrich's VII. von Dänemark zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Herzogs Friedrich (s. d.), zurück, und letzterer beanspruchte nun, auf Grund des in den Herzogthümern durch Gesetze und Verträge bestätigten Rechts der Vererbung nach der Erstgeburt im Mannesstamme, die Nachfolge in Schleswig-Holstein. In der That ist er seit dem Verzichte seines Vaters Primogenitus der Augustenburger Linie, diese aber, als die ältere, vor der Glücksburgischen zur Ausschließung der die Glückstädtische Hauptlinie allein noch vertretenden Agnatinnen berechtigt. Abweichend hiervon setzt das von Friedrich III. von Dänemark eigenmächtig erlassene «Königsgesetz» vom 14. Nov. 1665 «für Dänemark» fest, daß die Regierung in Ermangelung männlicher Nachkommen an die nächste Agnatin des letzten Regenten oder deren Linie (jetzt die der Prinzessin Charlotte, geb. 1789, gest. 1864, Tochter des 1805 verstorbenen Erbprinzen Friedrich von Dänemark und somit Schwester Königs Christian VIII., Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, Mutter des Prinzen Friedrich von Hessen und der Prinzessin Luise, der Gemahlin des sog. Protokollkönigs Christian IX.) fallen solle. Mit Ausschließung dieser weiblichen Verwandten von der Erbfolge in den Herzogthümern mußten letztere von der dän. Königskrone getrennt werden, und es widersprachen deshalb dem Rechte der Augustenburger nicht blos die Vertreter der königl. Linie und die Inseldänen, sondern auch England und Rußland aus dem Grunde, weil das zur Selbständigkeit gelangte Schleswig-Holstein seinen Stützpunkt nothwendig in Deutschland zu suchen hatte. Rußlands Selbstherrscher, die seit 1762, wo Peter III. von Holstein-Gottorp als Enkel Peter's d. Gr. den Kaiserthron bestieg, dem oldenb. Gesammthause angehören,

bestimmte dabei noch das dynastische Interesse, durch Verdrängung der Augustenburger und Bevorzugung der Sonderburger Linie die Zahl der Zwischenpersonen zu vermindern, welche dem Erbrechte der früher abgetrennten Gottorper Linie im Wege standen. Die Absicht, blos nach der polit. Convenienz über die Succession in den Herzogthümern wie in Dänemark zu entscheiden, fand ihren Ausdruck in dem Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, in welchem die Großmächte, mit Ausnahme des Deutschen Bundes, nachdem Prinz Friedrich von Hessen auf seine Erbansprüche in Dänemark Verzicht geleistet, dem Prinzen Christian von Glücksburg, wegen seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise von Dänemark, die Monarchie der dän. Könige nach ihrem bisherigen Gesammtbestande zusprachen. Die Gegner des Herzogs Friedrich, des Repräsentanten der augustenburger Rechte, betonten namentlich auch seine Abstammung aus einer standesungleichen Ehe und den daraus hervorgehenden Mangel an fürstl. Successionsrecht. Allerdings ist die Mutter des Herzogs eine geborene Gräfin von Daneskjold-Samsöe. Indessen würde dann der vom Londoner Protokoll auf den Thron gehobene König Christian IX. als Enkel einer Gräfin Schlieben und Urenkel einer Gräfin Dohna ebenfalls regierungsunfähig sein, und außerdem beweisen 28 angeblich standesungleiche Ehen, welche in dem oldenb. Hause überhaupt vorgekommen, für ein in diesem Hause gültiges Gewohnheitsrecht, das auch Ehen mit Frauen des niedern Adels als ebenbürtig ansieht. Vgl. Oldenburger Haus und Schleswig-Holstein.

Augusti (Joh. Christian Wilh.), einer der gelehrtesten prot. Theologen der neuern Zeit, geb. 27. Oct. 1771 zu Eschenberga im Gothaischen, widmete sich in Jena theol. Studien, habilitirte sich daselbst 1798 und hielt Vorlesungen über orient. Sprachen. 1800 zum außerord. Professor der Philosophie, 1803 zum ord. Professor der orient. Sprachen ernannt, folgte er 1812 einem Rufe als ord. Professor der Theologie nach Breslau und 1819 nach Bonn, wo er 1828, jedoch mit Beibehaltung seiner Professur, auch zum Oberconsistorialrath in Koblenz und später zum Consistorialdirector erhoben ward. In Koblenz, wohin er zur Candidatenprüfung gereist war, starb er 28. April 1841. In Bezug auf seine dogmatischen und kirchlichen Anschauungen war A. anfänglich entschiedener Rationalist, seit etwa 1809 schlug er jedoch in einen theol. Vermittler und später in einen freilich niemals consequenten Vertheidiger des altkirchlichen Systems um. Bereits orthodox gefärbt zeigt sich sein Standpunkt in dem «System der christl. Dogmatik» (Lpz. 1809; 2. Aufl. 1825). Viele Feinde zog sich A. zu, als er in seiner «Kritik der preuß. Kirchenagende» (Frankf. 1824) und in einem «Nachtrage» zu dieser Schrift als entschiedener Vertheidiger nicht allein der neuen Liturgie auftrat, sondern auch auf das bestimmteste für das Territorialsystem in größter Ausdehnung sich erklärte. Von seinen übrigen Schriften waren ihrerzeit der «Grundriß einer histor.-kritischen Einleitung in das Alte Testament» (Lpz. 1806; 2. Aufl. 1827) und das «Lehrbuch der christl. Dogmengeschichte» (Lpz. 1805; 4. Aufl. 1835) geschätzt. Einen bleibenden Werth haben die «Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäologie» (12 Bde., Lpz. 1817—31), die er auch in einem neugeordneten, formell abgerundeten und vielfach berichtigten Auszuge unter dem Titel «Handbuch der christl. Archäologie» (3 Bde., Lpz. 1836—37) erscheinen ließ.

Augustine (Saint-), Hafenstadt im nordamerik. Staate Florida, an der atlantischen Küste, an der Spitze einer Landzunge am Matanzassund, ist der Hauptort der Grafschaft St.-Johns und zählt nur 1175 E. Der Ort besitzt einen sichern und geräumigen Hafen, der aber auf der Barre am Eingange bei niedrigem Stande nur 9 F. Wasser hat und daher für den überseeischen Handel ohne Bedeutung blieb. Die Stadt ist die älteste, 1565 von den Spaniern angelegte Ansiedelung in dem Gebiete der Union und hat ihren alterthümlichen Charakter noch ziemlich bewahrt. Sie ist weitläufig und unregelmäßig gebaut, hat einen hübschen, an den Sund stoßenden öffentlichen Platz, an dem das Gerichtshaus, die schöne kathol. Kathedrale und die in goth. Stil gebaute Episkopalkirche stehen. In der Nähe liegen ausgedehnte Kasernen und das den Hafen vertheidigende bombenfeste Fort Marion, ein altes span. Castell. A. hat ein sehr mildes Klima und wurde sonst von Kranken aus den nördl. Staaten während des Winters viel besucht. Die Umgebung ist sandig, trägt aber Getreide, Orangen und Citronen. Der Ort ward 1586 von Francis Drake verbrannt, 1702 und 1744 vergeblich von den Engländern angegriffen und 1785 abermals von letztern unter Davis verbrannt. Am 22. Febr. 1821 ward hier der Vertrag über die Abtretung Floridas an die Unionsstaaten unterzeichnet.

Augustiner, der letzte große, 1567 von Pius V. als der vierte anerkannte Bettelorden der kath. Kirche, entstand aus mehrern Einsiedlergesellschaften, welche im 11. und 12. Jahrh., namentlich in Italien, sich meist ohne feste Regel und Verfassung gebildet hatten. Insbesondere

auf Betrieb der neidischen Dominicaner und Franciscaner gab ihnen Innocenz IV. gegen die Mitte des 13. Jahrh. die Regel Augustin's, welche nicht sowol unmittelbar von diesem herrührt, sondern auf Grund zweier Reden desselben, «De moribus clericorum» und seines 109. Briefs an die Nonnen, später entworfen ward. Alexander IV. vereinigte 1256 die verschiedenen Congregationen derselben als Augustinereremiten, eximirte sie 1257 von der bischöfl. Gerichtsbarkeit und bereitete es vor, daß seit 1287 ihnen meist das Amt eines Sakristans der päpstl. Kapelle und der Seelsorge des Heiligen Vaters anvertraut wurde. 1580 erhielten die A. endlich ihre gegenwärtige, ascetisch ziemlich milde Verfassung, mit einem in Rom residirenden Generalprior, an dessen Seite sehr einflußreiche Definitoren (Generalräthe) und ein alle sechs Jahre zusammentretendes, zur Wahl und Absetzung des Generalpriors berechtigtes Generalkapitel stehen. Ihre Entartung im 14. Jahrh. rief etwa 15 neue Congregationen (regulirte Observanten, im Gegensatze zu den undisciplinirtern alten A., den Observanten oder Conventualen) hervor, unter ihnen seit 1493 die Congregation zu Sachsen, seit 1506 vom Generalprior unabhängig, welcher Luther und der General Joh. Staupitz (s. d.) angehörten, und der, wie dem Augustinerorden überhaupt, moralisch und äußerlich durch die Reformation tiefe Wunden geschlagen wurden. Die Blüte der übrigens weder wissenschaftlich noch kirchlich den Franciscanern und Dominicanern ebenbürtigen A. fällt in den Anfang des 16. Jahrh., wo sie gegen 2000 Mönchs- und 300 Nonnenklöster zählten. Noch im 18. Jahrh. wurden, außer den 10 Congregationen und den Vicareien in Indien und Mähren, 42 Provinzen gezählt. Seit der Französischen Revolution ward der Orden in Frankreich, Spanien und Portugal ganz, in Italien und dem südl. Deutschland theilweise aufgehoben, und selbst im Oesterreichischen und Neapolitanischen beschränkt. Während des letzten Jahrzehnts wurde er in Sardinien, 1863 im ganzen übrigen Königreich Italien aufgehoben. Die A. tragen, nach der päpstl. Bulle vom 9. April 1256, durchaus in Wolle, Unter- und Hauskleider nebst Scapulier weiß, darüber im Chor und außer dem Kloster schwarze Kutten mit langen, weiten Aermeln und Kapuzen nebst einem ledernen Gürtel. Sie theilen sich in beschuhte und (strengere) unbeschuhte (Augustiner-Barfüßler, Recollecten, d. h. Eingezogene), von denen die letztern wiederum aus drei voneinander unabhängigen Congregationen, einer spanischen, italienisch-deutschen und französischen, bestehen.

Augustinus (Aurelius), einer der berühmtesten und vielleicht der einflußreichste unter den Lehrern der christl. Kirche, war zu Tagaste in Afrika 13. Nov. 354 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er durch seine Mutter Monica, eine edle, sehr verständige, vor allem aber christlich fromme Frau, deren Einwirkung auf den Sohn jedoch durch den heidnischen Vater Patricius theilweise aufgehoben oder gelähmt ward. Später zur Vollendung seiner classischen Studien nach Madaura und Karthago geschickt, ergab sich der feurige Jüngling den Freuden der Welt und ließ sich von einer Geliebten fesseln, die ihm auch einen Sohn gebar. Die Sehnsucht nach Höherm erwachte erst in ihm, als des Cicero «Hortensius», ein Buch, das nicht auf unsere Zeiten gekommen ist, ihn auf das Studium der Philosophie leitete. Doch diese konnte ihn, den Gefühlsmenschen, nicht lange fesseln; er trat seit etwa 374 zur Sekte der Manichäer und blieb dieser gegen 10 J. lang zugethan. Als er aber auch bei ihr nach langem Ringen sich getäuscht fand, ergriff ihn die Verzweiflung an der Wahrheit überhaupt, aus welcher ihn nur die in lat. Uebersetzungen ihm zugänglich gewordene platonische und neuplatonische Philosophie zu neuem Leben zu rufen vermochte. Er wandte sich 383 von Afrika nach Rom und von da 384 nach Mailand, um hier als Lehrer der Beredsamkeit aufzutreten. Durch den dasigen Bischof Ambrosius lernte er das Christenthum höher achten, und das fleißige Lesen der Briefe des Paulus brachte, neben den Thränen, Bitten und Gebeten seiner rastlosen Mutter, eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor, welcher Begebenheit die kath. Kirche ein eigenes Fest (3. Mai) gewidmet hat. Er begab sich hierauf einige Zeit in die Einsamkeit, schrieb dort mehrere Bücher und bereitete sich auf die Taufe vor, die er in der Osternacht 387 mit seinem Sohne Adeodat durch Ambrosius empfing. Hierauf kehrte er nach Afrika zurück. Doch zuvor verkaufte er seine Güter und behielt für sich nur so viel, um mäßig leben zu können; das übrige schenkte er den Armen. Er lebte nun als Haupt eines ascetischen Vereins in strenger Abgeschiedenheit. Als er einst 391 in der Kirche zu Hippo (jetzt Bona) gegenwärtig, bezeigte der Bischof Valerius, der sehr alt, das Verlangen, einen Presbyter zu weihen, der ihn unterstützen und ihm einst als Bischof folgen könne. Auf Bitten des Volks trat A. in den geistlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge und ward 395 Mitbischof zu Hippo.

Obwol der Reihe nach nicht der erste Bischof Afrikas, hat A. dennoch dessen kirchliche und dogmatische Geschicke mit fast beispiellosem moralischen Einflusse geleitet und den Geist der

afrik. Kirche, ja des Occidents überhaupt auf viele Jahrhunderte hin bestimmt. Die Streitigkeiten gegen die Arianer, Priscillianisten, besonders aber gegen die Donatisten, Pelagianer und Semipelagianer bezeugen diese Stellung auch äußerlich vollkommen. Sein Scharfsinn und Tiefsinn, der Ernst seines Gemüthes und die Energie seiner Speculation, die dämonische Kraft seines in einem verwickelten Leben gewonnenen absolut supranaturalen Glaubens, fortgerissen von mächtiger Phantasie und reicher Productivität, und nicht gehemmt von einer ihm mangelnden wissenschaftlichen Allseitigkeit und Präcision, haben durch seine unmittelbare kirchenpraktische Thätigkeit und die Fülle seiner allerdings oft breiten und spielenden Schriften unermeßlichen Einfluß errungen und die anthropologische Seite der Kirche, auch im Protestantismus (Luther und Calvin), bestimmt. Namentlich ist durch seinen dialektischen Mysticismus die kirchliche Lehre der Trinität speculativ zum Abschlusse gelangt. Es hat gelehrtere Kirchenväter gegeben als A., aber keinen scharfsinnigern, geistreichern, und keinen, der es mehr verstanden, das menschliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Maler geben ihm daher in ihren Gemälden zum Symbol ein flammendes Herz. Seinem Eifer für das Mönchsleben setzte er durch die Gründung einiger Mönchs- und Nonnenklöster in Afrika ein freilich durch die Vandalen bald zerstörtes Denkmal. Er starb 28. Aug. 430, während der ersten Belagerung Hippos durch die Vandalen. Seine theils autobiographischen, theils polemischen, theils homiletisch-exegetischen Schriften erschienen zu Paris (11 Thle. in 8 Bdn., 1679—1700), zu Antwerpen (12 Thle. in 9 Bdn., 1700—3) und von neuem durch die Benedictiner (11 Bde., Par. 1835—39). Unter denselben zeichnen sich besonders aus: das Werk «De civitate dei libri XXII», welches von Strange (2 Bde., Köln 1850—51) und Dombart (2 Bde., Lpz. 1863) herausgegeben, von Silbert (2 Bde., Wien 1826) übersetzt wurde, und die «Confessiones», eine Selbstbiographie, die in neuerer Zeit an Neander (Berl. 1823), Bruder (Lpz. 1837) und Karl von Raumer (Stuttg. 1855) Herausgeber und an Gröninger (4. Aufl., Münster 1859), Silbert (5. Aufl., Wien 1860) und Rapp (4. Aufl., Stuttg. 1863) Uebersetzer gefunden hat. Sonst sind noch zu nennen die «Meditationes» und «Soliloquia» (zusammen herausg. von Westhof, Münst. 1854) und das «Enchiridion» oder «Manuale» (herausg. von Krabinger, Tüb. 1861). Die Gebeine des A. wurden durch seine Anhänger, um sie den arianischen Vandalen zu entreißen, nach Sardinien gebracht und, als diese Insel in die Hände der Sarazenen fiel, durch Liutprand, den König der Longobarden, mit schwerem Gelde eingelöst. Seitdem in der Peterskirche zu Pavia aufbewahrt, lieferte man sie mit Genehmigung des Papstes im Oct. 1842 nach Algier aus, wo sie neben dem auf den Ruinen von Hippo durch die franz. Bischöfe errichteten Denkmale des A. niedergelegt wurden. Vgl. Cloth, «Der heil. Kirchenlehrer A.» (2 Bde., Aachen 1840); Bindemann, «Der heil. A.» (Berl. 1844); Poujoulat, «Vie de Saint-Augustin» (2 Bde., 2. Aufl., Par. 1852; deutsch von Hurter, 2 Bde., Schaffh. 1847).

Augustinus, der Apostel der Engländer, ein Benedictiner, wurde vom Bischofe zu Rom, Gregor I., 596 mit 40 Mönchen über Gallien zu den Angelsachsen gesendet, um sie zum Christenthume der röm. Kirche, wiewol mit vieler Anbequemung an die heidnischen Religionsgebräuche, zu bekehren und dadurch unter die röm. Oberherrschaft zu bringen. Durch allerlei Wunder, die A. verrichtet haben sollte, und den Umstand, daß Bertha, Gemahlin Königs Ethelbert von Kent, eine eifrige Christin war, ward auch der König selbst und ein großer Theil seines Volks bald geneigt, sich taufen zu lassen. Doch gingen diese geistlichen Eroberungen unter des A. Nachfolger Laurentius zumeist wieder verloren. Sein Eifer, die altbrit. Christen zur Anerkennung Roms zu vermögen, verwickelte ihn in lange Streitigkeiten. Er ward 598 Erzbischof von Canterbury und starb 26. Mai 607.

Augustów oder Augustowo, das nordöstlichste Gouvernement des Königreichs Polen, hat ein Areal von 341,70 Q.-M. und zählte 1860: 636531 E., meist Litauer. Das Land ist reich an Forsten, namentlich an Lindenwäldern, die viel Honig liefern, sowie an fischreichen Seen. In den großen Bobr-, Netta- und Lydbrüchen wächst viel Hopfen, und im Norden ist ganz vortrefflicher Ackerboden. Das Gouvernement zerfällt in die fünf Kreise Suwalki, Kalwaria, Lomza, Mariampol und Seyny. Die Hauptstadt ist Suwalki, mit 12573 E. — Die Stadt A. liegt an einem großen, fischreichen See in niedriger Sumpfgegend, zählt 10584 E. und hat berühmte Viehmärkte. Sie ist 1560 von König Sigismund August gegründet, dem zu Ehren sie ihren Namen trägt.

Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavianus), eigentlich Cajus Octavius, der Sohn des Cajus Octavius und der Atia, einer Tochter der Julia, der jüngern Schwester des Julius

Cäsar, der also sein Großoheim war, wurde 23. Sept. 63 v. Chr. geboren. Die Familie der Octavier stammte aus Veliträ im Lande der Volsker. Der Zweig, zu welchem A. gehörte, war reich und angesehen. A.' Vater hatte sich bis zum Senator emporgeschwungen und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er sich in Krieg und Frieden rühmlich auszeichnete. Nach dem frühen Tode desselben wurde A. durch die Sorgfalt seiner Mutter und des Lucius Marcius Philippus, mit dem sich diese in zweiter Ehe vermählt hatte, sehr sorgfältig in Rom erzogen. Seine Talente erwarben ihm die Gunst des Julius Cäsar, der ihn im J. 45, da er sein Testament machte, in diesem zum Haupterben einsetzte und an Kindesstatt annahm. A. befand sich, als Cäsar ermordet wurde (15. März 44), zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Redner Apollodor die Beredsamkeit studirte. Die Besorgnisse seiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien, um, wenn sich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption, infolge deren er sich Julius Cäsar Octavianus nannte, ihn berechtigte. Als er bei Brundusium landete, kamen ihm Abgeordnete der daselbst versammelten Veteranen entgegen. Er wies sie zurück und eilte allein nach Rom. Hier gab es zwei Parteien: die Republikaner, die den Cäsar gestürzt hatten, und die Partei des Antonius (s. d.) und Lepidus (s. d.), die unter dem Vorwande, jenen zu rächen, ihre eigene Macht zu begründen strebte. Die letztere Partei hatte gesiegt, und der Consul Antonius übte eine fast unbeschränkte Gewalt. Von diesem forderte A. die Ausantwortung von Cäsar's Nachlaß. Die Streitigkeiten, die auf des Antonius Weigerung alsbald zwischen beiden entstanden, wurden jedoch nach dem Wunsche der Veteranen, wenigstens scheinbar, ausgeglichen, und Antonius, der den jungen A. anfangs übermüthig behandelte, zeigte sich nachgiebiger, als er sah, wie dieser das Volk und das Heer für sich zu gewinnen wußte. Als Antonius Rom verlassen hatte, um das cisalpinische Gallien dem Decimus Brutus abzunehmen, begann A. ihm entgegenzuarbeiten, und bewährte hierbei schon die schlaue Politik, durch die er später sich zum Herrn des röm. Staats machte. Er zog die für Antonius bestimmten Legionen an sich, gewann Senat und Volk durch Cicero, den er ganz für sich einnahm, und der für die Republik zu wirken meinte, während er in der That für A. wirkte. Dem Cicero verdankte A. auch, daß er ein Feldherrnamt in dem Mutinensischen Kriege erhielt, nach dessen Beendigung er bald seine wahre Gesinnung offenbarte und den Optimaten feindlich entgegentrat. Er söhnte sich mit Antonius aus, als dieser mit Lepidus aus Gallien nach Italien zurückkehrte, und errichtete in Gemeinschaft mit beiden ein Triumvirat, worauf sie zusammen, nach den schrecklichsten Blutscenen in Rom und Italien, das republikanische Heer unter Brutus und Cassius in Macedonien besiegten.

Nach seiner Rückkehr nach Italien erregte 41 v. Chr. Fulvia, des Antonius Gemahlin, in Gemeinschaft mit dessen Bruder Lucius Antonius einen Krieg (den Perusinischen) gegen A., in welchem auch die Bewohner von 18 italischen Städten, deren Besitzungen er seinen Veteranen hatte geben müssen, sich mit seinen Feinden verbanden. Agrippa und Salvidienus, die Feldherren des A., schlossen jedoch den anfangs siegreichen Lucius Antonius in Perusia ein und zwangen denselben zur Uebergabe. Man plünderte die Stadt, und 300 Senatoren wurden als ein den Manen des vergötterten Cäsar dargebrachtes Opfer zum Tode verurtheilt. Fulvia entwich nach Griechenland; ihrer Tochter Clodia, des Antonius Stieftochter, die an A. verheirathet war, hatte dieser den Scheidebrief zugeschickt. Schon drohte der Krieg zwischen Antonius, der sich mit Sextus Pompejus verband und nach Italien zurückkehrte, und A. auszubrechen, als der Tod der Fulvia eine Aussöhnung erleichterte. Durch den Brundusinischen Vergleich im J. 40, der durch die Verheirathung des Antonius mit Octavia, des A. tugendhafter Schwester, befestigt ward, erhielt A. den Westen des Reichs von Illyrien an, also auch Italien. Er vermählte sich im folgenden Jahre, nachdem er seine zweite Gemahlin, Scribonia, verstoßen, mit der berühmten Livia Drusilla, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, sich von ihr scheiden zu lassen. Mit Sextus Pompejus, dem er die gemachten Zusagen nicht hielt, kam es 38 zu einem Kriege, den sein Feldherr Agrippa 36 durch die Siege bei Mylä und Messana glücklich für ihn beendete. Lepidus, der Sicilien in Anspruch nahm, verlor, da ihn seine Truppen verließen, jetzt auch Afrika, das ihm 40 zugesprochen worden. Derselbe mußte sich an A. ergeben und lebte fortan, mit der Würde eines Pontifex Maximus bekleidet, ohne weitern Antheil an den polit. Ereignissen. So war nun Gewalt und Reich nur noch unter zwei Männer getheilt. Doch während Antonius im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus sich hingab, verfolgte A. unausgesetzt seinen Plan, sich zum alleinigen Herrscher zu machen. Vor allem strebte er, sich die Liebe des Volks zu erwerben. Er zeigte Milde und

Großmuth, ohne den Schein zu haben, als strebe er nach der höchsten Gewalt; vielmehr erklärte er sich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt sein würde. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich indessen gegen Antonius. Besonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines Testaments, worin Antonius die mit der Kleopatra erzeugten Söhne zu seinen Erben einsetzte, den Unwillen der Römer gegen denselben rege zu machen. Diese Stimmung benutzend, ließ er der Königin von Aegypten den Krieg erklären und führte eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande nach dem Ambracischen Meerbusen, wo sein Feldherr Agrippa die Schlacht bei Actium (s. d.) gewann, die endlich A. 31 v. Chr. zum alleinigen Beherrscher des Reichs machte. A. verfolgte seinen Nebenbuhler nach Aegypten und endigte hier den Krieg, nachdem er den Vorschlag des Antonius, ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entscheiden, verworfen hatte. Kleopatra und Antonius, die sich selbst den Tod gaben, ließ er prachtvoll bestatten. Einen Sohn des Antonius und der Fulvia opferte er seiner Sicherheit; gleiches Schicksal hatte Cäsarion, ein Sohn Cäsar's und der Kleopatra. Alle andere Verwandte des Antonius blieben verschont, und im ganzen brauchte er seine Macht mit Mäßigung. A. verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Aegyptens, Griechenlands, Syriens und Kleinasiens zu ordnen. Bei seiner Rückkehr nach Rom, 29 v. Chr., hielt er einen dreitägigen Triumph, und die Schließung des Janustempels bezeichnete die Herstellung eines dauernden Friedens.

Befreit von seinen Nebenbuhlern und Herr des Römischen Reichs, war er einen Augenblick unentschieden über die Art seiner künftigen Gewalt; er befragte darüber seine Vertrauten. Agrippa (s. d.), dessen Siege ihm die Herrschaft gewonnen, rieth ihm, auf die Herrschaft Verzicht zu leisten. Mäcenas war der entgegengesetzten Meinung, und diesem, oder wol mehr seiner eigenen Neigung, folgte er. Um dem Volke den Wunsch einzuflößen, ihn als unumschränkten Herrscher zu sehen, schaffte er die Gesetze des Triumvirats ab, verschönerte die Stadt und beschäftigte sich mit Ausrottung der während der Bürgerkriege eingerissenen Misbräuche. Am Ende seines siebenten Consulats, 27 v. Chr., begab er sich in den Senat und erklärte seine Absicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erstaunt über seine Mäßigung, beschwor ihn, die höchste Gewalt auch ferner zu behalten, und diesen dringenden Bitten gab er auch scheinbar nach. Bisher hatte er, seit Cäsar's Tode, den Namen Octavian geführt; jetzt erhielt er den Beinamen Augustus (der Geweihte, der Geheiligte), wodurch die Erhabenheit seiner Person und Würde bezeichnet werden sollte. Unter dem Titel eines Princeps, der ihm zunächst nur den Vorrang vor den Senatoren und allen übrigen Bürgern gab, vereinigte er nach und nach in sich die Gewalt eines über Krieg und Frieden entscheidenden Imperators zu Wasser und zu Lande, eines Proconsuls über alle Provinzen, eines beständigen Volkstribunen, wodurch seine Person für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, sich allen Beschlüssen des Senats und der Magistrate widersetzen zu können, endlich eines Censors und Oberaufsehers der Sitten und eines Pontifex Maximus oder Oberhaupts aller religiösen Angelegenheiten. Die Gesetze selbst wurden ihm untergeordnet und die Beobachtung derselben seiner Willkür anheimgestellt. Seine eigenen Verordnungen (Constitutionen) sollten Gesetzeskraft haben; auch die unbegrenzte Strafgewalt erhielt er. So ward durch ihn diejenige Form der röm. Monarchie festgestellt, die im wesentlichen unverändert bis auf Diocletian bestand. Zu allen jenen Vorrechten fügte man den Titel eines Vaters des Vaterlands. Aus Staatsklugheit behielt er jedoch die republikanischen Namen und Formen bei, wie er auch verweigerte, den durch Sulla und Cäsar verhaßt gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen.

A. führte mehrere Kriege in Afrika, Asien und besonders in Spanien, wo er nach großen Anstrengungen über die Cantabrer und Asturer, 19 v. Chr., triumphirte. Seine Waffen unterwarfen unter Tiberius, dem ältern Sohne der Livia, Pannonien, Dalmatien, Illyrien, unter Drusus, seinem jüngern Stiefsohne, der bis an die Elbe drang, die westl. Germanen. Die Dacier, Numidier und Aethiopier wurden in Schranken gehalten. Mit den Parthern schloß er ein Bündniß, demzufolge diese Armenien abtraten und die dem Crassus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Am Fuße der Alpen errichtete er Denkmäler seiner Triumphe über die Bergvölker, von denen man noch zu Susa und Aosta stolze Ueberreste sieht. Nachdem er zu Lande und zur See die Welt beruhigt hatte, schloß er, zum dritten mal seit Roms Erbauung, 19 v. Chr. den Tempel des Janus. Dieser Friede ward erst 9 n. Chr. durch die Niederlage des Varus gestört, der drei Legionen gegen die Germanen unter Hermann verlor und verzweiflungsvoll sich selbst tödtete. Die Nachricht dieses Unglücks erschütterte A. tief. Er ließ seinen Bart und seine Haare wachsen und rief oft im äußersten Schmerz: «O Varus,

Cäsar, der also sein Großoheim war, wurde 23. Sept. 63 v. Chr. geboren. Die Familie der Octavier stammte aus Veliträ im Lande der Volsker. Der Zweig, zu welchem A. gehörte, war reich und angesehen. A.' Vater hatte sich bis zum Senator emporgeschwungen und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er sich in Krieg und Frieden rühmlich auszeichnete. Nach dem frühen Tode desselben wurde A. durch die Sorgfalt seiner Mutter und des Lucius Marcius Philippus, mit dem sich diese in zweiter Ehe vermählt hatte, sehr sorgfältig in Rom erzogen. Seine Talente erwarben ihm die Gunst des Julius Cäsar, der ihn im J. 45, da er sein Testament machte, in diesem zum Haupterben einsetzte und an Kindesstatt annahm. A. befand sich, als Cäsar ermordet wurde (15. März 44), zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Redner Apollodor die Beredsamkeit studirte. Die Besorgnisse seiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien, um, wenn sich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption, infolge deren er sich Julius Cäsar Octavianus nannte, ihn berechtigte. Als er bei Brundusium landete, kamen ihm Abgeordnete der daselbst versammelten Veteranen entgegen. Er wies sie zurück und eilte allein nach Rom. Hier gab es zwei Parteien: die Republikaner, die den Cäsar gestürzt hatten, und die Partei des Antonius (s. d.) und Lepidus (s. d.), die unter dem Vorwande, jenen zu rächen, ihre eigene Macht zu begründen strebte. Die letztere Partei hatte gesiegt, und der Consul Antonius übte eine fast unbeschränkte Gewalt. Von diesem forderte A. die Ausantwortung von Cäsar's Nachlaß. Die Streitigkeiten, die auf des Antonius Weigerung alsbald zwischen beiden entstanden, wurden jedoch nach dem Wunsche der Veteranen, wenigstens scheinbar, ausgeglichen, und Antonius, der den jungen A. anfangs übermüthig behandelte, zeigte sich nachgiebiger, als er sah, wie dieser das Volk und das Heer für sich zu gewinnen wußte. Als Antonius Rom verlassen hatte, um das cisalpinische Gallien dem Decimus Brutus abzunehmen, begann A. ihm entgegenzuarbeiten, und bewährte hierbei schon die schlaue Politik, durch die er später sich zum Herrn des röm. Staats machte. Er zog die für Antonius bestimmten Legionen an sich, gewann Senat und Volk durch Cicero, den er ganz für sich einnahm, und der für die Republik zu wirken meinte, während er in der That für A. wirkte. Dem Cicero verdankte A. auch, daß er ein Feldherrnamt in dem Mutinensischen Kriege erhielt, nach dessen Beendigung er bald seine wahre Gesinnung offenbarte und den Optimaten feindlich entgegentrat. Er söhnte sich mit Antonius aus, als dieser mit Lepidus aus Gallien nach Italien zurückkehrte, und errichtete in Gemeinschaft mit beiden ein Triumvirat, worauf sie zusammen, nach den schrecklichsten Blutscenen in Rom und Italien, das republikanische Heer unter Brutus und Cassius in Macedonien besiegten.

Nach seiner Rückkehr nach Italien erregte 41 v. Chr. Fulvia, des Antonius Gemahlin, in Gemeinschaft mit dessen Bruder Lucius Antonius einen Krieg (den Perusinischen) gegen A., in welchem auch die Bewohner von 18 italischen Städten, deren Besitzungen er seinen Veteranen hatte geben müssen, sich mit seinen Feinden verbanden. Agrippa und Salvidienus, die Feldherren des A., schlossen jedoch den anfangs siegreichen Lucius Antonius in Perusia ein und zwangen denselben zur Uebergabe. Man plünderte die Stadt, und 300 Senatoren wurden als ein den Manen des vergötterten Cäsar dargebrachtes Opfer zum Tode verurtheilt. Fulvia entwich nach Griechenland; ihrer Tochter Clodia, des Antonius Stieftochter, die an A. verheirathet war, hatte dieser den Scheidebrief zugeschickt. Schon drohte der Krieg zwischen Antonius, der sich mit Sextus Pompejus verband und nach Italien zurückkehrte, und A. auszubrechen, als der Tod der Fulvia eine Aussöhnung erleichterte. Durch den Brundusinischen Vergleich im J. 40, der durch die Verheirathung des Antonius mit Octavia, des A. tugendhafter Schwester, befestigt ward, erhielt A. den Westen des Reichs von Illyrien an, also auch Italien. Er vermählte sich im folgenden Jahre, nachdem er seine zweite Gemahlin, Scribonia, verstoßen, mit der berühmten Livia Drusilla, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, sich von ihr scheiden zu lassen. Mit Sextus Pompejus, dem er die gemachten Zusagen nicht hielt, kam es 38 zu einem Kriege, den sein Feldherr Agrippa 36 durch die Siege bei Mylä und Messana glücklich für ihn beendete. Lepidus, der Sicilien in Anspruch nahm, verlor, da ihn seine Truppen verließen, jetzt auch Afrika, das ihm 40 zugesprochen worden. Derselbe mußte sich an A. ergeben und lebte fortan, mit der Würde eines Pontifex Maximus bekleidet, ohne weitern Antheil an den polit. Ereignissen. So war nun Gewalt und Reich nur noch unter zwei Männer getheilt. Doch während Antonius im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus sich hingab, verfolgte A. unausgesetzt seinen Plan, sich zum alleinigen Herrscher zu machen. Vor allem strebte er, sich die Liebe des Volks zu erwerben. Er zeigte Milde und

Großmuth, ohne den Schein zu haben, als strebe er nach der höchsten Gewalt; vielmehr erklärte er sich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt sein würde. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich indessen gegen Antonius. Besonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines Testaments, worin Antonius die mit der Kleopatra erzeugten Söhne zu seinen Erben einsetzte, den Unwillen der Römer gegen denselben rege zu machen. Diese Stimmung benutzend, ließ er der Königin von Aegypten den Krieg erklären und führte eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande nach dem Ambracischen Meerbusen, wo sein Feldherr Agrippa die Schlacht bei Actium (s. d.) gewann, die endlich A. 31 v. Chr. zum alleinigen Beherrscher des Reichs machte. A. verfolgte seinen Nebenbuhler nach Aegypten und endigte hier den Krieg, nachdem er den Vorschlag des Antonius, ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entscheiden, verworfen hatte. Kleopatra und Antonius, die sich selbst den Tod gaben, ließ er prachtvoll bestatten. Einen Sohn des Antonius und der Fulvia opferte er seiner Sicherheit; gleiches Schicksal hatte Cäsarion, ein Sohn Cäsar's und der Kleopatra. Alle andere Verwandte des Antonius blieben verschont, und im ganzen brauchte er seine Macht mit Mäßigung. A. verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Aegyptens, Griechenlands, Syriens und Kleinasiens zu ordnen. Bei seiner Rückkehr nach Rom, 29 v. Chr., hielt er einen dreitägigen Triumph, und die Schließung des Janustempels bezeichnete die Herstellung eines dauernden Friedens.

Befreit von seinen Nebenbuhlern und Herr des Römischen Reichs, war er einen Augenblick unentschieden über die Art seiner künftigen Gewalt; er befragte darüber seine Vertrauten. Agrippa (s. d.), dessen Siege ihm die Herrschaft gewonnen, rieth ihm, auf die Herrschaft Verzicht zu leisten. Mäcenas war der entgegengesetzten Meinung, und diesem, oder wol mehr seiner eigenen Neigung, folgte er. Um dem Volke den Wunsch einzuflößen, ihn als unumschränkten Herrscher zu sehen, schaffte er die Gesetze des Triumvirats ab, verschönerte die Stadt und beschäftigte sich mit Ausrottung der während der Bürgerkriege eingerissenen Misbräuche. Am Ende seines siebenten Consulats, 27 v. Chr., begab er sich in den Senat und erklärte seine Absicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erstaunt über seine Mäßigung, beschwor ihn, die höchste Gewalt auch ferner zu behalten, und diesen dringenden Bitten gab er auch scheinbar nach. Bisher hatte er, seit Cäsar's Tode, den Namen Octavian geführt; jetzt erhielt er den Beinamen Augustus (der Geweihte, der Geheiligte), wodurch die Erhabenheit seiner Person und Würde bezeichnet werden sollte. Unter dem Titel eines Princeps, der ihm zunächst nur den Vorrang vor den Senatoren und allen übrigen Bürgern gab, vereinigte er nach und nach in sich die Gewalt eines über Krieg und Frieden entscheidenden Imperators zu Wasser und zu Lande, eines Proconsuls über alle Provinzen, eines beständigen Volkstribunen, wodurch seine Person für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, sich allen Beschlüssen des Senats und der Magistrate widersetzen zu können, endlich eines Censors und Oberaufsehers der Sitten und eines Pontifex Maximus oder Oberhaupts aller religiösen Angelegenheiten. Die Gesetze selbst wurden ihm untergeordnet und die Beobachtung derselben seiner Willkür anheimgestellt. Seine eigenen Verordnungen (Constitutionen) sollten Gesetzeskraft haben; auch die unbegrenzte Strafgewalt erhielt er. So ward durch ihn diejenige Form der röm. Monarchie festgestellt, die im wesentlichen unverändert bis auf Diocletian bestand. Zu allen jenen Vorrechten fügte man den Titel eines Vaters des Vaterlands. Aus Staatsklugheit behielt er jedoch die republikanischen Namen und Formen bei, wie er auch verweigerte, den durch Sulla und Cäsar verhaßt gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen.

A. führte mehrere Kriege in Afrika, Asien und besonders in Spanien, wo er nach großen Anstrengungen über die Cantabrer und Asturer, 19 v. Chr., triumphirte. Seine Waffen unterwarfen unter Tiberius, dem ältern Sohne der Livia, Pannonien, Dalmatien, Illyrien, unter Drusus, seinem jüngern Stiefsohne, der bis an die Elbe drang, die westl. Germanen. Die Dacier, Numidier und Aethiopier wurden in Schranken gehalten. Mit den Parthern schloß er ein Bündniß, demzufolge diese Armenien abtraten und die dem Crassus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Am Fuße der Alpen errichtete er Denkmäler seiner Triumphe über die Bergvölker, von denen man noch zu Susa und Aosta stolze Ueberreste sieht. Nachdem er zu Lande und zur See die Welt beruhigt hatte, schloß er, zum dritten mal seit Roms Erbauung, 19 v. Chr. den Tempel des Janus. Dieser Friede ward erst 9 n. Chr. durch die Niederlage des Varus gestört, der drei Legionen gegen die Germanen unter Hermann verlor und verzweiflungsvoll sich selbst tödtete. Die Nachricht dieses Unglücks erschütterte A. tief. Er ließ seinen Bart und seine Haare wachsen und rief oft im äußersten Schmerz: «O Varus,

gib mir meine Legionen wieder!» Doch wurden die Deutschen fortwährend durch Tiberius in Schranken gehalten. Während des Friedens erließ A. viele nützliche Verordnungen und ordnete die Verwaltung. Er gab dem Senat eine neue Gestalt, beschäftigte sich mit der Verbesserung der Sitten, besonders durch Begünstigung der Ehen (die Lex Julia und Papia Poppaea), gab Luxusgesetze und stellte die Kriegszucht bei den Heeren und die Ordnung bei den Circensischen Spielen wieder her. Zudem verschönerte er Rom, das er aus Backsteinen erbaut gefunden hatte und, wie er mit Wahrheit sich rühmte, aus Marmor erbaut hinterließ. Auch machte er Reisen, um allenthalben die Segnungen des Friedens zu verbreiten. Er besuchte Sicilien und Griechenland, Kleinasien, Syrien und Gallien. In mehrern Gegenden gründete er Städte und Colonien. Die durch Krieg und Parteiwirren erschöpften Völker errichteten ihm für dieses wohlthätige Walten Altäre, und durch ein Decret des Senats ward dem Monate Sextilis der Name Augustus gegeben. Zwei Verschwörungen, die A.' Leben bedrohten, scheiterten. Die eine ward von Cäpio, Murena und Egnatius geleitet, die dafür mit dem Tode büßen mußten, die andere von Cinna, dem er großmüthig verzieh.

Großen Kummer verursachten A. die Ausschweifungen seiner Tochter (von der Scribonia) Julia (s. d.). Er zeigte sich darum auch härter gegen diejenigen, welche die Ehre seiner Familie verletzt, als gegen diejenigen, die sein eigenes Leben bedroht hatten. Im höhern Alter soll er von der Livia beherrscht worden sein, vielleicht der einzigen Person, die er wahrhaft geliebt. A. besaß keine Söhne, und verlor auch durch den Tod sowol seinen Schwestersohn Marcellus als seine Tochtersöhne Cajus und Lucius, die er zu seinen Nachfolgern bestimmt hatte. Drusus, sein Stiefsohn, den er liebte, starb ebenfalls frühzeitig; nur Tiberius, der Bruder desselben, der ihm seiner bösen Eigenschaften wegen verhaßt war, blieb ihm übrig. Diese vielen Todesfälle, sein hohes Alter und seine stets schwächer werdende Gesundheit erweckten in ihm die Sehnsucht nach Ruhe. Er unternahm eine Reise nach Campanien, von dessen gesunder Luft er sich eine günstige Wirkung versprach. Allein sein Uebelbefinden nahm zu, und er starb zu Nola 19. Aug. 14 n. Chr., im 45. J. seiner Alleinherrschaft. Als er die Annäherung seines Todes fühlte, forderte er einen Spiegel, ordnete sein Haar und fragte die Umstehenden: «Habe ich meine Rolle gut gespielt?» Auf die bejahende Antwort fuhr er fort: «So applaudirt; sie ist aus!» Wäre dieser letzte Zug aus dem Leben des A. verbürgt, so würde er seinen Charakter, seine Politik und sein beispielloses Glück treffend bezeichnen. Gewiß ist es, daß sein Betragen stets abgemessen und überlegt war, und daß er die große Gabe besaß, mitten unter den Stürmen der Herrschaft kalt und unerschüttert zu bleiben. Geschickt seine Plane verbergend, benutzte er die Leidenschaften wie die Talente anderer, um jene auszuführen. Er besiegte den Brutus durch Antonius und diesen durch Agrippa. Mehrmals wechselte er die Parteien, nie seine Plane; er wußte eine Herrschaft sich antragen, ja aufdringen zu lassen, die doch das Ziel aller seiner Bestrebungen gewesen. Man darf jedoch zu seinem Lobe nicht verschweigen, daß er die große Macht mit Weisheit und Mäßigung gebrauchte und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückte, nachdem er es auch durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Alles Große und Gute, wodurch seine Regierung sich auszeichnete, ging meist von ihm selbst aus. Er belebte den Ackerbau und begünstigte die Künste. Mit feinem Geschmack und gewandtem Geiste begabt, liebte und schätzte er die Wissenschaften, übte die Dichtkunst auch selbst, sodaß er nicht unwerth war, einem Zeitalter seinen Namen zu geben, das sich durch geistige Bildung hoch auszeichnet. Die Ueberreste seiner Schriften hat Weichert herausgegeben (Grimma 1841). Die berühmtesten Gelehrten und Dichter gehörten zu seinem Umgange, so Horaz, Virgil und viele andere. Sein Tod versetzte das Reich in tiefe Trauer; man zählte ihn den Göttern bei und errichtete ihm Tempel und Altäre. Von mittlerer Körpergestalt, machte seine Erscheinung den Eindruck des Maßvollen, Gefälligen und klarer Verständigkeit. Vgl. Höck, «Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Konstantin» (Bd. 1, Braunschw. 1841—43).

Augustusbad heißt ein bei Radeberg unweit Dresden an der Sächsisch-Schlesischen Eisenbahn in einem freundlichen Thale gelegenes Stahlbad, dessen Quellen an Eisengehalt fast alle bekannten Mineralwässer übertreffen. Dieselben werden hauptsächlich zu Wannen-, Sitz- und Douchebädern benutzt; doch wird auch eine Quelle durch Imprägnirung mit Kohlensäure verdaulicher gemacht und zur Trinkcur verwandt. Das Bad genießt einen besondern Ruf gegen Frauenkrankheiten, z. B. Bleichsucht, Nervenleiden, Unfruchtbarkeit.

Aula bezeichnete in den größern Wohnanlagen der Römer und Griechen etwa das, was wir jetzt den Hof eines Hauses zu nennen pflegen. Schon bei Homer war der innerhalb der

Wirthschaftsgebäude gelegene Hof nicht blos der Aufenthaltsort des Viehs, sondern auch zugleich der Versammlungsplatz der ganzen Hausgenossenschaft. In späterer Zeit wurde derselbe, namentlich in den Städten und den Gebäuden der Vornehmern, zuweilen mit Hallen und Säulengängen umgeben, zu denen auch die Frauen Zutritt hatten. In den Palästen der Fürsten war die A. Sammelplatz der Dienerschaft und anderer, weshalb auch die Umgebungen der Fürsten sowie deren Macht und Würde durch A., wie bei uns durch Hof, bezeichnet wurden. In dem ältern kirchlichen Sprachgebrauche nannte man A. den für die gläubigen Laien bestimmten Raum der Kirche, im Gegensatz zu den blos für die geweihten Priester bestimmten Plätzen. Durch den Zusammenhang des höhern Unterrichtswesens mit der Kirche ging endlich auch der Name A. auf die großen, zu öffentlichen Versammlungen, Feierlichkeiten, Disputationen, Redeacten, Prüfungen u. dgl. bestimmten Säle in Universitätsgebäuden, Gelehrtenschulen u. s. w. über. Selbst den Inbegriff einer akademischen Gesammtgenossenschaft pflegte und pflegt man wol auch noch, in Bezug auf den großen Versammlungssaal der Anstalt, mit dem Namen A. zu bezeichnen. Die einflußreiche Rolle, welche die Wiener A., als Sammelplatz wie als Genossenschaft, in der österr. Bewegung von 1848 spielte, hat den veralteten Ausdruck wieder geläufig gemacht.

Aulich (Ludwig), ungar. Revolutionsgeneral, geb. 1792 zu Presburg, war beim Ausbruche der Märzrevolution von 1848 Oberstlieutenant im österr. Infanterieregimente Kaiser Alexander, das zu jener Zeit eben in Ungarn lag, wo es, wiewol größtentheils aus Slawen bestehend, auf die neue ungar. Verfassung beeidet und nach den Schanzen von St.-Tamás gegen die Serben geschickt wurde. A. zeichnete sich bei den wiederholten Angriffen auf diese Serbenburg aus und stieg zum Oberst und Commandant des genannten Regiments. In den letzten Monaten von 1848 wurde er an das linke Donauufer beordert, um mit den dort concentrirten Truppen gegen die vereinigte Schwarzenberg-Simunich'sche Armee zu operiren. Infolge dessen, wie des bedeutenden Antheils, den er an dem Winterfeldzuge nahm, wurde er 7. März 1849 vom Kriegsminister Mészáros zum General ernannt und ihm die Führung des 2. Armeecorps übertragen. In dieser Stellung trug er bedeutend bei zu den Siegen, welche die ungar. Armee im März und April über Windischgrätz erfocht. Während Görgei nach diesen Siegen zum Entsatz Komorns eilte, sollte A. den Zug dadurch maskiren, daß er die kaiserl. Truppen vor Pesth durch Scheinangriffe und kleine Scharmützel belästigte und täuschte. Er entledigte sich auch dieses Auftrags und zog, als die kaiserl. Truppen 23. April Pesth räumten, 24. daselbst ein, wo er mit Jubel begrüßt und als der Held des Tages gefeiert wurde. Anfang Mai ging er mit seinem Armeecorps auf das andere Donauufer hinüber, und nahm an der Belagerung und Bestürmung Ofens bedeutenden Antheil. Im Juli wurde er mit Csányi und Kis nach Komorn zu Görgei geschickt, um diesen zum Gehorsam gegen die ungar. Regierung zu bewegen, welche Sendung erfolglos blieb. Als Görgei später infolge der ihm gestellten Alternative, den Commandostab oder das Portefeuille niederzulegen, letzterm entsagte, wurde das Kriegsministerium A. übergeben. Doch besaß er einerseits zu wenig Energie, andererseits aber zu viel Vertrauen auf Görgei, um durch entschiedenes Auftreten in der letzten Stunde den Verräther noch zu stürzen. Vielmehr stimmte er, durch Görgei's Zusagen geblendet, mit diesem in Arad für die Unterhandlung mit den Russen. Den Lohn dieses Vertrauens fand er in Arad, wo er 6. Oct. 1849 mit 12 Leidensgefährten am Galgen endete. A. war unstreitig einer der ehrlichsten Generale und einer der muthigsten Haudegen der ungar. Armee. Aber als Armeeführer stand er an Genialität den jüngern Generalen weit nach.

Aulnoy oder Aunoy (Marie Catherine Jumelle de Berneville, Gräfin von), franz. Schriftstellerin, geb. 1650, gest. 1705, gehörte einem altadelichen Geschlechte der Normandie an und war die Nichte der am Hofe Ludwig's XIII. lebenden geistreichen Gräfin Desloges, die sie in die gesellschaftlichen Kreise einführte und mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten ihrer Zeit bekannt machte. Als Schriftstellerin trat die Gräfin A. erst in ihren spätern Lebensjahren auf. Ihren literarischen Ruf begründete sie durch die «Contes des fées» (4 Bde., Par. 1710) und die «Contes nouveaux ou les fées à la mode» (4 Bde., Par. 1715), die viele Auflagen erlebt haben und noch jetzt gelesen, von einzelnen Kritikern sogar über die Perrault's gestellt werden. Außerdem veröffentlichte sie eine Reihe von Romanen, in welchen sie sich als eine Nachahmerin der Madame de Lafayette bekundete, aber ihr Vorbild nicht erreichte. Der beste unter denselben ist «Hippolyte, comte de Douglas» (2 Bde., Par. 1690). Von den übrigen haben nur «Le comte de Warwick», die «Nouvelles espagnoles» und die «Relation d'un voyage en Espagne» einiges Verdienst, während die «Mémoires historiques», die «Mémoires de la cour

d'Espagne», die «Histoire de Jean de Bourbon» u. s. w. fast nur als Proben des galanten Hoftons jener Zeit einiges Interesse gewähren.

Aumale, Stadt im franz. Depart. Niederseine, unweit des Flusses Bresle, mit 2150 E., welche einige Fabriken in Serge, Tuch und Fayence unterhalten. Die hier befindlichen eisenhaltigen Mineralquellen sind unter dem Namen Les Molières bekannt. Bei A. wurde Heinrich IV. 1592 von den Spaniern und Liguisten, welche unter dem Herzoge von Parma mit Uebermacht zum Entsatze von Rouen anrückten, geschlagen und verwundet. Früher bildete A. eine Grafschaft, welche zu Lothringen gehörte und nach der sich mehrere Abkömmlinge des Lothringischen Fürstenhauses nannten. — A. (Claude de Lorraine, Herzog von), Sohn Herzog René's II. von Lothringen, dem er in der Grafschaft A. folgte, wendete sich nach Frankreich, wo er von Franz I. naturalisirt und zum Großjägermeister von Frankreich ernannt wurde. 1515 befehligte er in der Schlacht bei Marignano die Truppen seines Oheims, des Herzogs von Geldern, und schlug 1522 die Engländer vor Hesdin und die Deutschen bei Neufchâteau in Lothringen. Während der Gefangenschaft Franz' I. zerstreute er, in Verbindung mit seinem Bruder Anton, die aufrührerischen deutschen Bauern, welche die benachbarten Gebiete Frankreichs und Lothringens mit einem Einfalle bedrohten, in dem Gefechte bei Saverne. Nachdem A. den Titel eines Gouverneurs der Champagne erhalten, eroberte er 1542 Luxemburg. Er starb 12. April 1550 zu Joinville. Zu seinen Gunsten erhob Franz I. die von ihm erkaufte Herrschaft Guise ebenfalls zu einem Herzogthume. — A. (Claude II. de Lorraine, Herzog von), der dritte Sohn des vorigen, geb. 1523, erbte die Grafschaft A., erhielt die Würde eines Oberjägermeisters, wurde 1550 Gouverneur von Burgund und zeichnete sich als Feldherr aus. Zwar wurde er bei Metz, welches 1552 Karl V. belagerte, von dem Markgrafen von Brandenburg geschlagen und selbst schwer verwundet und gefangen; doch gab er 1553 durch das Treffen von Renti und die Erstürmung von Volpiano in Piemont Beweise seiner Tapferkeit und seines militärischen Talents. 1558 nahm er theil an der Wiedereroberung von Calais, nachher an den Schlachten von Dreux, St.-Denis, Moncontour. Am 14. März 1573 fiel A. vor La Rochelle durch eine Kanonenkugel. Aus Rachsucht gegen Coligny, dem er die Schuld an dem Tode seines Bruders, des Herzogs Franz von Guise, beimaß, wurde A. einer der Hauptanstifter der Bartholomäusnacht. — A. (Charles de Lorraine, Herzog von), Sohn und Erbe des vorigen, geb. 1555, war ein eifriger Vorkämpfer der Ligue. 1589 wurde ihm von letzterer das Commando von Paris anvertraut, welches er mit Glück gegen Heinrich IV. vertheidigte, nachdem er vorher bei der Belagerung von Senlis durch den Herzog von Longueville geschlagen worden und gegen Heinrich IV. die Schlachten von Arques und Ivry verloren hatte. Als jedoch A. sah, daß er sich gegen Heinrich IV., welcher ganz Frankreich unterworfen hatte, nicht würde halten können, ging er zu den Spaniern über. Er wurde nun als Verräther zum Tode verurtheilt. A. starb zu Brüssel 1631 als der letzte seines Stammes.

Aumale (Henri Eugène Philippe Louis d'Orléans, Herzog von), vierter Sohn des Königs Ludwig Philipp, geb. zu Paris 16. Jan. 1822, kam durch den 1830 erfolgten Tod des Prinzen von Condé (s. d.), der ihn zum Universalerben eingesetzt hatte, in den Besitz eines großen Vermögens. Nachdem er, wie seine Brüder, seine wissenschaftliche Ausbildung in einer öffentlichen Lehranstalt, dem Collége Henri IV., empfangen, trat er im 17. J. mit Hauptmannsrang in die Armee. Als Adjutant seines ältesten Bruders, des Herzogs von Orleans, kam er 1840 nach Algerien, wo er der Expedition gegen Medeah beiwohnte. Zum Oberstlieutenant ernannt, machte er 1841 unter den Generalen Bugeaud und Baraguay d'Hilliers einen zweiten Feldzug in Algerien mit, sah sich aber im Juli durch Krankheit zur Rückkehr nach Frankreich genöthigt. Als er 13. Sept. an der Spitze des von ihm commandirten Regiments seinen Einzug in Paris hielt, wäre er beinahe das Opfer eines meuchlerischen Attentats geworden, indem ein gewisser Quenisset einen Schuß auf ihn abfeuerte, der ihn, ohne eine Bewegung seines Pferdes, getroffen haben würde. Im Alter von 20 J. wurde der Prinz zum Brigadegeneral erhoben und auf seinen Wunsch im Oct. 1842 wieder nach Algerien geschickt. Mit dem Oberbefehl im District Medeah betraut, zeigte er große Thätigkeit, Umsicht und Unerschrockenheit. Eine seiner glänzendsten Waffenthaten war die Einnahme der Smalah Abd-el-Kader's, wobei eine unermeßliche Beute, 3600 Gefangene, vier Fahnen sowie die Correspondenz und der Schatz des Emirs in die Hände der Franzosen fielen. Zum Generallieutenant und Oberbefehlshaber der Provinz Konstantine ernannt, leitete der Prinz 1844 die Expedition gegen Biskarah und zeichnete sich in den Feldzügen gegen die Ziban und Uled-Sultan aus. Der Wunsch, die Oberleitung des gesammten Kriegswesens in den Händen seiner Söhne zu vereinigen, veranlaßte

Ludwig Philipp, im Sept. 1847 dem Herzog von A., obwol dieser erst 25 J. zählte, die bisher von Marschall Bugeaud bekleidete Stelle eines Generalgouverneurs von Algerien zu übertragen. Obwol der Prinz sehr beliebt war, erregte dieser Schritt doch bei der Armee wie bei dem Volke große Unzufriedenheit und gab zu vielfachen Angriffen von seiten der Opposition Veranlassung, um so mehr, als man glaubte, daß der König seinem Sohne dadurch eine Art Vicekönigthum habe verschaffen wollen. Bald nachdem der Herzog die neue Stellung angetreten, sah sich Abd-el-Kader genöthigt, seine Unterwerfung anzubieten. Der Prinz hatte dem Emir zugestanden, daß es ihm freistehen solle, seinen Aufenthalt an einem beliebigen Orte außerhalb Afrika zu nehmen. Daß die franz. Regierung sich an diese Zusage nicht gebunden hielt, sondern Abd-el-Kader als Gefangenen behandelte, ist dem Prinzen sicher nicht zur Last zu legen. Als 1848 die Nachricht von der Februarrevolution in Algerien eintraf, legte der Herzog sein Amt in die Hände des Generals Cavaignac nieder und schiffte sich, nachdem er in einer würdigen Ansprache von der Armee Abschied genommen, 3. März nach England ein. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit meist in Claremont oder Twickenham. Eine die Orleans beleidigende Rede des Prinzen Napoleon im Senat veranlaßte den Herzog von A. im April 1861 zur Veröffentlichung der Flugschrift «Lettre sur l'histoire de France» (Paris, dann Leipzig), in welcher er die Person des Prinzen sowie auch Napoleon III. der empfindlichsten Kritik unterzog. Zudem richtete er eine Herausforderung an den Prinzen, die dieser jedoch zurückwies. Vermählt ist der Herzog von A. seit dem 25. Nov. 1844 mit Marie Caroline Auguste, Tochter des Prinzen Leopold von Salerno, aus welcher Ehe zwei Söhne entsprangen: Louis Philippe, Prinz von Condé (geb. 15. Nov. 1845), und Franz, Herzog von Guise (geb. 5. Jan. 1854).

Aumont, eine alte franz. Familie, welche bereits um die Mitte des 12. Jahrh. erwähnt wird. Jean I. von A. begleitete Ludwig den Heiligen auf dem Kreuzzuge nach Palästina; Jean III., Sire d'A., nahm 1328 an der Schlacht von Cassel, und unter Philipp von Valois an allen wichtigen Unternehmungen theil. Philipp II., genannt Hutin, trug 40 J. hindurch die Waffen und starb als Reichsbannerträger von Frankreich. Jacques d'A. fiel 1396 in der Schlacht von Nicopolis gegen die Türken, und dessen Bruder, Jean IV., genannt Hutin, 1415 in der Schlacht von Azincourt. Bedeutendern Einfluß erlangte das Geschlecht im 16. Jahrh. — Jean d'A., geb. 1522, diente als Jüngling unter Marschall Brissac in Italien, wurde 1557 in der Schlacht bei St.-Quentin verwundet und gefangen, kämpfte 1562 gegen die Hugenotten in den Schlachten von Dreux, St.-Denis und Moncontour, und wohnte 1573 der Belagerung von La Rochelle bei. Stets ein Anhänger des Königs, ernannte ihn 1579 Heinrich III. zum Marschall von Frankreich. Nach des letztern Tode war er einer der ersten, welche Heinrich IV. anerkannten, der ihn deshalb zum Gouverneur der Champagne und nach den Schlachten von Arques und Ivry zum Gouverneur der Bretagne ernannte, in welcher Stellung er den Liguisten verschiedene Plätze nahm und an einer bei der Belagerung von Camper erhaltenen Schußwunde 19. Aug. 1595 starb. — Sein Enkel, Antoine d'A., geb. 1601, entschied 1650 den Sieg von Réthel, ward 1651 Marschall, 1652 Gouverneur von Paris, 1665 Herzog und Pair, und starb zu Paris 1669. — Der Sohn desselben, Louis Marie Victor de Rochebaron, Herzog von A., geb. 9. Dec. 1632, gest. 1704, trat frühzeitig in Militärdienste, begleitete als Brigadier Ludwig XIV. nach Flandern, wo er Armentières, Bergues, Furnes und Courtray nahm, und wurde darauf Gouverneur von Boulogne und dem Boulonnais, auch Mitglied der Akademie der Inschriften. — Jacques, Herzog von A., des vorigen Enkel, geb. 1732, schloß sich früh der Revolution an und wurde 1789 Chef einer Division der pariser Nationalgarde. Er blieb aber in dieser Stellung nur kurze Zeit, und erhielt dann den Befehl über die 11. Militärdivision, kam jedoch bei dem Fluchtversuche des Königs als Gehülfe in Verdacht. Aus Furcht hielt er sich nun zu den Jakobinern, übernahm als Generallieutenant 1793 auf kurze Zeit das Commando zu Lille und starb 1799 auf seinem Gute Guiscard. — Sein Bruder, Louis Marie Alexandre, Herzog von A., geb. 14. Aug. 1736, erhielt 1759 den Titel eines Herzogs von Villequier und wurde 1777 zum Gouverneur des Boulonnais und 1784 zum Generallieutenant ernannt. 1789 von dem Adel des Seneschallats von Boulogne zu den Generalstaaten gewählt, nahm er 1790 seine Entlassung. Er blieb aber in den Umgebungen des Königs und begünstigte in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 die Flucht desselben. Zur Auswanderung gezwungen, wandte er sich nach Brüssel und Münster, später zu Ludwig XVIII. Nach dessen Rückkehr nach Frankreich wurde er 1814 zum Pair ernannt, lehnte aber jede öffentliche Stellung ab, und starb zu Villequier-Genlis 26. Aug. 1814. — Dessen Sohn, Louis Marie Céleste, Herzog von

A., bekannter unter dem Namen des Herzogs von Piennes, welchen er zu Lebzeiten seines Vaters führte, geb. 1762, verlebte eine sehr wüste Jugend, wurde 28. Febr. 1791 bei der Vertheidigung der Tuilerien verwundet und diente seit 1792 in Deutschland, Spanien und Schweden. Nach der Restauration nahm er wieder seine Hofämter ein und wurde zum Generallieutenant befördert. Er suchte namentlich in der Normandie die Autorität des Königs herzustellen. Am 17. Aug. 1815 zum Pair und ersten Kammerherrn ernannt, übernahm er dann die Oberintendantur des Theaters der Komischen Oper in Paris, und starb 12. Juli 1831. Sein Sohn, Adolphe Henri Emmery, geb. 1785, gest. 1848, war Vater des jetzigen Haupts der Familie, Louis Marie Joseph, Herzog von A. und Villequier, geb. 19. Oct. 1809.

Aune (entstanden aus goth. aleina, althochdeutsch elina) ist der franz. Name für die Elle im allgemeinen. Die in Frankreich früher übliche A. war nicht an allen Orten und nicht für alle Stoffe von gleicher Größe. Die wichtigste war die pariser von 526⁵/₆ alten par. Linien oder 1,1884 jetzigen Metern = 1,782 preuß. Ellen. Nach der Einführung des neuen Maßsystems wurde eine dieser sehr nahe kommende Elle von 1,2 Metern vorläufig gebildet und Aune usuelle genannt, mit Ende 1839 aber außer Geltung gesetzt. Seitdem ist der Meter (s. d.) das alleinige gesetzliche Ellenmaß Frankreichs. Die pariser A. kam durch den Handel mit Frankreich auch in mehrern andern Staaten, namentlich in der Schweiz (Genf, Waadt, Neuenburg, Wallis) und einigen deutschen Plätzen (besonders Frankfurt a. M.) in Anwendung, und erhielt hier theilweise eine geringe Aenderung ihrer Länge. In Deutschland und der deutschen Schweiz gibt man ihr gewöhnlich den Namen Stab.

Au porteur, ein in Deutschland eingebürgerter franz. Ausdruck, welchem unser «an den Inhaber» entspricht. Man braucht denselben hauptsächlich von Werthpapieren. Das Eigenthum an solchen wird nämlich entweder durch die darin enthaltene namentliche Bezeichnung des rechtmäßigen Eigenthümers dargethan (in welchem Falle sie «auf den Namen» lauten) oder durch den bloßen Besitz, und im letztern Falle eben sind die Papiere «au porteur» gestellt. Sofern das Document au porteur ein Staats-, Communal-, ständischer oder ähnlicher Schuldschein oder eine Actie ist, hat mithin der Inhaber das volle Recht auf die Rückerhebung bei der Heimzahlung, auf den Zins- oder Dividendengenuß sowie auf den Verkauf, über welchen kein schriftlicher Vermerk (Cession, Indossement) auf dem Papiere erfolgt, während dies bei Papieren «auf den Namen» allerdings geschieht. Behufs der Zins- und Dividendenerhebung sind den Papieren au porteur gewöhnlich besondere Zins- und Dividendenleisten, sog. Coupons (s. d.), beigegeben, welche gleichfalls an den Inhaber zahlbar sind. In seltenern Fällen erfolgt die Beglaubigung über Zins- und Dividendenzahlungen durch Abstempelung des Originaldocuments seitens der zahlenden Behörde. Einem unrechtmäßigen Inhaber eines Papiers au porteur würde man den förmlichen Beweis des unrechtmäßigen Besitzes führen müssen, was immer schwierig ist; man kann sich aber desfalls nicht an die spätern Inhaber halten, welche das Document auf rechtmäßigem Wege erworben haben. Die Papiere au porteur gewähren demnach zwar große Bequemlichkeit rücksichtlich der Eigenthumsübertragung durch bloße Uebergabe (und der Zinserhebungen mittels Coupons) und sind deshalb jetzt fast allgemein bei öffentlichen Anleihen und Actienunternehmungen üblich, erfordern aber auch sorgfältige Aufbewahrung, da Verlorengehen oder Entwendung das durch sie verbriefte Eigenthum in sehr vielen Fällen geradezu aufhebt. Ein Gelddocument, welches sachgemäß immer auf den Inhaber lautet, ist das eigentliche Papiergeld, zu welchem auch die Banknoten gehören, welche eigene Wechsel auf Sicht sind. Wechsel au porteur sind namentlich in England und Dänemark erlaubt, in Frankreich wenigstens sog. eigene Wechsel au porteur (Billets au porteur). Die Allgemeine deutsche Wechselordnung erkennt derartige Papiere nicht als Wechsel an; doch kann man auch in Deutschland durch Ausstellung des Wechsels an eigene Ordre und offen bleibendes Blancoindossement (s. Indossement) einen gleichartig wirkenden Wechsel schaffen. Auch Connossemente (s. d.) können au porteur gestellt werden, was jedoch nur sehr selten geschieht.

Aurantiaceen, auch Hesperideen genannt, eine Pflanzenfamilie, welche aus lauter Baumgattungen der Tropenzone und wärmern gemäßigten Zone besteht, die sich durch Reichthum an ätherischen Oelen in den Blättern, Blüten und Früchten auszeichnen. Zu ihr gehören alle sog. Orangeriegewächse. Als Typus der A. ist die Gattung Citrus zu betrachten.

Aurbacher (Ludwig), ein vielseitiger deutscher Schriftsteller, der Sohn eines Nagelschmieds, war 26. Aug. 1784 in Markt-Türkheim im bair. Schwaben geboren. Unter den ärmlichsten Verhältnissen heranwachsend, wurde er für das Kloster bestimmt und 1801 als Novize in Ottobeuren, dann in Wiblingen aufgenommen. Allmählich aber entwuchs sein Geist der strengen

Klosterzucht. Er trat aus, fand eine Stelle als Hauslehrer und wurde 1809 als Professor des deutschen Stils und der Aesthetik beim Cadettencorps in München angestellt. Seit 1834 wegen Kränklichkeit in Ruhestand versetzt, starb er 28. Mai 1847. Während eines stillen, ganz zurückgezogenen Lebens hat er von 1813 an zahlreiche Schriften veröffentlicht, die theils der Pädagogik angehören, z. B. «Pädagogische Phantasien» (Münch. 1838), «Schulblätter» (ebend. 1829—32), theils der Sprachwissenschaft, wie «System der deutschen Orthographie», «Kleines Wörterbuch der deutschen Sprache» (Sulzb. 1828), «Lehrbuch des deutschen Stils» (2 Bde., 2. Aufl., Münch. 1822), theils den Schönen Wissenschaften, z. B. «Dramatische Versuche» (Münch. 1826), «Novellen», «Lyrische Gedichte» u. s. w. Am eigenthümlichsten und bedeutendsten aber sind seine Volksschriften, die er alle anonym erscheinen ließ. So namentlich die «Abenteuer der Sieben Schwaben» (Reutl. 1846), die «Abenteuer des Spiegelschwaben», «Geschichte des Ewigen Juden» u. a., die auch in den «Volksbüchlein» (2 Thle., Münch. 1835—39) abgedruckt sind; ferner «Büchlein für die Jugend» u. s. w. Hier ist Hebel sein Muster, dem er in echter Naivetät vielfach gleichkommt. Da jedoch in allen diesen Schriften eine ziemlich starke Localfärbung vorherrscht, so sind sie in Norddeutschland wenig bekannt geworden; die «Abenteuer der Sieben Schwaben» hat Simrock in Verse gebracht und unter dem Titel «Die schwäb. Ilias» (Frankf. 1850) herausgegeben.

Aureliānus (Lucius Domitius), einer der kräftigsten röm. Kaiser, in Pannonien, nach andern an der Grenze von Dacien und Macedonien von geringen Aeltern geboren, trat als ein Mann von großer Körperstärke in eine der röm. Legionen und wußte sich rasch emporzuschwingen. Nachdem er sich unter Valerianus und Claudius (II.) als Feldherr ausgezeichnet, ward er nach dem Tode des letztern, 270 n. Chr., von den Truppen in Mösien, die er befehligte, zum Kaiser ausgerufen. Er eilte nach Italien, vertrieb die Markomannen und Alemannen, die verheerend in dieses Land eingebrochen waren, und begann zur Befestigung Roms gegen die immer häufiger und gefährlicher werdenden Einfälle der deutschen Völker die Aufführung der mächtigen Mauer, die nach ihm Probus 276 beendete, und die noch jetzt den Umfang des damaligen Rom bezeichnet. Die Provinz Dacien (Walachei), die unter Trajan zum Römischen Reiche gekommen war, gab er auf, weil sie gegen die Gothen nicht mehr zu halten war. Doch schlug er diese, da sie die Donau überschritten, auf dem Zuge, den er in den Orient unternahm, um diesen der Zenobia (s. d.) zu entreißen, welche ihre Herrschaft von Syrien aus nach Kleinasien und Aegypten verbreitet hatte. In zwei blutigen Schlachten wurde auch die kriegerische Königin geschlagen und hierauf in ihrer Residenz Palmyra (s. d.) belagert. Nachdem sie bei einem Versuche zu entfliehen gefangen worden, ergaben sich die Palmyrener, empörten sich aber nach A.' Abzug wieder, worauf er zurückkehrte und 273 ihre prächtige Stadt zerstörte. Auch die Aegypter, die sich unter M. Firmius unabhängig machen wollten, wurden von A. unterworfen, und ebenso ergab sich ihm Tetricus, der sich in Gallien zum Herrscher gemacht. Durch diese glücklichen Kriege, und dadurch, daß er, freilich mit großer Strenge, beim Heere Mannszucht und im Innern des Staats Ruhe und Ordnung herstellte, war der Titel «Wiederhersteller des Römischen Reichs» wohlverdient, mit dem ihn der Senat begrüßte. Jene Strenge wurde jedoch die Veranlassung seines Todes. A. fiel auf einem Zuge gegen die Perser 276 als Opfer einer Verschwörung, die sein Geheimschreiber, der die Entdeckung eines Vergehens und die Strafe fürchtete, angestiftet hatte.

Aurelius Victor (Sextus), röm. Geschichtschreiber aus dem 4. Jahrh. n. Chr., von Geburt ein Afrikaner, aus niedrigem Stande, wurde vom Kaiser Julianus, der ihn 360 zu Sirmium kennen lernte, und später von Theodosius d. Gr. zu den höchsten Ehrenstellen erhoben. Unter anderm theilte er 373 mit Valentinian das Consulat. Unter seinem Namen hat man folgende Schriften: «Origo gentis romanae», jedoch nur theilweise vorhanden und nach dem Urtheile eines neuern Gelehrten ein Machwerk aus dem 15. Jahrh.; «De viris illustribus Romae», bald dem Cornelius Nepos, bald dem Suetonius, bald dem jüngern Plinius zugeschrieben (herausg. von Brohm, 3. Aufl., Lpz. 1860; von Keil, Bresl. 1850); «De Caesaribus», ein kurzer Abriß von Augustus bis Julianus, der aus den Quellen sorgfältiger geschöpft und in einem reinern Stile verfaßt ist; endlich «De vita et moribus imperatorum romanorum epitome», ein Auszug aus dem echten Werke, der bis auf Theodosius geht und von einem Spätern aus dem Zeitalter des Orosius, den man Victor junior oder Victorinus nennt, verfertigt wurde. Die erste Ausgabe der Schriften des A. besorgte Schott (Antw. 1579); unter den folgenden sind die von Arntzen (Amst. 1733), Gruner (Kob. 1757) und Schröter (2 Bde., Lpz. 1829—31) zu erwähnen. Eine deutsche Uebersetzung lieferte Closs (Stuttg. 1837).

Aureng-Zeyb (richtiger Awreng-Sib, d. i. Zierde des Throns), Großmogul 1659—1707, geb. 20. Oct. 1619, war ein Sohn des Großmoguls Schah-Dschihân und neun Jahre alt, als sein schwacher und unglücklicher Vater zur Regierung gelangte. Früher schon von Herrschsucht entbrannt, suchte er seine weitaussehenden Plane durch ernstes Aeußere, durch häufiges Beten und durch Einsamkeit zu verbergen. Er ließ sich unter die Fakire aufnehmen, trug ihre Kleidung und sprach davon, nach Medina zum Grabe des Propheten zu gehen. Im 20. J. jedoch legte er den Koran, den er bisher stets unter dem Arm getragen, beiseite, zog mit in den Krieg und erhielt die Statthalterschaft von Dekan. Nachdem er seine Brüder durch deren eigene Uneinigkeit besiegt und den Vater gefangen genommen hatte, bestieg er 1659 den Thron von Hindostan und nahm den Namen Alem-Ghir, d. i. Ueberwinder der Welten, an. Wie grausam die Mittel auch gewesen waren, deren er sich zur Erreichung seines Zwecks bedient hatte, so regierte er doch mit vieler Weisheit, beförderte den Wohlstand seines Volks, sah streng auf die Handhabung des Rechts wie auf Sittlichkeit, und befestigte dadurch seine Macht. Zwei seiner Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er festnehmen und durch Gift tödten. Er führte viele glückliche Kriege und vergrößerte auf diese Weise sein Reich sehr bedeutend. Auch war er ein großer Freund der Europäer und liebte die Pracht und das Außerordentliche. A. starb 21. Febr. 1707; ihm folgte in der Regierung sein Sohn Schah-Alem, unter dem das Reich sehr bald in Verfall gerieth.

Aureole, s. Heiligenschein.

Aurich, Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums Ostfriesland und der gleichnamigen Landdrostei des Königreichs Hannover, liegt in der Mitte des Landes, 13 M. im NW. von Bremen und 3 M. im NO. von Emden, an dem bei letzterer Stadt in die Ems mündenden schiffbaren Kanale Trecktief. Die Stadt ist Sitz der Provinzialbehörden, der Landdrostei, eines prot. Consistoriums, des Obergerichts, der Steuerdirection und des Landrathscollegiums und zählt (1861) 4712 E. Unter den Gebäuden des freundlichen Orts sind hervorzuheben: das stattliche, in neuerer Zeit umgebaute Schloß, früher die Residenz der Grafen und Fürsten von Ostfriesland, jetzt Sitz verschiedener Behörden, die alte Lambertikirche mit der Gruft der ostfries. Fürsten, und das ansehnliche Landschaftliche Haus, in welchem sich die Provinzialstände versammeln. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu A. ein Gymnasium und ein Schullehrerseminar. Die Industrie der Stadt producirt Chocolade, Taback, Papier, Pfeifenköpfe und Kutschen. Der Handel beschränkt sich im wesentlichen auf die Producte der Umgegend, welche auf dem Trecktief nach Emden verschifft werden. Von Wichtigkeit jedoch sind die provinziellen Pferdemärkte. In der Nähe der Stadt bezeichnet ein einfaches Denkmal den Ort, wo der Upstalsboom gestanden haben soll, unter dem einst die Freien der Sieben Seelande tagten. — Die jetzige Landdrostei A. begreift, historisch genommen, das Fürstenthum Ostfriesland und das Harlingerland, und zählt auf 54,476 Q.-M. 192329 E. in fünf selbständigen Städten (A., Leer, Norden, Emden und Esens) und acht Aemtern.

Aurifaber (Joh.), eigentlich Goldschmidt, der Famulus Luther's, geb. um 1519 in der Grafschaft Mansfeld, war im Schmalkaldischen Kriege kursächs. Feldprediger, seit 1545 Luther's Famulus, und befand sich bei dessen Tode in Eisleben (1546). 1551 wurde er Hofprediger in Weimar, aber, in die damaligen Kämpfe der prot. Dogmatiker verwickelt, 1562 seiner Stelle entsetzt. Nachdem er vier Jahre von den Grafen von Mansfeld unterstützt worden, ging er 1566 als Prediger nach Erfurt, woselbst er, noch zum Senior des evang. Ministeriums ernannt, nach fortgesetzten heftigen Streitigkeiten 1579 starb. Seine vornehmliche Bedeutung liegt in der ersten Herausgabe einer Anzahl Luther'scher Schriften, so zweier Bände Briefe (1556 u. 1565), und insbesondere der «Tischreden» (1569 u. öfter). — A. (Joh.), nicht zu verwechseln mit dem vorigen, geb. 1517 zu Breslau, wurde 1558 auf Melanchthon's Empfehlung Pfarrer und Professor der Theologie zu Rostock, war seit 1561 für die Beilegung der Osiander'schen Streitigkeiten in Preußen als Präsident des samländ. Consistoriums thätig, verfaßte die mecklenb. Kirchenordnung von 1557, bethätigte sich als Mitarbeiter an der preußischen von 1558, und starb 1567 als Prediger, Schul- und Kircheninspector zu Breslau. — A. (Andreas), geb. 1512 zu Breslau, war anfänglich ebenfalls Theolog und bei den Streitigkeiten seines Schwiegervaters Osiander betheiligt, reiste aber 1544 nach Italien, um Medicin zu studiren, wurde 1546 Leibarzt des Herzogs Albert und Professor der Medicin zu Königsberg, und starb daselbst 12. Dec. 1559.

Aurikel (Primula Auricula L.), eine schon bei den Römern beliebte Gartenblume aus der Familie der Primulaceen, mit glatten, mehlstaubigen, hellgrünen Blättern, Schaften und

Kelchen, wächst ursprünglich auf Alpen und Voralpen des mittlern und südl. Europa an schattigen und feuchten Orten. Die wilden A. haben immer einfach gelbe, kurzgestielte Blumen, von denen sechs oder sieben in einfacher Dolde auf dem blattlosen Stengel sitzen, und die einen angenehmen und lieblichen Geruch verbreiten. Durch Cultur und Kunst hat die A. an Schönheit und Farbenpracht sehr gewonnen. Bereits sind über 1200 Abarten entstanden, welche man gewöhnlich in die drei Hauptvarietäten der Lüker (d. i. Lütticher) oder holländischen, der englischen oder gepuderten, und der Bastarde oder Mulatten zusammenzufassen, oder nach ihrer Farbe in einfarbige, zweifarbige (Doublettaurikel), mehrfarbige (Bizardaurikel) oder verschiedenfarbige (Picottaurikel) einzuordnen pflegt. Jedoch bestimmt für den Blumisten die Beschaffenheit der Farbe allein den Werth einer A. nicht, sondern vielmehr ihr Bau und ihre Haltung. Man verlangt von einer schönen A. Größe der Blumen, viele derselben an einem Stiele, Kürze und Stärke des letztern, damit die Blüte nicht herabhänge, endlich ein gutes und nicht offen stehendes, weißes oder gelbes Auge. Die A. blüht im April und Mai, oft auch im Herbste zum zweiten mal, kommt in jedem Lande, am besten aber in einer mit Flußsand vermischten Laub- oder Holzerde fort, und wird im freien Lande und in Töpfen gezogen. Die Fortpflanzung geschieht theils durch Absenker oder Zertheilung der Stöcke, theils durch Samen, aus dem die Pflanzen jedoch selten vor dem dritten oder vierten Jahre zu kräftiger Blüte gelangen. Die Zucht aus Samen, wie überhaupt die ganze zur Liebhaberei gewordene Aurikelzucht, erfordert viel Geduld und Sorgfalt. Mit der Gartenaurikel sind verschiedene andere Alpenpflanzen derselben Gattung verwandt, welche zu den Zierden der Alpenflora gehören. (S. Primula.)

Aurillac, Hauptstadt des franz. Depart. Cantal in der Ober-Auvergne, am Fuße des Cantal, im Thal der Jordane, hat unregelmäßige, aber breite Straßen und zählt 10936 E. Der Ort besitzt 10 Klöster, ein Communalcollége, eine Normalschule, ein Taubstummeninstitut, ein Museum, eine Bibliothek sowie eine Ackerbaugesellschaft und ein Theater. Auch ist eine Mineralquelle vorhanden. Die sehr gewerbthätige Bevölkerung betreibt vorzüglich Papier-, Tapeten-, Haarsieb-, Spitzen- und Raschfabrikation, und unterhält auch ansehnliche Gerbereien und Kupferhämmer. Nicht minder lebhaft ist der Handel mit Pferden, Mauleseln, Rindvieh, Wolle und Kupfergeschirr. A. machte einst der Stadt St.-Flour den Rang der Hauptstadt von Ober-Auvergne streitig, hatte den Titel einer Grafschaft und stand unter dem Abt der vom heil. Geraldus 894 gegründeten Benedictinerabtei Aureliacum.

Auripigment, Operment, Rauschgelb, ein Mineral, welches aus 61 Theilen Arsenik und 39 Theilen Schwefel besteht und selten in wohlausgebildeten Krystallen, gewöhnlich in krystallinisch-derben Massen mit traubiger oder geflossener Oberfläche vorkommt. Es ist durchscheinend, fett- bis demantglänzend und citronengelb, mit einem Stich ins Grüne. Sein specifisches Gewicht ist = 3,48 und seine Härte geringer als die des Gipses. Es kommt vorzüglich in Ungarn vor, in Tirol, zu Andreasberg im Harz, manchmal auch als vulkanisches Product. Es kann auch leicht künstlich, sowol auf nassem als trockenem Wege, dargestellt werden. (S. Arsenik.) Man gebraucht es als gelbe Malerfarbe (Königsgelb) und als ein Desoxydationsmittel des Indigs beim Blaufärben. In hohem Grade giftig ist es nur dann, wenn es eingemengte arsenige Säure enthält, was mit dem künstlich bereiteten oft der Fall ist.

Auröra, bei den Griechen Eos genannt, die Göttin des Frühroths, war die Tochter des Hyperion und der Theia, die Schwester des Helios und der Selene und die Gemahlin des Titanen Asträos, Königs von Arkadien, dem sie den Zephyros, Boreas und Notos, den Hesperos und die übrigen Gestirne gebar. Sie erhebt sich des Morgens von ihrem Lager, fährt mit den göttlichen Rossen Lampos und Phaëthon aus der Tiefe des Meeres herauf, und hebt mit ihren Rosenfingern den Schleier der Nacht. Nach Homer erscheint sie oft als Tagesgöttin und wird, besonders von den Tragikern, mit der Hemĕra (dem Tage) identificirt. Von den Sterblichen, welche sie liebte und deswegen entführte, erwähnen spätere Dichter den Orion, Kleitos, Tithonos, dem sie den Memnon und Emathion gebar, und den Gemahl der Prokris, Kephalos. Dargestellt wird sie, meistens geflügelt, in rothgelbem Gewande mit einem Stern auf dem Haupte und einer Fackel in der Rechten.

Aurungabad, genauer Aurangabad, d. h. die Stadt des Throns, ist der Name einer ehemaligen Provinz und einer Stadt in Vorderindien. Die Provinz A., früher Ahmednagar und Daulatabad genannt, bildete seit 1690 eine der sechs Subahs oder Vicekönigreiche des Großmoguls von Delhi, im nordwestl. Dekan. Sie enthielt das Küstengebiet Konkan (in dem Bombay liegt), einen Theil der westl. Ghat und das obere Gebiet des Godavery und Maha-

nadi südwärts bis zum Bhima, und bot den Maharatten (s. d.), die hier ihre Heimat haben, viele feste Punkte und Schlupfwinkel dar. Das Land kam jedoch 1818 theils mittelbar, theils unmittelbar unter die Herrschaft der Engländer, die ihren Theil zur Präsidentschaft Bombay schlugen. Die Benennung der Provinz hat sich noch erhalten, aber nur in geogr. und geschichtlicher Bedeutung; administrativ gehört sie, soweit sie britisch, zu den drei Districten Ahmednagar, Puna und Scholapur, die zusammen 960 Q.-M. mit 2,336700 E. haben. Das Küstenland Konkan rechnet man indeß jetzt nicht mehr zu A. Der kleinere östl. Theil gehört dem Nizam. — Die Stadt A., in dem innerhalb der Präsidentschaft Madras gelegenen Vasallenstaat des Nizam, hieß früher Gurkha und hat erst zu den Zeiten des Aureng-Zeyb, der sie als Statthalter von Dekan erweiterte und statt Ahmednagar zu seiner Residenz erhob, diesen Namen erhalten und blieb auch später Residenz der Nizams, bis diese sich vor den Maharatten nach Haiderabad zurückzogen. Sie liegt an dem Knotenpunkte vieler Heerstraßen und an dem zum Godavery südlich abfließenden Bergstrom Dudna, der sie von der Vorstadt Begumpura trennt, in einem wasserreichen, zum Theil sumpfigen, ungesunden Bassin, umgeben von ziemlich nackten Felshöhen. A. ist die wasserreichste Stadt Indiens; jedes Haus hat ein Wasserbassin, eine eigene Quelle und einen Springbrunnen im Hofraume. Es steht ganz auf Aquäducten, die freilich zum großen Theile ebenso verfallen sind wie die zahllosen Moscheen und Paläste. Die Stadt zählt kaum noch 60000 E., hat einen bedeutenden Bazar und nimmt die günstige Lage zwischen Bengalen, Delhi, Bombay und Haiderabad ein. Prachtvoll ist das Grabgebäude für Aureng-Zeyb's Gemahlin Robia Durani, nach dem Muster des Tadsch-Mahal bei Agra erbaut. 3 M. nordwestlich von A., jenseit der merkwürdigen Festung Daulatabad, des prächtigen Grabmals Aureng-Zeyb's und des wundervollen Grottenbaues von Ellora (s. d.), liegt auf einer romantischen Tafelhöhe das Dorf Rosah, das Montpellier Indiens, ausgezeichnet durch seine gesunde Luft, und daher aus weiten Fernen besucht.

Ausarten und Entarten. Das Ausarten ist eine bestimmte Umbildungsform der Gewächse, die in zweifacher Gestalt auftritt, einmal als wirkliche Abartung oder Degeneration, dann als Zurückartung einer Abart zu der ursprünglichen Art. Die wirkliche Abartung findet statt, wenn der Samenstaub der einen Art auf die Narbe einer andern, derselben Gattung angehörenden Pflanze gebracht wird, was besonders bei den Leguminosen und Cruciaten der Fall ist. Die Zurückartung tritt in der Regel ein, wenn die Blumen der Abarten mit Samenstaub der väterlichen oder mütterlichen Pflanze befruchtet werden, wodurch zuerst Uebergangsformen entstehen, die endlich zur ursprünglichen Art zurückkehren. Hierbei tritt die noch unerklärte Erscheinung ein, daß zuweilen unter ganz reinem Samen einer Abart einige Körner die ursprüngliche Art wieder hervorbringen, während die übrigen die gewünschte Abart geben, was besonders am Samen gefüllter Blumen beobachtet wird. Das sicherste Mittel zur Verhütung der Ausartung in ihren beiden Formen besteht darin, daß die Pflanze, deren Art rein erhalten werden soll, möglichst vor der Nachbarschaft ähnlicher und verwandter Arten bewahrt bleibe, damit kein Austausch des Samenstaubes stattfinden kann, und daß man sämmtliche Verhältnisse, unter denen die Art vorher gedieh, genau berücksichtigt, weil das Ausarten zuweilen auch stattfindet, wenn die Abart entweder durch besondere, dem Boden mitgetheilte Stoffe oder unter Mitwirkung einer besonders kräftigen Ernährung erzeugt wurde. Die Entartung wird im gewöhnlichen Leben für eine bestimmte Bildungs- oder vielmehr Umbildungsform der Pflanzen erklärt, und diese Ansicht nicht blos auf die Erfahrung, sondern auch auf die angeblich im Thierreiche wahrzunehmende Analogie gestützt. Aber die Erscheinungen, welche zum Beweis einer solchen Entartung dienen sollen, sind zum Theil so ganz von rein auf das animalische Leben bezüglichen Verhältnissen abhängig, daß die Vergleichung derselben mit Zuständen des pflanzlichen Lebens nicht anzuwenden ist. Man leitet die Entartung davon her, daß der Same, der auf einem Stück Landes gewachsen, zur neuen Aussaat auf dasselbe Land gedient habe. So wäre also allein der Incest, zu dem der Same gezwungen wird, wenn derselbe dem nämlichen Boden, auf dem er gewachsen, wieder anvertraut wird, die Ursache der Entartung. Es wäre demnac eine Möglichkeit der Entartung, d. i. Verschlechterung, darin gegeben, daß die Aussaat m schlecht eingeerntetem, infolge der Witterungsverhältnisse u. s. w. oder durch schlechte Aufbewahrung verdorbenem Samen gemacht worden ist. Die Entartung wird aber auch herbeigeführt, wenn eine einzige der Bedingungen, die die Pflanze zu ihrem Wachsthum nothwendig braucht, mangelt. Der Boden ist allerdings die Ursache der Schwächung der Vegetation, die dann auch keinen so vollkommenen Samen hervorbringen kann als im normalen Zustande. Trotzdem kann von einer wirklichen, im Pflanzenleben begründeten Entartung, d. i. Ver-

schlechterung der Art, nicht wol die Rede sein, vielmehr hat die Botanik kein Wort für diesen Begriff. — Bei Thieren versteht man unter Ausarten besonders das Zurückfallen der Culturrassen in die ursprüngliche Stammform, aus welcher sie hervorgebildet wurden. Wenn z. B. edle Rosse sich selbst in ihrer Nachzucht überlassen, nicht gehörig gepflegt und der freien Wildniß zurückgegeben werden, so fallen sie allmählich in ihren Nachkommen in die Form des Mustangs oder wilden Pferdes zurück. In gleicher Weise können auch Menschenrassen durch Mangel an Nahrung und üble Einflüsse jeder Art ausarten und durch dünne und verbildete Gliedmaßen, thierischen Ausdruck des Gesichts u. s. w. ursprünglich niederer gestellten Menschenrassen ähnlich werden. Doch geht hier sowol wie bei den Thieren die Ausartung nie so weit, daß sie die ursprünglichen Charaktere der Art verwischte.

Ausbruch heißen in Ungarn, vornehmlich zu Tokay, Eperies, St.-Georgen, Siklosch und Mengosch diejenigen Weine, welche aus den schönsten und reifsten Beeren, die man kurz vor der allgemeinen Lese besonders ausgebrochen hat, gekeltert werden. Ueber dem A. steht die Essenz, welche aus den abgewelkten, rosinenartigen Weinbeeren ohne Kelter sich auspreßt. Werden die Trauben, welche Essenz gegeben haben, mit Most von andern frischen, guten Trauben begossen und gelind gekeltert, so heißt auch diese Sorte oft A. Es geht sehr viel Betrug sowol mit dem A. als auch mit der Essenz, vor, und selten bekommt man diese Weinsorten rein und echt. Auch am Rhein hat man das Ausbrechen der reifsten und schönsten Weinbeeren angefangen, um besonders edle Weine zu erzielen; doch dient hier die Bezeichnung «Ausbruch» mehr für einen besonders edeln Wein bester Lage als für einen aus gewählten Beeren.

Auschwitz, poln. Oswieczym, Stadt mit 3053 E. in dem neuerdings errichteten Krakauer Kreise des österr. Königreichs Galizien, 6½ M. im W. von Krakau, ¾ M. von der Grenze von Preußisch-Schlesien, an der Eisenbahn, auf dem rechten Ufer der mehr nördlich in die Weichsel fließenden Sola gelegen. Nur 2 M. im O., am linken Ufer der hier ebenfalls in die Weichsel fallenden Skawa liegt die Stadt Zator mit 2000 E. und einem alterthümlichen Schlosse auf steiler Anhöhe. Den ganzen westl. Grenzstrich Galiziens, ostwärts etwas über die Skawa hinaus, bilden die ehemaligen, nach ihren Hauptstädten benannten poln. Herzogthümer Auschwitz und Zator, mit einem Areal von 44¾ Q.-M. und 196339 E., die administrativ zu Galizien, staatsrechtlich aber zu Schlesien und somit zum deutschen Bundesgebiet gehören. Die Stadt A. gehörte nämlich vor alters zum krakauer Gebiete, bis 1179 der poln. Herzog Kasimir dieselbe seinem Neffen Miecislaw, Herzog von Oberschlesien (Oppeln, Ratibor, Teschen und Troppau), gab. Ein Nachkomme desselben, Johann, nannte sich nach seinem Erbtheile Herzog von Oswiecim, bekannte sich aber 1327, wie die meisten piastisch-schles. Fürsten, für einen Vasallen des Königs Johann von Böhmen und Polen. Nach seinem ohne Erben erfolgten Tode kam A. wieder an die Herzoge von Teschen und Großglogau, und hatte aus diesem Hause eigene Herzoge, bis Janussius 1457 das Herzogthum A. und 1494 das Herzogthum Zator an Polen verkaufte. König Sigismund August verband 1564 beide Herzogthümer zu Einem Körper und zugleich näher mit Polen. Bei der ersten Theilung Polens kamen sie durch den Vertrag vom 18. Sept. 1773 mit dem übrigen Galizien an Oesterreich und wurden von diesem, weil sie lange Zeit Bestandtheile von Schlesien gewesen, 1818 für Theile des deutschen Bundesgebiets erklärt. Vgl. Biermann, «Zur Geschichte der Herzogthümer Zator und A.» (Wien 1863).

Auscultation (lat.), d. h. kunstgemäßes Horchen, nennt man diejenige ärztliche Untersuchungsmethode, bei welcher der Arzt die im Körper des Kranken entstehenden Töne und Geräusche wahrnimmt und unterscheidet, um daraus auf den normalen oder krankhaften Zustand der innern Theile zu schließen. Die A. bildet mit der Percussion (s. d.) zusammen sowol einen Hauptfortschritt wie Hauptunterschied der neuern Medicin von der alten, obgleich diese auch schon einzelne wichtige Zeichen (z. B. Röcheln in den Luftwegen, pfeifendes Athmen und bellenden Husten beim Croup) von weitem durch Gehör unterschied. Laennec erfand zuerst die Kunst, durch Anlegen des Ohrs an den Körper oder durch ein zwischen beide angebrachtes Hörrohr (Stethoskop) Geräusche und Töne im Innern des Körpers zu unterscheiden. Ersteres nennt man die unmittelbare A., letzteres die mittelbare oder die Stethoskopie. Man unterscheidet auf diese Weise 1) Töne und Geräusche im Herzen und den Gefäßen, 2) Töne und Geräusche in den Athmungswerkzeugen, 3) das Stoßen oder Reiben fester Körper aneinander, z. B. das Knistern gebrochener Knochenenden, das Klappen der an einen Blasenstein anschlagenden Steinsonde, das Reiben rauher Stellen im Herzbeutel oder Lungenfell u. s. w. Die vernom-

menen Töne und Geräusche sind entweder normale (dem gesunden Körper eigene) oder krankhafte. In vielen Fällen sind letztere so bezeichnend, daß sie allerdings eine Diagnose vorhandener Krankheiten begründen können. In andern Fällen, und zwar in den meisten, ist aber eine genaue Beachtung und Benutzung beider Klassen (der normalen wie der krankhaften) sowie außerdem aller andern Zeichen und eine Zurückführung derselben auf die Sätze der pathol. Anatomie nöthig, welche letztere Wissenschaft überhaupt die unentbehrliche Voraussetzung für eine nutzbare Anwendung der A. bleibt. Auch gehört zu dieser Kunst ein feines Ohr, eine tüchtige Einschulung und stete Uebung. Die A. wurde zuerst in Frankreich allgemein; neuerdings ist sie aber durch die wiener und prager Schule, besonders durch Skoda und dessen Schüler, sehr vervollkommnet und den deutschen Aerzten zugänglich geworden. Die beiden classischen Werke darüber sind: Laennec, «Von den Krankheiten der Lunge und des Herzens und der mittelbaren A.» (deutsch, Lpz. 1832), und Skoda, «Ueber Percussion und A.» (6. Aufl., Wien 1864).

Auscultator (lat.) oder auch Auditor (s. d.), Zuhörer, heißt dasjenige Mitglied eines Beamtencollegiums, welches den Verhandlungen des Collegiums zu seiner Ausbildung zwar beiwohnen, aber darin nicht mitstimmen kann. In Preußen führen den Namen diejenigen, welche nach abgelegtem ersten Examen die richterliche Laufbahn bei irgendeinem Richtercollegium antreten.

Ausdehnung ist derjenige Begriff von einem Körper, welcher übrigbleibt, wenn man die Materie desselben mit allen ihren phys. und chem. Eigenschaften als beseitigt annimmt, also die Eigenschaft, einen gewissen Antheil des unendlichen Raums zu erfüllen. Das Maß dieses Antheils bildet die Größe des Körpers; das Verhältniß zwischen der Ausdehnung in den verschiedenen Richtungen oder Dimensionen ergibt seine Gestalt. Da man drei Haupt- oder Grunddimensionen zu unterscheiden pflegt, die zueinander rechtwinkelig sind, nämlich Länge, Breite und Dicke oder Höhe, so schreibt man der mathem. Linie nur eine A., der Fläche zwei und dem Körper drei A. oder Dimensionen zu. — In der Physik wird die A. unter den sog. allgemeinen Eigenschaften der Körper aufgezählt, weil ein Körper für uns eben nur dadurch wahrnehmbar ist, daß er einen Raum einnimmt, und folglich ein Körper ohne A. nicht gedacht werden kann. Die räumliche Größe der Körper unterliegt Veränderungen durch äußere Kräfte; eine Vermehrung derselben wird ebenfalls A., eine Verminderung dagegen Zusammendrückung genannt; die Eigenschaft, solche Veränderungen ohne Störung des Zusammenhangs der Theile zuzulassen, wird in dem erstern Falle Ausdehnbarkeit oder Expansibilität, im letztern Falle Zusammendrückbarkeit oder Compressibilität genannt. Es kann Ausdehnung oder Zusammendrückung entweder so stattfinden, daß alle Dimensionen daran betheiligt sind, oder so, daß sie nur in einer oder zwei Dimensionen eintritt, während mit den andern beiden Dimensionen oder mit der dritten Dimension die entgegengesetzte Veränderung vorgeht; eine Schnur z. B. wird bei starkem Anspannen länger, aber zugleich dünner, ein zwischen Walzen gepreßtes Metallstück zwar dünner, aber dagegen länger und breiter. Doch pflegt man meist nur die Vergrößerung des räumlichen Inhalts (Volumens) als A. ins Auge zu fassen, und diese kann bei sehr bedeutenden Veränderungen der Dimensionen doch gleich Null sein, indem sich nur die Gestalt des Körpers ändert. Die Vergrößerung einer einzelnen Dimension für sich allein betrachtet, bezeichnet man als lineare Ausdehnung. Durch mechan. Ziehen oder Spannen lassen die meisten festen Körper sich nur unbedeutend ausdehnen, sie zerreißen vielmehr. Manche tropfbar-flüssigen Stoffe dehnen sich aus, wenn sie fest werden, z. B. das Wasser beim Gefrieren, einige Metalle beim Erstarren nach dem Schmelzen. Die luftförmigen Substanzen (Gase und Dämpfe) haben das natürliche und, wie es scheint, unbegrenzte Bestreben, sich von selbst zu einem größern Volumen auszudehnen, und folgen demselben sogleich, wenn ihnen nur ein leerer Raum dazu geboten und jeder äußere Gegendruck entfernt wird; sie werden deshalb auch ausdehnsame Flüssigkeiten genannt. — Die Wärme ist ein allgemein ausdehnend wirkendes Agens, d. h. alle Körper ohne Ausnahme (oder mit höchst seltenen Ausnahmen) werden durch Wärme ausgedehnt und ziehen sich beim Wiedererkalten auch wieder zusammen, wiewol letzteres bei festen Körpern nicht immer so vollständig erfolgt, daß die Verkleinerung bis zur Herstellung des ursprünglichen Volumens zurückgeht. Auch dehnen feste Körper nicht selten in den verschiedenen Dimensionen sich ungleich stark aus. Die Ausdehnung der Körper durch die Wärme kommt bei sehr vielen Gelegenheiten in Betracht und ist für zahlreiche Fälle der Praxis so wichtig, daß man zuweilen wol ausschließlich sie im Sinne hat, wenn man kurzweg von A. spricht. Sie ist bei festen Körpern jederzeit sehr gering (beispielsweise von 0° bis 80° R. bei Schmiedeeisen ungefähr $1/_{230}$, bei Glas $1/_{400}$ des Volumens), größer bei tropfbaren Flüssigkeiten (Wasser etwa $1/_{24}$, Quecksilber $1/_{56}$ für die gedachte Temperatur-

differenz), am größten bei Gasarten (nahe an $^3/_8$ des Volumens von 0° bis 80°). Die allerbedeutendste Ausdehnung findet statt, wenn ein fester oder flüssiger Körper durch Erhitzen in Dampf verwandelt wird; so nimmt der aus 1 Kubikf. Wasser von $3^1/_2$° R. durch das Kochen bei 80° R. entstehende Dampf den Raum von 1691 Kubikf. ein.

Ausdruck im allgemeinern Sinne bedeutet jedes sichtbare, hörbare oder fühlbare Zeichen einer Vorstellung oder Empfindung. So ist das Wort, als ein sichtbares und hörbares Zeichen, A. einer Vorstellung; so sind selbst bloße Laute doch Ausdrücke von Empfindungen; so wird ein Händedruck zum A. der Freundschaft. In engerer Bedeutung nennt man A. ein natürliches und wesentliches Zeichen für Vorstellungen und Empfindungen, durch welches sich das Innere im Aeußern veranschaulicht, das Geistige im Körperlichen kräftig und lebendig hervortritt. So sagt man von einem menschlichen Antlitz, daß es A. habe oder ausdrucksvoll sei, wenn sich in ihm nicht blos die allgemeine Form des menschlichen Gesichts überhaupt ausgeprägt findet, sondern die ganze geistige Individualität, die ganze inwohnende Seele in den Zügen des Gesichts ankündigt. Ebenso hat ein Kunstwerk A., wenn es den Gegenstand, den der Künstler darstellen wollte, in kräftiger Lebendigkeit gleichsam beseelt zur Anschauung bringt. Das Wesen und der Zweck des A. ist natürlich bei allen schönen Künsten ein und derselbe und nur nach den verschiedenen Darstellungsmitteln verschieden. Während der Musiker durch Töne, der Tänzer durch Bewegung und Stellung, der Schauspieler durch Mimik und Declamation, der Maler durch Gestalt und Form die in künstlerischer Imagination aufgefaßten Vorstellungen und Empfindungen zum A. zu bringen sucht, so dient bei den poetischen und prosaischen Kunstschöpfungen die Sprache, die richtige Wahl der Worte und Bilder, zur ausdrucksvollen und beseelten Mittheilung der Vorstellungen und Empfindungen. In etwas weiterm Sinne faßt man A. in der Rhetorik und Stilistik als die wörtliche Darstellung überhaupt, weshalb sogar ein jedes Wort und eine jede Redensart ein A. genannt wird. Dieser A., welcher stets dem Darzustellenden entsprechen und angemessen sein muß, kann dann ein eigentlicher oder uneigentlicher (bildlicher, tropischer, figürlicher) sein. — In der Mathematik versteht man unter arithmetischem und analytischem A. die Bezeichnung eines Anzahlbegriffs durch Verbindung von Zahlzeichen. So ist $\frac{12-9}{3} + 18$ ein A. für 19.

Ausdünstung nennt man in der Physiologie und Medicin die unsichtbare Ausscheidung von Wasser und andern flüchtigen oder gasförmigen Stoffen durch Haut und Lungen. Haut und Lungen gleichen sich darin, daß beide bedeutende Mengen Wasser in Form von Dampf und außerdem Kohlensäure an die Luft abgeben. Die Menge dieses unsichtbar ausgeschiedenen Wassers beläuft sich in 24 St. auf reichlich 2 Pfd., wovon man etwa zwei Drittel auf die Haut und ein Drittel auf die Lungen rechnen kann. Dagegen überwiegt die Abscheidung von Kohlensäure in der Lunge beträchtlich über die auf der Haut und ist etwa 25- bis 50mal reichlicher als letztere. Außer dieser unsichtbaren Ausscheidung erfolgt auf der Haut bekanntlich auch eine sichtbare, d. i. der Schweiß (s. d.) und der Hauttalg. Beide enthalten flüchtige Stoffe (Fettsäuren) oder liefern flüchtige, ammoniakalische Zersetzungsproducte, die sich der unsichtbaren Hautausdünstung beimischen und derselben einen eigenthümlichen Geruch geben können. Dasselbe gilt von flüchtigen Stoffen, welche vom Magen aus ins Blut gelangt sind und sich der A. beimischen können, wie z. B. der Alkohol, der zum Theil in den Lungen wieder ausgeschieden wird und der A. derselben, d. h. dem Athem, seinen Geruch mittheilt. Ist die Ausscheidung in den Schweißdrüsen so gering, daß von den Schweißporen immer ebenso viel abdunstet, als in den Schweißdrüsen abgeschieden wird, so kann es nicht zur Bildung sichtbaren Schweißes kommen; das Wasser und die sonstigen flüchtigen Bestandtheile des Schweißes sind dann vollständig in der unsichtbaren A. enthalten, während die festen Schweißbestandtheile (Salze u. s. w.) auf der Haut zurückbleiben. Unter gewöhnlichen Umständen aber ist die Schweißabsonderung so gering, daß die A. in überwiegendem Maße von der ganzen Oberfläche der Haut erfolgt und das von den Schweißporen Abdunstende kaum in Betracht kommt. Die Oberhaut läßt den Wasserdunst sehr leicht durch, gibt daher denselben fortwährend an die Luft ab, während aus den tiefern, feuchtern Schichten neues Wasser nachdringt. Alles, was die Verdunstung im allgemeinen begünstigt, wird daher auch die Hautausdünstung befördern, also geringer Wassergehalt der Luft, hohe Temperatur und Bewegung der Luft an der Oberfläche des Körpers. Andererseits wirken auch innere Zustände des Organismus begünstigend, nämlich Blutüberfüllung der Haut, rascherer Blutumlauf (infolge von Körperanstrengungen, Erhitzung u. s. w.) sowie reichlicher Genuß von Getränken, welche das Blut wässeriger machen.

Auserwählte (electi) heißen in der Sprache der Kirchenlehre die zum Heile von Gott Auserkorenen, im Gegensatze zu den «Verworfenen» (reprobati), d. h. vom (messianischen oder christlichen) Heile Ausgeschlossenen, sei es nun, daß diese Entscheidung durch Gottes absoluten Rathschluß oder durch Vorhersehen der Handlungsweise des betreffenden Menschen herbeigeführt wird. Das Verhältniß der menschlichen Freiheit zur göttlichen Allmacht und Allwissenheit ist von jeher sehr streitig gewesen, und hängt in seiner Bestimmung von dem Begriffe der menschlichen Freiheit und dem Begriffe Gottes ab. Im Alten Testament nennen sich die Juden als Bevorzugte Gottes A. Ueberhaupt hält sich jede Kirche, insofern sie sich als alleinseligmachende betrachtet, und somit vornehmlich die katholische, auch für eine «auserwählte», wiewol diese Gegensätze allenthalben durch die moderne Bildung abgeschwächt sind. — A. oder Vollkommene (perfecti) nennen sich in mehrern religiösen Gesellschaften die in die Geheimlehren Eingeweihten und in die strengste Ascese Eingetretenen, z. B. bei den Manichäern (s. d.).

Ausfall heißt im allgemeinen jede offensive Bewegung eines sich Vertheidigenden. Im besondern wird A. von der Besatzung einer belagerten Festung gebraucht, wenn ein Theil derselben ausrückt (einen A. macht), um die feindlichen Arbeiten zu zerstören, die Laufgräben zuzuwerfen, die Kanonen in den Belagerungsbatterien zu vernageln u. s. w. Das Ausfallcorps besteht in der Regel aus leichten Truppen von allen Waffen, die plötzlich die Tranchéewachen angreifen und zurückzuwerfen suchen, worauf im Fall des Gelingens die feindlichen Belagerungsarbeiten durch eine abgesonderte Arbeitercolonne unter dem Schutz der Ausfalltruppen zerstört werden. Ausfälle, wenn sie häufig und mit Glück unternommen werden, können den Gang einer Belagerung sehr aufhalten (z. B. Sewastopol 1855), und der berühmte Carnot nennt sie einen Hauptnerv der Vertheidigung, besonders in den letzten Stadien der Belagerung. Bei den fortificatorischen Anlagen ist deshalb auf eine Unterstützung dieses offensiven Elements Bedacht genommen worden; die Waffenplätze, die breiten Ausfalltreppen aus dem Gedeckten Wege nach dem Glacis, sowie das glacis en contrepente verdanken dieser Berücksichtigung ihre Anlage. — Ausfallthor nennt man in ältern Festungen und Citadellen das ins Freie führende, gedeckt liegende Thor, aus dem die Ausfälle zu geschehen pflegten. Gegenwärtig bedient man sich dazu der unter den Wällen angebrachten Durchgänge, welche Poternen heißen. — Ausfallbatterien heißen die aus leichtem Geschütz bestehenden bespannten Batterien in einer Festung, welche die Bestimmung haben, die Ausfallstruppen zu begleiten und zu unterstützen. — In der Fechtkunst heißt A. das rasche, mit einem Angriffe verbundene Vorsetzen des vordersten Fußes, hauptsächlich beim Stoß, um dadurch dem Gegner näher zu kommen und das Gewicht des Körpers mit der Kraft des Stoßes zu verbinden. Beim Hiebe kommt der A. weniger vor.

Ausfuhr oder Export. Kein Volk, mag es sich in noch so günstigen Productionsverhältnissen befinden, vermag alle Gegenstände, welche es zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und zur Erhöhung seines Genusses zu besitzen wünscht, gut und billig zu produciren. Jedes Volk sieht sich daher, gleich dem Individuum, genöthigt, vorzugsweise nur das zu erzeugen, was es unter vortheilhaften Bedingungen herzustellen im Stande ist. Beschränkt sich aber ein Volk wesentlich darauf, und entnimmt es alles übrige vom Auslande, so kann es das Ausland mit dem Ueberschuß seiner eigenen Producte versorgen. Den Gesammtbetrag aller Güter, welche ein Land allen übrigen liefert, nennt man seine A. Ohne Zweifel ist eine große A. für den Wohlstand eines Landes von Wichtigkeit. Dieselbe dehnt die natürlichen Productionszweige aus, ermöglicht die vortheilhafte Verwendung der vorhandenen Grundstücke, Kapitalien und Arbeitskräfte, gewährt den Producenten reichliche Gewinste und trägt zur Vermehrung des vorhandenen Kapitals bei. Dennoch irrten die Vertreter des Mercantilsystems (s. d.), wenn sie durch künstliche und den Gesetzen des Verkehrs widersprechende Mittel die Ein- und A. in ihrem Sinne zu fördern und zu regeln suchten. Ihrer Ansicht zufolge handelte es sich darum, das Metallgeld so viel als möglich zu vermehren, so viel als möglich im Lande erzeugte Waaren aus-, dagegen recht wenige einzuführen, eine günstige Handelsbilanz zu erzielen. In Hinsicht auf die A. strebte man infolge dessen dahin, entweder durch Ausfuhrverbote oder durch hohe, hindernde Ausfuhrzölle die A. der Rohproducte des Landes und selbst noch der Halbfabrikate möglichst zu hindern. Benachtheiligte man damit auch die Producenten der Rohstoffe, so hoffte man doch das Ausland zur Abnahme der aus denselben verfertigten Waaren zu zwingen und wollte den inländischen Fabrikanten den billigen Einkauf der Rohstoffe und Lebensmittel sichern. Die A. von Gold und Silber ward in der Regel ganz untersagt. Dagegen begünstigte man die A. aller Fabrikate, indem man oft sehr ungünstige Handelsverträge lediglich behufs Beförderung der A. schloß, Gesellschaften, welche sich auf den Ausfuhrhandel legten, mit Privilegien ausstattete, und

mit großen Opfern in andern Erdtheilen Colonien, welche die Producte des Mutterlandes abnehmen konnten, gründete. Außerdem gewährte man denjenigen, welche Fabrikate ausführten, **Ausfuhrprämien, Ausfuhrbonificationen** (franz. primes de sortie, engl. bounties), um ihnen die Concurrenz auf den auswärtigen Märkten zu erleichtern, oder erstattete ihnen wenigstens in Rückzöllen (s. d.) ganz oder theilweise die bei der Einführung der Rohstoffe gezahlten Steuern. Abgesehen davon, daß die Ausfuhrprämien zu vielen Täuschungen und Betrügereien Anlaß gaben, belasteten sie auch die Steuerpflichtigen zum Vortheile weniger und zogen die Production von günstigern Betriebszweigen ab. Allerdings hat der Staat alle Veranlassung, die A. zu fördern, aber er kann dies nur thun, indem er die gewerblichen Beschränkungen beseitigt, die Verkehrs- und Beförderungsmittel zu verbessern strebt, die Einfuhrzölle abschafft, durch Handelsverträge fremde Märkte öffnet, überhaupt alle Hindernisse zu entfernen sucht, welche die freie Thätigkeit des Producenten und des Kaufmanns hemmen. Dagegen muß jeder Versuch einer künstlichen Organisation und Regulirung der A., und damit der Production, weil beide in falsche Bahnen weisen, schließlich nachtheilig wirken.

Ausgabe nennt man in literarischer und buchhändlerischer Beziehung seit Erfindung der Buchdruckerkunst eine behufs der Vervielfältigung gedruckte Handschrift. Wird ein Werk öfter in demselben Formate und ohne Textesveränderungen abgedruckt, so unterscheidet man erste, zweite Ausgabe u. s. w. Allein, da in neuerer Zeit oft auch unveränderte Abdrücke einer frühern A. «Auflage» genannt wurden, so ist der Sprachgebrauch, welcher diese von jener zu unterscheiden suchte, schwankend geworden. (S. Auflage.) Die Verschiedenheit der Ausgaben ist besonders bei alten Classikern und bei denjenigen Werken, wo auf die Lesarten und den Buchstaben etwas ankommt, von hoher Wichtigkeit. Vorzüglich geschätzt sind die Ausgaben aus der frühesten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die Incunabeln (s. d.), und die ersten Drucke eines Classikers (editiones principes) wegen der Seltenheit, die Ausgaben mancher Druckereien, wie die der Aldus, Giunti und Stephanus wegen der Correctheit, die der Elzevire wegen der Reinheit und des saubern Drucks, endlich die Ausgaben von Baskerville, Didot, Bodoni u. s. w. wegen der Pracht der äußern Ausstattung.

Ausgeding, s. Auszug.

Ausgezeichnetes oder **qualificirtes Verbrechen**, s. Verbrechen.

Ausgießung des Heiligen Geistes wird namentlich in Beziehung auf Apostelg. 2, 1 fg. die Mittheilung des Heiligen Geistes an die Jünger Christi am ersten Pfingstfeste genannt. (S. Heiliger Geist.)

Ausglühen heißt einen Körper der Glühhitze aussetzen, um gewisse Bestandtheile desselben zu zerstören oder zu verflüchtigen, oder um seine Eigenschaften zu verändern. In letzterer Beziehung ist z. B. wichtig, daß Metalle, welche durch Hämmern, Walzen u. s. w. hart, steif und spröde geworden sind, durch das A. wieder Weichheit und Geschmeidigkeit erlangen und erneuerte Bearbeitung dann wieder zulassen.

Ausgrabungen von Werken der Kunst und überhaupt von Resten der Cultur vergangener Zeiten wurden seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, besonders aber seit dem Beginn der classischen Studien vereinzelt theils von Reisenden versucht, theils von kunstliebenden Fürsten veranstaltet. Ganz natürlich war es, daß dieselben auf dem classischen Boden Italiens ihren Anfang nehmen. Die erste bedeutendere Ausgrabung röm. Alterthümer erfolgte 1515 auf Papst Leo's X. Befehl unter der Leitung von Rafael Santi zu Rom. Doch wurden dieselben weder hier noch überhaupt in den nächstfolgenden Jahrhunderten nachhaltig und planmäßig genug betrieben, sodaß selbst Entdeckungen, wie die von Herculanum 1689, trotz der aufgefundenen herrlichen Reste, wieder vergessen werden konnten. Fast alle bis zur Mitte des 18. Jahrh. gemachten Entdeckungen von Alterthümern sind meist zufällige Funde, deren Bedeutung nur von wenigen gewürdigt ward. Erst als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Winckelmann, dessen Zeitgenossen und Schüler die Wissenschaft der Archäologie und Kunstgeschichte geschaffen, und durch die deutschen Philologen eine vielseitigere und tiefere Alterthumsforschung ermöglicht worden, stellte sich das Bedürfniß zur Aufsuchung und systematischen Ausgrabung alter Denkmäler als nothwendig heraus. Namentlich waren es die Franzosen, welche während der wenigen Jahre ihrer Herrschaft in Aegypten, Italien und anderwärts dieselben im großartigern Maßstabe unternahmen. Seitdem auch Griechenland und die ehemals griech. Länder Europas und Asiens, dann der gesammte Orient den Europäern zugänglich geworden, und die Europäer auch das Alterthum der Aegypter, Indier, Vorderasiaten, Perser sowie der german. und slaw. Völker in den Bereich ihrer Studien gezogen und zum Inhalte besonderer

Aureng-Zeyb (richtiger Awreng-Sib, d. i. Zierde des Throns), Großmogul 1659—1707, geb. 20. Oct. 1619, war ein Sohn des Großmoguls Schah-Dschihân und neun Jahre alt, als sein schwacher und unglücklicher Vater zur Regierung gelangte. Früher schon von Herrschsucht entbrannt, suchte er seine weitaussehenden Plane durch ernstes Aeußere, durch häufiges Beten und durch Einsamkeit zu verbergen. Er ließ sich unter die Fakire aufnehmen, trug ihre Kleidung und sprach davon, nach Medina zum Grabe des Propheten zu gehen. Im 20. J. jedoch legte er den Koran, den er bisher stets unter dem Arm getragen, beiseite, zog mit in den Krieg und erhielt die Statthalterschaft von Dekan. Nachdem er seine Brüder durch deren eigene Uneinigkeit besiegt und den Vater gefangen genommen hatte, bestieg er 1659 den Thron von Hindostan und nahm den Namen Alem-Ghir, d. i. Ueberwinder der Welten, an. Wie grausam die Mittel auch gewesen waren, deren er sich zur Erreichung seines Zwecks bedient hatte, so regierte er doch mit vieler Weisheit, beförderte den Wohlstand seines Volks, sah streng auf die Handhabung des Rechts wie auf Sittlichkeit, und befestigte dadurch seine Macht. Zwei seiner Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er festnehmen und durch Gift tödten. Er führte viele glückliche Kriege und vergrößerte auf diese Weise sein Reich sehr bedeutend. Auch war er ein großer Freund der Europäer und liebte die Pracht und das Außerordentliche. A. starb 21. Febr. 1707; ihm folgte in der Regierung sein Sohn Schah-Alem, unter dem das Reich sehr bald in Verfall gerieth.

Aureole, s. Heiligenschein.

Aurich, Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums Ostfriesland und der gleichnamigen Landdrostei des Königreichs Hannover, liegt in der Mitte des Landes, 13 M. im NW. von Bremen und 3 M. im NO. von Emden, an dem bei letzterer Stadt in die Ems mündenden schiffbaren Kanale Trecktief. Die Stadt ist Sitz der Provinzialbehörden, der Landdrostei, eines prot. Consistoriums, des Obergerichts, der Steuerdirection und des Landrathscollegiums und zählt (1861) 4712 E. Unter den Gebäuden des freundlichen Orts sind hervorzuheben: das stattliche, in neuerer Zeit umgebaute Schloß, früher die Residenz der Grafen und Fürsten von Ostfriesland, jetzt Sitz verschiedener Behörden, die alte Lambertikirche mit der Gruft der ostfries. Fürsten, und das ansehnliche Landschaftliche Haus, in welchem sich die Provinzialstände versammeln. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu A. ein Gymnasium und ein Schullehrerseminar. Die Industrie der Stadt producirt Chocolade, Tabad, Papier, Pfeifenköpfe und Kutschen. Der Handel beschränkt sich im wesentlichen auf die Producte der Umgegend, welche auf dem Trecktief nach Emden verschifft werden. Von Wichtigkeit jedoch sind die provinziellen Pferdemärkte. In der Nähe der Stadt bezeichnet ein einfaches Denkmal den Ort, wo der Upstalsboom gestanden haben soll, unter dem einst die Freien der Sieben Seelande tagten. — Die jetzige Landdrostei A. begreift, historisch genommen, das Fürstenthum Ostfriesland und das Harlingerland, und zählt auf 54,476 Q.-M. 192329 E. in fünf selbständigen Städten (A., Leer, Norden, Emden und Esens) und acht Aemtern.

Aurifaber (Joh.), eigentlich Goldschmidt, der Famulus Luther's, geb. um 1519 in der Grafschaft Mansfeld, war im Schmalkaldischen Kriege kursächs. Feldprediger, seit 1545 Luther's Famulus, und befand sich bei dessen Tode in Eisleben (1546). 1551 wurde er Hofprediger in Weimar, aber, in die damaligen Kämpfe der prot. Dogmatiker verwickelt, 1562 seiner Stelle entsetzt. Nachdem er vier Jahre von den Grafen von Mansfeld unterstützt worden, ging er 1566 als Prediger nach Erfurt, woselbst er, noch zum Senior des evang. Ministeriums ernannt, nach fortgesetzten heftigen Streitigkeiten 1579 starb. Seine vornehmliche Bedeutung liegt in der ersten Herausgabe einer Anzahl Luther'scher Schriften, so zweier Bände Briefe (1556 u. 1565), und insbesondere der «Tischreden» (1569 u. öfter). — A. (Joh.), nicht zu verwechseln mit dem vorigen, geb. 1517 zu Breslau, wurde 1558 auf Melanchthon's Empfehlung Pfarrer und Professor der Theologie zu Rostock, war seit 1561 für die Beilegung der Osiander'schen Streitigkeiten in Preußen als Präsident des samländ. Consistoriums thätig, verfaßte die mecklenb. Kirchenordnung von 1557, bethätigte sich als Mitarbeiter an der preußischen von 1558, und starb 1567 als Prediger, Schul- und Kircheninspector zu Breslau. — A. (Andreas), geb. 1512 zu Breslau, war anfänglich ebenfalls Theolog und bei den Streitigkeiten seines Schwiegervaters Osiander betheiligt, reiste aber 1544 nach Italien, um Medicin zu studiren, wurde 1546 Leibarzt des Herzogs Albert und Professor der Medicin zu Königsberg, und starb daselbst 12. Dec. 1559.

Aurikel (Primula Auricula L.), eine schon bei den Römern beliebte Gartenblume aus der Familie der Primulaceen, mit glatten, mehlstaubigen, hellgrünen Blättern, Schaften und

Kelchen, wächst ursprünglich auf Alpen und Voralpen des mittlern und südl. Europa an schattigen und feuchten Orten. Die wilden A. haben immer einfach gelbe, kurzgestielte Blumen, von denen sechs oder sieben in einfacher Dolde auf dem blattlosen Stengel sitzen, und die einen angenehmen und lieblichen Geruch verbreiten. Durch Cultur und Kunst hat die A. an Schönheit und Farbenpracht sehr gewonnen. Bereits sind über 1200 Abarten entstanden, welche man gewöhnlich in die drei Hauptvarietäten der Lüker (d. i. Lüttticher) oder holländischen, der englischen oder gepuderten, und der Bastarde oder Mulatten zusammenzufassen, oder nach ihrer Farbe in einfarbige, zweifarbige (Doublettaurikel), mehrfarbige (Bizardaurikel) oder verschiedenfarbige (Picottaurikel) einzuordnen pflegt. Jedoch bestimmt für den Blumisten die Beschaffenheit der Farbe allein den Werth einer A. nicht, sondern vielmehr ihr Bau und ihre Haltung. Man verlangt von einer schönen A. Größe der Blumen, viele derselben an einem Stiele, Kürze und Stärke des letztern, damit die Blüte nicht herabhänge, endlich ein gutes und nicht offen stehendes, weißes oder gelbes Auge. Die A. blüht im April und Mai, oft auch im Herbste zum zweiten mal, kommt in jedem Lande, am besten aber in einer mit Flußsand vermischten Laub- oder Holzerde fort, und wird im freien Lande und in Töpfen gezogen. Die Fortpflanzung geschieht theils durch Absenker oder Zertheilung der Stöcke, theils durch Samen, aus dem die Pflanzen jedoch selten vor dem dritten oder vierten Jahre zu kräftiger Blüte gelangen. Die Zucht aus Samen, wie überhaupt die ganze zur Liebhaberei gewordene Aurikelzucht, erfordert viel Geduld und Sorgfalt. Mit der Gartenaurikel sind verschiedene andere Alpenpflanzen derselben Gattung verwandt, welche zu den Zierden der Alpenflora gehören. (S. Primula.)

Aurillac, Hauptstadt des franz. Depart. Cantal in der Ober-Auvergne, am Fuße des Cantal, im Thal der Jordane, hat unregelmäßige, aber breite Straßen und zählt 10936 E. Der Ort besitzt 10 Klöster, ein Communalcollége, eine Normalschule, ein Taubstummeninstitut, ein Museum, eine Bibliothek sowie eine Ackerbaugesellschaft und ein Theater. Auch ist eine Mineralquelle vorhanden. Die sehr gewerbthätige Bevölkerung betreibt vorzüglich Papier-, Tapeten-, Haarsieb-, Spitzen- und Raschfabrikation, und unterhält auch ansehnliche Gerbereien und Kupferhämmer. Nicht minder lebhaft ist der Handel mit Pferden, Mauleseln, Rindvieh, Wolle und Kupfergeschirr. A. machte einst der Stadt St.-Flour den Rang der Hauptstadt von Ober-Auvergne streitig, hatte den Titel einer Grafschaft und stand unter dem Abt der vom heil. Geraldus 894 gegründeten Benedictinerabtei Aureliacum.

Auripigment, Operment, Rauschgelb, ein Mineral, welches aus 61 Theilen Arsenik und 39 Theilen Schwefel besteht und selten in wohlausgebildeten Krystallen, gewöhnlich in krystallinisch-derben Massen mit traubiger oder geflossener Oberfläche vorkommt. Es ist durchscheinend, fett- bis demantglänzend und citronengelb, mit einem Stich ins Grüne. Sein specifisches Gewicht ist $= 3{,}48$ und seine Härte geringer als die des Gipses. Es kommt vorzüglich in Ungarn vor, in Tirol, zu Andreasberg im Harz, manchmal auch als vulkanisches Product. Es kann auch leicht künstlich, sowol auf nassem als trockenem Wege, dargestellt werden. (S. Arsenik.) Man gebraucht es als gelbe Malerfarbe (Königsgelb) und als ein Desoxydationsmittel des Indigs beim Blaufärben. In hohem Grade giftig ist es nur dann, wenn es eingemengte arsenige Säure enthält, was mit dem künstlich bereiteten oft der Fall ist.

Aurōra, bei den Griechen Eos genannt, die Göttin des Frühroths, war die Tochter des Hyperion und der Theia, die Schwester des Helios und der Selene und die Gemahlin des Titanen Asträos, Königs von Arkadien, dem sie den Zephyros, Boreas und Notos, den Hesperos und die übrigen Gestirne gebar. Sie erhebt sich des Morgens von ihrem Lager, fährt mit den göttlichen Rossen Lampos und Phaëthon aus der Tiefe des Meeres herauf, und hebt mit ihren Rosenfingern den Schleier der Nacht. Nach Homer erscheint sie oft als Tagesgöttin und wird, besonders von den Tragikern, mit der Heméra (dem Tage) identificirt. Von den Sterblichen, welche sie liebte und deswegen entführte, erwähnen spätere Dichter den Orion, Kleitos, Tithonos, dem sie den Memnon und Emathion gebar, und den Gemahl der Prokris, Kephalos. Dargestellt wird sie, meistens geflügelt, in rothgelbem Gewande mit einem Stern auf dem Haupte und einer Fackel in der Rechten.

Aurungabad, genauer Aurangabad, d. h. die Stadt des Throns, ist der Name einer ehemaligen Provinz und einer Stadt in Vorderindien. Die Provinz A., früher Ahmednagar und Daulatabad genannt, bildete seit 1690 eine der sechs Subahs oder Vicekönigreiche des Großmoguls von Delhi, im nordwestl. Dekan. Sie enthielt das Küstengebiet Konkan (in dem Bombay liegt), einen Theil der westl. Ghat und das obere Gebiet des Godavery und Maha-

nadi südwärts bis zum Bhima, und bot den Maharatten (s. d.), die hier ihre Heimat haben, viele feste Punkte und Schlupfwinkel dar. Das Land kam jedoch 1818 theils mittelbar, theils unmittelbar unter die Herrschaft der Engländer, die ihren Theil zur Präsidentschaft Bombay schlugen. Die Benennung der Provinz hat sich noch erhalten, aber nur in geogr. und geschichtlicher Bedeutung; administrativ gehört sie, soweit sie britisch, zu den drei Districten Ahmednagar, Puna und Scholapur, die zusammen 960 Q.-M. mit 2,336700 E. haben. Das Küstenland Konkan rechnet man indeß jetzt nicht mehr zu A. Der kleinere östl. Theil gehört dem Nizam. — Die Stadt A., in dem innerhalb der Präsidentschaft Madras gelegenen Vasallenstaat des Nizam, hieß früher Gurkha und hat erst zu den Zeiten des Aureng-Zeyb, der sie als Statthalter von Dekan erweiterte und statt Ahmednagar zu seiner Residenz erhob, diesen Namen erhalten und blieb auch später Residenz der Nizams, bis diese sich vor den Maharatten nach Haiderabad zurückzogen. Sie liegt an dem Knotenpunkte vieler Heerstraßen und an dem zum Godavery südlich abfließenden Bergstrom Dudna, der sie von der Vorstadt Begumpura trennt, in einem wasserreichen, zum Theil sumpfigen, ungesunden Bassin, umgeben von ziemlich nackten Felshöhen. A. ist die wasserreichste Stadt Indiens; jedes Haus hat ein Wasserbassin, eine eigene Quelle und einen Springbrunnen im Hofraume. Es steht ganz auf Aquäducten, die freilich zum großen Theile ebenso verfallen sind wie die zahllosen Moscheen und Paläste. Die Stadt zählt kaum noch 60000 E., hat einen bedeutenden Bazar und nimmt die günstige Lage zwischen Bengalen, Delhi, Bombay und Haiderabad ein. Prachtvoll ist das Grabgebäude für Aureng-Zeyb's Gemahlin Robia Durani, nach dem Muster des Tadsch-Mahal bei Agra erbaut. 3 M. nordwestlich von A., jenseit der merkwürdigen Festung Daulatabad, des prächtigen Grabmals Aureng-Zeyb's und des wundervollen Grottenbaues von Ellora (s. d.), liegt auf einer romantischen Tafelhöhe das Dorf Rosah, das Montpellier Indiens, ausgezeichnet durch seine gesunde Luft, und daher aus weiten Fernen besucht.

Ausarten und Entarten. Das Ausarten ist eine bestimmte Umbildungsform der Gewächse, die in zweifacher Gestalt auftritt, einmal als wirkliche Abartung oder Degeneration, dann als Zurückartung einer Abart zu der ursprünglichen Art. Die wirkliche Abartung findet statt, wenn der Samenstaub der einen Art auf die Narbe einer andern, derselben Gattung angehörenden Pflanze gebracht wird, was besonders bei den Leguminosen und Cruciaten der Fall ist. Die Zurückartung tritt in der Regel ein, wenn die Blumen der Abarten mit Samenstaub der väterlichen oder mütterlichen Pflanze befruchtet werden, wodurch zuerst Uebergangsformen entstehen, die endlich zur ursprünglichen Art zurückkehren. Hierbei tritt die noch unerklärte Erscheinung ein, daß zuweilen unter ganz reinem Samen einer Abart einige Körner die ursprüngliche Art wieder hervorbringen, während die übrigen die gewünschte Abart geben, was besonders am Samen gefüllter Blumen beobachtet wird. Das sicherste Mittel zur Verhütung der Ausartung in ihren beiden Formen besteht darin, daß die Pflanze, deren Art rein erhalten werden soll, möglichst vor der Nachbarschaft ähnlicher und verwandter Arten bewahrt bleibe, damit kein Austausch des Samenstaubes stattfinden kann, und daß man sämmtliche Verhältnisse, unter denen die Art vorher gedieh, genau berücksichtigt, weil das Ausarten zuweilen auch stattfindet, wenn die Abart entweder durch besondere, dem Boden mitgetheilte Stoffe oder unter Mitwirkung einer besonders kräftigen Ernährung erzeugt wurde. Die Entartung wird im gewöhnlichen Leben für eine bestimmte Bildungs- oder vielmehr Umbildungsform der Pflanzen erklärt, und diese Ansicht nicht blos auf die Erfahrung, sondern auch auf die angeblich im Thierreiche wahrzunehmende Analogie gestützt. Aber die Erscheinungen, welche zum Beweis einer solchen Entartung dienen sollen, sind zum Theil so ganz von rein auf das animalische Leben bezüglichen Verhältnissen abhängig, daß die Vergleichung derselben mit Zuständen des pflanzlichen Lebens nicht anzuwenden ist. Man leitet die Entartung davon her, daß der Same, der auf einem Stück Landes gewachsen, zur neuen Aussaat auf dasselbe Land gedient habe. So wäre also allein der Incest, zu dem der Same gezwungen wird, wenn derselbe dem nämlichen Boden, auf dem er gewachsen, wieder anvertraut wird, die Ursache der Entartung. Es wäre demnach eine Möglichkeit der Entartung, d. i. Verschlechterung, darin gegeben, daß die Aussaat mit schlecht eingeerntetem, infolge der Witterungsverhältnisse u. s. w. oder durch schlechte Aufbewahrung verdorbenem Samen gemacht worden ist. Die Entartung wird aber auch herbeigeführt, wenn eine einzige der Bedingungen, die die Pflanze zu ihrem Wachsthum nothwendig braucht, mangelt. Der Boden ist allerdings die Ursache der Schwächung der Vegetation, die dann auch keinen so vollkommenen Samen hervorbringen kann als im normalen Zustande. Trotzdem kann von einer wirklichen, im Pflanzenleben begründeten Entartung, d. i. Ver-

schlechterung der Art, nicht wol die Rede sein, vielmehr hat die Botanik kein Wort für diesen Begriff. — Bei Thieren versteht man unter Ausarten besonders das Zurückfallen der Culturrassen in die ursprüngliche Stammform, aus welcher sie hervorgebildet wurden. Wenn z. B. edle Rosse sich selbst in ihrer Nachzucht überlassen, nicht gehörig gepflegt und der freien Wildniß zurückgegeben werden, so fallen sie allmählich in ihren Nachkommen in die Form des Mustangs oder wilden Pferdes zurück. In gleicher Weise können auch Menschenrassen durch Mangel an Nahrung und üble Einflüsse jeder Art ausarten und durch dünne und verbildete Gliedmaßen, thierischen Ausdruck des Gesichts u. s. w. ursprünglich niederer gestellten Menschenrassen ähnlich werden. Doch geht hier sowol wie bei den Thieren die Ausartung nie so weit, daß sie die ursprünglichen Charaktere der Art verwischte.

Ausbruch heißen in Ungarn, vornehmlich zu Tokay, Eperies, St.-Georgen, Siklosch und Mengosch diejenigen Weine, welche aus den schönsten und reifsten Beeren, die man kurz vor der allgemeinen Lese besonders ausgebrochen hat, gekeltert werden. Ueber dem A. steht die Essenz, welche aus den abgewelkten, rosinenartigen Weinbeeren ohne Kelter sich auspreßt. Werden die Trauben, welche Essenz gegeben haben, mit Most von andern frischen, guten Trauben begossen und gelind gekeltert, so heißt auch diese Sorte oft A. Es geht sehr viel Betrug sowol mit dem A. als auch mit der Essenz, vor, und selten bekommt man diese Weinsorten rein und echt. Auch am Rhein hat man das Ausbrechen der reifsten und schönsten Weinbeeren angefangen, um besonders edle Weine zu erzielen; doch dient hier die Bezeichnung «Ausbruch» mehr für einen besonders edeln Wein bester Lage als für einen aus gewählten Beeren.

Auschwitz, poln. Oswieczym, Stadt mit 3053 E. in dem neuerdings errichteten Krakauer Kreise des österr. Königreichs Galizien, 6½ M. im W. von Krakau, ¾ M. von der Grenze von Preußisch-Schlesien, an der Eisenbahn, auf dem rechten Ufer der mehr nördlich in die Weichsel fließenden Sola gelegen. Nur 2 M. im O., am linken Ufer der hier ebenfalls in die Weichsel fallenden Skawa liegt die Stadt Zator mit 2000 E. und einem alterthümlichen Schlosse auf steiler Anhöhe. Den ganzen westl. Grenzstrich Galiziens, ostwärts etwas über die Skawa hinaus, bilden die ehemaligen, nach ihren Hauptstädten benannten poln. Herzogthümer Auschwitz und Zator, mit einem Areal von 44¾ Q.-M. und 196339 E., die administrativ zu Galizien, staatsrechtlich aber zu Schlesien und somit zum deutschen Bundesgebiet gehören. Die Stadt A. gehörte nämlich vor alters zum krakauer Gebiete, bis 1179 der poln. Herzog Kasimir dieselbe seinem Neffen Miecislaw, Herzog von Oberschlesien (Oppeln, Ratibor, Teschen und Troppau), gab. Ein Nachkomme desselben, Johann, nannte sich nach seinem Erbtheile Herzog von Oswiecim, bekannte sich aber 1327, wie die meisten piastisch-schles. Fürsten, für einen Vasallen des Königs Johann von Böhmen und Polen. Nach seinem ohne Erben erfolgten Tode kam A. wieder an die Herzoge von Teschen und Großglogau, und hatte aus diesem Hause eigene Herzoge, bis Janussius 1457 das Herzogthum A. und 1494 das Herzogthum Zator an Polen verkaufte. König Sigismund August verband 1564 beide Herzogthümer zu Einem Körper und zugleich näher mit Polen. Bei der ersten Theilung Polens kamen sie durch den Vertrag vom 18. Sept. 1773 mit dem übrigen Galizien an Oesterreich und wurden von diesem, weil sie lange Zeit Bestandtheile von Schlesien gewesen, 1818 für Theile des deutschen Bundesgebiets erklärt. Vgl. Biermann, «Zur Geschichte der Herzogthümer Zator und A.» (Wien 1863).

Auscultation (lat.), d. h. kunstgemäßes Horchen, nennt man diejenige ärztliche Untersuchungsmethode, bei welcher der Arzt die im Körper des Kranken entstehenden Töne und Geräusche wahrnimmt und unterscheidet, um daraus auf den normalen oder krankhaften Zustand der innern Theile zu schließen. Die A. bildet mit der Percussion (s. d.) zusammen sowol einen Hauptfortschritt wie Hauptunterschied der neuern Medicin von der alten, obgleich diese auch schon einzelne wichtige Zeichen (z. B. Röcheln in den Luftwegen, pfeifendes Athmen und bellenden Husten beim Croup) von weitem durch Gehör unterschied. Laennec erfand zuerst die Kunst, durch Anlegen des Ohrs an den Körper oder durch ein zwischen beide angebrachtes Hörrohr (Stethoskop) Geräusche und Töne im Innern des Körpers zu unterscheiden. Ersteres nennt man die unmittelbare A., letzteres die mittelbare oder die Stethoskopie. Man unterscheidet auf diese Weise 1) Töne und Geräusche im Herzen und den Gefäßen, 2) Töne und Geräusche in den Athmungswerkzeugen, 3) das Stoßen oder Reiben fester Körper aneinander, z. B. das Knistern gebrochener Knochenenden, das Klappen der an einen Blasenstein anschlagenden Steinsonde, das Reiben rauher Stellen im Herzbeutel oder Lungenfell u. s. w. Die vernom-

menen Töne und Geräusche sind entweder normale (dem gesunden Körper eigene) oder krankhafte. In vielen Fällen sind letztere so bezeichnend, daß sie allerdings eine Diagnose vorhandener Krankheiten begründen können. In andern Fällen, und zwar in den meisten, ist aber eine genaue Beachtung und Benutzung beider Klassen (der normalen wie der krankhaften) sowie außerdem aller andern Zeichen und eine Zurückführung derselben auf die Sätze der pathol. Anatomie nöthig, welche letztere Wissenschaft überhaupt die unentbehrliche Voraussetzung für eine nutzbare Anwendung der A. bleibt. Auch gehört zu dieser Kunst ein feines Ohr, eine tüchtige Einschulung und stete Uebung. Die A. wurde zuerst in Frankreich allgemein; neuerdings ist sie aber durch die wiener und prager Schule, besonders durch Skoda und dessen Schüler, sehr vervollkommnet und den deutschen Aerzten zugänglich geworden. Die beiden classischen Werke darüber sind: Laennec, «Von den Krankheiten der Lunge und des Herzens und der mittelbaren A.» (deutsch, Lpz. 1832), und Skoda, «Ueber Percussion und A.» (6. Aufl., Wien 1864).

Auscultator (lat.) oder auch Auditor (s. d.), Zuhörer, heißt dasjenige Mitglied eines Beamtencollegiums, welches den Verhandlungen des Collegiums zu seiner Ausbildung zwar beiwohnen, aber darin nicht mitstimmen kann. In Preußen führen den Namen diejenigen, welche nach abgelegtem ersten Examen die richterliche Laufbahn bei irgendeinem Richtercollegium antreten.

Ausdehnung ist derjenige Begriff von einem Körper, welcher übrigbleibt, wenn man die Materie desselben mit allen ihren phys. und chem. Eigenschaften als beseitigt annimmt, also die Eigenschaft, einen gewissen Antheil des unendlichen Raums zu erfüllen. Das Maß dieses Antheils bildet die Größe des Körpers; das Verhältniß zwischen der Ausdehnung in den verschiedenen Richtungen oder Dimensionen ergibt seine Gestalt. Da man drei Haupt- oder Grunddimensionen zu unterscheiden pflegt, die zueinander rechtwinkelig sind, nämlich Länge, Breite und Dicke oder Höhe, so schreibt man der mathem. Linie nur eine A., der Fläche zwei und dem Körper drei A. oder Dimensionen zu. — In der Physik wird die A. unter den sog. allgemeinen Eigenschaften der Körper aufgezählt, weil ein Körper für uns eben nur dadurch wahrnehmbar ist, daß er einen Raum einnimmt, und folglich ein Körper ohne A. nicht gedacht werden kann. Die räumliche Größe der Körper unterliegt Veränderungen durch äußere Kräfte; eine Vermehrung derselben wird ebenfalls A., eine Verminderung dagegen Zusammendrückung genannt; die Eigenschaft, solche Veränderungen ohne Störung des Zusammenhangs der Theile zuzulassen, wird in dem erstern Falle Ausdehnbarkeit oder Expansibilität, im letztern Falle Zusammendrückbarkeit oder Compressibilität genannt. Es kann Ausdehnung oder Zusammendrückung entweder so stattfinden, daß alle Dimensionen daran betheiligt sind, oder so, daß sie nur in einer oder zwei Dimensionen eintritt, während mit den andern beiden Dimensionen oder mit der dritten Dimension die entgegengesetzte Veränderung vorgeht; eine Schnur z. B. wird bei starkem Anspannen länger, aber zugleich dünner, ein zwischen Walzen gepreßtes Metallstück zwar dünner, aber dagegen länger und breiter. Doch pflegt man meist nur die Vergrößerung des räumlichen Inhalts (Volumens) als A. ins Auge zu fassen, und diese kann bei sehr bedeutenden Veränderungen der Dimensionen doch gleich Null sein, indem sich nur die Gestalt des Körpers ändert. Die Vergrößerung einer einzelnen Dimension für sich allein betrachtet, bezeichnet man als lineare Ausdehnung. Durch mechan. Ziehen oder Spannen lassen die meisten festen Körper sich nur unbedeutend ausdehnen, sie zerreißen vielmehr. Manche tropfbar-flüssigen Stoffe dehnen sich aus, wenn sie fest werden, z. B. das Wasser beim Gefrieren, einige Metalle beim Erstarren nach dem Schmelzen. Die luftförmigen Substanzen (Gase und Dämpfe) haben das natürliche und, wie es scheint, unbegrenzte Bestreben, sich von selbst zu einem größern Volumen auszudehnen, und folgen demselben sogleich, wenn ihnen nur ein leerer Raum dazu geboten und jeder äußere Gegendruck entfernt wird; sie werden deshalb auch ausdehnsame Flüssigkeiten genannt. — Die Wärme ist ein allgemein ausdehnend wirkendes Agens, d. h. alle Körper ohne Ausnahme (oder mit höchst seltenen Ausnahmen) werden durch Wärme ausgedehnt und ziehen sich beim Wiedererkalten auch wieder zusammen, wiewol letzteres bei festen Körpern nicht immer so vollständig erfolgt, daß die Verkleinerung bis zur Herstellung des ursprünglichen Volumens zurückgeht. Auch dehnen feste Körper nicht selten in den verschiedenen Dimensionen sich ungleich stark aus. Die Ausdehnung der Körper durch die Wärme kommt bei sehr vielen Gelegenheiten in Betracht und ist für zahlreiche Fälle der Praxis so wichtig, daß man zuweilen wol ausschließlich sie im Sinne hat, wenn man kurzweg von A. spricht. Sie ist bei festen Körpern jederzeit sehr gering (beispielsweise von 0° bis 80° R. bei Schmiedeeisen ungefähr $\frac{1}{230}$, bei Glas $\frac{1}{400}$ des Volumens), größer bei tropfbaren Flüssigkeiten (Wasser etwa $\frac{1}{24}$, Quecksilber $\frac{1}{56}$ für die gedachte Temperatur-

differenz), am größten bei Gasarten (nahe an $^3/_8$ des Volumens von 0° bis 80°). Die allerbedeutendste Ausdehnung findet statt, wenn ein fester oder flüssiger Körper durch Erhitzen in Dampf verwandelt wird; so nimmt der aus 1 Kubikf. Wasser von $3^1/_2$° R. durch das Kochen bei 80° R. entstehende Dampf den Raum von 1691 Kubikf. ein.

Ausdruck im allgemeinern Sinne bedeutet jedes sichtbare, hörbare oder fühlbare Zeichen einer Vorstellung oder Empfindung. So ist das Wort, als ein sichtbares und hörbares Zeichen, A. einer Vorstellung; so sind selbst bloße Laute doch Ausdrücke von Empfindungen; so wird ein Händedruck zum A. der Freundschaft. In engerer Bedeutung nennt man A. ein natürliches und wesentliches Zeichen für Vorstellungen und Empfindungen, durch welches sich das Innere im Aeußern veranschaulicht, das Geistige im Körperlichen kräftig und lebendig hervortritt. So sagt man von einem menschlichen Antlitz, daß es A. habe oder ausdrucksvoll sei, wenn sich in ihm nicht blos die allgemeine Form des menschlichen Gesichts überhaupt ausgeprägt findet, sondern die ganze geistige Individualität, die ganze inwohnende Seele in den Zügen des Gesichts ankündigt. Ebenso hat ein Kunstwerk A., wenn es den Gegenstand, den der Künstler darstellen wollte, in kräftiger Lebendigkeit gleichsam beseelt zur Anschauung bringt. Das Wesen und der Zweck des A. ist natürlich bei allen schönen Künsten ein und derselbe und nur nach den verschiedenen Darstellungsmitteln verschieden. Während der Musiker durch Töne, der Tänzer durch Bewegung und Stellung, der Schauspieler durch Mimik und Declamation, der Maler durch Gestalt und Form die in künstlerischer Imagination aufgefaßten Vorstellungen und Empfindungen zum A. zu bringen sucht, so dient bei den poetischen und prosaischen Kunstschöpfungen die Sprache, die richtige Wahl der Worte und Bilder, zur ausdrucksvollen und beseelten Mittheilung der Vorstellungen und Empfindungen. In etwas weiterm Sinne faßt man A. in der Rhetorik und Stilistik als die wörtliche Darstellung überhaupt, weshalb sogar ein jedes Wort und eine jede Redensart ein A. genannt wird. Dieser A., welcher stets dem Darzustellenden entsprechen und angemessen sein muß, kann dann ein eigentlicher oder uneigentlicher (bildlicher, tropischer, figürlicher) sein. — In der Mathematik versteht man unter arithmetischem und analytischem A. die Bezeichnung eines Anzahlbegriffs durch Verbindung von Zahlzeichen. So ist $\frac{12-9}{3}+18$ ein A. für 19.

Ausdünstung nennt man in der Physiologie und Medicin die unsichtbare Ausscheidung von Wasser und andern flüchtigen oder gasförmigen Stoffen durch Haut und Lungen. Haut und Lungen gleichen sich darin, daß beide bedeutende Mengen Wasser in Form von Dampf und außerdem Kohlensäure an die Luft abgeben. Die Menge dieses unsichtbar ausgeschiedenen Wassers beläuft sich in 24 St. auf reichlich 2 Pfd., wovon man etwa zwei Drittel auf die Haut und ein Drittel auf die Lungen rechnen kann. Dagegen überwiegt die Abscheidung von Kohlensäure in der Lunge beträchtlich über die auf der Haut und ist etwa 25- bis 50mal reichlicher als letztere. Außer dieser unsichtbaren Ausscheidung erfolgt auf der Haut bekanntlich auch eine sichtbare, d. i. der Schweiß (s. d.) und der Hauttalg. Beide enthalten flüchtige Stoffe (Fettsäuren) oder liefern flüchtige, ammoniakalische Zersetzungsproducte, die sich der unsichtbaren Hautausdünstung beimischen und derselben einen eigenthümlichen Geruch geben können. Dasselbe gilt von flüchtigen Stoffen, welche vom Magen aus ins Blut gelangt sind und sich der A. beimischen können, wie z. B. der Alkohol, der zum Theil in den Lungen wieder ausgeschieden wird und der A. derselben, d. h. dem Athem, seinen Geruch mittheilt. Ist die Ausscheidung in den Schweißdrüsen so gering, daß von den Schweißporen immer ebenso viel abdunstet, als in den Schweißdrüsen abgeschieden wird, so kann es nicht zur Bildung sichtbaren Schweißes kommen; das Wasser und die sonstigen flüchtigen Bestandtheile des Schweißes sind dann vollständig in der unsichtbaren A. enthalten, während die festen Schweißbestandtheile (Salze u. s. w.) auf der Haut zurückbleiben. Unter gewöhnlichen Umständen aber ist die Schweißabsonderung so gering, daß die A. in überwiegendem Maße von der ganzen Oberfläche der Haut erfolgt und das von den Schweißporen Abdunstende kaum in Betracht kommt. Die Oberhaut läßt den Wasserdunst sehr leicht durch, gibt daher denselben fortwährend an die Luft ab, während aus den tiefern, feuchtern Schichten neues Wasser nachdringt. Alles, was die Verdunstung im allgemeinen begünstigt, wird daher auch die Hautausdünstung befördern, also geringer Wassergehalt der Luft, hohe Temperatur und Bewegung der Luft an der Oberfläche des Körpers. Andererseits wirken auch innere Zustände des Organismus begünstigend, nämlich Blutüberfüllung der Haut, rascherer Blutumlauf (infolge von Körperanstrengungen, Erhitzung u. s. w.) sowie reichlicher Genuß von Getränken, welche das Blut wässeriger machen.

Auserwählte (electi) heißen in der Sprache der Kirchenlehre die zum Heile von Gott Auserkorenen, im Gegensatze zu den «Verworfenen» (reprobati), d. h. vom (messianischen oder christlichen) Heile Ausgeschlossenen, sei es nun, daß diese Entscheidung durch Gottes absoluten Rathschluß oder durch Vorhersehen der Handlungsweise des betreffenden Menschen herbeigeführt wird. Das Verhältniß der menschlichen Freiheit zur göttlichen Allmacht und Allwissenheit ist von jeher sehr streitig gewesen, und hängt in seiner Bestimmung von dem Begriffe der menschlichen Freiheit und dem Begriffe Gottes ab. Im Alten Testament nennen sich die Juden als Bevorzugte Gottes A. Ueberhaupt hält sich jede Kirche, insofern sie sich als alleinseligmachende betrachtet, und somit vornehmlich die katholische, auch für eine «auserwählte», wiewol diese Gegensätze allenthalben durch die moderne Bildung abgeschwächt sind. — A. oder Vollkommene (perfecti) nennen sich in mehrern religiösen Gesellschaften die in die Geheimlehren Eingeweihten und in die strengste Ascese Eingetretenen, z. B. bei den Manichäern (s. d.).

Ausfall heißt im allgemeinen jede offensive Bewegung eines sich Vertheidigenden. Im besondern wird A. von der Besatzung einer belagerten Festung gebraucht, wenn ein Theil derselben ausrückt (einen A. macht), um die feindlichen Arbeiten zu zerstören, die Laufgräben zuzuwerfen, die Kanonen in den Belagerungsbatterien zu vernageln u. s. w. Das Ausfallcorps besteht in der Regel aus leichten Truppen von allen Waffen, die plötzlich die Tranchéewachen angreifen und zurückzuwerfen suchen, worauf im Fall des Gelingens die feindlichen Belagerungsarbeiten durch eine abgesonderte Arbeitercolonne unter dem Schutz der Ausfalltruppen zerstört werden. Ausfälle, wenn sie häufig und mit Glück unternommen werden, können den Gang einer Belagerung sehr aufhalten (z. B. Sewastopol 1855), und der berühmte Carnot nennt sie einen Hauptnerv der Vertheidigung, besonders in den letzten Stadien der Belagerung. Bei den fortificatorischen Anlagen ist deshalb auf eine Unterstützung dieses offensiven Elements Bedacht genommen worden; die Waffenplätze, die breiten Ausfalltreppen aus dem Gedeckten Wege nach dem Glacis, sowie das glacis en contrepente verdanken dieser Berücksichtigung ihre Anlage. — Ausfallthor nennt man in ältern Festungen und Citadellen das ins Freie führende, gedeckt liegende Thor, aus dem die Ausfälle zu geschehen pflegten. Gegenwärtig bedient man sich dazu der unter den Wällen angebrachten Durchgänge, welche Poternen heißen. — Ausfallbatterien heißen die aus leichtem Geschütz bestehenden bespannten Batterien in einer Festung, welche die Bestimmung haben, die Ausfallstruppen zu begleiten und zu unterstützen. — In der Fechtkunst heißt A. das rasche, mit einem Angriffe verbundene Vorsetzen des vordersten Fußes, hauptsächlich beim Stoß, um dadurch dem Gegner näher zu kommen und das Gewicht des Körpers mit der Kraft des Stoßes zu verbinden. Beim Hiebe kommt der A. weniger vor.

Ausfuhr oder Export. Kein Volk, mag es sich in noch so günstigen Productionsverhältnissen befinden, vermag alle Gegenstände, welche es zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und zur Erhöhung seines Genusses zu besitzen wünscht, gut und billig zu produciren. Jedes Volk sieht sich daher, gleich dem Individuum, genöthigt, vorzugsweise nur das zu erzeugen, was es unter vortheilhaften Bedingungen herzustellen im Stande ist. Beschränkt sich aber ein Volk wesentlich darauf, und entnimmt es alles übrige vom Auslande, so kann es das Ausland mit dem Ueberschuß seiner eigenen Producte versorgen. Den Gesammtbetrag aller Güter, welche ein Land allen übrigen liefert, nennt man seine A. Ohne Zweifel ist eine große A. für den Wohlstand eines Landes von Wichtigkeit. Dieselbe dehnt die natürlichen Productionszweige aus, ermöglicht die vortheilhafte Verwendung der vorhandenen Grundstücke, Kapitalien und Arbeitskräfte, gewährt den Producenten reichliche Gewinste und trägt zur Vermehrung des vorhandenen Kapitals bei. Dennoch irrten die Vertreter des Mercantilsystems (s. d.), wenn sie durch künstliche und den Gesetzen des Verkehrs widersprechende Mittel die Ein- und A. in ihrem Sinne zu fördern und zu regeln suchten. Ihrer Ansicht zufolge handelte es sich darum, das Metallgeld so viel als möglich zu vermehren, so viel als möglich im Lande erzeugte Waaren aus-, dagegen recht wenige einzuführen, eine günstige Handelsbilanz zu erzielen. In Hinsicht auf die A. strebte man infolge dessen dahin, entweder durch Ausfuhrverbote oder durch hohe, hindernde Ausfuhrzölle die A. der Rohproducte des Landes und selbst noch der Halbfabrikate möglichst zu hindern. Benachtheiligte man damit auch die Producenten der Rohstoffe, so hoffte man doch das Ausland zur Abnahme der aus denselben verfertigten Waaren zu zwingen und wollte den inländischen Fabrikanten den billigen Einkauf der Rohstoffe und Lebensmittel sichern. Die A. von Gold und Silber ward in der Regel ganz untersagt. Dagegen begünstigte man die A. aller Fabrikate, indem man oft sehr ungünstige Handelsverträge lediglich behufs Beförderung der A. schloß, Gesellschaften, welche sich auf den Ausfuhrhandel legten, mit Privilegien ausstattete, und

mit großen Opfern in andern Erdtheilen Colonien, welche die Producte des Mutterlandes abnehmen konnten, gründete. Außerdem gewährte man denjenigen, welche Fabrikate ausführten, Ausfuhrprämien, Ausfuhrbonificationen (franz. primes de sortie, engl. bounties), um ihnen die Concurrenz auf den auswärtigen Märkten zu erleichtern, oder erstattete ihnen wenigstens in Rückzöllen (s. d.) ganz oder theilweise die bei der Einführung der Rohstoffe gezahlten Steuern. Abgesehen davon, daß die Ausfuhrprämien zu vielen Täuschungen und Betrügereien Anlaß gaben, belasteten sie auch die Steuerpflichtigen zum Vortheile weniger und zogen die Production von günstigern Betriebszweigen ab. Allerdings hat der Staat alle Veranlassung, die A. zu fördern, aber er kann dies nur thun, indem er die gewerblichen Beschränkungen beseitigt, die Verkehrs- und Beförderungsmittel zu verbessern strebt, die Einfuhrzölle abschafft, durch Handelsverträge fremde Märkte öffnet, überhaupt alle Hindernisse zu entfernen sucht, welche die freie Thätigkeit des Producenten und des Kaufmanns hemmen. Dagegen muß jeder Versuch einer künstlichen Organisation und Regulirung der A., und damit der Production, weil beide in falsche Bahnen weisen, schließlich nachtheilig wirken.

Ausgabe nennt man in literarischer und buchhändlerischer Beziehung seit Erfindung der Buchdruckerkunst eine behufs der Vervielfältigung gedruckte Handschrift. Wird ein Werk öfter in demselben Formate und ohne Textesveränderungen abgedruckt, so unterscheidet man erste, zweite Ausgabe u. s. w. Allein, da in neuerer Zeit oft auch unveränderte Abdrücke einer frühern A. «Auflage» genannt wurden, so ist der Sprachgebrauch, welcher diese von jener zu unterscheiden suchte, schwankend geworden. (S. Auflage.) Die Verschiedenheit der Ausgaben ist besonders bei alten Classikern und bei denjenigen Werken, wo auf die Lesarten und den Buchstaben etwas ankommt, von hoher Wichtigkeit. Vorzüglich geschätzt sind die Ausgaben aus der frühesten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die Incunabeln (s. d.), und die ersten Drucke eines Classikers (editiones principes) wegen der Seltenheit, die Ausgaben mancher Druckereien, wie die der Aldus, Giunti und Stephanus wegen der Correctheit, die der Elzevire wegen der Reinheit und des saubern Drucks, endlich die Ausgaben von Baskerville, Didot, Bodoni u. s. w. wegen der Pracht der äußern Ausstattung.

Ausgeding, s. Auszug.

Ausgezeichnetes oder **qualificirtes Verbrechen**, s. Verbrechen.

Ausgießung des Heiligen Geistes wird namentlich in Beziehung auf Apostelg. 2, 1 fg. die Mittheilung des Heiligen Geistes an die Jünger Christi am ersten Pfingstfeste genannt. (S. Heiliger Geist.)

Ausglühen heißt einen Körper der Glühhitze aussetzen, um gewisse Bestandtheile desselben zu zerstören oder zu verflüchtigen, oder um seine Eigenschaften zu verändern. In letzterer Beziehung ist z. B. wichtig, daß Metalle, welche durch Hämmern, Walzen u. s. w. hart, steif und spröde geworden sind, durch das A. wieder Weichheit und Geschmeidigkeit erlangen und erneuerte Bearbeitung dann wieder zulassen.

Ausgrabungen von Werken der Kunst und überhaupt von Resten der Cultur vergangener Zeiten wurden seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, besonders aber seit dem Beginn der classischen Studien vereinzelt theils von Reisenden versucht, theils von kunstliebenden Fürsten veranstaltet. Ganz natürlich war es, daß dieselben auf dem classischen Boden Italiens ihren Anfang nehmen. Die erste bedeutendere Ausgrabung röm. Alterthümer erfolgte 1515 auf Papst Leo's X. Befehl unter der Leitung von Rafael Santi zu Rom. Doch wurden dieselben weder hier noch überhaupt in den nächstfolgenden Jahrhunderten nachhaltig und planmäßig genug betrieben, sodaß selbst Entdeckungen, wie die von Herculanum 1689, trotz der aufgefundenen herrlichen Reste, wieder vergessen werden konnten. Fast alle bis zur Mitte des 18. Jahrh. gemachten Entdeckungen von Alterthümern sind meist zufällige Funde, deren Bedeutung nur von wenigen gewürdigt ward. Erst als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Winckelmann, dessen Zeitgenossen und Schüler die Wissenschaft der Archäologie und Kunstgeschichte geschaffen, und durch die deutschen Philologen eine vielseitigere und tiefere Alterthumsforschung ermöglicht worden, stellte sich das Bedürfniß zur Aufsuchung und systematischen Ausgrabung alter Denkmäler als nothwendig heraus. Namentlich waren es die Franzosen, welche während der wenigen Jahre ihrer Herrschaft in Aegypten, Italien und anderwärts dieselben im großartigern Maßstabe unternahmen. Seitdem auch Griechenland und die ehemals griech. Länder Europas und Asiens, dann der gesammte Orient den Europäern zugänglich geworden, und die Europäer auch das Alterthum der Aegypter, Indier, Vorderasiaten, Perser sowie der german. und slaw. Völker in den Bereich ihrer Studien gezogen und zum Inhalte besonderer

histor. Disciplinen erhoben haben, unternehmen allenthalben nicht blos einzelne reiche Privaten A. in größerm Maßstabe, sondern es sind auch in allen Ländern Europas, ja selbst in den für europ. Wissenschaft zugänglicher gewordenen Theilen Asiens und Afrikas, zahllose sog. histor. oder antiquarische Vereine und Gesellschaften zusammengetreten, welche sich theils die systematische Durchforschung ihrer Bezirke, theils die Aufsammlung des Gefundenen in Museen zur Aufgabe stellen. Durch diese, oft sehr kostspieligen und mühevollen Arbeiten hat man in den einst von Römern beherrschten Ländern nicht nur zahlreiche Reste röm. Cultur gefunden, sondern auch noch weit interessantere und lehrreichere Materialien für die Geschichte der ältesten Germanen, Celten, Iberer, Illyrer u. s. w. an das Licht gebracht. Nicht minder bedeutend sind die Funde von Alterthümern der Litauer, Slawen, Finnen und anderer scythischer Völker, welche einst das östl. Europa und die benachbarten Theile Asiens bewohnten. Durch viele, jedoch meist zufällige A. älterer arab., pers. u. s. w. Münzen ist auch der Geschichte dieser Völker wesentlicher Vorschub geleistet worden. Namentlich aber war es in den letzten Decennien der Wetteifer zwischen Franzosen, Engländern und in neuerer Zeit auch andern gebildeten Nationen Europas, durch den mit bedeutendem Kostenaufwand in entlegenern Ländern an den Mittelpunkten längstverschwundener Culturstaaten die großartigsten und erfolgreichsten A. veranlaßt wurden. Abgesehen von den in Italien und in Griechenland auf Kosten der Regierungen fast ununterbrochen fortgeführten A., erwähnen wir hier nur der Entdeckungen von Lepsius, Brugsch und Mariette in Aegypten und Nubien, der Untersuchungen der Franzosen in Algier, der Ausgrabungen Fellow's in Lycien, Newman's in Halikarnaß, Botta's, Layard's, Place's, Loftus' und Oppert's in Assyrien und Babylonien, Renan's in Phönizien, Rawlinson's und anderer in Persien, die neuern Funde im südl. Rußland und den Ostseeprovinzen, die der Engländer in Ostindien und dem südl. Arabien u. s. w. Ja selbst in Amerika haben Einzelne und ganze Gesellschaften, wie die Ethnological-Society, die Smithsonian-Institution, Davis, Squier u. a. ihre Aufmerksamkeit den Resten einer alten Civilisation ihres Welttheils zugewendet. Ueber einzelne wichtigere Denkmale sowie über die Alterthümer der verschiedenen Nationen, welche durch die A. an das Licht gestellt worden sind, vergleiche die entsprechenden Artikel dieses Werks, wie Römische Alterthümer, Griechische Alterthümer, Amerikanische Alterthümer, Pompeji u. s. w.

Aushängebogen, in der Buchdruckerei die ersten gedruckten Bogen eines Werks, die von dem Drucker besonders ausgehängt, d. h. auf eine Schnur zum Trocknen beiseitegehängt und nicht mit in die Auflage gezählt werden. Sie sind dazu bestimmt, noch während des Drucks dem Verfasser, Verleger, Corrector u. s. w. zum Nachsehen besonders übergeben zu werden.

Auskeilen sagt man von Gängen in Gebirgsschichten, wenn sie nach irgendeiner Richtung hin entweder ganz verschwinden oder sich als kaum noch erkennbare Fäden zwischen dem Gestein hinziehen. Namentlich bei Steinkohlen findet man oft, daß Schichten von geringerer Mächtigkeit nur die Auskeilung eines entferntern mächtigen Lagers sind.

Auslaugen, aus einem Gemenge von Körpern einen bestimmten Gemengtheil durch ein Auflösungsmittel (gewöhnlich Wasser) wegnehmen, wobei die entstehende Auflösung (Lauge) das gewünschte Product ist und das Uebrigbleibende (der Rückstand) meist als werthloser Abfall gilt. So wird die Holzasche ausgelaugt, um die darin enthaltene Pottasche zu gewinnen; in den Alaun- und Vitriolfabriken werden die gerösteten und verwitterten Erze ausgelaugt u. s. w.

Ausleerung (Evacuatio, Excretio) nennt man die Entfernung von abgesonderten oder in den Körper gelangten Stoffen durch die natürlichen Oeffnungen des Körpers, im engern Sinne die Stuhlentleerung. — Ausleerende Mittel oder Evacuantia heißen die hierzu benutzten Heilmittel, also besonders Brech- und Abführmittel, harn- und schweißtreibende und auswurfbefördernde Mittel. Dieselben wirken theils dadurch, daß sie die den Ausleerungsacten vorstehenden Muskelpartien (z. B. die des Darmkanals zum Zweck der Stuhlentleerung) in Thätigkeit versetzen, theils dadurch, daß sie die betreffenden Absonderungen vermehren und flüssiger machen, theils dadurch, daß sie die Kanäle und Mündungen schlüpfriger, geschmeidiger und schlaffer machen und so den Widerstand derselben verringern.

Auslegung, s. Exegese und Interpretation.

Auslieferung. Die A. derer, welche der Verübung eines Verbrechens in einem andern Staate beschuldigt sind, ist einer der verwickeltsten Punkte des Völkerrechts. Aus dem Verhältnisse gegenseitiger Anerkennung ergibt sich allerdings die Pflicht, dem andern Staate die Handhabung der Gerechtigkeit und die Vertheidigung der bei ihm bestehenden Ordnung nicht unmöglich zu machen. Andererseits würde aber der Staat, wenn die Beschuldigung gegen

seine Angehörigen oder gegen einen durch die Aufenthaltsbewilligung in Schutz genommenen Fremden gerichtet ist, ein vorschnelles Zurücktreten von der Schutzpflicht auf die einseitige Anklage hin nicht rechtfertigen, ja, wenn sein Gesetz die betreffende Handlung gar nicht oder gelinder bestraft, mit seinen eigenen Rechtsbegriffen nicht vereinbaren können. Als leitende Grundsätze sind daher bei der A. festzuhalten: daß ein überall und insbesondere auch nach den Gesetzen des requirirten Staats strafbares Verbrechen vorliege, sodann daß die gegen den Auszuliefernden erhobene Beschuldigung hohe Wahrscheinlichkeit für sich habe. Es wird demnach, wenn nicht ein richterliches Erkenntniß, doch eine genaue richterliche Cognition und ein Verhör der A. vorangehen müssen. Nach der formellen Seite wird die Auslieferungspflicht und das ihr entsprechende Auslieferungsrecht durch Verträge zwischen den Staaten normirt und im einzelnen Falle auch noch die A. von der Genehmigung der höchsten Behörde abhängig gemacht. Anklagen wegen polit. Vergehen begründen in der Regel keinen Auslieferungsanspruch, da sie nur zu leicht das Ergebniß zeitlicher Parteiansichten sein können und zu einer Strafe führen müßten, welche der requirirte Staat entweder gar nicht oder nicht in dieser Höhe auszusprechen vermöchte. Ein eigenthümliches und wirkliches Asylrecht der polit. Flüchtlinge läßt sich jedoch hierauf nicht gründen. Was die Praxis der einzelnen Staaten anlangt, so kann England vermöge seiner Grundgesetze eigentlich niemand ausliefern, sondern höchstens dem Fremden den Aufenthalt versagen. Hinsichtlich mehrerer gemeiner Verbrechen aber, wie Mord, Diebstahl, Fälschung u. s. w., wurde unter der Bedingung, daß die beizubringenden Beweise zur Ueberführung in dem requirirten Staate hinreichten, schon 1802 im Frieden von Amiens zwischen England, Frankreich, Spanien, Holland und andern mit Frankreich verbündeten Staaten die A. gegenseitig zugesagt, und ein gleicher Vertrag ward unterm 9. Nov. 1794 zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika errichtet. Die Vereinigten Staaten liefern sonst in der Regel nicht aus, und wenn die Bundesregierung in neuerer Zeit sich andern Grundsätzen zugänglich erwiesen hat, so sind die diesfallsigen Verträge noch nicht für die Regierungen der einzelnen Staaten, zu deren Rechtsvorbehalten die Justizpflege gehört, verbindend. Frankreich hat dagegen in neuerer Zeit mit vielen Staaten solche Verträge abgeschlossen und Belgien unter dem 1. Oct. 1833 ein ausführliches Gesetz über A. erlassen. In Deutschland sind alle Staaten nach dem Bundesbeschlusse vom 26. Jan. 1854 zur gegenseitigen A. aller Angeklagten verpflichtet, es müßte sich denn die Bezichtigung auf bloße Abgabendefraudationen oder auf die Uebertretung von sonstigen Finanz- und Polizeigesetzen beziehen. Doch können auch hinsichtlich dieser Kategorien besondere Auslieferungsverträge geschlossen werden. Bedingung ist allenthalben, daß gegen die betreffenden Individuen in dem Bundesstaate, wo das Verbrechen begangen worden, die Untersuchung eröffnet, und daß nach den Gesetzen des zur A. aufgeforderten Staats die fragliche Handlung gleichfalls als Vergehen anzusehen, auch noch nicht verjährt ist. Schon zuvor bestanden in ähnlichem Sinne besondere Verträge zwischen den meisten deutschen Staaten. Eigentlich sollte in solchen Verträgen die Beweisführung hinsichtlich des schuldgegebenen Verbrechens stets gefordert und somit diese ganze Frage mehr in den Kreis der Gerichte gezogen werden, wie z. B. in dem Vertrage zwischen Oesterreich und der Schweiz vom 14. Juli 1828. Großes Aufsehen wegen des Widerspruchs gegen sonst gemeingültige Principien erregte 1850 die Auslieferung Bakunin's, nachdem derselbe im Mai jenes Jahres durch die sächs. Gerichte wegen polit. Verbrechen zum Tode verurtheilt und hierauf zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden war, an Oesterreich, wo er 1851 wieder wegen Hochverraths zum Strange, hierauf im Gnadenwege zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt, aber trotzdem abermals auf die Anklage wegen polit. Verbrechen an die russ. Regierung ausgeliefert wurde. Ueber A. der Deserteure, s. Cartel.

Ausnahmegesetze sind zunächst solche in dem allgemein anerkannten Rechte enthaltene Bestimmungen, die eine Ausnahme von sonst gültigen Regeln, ein jus singulare, vorbehalten, z. B. daß Minderjährige, in Widerspruch mit dem Satze «was gehandelt ist, ist gehandelt», gegen lästige Veräußerungen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand erlangen. Man versteht unter A. aber auch Verfügungen der höchsten Executivgewalt, durch welche aus dem Anlasse eines wirklichen oder vorgeblichen Nothstandes verfassungsmäßige Rechte suspendirt werden. Hierauf kam schon im alten Rom hinaus die Ernennung eines Dictators, ingleichen der Erlaß eines Senatusconsultum extraordinarium, durch das den Consuln eine ganz discretionäre Gewalt eingeräumt wurde. Aus den neuern Zeiten sind als Ausnahmemaßregeln zunächst die zahlreichen Beispiele einer offenen oder verdeckten Cabinetsjustiz anzuführen, durch welche Angeschuldigte den gewöhnlichen Gerichten entzogen und entweder ohne alles Urtheil auf bloße

Lettres de cachet (s. d.) eingesperrt oder vor ein Ausnahmegericht von hitzigen Anhängern der bestehenden Gewalt gestellt und summarisch abgeurtheilt wurden. Solche Ausnahmegerichte waren unter den Stuarts die Sternkammer (s. d.), in Frankreich die Chambres ardentes (s. d.), unter Napoleon I. die verhaßten Prevotalgerichte (s. d.) zur Unterdrückung des Schleichhandels und aller Emeuten. Andere Ausnahmeverfügungen betreffen den gesammten öffentlichen Zustand, so die Einstellung gewährleisteter Freiheiten, wie z. B. gewisser Grundrechte der deutschen Bundesacte durch die Karlsbader Beschlüsse von 1819, ferner die Verkündigung des Martialgesetzes mit der Wirkung des Belagerungs- oder Kriegszustandes, die Proclamirung des Standrechts, die Suspension oder selbst Aufhebung von rechtlich bestehenden, die eigenmächtige Octroyirung von neuen Verfassungen. Alle derartigen Maßregeln sind, mit Ausnahme des Falls, wo das Bedürfniß der Zusammenfassung aller Kräfte gegen den auswärtigen Feind den Kriegszustand nothwendig macht, schon deshalb verwerflich, weil sie die regelmäßigen Gewalten durch die Anschuldigung der Ohnmacht oder Widerwilligkeit herabsetzen, dem Parteiübermuthe die Zügel schießen lassen und durch Misachtung des Rechts die Ordnung, welche sie angeblich schützen wollen, gerade erst recht gefährden. Nur die Anwendung derjenigen außerordentlichen Mittel, welche das Gesetz ausdrücklich vorbehält, läßt sich unter der Voraussetzung rechtfertigen, daß die Gelegenheit des Eintritts durch sämmtliche verfassungsmäßige Factoren bestimmt wird, und daß die dabei Mitwirkenden deshalb verantwortlich sind. Diese Grundsätze gelten in England für die Suspension der Habeas-Corpus-Acte und bei Verkündung der Aufruhracte.

Ausöner, der Name eines der altitalischen Völker, welches einen Theil des südwestl. Italiens, namentlich das nachmalige Campanien innehatte und ein Stamm des latinischen Zweiges der indogerman. Bevölkerung des Landes war. (S. Italische Völker.)

Ausonia, der 63. Planetoid, entdeckt von Gasparis in Neapel 10. Febr. 1861. Er steht in mittlerer Entfernung $49^2/_3$ Mill. Meilen von der Sonne. Die kleinste Entfernung ist $43^1/_2$, die größte $55^3/_4$ Mill. Die Umlaufszeit beträgt 1358 Tage. Der sehr geringe Glanz der A. läßt auf einen Durchmesser von nur $8^1/_2$ M. schließen. Die neueste Bahnberechnung ist von Tietjen in Berlin.

Ausonius (Decimus Magnus), der berühmteste röm. Dichter des 4. Jahrh., geb. zu Burdegala (Bordeaux) gegen 309, ein Sohn des Leibarztes des Kaisers Valentinian, Julius A., erhielt eine treffliche Erziehung. Anfangs Sachwalter in seiner Vaterstadt, später Lehrer der Beredsamkeit daselbst, gewann er einen großen Ruf. Valentinian übertrug ihm die Erziehung seines Sohnes Gratian und ernannte ihn nachher zum Quästor und Präfectus Prätorio. Als Gratian den Thron bestieg, bezeigte er sich nicht minder dankbar gegen seinen Lehrer, den er um 379 zum Consul von Gallien machte. Nach dem Tode Gratian's lebte A. auf einem Landgute bei Burdegala seinen Freunden, den Wissenschaften und ländlichen Freuden, und starb um 392. Einige haben behauptet, daß er Heide gewesen sei; dies läßt sich jedoch mit seiner Stellung zu den Kaisern Valentinian und Gratian nicht vereinigen. Man hat von ihm Epigramme, deren Echtheit aber sehr in Zweifel gezogen wird; Eklogen, größtentheils Uebersetzungen aus dem Griechischen; Briefe in Versen, 20 sog. Idyllen, unter denen die «Mosella» überschriebene, der didaktischen oder beschreibenden Dichtkunst angehörig, die berühmteste, der «Cento nuptialis» der Schlüpfrigkeit halber die berüchtigtste ist, und andere Dichtungen; außerdem einen in Prosa verfaßten, schwülstigen und mit den niedrigsten Schmeicheleien angefüllten «Panegyricus» auf den Kaiser Gratian. Seine Gedichte tragen die Kennzeichen des tiefgesunkenen Geschmacks jener Zeit, und nur selten tritt ein Zug höherer dichterischer Begabung hervor. In den rhythmischen Formen hat A. viel Eigenthümliches und weicht oft von den Gesetzen der classischen Dichter ab. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Scaliger (Leyd. 1575), Tollius (Amst. 1669 und 1671) und Souchay (Par. 1730). Die «Mosella» wurde besonders, mit deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Troß (Hamm 1821 und 1824) und Böcking (Berl. 1828; Bonn 1845).

Auspfänden, s. Pfändung.

Auspicien (lat. auspicia), d. i. Vogelschau, hießen bei den Römern die Vorherverkündigungen der Zukunft, welche von den Auspices (im Singular Auspex), einer Klasse der Priester, aus Beobachtungen des Flugs, der Stimme oder sonstigen Verhaltens der Vögel entnommen wurden. Doch dienten zu A. auch noch andere Dinge, wie der Angang vierfüßiger und kriechender Thiere, des Fuchses, Wolfes, Pferdes, der Schlange u. s. w. (auspicia pedestria), oder die Beobachtung verschiedener Flüsse und Bäche in der Umgebung Roms, wenn dieselben von Magistraten überschritten wurden (auspicia perennia). (S. Augurn.) Das Recht der

A., d. h. das Recht, von den Göttern durch gewisse Anzeichen den Ausgang einer Kriegsunternehmung zu erforschen, stand nur dem Oberbefehlshaber zu. Die Unterbefehlshaber fochten unter seinen A., d. h. die Verkündigung, die jener erhalten, galt auch ihnen.

Ausrüsten heißt in der Militärsprache ein Heer oder eine Heeresabtheilung mit allem versehen, was es zum Ausrücken in das Feld und zum Zwecke der Kriegführung bedarf. Dazu gehört 1) die Completirung der Mannschaften auf Kriegsstärke, die Aufstellung der Depots (zur Uebernahme der Ersatzmannschaft), die Zusammensetzung der Reserven; 2) die Herbeischaffung der Remonten, der Bekleidung und Rüstung für Mann und Pferd sowie der Waffen für alle Truppengattungen, nebst erforderlicher Munition; 3) die Bereitstellung aller Geräthe zu Schanz-, Brücken- und Belagerungsarbeiten, die sog. Brücken- und Belagerungstrains; 4) die Errichtung von Feldbäckereien, Feldküchen, Feldposten; 5) die Vorrichtungen für Pflege der Kranken und Verwundeten, als Lazarethe, Feldapotheken, Verbandmittel u. dgl.; 6) die Anschaffung von Mundvorrath und Fourrage sowie Sicherung der Zufuhr während des Marsches; endlich 7) die Aufstellung von Fuhrwerken und Transportmitteln aller Art (wohin auch Verträge mit den Eisenbahngesellschaften gehören) für Beförderung der Truppen und des Trains. Die Ausrüstung des einzelnen Soldaten besteht in seinen Waffen, seiner Munition und den andern ihm nach seiner Waffengattung nothwendigen Rüstungsgegenständen. (S. Armatur.) Bei Festungen gebraucht man für A. lieber den Ausdruck Armiren (s. d.). Ein Kriegsschiff oder eine Flotte ausrüsten, heißt dieselbe mit allem, was auf einer Seefahrt, auch für Kriegszwecke, erforderlich ist, versehen. Es gehören daher nicht blos Marinetruppen, Geschütze, Munition, Mundvorräthe u. s. w. zur Ausrüstung eines Schiffs, sondern auch alle Dinge, welche ein jedes Schiff auf seiner Fahrt bedarf.

Aussatz (erst seit dem 14. Jahrh., vorher Miselsucht), auch Maalzei oder **Lepra** genannt, bezeichnet bei den ältern Aerzten eine Menge von langwierigen, entstellenden und mit abschreckenden Hautausschlägen oder Geschwüren verbundenen Krankheiten, welche man für ansteckend hielt, sodaß man die davon Befallenen von der bürgerlichen Gesellschaft ausschloß, aus den Städten verjagte, also aussetzte, daher der Name Aussätzige (Leprosen). Als im Mittelalter die Zahl solcher Kranken zunahm, gründete man für sie besondere Aussatzhäuser (Leprosorien), d. h. Hospitäler, in welchen diese Kranken verwahrt und gepflegt wurden. Vieles, was man ehedem zum A. gerechnet hat, mag wol jetzt zu den syphilitischen oder skrofulösen Krankheitsformen gerechnet werden. Aber auch jetzt bleiben noch Krankheiten übrig, welche man unter den obigen Namen als lepröse Krankheitsformen begreift. Sie kommen hauptsächlich in Küstenländern unter der ärmern und elendern Volksklasse einheimisch (endemisch) vor. Dahin gehören besonders die tropischen Aussatzkrankheiten (in Ost- und Westindien, Brasilien, Surinam u. s. w.), ferner die Aussatzformen in der Levante und Arabien, in Südeuropa, z. B. die Krim'sche Krankheit, die Lova in Griechenland, die Falcadine in Dalmatien, die Asturische Rose, der Galicische Aussatz in Nordspanien u. s. w. In Nordeuropa sind hierher zu rechnen: das norweg. Spedalske Sigdom, die Liktraa in Island, vielleicht auch die Radesyge Skandinaviens und die Dithmarsche Krankheit Holsteins. Zweifelhafter bleibt, ob das Elefantenbein (Elephantiasis), das Knollenbein von Barbadoes, das Mal-rouge von Cayenne, das Pellagra Italiens u. s. w., und der von den franz. Aerzten Lepra vulgaris genannte Schuppenausschlag hierher gehören. Die echten Auss[illegible]tzformen unterschied man früher weniger gut in orientalische und occidentalische. Jetzt unterscheidet man besonders den Knollenaussatz (Lepra nodosa), bei welchem sich große Knoten unter der Haut und den Schleimhäuten bilden, die später in zerstörende Geschwüre übergehen, und den glatten oder verstümmelnden A. (Lepra anaesthetos), wo erst einzelne Hautstellen misfarbig und empfindungslos werden, dann aber ein Glied nach dem andern abstirbt und sich aus dem Gelenke ablöst. Als Vorzeichen (Aussatzmäler, Morphaea) gelten, seit alten Zeiten bis jetzt, die sich bei solchen Kranken anfangs einstellenden misfarbigen, harten, meist schuppigen, auch wol unempfindlichen Flecke auf der Haut. Die Kenntniß der Aerzte vom A. ist in jeder Hinsicht noch sehr unvollkommen, verwirrt und dunkel, und die Heilung fast stets unmöglich, was um so mehr zu bedauern bleibt, da diese Uebel unter scheußlichen Entstellungen langsam aber sicher zum Tode führen.

Ausschlag oder Exanthem nennt man diejenigen Hauterkrankungen, bei welchen sich Flecken, Knötchen, Bläsche[illegible]steln, Schorf u. s. w. auf der Haut bilden. Sofern der Ausbruch derselben von einem Fieber begleitet ist, heißen sie hitzige Ausschläge und das Fieber selbst heißt ein exanthematisches Fieber, z. B. Masern, Scharlach, Pocken, gewisse Typhusformen u. s. w. (S. Hautkrankheiten.)

Ausschneidekunst oder Psaligraphie. Wie in den bildenden Künsten besondere Anlage den einen zur Wiedergabe der Formen in Thon, den andern in Farben oder Linien mit dem Stift befähigt, in dem Grade, daß das eine oft das andere gänzlich ausschließt, so gibt es auch Individuen, denen das eigenthümliche Talent beiwohnt, die Umrisse der Form am besten, ja sogar oft lediglich aus Papier mit der Schere aus freier Hand zu schneiden. Die Silhouette (s. d.) führte wol darauf, und man ging von ihr, die zunächst den Umriß des Kopfes festhält, zur ganzen Figur und zu Darstellungen aller Art über. Ein künstlerischer Werth darf diesen, oft allerdings erstaunlich künstlichen Sachen nur dann beigemessen werden, wenn Correctheit und Charakteristik der Form mit hineinkommt. Dies war in hohem Grade der Fall bei den Arbeiten des Malers O. Ph. Runge (s. d.), den dieses Talent der Kunst zuführte. Man besitzt in Hamburg große Sammlungen von ihm, deren Stücke fast alle Blumen und Thiere mit merkwürdiger Formwahrheit und Naturtreue wiedergeben. Sogar ganze Landschaften finden sich mit Felsen, Burgen u. s. w., die Bäume verschieden und besonders richtig charakterisirt, Wolken darüber, ja selbst Mondscheinlandschaften, nicht ohne einen Schimmer der Duftwirkung, ein Beweis, daß wir unwillkürlich mit gewissen Formen bestimmte Farben verbinden. Runge setzte aus solchen Darstellungen einen Ofenschirm für Goethe zusammen. Doris Lütjens unternahm die Herausgabe einer Auswahl dieser Runge'schen Leistungen; doch erschien nur ein Heft (Hamb. 1843). Andere Künstler, die diese Fertigkeit nebenbei übten, besonders anbauten und sich darin bekannt machten, sind Fröhlich und Konewka. Jener lieferte eine Anzahl von Kinderbüchern, zu denen er selbst den versificirten Text schrieb, dieser ein Album mit Darstellungen zu deutschen Dichtern oder Volksliedern und mit einer friesartigen Composition, welche den Spaziergang vors Thor aus Göthe's «Faust» versinnlicht. Das Original, aus schwarzem Papier geschnitten, ist durch Umdruck vervielfältigt worden.

Ausschnitt oder Sector heißt in der Geometrie ein solcher Theil einer krummlinigen Figur, welcher zwischen zwei aus einem Punkte im Innern derselben an den Umfang gezogenen geraden Linien und dem von ihnen abgeschnittenen Bogen des Umfangs enthalten ist. Beim Kreise ist der A. ein zwischen zwei Halbmessern und einem Bogen liegendes Stück desselben. A. eines geometr. Körpers ist ein solcher Theil des Körpers, welcher von einem Theil seiner Oberfläche und denjenigen geraden Linien begrenzt wird, die man sich von jedem Punkte des Umfangs dieses Theils der Oberfläche nach einem bestimmte Punkte des Innern des Körpers gezogen denkt. Ein Kugelausschnitt ist ein kegelförmiges Stück der Kugel, dessen Spitze im Mittelpunkte der Kugel liegt und dessen Grundfläche ein durch einen Kreis begrenztes Stück der Kugeloberfläche bildet.

Ausschuß bezeichnet im polit. Leben einen Körper, dessen Mitglieder durch Wahl aus irgendeiner Corporation, Versammlung oder Gesellschaft hervorgegangen sind, entweder um als Sachverständige ein bestimmtes Geschäft nach dem Auftrage und im Interesse der Gesammtheit zu vollziehen, oder um überhaupt als die Tüchtigsten unter den übrigen die Leitung und Vertretung des Ganzen zu führen. In diesem Sinne belegt man besonders die Deputationen, Commissionen und Comités in den parlamentarischen Versammlungen mit dem Namen von Ausschüssen. Eine ganz eigenthümliche Bedeutung hatte jedoch der Ausdruck in dem frühern deutschen Ständewesen. Hier waren die sog. Ausschüsse nicht blos vorübergehende Deputationen, die den Ständen vorarbeiteten, sondern sie vertraten geradezu die Gesammtstände und übten eigene Rechte aus. Ursprünglich wählte man in den ältern deutschen Landständen die Ausschüsse ebenfalls nur, um durch sie die Vereinfachung und Abkürzung der Verhandlungen zu erlangen, wozu schon die große Anzahl der damaligen Ständemitglieder auffordern mußte. Allein diese auf Zeit gewählten Ausschüsse verwandelten sich allmählich in stehende, in eigene Gewalten, und stellten endlich gewissermaßen Kammern mit Curiatstimme dar, in denen sich meist die erfahrensten und einflußreichsten Ständeglieder vereinigten. Dieses System hatte bisweilen die gute Folge, daß es Regierung und Stände einander mehr näherte und letztere bei der Verwaltung betheiligte. Die Ausschüsse waren auch Hüter der Verfassung und übten dieses Amt nicht selten mit Mannhaftigkeit. Allein häufig geschah es, daß diese Ausschüsse in den Zeiten polit. Trägheit, bei dem Mangel an Oeffentlichkeit und des Einflusses der öffentlichen Meinung entarteten und zur Ertödtung des ganzen ständischen Wesens beitrugen. Die Regierungen begünstigten überdies das Uebergewicht der Ausschüsse über die Landtage, weil sie den kleinern Kreis leichter gewinnen konnten als den größern. Die Stellen in den Ausschüssen wurden sogar lebenslänglich. Die Ausschüsse machten sich zu Führern und Vormündern ihrer Committenten. Sie traten wol auch gänzlich an deren Stelle, sodaß fortan

nur noch die Ausschüsse zusammenkamen, wodurch es den Regierungen gelang, dem ganzen Institute den Halt zu nehmen und es zu einer bloßen Formalität zu machen oder auch völlig außer Wirksamkeit zu setzen. Uebrigens bestand mancher Orten ein doppelter A., ein engerer und ein weiterer, und wiederum einer für die Ritterschaft, einer für die Städte. In einigen neuern deutschen Verfassungen hat man das Institut der ständischen Ausschüsse, als eines in der Zwischenzeit von Landtag zu Landtag wirkenden und die Rechte der Stände wahrenden Organs, wieder eingeführt, oder mit Modificationen die ältere Einrichtung beibehalten. So in Kurhessen, in Würtemberg. Anderwärts besteht ein solcher Zwischenausschuß nur für bestimmte Geschäfte, wie in Sachsen-Weimar für Abnahme der Jahresrechnung (Rechnungsausschuß).

Ausschweifung bezeichnet das schädliche Uebermaß in sinnlichen Genüssen, vorzugsweise im Genuß der spirituösen Getränke und in Befriedigung des Geschlechtstriebs. Doch kann auch anderes, z. B. der Sinn für Musik, der Trieb nach Muskelbewegung u. s. w., ausschweifend und dadurch schädlich werden. Jedes Uebermaß in irgendwelcher Lebensthätigkeit, jede Ueberreizung des Nervensystems führt zunächst zur Abspannung, bei öfterer Wiederholung zur Schwäche und Reizbarkeit, schließlich zur Abstumpfung und Lähmung. Diese schlimmen Folgen der A. werden, je nach der Art derselben, verschiedene Organe in verschiedener Weise betreffen. Die Gefahr der geschlechtlichen A. liegt einmal darin, daß sie schnell das Nervensystem überreizt und schwächt, was wieder eine Schwäche aller Functionen und eine allgemeine Störung der Ernährung zur Folge hat; andererseits aber in der Gefahr der Uebertragung ansteckender Krankheiten. Abgesehen von der Ansteckung, die nicht eigentlich eine nothwendige, sondern mehr zufällige Folge ist, sind die krankhaften Folgezustände der geschlechtlichen A. im allgemeinen nicht durch Arzneien, sondern lediglich durch Enthaltsamkeit und eine in jeder Hinsicht vernünftige, geregelte Lebensweise zu heilen. Regelmäßige, nicht zu anstrengende Thätigkeit, die nie bis zu großer Ermüdung fortgesetzt werden darf, nahrhafte, anfangs leichte, später kräftigere, aber stets mäßige Kost, frische Luft, viel, aber leichte Bewegung, regelmäßiger, nicht zu kurzer Schlaf und Meidung alles dessen, was das Nervensystem aufregt, als da sind Gemüthsbewegungen, Spirituosen, starker Kaffee, Thee oder Taback: dies sind die Vorschriften, deren genaue, dem Grade der Erschöpfung angemessene Befolgung, außer in den schlimmsten Fällen, fast immer zum Ziele führen wird, wenn nicht andere Krankheiten mit im Spiele sind.

Ausschwitzung oder Exsudation nennt man die krankhafte Absonderung flüssiger Bestandtheile aus dem in seinen Gefäßen eingeschlossenen Blute, weiterhin auch die so abgesonderte Masse selbst oder das Exsudat. Die krankhafte A. schließt sich in unmerklichen Uebergängen an die gesunderweise erfolgende A. von Blutbestandtheilen in die Gewebe an, vermittels welcher die Gewebe ernährt werden. Erstere unterscheidet sich von letzterer lediglich durch die Menge und die etwas abweichende Zusammensetzung des Ausgeschwitzten. Dieses ist entweder wässerig, dem sog. Blutserum ähnlich, und heißt dann serös, oder es ist dem sog. Blutplasma ähnlich, und heißt dann fibrinös oder faserstoffig. Das fibrinöse Exsudat scheidet sich gewöhnlich bald in einen gerinnenden festen und einen wässerig bleibenden serösen Theil. Ergießt sich das Exsudat auf eine freie Fläche oder in die natürlichen Höhlen des Körpers, so heißt es ein freies, ergießt es sich zwischen die feinen Einzeltheile der Gewebe, so heißt es ein interstitielles oder infiltrirtes, wird es in die Elemente der Gewebe, d. h. in die Zellen und Fasern selbst aufgenommen, sodaß diese aufquellen und sich vergrößern, so nennt man es parenchymatös. Ueber die Entstehung, Bedeutung, den weitern Verlauf und die Folgen der Exsudate in ihren sehr mannichfachen Verschiedenheiten, s. Entzündung und Wassersucht.

Außenwerke heißen alle Werke einer Festung, die außerhalb des Hauptwalls jenseit des Hauptgrabens, aber noch diesseit des Gedeckten Weges liegen. Sie haben den Zweck, den Angriff auf den Hauptwall aufzuhalten, die Schüsse gegen denselben aufzufangen und ihm Seitenvertheidigung zu geben. Alle A. müssen daher so eingerichtet sein, 1) daß sie der Feind angreifen muß, ehe er zum Hauptwalle gelangt; 2) daß sie dem Hauptwall Seitenvertheidigung geben; 3) daß sie gegen die außerhalb des Glacis errichteten Batterien des Feindes alle Stellen der Futtermauer des Hauptwalls vollkommen verdecken; 4) daß sie vom Hauptwall aus eingesehen werden. Meist, jedoch nicht immer, sind sie einige Fuß niedriger als der Hauptwall. Die gewöhnlichsten A. sind: 1) die Grabenschere (Grabentenaille), die im Graben zwischen zwei Bastionen vor der Courtine liegt und gewöhnlich die Form eines eingehenden Winkels hat; 2) das Ravelin (s. d.); neben ihm liegen zuweilen 3) die Lunetten (s. d.) oder Brillen; 4) die Contregarden und Couvrefacen, jene für Geschütz, diese nur für Infanterie eingerichtet; 5) die Enveloppe (Mantel), eine zusammenhängende Umwallung, welche zur Deckung der Bollwerks-

facen zuweilen in Form eines ausgehenden Winkels vor dem Bollwerke liegt. Jenseit des Gedeckten Weges der Festung, mit dieser durch Anschlußlinien verbunden, welche von dort oder von den A. flankirt werden können, liegen zur Festhaltung wichtiger Punkte die äußern oder vorliegenden Werke. Diese müssen ihre eigene Frontalvertheidigung haben. Der Form nach unterscheidet man bei ihnen: 1) die einfache Schere (Tenaille), deren Front aus zwei Linien mit eingehendem Winkel besteht; 2) die doppelte Schere mit zwei eingehenden Winkeln. Sind die Flügel hinten enger zusammengezogen, so heißt die Schere mit zwei vorspringenden Spitzen 3) ein Schwalbenschwanz, mit drei Spitzen aber 4) eine Bischofsmütze. Sodann unterscheidet man 5) das Hornwerk, das aus einer bastionirten Front (d. h. zwei halben, mit einer Courtine verbundenen Bastionen) besteht; 6) das Kronwerk, welches aus zwei, und 7) das doppelte Kronwerk, das aus drei bastionirten Fronten gebildet ist. In neuerer Zeit hat man diese Werke aber nicht mehr angewendet, weil ihre Frontalvertheidigung zu schwach ist und ihre langen Anschlußlinien dem Ricochetfeuer zu sehr ausgesetzt sind, auch weil sie, wenn genommen, dem Feinde Deckung gewähren. Wenn außerhalb der Festung wichtige Punkte zu decken sind, so geschieht dies jetzt durch selbständige detachirte Forts, welche der weittragenden gezogenen Belagerungsgeschütze wegen immer mehr hinausgerückt werden müssen.

Aussetzung der Kinder war und ist bei vielen Völkern durch das Gesetz oder doch durch die Sitte gestattet. Der Grund davon ist darin zu suchen, daß der Mensch noch nicht in seiner persönlichen Würde, die Ehe noch nicht als eine sittliche Gemeinschaft anerkannt wird, wenn auch die nächsten Ursachen in Uebervölkerung, in Armuth, Geiz, Gefühllosigkeit, Furcht vor Schande oder in religiösen und polit. Vorurtheilen liegen. Unter den Völkern des Alterthums sind es nur die Juden, die Aegypter, die Thebaner und die Germanen, bei welchen das Aussetzen der Kinder verboten oder nicht Sitte war; dagegen findet sich solche seit den ältesten Zeiten bei den Chinesen, Japanern, Hindus, Griechen, Römern und andern Völkern. Die hohe Bildung und der sonst milde Sinn der Griechen schützte nicht vor der barbarischen Sitte des Aussetzens. Bei den Spartanern, welche den Menschen nur um des Staats willen achteten, wurden die Neugeborenen von obrigkeitlichen Personen untersucht und nur die als lebenskräftig anerkannten in die Liste der Bürger eingetragen; die schwächlichen und krüppelhaften dagegen mußten in einen Abgrund bei dem Berge Taygetos geworfen werden, was indeß bei der naturgemäßen Erziehung und den über Verheirathung bestehenden Gesetzen wol nicht oft vorgekommen sein mag. Bei den Söhnen der Könige scheinen überdies Ausnahmen gemacht worden zu sein. Gleiche Sitte, wie in Sparta, fand sich auch bei den Doriern auf Kreta. In Athen wurde die vor Solon fast unbeschränkte väterliche Gewalt später in engere Grenzen eingeschlossen, und das Aussetzen neugeborener Kinder scheint nur in wenigen Fällen erlaubt gewesen zu sein; in den Zeiten des Sittenverfalls und der Ueppigkeit wurde es aber durch Misbrauch der väterlichen Gewalt häufiger. Indeß wurden die Kinder nicht immer in der Absicht ausgesetzt, daß sie umkommen sollten, sondern man legte sie häufig an besuchte Orte und gab ihnen auch wol irgendeine Sache von Werth mit, theils um dadurch andere zur Aufnahme desto leichter zu bewegen, theils um sie daran später vielleicht wiederzuerkennen. Auch bei den ital. Völkern scheint das Aussetzen gewöhnlich gewesen zu sein, wie sich schon aus der Geschichte des Romulus und Remus ergibt; bei den Römern war es durch das Zwölftafelgesetz nur in gewissen Fällen erlaubt, wurde aber durch die später einreißende Ueppigkeit immer häufiger. Wie bei den Athenern, so wurde auch bei den Römern das neugeborene Kind vor dem Vater niedergelegt. Nahm dieser es auf, so erkannte er es dadurch als sein Kind an und verpflichtete sich zur Erziehung desselben; nahm er es aber nicht auf, so wurde es ausgesetzt, entweder an unbesuchten oder besuchten Orten, im letztern Falle häufig auf dem Gemüsemarkte in der elften Region der Stadt, auch wol vor der Thüre kinderloser Leute. Bekanntlich spielen bei Griechen und Römern ausgesetzte Kinder nicht nur in Dramen, sondern auch in der Heroengeschichte eine wichtige Rolle, und selbst Philosophen wie Plato und Aristoteles halten die Aussetzung für erlaubt. Auch bei den alten Celten, Skandinaviern, den slaw. Völkerschaften bis zur Annahme des Christenthums war das Aussetzen verstattet; und ebenso findet es sich nach den Berichten glaubwürdiger Reisenden seit den ältesten Zeiten und bis auf den heutigen Tag bei vielen heidnischen Völkern. In China werden jährlich Tausende von Kindern getödtet oder ausgesetzt, ebenso in Ostindien und Japan. Auf Madagaskar sollen alle an einem Dienstage, Donnerstage oder Sonnabende, im April, oder wenn ein unglückbringender Planet herrscht, geborene Kinder ausgesetzt werden. Den Mohammedanern verbietet zwar ihre Religion das Aussetzen der Kinder; dagegen hat aber die Vielweiberei und Verweichlichung Kindermord häufig in ihrem

Gefolge. Erst das Christenthum, welches die persönliche Würde des Menschen anerkennt, dem weiblichen Geschlechte dieselben Menschenrechte wie dem männlichen einräumt, und die Ehe für eine sittliche Gemeinschaft erklärt, trat der barbarischen Sitte des Aussetzens kräftig entgegen. Die Kirchenväter eifern nachdrücklich dagegen und sehen das Aussetzen für ebenso strafbar an als den Mord der Kinder. Da aber das Aussetzen bei den Heiden nicht sogleich verhindert werden konnte, so wurde hier und da verordnet, die Kinder wenigstens vor den Kirchengebäuden auszusetzen, und zu diesem Zwecke war gewöhnlich vor den Kirchthüren ein weites Becken angebracht. Das erste ausdrückliche Verbot des Aussetzens scheint in die Regierung der Kaiser Valentinian, Valens und Gratian zu fallen, obgleich schon seit Konstantin d. Gr. mehrere Verordnungen dem Aussetzen indirect entgegengewirkt hatten. Justinian I. erklärte endlich auch die ausgesetzten und von Fremden aufgenommenen und erzogenen Kinder für völlig frei, während dieselben bisher immer noch als Sklaven betrachtet werden konnten und meist ein sehr trauriges Los hatten. Von nun an wurde die Ansicht mehr und mehr herrschend, daß das Aussetzen der Kinder ein Verbrechen und wie durch Kirchenbuße, so auch von der weltlichen Obrigkeit zu strafen sei. In diesem Sinne ist die Kindesaussetzung auch in den neuern deutschen Gesetzbüchern mit Freiheitsstrafe bedroht, bisweilen als Unterart des Verbrechens der A. hülfloser Personen überhaupt. (S. Findelhäuser.)

Aussig, Stadt im böhm. Kreise Leitmeritz, an der Mündung der Bila in die Elbe und der Sächsisch-Böhmischen Eisenbahn, von welcher sich hier die Bahn nach Teplitz abzweigt, liegt 3 St. von der sächs. Grenze in einer romantischen, fruchtbaren und gewerbfleißigen Gegend, zählt 10220 E. und ist der Sitz eines Bezirksamts, eines Gerichts sowie eines Steuer-, Zoll- und Telegraphenamts. Die Stadtkirche, angeblich schon 826 gegründet, enthält ein herrliches Madonnenbild von Carlo Dolce, ein Geschenk des Ismael Mengs, dem hier 1728 sein Sohn Rafael geboren ward. Die Stadt ist in raschem Aufblühen begriffen. Unter den industriellen Etablissements sind die großen Wollwaarenmanufacturen, eine Maschinenfabrik, eine Theer- und Theralitfabrik und die große Chemikalienfabrik des österr. Vereins für chem. und metallurgische Production (mit 500 Arbeitern) hervorzuheben. Sehr bedeutend ist der Schiffbau, der jährlich an 600 Zillen liefert, welche sammt Ladung zumeist in Berlin, Magdeburg und Hamburg verkauft werden. Die vorzüglichste Erwerbsquelle der Bewohner A.s bildet jedoch der Handel einestheils mit Obst, Getreide, Mineralwässern, Holz, anderntheils mit den Braunkohlen der Umgegend (jährlich an 16 Mill. Ctr.), die meist auf dem Strome und der Eisenbahn verführt werden. A. war einst stark befestigt. Es wurde 1426 von den Hussiten zerstört, die auch 18. Jan. desselben Jahres die Meißner bei dem nahen Dorfe Predlitz und 15. Juni dieselben auf der 1 St. entfernten Viehanj schlugen. 1583 brannte A. ab; 1639 ward es von den Schweden unter Banér erobert. 1 St. entfernt liegt das Schlachtfeld von Kulm. Ein Vergnügungsort für die Einheimischen ist die 1/8 St. entfernte Ferdinandshöhe mit reizender Fernsicht; von Fremden werden auch die Ruine Schreckenstein und die sog. Wostrai viel besucht.

Ausspielgeschäft heißt die Veräußerung einer Sache an denjenigen, welchen das Los aus einer Mehrheit von Einsetzenden bestimmen oder welcher bei einem gemeinschaftlichen Glücks- oder Geschicklichkeitsspiele den Preis davon tragen werde. Man bedient sich z. B. dieses Geschäfts, um für schwerverkäufliche Werthgegenstände, wie mühsame Meisterstücke von Handwerkern, einen angemessenen Preis zu erlangen und die Möglichkeit der Erwerbung um eine ganz geringfügige Summe zu eröffnen. Es werden dadurch aber auch Grundstücke, Kostbarkeiten, Waarenquantitäten u. s. w. mit Vortheil abgesetzt. Gewöhnlich übernimmt dann ein Bankier gegen bedeutende Provision die Garantie, daß nicht mehr als die planmäßige Anzahl Lose ausgegeben und der Spielgegenstand dem endlichen Gewinner ausgeliefert werden solle. Ueber die rechtliche Natur des A. sind die Meinungen getheilt. Einige betrachten dasselbe als eine Art Hoffnungskauf, welcher erst durch das Zusammenbringen der erforderlichen Einsätze und den Sieg eines Theilnehmers bei dem endlichen Ausspielen zur Vollendung gelange, dagegen aber, wenn das Ausspielen aus irgendeinem Grunde, z. B. wegen Untergangs der Sache, unterbleibe, in sich selbst zusammenfalle, sodaß die Einsätze als ohne Grund gezahlt, zurückverlangt werden können. Andere wollen in dem A. zwei Verträge unterscheiden, nämlich ein vorbereitendes Geschäft zur Bildung einer Gemeinschaft von Theilnehmern und einen nachfolgenden Verkauf der Sache an diese Gemeinschaft, unter der Verpflichtung des ausspielenden Verkäufers, die Sache dem Gewinner zu überantworten. Hiernach würde die Spielergemeinschaft, wenn nichts anderes bedungen ist, schon vom Augenblicke jenes Verkaufs

die Einsätze dem Verkäufer preisgeben und die Gefahr übernehmen. Unbestritten ist jedoch, daß der nach der Ziehung eintretende Untergang der Sache den Gewinnenden trifft. Das A. kann leicht zu Betrügereien gemisbraucht werden, da die Menge in der Hoffnung auf ein großes Glück und bei der Geringfügigkeit der einzelnen Einsätze sich nicht weiter darum zu bekümmern pflegt, ob der in dem Gesammterlös der Lose bestehende Verkaufspreis kein übertriebener sei und ob der Ausspielende den Gegenstand auch gewähren werde. In Frankreich ist daher dieser Vertrag verboten, und anderwärts, wie in Preußen und Sachsen, nur unter jedesmaliger polizeilicher Genehmigung gestattet.

Aussprache, s. Orthoëpie.

Ausstattung, s. Aussteuer.

Ausstellung, s. Kunstausstellungen und Industrieausstellungen; über Ausstellung als Strafe, s. Pranger.

Ausstellung des Sakraments wird in der kath. Kirche die feierliche A. der geweihten Hostie (s. d.) genannt. Das Sakrament pflegt, von mindestens 12 Lichtern umgeben und an manchen Orten unter Bedeckung der Bilder des Altars, auf dem Hochaltare ausgesetzt zu werden. Die Vorbereitung dieser kath. Sitte liegt begreiflich in der Entwickelung der mystischen und wunderhaften Auffassung des Abendmahls überhaupt, und sie ergab sich von selbst in dem Grade, in welchem die Lehre der Transsubstantiation (s. d.) zur Ausbildung gelangte. Dennoch ist sie als officieller Bestandtheil des kath. Cultus erst mit der Anordnung des Fronleichnamsfestes gegen Ende des 13. Jahrh. ins Leben getreten; sie war anfänglich sogar nur auf wenige Tage im Jahre beschränkt. Kath. Frömmigkeit hat indeß später Congregationen gebildet, welche theils das ganze Jahr hindurch abwechselnd das Sakrament verehrten, theils selbst einer 40stündigen Anbetung sich unterzogen.

Aussteuer oder Ausstattung heißt im allgemeinen dasjenige, was die Töchter bei ihrer Verheirathung aus dem älterlichen Vermögen erhalten. Nach deutschen Particularrechten versteht man aber im besondern darunter die von der Frau zu ihrem eigenen Bedarf oder zur Führung des Hauswesens eingebrachten Gegenstände. Selbige sind dann ein von dem Brautschatz und der Mitgift verschiedener Vermögenstheil, über welchen gewöhnlich der Frau die Verfügung zusteht. Bisweilen wurde dieses Wort auch von ähnlichen Verhältnissen bei den Söhnen gebraucht, z. B. von dem, was die ins Kloster tretenden Geistlichen seitens ihrer Familie erhielten. — Die sog. Aussteuerkassen gewähren ihren Mitgliedern oder den bei ihnen versicherten Personen beim Eintritt eines bestimmten Jahres, bei ihrer Majorennität oder bei ihrer Verheirathung oder Etablirung ein gewisses Kapital. Zum Beitritt zu dergleichen Kassen werden in der Regel nur Kinder zugelassen, vorzugsweise solche, welche die ersten Lebensjahre noch nicht zurückgelegt. Die Beiträge sind entweder einmalige oder jährliche. Die letztern müssen bis zur Fälligkeit der Aussteuer, beziehentlich bis zum Todestage des Beigetretenen, fortgezahlt werden. Zuweilen ist ein Kapital von bestimmter Höhe nicht zugesichert, und es bilden alle Beigetretenen, welche in einem und demselben Jahre geboren, eine Jahresgesellschaft, welcher die eigenen und die Beiträge der Absterbenden oder mindestens die Zinsen der letztern zufallen. In diesem Falle wird, sobald der Zahlungstermin der Aussteuer eingetreten, das vorhandene Kapital nebst Zinsen, abzüglich der Verwaltungskosten, auf die Theilhaber vertheilt.

Ausstopfen der Thiere, s. Taxidermie.

Aussüßen oder Auswaschen heißt in der Chemie und chem. Technik aus einem pulverförmigen Körper (besonders den in Flüssigkeiten gebildeten Niederschlägen) die zwischen dessen Theilchen befindlichen auflöslichen fremden Theile durch Waschen mit Wasser (geeignetenfalls auch wol mit Weingeist u. s. w.) wegschaffen.

Austen (Jane), engl. Romanschriftstellerin, wurde 16. Dec. 1775 zu Steventon in Hampshire geboren, wo ihr Vater Geistlicher war. Nach dessen Tode zog sich die Witwe mit ihren Töchtern nach Southampton zurück und siedelte später nach dem nahen Dorfe Chawton über. In diesem ländlichen Aufenthalte schrieb Jane A. zuerst «Northanger Abbey», eine Jugendarbeit, die erst nach ihrem Tode veröffentlicht wurde, dann «Sense and sensibility», «Pride and prejudice», «Mansfield Park» und «Emma», die noch zu ihren Lebzeiten, obwol ohne ihren Namen, erschienen. Bei ihrem letzten Romane, «Persuasion», überraschte sie der Tod, der 24. Juli 1817 zu Winchester erfolgte. Miß A. nimmt als Sitten- und Seelenmalerin eine hohe Stelle in der engl. Literatur ein. Einfach und fast nüchtern in ihrem Stil, weiß sie den Leser zu fesseln, ohne zu den romantischen Abenteuerlichkeiten und Bühneneffecten

ihre Zuflucht zu nehmen, und mit der reinsten Moral verbindet sie eine klare und treffende Anschauung des Lebens und der socialen Verhältnisse. Heftige Leidenschaften und stark ausgeprägte Charaktere zu schildern, ist nicht ihre Sache. Ihr eigentliches Gebiet ist der höhere engl. Mittelstand, dessen Leben in ruhigem Gleise innerhalb der conventionellen Schranken des Hergebrachten dahinfließt, und dessen Tugenden, Gebrechen und Lächerlichkeiten sie mit Meisterhand zeichnet. Dabei fehlt es ihren Darstellungen keineswegs an Innerlichkeit, und in «Persuasion» erhebt sie sich sogar bis zum Pathos. Ihre Werke sind öfter aufgelegt worden (zuletzt 5 Bde., Lond. 1863).

Austerlitz, Stadt in Mähren, im Kreise Brünn an der Littawa gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts, zählt 3452 E. und besitzt eine schöne Pfarrkirche und ein Schloß des Fürsten Kaunitz-Rietberg, in welchem sich eine Gemäldesammlung befindet. Geschichtlich bekannt ist der Ort durch die Dreikaiserschlacht vom 2. Dec. und den Waffenstillstand vom 6. Dec. 1805. Nachdem die Franzosen 13. Nov. Wien besetzt und sich der Donaubrücke bemächtigt hatten, schloß sich das österr. Corps, welches dieselbe nicht vertheidigt, den Russen auf deren Rückzuge nach Mähren an. Napoleon ließ dieselben vom 2. Corps und der Reservecavalerie verfolgen und brach selbst mit den Garden von Wien auf; er nahm sein Hauptquartier in Brünn, wo er die Truppen in Cantonnirungen verlegte, um für neue Operationen eine günstige Zeit abzuwarten, da seine Streitkräfte weit vertheilt, die feindlichen aber vereinigt waren. Kutusow, zu welchem, außer dem erwähnten Corps des Fürsten Liechtenstein, eine zweite russ. Armee unter Buxhöwden gestoßen war, hatte bei Olmütz 22. Nov. halt gemacht, wo am 24. der Großfürst Konstantin mit einem Theil der Garden ankam. Kaiser Alexander war schon am 18. im Hauptquartier zu Olschan eingetroffen, wohin sich auch Kaiser Franz von Brünn beim Anmarsche der Franzosen begeben hatte. Hier wurde jetzt gegen Kutusow's und Schwarzenberg's Rath beschlossen, Napoleon anzugreifen, ohne die Ankunft der Erzherzoge Johann und Karl abzuwarten. Daß der Entschluß nicht auf Kutusow's oder Weyrother's Betrieb, sondern vom Kaiser Alexander unter dem Einflusse seiner nächsten Umgebung ausgegangen ist, steht nach neuern Ermittelungen fest. Bisher ist, franz. Berichten folgend, eine fast doppelte Uebermacht der Verbündeten angenommen worden. Diese wäre auch, obschon nicht gerade doppelt, auf ihrer Seite gewesen, wenn man den Entschluß zur Offensive rasch ausgeführt hätte; aber man ließ Napoleon Zeit, mehr Truppen heranzuziehen, und die beiden Armeen waren in der Schlacht, nach authentischen Quellen, fast gleichstark. Der Vormarsch der Verbündeten in fünf Colonnen, mit einer Vorhut auf jedem Flügel und einer Reserve (Garden), geschah äußerst langsam, vom 27. bis 29. Nov. (8 M., bis A.). Die Truppen marschirten dabei in geöffneter Zugcolonne und im Tritt. Man erwartete, Napoleon's Kriegsmanier ganz verkennend, eine reine Defensivschlacht. Napoleon beorderte sein 1. Corps, Bernadotte, von Iglau, sein 3., Davoust, von Wien, jedes mit zwei Divisionen, heran und zog seine Truppen aus den Cantonnirungen in eine Stellung hinter den Gold(Rziczka-)bach zusammen. Am 1. Dec. recognoscirte er die Bewegungen der feindlichen Colonnen und traf nun seine Maßregeln. Der rechte Flügel, 4. Corps, Soult, besetzte mit einer Division die Uebergangspunkte des Bachs, Telnitz, Sokolnitz, Kobelnitz, zwei Divisionen (Vandamme und Saint-Hilaire) standen in Angriffsmassen (hier zum ersten mal formirt) zu einem Offensivstoße bei Puntowitz vereint; den linken Flügel, über den Bach vorgeschoben, bildete das 5. Corps, Lannes, hinter demselben das 1., Bernadotte, und die Reservecavalerie unter Murat; die Garden und Oudinot's Grenadierdivision standen in Reserve. Am 2. Dec. (früh 7 Uhr) setzten sich, der Disposition zur Schlacht gemäß, staffelförmig vom linken Flügel die Colonnen der Verbündeten in Bewegung. Jeder war ein bestimmtes Défilé zum Angriff zugewiesen: der Vorhut unter Kienmayer (Oesterreicher) und der ersten Colonne, Doctorow, Telnitz, der zweiten, Langeron, das Dorf und der dritten, Przybiszewski, das Schloß Sokolnitz, der vierten, Kolowrat (Oesterreicher und Russen), Puntowitz; bei dieser Colonne befand sich Kutusow, der Oberfeldherr. Nach Ueberwältigung der Défilés sollte jede Colonne auf die andere warten, dann sich jenseit des Bachs in der rechten Flanke der Franzosen entwickeln und alles durch eine Rechtsschwenkung mit umfassendem Angriff den Feind «aufrollen» und von seiner Rückzugslinie nach der Donau abdrängen. Der rechte Flügel, die fünfte Colonne, Bagration, die Reservecavalerie, Fürst Liechtenstein, und die russ. Vorhut sollten den Gegner anfangs nur beschäftigen und erst, wenn der andere Flügel jenseit des Bachs vordringe, die Offensive ergreifen; die Garden, Großfürst Konstantin, blieben in Reserve. Ein tiefer Nebel bedeckte die Gegend; gegen 8 Uhr brach «die Sonne von A.» hindurch, und die

Schlacht begann. Am Goldbache wurden die Défilés nach und nach von der Avantgarde und den drei russ. Colonnen nach einigen Wechselfällen genommen, Kutusow aber hielt die vierte Colonne noch aus Bedenklichkeiten zurück und ließ sie erst auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers antreten. Diese Zögerung trägt einen großen Theil der Schuld am Verlust der Schlacht, denn sie brachte die Colonnen außer Verbindung und gab Napoleon Zeit, die Angriffsmassen seines Centrums (unter Soult) zum Durchbrechen der feindlichen Schlachtordnung gegen Pratzen, den Schlüsselpunkt derselben, vorgehen zu lassen, während Davoust mit seinen frischankommenden Truppen und den von den Défilés zurückweichenden eine Flankenstellung hinter einer Linie von Teichen nahm, wo er sich behauptete, sodaß kein «Aufrollen» möglich war. Unterdessen stieß die eben aus Pratzen debouchirende vierte Colonne auf den Feind. Es kam hier zu einem langen, heftigen Kampfe, der etwa um 11 Uhr mit der Niederlage der Verbündeten und ihrer vollständigen Auflösung endigte. Die Höhen von Pratzen waren gewonnen, die Streitkräfte der Verbündeten auseinandergesprengt. An der Brünn-Olmützer Straße hatte der Kampf zwischen Lannes, welcher den linken Flügel befehligte, und Bagration mit großer Heftigkeit begonnen. Die Cavalerie der Verbündeten machte zwar einige glückliche Attaken, namentlich ritt das russ. Regiment Garde zu Pferde vier Quarrés unter den Augen Napoleon's nieder und warf fünf Schwadronen seiner Garde; aber die Franzosen gewannen endlich das Uebergewicht und zwangen Bagration, der von allen Seiten umfaßt werden konnte, zum Rückzuge. Napoleon hatte während dieses Kampfes seine Reserve, die Garden und Grenadiere, zur Besetzung der Höhen von Pratzen vorgeführt, und ließ nun die Truppen, welche dieselben genommen hatten, dem noch jenseits und an den Défilés kämpfenden Feinde in den Rücken gehen, während Davoust seinerseits in der Front angriff. Die dritte Colonne der Verbündeten wurde fast ganz vernichtet, die andern retteten sich theilweise. Dem Siege von Austerlitz, der eine neue Epoche in der Taktik bezeichnet, folgte unmittelbar der Friede. Noch am Abende des 2. Dec. trug Fürst Liechtenstein als Parlamentär auf Waffenstillstand an, der nach einer Unterredung der Kaiser Franz und Napoleon, welche am 4. stattfand, am 6. geschlossen wurde, worauf 26. Dec. zwischen Frankreich und Oesterreich, unter neuen schweren Opfern für letzteres, der Friede von Presburg zu Stande kam. Kaiser Alexander wurde bei der Flucht des Centrums mit einem einzigen Begleiter vom General Toll getroffen, wie er in Thränen am Wege saß. Rußland machte keinen Frieden und trat im folgenden Jahre, mit Preußen verbündet, wieder gegen Napoleon auf.

Austern sind Weichthiere oder Mollusken (s. d.) und bilden eine besondere Familie in der Ordnung der Akephalen (s. d.) oder Kopflosen. Sie haben zwei Kalkschalen, von welchen die untere convex und gewöhnlich an Felsen, Steinen u. s. w. des Meeresgrundes angewachsen ist, während die obere, meist platte Schale als Deckel schließt. Ihre Organisation ist diejenige der gewöhnlichen Seitenmuscheln. Ein an den beiden Schalen anliegender Mantel, dessen Außenfläche aber die Schalen absondert, umhüllt den Körper, der aus einem Sacke besteht, in welchem die große Leber, die Geschlechtsorgane, der Darmkanal, das Herz und die zerstreuten Nervenknoten liegen. An dem Körper sind vier Kiemenblätter befestigt, die zwischen dem Mantel (dem sog. Bart) liegen und nach vorn an der weichen Mundöffnung zusammenstoßen, an der kleinere Mundkiemen sitzen. Ein großer Muskel, zum Schließen der Schalen bestimmt, geht mitten durch den Körper von einer Schale zur andern. Er wird mit dem Schalenschlosse beim Oeffnen der A. durchschnitten. Es gibt männliche und weibliche A. Die mikroskopischen Eier werden eine Zeit lang in den Fächern der Kiemen ausgebrütet und verlassen dieselben in Form eigenthümlicher Larven, die mittels Flimmerräder schwimmen können und sich erst nach einiger Zeit fixiren. Die Arten sind zahlreich, aber schwer zu unterscheiden. Die eßbare Auster Europas (Ostrea edulis) kommt an den atlantischen und Nordküsten Frankreichs, im Kanal, an der Küste von Holstein und Schleswig, im Mittelmeere und Adriatischen Meere in großer Menge vor und bildet die sog. Austernbänke, deren Benutzung durch Gesetze geregelt ist. Die berühmtesten sind die der Bai von Cancale; andere hat man zwischen 1770—75 an der engl. Küste dadurch begründet, daß man die an der franz. Seite gefischten A. in kiesigen Untiefen in das Meer warf und dort mehrere Jahre sich ungestört vermehren ließ. Die A. kommen überhaupt nicht in großen Tiefen und vom Lande entfernten Orten vor, daher ist es auch möglich geworden, ihre Zucht künstlich zu betreiben. Die flachen, mit dem Meere verbundenen Teiche, in welchen dieses geschieht, heißen sowol bei den Franzosen als bei den Engländern Austernparke. Die richtige Bewirthschaftung derselben setzt mancherlei Kenntnisse voraus, wird aber in beiden Ländern wohl verstanden. Man benutzt solche Behälter auch, um die auf Moorgrund frisch gefangenen A. zu bewahren und von dem unangenehmen Modergeschmack zu befreien. An der

Küste der Normandie, in Aunis, versteht man es sogar, ihnen mittels des Aufenthalts in solchen Teichen eine hellgrüne Farbe mitzutheilen. Es sind dieses die in Paris sehr gesuchten Huîtres vertes de Marennes. Der Fang im Meere geschieht mittels einer Art eiserner Egge, an welcher hinten ein sackförmiges Netz angebracht ist. Der starkbeschwerte Apparat wird von einem mit vollem Winde segelnden Fahrzeuge schnell über den Boden fortgeschleift und reißt mit einemmal oft einige hundert A. ab. Die A. sind nur in frischem Zustande eßbar; wenige Stunden nach ihrem Tode gehen sie in Fäulniß über. Ihre Versendung landeinwärts muß schnell geschehen, setzt eine angemessene und genaue Verpackung voraus und vertheuert sonach die Waare; indessen werden auch an den Küsten viele marinirt und in Fässern verschickt. A. in guter Beschaffenheit sind, zumal in rohem Zustande, zwar leicht verdaulich, aber keineswegs so nährend, wie man meint; sie haben vielmehr die Eigenschaft, den Appetit zu verschärfen, theils durch den Magensaft, theils durch die kleine Menge Seewasser, welches sie enthalten. Gekocht sind sie schwer verdaulich. Von ihrem Genuß hat man bisweilen krankhafte Zufälle, zumal Kolik, entstehen sehen, und da dieses besonders im Juni, Juli und Aug. beobachtet worden, wo die A. laichen, so hat man, jedoch wol mit Unrecht, angenommen, daß während der Geschlechtsfunctionen die A. schädliche Eigenschaften erhielten. Die Schalen liefern einen von mineralischen Nebenbestandtheilen freien Kalk, der daher officinell ist; an den Küsten wird er seiner Weiße wegen von Maurern gebraucht. Der Fang und Handel mit A. ist von großer Erheblichkeit, nicht allein in Europa, sondern auch in den Vereinigten Staaten. Schon die Römer hielten sie für eine große Delicatesse und bezogen sie aus dem Adriatischen Meere, wo noch jetzt die Arsenalaustern von Venedig, die Pfahlaustern von Triest u. s. w. berühmt sind, aus der Bai von Cumä und dem Bosporus. Sergius Orata legte zur Zeit des Marserkriegs den ersten Austerpark in Bajä an. Gegenwärtig hat man, infolge der erlangten Kenntnisse über die Fortpflanzung der A., namentlich in Frankreich an den westl. Küsten große Zuchtteiche angelegt, in welchen jährlich Hunderte von Millionen A. erzeugt, angesiedelt und bis zu erfolgter Reife im vierten Jahre gezüchtet werden. Besonders in der Nähe von Bordeaux sind Einrichtungen dieser Art im großartigsten Maßstabe getroffen worden.

Austernfischer (Haematopus ostralegus) oder Austerndieb nennt man einen schönen Strandvogel von der Größe einer Haustaube, der unten weiß, am Rücken und den Flügeln schwarz ist, eine weiße Binde über den Flügeln, rothen Schnabel und Beine trägt und überall an den Gestaden der Nord- und Ostsee sowie auf den dem Meere benachbarten Binnenseen häufig zu finden ist. Der Schnabel ist über kopflang, ziemlich dick und scharf, die Beine kurz und kräftig. Er läuft am Wasser umher, sucht Würmer, Schnecken, Muscheln, dreht Steine um, unter denen er Meerthiere sucht, schwimmt und fliegt gut und schnell, und ist scheuer als andere Strandvögel. Stets findet man ihn paarweise, oft zu Hunderten in Gesellschaft. Das Weibchen legt drei Eier in ein kunstloses Nest und brütet abwechselnd mit dem Männchen. Das Fleisch ist schlecht, thranig, zähe.

Austin (Sarah), eine verdienstvolle engl. Schriftstellerin, gehört der Familie Taylor zu Norwich an und wurde daselbst in den ersten Jahren des 19. Jahrh. geboren. Sie erhielt eine vortreffliche Erziehung und erwarb sich eine gründliche Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur, für welche sie eine große Vorliebe gewann. Seit 1820 mit John A., einem geachteten Rechtsgelehrten in London, vermählt, wandte sie sich der literarischen Beschäftigung zu und begann ihre schriftstellerische Laufbahn mit «The travels of a German Prince» (Lond. 1832), einer Uebersetzung der «Briefe eines Verstorbenen» des Fürsten Pückler-Muskau, die anonym erschien und in England großes Aufsehen erregte. Unter ihrem eigenen Namen trat sie zuerst mit «Characteristics of Goethe» (3 Bde., Lond. 1833) auf, einem Werke, welches nicht nur wegen der trefflichen Uebertragungen aus den Werken Goethe's vielen Beifall fand, sondern auch wesentlich dazu beigetragen hat, in England das Genie des großen Dichters zur Anerkennung zu bringen. In ähnlicher Weise wirkte sie durch ihre Uebersetzung von Ranke's «Röm. Päpste», die «Collection of fragments from the German prose writers» und die «Sketches of Germany from 1760 to 1814» (Lond. 1854), in welchen sie ein anziehendes Bild von den polit. und socialen Zuständen Deutschlands vor und während der Französischen Revolution bis zur schließlichen Erhebung des Volks gegen die geistige und materielle Herrschaft des Franzosenthums entwarf. Von ihren übrigen Schriften sind besonders die «Considerations on national education» geschätzt. Mrs. A. hat sich viel in Deutschland aufgehalten, namentlich in Dresden und in Weimar, wo sie, wie später in England, der nachherigen Herzogin

von Orleans nahestand, deren von der Gräfin d'Harcourt 1859 herausgegebene Biographie sie ins Englische übertragen und mit sehr interessanten Zusätzen bereichert hat. — Ihre Tochter Lucie, vermählte Lady Duff-Gordon, ist in die Fußstapfen der Mutter getreten, indem sie zahlreiche deutsche Werke in die engl. Literatur einführte, darunter Niebuhr's «Griech. Heroengeschichten» (Lond. 1844), Ranke's «Preuß. Geschichte», Meinhold's «Bernsteinhexe», Moltke's «Türkenkrieg von 1828—29» (Lond. 1854) u. a. m. Einzelne derselben wurden gemeinschaftlich von ihr und ihrem Gatten, Sir Alexander Duff-Gordon, bearbeitet.

Austin (Stephen), Begründer der ersten angloamerik. Niederlassungen in Texas, erwirkte 1823 von der mexic. Regierung ein Privilegium zur Einführung amerik. Colonisten in das damals zum Staate Coahuila gehörende Territorium, und hatte hierbei so guten Erfolg, daß schon nach 10 J. die von ihm herbeigezogenen Amerikaner sich stark genug fühlten, einen besondern Staat zu constituiren. Die mexic. Regierung sah darin Landesverrath, ließ A. als Anstifter verhaften und gefangen setzen. Nachdem er 1835 die Freiheit zurückerhalten, begab er sich wieder nach Texas, schloß sich der hier inzwischen gebildeten Revolutionspartei an und übernahm den Befehl über das kleine Heer der Aufständischen. Doch trat er das Commando bald an Houston ab und begab sich als Commissar von Texas nach den Vereinigten Staaten, wo er durch gewandtes und verständiges Auftreten die öffentliche Meinung für die Anerkennung des jungen Staats günstig stimmte. Nach seiner Rückkehr nach Texas starb er daselbst 27. Dec. 1836, hochgeehrt als Stifter der neuen Republik, deren Hauptstadt seinen Namen erhielt. — Die nach ihm benannte Stadt A., seit 1844 Regierungssitz des Staats Texas und zugleich der Grafschaft Travis, liegt am nördl. Ufer des Colorado, 50 M. nordnordwestlich von Galveston, in sehr malerischer Gegend, und hat gegen 3000 E.

Austrägalgericht. Der Mangel einer festen und kraftvollen Gerichtsverfassung in Deutschland, welcher seinen vornehmsten Grund in der Schwäche der kaiserl. Macht, besonders nach dem Falle der Hohenstaufen, hatte, nöthigte die Fürsten, Prälaten, Städte und Ritter, vorzüglich im südl. Deutschland, zu ihrer Sicherheit vielfache Verbindungen zu schließen, deren wesentliches Geschäft es war, für die Streitigkeiten untereinander Schiedsrichter aufzustellen, durch welche eine gütliche Beilegung oder eine rechtliche Entscheidung eingeleitet werden konnte. Man nannte dies Austräge. Solche wurden z. B. 1424 durch die Kurfürsten unter sich festgesetzt. Als endlich durch die Anerkennung eines Ewigen Landfriedens 1495 den Fehden und der bewaffneten Selbsthülfe ein Ende gemacht wurde, war damit die Gründung eines allgemeinen obersten Gerichts für Streitigkeiten unter und mit den unmittelbaren Angehörigen des Reichs nothwendig verknüpft, und das Reichskammergericht kam gleichzeitig zu Stande. Doch behielten die Stände noch ihre bisherigen Austräge und das Recht, solche auch in Zukunft vertragsmäßig zu errichten. So gab es gesetzliche, d. i. für alle Fürsten und Unmittelbare des Reichs, gewillkürte, d. i. durch Verträge gegründete, und privilegirte Austräge, indem der Kaiser den meisten Reichsstädten und andern Angehörigen des Reichs dergleichen verwilligt hatte. Im Rheinbunde wurde die Entscheidung der Streitigkeiten einer Bundesversammlung übertragen, welche aber nie zu Stande kam. Im Deutschen Bunde ward diese richterliche Gewalt für Streitigkeiten zwischen den Bundesgliedern gleichfalls der Bundesversammlung übertragen, welche alle Zwiste durch Commissarien aus ihrer Mitte gütlich beilegen, für die nöthig werdende rechtliche Entscheidung aber eine wohlgeordnete Austrägalinstanz aufstellen sollte. Oesterreich und Preußen bemühten sich schon auf dem Wiener Congresse, ein bleibendes Gericht für diese wichtigen Angelegenheiten zu Stande zu bringen; allein andere Staaten zogen eine wechselnde Einrichtung vor, welche durch die Bundestagsbeschlüsse vom 16. Juni 1817 und vom 3. Aug. 1820 sowie durch die Wiener-Schluß-Acte ihre weitere Ausbildung erhielt. Das Wesentliche bestand darin, daß der verklagte Theil dem klagenden drei unparteiische Bundesglieder vorschlägt, woraus der Kläger einen zu erwählen hat, welche Wahlen bei Zögerung des dazu berechtigten Theils auf die Bundesversammlung selbst übergehen. Das oberste Gericht des erwählten Bundesgliedes muß alsdann die rechtliche Verhandlung und Entscheidung des Streits nach den bei ihm geltenden Proceßnormen im Namen und statt der Bundesversammlung vornehmen und das Erkenntniß bekannt machen, wogegen nur eine Restitution wegen neuaufgefundener Beweismittel zulässig ist. Für die Vollziehung sorgt die Bundesversammlung nach der Executionsordnung vom 3. Aug. 1820. Durch die Wiener-Schluß-Acte wurde dieser Austrägalgerichtsbarkeit der Bundesversammlung noch die wichtige Ausdehnung gegeben, daß sie auch alsdann eintreten sollte, wenn Forderungen von Privatpersonen deshalb nicht befriedigt werden könnten, weil die Verpflichtung, denselben Genüge zu leisten, zwischen mehrern Bundes-

gliedern zweifelhaft oder bestritten wäre. Ein Bundesbeschluß vom 19. Juni 1823 bestimmte das Verfahren bei den A. näher, und zwei andere Beschlüsse, vom 7. Oct. 1830 und vom 28. Febr. 1833 bezogen sich auf einzelne processualische Handlungen bei denselben. Ein einstimmiger Beschluß der Bundesversammlung in der Plenarsitzung vom 30. Oct. 1834 setzte noch ein besonderes Schiedsgericht zur subsidiären Entscheidung der Irrungen zwischen Regierungen und Ständen ein, wovon auch die Bundesglieder bei Streitigkeiten unter sich Gebrauch machen können. Vgl. Leonhardi, «Das Austrägalverfahren des Deutschen Bundes» (2 Bde., Frankf. 1838—45).

Australien, auch **Oceanien** oder **Polynesien**, nennt man das große Inselgebiet im SO. Asiens, dessen gesammter Flächeninhalt, mit Ausschluß des noch zu Asien gerechneten Indischen Archipels, 162200 Q.-M. beträgt, und das als der fünfte Erdtheil bezeichnet wird. Das Ganze zerfällt in eine über das ungeheuere Becken des Großen Oceans weitverstreute Inselwelt und in ein insulares Festland, den Australcontinent oder Neuholland, das, zwischen dem Indischen und Stillen Meere gelegen, auch vorzugsweise A. genannt wird. Während der Continent im SO. des Indischen Archipels zu beiden Seiten des südl. Wendekreises noch ganz auf der Osthemisphäre liegt, dehnen sich die Gruppen der austral. Inselwelt weithin auf der Westhemisphäre aus, wo sie die mittlern Zonen des Großen Oceans zwischen den beiden Wendekreisen erfüllen, und sich von Asiens Nachbarschaft im W. bis zur Nähe von Amerika im O. erstrecken. Mit Ausnahme Neuseelands und einiger benachbarter kleinerer Gruppen tauchen nur einzelne wenige Eilande nördlich oder südlich der Wendekreise auf. Die Karten verzeichnen 25 verschiedene Archipele, welche zusammen 640 Inseln enthalten. Neuere Geographen haben den Erdtheil in vier oder fünf große Gebiete gegliedert, deren erstes von dem Continent mit dem sich im SO. unmittelbar anschließenden Tasmanien oder Vandiemensland gebildet wird und ein Areal von 129300 Q.-M. begreift, somit etwa fünf Sechstheilen von Europa gleichkommt. Den westl. Theil der eigentlichen Inselwelt hat man nach seinen dunkelfarbigen Bewohnern Melanesien genannt. Derselbe besteht aus dem Inselkranze, welcher den Continent im NO. und O. umgibt, und zu dem auch das 13000 Q.-M. große Neuguinea, die größte Insel ganz Oceaniens, gehört, die nur durch die Torresstraße von der Nordspitze des Continents geschieden ist. Zu Melanesien gehören außerdem noch Neuirland, Neubritannien, die Salomons- und Sta.-Cruz-Archipele, die Neuen Hebriden, Neucaledonien und die Fidschiinseln, zusammen etwa 2227 Q.-M. umfassend. Neuseeland (4998 Q.-M.) im SO. des Continents sowie die Kermadec-, Broughton-, Auckland- und Macquarieinseln werden von einigen zwar auch zu Melanesien gerechnet, bilden aber physisch wie ethnographisch ein ganz besonderes und eigenthümlich entwickeltes Glied der oceanischen Inselwelt. Die östlicher zwischen den Wendekreisen gelegenen Inselgruppen, die zusammen eine Landfläche von nur 2860 Q.-M. ergeben, pflegt man unter dem Namen Polynesien zusammenzufassen. Dahin gehören die Samoa- oder Schifferinseln, die Unions-, Phönix-, Ellice-, Cooks-, Freundschafts-, Gesellschafts-, Marquesas-, Paumotu- und Sandwichinseln. Die nördlicher gelegenen Gruppen im O. der Philippinen, nämlich die Marianen oder Ladronen, die Carolinen, die Pelewinseln, der Marschalls- oder Lord-Mulgrave's-Archipel (Ratak-, Ralik- und Gilbertsinseln), zusammen nur etwa 66 Q.-M., nennt man Micronesien. Es ist dies die Region, welche Spanien zu seinem Colonialgebiete zählt. Die Grenze zwischen der austral. und asiat. Inselwelt wird am passendsten im W. von Neuguinea zu ziehen sein.

A. **Der Continent.** Entdeckungsgeschichte. Die Westküste des Festlandes findet sich bereits 1542 auf einer Karte als Großjava verzeichnet, als ein Theil des großen Australlandes, das man sich den ganzen Südpol der Erde umgebend dachte. Diese Andeutungen verdankte man den Entdeckungen portug. Seefahrer. Im 17. Jahrh. wurden jedoch die weitern Entdeckungen hauptsächlich durch die Holländer ausgeführt, welche bis 1620 auf den Bandainseln den Mittelpunkt ihrer Handelsfactoreien hatten. Die erste dieser Reisen machte das Schiff Duyfken (Täubchen), das 1603 Europa verließ, 1605 von den Bandainseln zur Erforschung der Küsten Neuguineas abging und die Kei- und Aruinseln sowie die Torresstraße entdeckte. An der Mündung des Flusses Carpentier scheint das Schiff 1606 zuerst das Festland von A. berührt zu haben. Bald nachher gelangte der Spanier de Torres von Osten her in diese Küstengegenden. 1623 gerieth Jan Carstensz mit den Schiffen Pera und Arnhem von Amboina aus an die Südküste von Neuguinea und südlicher in eine große Bucht, deren Ufer er, um Trinkwasser zu finden, untersuchte. Von dem einen dieser Schiffe rührt der Name Arnhemsland her. Pool und Pietersz erweiterten 1636 die Entdeckungen an der Nordküste um etwas. An

der Westküste landete zuerst 1616 zwischen 23 und 27° südl. Br. das Schiff Eendracht unter dem Kapitän Dirk Hartog, und 1619 kamen die Kaufleute Jacob d'Edel und Frederik de Houtman an den bis $32\frac{1}{2}$° reichenden Küstenstrich, wonach sich auch hier die Namen Eendrachtsland und Edelsland finden. Nach einem 1622 die Küste berührenden Schiffe heißt ein anderer Küstenstrich Leeuwinland und das Südwestcap Leeuwin. 1627 folgte das Schiff De gulde Zeepaard, auf welchem sich Peter Nuyts befand, welcher der Küste östlich von jenem Cap den Namen Nuytsland verlieh. Eins der sieben Schiffe, welche der Generalstatthalter Carpentier bei seiner Abreise aus Indien nach Europa führte, die Diana, scheiterte in 21° südl. Br., und vielleicht nach dem Kapitän desselben heißt dieser Küstenstrich De Wittsland. 1642 wurde Abel Tasman, der unternehmendste Seemann seines Jahrhunderts, durch den überaus verdienstvollen Generalstatthalter van Diemen ausgesendet, um zu untersuchen, ob das große Land, dessen Küsten man kennen gelernt, eine Insel sei. Er berührte 24. Nov. 1642 die Westküste der Insel Vandiemensland (Tasmanien), fuhr an der Ostküste hin und berührte die Salomonsinseln und Neuseeland. Nachdem er 1644 zum zweiten mal ausgesendet worden, fuhr er an der Südküste Neuguineas hin, untersuchte den Golf von Carpentaria (der nun erst diesen Namen erhielt) und den Vandiemensgolf und folgte der Nordwestküste des Festlandes, bis er De Wittsland und das Cap-Northwest erreichte. Sodann kehrte er nach Java zurück. Ob Neuguinea mit A. zusammenhänge, ward nicht entschieden. Die entdeckten Küstenstrecken reizten nicht zu weitern Untersuchungen, und die Holländer hatten überdies auf ihren Inseln genügend zu thun. So blieb die Kenntniß von den Küsten 125 J. lang dieselbe, obwol einige Versuche innerhalb dieser Zeit unternommen wurden. Namentlich entdeckte 1696 de Vlaming den von ihm benannten Schwanenfluß, und 1699 erforschte William Dampier die Westküste und gab dem Haiensunde seinen Namen, hielt aber die Küste weiter im N., der er fern blieb, für einen Archipel. Auch van Delft machte 1705 am Vandiemenslande, Gonzal und Aschens 1756 an Carpentaria bemerkenswerthe Entdeckungen.

Von der brit. Admiralität wurde 1796 der königl. Societät der Wissenschaften das Barkschiff Endeavour zur Verfügung gestellt, und diese sendete zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne den Kapitän Cook aus, welcher die Expedition führen und auf Tahiti (Otaheiti) in Gemeinschaft mit Green die astron. Beobachtung vornehmen sollte. Cook umsegelte im Jan. 1769 das Cap-Hoorn und kam 13. April nach Tahiti, wo er drei Monate blieb. Von hier weiter gehend, entdeckte er die Societätsinseln und berührte im Oct. die Ostseite von Neuseeland, welches Land er bis zum März 1770 erforschte. Von hier gelangte er an die noch unbekannte Ostseite des austral. Festlandes (Neuholland, wie es seit Dampier's Zeit genannt wurde), sah zuerst das Land in der Nähe des Cap-Howe und steuerte nördlich. Am 1. Mai machte Cook mit seinen Begleitern, den Naturforschern Banks und Solander, eine Excursion ins Land, und wegen der großen Menge neuer Pflanzen, welche sie hier fanden, nannten sie die Bai, in die das Schiff eingefahren, Botanybai, mit welchem Namen man später auch den ganzen Osttheil der Küste benannte. Am 6. Mai segelte Cook weiter und gelangte in einen trefflichen Hafen, welchen er Port-Jackson nannte, und 12. Mai kam er nach Moretonbai, dann im Juni nach Trinitybai. Ende Aug. erreichte er das Nordende des Continents, und Cook gab dem ganzen östl. Küstenstriche den Namen Neusüdwales. Zwischen Cap-York und Neuguinea hindurchsegelnd, berührte er Batavia und kam im Juli 1771 wieder in England an. 1786 wurde in England beschlossen, das von Cook entdeckte Küstenland zu colonisiren, und zwar gedachte man, da nach der Unabhängigkeitserklärung Nordamerikas dorthin die Deportation nicht mehr stattfinden konnte, die Verbrecher nach Neusüdwales zu schaffen. Unter Führung des Kapitän Arthur Phillip, der zum Gouverneur und Oberbefehlshaber von Neusüdwales ernannt worden, langte 18. Jan. 1788 ein Geschwader von 11 Schiffen mit 778 Verbrechern (davon 548 männliche) nebst 212 Seesoldaten an der Küste des austral. Continents an. Port-Jackson wurde ringsum untersucht und an einer schönen Strommündung, die man zu Ehren eines engl. Peers Sidney-Cove nannte, wurde die Ansiedelung beschlossen. Am 7. Febr. wurde feierlich eine geordnete Regierung für die neue Colonie vom Cap-York bis zum Sidney und nach dem Innern bis zu 131° östl. L., einschließlich der anliegenden Inseln, eingesetzt. Sodann ging 14. Febr. Lieutenant Phillip Gidley King ab, um die von Cook entdeckte und benannte fruchtbare Insel Norfolk zu colonisiren, welche wiederum Deportationsort für solche Verbrecher aus Neusüdwales werden sollte, die man dort nicht behalten konnte. Obwol das Verlangen stieg, von dem Innern des Landes mehr zu erfahren, fand man sich doch noch nicht in der Lage, eine größere Expedition dahin abzusenden. Erst im Dec. 1790 unternahm

man eine solche nach den im W. gelegenen Bergen, die indeß schon nach neun Tagen umkehrte, ohne den Fuß der Berge erreicht zu haben.

Im Mai 1794 zählte die Colonie (Neusüdwales und Norfolk zusammen) 4414 Seelen und war durch reichliche Ernten wie durch den beginnenden Verkehr mit den Nordamerikanern mehr und mehr in günstige Lage gelangt. Im Aug. 1794 gelang es endlich einer Expedition, weiter in die westl. Berge vorzudringen; aber nachdem man gegen 18 Rücken und tiefe Schluchten überschritten, ohne ein Ende abzusehen, kehrte man wieder um. Der im Sept. desselben Jahres anlangende neue Gouverneur John Hunter fand bereits die Orte Sidney, Paramatta und Hawkesbury im Aufkeimen begriffen. Ende Febr. 1798 kehrte der Schiffswundarzt Baß von einem in offenem Bote unternommenen Ausfluge nach Süden zurück, auf welchem er bis zum 40. Breitengrade gelangt war. Er hatte hierbei die Ueberzeugung gewonnen, daß Vandiemensland eine Insel sei. Man sandte ihn mit Lieutenant Flinders im Oct. desselben Jahres aufs neue aus, und es gelang nun denselben, Vandiemensland zu umschiffen und zugleich auch Theile vom Innern der Insel zu durchstreifen. Flinders wurde hierauf im Aug. 1799 zur Erforschung der Küste im Norden Sidneys ausgesendet, wo er die Glashausbai und die Herveysbai untersuchte sowie eine ganze Reihe von Häfen und Flüssen erforschte. Aus diesen Gegenden, vom Flusse Hunter, kam 1801 die erste Schiffsladung Steinkohlen nach Sidney. Nachdem 1799 durch ein Schiff von Port-Jackson unter Kapitän Murray die an der Südküste gelegene Port-Phillip-Bai entdeckt worden, setzte Flinders, als Befehlshaber des Investigator, seine Küstenreise fort und entdeckte im Nov. King-Georges-Sund, Port-Lincoln, die Känguruinsel und den Spencersgolf. Im Juli 1802 wandte er sich nach Norden, wies die fahrbare Straße zwischen dem Continent und Neuguinea nach und nahm den Golf von Carpentaria auf. Im Juni 1803 ging die erste Ansiedlerschar von Sidney nach den Ufern des Derwent in Vandiemensland ab. Da die Berichte des Landvermessers Grimes über Port-Phillip ebenso günstig lauteten wie die von Flinders, wurden auch dorthin Ansiedler unter David Collins gesendet, die jedoch schon 1804 ebenfalls nach Vandiemensland übersiedeln mußten. Auch die Colonie für die schlimmsten Verbrecher, die man auf Norfolk gegründet, mußte 1804 nach Vandiemensland verlegt werden.

Die nächste wichtige Expedition wurde im Mai 1813 unternommen, wo Wentworth, Blaxland und Lawson über die im Westen gelegenen Blauen Berge vordrangen. An der Quelle des Cox-River mußten sie zwar wegen Abnahme ihres Proviants umkehren, doch war der Durchgang durch das Berglabyrinth gewonnen und jenseits ein hoffnungsreiches Land vorgefunden. Schon im Nov. desselben Jahres trat der Landvermesser Evans mit fünf Begleitern die weitere Erkundung des Landes an, indem er abermals die Blauen Berge überschritt und, durch die Bathurst-Plains vorgehend, den Macquarie-River (zu Ehren des Gouverneurs so benannt) untersuchte. Das Verlangen, das unbekannte Innere näher zu kennen, stieg um so mehr, als Zeiten der Dürre für den zunehmenden Viehstand das Auffinden neuer Weidestrecken unumgänglich machten. Binnen sechs Monaten wurde eine Straße über das Gebirge hergestellt, und der Gouverneur selbst unternahm eine Reise ins Innere und legte dort den Grund zu der Stadt Bathurst. Eine weitere Expedition Evans' 1815 führte zu der Entdeckung des Flusses Lachlan. Am 4. Juni 1819 ging der Landvermesser Oxley mit Harris und dem Botaniker Frazer von Sidney ab, um den Macquarie bis zu seiner Mündung zu erforschen. Nachdem sie demselben vier Wochen gefolgt, gelangten sie 8. Aug. an eine hohe Bergkette, 7. Sept. über schönbewässerte Ebenen, 20. Sept. an einen Strom und, diesem folgend, 8. Oct. an einen Hafen der Küste, den sie Port-Macquarie nannten. Im Oct. 1824 sandte man Hamilton Hume und Hovell aus, die von dem durch Hume 1817 entdeckten Georgsee einen Weg nach Western-Port an der Baßstraße suchen sollten. Sie trafen in 39° südl. Br. an dem Georgsee ein, gelangten an den starkströmenden Murrumbidgie, über den sie unter großen Gefahren setzten, und erreichten 26. Oct. die Berge. Nachdem sie unter großen Beschwerden tiefe Abgründe überschritten, gelangten sie 3. Nov. an einen zweiten Fluß, den Medway, dem sie folgten, und 8. Nov. wurden sie durch den herrlichen Anblick schneetragender Bergspitzen überrascht, die den südaustral. Alpen angehörten. Indem sie eine 1000 F. tiefe Kluft zu umgehen suchten, stießen sie 16. Nov. auf einen schönen Fluß, den sie Hume nannten, in einer üppigen, an Thieren und Pflanzen reichen Gegend. Am 24. Nov. trafen sie auf den achten Fluß, den sie Ovens nannten, 3. Dec. auf den Hovell, und endlich erreichten sie an Port-Phillip das Meer. Der unermüdliche Botaniker Allen Cunningham ging 1825 das Thal des Hunter aufwärts und entdeckte den Pandorapaß in der Liverpoolkette, wo er ein reiches Land und einen nach Norden strömenden Fluß, 1827 aber das herrliche Tafelland der Liverpoolebenen auffand sowie östlich

davon das 1500 F. hohe Grasland, welches er Neuengland nannte, und nördlicher die grünen Wiesenlandschaften der Darling-Downs. 1829 ging er nach der Moretonbai und zu den Quellen des Brisbane.

Im Jan. 1830 unternahm Kapitän Sturt mit G. Macleay eine Reise, um den Murrumbidgie bis zu seiner Mündung zu erforschen. Sie kamen an den Murray, welchen Sturt nach dem brit. Secretär der Colonien benannte, und dann an den Darling (so hieß der im Dec. 1825 gesendete Gouverneur), wo die beiden erstern Flüsse vereinigt einen 600 F. breiten und 12 F. tiefen Strom bildeten, endlich im Febr. an den Küstensee Alexandrine, wo der Murray mündet. Hier erforschten sie die Umgebung des Sees und sahen innerhalb weniger Tage 4000 Eingeborene. Danach unternahm 24. Nov. 1831 der Landvermesser Sir Thomas Mitchell eine Expedition nach Norden, um einen dort angeblich befindlichen großen Strom aufzusuchen. Man gelangte 1. Dec. an den Hunter, am 9. an den Peel, am 22. an den Nammoy, 9. Jan. 1832 an den Gwyder, dessen Lauf man folgte, und am 23. an einen Strom, der größer war als die frühern, und den die Eingeborenen Karaula nannten. Hier aber sah er sich genöthigt umzukehren. Derselbe Mitchell wurde im März 1835 in Begleitung des Botanikers Richard Cunningham und anderer zur Erforschung des Darling ausgesendet. Mitchell reiste 9. März von Paramatta ab und verließ 38 geogr. M. weiter im Westen die Grenze des colonisirten Bereichs. Am 17. April wurde Cunningham vermißt, der längere botan. Seitentouren unternommen; er war, wie sich später ergab, von den Eingeborenen erschlagen worden. Die Expedition folgte dem Bogan, überschritt diesen Fluß und befand sich 25. Mai am Darling, wo man sich verschanzte. Man nannte diesen Platz Fort Bourke, zu Ehren des Gouverneurs von Sidney. Am 14. Juni schiffte sich Mitchell auf dem Strome ein, da derselbe aber zu viel Hindernisse bot, wurde die Reise längs desselben zu Fuß fortgesetzt. Wegen feindseliger Haltung der Eingeborenen sah man sich indeß 10. Juli zur Umkehr genöthigt, nachdem man sich fast sicher überzeugt, daß der etwas weiter südlich in den Murray sich ergießende Fluß der Darling sei. Derselbe erwies sich streckenweise salzig und süß und auf 150 geogr. M. ohne Nebenfluß. Zur Vervollständigung der letzten Expedition unternahm Mitchell im März 1836 eine Reise nach den Canoblasbergen, indem er dem Darling wieder abwärts bis zu dessen Mündung in den Murray folgen und letztern so weit als möglich aufwärts befahren wollte, um dann etwa über die Yaß-Plains zur Colonie zurückzukehren. Man folgte dem Lachlan und kam 12. Mai an den Murrumbidgie, den man hinabging, und 2. Juni sah man die Vereinigung des Darling und Murray. Von hier trat Mitchell die Rückreise an, folgte dem linken Ufer des Murray, den er 29. Juni verließ, erforschte die Grampians und entdeckte den schönen Glenelg mit seiner üppigen, malerischen Ufervegetation. Sodann erreichte er auf einer Excursion die Meeresküste. Mount-Napier und Mount-Macedon wurden erstiegen, und von letzterm aus erblickte man Port-Phillip. Am 8. Oct. kam man an den Goulburn, und am 24. erreichte die schon Hunger leidende Expedition den Murrumbidgie.

Kapitän Wickham machte 1837 und Kapitän Stokes 1839 (Schiff Beagle) ausgedehnte Aufnahmen an der Westküste des Continents, und beide entdeckten dort die Mündungen mehrerer bedeutender Ströme. 1840 unternahm sodann der Geolog Graf Strzelecki eine erfolgreiche Fußreise vom Murrumbidgie südlich durch die Australischen Alpen und durch Gippsland nach Alberton im Cornerbusen. Von dort drang er durch den dichtesten und ausgedehntesten Scrub (Buschwald) von ganz A., welcher bisher jedem Versuche dieser Art gespottet hatte. In demselben Jahre sendete die neue Colonie Südaustralien Edward John Eyre von Adelaide aus zu Lande durch Nuytsland nach dem König-Georgs-Sunde, auf welcher Reise er zugleich die Ausdehnung und Beschaffenheit des Torrenssees untersuchen sollte. Bei Mount-Hopeleß sah er sich genöthigt, die nördl. Richtung aufzugeben, und er wendete sich nun nach Westen. Unter den unsaglichsten Beschwerden durchmaß er 300 geogr. M. weit eine der schrecklichsten Regionen der Erde, längs des Randes einer ungeheuern, tafelgleichen Kalkhochebene. Nur hier und da konnte er sich durch mühevolles Graben etwas brakiges Wasser verschaffen. Dennoch langte er nach 12monatlicher Abwesenheit im Juli 1841 wieder in Adelaide an.

Im J. 1844 wurde nach dem noch ganz unbekannten Nordosten eine Expedition unternommen, und zwar durch einen unternehmenden Deutschen, Dr. Leichardt. Derselbe verließ mit 10 Mann und Provisionen auf sieben Monate 13. Aug. Sidney und 1. Oct. die äußerste Station. Sie richteten ihren Weg direct nach dem Carpentariagolfe im N. des Continents und zogen bis an den Unterlauf des in der Yorkhalbinsel fließenden Mitchell, verfolgten dann das ganze Küstenland des Carpentariagolfs, durchzogen die Mitte der Halbinsel Arnhemsland

und langten 17. Dec. 1845 in Victoria am Port-Essington an der Nordküste an. Auf diesem Zuge waren nicht unbedeutende Ströme, prächtige Weidelandschaften und ein schönes tropisches Küstengebiet entdeckt worden, kurz Landschaften erschlossen, deren Trefflichkeit alle Erwartungen übertraf. Einen Tag nach Leichardt's Abreise, 14. Aug., reiste Sturt von Adelaide aus nach Norden ins Innere ab. Denn auch in der neuangelegten Colonie Südaustralien regte sich der Wunsch, an dem Verdienste der weitern Entdeckungen des Landes Antheil zu erhalten und das Gebiet durch neue, möglicherweise werthvolle Weidebezirke zu erweitern. Der in neuerer Zeit so hochverdiente Reisende John MacDouall Stuart begleitete Sturt als Schreiber und Zeichner, und ebenso schloß sich Eyre für den ersten Theil der Reise an. Furchtbare wüste Landstrecken wurden in fast unerträglicher Hitze (38° R. im Schatten) unter unsaglichen Beschwerden durchzogen. Namentlich gefährdete oft Wassermangel das Leben der Reisenden. Nach Durchschreitung einer schrecklichen Steinwüste drang Sturt noch bis 25° 28′ südl. Br. vor, sah sich aber dort genöthigt, vor den unüberwindlichen Schwierigkeiten die Rückkehr anzutreten. Noch ehe diese Wüstenreise, welche zu den furchtbarsten gehört, die je unternommen worden, beendigt, reiste 17. Nov. 1845 abermals Mitchell, wohl ausgerüstet auf ein Jahr und in zahlreicher Begleitung, ab, um einen Weg durch das Innere nach dem Carpentariagolf aufzufinden. Denn der Seeweg von Neusüdwales zu den indochines. Meeren, mit denen ein gesteigerter Verkehr immer wünschenswerther wurde, zeigte sich durch die Torresstraße zu gefährlich und rund um den Continent herum zu lang. Mitchell entdeckte den Victoria oder Barcu, der nach seiner Meinung der wichtigste Fluß im ganzen Innern A.s sein mußte und ohne Zweifel nach dem Carpentariagolfe floß. Außerdem fand er sich in einer Gegend, die an Herrlichkeit alles übertraf, was er seither auf seinen Reisen im Innern gesehen. Höchst befriedigt kehrte er deshalb 24. Sept. um und traf 20. Jan. 1847 wieder in Sidney ein. Aber Kennedy, einer seiner Begleiter, der die Dinge weniger sanguinisch aufgefaßt, wurde nun 13. März 1847 ausgesendet, um Mitchell's neue Entdeckung weiter zu verfolgen. Er fand, daß der schöne Fluß sich nach SSW. und S. wendete, und folgte diesem bis in eine der traurigsten Wüsteneien hinein. Am 9. Sept. trat er die Rückkehr an und langte zu Ende Jan. 1848 in Sidney an. Jetzt wurde Kennedy zu dem Zwecke, einen Landweg zum Carpentariagolf zu finden, nach der Yorkhalbinsel gesendet. Doch auf dieser neuen Unternehmung ging der verdiente Mann spurlos zu Grunde. Im April 1848 verließ auch Leichardt zum zweiten mal Sidney und drang direct nach W. ins Innere vor, um womöglich den Continent zu durchkreuzen. Aber auch von ihm, so wenig als von seinen Gefährten, hat man je wieder etwas gehört. Endlich wurden noch in demselben Jahre 1848 in Westaustralien Entdeckungsreisen nach dem Innern unternommen und durch dieselben das Weidegebiet der Colonie am Schwanenfluß ansehnlich nach O. erweitert. Es waren dies namentlich die Reisen von Ron vom 14. Sept. 1848 bis zum 2. Febr. 1849 und die von A. C. Gregory nach dem in die Haifisch- (Shark-)Bai mündenden Gascoyne vom 2. Sept. bis 17. Nov. 1848.

Nachdem infolge des übeln Ausganges der Reisen Kennedy's und Leichardt's auf mehrere Jahre die Forschung gestockt, ging jener A. C. Gregory 18. Juli 1855 mit zwei Schiffen und einer reichen Ausrüstung nach der Treacherybai an der Nordküste, westlich von Arnhemsland, um den dort mündenden Victoriafluß zu erforschen, den Kapitän Stokes 1839 entdeckt hatte, und in welchem man einen großen, weit aus dem Innern herkommenden Fluß vermuthete. Gregory folgte dem keineswegs so bedeutenden Strome, wendete sich dann nach SW. und kehrte 10. März 1856 in fast 21° südl. Br. vor einer undurchdringlichen Sandwüste wieder um. Vom Unterlauf des Victoria wendete er sich dann 2. April nach O., überschritt 12. Juli die Mitte von Arnhemsland und durchzog nun dieselben Regionen, welche Leichardt auf seiner ersten Reise erkundet hatte. Am 25. Dec. langte er wieder in Sidney an. Bald darauf unternahm Gregory eine neue Reise nach W., um womöglich die Spuren Leichardt's aufzufinden. Er brach 24. März 1857 auf und erreichte den damals ganz wasserlosen Victoria, wo er die letzte Spur des Verschollenen zu finden meinte. Sodann folgte er dem Bette des Thomson, dem Cooper- und Strzelecki-Creek, und traf 31. Juli in Adelaide ein, ohne den eigentlichen Zweck erreicht zu haben. In derselben Zeit nahm man den Plan auf, ein anderes Gebiet, nämlich das im N. des Spencergolfs gelegene der Salzseen, näher auszukundschaften. Die Männer, die sich um die Erforschung dieser Region Verdienste erwarben, waren insbesondere 1857: Stephan Hack, Harris, Miller, Dullon, Warburton, G. W. Goyder, Freeling, Swinden, Campbell; 1858: Herschel Babbage, Selwyn, Parry u. s. w. F. T. Gregory führte 1858 eine neue Expedition auf der Westseite des Continents in die Gegend des Gascoyne aus. Zu-

gleich aber unternahm 1858 und 1859 der genannte MacDouall Stuart drei Reisen im Gebiete jener Seen, auf deren letzter er bis an den in 27° südl. Br. fließenden Neale gelangte.

Durch diese Reisen bereitete sich Stuart in angemessenster Weise auf seinen großen Plan einer Durchkreuzung des ganzen Continents von S. nach N. vor. Zwei Colonisten Südaustraliens, Chambers und Finke, gewährten die Mittel zur Ausführung der Expedition. Stuart brach 2. März 1860 auf und drang unter Beschwerden durch traurige und grasreiche Länderstrecken nordwärts, sodaß er 22. April in der Mitte des Continents die brit. Flagge aufpflanzen konnte, und zwar auf dem mehr als 3000 F. hohen Central-Mount-Stuart. Oft hatten die Reisenden die größten Qualen durch Wassermangel zu erleiden; nur zweimal fiel innerhalb vier Monaten Regen. Am 27. Juni wurde Stuart am Bishop-Creek durch die feindliche Haltung der Eingeborenen genöthigt, seinen Plan aufzugeben, obschon er nur noch 55 geogr. M. vom Carpentariagolf entfernt war. Er trat die Rückreise an und traf im Sept. in Adelaide ein. Alle seltsamen Vermuthungen, in denen man sich in Betreff des Innern seit langer Zeit ergangen, waren durch diese Reise abgeschnitten. Stuart hatte weder einen mächtigen Centralsee vorgefunden, in welchen sich die Flüsse A.s ergießen sollten, noch eine unermeßliche Wüste. Trotz der furchtbaren Beschwerden dieser Reise trat Stuart dieselbe 1. Jan. 1861 zum zweiten mal an. Er gelangte diesmal 1½° weiter als das erste mal, mußte aber 10. Juli wieder, ohne den Zweck erreicht zu haben, umkehren, um nicht Hungers zu sterben. Als Resultat dieser beiden Reisen ergab sich, daß auf der von ihm durchzogenen Strecke das ganze Jahr hindurch Wasser und Futter hinreichend selbst für große Heerden vorhanden. Obwol leidend und geschwächt, brach Stuart doch im Nov. 1861 zum dritten mal auf, um wieder dieselbe Straße zu ziehen. Diesmal gelang es in der That. Stuart pflanzte 24. Juli 1862 an der Nordküste von Arnhemsland die brit. Flagge auf und ging dann zum Carpentariagolf hinüber. Nach einer außerordentlich schwierigen Rückreise, gelangte er, fast sterbend, nach 44wöchentlicher Abwesenheit wieder bei seinen Landsleuten an.

Auch die Colonie Victoria wollte in der Erforschung des Innern nicht ganz hinter den Schwestercolonien zurückbleiben. Kurz vor Stuart's Rückkehr von seiner ersten Reise brach demnach von Melbourne aus 20. Aug. 1860 eine Expedition auf unter Robert O'Hara Burke, in Begleitung des Astronomen Wills, des Arztes Beckler, des Naturforschers Becker u. s. w., gegen 30 Personen, welche 25 Kamele, 25 Pferde u. s. w. mit sich führten. Nie war eine austral. Expedition reicher ausgerüstet als diese. Die Gesellschaft theilte sich in drei Partien, deren jede sich auf die andere stützen sollte, wenn sie im Rücken Zuflucht zu suchen genöthigt würde. Burke, Wills, King und Grey aber brachen 16. Dec. 1860 vom Cooper nach Norden auf und waren 11. Febr. 1861 (als Stuart seine zweite Reise begonnen) an der sumpfigen Küste des Carpentariagolfs, ohne jedoch das Meer selbst erreichen zu können. Am 21. April langten sie im Lager der zweiten Abtheilung wieder an, fanden aber dasselbe verlassen. Am Tage zuvor waren die dort Zurückgelassenen zur ersten Abtheilung aufgebrochen, weil sie die Hoffnung aufgegeben, daß Burke wieder zurückkehren könne. So kamen denn Burke und seine Genossen in Elend und Hunger um, mit Ausnahme des King, der von einer unter Howitt's Commando 3. Juli 1861 von Melbourne ausgesendeten Hülfsexpedition, welche die Spuren der Reisenden aufsuchen sollte, 15. Sept. in einem Lager der Eingeborenen zum Skelette abgezehrt vorgefunden wurde. Die Gebeine der Gestorbenen brachte man 10. Dec. 1861 unter großer Feierlichkeit nach Adelaide zurück, von da nach Melbourne. Das Schicksal dieser Expedition erregte in ganz A. die allgemeinste Theilnahme. Die Colonien Victoria und Queensland sandten gemeinschaftlich ein Schiff von der Moretonbai aus nach der Küste des Carpentariagolfs, um Burke's Spuren aufzufinden. Von hier ging nun, diesen Zweck verfolgend, Landsborough 10. Febr. 1862 nach S. den Flinders-River aufwärts, dann längs des Thomson, Warrego, Darling u. s. w., und traf 2. Juni 1862 wieder in der Heimat ein, nachdem er somit als zweiter nächst Burke und früher als Stuart den ganzen Erdtheil durchkreuzt. Außerdem hatte die Colonie Südaustralien MacKinlay nach dem Cooper-Creek zur Aufsuchung Burke's gesendet, und dieser fand östlich von Burke's Route ebenfalls den Weg durch den ganzen Continent bis zum Carpentariagolf. Das große Problem der Durchkreuzung des austral. Continents war nun binnen kurzer Zeit viermal gelöst worden. Aber auch an der Westseite A.s blieb man inzwischen nicht ganz müßig. F. T. Gregory untersuchte vom 2. Mai 1861 an innerhalb fünf Monaten an der Nordwestküste ein Terrassen- und granitisches Plateauland mit Gipfeln von fast 4000 F. Höhe, und einige unternehmende junge Colonisten Westaustraliens, Dempster, Clarkson und Harper, machten 1861 vom Schwanenfluß aus einen ansehnlichen Ausflug nach Osten in wenig

erfreuliche Regionen. So hat sich also die Kenntniß dieses so lange im Innern ganz unbekannten Erdtheils im Laufe weniger Jahre mit einer Schnelligkeit und Energie entwickelt, wie es seither in keiner andern Gegend der Erde geschehen. Schon ziehen sich die Heerden unternehmender Ansiedler gegen die Mitte des Continents hin nach Gegenden, die bis vor kurzem nie der Fuß eines Europäers betreten.

Umfang und Küstengestaltung. Der Continent A.s erstreckt sich vom östlichsten Punkte, dem Cap-Byron, bis zum westlichsten, dem Steep-Point neben der Dirk-Hartog-Insel, durch 40 Längengrade, also 544 geogr. M. weit, und von seinem nördlichsten Punkte, dem Cap-York, bis zu seinem südlichsten, dem Cap-Wilson, also von 10° 43′ bis 39° 9′, etwa durch 28½ Breitengrade oder 415 geogr. M. weit. Seine Gestalt ist eine ziemlich gerundete. An der Nordküste, zu seiten der Halbinsel Arnhemland, im O., findet sich der tiefste Küsteneinschnitt, der Carpentariagolf, und im W. der zum Cambridgegolf und zum Queen-Channel (in welchen der Victoria mündet) führende Busen. An der Südseite des Continents liegt die ausgedehnteste Einbuchtung, die Große Australische Bucht (Australgolf), an deren Ostseite der Spencergolf, der St.-Vincentgolf und die Encounterbai eingeschnitten sind. Von andern markirten Einschnitten sind zu erwähnen: an der Südseite die Bai Port-Phillip; an der Westseite die Sharkbai und der Exmouthgolf; an der Nordseite der Kingsund, Vandiemensgolf, die Bai Port-Essington an der Coburghalbinsel; an der Ostseite die Herveybai, die Moretonbai, die Shoal-, Broken-, Port-Jackson-, Botany-, Jervis- und Edgecumbebai mit Port-Denison. Flach sind nur wenige Küstenstrecken, wie z. B. die im innersten Theile des Carpentariagolfs, während die Ufer selbst an ganzrandigen Strecken, wie längs des Australgolfs, mit 3—600 F. hohen Steilwänden zum Meere abstürzen. Hohe, zernagte Felsufer mit unzähligen Einschnitten zeigt namentlich die ganze Ostküste, an deren nördlichstem Theil überdies die ungeheuere, sich vor der Küste hinziehende Korallenbank, die Große Barrière genannt, die Annäherung hindert, obwol zwischen derselben und der Küste eine schmale gefahrlose Passage hindurchführt.

Bodengestaltung. Der austral. Continent scheint wesentlich ein bis 1600 F. hohes Tafelland zu sein, dessen tiefste Einsenkung die im N. des Spencergolfs liegenden und gleichsam dessen Fortsetzung bildenden Seen Torrens und Eyre, in 70 F. Meereshöhe, sein mögen. Namentlich erfüllt den ganzen Nordwesten, soweit er bekannt, nach Wilson ein mächtiges Tafelland von etwa 1500 F. Höhe, dessen wasserscheidender Rücken etwa 60 M. von der Küste entfernt bleibt. Auf der Hochebene erheben sich im Quellgebiete der zur Westseite fließenden Ströme einzelne Höhenpunkte, in der Gegend des Wendekreises selbst bis zur doppelten Höhe der Tafelfläche, wie der fast 4000 F. hohe Mount-Bruce und der fast 3600 F. hohe Mount-Augustus. Auf eine gleiche Höhe schätzte auch Stuart den mitten im Continente gelegenen Central-Mount-Stuart. Kurze Ketten treten überall auf, wo Reisende das Innere untersucht haben, und zwischen denselben dehnen sich Ebenen von den verschiedensten Dimensionen hin, bald von günstiger Beschaffenheit, mit nutzbarem Graswuchs bedeckt und von Creeks oder kleinen Gewässern durchzogen, bald aus Sandboden bestehend, den überall in ganz A. das harte, stechende Gras Triodia pungens (von den Ansiedlern Spinifex genannt) in der traurigsten Einförmigkeit überzieht. Oder diese Ebenen sind auch aus wasserleeren, steinigen Schichten gebildet, welche der nicht minder einförmige Scrub bedeckt, d. i. ein undurchdringliches, dorniges Strauchwerk, meist bestehend aus Zwerg-Eucalypten (Eucalyptus dumosa), von den Eingeborenen Malli genannt, oder Acacia pendula, die ein Laub von todt-blaugrüner Farbe tragen. Einen Wechsel dieser einförmigen Bodenbildungen mit dazwischen sich erhebenden Höhenreihen bietet das ganze Innere. Weder die ausgedehnten Wasserflächen, noch die Sandebenen, noch die weiten Depressionen mit Salzboden sind vorhanden, welche die Phantasie der Geographen für das Innere des Continents sich geträumt hatte. Auch Arnhemland ist in der Mitte ein Hochland, mit parallelen, steilen Sandsteinketten bedeckt.

Der östl. Theil des Continents ist ein Gebirgsland, das sich nach W. hin allmählich senkt. Das südlichste und bedeutendste Glied dieses Gebirgslandes sind die Australischen Alpen oder das Warragonggebirge, in denen sich der Mount-Kosciuszko 6120, östlich davon der Mount-Hotham 7050 F. erhebt. Der erste gewährt eine der prachtvollsten Aussichten auf der Welt. Nach der Westseite fällt sein Gipfel steil fast 3000 F. herab zu dem tiefen Schlunde, in welchem der Murray entspringt, dessen Thal nur mit einem der schweiz. Hochthäler verglichen werden kann. Die Kette zieht sich in demselben kühnen Charakter, aber an Höhe abnehmend, nach SW. und bildet ein fast unübersteigliches, dichtbewachsenes Gebirge. Vom Mount-Gisborne auf seinem Kamme blickt man in das schöne, von hohen Gebirgen umgebene,

fruchtbare Gippsland am Fuße der Alpen hinab und bis in das Meer hinaus. Vom Westende dieser Ketten bis nach Cap-Wilson im S. und nach W. bis zum Glenelg reihen sich andere Gebirgsmassen aneinander, wie die Pyrenäen und die Grampians, in welchen sich Gipfel von 5060 und 5650 F. Höhe finden.

Nördlicher liegt, im W. von Sidney, das Gebirge der Blauen Berge, 2250—3800 F. hoch, durchrissen von gähnenden Schlünden, tiefen, gewundenen Schluchten und schrecklichen Abgründen zwischen riesigen Sandsteinwänden, überall nur mit Lebensgefahr zu durchklettern und fast labyrinthisch. Die nach SW. ausgehenden syenitischen und granitischen Massen leiten zu den Honeysuckle-Ketten, deren Grünsteinkamm im Mittel 3800 F. Höhe hat, weiterhin aber noch höher wird und dort seinen Charakter ändert; statt der reichbewaldeten Grünsteinkuppen treten öde, phantastische Syenitgipfel auf. Weiter nach SW. werden die Formen wieder runder und bewaldet, ändern sich aber beim Georgsee, wo ein westl. Serpentin- und Porphyrausläufer die Zuflüsse des Murrumbidgie von denen des Lachlan trennt. Jenseit des Bathurstsees zieht ein anderer Ausläufer nach NO. über Camden und Cumberland, der die malerischsten und wildesten Scenen bietet. Im W. der Blauen Berge erheben sich zwischen dem obern Macquarie und Lachlan die fast 4200 F. hohen Canobolasberge. Nördlich vom Hunter-River heißt das Gebirge die Liverpoolkette, ein Granit- und Porphyrgebirge, auf welchem sich Grünsteinkuppen, wie der Mount-Oxley und Mount-Arthur, erheben. Der im W. von Port-Macquarie stehende Mount-Sea-View hat 5650 F. Höhe. Ein anderes Gebirgsland säumt Queensland im O., tritt bis auf 60 oder 70 M. ins Innere westlich hinein bis an die Quellen des Victoria oder Barcu, und zieht sich längs der Ostküste bis in die Yorkhalbinsel nach N. Zu demselben gehören der 5200 F. hohe Mount-Lindsay im SW. von Brisbane und mehr als 4000 und 5000 F. hohe Gipfel an der Ostseite der Yorkhalbinsel. Auf der Südseite des Continents, westlich von der Mündung des Murray, ziehen sich Gebirge nach N. zur Region der Seen, meist niedrig, aber in einzelnen Gipfeln, wie im Mount-Arden am Nordende des Spencergolfs, 2800 F. hoch. Von diesem nach NNO. zieht das mehr als 40 M. lange Flindersgebirge hin, in dessen Mitte sich der 2800 F. hohe Mount-Serle erhebt. Auch an der Südwestseite hat man von der schmalen Küstenebene aus einen kaum 2000 F. hohen Bergrand, die Darling-, Herschel- und Victoriakette, zur innern Hochfläche hin zu übersteigen. Als höchster Berg in dieser Region ist der in der Nähe des König-Georg-Sundes gelegene, 3100 F. hohe Mount-Bruce bekannt.

Klima. Das austral. Klima ist heiß, in den colonisirten Strichen jedoch nicht erschlaffend, und gleicht in seiner Trockenheit wol am meisten dem von Spanien. Das nördl. Drittel hat tropisches Klima, die südl. zwei Drittel dagegen haben ein gemäßigtes, sodaß das Klima der Colonien im Süden etwa dem des südl. Europa gleichkommt. Der Norden hat seine Regen im Sommer, vom Nov. bis April, der Süden im Winter, vom März bis Sept. Der tropische Regen erstreckt sich jedoch nicht bis zum Wendekreise, sondern, wie es scheint, nur bis zu 19° südl. Br. Zwischen beiden Regionen findet sich eine Uebergangszone, in welcher Niederschläge zu allen Zeiten und nur in sehr geringem Maße erfolgen. Offenbar gibt es auch ganze Strecken, in denen jahrelang kein Tropfen Regen fällt. Während der Regenzeit ergießt sich im Süden in den Colonien der Regen in Strömen. Durch denselben schwellen die Gewässer mächtig an, veranlassen Zerstörungen und hemmen die Communication. Dennoch vergehen Monate ohne Regen, und der Continent A. ist in der That ein trockenes Land. Zeitweise eintretende Dürren sind für die Colonisten, welche davon etwa alle 10—12 J. betroffen werden, die schwersten Plagen; Ernten und Vieh gehen ihnen in solchen Zeiten zu Grunde. Indeß werden Victoria und Südaustralien von solchen Leiden nicht heimgesucht. Neusüdwales genießt neun Monate im Jahre ein höchst angenehmes Klima. Nur die Sommerhitze ist hier drückend, da sie im Schatten bis 30° R. steigt, zuweilen sogar bis 38°, namentlich wenn der heiße Wind von W. aus dem Innern weht, der jedoch nur 22—36 St. anhält. Bei diesem Winde ist die ganze Luft mit dem feinsten Sandstaube erfüllt, der in dicken Wolken heranzieht, alle Vegetation zu Grunde richtet und auf die Weißen eine Wirkung äußert ähnlich der des Sirocco oder des heißen Wüstenwindes. Die Sommerwärme von Sidney kommt etwa der von Neapel oder Algier gleich, die Winterwärme hier der von Sicilien. Auch Sidneys Jahreswärme ist gleich der von Sicilien. Oft ändert sich der Stand des Thermometers binnen einer halben Stunde um 13—18° R., namentlich im Sommer. Sturt berichtet, daß er auf seiner Reise im Innern im Schatten 44° 5′ und in der Sonne 55° R. beobachtet habe. Trotzdem ist das Klima entschieden gesund. Lungenkrankheiten treten nicht auf, und ebenso wenig Epidemien; nur daß eine

Pockenepidemie innerhalb 60 J. zweimal die Eingeborenen heimgesucht hat. Dagegen sind Diarrhöe und Ruhr sehr gewöhnliche Leiden. Schnee hat man in Sidney nur einmal (1836) gesehen.

Gewässer. Infolge der Trockenheit des Klimas ist der Continent A. schlecht bewässert. Seine Flüsse bestehen während eines großen Theils des Jahres nur aus Reihen von Wasserlachen und Sümpfen. Der größte Theil des Wassers verdunstet in der Sommerhitze, und es bleiben nur Schlamm und Kräuter zurück. Die kleinen Flüsse oder Creeks lösen sich alsdann zu Reihen von Wasserlöchern auf, und ihr Lauf bleibt nur an dem Sande und an den ihre Ufer einfassenden Gummibäumen erkennbar. So mancher von einem Gebirge in ansehnlicher Größe herabkommende Fluß versiegt einige Meilen weiterhin in einer sandigen Ebene. Ohne diesen Uebelstand wäre ein großer Theil A.s herrliches Weideland. Ein wirklich eingeschnittenes Bett scheint vielen der Flüsse ganz zu fehlen. Das bedeutendste unter den bekannten Stromsystemen ist das des 180 M. langen Murray oder Gulba, welcher in den Alexandrinasee mündet. Da derselbe durch die Schneemassen der Alpen genährt wird, so ist er ein permanenter Strom, ebenso wie die rechts in ihn einmündenden vereinigten Murrumbidgie und Lachlan. Dagegen ist der ein weit größeres Gebiet umfassende und ebenfalls rechts in den Murray mündende Darling oder Calewatta ein zeitweise versiegender Strom. Zu ihm fließen Warrego, Condamine, Peel, Macquarie, Bogan. Nächstdem verdient der östl. Victoria oder Barcu Erwähnung, der, mit dem Thomson vereinigt, den Cooper bildet. Dieser löst sich in einer Wüste fast auf, und von ihm endet ein unbedeutender Arm, der Cooper- oder Strzelecki-Creek, in dem Salzsee Gregory. Unter den kürzern Küstenflüssen sind an der Ostseite zu nennen: der nördlich von Sidney mündende, 9 M. lange Hawkesbury, der 20 M. lange Hunter, der 31 M. lange Clarence, der 19 M. lange Brisbane, der aus Dawson und Mackenzie gebildete Fitzroy, der von Leichardt entdeckte und von Dalrymple 1859 weiter untersuchte Burdekin mit dem Balyando in Queensland. Im S., an der Küste von Victoria, fließt der Glenelg, der 16 M. lange Hopkins, der ebenso lange Yarra-yarra, Latrobe u. s. w.; an der Westseite der Schwanenfluß, der Murchison, Gascoyne und Fortescue; an der Nordseite der Victoria, Alligator, Roper, Albert, Flinders, Mitchell u. s. w.

Die an Zahl und Ausdehnung nicht unbedeutenden Seen A.s sind einen großen Theil des Jahres nur Sümpfe. Im N. des Spencergolfs (mit dem er nicht im Zusammenhang steht) zieht sich fast 30 M. der von kahlen Sanddünen umgebene Torrenssee hin. Weiter nördlich liegt in 70 F. Meereshöhe der, wie es scheint, noch größere Eyresee, in dessen O. sich der vielleicht in Stücke getheilte Gregorysee hinzieht. Im W. des Torrenssees liegt auf der Hochebene, in 346 F. Höhe, der große Gairdnersee. Diese und unzählige kleinere Seen in derselben Region sind überaus salzreich und bilden ein Gebiet, das noch nicht lange vom Meereswasser verlassen zu sein scheint. Ueberhaupt sind deutliche Kennzeichen vorhanden, daß die Südküste des Continents noch jetzt in langsamer Erhebung aus dem Meere begriffen ist.

Pflanzenwelt. Die Flora des austral. Continents ist, gemäß den klimatischen Verhältnissen, im nördl. Theile eine tropische, im gemäßigtern südl. Theile eine subtropische. Im allgemeinen erscheint sie als eine seltsame, von der aller übrigen Erdtheile sehr abweichende. Der Charakter der Einförmigkeit und Dürre zeigt sich auch in der Vegetation. Nur innerhalb der gebirgigen Küstenlandschaften ist es anders, und es treten hier auch großartige Wälder auf, während solche im Innern durchweg fehlen. Die bekannt gewordenen 7000 Pflanzenarten gehören etwa 120 natürlichen Familien an, aber mehr als die Hälfte aller Arten nur 11 dieser Familien. Die größte Familie ist die der Gummibäume oder Eucalypten, von denen man etwa 100 verschiedene Arten kennt. Der im südl. Vandiemensland gewöhnliche Eucalyptus globulus erreicht dort oft eine Höhe von 150 und am Fuße einen Umfang von 25—40 F. Von der Melaleuca finden sich 30 Arten, von denen 28 auf den Continent A.s beschränkt sind. Die Stackhousia gehört A. allein an. Von den 400 bekannten Proteaceenarten sind diesem Continente mehr als die Hälfte eigen, und namentlich ist darunter die Banksia eine der merkwürdigsten Pflanzen. Ebenso sind die 13 Casuarinenarten höchst charakteristisch. Die ausgedehnteste Pflanzenfamilie bilden die stiellosen Akazien (Wattlebäume), von denen man mehr als 100 Arten kennt. Diese und die Eucalypten machen nach R. Brown wol die Hälfte der ganzen Vegetationsmasse A.s aus. Beide Familien haben das Eigenthümliche, daß die Blätter nicht ihre Flächen gegen den Himmel und die Erde kehren, sondern die Ränder derselben. Die Eucalypten außerdem werfen nicht die Blätter ab, sondern die Rinde. Die wegen ihrer starken Gummiabsonderung als «Gummibäume» bezeichneten Eucalypten kommen gewöhnlich in drei Arten vor, weiße, blaue und rothe Gums. In Betreff der eigentlichen Waldregionen

lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die erste bilden die lichten Wälder aus meist astlosen Stämmen mit kleiner Krone (gewöhnlich aus den Eucalyptusarten Melaleuca, Metrosideros, Callistemon, Tristania u. s. w. gebildet), die in der Regel kein Gesträuch zwischen sich haben. Diese Bäume der trockenen Wälder eignen sich schlecht zur Feuerung. Die zweite Gruppe, die Strauchwälder, finden sich ebenfalls auf dürrem Boden, der aber ganz mit Gesträuch bedeckt ist. Die Bäume haben einen kurzen, verkrüppelten Wuchs, da die Waldbrände alle vier bis fünf Jahre den größten Theil der untern Vegetation versengen. In ihnen finden sich, außer den genannten Arten, die Casuarinen und Banksien, die Hakea, Monotoca, Ceratopetalum u. s. w. Die dritte Gruppe sind die Nadelwälder, die an der Ostseite eine schmale Zone am Meere bilden und meist die Thalabhänge bedecken und den Flußläufen folgen. Zwischen ihnen findet sich eine reiche Abwechselung von Bäumen mit glänzendgrünem, dichtschattendem Laubwerk, zwischen welches sich Schlinggewächse, Moose und Orchideen mischen. Ganz tropischen Charakter erhalten diese Wälder durch vier große Baumfarrnarten und die schönen Palmen Corypha australis und Livistona inermis. Vorzügliches Holz liefern die Cedrela australis, Podocarpus spinulosus und sehr wirksame Gerberinde die Acacia dealbata. Unter den Nadelhölzern befinden sich auch Araucarien und die Kaurifichte. Auch die Zahl der Arten von Laubhölzern ist groß, und manche von ihnen, wie die in der Berührung schon giftige Urtica gigas und Ficus macrophylla, gehören zu den Riesen der Pflanzenwelt. Zu den merkwürdigen Pflanzenarten gehören ferner der Grasbaum (Xanthorrhoea), die Nepenthes distillatoria, die Riesenlilie (Doryanthemum), die Stinkpflanze (Hydrocotyle densiflora).

Die gewöhnlichsten im Innern vorkommenden Grasarten sind das Kängurugras (Anthistiria australis), welches Roß und Reiter überragt, und das alle unfruchtbare Sandstrecken überdeckende Stachelschweingras oder Spinifex der Colonisten (Triodia pungens). Einheimische Früchte und eßbare Wurzeln gibt es nur sehr wenige, dagegen eignet sich A. für die Einführung fast aller europ. Früchte und Gemüse. An der Moretonbai und an der Nordküste sind die Dattelpalmen, die japanes. Loquot, Baumwolle, Zucker, Kaffee und Taback naturalisirt, und Bananen, Orangen und Limonen führt man von der Ostküste aus. In Neusüdwales, Victoria und Südaustralien gedeihen alle Getreidearten in Vollkommenheit und alle Gartenproducte erreichen den höchsten Grad von Vortrefflichkeit. Die Menge und Beschaffenheit der gewonnenen Mandeln, Feigen, Aprikosen, Trauben, Quitten, Aepfel, Birnen, Pflaumen u. s. w. lassen nichts zu wünschen übrig.

Thierwelt. Nicht weniger eigenthümlich als die Flora ist die Thierwelt. Das einzige gefährlichere Raubthier ist der in seiner Größe zwischen Fuchs und Wolf stehende Dingo (s. d.), fast der einzige Feind der Schafheerden. Die Wiederkäuer und Dickhäuter fehlen A. An den Küsten Nordaustraliens von Moretonbai bis Cap-York, und nur dort, lebt der 10—15 F. lange Dugong oder die Seekuh (Halicore australis), die sich vom Seetang nährt und deren Fleisch eine Delicatesse ist. Besonders eigenthümlich aber sind diesem Erdtheile die Marsupialien oder Beutelthiere, von denen man auf dem Continent und auf Vandiemensland mehr als 100 bestimmte Arten kennt. Das größte derselben ist das Känguru (s. d.), das beliebteste Jagdthier, dessen Fleisch wohlschmeckend und gesund und dessen Schwanz eine Delicatesse. Das Wallaby ist das kleine Känguru der Ebene. Dann ist zu nennen das Opossum (s. d) oder die Beutelratte, die auf Bäumen lebt und sich in der Weise der Affen von Zweig zu Zweig schwingt. Der Petaurus ist ein fliegendes Opossum und der Dasyurus ein fleischfressendes Beutelthier. Der Thylacinus ist ein nächtliches Raubthier von der Größe eines Hundes und der Gestalt eines Wiesels. Es gibt ferner fünf Nager, ähnlich den Ratten und Mäusen, von denen einer, der Hydromys, einigermaßen dem Biber ähnelt. Die sonderbarsten aller Thiere sind das Schnabelthier (s. d.) und die Echidna, ein Ameisenfresser (s. d.). Zahlreicher sind die Falken, Adler und Eulen, die in manchen Theilen alle kleinern Vögel vertilgen und auch dem jungen Vieh viel Schaden thun. Prächtige Papagaiarten und zahllose Kakadus sind überall häufig, Taubenarten zahlreich. Wilde Enten, Gänse und Schwäne beleben in unermeßlichen Schwärmen die Sümpfe des Innern und die Seeufer. Auch die Wachteln sind häufig, dagegen fehlen alle Vögel des Hühnergeschlechts. Zu den merkwürdigen Vögeln gehört der straußartige große Emu, der Pelikan, der Ibis, der Paradiesvogel u. s. w. Die Reptilien sind zwar zahlreich, aber nur wenige schädlich. Der Biß der Diamant-, der Peitschen- und der schwarzen Schlange zeigt sich giftig. Von den Insekten sind eine große Spinne, die sog. Tarantel, und eine rothe offenbar giftig, sowie die Skorpione und Tausendfüße. Die Ameisen, bis zollgroß, zeichnen sich durch Stärke und Bösartigkeit aus. Fliegen gibt es so zahllose, daß sie als Landplage gelten.

Mineralien. Von höchster Bedeutung ist der Mineralreichthum A.s, durch den das Land schnell zu hoher Wichtigkeit aufgestiegen. Namentlich hat das Auffinden der Goldlager alle Verhältnisse plötzlich umgestaltet und die Entwickelung des Ganzen reißend beschleunigt. Das Gold liegt in meist sehr kleinen Theilchen im losen Erdreich am Fuße der Gebirge, reichlich gemengt mit Quarztheilen und Pfeifenthon. Die Quarztheile, meist milchweiß und undurchsichtig, kommen in kleinen, abgeriebenen Stücken bis zu Massen von Centnerschwere vor. Außerdem findet sich das Gold gemengt mit Sandstein, Eisenstein, weißem und blauem Thon. Die an Gold reichen Gegenden beschränken sich etwa auf den Bathurstdistrict in Neusüdwales und auf das Bergland im N. und NW. von Victoria. In geringerer Menge hat es sich jedoch an unzähligen Stellen gefunden. Man gräbt gegenwärtig danach in die Tiefe. Zu Ballarat bei Geelong, wo die bedeutendsten Goldmassen gefunden wurden, hat man die Schachte bereits bis zu 80 und 100 F. Tiefe hinabgetrieben. Vor der Auffindung des Goldes hatte sich schon ein bedeutender Kupfervorrath, namentlich bei Burra-Burra in Südaustralien, gefunden, später bei Kapunda. Nach der 1861 erfolgten Entdeckung der Wallaroo-Minen gehört Südaustralien zu den an Kupfer reichsten Ländern der Erde. Steinkohle findet sich an der Ostseite A.s im Sandstein, im ganzen Gebiete des Hunter-River. An der Mündung dieses Flusses bei Newcastle ziehen sich 11 flachgelagerte Flötze 6 M. weit an der Küste hin, 3—30 F. mächtig und bis auf 20 M. ins Innere. Man beschäftigt dort bereits 900 Bergleute.

Bevölkerungs- und Colonialverhältnisse. Die im ganzen ungewöhnlich schwache Bevölkerung des austral. Festlandes zerfällt in eine ureinheimische (s. Australneger) und eine erst jüngst eingewanderte europäische. Je weiter die Europäer von den Küsten aus nach dem Innern vordringen und das Land einer regelmäßigen Cultur unterwerfen, desto mehr werden die Urbewohner auf die Wüsteneien beschränkt und ihrem völligen Untergange entgegengeführt. In den besiedelten Theilen A.s verschwinden sie, wie zum Theil auch die Pflanzen- und Thierwelt, allmählich vor der europ. Cultur. Bei Ankunft der Europäer mochten in den jetzt colonisirten Theilen von Neusüdwales, Victoria und Südaustralien etwa 50000 Australier herumschweifen. 1851 zählte man in Neusüdwales 1750, in Victoria 2500, in Südaustralien 3730 Eingeborene. 1862 lebten in Victoria, obschon hier seit 1851 weite Strecken des Innern dem europ. Culturgebiet einverleibt worden, nur noch 2165 Australier. Die Gesammtzahl derselben für den ganzen Continent läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Die neuesten Schätzungen schwanken zwischen 1/5 und 1/4 Mill. Bei ihrer Roheit und Unbildsamkeit können sie den Colonisten nur wenig nützen. Man bedient sich ihrer zwar als Hirten, indeß sind sie unzuverlässig und nicht bei ihrem Dienste zu erhalten. In den südöstl. Colonien hat man auch aus ihnen Trupps berittener Polizeileute organisirt. In Victoria werden die Interessen der Eingeborenen durch eine eigene Behörde überwacht. Von der einheimischen Bevölkerung Vandiemenslands (Tasmania) waren, trotz der Fürsorge von seiten der Regierung, 1854 nur noch 16 Individuen übrig.

Seit Gründung der Colonie Neusüdwales im J. 1788 sind allmählich auf dem Continent A., welcher von den Briten als ihr Eigenthum angesehen wird, noch vier andere Colonien entstanden, deren weiße Bevölkerung ebenfalls vorzugsweise brit. Abstammung ist. Nächst den Engländern sind, besonders in Victoria und Südaustralien, die Deutschen am stärksten vertreten. Areal und Bevölkerung vertheilen sich auf jene fünf Colonien folgendermaßen: Neusüdwales (im Osten; gegründet 1788), mit 14442 Q.-M. und 365635 E.; Südaustralien (im Centrum des Südens; gegründet 1836), mit 17633 Q.-M. und 126830 E.; Victoria (in der Südostecke; gegründet 1850), mit 4070 Q.-M. und 548944 E.; Westaustralien (in der Südwestecke; gegründet 1829), mit 36229 Q.-M. und 15691 E.; Queensland (im Nordosten; gegründet 1859), mit 31225 Q.-M. und 56000 E. Hierzu kommt das nördl. Gebiet von 24295 Q.-M., welches vorläufig dem Gouverneur von Südaustralien unterstellt worden ist. Von all den Länderstrecken ist jedoch bisjetzt nur ein kleiner Theil, vielleicht ein Neuntel, colonisirt; alles übrige liegt noch als völlige Wildniß, in die jedoch die Weidebezirke immer weiter vorgeschoben werden und die Squatters, d. h. die ohne Rechtstitel in der Wildniß sich seßhaft machenden Ansiedler, immer weiter eindringen. Die Ansiedelungen, die man bisher an der Nordküste versucht hat (1824 wurde das Fort Dundas auf der Melville-Insel und 1829 das Fort Wellington an der Rafflesbai angelegt), sind theils der Hülflosigkeit, theils des ungünstigen Klimas halber wieder aufgehoben worden. Indeß scheint sich das 1838 auf der Koburghalbinsel am Port-Essington angelegte Victoria besser zu halten und in seinem Verkehr mit den nördlicher gelegenen Inseln zu gedeihen. Ende 1863 ist die Besiedelung von Arnhemsland angeregt worden, wo man weite anbaufähige Strecken gefunden hat.

Die Hauptbeschäftigung der Colonisten ist auf die Viehzucht und den Landbau gerichtet. Der Hauptzweig ist gegenwärtig die Schafzucht, welche England binnen kurzem den ganzen auswärtigen Bedarf an Wolle zuführen wird. Im Innern der Colonien ist das Land als Farms ausgetheilt, an den Grenzen dagegen leben die Colonisten auf sog. Stationen, welche isolirte Hirtenplätze sind. Nächstdem ist die Gewinnung der genannten Metalle und der Steinkohle von hoher Wichtigkeit und die Fischerei nennenswerth, namentlich der Walfischfang. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Gold, Wolle, Talg und Kupfer, die Einfuhr in meist engl. Industrieartikeln jeder Art, wenngleich auch die Industrie der Colonien sich in glänzender Entwickelung befindet. Die Zahl der fast ausschließlich weißen Bewohner der Colonien betrug 1861: 1,152804. Ein großer Theil der Bevölkerung ist zu bedeutendem Wohlstande gelangt, und viele der ehedem als Verbrecher hierher Deportirten nehmen eine nicht niedrige Stufe in der Gesellschaft ein. Obwol sich nicht verkennen läßt, daß mit Hülfe der Zwangsarbeit der Deportirten das beispiellose Emporkommen der ersten Colonie zu Stande gebracht worden, waren die Nachtheile, welche sich aus dem Zusammenleben der Verbrecher, deren Zahl jährlich wuchs, mit den freien Colonisten für diese letztern ergaben, doch zu groß, als daß man nicht die Nothwendigkeit eingesehen hätte, den Stand der Dinge zu ändern. So wurde es denn durchgesetzt, daß 1837 der Befehl erging, Verbrecher fortan nur noch nach Vandiemensland zu transportiren. Aus gleichem Grunde hörte aber auch 1853 die Deportation nach Vandiemensland auf. Jede Colonie hat ihren eigenen Gouverneur und mehrere bereits ihre Volksvertretungen. Der Gouverneur von Neusüdwales besitzt jedoch Macht und Würde eines Generalgouverneurs von A., und seine Residenz Sidney ist die Hauptstadt des ganzen Erdtheils. Die an der Südspitze des Festlandes gelegene Insel Vandiemensland, jetzt officiell Tasmania (s. d.) nach ihrem ersten Entdecker genannt, ist seit 1853 ebenfalls eine selbständige, unter einem besondern Gouverneur stehende Colonie geworden.

B. **Die Inselwelt.** Geographisches. Die im Osten und Nordosten des austral. Continents über den ganzen Ocean zerstreute Inselwelt (Oceanien oder Polynesien) breitet sich zwar über einen Raum von 1800 M. Länge und 700 M. Breite aus, umfaßt aber, wenn man die größern Inseln Neuguinea und Neuseeland abrechnet, nur ein Areal von 5100 Q.-M. mit einer Bevölkerung von etwa 5—600000 Menschen. Dennoch ist dieses Inselgebiet von hohem Interesse, theils weil es innerhalb der ungeheuern Wasserwüste des Großen Oceans, der etwa um ein Sechstel größer ist als alles Festland der Erde, für den Seefahrer die Einöde in einer wohlthuenden Weise unterbricht und Trinkwasser und Pflanzennahrung liefert, theils wegen der herrlichen Natur, welche sich auf den meisten dieser kleinen Inseln entfaltet. Auch leben auf diesen Inseln kleine Völkchen, welche, obschon vor einem halben Jahrhundert noch in ursprünglichstem Naturzustande, durch den Verkehr mit den Weißen, ganz besonders aber durch das ihnen zugetragene Christenthum, in ihrem eigenen Wesen und in dem ihrer Lebensverhältnisse binnen kurzer Zeit mehr umgewandelt und der Gesittung näher geführt worden sind, als es je anderwärts in gleicher Weise gelungen. Die größere Hälfte dieser Inseln (350) gehört zu den hohen, felsigen, welche, wie das Festland, emporgehobene Stücke der Erdrinde sind, deren höchster Theil aus der Meeresfläche hervorragt. Die kleinere Hälfte (290) sind sog. Koralleninseln, die ihr Dasein den Korallenthieren verdanken. Sie bilden theils aus Korallenkalk bestehende, mehr oder weniger vollständige Ringe, die eine stille Wasserfläche oder Lagune umschließen (die sog. Atolls) und reihenweise geordnet liegen, theils umziehen sie eine innerhalb gelegene hohe Felsmasse. Pflanzen, Thiere und Menschen dieser Inseln stammen offenbar von andern, entlegenen Festlandsküsten her.

Thier- und Pflanzenreich. Mit Ausnahme Neuseelands liegt diese ganze Inselwelt in der heißen Meereszone, innerhalb deren das Meereswasser eine mittlere Temperatur von 16—21° R. hat. Da die Korallenthiere einer solchen hohen Temperatur zu ihrem Gedeihen bedürfen, so ist dies ihre eigentliche Heimat. Die Vegetation ist natürlich ebenfalls die der tropischen Zone. Auf Neuguinea und den diesem benachbarten Inseln ähnelt sie noch der des austral. Continents, indem die meisten der diesem Festlande eigenthümlichen Formen auch hier erscheinen. Neuguinea hat überdies noch die Fülle und Pracht der Vegetation der Molukken- und Sundainseln neben so mancher ihm eigenthümlichen Pflanze. Die dem Festlande östlich gelegenen Inseln haben theil an der Waldflora, namentlich an den Nadelhölzern der Küste von Neusüdwales. Auf den noch weiter östlich liegenden Inseln, die an Zahl der Arten ärmer sind, finden sich überall noch indische Formen, und namentlich sind die Nahrungspflanzen von W. aus hierher gelangt. Die Kokospalme gedeiht auf allen niedrigen Inseln ausgezeichnet;

die Banane und die Arumarten sind für die Ernährung der Insulaner von größter Wichtigkeit, ebenso die Yamswurzeln und die süßen Bataten, diese der ganzen tropischen Zone eigenthümlichen Mehlwurzeln. Der Brotfruchtbaum, eine andere Art als die indische, liefert auf vielen der Inseln die Hauptnahrung, und neben ihm erscheint fast überall, meist an den Küsten, der Pandanus, dessen Kerne ebenfalls als Nahrung dienen, gleichwie die der stammlosen Nipapalme. Das sumpfige Innere mancher der niedrigen Inseln birgt auch den indischen Banianenbaum, dessen zu Stämmen erstarkende Luftwurzeln allmählich den Wald dichter machen. Den flachen Saum der Inseln umzieht, wie das den Flachufern der Tropenzone eigen ist, dichtes, die Luft verpestendes Mangle- oder Mangrovegebüsch. Aehnlich verhält es sich mit der Thierwelt dieser Inseln. Auf Neuguinea und den Nachbarinseln leben der Dingo, wilde Schweine, Beutelthiere und Kasuare. Prachtvolle Papagaien und Tauben und zahllose andere durch ihren Farbenschmuck ausgezeichnete Vögel bevölkern die Büsche auf all den Inselgruppen. Schädliche Amphibien sind nur den westlichsten Inseln eigen, fehlen aber den östlichern Gruppen ganz, wo der Haifisch der einzige gefürchtete Feind aus der Thierwelt ist. Unter den Insekten sind die Schmetterlinge die am häufigsten vorkommenden. Die gemeine Stubenfliege ist erst durch die Schiffe von Europa dorthin verpflanzt worden, ebenso die Ratten und Mäuse. Von den Hausthieren finden sich nur das Schwein und Hühnerarten über fast alle Inseln verbreitet. Das Thierleben des Meeres ist natürlich in dieser warmen Zone ein sehr reiches.

Bevölkerung. Die Bewohner dieser Inselgruppen gehören zwei sehr voneinander verschiedenen Rassen an. Die, welche auf den dem Continent A. näher gelegenen Inseln leben, sind, wie dort, sog. Australneger, Negritos oder Melanesier, die jedoch auf höherer Stufe stehen als auf dem Continent. Am weitesten nach O. finden sich diese Negritos auf den Fidschiinseln, wo sie offenbar auch am intelligentesten sind und sich mit der hellfarbigen Rasse gemischt haben. Die zweite Rasse, welche die Inselwelt bevölkert, sind die sog. Australindier oder Polynesier, welche Neuseeland und alle übrigen, vom Continent A. entferntern Eilande bewohnten. Sie sind offenbar nahe verwandt mit den Bewohnern des Indischen oder Australasiatischen Archipels und bilden einen der vier Hauptzweige des großen malayisch-polynesischen Völker- und Sprachstamms. Ihre Sprache ist, in Neuseeland wie auf den Sandwichinseln, so gleichartig, daß fast nur dialektische Verschiedenheiten vorhanden zu sein scheinen. Diese hellfarbigen, etwa kupferrothen Bewohner sind auf mancher der Inselgruppen ein wahrhaft schönes Geschlecht. Schon vor Ankunft der Europäer bewohnten sie mit Kunst gebaute Häuser, trieben einen keineswegs rohen Ackerbau, befuhren das Meer in Nachen, und fertigten Waffen, Geräthschaften und Gewänder (aus der Faser des Papiermaulbeerbaumes) mit einem gewissen Grade von Kunstfertigkeit. Sie hatten monarchische Verfassungen, Ständeverschiedenheit und ein Lehnssystem, und in ihrer Religion waren Vorstellungen und Cultus zu festen Formen gediehen. Während einige dieser Völkchen eine große Gutmüthigkeit und Herzlichkeit verriethen, herrschte unter andern große Streitlust, und der Genuß des Menschenfleisches war etwas Gewöhnliches. Das Tätowiren der Haut hatten sie auf einigen der Inseln zu einer großen Vollendung gebracht. Die Bestrebungen prot. Missionare sind schon seit längerer Zeit auf diese Inselgruppen gerichtet gewesen, und seit 1815 wurden auch ihre Bemühungen durch Erfolg gekrönt. Auch kath. Missionare suchten seitdem hier ein Feld für ihre Thätigkeit, woraus namentlich auf den Gesellschaftsinseln sehr widerwärtige Reibungen entstanden sind.

Entdeckungsgeschichte. Die Entdeckungen in dieser Inselwelt haben durch mehr als drei Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten ihren Verlauf gehabt. Der erste Entdecker, welcher zu erwähnen, ist der Portugiese Fernando de Magelhaens, der 1521 die Marianen, später Ladronen oder Diebsinseln genannt, entdeckte. 1526 entdeckte Jorge de Meneses Neuguinea oder Papua, das 1528 auch Alvaro de Saavedra auffand. Ersterer benannte es Isla de Oro, während es 1545 durch Ortiz de Retes seinen jetzigen Namen erhielt. Der Portugiese Diego de la Rocha fand 1526 die westlichen Carolinen, die er Matalotas nannte. Andere dazu gehörige Inseln entdeckten in demselben Jahrhundert Saavedra, Villalobos und Drake. Der Spanier Lazeano nannte eine 1686 von ihm aufgefundene Insel Carolina, und von dieser hat der Archipel den Namen erhalten. Die westlich von den Carolinen gelegenen Palaos oder Pelewinseln fand erst 1783 Wilson auf. Die gründliche Untersuchung des Archipels erfolgte 1827 und 1828 durch den Russen Litke. Schon 1529 entdeckte der obengenannte Saavedra, der von Mexico nach den Gewürzinseln segelte, einige Inseln des Mulgrave-Archipels, welche er Königsinseln nannte. Die meisten derselben wurden jedoch erst

1788 durch Marshall und Gilbert aufgefunden, welche von Port-Jackson nach Kanton segelten, und von ihnen wurde der Archipel nach dem ersten Lord der brit. Admiralität, Lord Mulgrave, benannt. Der Theil desselben, welcher jetzt Marshallsinseln heißt, besteht aus den Inselreihen der Raliks- und der Rataksgruppe, welche letztere allein, und zwar durch Kotzebue 1816, genauer untersucht worden ist. Der Gilbertsinseln genannte Theil zerfällt wieder in mehrere Gruppen, darunter die Simpson- und Kingsmillinseln. Die noch entfernter liegenden kleinen Gruppen der Unionsinseln sind 1765 von Byron, weiter 1841 von Hudson, und die Gruppe der Ellice- und Peyster- oder Waitapuinseln 1819 von dem Nordamerikaner Arent de Peyster entdeckt worden. Auch die sechs unbewohnten Koralleninseln, welche die Phönixgruppe bilden, fand man erst 1841 auf.

Bereits 1567 wurden die Salomonsinseln von Alvaro Mendana entdeckt und durch ihn benannt, 1769 aber nannte Surville denselben Archipel die Arsaciden und 1788 Shortland Neugeorgien. Derselbe Mendana fand 1595 auf seiner dritten Reise die Sta.-Cruz-Inseln und benannte sie also, während Carteret sie Königin-Charlotten-Inseln nannte. 1596 entdeckte Mendana die südl. Gruppe der nach ihm benannten Mendanainseln, und gab denselben, nach dem Vicekönige von Peru, den Namen Marquesas de Mendoza-Inseln. Die nördl. Gruppe derselben wurde erst 1791 durch den Amerikaner Ingraham aufgefunden und von ihm Washingtoninseln genannt. 1606 gelangte der von Lima kommende Admiral Pedro Hernandez de Quiros zu den Neuen Hebriden, auch Heiliger-Geist-Archipel genannt. Derselbe ließ hier ein Schiff unter Torres zurück, der zuerst die Louisiade sah. Diesem Archipel gab Bougainville 1768 den letztern Namen, der auch die erstgenannten Inseln Große Cykladen nannte, während sie ihren gegenwärtigen Namen erst 1774 durch Cook erhielten. Die beiden Holländer Lemaire und Schouten entdeckten auf ihrer wichtigen Erdumsegelung 1616 die nördlich von Neuguinea gelegenen Admiralitätsinseln, welche sie die 25 Inseln nannten, und die ihren jetzigen Namen 1767 durch Carteret erhielten. Ferner entdeckten jene Holländer Neubritannien, welches auch Tasman 1642 besuchte und Dampier 1700 benannte, von dem aber erst Carteret 1767 fand, daß es aus zwei Inseln, Birara oder Neubritannien und Tombra oder Neuirland, besteht. Endlich entdeckten die genannten Holländer auch verschiedene der Paumotu- oder Niedrigen oder Gefährlichen Inseln, jenen ausgedehnten Archipel im äußersten Osten, dessen Inseln zu verschiedenen Zeiten von sehr verschiedenen Seefahrern aufgefunden worden sind. Die südöstlichste Gruppe derselben, die Mangarevainseln, entdeckte Wilson erst 1797 und nannte sie den Gambier-Archipel, und die kleinen, im Nordwesten gelegenen Inseln, welche der Holländer Roggeween 1721 auf seiner Erdumsegelung fand, wurden ehedem nach dessen Namen benannt.

Im J. 1642 fand Tasman Neuseeland und gab diesem den Namen, sodann 1643 die Fidschiinseln, welche er Prinz-Williams-Inseln und Heemskerksuntiefen nannte, die aber vollständig erst 1827 durch Dumont d'Urville entdeckt wurden; ferner fand damals Tasman auch die Freundschafts- oder Tongainseln, die ihren Namen 1779 durch Cook nach dem freundlichen Benehmen ihrer Bewohner erhielten. Die im Nordosten der Fidschiinseln gelegenen Wallisinseln, welche seit 1843 unter franz. Protectorate stehen, sind 1767 durch Wallis entdeckt worden. Letzterer entdeckte auch die Gesellschafts- oder Societätsinseln, die aber erst 1769 durch Cook ihren Namen erhielten. Die im Südosten gelegenen 16 Inseln nennt man die Tahiti- oder Georgischen Inseln, und die im Süden von Tahiti die Austral- oder Tubuaiinseln, zum Theil von Cook, zum Theil aber erst 1791 von Broughton entdeckt. Schon 1722 hatte Roggeween die Schiffer- oder Samoainseln entdeckt. Dieselben erhielten indeß erst 1768 durch Bougainville den Namen Navigatorsinseln. Cook entdeckte und benannte 1774 Neucaledonien oder Baladea nebst der Fichteninsel sowie der Mangia- oder Hervey- oder Cooks-Archipel. Derselbe benannte aber nur die kleinste nach dem Schiffskapitän Hervey, und diesen Namen übertrugen die Missionare später auf den ganzen Archipel. 1778 fand Cook die Hawaii-Inseln, welche er zu Ehren des damaligen Chefs der brit. Admiralität Sandwichinseln benannte. Am 24. Dec. 1777 hatte Cook die unbewohnte Weihnachtsinsel aufgefunden. Broughton, welcher mit Vancouver die Reise um die Erde machte, entdeckte 1791 die im Südosten von Neuseeland gelegenen Chathaminseln, und 1806 fand der Kapitän Bristow die eben dort gelegene Insel Auckland. 1849 endlich entdeckte Erskine die bei Neucaledonien gelegenen Loyalty-Inseln, welche seit 1853 von den Franzosen in Besitz genommen sind.

Die Seemächte haben bereits nach manchem dieser schönen Eilande ihre Hände ausgestreckt und sie ihren Colonien angereiht. So hat England aus Neuseeland eine seiner werthvollsten Colonien gemacht, zu dessen Gouvernement auch die Inseln Chatham und Auckland gehören.

Auch die kleinen Fanninginseln, zwischen den Sandwich- und Cookinseln, fast unter dem Aequator, erklärten die Engländer zu ihrem Eigenthum. Frankreich nahm Neucaledonien und die Loyaltyinseln, die Wallisinsel und den Gambier-Archipel sowie die Marquesasinseln, die man zur Deportationsstation machte, und beglückte auch Tahiti gewaltsam mit seinem Protectorate. Die Nordamerikaner endlich haben die in der Aequatorialregion gelegenen kleinen Guanoinseln in Beschlag genommen, deren etwa 27, von Korallenbildung, vorhanden sind. Eine der drei Guanocompagnien, welche sich in Nordamerika gebildet, beansprucht die Phönixgruppe, die sie genauer hat untersuchen lassen, als ihr Eigenthum. Die für den Verkehr und den Welthandel wichtigste Station im Großen Ocean geben aber die Sandwichinseln ab, welche innerhalb des Dampfschiffcurses liegen, der Californien mit China und Ostindien verbindet.

Unter den ungemein zahlreichen Schriften über den fünften Welttheil und dessen phys., ethnolog. und polit. Verhältnisse, die seit einigen Jahrzehnten sowol in Europa wie auch in den austral. Colonien selbst erschienen sind, dürften etwa folgende hervorzuheben sein: über das austral. Festland, außer den Berichten über die verschiedenen Entdeckungsreisen ins Innere und den Schriften über die einzelnen Colonien: Meinicke, «Das Festland A., eine geogr. Monographie» (2 Bde., Prenzlau 1837); Sidney, «The three colonies of Australia» (Lond. 1852); Haßkarl, «A. und seine Colonien» (Elberf. 1849); Büchele, «A. in der Gegenwart» (Stuttg. 1855); Byrne, «Twelve years' wanderings in the British colonies» (Lond. 1848); de Blosseville, «Histoire de la colonisation pénale et des établissemens de l'Angleterre en Australie» (Evreux 1859); Heywood, «A vacation tour at the antipodes» (Lond. 1862); Harrison, «Colonial sketches» (Lond. 1862); Flanagan, «History of New South-Wales etc.» (2 Bde., Lond. 1862); Westgarth, «Australia, its rise, progress and present condition» (Edinb. 1861); Therry, «Reminiscences of a thirty years' residence in New South-Wales and Victoria» (Lond. 1863). Wichtige Beiträge zur Kenntniß A.s bieten die «Transactions» der Royal Society of Victoria, die seit 1856 zu Melbourne erscheinen. Eine Geschichte der «Entdeckungsreisen in A. während der letzten 20 J.» enthält «Unsere Zeit» (Bd. 7, Lpz. 1863). Von den Werken über die austral. Inselwelt sind außer den Berichten über die verschiedenen Reisen um die Welt und durch die Südsee zu nennen: Burney, «Chronological history of the voyages and discoveries in the South-Sea» (5 Bde., Lond. 1803—17); Wilson, «Missionary voyage to the southern Pacific Ocean» (Lond. 1799); Montgomery, «Journal of the voyages and travels by Tyerman and Bennet» (2 Bde., Lond. 1831); Ellis, «Polynesian researches» (4 Bde., Lond. 1839); Michelis, «Die Völker der Südsee» (Münst. 1847); Hartwig, «Die Inseln des Großen Oceans» (Wiesb. 1861); Gill, «Gems from the Coral Islands in Western Polynesia» (2 Bde., Lond. 1855—60); Murray, «Missions in Western Polynesia» (Lond. 1863); Turner, «Nineteen years in Polynesia» (Lond. 1861). Reiches Material über Polynesien bieten auch die Zeitschriften der verschiedenen engl. und amerik. Missionsgesellschaften. Eine vorzügliche Uebersichtskarte von ganz A. hat Petermann (Gotha 1863) geliefert.

Australneger, auch Negritos und (bei Prichard) Kelänonesier, nannte man bisher alle diejenigen schwarzen oder wenigstens dunkelfarbigen Völkerstämme, welche einestheils das Festland Australien, anderntheils die dasselbe umkränzenden Eilandsgruppen sowie das Innere der Inseln im SO. Asiens bewohnen. Man hat sie bis in den Anfang unsers Jahrhunderts für Verwandte der Neger Afrikas gehalten, von denen sie jedoch wesentlich abweichen. Auch haben die Forschungen der neuern Zeit gelehrt, daß die A. untereinander selbst wiederum wesentliche Verschiedenheiten zeigen und zwei ganz verschiedenen Rassentypen angehören, von denen der eine durch die Bewohner des austral. Festlandes, der andere durch die der Inseln vertreten wird. Man pflegt daher gegenwärtig den Namen A. oder Australier auf die Festlandsbewohner zu beschränken, während man die dunkelfarbigen Bewohner der Inseln unter dem Namen der Melanesier (s. d.) zusammenfaßt. Die A. sind von dunkelbrauner, fast schwarzer Farbe, krausem, jedoch nicht wolligem Haar, mittlerer Größe und schmächtiger Natur. Besonders charakteristisch ist die Dünnheit ihrer Arme und Beine. Im Innern erscheinen die Stämme etwas kräftiger; eine Größe von 6 F. ist hier etwas Gewöhnliches. Die meisten Australier haben einen schwarzen, dichten Bart, einige auch am Körper einen dichtern Haarwuchs als die Europäer. Die Stirn ist gewöhnlich hoch und schmal, die Augen sind klein, schwarz, durchdringend. Die Nase der Kinder wird durch die Mütter zwischen den Augen stark eingedrückt und ist unten breit, von Natur aber gebogen. Der Mund ist sehr

groß, mit starken und sehr weißen Zähnen versehen. Das Gesicht ist überhaupt abstoßend häßlich. Das Nasenbein wird durchbohrt, und viele Stämme schlagen sich zur Zeit der Mannbarkeit einen oder zwei Vorderzähne aus. Die Bewohner des innern Australien zeigen sich im ganzen freundlich und gutmüthig, dabei heiter und fröhlich, obschon bei der ersten Berührung mit den Europäern sehr scheu und mistrauisch; auch sind sie treu und ehrlich. Bei allen diesen guten Eigenschaften aber zeigen sie eine Roheit, wie sie sich auf der ganzen Erde kaum weiter findet. Fast ganz nackt, nur selten mit einem Thierfell bekleidet, ziehen sie in Familien oder höchstens in kleinen Horden ohne feste Wohnsitze umher, wenn sie auch hier und da elende Hütten aus Zweigen bauen. Das Boot ist ihnen im Innern wie an der Küste unbekannt. Ihre Geräthschaften und Waffen sind höchst ärmlich und unvollkommen. Die Sorge für die Nahrung ist die einzige, die sie überhaupt beschäftigt. Sie leben von Fischen, Muscheln und Wurzeln, theilweise auch von den Erträgnissen der Jagd. Ihre Religionsbegriffe sind höchst einfach und roh. Eine staatliche Verbindung ist ihnen natürlich unbekannt. Die Zersplitterung in einzelne Familien erklärt die bei einem in jeder Hinsicht so gleichartigen Volksstamme auffallende Verschiedenheit unter den Dialekten ihrer Sprache. Bei ihrer Roheit bekunden sie zugleich auch den höchsten Grad von Unbildsamkeit. Alle europäischerseits gemachten Versuche, sie zu unterrichten, zu bekehren sowie sie zu einem seßhaften Leben zu gewöhnen, sind fehlgeschlagen. Zwar werden einzelne als Hirten und Schäfer verwendet, doch sind sie unsichere Diener und zu jeder regelmäßigen Arbeit ungeeignet. Sie ziehen sich vor den europ. Ansiedlern zurück und gehen raschen Schritts ihrem völligen Untergange entgegen. (S. Australien.)

Austrasien, d. i. Ostreich, nannte man unter den Merovingern die östl. Besitzungen der Franken, welche namentlich Lothringen, Belgien und die Länder am rechten Rheinufer umfaßten und ihren Mittelpunkt zu Metz hatten. In der Zeit des Anwachsens der fränk. Macht hatten gerade diese Länder große Wichtigkeit, weil sie die Verbindung mit dem deutschen Stammlande vermittelten und am dichtesten von Franken bewohnt waren. Nach Karl Martell hörte die staatsrechtliche Bedeutung der Eintheilung des Fränkischen Reichs in A. und Neustrien auf, wiewol noch Karl d. Gr. seine Lieblingssitze in A. wählte. Unter Karl's Nachfolger ging A. in Deutschland, Neustrien oder das westl. Frankreich in Frankreich auf. Vgl. Haguenin, «Histoire du royaume Mérovingien d'Austrasie» (Par. 1863).

Austreibung des Teufels, s. Exorcismus.

Austritt in parlamentarischer Beziehung. Wo die Annahme einer polit. Wahl Sache des freien Entschlusses, nicht eine erzwingbare Pflicht ist (wie dies neuerdings fast allgemein als das Richtigere anerkannt wird), da ist natürlich auch der A. aus der Versammlung in das freie, gewissenhafte Ermessen des Gewählten gestellt. Berechtigt kann ein solcher A. sein, wenn die nothwendigen Bedingungen einer verfassungsmäßigen parlamentarischen Wirksamkeit dem Betheiligten durch Umstände entzogen werden, deren Beseitigung nicht in seiner Gewalt steht. Ob eine solche Voraussetzung im concreten Falle wirklich vorhanden, ob daher der freiwillige A. geboten oder auch nur mit der Pflicht des Abgeordneten gegen seine Wähler und das Land vereinbar gewesen sei, diese Frage wird gewöhnlich sehr schwer zu entscheiden sein und daher auch von der öffentlichen Meinung in verschiedenem Sinne beantwortet werden. Der Natur der Sache nach wird übrigens ein derartiger A. fast immer ein von mehrern gleichzeitig vollzogener, ein sog. Massenaustritt sein. Besonders merkwürdige Fälle dieser Art sind in der neuern parlamentarischen Geschichte Deutschlands folgende: Als 1846, nach dem Erscheinen des sog. «Offenen Briefs» des König-Herzogs Christian VII., die holstein. Ständeversammlung wegen der durch dieses Actenstück angetasteten geschichtlichen Rechte der Herzogthümer sich in einer Petition an den Landesherrn aussprechen wollte, die Annahme einer solchen aber von der Regierung verweigert ward, erklärten 37 Mitglieder ihren A., weil eine verfassungsmäßige ständische Thätigkeit unter solchen Umständen nicht möglich sei. Die öffentliche Meinung begrüßte damals diesen Schritt als eine That männlicher Entschlossenheit und Gewissenhaftigkeit. Beim Vorparlament zu Frankfurt 1848 trat eine kleine ultrademokratische Minderheit, Hecker an der Spitze, aus, weil die Versammlung nach ihrer Ansicht einen mit der Würde einer Nationalvertretung nicht verträglichen Beschluß gefaßt hatte. Sie erkannte aber selbst bald das Unzureichende dieses Motivs und kehrte Tags darauf in die Versammlung zurück. Verhängnißvoll war der Massenaustritt der sog. Casinopartei oder der Rechten des Deutschen Parlaments 21. Mai 1849. Als Motiv dieses A. ward angegeben, daß die Nationalversammlung, nach Erschöpfung aller friedlicher und gesetzlicher Mittel zur Durchführung der Reichsverfassung, nur die Wahl habe, dieselbe mit Gewalt, im Wege des

Bürgerkriegs, zu versuchen, oder aber auf jede weitere Thätigkeit für eine solche Durchführung freiwillig zu verzichten, d. h. sich aufzulösen. Jedenfalls war diese Verfahrungsweise nicht consequent, denn entweder hätten die Betreffenden sich jeder Thätigkeit, welche auf die Durchführung der Reichsverfassung und eine dafür zu erweckende Agitation im Volke abzielte, enthalten und sofort nach Ablehnung der Verfassung seitens der preuß. und anderer Regierungen ihr Mandat niederlegen, oder sie hätten sich auch der Weiterführung und Leitung der durch die frühern unter ihrer Mitwirkung gefaßten Beschlüsse bereits entzündeten Bewegung nicht entziehen sollen. Durch ihren Massenaustritt überlieferten sie die Versammlung gänzlich dem Einfluß der Linken. Die noch zurückgebliebenen Reste der gemäßigt liberalen Partei sahen sich dadurch ebenfalls bald zum A. genöthigt, indem die Linke nunmehr Beschlüsse faßte, welche, wie wenigstens jene Liberalen annahmen, den Boden, auf welchem ihrer Constituirung nach die Nationalversammlung allein gesetzlich fußen konnte, verließen. Neuerdings sind einzelne Austritte von solchen vorgekommen, welche die Versammlung, in die sie eintreten sollten, überhaupt als für nicht zu Recht bestehend ansahen, so in Anhalt-Dessau infolge der Octroyirungen von 1851 und 1858. Insofern sie sich gleichwol auf Grund des octroyirten Wahlgesetzes in die Kammer hatten wählen lassen, konnte nach streng formellem Rechte vielleicht ihre Befugniß zu einem solchen factischen Protest durch A. aus der Versammlung angezweifelt werden; aus dem höhern Standpunkte polit. Moral dagegen fand dieser Schritt seine Rechtfertigung. Ein wesentlich anderer Fall liegt vor, wenn der einzelne Abgeordnete seinen Wählern gegenüber sich zur Rückgabe seines Mandats an diese und folglich zum A. aus der Kammer gedrungen fühlt, weil er sich veranlaßt findet, die polit. Richtung, auf welche hin er gewählt ward, mit einer andern zu vertauschen. Ein solcher Schritt ist jedenfalls ehrenwerth. Erkennen dann die Wähler, daß der Meinungswechsel ihres bisherigen Vertreters durch die veränderten Umstände gerechtfertigt war, so werden sie ihn wahrscheinlich wiederwählen.

Austrocknende Mittel oder Exsiccantia nennt man in der Medicin diejenigen Mittel, welche den Flächen und Geweben des lebenden Körpers die Feuchtigkeit entziehen. Sie dienen verschiedenen wichtigen Heilzwecken. Besonders wendet man sie an, um Krankheitsproducte zum Verschorfen oder Verschrumpfen zu bringen, was oft der natürlichste Weg zur Heilung ist; ferner um Blutflüsse und andere Ausflüsse zu stillen; um die Vernarbung oder Schälung zu fördern u. s. w. Hauptmittel der Trockencur sind: Versagung des Getränks (Durstcur), Aufenthalt in trockener Luft (z. B. in Aegypten), Umhüllen des Körpers oder des kranken Gliedes mit ausgetrockneten, pulverigen oder faserigen Stoffen, z. B. mit Werg, Watte, Wolle, Kräuterpulvern, Heusamen, trockenem Erlen- oder Birkenlaub, Löschpapier, Asche, Sand, Kleie, Mehl, abgeknistertem Salz u. s. w., oder Bestreuen der näßenden Stellen mit Einstreupulver aus Bärlappsamen, Stärkemehl, Gummi, Zucker, Kohle, Kalk u. s. w. Zum Theil dienen auch chemisch-coagulirende (gerinnenmachende) Mittel als Exsiccantia, z. B. Zink, Blei, Eichenrinde, Alaun und andere zusammenziehende Stoffe.

Auswachsen des Getreides nennt man die Erscheinung, wenn bei anhaltendem Regenwetter zur Erntezeit die Körner in den Aehren der abgebrachten, in Gelege gebreiteten oder schon gebundenen und aufgemandelten Feldfrüchte zu keimen beginnen. Eine warme Temperatur begünstigt diesen äußerst schädlichen Vorgang, welcher nicht allein den Ertrag bedeutend schmälert, den Ausdrusch erschwert, sondern auch infolge innerer Umbildungen ein Product liefert, dessen Mehl nur mit Vorsicht zu verwenden ist, da es der Gesundheit von Menschen und Thieren gefährlich werden kann. Es ist daher rathsam, ausgewachsenes Getreide vor dem Vermahlen im Backofen oder in Riegen gründlich zu dörren, das Mehl nicht rein, sondern stets bis zur Hälfte mit gesundem Mehl (auch von Hülsenfrüchten) zu vermischen, und bei der Gärung dem Teige etwas Franzbranntwein zuzusetzen.

Auswanderung bezeichnet das Verlassen des Staats, dem man angehört, in der Absicht, die Zugehörigkeit zu demselben aufzugeben und sich anderwärts anzusiedeln. Die A. unterscheidet sich sowol von der Emigration, dem zeitweisen, freiwilligen oder gezwungenen Wegzuge aus dem Heimatsstaate, dessen Bürgerrecht beibehalten wird, als auch von der Ansiedelung in einer Colonie, bei der mindestens die Verbindung mit der Heimat, die zugleich Mutterstaat ist, aufrecht erhalten wird. Indeß geht die Emigration durch den nicht selten an sie rechtlich geknüpften Verlust des Staatsbürgerrechts oft in die A. über. Der Ausgewanderte steht nach seiner Entfernung in keiner rechtlichen Beziehung zur Heimat mehr; er ist für diese ein Fremder geworden. Doch wird er, wenn er vorher seine Staatspflichten nicht vollständig erfüllt hat, unter gewissen Umständen dafür, sobald man seiner habhaft werden

kann, noch zur Strafe gezogen, wie z. B. wenn er durch die A. der Ableistung der Militärpflicht sich entzogen hat.

Wer selbständig ist und das freie Verfügungsrecht hat, besitzt auch das **Auswanderungsrecht**, d. h. er kann sich dorthin begeben, niederlassen, wo es ihm angemessen erscheint. Jede Beschränkung des Auswanderungsrechts ist eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, ein Eingriff in die ersten Rechte jedes Menschen, der durch keine Opportunitätsgründe gerechtfertigt werden kann. Nur der despotische Herrscher, der Person und Besitz der Staatsbürger als sein Eigenthum in Anspruch nimmt, der diese damit zu Sklaven herabdrückt, kann diese an den Staat fesseln wollen, an dem sie ferner keine Rechte mehr besitzen wollen, gegen den sie deshalb auch keine Verpflichtungen mehr haben. Nicht selten findet die A. statt, weil die Erwerbsverhältnisse der Heimat für die Auswandernden nicht günstig liegen, oder weil polit. oder religiöse Ueberzeugungen mit den Bürgerpflichten in Zwiespalt gerathen. Die Verhinderung der A. in solchen Fällen ist nicht nur eine Härte, sondern auch ein schweres Unrecht. Selbst Bedingungen, wie die der vorherigen Ableistung der Militärpflicht, sind unzulässig, und wenn vor der förmlichen Entlassung die Aufnahme in den fremden Staatsverband verlangt wird, so ist das Motiv für eine derartige Forderung, die mögliche Rückkehr verarmter Auswanderer, in der That unannehmbar, weil der Heimatsstaat sich in anderer Weise zu schützen vermag. Ueberdies lassen sich Auswanderungsverbote selbst bei großer Strenge in der Durchführung nicht wirksam machen, und belästigen am meisten diejenigen, welche nicht auswandern wollen, weil sie Beschränkungen der Reise- und Niederlassungsfreiheit im Gefolge haben müssen. Als Ludwig XIV. die Protestanten bedrückte, hielten die strengsten Verbote diese nicht ab, ins Ausland zu gehen; sie erweckten nur in den Gemüthern der Auswanderer ein bitteres Gefühl, das sie verhinderte, noch im Auslande für die Heimat zu wirken. Alle Staaten haben aber das Interesse, durch ihre Auswanderer sich Sympathien und Verbindungen zu schaffen, wie sie z. B. die Schweizer durch ihre auswandernden Bürger in allen Erdtheilen sich erworben. In gewisser Hinsicht kann die A. wie die Colonisation wirken; dazu muß sie jedoch frei sein. Am wenigsten rechtfertigen sich Auswanderungsverbote aus sog. nationalökonomischen Gründen, z. B. um Fabrikgeheimnisse festzuhalten, oder um das Aufblühen fremder Industrien, welche der heimischen Concurrenz machen können, zu verhindern. Ebenso wenig ist das Abzugsgeld (s. d.) zu billigen.

Die A. findet aus sehr verschiedenen Gründen statt. In der Regel wird sie durch die Hoffnung und den Wunsch veranlaßt, im Auslande, namentlich in fremden Erdtheilen, leichter eine bessere Existenz zu gewinnen. Nimmt in einem Lande der Pauperismus überhand, und gelingt es verhältnißmäßig nur wenigen, sich aus der Klasse der Unbemittelten zu den Wohlhabenden aufzuschwingen, so entschließen sich viele, die Heimat aufzugeben, um in der Fremde ihr Glück zu versuchen. In der Regel entwickelt sich die A. in industriellen, starkbevölkerten Ländern. Aber auch in ackerbautreibenden Staaten kann sie umfangreich werden, wenn der Grundbesitz in den Händen weniger liegt und die eigentlichen Landwirthe abhängige und dabei schlechtgestellte Pächter sind. Irland zeigt in dieser Hinsicht, wie die Auswanderungslust ein wenig industrielles Volk nach und nach ergreifen und schließlich zu einem großen Theile über den Ocean treiben kann. Andere Ursachen für die A. sind polit. und religiöser Druck. Schon im Alterthum wanderten häufig die besiegten polit. Parteien aus, um anderswo neue, in ihrem Sinn construirte Gemeinwesen zu stiften. In neuerer Zeit ist Aehnliches geschehen, wenn auch verhältnißmäßig vereinzelt und selten sehr ins Gewicht fallend. Bedeutender noch als der politische hat der religiöse Druck auf die A. gewirkt, und die Fälle sind häufig genug, wo die Anhänger kirchlicher Reformen und die Sekten massenhaft ins Ausland gingen. Am wenigsten werden von der A. diejenigen Länder berührt, deren polit. und wirthschaftliche Zustände auf der Grundlage der Freiheit fußen, weil sie in der Heimat gewöhnlich das bieten, was in der Fremde gesucht wird. Doch kann ein Volk auch so gesunken sein, daß der Mehrzahl die Energie fehlt, welche die A. erfordert, und diese deshalb nicht stattfindet.

Hieraus folgt schon, daß ein Land, welches eine massenhafte A. aufweist, sich in der Regel nicht in günstiger polit. und wirthschaftlicher Lage befindet. Es fragt sich, ob ein solches Land durch die A. gewinnt. Selten kann man diese Frage bejahen. Daß die A. die polit. Lage des Heimatlandes nicht verbessert, bedarf keines Nachweises, weil sie nicht auf diese zu wirken vermag; es sei denn, daß sie die Leiter des Staats auf die vorhandenen Misstände aufmerksam macht und zu Reformen anregt. Allerdings kann die A. einen Theil der Misvergnügten entfernen, aber diese werden, wenn die Ursachen des Misvergnügens bleiben, bald ersetzt. Aber auch die wirthschaftliche Lage gewinnt nicht. Man hat die A. empfohlen, wenn das Land über-

völkert ist und die Ernährungsmittel für die Bevölkerung nicht ausreichen. Aber eine absolute Uebervölkerung ist selten vorhanden; in jedem Lande können mehr Menschen, als vorhanden, existiren, wenn seine Erwerbsverhältnisse durch Beseitigung schädlicher Schranken und Hemmnisse verbessert und richtig gestaltet werden. Dabei vermindert die A., selbst wenn sie bedeutend erscheint, die Bevölkerung nicht: sie zieht erfahrungsmäßig kaum so viel Menschen ab, als durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle hinzukommen. Insofern aber wirkt sie nachtheilig, als sie das Volksvermögen vermindert und vorzugsweise kräftige, tüchtige Elemente fortnimmt. Wer auswandern will, muß ein gewisses, nicht geringes Kapital zur Verfügung haben. Den sorgfältigsten statistischen Ermittelungen nach ist dasselbe durchschnittlich größer, als der Antheil an dem Gesammtvermögen, welchen die Zurückbleibenden durchschnittlich besitzen. Ferner wandern, wenn nicht immer, doch meistens nur Personen aus, welche arbeitsfähig sind und vermöge der ihnen inwohnenden Energie sich in der Heimat fortzuhelfen vermöchten. Gebrechliche, Unfähige und eigentliche Arme müssen dagegen zurückbleiben, weil sie den Anstrengungen, welche die Ansiedelung im fremden Lande zur Folge hat, nicht gewachsen sind. Das Verhältniß der productiven Elemente zu den unproductiven stellt sich mithin in dem Lande, welches verlassen wird, schlechter. Wollte man die Armen und Schwachen zur A. veranlassen, so würde man im höchsten Grade inhuman handeln, und außerdem wären große Opfer erforderlich. Wo Gemeinden sich entschlossen, Arme und selbst Arbeitsfähige über den Ocean zu senden, haben sie sich in ihren Hoffnungen stets getäuscht. Nicht selten belasteten sie sich mit Schulden und sahen demungeachtet die Ausgewanderten, wenigstens theilweise, zurückkehren und dann vollständig der Armenpflege anheimfallen.

Hat der gutorganisirte und gutverwaltete Staat selten oder niemals Veranlassung, die A. zu entwickeln und zu fördern, so handelt dennoch jede Regierung richtig, wenn sie sich für die Auswanderer interessirt. Denn einerseits sind diese, bis sie die Grenzen des Staats verlassen haben, dessen Angehörige, und andererseits kann der Staat, indem er die A. in die richtigen Bahnen leitet, sich einige der Vortheile der Colonisation verschaffen. Der Staat wird daher dafür zu sorgen haben, daß nicht die Staatsbürger zur A. nach Ländern veranlaßt werden, in denen sie elend zu Grunde gehen müssen. Namentlich hat er die Auswanderungsagenten ins Auge zu fassen. Nicht wenige amerik. Staaten, welche schwach bevölkert sind und Ackerbau und Industrie zu fördern wünschen, ferner große Grundbesitzer, welche ihre Grundstücke hoch zu verwerthen streben und Arbeiter suchen, endlich die Rheder, deren Hauptbeschäftigung die Beförderung von Auswanderern ist, suchen durch Vorspiegelungen aller Art zur A. anzulocken, und ihre Agenten haben oft schon unsagliches Unheil über Tausende gebracht. Nur zu begründet haben sich die Klagen der Auswanderer gezeigt, daß sie in öden, unfruchtbaren, ungesunden Gegenden angesiedelt oder von den Grundbesitzern, in deren Dienst sie traten, gleichsam als Sklaven behandelt wurden. Viele Staaten haben deshalb auch bestimmt, daß die Auswanderungsagenten für den Beginn ihrer Geschäfte die staatliche Genehmigung erlangen und die Verträge mit den einzelnen Auswanderern zur Prüfung vorlegen müssen.

Die A. aus Europa hat erst seit dem amerik. Unabhängigkeitskriege eine größere Ausdehnung gewonnen. Je mehr sich die einzelnen Staaten der Union entwickelten, desto mehr zogen sie die Europäer an, welche, in der Heimat besitzlos, in Amerika eine eigene Scholle suchten, auf der sie ihr Einkommen fanden. Abgesehen von Irland, das infolge seiner unglücklichen agrarischen Verhältnisse eine Massenauswanderung entstehen sah, betheiligte sich vorzugsweise Deutschland an der A. nach Nordamerika. Von den deutschen Staaten traten wiederum die süddeutschen hervor, zum Theil wenigstens infolge der dort herrschenden Bodenzersplitterung. Indeß wirkten zugleich religiöse Spaltungen mit, die auch im deutschen Norden hier und da zur A. veranlaßten. Nach und nach lenkte sich der Strom der A. auch nach andern Ländern. England begünstigte vorzugsweise seine Colonien, insbesondere Canada, das es, seit es bedroht ist, fester an sich zu knüpfen strebt, Westindien, Australien und Neuseeland, während es dagegen die A. von Ostindien fern zu halten sucht. Frankreich faßte Algier ins Auge. Deutschland dagegen, ohne Colonien und ohne Flotte, ließ den Strom der A. dahin fluten, wohin er sich wenden mochte. Zwar hat Preußen wiederholt Schritte gethan, um die A. als gemeinsame Sache Deutschlands hinzustellen. 1847 brachte Preußen die Auswanderungsfrage an den Deutschen Bund, und auch zur Zeit der Unionsbestrebungen regte es die Begründung eines eigenen Colonisationsamts zur Regelung der A. an. Allein es erzielte ebenso wenig als die Deutsche Nationalversammlung, welche in den «Grundrechten» die A. unter den Schutz des Deutschen Reichs stellte und ein Auswanderungs-

gesetz erlassen wollte. Die Gegenden, nach welchen sich die deutsche A., abgesehen von den westl. nordamerik. Freistaaten, hauptsächlich richtete, waren Californien, Texas, Brasilien und Australien. Außerdem kamen die verschiedenen Staaten Südamerikas, wenn auch in geringerm Maße, in Betracht. Im ganzen soll die deutsche A. von 1819—59 1,800000 Seelen dem Vaterlande entführt haben. Häufig haben sich Privatvereine der A. angenommen, theils um sie nach einer bestimmten Gegend zu fördern, theils um sich überhaupt der A. nützlich zu erweisen. 1843 ward auf Actien der Düsseldorfer Verein gegründet. Sodann trat 1844 der sog. Adelsverein für die A. nach Texas hervor, der indeß mit sehr geringer Vorsicht zu Werke ging, schwere Vorwürfe auf sich zog und 1848 seinen Grundbesitz in Texas an einen Privatmann abtrat. Zu nennen sind ferner der Auswanderungsverein in Glarus, dann, einige Jahre später, der ebenfalls nicht mit Erfolgen gesegnete Preußische Verein zur Colonisirung der Mosquitoküste. Wichtiger waren diejenigen Vereine, welche sich nicht auf ein bestimmtes Land beschränkten, sondern ganz allgemein die Förderung und Erleichterung der A. bezweckten: so z. B. der Nationalverein für deutsche A. in Frankfurt und der Berliner Verein zur Centralisation der deutschen A. 1864 wurde in Berlin aufs neue ein Centralverein für Auswanderungsangelegenheiten angeregt. In neuester Zeit hat sich die Auswanderungslust wesentlich vermindert, indem namentlich der Bürgerkrieg in Nordamerika von der Ansiedelung abschreckte. Doch wird bei veränderten Verhältnissen Nordamerika ohne Zweifel aufs neue die A. beleben und den Hauptstrom derselben immer wieder und vielleicht mehr als je an sich ziehen. Alle andern Länder haben bisher die Erwartungen der Auswanderer zu sehr getäuscht, und die zahlreichen Heimgekehrten schrecken mehr als anderes von der Nachfolge ab. Die wichtigsten Einschiffungsorte der Auswanderer sind Hamburg, Bremen, Amsterdam, Havre und Liverpool. Auch nach einigen europ. Ländern finden Auswanderungen statt; doch sind diese bisher nicht von bedeutendem Umfange gewesen. Rußland hat Ansiedler hauptsächlich aus Süddeutschland aufgenommen, auch Ungarn und Siebenbürgen suchten dieselben anzuziehen. Die Verhältnisse dieser Länder sind aber der Einwanderung im ganzen nicht so günstig, als sie sein müßten, um große Massen tüchtiger Landwirthe und Handwerker anzulocken.

Die Literatur über A. ist äußerst umfangreich, indeß müssen die meisten Schriften mit großer Vorsicht benutzt werden, weil sie meist den Zweck verfolgen, die A. nach einem bestimmten Lande hin zu fördern, und von Auswanderungsagenten entweder herausgegeben oder veranlaßt sind. Aehnlich verhält es sich mit den Auswanderungszeitschriften, von denen die in Rudolstadt seit 1846 erscheinende «Allgemeine Auswanderungszeitung» die älteste und verbreitetste ist. Außerdem erscheint seit 1852 zu Bremen eine «Deutsche Auswanderungszeitung», die ebenfalls Beachtung verdient. Abgesehen von den allgemeiner gehaltenen Schriften über A. von Wappäus, Gaebler, Bülow, Bromme, Sturz, Legoyt («L'émigration européenne», Par. 1862) u. s. w. sind in Hinsicht auf Nordamerika zu erwähnen die Schriften von Beyer, Bromme, Fleischmann, Pauer, Grund, Bossard; für Texas insbesondere Römer, Kordüll, von Solms-Braunfels. In Hinsicht auf andere Länder sind zu nennen Sartorius für Mexico, Weinmann, Bülow und Scherzer für Mittelamerika, Simon für Südamerika, Schmidt und Avé-Lallemant für Brasilien, Andree für Buenos-Ayres, Sommer-Geiser für Uruguay, Cast und Philippi für Chili; Kirchner, Heising und Wilkinson für die austral. Colonien.

Auswechselung der Gefangenen, s. Kriegsgefangene.

Ausweichung (in der Musik). Das Fortschreiten der Harmonie von einem Accorde zum andern überhaupt nennt man im weitern Sinne Modulation. Ueberschreitet dieselbe die Grenzen der Grundtonart, so wird sie zur A., Modulation im engern Sinne; zum Uebergange aber, wenn sie in einer andern Tonart schließt, als von der sie ausging. Der Zweck des Uebergangs ist stets die Einführung einer neuen Tonart, während die A. häufig nur behufs eines besondern Aufschwungs der Harmonie mehrere näher oder entfernter liegende Tonarten durchstreift, aber mit einem Schluß in der Haupt- oder Anfangstonart endigt. Drei Hauptwege namentlich stehen für die A. offen, die jedoch der Willkür den freiesten Spielraum lassen zu zahllosen Modificationen, je nachdem man mit mehr oder weniger Pomp in die neue Tonart übergehen will. Der erste führt durch den Quinten- oder Quartencirkel. So bequem als sicher, ist er überall ausreichend, wo es blos gilt, eine Pause auszufüllen, und hat somit seinen praktischen Werth, z. B. für Organisten. Eine ästhetische Bedeutung kann ihm nur die Kunst der Stimmenführung oder sonst eine eigenthümliche Ausstattung geben. Einen andern Weg bahnt der Umstand, daß jeder Accord in mehr als einer Tonart leitereigen (s. d.) sein kann, mit deren übrigen Accorden er sich leicht verbindet. So kann der D-moll-Accord der Vermittler zwischen dem

F-dur- und dem E-dur-Accord und deren Tonarten werden, da er mit dem letztern in A-moll, mit dem erstern in mehr als einer Tonart leitereigen ist. Es ist diese Gattung namentlich da am Platze, wo es sich um das Vorarbeiten und Fortspinnen eines Gedankens handelt: so im zweiten Theile von Sonaten-, Symphoniesätzen u. s. w., sowie in allen contrapunktischen Satzgattungen. Sie ist die künstlerisch edelste, weil sie nicht nur an sich der Speculation ein reiches Feld bietet, sondern in jeder andern Hinsicht, in Stimmenführung, auch der künstlichsten, sowie in Declamation, Rhythmik u. s. w., den freiesten Spielraum läßt und öfters eine recht willkommene Hülfe leistet. Bei der dritten Gattung der A. endlich ist es immer auf eine Ueberraschung oder Täuschung des Gehörs abgesehen, und die Vieldeutigkeit gewisser abgeleiteter Accorde ist dabei ein Haupthebel. Die bedeutendste Rolle spielen namentlich hier die Accorde der verminderten Septime und der übermäßigen Sexte. Wo der Uebergang in eine sehr entfernte Tonart möglichst schnell oder auf eindringliche Weise geschehen, wo einer längern Modulation ein imponirender Schluß gegeben werden soll, überall wo es sich um entscheidende Maßregeln handelt, ist diese Gattung in ihrer eigenthümlichen Sphäre.

Ausweisung nennt man eine Polizeimaßregel, wonach einzelnen Fremden oder ganzen Kategorien derselben befohlen wird, das Staatsgebiet zu verlassen, oder wodurch auch Landesangehörige von einem Orte entfernt werden, an dem sie sich aufhalten, ohne ihr Domicil (s. d.) daselbst zu haben. Nach allgemeinen Grundsätzen des Völkerrechts hängt es ganz von dem Belieben der einzelnen Staaten ab, ob und unter welchen Bedingungen sie Fremde in ihrem Gebiete belassen wollen, und kein Fremder hat ein Zwangsrecht zum Aufenthalt in einem Staate. Eigener Vortheil und Rücksichten der Humanität bestimmten indessen die europ. Staaten, auf ihrem Gebiete (in den Colonien galten freilich lange Zeit strengere Grundsätze) von dem Rechte des gänzlichen Ausschlusses in der Regel keinen Gebrauch zu machen, ja Fremden nicht blos die Durchreise, sondern auch längern Aufenthalt im Staatsgebiete zu verstatten. Aber immer bleibt das Recht vorbehalten, die Entfernung einzelner oder aller Fremden zu verfügen, und keineswegs ist der Staat diesen Betroffenen über die Gründe seines Verfahrens Rechenschaft schuldig. Dies schließt jedoch nicht aus, daß der Staat, der von seinem Rechte einen willkürlichen und aus schlimmen Beweggründen geflossenen Gebrauch macht, sich herbem Tadel von seiten der öffentlichen Meinung aussetzt, vielleicht auch seinen Angehörigen Retorsionsmaßregeln zuzieht. Je inniger die betheiligten Staaten durch Wechselverkehr und sonstige Verhältnisse miteinander verflochten sind, desto gehässiger und bedenklicher erscheint natürlich ein Misbrauch des Ausweisungsrechts, und während niemand etwas gegen dessen Anwendung einwendet, wo es aus Gründen der Sicherheits- oder Gesundheitspolizei ausgeübt wird, erregt es gemeiniglich lebhaften Widerspruch, wenn polit. Engherzigkeit und Parteimotive seiner Anwendung zum Grunde lagen. So bei der vielbesprochenen A. Itzstein's und Hecker's aus Berlin (1845); so bei den oft kleinlichen und willkürlichen A., welche misliebige Gelehrte und Schriftsteller in verschiedenen deutschen Staaten erfuhren. Manche Gesetzgebungen, z. B. die englische und belgische, beschränken das polizeiliche Ermessen in Betreff der A. von Fremden und sichern diesen den ruhigen Aufenthalt im Staatsgebiet, solange sie nicht nachweislich einer Gesetzesübertretung sich schuldig machen. Eine A. von Landesangehörigen aus einem Orte findet in der Regel nur statt wegen Mangels an Unterhaltsmitteln, oder um das Zusammendrängen zweideutiger und unzuverlässiger Elemente zu verhüten. Es mag als eine Maßregel der hohen Staatspolizei gelten, namentlich große Hauptstädte von Zeit zu Zeit zu säubern durch Zurückweisung solcher Individuen in ihre Domicilorte, die sich über Zweck und Mittel ihres Aufenthalts nicht ausweisen können. Nur sollte dabei immer mit billiger Rücksicht und sorgfältigem Eingehen in die individuellen Verhältnisse verfahren werden.

Auswintern nennt man die Zerstörung von Thieren und Pflanzen durch den Winterfrost. Geschieht diese Zerstörung von dem Menschen schädlichen Thieren in großartigem Maße, so ist sie eine wohlthätige. So würde z. B. der Landwirth der Feldmäuse zuletzt nicht mehr Herr werden, wenn strenge Winterfröste nicht Millionen derselben vernichteten. Von Nutzpflanzen sind in Mitteleuropa dem A. am meisten der Raps und der Weizen unterworfen, weil sie gewöhnlich in schwerem Boden gebaut werden. Die Pflanzen werden aber dabei nicht durch den Frost selbst, sondern vielmehr durch dessen mittelbare Wirkung zerstört. Die in die Spalten der Ackerkrume gedrungene Feuchtigkeit zersprengt, zu Eis werdend, den Boden in viele Risse, lockert somit den Stand der Pflanzen und legt deren Wurzeln bloß, sodaß sie zu Grunde gehen müssen. Man kann diesem Uebel rechtzeitig bei guter Witterung dadurch einigermaßen abhelfen, daß man die Saaten mit einer schweren Walze überfährt, und so die Erde wieder an

die Wurzeln andrückt. Als Schutz gegen das A. ist die Drainirung des Bodens sowie in ebenen, dem Nordwind ausgesetzten Gegenden die Bestellung in scholligem Lande zu empfehlen.

Auswüchse oder Excrescenzen sind Hervorragungen an lebenden Geschöpfen, welche sich aus deren Geweben hervorentwickeln. Sie kommen an Pflanzen und Thieren vor. Näher untersucht, sind sie nach ihrem Bau und Wesen sehr verschiedener Art, z. B. bald nur Vergrößerungen von Organen, deren normale Abnutzung fehlt (wie z. B. die Schneidezähne der Nager unförmlich auswachsen, wenn man sie nur mit weichen Stoffen füttert), bald Verdickungen der Oberhäute (wie bei den Warzen der menschlichen Haut und den warzigen Baumrindenauswüchsen), bald Wucherungen der Gefäße (wie die sog. Blutmäler), bald Auftreibungen des Zellgewebes oder der Knochen (die sog. Exostosen), bald bösartige Afterbildungen (z. B. Krebs, Markschwamm), bald schmarotzende Pflanzen, Thiere, oder deren Producte (z. B. die durch die Brut der Schlupfwespen hervorgerufenen Galläpfel). Immerhin beruhen sie auf einer Wucherung der organischen Substanz, die durch einen Reiz hervorgebracht ist, der entweder von außen herzukommt oder mit einer innern Krankheitsursache zusammenhängt. Bei den gutartigen A. sind die Gewebe selbst, nur vermehrt und qualitativ verändert, wie z. B. bei den Oberhautwucherungen, die man auch als Hörner und Warzen bezeichnet; bei den bösartigen dagegen finden sich Neubildungen, wie z. B. Krebszellen. Nur uneigentlich kann man Verschiebungen der Theile als A. bezeichnen, wie dies z. B. bei Knochenfraß in den Wirbeln geschieht, wo durch Schwinden einiger Wirbel die andern eine schiefe Stellung erhalten und zuweilen einen Buckel erzeugen.

Auswurf (Sputum) nennt man die aus den Luftwegen entleerten festen oder flüssigen Stoffe. Der Act dieser Entleerung heißt Auswerfen oder Expectoration. Derselbe kommt mittels eigenthümlicher Muskelbewegungen, des Hustens und Räusperns, zu Stande; doch wirken auch die unmerklichen und unwillkürlichen Bewegungen der Bronchialmuskelfasern und der Wimperzellen der Athmungsschleimhäute mit zur Herausbeförderung der Auswurfsstoffe. Im gesunden Zustande hat der Mensch keinen A. Indessen findet sich in unserm Klima, durch Feuchtigkeit, Rauch u. s. w., oder durch gewisse Genüsse (Bier, Liqueur, fette Speisen, Gewürze u. s. w.) veranlaßt, bei vielen Menschen eine habituelle Schleimabsonderung des Gaumens und der obern Luftwege ohne eigentliches Kranksein. Die in Krankheiten vorkommenden Auswurfstoffe sind hauptsächlich: Epithelialzellen, Schleim, Speichel, Eiweiß, Faserstoffgerinnsel, Blut sowie zu Eiter zerflossene Ausschwitzungsproducte (z. B. nach Lungenentzündungen, Tuberkeln u. dgl.). Die auswurfbefördernden Mittel oder Expectorantia sind verschiedener Art. Zum Theil reizen sie zu Husten und Räuspern, auch wol zum Würgen und Erbrechen, welches letztere das kräftigste auswurfbefördernde Mittel ist; zum Theil kräftigen sie die zum Auswerfen nöthigen Muskelfasern, oder sie fördern die Schleimabsonderung und feuchte Aushauchung auf den Schleimhäuten der Luft- und Schlingwege; zum Theil endlich machen sie letztere nur schlüpfrig und lindern deren Reizungszustand sowie den heftigen Hustenkitzel und den dadurch bedingten Krampf in den Luftwegen. Zu den Expectorantien gehören: Brechweinstein, Goldschwefel, Ipecacuanha, Senega, Arnica, balsamische Mittel, Fenchel, Anis, Salmiak, ätzendes und kohlensaures Ammoniak, Emulsionen, Schleime, Sirupe und andere Süßigkeiten, warme Milch, heiße Getränke, Einathmung feuchter Dämpfe, kohlensaure Wasser.

Auszehrung (Phthisis) bezeichnet, diejenige Art der Consumtion oder Schwindsucht (s. d.), wobei der Kranke viel Eiter oder andere Stoffe verliert, im Gegensatz zur Abzehrung oder Darrsucht (Tabes) oder trockenen Schwindsucht. Die neuern Untersuchungen über die Tuberkulose (s. Tuberkeln) bewirken, daß dieser Unterschied jetzt weniger bedeutet als ehedem.

Auszug, Ausgedinge, Alttheil, Großvaterrecht, Leibzucht, Verpfründung (reservatum rusticum) ist der Vorbehalt, durch welchen der Besitzer eines Bauerguts, seltener eines städtischen Grundstücks, bei dessen Abtretung an den Sohn oder bei anderweiter Veräußerung sich oder auch dritten Personen eine Wohnung in dem abgetretenen Hause und gewöhnlich noch bestimmte Leistungen für den Unterhalt ausbedingt. Es wird dadurch ein höchst persönlicher, mit dem Tode des Auszugsberechtigten erlöschender, durch keine Unfälle (wie Miswachs) zu schmälernder Anspruch gegen den Erwerber des Grundstücks und seine Erben, ingleichen, wenn das Landesgesetz dem A. die Eigenschaft einer in die Grund- und Hypothekenbücher einzutragenden Reallast beilegt, auch gegen die Singularsuccessoren des ersten Auszugspflichtigen begründet, welche nicht einmal durch Zwangsversteigerung des Guts erlischt. Ueber das dem Auszügler Gebührende entscheidet der Vertrag oder, bei Unbestimmtheit des darin gebrauchten Ausdrucks, z. B. wenn ganz allgemein der Unterhalt bedungen ist, die Rücksicht auf die Kräfte des Guts sowie auf die Persönlichkeit und die Lebensart des Berechtigten. Wenn ihm nicht

blos die Mitbenutzung der Wohnung des Eigenthümers, sondern der Besitz getrennter Räume zugesichert ist, so kann der Auszügler solche Veränderungen treffen, welche das Bedürfniß des Gebrauchs erheischt, auch sich wieder verheirathen und die neue Frau sammt den mit ihr erzeugten Kindern in die Wohnung aufnehmen. Zu Diensten gegen den Gutseigenthümer ist der Auszügler nicht verpflichtet, wol aber zur Unterlassung solcher Handlungen, welche den Besitz des Pflichtigen stören oder gefährden. Sind mehrere zugleich auszugsberechtigt, z. B. der Vorbesitzer und seine Ehefrau, so wächst nach Wegfall der einen Person deren Gebühr dem Ueberlebenden keineswegs zu, sondern der Verpflichtete wird, dafern nicht ausdrücklich ein Anderes bedungen ist, zu diesem Theile frei. Aehnliche Vorbehalte können nach franz. Rechte bei partages faits par père et mère (Code civ. Art. 1075) vorkommen.

Autenrieth (Joh. Heinr. Ferd. von), klinischer Lehrer und medic. Schriftsteller, geb. 20. Oct. 1772 zu Stuttgart, widmete sich medic. und naturwissenschaftlichen Studien, ging, nachdem er 1792 promovirt, nach Italien, Oesterreich und Ungarn, um besonders Scarpa und Frank zu hören, und ließ sich 1794 als Arzt in Stuttgart nieder. Von einer Reise nach Pennsylvanien zurückgekehrt, die er mit seinem Vater unternommen, wurde er 1797 Professor der Arzneikunde zu Tübingen, 1819 Vicekanzler und 1822 Kanzler der Universität, auf deren Organisation er bedeutend eingewirkt hat. Er starb 2. Mai 1835. A. hat sich seinen größten Ruhm als klinischer Lehrer erworben, indem er die innige Verbindung einer tiefdurchdachten Theorie mit der Praxis zu erhalten suchte. Sein berühmtester Schüler ist Schönlein. Unter seinen Werken ist das «Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie» (3 Bde., Tüb. 1801—2) hervorzuheben. Von seinen streng religiösen Anschauungen sowie seinem, besonders in den letzten Lebensjahren eifrig gepflegten Bibelstudium legen die Rede «Ueber den Menschen und die Hoffnung einer Fortdauer» (Tüb. 1825) und «Ansichten über Natur- und Seelenleben» (Stuttg. 1836) Zeugniß ab. — Sein Sohn, Hermann Friedrich A., geb. 5. Mai 1799 zu Tübingen, erhielt daselbst seine wissenschaftliche Bildung als Arzt, und machte nach seiner Promotion (1821) eine wissenschaftliche Reise, namentlich durch Großbritannien. 1823 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, habilitirte er sich daselbst als Privatdocent und erhielt 1829 eine außerordentliche Professur. Seit 1834 ord. Professor, erhielt er 1840 auch die Direction der neuerrichteten Poliklinik und des akademischen Zeichnungsinstituts, und war 1846—47 Rector der Universität. Seit Herbst 1858 lebt er pensionirt in Tübingen. Unter seinen Schriften sind, außer zahlreichen akademischen Gelegenheitsschriften und Beiträgen zu Journalen und Sammelwerken, hervorzuheben: «Uebersicht über die Volkskrankheiten in Großbritannien» (Tüb. 1823); «Ueber das Gift der Fische» (Tüb. 1833); «Das Schwefelbad von Sebastiansweiler» (Tüb. 1834).

Auteuil, früher ein niedliches Dorf der pariser Bannmeile, am Eingange des Boulogner Holzes, jetzt ein Theil des 16. Arrondissements von Paris infolge des Anschlusses aller Ortschaften, die jenseit der unter Calonne's Ministerium erbauten Zollmauer lagen und seit dem 1. Jan. 1860 durch die Ringmauer der Befestigungswerke mit der Hauptstadt zu einem kolossalen Ganzen verbunden sind. Das frühere Dorf verdankt seinen Ruf vorzüglich dem Umstande, daß es in der schönen Jahreszeit der Lieblingsaufenthalt von Boileau, Molière, Racine, Lafontaine, Lachapelle, Franklin, Helvétius, Cabanis, Condorcet und andern berühmten Männern war. Es enthielt eine Anzahl altadelicher Landsitze mit weitläufigen Parkanlagen. Dieselben sind nun verschwunden und in kleine Stücke zerschnitten, auf welchen man mit Gärtchen umgebene Häuser für wohlhabende, aber bürgerlich wohnende Familien gebaut hat.

Authentiken (Authenticae) sind kurze Auszüge aus denjenigen Stellen der Novellen (s. d.), welche Abänderungen einzelner, im Codex oder den Pandekten sich findenden Bestimmungen enthalten. Um diese Abänderungen bei den betreffenden Stellen leichter zu übersehen, verfaßten die Glossatoren solche Auszüge, die sie mit ex authentica bezeichneten, weil sie die Novellen selbst Authenticae nannten. Später legte man jenen Auszügen den obgleich unpassenden Namen Authenticae bei, während man den Novellen ihren jetzigen Namen gab. Sie sind zwar in dem Corpus juris aufgenommen, haben aber als bloße Privatarbeit keine Gesetzeskraft. Dagegen haben die Authenticae Fridericianae, 13 Verordnungen, welche die deutschen Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. in Italien erließen und an die Juristen in Bologna mit dem Befehle schickten, sie, gleich den obgenannten A., an passenden Orten in den Justinianeischen Codex einzuschalten, praktische Gültigkeit.

Authentisch (griech.) wird eine Schrift oder Urkunde genannt, insofern sie von dem Verfasser, zu der Zeit, unter dem Volke und den Umständen geschrieben ist, wie es ihr Inhalt be-

hauptet oder sonst behauptet wird. Sie besitzt dann Authentie, d. h. Echtheit im Gegensatze zu untergeschobenen Schriften oder Urkunden. Die Feststellung der Authentie gehört der höhern Kritik an und erfolgt durch die Prüfung von Inhalt und Form (der innern Kriterien) sowie der Zeugnisse anderer (äußerer Kriterien). Sie ist auf histor. und positiv rechtlichem Boden sehr wichtig, dagegen für eine tiefere philos. Auffassung der kirchlichen Dogmatik weniger bedeutend, da es hier wenigstens nicht so sehr darauf ankommt, wer etwas gelehrt hat, sondern was und mit welchem innern, von der lehrenden Persönlichkeit gänzlich unabhängigen Rechte etwas gelehrt worden ist. Der Kampf über die Authentie biblischer Schriften macht diesen Gesichtspunkt sehr bedeutend. Authentische Interpretation heißt eine Gesetzeserklärung, wenn sie von dem Gesetzgeber selbst gegeben wird, daher z. B. in constitutionellen Staaten eine solche nur unter Mitwirkung der Stände erfolgen kann.

Antichamp. Mehrere Mitglieder der alten franz. Adelsfamilie Beaumont haben den Titel Marquis, Vicomtes und Grafen von A. geführt und sich unter demselben in der neuern Geschichte bemerkbar gemacht. — Jean Thérèse Louis de Beaumont, Marquis d'A., geb. 1738 zu Angers, war im Siebenjährigen Kriege Adjutant des Marschalls Broglie und stieg 1779 zum Maréchal-de-Camp. Beim Ausbruch der Revolution stand er entschieden auf royalistischer Seite, emigrirte mit Condé, befehligte 1792 ein Reitercorps im Dienste der Emigration und trat 1797 in russ. Dienste. 1799 sollte er Suworow ein russ. Reservecorps von 30000 Mann in die Schweiz zuführen, wurde aber durch Masséna an der Vereinigung mit dem russ. Feldherrn gehindert. Er blieb in russ. Diensten bis 1815. Nach der Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. in den Grafenstand und machte ihn zum Gouverneur des Louvre, als welcher er 12. Jan. 1831 starb. — Sein Stiefbruder, Antoine Joseph Eulalie de Beaumont, Marquis d'A., geb. zu Angers 10. Dec. 1744, gleichfalls Adjutant Broglie's, kämpfte 1769 tapfer in Corsica, begleitete Lafayette nach Amerika, erhielt 1782 als Maréchal-de-Camp das Commando auf St.-Domingo, von wo er 1788 nach Frankreich zurückkehrte, um sich bald darauf der Emigration anzuschließen, in deren Reihen er kämpfte. Doch erhielt er 1799 seine Ausstreichung aus den Emigrantenlisten und privatisirte in Frankreich, bis er 1815 zum Gouverneur von St.-Germain ernannt wurde, in welcher Stellung er 10. April 1822 starb. — Der ältere Sohn desselben, Marie Jean Joseph Jacques de Beaumont, Vicomte d'A., geb. 1768, emigrirte 1790 als Dragonerkapitän, nahm an allen Kämpfen der Emigranten theil, kehrte aber 1800 nach Frankreich zurück. Während der Hundert Tage verwendete ihn der Herzog von Angoulême zu einer Sendung nach London. Später ward er Gouverneur in Bordeaux und starb 1828. — Sein jüngerer Bruder, Charles de Beaumont, Graf d'A., geb. 8. Aug. 1770 zu Anjou, Kapitän in der Garde, gehörte von 1792—99 zu den eifrigsten Führern der Vendéer, unterwarf sich aber zuletzt und trat in die Dienste Napoleon's. Doch ward er nach der ersten Restauration Generallieutenant und Pair und suchte während der Hundert Tage einen royalistischen Aufstand in Anjou zu erregen. 1823 befehligte er die erste Division der franz. Interventionsarmee in Spanien. Nach der Julirevolution wollte er die Vendée zum Aufstand aufregen, wurde 1833 dafür in contumaciam zum Tode verurtheilt, erhielt jedoch Amnestie und zog sich in das Privatleben zurück. Er starb 6. Oct. 1859 und hinterließ vier Söhne.

Auto, das griech. Pronomen autos, d. i. selbst, wird in vielen zusammengesetzten Wörtern, welche der höhern wissenschaftlichen Sprache angehören und aus dem Griechischen entlehnt sind, angewendet. In vielen Fällen lassen sich die griech. Worte auch im Deutschen durch Composita mit dem Pronomen «selbst» wiedergeben, welches dann theils das handelnde Subject bezeichnet, wie in Autokrat (Selbstherrscher), Automat, Autonomie, Autopsie, Autodidakt; theils das Object, wie in Autobiographie, Autokritik, Autotherapie, Autognosie; theils einen bloßen Bezug auf das Subject selbst, wie in Autochthon. Dieser verschiedene grammatische Werth des A. ist die Ursache, daß in einzelnen Fällen ein und dasselbe Compositum in verschiedener Bedeutung vorkommt. So bedeutet Autograph nicht blos eine Maschine, die von selbst schreibt, sondern auch eine Schrift, die jemand selbst geschrieben hat; Autokratie ist nicht blos die Herrschaft über sich selbst, sondern auch die Alleinherrschaft, Selbstherrschaft über ein Volk, einen Staat.

Autobiographie (griech.), d. i. Selbstbiographie, s. Biographie.

Autochthonen (d. i. in dem Lande selbst Geborene) hießen bei den Griechen diejenigen Volksstämme, welche nicht als Ansiedler aus der Fremde gekommen, sondern von jeher in einem Lande einheimisch waren. Das entsprechende lat. Wort dafür ist Aboriginer (s. d.).

Auto de Fé (span.; portug. Auto da Fé; lat. actus fidei) hieß die sonst in Spanien und Portugal mit den von der Inquisition (s. d.) zum Tode verurtheilten Ketzern vorgenommene Procession. Gewöhnlich ward dieselbe an einem Sonntage zwischen Pfingsten und Advent, sehr oft am Tage Allerheiligen veranstaltet. Bei Tagesanbruch ertönte der dumpfe Schall der großen Glocke der Hauptkirche als Zeichen zum Beginn des schrecklichen Schauspiels, und das Volk drängte sich in Scharen heran, da man schon im bloßen Zuschauen ein gutes Werk zu verrichten meinte. Die vornehmsten Männer rechneten es sich zum Verdienst, bei diesen Processionen dem heiligen Gerichte sich gefällig zu erweisen, sogar Granden von Castilien scheuten sich nicht, die Schergen der Inquisition zu machen. Den Zug eröffneten die Dominicaner mit der Fahne der Inquisition. Zunächst folgten die Reuigen, denen nur Buße auferlegt war, hinter ihnen, durch ein großes Kreuz, welches vorgetragen ward, getrennt, barfuß, mit dem Sanbenito angethan und einer spitzen Mütze auf dem Kopfe, die zum Tode Verurtheilten, dann die Bildnisse der Entflohenen und endlich die Gebeine verstorbener Angeklagter in schwarzen, mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemalten Särgen. Den furchtbaren Zug schloß das Heer der Priester und Mönche. Durch die Hauptstraßen ging es zur Kirche, wo nach der Glaubenspredigt das Urtheil verkündigt wurde. Inzwischen standen die Angeklagten mit ausgelöschter Kerze in der Hand vor einem Crucifix. Nachdem das Urtheil ihnen verlesen worden, gab ein Inquisitionsbeamter jedem der Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß sie von der Inquisition der Weltlichkeit überantwortet wären, worauf ein weltlicher Beamter die Verurtheilten übernahm, fesseln und nach dem Gefängniß bringen ließ. Wenige Stunden darauf wurden sie zum Richtplatz geführt. Bekannten sie sich schließlich noch zum kath. Glauben, so wurden sie vorher erdrosselt, außerdem aber lebendig verbrannt und mit ihnen auch die Bildnisse und Gebeine der entflohenen oder verstorbenen Angeklagten. Der König mußte in der Regel nebst seinem ganzen Hofe die Feierlichkeit der grausamen Handlung durch seine Gegenwart erhöhen. Das glänzendste Auto de Fé fand 1680 unter Karl II. zu Madrid statt; die letzten wurden gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts abgehalten. Doch ist noch 1826 zu Valencia ein Schullehrer Namens Ripoll wegen Deismus unter den Formen eines Auto de Fé hingerichtet worden. Vgl. Llorente, «Kritische Geschichte der span. Inquisition» (übersetzt von Höck, 4 Bde., Gmünd 1819—21).

Autodidakten (griech.), d. h. wörtlich Selbstgelehrte, sind im strengern Sinne diejenigen, welche ohne allen fremden Unterricht, blos durch sich selbst, entweder ihr ganzes Wissen oder doch einen Theil desselben erworben haben. Gewöhnlich versteht man aber darunter nur solche, die sich in irgendeiner Kunst oder Wissenschaft ohne schulgerechte Beihülfe anderer, namentlich ohne mündlichen Unterricht, Kenntnisse und Fertigkeiten erwarben. In diesem Sinne hat es zu allen Zeiten A. gegeben, aber nicht häufig; denn es ist dazu ein entschiedenes Genie erforderlich, wenn der A. etwas wahrhaft Tüchtiges leisten will. Dem Selbstunterrichte ist allerdings der Vortheil größerer geistiger Anregung, der Gründlichkeit und Lebendigkeit des Wissens, der Selbständigkeit und Originalität nicht wohl abzusprechen. Dennoch bleibt derselbe mit nicht unbedeutenden Nachtheilen selbst für das Genie verbunden: wie Zeitverlust, Mangel an Umfang des Wissens, Einseitigkeit, Pedanterie, Eigendünkel u. s. w. Namentlich mittelmäßige Köpfe, die sich ihr Wissen selbst aneignen, tragen häufig diese Fehler zur Schau.

Autogrăphen (griech. und lat. Autogrăpha, im Singular griech. Autogrăphon, lat. Autogrăphum) heißen wörtlich im altherkömmlichen Sinne Schriftstücke aller Art, welche von ihren Verfassern selbst, mit eigener Hand, niedergeschrieben worden. Als Urschriften oder Originalhandschriften, im Gegensatz zu den Abschriften oder Copien, haben dieselben natürlich für den Philologen und Diplomatiker die vollgültigste urkundliche Beweiskraft. Die kritischen Herausgeber von Schriften anderer ziehen stets die Autographa der Verfasser, wenn solche noch vorhanden, den Abschriften vor, weil nur auf diese Weise, z. B. von unsern deutschen Classikern, ein authentischer Text zu erzielen ist. Die Originalhandschriften oder Autographa bedeutender Gelehrter, Schriftsteller und Dichter zählen daher zu den eigentlichen Cimelien oder Kleinodien der Bibliotheken. Etwa seit Mitte des 18. Jahrh. (jedenfalls nicht über 1733 zurück) gebraucht man jedoch den Namen A. in etwas anderm Sinne für eigenhändig geschriebene oder wenigstens unterzeichnete kleinere Schriftstücke aller Art, wie namentlich Briefe, Gelegenheitsgedichte u. dgl., welche von historisch berühmten Persönlichkeiten, ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, durch außerordentliche Geistesgaben oder ungewöhnliche Schicksale namhaft gewordenen Männern und Frauen herrühren und zum Gegenstande des Sammeleifers geworden sind. Für A. dieser Art macht sich im allgemeinen eine doppelte Richtung geltend, indem die einen beim Sammeln

derselben vorzugsweise auf den Inhalt der Schriftstücke sehen, während für andere nur die Handschrift selbst und als solche Werth besitzt. Schon im Alterthum sammelte man diese kleinern A. berühmter Personen, theils um beglaubigte Originale von Reden, Gedichten und andern Schriften derselben zu besitzen, theils «um die Art und Weise, wie dieselben zu schreiben pflegten», kennen zu lernen. Aus letzterm Grunde hatte z. B. einer der Gewährsmänner des Sueton Autographen von Augustus und Nero aufbewahrt. Zur Liebhaberei wurden die Autographensammlungen seit Ende des 16. Jahrh. zunächst in Frankreich. Die erste größere Sammlung dieser Art legte Loménie de Brienne (gest. 1638), der Staatssecretär Heinrich's IV., an. Andere veranstalteten die Historiker Pierre und Jacques Dupuy (gest. 1651 und 1656), Philippe Graf von Bethune (gest. 1665), De Gaignières (gest. 1715), Baluze (gest. 1718), De Mesmes (gest. 1723), Colbert, Huet u. a. Diese Autographensammlungen umfaßten jedoch vorzugsweise histor. Actenstücke, Memoiren, Gesandtschaftsberichte, Urkunden und Briefe berühmter Männer, und waren noch vorzugsweise im Interesse des Geschichtsforschers und Publicisten angelegt. Als reiche Schätze histor. Materials wurden sie meist von der öffentlichen Bibliothek in Paris erworben, die überhaupt das großartigste autographische Material vom Beginn des Mittelalters bis auf die jüngste Zeit herab besitzt. Von den Franzosen gelangte die Liebhaberei, autographische Schriftstücke zu sammeln, zunächst nach England. Von da ging sie aber seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch nach Deutschland über, wo sie besonders während der letzten Jahrzehnte in Aufnahme kam und eine alle Gebiete umfassende Richtung annahm. An die Stelle des wenigstens anfänglich überwiegenden histor. und publicistischen Interesses ist jedoch mit Entwickelung der Liebhaberei mehr und mehr das beschränktere psychol. und moralische Interesse getreten, welches die Betrachtung jeder ausgezeichneten Individualität darbietet. Man sammelt demnach gegenwärtig in Deutschland wie anderwärts die A. berühmter Personen, weil, wie aus dem Bildniß, so auch aus der Handschrift, und zwar noch unmittelbarer und oft unverfälschter, der Charakter und das individuelle Gepräge der bedeutenden Persönlichkeit hervortritt. Selbstverständlich ist hierbei, daß ein Schriftstück, welches zugleich einen interessanten Inhalt bietet, etwa ein bedeutendes histor. Moment berührt oder die innigsten Gefühle, Gedanken und Beziehungen des Schreibenden offenbart, unendlich mehr Werth und Bedeutung hat als eine bloße Schriftprobe, ein Namenszug oder gar ein Facsimile, mit denen man sich in Ermangelung des Bessern begnügt. Während der eine Sammler alle berühmte Namen in seiner Sammlung vertreten wünscht, beschränken sich andere auf bestimmte Zeiträume, einzelne Nationen oder auf einzelne Gebiete menschlicher Geistesthätigkeit.

Mit dem Wachsen des Sammeleifers wurden die A. auch Gegenstand des geschäftlichen Verkehrs. In England namentlich hat sich der Autographenhandel zu einem eigenen Erwerbszweig ausgebildet; in Deutschland und Frankreich ist er in der Regel mit dem Antiquar- oder Kunsthandel verbunden. Der Ein- und Verkauf wird theilweise aus freier Hand, meist aber durch Auctionen bewirkt. Der erste Versuch, eine von Richelieu herrührende Sammlung öffentlich zu verkaufen, ward 1801 zu Paris gemacht. Seit 1820 folgten daselbst die Auctionen immer rascher aufeinander. Die erste Autographenversteigerung in Deutschland veranstaltete 1838 der Buchhändler Gräffer in Wien; zu Leipzig fand die erste im Sept. 1843 durch Weigel statt. Der erste Autographenkatalog (die Sammlung von Pixérecourt) erschien 1822 zu Paris. Der Preis der A. wird durch das Interesse an der schreibenden Person, die Seltenheit solcher Ueberbleibsel von ihr sowie den Inhalt und den Umfang des Schriftstücks bestimmt und kann für A. einer und derselben Persönlichkeit sehr variiren. Für A. einzelner Berühmtheiten sind schon enorme Summen gezahlt worden. Auch hat die große Nachfrage nach A. besonders der Koryphäen der classischen Epoche der deutschen Literatur zu Fälschungen geführt, wie unter anderm der Proceß gegen den Architekten von Gerstenbergk (zu Weimar 27. und 28. Febr. 1856) darthat, welcher in großer Anzahl Autographen von Schiller gefertigt und verkauft hatte. Zur Vergleichung zweifelhafter oder ihm noch unbekannter Handschriften dienen dem Sammler die Facsimiles, die theils Porträts und biographischen Werken beigegeben, theils in einer Reihe von Werken in Lithographie, Kupferstich und Holzschnitt zusammengestellt worden sind. Dahin gehören für England die Werke von Smith (Lond. 1829), für die Niederlande von Nathan (Utr. 1837), für Frankreich von Delpech (2 Bde., Par. 1832), für Deutschland Schlodtmann's «Deutsches Stammbuch» (Brem. 1852—54), sowie die allgemeinen von Dorow (Berl. 1836—38), von Delarue (4 Bde., Par. 1843), von Bogaerts (Antw. 1846) und die «Sammlung historisch berühmter A.» (Stuttg. 1846). Die A. berühmter Musiker stellte Baldamus (Berl. 1856), der deutschen Dichter und Dichterinnen Henze (Lpz.

1855), der Buchdrucker Lempertz (in den «Bilderheften», Köln 1853 fg.) zusammen. In Paris erscheint seit 1862 eine Zeitschrift unter dem Titel «L'amateur d'autographes». Anweisungen für Sammler enthalten Fontaine's «Manuel de l'amateur d'autographes» (Par. 1836) und Günther's und Schulz' «Handbuch für Autographensammler» (Lpz. 1856), welch letzteres auch die durchschnittlichen Preise der gesuchtern A., wie dieselben in deutschen, franz. und engl. Auctionen gezahlt sind, angibt.

Autokrătie (griech.), Selbst- oder Alleinherrschaft, nennt man die Staatsform, vermöge welcher das Oberhaupt des Staats die gesetzgebende und die vollziehende Staatsgewalt in sich vereinigt, also unbeschränkt regiert. Ein solches Oberhaupt heißt darum auch Autokrat oder Autokrator. Diese Art der Staatsform haben fast alle morgenl. Staaten. Unter den europ. Regenten führt den Titel Selbstherrscher (Samoderschetz) nur der russ. Kaiser, um dadurch seine verfassungsmäßige Unbeschränktheit anzudeuten. — Von Kant wird in der Philosophie durch A. die Herrschaft der Vernunft über die widerstrebenden Neigungen bezeichnet.

Autolykus (griech. Autolykos), griech. Astronom und Mathematiker aus Pitane in Äolien, um 330 v. Chr., schrieb über die sich bewegende Sphäre und über Auf- und Untergang der Fixsterne. Beide Werke, abgedruckt in Dasypodius' «Propositiones doctrinae sphaericae» (Straßb. 1572), enthalten größtentheils nur solche Aufgaben der sphärischen Astronomie, welche mit Hülfe eines Globus gefunden werden können, und welche zu beweisen scheinen, daß A. die sphärische Trigonometrie noch nicht gekannt hat.

Automăt (vom griech. autómătos, d. i. Selbstbeweger) heißt wörtlich eine jede mechan. Vorrichtung, welche die zu ihrem Zwecke erforderlichen Bewegungen ohne äußerliche Hülfe verrichtet. In diesem Sinne spricht man von automatischen Maschinen und versteht darunter solche, welche durch eine Reihe zusammenhängender, ohne Zuthun der Menschenhand ausgeführter Bewegungen ihre Thätigkeit äußern. Dahin gehören z. B. Uhren, Planetarien und eine Menge industrieller Maschinen. Im engern und gewöhnlichern Verstande werden aber A. die Nachbildungen von Menschen und Thieren genannt, welche vermöge eines in ihrem Innern verborgenen Triebwerks die Bewegungen und Functionen des Lebens verrichten oder zu verrichten scheinen. Schon im Alterthume hat es nicht an Bemühungen gefehlt, dergleichen Kunstwerke herzustellen, wie die wandelnden Statuen des Dädalus aus Athen, die fliegende hölzerne Taube des Archytas von Tarent u. a. beweisen, obschon es hier unmöglich ist, Wahrheit und Fabel auseinanderzuhalten. Nicht minder sagenhaft ist das, was von A. des Mittelalters, namentlich den Albertus Magnus (1193—1280) und Roger Bacon (1214—94) zugeschriebenen, von Regiomontanus' (1436—76) eiserner Fliege, von dem künstlichen Adler, welcher dem Kaiser Maximilian I. in Nürnberg entgegengeflogen sein soll, u. dgl. mehr erzählt wird. Die Ausbildung des Uhrenbaues, mit welchem die Mechanismen der A. so nahe verwandt sind, hat vielfach Gelegenheit gegeben, bewegliche Figuren mit den Uhrwerken selbst in Verbindung zu bringen, wie z. B. die (1547—80 verfertigte, 1838—42 wiederhergestellte) Uhr des strasburger Münsters mit ihren Zwölf Aposteln und dem krähenden Hahne, ferner ähnliche Uhren zu Lübeck, Prag, Olmütz u. s. w. bis herab zu dem Kukuk an schwarzwälder Wanduhren beweisen. Am meisten Berühmtheit erlangten im 18. Jahrh. die A. von Vaucanson aus Grenoble, welche derselbe zuerst 1738 in Paris zeigte, und jene von Droz Vater und Sohn aus Lachaux-de-Fonds (vor 1790). Vaucanson producirte einen Flötenspieler, der den Kopf, die Lippen und die Finger sachgemäß bewegte; einen Clarinettbläser von ähnlicher Beschaffenheit, der zugleich das Tambourin schlug; eine Ente, welche Hals und Flügel rührte, die Federn sträubte, schnatterte, untertauchte, Wasser trank, Körner fraß und das dem Scheine nach Verdaute wieder von sich gab. Von den A. der beiden Droz sind besonders bekannt ein sitzender Knabe, welcher zusammenhängende Wörter schreibt, dabei die Feder eintaucht und ausspritzt, die Zeilen gehörig absetzt und nach jedem Worte die Augen auf eine nebenliegende Vorschrift richtet; ein klavierspielendes Mädchen, welches nicht nur die Finger angemessen über die Tasten bewegt, sondern auch mit Kopf und Augen die Noten auf dem vor ihr befindlichen Blatte verfolgt; ein zeichnender Knabe, welcher zuerst sichere Umrisse entwirft, seine Arbeit ein wenig betrachtet, den Bleistiftstaub abbläst und bis zur Vollendung der Zeichnung jedem Striche angemessen mit den Augen nachgeht. Die schreibende weibliche Figur von Knauß in Wien (1760), welche jetzt noch im dortigen Polytechnischen Institute zu sehen ist, hat (nach der dabeibefindlichen Probe zu urtheilen) nie eine schöne Handschrift gehabt. Kaufmann in Dresden (1807) verfertigte einen richtig blasenden Trompeter, und ein solcher wurde später auch von Mälzl in Wien hergestellt und gezeigt. Der zu seiner Zeit vielbesprochene Schachspieler (seit 1769) von Kempelen (s. d.)

derselben vorzugsweise auf den Inhalt der Schriftstücke sehen, während für andere nur die Handschrift selbst und als solche Werth besitzt. Schon im Alterthum sammelte man diese kleinern A. berühmter Personen, theils um beglaubigte Originale von Reden, Gedichten und andern Schriften derselben zu besitzen, theils «um die Art und Weise, wie dieselben zu schreiben pflegten», kennen zu lernen. Aus letzterm Grunde hatte z. B. einer der Gewährsmänner des Sueton Autographen von Augustus und Nero aufbewahrt. Zur Liebhaberei wurden die Autographensammlungen seit Ende des 16. Jahrh. zunächst in Frankreich. Die erste größere Sammlung dieser Art legte Loménie de Brienne (gest. 1638), der Staatssecretär Heinrich's IV., an. Andere veranstalteten die Historiker Pierre und Jacques Dupuy (gest. 1651 und 1656), Philippe Graf von Bethune (gest. 1665), De Gaignières (gest. 1715), Baluze (gest. 1718), De Mesmes (gest. 1723), Colbert, Huet u. a. Diese Autographensammlungen umfaßten jedoch vorzugsweise histor. Actenstücke, Memoiren, Gesandtschaftsberichte, Urkunden und Briefe berühmter Männer, und waren noch vorzugsweise im Interesse des Geschichtsforschers und Publicisten angelegt. Als reiche Schätze histor. Materials wurden sie meist von der öffentlichen Bibliothek in Paris erworben, die überhaupt das großartigste autographische Material vom Beginn des Mittelalters bis auf die jüngste Zeit herab besitzt. Von den Franzosen gelangte die Liebhaberei, autographische Schriftstücke zu sammeln, zunächst nach England. Von da ging sie aber seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch nach Deutschland über, wo sie besonders während der letzten Jahrzehnte in Aufnahme kam und eine alle Gebiete umfassende Richtung annahm. An die Stelle des wenigstens anfänglich überwiegenden histor. und publicistischen Interesses ist jedoch mit Entwickelung der Liebhaberei mehr und mehr das beschränktere psychol. und moralische Interesse getreten, welches die Betrachtung jeder ausgezeichneten Individualität darbietet. Man sammelt demnach gegenwärtig in Deutschland wie anderwärts die A. berühmter Personen, weil, wie aus dem Bildniß, so auch aus der Handschrift, und zwar noch unmittelbarer und oft unverfälschter, der Charakter und das individuelle Gepräge der bedeutenden Persönlichkeit hervortritt. Selbstverständlich ist hierbei, daß ein Schriftstück, welches zugleich einen interessanten Inhalt bietet, etwa ein bedeutendes histor. Moment berührt oder die innigsten Gefühle, Gedanken und Beziehungen des Schreibenden offenbart, unendlich mehr Werth und Bedeutung hat als eine bloße Schriftprobe, ein Namenszug oder gar ein Facsimile, mit denen man sich in Ermangelung des Bessern begnügt. Während der eine Sammler alle berühmte Namen in seiner Sammlung vertreten wünscht, beschränken sich andere auf bestimmte Zeiträume, einzelne Nationen oder auf einzelne Gebiete menschlicher Geistesthätigkeit.

Mit dem Wachsen des Sammeleifers wurden die A. auch Gegenstand des geschäftlichen Verkehrs. In England namentlich hat sich der Autographenhandel zu einem eigenen Erwerbszweig ausgebildet; in Deutschland und Frankreich ist er in der Regel mit dem Antiquar- oder Kunsthandel verbunden. Der Ein- und Verkauf wird theilweise aus freier Hand, meist aber durch Auctionen bewirkt. Der erste Versuch, eine von Richelieu herrührende Sammlung öffentlich zu verkaufen, ward 1801 zu Paris gemacht. Seit 1820 folgten daselbst die Auctionen immer rascher aufeinander. Die erste Autographenversteigerung in Deutschland veranstaltete 1838 der Buchhändler Gräffer in Wien; zu Leipzig fand die erste im Sept. 1843 durch Weigel statt. Der erste Autographenkatalog (die Sammlung von Pixérecourt) erschien 1822 zu Paris. Der Preis der A. wird durch das Interesse an der schreibenden Person, die Seltenheit solcher Ueberbleibsel von ihr sowie den Inhalt und den Umfang des Schriftstücks bestimmt und kann für A. einer und derselben Persönlichkeit sehr variiren. Für A. einzelner Berühmtheiten sind schon enorme Summen gezahlt worden. Auch hat die große Nachfrage nach A. besonders der Koryphäen der classischen Epoche der deutschen Literatur zu Fälschungen geführt, wie unter anderm der Proceß gegen den Architekten von Gerstenbergk (zu Weimar 27. und 28. Febr. 1856) darthat, welcher in großer Anzahl Autographen von Schiller gefertigt und verkauft hatte. Zur Vergleichung zweifelhafter oder ihm noch unbekannter Handschriften dienen dem Sammler die Facsimiles, die theils Porträts und biographischen Werken beigegeben, theils in einer Reihe von Werken in Lithographie, Kupferstich und Holzschnitt zusammengestellt worden sind. Dahin gehören für England die Werke von Smith (Lond. 1829), für die Niederlande von Nathan (Utr. 1837), für Frankreich von Delpech (2 Bde., Par. 1832), für Deutschland Schlodtmann's «Deutsches Stammbuch» (Brem. 1852—54), sowie die allgemeinen von Dorow (Berl. 1836—38), von Delarue (4 Bde., Par. 1843), von Bogaerts (Antw. 1846) und die «Sammlung historisch berühmter A.» (Stuttg. 1846). Die A. berühmter Musiker stellte Baldamus (Berl. 1856), der deutschen Dichter und Dichterinnen Henze (Lpz.

1855), der Buchdrucker Lempertz (in den «Bilderheften», Köln 1853 fg.) zusammen. In Paris erscheint seit 1862 eine Zeitschrift unter dem Titel «L'amateur d'autographes». Anweisungen für Sammler enthalten Fontaine's «Manuel de l'amateur d'autographes» (Par. 1836) und Günther's und Schulz' «Handbuch für Autographensammler» (Lpz. 1856), welch letzteres auch die durchschnittlichen Preise der gesuchtern A., wie dieselben in deutschen, franz. und engl. Auctionen gezahlt sind, angibt.

Autokrătie (griech.), Selbst- oder Alleinherrschaft, nennt man die Staatsform, vermöge welcher das Oberhaupt des Staats die gesetzgebende und die vollziehende Staatsgewalt in sich vereinigt, also unbeschränkt regiert. Ein solches Oberhaupt heißt darum auch Autokrat oder Autokrator. Diese Art der Staatsform haben fast alle morgenl. Staaten. Unter den europ. Regenten führt den Titel Selbstherrscher (Samoderschetz) nur der russ. Kaiser, um dadurch seine verfassungsmäßige Unbeschränktheit anzudeuten. — Von Kant wird in der Philosophie durch A. die Herrschaft der Vernunft über die widerstrebenden Neigungen bezeichnet.

Autolycus (griech. Autolykos), griech. Astronom und Mathematiker aus Pitane in Äolien, um 330 v. Chr., schrieb über die sich bewegende Sphäre und über Auf- und Untergang der Fixsterne. Beide Werke, abgedruckt in Dasypodius' «Propositiones doctrinae sphaericae» (Strasb. 1572), enthalten größtentheils nur solche Aufgaben der sphärischen Astronomie, welche mit Hülfe eines Globus gefunden werden können, und welche zu beweisen scheinen, daß A. die sphärische Trigonometrie noch nicht gekannt hat.

Automăt (vom griech. autómătos, d. i. Selbstbeweger) heißt wörtlich eine jede mechan. Vorrichtung, welche die zu ihrem Zwecke erforderlichen Bewegungen ohne äußerliche Hülfe verrichtet. In diesem Sinne spricht man von automatischen Maschinen und versteht darunter solche, welche durch eine Reihe zusammenhängender, ohne Zuthun der Menschenhand ausgeführter Bewegungen ihre Thätigkeit äußern. Dahin gehören z. B. Uhren, Planetarien und eine Menge industrieller Maschinen. Im engern und gewöhnlichern Verstande werden aber A. die Nachbildungen von Menschen und Thieren genannt, welche vermöge eines in ihrem Innern verborgenen Triebwerks die Bewegungen und Functionen des Lebens verrichten oder zu verrichten scheinen. Schon im Alterthume hat es nicht an Bemühungen gefehlt, dergleichen Kunstwerke herzustellen, wie die wandelnden Statuen des Dädalus aus Athen, die fliegende hölzerne Taube des Archytas von Tarent u. a. beweisen, obschon es hier unmöglich ist, Wahrheit und Fabel auseinanderzuhalten. Nicht minder sagenhaft ist das, was von A. des Mittelalters, namentlich den Albertus Magnus (1193—1280) und Roger Bacon (1214—94) zugeschriebenen, von Regiomontanus' (1436—76) eiserner Fliege, von dem künstlichen Adler, welcher dem Kaiser Maximilian I. in Nürnberg entgegengeflogen sein soll, u. dgl. mehr erzählt wird. Die Ausbildung des Uhrenbaues, mit welchem die Mechanismen der A. so nahe verwandt sind, hat vielfach Gelegenheit gegeben, bewegliche Figuren mit den Uhrwerken selbst in Verbindung zu bringen, wie z. B. die (1547—80 verfertigte, 1838—42 wiederhergestellte) Uhr des strasburger Münsters mit ihren Zwölf Aposteln und dem krähenden Hahne, ferner ähnliche Uhren zu Lübeck, Prag, Olmütz u. s. w. bis herab zu dem Kukuk an schwarzwälder Wanduhren beweisen. Am meisten Berühmtheit erlangten im 18. Jahrh. die A. von Vaucanson aus Grenoble, welche derselbe zuerst 1738 in Paris zeigte, und jene von Droz Vater und Sohn aus Lachaux-de-Fonds (vor 1790). Vaucanson producirte einen Flötenspieler, der den Kopf, die Lippen und die Finger sachgemäß bewegte; einen Clarinettbläser von ähnlicher Beschaffenheit, der zugleich das Tambourin schlug; eine Ente, welche Hals und Flügel rührte, die Federn sträubte, schnatterte, untertauchte, Wasser trank, Körner fraß und das dem Scheine nach Verdaute wieder von sich gab. Von den A. der beiden Droz sind besonders bekannt ein sitzender Knabe, welcher zusammenhängende Wörter schreibt, dabei die Feder eintaucht und ausspritzt, die Zeilen gehörig absetzt und nach jedem Worte die Augen auf eine nebenliegende Vorschrift richtet; ein klavierspielendes Mädchen, welches nicht nur die Finger angemessen über die Tasten bewegt, sondern auch mit Kopf und Augen die Noten auf dem vor ihr befindlichen Blatte verfolgt; ein zeichnender Knabe, welcher zuerst sichere Umrisse entwirft, seine Arbeit ein wenig betrachtet, den Bleistiftstaub abbläst und bis zur Vollendung der Zeichnung jedem Striche angemessen mit den Augen nachgeht. Die schreibende weibliche Figur von Knauß in Wien (1760), welche jetzt noch im dortigen Polytechnischen Institute zu sehen ist, hat (nach der dabeibefindlichen Probe zu urtheilen) nie eine schöne Handschrift gehabt. Kaufmann in Dresden (1807) verfertigte einen richtig blasenden Trompeter, und ein solcher wurde später auch von Mälzl in Wien hergestellt und gezeigt. Der zu seiner Zeit vielbesprochene Schachspieler (seit 1769) von Kempelen (s. d.)

ist nicht unter die A. zu rechnen, da dieser durch einen versteckten Menschen regiert wurde. Gegenüber dem neuern, auf ernste Zwecke gerichteten Maschinenbau mit seinen erstaunlichen Leistungen ist die Construction von A. in den untergeordneten Rang einer Spielerei zurückgetreten, und dieses Fach liefert gegenwärtig in der That regelmäßig nur einfachere Spielzeuge, wie aus Nürnberg die laufenden Mäuse, laufenden und tanzenden Puppen, aus Genf und Neufchâtel die singenden und flügelschlagenden goldenen Vögelchen in Dosen und auf Bäumen u. s. w.

Automatisch nennt man in der Physiologie diejenigen unwillkürlichen Bewegungen, welche aus innern gesunden, natürlichen, vom regelmäßigen Verlaufe der Lebensvorgänge abhängigen Ursachen erfolgen; dahin gehören die Bewegungen des Herzens, des Magens und Darmes, der Gebärmutter, der Harnblase, die Athembewegungen u. s. w. Mit den sog. Reflexbewegungen (s. d.) haben die automatischen Bewegungen das gemein, daß sie beide ohne Zuthun des Willens erfolgen; dagegen unterscheiden sich die Reflexbewegungen dadurch, daß sie nachweisbar durch Erregung eines Empfindungsnerven entstehen, welche sich zum Gehirn oder Rückenmark fortpflanzt und hier auf einen Bewegungsnerven übertragen wird. Von vielen automatischen Bewegungen ist es noch zweifelhaft, ob sie nicht eigentlich Reflexbewegungen sind; andere jedoch scheinen wirklich eine Folge directer innerer Reizung der Nervencentra zu sein. Im gewöhnlichen Leben nennt man öfters auch solche Bewegungen automatisch, welche jemand ohne eigentliche klare Ueberlegung, mehr instinctiv oder gewohnheitsmäßig ausführt, ferner auch die Bewegungen der Schlafenden, Träumenden oder sonstwie mehr oder minder Bewußtlosen. (S. Bewegung.)

Autonomie (griech.), d. i. Selbstgesetzgebung, ist, vom einzelnen Menschen gesagt oder im philos. Sinne, das Gegentheil der Abhängigkeit von einer äußern Gewalt oder einem äußern Einflusse. In diesem Sinne setzte Kant die A. der Vernunft oder das Handeln nach dem innern Gebot des Gewissens dem Handeln nach Sinneseindrücken oder sinnlichen Begierden entgegen. Auf polit. Gebiete bezeichnet man mit A. die Unabhängigkeit einzelner Kreise der bürgerlichen Gesellschaft in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten. Eine solche Selbstverwaltung, z. B. der Gemeinden, der Bezirke, ist, wenn sie auf dem Princip der natürlichen, für alle gleichen Freiheit ruht und sich der höhern Einheit des Staats organisch ein- und unterordnet, indem sie in allem Gemeinsamen das Recht der Staatsgewalt zum Eingreifen willig anerkennt, durchaus unbedenklich und in jeder Hinsicht nützlich. Nicht so ist dies der Fall bei einer Art von A., wie sie z. B. der Adel in manchen Ländern und Gegenden in neuerer Zeit wiederholt angestrebt hat, als das Recht, über ihre Standes-, Familien-, auch wol Besitzverhältnisse selbständig, ohne Einmischung des Staats, zu bestimmen. Ein solches Recht ward unter anderm von einem Theil des preuß. Adels, insbesondere dem rheinländischen, meist ehemals Reichsunmittelbaren, in Anspruch genommen, auch vom König Friedrich Wilhelm IV. bewilligt (daher der Name «die rheinländischen Autonomen»). Eine derartige A. eines einzelnen Standes verstößt in ihrer Ausübung leicht gegen das gemeine Recht und das Princip der Rechtsgleichheit aller (z. B. durch Einführung eines besondern Erbrechts), und ist alsdann mit den Bedingungen des modernen Staats nicht wohl vereinbar.

Autoplastik, s. Plastische Chirurgie.

Autopsie (griech.), d. i. Augenschein, nennt man die eigene sinnliche Wahrnehmung irgendeines Naturgegenstandes, im Gegensatze der Kenntniß, welche man durch Beschreibung, Erzählung u. s. w. davon erhalten kann. In der Naturwissenschaft überhaupt und in der Arzneikunst insbesondere ist die A. ein Bildungsmittel, welches alle andern übertrifft; doch darf die Anleitung dabei nicht fehlen. In der ärztlichen Sprache heißt A. eine Art der Krankenuntersuchung, wobei blos durch Besichtigung des Kranken, ohne denselben zu befragen oder anzuhören, das vorhandene Uebel erkannt werden muß, was eine gute Uebung für klinische Schüler ist. Auch wird unter A. die Leichenöffnung verstanden.

Autor (lat.), im engern Sinne der Urheber einer Schrift, so viel als Schriftsteller, daher man z. B. von classischen Autoren spricht. In weiterer Bedeutung heißt A. der Urheber jedes literarischen, musikalischen oder durch das Mittel der bildenden Kunst versinnlichten Geistesproducts, dessen eigenmächtige Vervielfältigung und Verbreitung dritten Personen untersagt ist. Er kann im allgemeinen in eine dreifache rechtliche Beziehung kommen: zu seinem Werke als solchem, zu dem Verleger desselben und zu der im Staate inbegriffenen, von letzterm zu vertretenden bürgerlichen Gesellschaft. Das erste Rechtsverhältniß nennt man, obwol nicht ganz richtig, das geistige Eigenthum des A. (S. Literarisches Eigenthum.) Es hat die Besonderheit, daß sich der A. desselben niemals ganz entäußern kann, während andererseits

in der Natur desselben begründet ist, daß es mit der Zeit gewissermaßen zum Gesammteigenthum der Nation und, wenn man will, der Menschheit werden kann. Hiervon gehen aus die Bestimmungen gegen Nachdruck (s. d.) und Plagiat (s. d.). Das zweite Rechtsverhältniß des A. ist das, in welches er zu dem sein Werk veröffentlichenden Verleger tritt. (S. Verlagsrecht.) Den Inbegriff der Rechte, welche sich für den Urheber in beiden Beziehungen ergeben, faßt man unter der Benennung Autorenrechte oder Urheberrechte zusammen. Ein drittes Rechtsverhältniß ist das zum Staate, insofern der A. durch seine veröffentlichte Schrift die vom Staate zu wahrenden rechtlichen Interessen berührt. Dies führt sowol zu der Pflicht des A., für sein Werk nach allgemein criminalrechtlichen oder den besondern preßstrafrechtlichen Bestimmungen einzustehen, als zu polizeilichen, die Bewahrung dieser Pflicht und die Unterdrückung für gefährlich erachteter Geisteswerke bezweckenden Vorkehrungen von Seiten des Staats. Beides pflegt man wieder als Recht der Presse zu bezeichnen.

Autorität (lat.), im weitesten Sinne Ansehen und auf Ansehen begründete oder mit Ansehen verbundene Macht; specieller der Ehrfurcht erweckende geistige Einfluß, den der Besitz überlegener und berechtigter Macht oder anerkannter vorragender Weisheit, Kenntniß, Tugend gibt. Die Römer nannten die berechtigte Gewalt ihrer Magistrate auctoritas. In der Wissenschaft nennt man solche Männer Autoritäten, deren Ruf in ihrem Fache so begründet ist, daß man schon darin einen Beweis für die Wahrheit und Sicherheit einer Angabe findet, wenn sie von ihnen herrührt. Deshalb spricht man auch von Autoritätsglauben, der eben auf dem Zutrauen beruht, das man in das Urtheil oder die Wissenschaft eines andern setzt. Weiter nennt man häufig die Behörden, namentlich die politischen und obrigkeitlichen, Autoritäten. Man klagt, daß es einem Beamten, einem Lehrer an der erforderlichen A., d. h. an wirksamem, den Gehorsam begründendem Ansehen mangele, daß er sich keine A. zu verschaffen wisse. In der neuern Zeit hat namentlich Guizot die A. als den Rettungsanker der Gesellschaft dargestellt und sie der revolutionären Willkür entgegengesetzt. Er mag darunter überhaupt alle die sittlichen Kräfte und Bindemittel der Gesellschaft und den Geist der Ehrfurcht und heiligen Scheu verstanden haben, deren gänzlicher Wegfall allerdings die Aufgabe der blos phys. Zwangsmittel doppelt schwierig machen würde, deren kräftiges Wirken dagegen vielfach in wohlthätigster Weise der Anwendung jener überhebt. Ein blindes Hingeben an die A. ist aber tadelnswerth und schädlich, und nur sittliche und berechtigte Kräfte können A. erlangen.

Autos, d. h. Acte, hießen in Spanien ursprünglich sowol gerichtliche Handlungen als auch öffentliche Darstellungen überhaupt. Später gebrauchte man indessen das Wort für alle Gattungen dramatischer Vorstellungen, besonders für die geistlichen Schauspiele, und noch später, gegen die Zeit des Lope de Vega, ausschließlich nur für jene geistlichen Dramen, die zur Verherrlichung bestimmter religiöser Feste öffentlich, meist mit Processionen verbunden, aufgeführt wurden und in der Regel in allegorischen oder mystisch-symbolischen Darstellungen von geringerm Umfange als die Comedias bestanden. Durch diesen symbolischen oder allegorischen Charakter, mit bestimmter Hinsicht auf ein Mysterium des Glaubens, unterschieden sich die A. im engern Sinne von den Comedias divinas; und wie diese aus den kirchlichen Mysterien oder Mirakelspielen, so sind die A. aus den Moralitäten hervorgegangen. In dieser bestimmten, von den andern Gattungen dramatischer Vorstellungen charakteristisch verschiedenen Gestalt erscheinen die A. schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrh.; ihre völlige Ausbildung und ihren höchsten Glanz erhielten sie aber erst zur Zeit des Lope de Vega und vorzüglich durch ihn, der allein gegen 400 geschrieben haben soll. In dieser ausgebildeten Gestalt gingen auch der Aufführung der A. wie der der Comedias ein Vorspiel (Loa) und ein Zwischenspiel (Entremes) voraus, die meist komisch, ja possenartig waren. Dann folgte die eigentliche religiös-allegorische Handlung (auto), der es aber oft ebenfalls an komischen Elementen nicht fehlte, ja die nicht selten nur geistliche Parodien (á lo divino) bekannter weltlicher Stoffe waren, in denen eben die ingeniöse Anwendung und fast epigrammatische Lösung den größten Reiz ausmachten. Die A. verleugneten demnach auch in dieser Beziehung ihren Ursprung aus den volksmäßigen Kirchenspielen nicht, wie sie denn anfänglich noch oft den Titel: Farsas (Possen) führen, z. B. Farsas del sacramento. Es blieb aber ein lange außerhalb Spaniens verbreiteter Irrthum, die A. überhaupt nur Autos sacramentales zu nennen und blos für Fronleichnamsspiele zu halten, wiewol diese nur eine vorzügliche Art derselben ausmachen. Die Hauptarten der A. sind: Autos sacramentales, zur Verherrlichung des Fronleichnamsfestes (Fiesta del corpus), worin allegorische Figuren wesentlich, und deren Beziehung auf den

Gegenstand des Fronleichnamsfestes, das Sakrament des Altars, am Schluß, wo meistens auch der Leib des Herrn oder der Kelch sichtbar ward, besonders deutlich hervortritt. Sie wurden nicht in Acte oder Jornadas abgetheilt, und ihre Länge überstieg selten die einer Jornada der Comedias. Ihre Aufführung fand auf den Straßen und öffentlichen Plätzen auf temporären, eigens zu diesem Zweck erbauten Gerüsten statt, bei welchen die mit großem Pomp abgehaltenen Fronleichnamsprocessionen Stationen machten. Den Processionen folgten gewöhnlich die Schauspieler der A. auf Wagen nach (weshalb man diese Vorstellungen auch Fiesta de los carros nannte) und begannen unmittelbar nach den kirchlichen Handlungen der Priester ihre Vorstellungen. Das zusammengeströmte Volk, in Madrid unter dem Beisein des Königs und seines ganzen Hofs, hörte die Vorstellungen mit derselben Andacht an wie die heiligen Handlungen selbst. Diese Art der A. hat vorzüglich Calderon (s. d.) zur höchsten Vollendung gebracht, der während eines Zeitraums von 37 J. sie für die Feier des Fronleichnamsfestes in Madrid und eine Zeit lang auch für Toledo, Sevilla und Granada verfaßte und gerade in dieser Gattung des Dramas seine größte Meisterschaft bewährte. Eine zweite Art waren die **Autos al nacimiento**, zur Feier der Geburt Christi und zur Darstellung am Weihnachtsfest bestimmt. Auch ihr Ursprung ist in den uralten Christnachtspielen (ludi natales) der Kirche zu suchen, und mit ihnen begannen in den Weihnachtseklogen des Encina und Gil Vicente die ersten kunstmäßigern Versuche des Dramas überhaupt in Spanien und Portugal. Sie haben die Anbetung der Hirten, die Flucht nach Aegypten oder sonst ein Moment dieses Festcyklus zum Gegenstand; daher in ihnen die Mutter Gottes und der heil. Joseph gewöhnlich die Hauptpersonen sind, und die allegorischen Personen eine weniger wesentliche Rolle spielen. Diese A. wurden theils im Freien, theils in den Kirchen und Sakristeien aufgeführt, später auch in Schauspielhäusern. Einige derselben sind in drei kleine Jornadas getheilt, und die meisten tragen noch das Gepräge ihres ursprünglichen naiv-kindlichen Charakters. Die dritte Art bilden die A. für verschiedene specielle Feste, wie z. B. das des Landespatrons, des heil. Jakob. Ja selbst zu polit. Festen wurden manchmal eigens A. verfaßt, wie zur Feier der Vermählung Philipp's III. mit der Erzherzogin Margaretha, zur Verherrlichung eines Friedensschlusses zwischen Spanien und Frankreich u. s. w. Die metrische Bildung der A. überhaupt ist jener der Comedias ganz analog. Wer sich von ihrem innern Charakter in seiner höchsten Vollendung und Mannichfaltigkeit einen Begriff machen will, ziehe vor allen Calderon's A. zu Rathe, die in einer besondern Sammlung (6 Bde., Madr. 1717; 2. Aufl. 1759—60) erschienen sind. In der Mitte des 18. Jahrh. wurden sie, als eine unanständige Profanation des Heiligsten, auf königl. Befehl verboten, und sind seitdem, wenigstens als stehende Gattung des span. Dramas, außer Gebrauch gekommen.

Autran (Joseph), franz. Dichter, geb. zu Marseille im Juni 1813, trat 1832 als 19jähriger Jüngling mit einer Ode an Lamartine auf, der sich damals zu seiner Reise nach Griechenland und Kleinasien einschiffte. Die Verse hatten Leben, Farbe, Feuer, kurz alle Anzeichen einer wahren Dichternatur, und blieben nicht unbemerkt. Später gab A. zwei Bändchen Gedichte heraus: «La mer» (Par. 1835) und «Ludibria ventis» (Par. 1838), in denen sich die Individualität des Dichters noch hinter naiver Nachahmung damals hochangesehener Lyriker versteckte, während jedoch die beiden Hauptcharakterzüge seines Talents, Fülle des Tons und Reinheit des Umrisses, schon durchschimmerten. Sodann veröffentlichte A. das prosaische Werk «Italie et la Semaine Sainte à Rome» (Par. 1841) und hierauf ein Soldatenepos «Milianah» (Marseille 1842), in welchem er heroische Vorfälle aus den franz. Kriegen in Afrika besang. Hier nun zeigte sich die Originalität des Dichters zu freierer Ausbildung gediehen. Im März 1848 ließ er auf dem pariser Odeontheater eine Tragödie: «La fille d'Eschyle», aufführen, die in dem damaligen Tumult polit. Tagesereignisse beim Publikum nicht durchdrang, aber in der Akademie Anerkennung fand und den großen Monthyon'schen Preis mit Augier's «Gabrielle» theilte. Man hat von A. noch mehrere Gedichtsammlungen, als: «Laboureurs et soldats» (Par. 1854), «La vie rurale» (1856) und «Épîtres rustiques» (1861). Es finden sich darin originelle und lebendig gefühlte Schilderungen, vermischt mit Anschlüssen an antike Muster, namentlich an Horaz. Besonders gefällt in dieser Poesie eine Einfachheit, welche den Flug der Phantasie mäßigt, aber nicht lähmt, und sich stets mit Eleganz verbindet.

Autun (Bibracte, Augustodunum), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Saône und Loire, in der burgund. Landschaft **Autunois**, am Flusse Arroux und am Abhange des Mont-Jeu (Mons Jovis), mit 11897 E. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und hat eine schöne Kathedrale aus dem 11. und 12. Jahrh., ein Communalcollége, ein theol. Seminar, ein

physik., ein Naturalien- und Antiquitätencabinet, eine Bibliothek und eine Société Éduenne. Ueberhaupt herrscht hier viel wissenschaftliches Leben. Der Ort unterhält Tuch- und Fußteppich-, Leder-, Strumpf- und Papierfabriken, und treibt Handel mit Hanf, Holz und Vieh. Das alte Bibracte war die Hauptstadt der Aeduer und hatte eine weither besuchte Druidenschule sowie unter den Römern, wo es Augustodunum hieß, eine berühmte Rhetorenschule. Es wurde 270 nach siebenmonatlicher Belagerung von Tetricus völlig zerstört, im 4. Jahrh. von Konstantin d. Gr. wieder erbaut, 356 von Julianus gegen die Alemannen entsetzt, 725 von den Arabern geplündert und 888 von den Normannen verwüstet. Noch finden sich zu A. mancherlei Ruinen von röm. Tempeln, Thoren, Triumphbogen und andere Alterthümer. Zu A. wurden viele Concile abgehalten. Auch war es der Bischofssitz Talleyrand's.

Auvergne, eine südl. Centrallandschaft Frankreichs, zwischen Bourbonnais, Marche, Limousin, Guyenne, Languedoc und Lyonnais, führte früher den Titel einer Grafschaft und war vor der Revolution eine besondere Provinz, aus welcher dann die beiden Depart. Cantal und Puy-de-Dôme und das Arrondissement Bripude im Depart. Ober-Loire gebildet wurden, die jetzt zusammen 272 Q.-M. mit 900000 E. umfassen. Zwischen dem Allier und dem obern Lauf der Dordogne und des Lot erhebt sich die A. als ein Hochland, zu dem man über die Vorterrassen von Bourbonnais, Limousin und Rouergue aus den westl. Tiefebenen aufsteigt, während es im O. an die Cevennen und die Centrallandschaft des südl. Hochfrankreich gelagert ist. Nicht allein der plateauartige Charakter der kahlen Oberfläche und die kegel- und domförmige Gestaltung der Gipfel verräth die vulkanische Bildung, sondern auch die mächtigen, aus einer Granit- und Gneisplatte hervorbrechenden Basalt- und Trachytmassen wie andere Schlackengesteine lassen hier einen Hauptherd der plutonischen Hebungen suchen. Unter den Gipfeln, die früher Vulkane waren, sind am bedeutendsten der Cantal (5724 F.), der Mont-d'Or (5815 F.), und der Puy-de-Dôme (4520 F.). Nach einer natürlichen Eintheilung zerfällt die A. in die südl. Ober- und nördl. Nieder-Auvergne, in welcher letztern am linken Ufer des Allier die Thallandschaft Limagne durch besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist. Das Klima ist in den Berggegenden kälter, als man für die südl. Lage bei geringerer Höhe erwarten darf, und wird noch insbesondere durch wüthende Sturmwinde und heftige Gewittererscheinungen bezeichnet; in den tiefern Thälern aber macht sich der Sommer oft durch drückende Hitze geltend. Die mit vulkanischem Gestein bedeckten Plateaux sind öde, die Hänge aber und Thäler begünstigen größtentheils unter der Decke verwitterter vulkanischer Erden eine reiche Bodenfruchtbarkeit, bezeichnet durch Getreide, Gartenfrüchte, schönes Obst, Wein, im S. durch die Kastanie und nördlich durch die Wallnuß im Ueberfluß, wie durch ausgedehnte, kräftige Waldungen neben den Hanf- und Flachsfeldern und Weideflächen der ärmern Gegenden. Der Ackerbau ist theilweise vernachlässigt, die Viehzucht dagegen gut und besonders die Mauleselzucht ausgezeichnet. Außer den gewöhnlichen Hausthieren ist die A. reich an Wild, Geflügel, Fischen und Bienen. Neben reichlichen und guten Bau- und Mühlsteinen finden sich auch nützliche Metalle, wie Eisen, Blei, Kupfer, Spießglanz u. s. w., ebenso ergiebige Steinkohlenlager und eine Menge kräftiger Mineralwässer. Die Auvergnaten sind roh in ihren Sitten, arm, unwissend, dabei rechtschaffen, unverdrossen fleißig und liebreich, aber doch nicht ohne Rachsucht. Sie leben als Hirten und Ackerbauer und wandern nach Paris als Arbeiter aus. Der heimische Fabrikfleiß bleibt daher nur auf die Erzeugnisse der Weberei, Gerberei und Papierfabrikation beschränkt. Die beiden Hauptstädte der A. sind südl. Aurillac (s. d.), nördl. Clermont (s. d.). Das Land hat den Namen von den alten Arverni, die ihre Gebirgsfeste unter Vercingetorix lange gegen Cäsar vertheidigten, wie später gegen die Gothen, Burgunden und Franken, mit welchen sie sich endlich vermischten. Unter den Karolingern hatte die A. Grafen, die 928 erloschen. Die Grafschaft ward später ein Afterlehn von Guyenne, von dessen Herzog sich die Nachkommen des Grafen Raimund unabhängig machten. Eine Zeit lang spaltete sich die Familie in Dauphins und Grafen von A., die sich in das Land theilten, bis 1128 Ludwig von Montpensier beide Antheile durch Heirath vereinigte. Guido II. verlor das Lehn 1209 an König Philipp August, der es den Dampierres verlieh, von denen es 1225 auch wieder an die Krone fiel. Wilhelm von Poitou, zweiter Sohn Ludwig's VIII., erhielt die A. als Apanage, und Ludwig XI. gab Wilhelm de la Tour die Anwartschaft darauf. Bei dem Tode des Alfred von Poitou fiel aber nur ein kleiner Theil der A. an die La Tour, die sich seitdem De la Tour d'A. nannten. Wiederholt war dann noch die Grafschaft A. Apanage oder Mitgift von Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses, bis sie endlich, nach dem

Uebertritt des Connetable von Bourbon zu Kaiser Karl V. für immer an die Krone kam. Der kleine Antheil der La Tour ging durch Erbschaft an Katharina von Medicis über und ward von ihrer Tochter, Margarethe von Valois, der Krone abgetreten.

Auxerre, Hauptstadt des franz. Depart. Yonne in Burgund, in weinreicher Gegend, an der Lyoner Bahn und an der Yonne, die hier einen Flußhafen bildet, zählt 15081 E. Die Stadt ist gut gebaut, besitzt eine der schönsten Kathedralen Frankreichs, an der von 1035 bis ins 16. Jahrh. gebaut wurde, einen Palast der ehemaligen Bischöfe von A. mit schöner Façade, ein altes Schloß der Herzoge von Burgund, dessen Theile als Rathhaus, Justizpalast und Gefängniß dienen, ein Collége, ein Lehrerseminar, eine Normalschule, eine Ackerbaugesellschaft, eine öffentliche Bibliothek von 24000 Bänden, ein Naturalien- und Antiquitätencabinet und einen botan. Garten. Die Bevölkerung betreibt Woll-, Fayence-, Darmsaitenfabriken, Gerbereien, Strumpfwirkereien und lebhaften Handel mit Stabholz, Fässern, Kohlen, Wolle und den geschätzten Weinen des Umlandes. Von dem alten Autissiodorum, einer Stadt der Senonen, finden sich noch Ruinen und andere Alterthümer aus der Römerzeit vor. — Die Grafschaft Auxerrois ward im 10. Jahrh. erblich. Sie gelangte nach dem Tode Renard's von Nevers 1040 an Herzog Robert von Burgund, 1338 wieder an Wilhelm von Nevers, 1370 käuflich an die Krone, 1435 durch den Vertrag zu Arras an Philipp von Burgund, aber nach Karl's des Kühnen Tod 1477 definitiv an die Krone.

Auxonne, Stadt und Festung vierter Klasse im franz. Depart. Côte d'Or, am linken Ufer der Saône und an der Eisenbahn nach Besançon, zählt 7103 E. Die Stadt ist gut gelegen und wohlgebaut, hat angenehme Promenaden und eine schöne Brücke, ein Schloß aus dem 16. Jahrh., ein Collége, eine Artillerieschule, eine Stückgießerei, ein Arsenal, Kasernen und große Proviant- und Pulvermagazine. Sie unterhält Tuch-, Serges- und Musselinfabriken, Nagelschmieden und Brauereien und treibt Handel mit Getreide, Mehl, Wein und Branntwein, Melonen, Holz und Kohlen sowie mit Marmor, der in der Nähe gebrochen wird. A., an der Grenze des Herzogthums und der Freigrafschaft Burgund, blieb 1034, als das erstere an Frankreich, die letztere an Kaiser Konrad II. kam, ein souveräner Besitz des Hauses Vienne, ward aber später mit dem Herzogthume vereinigt und gelangte mit diesem 1477 an Frankreich, doch nicht ohne tapfern Widerstand gegen Ludwig XI. König Ludwig XII. und Franz I. erbauten zu A. ein festes Schloß, ähnlich dem von Dijon. Die Stadt wurde 1526 von Lannoi für Karl V. und später im Hugenottenkriege vom Herzog von Guise vergeblich belagert, erhielt seit 1673 verstärkte Werke durch Vauban und widerstand unter General Andréossy 1815 den Oesterreichern, an die es erst 28. Aug. capitulirte, wobei diesen ein ungeheures Kriegsmaterial in die Hände fiel.

Ava oder Awa, eine große Trümmerstadt im hinterind. Reiche der Birmanen, welche, wie früher schon zweimal (1364 und 1761), so auch 1822—37 Haupt- und Residenzstadt war, und nach welcher der Birmanenstaat auch Reich von Awa genannt wurde, liegt etwa 1 M. im SW. der jetzigen Hauptstadt Amarapura (s. d.), in einer reichbewässerten, sehr fruchtbaren Culturebene am Südostufer des daselbst fast 4000 F. breiten Irawaddistroms, der hier zwei durch einen Kanal verbundene Zuflüsse aufnimmt, von denen der Mjit-Ta (der andere heißt Mjit-Nge) den Stadthafen bildet und Schiffe von 50—60 Tonnen trägt, somit die Umschiffung der ganzen Stadt ermöglicht. Der Name ist eine durch die Hindus und Malaien gemachte Verstümmelung von Aengwa oder Aen-ua, d. h. Fischteich (nach den sieben, jetzt noch fünf großen Fischseen), und im eigenen Lande nicht so gewöhnlich, wo in officiellen Urkunden der Name Ratnapura, d. i. Juwelenstadt, gebraucht wird. Durch Erdbeben größtentheils zerstört, ist die Stadt in Verfall gerathen und meist mit Strauch- und Buschwerk überzogen. Die Einwohner, deren Zahl nicht bekannt, wohnen theils am Flußufer, theils in einigen zerstreuten Häusergruppen im Innern. Ehedem war A., im Umfange von 2—3 St., von einem 15 F. hohen und 10 F. dicken Walle, einer innern Terrasse und äußern Gräben umgeben und hatte 21 Thore. Der nordöstl. Stadttheil war als sog. Königsstadt durch einen 20 F. hohen Wall besonders abgeschlossen, und enthielt neben dem Königspalaste viele öffentliche Steingebäude. Der imposante Anblick, welchen von der Ferne her die vielen weißen Tempel mit vergoldeten Thürmen gewährten, verschwand beim Eintritt in die Stadt, da die meisten Häuser in bloßen, mit Gras bedeckten Hütten bestanden und nur die Häuser der Großen von Planken erbaut und mit Ziegeldächern versehen waren. In einem der größten Tempel, Logatharbu, zeichnete sich ein kolossales Sandsteinbild des Gottes Gautama aus. Die Wälle sind auch jetzt noch vorhanden, auch sind einige Hauptstraßen vom Pflanzenwuchs freigehalten, und ein um-

fangreicher, weißer Tempel, umgeben von einem weitläufigen Kloster mit vielen marmornen Buddhabildern, ragt aus dem wuchernden Grün hervor; aber die meisten Gebäude, auch die der Palast- oder Königsstadt, sind durch Erdbeben in Trümmer geworfen. A. gegenüber liegt zwischen Obsthainen, auf wohlbebauten, mit Tempeln und Klöstern besetzten Anhöhen die im 14. Jahrh. schon zweimal zur Residenz erwählte Stadt Saga'ing oder Tsaga'ing, von großem Umfang, mit fester Backsteinmauer, aber gegenwärtig mit verhältnißmäßig wenigen Wohnhäusern, unter einem Tamarindendickicht. In ihrer Nähe befindet sich das Dorf Kyaukfit, d. h. Steinmetz, welches durch seine zahlreichen Steinmetzwerkstätten merkwürdig ist, die ganz Hinterindien mit plumpen Steinbildern des Gautama versehen. Das Material ist ein schöner, weißer Marmor, der 10 M. östlich von A. gebrochen wird. Die Bevölkerung der drei einander nahegelegenen Städte A., Amarapura und Saga'ing hat man früher, wol zu hoch, auf 400000 Köpfe geschätzt.

Aval, der in Deutschland eingebürgerte franz. Name für Wechselbürgschaft. Diese Bürgschaft hat seit der Einführung der Allgemeinen deutschen Wechselordnung, welche jedem Dispositionsfähigen auch die Wechselfähigkeit zuerkennt, bei uns an Bedeutung sehr verloren. Sie findet nämlich vorzüglich beim eigenen Wechsel, und zwar besonders dann statt, wenn derjenige, für welchen man sich verbürgt, nicht wechselfähig ist, aber auch beim gezogenen Wechsel (der sog. Tratte) bisweilen in dem Fall, wenn der Aussteller dem Remittenten (ersten Inhaber oder Wechselnehmer) nicht näher bekannt ist. Die Bürgschaft kann aber ebenso wol für einen Indossanten wie für den Aussteller stattfinden, und es können für die nämliche Person gleichzeitig mehrere Bürgen eintreten. Der Bürge tritt durch seine Gewährleistung vollkommen in die Verpflichtung dessen, für den er sich verbürgt, und muß für diesen aufkommen, falls derselbe seiner betreffenden Verbindlichkeit nicht pünktlich nachkommt. Wer die Wechselbürgschaft leistet, schreibt seinen Namen zu dem Namen dessen, für welchen die Bürgschaft geleistet wird (gibt seine Mitunterschrift). Es wird aber auch eine, äußerlich freilich nicht erkennbare Wechselbürgschaft in der Weise geleistet, daß man als Indossant seinen Namen auf das Papier setzt und dadurch in die Reihe der wechselrechtlich haftbaren Personen tritt.

Avallon, die Hauptstadt eines Arrondissement im franz. Depart. Yonne, am rechten Ufer des Cousin und am Ausgange eines malerischen, von weinreichen Hügeln begrenzten Thals, ist regelmäßig und gut gebaut und zählt 5533 E. Die Stadt besitzt ein Communalcollége, liefert geschätzte Böttcherarbeiten, hat Leder-, Strumpfwaaren- und Hutfabriken und Seilerbahnen, und treibt Handel mit Wein, Getreide, Wolle, Holz und Vieh. Der Avallonwein, ein guter rother Burgunder, wird in vorzüglichster Qualität auf der Anhöhe von Annay gewonnen. A. ist das alte gallische Aballo im Lande der Aeduer, war ehemals Hauptort der Grafschaft Avallonais in Burgund und hatte als fester Platz schon seit dem 8. bis ins 16. Jahrh. viel durch Krieg zu leiden.

Avalon, die südöstl. Halbinsel der engl. Insel Neufundland in Nordamerika. Dieselbe hängt mit der Insel nur durch einen ganz schmalen Isthmus zwischen der Placentiabai im S. und der Trinitybai im N. zusammen, zertheilt sich aber selbst wieder in drei kleinere Halbinseln und hat eine Menge vortrefflicher Baien, Buchten und Häfen, unter welchen die St.-Marie- und die Conceptionbai sowie der Hafen von St.-John, der Hauptstadt der Insel, die wichtigsten sind. Auf A. wurde, der großen Bank von Neufundland gegenüber, 1621 die erste engl. Colonie gegründet, deren Stockfischfang sich rasch entwickelte. An der Südostspitze der Halbinsel, dem Cap Race, ist der Standort der Neuigkeitsyacht, welche den von Europa kommenden Dampfschiffen die Nachrichten abnimmt, um sie durch den Telegraphen der Presse der Vereinigten Staaten zu überliefern. Von diesem Cap wurde im Sommer 1858 nach dem 439 geogr. M. entfernten Valentiahafen in Irland das submarine Telegraphentau gelegt, welches indessen, nach gegenseitiger Begrüßung der Königin von England und des Präsidenten der Union, bald seine Thätigkeit wieder einstellte.

Avance (franz.), Vorsprung, Vortheil, Gewinn, insbesondere im Handelsverkehr der Geldvorschuß. In A. oder (ital.) Avanzio stehen, ist demnach gleichbedeutend mit: in Vorschuß stehen, an einen Geschäftsfreund, mit welchem man in gegenseitiger Abrechnung steht, noch zu fordern haben. Einen Betrag avanciren heißt, ihn im voraus bezahlen, ehe man den Gegenwerth (die Waare) bezogen hat. A. heißt auch der Preis oder Curs, welchen eine Wechsel- oder Geldsorte über Pari hat. Das Wort ist dann gleichbedeutend mit Gewinn oder Agio. Der Curs wird nämlich bisweilen in Procenten Gewinn oder Verlust gegen das Pari notirt und die Bezeichnung der Procente oder des Procentbruchs Gewinn häufig (wie in Frankreich) durch den Zusatz Avance (oder auch Prime, Prämie, Aufgeld) erklärt.

Avancement (franz.), bezeichnet in der Militärsprache zunächst das Vorrücken in eine höhere Stellung, also Aufrückung, Beförderung. Das A. erfolgt meist nach Maßgabe der Anciennetät (s. d.), ohne daß jedoch das Vorrücken außer der Reihe für besondere Befähigung ausgeschlossen bleibt. Dasselbe findet entweder in allen Graden durch die ganze Waffe statt, wie in kleinern Staaten, oder es erfolgt die Beförderung bis zum Kapitän oder Stabsoffizier im Regimente und von da ab durch die Waffe oder auch durch die gleichen Chargen im Armeecorps. — Avancirte, auch Chargen genannt, heißen in einigen Armeen alle diejenigen Individuen, welche eine höhere Stellung als die des gemeinen Soldaten einnehmen, aber nicht Offiziere sind. Da diese Chargen nicht patentirt sind, so werden sie deshalb von den Engländern non-commissioned officers genannt. — Endlich versteht man unter avanciren die Bewegung in Schlachtordnung in der Richtung gegen den Feind.

Avantgarde, Vorhut oder Vortrab heißt diejenige Abtheilung marschirender Truppen, welche auf eine gewisse Entfernung vorgeschoben ist, um dieselben vor einem überraschenden Angriff des Feindes zu sichern. Die Stärke des Vortrabs richtet sich in der Regel nach der Stärke der marschirenden Heeresabtheilung. Unter gewöhnlichen Verhältnissen beträgt sie ein Viertel bis ein Drittel des Ganzen, und kann bei einer bedeutenden Armee selbst wieder ein aus allen Waffengattungen zusammengesetztes Corps bilden, welches die Operationen oder Stellungen des Gros deckt, Terraintheile von Wichtigkeit besetzt, die Entwickelung zur Schlacht sichert und das Gefecht einleitet. Die Entfernung, in welcher sich der Vortrab von seiner Abtheilung zu halten hat, hängt theils von der Nähe des Feindes, theils von den Umständen und der Beschaffenheit des Terrains ab. Der Vortrab muß kleinere Hindernisse der marschirenden Colonne aus dem Wege räumen, den Feind zeitig entdecken und melden, und beträchtlichere feindliche Kräfte so lange aufhalten, bis die Colonne sich dazu angeschickt hat, denselben zu begegnen. Da hierzu größere Gewandtheit und ein schärferer geistiger und phys. Blick erfordert werden, so pflegt man zu Avantcorps gern die beweglichsten Truppen zu wählen und ihnen einen besonders geeigneten, erfahrenen Anführer zu geben. Dieser muß neben großer Umsicht auch entschiedene Kaltblütigkeit und Ruhe besitzen. Der ungestümen Jugendhitze des so tapfern wie liebenswürdigen preuß. Prinzen Louis Ferdinand wird der unglückliche Ausgang des Gefechts der preuß. A. bei Saalfeld, 10. Oct. 1806, beigemessen. Nicht selten bekommt auch der Vortrab den Auftrag, die Colonnenwege, wo sie unbrauchbar sind, herstellen zu lassen, Verpflegungsmittel herbeizutreiben, Nachrichten einzuziehen und auszustreuen u. s. w. Von der A. werden wieder kleinere Trupps (Vor- und Seitentrupps), Patrouillen und einzelne Detachirte (Spitzen und Seitenläufer) entsendet, welche unter sich in Verbindung bleiben und so das Terrain auf eine weitere Strecke für die Sicherheit der Colonne durchsuchen (aufklären). Der Zweck der Avantgardengefechte geht in der Regel dahin, den Feind so lange aufzuhalten, bis das Hauptcorps Zeit gewonnen hat, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Die Truppen der A. dürfen daher nur nach und nach in das Gefecht engagirt werden. Nur dann, wenn der Bewegung des Hauptcorps die Absicht eines Angriffs zu Grunde liegt, kann auch der Angriff der A. kräftiger geführt und zur Erlangung von Terrainvortheilen mehr gewagt werden, da die Unterstützung durch das Hauptcorps mit jedem Augenblicke näher rückt.

Avant la lettre, s. Abdruck.

Avaren, eine den Hunnen und Ungarn verwandte Völkerschaft uralisch-altaischen Stammes, welche etwa 100 J. später als die Bulgaren in den Gegenden um den Don und des Kaspischen Meeres nördlich vom Kaukasus erschien, um 555 an die Donau vordrang und sich in Dacien niederließ. Hier dienten sie in Justinian's Heeren, halfen den Longobarden das Reich der Gepiden zerstören, und eroberten allmählich zu Ende des 5. Jahrh., besonders unter dem mächtigen Khan Bajan, Pannonien. Später bemeisterten sie sich Dalmatiens, drangen in verheerenden Zügen in Deutschland bis Thüringen und ebenso in Italien ein, wo sie mit den Franken und Longobarden kriegten, und breiteten ihre Herrschaft über die an der Donau und weiter nordwärts wohnenden Slawen sowie über die Bulgaren bis ans Schwarze Meer aus, bis sich diese Völker gegen sie erhoben und sie 640 aus Dalmatien vertrieben. Auf Pannonien beschränkt, wurden sie von Karl d. Gr. 796 besiegt und von den Mähren und Petschenegen ziemlich aufgerieben, sodaß sie nach 827 aus der Geschichte verschwinden. Sie pflegten ihre Wohnsitze durch Umwallungen von eingerammten Pfählen und Erde zu umschließen, von denen sich in den von ihnen besessenen Ländern noch Spuren unter dem Namen der avarischen Ringe finden. Bisweilen ist ihr Name irrthümlich auf die frühern Hunnen und die spätern Ungarn übertragen worden. — In keinem Zusammenhange mit diesen A. stehen die A. oder

Awaren am Kaukasus, eine Völkerschaft lesghischen Stammes, welche im Gebirge von Daghestan ein Gebiet (Awarien) von 15,32 Q.-M. bewohnt, etwa 25000 Köpfe zählt und bis auf die neueste Zeit herab gegenüber den Russen seine Freiheit bewahrt hat. Hauptort ist das feste Dorf Chansag. Die A. sprechen einen Dialekt der lesghischen Sprache, welcher von Schiefner in «Versuch über das Awarische» (Petersb. 1862) bearbeitet worden ist.

Avarie, s. Haverei.

Aveiro, der nordwestlichste District der portug. Provinz Beira, zählt auf 68,62 Q.-M. 244446 E., ist fast ganz eben, waldreich, vom Vouga durchflossen, nur zum Theil bevölkert und angebaut, und zerfällt in 18 Concelhos (Cantone) mit 180 Kirchspielen. — Die Hauptstadt A. (Talabrica in Lusitania), ein Cidade von 4000 E., Sitz eines Bischofs, zwischen Oporto und Coimbra gelegen, ist ein wichtiger Hafen- und Handelsplatz an der Mündung des Vouga, welche einen großen, von sumpfigen Inseln und Bänken erfüllten Strandsee bildet, in dessen Morästen ungeheuere Massen Seesalz gewonnen werden. Die Stadt besteht aus fünf Quartieren, von welchen das älteste noch von alten Mauern umgeben ist, die beiden östlichen von einem breiten, schiffbaren, aus dem Vouga abgeleiteten Kanal durchschnitten sind, und besitzt vier Pfarrkirchen, ein großes Armenhaus mit einer schönen Kirche und ein Hospital. Der Exporthandel des Platzes mit Salz, Oel, Wein und Orangen ist lebhaft. An der Küste befinden sich sechs große Etablissements für den hier stark betriebenen Sardinenfang. Die benachbarten Gegenden erzeugen vortreffliche starke Weine, Getreide, Oel und Gartenfrüchte im Ueberfluß. — A. wurde, nebst der Umgegend, von König Johann III. im 16. Jahrh. zu einem Herzogthum erhoben, das bis 1720 dem Hause Lancastro, zuletzt dem Don Joseph Mascarenhas, Herzog von A. (geb. 1708), gehörte. Derselbe war unter Johann V. Oberhofmeister des königl. Hauses und sehr einflußreich bei Hofe gewesen, unter König Joseph Emanuel aber durch Pombal zurückgedrängt worden. A. galt nun für einen Führer Misvergnügter, und die gleichfalls unzufriedenen Jesuiten schlossen sich an ihn an. In der Nacht vom 3. zum 4. Sept. 1758 wurde auf den von seiner Maitresse zurückkehrenden König geschossen und derselbe, jedoch nicht gefährlich, verwundet. Ein niedergesetztes Ausnahmegericht erklärte den Herzog von A., den Marquis von Tavora und einige andere Personen, meistens Glieder dieser Familien, für schuldig, die Jesuiten aber für die Anstifter des Attentats. Mehrere, darunter auch A. nebst seinen Söhnen und seinem Schwiegersohne, wurden 13. Jan. 1759 gräßlich hingerichtet, ihre Güter eingezogen, ihre Frauen in Klöster gesteckt, die Jesuiten verbannt. Der Proceß ist, nach der gründlichen Untersuchung von Olfers' («Ueber den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal», Berl. 1839), äußerst unregelmäßig geführt worden und der größere Theil der Verurtheilten nach höchster Wahrscheinlichkeit vollkommen unschuldig gewesen. Auch über die übrigbleibende Schuld schweben große Dunkelheiten. Man wollte Gegner vernichten, nicht Angeklagte richten. Unter der Regierung Maria's I. hat eine Revision des Processes stattgefunden, und ein Erkenntniß vom 23. Mai 1781 das frühere Urtheil in Bezug auf sechs Personen widerrufen und deren Rehabilitirung verfügt. Dieser Rechtsspruch hat aber allem Anscheine nach die königl. Bestätigung nicht erlangt, und jedenfalls ist er nicht in Ausführung gebracht worden. Es hat keine Rehabilitation stattgefunden, und ein Abkömmling der damaligen Opfer, der eine solche vergeblich nachsuchte, ist mit einer Pension abgefunden worden.

Avé-Lallemant (Friedrich Christian Benedict), ein um das Polizeiwesen verdienter Deutscher, geb. 23. Mai 1809 zu Lübeck als Sohn des Musiklehrers Jakob A., bezog, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, 1830 die Universität Jena, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Durch Martin für das Studium des Criminalrechts gewonnen, pflegte er daneben aus Neigung Musik und Malerei, wodurch er vielfach in Verkehr mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen aus der classischen Zeit in Weimar und Jena kam. Namentlich übte Karoline von Wolzogen, die Schwägerin Schiller's, großen Einfluß auf seine individuelle Ausbildung. Nachdem A. im Nov. 1834 die jurist. Doctorwürde erworben, kehrte er nach Lübeck zurück, wo er die Advocatur ergriff und 1843 auch zum Obergerichtsprocurator ernannt ward. Die Herausgabe einer Polizeiordnung für den Freistaat Lübeck hatte 1851 seine Berufung an das neueingesetzte Polizeiamt zur Folge, an welchem er seitdem mit Erfolg gewirkt hat. Als Ergebniß seiner fortwährend mit Eifer und Sorgfalt gepflegten criminalistischen, culturhistor. und linguistischen Studien sowie seiner reichen Erfahrungen, die ihm seine ausgedehnte polizeiliche Praxis zu erwerben gestattete, veröffentlichte er ein ungemein lehrreiches Werk über «Das deutsche Gaunerthum» (4 Thle., Lpz. 1858—62), dessen beide erste Theile eine Darstellung des Gaunerthums nach seiner allmählichen Entwickelung und seinen gegen-

wärtigen Zuständen gewähren, während die beiden andern einer eingehenden linguistischen Untersuchung der Gaunersprache gewidmet sind. Von seinen sonstigen literarischen Arbeiten sind noch die kleinen Schriften «Die Krisis der deutschen Polizei» (Lpz. 1861) und die «Reform der Polizei in Hamburg» (Hamb. 1862) hervorzuheben. — Sein Bruder **Robert Christian Berthold A.**, geb. 25. Juli 1812, widmete sich 1833—37 zu Berlin, Heidelberg und Paris medic. Studien, promovirte im Herbst 1837 in Kiel und ging gleich darauf nach Rio-Janeiro, wo er sich als Arzt niederließ. Als Arzt an der Fremdenstation der Misericordia und dem Irrenhaus Pedro's II., sowie als Director des Gelbfieberhospitals, ward er Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften, und von Brasilien, Oesterreich, Rußland, Preußen, Schweden und Belgien durch Ordensverleihungen ausgezeichnet. Obgleich später zum Mitgliede des obersten Gesundheitsraths für Brasilien ernannt, kehrte er doch 1855 nach Deutschland zurück. Auf Humboldt's warme Empfehlung wurde A. Mitglied der österr. Novaraexpedition, von welcher er sich jedoch in Rio wiederum trennte. Nachdem er hierauf 1858 und 1859 Reisen durch ganz Brasilien gemacht, ließ er sich als praktischer Arzt in Lübeck nieder. Außer einer Anzahl medic. Schriften (z. B. über das Gelbe Fieber) veröffentlichte A. «Reise durch Südbrasilien» (2 Thle., Lpz. 1859) und «Reise durch Nordbrasilien» (2 Thle., Lpz. 1860), zwei Werke, welche schätzbare Beiträge zur Kunde Brasiliens enthalten und auch über die Lage der deutschen Colonien in jenem Lande wahrheitgemäß Aufschluß gewähren. Außerdem hat er «Des Dr. Joachim Jungius aus Lübeck Briefwechsel mit seinen Schülern und Freunden» (Lübeck 1863) herausgegeben. — Ein Vetter der beiden Genannten ist **Eduard A.**, der sich besonders der Botanik widmete, lange Zeit am botan. Garten in Petersburg angestellt war und gegenwärtig in Lübeck lebt. Nach ihm ist eine Pflanzengattung Lallemantia (eine Lamiacee) benannt worden.

Avellanēda (Doña Gertrudis Gomez de), eine der namhaftesten neuern span. Dichterinnen, ist 1816 zu Puerto-Principe auf der Insel Cuba geboren, wo ihr Vater, Don Manoel Gomez de A., ein geborener Spanier, als Commandant der span. Flottenabtheilung in jenem Hafen lebte. Nachdem sie den Vater frühzeitig durch den Tod verloren, kam sie später mit dem zweiten Gatten ihrer Mutter nach Europa, wo sie erst einige Zeit zu Bordeaux, dann zu Coruña lebte. Hierauf brachte sie wieder zwei Jahre in Cuba zu. Sie kehrte jedoch nach Spanien zurück, nahm ihren Wohnsitz erst in Cadix und Sevilla, seit 1840 aber in Madrid. Einige Dichtungen, die sie hier veröffentlichte, führten sie leicht in den Kreis der dortigen Dichter und Schriftsteller ein, unter denen sie sich bald heimisch machte. Außer «Poesias liricas» (Madr. 1841) veröffentlichte sie mehrere Novellen, wie «Sab» (1841), «Dos mugeres» (1842), «Espatolino» (1842), «La baroneza de Joux» (1842), welchen 1843 «Guatimocin» und «Dolores» und etwas später «La velada del helecho» (1849) folgten. Schon in frühern Jahren hatte sie einige dramatische Versuche gemacht, die in Cuba in Freundeskreisen aufgeführt wurden. In Madrid dichtete sie 1844 für die Bühne «Alfonso Munio» und «El principe de Viana», zwei Tragödien, die allgemeinen Beifall fanden. Im Anfange des J. 1846 vermählte sich die Dichterin mit Don Pedro Sabater, Gefe-politico von Madrid und Cortesdeputirter, verlor denselben aber noch in demselben Jahre durch den Tod. Sie ging hierauf einige Zeit in ein Kloster, wo sie ihrem Schmerze in religiösen Liedern Ausdruck gab. Nach ihrer Rückkehr in die Welt brachte sie 1849 die biblischen Dramen «Saul» und «Baltasar» zur Aufführung, von denen namentlich das letztere die besten Erfolge erzielte. Mit der zweiten Ausgabe ihrer «Poesias liricas» (2 Bde., Madr. 1850) nahm sie Abschied von der Lyrik und wandte ihr Talent seitdem fast ausschließlich dem Theater zu. Es erschienen von ihr die Dramen «Recaredo» (1851), «La verdad vence apariencias» (1852), «El donativo del diablo» (1852), «La somnambula» (1853), «La aventurera» (1853) und das Lustspiel «Simpatia y antipatia» (1850), welche Stücke fast sämmtlich sich auf dem Repertoire der bessern span. Bühnen erhalten haben. Seit ihrer zweiten Vermählung, mit dem Obersten und Deputirten Don Domingo Verdugo Masieu, mit welchem sie verschiedene Reisen unternahm und seit einiger Zeit wieder in Cuba lebt, hat sie ihre literarische Thätigkeit, wie es scheint, abgebrochen. Ungeachtet großer Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit bekunden doch die Werke der Dichterin auch eine höhere poetische Begabung und zeichnen sich durch technische Meisterschaft in Sprache und Form vortheilhaft aus.

Avellīno, früher Principato-ulteriore genannt, eine neapolit. Provinz des Königreichs Italien, im O. der Campagna-felice gelegen und aus Theilen des alten Samnium, Lucanien und Campanien gebildet, zählt 355621 E. auf 60⅔ Q.-M. und zerfällt in die Districte A.,

Ariano und St.-Angelo Lombardi. Die Provinz ist durchaus gebirgiges Apenninenland, aber der Boden überall sehr fruchtbar, das Klima gesund, die Bodenproduction reichlich und vortrefflich. Der Hauptfluß ist der Calore mit dem Ufita, an der Ostgrenze der Ofanto. Die Hauptproducte sind Kohlen und Vieh, Salami- und Cervelatwürste. Man fabrizirt Filz, Leinen und Leder, und die Gold- und Silberschläger in Solofra sind weit berühmt. — Die Hauptstadt A. (Abellinum), welche den Handel der Provinz besorgt, liegt 6 M. östlich von Neapel und 4 M. südlich von Benevent, 1100 F. über dem Meere, am Fuß des Monte-Vergine und in der Quellgegend des Sabbato in anmuthiger Umgebung. Die Stadt, Bischofssitz und dem Fürsten Carracioli gehörig, zählt als Commune 19500 E., ist schlecht gebaut und hat durch die Erdbeben von 1694, 1731 und 1805 sehr viel gelitten. Dem Marktplatz gereicht ein schöner Obelisk zur besondern Zierde. Die Bevölkerung betreibt Färberei und fabrizirt Hüte, Tuch und Stühle, unterhält auch einen starken Zwischenhandel. Berühmt ist A. wegen der in der Umgegend wachsenden guten Kastanien und großen Haselnüsse, die dem Landmann oft das Brot ersetzen. Die meisten Aecker werden von Reihen großer Haselsträuche gekreuzt, die man mit großem Fleiße wartet. Früher betrug der Umsatz in frischen und gerösteten Nüssen jährlich 60000 Ducati. Nahe westlich von A. liegt die als Wallfahrtsort berühmte Abtei di Monte-Vergine. Das alte Abellinum, eine Stadt der Hirpiner in Samnium, lag etwas weiter unterhalb, wurde aber von den Longobarden zerstört.

Avellino (Francesco Maria), namhafter ital. Archäolog, geb. zu Neapel 14. Aug. 1788, wo sein Vater als Architekt lebte, widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde aber schon frühzeitig von der Archäologie, besonders der antiken Numismatik angezogen. Diese Neigung führte ihn nach Rom, wo er Zoëga, Marini und d'Agincourt kennen lernte. Nach Neapel zurückgekehrt, wurde er zuerst im Staatsdienst angestellt, übernahm aber bald den Lehrstuhl der griech. Literatur an der Universität und leitete 1809—15 die Erziehung der Kinder Murat's. Nach des letztern Sturze wirkte er mit Erfolg als Advocat, ohne sein Lehramt aufzugeben. Man übertrug ihm 1820 das Fach der polit. Oekonomie, später das der Institutionen und der Pandekten; er bekleidete das Rectorat und ward Mitglied des obersten Raths für den öffentlichen Unterricht. Obgleich er in diesen Berufskreisen sich anerkannte Verdienste erwarb, so waren es doch namentlich die archäol. und numismatischen Arbeiten, welche seinen Namen auch im Auslande bekannt machten. Bereits 1820 wurde er mit der Katalogisirung der ungemein reichen Münzsammlung des «Museo Borbonico» beauftragt. Außer den gehaltreichen Beiträgen zu dem 1824 begonnenen Prachtwerke «Real Museo Borbonico» lieferte er für die «Accademia Ercolanese», deren beständiger Secretär er 1832 geworden war, sowie für die «Accademia delle scienze» und seit 1815 für die «Società Pontaniana» zahlreiche Abhandlungen. 1839 wurde er nach Arditi's Tode Director des Bourbonischen Museums und erhielt zugleich die Oberaufsicht über die Ausgrabungen. A. starb 9. Jan. 1850. Mehreres von seinen vielen Schriften sammelte er selbst in den «Opuscoli diversi» (3 Thle., Neap. 1831—36). 1808 begründete er eine numismatische Zeitschrift, welche jedoch bald wieder erlosch. Ebenso wurde das von ihm geleitete «Bulletino archeologico Napoletano» (6 Bde., Neap. 1843—48) durch die Ereignisse von 1848 unterbrochen. Sonst sind noch zu erwähnen: «Dell' aes grave del Museo Kircheriano» (Neap. 1839); «Conghietture sopra un' iscrizione sannitica» (Neap. 1841); «Descrizione di una casa disotterata in Pompei» (Neap. 1840); «Osservazioni su taluni dischi marmorei figurati» (Neap. 1841); «Il mito di Tolo» (Neap. 1847) u. s. w.

Ave Maria (lat.), oder Engelischer Gruß, angelica salutatio, d. h. Gruß des Engels Gabriel an Maria (nach Luk. 1, 28), wird von den Katholiken ein sehr gewöhnliches Gebet zur Jungfrau Maria genannt nach den (lat.) Anfangsworten: «Gegrüßt seist du, Maria (Ave Maria), voll der Gnade; der Herr ist mit dir; du bist gesegnet unter den Weibern, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes.» In dieser Weise wurde das Gebet nach einer Verordnung Gregor's I. (590—604) zunächst von den Priestern am vierten Adventsonntage unter der Messe als Offertorium gesprochen. Als dem Vaterunser ebenbürtiges Laiengebet erscheint das Ave Maria mit dem erweiterten Cultus der Maria seit dem 11. Jahrh., und wird als solches am Ende des 12. Jahrh. sanctionirt. Urban IV. setzte daher nicht allein (1261) die abschließenden Worte: «Jesus Christus, Amen» zu dem Obigen, sondern seit der ersten Hälfte des 16. Jahrh. fand das Gebet immer allgemeiner den die heutige Form bildenden Abschluß als Zusatz zu der ältern Formel: «Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Todes, Amen.» Unter Anschlagen der Glocken, welches auch in prot. Ländern als Mahnung zum Morgen-, Mittags- und Abendgebet theilweise beibehalten ist und ebenfalls

Ave Maria genannt wird, soll, einer Verordnung Johann's XXII. von 1326 gemäß, jeder Katholik diesen Engelsgruß morgens, mittags und abends jedesmal dreimal beten. Es geschieht dies nach den Kleinen Kugeln des Rosenkranzes, welche deshalb auch schlechthin Ave Maria heißen, während die Großen Kugeln dem Vaterunser gewidmet sind. 150 Ave Maria bilden (nach den 150 Psalmen) ein **Psalterium Mariae** und haben nach dem ascetischen Gefühle der Katholiken hohe Gebetskraft.

Aventinus (Johannes), bair. Geschichtschreiber, s. Thurmayr.

Aventure, Aventiure (in der mittelhochdeutschen Poesie), s. Abenteuer.

Aventuriers (franz., wörtlich Abenteurer) oder Aventurierkaufleute hießen seit dem 16. Jahrh. Kaufleute, welche, ohne eigene Mittel zu besitzen, mit erborgten Kapitalen Waaren einkauften, die unter allerlei Zufällen und Gefahren an ferne Küsten geschafft und dort mit reichem Gewinn verwerthet wurden. (S. Großaventurhandel.) — Sodann führten seit Anfang des dritten Jahrzehnts des 18. Jahrh. den Namen A. auch eine lange Reihe von Büchern, welche, ähnlich den Robinsonaden, die meist erdichteten Abenteuer und Begebenheiten weitgereister Personen in fernen Ländern schilderten. Die älteste derartige Geschichte hatte in Deutschland schon Grimmelshausen in seinem «Simplicissimus» geliefert. Den nächsten Anstoß für solche Unterhaltungsliteratur gab jedoch Defoe's «Robinson». Das älteste Buch, welches jenen Titel führt, ist: «Des seltsamen Aventurier sonderbare Begebenheiten, oder Corn. Paulson's Lebensgeschichte» (Lpz. 1724). Die meisten erschienen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ein Verzeichniß gibt Grässe im «Trésor de livres etc.» (Bd. 1, Dresd. 1859).

Aventürin oder Avanturin heißt in der Mineralogie eine röthlichbraune Abänderung des Quarzes, welche durch zarte Sprünge oder eingesprengte kleine Glimmerschüppchen, wodurch die Lichtstrahlen mannichfaltig gebrochen werden, einen Goldschimmer erhält. Man findet ihn am Ural, in Steiermark, in der Gegend von Madrid u. s. w., und er wird zu Ringsteinen, Ohrgehängen, Dosen u. dgl. verarbeitet. Der Aventurinfeldspat oder Sonnenstein (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Varietät des Adulars), welcher von Archangel und Ceylon stammt, auch in der Nähe des Baikalsees und von besonderer Schönheit in der Nähe von Tvedestrand am Christianiafjord gefunden wird, ist eine Varietät des Oligoklases (einer Art Feldspat), die kleine Eisenglanzkrystalle eingeschlossen enthält und deshalb goldglänzendes Licht reflectirt. — Aventuringlas heißt die unvollkommene künstliche Nachbildung des Avanturins. Dieser Glasfluß weicht sowol im Ansehen als durch die geringere Härte von dem echten Steine ab, ist halbdurchsichtig, hellbraun und mit unzähligen metallglänzenden, goldgelben Pünktchen durchsäet. Derselbe wird schon lange in Murano bei Venedig verfertigt, wo man die Darstellungsweise geheimhält. Nach Wöhler bestehen die erwähnten Pünktchen aus sehr kleinen octaëdrischen Krystallen von metallischem Kupfer, welche 2½ bis gegen 4 Proc. vom Gewicht des Ganzen ausmachen.

Avernus (griech. Aornos, d. i. der Vogellose), ein an einigen Stellen bis 180 F. tiefer, in der Nähe von Cumä, Puteoli und Bajä befindlicher, fast ganz von steilen und waldigen Höhen eingeschlossener See (jetzt Lago d'Averno), dessen mephitische Dünste angeblich die darüberfliegenden Vögel tödteten. Durch seine schaurige Beschaffenheit ist er bei den Dichtern der Römerzeit der Mittelpunkt fast aller Sagen vom Schattenreiche der Alten geworden. Hierher verlegte man Homer's Nekyia, den Eingang in die Unterwelt. Hier sollen die Kimmerier gewohnt haben, welche, sich in tiefen Höhlen aufhaltend, nicht an das Tageslicht hervorkamen, Metalle suchten und stygische Orakel ertheilten. Desgleichen waren hier der Hain der Hekate und die Grotte der berühmten cumäischen Sibylle. Agrippa ließ zur Zeit des Augustus die dichten Wälder lichten, wodurch die Gegend ihre Rauhigkeit verlor, und durch Coccejus jenen berühmten Tunnel unter dem Berge nach Cumä führen, welcher, zum Theil jetzt verschüttet, unter dem Namen der Grotta di Sibilla bekannt ist.

Averrhoa, von Linné zu Ehren des berühmten arab. Arztes Averrhoes benannte Pflanzengattung aus der 10. Klasse, 5. Ordnung, seines Systems und aus der Familie der Oxalideen. Man kennt nur zwei Arten, welche beide in Ostindien und China wachsen und nicht selten in den Warmhäusern ihrer merkwürdigen Früchte halber gezogen werden: A. Bilimbi und A. Carambola. Beide sind Sträucher mit gefiederten Blättern und in Trauben gestellten purpurnen Blüten, welche aus einem kleinen, fünfblätterigen Kelch und einer fünfblätterigen Blumenkrone bestehen. Aus dem fünfkantigen Fruchtknoten entwickelt sich eine eiförmige, tiefgefurchte, fünffächerige Beere, deren Fächer zwei Samen enthalten und mit einem sauern Brei erfüllt sind. Die Frucht von A. Carambola erreicht die Größe eines Hühnereies. Auf den

Antillen cultivirt man diese Sträucher ihrer Früchte wegen, indem man aus ihrem Brei einen Sirup bereitet, den man gegen gallichte Fieber nicht ohne Erfolg anwendet. Auch werden die Früchte dort wie in Ostindien eingemacht und als Erfrischungen genossen. Die Blättchen dieser Pflanzen sind reizbar.

Averrhoës oder Averroes, eigentlich Ibn-Roschd, der berühmteste Philosoph der Araber, wurde 1120 zu Cordova in Spanien geboren, wo sein Vater das Amt eines Oberrichters und Mufti bekleidete. Er genoß den Unterricht der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, wie in der Rechtswissenschaft des Ibn-Razek, in der Medicin des Ibn-Harun, in der Philosophie des Ibn-Badscha (Avenpace), und stand in vertrautem Verkehr mit dem Theosophen Ibn-Arabi und den berühmten Gelehrten Ibn-Tofail (Abubaces) und Ibn-Zohr (Avenzoar). Wegen seiner Talente und Kenntnisse erhielt er unter dem almohadischen Sultan Jussuf (1163—84), der ihm sein volles Vertrauen schenkte, die höchsten Ehrenämter und wirkte bald in Marokko, bald in Sevilla oder Cordova. Auch bei dessen Nachfolger Almansor-Billah stand A. anfangs in hoher Gunst, doch wurde er aus Neid von seiner Gegenpartei am Hofe der Abweichung von den Lehren des Koran beschuldigt. A. fiel deshalb bei Almansor in Ungnade, wurde seiner Aemter entsetzt und lebte verbannt zu Elisena oder Lucena bei Cordova. Nach einigen Jahren, als der Sultan selbst an den philos. Studien Interesse gefunden, ward er wieder an den Hof nach Marokko berufen und mit Gunstbezeugungen überhäuft; allein er starb bald darauf 12. Dec. 1198 zu Marokko. A. hielt den Aristoteles für den größten Philosophen. Er übersetzte und erläuterte dessen Schriften mit tiefer Einsicht; doch läßt sich in seinen Arbeiten, wie bei den meisten der arab. Philosophen, der Einfluß der alexandrinischen Ansichten, wie sie in den Commentaren des Ammonius, Themistius u. a. niedergelegt sind, nicht verkennen. Gegen die arab. Orthodoxen, besonders gegen den Algazali, trat er als rationalistischer Vertheidiger der Philosophie auf. Vorzugsweise nannten ihn die Araber den Ausleger (des Aristoteles), und es stand unter ihnen seine nach dem Syrischen gearbeitete Uebersetzung des Aristoteles in hohem Ansehen. Wir kennen seine Schriften (Vened. 1489) nur aus lat. Uebersetzungen. Seine Commentarien zum Aristoteles erschienen lateinisch in einer Ausgabe des Aristoteles (11 Bde., Vened. 1560). Auch schrieb er eine Art medic. System, welches unter dem Namen «Colliget» (eine Verstümmelung des arab. Titels «Kulliyat», d. i. das Ganze, System) in das Lateinische übersetzt und öfters gedruckt wurde (Vened. 1482 u. 1514). Viele seiner Schriften sind auch ins Hebräische übersetzt worden. In der christl. Kirche erlangte die Philosophie des A. bereits im 13. Jahrh. Bedeutung, wiewol namentlich seine pantheistische Lehre von der Einheit des wirksamen Princips im Universum oft als Irrthum verworfen, auch die Astrologie als Averrhoismus bezeichnet wurde. Außerdem hat sich A. auch durch astron. Beobachtungen, wie z. B. über Sonnenflecke, verdient gemacht. Vgl. Rénan, «A. et l'Averroisme» (Par. 1852; 2. Aufl. 1860); Müller, «Philosophie und Theologie von A.» (Münch. 1859).

Avers (franz. effigie, engl. obverse) heißt die Vorder- oder Hauptseite einer Münze. Gleichbedeutend sind die Bezeichnungen Kopf- und Bildseite, weil die Anwesenheit des Bildes des Regenten oder ein allegorisches Bild (z. B. der Freiheit) das Charakteristische ist. **Revers** heißt dagegen die Rück- oder Kehrseite der Münze.

Aversa, im Alterthum Atella, Stadt im District Caserta der neapolit. Provinz Caserta oder Terra di Lavoro (Campanien), zwischen Neapel und Capua, in einer herrlichen, orangen- und weinreichen, mit schönen Villen bedeckten Gegend, ist gut gebaut, Sitz eines Bischofs, hat als Commune 18513 E., eine Kathedrale, neun Pfarrkirchen und viele Klöster, eine treffliche Irrenanstalt und ein ausgezeichnetes Findelhaus. Die Stadt ist berühmt durch ihren moussirenden Weißwein (Asprino), ihre vortrefflichen Früchte, Melonen und Mandelkuchen. Das alte Atella, früher von Oskern bewohnt, später eine röm. Municipalstadt und Colonie, mußte seinen Abfall zu Hannibal schwer büßen, indem an die Stelle der nach Calatia verwiesenen Bewohner Neubürger aus Nuceria kamen. Der an sich unbedeutende Ort verdankte seine Berühmtheit den Atellanen (s. d.). Die Barbaren der Völkerwanderung zerstörten die Stadt. An ihrer Stelle wurde das jetzige A. 1029 von den Normannen auf einem ihnen vom Herzog Sergius von Neapel als Lehnsgrafschaft geschenkten Gebiet erbaut; Kaiser Konrad II. bestätigte ihrem Führer Rainulf, der ihn als Lehnsherrn anerkannte, den Titel eines Grafen von A. Die Grafschaft wurde 1061 mit dem Fürstenthum Capua vereinigt und Lehn des Papstes.

Aversionalquantum wird ein Betrag, namentlich an Geld, genannt, der zur Vermeidung schwieriger Liquidationen oder zeitraubender Werthsermittelungen nach annähernder Schätzung vertragsmäßig festgestellt wird, z. B. bei Vergleichen, Bausch- und Bogenkäufen.

Avertissement (franz.), Benachrichtigung, Ankündigung, Bekanntmachung, bezeichnet in der Militärsprache die vorläufige Benachrichtigung über etwas, dessen Ausführung noch weiter befohlen werden soll. Vor der Front können A. durch Signale oder Commandowörter gegeben werden. Das Signal oder Commando «Achtung!» «Habt Acht!» ist z. B. ein solches A. Die Commandoworte bei dem Exerciren zerfallen meistens in zwei Theile, von denen der erste (das Avertissementscommando) als Benachrichtigung dessen, was geschehen soll, anzusehen ist, während die Ausführung erst bei Abgabe des zweiten Theils (Ausführungscommando) erfolgt. Doppelte Signale kommen seltener vor. Das Signal ist zuweilen A.; zur Ausführung erfolgt dann blos das Commando «Marsch!» — Ueber das A. in der franz. Preßpolizei, s. Presse und Preßgesetzgebung. — Avertissementsposten, Benachrichtigungs- oder Avisoposten sind kleine Trupps, welche vorwärts, seitwärts und selbst im Rücken einer lagernden oder cantonnirenden Truppenabtheilung aufgestellt werden, um die Truppen von allem, was vorgeht, und besonders vom Anrücken des Feindes schnell zu benachrichtigen, sei es durch berittene Ordonnanzen, oder durch Abschießen eines Feuergewehrs, Abbrennen einiger Raketen, oder durch ein sonstiges verabredetes Signal. Man stellt diese Posten auf Punkte, von denen eine weite Umsicht möglich ist, ohne daß sie selbst leicht bemerkt werden, einzelne Leute sogar auf Kirchthürme, hohe Bäume u. s. w. Der schnellern Beförderung der Meldungen wegen nimmt man gern gutberittene Cavalerie zu solchen Posten, unter einem umsichtigen, zuverlässigen Führer, sogar vom Range eines Offiziers. Da ein solcher Posten nur den Zweck hat, zu beobachten, so zieht man ihn sogleich zurück, sobald er seine Bestimmung erfüllt hat. Der Wachsamkeit eines bei Marchienne-au-Pont aufgestellten Avertissementspostens verdankte die preuß. Armee an der Sambre 14. Juni 1815, daß sie sich schnell concentriren konnte und nicht von Napoleon überrascht wurde.

Avèsnes, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Nord-Departement und Festung vierten Ranges, an der Großen Helpe, zählt 3516 E. und besitzt eine Kathedrale mit einem 300 F. hohen Thurme, ein Communalcollége, eine Archäologische und eine Ackerbaugesellschaft sowie ein Theater. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Oel, Seife, Meth, Nägel, Quincaillerie, desgleichen Brauerei und Lohgerberei, und betreibt Handel mit Holz, Schiefer, Kalk, Leinen, Leder, Steinkohlen, Wein und Branntwein. Der Ort ist im 11. Jahrh. entstanden, bildete früher eine eigene Herrschaft im Hennegau, wechselte aber mehrfach den Herrn und kam endlich an Burgund. Nach Karl's des Kühnen Tode wurde A. 1477 von Ludwig XI. erobert, ausgemordet und zerstört, erholte sich jedoch allmählich wieder. 1559 nahmen es die Spanier, 1580 die Holländer ein. Im Pyrenäischen Frieden wurde es 1659 an Frankreich abgetreten und dann von Vauban neu befestigt. Am 21. Juni 1815 von den Preußen beschossen, mußte es sich infolge der Explosion des Hauptpulvermagazins und der Zerstörung der Mauern alsbald ergeben.

Avesta (die heiligen Schriften der Parsen), s. Zend-Avesta.

Aveyron, Fluß im südl. Frankreich, entspringt bei Séresme-le-Château, durchfließt in vorherrschend westl. Richtung das nach ihm benannte Departement und fällt unterhalb Montauban im Depart. Tarn-Garonne, nachdem er durch die Viaur und Verre verstärkt und 7 M. vor der Mündung schiffbar geworden, nach einem 30 M. langen Laufe, auf welchem er Rhodez, Villefranche, St.-Antonin und Montricoux berührt, in den Tarn und mit diesem in die Garonne. — Das Departement A., von den Depart. Hérault, Gard, Lozère, Cantal, Lot, Tarn-Garonne und Tarn umgrenzt, umfaßt die alte Landschaft Rouergue und bildet mit einem Areal von 159 Q.-M., auf dem 396025 E. leben, einen der gebirgigsten Theile Frankreichs. Zwischen dem Hochlande der Auvergne und den Cevennen gelegen, neigt sich die Vorterrasse der Rouergue nach SW. zur Garonne hin, deren Stromgebiet das Departement zugehört. Zwischen den von O. nach W. strömenden Flüssen Lot mit Truyère und Dourdou, A. mit Viaur, und Tarn mit Joute, Doubie, Doubon und Rance setzen vielarmige Verzweigungen des Cevennensystems quer durch das Land, von denen im N. des Lot das Aubracgebirge in einzelnen Gipfeln eine Höhe von 4—5000 F., zwischen Viaur und Tarn der wildzerrissene Levezou 3500 F. erreicht. Merkwürdige pyramidale Felsbildungen zeigen sich zwischen Tarn, Joute und Doubie im SO. des Departements, während im S. die eigentliche Cevennenkette durch zahlreiche Grotten, z. B. bei Roquefort, charakterisirt wird. Das Klima ist zwar gesund, doch, namentlich im O. und N., kalt und rauh. Nur im mildern W. liefert der Weinstock einen mittelmäßigen Wein, während nördlich des Lot nur Roggen und Hafer, in den übrigen Thälern auch andere Cerealien, Obst, Kastanien, Kartoffeln und Trüffeln gedeihen. Zwei Drittheile des Bodens sind unbebaut, dennoch reicht die Ernte aus, und das

unbebaute Land bietet vortreffliche Weiden für die zahlreichen Heerden von Rindern, Ziegen und Schafen, welche nebst der Schweinezucht die Hauptnahrungsquelle der Gebirgsbewohner ausmachen. Die Schafe liefern jährlich nicht nur an 2 Mill. Kilogramme Wolle zur Ausfuhr, sondern auch Milch zur Bereitung von Käse, von welchem an 18000 Ctr. jährlich als Käse von Roquefort in den Handel kommen. Große Wälder bedecken die Abhänge der Gebirge und Torflager die Hochflächen. Bedeutend ist der Reichthum des Landes an Mineralien und Mineralquellen. Doch ist die Ausbeutung von Metallen jetzt geringer als in frühern Zeiten. Neben mächtigen Steinkohlenlagern und großen Kalkflötzen findet sich vornehmlich Eisen und Alaunschiefer sowie auch Blei, Kupfer, Zink, Vitriol, Antimon. Ein beträchtlicher Theil der Einwohner ist mit dem Bergwerks- und Hüttenbetrieb beschäftigt. Außerdem finden sich vorzüglich Papiermühlen, Seiden- und Baumwollspinnereien, Gerbereien, Wollzeug- und Teppichwebereien u. s. w. Das Departement zerfällt in die fünf Arrondissements Rodez, Milhau, Villefranche, Ste.-Affrique und Espalion, mit 42 Cantonen und 282 Gemeinden. Sitz der Departementalbehörden sowie eines Bischofs ist Rodez.

Aviānus, nach andern Avienus oder Anianus, lebte vielleicht zu Ende des 4. Jahrh. n. Chr. Es wird ihm eine Sammlung von 42 Aesopischen Fabeln in lat. Sprache und elegischem Versmaße beigelegt, die aber der ältern, unter dem Namen des Phädrus (s. d.) bekannten Sammlung sowol in Hinsicht der Sprache als der Darstellung weit nachsteht. Herausgegeben wurde diese Sammlung von Nevelet in der «Mythologia Aesopica» (Heidelb. 1610), Cannegieter (Amst. 1731), Nodell (Amst. 1787) und Lachmann (Berl. 1845).

Avicenna, eigentlich Ibn-Sina, ein berühmter arab. Philosoph und Arzt, dessen Autorität in der Medicin viele Jahrhunderte lang als unumstößlich gegolten hat, wurde zu Affchema, einem Flecken in der Nähe der zu Bokhara gehörenden Stadt Charmatia, 980 geboren und erhielt zu Bokhara eine gelehrte Erziehung. Mit besonderer Vorliebe studirte er Mathematik, Astronomie, Philosophie und Medicin. Er war Leibarzt bei mehrern Herrschern der samanidischen und dilemitischen Sultane, auch eine Zeit lang Vezier in Hamadan, zog sich aber dann nach Ispahan zurück und starb auf einem Zuge des Emir Ala-ed-Daula gegen Hamadan 1037. A. hinterließ eine Menge Schriften, unter denen besonders sein System der Medicin «Kanun fi'l Tibb» den größten Ruf erlangte. Es zeichnet sich dasselbe weniger durch Originalität aus als durch die zweckmäßige Anordnung und Auswahl aus den Schriften der griech. Aerzte zu einer Zeit, wo die Kenntniß des Griechischen noch wenig verbreitet war. Auch dem A. waren die griech. Aerzte nur durch arab. Uebersetzungen zugänglich. Der arab. Text jenes «Kanun» ist vollständig nur einmal (4 Bde., Rom 1593) im Druck erschienen. Sehr zahlreich sind aber die lat. Uebersetzungen aus älterer Zeit, deren 15 aus dem 15. und 13 aus dem 16. Jahrh. bekannt sind. Die älteste derselben ist die von Gerardus Cremonensis, die mehrfach (mit Verbesserungen von Alpagus, 2 Bde., Vened. 1595) gedruckt wurde. Für die sorgfältigste gilt die von Plempius (Löwen 1658). Außerdem sind noch einige andere seiner medic. Schriften sowie auch mehrere philosophische in lat. Uebersetzungen (unter andern von Alpagus) erschienen. Ein «Poema de Logica» hat Schmölders in den «Documenta philosophica Arabum» (Bonn 1836) herausgegeben. Besonders hat A.'s Schrift über Metaphysik die Aufmerksamkeit der Scholastiker auf sich gezogen.

Avicennia, von Linné zu Ehren des berühmten arab. Arztes Avicenna benannte Pflanzengattung aus der 14. Klasse seines Systems und aus der Familie der Verbenaceen, besteht aus immergrünen Bäumen der Tropengegenden, mit gegenständigen, verwachsenen, ganzen, unterseits weißlichen Blättern, gestielten, achsel- und endständigen Blüten, welche einen tief fünfspaltigen Kelch und eine kleine, glockenförmig-zweilippige Blumenkrone besitzen. Die lederartigen, zusammengedrückten, einsamigen Früchtchen sind vom Kelch und den Deckblättern umgeben. Einige Arten, namentlich A. nitida und A. officinalis, beide mit glänzenden Blättern und rosenrothen Blüten, werden als Ziergewächse in Warmhäusern gezogen.

Aviēnus (Festus Rufus), ein röm. Dichter und Schriftsteller, aus Volsinii in Etrurien, der in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. lebte und, außer einigen kleinern Dichtungen und den Paraphrasen der «Phaenomena» und der «Prognostica» des Aratos, zwei geogr. Gedichte verfaßte, von denen die «Descriptio orbis terrae» in einer Paraphrase des geogr. Gedichts des Dionysius Periegetes in lat. Hexametern besteht, die «Ora maritima», in Jamben, nur unvollständig auf uns gekommen ist. Sämmtliche Dichtungen finden sich in Mattaire's «Opera poetarum latinorum» (Lond. 1713) und, mit Ausnahme der Paraphrasen des Aratos, in Wernsdorf's Sammlung der «Poetae latini minores» (Bd. 5). Von den beiden

geogr. Dichtungen wurde die erstere von Friesemann (Amsterd. 1786) und Bernhardi in den «Geographi graeci minores» (Bd. 1) herausgegeben, beide aber in die «Geographi minores» von Hudson (Bd. 4) aufgenommen.

Avignon (Avenio Cavarum), Hauptstadt des südfranz. Depart. Vaucluse in der Provence, am linken Ufer der Rhône, über welche eine Kettenbrücke führt, an einem Arme der Sorgues, einem Kanal der Durance, und an der Eisenbahn nach Lyon und Marseille, in einer herrlichen Ebene, ist durch ihre anmuthige Lage und Umgebung sowie durch ihre histor. Erinnerungen eine der interessantesten Städte Frankreichs. Sie hat alte gewaltige Mauern mit zackigen Zinnen, mächtigen Thürmen und schönen Thoren und ist von prächtigen Baumgängen umgeben. Eine Platanenallee führt zu den Kais der Rhône. Wiewol die Häuser gut gebaut, ist doch das Innere der Stadt unregelmäßig, winkelig, düster und schmuzig. Von den öffentlichen Gebäuden sind das Stadthaus, das Hotel de Crillon in goth. Stile, der erzbischöfl. Palast, das Hospital, das neue Theater bemerkenswerth. Außer einer Menge von Kirchen hatte A. früher 20 Mönchs- und 15 Nonnenklöster, sodaß es von Rabelais wegen des häufigen Glockengeläutes «la ville sonnante» genannt wurde. Noch 1762 zählte es 900 Geistliche; gegenwärtig hat es 18 verschiedene Ordensgesellschaften. In der Revolutionszeit wurden viele der geistlichen Gebäude theils andern Zwecken zugewendet, theils zerstört, wie z. B. 1791 die Franciscanerkirche mit dem Grabe der vielbesungenen Geliebten Petrarca's, Laura de Sade, die hier 1348 an der Pest starb. Die schöne Synagoge brannte 1845 ab. Die Cölestinerkirche enthält das Grabmal des Papstes Clemens VII. und des heil. Bénézet, des Erbauers der großartigen Steinbrücke, welche das gegenüber in Languedoc liegende Städtchen Villeneuve (früher St.-André) zu einer Vorstadt A.s macht. Die Brücke ward 1188 vollendet, aber 1669 durch die Rhône bis auf 4 ihrer 25 Bogen und eine Kapelle des Heiligen zerstört. Den Glanzpunkt der Stadt bilden die großartigen Bauten auf dem Roc-des-Doms, einem 180 F. über die Rhône aufsteigenden Kalkfelsen, der sich gegen S. und O. allmählich zur Stadt hinabsenkt, während auf der steilen Nordseite eine Treppe von 100 Stufen hinaufführt. Den Felsen krönt die große, aber unregelmäßig gebaute goth. Kathedralkirche Notre-Dame-des-Doms, ein wahres Bollwerk von mächtigen Thürmen, dessen Portal für den Rest eines Herculestempels gilt, mit den Mausoleen der Päpste Benedict XII. und Johann XXII. Etwas tiefer, am Südabhange, steht das alte, kolossale päpstl. Residenzschloß, eine Festung von Steinblöcken, starken crenelirten Mauern, Thürmen, Schießscharten, weiten goth. Hallen, ohne Zusammenhang und Symmetrie, später Sitz des päpstl. Vicelegaten, jetzt zum Theil Kaserne, worin noch zwei Säle schöne Fresken aus dem 14. Jahrh. bewahren. Neuerdings hat man die Restauration des Palastes begonnen. Die von üppiger Vegetation überwucherte Plattform des Felsen gewährt einen großartigen Rundblick, der die Ebenen der Provence mit den dunkeln, scharfgezackten Gebirgsausläufern, den röthlichen Gipfeln des Mont-Ventoux u. s. w., den Betten der Flüsse Durance, Sorgues und Gardon bis an die Cevennenkette umfaßt und an der Rhône abwärts bis an die öde Camargue reicht. Die Stadt hatte im 14. Jahrh. 100000, nach den Stürmen der Revolution 17000, 1861 wieder 36081 E. Sie ist der Sitz der Departementsbehörden, eines Erzbischofs (bis 1475 eines Bischofs), dessen Diöcese das Depart. Vaucluse umfaßt, und unter dem die Bischöfe von Nîmes, Viviers, Valence und Montpellier stehen. Außerdem hat sie ein kaiserl. Lyceum, ein großes und ein kleines theol. Seminar, eine Gewerbe-, eine Zeichen- und eine Musikschule, die Académie de Vaucluse, einen botan. Garten, ein Museum (von seinem Stifter Calvet benannt) nebst Bildersammlung, Antiquitäten-, Münz- und Naturaliencabinet, eine Gemäldegallerie, eine öffentliche Bibliothek von 73000 Bänden und Manuscripten, eine Acker- und Gartenbaugesellschaft und einen Verein für Kunstfreunde. Die 1303 gestiftete Universität wurde 1794 aufgehoben. Seit 1857 besitzt die Stadt ein prot. Bethaus.

Die Bevölkerung unterhält ansehnliche Seiden- und Baumwollspinnereien, Sammt-, Florence-, Taffet-, Indiennes- und mancherlei andere Fabriken, bedeutende Färbereien und Gerbereien, Krappmühlen, Kanonen- und Eisengießereien, Hammer- und Hüttenwerke, Buchdruckereien u. s. w., liefert Papier, Ackergeräthe, Blech-, Kupfer- und andere Metallwaaren, geschätzte Herren- und Damenhüte, Posamentierwaaren u. s. w., und treibt starken Garten-, Agrumi-, Obst-, Wein- und Seidenbau sowie Bienenzucht und sehr lebhaften Handel mit Seide, Wein, Branntwein, Olivenöl, Getreide und Mehl. Für Getreide ist A. das Entrepot für die Provence, Nieder-Dauphiné und Languedoc; auch werden daselbst die Ladungen der zur Ausfuhr kommenden Weine des Departements gemacht. Von großer Wichtigkeit für die Färbereien der Stadt ist die Cultur der Gelbbeeren oder Avignonkörner (Graines d'Avignon) und insbesondere des

Krapp (Garance), den man theils in den Handel bringt, theils zur Färbung der rothen Hosenstoffe der franz. Armee verwendet. Dies wichtige Product, das dem Departement jährlich über 15 Mill. Frs. einbringt, verdankt A. einem landesflüchtigen Perser, Jean Althen, dessen Vater Gesandter des Schah Thamas Kuli-Khan war, und der 1765 in Armuth starb. Die Anmuth und Schönheit der Frauen von A. wird allgemein gerühmt. A. war die Hauptstadt der gallischen Cavares und bietet nebst der Umgegend noch viele Ueberreste aus der Römerzeit dar. Im Mittelalter war es mit seinem Gebiete eine Grafschaft, welche die Päpste, die bereits die Grafschaft Venaissin 1273 von König Philipp III. zum Geschenk erhalten hatten, von Johanna, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, 1348 ankauften. Beide Länder regierte der Papst durch einen Vicelegaten und besaß sie bis 1790, wo nach mehrern stürmischen und blutigen Auftritten (zuletzt 16. Oct. 1791) die Stadt mit ihrem Gebiete sich an Frankreich anschloß. Im Frieden zu Tolentino (19. Febr. 1797) leistete dann der Papst auf A. und Venaissin förmlich Verzicht. Merkwürdig ist A. in der Kirchengeschichte, indem auf Anordnung König Philipp's IV. von Frankreich Papst Clemens V. und dessen sechs Nachfolger bis auf Gregor XI., von 1309—77 ihren Sitz daselbst nehmen mußten. Später residirten in A. noch mehrere nichtanerkannte Päpste. Ferner wurden zu A. zwei Kirchenversammlungen, 1326 und 1337, gehalten.

Avila, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Innern Spaniens, welche die südlichste Ecke Altcastiliens umfaßt und auf 140,12 Q.-M. 164039 E. zählt. Die Stadt, eine Ciudad von 6419 E., ist Sitz eines Bischofs, liegt zwischen den Ketten des Scheidegebirgs, am Fuße der Sierra d'A. und an der Adaja 3270 F. über dem Meere, und wird durch eine Zweigbahn mit der Nordbahn verbunden. A. ist von alten wohlerhaltenen Mauern umgeben, hat gutgepflasterte, aber krumme Straßen und, wegen der schwarzen Farbe des Gesteins, aus dem die stattlichen Häuser erbaut, ein düsteres Ansehen. Der Ort besitzt ein Instituto, ein Seminar, ein Spital und eine sehenswerthe Kathedrale mit einer unterirdischen Kapelle und viele andere Kirchen. Es besteht hier eine königl. Wollspinnerei; im übrigen ist die Industrie ohne Bedeutung. Merkwürdigkeiten sind ein Quemadero oder Verbrennungsort der Inquisition und große, von Menschenhand in Form von Thiergestalten bearbeitete Granitblöcke. Dergleichen seltsame Denkmäler uralter Bildhauerkunst finden sich auch im SW. der Provinz, in der Nähe der Sierra de Gredos. Die berühmtesten sind die Stiere bei Guisando, einem Städtchen von 852 E. mit malerisch gelegenem Kloster. A. kommt seit dem 4. Jahrh. unter dem Namen Abula (Abyla) oder Abela als Bisthum des Erzstifts Emerita (Merida) vor. Priscillianus war daselbst Bischof. 1465 wurde hier die Versammlung des castilischen Adels zur Entthronung Heinrich's IV. und zur Wahl seines Bruders Alfonso, und 29. Juli 1520 die Junta des Heiligen Bundes unter Leitung von Juan Padilla gehalten. Die 1482 gestiftete und 1638 erweiterte Universität im Collegio des heil. Thomas ist 1807 eingegangen. A. war einst eine der reichsten Städte.

Avila (Gil Gonzales de), aus Altcastilien, geb. um 1577 in Altcastilien, Jesuit und Kanonikus zu Salamanca, auch königl. Chronograph in Castilien und Indien, gest. 25. April 1658, hat sich als Verfasser mehrerer histor. Werke einen Namen erworben, unter denen die «Historia de la vida y hechos del rey Don Henrique III. de Castilla» (Madr. 1638) sowie die «Historia de la vida y hechos del monarca D. Felipe III. (in Mendoza's «Monarqhia de España» Bd. 3, Madr. 1770), die «Historia de Salamanca» (Salam. 1606) und das «Teatro eclesiastico de la primitiva iglesia de las Indias Occidentales» (2 Bde., Madr. 1649—56) viele schätzbare Nachrichten enthalten.

Avila (Juan de), span. Kanzelredner, geb. 1500 zu Almodovar-del-Campo, predigte über 40 J. in Andalusien, weshalb er den Beinamen des Apostels von Andalusien erhielt, und starb 10. Mai 1569. Obgleich er sich 1534 in den Gefängnissen der Inquisition befand und 1559 eins seiner Bücher auf den Index kam, ist er doch wegen seiner Frömmigkeit und seines heiligen Lebenswandels selig gesprochen worden. Unter seinen Schriften sind vorzüglich das «Epistolario espiritual» (Madr. 1578 u. öfter) sowie die Abhandlungen über Selbsterkenntniß, über das Gebet und andere religiöse Gegenstände nicht nur voll Beredsamkeit, sondern auch in reiner Prosa geschrieben. Seine «Obras» wurden von Diaz (2 Bde., Madr. 1595 u. öfter) gesammelt und von Schermer ins Deutsche (3 Bde., Regensb. 1856—59) übertragen.

Avila y Zuñiga (Don Luiz de), ein span. Diplomat, General und Geschichtschreiber, geb. zu Placencia um 1490, genoß die Gunst und das Vertrauen Karl's V., der ihn mit Gesandtschaften an die Päpste Paul IV. und Pius IV. betraute und zum Großmeister des Alcan-

taraordens ernannte. Er begleitete den Kaiser auf seinen Kriegszügen nach Afrika und gegen die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes, und befehligte 1552 die Cavalerie bei der Belagerung von Metz. Sein Ruf als Historiker gründet sich auf seine Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs, den er zwar nicht unparteiisch, aber geistreich und bündig in einfacher, kräftiger, lebendiger Sprache beschrieb. Das Werk wurde unter dem Titel «Commentarios de la guerra de Alemaña, hecha por Carlos V. en 1546 y 1547» zuerst 1547 in Spanien, dann sehr oft (Amsterd. 1550 u. s. w.) in span. Sprache gedruckt, vom Verfasser selbst auch italienisch bearbeitet (Vened. 1548 u. öfter) und mehrfach in das Lateinische, Französische und andere Sprachen übersetzt, ins Deutsche vom Herzog Philipp Magnus von Braunschweig (Wolfenb. 1552) und neuerdings von einem Ungenannten (Berl. 1853).

Avilés, eine Küstenstadt in der span. Provinz Asturien, 4 M. im N. von der Hauptstadt Oviedo, nächst Gijon der bedeutendste Hafenplatz der Provinz, liegt malerisch in einem Hügelgelände im Hintergrunde und am westl. Ufer der Ria (Bucht) von A., über welche eine lange, prächtige Steinbrücke führt. Die Stadt zählt 3279 E., hat zwei Pfarrkirchen, drei Klöster, ein Spital, ein Castell, eine mathem.-nautische Schule, mehrere schöne Gebäude und Gärten. Die Industrie besteht in Weberei, Töpferei und Kupferschmiederei. Im Stadtgebiet, bei Villalegre, liegt eine große Kupferhütte. Im 9. Jahrh. wird hier das Kloster Abelia genannt, in welchem König Alfons II. gefangen saß.

Avis (franz.), Ansicht, Nachricht, Anzeige, bezeichnet im Handel die Berichte über Waaren- und Geldsendungen an deren Empfänger sowie über Wechselausstellungen an den Bezogenen. Ueber die meisten und alle irgend beträchtlichen Wechsel gibt man im allseitigen Interesse der Betheiligten dem Bezogenen sogleich nach der Ausstellung einen brieflichen Bericht oder A. auf dem Postwege, damit jener sofort im Stande ist, bei der vielleicht schnell erfolgenden Vorlegung des Wechsels zur Einholung der Acceptation sich entscheidend erklären zu können, zugleich auch rechtzeitig die für die Zahlung nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen. Es ist allgemein Brauch, im Wechsel selbst des Berichts oder A. zu gedenken, was mit den Worten «laut Bericht» geschieht und von manchen Wechselgesetzen (doch von der Allgemeinen deutschen Wechselordnung nicht) ausdrücklich gefordert wird. Bei kleinern Summen behält man sich bisweilen zur Zeit der Ausstellung eine Entscheidung über den A. oder dessen Unterlassung noch vor und ertheilt ihn dann etwa im nächsten, ohnedies erforderlichen Briefe an den Bezogenen, also gelegentlich. In diesem Falle sagt man im Wechsel: «laut oder ohne Bericht». Nur bei ganz kleinen Beträgen unterläßt man häufig den A. und schreibt dann im Wechsel: «ohne Bericht». Es geschieht dies sehr oft bei Anweisungen. Wenn der Wechsel «laut Bericht» gezogen ist, so muß der A. unbedingt und möglichst schleunig erfolgen, da sonst der Aussteller Gefahr läuft, daß seine Tratte vom Bezogenen zurückgewiesen werde. Das Schreiben, welches den A. enthält, heißt Avisbrief, die Handlung des Berichterstatters das Avisiren.

Aviso, Avisoschiff, ist ein leichtes Kriegsfahrzeug, welches besondere Schnelligkeit besitzt und dazu verwandt wird, Nachrichten oder Befehle von einem Hafen oder einem Schiffe zum andern zu bringen. Gegenwärtig sind die A. kleinere Raddampfer, mit einem oder zwei Geschützen armirt, deren Hauptwaffe jedoch in ihrer Schnelligkeit besteht.

A vista (ital.), nach Sicht, bei Sicht (franz. à vue), bezeichnet im Wechsel oder im Avis über denselben, daß der Bezogene die Zahlung gleich bei Vorzeigung des Documents leisten soll. — Ueber A vista als musikalischer Ausdruck, s. A prima vista.

Avlōna oder Awlona, ital. Valona oder Vallona, albanes. Wljones, eine Seestadt in der türk. Provinz Albanien, der Haupthafen des Paschaliks Berat, an dem zum Adriatischen Meere gehörigen Golf von A., welchen im S. und SW. die mit dem grotesken Cap Glossa oder Linguetta (türk. Karaburnu) weithin vorspringende Halbinsel des Tschikagebirgs, der akrokeraunischen Halbinsel der Alten, begrenzt. Die Stadt ist Sitz eines türk. Sanschaks und eines griech. Metropoliten, hat eine sichere Rhede und einen geräumigen, aber nicht ganz sichern Hafen, der von den im Eingange zum Adriatischen Meere von Winterstürmen überraschten Schiffen als Zufluchtsstätte, häufig aber auch wegen seiner abgelegenen, versteckten Lage zu Baraterien benutzt wird. A. liegt in einem schmalen Thale voller Oelbäume, hat sieben Moscheen, eine Straße im ital. Charakter und bietet das Bild trauriger Verkommenheit. Infolge der sumpfigen Umgegend grassiren hier im Sommer arge Fieber. Die 6000 E. fabriziren Waffen und treiben Fischerei und Salzschlemmerei, Pech- und Theerschwelerei. Der Handelsverkehr umfaßt Oel, Wolle, Lammfelle, Salz, Pech und Theer, Getreide, Bohnen und Schildkröten, deren oft 40000 Stück zum Verkauf kommen. Gegenüber liegt die

Insel Sasena (Sason der Alten), im N. dehnt sich gegen die Mündung der Wojutza (Aôos) stundenweit ein Strandsee aus, und 2 M. im S. liegt die fast unabhängige Albanesenstadt Dukades. A. ist das antike Aulôn in Griechisch-Illyrien. Dasselbe spielte im Mittelalter eine Rolle in den normannisch-byzant. Kriegen, war stark befestigt, wurde 1464 von den Osmanen und 1690 von den Venetianern erobert, 1691 aber an jene wieder zurückgegeben, nachdem die Citadelle gesprengt worden.

Avocatorien (décrets de rappel), auch Dehortatorien, sind öffentliche Proclamationen, durch welche eine Staatsregierung ihre Angehörigen oder gewisse Klassen derselben aus einem fremden Staate oder Lande zurückruft. Die Gründe dafür sind ein feindliches Verhältniß oder beginnender Krieg mit diesem Staate, oder auch, weil man fürchtet, diese Angehörigen könnten in dem fremden Staate gewissen polit. Verführungen unterliegen. Aus letzterm Grunde rief Rußland seine Unterthanen nach der Julirevolution aus Frankreich, Preußen seine sämmtlichen Studirenden von den ausländischen Universitäten zurück, geboten die deutschen Regierungen den ihnen angehörigen Handwerksgesellen das Verlassen der Schweiz. Gewöhnlich sind diese Art von Rückberufungen mit schweren Strafandrohungen verbunden gewesen.

Avoirdupois (aus den franz. Worten avoir du poids zusammengezogen) ist der Beiname des engl. Handelsgewichts. Das Pfund (Pound) desselben wird in 16 Unzen (Ounces) zu 16 Drachmen (Drams) eingetheilt und zerfällt in 7680 Avoirdupois-Grän. Es hat eine Schwere von 7000 engl. Troygrän oder 453,59 franz. Grammen = 0,9072 deutsche Zollpfund. Der Stein (Stone) hat 14 solche Pfund, der Quarter 28, der Centner (Hundredweight) 112, das Ton 2240 Pfd. Das Avoirdupois ist auch das Handelsgewicht der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo aber in vielen Plätzen (z. B. Neuyork) der Centner nur 100 Pfd., das Ton 2000 Pfd. hat. Neben diesem Handelsgewichte bedient man sich für die Wägung der Edelmetalle und Edelsteine des Troygewichts (s. d.).

Avon oder Afon (celtisch = Fluß) ist der Name von acht Flüssen in Großbritannien, von denen aber nur folgende drei von Wichtigkeit sind. Der Upper-A., auch wol Stratford-A. genannt, der einzige schiffbare Fluß in der Grafschaft Warwick, fließt gegen SW. über Warwick und Stratford, wo er schiffbar wird, dann über Evesham in die Grafschaft Worcester, und mündet nach einem Laufe von 20 M. bei Tewksbury in der Grafschaft Gloucester in die Severn. Nach ihm wird Shakspeare, der in Stratford geboren und daselbst seine letzten Jahre verlebte, oft «der Schwan von A.» genannt. — Der Lower-A. fließt durch die Grafschaft Wilts gegen S. über Chippenham, Melksham und Bradford, dann gegen NW. über Bath in die Grafschaft Sommerset und über Bristol in die Grafschaft Gloucester, und mündet 1¾ M. unterhalb Bristol nach einem Laufe von 15 M. in das Aestuarium der Severn oder den Bristolkanal. — Der A. von Hampshire oder Salisbury-A. entsteht mitten in der Grafschaft Wilts und fließt gegen S., erst in dieser Grafschaft über Amesbury, Salisbury und Dowton, dann durch die Grafschaft Hants über Ringwood, und mündet nach einem Laufe von fast 11 M. in die versandete Bucht von Christchurch, nachdem er kurz vorher rechts den beinahe gleichstarken Stour aufgenommen hat. Von Salisbury aus ist der Fluß an 5 M. weit schiffbar; von dort führt ein Kanal nach Southampton. Der Stour ist bis Sturminster, 7⅙ M. aufwärts, schiffbar.

Avranches, die Hauptstadt eines Arrondissements im nordfranz. Depart. Manche, in der Landschaft Avranchin der Nieder-Normandie, liegt malerisch auf einem Bergkamm über der See, welche westlich in die nahe Meeresbucht von Mont St.-Michel mündet. Der Ort ist schlecht gebaut, zählt 8592 E., die wenig Industrie, dagegen Handel mit Cider, Getreide und Vieh treiben, und hat ein Communalcollége, sechs Klöster, ein Museum, einen botan. Garten und eine öffentliche Bibliothek von 15000 Bänden mit wichtigen Handschriften. A. ist das alte Ingena der Abrincatuer und war seit dem 6. Jahrh. bis zur Revolutionszeit ein Bischofssitz, seit Karl d. Gr. eine wichtige Festung an der Grenze der Normandie gegen Bretagne. 933 kam die Stadt an Herzog Wilhelm Langschwert von der Normandie und ward bald darauf Sitz eigener Grafen, von denen Hugo der Wolf als Lehnsmann und Mitkämpfer Wilhelm's des Eroberers nach Eroberung Englands (1066) die engl. Grafschaft Chester erhielt. Unter diesem wurde A. ein Mittelpunkt der Wissenschaft. Es erhielt durch den berühmten Scholastiker Lanfranc eine wichtige Schule und hatte unter seinen Bischöfen mehrere Beförderer gelehrter Studien aufzuweisen. Später wurde A. mit der Grafschaft Mortain vereinigt und gehörte dem Hause Navarra. Der Sohn Karl's des Bösen von Navarra trat 1404 die Stadt und

seine übrigen Besitzungen in der Normandie für das Herzogthum Nemours an Karl VI. ab. In den engl.-franz. Kriegen mehrfach belagert und erobert, nahm es endlich Ludwig XI. In den Hugenottenkriegen wurde es wiederholt von beiden Parteien erobert, und erst 1594 unterwarf es sich Heinrich IV. nach längerm Widerstande. 1639 brach hier der Aufstand der normannischen Bauern (der Barfüßer) aus, der mit Eroberung der Stadt durch die «Blüte des Adels» blutig bestraft wurde.

Awatscha, die beste Bai an der Ostküste Kamtschatkas, in welche das Flüßchen A. fällt, und an welcher die früher wichtige, 1855 aber aufgegebene Festung A. oder Peter-Pauls-Hafen (s. Petropawlowsk), die Hauptstadt von Kamtschatka, liegt. Im N. derselben erhebt sich der 8360 F. hohe Vulkan A. oder Awatschinskaja Sopka, auch Gorelaja Sopka genannt. Derselbe raucht unausgesetzt und ist einer der thätigsten und der bekannteste Vulkan des Landes. Bei dem furchtbaren Ausbruch von 1737 bedeckte er die Umgegend mit Asche bis zu 1 F. Höhe; ein anderer Ausbruch wird 1779 erwähnt. Bestiegen wurde der Vulkan zuerst 1787 auf der Expedition von La Perouse durch Mongez und Bernizet, dann 1824 bei der Kotzebue'schen Weltumsegelung durch den Geologen Ernst Hofmann, 1828 bei der Expedition des Admirals Lütke durch Postels und Lenz, und 1829 durch Erman. Letzterer machte die wichtige geognostische Beobachtung, daß der Trachyt bei seiner Erhebung Schiefer und Grauwacke (Silurisches Gebirge) durchbrochen hat. In neuerer Zeit hatte der A. einen schwachen Ausbruch 1828, einen furchtbaren 1837, den letzten starken 1855. Der große Erhebungskrater, aus dem sich der dampfende Eruptions- oder Aschenkegel erhebt, ist dem Vesuv mit der Somma sehr ähnlich. Die engl. Seefahrer nennen gewöhnlich A. den nahe im N. gelegenen Vulkan Koriatskaja- oder Strjeloschnaja Sopka, der 11090 oder doch 10518 F. hoch und reich an Obsidian ist, dessen sich die Kamtschadalen noch im vorigen Jahrhundert, wie die Mexikaner und im hohen Alterthum die Hellenen, zu Pfeilspitzen bedienten.

Awehl, Aweel, Awöl, Brassica Napus L., eine dem Raps und Rübsen zunächst verwandte Oelpflanze, welche gleichsam mitteninne zwischen den beiden genannten Oelgewächsen steht, indem sie mit dem Raps die gleich anfangs blauduftigen Blätter, mit dem Rübsen die beim Beginn der Blüte in eine Ebene gestellten Blumen gemein hat. Die untersten Blätter sind mit einzelnen steifen Haaren besetzt; die Samen halten hinsichtlich der Größe die Mitte zwischen den Raps- und Rübsensamen. Der A. wird ebenso hoch wie der Rübsen und blüht gleich diesem goldgelb. Er kommt in Pommern wild vor und bedeckt daselbst im Aug. und Sept. die bessern Saatfelder als Unkraut, sodaß er dort ganz die Rolle des Hederichs anderer Gegenden spielt. Sein Anbau als Winter- wie als Sommerfrucht hat sich seit etwa 1845—50 von Sachsen aus über Norddeutschland sehr verbreitet, da er sich durch größere Unempfindlichkeit gegen das Klima vor dem Raps und durch höhern Ertrag vor dem Rübsen auszeichnet. Sein Oel ist von derselben Güte wie das des Rapses und des Rübsens.

Ax, Acqs, ein Städtchen und Badeort im franz. Depart. Ariége, mit 2000 E., 6 M. im SO. von Foix, liegt am Fuße der Pyrenäen in 2185 F. Meereshöhe, am rechten Ufer der Ariége und an der Vereinigung von drei pittoresken Thälern, welche die Wildbäche Ascou, Orgeix und Mérens durchfließen, und besteht nur aus einer einzigen, aber gutgebauten Straße und zahlreichen modernen und eleganten Häusergruppen der Umgegend, die mit ihren bebauten Bergen, nackten Felsen, Cascaden, Gehölzen, Wiesen und Ackerfeldern ein überaus reizendes Bild darbietet. Der Ort hat die zahlreichsten und heißesten Quellen in den Pyrenäen, nämlich 53 Schwefelthermen von 17—32° R., die sehr wirksam sind und nicht nur alljährlich zahlreiche Badegäste herbeiziehen, sondern auch zu industriellen Zwecken benutzt werden. Dieselben sind in die drei Etablissements Tech, Breil und Couloubert vertheilt. Die Kanonenquelle ist die heißeste. Schon König Philipp II. August ließ hier 1200 eine noch bestehende Heilanstalt für Aussätzige errichten; aber erst seit 1780 ist A. als Badeort in Aufnahme gekommen.

Axel oder Absalon, Erzbischof in Lund und Bischof in Roeskilde, zugleich Minister und Feldherr des dän. Königs Waldemar I., geb. 1128, gest. zu Soröe 28. März 1201, stammte aus einem sehr angesehenen Geschlecht und studirte in seiner Jugend zu Paris. Schon als Prinz hatte Waldemar ihm sein Vertrauen und seine Freundschaft geschenkt; diese Freundschaft dauerte bis zum Tode des Königs und ging auf dessen Sohn, König Knud VI., über, dem A. mit derselben Treue und gleichem Eifer diente. A. zeichnete sich durch Weisheit und Rechtlichkeit im Frieden sowie durch Muth und Klugheit im Kriege aus. Die wendischen Seeräuber wurden nicht nur von den Küsten Dänemarks entfernt, sondern in ihrer Heimat bekriegt und überwunden. Den pommerschen Fürsten Bogislav schlug er und machte ihn Dänemark lehns-

pflichtig. An den weisen Gesetzen Waldemar's und seines Sohnes hatte er vielen Antheil. Er liebte und förderte gelehrte Studien und Arbeiten, und seiner Aufmunterung verdankt man die erste im Zusammenhang geschriebene Geschichte Dänemarks von Saxo Grammaticus sowie die des Svend Aagesen. Durch den Bau eines befestigten Schlosses (Axelhuus) zur Vertheidigung gegen die Seeräuber legte er den Grund zur künftigen Größe Kopenhagens, das damals ein geringes Fischerdorf war. Von diesem Ursprung (Axelhuus) und dem Geburtsnamen A.'s schreibt sich der Name Axelstadt, den man bisweilen Kopenhagen gegeben hat. In der Kirche zu Soröe, dessen Mönchskloster er stiftete, liegt A. begraben. Die Reliquien, welche 1827, als sein Grab eröffnet ward, in demselben gefunden wurden, vornehmlich Bischofsstab und Ring, werden in der neuesten und ausführlichsten Geschichte A.'s von Estrup (deutsch von Mohnike in Illgen's «Zeitschrift für histor. Theologie», Bd. 2, Lpz. 1832) beschrieben.

Axinit, Thumerstein, nennt man ein in schiefen rhomboidischen Säulen krystallisirendes Mineral, welches aber auch derb in schaligen und breitstrahligen Aggregaten vorkommt. Er ist ziemlich so hart wie Quarz, hat ein specifisches Gewicht = 3,0 bis 3,2 und eine nelkenbraune bis rauchgraue und pflaumenblaue Farbe. Seiner chem. Zusammensetzung nach besteht er aus kieselsaurer Thon-, Kalk- und Talkerde mit Eisen-, Manganoxyd und Borsäure. Man findet ihn namentlich in den Alpen, wo die schönsten zu Oisans im Dauphiné brechen, ferner zu Thum in Sachsen, im Harze u. s. w. Da er in reinen, durchsichtigen Stücken zuweilen recht schöne Färbung wahrnehmen läßt und auch eine gute Politur annimmt, so wird er zu Ring- und Nadelsteinen und andern kleinen Bijouteriegegenständen verarbeitet.

Axiom heißt im engern und wissenschaftlichen Sinne ein allgemeiner Satz, den der Verstand als richtig erkennen muß, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht, der also unmittelbar gewiß und aus keinem andern abzuleiten ist. Dahin gehören z. B. alle Sätze, deren Prädicat ein wesentliches Merkmal des Subjectbegriffs enthält. So ist der Satz: Ein Dreieck hat drei Seiten, ein A., weil das Subject Dreieck nicht anders als dreiseitig gedacht werden kann. Jede Vernunftwissenschaft verlangt solche Grundsätze, aus welchen alles, was zu ihr gehört, abgeleitet wird; wie z. B. die ganze Geometrie auf verhältnißmäßig sehr wenig A. beruht. Ob es ein einziges, für die gesammte menschliche Erkenntniß absolut erstes A. gebe, aus welchem alles übrige Wissen abgeleitet werden könne, ist eine Frage, über die zwar viel gestritten worden ist, deren Verneinung aber in der Thatsache liegt, daß es verschiedene Anfangspunkte des menschlichen Wissens gibt. In formeller Beziehung müssen die logischen Grundsätze, der Satz des Widerspruchs, der Identität, des ausgeschlossenen Dritten für solche A. erklärt werden, welche nicht blos für das menschliche, sondern für jedes Denken, welches fähig ist, sich nach dem Inhalte des Gedachten zu richten, gültig sind. Die kritische Philosophie nimmt das Wort A. in einer beschränkenden Bedeutung und versteht darunter synthetische Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anschaulicher Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen habe, und nennt die A. der Philosophie nur discursive Grundsätze, deren Gültigkeit für uns durch die Form unserer Anschauung bedingt sei, wie z. B. den Satz: Jede sinnliche Empfindung hat einen gewissen Grad. Die Mathematiker nennen ihre theoretisch unmittelbar gewissen Sätze A., z. B. den Satz: Jede Größe ist sich selbst gleich; die Forderungen aber, deren Ausführbarkeit unmittelbar erhellt, z. B. zwischen zwei Punkten eine gerade Linie zu ziehen, heißen Postulate.

Axt, das bekannte langstielige Schneidwerkzeug, welches beim Fällen der Bäume, zum Holzspalten und von den Zimmerleuten zum Behauen des Holzes gebraucht wird. Für die erstern beiden Zwecke eignet sich ganz besonders die amerik. A., deren breite Flächen convex gebildet sind, sodaß das Werkzeug sich nicht sehr fest in dem Holze einklemmen kann. Die Zimmermannsäxte sind dreierlei: die Zimmeraxt oder Bundaxt zum Behauen großer, freiliegender Holzflächen; die Quer- oder Zwerchaxt, welche zu beiden Seiten über den Stiel hinausragt, also mit diesem die Form eines T darstellt und an jedem Ende eine Schneide hat, zum Aushauen schmaler Vertiefungen; die Stoß- oder Stichaxt, ohne Stiel, zum Nachputzen der im Holze gebildeten Zapfenlöcher und Zapfen.

Axum, einst die Hauptstadt des Aethiopischen Reichs, liegt in der abyssin. Landschaft Tigre, etwa 8 M. westlich von deren gegenwärtiger Hauptstadt Adowa, auf einer Hochebene inmitten einer von vulkanischen Hügeln umkränzten Fläche, ist aber, seitdem sie aufgehört hat königl. Residenz zu sein, und noch mehr seit ihrer Verwüstung (1535) durch Granje, den König von Adal, völlig in Verfall gerathen. Die neue Stadt, die übrigens von fern her einen schönen

Anblick gewährt, zählt nur 2—3000 E., hat aber eine ziemliche Ausdehnung, da die Häuser, Gehöfte und Gärten nicht selten durch Felder und Trümmerstätten unterbrochen sind. Die Bewohner treiben Ackerbau und Viehzucht und leben in verhältnißmäßig guten Umständen. Für alle christl. Abyssinier ist A. noch immer eine heilige Asylstadt, wo alle Fehden ruhen müssen. Innerhalb des ummauerten Raums, welcher das Asyl bildet, befindet sich die Hauptkirche der Stadt, welche nach der Zerstörung durch Granje unter portug. Einfluß neu aufgebaut worden ist. Die Reste von Alt-A. finden sich in noch stehenden oder umgeworfenen größern oder kleinern Obelisken, steinernen Stufen, Trümmern von Opferaltären, Katakomben, steinernen Gefäßen, Steintafeln mit Inschriften u. s. w. Unter den letztern befindet sich auch eine griechische, die unter König Aizanes (Abneha) im 4. Jahrh. abgefaßt wurde und für die Kunde der damaligen Grenzen des Reichs nicht unwichtig ist. Auch Münzen abyssin. Könige hat man dort gefunden, und Nachgrabungen dürften noch weitere Denkmale zu Tage fördern. Nach A. wird das ältere Aethiopische Reich auch häufig Axumitisches Reich benannt. Vgl. Heuglin in Petermann's «Mittheilungen» (Jahrg. 1862).

Ayacucho, Hauptstadt des gleichnamigen Departimiento (1570 Q.-M. mit 130000 E.) des Staats Peru in Südamerika, früher Huamanga oder Guamanga genannt, zählt 16000 E. Die Stadt liegt 9625 F. über dem Meere im SO. von Lima und Huancavelica, wurde 1539 von Pizarro gegründet und hat mehr als 20 Kirchen. Der Name des Departements und der Stadt ist entnommen von der kleinen Kesselebene A., welche im Umfange von 1 M. im nördl. Theile der Provinz liegt. Dieselbe wird im O. von dem wenig gangbaren und schroffen Gebirgsjoche Condorcangui begrenzt, berührt im W. die Straße von Lima nach Guamanga und ist durch die blutige Schlacht berühmt geworden, in welcher 9. Dec. 1824 Bolivar durch seinen General Le Sucre einen entscheidenden Sieg über den span. Vicekönig La Serna und mit diesem die Unabhängigkeit Perus erfocht. Bei den Spaniern heißt die Gegend La puerta de los muertos, d. i. Todtenschlucht. — Seit jener Zeit führten die damals in Amerika thätigen span. Generale (Rodil, Maroto, Espartero u. s. w.) den Namen Ayacuchos, welcher auch auf die von diesen geleitete polit. Faction überging. Während der Regentschaft Espartero's hießen die Mitglieder der von England aus unterstützten Militärpartei des letztern Ayacuchos oder Anglo-Ayacuchos.

Ayala (Pedro Lopez de), zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne el Viejo genannt, aus einem der ersten Häuser des castilischen Adels 1332 zu Murcia geboren, stand in hohem Ansehen bei mehrern Königen von Castilien und bekleidete die ersten Reichswürden, zuletzt die eines Großkanzlers und Oberkammerherrn von Castilien. Er wurde 1367 in der Schlacht von Najera von den mit Peter dem Grausamen verbündeten Engländern gefangen genommen, dann 1385 in der Schlacht von Aljubarota von den Portugiesen. A. starb zu Calahorra 1407. Nicht blos als Staatsmann, auch als Schriftsteller, besonders als Geschichtschreiber und Dichter hat er sich berühmt gemacht. Am bekanntesten ist sein Geschichtswerk «Crónicas de los reyes de Castilla D. Pedro, D. Enrique II., D. Juan I., D. Enrique III.» (2 Bde., Madr. 1780; die ältern Ausgaben sind unvollständig), worin er zuerst versucht hat, eine mehr pragmatische Darstellung der Begebenheiten nach den Regeln der histor. Kunst zu geben. Obschon seine Beschäftigung mit lat. und ital. Schriftstellern, deren er mehrere übersetzte, und vorzüglich mit Livius, den er zuerst ins Castilische übertrug (Salamanca 1497 und 1552), Einfluß auf Stil und Darstellung hatten, bleibt das Werk doch immer ein beachtenswerthes. Erst in neuerer Zeit sind die poetischen Werke A.'s wieder aufgefunden worden, darunter das bedeutendste sein «Rimado de palacio», welches in der alten einheimischen Form der vierzeiligen, einreimigen Alexandrinerstrophen abgefaßt und satirisch-didaktischen Inhalts ist. Es enthält nicht nur Rathschläge über die Einrichtung eines wohlgeordneten Hofstaats und Lehren der Regierungskunst für die Könige und Großen des Reichs, sondern auch satirische Schilderungen des damaligen Zustands in Staat und Kirche sowie der Laster und Thorheiten der verschiedenen Stände, die auch für den Geschichtsforscher von Werth sind. Auch hat man von ihm lyrische Poesien (Cantares und Decires), die bald moralisch-ascetische Betrachtungen, bald den Ausdruck subjectiver Gefühle und Zustände, bald mystisch-fromme Bitt- und Lobgesänge, besonders auf die Jungfrau Maria, enthalten und theils noch in den ältern nationalen, theils schon in den der provenzal. Hofpoesie nachgebildeten Formen abgefaßt sind. A. erscheint demnach auch in seinen poetischen Werken als ein Repräsentant jener Uebergangsepoche der span. Nationalliteratur aus einer mehr volksmäßigen, originalen in eine kunstmäßige, nachahmende.

Ayamonte, Hafenstadt und Waffenplatz in der span. Provinz Huelva (Andalusien), am linken Ufer des Guadiana unweit von dessen Mündung, malerisch am Fuße und an den Abhängen eines mit einem großen, modernen Castelle gekrönten Hügels gelegen, außer welchem es auch noch andere Festungswerke besitzt. Die Stadt ist Sitz eines Marinecommandanten, zählt 5969 E. und hat sehr unebene, aber reinliche Gassen, gutgebaute Häuser, zwei Pfarrkirchen, ein Nonnen- und zwei ehemalige Mönchsklöster, ein Findel- und ein Barmherzigkeitshaus und ein Werft. Sie treibt regen Küstenhandel, Fischerei und Schiffbau, zu welchem die Pinienwälder der Küste das Material liefern. Als Hafen dient einer der Seearme, welche die an der Guadianamündung liegenden Sumpfinseln trennen. Auf einer dieser Inseln, auf denen viel Seesalz gewonnen wird, liegt die von catalonischen Fischern gegründete Colonie La Higuerita oder Isla Cristian, ein rasch emporblühender Ort mit 3126 E. und großartigem Sardinenfang. Eingesalzene und geräucherte Sardinen bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel von A.

Ayr, eine Grafschaft in Südschottland, an der Westküste, wo der Clydebusen sechs Häfen bildet, begrenzt von Renfrew im N., Lanark und Dumfries im O., Kirkoudbright und Wigton im S., zählt auf 54 Q.-M. 198971 E. Die Grafschaft zerfällt von alters her in drei Landschaften: Carrik oder Karrick im S., zwischen dem Doonfluß und Wigton, ein kahles, im Merrick bis zu 2592 F. hohes Gebirgsland mit ausgedehnten Moorstrecken und wenigen fruchtbaren Thälern; Kyle, der mittlere Theil, zwischen Doon und Irvine, im Black-Larg und Cairn-Table 1830 F. hoch, im Innern ebenfalls von großen Heide- und Moorstrecken erfüllt, an der Küste aber meistens Ebene; Cunningham, der nördlichste Theil, ein fruchtbares Hügelland, im Misty-Law 1162 F. hoch. Etwa 41 Proc. der Oberfläche sind angebaut, und in neuerer Zeit sind große Strecken mit Bäumen bepflanzt worden. Die Producte des Bergbaues, hauptsächlich im mittlern und nördl. Landstrich, sind Eisen, Steinkohlen, Blei und Kupfer sowie auch Antimon, Graphit und guter Baustein. An die Küste, wo auch die Fischerei nicht unerheblich, wird viel Seegras gespült, aus welchem man Aschensalz bereitet. Viele Steinkohlen werden nach Irland und den Hebriden ausgeführt. Die Landschaft Kyle ist wegen ihrer milchreichen Dunlopkühe und wegen guter Käse, die in Dunlop und Umgegend bereitet werden, berühmt. Zu beiden Seiten des Irvine herrscht jetzt rege Industrie; dort ist das Gebiet der Dampfmaschinen, Kohlengruben und Eisenbahnen. Man zählt im Lande 3 Baumwollfabriken mit 1089, 12 Wollfabriken mit 336, 3 Flachsspinnereien mit 797 und 6 Worstedfabriken mit 441 Arbeitern. Viele Weber arbeiten zu Hause. Zu A. gehören die 722 F. hohe Insel Little Cumbrae und der 1034 F. hohe Basaltfels Ailsa-Craig. Die Grafschaft sendet einen Abgeordneten in das Parlament, einen zweiten die Hauptstadt und Irvine nebst drei Städten in Argyle. — Die Haupt- und Hafenstadt A., eine der schönsten Städte Schottlands, 7¼ M. im SSW. von Glasgow, nahe der Mündung des A. und an der Eisenbahn gelegen, ist eine Municipalstadt mit 8222 E. und von vielen Gärten mit Villen umgeben. Zwei Brücken verbinden die Stadt mit den Vorstädten Newton und Wallacetown. Der Ort besitzt eine Akademie, ein Asyl, ein Armen-, ein Kranken- und ein Waisenhaus und ein Theater. Die Bevölkerung unterhält Schiffbauplätze, Seilerbahnen, Segeltuch-, Eisen-, Schuh-, Baumwoll-, Woll-, Teppich- und Nägelfabriken, Kalkbrennerei und eine Salzsiederei. In der Umgegend werden Schleifsteine gefertigt. In den Hafen zwischen zwei Dämmen laufen Schiffe von 200 Tons ein. Es gehören zur Stadt 44 Schiffe von 5374 Tons. Etwa 1 St. von A. liegt das Dorf Alloway, der Geburtsort R. Burns'.

Ayrenhoff (Corn. Herm. von), einer der bessern Lustspieldichter des vorigen Jahrhunderts, geb. 28. Mai 1733 zu Wien, war österr. Militär, wurde 1794 Feldmarschallieutenant und starb, seit 1814 pensionirt, 15. Aug. 1819. Man besitzt von ihm sechs Trauerspiele, welche nach dem Maßstabe der Weiße'schen Periode zugeschnitten und höchstens von seiten der Anlage zu loben sind, und neun Lustspiele, die, in ziemlich fließenden Alexandrinern geschrieben, Munterkeit und Laune entwickeln. Unter diesen erwarb ihm das Lustspiel «Der Postzug» (1769), in welchem er die nobeln Passionen der Landjunker geiselte, vielen Ruf, zumal es zu den wenigen Producten deutscher Dichtkunst gehörte, welche vor Friedrich's d. Gr. Augen Gnade fanden. Auch das Lustspiel «Die große Batterie» (1770) gehört zu seinen bessern Arbeiten. A. war und blieb ein Gegner Shakspeare's wie der gesammten neuern Richtung, welche in Goethe und dessen Zeitgenossen in Deutschland zum Durchbruche kam. Außerdem hat man von ihm «Briefe über Italien» (Wien 1803) und «Kleine Gedichte» (Wien 1816). Seine «Sämmtlichen Werke» (6 Bde., Wien 1803) wurden in der 3. Auflage von Freiherrn von Retzer herausgegeben (6 Bde., Wien 1814). Vgl. Bernd, «Corn. Herm. von A., eine literarische Skizze» (Wien 1853).

Ayrer (Jak.), nächst Hans Sachs der fruchtbarste und bedeutendste dramatische Dichter der Deutschen im 16. Jahrh. Ueber seine Lebensumstände herrscht Dunkel. Wahrscheinlich war er aus Franken gebürtig und kam als armer Knabe nach Nürnberg, wo er in einem Eisenkram diente und später selbst einen solchen mit geringen Mitteln gründete. Da dieses Geschäft nicht gedeihen wollte, ging er nach Bamberg, wo er sich auf die Schreiberei legte und sich durch eigene Bemühung so weit bildete, daß er daselbst Hof- und Stadtgerichtsprocurator werden konnte. Infolge von Religionsstreitigkeiten kehrte er jedoch nach Nürnberg zurück, wo er 1594 vom Rathe das Bürgerrecht, sodann das Amt eines Gerichtsprocurators erhielt. Später wurde er auch kaiserl. Notar. A. starb 26. März 1605. Seine literarische Thätigkeit begann in der Weise der Zeit mit geistlichen Gedichten, Reimchroniken und epischen Schauspielen. So verfaßte er eine Uebertragung der Psalmen in Versen (1574) und eine Reimchronik der Stadt Bamberg (herausg. von Heller, Bamb. 1838). Die Zahl der von ihm gedichteten Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele (von ihm selbst auch schon Possenspiele genannt) ist sehr groß. Von seinen Lustspielen sind bei seinen Lebzeiten einzelne gedruckt worden, aber erst seine Erben sammelten einen Theil derselben unter dem Titel «Opus theatricum, 30 ausbündig schöne Komödien und Tragödien u. s. w., sammt noch andern 36 schönen, lustigen und kurzweiligen Fastnachtspielen» (Nürnb. 1618). Ein zweiter Theil mit 40 Komödien und Tragödien ist in der Vorrede zwar versprochen, aber nicht erschienen. Geschichte, Volkssage und Legende bieten die Stoffe zu A.'s Dramen. Livius, Plautus, das Heldenbuch, Frischlin, Boccaccio, Chroniken, Volksbücher und gleichzeitige Nachrichten sind die Quellen, aus denen er schöpft, und die er in der Regel durch den Mund des Ehrenholds, der als Prologus das Stück einleitet und als Epilogus schließt, getreulich aufzählt. Als Lustspieldichter steht er dem Hans Sachs am nächsten; er hat mit ihm die geschwätzige Breite des Dialogs gemein, doch erreicht er diesen nicht an Gemüth und Naivetät. Seine Tragödien sind dialogisirte Geschichte ohne wahre Einheit der Handlung, mit sehr häufigem Wechsel von Zeit und Ort, und Ernst und Scherz mischen sich in ihnen willkürlich durcheinander. Unverkennbar ist in denselben, gleichwie in den Werken der Zeitgenossen A.'s, der Einfluß der Stücke, die durch wandernde engl. Schauspieler in Deutschland bekannt wurden. Das dramatische Talent A.'s bekundet sich indessen deutlich in geschickter Anlage, namentlich in den Lustspielen, und in einem freilich nicht immer gelungenen Streben nach Charakterzeichnung. Seine Sprache ist kernig und gediegen und erhebt sich durch Reinheit und Leichtigkeit weit über die seiner Vorgänger. Merkwürdig ist, daß manche seiner Fastnachtspiele, in denen er übrigens an Witz und Laune seinem Vorgänger Hans Sachs nachsteht, sich durch eine eigenthümliche Versification, lyrische Strophen, die gleichlang, aber in dialogische Absätze ungleich zerschnitten sind, und die wie ein Volkslied gesungen wurden, dem Singspiele nähern. Tieck hat in sein «Deutsches Theater» (Bd. 1) fünf Stücke von A. aufgenommen. Vgl. Schmitt, «Jakob A.» (Marb. 1851).

Aytoun (William Edmondstoune), schott. Dichter, wurde 1813 aus einer in der Grafschaft Fife ansässigen Familie geboren, studirte in Edinburgh und trat bereits 1831 mit einem Bändchen Gedichte, «Poland, and other poems», hervor, das jedoch wenig Beachtung fand. Seit 1840 war er Advocat in Edinburgh und galt zwar nicht für das gelehrteste, aber doch für das witzigste Mitglied des schott. Barreau. Anfangs der liberalen Partei zugethan, ward er durch seine Verbindung mit Wilson, dessen Tochter er heirathete, dem Toryismus zugeführt und veranlaßt, sich an «Blackwood's Magazine» zu betheiligen. Zur Zeit des Eisenbahnschwindels schrieb er eine Reihe von Skizzen, in welchen er die Manöver der Speculanten mit derben Worten geiselte, und bekämpfte auch mit rücksichtsloser Heftigkeit die Tendenzen der Manchesterschule. Um die Erinnerungen der guten alten Zeit aufzufrischen, gab er die «Lays of the Scottish cavaliers» (Lond. u. Edinb. 1849; 13. Aufl. 1861) heraus, in welchen er die treuen Kämpen der Stuarts verherrlichte und als Musterbilder schott. Helden pries. Durch diese Balladen begründete A. seinen poetischen Ruf. Nicht allein in seinem Vaterlande, sondern auch in England wurden sie mit Beifall aufgenommen, und trotz ihres ultramonarchischen und aristokratischen Inhalts sogar in dem republikanischen Amerika nachgedruckt. In einem ganz andern Stil sind seine Beiträge zu den «Bon Gualtier ballads» (7. Aufl., Edinb. u. Lond. 1861), die zuerst im «Punch» erschienen und durch ihren geistreichen Spott und ihre kaustische Ironie an Heine erinnern. Eine ähnliche satirische Tendenz hat «Firmilian, a spasmodic tragedy» (Edinb. u. Lond. 1854), in der er die Ueberspanntheiten der neuesten engl. Dichterschule verspottet. Ferner sind von ihm zu erwähnen: die histor. Schrift «Life and times of Richard I., king of England» (Lond. 1840); das Gedicht «Bothwell» (2. Aufl., Edinb.

1856), das den unglücklichen Liebhaber Maria Stuart's zum Helden hat, und der Roman «Norman Sinclair» (3 Bde., Edinb. u. Lond. 1862). Durch die von ihm herausgegebenen «Ballads of Scotland» (2 Bde., Edinb. u. Lond. 1858), eine kritisch geordnete und mit Anmerkungen versehene Sammlung altschott. Volkslieder, hat er sich ein nicht geringes Verdienst um seine vaterländische Poesie erworben. Dagegen ist die in Gemeinschaft mit Th. Martin unternommene Uebersetzung der «Poems and ballads of Goethe» (Lond. 1859) weniger gelungen. 1845 wurde A. zum Professor der Rhetorik und Belletristik an der Universität Edinburgh ernannt, wo er sehr besuchte Vorträge hält. Auch in London trat er 1853 mit Vorlesungen über Poesie und dramatische Literatur vor einem höchst gewählten Auditorium auf. Sein Eifer für die conservative Sache wurde unter dem Toryministerium Derby 1852 durch das Ehrenamt eines Sheriff und Viceadmirals von Orkney belohnt. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, 1854, übernahm A. die Redaction von «Blackwood's Magazine».

Ayuntamiento heißt in Spanien die Municipalgewalt in den Städten. Erwachsen aus den alten Einrichtungen der Römer und befestigt während der langen Kämpfe mit den Mauren, erlangten die Ayuntamientos bald einen bedeutenden Einfluß und eine um so größere polit. Macht, als sich der Adel von denselben nicht ausschloß. Obgleich durch den Aufstand Juan de Padilla's 1521 diese Bedeutung aufhörte und später unter den Bourbonen auch der letzte Schatten der städtischen Freiheit verloren ging, blieb doch die Erinnerung an dieselbe stets im Volke lebendig. Daher nahmen die Cortes von Cadiz 1812 die Grundzüge des frühern Systems wieder auf und paßten sie durch mehr demokratische Einrichtungen dem Zeitbedürfnisse an. Von Ferdinand VII. nach seiner Rückkehr abgeschafft, 1823 von den Cortes wiederhergestellt, wurden die Ayuntamientos nach der franz. Invasion abermals beseitigt. Nachdem während des Bürgerkriegs mehrfache Vorschläge in Beziehung auf die Ayuntamientos hervorgetreten waren, wurden die 1812 getroffenen Bestimmungen durch die Verfassung von 1837 bestätigt. Diesem Gesetze zufolge gehen die Ayuntamientos mit dem Alcalden als ihrem Vorsitzenden aus der freien Volkswahl hervor und sind zu den wichtigsten Functionen in ihrem Kreise berechtigt. Die Regierung kann zwar die Verrichtungen eines A. provisorisch einstellen, muß aber später die Genehmigung der Cortes einholen, durch welche allein ein A. aufgelöst werden kann. Die Ayuntamientos selbst sind berechtigt, die Listen der Wähler und Geschworenen zu entwerfen, die Nationalgarden zu organisiren, im Umfange ihres Gebiets die Polizei zu verwalten, die Vertheilung und Erhebung der Abgaben zu besorgen und das Gemeindevermögen zu verwalten. Sobald Conflicte mit der Regierung entstanden, fanden die Ayuntamientos in den Provinzialdeputationen, welche das Aufsichtsrecht übten, meist Unterstützung. 1840 ward den Cortes der Entwurf zu einem neuen, nach franz. Vorbild gemodelten Gesetze vorgelegt, durch welches die Ayuntamientos ihrer polit. Gewalt entkleidet wurden, während ihre Thätigkeit auf rein städtische Angelegenheiten, sowie das Wahlrecht auf die Höchstbesteuerten beschränkt blieb. Doch der Aufstand, welchen dieser Schritt hervorrief, und der, nachdem sich Espartero gegen dasselbe erklärt, die Vertreibung der Königin Marie Christine zur Folge hatte, ließ ihn nicht zur Ausführung kommen. Endlich wurde 1844 ein unter franz. Einflusse entworfenes Gesetz von den durch die Moderados beherrschten Cortes angenommen, welches dem 1840 vorgelegten ähnlich ist und bisjetzt noch keine bedeutende Abänderung erfahren hat.

Azalēa, von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Ericaceen oder Heidegewächse und der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Sexualsystems. Die Azalēen (Azalien, Felsensträucher) sind Klein- und Großsträucher, selbst Bäume der gemäßigten Zone der nördl. Halbkugel, die meisten in Nordamerika und Asien heimisch. Sie haben ganze, theils blos sommergrüne, theils immergrüne Blätter und zeichnen sich der Mehrzahl nach durch große, schöngefärbte Blumen aus, weshalb sie schon lange zu beliebten Zier-, und in neuerer Zeit zu Modepflanzen geworden sind. Die Azaleen haben theils einzelnstehende, theils in Büschel und Doldentrauben gestellte Blüten, welche einen fünftheiligen Kelch und eine trichterförmige Blumenkrone mit unregelmäßigem, fast zweilippigem Saume besitzen. Aus der Frucht entwickelt sich eine dreifächerige, vielsamige Kapsel, deren Scheidewände von den einwärtsgebogenen Fruchtgehäusklappen gebildet werden. Die zahllosen, in allen möglichen Farbennuancen prangenden, immergrünen Azalien unserer Orangeriehäuser und Zimmer stammen von folgenden Arten ab: A. viscosa, Strauch aus Nordamerika, seit 1734 bekannt, mit in beblätterte Doldentrauben gestellten weißen oder rothen Blüten; A. nudiflora, Strauch aus Canada, seit 1734 bekannt, mit nackten Doldentrauben verschiedenartig gefärbter Blumen; A. speciosa Wlld., Strauch aus Nordamerika, mit Doldentrauben scharlachrother oder orangegelber Blumen, und A. calendu-

lacea, Strauch aus Nordamerika, seit 1806 bekannt, mit gelben Blumen in nackten Doldentrauben. Außerdem cultivirt man im Orangeriehaus die A. arborescens, seit 1818 bekannt, ein prachtvoller Baum Pennsylvaniens mit gewimperten Blättern und großen, rosenrothen Blumen in beblätterten Doldentrauben, die A. chinensis Lodd., ein Strauch aus China, seit 1823 bekannt, mit großen, gelben Blumen in vielblütigen Doldentrauben, u. a. m. Alle diese Arten verlangen reinen Heideboden und einen trockenen und schattigen Standort, sind sonst nicht zärtlich und vertragen sogar starke Kälte. Man vermehrt sie durch Ableger, Stecklinge, Absenker und Samen. Außer diesen Arten wird noch eine asiatische allgemein als Zierstrauch im freien Lande gezogen, nämlich A. pontica, ein 3—5 F. hoher Strauch mit sommergrünen, verkehrt-eiförmigen oder länglich-lanzettförmigen Blättern und großen, starkduftenden Blumen von ursprünglich goldgelber, oft aber auch blaßgelber, weißer und feuerrother Farbe, in großen nackten Doldentrauben. Diese, in den Ländern am Schwarzen Meer heimische Art ist stark narkotisch-giftig, weshalb schon ihr angenehm süßer Blumenduft betäubend wirkt. Selbst der aus ihren Blumen von den Bienen gesammelte Honig soll Betäubung und Raserei hervorbringen, wie dieses schon die Soldaten Xenophon's auf ihrem Rückzuge aus Asien erfuhren. In den Alpen Europas, in den Hochgebirgen von Norwegen und Schottland wächst die A. procumbens, ein kleines niederliegendes Erdholz mit kleinen elliptischen, am Rande umgeschlagenen, immergrünen Blättern und kleinen, einzelnstehenden, rosenrothen Blüten. Desvaux hat aus ihr eine eigene Gattung, Loiseleuria, gemacht.

Azāra (José Nicolo d'), span. Diplomat und Kunstkenner, geb. 1731 zu Barbunales in Aragonien, zeigte schon während seiner Studienzeit auf den Universitäten zu Huesca und Salamanca eine lebhafte Neigung für Wissenschaft und Kunst, die sich noch mehr entwickelte, als er, 1765 zum Geschäftsträger des Königs von Spanien in Rom ernannt, dort mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstlern, besonders aber mit Mengs, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war, und mit seinem gelehrten Landsmanne Arteaga in eine vertraute Verbindung kam. In den Verhandlungen mit Clemens XIII. bewies er viele diplomatische Gewandtheit, und fortwährend behauptete er einen großen Einfluß auf die wichtigsten Verhältnisse seines Hofs zu dem päpstl. Stuhle, namentlich unter Clemens XIV. Er trug zu den Beschlüssen bezüglich Parmas und in Betreff der Aufhebung des Jesuitenordens am meisten bei; auch hatte er den größten Einfluß auf die Wahl Pius' VI. Um für Rom Gnade zu erflehen, ward er 1796 dem Eroberer Italiens entgegengesandt. Bonaparte erkannte in ihm sogleich den Mann von Geist, machte aber auch auf ihn bei dieser ersten Zusammenkunft den mächtigsten Eindruck. In diplomatischen Aufträgen ward er 1798 nach Paris gesandt, 1801 zurückberufen und nach Barcelona verwiesen, im folgenden Jahre wieder als Botschafter nach Paris geschickt, jedoch 1803 von neuem dieses Postens verlustig erklärt. Er starb zu Paris 26. Jan. 1804. A. war im Besitz einer reichen Bibliothek, Gemälde- und Antikensammlung. Er gab die Werke seines Freundes Mengs (s. d.) heraus, dessen Leben er auch beschrieben hat. — Sein Bruder, Don Felix d'A., geb. 18. Mai 1746, gest. 1811, hat sich als Naturforscher und Reisender einen Namen erworben. Das Hauptwerk desselben ist die «Voyage dans l'Amérique méridionale» (4 Bde., Par. 1809, mit Atlas).

Azarolbaum, s. Crataegus.

Azeglio (Massimo Taparelli, Marchese d'), berühmt als Künstler, Publicist, Romandichter und Staatsmann, ist der Sprosse einer altadelichen piemont. Familie. Er wurde 2. Oct. 1798 zu Turin geboren, wo sein Vater als hochgestellter Militär lebte. Den ersten Unterricht erhielt er von einem Hausgeistlichen, dessen finstere Strenge für den kaum 14 J. alten Zögling verhängnißvoll ward. Er gerieth eines Tages mit seinem Lehrer in Streit und trieb diesen, von seinem lebhaften Temperament fortgerissen, zur Thüre hinaus. Diese Uebereilung zog A. die Strafe der kirchlichen Excommunication zu, und erst nach langen religiösen Büßungen, die ihm sein Pfarrer und seine äußerst frommen Aeltern auferlegten, nahm ihn der damalige Erzbischof von Turin wieder in den Schos der kath. Kirche auf. A. hatte sein 15. J. erreicht, als sein Vater als sardin. Gesandter nach Rom ging, wohin er diesem folgte. Die frühentwickelten Talente des Knaben neigten sich in Rom besonders zu den schönen Künsten hin; mit größtem Eifer legte er sich auf das Studium der Malerei und Musik. Dagegen bestimmte ihn der Vater für die militärische Laufbahn und ließ ihn als Offizier in ein piemont. Cavalerieregiment eintreten. A. fand das Soldatenleben seinem Eifer für Wissenschaft und Kunst wenig entsprechend. Als Offizier verwandte er seine Muße mit solcher Anstrengung auf wissenschaftliche Studien, daß er erkrankte und infolge dessen seinen Abschied nehmen mußte. Eine Reise nach

Rom stellte ihn wieder her. 1820 war er wieder in Turin. Seine Neigung zur Malerei war in Rom aufs neue lebhaft erwacht, und er erwirkte sich nun von seinem Vater mit Mühe die Erlaubniß, sich dieser Kunst ganz widmen zu können. Kaum ein Jahr später hatte A. sich schon einen Künstlernamen in Rom erworben. Namentlich in der Landschaftsmalerei brachte er es bald zu einer vollendeten künstlerischen Fertigkeit. Im Louvre zu Paris und im königl. Museum und Schloß zu Turin sind eine Menge werthvoller Originalgemälde aus der damaligen und spätern Epoche des Künstlers aufgestellt. Nach einem Aufenthalt von acht Jahren in Rom, wo er neben der Malerei das Studium der Geschichte mit Vorliebe betrieb, kehrte er nach Turin zurück. Nach dem Tode seines Vaters (1830) ging er nach Mailand, wo die Malerei damals in Blüte stand. Bald wurde er in Mailand der Freund Alessandro Manzoni's, dessen Tochter er heirathete. Durch mehrere literarische Arbeiten machte sich A. auch vortheilhaft in der Literatur bekannt. Sein erster größerer Roman: «Ettore Fieramosca» (1833), worin er sich bemühte, das ital. Nationalgefühl wieder aufzurichten, wurde in ganz Italien mit Enthusiasmus aufgenommen. Ein zweiter Roman: «Nicolò de' Lapi» (1841), erlangte eine gleiche Berühmtheit und fachte das Nationalgefühl der Italiener mächtig an. Die polit. Angelegenheiten Italiens beschäftigten A. bald ausschließlich. Er bereiste die Provinzen, Städte, Flecken Italiens, um die Gemüther in patriotischem Sinne aufzurichten, und überall wurde er mit Jubel begrüßt und gab den Freiheitsbestrebungen, die Italien bereits vor dem Tode Gregor's XVI. bewegten, den Impuls. In gleicher Richtung wirkten damals seine Freunde Balbo und Gioberti. Indessen gehörte A. niemals einer geheimen polit. Gesellschaft an. Als röm. Geheimbündler die Insurrectionsversuche zu Rimini und in der untern Romagna herbeiführten, befand sich A. in Turin, wo er den König für zeitgemäße Reformen geneigt zu machen suchte. Bald darauf schrieb er in Florenz seine berühmte Schrift «Degli ultimi casi di Romagna», worin er die päpstl. Regierung geiselte, die eiteln Insurrectionsversuche beschwor und den ital. Fürsten die Nothwendigkeit einer nationalen Politik darthat. Nach der Erwählung Pius' IX. zum Papste kehrte A. nach Rom zurück, und seinem Einflusse werden, zum Theil wenigstens, die Reformen zugeschrieben, mit welchen Pius seine Regierung begann. Eine Reihe publicistischer Schriften, z. B. über das röm. Preßgesetz, über die päpstl. Reformen, über die Emancipation der Juden im Kirchenstaat, über die Einverleibung Luccas in Toscana, über die öffentliche Meinung in Italien u. s. w., zeugten von der regen Thätigkeit, welche er während dieser Zeit den Angelegenheiten Italiens widmete.

Als Karl Albert nach der Erhebung der Lombardei den Ticino überschritt, verließ A. Rom mit den päpstl. Truppen, die zur Unterstützung des ital. Kampfes bestimmt waren. In Venedig diente er als Oberst, in welcher Stellung er mehrfache Beweise von kriegerischem Muthe ablegte. In der Schlacht bei Vicenza commandirte er eine Legion, an deren Spitze er, nachdem er einen verzweifelten Widerstand geleistet hatte, durch eine Flintenkugel am Schenkel schwer verwundet wurde. Kaum genesen, trat er in Florenz als Gemäßigter durch seine Feder der Partei der Republikaner entgegen. Bei der Eröffnung des sardin. Parlaments wurde er zum Mitgliede der Deputirtenkammer erwählt. Nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Novara berief der junge König Victor Emanuel II. im Mai 1849 den ihm persönlich befreundeten A. zum Minister des Auswärtigen und Präsidenten des Cabinets. Nach seiner frühern Wirksamkeit hatte man von ihm ein kühnes Vorgehen in liberalem Sinne erwartet. Ohne den Weg der Reform zu verlassen, trug indeß bei der unsichern Lage der Dinge seine Politik mehr den Charakter des Zuwartens und der Vermittelung, und die Nachgiebigkeit, welche er der auswärtigen Diplomatie, namentlich Frankreich gegenüber zeigte, gab in der Kammer zu heftigen Angriffen von seiten der Liberalen Veranlassung. Als nach dem Tode Pinelli's im April 1852 Ratazzi, einer der hervorragendsten Führer der Linken, zum Kammerpräsidenten gewählt wurde, reichte A. seine Entlassung ein. Der König nahm dieselbe jedoch nicht an, sondern beauftragte ihn mit der Bildung eines neuen Cabinets. Dasselbe trug jedoch einen noch conservativern Charakter als das vorige, und schon 30. Oct. 1852 sah sich A. infolge der Krisis, welche die Verhandlungen über das Ehegesetz herbeiführten, veranlaßt, aufs neue um seine Entlassung zu bitten. Nach Ausbruch des Kriegs von 1859 wurde A. als Bevollmächtigter Sardiniens in die Romagna geschickt, wo es ihm gelang, die Ordnung herzustellen und blutige Excesse von seiten der siegenden Partei zu verhindern. Nachdem er hierauf einige Zeit das Amt eines Gouverneurs von Mailand bekleidet, zog er sich ins Privatleben zurück. Aufsehen erregten im Aug. 1861 zwei an den Senator Matteucci gerichtete Briefe A.'s, in welchen er sich über das Selbstbestimmungsrecht der Neapolitaner hinsichtlich ihrer Stellung zum neuen

Königreich Italien aussprach. — **Roberto Taparelli**, Marchese d'A., der ältere Bruder des vorigen, begünstigte ebenfalls die ital. Politik Karl Albert's und war vor 1847 sehr populär. Später zog er sich in das Privatleben zurück, um sich ganz den schönen Künsten, besonders der Malerei, zu widmen. Er starb als Senator und Director der königl. Gemäldegalerie zu Turin 24. Dec. 1862. Seine «Studj storici e archeologici sulle arti del disegno» (Flor. 1862) enthalten wichtige Beiträge zur Geschichte der Malerkunst. Ein anderes Werk, die «Ritratti d'huomini illustri dipinti da illustri artefici estratti dall' antica raccolta dei Reali di Savoia», erschien nach seinem Tode (Flor. 1863). Sein Sohn **Vittorio Emmanuele Taparelli**, Marchese d'A., ist seit Nov. 1850 Gesandter des turiner Cabinets in London. — Ein anderer Bruder Massimo d'A.'s, der Pater **Luigi Taparelli**, gest. 24. Sept. 1862 zu Rom, war Jesuit, und hat sich besonders als Leiter der «Civiltà cattolica» als einen gewandten Kämpfer für Kirche und Papstthum bekundet.

Azimuth (aus dem arab. as-sumût, d. i. die Wege, Pfade) eines Gestirns nennt man den zwischen dem Höhenkreise dieses Gestirns und dem Meridian enthaltenen Bogen des Horizonts. Das A. ist östlich oder westlich, je nachdem ein Stern östlich oder westlich vom Meridiane steht, aber = 0, wenn er im (südlichen) Meridiane selbst steht oder im Augenblicke der (obern) Culmination beobachtet wird. Man pflegt mit dem beweglichen Quadranten einen eingetheilten horizontalen Kreis, den **Azimuthalkreis**, zu verbinden. Wird dann der zum Nullpunkt des letztern gehende Theilstrich in die Lage der Mittagslinie gerückt, so hat man das A. des Gestirns, dessen Höhe über dem Horizonte das Fernrohr angibt.

Azincourt oder **Agincourt**, ein franz. Dorf im Bezirk St.-Pol im Depart. Pas-de-Calais, berühmt durch die blutige Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen 25. Oct. 1415. Die innere Zerrüttung Frankreichs unter dem geisteskranken König Karl VI. (s. d.) hatte England ermuthigt, seinen alten Ansprüchen auf Frankreich Geltung zu verschaffen. König Heinrich V. (s. d.) von England war im Aug. jenes Jahres bei Honfleur gelandet, hatte diese Festung erstürmt und wollte durch die Picardie nach Calais marschiren, um dort Winterquartiere zu beziehen. Mit einer großen Macht rückte ihm der Dauphin entgegen. Viele Edle begleiteten ihn, und ihre Zuversicht war so groß, daß die angebotene Hülfe des Herzogs von Burgund und der Stadt Paris ausgeschlagen ward. Heinrich V. eilte der Somme zu; doch die Franzosen folgten ihm und hinderten ihn am Uebergange, den er erst bei St.-Quentin zu bewerkstelligen vermochte. Sehr an Truppen geschwächt und Mangel am Nöthigsten leidend, erbot sich Heinrich, den Frieden durch Schadenersatz zu erkaufen. Doch die Franzosen wollten von einer Unterhandlung nichts wissen, da sie die Hoffnung hegten, das engl. Heer gänzlich zu vernichten. Wirklich gewannen sie bei den Dörfern A. und Framecourt hinter dem Flüßchen Ternoise die Straße nach Calais eher als die Engländer, die sich, noch 14000 Mann stark, darunter 2000 Ritter, in einem Treffen, die Bogenschützen an den Flügeln zwischen zwei Gehölzen, aufgestellt hatten. Die Franzosen, von dem Connetable d'Albret befehligt, 50000 Mann stark, stellten sich in zwei Treffen auf, die Ritter, von denen nur 2000 zu Pferde waren, im ersten. Die Engländer setzten sich zuerst in Bewegung. Die franz. Ritter eilten ihnen sogleich entgegen, wurden aber von den Bogenschützen mit einem solchen Pfeilhagel empfangen, daß sie die Flucht ergriffen, sich auf das erste Treffen warfen und dieses in Unordnung brachten. Hierauf griffen die leichtbewaffneten engl. Bogenschützen zu ihren Keulen und Streitäxten und brachen in die Reihen der Ritter zu Fuß ein, wo sie, da diese wegen der schweren Panzer und der Gedrängtheit ihrer Schlachtordnung sich nicht bewegen konnten, die größten Verwüstungen anrichteten. Als vollends die engl. Ritter nacheilten, floh nicht nur das franz. erste Treffen, auch das zweite konnte die Sieger nicht aufhalten, und bald löste sich die ganze franz. Armee völlig auf. Der Sieg war entschieden. Einen Augenblick glaubte Heinrich, daß die sich sammelnden Haufen die Schlacht erneuern würden, ja, durch die Nachricht, daß eine Schar bewaffneter Bauern sein Gepäck plündere, noch mehr gereizt, befahl er, alle Gefangenen niederzumetzeln. Schon war der Befehl vollführt, als er die Grundlosigkeit seiner Befürchtung einsah. Gegen 10000 getödtete Franzosen deckten das Schlachtfeld, darunter der Connetable nebst sechs Herzogen und Prinzen, dem Herzog von Brabant, dem Grafen von Nevers, dem Herzoge von Alençon, dem Herzoge von Bar und seinen beiden Brüdern. Fünf Prinzen, unter ihnen die Herzoge von Orleans und Bourbon, waren gefangen. Die Engländer verloren 1600 Todte, unter ihnen den Herzog von York, welchen der Herzog von Alençon tödtete. Schon hatte Alençon auch dem König Heinrich die Krone vom Haupt geschlagen, als alle Anwesende ihn umringten und mit vielen Streichen tödteten. Heinrich war zwar Sieger, aber

zu schwach, um etwas fernerweit zu unternehmen; daher setzte er seinen Marsch nach Calais fort, wo er sich nach England einschiffte.

Azoische Formationen hat man die ihrer Natur und Lagerungsweise nach durch Ablagerung aus Wasser entstandenen, also sedimentären Gesteinsbildungen zu nennen vorgeschlagen, welche unter den ältesten Versteinerungen führenden liegen und selbst keine erkennbaren organischen Reste enthalten. Man nannte sie so in der Voraussetzung, daß sie in einer Zeit gebildet seien, in welcher es noch kein thierisches, überhaupt kein organisches Leben auf der Erde gab. Diese Voraussetzung kann allerdings möglicherweise im einzelnen Falle eine irrige sein, denn es ist recht gut möglich, daß auch in der Zeit, in welcher schon Organismen existirten, örtlich Gesteine abgelagert worden sind, ohne Ueberreste von dergleichen einzuschließen, und es ist ferner auch möglich, daß wirklich eingeschlossene organische Theile durch spätere Umänderungen ganz und gar unerkennbar geworden sind. Dessenungeachtet bleibt es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß es in der Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers eine Zeit gegeben hat, in welcher noch gar keine Pflanzen und Thiere auf dessen Oberfläche lebten. Die Ablagerungen dieser Periode sind dann im eigentlichen Wortsinne azoische.

Azoren, portug. Ilhas Açores, engl. Azores, franz. Açores, d. h. Habichtinseln, auch Ilhas Terzeiras und Westinseln, engl. Western-Islands, eine als Provinz, nicht als Colonie zum Königreich Portugal gehörige und von dem Festlande 180 M. entfernte Gruppe von neun Inseln und mehrern Klippen, im Atlantischen Ocean, zwischen 37—40° nördl. Br. und 7—14° westl. L. gelegen und unpassenderweise zu Afrika gerechnet. Die Inseln umfassen einen Raum von 54 Q.-M. und zählen (1863) 240548 E., sodaß 4455 Seelen auf 1 Q.-M. entfallen. Sie bilden einen über 85 M. langen, von OSO. nach WNW. gerichteten Zug, der mit Sta.-Maria beginnt, mit Flores und Corvo in der Nähe der berühmten Fucusbank oder des Kräutermeeres (Mar de Sargasso) endet und durch Zwischenräume von etwa 25 M. in drei Gruppen geschieden wird: 1) die östl. Gruppe mit San-Miguel, der größten, bevölkertsten und reichsten Insel (14 Q.-M.), Sta.-Maria und, zwischen beiden, Las Formigas nebst 7—8 Felsen; 2) die mittlere Gruppe mit Pico (13½ Q.-M.), Terceira (10½ Q.-M.), San-Jorge (5 Q.-M.), Fayal (2½ Q.-M.), Graciosa (1½ Q.-M.); 3) die westl. Gruppe mit Flores (2 Q.-M.) und Corvo (½ Q.-M.). Administrativ zerfällt der Archipel in drei nach ihren Hauptstädten benannte Districte: Angra (Hauptstadt des ganzen Archipels, auf Terceira) mit 69324 E., Horta (auf Fayal) mit 64680 E., Ponta-Delgada (auf San-Miguel) mit 106544 E. Die einzelnen Inseln sind sämmtlich in Südost- bis Nordwestrichtung langgezogen, schwer zugänglich und durchaus vulkanischer Natur. Die Oberfläche ist bei allen bergig, durch wilde Schluchten zerrissen, höchst pittoresk. Unter den Vulkankegeln ist der Pico-alto (7143 F. hoch nach Vidal) auf Pico der bedeutendste. Der Pico de Vára auf San-Miguel ist 3350, die Caldeira de Sta.-Barbara auf Terceira 3284, der Pico de San-Jorge 3282, der Morro Gordo auf Flores 2896, die Caldeira de Corvo 2308 F. hoch. Eine Tafelfläche hat nur San-Jorge. Die Küstenränder sind durchweg steil, hoch, häufig unzugänglich, meist malerisch, zuweilen von prismatisch zerklüftetem Basalt gebildet. Gute Häfen fehlen. Der Boden ist von neuern vulkanischen Massen, Lava, Tuff, Bimssteinen und Schlacken, bedeckt. Aus Bimsstein bestehen ganze Berge auf Terceira und San-Miguel; nur Sta.-Marie ist durchweg aus festem Basalt gebildet. Erloschene Krater von ungeheuerer Tiefe finden sich in großer Zahl, besonders auf San-Miguel, wo die 1444 gebildete Caldeira das sete Cidades zwei Seen einschließt. Ebenso zahlreich sind heiße Quellen. Auf Terceira hauchen Solfataren Schwefeldämpfe aus. Erdbeben sind 16 bekannt. Einige Vulkane waren noch im 17. Jahrh. thätig, und ein Ausbruch, der 12 Tage dauerte, zerstörte 1591 die blühende Stadt Villa-franca auf San-Miguel. Selbst in neuerer Zeit gab es große Lavaausbrüche, wie den des Centralvulkans Pico vom 1. Mai bis 5. Juni 1800 und den auf San-Jorge 1808 aus einem großen und zwölf kleinen Kratern. Daß sich überhaupt unter dem Archipel ein vulkanischer Herd befindet, zeigte sich wiederholt in dem periodischen Aufwallen des Seegrundes und dem Emportauchen zahlreicher, nur auf Tage sichtbarer Inselchen (1691 um San-Jorge, 1757 um San-Miguel). Eine größere und etwas länger sichtbare Insel, Sabrina (kaum 1 M. im W. der Caldiera das sete Cidades auf San-Miguel), entstand unter Explosionen 13. Juni 1811, erreichte bis 4. Juli die Höhe von 300 F. und verschwand wieder Mitte Oct. desselben Jahres. Noch 25. Nov. 1857 beobachtete ein engl. Schoner in der Nähe der A. ein Seebeben, wobei ½ St. lang warme Dämpfe aus dem Meere stiegen, das in kochende Bewegung gerieth. Die A. sind gut bewässert. Mineralquellen von wirksamen Eigenschaften gibt es besonders auf

Terceira, San-Miguel, Pico und Flores. Im Winter sind die Inseln heftigen Stürmen ausgesetzt; sonst ist das Klima gleichmäßig mildfeucht und gesund und wird daher Lungenkranken empfohlen. Auch begünstigt dieses Klima den üppigsten Pflanzenwuchs auf dem vulkanisch zersetzten Boden. Es gedeihen hier alle Producte Portugals, namentlich vorzügliche Orangen in Menge, Wein, der oft für Madeira verkauft wird, Orseille, Ananas, Mandeln, Getreide, Gemüse, Kartoffeln, Arzneipflanzen in Fülle, selbst Yams und Bananen, auf mehrern Inseln Palmen. Der Oelbaum gedeiht nur auf Terceira; Kaffee und Taback wird nur zum eigenen Bedarf gebaut, wie früher auch Zuckerrohr. Die einst vorhandenen Wälder sind vertilgt; nur auf San-Miguel steht noch ein immergrüner Lorberwald. Wie an Schiffbauholz, ist auch Mangel an Metallen. Die Viehzucht ist sehr bedeutend und liefert vortreffliches Schlachtvieh in Menge; die Pferde, in geringer Zahl gehalten, sind klein und schlecht. Wild finden sich nur Kaninchen, Wiesel, Ratten und Mäuse. Unter den Vögeln gibt es viele Sänger und schöngefiederte Arten. Der Große Batara oder Baratra (Hamnophilus magna), eine Species der Würger, ist ausschließlich auf den A. heimisch. Geflügel, Fische, Austern und Schildkröten sind reichlich vorhanden. Die Hauptmasse der Bevölkerung ist portug. Abkunft. Daneben leben Neger, Mulatten und, besonders auf Fayal, auch Engländer, Schotten und Irländer. Landwirthschaft wird nur auf San-Miguel, Fayal und Graciosa mit einiger Einsicht betrieben. Bedeutend ist der Handel, besonders mit Portugal, England und Nordamerika. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Wein und Branntwein, Orseille, Orangen, Getreide, Hülsenfrüchte, Rindvieh, Vogelfedern und aus solchen verfertigte kostbare Blumen, Stroh zu Hüten. Bodencultur wie Export könnten übrigens viel bedeutender sein. Beide sind beeinträchtigt durch das bis in die neueste Zeit bestandene Verhältniß, daß der bei weitem größere Theil des Areals großen Landbesitzern (Morgados) gehört, von denen Zeitpächter kleine Theile erhalten. Armuth herrscht daher allgemein, und die Auswanderung nach Britisch-Guiana und -Westindien, auch wol nach Brasilien ist anhaltend.

Daß die A. schon den Karthagern bekannt gewesen, würde selbst ohne die auf Corvo gefundenen punischen Münzen glaublich sein. Auch den Normannen und Arabern waren sie bekannt. Indessen erst seit der Entdeckung oder vielmehr Wiederauffindung und Besetzung durch die Portugiesen wurden die Inseln genauer bekannt. 1431 fand der Comthur Gonçalo Velho Cabral die Klippen der Formigas und 1432 Sta.-Maria. Schon auf der Welttafel des Venetianers Andreas Bianco von 1436 sind die A. angegeben. 1444 wurde San-Miguel, 1449 Terceira, San-Jorge, Fayal, Flores und (wenn nicht erst 1460) Corvo, 1453 Graciosa entdeckt. Sämmtliche Inseln waren bei ihrer Besitznahme unbewohnt, reich an Wald und Vögeln. Die ersten portug. Colonien erhielten Sta.-Maria und San-Miguel gleich nach ihrer Auffindung. Der Volksglaube hielt die A. für die Inseln der Sete Cidades oder Sieben Städte, das Asyl von sieben Bischöfen, die nach der Eroberung der Iberischen Halbinsel durch die Araber sich geflüchtet und sieben Städte gegründet haben sollten. Columbus hielt den Archipel für die Atlantis (s. d.). 1466 trat König Alfons V. die Insel Fayal an seine Tante Isabella, Herzogin von Burgund (Mutter Karl's des Kühnen), auf Lebenszeit ab, worauf sich viele Ansiedler aus Flandern auf derselben einfanden. Daher auch der Name der Flandrischen, Flamländischen oder Vlämischen Inseln (Ilhas Flamengas), den freilich manche davon ableiten, daß ein Kaufmann Vanderborg aus Brügge die Inseln 1439 zuerst aufgefunden haben soll. Infolge jener Schenkung wurde Jobst von Hürter aus Moerkirchen mit einer flamländ. Colonie als Lehnsmann und erblicher Statthalter nach Fayal und Pico geschickt. Dessen Tochter Johanna heirathete 1486 den berühmten Kosmographen Martin Behaim (s. d.), der sich 1486—90 und wieder 1494—1506 in Fayal aufhielt. Mit dem Tode der Herzogin Isabella kam Fayal wieder an Portugal, und gleich diesem standen die A. 1580—1640 unter span. Herrschaft. In der neuern Geschichte Portugals sind die Inseln dadurch wichtig geworden, daß der Angriff gegen Dom Miguel von hier ausging. Vgl. Hebbes «Nachrichten von den A., besonders der Insel Fayal» (deutsch von Rühs; Weim. 1806); Boid, «Description of the Azores» (Lond. 1835); G. Hartung, «Die A. in ihrer äußern Erscheinung und nach ihrer geognostischen Natur geschildert» (Lpz. 1860); Morelet, «Iles Açores. Notice sur l'histoire naturelle des Açores» (Par. 1860).

Azot, s. Stickstoff.

Azteken, die Bewohner Mexicos (s. d.) zur Zeit der Ankunft der Europäer in Amerika. Als um die Mitte des 11. Jahrh. n. Chr. das Volk der Tolteken (s. d.) still und geheimnißvoll von dem Schauplatze abgetreten war, zogen zahlreiche rohe Horden der Chichemeken in das

Anahuac, denen bald die gesittetern Acolhuas um 1200 folgten, welche, die ersterbenden Reste der toltekischen Cultur aufs neue belebend, von ihrer Hauptstadt Tezcuco aus durch Eroberungen im nördlichern Anahuac ein blühendes Reich, Acolhuacan, gründeten. Zu Anfang des 13. Jahrh. erreichten die von Norden her vordringenden wilden A. die Thäler von Mexico, welche sie über ein Jahrhundert hindurch in unstetem Wanderleben, eine Zeit lang von den Acolhuanern unterjocht, durchzogen, bis sie endlich 1325 die Stadt Tenochtitlan, das Mexico (so genannt von dem Kriegsgotte Mexitli) der Europäer, gründeten. Trotz des Zwiespalts im Innern und fortwährender Kämpfe mit den Nachbarvölkern, nahm doch die Bevölkerung und die Festigkeit ihres Staats zu. Die A. sicherten sich den Ruf muthiger Krieger. Da wendete sich zu Anfang des 15. Jahrh. Nezalhuatcojotl, ein begabter Fürst von Tezcuco, an Itzcoatl, den König (1423—36) der A., um Hülfe gegen die Tepaneken, welche die erstern unterworfen und Tezcuco in Besitz genommen hatten. Die Hülfe wurde gewährt, die Tepaneken vernichtet, das Reich von Tezcuco wiederhergestellt und alles den Tepaneken abgenommene Land den A. zugetheilt. Zwischen Mexico, Tezcuco und dem kleinen Tlacopan ward ein Bündniß geschlossen, welches bis zur Ankunft der Spanier gehalten wurde, und in dem Mexico den ersten Rang behauptete. Es folgte ein Jahrhundert immerwährender Kriegführung. Zuerst fanden die Waffen der A. Beschäftigung in ihren eigenen Thälern, später aber trugen sie dieselben über die Gebirgswälle des Anahuac hinaus; unter dem ersten Montezuma (1436—64) hatten sie ihre Herrschaft schon bis zu den Ufern des Mexicanischen Meerbusens ausgebreitet. Regiert durch eine Reihe fähiger Fürsten, die ihre vermehrten Hülfsquellen und den kriegerischen Geist des Volks zu nutzen verstanden, reichte bei der Ankunft der Europäer das Reich Montezuma's II. an den Küsten des Atlantischen Oceans von 18—21°, an denen der Südsee von 14—19° nördl. Br. Einzelne Fürsten, wie der kühne Ahuitzotl (1482—1502), waren noch weiter, bis zu den entferntesten Winkeln Nicaraguas und Guatemalas, vorgedrungen.

Der Staat der A. war ein Wahlkönigreich. Die Könige wurden durch vier von ihrer eigenen Körperschaft auserkorene Edelleute aus den Nächstverwandten des verstorbenen Herrschers gewählt und mit vielem Prunk religiöser Feierlichkeit in ihre Würde eingeführt. In rohem, wahrhaft morgenländ. Gepränge lebend, regierten sie fast unumschränkt, unter Mitwirkung einer Art geheimen Staatsraths und unter dem Schutze einer aus dem vornehmsten Adel ausgehobenen Leibwache. Den höchsten Adel, welchem die höchsten Beamten des Hofs und Staats entnommen wurden, bildeten etwa 30 mit großem Länderbesitz bekleidete Edelleute, welche größtentheils in der Hauptstadt zu leben gezwungen waren. Die gesetzgebende Macht beruhte gänzlich in dem Herrscher. Ein Gegengewicht gegen etwaige Willkür bildeten jedoch die völlig unabhängig von der Krone bestehenden höhern Gerichtshöfe. Das Gerichtswesen war vollständig organisirt. Die Processe wurden ohne Anwalt von den Parteien geführt und die Verhandlungen, Verhöre u. s. w. durch Gerichtschreiber in Schriftbildern aufgesetzt. Die Gesetze waren ebenfalls geschrieben. Dieselben haben mehr Bezug auf Sicherheit der Person als des Eigenthums, und tragen, gemäß einem an Kriege und blutige Auftritte gewöhnten Volke, den Stempel der Strenge. Auf sämmtliche große Verbrechen gegen die Gesellschaft, wozu auch Verschwendung und Unmäßigkeit gehörten, stand Todesstrafe. Eheangelegenheiten entschied ein eigener Gerichtshof. Die Verhältnisse der Sklaven waren durch specielle Gesetze zu deren Vortheil geregelt. Die königl. Einkünfte flossen aus verschiedenen Quellen: Kronländereien, Personaldiensten und Materiallieferungen für den Haushalt. Die Bewohner zahlten einen Theil des Ertrags der ihnen bezirksweise durch das Los überwiesenen Ländereien an die Krone, wovon selbst die Lehnsmannen des hohen Adels nicht ausgeschlossen waren. Außerdem gab es noch Auflagen auf die verschiedenen Kunsterzeugnisse. Um die Zahlung der Beiträge zu erzwingen, waren in den meisten größern Städten stehende Besatzungen eingerichtet. Vermittels Eilboten und großer Heerstraßen, welche von zwei zu zwei Meilen mit Stationshäusern versehen waren, wurde eine beständige Verbindung zwischen der Hauptstadt und den entferntesten Landestheilen unterhalten. Der letzte Zweck aller häuslichen Erziehung und öffentlichen Anstalten der A. war die Kriegführung. Einem jeden Kriege ging eine Aufforderung zur Unterwerfung und eine feierliche Kriegserklärung voraus. An der Spitze des Heeres befehligte meist der König selbst. Der Anblick eines aztekischen Heeres war glänzend, die Kriegszucht gut, das Kriegsgesetzbuch blutig streng.

Auf das engste mit der bürgerlichen Verfassung der A. war ihre Religion verschmolzen. Schon der Mangel an natürlichem innern Zusammenhang in ihrem mytholog. Gebäude rechtfertigt die Annahme, daß dasselbe aus einer Verpflanzung der den Geist ungezähmter Roheit

athmenden eigentlich aztekischen Götterlehre auf die der mildern, für edlere Eindrücke empfänglichen Tolteken erwachsen war. Der Azteke glaubte an das Dasein eines höchsten, unsichtbaren Schöpfers und Herrn des Weltalls, des Taotl. Unter diesem standen 13 Hauptgottheiten und noch 200 untergeordnete, von denen einer jeden ein bestimmter Tag oder eine eigene Festlichkeit gewidmet war. An ihrer Spitze stand der Schutzgott des ganzen Volks, der schreckliche Huitzilopochtli, der mexic. Mars. Seine Tempel waren die prachtvollsten und erhabensten; seine Altäre rauchten vom Blute der geopferten Kriegsgefangenen in jeder Stadt des Reichs. Nächst ihm sind die hervorragendsten Gestalten des altmexic. Pantheons Quetzalcoatl, der alte Nationalgott der Tolteken, der aber auch von den A. namentlich als Gott der Luft hohe Verehrung genoß, und Tezcatlipoca, der für die Seele der Welt, als Schöpfer des Himmels und der Erde sowie als Vergelter des Guten und Bösen galt. Man glaubte an ein dreifaches Dasein nach dem Tode: einen Himmel, wo die Krieger in paradiesischer Seligkeit schwelgten, einen Ort der empfindungslosen Zufriedenheit für die auf gewöhnliche Weise Verstorbenen, eine Hölle mit ewiger Finsterniß für die Gottlosen, den größten Theil des Menschengeschlechts. Die Verbrennung der Todten erfolgte unter vielen Feierlichkeiten, bei Vornehmen unter Opferung von Sklaven. Der zahlreiche Priesterstand übte im öffentlichen und Privatleben einen unbegrenzten Einfluß. Die verschiedenen Rangstufen und Verrichtungen derselben waren genau getrennt. Die vornehmste Klasse besorgte die Menschenopfer, andere die Musik, die Erziehung, die schriftlichen Aufzeichnungen, das Kalenderwesen. An der Spitze standen zwei Hohepriester. Nach der Bauart der Teocallis (d. i. Gotteshäuser), welche in großer Anzahl die steinernen Wohngebäude der Städte weit überragten, waren alle die zahlreichen und vielfachen religiösen Feierlichkeiten öffentlich. Letztere bestanden theils in Umzügen der Priester, Frauen, Männer, Kinder sowie in Opfern von Blumen, Früchten und Thieren heiterer, friedlicher Natur, theils in den düstern, schaudererregenden Menschenopfern. Anfangs nur selten, wurden die Opfer mit der Erweiterung des Reichs häufiger, bis endlich fast jede größere Festfeier mit denselben beschlossen ward. In der letzten Zeit wurden jährlich an 20000 Menschen nach der geringsten Schätzung auf den Altären der Götter geschlachtet, und das Zusammenbringen von Gefangenen zu diesem Zwecke mag öfter mit Veranlassung zu Kriegen gewesen sein. Die Leichname der Geopferten wurden bei schwelgerischen Gelagen verzehrt, nicht um einen blos thierischen Appetit zu befriedigen, sondern aus Gehorsam gegen die Religion.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Priester war jedoch die Erziehung der Kinder, zu welchem Zwecke bei allen Tempeln bestimmte Gebäude eingerichtet waren. Frühzeitige Gewöhnung an Ehrfurcht vor der Religion und deren Diener war der Endzweck dieser Priestererziehung. In höhern Lehranstalten, Calmecac genannt, wurde die dem Priesterstande bestimmte Jugend in der Sternkunde, Götterlehre, Geschichte u. s. w. unterrichtet, wobei Aufzeichnungen in einer Bilderschrift oder vielmehr bilderschriftliche Malereien (sog. Rebusschrift) als Hülfsmittel dienten. Auch Gesetze, Berichte der Beamten, Landkarten wurden in solcher Schrift mit Farben auf baumwollene Tuche, sauber zubereitete Häute und eine Art von Pflanzenpapier aufgezeichnet. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war eine große Anzahl solcher Handschriften des verschiedenartigsten Inhalts vorhanden, doch die fanatische Wuth der christl. Priester und Soldaten hat nur wenig von diesen Resten des Heidenthums auf uns kommen lassen. Einiges findet sich in verschiedenen europ. Bibliotheken (z. B. Dresden) zerstreut, und wurde zum größten Theil in des Lord Kingsborough Prachtwerk «The antiquities of Mexico» (6 Bde., Lond. 1830, Großfol.) herausgegeben. (Vgl. Aubin, «Mémoire sur l'écriture figurative et la peinture didactique des anciens Mexicains», Par. 1849). Von den Heldendichtungen und Reden der A. ist nichts, von denen der Acolhuas nur einiges wenige übrig (zwei Oden des Nezalhuatcojotl, Königs von Tezcuco, des gefeiertsten Dichters seiner Zeit). Das Rechensystem, das Kalenderwesen und die Chronologie der Mexicaner setzen Kenntnisse in Mathematik und Astronomie voraus. Ihr Sonnenjahr mit 18 Monaten zu je 20 Tagen, wozu noch 5 Schalttage kommen, war genauer berechnet als das der Griechen und Römer. Auch scheinen die A. die Ursache der Sonnenfinsternisse gekannt zu haben.

Der Ackerbau war ebenso weit vorgerückt als die andern Künste. Er stand in der höchsten Achtung, war mit den religiösen Einrichtungen des Volks eng verbunden und bildete die Grundlage des gesammten Nationalwohlstands. Silber, Blei, Zinn zogen sie durch regelmäßigen Bergbau aus den Gruben von Tasco, Kupfer aus den Gebirgen von Zacotollan. Gold wurde aus Sand und Flüssen gewonnen. Den Gebrauch des Eisens kannten die Mexicaner nicht; anstatt dessen bediente man sich zu Werkzeugen einer Mischung von Kupfer und Zinn sowie

fester Steinarten, wie des Itztli oder Obsidianporphyrs. In gewissen Gold- und Silberarbeiten machten die Goldschmiede der A. den spanischen den Vorrang streitig. Die irdenen und hölzernen Geschirre, die dauerhaften und glänzenden Farben, die stickereiartigen Gewebe, die Schmucksachen aus Federn u. s. w. liefern Beweise von großer Kunstfertigkeit. Denkmäler ihrer Bildhauer und Baumeister sind noch in großer Zahl vorhanden. (S. Amerikanische Alterthümer.) Der Handel wurde theils durch Tausch, theils durch bestimmte Ausgleichungsmittel von verschiedenem Werthe (Federkiele mit Goldstaub, Stückchen Zinn, Cacaobohnen) geführt. Die Beschäftigung des Kaufmanns war vorzüglich geachtet. Unter unmittelbarem Schutze der Regierung, oft mit Aufträgen von dieser versehen, wanderten sie mit ihren Karavanen bis zu den entferntesten Gegenden Anahuacs und der Nachbarländer. Der Sklavenhandel war ein ehrbarer Beruf; regelmäßige Sklavenmärkte wurden zu Atzcapotzalco abgehalten. Vielweiberei war erlaubt, beschränkte sich aber nur auf die reichen Klassen. Die Weiber wurden mit Achtung behandelt und nahmen an den gesellschaftlichen Festen und Unterhaltungen theil.

Der Staat der A. stand auf dem Glanzpunkte seines Gedeihens, als die Spanier auf eine romanhafte Weise die A. für immer aus der Liste der Völker strichen. Zwar leben noch ihre Nachkommen, mit den Europäern vermischt, in den Bergen und Thälern des Anahuac; aber alles, was ihre Eigenthümlichkeit als Nation ausmachte, ist auf immer verwischt. Auch der Azteke hat, gleich allen andern Stämmen der rothen Rasse, eine eigenthümliche Empfindlichkeit der Natur. Er bebt vor der rauhen Berührung des europ. Fremdlings zurück; selbst wenn sich der fremde Einfluß in der Form höherer Civilisation ihm naht, erliegt er demselben und schwindet dahin. Wer den heutigen Indianer Mexicos kennt, kann kaum begreifen, daß dieses Volk jemals fähig gewesen sei, einen staatlichen Organismus zu schaffen, wie der der A. oder gar der der Tolteken war. Die Cultur der A. scheint nur der letzte Abglanz der frühern toltekischen gewesen zu sein. Außer den Werken von Veytia, Clavigero, Sahagun und Torquemada über die Geschichte von Mexico vgl. besonders: Prescott, «History of the conquest of Mexico» (2 Bde., Boston 1843; deutsch 2 Bde., Lpz. 1845); Brasseur de Bourbourg, «Histoire des nations civilisées du Mexique» (4 Bde., Par. 1856—58); Müller, «Geschichte der amerik. Urreligionen» (Basel 1855); Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 4, Lpz. 1864).

Azuni (Dominico Alberto), ein berühmter Kenner des Seerechts und Geschichtsforscher, geb. 3. Aug. 1749 zu Sassari auf Sardinien, gest. zu Cagliari 23. Jan. 1827, war anfangs Advocat zu Cagliari, dann Richter am Handelsgericht zu Nizza. Als franz. Revolutionsheere die Grafschaft Nizza überschwemmten, zog er sich nach Florenz zurück, wo er erst sein «Sistema universale dei principi del diritto marittimo dell' Europa» (4 Bde., Flor. 1795) veröffentlichte, das er jedoch später in neuer franz. Bearbeitung unter dem Titel «Droit maritime de l'Europe» (2 Bde., Par. 1805) erscheinen ließ. Nach der Vereinigung Nizzas mit Frankreich ging er nach Paris, wo er gut aufgenommen, bei der Entwerfung des Handelscodex verwendet und 1807 zum Präsidenten des Appellhofs zu Genua ernannt wurde. Im folgenden Jahre ward er in den Gesetzgebenden Körper berufen. Nach dem Sturze des Kaiserreichs lebte er einige Zeit zu Genua amtlos, bis er unter Protection des spätern Königs Karl Felix als Richter an das Oberconsulatstribunal nach Cagliari berufen wurde. Unter den übrigen Schriften A.'s sind hervorzuheben: ein sehr vollständiges «Dizionario universale ragionato della giurisprudenza mercantile» (4 Bde., Nizza 1786—88; 2. Aufl., Livorno 1822); die treffliche «Histoire géographique, politique et naturelle de Sardaigne» (2 Bde., Par. 1802; deutsch, Lpz. 1803); «Mémoires pour servir à l'histoire des voyages maritimes des anciens navigateurs de Marseille» (Genua 1813); «Recherches pour servir à l'histoire de la piraterie» (Genua 1816); «Système universel des armements en course et des corsaires en temps de guerre» (Genua 1817); «Sur l'origine de la boussole» (Par. 1805 u. 1809).

Azymiten wurden mit einem des Judaismus beschuldigenden Spottnamen die röm.-kath. Christen, als die griech. Kirche im 11. Jahrh. von ihnen sich trennte, später auch die armen. Christen und Maroniten, von Michael Cerularius, Patriarchen von Konstantinopel, benannt, weil sie, allerdings erst seit dem 9. Jahrh., beim Heiligen Abendmahl, wie die Juden beim Passah, sich des Azymon (griech.), d. h. des ungesäuerten Brots, bedienten. Der Name wurde vorzüglich nach den fehlgeschlagenen Vereinigungsversuchen zu Florenz (1439) unter den Griechen gangbar, indem man immer mehr den Gebrauch des gesäuerten oder ungesäuerten Brots als wesentliches Unterscheidungsmerkmal betrachtete. Die Griechen wurden dafür von den Lateinern Prozymiten genannt.

B.

B, der zweite Buchstabe unsers Alphabets, gehört dem Organe nach, das hauptsächlich bei der Aussprache desselben thätig ist, zu den Lippenbuchstaben, und zwar zu den weichern Buchstaben dieser Klasse (b, p, ph, pf, f, v, w). Im phöniz. Alphabete heißt dieser Buchstabe beth, d. h. das Haus, das Zelt, wahrscheinlich nach der ältern hieroglyphischen Gestalt desselben; daraus entstand die griech. Form beta. — Als Abkürzungszeichen wird das B wenig angewendet; die gewöhnlichsten sind L. B. (lector benevolus, d. i. wohlwollender Leser); b. (beatus, d. i. selig, verstorben). Bei Musikarten bezeichnet B Basso. Auf franz. Münzen bezeichnet B die Münzstätte Rouen, sowie Bb Strasburg. — Ueber B als Grundton in der musikalischen Scala vgl. Ton und Tonarten.

Baader (Franz Xaver von), ein namhafter deutscher Philosoph, geb. 27. März 1765 zu München, Sohn eines Arztes, widmete sich seit 1781 zu Ingolstadt und Wien medic. Studien und war bereits Assistent seines Vaters, als er sich dem Bergwesen zuwandte, um seiner Neigung für die Naturwissenschaft ungetheilt folgen zu können. Er ging zu diesem Behufe 1788 nach Freiberg, wo er unter Werner studirte und mit A. von Humboldt näher bekannt wurde, und einige Jahre darauf (1792) zu seiner weitern Ausbildung nach England und Schottland. Hier beschäftigte er sich nicht blos mit technischen, sondern auch mit staatswissenschaftlichen, namentlich aber mit philos. Studien. 1796 kehrte B. über Hamburg, wo er Jacobi kennen lernte, nach München zurück, und hier wurde er 1797 als Münz- und Bergrath angestellt und 1807 zum Oberbergrath befördert. Er blieb in dieser Stellung bis 1820. Seine Verbindungen mit dem russ. Minister Fürsten Galizin, die er seit 1818 unterhielt, veranlaßten ihn 1822 zu einer Reise nach Rußland. Auf der Rückkehr verweilte B. acht Monate in Berlin, wo er zu Hegel, Schleiermacher, Herbart, Varnhagen und andern berühmten Männern in Beziehung trat. Bei Eröffnung der Universität München 1826 ward ihm eine Honorarprofessur für Philosophie und speculative Theologie übertragen. Bei Gelegenheit der Kölner Wirren sprach er sich gegen den kirchlichen Absolutismus des Papalsystems in schneidender Weise aus, weshalb ihm 1838 unter dem Ministerium Abel untersagt wurde, fernerhin über Religionsphilosophie zu lesen. Er starb zu München 23. Mai 1841. B.'s literarische Thätigkeit erstreckte sich anfangs auf das naturwissenschaftliche und technische Gebiet. Dahin gehören die Schriften «Vom Wärmestoff» (Wien 1786), «Versuch einer Theorie der Sprengarbeit» (Freiberg 1802) u. s. w. Ueber eine von ihm gemachte wichtige Erfindung in Bezug auf Glasbereitung, die ihm von der österr. Regierung mit 12000 Fl. belohnt wurde, berichtete er in «Anleitung zum Gebrauche der schwefelsauren Soda oder des Glaubersalzes zur Glaserzeugung» (Wien 1815). Als Philosoph machte sich B. in weitern Kreisen zuerst durch seine «Beiträge zur dynamischen Philosophie» (Berl. 1809) bekannt. Eine vollständige Sammlung seiner philos. Schriften (16 Bde., Lpz. 1850—60) wurde von Franz Hoffmann unter Mitwirkung von Baron Friedr. von Osten-Sacken, Hamberger, von Schaden, Lutterbeck und Schlüter veranstaltet. Wenn auch die Philosophie B.'s in manchen Punkten mit Fichte, Schelling und Hegel einerseits zusammengeht und andererseits Ideen Jakob Böhme's und anderer Theosophen aufnimmt und ausgestaltet, so bleibt dieselbe doch von allen andern philos. Systemen wesentlich unterschieden. Die Principien, aus denen B. alles ableitet, sind ihm: der Urwille, der zugleich als Urbewußtsein Urgeist und Urpersönlichkeit ist, und deren Attribute: die ewige Idee und die ewige Natur. Die Idee ist als Grund der Form, die Natur dagegen als die Quelle des Stoffs anzusehen. Vom Willen aber wird das Verhältniß bestimmt, in welchem jene beiden zueinander stehen. Wofern der Wille der Idee schlechthin widerstrebte, würde sich die wilde Gewalt der Natur unbedingt geltend machen und sich hierin das infernale Dasein ergeben, solange der Wille im totalen Widerstreben verharrte, welches indeß, der Macht Gottes gegenüber, nicht endlos stattfinden kann. Erfolgt dagegen die Unterwerfung der Natur unter die Idee durch den Willen nicht völlig, sondern nur theilweise, so kann das Resultat kein anderes sein als das in sich selbst überall gebrochene, zeitlich-räumlich-materielle Dasein. Während dieses mehr oder weniger den Charakter der Irrationalität an sich trägt, so waltet vollkommene Rationalität und Integrität im Gebiete des himmlischen Daseins, welches auf der durchgängigen Herrschaft der Idee über die Natur, der Kraft des durchaus reinen und guten, der Idee völlig sich ergebenden Willens beruht. Da der göttliche Wille

schlechthin heilig und vollkommen ist, so hat man das himmlische Dasein entschieden für das primitive zu halten. Der bedeutendste Schüler B.'s ist Franz Hoffmann in Würzburg, der auch die meist nur in aphoristischer Form ausgesprochenen Ideen des Meisters systematisch darzustellen versucht hat. Dahin gehören unter anderm von dessen Schriften: «Vorhalle zur speculativen Lehre B.'s» (Aschaffenb. 1837); «Ueber das Verhältniß B.'s zu Hegel und Schelling» (Würzb. 1850); «Grundzüge der Societätsphilosophie B.'s» (Würzb. 1837) u. s. w. — B.'s älterer Bruder, Clemens Alois B., bekannt als Herausgeber des «Gelehrten Baiern», geb. 8. April 1762, starb als bair. Regierungs- und Schulrath 23. März 1838. — Sein dritter Bruder, Joseph von B., bair. Oberbergrath, berühmt als Ingenieur und Mechaniker, geb. zu München 30. Sept. 1763, gest. daselbst 20. Nov. 1835, hatte Medicin studirt und auch in dieser Wissenschaft promovirt, entsagte ihr aber später und wurde 1798 wegen seiner ausgezeichneten Talente für die Technologie Director der Maschinen und des Bergbaues, 1808 sodann als Geheimrath bei der Generaldirection des Bergbaues und der Salinen von Baiern angestellt. Auf seinen Reisen in England von 1787—95 und 1815 in Frankreich und andern Ländern hatte er einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt. Er machte viele glückliche Versuche und Erfindungen und wußte die Mängel der engl. Eisenbahnen, namentlich in Beziehung auf die Erleichterung des Transports, vielfach zu heben. Mit seinen spätern Ansichten über Eisenbahnbau, die er in mehrern Schriftchen darlegte, vermochte er aber nicht durchzudringen. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen die «Theorie der Saug- und Hebepumpen» (Bair. 1797; 2. Aufl., Hof 1820); «Neue Vorschläge und Erfindungen zur Verbesserung der Wasserkünste bei dem Bergbau und Salinenwesen» (Bair. 1800; 2. Aufl., Hof 1820); «Ueber ein neues System der fortschaffenden Mechanik» (Münch. 1817) und «Huskisson und die Eisenbahnen» (Münch. 1830).

Baaken heißen die für Schiffer und Lootsen am Strande oder auf Sandbänken sowie auch an Stromufern unterhaltenen Merkzeichen, durch welche theils das Fahrwasser, theils Klippen, Untiefen und andere gefährliche Punkte angedeutet werden. Es sind mehr oder minder große, an weit sichtbaren Stellen aus Fachwerk aufgeführte Holzgerüste, welche meist eine pyramidale Form haben und an ihrer Spitze mit einer Kugel oder einer andern leicht unterscheidbaren Figur versehen sind. Man errichtet sie nur an solchen Localitäten, wo sie gegen den Anprall der Wogen gesichert sind, da sie von diesen sonst bald umgestürzt würden. Am Eingange von Häfen, welche bei Stürmen aus gewissen Richtungen für hinausgehende Lootsen nicht passirbar sind, hat man sog. Windbaaken. Auf diesen befindet sich eine nach verschiedenen Seiten hin bewegliche Stange mit einer Flagge, mittels deren den ohne Lootsen einsegelnden Schiffen der zu steuernde Curs bezeichnet wird. Wo es nöthig ist, Untiefen auf offenem Meere zu kennzeichnen, benutzt man Bojen (s. d.). Die Errichtung der B. steht unter Aufsicht der Regierungen, welchen zur Erhaltung derselben von den die Häfen besuchenden Schiffen nach Maßgabe ihrer Größe eine Abgabe, das sog. Hafengeld, gezahlt wird.

Baal (d. i. Herr), ist die männliche Hauptgottheit in den Religionssystemen der altsemit. Völker, die namentlich bei den Babyloniern (wo die Namensform Bel lautet), Phöniziern und Hebräern verehrt wurde. Sein mytholog. Wesen ist mannichfach entwickelt und nach Ort und Zeit verschiedenartig ausgebildet worden, worüber genauere Nachrichten jedoch nicht auf uns gekommen sind. Ursprünglich ist B. der Gott der Sonne nach allen ihren wohlthätigen und verderblichen Wirkungen. Dem B. stand als weibliche Gottheit eine Baaltis zur Seite, die jedoch gewöhnlicher Astarte (s. d.) genannt wird. Der Dienst des B. war prachtvoll und lärmend; Tempel mit Bildsäulen des Gottes wurden auf Anhöhen errichtet, und blutige Opfer ihm dargebracht. Die Vergleichungen des B. mit einer höhern oder niedern Gottheit der Griechen sind meist sehr willkürlich; doch haben die Sagen von Hercules und dessen Verehrung manches mit dem Baalsdienste Uebereinstimmende. Auch das Alte Testament erwähnt den B. in sehr verschiedenen Arten und Formen, daher mit allerlei Beinamen, unter denen Baalsebub (in der griech. Form Beelzebub, s. d.) der bekannteste ist. Viele babylonische, phönizische und karthagische Namen sind mit B. zusammengesetzt, so Hannibal, Hasdrubal u. s. w. Die Einführung des sinnlichern Cultus dieser Gottheit bei den Israeliten unter den spätern jüd. Königen erregte den gerechten Zorn der Propheten, die in kräftigen Worten dagegen eiferten. Dadurch sind die Worte Baalsdienst und Baalspfaffe identisch geworden mit «falschem Gottesdienst» und «heuchlerischem Diener der Gottheit».

Baalbek oder Balbek, d. i. Stadt des Baal oder des Sonnengottes, daher bei den Grie-

chen und Römern Heliopolis, d. i. Sonnenstadt, genannt, gegenwärtig ein kleiner, unansehnlicher, unter einem besondern Emir stehender Ort mit ungefähr 5—600 E., am Fuße des Antilibanon, auf einem der niedern Ausläufer des Gebirgs in die Thalebene El-Bekâa, im alten Cölesyrien, ist wegen der großartigen Ruinen ihrer alten Prachtbauten merkwürdig. Am bedeutendsten und imposantesten sind die Ueberbleibsel des großen Sonnentempels, der aus dem eigentlichen Tempelgebäude und zwei großen Vorhöfen bestand. Letztere waren mit Säulengängen und galerieartigen Gebäuden umgeben, und hatten einen prächtigen Porticus zum Eingang. Das eigentliche Tempelgebäude im Hintergrunde des zweiten größern Vorhofs bildete ein längliches Viereck von 268 F. Länge, 146 F. Breite, dessen Dach von einem Peristyl von 54 korinth. Säulen getragen ward, von denen sechs noch stehen, die im Umfange gegen 22 par. F., der Länge nach im Schafte 58 und mit dem Fußgestell und dem daraufruhenden Gebälk gegen 72 F. messen. Alles übrige liegt meist in Trümmern umher, von denen der ganze Boden bedeckt ist. Merkwürdig ist die Größe der zu den Substructionen verwandten Steine, von denen einige gegen 60 F. lang sind, bei einer Dicke von 12 F. Südlich von diesem großen Tempel steht noch ein kleinerer, ebenfalls in länglichem Viereck gebaut, dessen Peristyl und Umfassungsmauern der Cella größtentheils noch stehen. Beide Tempel, die der Grundform nach den griechischen sich anschließen, sind, sowie die Vorhöfe, in einem reichverzierten, prunkhaften, sich schon dem Phantastischen zuneigenden röm. Stile aus Kalkstein gebaut. Außer ihnen findet man noch in einiger Entfernung von der Stadt ein achteckiges, von acht Granitsäulen getragenes Gebäude. Die älteste Geschichte B.s liegt in völligem Dunkel. Nur so viel ist gewiß, daß es seit uralten Zeiten ein Hauptsitz des Sonnencults gewesen, wie schon sein Name beweist. Unter Kaiser Augustus hatte B. eine röm. Besatzung. Antoninus Pius baute den großen Tempel, den die unter den jetzigen Bewohnern der Stadt herrschende Sage für ein Werk des Königs Salomo hält. Nachdem das Christenthum unter Konstantin zur herrschenden Religion geworden, ward der Tempel in eine christl. Kirche umgewandelt. Mit der Einnahme der Stadt durch die Araber beginnt der Verfall des Tempels. In den darauffolgenden Kriegen ward er mit dem kleinen Tempel in eine Festung umgewandelt, von der man noch die Zinnen sieht, und weshalb der Platz, auf dem beide stehen, den Namen Castell führt. Auch die Stadt selbst sank durch die unglücklichen Schicksale, die Syrien das ganze Mittelalter hindurch bis zur neuesten Zeit betrafen, immer mehr herab. Was das Schwert der Araber, Tataren und Türken noch verschont hatte, wurde 1759 von einem furchtbaren Erdbeben meist zerstört. Vgl. Wood und Dawkins, «The ruins of B.» (Lond. 1757); Cassas, «Voyage pittoresque de la Syrie» (3 Bde., Par. 1799) und viele andere Reisewerke.

Baan (Jan de), ein tüchtiger Porträtmaler zu Harlem, geb. daselbst 20. Febr. 1633, verdankte seinem Oheim Piemans, später aber dem J. Backer seinen ersten Unterricht. Von den beiden zu seiner Zeit herrschenden Richtungen in der Porträtmalerei, der van Dyck'schen und der Rembrandt'schen, verfolgte er die erstere und erwarb sich damit während eines kurzen Aufenthalts in England Beifall. Der Kurfürst von Brandenburg ernannte ihn 1676 zu seinem ersten Maler und später zum Director der neugegründeten Kunstakademie, welche Stelle er aber ablehnte und dafür seinen besten Schüler und Enkel, J. van Sweel, in Vorschlag brachte. Descamps erzählt seine mannichfachen Schicksale und gibt auch ein Verzeichniß seiner Werke. Das beste darunter ist das Porträt des Prinzen Moritz von Nassau-Siegen. B. starb 1702 im Haag. — B. (Jakob de), des vorigen Sohn, geb. 1673 im Haag, malte schon sehr früh Porträts, die den Arbeiten des Vaters nicht nachstanden. Auch er beschäftigte sich in England, wohin er mit dem Gefolge des Königs Wilhelm III. gekommen war. Später malte er am Hofe zu Florenz und in Rom mit großem Beifalle. Hier führte ihn das bacchantische Leben in der Schilder-Bent, in welche er wegen seiner Körperstärke mit dem Beinamen «der Gladiator» aufgenommen wurde, seinem Ende entgegen. Zu spät wurde er diesem Treiben durch einen deutschen Prinzen, der ihn mit nach Wien nahm, entrissen. Er starb daselbst im April 1700.

Baar (die), eine ehemals reichsunmittelbare Landgrafschaft in Schwaben, im jetzigen bad. Seekreise und zu geringem Theile im würtemb. Schwarzwaldkreise, umfaßt die Plateau- und Berglandschaft, welche den Schwarzwald mit dem Heuberge, dem südwestlichsten Theile der Rauhen Alp, verbindet. Zwischen Villingen, Inklingen und Blumberg an den Quellen des Neckar und den Quellflüssen der Donau (Brege und Brigach) gelegen, begreift sie ein Areal von etwa 10 Q.-M., doch mit nur wenig mehr als 30000 E. Das Land erhebt sich bis über 2100 F. und ist besonders im nördl. Theile «auf der Baar» bergig, rauh und unfruchtbar. Pferdezucht und Uhrmacherei bilden die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung.

Politisch bildet die B. den Hauptbestandtheil des mediatisirten Fürstenthums Fürstenberg, dessen Haupt- und Residenzstadt Donaueschingen zugleich als ihre Hauptstadt gilt. Die heutige Landschaft B. ist nur ein Theil der alten Berchtoltsbaar (althochdeutsch Berhtoldes Para), welche urkundlich schon im 8. Jahrh. zur Zeit der Karolinger erwähnt wird. Wie alle Baaren (althochdeutsch para, ein eingehegtes oder sonst abgegrenztes Land, eine Gaulandschaft) des Mittelalters, war auch diese nach ihrem Herrn benannt, dem Gau- und Landgrafen Berthold, dem vermuthlichen Ahnherrn der Herzoge von Zähringen, der mit seinen Nachkommen diesen Baargau verwaltete, und nach dessen Familiengliedern wieder einzelne Unterabtheilungen desselben benannt werden, wie die Adelhartsbaar und die Birchtilosbaar. Es umfaßte die damalige B. die jetzigen bad. Bezirksämter Villingen, Hüfingen, Möhringen und die würtemb. Oberämter Tuttlingen, Spaichingen, Rottweil, Balingen, Oberndorf, Freudenstadt, Horb, vermuthlich auch Rottenburg, endlich die hohenzoll. Bezirke Hechingen und Haigerloch, also die große, östlich von der Ortenau und dem Breisgau um die Quellen der Kinzig, des Neckars und der Donau gelegene Landschaft. Die wichtigsten Orte waren Rottweil, Tuttlingen, Uerslingen, Sulz, Löffingen, Möhringen, Oberndorf, Kloster Alpirsbach, Villingen und Vöhringen. Nach der Grafenfamilie der Bertholde kam die Landgrafschaft B. in den Besitz der Grafen von Sulz, jedoch bedeutend verkürzt, namentlich um die Aemter, welche die Grafen von Breisgau, die nachmaligen Herzoge von Zähringen, innehatten. Im 13. Jahrh. traten die Grafen von Sulz die Landgrafschaft freiwillig an die Grafen von Fürstenberg ab, welche auch 1283 vom Kaiser Rudolf I. damit belehnt wurden. Die fürstenbergische Landgrafschaft B. zerfiel am Ende des 18. Jahrh. in das Oberamt Hüfingen (mit Donaueschingen, Fürstenberg, Geisingen und Neudingen), und die Obervogtei unter Möhringen, Blumberg, Löffingen und Neustadt (mit Vöhrenbach). Ihre Reichsunmittelbarkeit verlor die Grafschaft 1803.

Bâbâ bedeutet im Türkischen «Vater», ein Wort des ersten kindlichen Lallens, wie unser «Papa». Dieses Wort wird in Persien und der Türkei als Ehrentitel den Namen angesehener Geistlicher, besonders solcher, die dem ascetischen Leben sich widmen, vorgesetzt, z. B. Baba Nasibi (Name eines pers. Dichters, der 1537 starb), und aus Artigkeit oft auch an den Namen anderer Personen angefügt, z. B. Ali-Baba. — Bâbû (nicht Bäbu) bedeutet im Neuindischen «Fürst» und wird im gewöhnlichen Leben als Titel gebraucht wie unser «Herr».

Babadagh, Babatagh, die feste Hauptstadt der Dobrudscha, des nordöstlichsten Theils der türk. Provinz Bulgarien, 4 M. im S. von Tultscha an der Donau, zwischen Bergen in einer fruchtbaren, aber sumpfigen und ungesunden Gegend gelegen, ½ M. vom See Rassein oder Ramsin, einer großen Lagune des Schwarzen Meeres, an deren Eingang (8 M. im S.) der Ort Kara-Irman oder Kara-Herman, der Seehafen von B., liegt. Die Stadt B. zählt 10000 E., hat eine Wasserleitung und fünf Moscheen, unter welchen die von Bajazet erbaute die schönste ist. Dieser Sultan bevölkerte die von ihm neugegründete und mit einer Hohen Schule versehene Stadt mit Tataren und benannte sie nach dem heil. Baba, dessen Grabmal auf einem nahegelegenen Berge als Wallfahrtsort besucht wird. Die Einwohner treiben nicht unbedeutenden Handel nach dem Schwarzen Meere, der durch Kara-Irman vermittelt wird. In den meisten russ.-türk. Kriegen war B. als Paßfestung der Sammelplatz und das Standquartier des türk. Heeres und seines Oberbefehlshabers. So 1771 unter dem Großvezier Ali-Bei, dessen verschanztes Lager die Russen 25. Oct. jenes Jahres unter Weismann erstürmten. 1773 flohen die Türken vor den Russen von B. bis Basardschik, 24 M. im S. Am 27. März 1854 wurde B. von den Russen beschossen.

Babbage (Charles), ein ausgezeichneter engl. Mathematiker und Erfinder in der Mechanik, geb. 26. Dec. 1792 zu Teignmouth in Devonshire, machte seine Studien in Cambridge, wo er 1814 promovirte und sich frühzeitig durch sein Talent für Mathematik auszeichnete. Im Besitz eines unabhängigen Vermögens, konnte er sich ganz dieser Wissenschaft widmen, der er namentlich eine praktische Richtung zu geben suchte. Unter seinen literarischen Leistungen sind zunächst die äußerst correcten, zweckmäßig und bequem eingerichteten «Tables of logarithms» (3. Aufl., Lond. 1834) zu erwähnen. B. war der erste, der die Art der Ausstattung solcher Tabellen zu einem Gegenstande ernsten Nachdenkens machte. Bei der Schwierigkeit, größere Tabellenwerke correct zu fertigen, gerieth B. auf den in dem «Letter to Sir H. Davy on the application of machinery to mathematical tables» (1822) entwickelten Gedanken, die Vollendung derselben einer Maschine anzuvertrauen. Von der Regierung mit der Beaufsichtigung des Baues einer solchen beauftragt, besuchte er, bevor der Bau begann, viele mechan. Werk-

stätten und Maschinensysteme, sowol in seinem Vaterlande als auf dem Festlande, um die gesammten Hülfsquellen mechan. Künste kennen zu lernen und sich in den Stand zu setzen, dieselben bei seinem Riesenbau combinirt zu benutzen. Diese Umschau war die nächste Veranlassung zu dem geistreichen Werke «Economy of manufactures» (Lond. 1832; deutsch, «Ueber Maschinen und Fabrikwesen», von Friedenberg, Berl. 1833), in welchem die gesammten mechan. Processe unter höhern Gesichtspunkten zusammengeordnet und die interessantesten Beispiele für die verschiedensten Fabrikationen aufgestellt sind. Seine Rechenmaschine sollte zufolge ihres Zwecks, mathem. und seemännische Tafeln zu berechnen und zu drucken, aus zwei wesentlich verschiedenen Theilen, einem rechnenden und einem druckenden, bestehen. Der erste wurde 1828 zu bauen angefangen und war 1833 zum größten Theil in bewundernswürdiger Schönheit und Vollkommenheit vollendet, als eine Unterbrechung im Bau der Maschine eintrat. Der druckende Theil war damals noch nicht halb fertig, und dennoch war der Gesammtaufwand beim Bau bis auf 17000 Pfd. St. gestiegen. Da die vollständige Ausführung noch auf doppelt so viel veranschlagt wurde, so ließ man die Sache liegen. Während dieser Zeit übersetzte B., im Verein mit Herschel und Peacock, den «Traité du calcul différentiel et du calcul intégral» von Lacroix ins Englische und lieferte, außer der Schrift «Comparative view of the different institutions for the assurance of life» (Lond. 1826; deutsch, Weimar 1827), eine Menge höchst wichtiger Abhandlungen für die «Philosophical Transactions», Brewster's «Journal of science» und andere gelehrte Publicationen. 1828 wurde er als Professor der Mathematik in Cambridge auf denselben Lehrstuhl berufen, den einst Newton eingenommen hatte, von dem er aber 1839, wie es scheint aus Unzufriedenheit mit dem dortigen Universitätssystem, zurücktrat. Ueber die wissenschaftlichen Zustände Englands überhaupt sprach er in den «Reflections on the decline of science in England» (Lond. 1830) sehr trübe Ansichten aus, auf die er in seinem Werke über die große Industrieausstellung «The Exposition of 1851, or views of the industry, science and government of England» (Lond. 1851) zurückkam. Bei den Wahlen zum ersten Reformparlament, 1832, wurde B. von der entschieden liberalen Partei als Candidat für Finsbury aufgestellt, ohne daß es ihr jedoch gelang, seine Wahl durchzusetzen. Noch in seinem hohen Alter beschäftigte sich B. rastlos mit Entwürfen zu größern Maschinen für algebraische Operationen sowie mit physik. und geol. Untersuchungen, wobei er zugleich einen erbitterten Krieg mit den Straßenmusikanten führte, die ihn in seinen tiefsinnigen Berechnungen störten, und gegen die er sogar die Hülfe des Parlaments in Anspruch genommen hat. Vgl. seine «Passages from the life of a Philosopher» (Lond. 1864).

Bāb-el-Mandeb oder el-Mendeb (Thor der Trauer) heißt die 3½ M. breite Meerenge zwischen Arabien und Afrika, durch welche das Rothe Meer mit dem Golf von Aden und so mit dem Indischen Ocean verbunden wird. Zwei spitzige vulkanische Kegel, Dschebl-Menhéli oder Manháli, welche fast senkrecht ins Meer abfallen, bilden hier die äußerste Südwestspitze Arabiens, das Vorgebirge oder Ras-el-Menhéli, auch wol Ras-Bab-el-Mandeb genannt, welches etwa 1½ M. lang und über 1 M. breit, 865 F. hoch und 14 St. weit sichtbar ist. An der engsten Stelle tritt diesem im SSW., auf der sonst flachen afrik. Küste, ein 380 F. hohes Vorgebirge gegenüber, Ras-Seján oder Hemmár el-Seán genannt, ein kaum ½ M. langer, hornförmiger, vulkanischer Fels, welcher durch eine schmale, 700 Schritt lange Zunge mit dem Festlande verbunden ist und mit diesem eine gegen N. sich öffnende kleine, aber durchschnittlich 60 F. tiefe und durch einen Korallenfels gegen Nordwinde gedeckte Bucht, einen in strategischer Beziehung wichtigen Hafenplatz, begrenzt. Zwischen beiden Felsthürmen der gleichermaßen öden und wüsten Gegenküsten befindet sich der durch eingestreute Eilande noch mehr verengte Eingang der Meeresstraße. Kaum ½ M. von dem arab. Cap liegt das größte derselben, die Insel Perim, arab. Majún, welche die Meerenge in zwei Kanäle theilt, den östl. oder Kleinen, kaum ½ M. breiten Bāb-el-Mehéli oder Bāb-Iskender (an dem Alexander d. Gr. nach arab. Sage eine Stadt erbaut haben soll) und den westl. oder Großen Kanal, der über 2 M. breit ist und Dacht-el-Majún heißt. Nur ⅛ M. vor dem arab. Cap liegt ein kleines Felseiland, Dschesiret Robán, die Piloten-, Fischer- oder Austerninsel der engl. Karten. Von dieser zieht längs der Ostküste des Kleinen Kanals ein Korallenriff hin; doch hat der Seepaß hier auf eine reichliche Viertelmeile nirgends weniger als 60—72 F. Tiefe. Etwa 2 M. im S. von Perim ragen sieben hohe vulkanische Klippen, die Sieben Brüder, arab. Sauabă, aus der Tiefe empor, welche der Schiffahrt nicht gefährlich, da sie, bei ihrer bedeutenden Höhe von 250—350 F. und ihrer eigenthümlichen Form weithin sichtbar, als Orientirungspunkte dienen, überdies submarine Riffe nicht vorhanden sind, und das

Meer gleich an ihrem Fuße schon namhafte Tiefe hat. Auch der westl. Große Kanal ist ganz klar und hat überall eine Tiefe von 180—480 F. Die Strömung geht längs der afrik. Küste nach N., längs der asiatischen, in dem Kleinen Kanal, südwärts. Letztere Straße ist die der engl. Postschiffe und wird auch fast ausschließlich von den arab. Barken benutzt. Auch die Schiffe, welche den Großen Kanal passiren, halten sich möglichst dicht an die Insel Perim, die somit beide Straßen beherrscht. Diese Insel selbst ist ein alter Krater aus trachytischer Lava von unregelmäßiger Form, von W. gegen O. 1 M. lang, ½ M. breit. Die mächtige Caldera bildet jetzt einen vortrefflichen Hafen, dessen Eingang auf der Südwestseite liegt. Letzterer ist so breit und rein, daß bei jedem Winde das Ein- und Auslaufen der Schiffe bewerkstelligt werden kann. Das Innere des Hafens ist fast bis 60 F. tief und geräumig genug, einer ganzen Flotte Platz und Schutz zu bieten. Nach N. hin sind die Ufer ziemlich flach, die übrigen Seiten bestehen aus wildzerrissenen, über 200 F. hohen Klippen. Von Vegetation ist sowol an diesen als in der Sand- und Conglomeratebene kaum eine Spur vorhanden; auch Wasser findet sich nicht. Dagegen regnet es nicht selten im Bab, und dies benutzt man zur Anlegung von Cisternen. Die Meerenge B. nebst ihren Caps und Inseln war schon den Alten bekannt. Die Portugiesen faßten daselbst nicht festen Fuß. Um den Seepaß und dadurch die Schiffahrt von Aegypten und Arabien her zu beherrschen, eroberten sie im Anfang des 16. Jahrh. unter Tristan d'Acunha die Insel Socotora, die aber, wie der Erfolg bald lehrte, zu diesem Zweck doch nicht hinreichte. Erst die Engländer erkannten die strategische Wichtigkeit der Insel Perim für die Beherrschung des Bab und des ganzen Rothen Meeres. Schon 1799—1801 hatten sie diesen Schlüsselpunkt besetzt, um einer möglichen Unternehmung der Franzosen gegen Indien zu begegnen. Die zweite Besitzergreifung 14. Febr. 1857 hing mit der möglichen Durchstechung des Isthmus von Suez zusammen, welche die Engländer für ihre indischen Besitzungen und ihren Handel dadurch gefahrlos zu machen suchten, daß sie gleich nach der Occupation der Insel bedeutende Befestigungswerke zu errichten begannen, die ein zweites Gibraltar bilden sollen. Zunächst wurde bei Straits-Point, der Ostspitze der Insel, eine Festung und 1861 ein Leuchtthurm mit Drehlicht erbaut. Dagegen blieb bei der Legung des unterseeischen Telegraphenkabels von Suez nach Aden, die vom 2. bis 24. Mai 1859 ausgeführt wurde, Perim ohne Station.

Babelsberg oder Babertsberg, königl. Schloß mit Park, einer der schönsten Punkte in der Umgebung von Potsdam, am linken Ufer der Havel, ¼ St. vom Dorfe Glienicke, Eigenthum König Wilhelm's I. von Preußen. Der Park ist vom Fürsten Pückler angelegt. Das Schloß wurde am Abhange des Babertsberges 1835 nach Schinkel's Plänen im normannischen Stile erbaut, mit mittelalterlichen Säulen und hohen Thürmen. Die prächtigen Räume des Innern sind sinnreich benutzt und auf das geschmackvollste ausgestattet mit alterthümlichen Möbeln, Erzbildwerken, Erinnerungen an den Feldzug von 1849 in Baden und zahlreichen andern Gegenständen. Die von einer Dampfmaschine getriebene Fontaine am Schlosse steigt 130 F. hoch. An der Ostseite des Schlosses befindet sich in einem Denkmalbau ein Erzengel Michael, ein Geschenk Friedrich Wilhelm's IV. Südlich ragt seit 1856 ein hoher Rundschauthurm aus dem dichten Waldesgrün empor. Aber auch schon vom Schlosse selbst hat man eine reizende Aussicht über Potsdam, Sanssouci, Marmorpalais, Glienicke, den großen Havelsee und die belaubten Berge seiner Umgebung.

Babenberg (Grafen von), eins der ältesten deutschen Geschlechter, welches seinen Namen von dem Stammsitze B., im Westen von Bamberg, entlehnte und sich von den fränk. Königen ableitete. Die Babenberger scheinen schon im 9. Jahrh. im heutigen Oberfranken reich begütert und namentlich auch im Besitz der Gegend um Bamberg, das nach ihrer Burg sich nannte, gewesen zu sein, bis Adalbert Graf von B. wegen Landfriedensbruch hingerichtet wurde, worauf seit 908 Gaugrafen über diese Gegend herrschten. Polit. Bedeutung erhielten die Babenberger, als der aus denselben entsprossene Leopold I. 983 Markgraf von Oesterreich wurde. Ihr Stamm erlosch mit dem Herzoge von Oesterreich Friedrich dem Streitbaren 1246. Eine Nebenlinie der Babenberger, die Heinrich, den jüngern Sohn Heinrich Jasomirgott's (gest. 1177), zum Ahnherrn hatte, und deren Häupter sich Herzoge von Oesterreich-Mödling nannten und Herren des Landes unter dem Gebirge waren, war schon 1226 mit Heinrich dem Grausamen erloschen.

Babenhausen, Hauptort einer ehemaligen Reichsherrschaft, früher eine Stadt, jetzt ein Flecken im Amtsbezirk Illertissen des bair. Kreises Schwaben, rechts an der Günz gelegen, hat 1850 E., ein altes und ein neues Schloß als Residenz der Fürsten Fugger-Babenhausen, mit schönen Gärten und Wirthschaftsgebäuden, einem Armenhaus, einer kath. Pfarrkirche, Frucht-

und Wiesenbau, Viehzucht und mehrere Mühlen. Der Ort soll im Besitz der Römer gewesen sein. 1236 war Graf Ulrich von Tübingen Eigenthümer, am Ende des 13. Jahrh. waren die von Schöneck, im Anfang des 14. Jahrh. durch Kauf die von Rotenstein Besitzer. Von den letztern kam Stadt und Herrschaft 1363 an die Familie von Rechberg, 1539 durch Kauf an Anton Fugger, welcher die würtemberg. Lehnbarkeit ablöste. Die damalige Stadt hatte 1337 ulmer Recht, 1456 ein eigenes Wappen bekommen, sank aber zum Markte herab und verlor 1688 zur Strafe eines Aufruhrs ihre Jurisdiction. 1633 litt sie durch die Schweden. 1711 wurden die Grafen Fugger zu Kirchberg und Weißenhorn, die in der Folge hier ein Herrschaftsgericht hatten, vom Kaiser Joseph I. mit dem Forst- und Wildbann zu B. belehnt. Ihre Mediatisirung erfolgte 1806. — Die Stadt B., im Kreise Dieburg der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg, an der Gersprenz und der Main-Rhein-Bahn, zählt 2122 E., hat eine Kirche mit schönen Holzschnitzwerken und Glasmalereien, ein Hospital und ein Schloß, welches einst die Residenz der Grafen von Hanau-Lichtenberg war, in dem sich jetzt aber eine Militärstrafanstalt befindet.

Babeuf (François Noël), Haupt einer communistischen Verschwörung unter der Directorialregierung in Frankreich, genannt Cajus Gracchus, wurde 1764 zu St.-Quentin geboren. Im Alter von 16 J. Waise, kam er zu einem Feldmesser in die Lehre und wurde später, nach mehrjährigem Umherschweifen, als Mitglied einer Katastercommission angestellt. Als 1789 die Revolution ausbrach, verließ er dieses Amt und bewies sich als fanatischer Anhänger der Bewegung. Einiger Aufsätze wegen, die er zu Amiens im «Correspondant Picard» veröffentlichte, ward er auf Befehl der Regierung verhaftet und nach Paris gebracht, aber daselbst im Juni 1790 freigesprochen. Später griff er in einem Plakate Manuel, den pariser Gemeindeprocurator, aufs heftigste an, was ihm wieder Gefängniß und einen Proceß vor dem Tribunal zu Aisne zuzog, das ihn ebenfalls freisprach. B. kehrte im Juli 1794 nach Paris zurück, äußerte seine Freude über Robespierre's Sturz und erklärte sich aufs heftigste gegen die Terroristen. Dagegen predigte er in einem Blatte, das er unter dem Titel «Le tribun du peuple» herausgab, die Massenherrschaft mit ihren absurdesten Folgerungen und forderte namentlich eine neue Vertheilung des gesammten Grund und Bodens. Man nahm ihn kurze Zeit fest; doch hinderte ihn dies nicht, seine Umwälzungsplane in Bezug auf Staat und Besitz nur um so rücksichtsloser bekannt zu machen. Indem sich ihm zahlreiche Parteigänger des gestürzten Jakobinerthums anschlossen, bildete sich eine förmliche Verschwörung, welche den Sturz der Directorialregierung und die volle Herstellung der von den Schreckensmännern selbst suspendirten demokratischen Verfassung von 1793 bezweckte. Das Directorium verschaffte sich genaue Kenntniß von dem Complot und ließ B. mit Darthé und andern Häuptern der Verschwörung im Mai 1796 verhaften und, unter der Anklage des Hochverraths, vor einen Specialgerichtshof zu Vendôme stellen. B. vertheidigte sich mit dem Muthe eines Fanatikers und Apostels, und überhäufte die Richter wie die Regierung mit Schmähungen. Als ihm nebst Darthé 23. Mai 1797 das Todesurtheil verkündigt wurde, stieß er sich während der Vorlesung desselben einen Dolch in die Brust. Darthé that ein Gleiches und endete auf der Stelle. B. blieb leben und ward am folgenden Tage guillotinirt. Die übrigen Mitschuldigen wurden theils zur Deportation verurtheilt, theils freigesprochen. B. war ein phantastischer Schwachkopf, ohne Talent und Bildung; aber hinter ihm standen Männer, die seine Entschlossenheit benutzen wollten. Filippo Buonarotti (s. d.), einer der Mitschuldigen, schrieb «Conspiration pour l'égalité, dite de Babeuf, suivie du procès, auquel elle donna lieu etc.» (2 Bde., Brüss. 1828).

Babiana, eine Pflanzengattung aus der 3. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Irideen, welche sich von den ihr zunächst verwandten Gattungen Gladiolus, Antholyza und Ixia durch die lederartige, mit beerenförmigen Samen erfüllte Kapsel unterscheidet. Die schöngefärbten Blumen entspringen aus dreiklappigen Scheiden, und die schwertförmigen Blätter sind behaart. Alle Arten wachsen am Cap der guten Hoffnung. Mehrere werden als Zierpflanzen in den Gewächshäusern cultivirt.

Babinet (Jacques), ein ausgezeichneter franz. Physiker, geb. 5. März 1794 zu Lusignan (Depart. Vienne), war anfangs für die Magistratur bestimmt, welcher seine Familie von jeher ausgezeichnete Mitglieder geliefert. Er besuchte das Lycée Napoleon (Collége Henri IV.) und von 1811 ab die Polytechnische Schule, die er aber schon 1813 mit der Artillerieschule zu Metz vertauschte. Dann trat er als Offizier in die Artillerie, verließ aber 1814 für immer die militärische Laufbahn und wurde Professor der Mathematik in Fontenay-le-Comte, hierauf Professor der Physik zu Poitiers und endlich am Collége St.-Louis in Paris. 1840 nahm

ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede auf; auch war er Hülfsastronom am Längenbureau. Mit Arago und Fresnel befreundet, widmete sich B. mit Eifer dem Studium der mineralog. und meteorolog. Optik, die ihm viel verdankt. Auch um die Astronomie, die Meteorologie, die Lehre vom Magnetismus und die Theorie der Wärme hat er sich Verdienste erworben. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen und Beobachtungen finden sich in Sammelwerken und Zeitschriften zerstreut; das meiste ist jedoch in dem «Compte-rendu» der Akademie der Wissenschaften enthalten. Nach dem Beispiele Arago's hat auch B. viel für die Popularisirung der Wissenschaft gethan und zu diesem Behufe viele Beiträge zu der «Revue des deux mondes» und dem «Journal des Débats» geliefert. Dahin gehören auch sein «Traité élémentaire de la géometrie descriptive» (Par. 1851) und die «Études et lectures sur les sciences d'observation» (2 Bde., Par. 1855).

Babington (Anthony), ein Edelmann aus der engl. Grafschaft Derby, das Haupt einer Verschwörung zu Gunsten Maria Stuart's von Schottland. Der Streit zwischen Maria Stuart und der Königin Elisabeth von England war zugleich ein Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus. Darum tragen auch die vielen Complote, die zur Errettung Maria's aus der Gewalt ihrer Feindin stattfanden, denselben Charakter, und sind je nach dem kirchlichen Parteistandpunkte geschichtlich verdreht und beurtheilt worden. B., jung, reich, eifriger Katholik und schon deshalb schwärmerischer Verehrer der unglücklichen Maria, ward von den Agenten eines entschlossenen Verschwörers Morgan, der in Frankreich auf Verlangen des engl. Hofes festgenommen worden, an die Spitze eines Complots zu treten vermocht, das die Ermordung der Königin Elisabeth und die Befreiung Maria's bezweckte. Ein gewisser Savage sollte den Mord vollbringen, und mehrere kath. Edelleute wollten ihn dabei nach Umständen unterstützen. Die That sollte 24. Aug. 1586 ausgeführt werden. B. behielt sich die Befreiung Maria's vor, trat mit derselben in Briefwechsel und erhielt Briefe zurück, in welchen die Ermordung Elisabeth's gebilligt wurde. Der Minister Walsingham hatte nicht nur die Fäden des Complots in seinen Händen, sondern trug auch durch Vertraute dazu bei, die Verschworenen zur Verfolgung ihrer Plane anzustacheln. Als der rechte Augenblick gekommen, ließ er B. und dessen Mitschuldige festnehmen und verurtheilen. B. leugnete nichts, erkannte die Briefe an Maria Stuart als die seinigen an und legte am 13. Sept. 1586 muthig sein Haupt unter das Beil. Gleiches Schicksal hatten Savage, Barnwell, Bollard, Abington, Tichburne und Tilnek. Auch Maria Stuart mußte fünf Monate später das Blutgerüst besteigen, und zwar rechtfertigte man ihre Verurtheilung vornehmlich auf Grund jener Briefe, welche sie an B. gerichtet haben sollte. Allein Maria hatte bis zum letzten Augenblick geleugnet, daß diese Briefe von ihrer Hand und mit ihrem Wissen geschrieben worden, und ihre Freunde behaupteten stets, dieselben seien durch Walsingham untergeschoben worden, um die Unglückliche unter dem Scheine des Rechts vollends aus dem Wege zu schaffen.

Babinische Republik. 1568 stiftete ein poln. Edelmann, Psanka, auf seinem Gute Babine bei Lublin unter jenem Namen eine lustige Gesellschaft, in welche nur diejenigen aufgenommen wurden, welche sich durch irgendeinen närrischen Zug oder eine Lächerlichkeit auszeichneten. Wiewol dem Verein jeder polit. Zweck fern lag, so übte er doch bald einen gewissen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben in Polen. Er schickte jedem, der sich durch unkluges Betragen, einfältige Streiche oder ungewöhnliche Lebensweise bemerkbar machte, ein Diplom zu, in welchem derselbe in die Republik der Narren aufgenommen und gewöhnlich mit einem entsprechenden Amte beliehen wurde. So ernannte man z. B. Verschwender zu Oekonomen, Streitsüchtige zu Friedensrichtern in dem närrischen Staate. Die Gesellschaft dauerte länger als ein Jahrhundert fort, obschon zuletzt wenig mehr von ihr gesprochen wurde.

Babirussa, s. Hirscheber.

Bablah. Unter diesem Namen kommen die kleinen Fruchtschoten mehrerer der Gattung Acacia (Schotendorn) angehöriger Bäume im Handel vor. Sie werden wegen ihres bedeutenden Gehalts an Gerbsäure und Gallussäure zu allen den Zwecken angewendet, wozu die Galläpfel tauglich sind, also zur Tintebereitung, in der Färberei (zu Schwarz, Braun und Nankingfarbe), in der Gerberei. Man unterscheidet zwei Sorten: die eine kommt aus Ostindien (von Acacia cinerea, A. arabica und A. bambolah), die andere, auch Nebneb genannt, von der westafrik. Küste (von A. vera oder nilotica).

Babo (Franz Marius von), deutscher Bühnendichter, geb. 14. Jan. 1756 zu Ehrenbreitstein, wurde, nachdem er sich als Dichter einigen Ruf erworben, 1778 vom Kurfürsten Karl Theodor mit der berühmten Marchand'schen Schauspielergesellschaft von Manheim, wo er als

Geheimsecretär angestellt war, nach München versetzt. Zwar zog er sich nachher eine Zeit lang von der Verwaltung der Bühne zurück, übernahm jedoch 1797, als die Bühne in ihrer Versunkenheit einer gänzlichen Reorganisation bedurfte, von neuem die Intendantur und führte sie mit so großer Geschäftskenntniß, praktischer Umsicht und poetischem Geschmack, daß die münchener Bühne, besonders im recitirenden Drama, unter ihm ihre Blütenperiode erlebte. Nachdem er 1819 die Verwaltung der Bühne abgegeben, starb er 5. Febr. 1822. Er war ein gewandter und talentvoller Bühnendichter, und namentlich behauptete sein noch jetzt gern gesehenes Trauerspiel «Otto von Wittelsbach» (Münch. 1781; Berl. 1783 u. 1793), welches den berühmtesten deutschen Schauspielern Gelegenheit bot, sich zu zeigen, unter allen Ritterstücken, die sich an Goethe's «Götz von Berlichingen» anschlossen, den ersten Rang. Unter seinen übrigen ziemlich vergessenen Dramen zeichnet sich «Arno» (1776) als ein Versuch aus, ein Schauspiel zu schreiben, worin das Weib und die Liebe gar keine Rolle spielen. Außerdem schrieb er die Trauerspiele «Genua und die Rache», «Ida», «Dagobert der Frankenkönig», «Die Römer in Deutschland», das Schauspiel «Die Strelitzen», das Melodrama «Cora und Alonzo» und mehrere Lustspiele, unter denen «Bürgerglück» und «Der Puls» auf der Bühne Glück machten. Seine Dramen erschienen gesammelt unter dem Titel «Schauspiele» (Berl. 1793) und «Neue Schauspiele» (Bd. 1, Berl. 1804).

Babo (Lambert Jos. Leop., Freiherr von), verdienter deutscher Landwirth und Oenolog, Sohn des kurpfälzischen Geheimraths und Kammerdirectors Lambert von B., war anfänglich für eine jurist. Laufbahn bestimmt, ging aber schon früh aus Neigung zur Landwirthschaft über. Er war ein fleißiger Schüler Thaer's in Berlin und Möglin, bewirthschaftete sodann seine eigenen Güter zu Weinheim an der Bergstraße und wußte sich bald Ruf und Geltung als einer der tüchtigsten Praktiker, zugleich aber auch als Mann der Wissenschaft zu verschaffen. Dabei erwarb er sich auch durch gemeinnütziges Wirken nach allen Seiten hin große Verdienste. Einen ebenso bedeutenden Namen, wie als Landwirth, hat sich B. als Oenolog erworben, und die deutsche Weincultur verdankt ihm eine ganze Reihe der wichtigsten Erfahrungen. Auch seine Klassifikation der Traubensorten, mit Metzger gemeinsam unternommen, hat ihre Verdienste, und stellt ihn unter die vorzüglichsten Ampelographen. Beide theilen die Rebensorten nach der Form der Beeren in drei Klassen: runde, eiförmige und lange, mit den Ordnungen: groß, mittelmäßig, klein. 1831 wurde B. zum Vorstand der Kreisstelle des Badischen landwirthschaftlichen Vereins für den Unterrheinkreis erwählt, welche Stelle er seither bekleidete. Unter den vielen Schriften B.'s verdienen insbesondere namhaft gemacht zu werden: «Anleitung zur Anlage und Behandlung der Wiesen» (Heidelb. 1836); «Der Weinbau nach der Reihenfolge der vorkommenden Arbeiten» (2. Aufl., Frankf. 1855); «Der Weinstock und seine Varietäten» (Frankf. 1843); «Anleitung zur chem. Untersuchung des Bodens» (Frankf. 1843); «Ackerbauchemie für den Landmann» (Frankf. 1845; 2. Aufl. 1862); «Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweins» (Frankf. 1846); «Die Hauptgrundsätze des Ackerbaues» (Frankf. 1851); mit Metzger zusammen «Die Wein- und Tafeltrauben» (Manh. 1836—38; 2. Ausg. 1855); «Der Ackerbau nach seinen monatlichen Verrichtungen» (Frankf. 1852); «Spaziergänge eines Lehrers mit seinen Schülern» (2 Bdch., Frankf. 1857—58). — Sein Sohn, Freiherr Clemens Heinrich Lambert von B., geb. 25. Nov. 1818 zu Ladenburg, Professor zu Freiburg im Breisgau, hat sich als Chemiker bekannt gemacht.

Bábolna, ein berühmtes königl. Gestüt in Ungarn, 2 St. von Komorn gelegen, mit einem von wasserreichen Auen, Gebüschen und Waldungen eingenommenen Flächeninhalt von mehr als 7000 Joch, ist besonders durch seine echt arab. Pferde von seltener Schönheit und reinster Abstammung ausgezeichnet. B. bildet ein Filial des Militärgestüts zu Mezöhegyes und beschäftigt an 3—400 Menschen. Die hier gezogenen Pferde, jährlich gegen 560—600, werden nur für den Hof verwendet. Das Gestüt wurde 1807 errichtet.

Babrius (griech. Babrios), griech. Fabeldichter, der am Ausgange des alexandrinischen Zeitalters oder im Beginn der nächsten römisch-sophistischen Periode lebte, veranstaltete eine größere Sammlung Aesopischer Fabeln, welche er in frischer und volksmäßiger Sprache in Choliamben niederschrieb. Im frühern und spätern Mittelalter wurden dieselben mehrmals umgedichtet und umgearbeitet, und sind so unter dem Namen der Aesopischen Fabeln auf uns gekommen. Erst Bentley und nach ihm Tyrwhitt in seiner «Dissertatio de Babrio» (Lond. 1776; Erl. 1785) erkannten in letztern das ursprüngliche Werk des B., suchten einzelne choliambische Bruchstücke herzustellen und andere Fragmente des echten B. anderwärts nachzuweisen. Einzelne Fabeln wurden aus Handschriften von Furia, Korais, Schneider hinzugefügt

und alles bis dahin Bekannte von Knoche (Halle 1835) gesammelt. Endlich im Jahre 1844 entdeckte der Grieche Minoides Mina, welcher im Auftrage der franz. Regierung die Klöster des Orients durchforschte, auf dem Berge Athos eine Handschrift mit 123 bisher unbekannten Fabeln des B., welche zuerst von Boissonade (Par. 1844), dann von Orelli und Baiter (Zür. 1845) und mit den bereits vorher bekannten am besten von Lachmann (Berl. 1845), Lewis (2 Thle., Orf. 1846—59), Schneidewin (Lpz. 1853), Weise (Lpz. 1855) und mit deutscher Uebersetzung von Hartung (Lpz. 1858) herausgegeben wurden. Vgl. Mantels, «Ueber die Fabeln des B.» (Lübeck 1846); Edelestan du Méril, «Poésies inédites du Moyen-âge» (Par. 1854).

Babur (Zehir-eddin-Mohammed), erster Großmogul in Indien, ein Urenkel Timur's, geb. 14. Febr. 1483, erbte, kaum 12 J. alt, von seinem Vater Omar-Scheikh 1494 die Herrschaft über die Länder zwischen Samarkhand und dem Indus. In der Absicht, Indien zu unterwerfen, bemächtigte er sich, obgleich er viel mit Aufständen in allen Theilen seines Reichs zu kämpfen hatte, durch List und Gewalt der Gebiete von Kaschgar, Khoten, Kanduz, Kandahar und Kabul. Nachdem er sich so den Weg nach Indien eröffnet hatte, benutzte er die schwache Regierung des Ibrahim Lody und überschritt gegen Ende 1525 mit einer ausgesuchten Schar von nur 10000 Mann bei Attock den Indus, warf schnell einige Heeresabtheilungen, welche in Pendschab sein weiteres Vordringen hemmen wollten, und lieferte endlich 27. April 1526 in der Ebene von Pannibet unweit Delhi seinem an Heeresmacht weit überlegenen Gegner eine entscheidende Schlacht. Die 100000 Krieger und 1000 Elefanten des letztern wurden zerstreut; Ibrahim selbst floh, und B. hielt seinen Einzug in Delhi. Am 11. Mai ergab sich auch Agra, die zweite Stadt des Reichs. Doch schon 28. Dec. 1530 starb B., nachdem er während seiner fünfjährigen Regierung in Indien vielfach mit Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen gehabt hatte. B. vereinigte mit den Talenten eines Feldherrn und Staatsmanns Geschmack an Wissenschaft und Kunst. Er selbst beschrieb die Geschichte seines Lebens und seiner Eroberungen in tatarischer Sprache (herausgegeben von Ilminski, Kasan 1857), welche von Abdul-Rachim ins Persische und aus diesem auch ins Englische (von Waddington, Lond. 1826) übertragen wurde. B., welchem zunächst der älteste seiner vier Söhne, Humayun, auf dem Throne von Delhi folgte, war der Begründer der Dynastie der sog. Großmoguls.

Babylonien hieß im Alterthum das Tiefland am untern Laufe des Euphrat, welches jetzt den Namen Irak-Arabi trägt, im Alten Testament gewöhnlich Sinear (doch auch Babel), bei den spätern griech.-röm. Schriftstellern bisweilen auch Chaldäa heißt. Seine eigentlichen Grenzen bildeten im N. gegen Mesopotamien der Euphrat und, von dem Einfluß des Chabur in denselben nordöstlich bis an den Tigris, die sog. Medische Mauer, im O. der Tigris gegen Assyrien und Susiana, im S. der Persische Meerbusen, im W. die Wüste Arabien. Bei der spätern Ausbreitung der babylon. Herrschaft jedoch umfaßte dieser Name auch das südl. Mesopotamien. B. bildet eine vollständige Ebene, welche eine Fortsetzung der assyrischen ist; die beiden Ströme Euphrat und Tigris treten hier am nächsten zusammen, bis sie, die Inseln der Landschaft Mese gemeinsam umfließend, in den Persischen Meerbusen münden. Es mußte das Land vor Ueberschwemmungen durch viele Kanäle und Dämme und mehrere künstliche Seen geschützt werden, welche jetzt zum größten Theil verfallen sind. Der bedeutendste Kanal war der noch jetzt als Nahr-el-Melik bekannte, gewiß uralte Königskanal zwischen den beiden Hauptströmen, der, von den röm. Kaisern gepflegt, noch im 7. Jahrh. bestand, bis die Mohammedaner das Land eroberten. Der Boden, schon an und für sich fruchtbar, lieferte, durch die sorgfältige gartenmäßige Bestellung gehoben, einen bedeutenden Ertrag, besonders an Weizen, Gerste und Datteln. An Bäumen und Steinen litt das Land freilich noch mehr Mangel als Assyrien. Als Baumaterial mußte die reichlich vorhandene Ziegelerde dienen, welche, an der Sonne gedörrt oder im Ofen gebrannt, dauerhafte Steine gab, die in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerstehen; zum Mörtel bediente man sich des Erdharzes, das allenthalben reichlich hervorquoll. In diesem begünstigten Tieflande kam es früh zu einer staatlichen Entwickelung. An die Babylonier, ein Volk entschieden semit., speciell assyr., von dem aramäischen grundweg verschiedenen Stammes, wie jetzt durch die Keilschriftforschungen erweislich wird, knüpft sich erst der Ursprung des assyr. Staates. Die mosaischen Nachrichten nennen Nimrod, einen Kuschiten (wodurch vielleicht nach der ganzen Fassung des Völkerkatalogs auf eine südl. Einwanderung gedeutet wird), spätere Griechen den Gott Baal oder Bel als Gründer des Reichs. Obgleich lange Dynastienreihen aus Berosus, dem nationalen priesterlichen Geschichtschreiber von B., sowie bei den alten Chronologen erhalten sind, so ist doch die ganze Geschichte B.s überaus unsicher und dunkel. Auf eine alte einheimische Dynastie von

86 Königen folgen zwei medische von 8 und 11 Königen, hierauf eine chaldäische von 49 Regenten, dann 9 Araber und endlich die Königin Semiramis. So viel ist klar, daß das später und von B. aus gegründete Assyrische Reich nach und nach die Suprematie gewann und den südl. Mutterstaat in ein Abhängigkeitsverhältniß brachte.

Von größter Bedeutung für die innere Geschichte B.s war die schon in frühester Zeit und nicht erst im 7. Jahrh. geschehene Einwanderung der nördl. Chaldäer (s. d.), wodurch sich der Zusammenhang mit den pers. Magern ethnographisch gut erklärt. Die Chaldäer gaben der babylon. Priesterkaste, welche Trägerin der Bildung war, den Namen und dem Lande den Gründer der neubabylon. Dynastie, Nabopalassor oder Nebukadnezar I. B., welches seit langer Zeit von assyr. Statthaltern regiert worden war und seit Jahrhunderten Versuche zur Empörung gemacht hatte, trat nun auf einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, selbständig und erobernd auf: Nabopalassor verband sich mit dem medischen Könige Kyaxares zum Sturz des Reiches Assyrien (s. d.). Sein Sohn Nebukadnezar (babylon. Nabukudurruzur, altpers. Nabukudratschara) schlug zunächst den ägypt. König Necho bei Kirkesion (Karchemisch) am Euphrat (604 v. Chr.) und vernichtete dadurch die ägypt. Herrschaft in Asien. Darauf unterwarf er Jojakim, den König von Juda, und zerstörte infolge wiederholter Empörungen Jerusalem und das Jüdische Reich unter Hiskias (588), indem er die gefangenen Einwohner nach B. versetzte. Die Phönizier unterwarfen sich freiwillig, mit Ausnahme von Tyrus, welches auch nach hartnäckiger Belagerung nicht genommen werden konnte. Nach einem glücklichen Zuge gegen Aegypten wendete Nebukadnezar große Sorge auf die Verschönerung der Hauptstadt seines Landes, und man weiß jetzt, daß ein bedeutender Theil jener Bauwerke, welche der ältesten Zeit, besonders der Semiramis zugeschrieben zu werden pflegen, ihm angehört. Nach seinem Tode (562) brach das Neubabylonische Reich ebenso schnell zusammen, als es sich erhoben hatte, und unter Nabonedus (Nabunahid in den assyr., Nabunita in den altpers. Keilschriften, bei Herodot Labynetos), der sich mit Krösos von Lydien gegen Persien verbunden hatte, fiel es in die Gewalt des Cyrus (539). Doch machte B. als pers. Provinz manche Befreiungsversuche. So erzählt Darius I. in der großen Inschrift von Bisutun, daß nach seiner Thronbesteigung in Babylon ein gewisser Nidintabal sich für Nabukudratschara, den Sohn des Nabunita, ausgegeben und das ganze Volk für sich gewonnen habe, und daß derselbe von ihm geschlagen worden sei; doch sei eine Belagerung der aufrührerischen Stadt nöthig geworden, infolge deren der Rebell seinen Tod gefunden. Von nun ab wird B. auf den achämenidischen Denkmälern als pers. Satrapie unter dem Namen Babirus genannt. Mit dem Sturze des Persischen Reichs kam B. unter die kurze Herrschaft Alexander's d. Gr., welcher 323 in der Hauptstadt desselben starb, worauf Seleukos I., dem es 321 auf der Versammlung von Triparadisos zugesprochen worden war, seinen Besitz von Antigonos 312 erkämpfte. Den syr. Herrschern ward es um 140 v. Chr. durch die Parther entrissen. In röm. Gewalt kam es nur vorübergehend unter Trajan 114 n. Chr., Septimius Severus 199, und Julian 363. Als Mohammed's Nachfolger 650 dem neupers. Reiche der Sassaniden ein Ende gemacht hatten, ward B., wo 762—66 das von Babylon 12½ M. nördlich gelegene Bagdad (s. d.) erbaut wurde, der Sitz der Khalifen bis 1258. Seit 1638, wo es die Türken den Persern zum zweiten mal entrissen, ist es unter türk. Herrschaft, getheilt in die Paschaliks Bagdad und Basra (s. d.), geblieben.

Die Cultur der alten Babylonier befand sich auf einer ziemlich hohen Stufe, etwa wie die der Assyrier. Die Staatsverfassung war so despotisch, wie sie die gedrängte, üppige, weichliche Bevölkerung haben mußte und ertrug. Bei Herodot finden sich Spuren von Satrapienverwaltung. Die Rechtspflege soll drei großen Gerichtshöfen zugetheilt gewesen sein. Kunstfleiß und Handel blühten ganz wunderbar; der letztere wurde ostwärts, besonders nach Baktrien, Persien und Medien, durch Karavanen vielleicht bis Indien getrieben. Färbereien, Webereien und Stickereien, besonders die Fabrikation von kostbaren Teppichen mit eingewebten Thierfiguren und Arabesken (wie man sie noch auf den Denkmälern von Ninive dargestellt sieht) zeichneten B. aus. Der Verkehr veranlaßte die Erfindung von Maßen und Gewichten; der Wohlstand hob sich im allgemeinen so sehr, daß B. mit Assyrien an Persien einen jährlichen Tribut von 1000 Talenten zahlen konnte. Dadurch erscheint aber auch zugleich der Nationalcharakter der Babylonier bedingt, welche durch ihre Weichlichkeit, Schwelgerei und Sittenlosigkeit berüchtigt waren. Die Religion der Babylonier und Assyrer stand in nahem Zusammenhange mit den phöniz. Culten. (Vgl. Münter, «Die Religion der Babylonier», Kopenh. 1827.) Den Kern derselben bildete die Anbetung der in den größern Gestirnen und

der Fruchtbarkeit der Erde besonders hervortretenden Naturkräfte. An der Spitze ihres Glaubenssystems stand der durch das ganze kanaanitische und mesopotam. Tiefland verehrte Bel (Baal), welcher ganz allgemein die Naturkraft ohne alle sittliche Momente repräsentirt. Neben ihm steht als weibliche Ergänzung Beltis («die Herrin»), die empfängnißfähige Erde, an deren Verehrung sich allerlei sittenlose Gebräuche knüpften. Sie erscheint hauptsächlich als Melyta, Mylitta (ähnlich wie in Assyrien), d. i. «die gebären Machende». In den Inschriften erscheinen namentlich Bel-Dagon, der Vater der Götter, Beltis-Taauth, die Mutter der Götter; Ao, das sichtbare Licht, Gott der Naturkräfte; Samas, der Sonnengott; Merodach, Gott der Orakel, Schutzgott Babylons, und Zerganit, die Aphrodite der Babylonier; Nebo, der Aufseher der himmlischen Scharen, und Nana, die Mondgöttin; Istar, die Göttin des Kriegs; Sin, der Monatsgott; Sandar, der Hercules, und sein Begleiter Nergal, der Kriegsgott. In Ninive stand an der Spitze des Pantheons Assur. Cultur und Glauben pflegte die Kaste der Chaldäer, welche jedoch nicht erblich war, sondern aus dem Volk überhaupt sich ergänzte, wie denn sogar der ausländische Prophet Daniel in dieselbe aufgenommen wurde. Zugleich beschäftigten sie sich mit Astronomie und Astrologie und verzeichneten seit uralter Zeit ihre Himmelsbeobachtungen und die an sie chronologisch gereihte Königsgeschichte. Es geschah das sicher collegialisch, denn man findet immer nur den Collectivnamen «die Chaldäer» und keinen einzelnen genannt. Nach dem Sturze des Babylonischen Reichs sank natürlich ihr Ansehen und ihre Bedeutung, und infolge dessen mag die Verbreitung der Astrologie nach dem Occident stattgefunden haben, wo man sie schon 400 v. Chr. bei den Griechen und als ihre Vertreter fortab die Chaldäer genannt findet. Ihre wissenschaftlichen Leistungen dürfen sicher nicht zu gering angeschlagen werden. Vgl. Ideler, «Ueber die Sternkunde der Chaldäer» (in den Abhandlungen der berliner Akademie, histor.-philol. Klasse, 1814—15). Die bildende Kunst, von der, außer geschnittenen Cylindern und Steinen, keine bedeutendern Denkmäler vorliegen, läßt sich nicht hinlänglich beurtheilen. Dagegen verdient die Architektur nach Zeugnissen der Alten und übriggebliebenen Ruinen volle Anerkennung.

Was hierher gehört, concentrirt sich, abgesehen von Kanälen, Brücken, Dämmen, Schleusenwerken, wesentlich in den Ruinen der alten Hauptstadt Babylon. Die Berichte über Ursprung, Größe und Beschaffenheit der Stadt, welche sich bei den Alten finden, sind höchst verworren und erst durch Oppert's zweijährige Untersuchungen auf den Ruinen selbst in Einklang gebracht worden. Als ihr Erbauer wird der Gott Belus, daneben (was ebenso wenig erklärt) die Königin Semiramis genannt, welche nach der Erzählung des Diodor 2 Mill. Arbeiter aus allen Theilen ihres Reichs zusammenberufen habe. Mit der Hauptstadt des ältern Reichs haben im allgemeinen die Berichte der Alten, die uns bisjetzt bekannt sind, nichts zu thun: sie sind sämmtlich auf die wiedererbaute und ungemein verschönerte Residenz des Nebukadnezar zu beziehen. Herodot gibt, aus eigener Ansicht, eine Beschreibung der Stadt. Sie lag auf beiden Ufern des Euphrat, in Form eines Vierecks, dessen Seiten je 120 Stadien, zusammen 12 M. Länge betrugen. Sie war von zwei Mauern umgeben, von denen die äußere 200 F. hoch und 50 F. breit war; die innere war nur 360 Stadien lang, und diese bestand allein noch zur Zeit Alexander's. 100 eherne Thore führten durch die äußere Mauer, die zwischen zwei Gräben stand, und diesem Umstande ist auch zum Theil die Zerstörung derselben zuzuschreiben. Die beiden Theile der Stadt, welche außerordentlich regelmäßig gebaut und von breiten und geraden Straßen rechtwinkelig durchschnitten war, verband eine überdachte, aus Quadersteinen erbaute Brücke, die von Herodot der Nitokris zugeschrieben wird. In dem westl. Stadttheil lag nahe der südwestl. Ecke der äußern Mauer, außerhalb der innern, die vor Nebukadnezar und seit Darius von Babylon unabhängige Stadt Borsippa und in ihr der von Herodot beschriebene achtstöckige Thurm, der von Nebukadnezar auf der Stelle und dem Grund des Sprachenthurms errichtet war (heute heißt die gewaltige Ruine Birs-Nimrud). Im nördl. Theile lag die von drei Mauern umgebene Königsstadt, vor Nebukadnezar das eigentliche Babel. Auf dem Westufer lag der kleine ältere Palast, wo auch Alexander wohnte; ihm gegenüber legte Nebukadnezar die Hängenden Gärten (heute Tel-Amran-ibn-Ali) an. Nördlich von diesen lag die große Burg (El-Kasr), in der Alexander starb. Nördlich von dieser war eins der Wunderwerke, die Pyramide, das älteste Denkmal, «an das sich das Gedächtniß Babylons knüpfte», der geheiligte Ort der Orakel, Merodach's Ruhestätte, das von Strabo, Diodor und Philostrat beschriebene Grab des Belus, das mit dem Thurme Herodot's nicht zu verwechseln ist. Die Ruine der Pyramide, bei Rich «Mudschellibe», von den Bewohnern und nach ihnen von Layard und Oppert «Babil» genannt, bildete die Nordecke der Königsmauer und war noch später eine

Feste. Der Name Babil pflanzt noch heute des uralten Heiligthums Namen fort. Die eigentlich bewohnte Stadt (τὸ ἄστυ) lag südlich von der Königsstadt, auf der Stelle des heutigen Hillah. Die ganze südöstl. Ecke des Quadrats war mit bebauten Feldern bedeckt, im NW. lag die Stadt Putha mit dem Tempel des Nergal, heute El-Dheymir. Der Euphrat trat in die Stadt in der Nordwestecke, aus derselben in der Südostecke. Außerhalb der letztern befindet sich die noch heute so genannte, aus dem Daniel bekannte Ebene Dura, und in ihr der Mukhattat, augenscheinlich ein Postament einer riesigen Statue. Die Stadt litt bedeutend durch die pers. Eroberung; die äußern Mauern wurden zerstört, besonders als Darius I. nach der Empörung und zweijährigen Belagerung sie durch die List des Zopyros wiedergewonnen hatte. Xerxes plünderte das bis dahin verschonte Grab des Belus, wie wir aus Ktesias wissen. Obgleich die pers. Könige auch hier residirten, so geschah dennoch nichts für die Wiederherstellung der Stadt, und Alexander d. Gr., welcher bei seinem Einzug 331 den Bewohnern die Wiederaufbauung des zerstörten Belusgrabes versprochen hatte, vermochte nicht einmal durch 10000 Arbeiter in zwei Monaten den Schutt von der Pyramide wegräumen zu lassen. Nachdem er selbst in dem Palast des Nebukadnezar gestorben und Seleucia am Tigris (jetzt Al-Madain) durch Seleukos Nikator bald darauf gegründet worden war, verfiel B. unaufhaltsam. Theils wurde die neue Stadt aus dem Material der alten erbaut, theils hatte es an dauerhaftem Material zu monumentalen Bauten gefehlt. Die größern Steine mußten bis aus den armen. Gebirgen beschafft werden; gewöhnlich verwandte man zwar vortreffliche Backsteine. Schon zur Zeit des Pausanias beschränkten sich alle Ruinen auf die Mauern; die ältern arab. Geographen wissen wol noch von einem Flecken Bâbil, reden aber mehr von den großen Ruinenmassen. Seit della Valle, welcher (wie später noch Rennel) in der Ruine Al-Mudschellibe mit Unrecht den Belusthurm erkennen wollte, ist das alte Babylon Gegenstand vieler Reisen und Untersuchungen geworden. Die Mehrzahl der Forscher, unter denen sich zuerst Rich auszeichnete, sehen in dem Orte Hillah (mit 7000 E.) an der Ostseite des Euphrat den Repräsentanten des alten Babylon. Die großen Ruinenmassen, von denen man nicht mit Rennel den Birs-Nimrud ausschließen darf, geben zwar eine ungeheuere Ausdehnung, passen aber in ihrer quadratischen Lage vollkommen zu den Angaben der Alten. Neuerdings hatte noch Rawlinson, der übrigens häufig seine Meinung geändert, die Lage des alten Babylon bis Niffer gesetzt; doch haben die Untersuchungen der franz. Expedition eine neue Aera in dieser Frage begründet. Vgl. Rich, «Memoirs on the ruins of Babylon» (3. Aufl., Lond. 1818); derselbe, «Personal narrative of a journey to England, by Bussorah, Bagdad, the ruins of Babylon (Lond. 1826); Mignan, «Travels in Chaldaea» (Lond. 1829); Fraser, «Travels in Koordistan, Mesopotamia» (Lond. 1840); Wellsted, «Travels to the city of the Khaliphs, etc.» (Lond. 1840); die geschickte Compilation von Vaux, «Nineveh and Persepolis» (Lond. 1850); vor allen aber das Werk von Oppert, «Expédition scientifique en Mésopotamie» (Par. 1863), nebst Plänen und Karten, die viele der frühern Daten als antiquirt hinstellen.

Babylonisches Exil oder Babylonische Gefangenschaft. In der despotischen Politik des alten Orients herrschte der Grundsatz, die angesehenen und reichen Bewohner einer eroberten Provinz in eine andere entferntere des Reichs zu verbannen, wo sie, durch Nationalität, Sprache, Sitte und Religion von der Masse der übrigen Bewohner geschieden, politisch unschädlich wurden, während dem zurückbleibenden Volke seine einflußreichen Bürger genommen waren. Solche Exilirungen trafen auch öfters die Bewohner Judäas, seitdem sie namentlich mit dem mächtigen Assyrischen Reiche in feindliche Berührung gekommen. So ward das Reich Israel unter dem Könige Hosea durch den assyr. König Salmanassar 722 v. Chr. vernichtet, indem die vornehmsten Einwohner nach der Eroberung der festen Hauptstadt Samaria in die Gefangenschaft nach Assyrien geführt, hingegen fremde Völker nach Israel verpflanzt wurden, die mit den zurückgebliebenen Israeliten späterhin das gemischte Volk der Samariter bildeten. Die bedeutendste Exilirung aber traf das jüd. Volk unter Nebukadnezar. Zedekia nämlich, König von Juda, vergebens durch den Propheten Jeremias gewarnt, verband sich mit dem Könige von Aegypten gegen die babylonisch-chaldäische Oberherrschaft. Nebukadnezar erschien aber bald mit einem mächtigen Heere vor Jerusalem, welches er 588 v. Chr. eroberte. Der König Zedekia wurde geblendet, und mit ihm der angesehenste Theil der Einwohner Judäas nach Babylon in die Verbannung geführt. Dieses Exil nun, dessen Dauer gewöhnlich zu 70 J. gerechnet wird, obgleich es genau nur 56 J. währte, nennt man vorzugsweise das Babylonische Exil. Die Lage der Verbannten war übrigens verhältnißmäßig erträglich. Die Meisten siedelten sich an und erwarben Güter, selbst Wohlstand und Reichthum; mehrere wurden

an den Hof gezogen, ja zu höhern Staatsämtern befördert. Ihre Stammverfassung wurde ihnen gelassen, und sie lebten unter sich wesentlich nach den Gesetzen Mosis. Auch hatten sie ihr eigenes Oberhaupt, und freie Religionsübung war ihnen gestattet. An kräftiger Tröstung und Zusprache fehlte es ihnen auch nicht; namentlich erhob Ezechiel unter ihnen seine mächtige prophetische Stimme, und gerade die Idee des Messias bildete sich im Babylonischen Exil mit einem eigenthümlichen weichen und idealistischen Charakter aus. Als Cyrus 538 v. Chr. das Babylonische Reich zerstört hatte, erlaubte er den Juden, in ihr Heimatland Palästina zurückzukehren. Nur zwei Stämme, Levi und Benjamin, benutzten diese Erlaubniß; die andern zehn Stämme verschwinden seit dem Exile gänzlich aus der Geschichte. Wahrscheinlich hatten sie sich mit dem stammverwandten Volke der Babylonier bereits so vermischt, daß selbst die Erinnerung an die Stammheimat erloschen war. Vergeblich hat man in neuerer Zeit diese verlorenen zehn Stämme in Asien wieder aufzufinden gesucht. Einige Gelehrte haben sie in Indien und China gesucht, andere erklärten die Afghanen für deren Abkömmlinge; ja man behauptete sogar, die nordamerik. Indianer seien Nachkommen dieser zehn Stämme.

Babylonischer Thurm. Die Bibel erzählt im ersten Buche Mosis: Es herrschte auf der ganzen Erde nur Eine Sprache. Nach der Sündflut zogen die Söhne Noah's nach der Ebene von Mesopotamien, brannten Ziegel und wollten dort eine Stadt und in deren Mitte einen Thurm erbauen, dessen Spitze bis in den Himmel reichen sollte. Aber Jehovah störte das übermüthige Unternehmen, indem er zur Strafe die Sprache verwirrte, sodaß der eine den andern nicht mehr verstand, und indem er die Menschen über die ganze Erde zerstreute. Die Stadt aber nannte man deshalb Babel, d. h. Verwirrung. Diese Erzählung, in welcher man drei verschiedene Momente zu berücksichtigen hat, knüpft zuerst an ein uraltes histor. Factum an, nämlich an die Erbauung der Stadt Babylon, die unbestritten zu den ältesten Culturſitzen der Menschheit gehört. In dem Thurme von Babel ist der große Belustempel in Borsippa (Birs-Nimrud) nicht zu verkennen. Vor den Ergebnissen der franz. Expedition hatte man auf den Birs-Nimrud oder den Thurm mehrere Daten Diodor's, Arrian's und Strabo's angewandt, welche sich nur auf die nicht minder imposante, ebenso geheiligte Pyramide oder das Belusgrab (Babil) beziehen; die beiden Gebäude liegen über 2 M. voneinander entfernt. Der Stufenthurm Herodot's war von Nebukadnezar auf der Stelle erbaut, wo einst der Sprachenthurm (Barz sepa) sich erhoben: dieses erhellt aus der von Rawlinson entdeckten, von Oppert zuerst übersetzten und erklärten Inschrift von Borsippa. Dieses Monument nennt die Pyramide (Babil) das «Urmal» (Stätte des ältesten Andenkens) Babylons und den Thurm (Birs-Nimrud) das Urmal Borsippas. Das Gebäude bestand aus einem großen Unterbau und sieben den Planeten geweihten Stufenthürmen, von denen jeder wahrscheinlich die planetarische Farbe hatte, in der Reihe der Wochentage, Saturn, Venus, Jupiter, Mercur, Mars, Mond und Sonne. Dieses Stockwerk enthielt hoch oben den Tempel des Nebos, des Wächters der himmlischen Heerscharen. Unten befand sich ein Heiligthum des Monatsgottes (Lunus) Sin, mit einer goldenen Statue. Der Thurm, dessen kolossale Ruine noch an jenes uralte Denkmal mächtig erinnert, gehörte zu den größten Gebäuden jener an Wunderbauten so reichen Stadt. Herodot hat aus eigener Anschauung eine Beschreibung dieses Tempels überliefert; er bezeichnet das Gebäude als ein Viereck von 4 Stadien Umfang, welches sich in acht Absätzen erhob; die Höhe gibt der Vater der Geschichte nicht an. Eine große Wendeltreppe führte um den Thurm, auf dessen Spitze sich das Heiligthum des Gottes befand, der auch im untersten Stockwerk eine goldene Statue hatte; wir wissen durch die Inschriften, daß diese nicht dem Nebo, sondern einem andern Gotte, dem Sin, geweiht war. Der Thurm diente auch als astron. Observatorium. In Borsippa war der Sitz einer besondern Schule oder Sekte. Wann der Sprachenthurm zerstört ward, sei es durch Menschenhand, sei es durch himmlisches Feuer, was nicht unwahrscheinlich, ist nicht bekannt; zur Zeit des Septimius Severus scheint er noch erhalten gewesen zu sein. Zugleich gibt jene Sage eine Erklärung über die Entstehung der verschiedenen Menschensprachen trotz der Abstammung von einem einzigen Menschenpaare. Die Sage findet in dieser Mannichfaltigkeit ein Uebel, denn sie hemmt den leichten Verkehr der Völker untereinander, und erklärt sie daher für eine unmittelbare Strafe Gottes, eine Ansicht, in der der Verfasser der Genesis auch mit andern Philosophen des Alterthums, z. B. dem Plato, übereinstimmt. Daß man gerade Babylon zum Sitz der Sage von der Sprachverwirrung wählte, läßt sich leicht aus dem Grunde erklären, weil hier, als an einem der reichsten und besuchtesten Emporien der Alten Welt, eine Menge der verschiedensten Völker mit den abweichendsten Sprachen zusammentrafen, und daher die Verschiedenheit der Sprachen am grellsten hervor-

trat. Das dritte Moment in der Sage, die etymologische Deutung des Namens der Stadt Babel, als «Verwirrung», ist, wie viele andere Etymologien der Alten, sprachlich nicht ganz zu rechtfertigen. Die Babylonier selbst, obgleich sie die Sage von der Sprachverwirrung gekannt haben, erklären den Namen ihrer Stadt durch «Thor Saturn's» (Bab-el).

Baccalaurĕus. Im Mittelalter bezeichneten das lat. Baccalarius sowie das franz. Bachelier (provenzal. Bacular), woraus nicht nur das engl. Bachelor, sondern auch das ital. Baccelliere, das span. Bachiller und das portug. Bacharel entlehnt sind, seit etwa dem 9. Jahrh. den Inhaber einer Baccalaria, d. h. eines ländlichen, der Kirche als Eigenthum zugehörigen Grundstücks, das derselbe gegen Grundzins besaß, also etwa einen Vasallen untergeordneten Ranges. Später findet man das Wort von jungen Kriegern gebraucht, die noch zu jung oder zu unvermögend, um ein eigenes Banner zu führen, und daher einem andern Ritter folgten, ohne noch selbst den Ritterschlag empfangen zu haben. Allmählich fand das Wort auch in der Gliederung der übrigen Stände zur Bezeichnung ähnlicher Rangverhältnisse Eingang. So gab es Bacheliers d'église, d. i. Geistliche, welche die niedrigsten Würden bekleideten, während in den Zünften und zunftähnlichen Gemeinschaften diejenigen jüngern Mitglieder, welchen die Besorgung der untergeordneten Geschäfte oblag, ebenfalls Bacheliers oder Juniores hießen. Als akademischer Titel wurde das Wort B. im 13. Jahrh. durch Papst Gregor IX. (1227—41) auf der Universität zu Paris eingeführt zur Bezeichnung derjenigen Studenten, welche nach vorhergegangener Prüfung auch die Disputation während der Fastenzeit (determinatio) bestanden hatten und als solche eine rothe Kappe tragen und gewisse Vorlesungen halten durften. Unter den Baccalarien gab es drei Klassen. Nach einem gewissen Zeitraume und unter verschiedenen Prüfungen stieg der B. aus der untern (simplices) zur mittlern (currentes), aus dieser in die obere (formati) Klasse. Später wurde das Baccalareat auch bei den andern Facultäten als niedrigster akademischer Grad eingeführt, dessen Erlangung stets der Doctor- oder Magisterwürde vorhergehen mußte. Aus Paris gelangte diese Einrichtung auch auf die übrigen Universitäten Europas. Das Institut in seiner Alterthümlichkeit hat England bewahrt, wo man zwischen Formed bachelors (Baccalarei formati), den verfassungsmäßig creirten, und Current bachelors (Baccalarii currentes), den durch ein Diplom außerordentlich zum B. erhobenen jungen Männern, unterscheidet. Auch werden in England Baccalarien der Musik ernannt. In Frankreich hat die Revolution die ursprüngliche Einrichtung des Baccalariats aufgehoben. Doch ist noch gegenwärtig Bachelier der niedrigste der drei akademischen Grade in jeder der fünf Facultäten. Bachelier-ès-lettres muß übrigens ein jeder werden, ehe er den Grad eines Bachelier in der naturwissenschaftlichen, jurist., medic. oder theol. Facultät erlangen kann. Auf mehrern deutschen Universitäten hat sich das Baccalareat als erster Grad (wie z. B. in Leipzig in der jurist. Facultät) für die zu Doctoren zu Promovirenden erhalten. Seit das Wort Baccalarius eine akademische Würde bezeichnet, hat es auch die Form Baccalaureus angenommen, weil man es etymologisch aus bacca laurea, d. i. Lorber, deutete. Eine andere, früher nicht selten auftretende Nebenform Bacularius oder Bacillarius lehnt sich an das lat. baculus, Stock, Stab (als Ehrenzeichen) an. Das Wort, welches übrigens seine ursprüngliche Heimat in Frankreich und dem span. Nordosten hat, stammt sicher aus dem Celtischen und geht entweder auf das celt. bachan, klein, jung (Chevallet, Gachet) zurück, oder hat gleiche Etymologie mit Vasall (Littré). Neben jenen Bedeutungen erhielt das Wort schon frühzeitig auch den Sinn eines jungen, noch nicht verheiratheten Mannes, dann überhaupt eines Unverheiratheten, welcher Begriff noch gegenwärtig im Englischen damit verbunden ist.

Bacchanten hießen im Alterthume die Theilnehmer an den nächtlichen Bacchusfesten, welche Bezeichnung im 14., 15. und 16. Jahrh. auf die fahrenden Schüler angewandt wurde, die von einer Gelehrtenschule zur andern wanderten, um entweder bessern Unterricht oder ein besseres Unterkommen zu suchen. Durch die damaligen Sitten und die fromme Wohlthätigkeit der Kirche wie der Privaten wurde die herumschweifende Lebensart dieser Schüler begünstigt; in größern Städten bestanden oft sogar Verpflegungsanstalten für sie. Noch im 16. Jahrh. war es für eine Schule rühmlich, viele solcher Individuen zu haben. Die B. hatten jüngere fahrende Schüler, **Schützen** genannt, bei sich, die Schutz und Unterricht von ihnen erhalten sollten; dafür mußten aber die Schützen ihnen aufwarten, für sie betteln, ja stehlen, und wurden meist sehr tyrannisch behandelt. Nicht selten blieben die B. bis in ihr 30. Lebensjahr in den Schulen und erhielten dann zuweilen Unterlehrerstellen. Die merkwürdigsten Beispiele von Bacchanten liefern Burkard Zingg und Thomas Plater, die ihr Leben selbst beschrieben haben.

Baccharis, von Linné benannte Pflanzengattung aus der 19. Klasse des Sexualsystems

und der Familie der Compositen, Abtheilung Corymbiferae. Ihre im tropischen und subtropischen Amerika wachsenden Arten sind Sträucher und Halbsträucher mit einfachen, meist lanzett- oder keilförmigen, oft kleberigen Blättern und halbkugelichen Köpfchen, welche viele röhrige männliche und am Rande zweilippige weibliche Blüten enthalten und von einer Hülle dachziegelförmig übereinanderliegender Schuppen umgeben sind. Verschiedene Arten findet man hin und wieder in Gewächshäusern; eine Art, B. halimifolia, aus Carolina, ein gegen 4 F. hoher, hübscher Strauch mit bläulich bestäubten Zweigen und Blättern, gedeiht auch im freien Lande. Man muß denselben im Winter zudecken und kann ihn durch Stecklinge vermehren.

Bacchius ist der Name eines dreisilbigen Versfußes von dieser Zusammensetzung: ⏑ — —, z. B. Zerstörung.

Bacchus (griech. Bakchos), von den Griechen gewöhnlicher Dionysos, von den Römern auch Liber genannt, ein ursprünglich wahrscheinlich thrazischer oder phrygischer Gott, dessen Cult und Sage frühzeitig von den Griechen aufgenommen und hauptsächlich im Gefolge des Weinbaues über ganz Griechenland, besonders unter der ländlichen Bevölkerung, verbreitet worden ist, immer aber in der dem griech. Wesen eigentlich fremden orgiastischen Raserei und dem wilden Taumel schwärmender Begeisterung deutliche Kennzeichen seines fremden, ungriech. Ursprungs bewahrt hat. Er ist der Gott des durch die Feuchtigkeit des Bodens und die Wärme der Sonne bedingten üppigen Naturlebens, wie es besonders in der Fruchtbarkeit der Bäume und vor allem in der Frucht des Weinstocks, der herrlichsten seiner Gaben, zur Erscheinung kommt. Daher knüpft sich auch ein großer Theil der ihm zu Ehren gefeierten Feste, namentlich in Attika, an die verschiedenen Phasen des Weinbaues und der Weinbereitung. So an die Vollendung der Weinlese, die ländlichen Dionysien in den attischen Demen im attischen Monat Poseideon (der ungefähr unserm December entspricht); an die Beendigung des Kelterns, in der Stadt Athen das Fest Lenäa, d. i. das Kelterfest, im Monat Gamelion (unserm Januar); an den Anfang des Verzapfens des neuen Weines, in Athen das Fest Anthesteria, d. i. Blumenfest, vom 11. bis 13. des Monats Anthesterion (Februar). Auch die Sagen von der Einkehr des Gottes bei Oeneus in Aetolien und bei Ikaros oder Ikarios in Attika, denen er den Weinstock schenkte, den Weinbau lehrte, sowie von seinen sonstigen Wanderzügen, auf denen er, umgeben von Satyren, Silenen und schwärmerisch begeisterten Frauen (Mänaden und Thyiaden), alle Länder, in denen der Weinstock gedeiht, als Eroberer durchzieht, knüpfen an die specielle Bedeutung des B. als Weingottes an. Diese Sagen wurden besonders seit der Eroberung des Orients durch Alexander d. Gr. weiter ausgebildet, indem man den Gott als den Eroberer Indiens, den sog. indischen Bakchos, zu einem Vorbilde der indischen Eroberer machte.

In der allgemeinern Naturbedeutung des Gottes andererseits wurzeln hauptsächlich die Sagen von seiner Geburt und Erziehung sowie von seinem Leiden, Tode und seiner Wiederauferstehung, an welche sich wieder Feste und Cultgebräuche anschließen. Die verbreitetste, insbesondere thebanische Sage macht ihn zum Sohne der thebanischen Königstochter Semele (offenbar einer Personification der Erde selbst), die ihn vom Götterkönig Zeus empfangen, aber, da sie, durch den hinterlistigen Rath der Hera verleitet, den Zeus veranlaßt, in seiner ganzen göttlichen Majestät, unter Blitz und Donner, sich ihr zu nahen, noch vor der Geburt des Kindes den Tod gefunden habe. Zeus selbst soll hierauf die noch unreife Frucht in seine Hüfte verschlossen (wovon alte Gelehrte den Beinamen des B., Dithyrambos, der dann gewöhnlich eine Art ihm geweihter Chorlieder bezeichnet, herleiten) und nach erlangter Reife das aufs neue geborene Kind durch den Götterboten Hermes den Nymphen, d. h. Gottheiten der ländlichen Natur, zur Pflege und Erziehung übergeben haben. Eine andere Tradition, welche durch die Verschmelzung des bakchischen Cults mit dem der Demeter und Persephone, insbesondere mit dem Geheimdienste (den sog. Mysterien) dieser Gottheiten in Eleusis (s. d.) entstanden ist, macht den B., der hier als Knabe oder halbwüchsiger Jüngling erscheint und unter dem mystischen Namen Jakchos angerufen wird, zum Sohne des Zeus und der Demeter oder des Zeus und der Persephone, worin besonders die chthonische Natur desselben, d. h. sein Wirken vom mütterlichen Schose der Erde aus, angedeutet ist. Auch die Erzählung vom Leiden und vom Tode des Gottes trägt einen durchaus mystischen Charakter, welche den Wechsel des Naturlebens, das Absterben der Vegetation im Winter und ihre Wiederbelebung im Frühjahr symbolisirt. Daher berichtet die heilige Sage, daß Zagreus (dies ist ein anderer mystischer Name des Bakchos oder Jakchos) von den Titanen, den Personificationen der wilden Naturkräfte, zerrissen worden sei. Man zeigte in Delphi im Allerheiligsten (Adyton) des Apollontempels sein Grab, aber beim Beginn des neuen Jahres, wenn die Tage wieder anfangen zuzunehmen, wurde bei Nachtzeit

von den auf dem Parnaß schwärmenden Chören der Thyiaden der todte Knabe wieder ins Leben zurückgerufen. Aehnliche nächtliche Feste wurden aller zwei Jahre in verschiedenen andern Theilen Griechenlands dem Gotte durch die Frauen gefeiert, besonders auf dem böotischen Gebirge Kithäron. Hier knüpfte sich die Feier an die Sage von der Verfolgung des Gottes durch den Thebaner Pentheus, der zur Strafe dafür von den von bakchischer Raserei ergriffenen Weibern, darunter seiner eigenen Mutter, die ihn für ein Thier hielten, zerrissen worden sei. Es bezeichnet dies deutlich den wilden Charakter dieser Feste, bei denen die bis zur höchsten Ekstase aufgeregten und daher Mänades, d. i. Rasende, genannten Frauen bisweilen lebendige Thiere, wie Zicklein u. dgl., zerrissen, ja bei denen, wenigstens in den ältesten Zeiten, an manchen Orten sogar Menschenopfer fielen, daher der Gott auch den Beinamen Omestes, der rohes Fleisch Verzehrende, führt. Andere Sagen von Verfolgungen des Gottes und schweren Strafen, mit denen er seine Verfolger heimsucht, sind die schon in der Ilias erzählte von dem thrazischen Könige Lykurgos, der durch einen ungestümen Angriff den Dionysos nöthigte, sich ins Meer zur Thetis zu flüchten, und seine Begleiterinnen gefangen nahm, worauf das Land mit Unfruchtbarkeit, Lykurgos mit Wahnsinn heimgesucht wurde, in welchem er seinen eigenen Sohn, weil er ihn für einen Weinstock ansah, mit der Axt tödtete. Ferner die Sage von den tyrrhenischen Seeräubern, welche den jugendlich schönen Dionysos als willkommene Beute, gebunden, auf ihr Schiff schleppen, worauf das Schiff in eine Weinlaube, die Tyrrhener in Delphine verwandelt werden. Endlich die von den Töchtern des Minyas im böotischen Orchomenos, welche, da sie trotz der Wunder, die der Gott that, sich an den von den übrigen Frauen ihm zu Ehren gefeierten Festen nicht betheiligen wollten, von ihm in wilde Raserei versetzt und dann durch Hermes in Vögel verwandelt wurden. Diese Sage hängt ebenfalls mit der düstern Seite des dem Dionysoscult angehörigen Festes Agrionia zusammen.

Die heitere Seite der dionysischen Religion zeigt sich dagegen in den in Griechenland dem Gotte zu Ehren gefeierten Frühlingsfesten, bei denen ein mächtiger Phallos (das männliche Glied) als Symbol der Zeugungskraft der wiedererwachten Natur in Procession einhergetragen und Lieder voll derber Obscönität und derbem Spotte gesungen wurden, aus welchen Gebräuchen sich allmählich die Kunstform der Komödie entwickelte, während die andere Gattung der dramatischen Poesie, die Tragödie mit ihrem heitern Nachspiele, dem Satyrdrama, aus den ebenfalls zu Ehren des Gottes von als Satyre verkleideten Männern gesungenen Chorliedern, in denen seine Thaten und Leiden gefeiert wurden, den sog. Dithyramben, hervorgegangen ist. Die reichste und prächtigste Entfaltung dieses Frühlingsfestes findet man in Athen, wo es unter dem Namen der großen oder städtischen Dionysien vom 9. bis 15. des Monats Elaphebolion (März) mit festlichen Aufzügen, Gesängen von Knabenchören und dramatischen Aufführungen aller Art gefeiert wurde. Einer besondern Form dieses Festes begegnet man auf der durch ihren Weinbau berühmten Insel Naxos, wo der Sage nach Dionysos die von ihrem frühern Geliebten Theseus verlassene Ariadne, während sie am Gestade schläft (das Symbol der gleichsam im Winterschlafe liegenden Erde), überrascht und unter lautem Jubel des ihn begleitenden Thiasos als seine Gattin heimgeführt haben soll, daher das an diesen Mythos anknüpfende Fest die Form eines Hochzeitschmauses und den Namen Theodäsia (Götterschmaus) erhalten hatte.

Nach Rom kam der Cult des B. oder, wie man ihn in Italien ursprünglich nannte, des Liber (auch Liber Pater), frühzeitig von den Griechen Unteritaliens aus in Verbindung mit dem der Demeter und Persephone (italisch Ceres und Libera). Schon 496 v. Chr. wurde den drei Gottheiten ein gemeinsamer Tempel am Circus Maximus errichtet und dieselben seitdem sowol in der Stadt Rom (wo man jährlich am 17. März das Fest der Liberalia feierte) als auch auf dem Lande (wo man insbesondere das Fest der Weinlese in ausgelassener Lustigkeit beging) verehrt. Erst weit später ward ebenfalls von Unteritalien aus auch der ekstatisch-mystische Bacchusdienst mit seiner wilden Raserei über das übrige Italien verbreitet und gewann bald auch in Rom, namentlich unter der weiblichen Bevölkerung, zahlreiche Anhänger, nahm aber mehr und mehr durch den Einfluß einzelner Personen, besonders einer Priesterin aus Campanien, den Charakter der ärgsten Unsittlichkeit und Zügellosigkeit an. Männer und Frauen vereint, hauptsächlich jüngere (man setzte zuletzt fest, daß niemand mehr aufgenommen werden sollte, der über 20 J. alt sei), feierten nächtliche Orgien, die sog. Bacchanalia, bei welchen neben den scheußlichsten Ausschweifungen zugleich Verschwörungen zu polit. Zwecken vorkamen. Durch einen Zufall erhielten 186 v. Chr. die Consuln und der Senat Kunde von diesem gefährlichen Treiben. Es ward sogleich eine Untersuchung eingeleitet, die sich bald über ganz Italien ausdehnte und die völlige Unterdrückung des bacchischen Geheimdienstes in Italien

durch einen Senatsbeschluß, von welchem uns noch eine Copie in einer Erztafel erhalten ist (das sog. Senatusconsultum de Bacchanalibus), zur Folge hatte. Dagegen dauerte der öffentliche Bacchuscult bis in die letzten Zeiten des Heidenthums fort.

Die bildende Kunst stellte in der ältern Zeit den Dionysos als Mann in reiferm Alter, mit majestätischer Gestalt, reichem Haupt- und Barthaar, langer, fast weiblicher Bekleidung, einer Binde ums Haupt, in der Hand ein Trinkgefäß oder eine Weinrebe haltend, dar. Daneben kam hauptsächlich durch die jüngere attische Bildnerschule eine ganz andere Darstellungsweise auf, welche den Gott in jugendlichem Alter, mit weichen, gleichsam fließenden Körperformen und dem Ausdruck trunkener Schwärmerei oder einer unbestimmten Sehnsucht im Antlitz bildete. Bei dieser Körperbildung ist er gewöhnlich nur mit einem um die Brust geworfenen Hirsch- oder Rehfellchen, der sog. Nebris, und an den Füßen mit Jagdstiefeln (Kothurnen) bekleidet, das Haupt mit einer Binde oder einem Epheukranze umgürtet. In der Rechten trägt er den epheuumrankten Stab mit dem Pinienapfel (Thyrsos) und lehnt sich häufig auf die Schultern eines Satyrs. Nur für den sog. indischen B., dessen Triumphzüge einen beliebten Stoff der Kunst der röm. Kaiserzeit bildeten, hat man gewöhnlich die ältere Bildungsweise beibehalten. Vgl. O. Müller, «Denkmäler der alten Kunst» (zweite Bearbeitung durch Wieseler, Bd. 2, Gött. 1860, Taf. 31—45).

Bacchylides, griech. Dichter, geb. 512 v. Chr. zu Julis, einer Stadt der Insel Keos, verließ frühzeitig seine Vaterstadt und brachte den größten Theil seines Lebens theils im Peloponnes, theils in Sicilien zu. Er war ein Verwandter des Simonides und der Zeitgenosse des Pindar. Hiero von Syrakus, an dessen Hofe er 478—466 lebte, schätzte ihn sehr hoch. Von seinen im dorischen Dialekte geschriebenen Gesängen, Dithyramben, Hymnen, erotischen und partheniscchen Liedern sind nur wenige Bruchstücke übriggeblieben, darunter ein Dithyrambus und ein Hymnus an die Friedensgöttin. Seine Gedichte zeichneten sich aus durch Reinheit und Glätte des Ausdrucks wie durch Tiefe der Empfindung und anmuthige Darstellung. Die gesammelten Bruchstücke stehen in Jacobs' «Anthologie» (Bd. 1), in Schneidewin's «Delectus poesis graecae» (Bd. 2) und Bergk's «Poetae lyrici graeci» (2. Aufl., Lpz. 1853); besonders gab sie Neue heraus (Berl. 1823), und mit deutscher Uebertragung Hartung in den «Griech. Lyrikern» (Bd. 6, Lpz. 1857).

Bacciochi (Felice Pasquale), Fürst von Lucca, Piombino, Massa, Carrara und Garfagnana, 1805—14, war in Corsica 18. Mai 1762 von armer adelicher Familie geboren. Als Cadet kam er in Militärdienste und war Offizier, als Bonaparte das Heer von Italien befehligte. Nachdem er dessen Schwester Elisa geheirathet hatte, ward er Obrist des 26. leichten Infanterieregiments, 1804 Senator und erhielt 1805 durch das seiner Gemahlin zugetheilte Fürstenthum Lucca und Piombino den Fürstentitel. Den Titel eines Großherzogs von Toscana, welches 1808 seiner Gemahlin verliehen ward, führte er nie. 1815 folgte er seiner Gattin in die Verbannung und lebte mit ihr, seinem Sohne und seiner Tochter unter Aufsicht der österr. Regierung. Nach dem Tode seiner Gemahlin hielt er sich meist in Bologna auf, wo er den schönen, nach ihm benannten Palast bewohnte. Er starb 27. April 1841 und hinterließ 8 Mill. Frs., die sein Enkel erbte. — Seine Gemahlin Maria Anna (später Elisa) Bonaparte, geb. zu Ajaccio 3. Jan. 1777, wurde in der altadelichen Erziehungsanstalt zu St.-Cyr erzogen und lebte während der Revolution mit ihrer Mutter zu Marseille. Nach dem Wunsch der letztern, jedoch ohne Zustimmung ihres Bruders Napoleon, vermählte sie sich 1797 mit B. In Paris, wo sie sich seit 1799 bei ihrem Bruder Lucian aufhielt, der den Sinn für Poesie und Kunst in ihr weckte, versammelte sie die gebildetsten Männer der Hauptstadt um sich. Gegen jedes Talent großmüthig, verpflichtete sie sich besonders Chateaubriand und Fontanes; namentlich wurde der letztere auf ihre Empfehlung von Napoleon berücksichtigt. Im Gefühl ihrer geistigen Vorzüge hielt sie ihren Gemahl in untergeordneter Stellung. Sie selbst regierte die Fürstenthümer Lucca und Piombino, und als Großherzogin von Toscana seit 1808 gefiel sie sich in der Rolle einer Königin. Wenn diese Semiramis von Lucca, wie man sie genannt hat, die Truppen musterte, versah ihr Gemahl die Stelle eines Adjutanten. Uebrigens stiftete sie manches Gute, obwol sie von den Beamten, welche ihr Vertrauen besaßen, nicht immer mit Eifer unterstützt wurde. Sie zog sich 1814 nach Bologna zurück, mußte aber im folgenden Jahre ihren Aufenthalt in Oesterreich nehmen. Anfangs lebte sie bei ihrer Schwester Karoline, der Gemahlin Murat's, dann mit ihrer Familie zu Triest, wo sie sich Gräfin Compignano nannte. Auf ihrem Landgute Villa-Vicentina, unweit Triest, starb sie 7. Aug.

1820. — Ihr Sohn, **Friedrich Napoleon B.**, geb. in Codroipo bei Udine im Aug. 1810, starb zu Rom 7. April 1833 infolge eines Sturzes vom Pferde. — Ihre Tochter **Napoleone Elisa B.**, 3. Juni 1806 in Italien geboren und am Hofe des Kaisers in Paris erzogen, heirathete 1825 den Grafen Camerata, einen der reichsten Edelleute der Mark Ancona, lebte aber seit 1830, von diesem getrennt, auf ihren illyr. Gütern und machte sich bekannt durch die vielen Erbschaftsprocesse, in welche sie ihre Oheime verwickelte. — Ihr Sohn **Napoleon Camerata** widmete sich dem Seedienst und nahm ein tragisches Ende, indem er sich 3. März 1853 erschoß. — Ihr Neffe, der Graf **Felix B.**, geb. um 1830, ist seit 1852 erster Kammerherr Napoleon's III., Oberhoftheaterintendant und Offizier der Ehrenlegion.

Baccio della Porta, florentinischer Maler, s. Bartolomeo (Fra, di San-Marco).

Bach nennt man ein natürlich fließendes Gewässer, welches, durch den unmittelbaren Abfluß einer wasserreichen Quelle oder den Zusammenfluß mehrerer Riesel gebildet, eine so geringe Wasserfülle hat, daß es leicht überschritten, übersprungen oder durchwatet werden kann. Einerseits dem Riesel oder Fließ, andererseits dem Flusse sich anreihend, gewährt der B. seinen Anwohnern die verschiedenartigsten Dienste für technische und wirthschaftliche Zwecke. Im Haushalt der Natur trägt er zur Füllung der Flüsse, zur Belebung der Gegend u. s. w. bei. Gebirgige Gegenden sind reicher an Bächen, und zwar an solchen mit tiefeingeschnittenem steinigen und sehr oft den Wasserstand wechselnden Bett, als die Niederungen, wo die Wassermenge sich häufiger in Weichland, Lachen und Seen sammelt, bevor sie Bäche in bestimmt eingefurchten Betten bildet. Man unterscheidet folgende Arten Bäche: 1) **Faulbäche**, die den Niederungen angehören. Diese haben oft ein so geringes Gefälle, daß sie zu stehen scheinen, und vereinen oft mit tiefem Bett weiche Uferränder, sodaß sie schwer zu passiren sind. 2) **Regenfließe**, die erst nach anhaltendem Regen mit Wasser gefüllt erscheinen und im lockern Sandboden am häufigsten vorkommen. 3) **Wild- oder Regenbäche**, welche ebenfalls nur periodisch, infolge der Schneeschmelze und heftiger Regen, Wasser enthalten. Man findet sie aber nur im Gebirge, durch felsige, steile und wilde Betten ausgezeichnet, zur Zeit ihrer Trockenheit oft zu Wegen nach sonst unzugänglichen Gegenden benutzt. So die Wadis im nördl. Afrika und südwestl. Asien. 4) **Gieß- und Waldbäche**, die fast nie versiegen, da sie aus Quellen entstehen. 5) **Gletscherbäche**, die den Gletschern ihr Dasein verdanken und daher nie ausbleiben. Diese wachsen wie die vorher angeführten bei vermehrtem Niederschlag nicht selten zu tiefen Flüssen an und geben, wie diese, den meisten großen Flüssen ihre Entstehung. 6) **Rausch-, Sturz- und Staubbäche**, d. h. solche, welche mit heftigem Geräusch starkgeneigte oder senkrechte Felswände hinabstürzen, dann Wasserfälle bilden oder durch den Widerstand der Luft bei hohem Fall gleichsam in Staubregen aufgelöst werden und einen romantischen Naturschmuck vieler Hochgebirge bilden. 7) **Steppenbäche**, die sich im Sande ohne eine bestimmte Mündung verlieren.

Bach (Alex., Freiherr von), ehemaliger österr. Minister, wurde 4. Jan. 1813 zu Loosdorf in Niederösterreich von bürgerlichen Aeltern geboren. Sein Vater war Justizamtmann, übersiedelte aber später nach Wien und gewann hier als Advocat bald eine ungemein einträgliche Praxis. Der junge B., der älteste von neun Geschwistern, widmete sich ebenfalls dem Rechtsfache und erwarb sich im Alter von 24 J. an der wiener Universität die jurist. Doctorwürde. Er verblieb sodann eine Reihe von Jahren im Dienste der kaiserl. Kammerprocuratur (Kronanwaltschaft). In diese Zeit fallen seine ausgedehntern Reisen, die ihn über einen großen Theil Europas und, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Joseph, auch nach dem Orient führten. Nach dem Tode des Vaters übernahm er als Advocat dessen Geschäftskanzlei, eine der bedeutendsten in Wien. Er trat in Opposition gegen das herrschende System und war mit unter jenen Persönlichkeiten, welche die gesellschaftliche Unterhaltung in dem juridisch-polit. Leseverein, einem Club, der bald misliebig wurde, auf das polit. Feld hinüberspielten. Als nach der franz. Februarrevolution von 1848 sich wirklich polit. Leben regte, zählte B. zu den Leitern der Bewegung und betrieb namentlich vom Leseverein aus jene Petition an die niederösterr. Stände, in welcher eine gründliche Reform des ganzen Staatswesens gefordert ward. Am 13. März erschien er, einer der vielen Deputationen des Tages sich anschließend, in der Hofburg und unterstützte hier kräftig die Forderungen des Volks. So sehr er sich aber im Beginn der Umwälzung vorgedrängt hatte, hielt er sich doch im weitern Verlaufe derselben klug im Hintergrunde. Er betheiligte sich zwar als Vertreter des Advocatenstandes an dem neugebildeten provisorischen Gemeindeausschuß von Wien, gelangte in den durch Bürgerliche verstärkten Ausschuß niederösterr. Stände und wurde von diesem zu den (nicht zu Stande gekommenen) Centralausschüssen der österr. Provinziallandtage abgeordnet, aber sein Verhalten in

diesen Stellungen ließ schon ahnen, daß er in seiner Handreichung an die Revolution weitern persönlichen Zielen nachging. Bei den Vorgängen vom 15. Mai, welche die Zurücknahme der octroyirten Verfassung und in weiterer Folge die Abreise des Hofes von Wien sowie den Fall des Ministeriums Pillersdorf herbeiführten, hielt sich B. außerhalb Wien auf. Dennoch sollte ihm dieser Barrikadentag zu einem Portefeuille verhelfen, indem er in dem neuen Cabinet Doblhoff-Wessenberg, das vom Kaiser 10. Juli definitiv genehmigt ward, die Leitung des Justizministeriums erhielt. In den constituirenden Reichstag wählte ihn ein Wahlbezirk Wiens zum Vertreter. Die Verhandlungen des Reichstags zeigten ihn als Gegner der demokratischen Linken. Er bekämpfte die Parteistellung derselben in der ungar. Frage, bezüglich welcher er, wie bei der deutschen Frage, nahezu die gleiche Ueberzeugung und Tendenz mit der slaw. Rechten vertrat. Bei der Debatte über die Entlastung des bäuerlichen Grundeigenthums hielt er am Princip der Entschädigung fest und eiferte dafür, daß ein Theil dieser Entschädigung auf die bis dahin Fronpflichtigen übertragen würde. Das Recht der Krone vertrat er, als die Frage über Sanction der Reichstagsbeschlüsse zur Sprache kam, indem er das Veto des Kaisers den Entscheidungen der Volksvertretung gegenüber unumschränkt aufrecht erhalten wissen wollte. Die Stimmung gegen B. wurde infolge seiner antidemokratischen Wendung eine sehr aufgeregte. Nach Ausbruch der Octoberrevolution hielt er es für rathsam, Wien zu verlassen, und reiste nach Salzburg ab, wo er, nachdem der Kaiser die misliebigen Minister entlassen, mehrere Wochen in Zurückgezogenheit lebte. Erst im Beginne des Nov. ging er ans Hoflager in Olmütz und nahm in dem neugebildeten Cabinet Schwarzenberg-Stadion das Portefeuille der Justiz an. B. betheiligte sich nun an der Auflösung des Reichstags zu Kremsier, der Verfassung vom 4. März 1849, den Maßnahmen rücksichtlich Ungarns und allen andern wichtigen Schritten, welche dieses Ministerium unternahm. Nach Stadion's durch Krankheit veranlaßtem Ausscheiden im Mai 1849 trat er für diesen an die Spitze der innern Verwaltung, die er dann, seit 28. Juli 1849, bleibend als Minister des Innern leitete. Er setzte mit gewohnter Energie das von seinem Vorgänger eingeleitete Werk der Centralisation der österr. Monarchie fort. Unter seine bedeutendsten Arbeiten in dieser Rücksicht gehören die Durchführung der Grundentlastung, die Organisation der polit. Verwaltung in den Kronländern und der von ihm mächtig geförderte Abschluß des Concordats. Die von ihm vertretene Politik brach indeß mit dem ital. Kriege von 1859 zusammen. Als Träger des Absolutismus und einer bis zum Aeußersten gehenden Reaction mußte B. der allgemeinen Unzufriedenheit weichen, und seine Ministerlaufbahn nahm 21. Aug. 1859 ihr Ende, worauf ihm die Botschafterstelle in Rom übertragen wurde, wo er sich der Curie angenehm zu machen wußte. B. ist 1854 vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben worden.

Bach (Johann Sebastian), der größte Cantor und prot. Musiker Deutschlands, war der Sohn Joh. Ambros. B.'s (geb. 1645, gest. 1695), Hof- und Rathsmusikus zu Eisenach. Geboren 21. März 1685 zu Eisenach, starb er 30. Juli 1750 zu Leipzig als Musikdirector an den beiden Hauptkirchen und Cantor an der Thomasschule. Von seiner Jugend und dem musikalischen Unterrichte, den er genossen, ist wenig bekannt. Nach dem Tode des Vaters (die Mutter war schon früher gestorben) kam er, noch nicht volle 10 J. alt, zu einem ältern Bruder, Joh. Christoph, Organist in Ohrdruf, von dem er den ersten Unterricht im Klavierspiel empfangen haben soll. Neigung und Fähigkeit ließen ihn schnelle Fortschritte machen, doch scheint es fast, als wenn der weniger begabte ältere Bruder eifersüchtig darauf gewesen wäre. Es war indeß dem jungen Sebastian nicht vergönnt, sich des Asyls bei seinem Bruder lange zu erfreuen, indem dieser ebenfalls bald starb. Er nahm den Wanderstab aufs neue zur Hand, und sein guter Stern führte ihn nach Lüneburg. Für die musikalische Entwickelung, Richtung und Durchbildung B.'s konnte der Ort nicht besser gewählt sein. In den Chor der Michaelisschule als Discantist aufgenommen, lernte er das, was gesanglich und kirchlich in der Musik sei, schon in früher Jugend auf praktischem Wege kennen. Ferner boten die in der Nähe von Lüneburg liegenden Städte Hamburg und Celle jede etwas Besonderes und Ausgezeichnetes seiner Art. Beide Städte besuchte B. so oft er konnte und, wenn es anging, auf längere Zeit, da es für Gesang-, Orgel- und Orchesterspiel nirgends bessere Vorbilder gab. Als Jüngling von 18 J., kehrte B. als reichbegabter, wohlgeschulter Kunstjünger nach seiner romantischen Heimat zurück. Hier findet man ihn 1703 als Hofmusikus in Weimar, 1704 als Organist in Arnstadt, 1707 in gleicher Eigenschaft zu Mühlhausen, 1708 als Hoforganist zu Weimar und 1714 zugleich auch als Concertmeister daselbst. Inzwischen war aus dem Kunstjünger ein Meister geworden.

Es haben sich aus dieser Periode zwei größere Kirchencantaten, beides Meisterwerke, erhalten: «Gott ist mein König», von 1708; «Ich hatte viel Bekümmerniß», von 1714. Bei alledem erlosch aber in seinem für Kunst glühenden Herzen keinen Augenblick jene heilige Flamme, die den großen Künstler schafft. Eines Tages (1705 oder 1706) verließ B. das freundliche Arnstadt und lenkte seine Schritte wieder nach Norden. Das Ziel seiner Sehnsucht war Lübeck, wo er ein Vierteljahr lang das Orgelspiel des berühmten Buxtehude studirte.

Für größere Reisen waren B. freilich die Mittel stets versagt; Italiens Himmel hat er nie geschaut. Dennoch lernte er die berühmten Meister dieses Landes besser kennen und würdigen als die meisten, die dorthin pilgerten. Unverdrossen legte er Hand ans Werk, schrieb nach und nach eine Menge Werke von Palestrina, Lotti, Caldara u. a. eigenhändig ab, bearbeitete andere, wie z. B. die Violinconcerte des Vivaldi, fürs Klavier und ließ vieles, wovon die noch erhaltenen ausgeschriebenen Stimmen Zeugniß ablegen, auch aufführen. Außerdem hatte er ital. Sänger und Virtuosen wol schon früher in Hamburg, Weißenfels und anderwärts gehört, und späterhin lernte er das Beste auf diesem Gebiete am dresdner Hofe kennen. Sein erster Besuch daselbst 1717 war übrigens durch ein merkwürdiges Abenteuer motivirt. Es galt nämlich einen musikalischen Wettstreit mit dem weitberühmten franz. Klavier- und Orgelvirtuosen Marchand als Herausforderer. Auf Veranlassung des sächs. Concertmeisters Volumier wurde B. aus Weimar herbeigerufen. Nachdem sich aber beide Gegner gegenseitig sondirt, entzog sich Marchand dem Kampfspiele in eiliger, heimlicher Flucht. Die Früchte, welche Fleiß, Ausdauer und Selbsterkenntniß einem Genie gewähren, fielen nun B. wie von selbst in den Schos. Kaum nach Weimar zurückgekehrt, wurde er noch 1717 vom Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen als Kapellmeister berufen. 1723 erhielt er die Musikdirector- und Cantorstelle zu Leipzig, in welcher er nun bis zu seinem Tode verblieb. Ferner war er Titularkapellmeister des Herzogs von Weißenfels, und vom dresdner Hofe beehrte man ihn 1736 mit der Würde eines königl. poln. und kurfürstl. sächs. Hofcompositeurs. Eine besondere Auszeichnung ward ihm noch drei Jahre vor seinem Tode durch Friedrich d. Gr. zutheil. Dem öfters ausgesprochenen Wunsche folgte 1747 die förmliche Einladung zu einem Besuche nach Potsdam. B. kam, und vor seinem glänzenden, wohlbegründeten Rufe fielen sogar die Schranken steifer Etikette. Freilich wußte auch Friedrich d. Gr., wie fast alle seine Zeitgenossen, hauptsächlich nur die momentanen Leistungen B.'s, seine immense Virtuosität auf Orgel und Klavier sowie sein unübertreffliches Phantasiren, zu schätzen. Es waren die glänzenden Außenseiten, mit deren Hülfe B. einen ganz außerordentlichen Einfluß auf musikalische Bildung und Richtung ausübte. Durch Lehre und Vorbild erzog er einen Stamm vortrefflicher Componisten, Orgel- und Klavierspieler, der sich über ganz Norddeutschland, zunächst durch Sachsen und Thüringen verbreitete. Albrechtsberger, Kirnberger, Marpurg und die neuern Theoretiker der musikalischen Composition, K. Ph. Emanuel Bach, Cramer, Clementi, Hummel in der Theorie des praktischen Klavierspiels: alle fußen sie auf ihn und haben wol im Detail, aber nicht im Wesen der Sache Neues zu sagen vermocht.

Wenn indessen ein entschiedener, lange nachwirkender Einfluß B.'s in Theorie und Praxis auf den Culturgang der musikalischen Kunst und Wissenschaft unbezweifelt bleibt, und derselbe wol das Prädicat eines Vaters der neuern Musik verdient, so ist es doch noch mehr der reiche Schatz seiner Compositionen an sich, abgesehen von ihrer Einwirkung auf Zeitgenossen und Nachkommen, wodurch er sich vor allem das Andenken der Nachwelt gesichert hat. Noch mag mancher meinen, es liege das Hauptverdienst B.'s, ja das eigentlichste Wesen seiner Compositionen in der hohen contrapunktischen Kunst, in der Meisterschaft der Arbeit. Allerdings ist diese Kunst so groß und reich, daß ihr Studium allein schon Lohnes genug gewährt an Genuß und bildendem, förderndem Einfluß; aber wo B. nicht geradezu und allein auf einen instructiven Zweck ausgeht (freilich nur in verhältnißmäßig sehr wenigen seiner Compositionen ist dies der Fall): da ist ihm jene Kunst stets nur Mittel, nie Zweck. Darum hascht er auch nicht nach jenen herausgesuchten contrapunktischen Künstlichkeiten. Zur rechten Zeit, am rechten Ort finden sie sich ein, ungesucht und mit überzeugender Folgerichtigkeit, nicht um ihrer selbst willen, um Aufsehen zu erregen, sondern aus innerer Nothwendigkeit. Sehr viele von den 48 Fugen seines «Das wohltemperirte Klavier» entbehren aller so oft als Deckmantel der Erfindungslosigkeit gebrauchten Umkehrungen, Augmentationen u. dgl. Freilich macht diese ganze Weise an den Vortragenden so gut wie an den Hörenden Ansprüche, ohne welche ein Genuß, ja nur ein nothdürftiges Erkennen des eigentlichen Gehalts nicht möglich wird. Es darf der Hörer sich nicht in passiver Erwartung dem bloßen sinnlichen Eindruck überlassen; es wird von ihm

ein williges Eingehen und Folgen in der Gedanken- und Formenentwickelung verlangt, keineswegs jedoch eigene Kenntniß oder gar Fertigkeit in der Handhabung dieser künstlichen Satzweise. Der Hörer darf nicht Eine vorherrschende Stimme (Melodie im gewöhnlichen Sinne) suchen und sie allein verfolgen, sondern muß auf alle achten, und allmählich wird ihm ein Schatz sich erschließen von kaum geahntem Glanz und Reichthum. Was hier zunächst von B.'s Klaviersachen gesagt ist, das gilt in weitester Ausdehnung auch von seinen größern Werken, von den Orchester- und Kirchencompositionen, von den Suiten für Orchester, von den achtstimmigen Motetten, den Passionsmusiken nach den vier Evangelien.

Eine Gesammtausgabe seiner Werke, welche fehlte, veranstaltet seit 1850 die zu Leipzig zusammengetretene Bachgesellschaft, an der sich die besten musikalischen Kräfte Deutschlands betheiligen. Jedes Jahr hat einen oder einige Bände der B.'schen Compositionen in schönster und sorgsamster Ausstattung gebracht. Bis 1864 waren 12 Jahrgänge erschienen. Die Mitglieder, über 500 an Zahl, verbreiten sich über alle Theile der gebildeten Welt. Sie enthalten einen unvergleichlichen Schatz der herrlichsten Werke, darunter unter anderm das Weihnachtsoratorium (1734), 4 Messen, 5 weltliche und 60 Kirchencantaten, die, hier sämmtlich zum ersten mal nach Originalquellen veröffentlicht, der Vergessenheit entrissen wurden. Ferner die Passionsmusiken nach Matthäus (1729) und Johannes, das fünfstimmige Magnificat, die Hohe Messe in H moll (1733) und andere Meisterwerke, die vordem nur in incorrecten, mangelhaften Ausgaben umliefen. Von den einzelnen Klavier- und Orgelwerken B.'s erschienen mehrfache Ausgaben. Vollständigere Sammlungen veranstalteten zuerst Peters in Leipzig (durch Czerny, Griepenkerl und Dehn) und Haslinger in Wien. Die Choralgesänge gab zuerst heraus B.'s Sohn K. Ph. Emanuel B. (2 Bde., Berl. u. Lpz. 1764—69), dann mit diesem Kirnberger (4 Bde., Lpz. 1784—87; neuer Abdruck 1832), hierauf Becker (Lpz. 1843) und zuletzt mit den Originaltexten Erk (Lpz. 1850). Die in der neuesten Zeit wachsende Theilnahme an B.'s Musik ist besonders durch die Bemühungen Mendelsohn's angeregt worden. Durch des letztern Vermittelung wurde B. 1842 vor der Thomasschule zu Leipzig ein Monument errichtet. Eine ausführlichere Biographie findet sich zuerst in Mizler's «Musikalischer Bibliothek» von 1754 (Bd. 4, Thl. 1). Die Verfasser derselben sind Agricola, ein Schüler B.'s und des letztern Sohn K. Ph. Emanuel. Somit ist diese Schrift in jeder Hinsicht die authentischste Quelle, namentlich in Hinsicht auf das Verzeichniß von B.'s Werken, von denen nach jener Zeit vieles verloren gegangen, anderes dagegen von Sammlern verborgen gehalten wird. B.'s musikalischer Nachlaß enthält demnach folgende Hauptwerke: 1) Eine Sammlung der verschiedenartigsten Compositionen für Klavier mit und ohne Pedal, unter dem Titel «Klavierübung» (Thl. 1—4, herausg. 1726—42). 2) «Musikalisches Opfer», ein Werk über ein von Friedrich d. Gr. erfundenes Thema, letzterm dedicirt (gestochen Lpz. 1747). 3) «Die Kunst der Fuge» (gestochen und herausg. 1752). 4) Fünf Jahrgänge von Kirchenstücken auf alle Sonn- und Festtage, darunter Oratorien auf Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt und fünf Passionen. In diesen Werken ruht jedenfalls der Schwerpunkt von B.'s gesammter musikalischer Thätigkeit. 5) Viele Messen, Magnificat, einzelne Sanctus, Dramen, Serenaden, Geburts-, Namenstags- und Trauermusiken, Brautmessen, auch sogar einige komische Singstücke. 6) Einige zweichörige Motetten. 7) «Das wohltemperirte Klavier» (1. Thl., 1722; 2. Thl., um 1740). 8) Präludien und Fugen für Orgel, Choralvorspiele u. s. w. Außerdem eine Menge anderer Instrumentalsachen von allerlei Art und für allerlei Instrumente. Unter den spätern Biographien ist als wichtigste die von Forkel (Lpz. 1802) zu bezeichnen; nächst dieser die von Hilgenfeldt (Lpz. 1850). Mehr oder weniger verdienstlich sind auch die Beiträge von Hiller (Lpz. 1784), Siebigk (Bresl. 1801), Schauer (Jena 1850) und der Lexikographen Schilling, Fétis und besonders Gerber. Auch über einzelne Werke B.'s ist vieles geschrieben worden. So von Mosewius «Ueber B.'s Kirchencantaten» (Berl. 1845) und «Ueber B.'s Matthäuspassion» (Berl. 1852); von K. von Winterfeld in dessen «Evangelischer Kirchengesang» (Lpz. 1847); von Lindner in «Zur Tonkunst» (Berl. 1864). Endlich in den Vorreden zu den einzelnen Bänden der Gesammtausgabe der Bachgesellschaft.

Die Familie B.'s stammt aus Presburg in Ungarn und hat, außer den Söhnen des großen leipziger Cantors, noch mehrere in der Geschichte der Musik ausgezeichnete Mitglieder aufzuweisen. — **Heinrich B.**, geb. 16. Sept. 1615 zu Wechmar, seit 1681 Organist in Arnstadt, gest. daselbst 10. Juli 1691, war ein tüchtiger Orgelspieler, wozu er auch seine beiden Söhne erzog. Der eine, Joh. Michael B., wurde Joh. Sebastian's erster Schwiegervater. — **Joh. Christoph B.**, der andere der Brüder, geb. 1643 in Arnstadt, seit 1665 Organist

zu Eisenach, ist einer der größten Orgelspieler und Contrapunktisten des 17. Jahrh. Er starb 31. März 1703. Seine Söhne Joh. Nikolaus und Joh. Christoph bildete er ebenfalls zu tüchtigen Tonkünstlern aus. — Von den 11 Söhnen des Joh. Sebastian haben folgende geschichtliche Bedeutung: Wilh. Friedemann B., geb. 1710 zu Weimar, vielleicht der begabteste von allen, aber auch der unglücklichste, war erst Organist an der Sophienkirche in Dresden, hierauf in Halle. Dann lebte er abwechselnd in Leipzig, Braunschweig, Göttingen und Berlin, wo er 1. Juli 1784 kümmerlich sein Leben beschloß. Von seinem störrischen, zanksüchtigen, zerstreuten, ordnungslosen Wesen wird viel und wol manches Unerweisliche und Uebertriebene erzählt. Seine nicht zahlreichen Compositionen, Sonaten und Concerte für Klavier, Orgelstücke und Kirchenmusik, sind sehr selten geworden. Eine neue Ausgabe derselben, zum Besten der Wiederherstellung der Nikolaiorgel in Hamburg, veranstaltete 1842 Wiedemann. — Karl Phil. Emanuel B., geb. zu Weimar 14. März 1714, studirte in Leipzig die Rechte und ging dann nach Frankfurt und Berlin, wo er 1740 Kammermusikus und Begleiter Friedrich's d. Gr. beim Flötenspiel ward. 1767 kam er als Musikdirector nach Hamburg, wo er 14. Sept. 1788 starb. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, findet man in Burney's «Tagebuch einer musikalischen Reise» (3 Bde., Lpz. 1772). Sein Hauptverdienst besteht in seinem Einfluß auf das Klavierspiel durch den «Versuch über die wahre Art, das Klavier zu spielen» (2 Bde. Lpz. 1787—97) sowie durch seine eigene hohe Meisterschaft und seine Compositionen. Die letztern, bestehend in Phantasien, Sonaten und Rondos, haben durch Originalität und Frische in Stoff und Form einen bleibenden Werth und sind heute noch zu empfehlen. Von gleich hoher Bedeutung, wiewol von minder entscheidendem Einfluß auf den allgemeinen Bildungsgang, sind seine kirchlichen Compositionen, worunter namentlich ein zweichöriges «Heilig» und ein Oratorium «Die Israeliten in der Wüste» Berühmtheit erlangten. — Joh. Christian B., der mailänder oder englische B. genannt, geb. 1735, schrieb hauptsächlich Opern und andere sog. galante Gesang- und Klaviercompositionen. Er war seit 1754 Organist in Mailand, seit 1759 Kapellmeister in London, wo er 1782 starb. — Joh. Christoph Friedrich B., der bückeburger B. genannt, geb. 1732, gest. 1795 als Kapellmeister des Grafen Wilhelm von Schaumburg zu Bückeburg, lieferte mehrere Compositionen für das Klavier und verschiedene Gesangwerke, darunter ein größeres, «Die Amerikanerin». — Wilhelm Friedrich Ernst B., ältester Sohn des bückeburger B. und letzter Sprößling der Familie, geb. 27. Mai 1759, hielt sich eine Zeit lang bei seinem Onkel Christian B. in London auf. Nach dessen Tode kehrte er über Frankreich und die Niederlande nach Deutschland zurück, nahm 1798 die Stelle eines Kapellmeisters bei der Kapelle der Königin von Preußen an und wurde Musiklehrer der sämmtlichen Kinder Friedrich Wilhelm's III. Nach dem Tode der Königin zog er sich von der öffentlichen Wirksamkeit zurück; er starb 25. Dec. 1845. Von seinen wenig umfangreichen, einen heitern Geist und ruhiges, gesundes Gemüth bekundenden Compositionen ist mehreres früher im Druck erschienen. Am bekanntesten sind ein Oratorium «Vaterunser von Mahlmann» und die Cantaten «Columbus» und «Nymphen der Weser». Außerdem schrieb er noch eine Anzahl Symphonien, Lieder, Quartette, Sonaten u. dgl., welche meist durch besondere Gelegenheiten veranlaßt wurden. — Nicht zu dieser Familie gehört der ebenfalls als vorzüglicher Organist und Orgelcomponist bekannte August Wilhelm B., geb. 4. Oct. 1796 zu Berlin, Organist an der Marienkirche, Director des königl. Musikinstituts und Mitglied der Akademie der Künste daselbst.

Bacharach, ein Städtchen mit (1861) 1639 E. im Kreise St.-Goar des Regierungsbezirks Koblenz in der preuß. Rheinprovinz, an der Eisenbahn des linken Rheinufers, $6^2/_5$ M. oberhalb Koblenz und $1^4/_5$ M. unterhalb Bingen, gegenüber dem Inselchen Wöhrd, sehr romantisch in eine enge, nach dem Rhein geöffnete Thalschlucht hineingelagert, trägt ein alterthümliches Gepräge und gewährt mit seinen alten Kirchen, seinen zahlreichen verfallenen Thürmen an den Stadtmauern, dem wunderlichen Bau seiner mit Wein umrankten Häuser einen höchst eigenthümlichen Anblick. Die Peterskirche oder sog. Templerkirche ist ein spätroman. Bau in schlanken Verhältnissen. Von der 1428 erbauten zierlichen Wernerskirche, einem der schönsten goth. Baudenkmäler des Rheinlandes, sind nur noch Ruinen vorhanden, die einen Begräbnißplatz einschließen, und auch von dem alten Templerhause steht nur noch ein Thurm im Hofe der Posthalterei. B. ist der Sitz eines lebhaften Handels- und Schiffahrtsverkehrs, hat starken Weinbau und soll, wiewol der Ort erst im Mittelalter genannt wird, nach einer Sage seinen Namen von einem Altare des Bacchus (Bacchi ara) erhalten haben. Der bacharacher Wein gehört jedoch keineswegs zu den besten Rheinweinen, wol aber war hier vor Erweiterung des Bingerlochs eine Hauptniederlage

und Stapelplatz aller edeln Rheinweine. Der Muskateller von B. galt sonst für so köstlich, daß Kaiser Wenzel für 4 Fuder Bacharacher die Stadt Nürnberg ihrer Verpflichtungen gegen ihn entband und Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) sich jährlich 1 Fuder «Bacharacher Wein» nach Rom bringen ließ. Noch heutzutage fährt zu jeder Messe das «Bacharacher Weinschiff» nach Frankfurt a. M. Im Verein mit den weinreichen Thälern Mannebach oder Mannbach, Diebach und Steeg bildet B. den Bezirk der sog. Vierthäler, welche die Wiege der bis über Heidelberg hinausreichenden Pfalz ausmachten, eigentlich zu Köln gehörten und von da aus einem Grafen Goßwin von Stahleck auf der Burg bei B. zu Lehen gegeben wurden. Durch des letztern Sohn Hermann kam zwar die Grafschaft Stahleck an Konrad, den Halbbruder Friedrich Barbarossa's; sie verblieb jedoch nächst den Vierthälern fortan bei der Pfalzgrafschaft, deren Herren mit den Bischöfen von Köln vielerlei Gerechtsame und Einkünfte theilen mußten. Die Burg **Stahleck** war einst ein sehr festes Schloß, die Wiege der Pfalzgrafen und bis 1252 Sitz derselben. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie nebst der Stadt von 1620—40 achtmal von den Spaniern, Schweden und Franzosen belagert und erobert, von letztern sodann 1689 bei der Pfalzverheerung zerstört. Ihre ansehnlichen Trümmer gehören zu den schönsten Ruinen der Rheinufer und sind jetzt Eigenthum der Königin-Witwe Elisabeth von Preußen, der Pfalzgrafen Enkelkind.

Bacharacht (Therese von), deutsche Schriftstellerin, s. **Lützow**.

Bachbunge nennt man zwei Arten der Pflanzengattung Veronica (Ehrenpreis), welche man als Kleine B. (V. Beccabunga L.) und Große B. (V. Anagallis L.) unterscheidet. Beide wachsen in Quellen, Bächen, an quelligen Orten, Flußufern, häufig mit der Brunnenkresse zusammen, mit welcher sie auch im sog. Dreienbrunnen bei Erfurt, wo die Brunnenkresse angebaut wird, vorkommen. Es sind kahle, glänzende, saftige Kräuter mit hohlen, zerbrechlichen Stengeln, gegenständigen, bei V. Beccabunga eirunden, bei V. Anagallis länglich-lanzettlichen Blättern und blauen oder lilafarbenen Blüten in lockern, gestielten, blattwinkelständigen Trauben, welche etwas bittersalzig und scharf schmeckende Blätter besitzen, die in der Heilkunde gegen Unterleibsstockungen gebraucht werden. Im April, vor der Blütezeit abgeschnitten, liefern diese Kräuter einen angenehmen, gewürzhaften Salat. Im Dreienbrunnen sammelt man dieselben und bringt sie von da, mit Weidenruthen in kleine Bündel gebunden, nach Erfurt zum Verkauf auf den Markt.

Bachelier, engl. Bachelor, s. **Baccalaureus**.

Bachelier (Nicolas), ein franz. Bildhauer, der noch 1553 lebte, in Rom fleißig nach Michel Angelo studirte und zu denen gerechnet wird, die dessen bessern Geschmack von Italien nach Frankreich gebracht haben. — **B.** (Jean Jacques), ein vorzüglicher Früchte- und Blumenmaler, geb. zu Paris 1724, gest. daselbst 1805, übte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Bedeutung der Porzellanmalerei aus. Am bekanntesten ist er geworden durch seine Streitigkeiten mit dem Grafen Caylus über die Wiederauffindung der enkaustischen Malerei der Alten. Er schrieb eine «Histoire et secret de la peinture à la cire» (Par. 1755). B. war Professor-Adjunctus der Akademie.

Bachmann (Gottlob Ludw. Ernst), verdienter Philolog und Kritiker, geb. 1. Jan. 1792 zu Leipzig, bildete sich 1806—12 in Pforta und studirte dann bis 1816 zu Leipzig und Jena. Hierauf nahm er eine Lehrerstelle am Pädagogium in Halle, einige Monate später an dem Gymnasium zu Wertheim in Baden an, legte jedoch letztere 1824 freiwillig nieder, um eine größere wissenschaftliche Reise unternehmen zu können. Drei Jahre lang benutzte B. nun die Bibliotheken zu Wien, Rom, Neapel und Paris für wissenschaftliche Zwecke und veröffentlichte hierauf während seines Aufenthalts zu Leipzig als Früchte seiner Forschungen: «Die ägypt. Papyrus der vaticanischen Bibliothek» (Lpz. 1828), die «Anecdota graeca e codicibus bibliothecae regiae Parisiensis» (2 Bde., Lpz. 1828), und den ersten Band von Lykophron's «Alexandra» (Lpz. 1830), welcher den griech. Text nebst kritischem Apparat enthält. Als Vorläufer zu dem zweiten Bande des letztern Werks, welcher den griech. Commentar des Tzetzes nebst ältern Scholien enthalten soll, erschienen die «Scholia vetusta in Lycophronis Alexandram» (Rost. 1848) und «Joannis Tzetzae opusculum etc.» (Rost. 1851). Seit 1832 ord. Professor der classischen Literatur an der Universität zu Rostock sowie Director des Gymnasiums und der Realschule daselbst, besuchte B. im Sommer 1843 die Bibliotheken zu Stockholm und Upsala und reiste 1848 zum zweiten mal nach Paris, um die früher angelegten Sammlungen zu vervollständigen. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu erwähnen die «Scholia in Homeri Iliadem» (Lpz. 1835—38) und «Zur Handschriftenkunde» (3 Hefte, Rost. 1850—61).

Bachstelze (Motacilla), eine der Alten Welt angehörende Gattung aus der Familie der eigentlichen Sänger oder Pfriemenschnäbler, welche sich durch den langen, geraden, schmalfederigen Schwanz, dessen zwei mittlere Federn etwas länger sind, und das nicht fleckige Gefieder auszeichnet. Sie sind die schlanksten Singvögel, klein, lebhaft, gewandt, fliegen und laufen schnell, wippen mit dem Schwanze, halten sich gern in der Nähe des Wassers auf und leben von Insekten. Ihre Nester bauen sie in natürlichen Höhlungen des Bodens oder niedriger Uferränder. Deutschland besitzt drei Arten, welche Zugvögel sind. Die bekannteste Art ist die weiße B. (M. alba), das Ackermännchen, der Wasser- oder Wippsterz, welche sich in ganz Europa, in Nordafrika und einem ansehnlichen Theile von Asien findet. Sie ist obenher aschgrau; Stirn, Unterseite und die Hälfte der äußern Schwanzfedern sind weiß, Brust und Schwanz schwarz. Schon sehr zeitig im Frühjahre kehrt sie zu uns zurück. Ihr Nest bereitet sie in einer Höhlung aus Grashalmen, Blättern und fast jeder Art von Pflanzenstoffen, die sie kunstlos übereinanderschichtet. Sie legt sechs bis acht bläuliche oder grünlichweiße, graupunktirte Eier und erzieht in jedem Sommer zwei Bruten. Oefters muß sie auch Kukukseier ausbrüten. Ihr Gesang ist weder angenehm noch laut. Die graue B. (M. sulphurea), vorzüglich im mittlern und südl. Europa einheimisch, ist grau, an Brust und Bauch gelb, die Kehle im Winter und Frühjahr schwarz, bei den Weibchen röthlichweiß. Die gelbe Bachstelze (M. flava), ebenfalls in Europa weit verbreitet, ist obenher olivengrünlich, unten gelb und besonders durch den langen, schwach gebogenen Nagel der Hinterzehe ausgezeichnet. Die schwarzrückige Bachstelze (M. lugubris) gehört im nördl. und mittlern Asien zu den gemeinsten Vögeln, wird aber außerdem nur im östl. Europa, und zwar selten, angetroffen.

Back (Sir George), bekannter Reisender in den Polarländern, wurde 6. Nov. 1796 zu Stockport geboren und trat schon 1808 in die brit. Marine. Er begleitete Franklin und Richardson auf ihren Expeditionen nach der Nordküste Amerikas, auf welchen er sich durch seine Unerschrockenheit auszeichnete, ward 1821 Lieutenant, 1825 Commandeur und erbot sich 1832 der brit. Regierung, den für verunglückt gehaltenen Kapitän Roß aufzusuchen. Er verließ London 17. Febr. 1833 und trat von Norwayhouse, einer Station der Hudsonsbai-Compagnie, 28. Juni die Reise nach dem Norden an. Auf derselben entdeckte er, nachdem er mit seinen Gefährten am Sklavensee einen furchtbaren Winter überstanden, 1834 den mächtigen Großen Fischfluß oder Backstrom, welchen er, obgleich er Nachricht von der Rückkehr Roß' erhalten, bis zum Eismeer verfolgte. Nach der Rückkehr nach England erhielt er 1835 den Rang eines Postkapitän und wurde mit dem Schiff Terror auf eine neue Entdeckungsreise ausgesandt, die aber vollständig misglückte, indem er, vom Sept. 1836 bis Juli 1837 zwischen Eisfeldern eingeschlossen, nur durch ein Wunder dem Tode entging. Seine Reiseberichte enthalten die «Narrative of the Arctic land expedition to the mouth of the Great Fish or Back River, and along the shores of the Arctic Ocean» (Lond. 1836; deutsch von Andree, Lpz. 1836) und «Narrative of the expedition in H. M. S. Terror» (Lond. 1839). Die geogr. Gesellschaften in London und Paris verliehen ihm in Anerkennung seiner Leistungen ihre goldenen Medaillen, die engl. Regierung 1839 die Ritterwürde. Seitdem ist B. nicht wieder im activen Dienst aufgetreten; doch avancirte er durch Anciennetät 19. März 1857 zum Contreadmiral und 24. Sept. 1863 zum Viceadmiral.

Backbord (engl. backboard, auch port) heißt die linke Seite des Schiffs, unter der Voraussetzung, daß das Gesicht nach dessen Vordertheil gerichtet ist. Die entgegengesetzte rechte Seite heißt Steuerbord (engl. starboard). Die Worte dienen gleichzeitig zur nähern Bezeichnung aller derjenigen Schiffs-, Ausrüstungs- und Takelagetheile, welche sich an den beiden Seiten für beständig oder gewöhnlich befinden. So spricht man vom Backbord-Buganker, Steuerbord-Großwand u. s. w. Ebenso werden die beiden Wachen, in welche jede Schiffsbesatzung getheilt ist, und die vierstündlich abwechseln, mit Steuerbord- und Backbordwache benannt.

Backe heißt die zwischen Ober- und Unterkieferknochen ausgespannte Lage von Weichtheilen, welche, rechts und links, die Seitenwand der Mundhöhle bildet. Dieselbe besteht im wesentlichen aus drei Schichten. Zu äußerst liegt die hier ziemlich zarte äußere Haut, welche das Roth der Blutgefäße mehr oder weniger deutlich durchschimmern läßt; zu innerst die Schleimhaut der Mundhöhle; dazwischen eine Schichte platter Muskeln nebst Gefäßen, Nerven und mehr oder minder reichlichem Fettgewebe, von dessen Menge die Rundung der Wange abhängt. Auf der Innenfläche der B. mündet jederseits der Ausführungsgang der Ohrspeicheldrüse, und zwar etwa gegenüber dem zweiten obern Backzahne. Ueber die Backzähne s. Zähne.

Baeckea, eine von Linné zu Ehren des schwed. Physikers Bäck benannte Gattung neuholländ.

Sträucher aus der 10. Klasse des Sexualsystems und der Familie der Myrtaceen, deren Arten schmale, oft nadelförmige, gegenständige Blätter und weiße, aromatische, einzeln, paarweise oder doldenförmig in den Blattwinkeln stehende Blüten mit unterständigen Fruchtknoten und fünfblätteriger Blumenkrone besitzen. Einige Arten (B. virgata, camphorata, saxicola u. a.) finden sich häufig als Ziersträucher in den Orangeriehäusern. Sie verlangen dieselbe Behandlung wie alle neuholländ. Myrtaceen.

Backen heißt diejenige Veränderung, welche man mit gewissen Substanzen durch Einwirkung trockener Hitze vornimmt, um sie für einen bestimmten Gebrauchszweck geeignet zu machen, und wobei nebst der Austreibung von Feuchtigkeit in der Regel eine selbständige Veränderung des Stoffs durch die Hitze beabsichtigt wird. So ist das B. eine vielfältig in der Kochkunst vorkommende Operation. Man spricht auch vom B. (Dörren) des Obstes, vom B. oder Brennen der Ziegel (Backsteine), thönerner Tabackspfeifen u. s. w. Vorzugsweise versteht man aber unter B. die Verwandlung gesäuerter oder ungesäuerter Mehlteige in Brot oder Kuchen (Zwieback, Biscuit). Das Brotbacken ist eine der wichtigsten Verrichtungen der Hauswirthschaft. Das mit Wasser zu einem zähen Teig angemachte Mehl erhält durch Zusatz eines Gärungsmittels (Hefe oder Sauerteig) die Fähigkeit, in einer lockern, zelligen Beschaffenheit aufzugehen, und wird sodann in Laibe von ortsüblicher Form gewirkt, die man in den Backofen schiebt. Die Construction des letztern thut außerordentlich viel zur Herstellung eines gesunden, guten Gebäcks mit möglichst geringen Kosten. Bei der gewöhnlichen, althergebrachten Construction, welche seit den Römerzeiten bis heute üblich geblieben ist, bildet der Ofen ein flaches, niedriges Gewölbe aus gebrannten Steinen, mit nach hinten aufwärts steigender Sohlenfläche. Durch eine Oeffnung (das Mundloch) wird der Ofen mit leichtentzündlichem Brennmaterial angefüllt. Nachdem dieses abgebrannt, kehrt man die Kohlen heraus und schiebt hierauf den zu backenden Teig ein, der nun, bei verschlossener Thüre des Mundlochs, im Ofen bleibt, bis er gar gebacken ist. Diese Einrichtung hat aber sehr viel Unbequemes und Unvortheilhaftes; es geht namentlich dabei immer mehr Hitze verloren, als benutzt wird. Deshalb hat man in neuerer Zeit in vielen Ländern auf Abschaffung der Privat- und Errichtung von Gemeindebacköfen hingewirkt, bei welchen letztern durch den ununterbrochenen Brand sehr viel Feuerungsmaterial erspart wird. Außerdem sind verschiedene neue Backofenconstructionen in Anwendung gekommen, welche einerseits auf Verwendung wohlfeilerer Brennstoffe als das gewöhnlich benutzte Holz, andererseits auf Kostenersparung durch stetig fortgesetzten Betrieb abzielen. Hierzu gelangt man nur dadurch, daß die Heizung nicht auf dem Backherde selbst, sondern entweder mittels eines daneben angelegten besondern Feuerherdes (aus welchem die Flamme in den Backraum hineinschlägt) oder von außen, durch das Mauerwerk hindurch, stattfindet. So werden engl. Backöfen sämmtlich mit Steinkohlen von einem Seitenrost aus geheizt, und für Militärbäckereien oder andere große öffentliche Anstalten gebraucht man Einrichtungen der letzterwähnten Art an vielen Orten. Die Temperatur, der das Brot beim B. ausgesetzt wird, beträgt 200—230° C. Es findet dabei eine Verflüchtigung von Alkohol statt, dessen geringe Menge jedoch die Anstalten zur Auffangung und Gewinnung nicht lohnt. Der chem. Vorgang beim B. besteht wesentlich in Verdunstung eines Antheils Wasser, Aufquellung der Stärkekörnchen des Mehls und Hemmung der Gärung durch Veränderung des Klebers. Bei der Bildung der Brotrinde wird zuerst das Stärkemehl in Stärkegummi verwandelt, worauf die weitere Röstung eintritt, von deren Natur nur so viel bekannt ist, daß sie den Anfang der Zersetzung durch Hitze bildet und fast bei allen Stoffen, selbst von sehr verschiedenartiger Natur, sich durch braune Farbe, durch einen angenehmen bittern Geschmack und eine viel größere Auflöslichkeit charakterisirt. Die Bereitung ungesäuerten Brotes ist einfacher als die des gesäuerten, da sie keine oder nur eine schwache Gärung ohne Ferment erheischt. Die andern Backwerke aus Mehl unterscheiden sich vom Brot dadurch, daß sie aus Mehl und Wasser theils ohne Gärung verfertigt werden, theils noch andere Zusätze in nicht unbeträchtlicher Menge enthalten, als Butter, Fett, Milch, Zucker, Gewürze, Mandeln u. s. w., theils durch Hitze nicht ausgetrocknet, sondern nur gekocht werden. Vgl. Leuchs, «Vollständige Brotbackkunde» (Nürnb. 1832); Knapp, «Die Nahrungsmittel» (Braunschw. 1848).

Bäckergewerbe, das Gewerbe, welches sich mit der Bereitung von menschlichen Nahrungs- und Genußmitteln aus den landesüblichen Getreidearten zum Verkauf an das Publikum beschäftigt. Man unterscheidet jetzt noch in manchen Gegenden zwischen Weiß- (oder Los-) und Schwarz- (oder Fast-, Platz-) Bäckern. Die letzern backen Roggenbrot, die erstern verfertigen Gebäck aus Weizenmehl, und von ihnen trennen sich zuweilen die eigentlichen Kuchenbäcker, aus

welchen sich wieder die Zuckerbäcker und Pfefferküchler herausgebildet haben. Da es Aufgabe des Staats ist, seinen Bürgern die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse im ganzen und großen zu sichern, so wird die Regelung und Beaufsichtigung des B. zu einer wichtigen öffentlichen Angelegenheit. Schon das röm. Recht vereinigte die Bäcker zu eigenen Corporationen und stellte sie den öffentlichen Proviant- oder Magazinverwaltern zur Verfügung. Das deutsche Mittelalter beförderte durch Privilegien die Bildung von Bäckerinnungen, die sich größtentheils bis auf unsere Zeit erhalten haben. Indem dabei die Lieferung von Bäckerwaaren innerhalb jedes Bezirks auf die Innungsgenossen beschränkt und diesen hierdurch ein entsprechender Absatz gesichert wurde, hielt man sich ermächtigt, sie dafür zu bestimmten Gegenleistungen zu verpflichten. Unter diesen steht obenan die Obliegenheit, immer ein gewisses Quantum von Getreide und Mehl in guter Beschaffenheit auch in Theuerungszeiten bereit zu halten, damit in den Privatvorräthen der einzelnen Bäcker Ersatz für den Mangel an öffentlichen Magazinen vorhanden sei. Hieran schließt sich ferner der Vorbehalt, das Gewicht und den Preis der einzelnen Bäckerwaaren je nach den zeitweiligen Getreidepreisen durch obrigkeitliche Taxen zu regeln, um besonders da, wo wieder die Zahl der Innungsmitglieder eine geschlossene ist, monopolistische Uebertheuerungen der Consumenten zu verhindern. Die Bäckertaxe kann so festgesetzt werden, daß entweder das Gewicht, welches der Bäcker liefern muß, unabänderlich feststeht und der Preis je nach den Umständen wechselt, oder daß man für unveränderte Preise ein verschiedenes Gewicht zuläßt. Letzteres hat mehr den Schein für sich, der in Theuerungszeiten allerdings beschwichtigend wirken mag, das erstere Verfahren ist dagegen offener und erleichtert sowol die Fabrikation als die Aufsichtsführung über richtiges Gewicht von seiten des Publikums.

Wie sinnreich auch die Veranstaltung gewesen sein mag, den Staat hinsichtlich der Fürsorge für die unentbehrlichsten Lebensmittel durch die Bäckerinnungen vertreten zu lassen, so hat die ganze Einrichtung sich, für unsere Zeit wenigstens, als unzulänglich und als Ursache von eigenen Uebelständen erwiesen. Der Monopolist faßt seine Stellung meistens als bloße Berechtigung, ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Verbindlichkeiten auf. Die Consumenten werden ihm zur ausbeutepflichtigen Menge, und der corporative Geist schiebt jedem Innungsmitgliede die Anforderung ins Gewissen, seine Leistungen weder zu steigern noch wohlfeiler zu liefern, damit die Genossen nicht in ihrer Nahrung und dem Ertrage einer bequemen Mittelmäßigkeit beeinträchtigt werden. Außerdem wirkt das fortdauernde Feilschen um bessere Taxen, wobei Täuschungen der Behörde und künstliche Beeinflussungen der Marktpreise nicht ausbleiben, nur demoralisirend, und bei aller Aufsicht kann erfahrungsmäßig das Publikum doch nicht gegen Uebervortheilungen durch geringhaltige oder nicht vollwichtige Waare geschützt werden. Ganz verwerflich ist zumal das System, wonach Bäckerinnungen auf eine bestimmte Mitgliederzahl beschränkt, die einzelnen Backgerechtigkeiten aber als Realprivilegien (s. Privilegium) vererblich und veräußerlich sind. Die Backhäuser gelangen dann leicht in die Hände von Kapitalisten, welche sie an die eigentlichen Bäcker verpachten, und der überschießende Ertrag des Gewerbs kann nur zur Ernährung eines Schmarotzers, nicht aber, wie beabsichtigt, zur Bildung eines Betriebs- und Reservefonds benutzt werden. Die moderne Volkswirthschaftslehre dringt demnach auch hier auf Herstellung der freiesten Concurrenz. Wenn jedem die Betreibung des Bäckereigewerbs verstattet ist, werden sich mindestens so viele Unternehmungen bilden, als das Publikum beschäftigen kann, und jeder wird den andern ohne Taxe und polizeiliche Ueberwachung durch gute Waare und billige Preise zu überflügeln, sich selbst aber durch Anschaffung der nöthigen Vorräthe in seiner günstigen Stellung zu behaupten suchen. In der That haben sich da, wo man mit Einführung der Gewerbefreiheit vorgegangen ist, alle diese Vorhersagungen nur bestätigt. Selbst die völlige Freigebung des B. vermag aber die gesundheitspolizeiliche Aufsicht über die Beschaffenheit der gelieferten Waaren nicht auszuschließen, wie denn auch die Obrigkeit sich niemals der Sorge entschlagen kann, dem Publikum die Gelegenheit zur Erlangung der unentbehrlichsten Nahrungsbedürfnisse zu beschaffen.

Backhuysen oder Bakhuysen (Ludolf), einer der berühmtesten Maler der Niederländischen Schule, ein Meister in Seestücken, geb. 18. Dec. 1631 zu Emden, arbeitete bis in sein 18. J. bei seinem Vater, der Secretär der Generalstaaten war, als Schreiber und kam dann 1650 in ein Handelshaus nach Amsterdam, wo sein Talent für die Kunst sich zu zeigen begann. Entschlossen, sich ganz der Malerei zu widmen, nahm er Unterricht bei Everdingen und erlangte in kurzem eine außerordentliche Fertigkeit; aber am meisten wurden seine Fortschritte durch den Eifer befördert, womit er die Natur studirte. Oft bestieg er bei einem herannahenden Sturme

ein leichtes Fahrzeug und beobachtete die Bewegung der Wellen. Voll des Gesehenen eilte er dann nach Hause und führte mit bewunderungswürdiger Wahrheit die früher entworfenen Skizzen aus. Dieses Streben schaffte seinen Gemälden den ersten Rang in dieser Gattung. Für Peter d. Gr. zeichnete er Modelle von allen Gattungen von Schiffen, wonach der Zar baute. Außerdem arbeitete er für den König von Preußen, den Kurfürsten von Sachsen und den Großherzog von Toscana. In allen seinen Bildern herrscht die äußerste Wahrheit, zugleich aber auch die ganze Poesie des bewegten Elements. Seine Farben sind vortrefflich, und sein Pinselstrich ist ganz vorzüglich geeignet, das Wasser und dessen Bewegung nachzuahmen. Bilder von ihm befinden sich in allen namhaften Galerien, besonders im Haag und in Amsterdam. Erst in seinem 71. J. fing er an, in Kupfer zu ätzen. Auch versuchte er sich in der Dichtkunst und gab Unterricht in der Schreibkunst, zu deren Vervollkommnung er vieles beigetragen hat. Er starb 1709. — Sein Enkel Ludolf B., geb. 29. Aug. 1717, gest. 6. April 1782, war zuerst Kaufmann, dann Soldat und wendete sich später ebenfalls der Malerkunst zu. Er hat treffliche Kriegsscenen geliefert.

Backnang, Stadt und Oberamtssitz im würtemb. Neckarkreise, liegt malerisch am linken und mit zwei Vorstädten am rechten Ufer der Murr und ist theilweise noch ummauert. Auf einer Anhöhe in der Stadt steht das ehemalige reiche Chorherrnstift, zu welchem Markgraf Hermann von Baden um 1116 die St.-Pancratiuskirche erhob, und das dann 1477 in ein weltliches Stift verwandelt wurde und 1626—48 im Besitz der Jesuiten war. Die zunächststehende Stiftskirche enthält manche interessante Ueberreste ihrer ursprünglich roman. Bauart, sowie Grabmäler und Wappenschilder alter Markgrafen. B. zählt 4301 (ohne die Weiler 3809) E., die neben ergiebiger Landwirthschaft und Viehzucht seit alter Zeit einen bedeutenden Gewerbebetrieb unterhalten, namentlich Gerberei, Tuchmacherei mit Walken und Appreturanstalten, Wollspinnerei und Wollfärberei, Kunst-, Loh- und Sägemühlen, Schuhfabrikation zum Handel im großen. Die Viehmärkte, die am Ort abgehalten werden, gehören zu den bedeutendsten des Landes. Die Stadt gehörte mit der Burg Reichenberg vormals zu Baden. Graf Eberhard der Erlauchte von Würtemberg (gest. 1325) erhielt beide theils an Bezahlungsstatt, theils als Heirathsgut. Im Dreißigjährigen Kriege (1635) und später von den Franzosen wurde B. ganz niedergebrannt.— Zu dem Oberamtsbezirk B. (5,12 Q.-M. mit 27787 E.) gehört die Stadt Murrhardt mit 4176 E.

Backwoods, d. i. Hinterwälder, nannten die ersten Ansiedler in den Vereinigten Staaten von Amerika die in ihrem Rücken sich ausdehnenden, kaum von Indianern durchstreiften unermeßlichen Urwälder. Ursprünglich bis fast an den Saum des Atlantischen Oceans reichend, wurden diese Wälder immer mehr in den Westen geschoben, je weiter die europ.-amerik. Niederlassungen vom Meere aus ins Innere vordrangen. Jetzt bedeutet B. so viel wie eine unangebaute, uncivilisirte Waldgegend. Diejenigen Weißen, welche, gleichsam die Vorposten der nachrückenden Civilisation, vereinzelt in den Urwäldern sich niederlassen, sind die Backwoodsmen oder Hinterwäldler, auch Pioneers und Squatters genannt, deren Entbehrungen und wildes Naturleben, Muth und Gefahren, Tugenden und Laster, deren Kämpfe mit den Thieren des Waldes, den feindseligen Indianern und den Elementen den Schilderungen und Schriften Cooper's, Sealsfield's, Gerstäcker's u. a. einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Im gewöhnlichen Leben nennt man Backwoodsman auch wol einen ungebildeten, rohen Menschen.

Bacler d'Albe (Louis Albert Ghislain, Baron), ein als Landschaftsmaler, Zeichner und Kartograph geschätzter Militär, geb. 21. Oct. 1762 zu St.-Pol (Pas-de-Calais), erhielt eine sorgfältige Erziehung und beabsichtigte in seinem 20. J., nach Italien zu gehen, ließ sich aber, gefesselt von der Schönheit der Alpenwelt, schon zu Sallanches am Fuße des Montblanc nieder und malte hier zahlreiche landschaftliche Bilder, welche viel Anerkennung fanden. Als Bonaparte 1796 das Commando der ital. Armee erhielt, trat B. als Artillerielieutenant in dieselbe ein und nahm theil an allen Schlachten und Kämpfen des ersten Feldzugs. Wegen der Geschicklichkeit, welche er bei topogr. Aufnahmen bekundete, nahm ihn Bonaparte als Director des topogr. Bureau in seinen Stab auf. Als Frucht seiner Arbeiten in Italien erschien die schöne «Carte du théâtre de la guerre en Italie» (54 Blatt, Par. 1802), deren erste Abtheilung in 30 Blättern das Kriegstheater in Italien und den Alpen vom Uebergange über den Var (29. Sept. 1792) bis zum Einzug der Franzosen in Rom (10. Febr. 1798), die zweite in 24 Blättern den Schauplatz der militärischen Operationen und Kämpfe in Neapel, auf Sicilien, Sardinien, Malta u. s. w. darstellt. B. begleitete Napoleon auf allen Feldzügen und trat 1814 als Brigadegeneral aus dem activen Dienst. Während der Hundert Tage war er

Director des Kriegsdepots zu Paris, verlor aber diese Stelle nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. Er zog sich nach Sèvres zurück, wo er sich wiederum der künstlerischen Thätigkeit zuwandte und 12. Sept. 1824 starb. Unter seinen Gemälden gilt «Die Schlacht von Arcole» (1804), ein Oelbild von großer Ausdehnung, für sein bedeutendstes Stück. Außer den «Souvenirs pittoresques de Paris et ses environs» (48 lithogr. Blätter) hat man von B. noch «Souvenirs pittoresques ou vues lithographiées de la Suisse, du Valais etc.» (102 Blatt, Par. 1818), «Souvenirs pittoresques, contenant la campagne d'Espagne» (102 Blatt, Par. 1824) u. s. w.

Bacmeister (Georg Heinr. Jul. Karl Friedr. Justus), hannov. Staatsmann, geb. zu Lüneburg 1805, erhielt seine Vorbildung auf dem Lyceum in Hannover und studirte dann seit 1824 in Heidelberg, später in Göttingen die Rechte. Nachdem er seit 1828 im hannov. Justizdienste als Auditeur an verschiedenen Orten beschäftigt gewesen, kam er um die Zeit, als das Staatsgrundgesetz von 1833 ins Leben trat, als Assessor an die Justizkanzlei in Göttingen. In den Verfassungskämpfen, welche kurz nach der Thronbesteigung Ernst August's 1837 begannen, trat B. anfangs, wie die Mehrzahl seiner Collegen, für das auch von ihm beschworene Staatsgrundgesetz ein, schlug sich aber sodann auf die entgegengesetzte Seite. 1842 wurde er zum Justizrath bei der Kanzlei zu Hannover ernannt, schon im folgenden Jahre aber zum Retardatensenat in Celle committirt, der bestimmt war, die aufgehäuften Rückstände des Oberappellationsgerichts zu erledigen. Nach Beendigung dieser Arbeit wurde B. 1845 Hülfsarbeiter im Justizministerium, Mitglied des Staatsraths für die Abtheilung der Competenzconflicte, später auch, auf Empfehlung der Regierung, Mitglied der Zweiten Kammer für das Consistorium zu Osnabrück. 1847 mit der Revision der vom Oberappellationsrath Planck entworfenen allgemeinen bürgerlichen Proceßordnung beauftragt, bemühte er sich, unter Beibehaltung des Princips der Schriftlichkeit, Raschheit und Einfachheit des Verfahrens herbeizuführen. Der von ihm ausgearbeitete Entwurf, welcher von der Zweiten Kammer mit geringer Majorität angenommen wurde, trat zwar nicht ins Leben, da man 1848 das Princip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit rein durchgeführt verlangte, doch ist diese Proceßordnung in Beziehung auf das materielle Proceßrecht die Grundlage der Gesetzgebung von 1850 geblieben. Obgleich der Umschwung von 1848 nicht nach dem Sinne B.'s war, blieb er doch in seiner Stellung und vertheidigte 1849 und 1850 in den Kammern als Regierungscommissar die gegen seine Ansichten entstandenen Entwürfe der Straf- und Civilproceßgesetzgebung. 1851 wurde B. zum Oberstaatsanwalt ernannt, außerdem vom König Ernst August, dessen Testament er auch machte, zum Mitglied der Ersten Kammer. In dem Cabinet, welches kurz nach Georg's V. Thronbesteigung unter dem Präsidium von Schele's gebildet wurde, übernahm er das Cultusministerium. Nach dem Ausscheiden von Borries' und von der Decken's (April 1852) vertauschte er dieses Departement mit dem der Finanzen und betheiligte sich bis zu gewissem Grade an den reactionären Planen des Hofes und den Verfassungsänderungen zu Gunsten der Ritter, resignirte aber doch Anfang Juni des folgenden Jahres. Unter dem Ministerium Lütken blieb er ohne Anstellung. Erst 1856, nachdem die Verfassung von 1848 beseitigt war, trat er als erster Beamter in Lehe wieder in den Staatsdienst. Als 1858 die Justizorganisationen im Geiste der Borries'schen Verwaltungsmaximen ebenfalls umgestaltet werden sollten, wurde neben Wetmuth und Zimmermann auch B. zu den darauf bezüglichen Arbeiten berufen. 1862 erfolgte sodann seine Ernennung zum Landdrost der Provinz Ostfriesland.

Baco oder Bacon (Roger), ein engl. Mönch, der durch mehrere bewunderungswürdige Entdeckungen zur Erweiterung der damals dürftigen Realkenntnisse viel beitrug, stammte aus einer alten, angesehenen Familie und wurde 1214 zu Ilchester in der Grafschaft Somerset geboren. Er studirte in Oxford, dann in Paris, wo er die theol. Doctorwürde erhielt. Wenn nicht schon in Frankreich, doch bald nach seiner Rückkehr in die Heimat, 1240, trat er in den Franciscanerorden und ließ sich zu Oxford nieder. Die Physik scheint damals der Hauptgegenstand seiner Arbeiten gewesen zu sein; großmüthige Freunde der Wissenschaft unterstützten ihn in seinen Studien mit den nöthigen Geldmitteln. Indem er die Geheimnisse der Natur untersuchte, machte er Entdeckungen, in denen die Unwissenden die Werke höllischer Zauberkunst zu sehen vermeinten. Noch mehr wurde dieser Wahn durch die Eifersucht und den Haß angefacht, womit die übrigen Mönche des Klosters seine Ueberlegenheit betrachteten. Zudem tadelte er laut die Unwissenheit und das Sittenverderbniß der Geistlichen, besonders der Mönche, und schrieb einen Brief an den Papst, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit vorstellte. Aus Rache am päpstl. Hofe verklagt, verbot ihm der Papst, auf der Universität zu lehren. Bald darauf sperrte man ihn in ein Gefängniß, wo ihm jeder Umgang

abgeschnitten war und selbst hinreichende Nahrung ihm fehlte. Unter den wenigen, die B.'s Geist bewunderten und sein Unglück bedauerten, war der Cardinalbischof von Sabina, damals päpstl. Legat in England, der kaum den päpstl. Stuhl unter dem Namen Clemens IV. bestiegen hatte, als er den Eingekerkerten befreite und unter seinen Schutz nahm. Infolge einer Aufforderung Clemens' IV. schrieb er sein «Opus majus» (herausg. von Jebb, Lond. 1733), das er ihm durch seinen Lieblingsschüler, Johann von Paris, 1267 überschickte, und in welchem er die Nothwendigkeit einer Reform der Wissenschaften durch Studium der Sprachen und der Natur darstellte. Nach Clemens' IV. Tode, unter Nikolaus III., erklärte sich der General des Franciscanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen B., verbot das Lesen seiner Schriften und erließ einen Befehl, ihn einzukerkern, den der Papst auch bestätigte. Diese neue Gefangenschaft währte 10 J.; umsonst versuchte B., als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nikolaus IV. Papst geworden war, denselben durch eine «Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten» (lat., Oxf. 1590; engl. von Brown 1683), von der Unschuld und Nützlichkeit seiner Arbeiten zu überzeugen. Erst nach dem Tode Nikolaus' IV. erlangte er auf Verwendung einiger vornehmer Engländer seine Freiheit wieder. Er kehrte nach Oxford zurück, schrieb einen Abriß der Theologie und starb bald darauf 11. Juni 1294 (nach andern 1292). Obgleich ein außerordentlicher Geist, bewegte sich B. doch mitten in allen Vorurtheilen seiner Zeit. Er glaubte an den Stein der Weisen, an die Astrologie und Alchemie. Seine Haupterfindung sind die Vergrößerungsgläser. Außerdem finden sich in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, über den um vieles vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizont; dagegen ist er über andere Gegenstände in den größten Irrthümern befangen. Aus seinen irrigen Angaben geht hervor, daß er den Gebrauch des Teleskops nicht kannte. Er machte mehrere chem. Erfindungen, welche Geheimnisse für die damalige Zeit waren. So wußte er z. B. schon, daß man mit Schwefel, Salpeter und Kohle den Blitz nachmachen und Explosionen erzeugen könne. Die Mathematik, angewandt auf Beobachtung, betrachtete er als den einzigen Weg zur Erkenntniß der Natur. Er studirte mehrere Sprachen und schrieb lateinisch mit großer Zierlichkeit und Klarheit. Ehrenvolle Erwähnung verdienen seine Entdeckungen der im Kalender obwaltenden Irrthümer, ihrer Ursachen und seine Vorschläge und Angaben, denselben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam. Er verfertigte selbst einen berichtigten Kalender, von dem noch eine Abschrift auf der oxforder Bibliothek aufbewahrt wird. Wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse erhielt er den Beinamen Doctor mirabilis. Sein Abriß der Theologie ist noch ungedruckt. Mehrere seiner Schriften sind früher in Deutschland herausgegeben worden, wie die «Alchemie» (Nürnb. 1541), die «Mathematik und Perspective» durch Joh. Combach (Frankf. 1614). Sein «Opus minus» und «Opus tertium» nebst andern seiner Schriften sind herausgegeben durch Brewer (Lond. 1859). Vgl. Siebert, «Roger B., sein Leben und seine Philosophie» (Marb. 1861); Charles, «Roger B., sa vie, ses ouvrages, ses doctrines» (Brüss. 1861).

Bacon (Francis, Lord Verulam, Viscount Saint-Albans), einer der bahnbrechenden Geister im Gebiete der Wissenschaften, war zu London 22. Jan. 1561 geboren und der Sohn des Sir Nicholas B., Großsiegelbewahrers unter der Königin Elisabeth. Sein Vater gehörte jenem eigenthümlichen Kreise mehr durch praktisches Geschick als durch aristokratische Verbindungen aufgestiegener Männer an, mit denen Elisabeth sich umgab. Seine Mutter war die gelehrte Anna Cooke. Von früher Kindheit an gab Francis Proben überlegener Geisteskraft und eifrigster Wißbegierde, und Elisabeth selbst freute sich der vorzeitigen Geistesfertigkeit und Gesetztheit des Knaben und pflegte ihn ihren jungen Lord-Siegelbewahrer zu nennen. Schon im 13. J. bezog er die Universität Cambridge, die er nach drei Jahren mit Verachtung gegen den dort verfolgten Studiengang und die scholastische Philosophie verließ. Er ging nach Paris, wo er unter der Obhut des engl. Gesandten, Sir Amias Paulet, stand und sich besonders mit Statistik und Diplomatie beschäftigte. Der zu Ende 1579 erfolgte plötzliche Tod seines Vaters rief ihn 1580 nach England zurück. Wider Erwarten konnte er lange Zeit keine Beförderung im Staatsdienste finden, und gerade sein Oheim, der erste Minister der Königin, Lord Burleigh (s. Cecil) war ihm entgegen, weil er in B. einen gefährlichen Nebenbuhler für seinen eigenen Sohn sah. Er mußte nun die Laufbahn eines Sachwalters einschlagen, in der er nicht sonderlich vorwärts kam. Die Gunst des Grafen Essex (s. d.) war dem beharrlichen Widerstande der Cecil nicht gewachsen; der Graf konnte nur durch großmüthige, von B. später mit schreiendem Undank belohnte Geschenke die persönliche Lage seines Schützlings erleichtern. 1595 für

Middlesex ins Parlament erwählt, nahm B. anfangs einen Anlauf auf Popularität, suchte aber sehr bald die Ungnade des Hofes, die er sich dadurch zugezogen, wieder abzuwenden. So trat er selbst gegen seinen Freund und Wohlthäter Essex in Rede und Schrift als Ankläger auf. Unter Jakob I. stieg er rasch. Er ward 1603 zum Ritter geschlagen, 1604 besoldeter Rechtsbeistand der Krone, 1607 Solicitor-General, 1613 Attorney-General, 1617 Siegelbewahrer, 1619 Lordkanzler und Baron von Verulam, 1620 Viscount Saint-Albans. Die letztern großen Beförderungen verdankte er seiner unbedingten Fügsamkeit in die Wünsche des königl. Günstlings Buckingham (s. d.), wie er auch sonst in seiner richterlichen Eigenschaft alle vom Hofe begünstigte Misbräuche in Schutz nahm und auch persönlich die Annahme von Bestechungen nicht verschmähte. Der namentlich mit den Monopolen getriebene Misbrauch sowie die Corruption in den Gerichtshöfen waren zu arg, als daß sich nicht das Parlament von 1621 dagegen hätte erheben sollen, und der Hof erkaufte die Fortdauer der ihm Nutzen bringenden Misbräuche durch Aufopferung einiger Werkzeuge derselben, wozu auch B. gehörte. Er wurde zu einer Geldbuße von 40000 Pfd. St. und zur Haft im Tower, so lange es dem König beliebe, verurtheilt, auf Lebenszeit aus der Nähe des Hofs verbannt und für unfähig erklärt, ein Staatsamt zu bekleiden oder im Parlamente zu sitzen. Das Urtheil war jedoch nur deshalb so streng, weil man wußte, daß es nicht ausgeführt werden würde. Die Geldbuße wurde sogleich erlassen; die Haft dauerte nur zwei Tage. Bei Hofe ließ man ihn auch bald wieder zu, und schon zum nächsten Parlamente wurde er wieder einberufen. Doch verhinderte ihn Alter, Gebrechlichkeit und vielleicht Scham, zu erscheinen. Die Regierung setzte ihm eine Pension von 1200 Pfd. aus. Er starb 9. April 1626.

B. war kein harter und boshafter Mann; aber es gebrach ihm an Adel der Gesinnung und moralischem Muthe. Desto größer ist seine Bedeutung im Gebiete der Wissenschaften, wo er mit geistvoller Einseitigkeit das Nützlichkeitsprincip zum Leitstern aller Forschungen zu machen strebte, nach der Maxime, daß der Mensch nur so viel wisse, als er könne (tantum scimus, quantum possumus), und daß der einzige Weg zum gründlichen Wissen der der Induction an der Hand künstlich und methodisch ersonnener Experimente sei. Nach diesen Grundsätzen bekämpfte er die an den Aristoteles angeschlossene Methode der Scholastiker aufs erfolgreichste und gab der engl. Philosophie die Richtung nach der Seite des Sensualismus, welcher sie mit entschiedener Consequenz immer treu geblieben ist. Seine erste Schrift erschien 1597 und hatte eine lange Reihe zur Nachfolge. Es waren gesammelte Aufsätze (Essays), welche seinen Ruf rasch begründeten und die gelesensten seiner Schriften geblieben sind. Unter letztern sind die bedeutendsten: «De dignitate et augmentis scientiarum» (engl. Lond. 1605, lat. Lond. 1623; deutsch von Pfingsten, 2 Bde., Pesth 1783) und das «Novum organum scientiarum» (Lond. 1620; 2 Bde., Lpz. 1840; deutsch von Bartholdy, Berl. 1793, und von Brück, Lpz. 1830). In dem erstern Werke sucht er die menschlichen Kenntnisse nach den verschiedenen Geisteskräften, welche sie in Anspruch nehmen, zu ordnen, und so eine encyklopädische Tafel oder einen allgemeinen Stammbaum aller Wissenschaften nebst einer Grundvermessung ihres Gesammtgebiets herzustellen, mit Bezeichnung dessen, was darin bereits angebaut worden und was noch brach liege. In dem letztern Werke führt er den Grundsatz durch, daß in aller Erkenntniß der einzige Weg zur Wahrheit die bloße Erfahrung vermöge der experimentirenden Naturbeobachtung sei. Auf das Specielle der Naturkunde geht er ein in der «Sylva sylvarum». Andere Aufsätze handeln von Arzneikunde, Rechtswissenschaft, Gesetzgebung. Die Moral behandeln die «Sermones fideles». In dem Aufsatze «De sapientia veterum» erklärt er Fabeln der Mythologie durch sinnreiche Allegorien. Auch die «Nova Atlantis» ist eine Allegorie von prophetischem Schwunge der Phantasie. Weniger hat er als Geschichtschreiber in seiner «Historia regni Henrici VII. Anglorum regis» geleistet. Die Eigenschaften, wodurch seine Schriften glänzen, sind eine seltene Combinationsgabe, Kühnheit der Gedanken und ein großer, zuweilen phantastischer Ideenreichthum. Daß er auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, welches er allen andern Wissenschaften zum Muster aufstellte, selbst unfruchtbar blieb, indem keine Entdeckung von Wichtigkeit sich an seinen Namen knüpft, hat seinen Grund darin, daß er nicht Mathematiker war und infolge dessen bei seinen eigenen Versuchen auf eine ungenaue Weise zu Werke ging. Infolge desselben Umstandes bestritt er auch das Kopernicanische System, und wußte er sich nicht zu befreien von dem Glauben seines Zeitalters an die Goldmacherkunst, das Lebenselixir, die Sympathie und Antipathie der Dinge und die den Stoffen beiwohnenden Elementargeister (spirits oder species spirituales). Seine sämmtlichen Werke nebst seiner Lebensbeschreibung gaben Will. Rawlay (6 Bde., Amsterd. 1665) und Mallet (5 Bde., Lond. 1765) heraus.

Die vollständigsten und besten neuern Ausgaben sind die von Basil Montagu (16 Bde., Lond. 1825—34) und die von Ellis, Spedding und Heath (Lond. 1858 fg.). Die verschiedenen Seiten, welche B.'s wissenschaftlicher Charakter der Beurtheilung bietet, sind Veranlassung häufiger Discussion geworden. Nachdem namentlich Macaulay in seinen «Essays» bemüht gewesen, die Baconische Methode mit Verhüllung ihrer Schwächen über alles Maß hochzustellen, hat dagegen Liebig in seiner Schrift «Ueber Francis B. von Verulam und die Methode der Naturforschung» (Münch. 1863) diese Methode nach der Seite ihrer Unfruchtbarkeit und vorurtheilsvollen Befangenheit vom Standpunkte der empirischen Naturforschung beleuchtet. Unbestritten bleibt dabei B.'s Größe als Tonangeber des wissenschaftlichen Geistes seiner Nation und Urheber einer neuen Richtung in der Philosophie, nämlich der des Sensualismus, welcher durch die Mittelglieder von Hobbes, Locke, Berkeley und Hume zur Kantischen Kritik überleitete. Vgl. Kuno Fischer, «Franz B. von Verulam. Die Realphilosophie und ihr Zeitalter» (Lpz. 1856); Spedding, «Letters and life of Lord B.» (2 Bde., Lond. 1862).

Bacon (John), engl. Bildhauer, geb. 24. Nov. 1740 zu London, gest. daselbst 7. Aug. 1799. Sein Vater, ein Tucharbeiter, schickte ihn zu einem Porzellanfabrikanten in die Lehre, wo er bald durch sein Talent für die Porzellanmalerei und durch seine Kunstfertigkeit, Figuren aus Thon herzustellen, die Aufmerksamkeit einiger Bildhauer auf sich zog. Nachdem er von einer Gesellschaft, welche die Ermunterung junger Talente bezweckte, 10mal einen Preis erhalten, begann er in seinem 23. J. in Marmor zu arbeiten und erhielt schon 1768 die goldene Medaille der königl. Akademie, deren Mitglied er 1770 wurde. Berühmtheit erlangte er jedoch erst durch eine Statue des Mars. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören die Denkmäler auf Lord Chatham und Lord Halifax in der Westminsterabtei; ferner die Statuen Blackstone's zu Oxford, Howard's und Johnson's in der Paulskirche sowie auch zwei Büsten Georg's III. im Christ-Church-College zu Oxford und in der Universitätsbibliothek zu Göttingen. B. besaß eine große technische Geschicklichkeit, konnte jedoch wegen seiner allzu realistischen Auffassung das Höchste in seiner Kunst nicht erreichen.

Bács (spr. Bahtsch) oder **Bácska**, ein ungar. Comitat, das am Zusammenfluß der Donau und Theis liegt, auf drei Seiten von diesen Flüssen, nördlich aber von den Comitaten Pesth, Csongrád und von Kleinkumanien begrenzt wird, und auf einem Flächenraume von 187 Q.-M. gegen 528000 E. zählt. Der Landstrich ist einer der gesegnetsten, nicht nur durch seine natürliche Fruchtbarkeit, sondern auch durch die Lage an den beiden Hauptflüssen Ungarns. Die Einwohner betreiben darum auch einen sehr lebhaften Handel, namentlich mit Getreide, von dem jährlich 4—5,000000 presburger Metzen nach Wien und Triest ausgeführt werden. Die Bevölkerung des Comitats ist jedoch eine sehr gemischte; sie besteht etwa aus 67500 Ungarn, 61000 Deutschen, 6800 Slawen, 15240 Serben, 2230 Rußniaken u. s. w. Aus diesem Grunde begann hier kurz nach der Märzerhebung von 1848 ein blutiger Rassenkrieg, der während der ganzen Dauer der Revolution grausam wüthete. Die ungar. Regierung konnte selbst auf dem Höhepunkte ihrer Erfolge, im Frühjahr 1849, trotz Perczel's genialen Kämpfen und manchen glücklichen Siegen, diese Gegend nicht ganz unterwerfen. Nach Beendigung des ungar. Kampfes fand sich die österr. Regierung bewogen, die Bácska von Ungarn förmlich loszulösen und sie als «Serbische Wojwodschaft» mit dem sog. Temescher Banat in ein eigenes Kronland umzuwandeln. B. zählt 3 königl. Freistädte: Szabadka oder Maria-Theresiopel, Zombor und Neusatz, 16 Marktflecken, 87 Dörfer und 31 Puszten. Die großen, handeltreibenden Marktflecken sind: Apathin mit 9053 E., wo viel Hanf erzeugt wird, Baja mit 18621 E., Altbecse an der Theis mit 11221 E., Altkanisa mit 11010 E., Szenta mit 16808 E.

Bacsányi (János; spr. Batschaanji), ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 11. Mai 1763 zu Tapolcza in dem Szalader Comitat, studirte zu Beßprim, Oedenburg und Pesth, wurde hierauf Erzieher des Sohnes des Generals Orczy, in welcher Zeit er seine erste Arbeit «A magyarok vitézsége» («Die Tapferkeit der Ungarn», Pesth 1785) veröffentlichte. Noch in demselben Jahre in Kaschau zum Cameralverwaltungsbeamten ernannt, gründete er daselbst im Verein mit Baróti und Kazinczy das «Magyar Museum» (Kaschau u. Pesth 1788—95). 1793 ward er infolge eines freisinnigen Gedichts seines Amtes entsetzt und 1794 wegen Theilnahme an der Verschwörung des Bischofs Martinovich nach dem Spielberg abgeführt, auf dem er bis 1796 saß. Nachdem er die Freiheit wieder erlangt, trat er der Redaction der «Magyar Minerva» bei, kam dann nach Wien als Concipist zum Bankdirectorium und vermählte sich daselbst 1805 mit der deutschen Dichterin Gabriele Baumberg, welche Verbindung jedoch nicht glücklich war. Als die Franzosen 1809 Wien einnahmen, übersetzte B. Napoleon's Procla-

mation an die Ungarn, weshalb er sich später genöthigt sah, nach Paris zu fliehen. Infolge des Pariser Friedens wurde er ausgeliefert und Linz ihm zum gezwungenen Aufenthalt angewiesen; doch durfte er bis an sein Lebensende die franz. Pension beziehen. Er starb in Linz 12. Mai 1845. B. gab, nebst andern Arbeiten, in der letzten Zeit seine «Gesammelten Gedichte» (Pesth 1827; 2. Aufl., Ofen 1835) heraus. Seine Gattin, Gabriele B., geb. 1775 zu Wien, gest. 24. Juli 1839 zu Linz, hat sich besonders durch «Gedichte» (Wien 1800) und das Gedicht «Amor und Psyche» (Wien 1807) bekannt gemacht.

Baculometrie nennt man die Kunst, Höhen und Entfernungen sowie Felder und Fluren blos mit Hülfe von Stäben ohne eigentliche Winkelmeßinstrumente und andere geodätische Werkzeuge zu messen und aufzunehmen. Alle solche Messungen, die übrigens meist nur für den augenblicklichen Bedarf oder zur Unterhaltung angestellt zu werden pflegen, können natürlich auf Genauigkeit keinen Anspruch machen, zumal wenn es dem Messenden an hinlänglicher Uebung und einem sichern Auge mangelt. Obgleich es möglich ist, durch bloßes Abstecken von Stäben mit Hülfe einer einfachen Meßschnur und eines guten Augenmaßes größere Flächen aufzunehmen, oder auch Entfernungen, selbst wenn die Endpunkte derselben unzugänglich sind, zu bestimmen, so bedient man sich baculometrischer Messungen meist nur zur schnellen Ermittelung der Höhe von Thürmen, Bäumen u. dgl. Jedoch ist die Lösung nur unter der Voraussetzung möglich, daß man an den Fuß des zu messenden Gegenstandes gelangen kann. Um so die Höhe eines Gegenstandes, z. B. Baumes, zu finden, bringt man in einer verhältnißmäßigen Entfernung das Auge möglichst nahe an den Boden, und läßt in der zwischen Auge und Gegenstand befindlichen geraden Linie einen Stab senkrecht so einschlagen, daß die Spitze des Stabes die vom Auge nach der Spitze des Baumes gezogene Linie berührt. Wie sich nun die Entfernung des Auges vom Fuße des Stabes zur Höhe des letztern verhält, so verhält sich die Entfernung des Auges vom Fuße des Baumes zur Höhe desselben. Alle baculometrischen Bestimmungen beruhen auf den Sätzen von der Aehnlichkeit der Dreiecke.

Baczko (Ludwig von), deutscher Schriftsteller, geb. 8. Juni 1756 zu Lyk in Ostpreußen, besuchte das Gymnasium zu Königsberg und begann hierauf das Studium der Jurisprudenz, beschäftigte sich jedoch daneben vielfach mit Philosophie, Geschichte, schönen Künsten und selbst Medicin. Von Jugend auf kränklich, dabei am rechten Fuß und rechten Arm theilweise gelähmt, betraf ihn in seinem 21. J. noch das Unglück, infolge der Blattern zu erblinden. Mit ehrenwerther Strebsamkeit richtete sich seitdem seine ganze Thätigkeit auf Erlangung eines selbständigen Einkommens. Da seine Bemühungen, ein akademisches Lehramt zu erhalten, erfolglos blieben, gründete er eine werthvolle Leihbibliothek, gab vielfach Unterricht, besonders aber trieb ihn die Nothwendigkeit des Erwerbs zur Schriftstellerei auf verschiedenen Gebieten. Seit 1792 war er glücklich verheirathet. Obgleich seine äußere Lage immer noch sehr wechselte, brachte er doch in den Unglücksjahren und während der Erhebung Preußens die größten patriotischen Opfer, ließ auch seine Söhne 1813 in das Heer treten. Seit 1816 war B. Vorsteher des Bülow-Dennewitz'schen Blindeninstituts zu Königsberg. Er starb 27. März 1823. Unter seinen zahlreichen Schriften befinden sich mehrere Schauspiele und viele Romane, die jetzt ziemlich vergessen sind, obgleich sie, namentlich die histor. und kleinern Erzählungen, zu den bessern Erscheinungen ihrer Zeit gehörten. Nicht ohne Werth bleibt noch jetzt seine «Geschichte Preußens» (6 Bde., Königsb. 1792—1800) und ein «Handbuch der Geschichte Preußens» (3 Bde., Königsb. 1802), obgleich beide sich mehr durch fleißiges Sammeln als durch Kritik auszeichnen. Auch schrieb er die «Geschichte der Französischen Revolution» (2. Aufl., 2 Bde., Halle 1812) und die Schrift «Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden» (Lpz. 1807). Seine Selbstbiographie: «Geschichte meines Lebens», gab sein ältester Sohn (3 Bde., Königsb. 1824) heraus.

Bad nennt man im engern Sinne die längere oder kürzere Eintauchung des menschlichen Körpers oder einzelner Theile desselben in eine tropfbare Flüssigkeit; im weitern auch das Eintauchen in dunst- und dampfförmige, gasartige, selbst imponderable Flüssigkeiten und in trockene oder festweiche Substanzen. Nicht minder gibt man der Anwendung strömender oder fallender Flüssigkeiten auf den Körper den Namen eines Bades. Endlich werden auch solche Orte Bäder genannt, in denen die nöthigen Vorrichtungen und Anstalten zum leichtern und bequemern Gebrauch des Bades getroffen oder von der Natur dargeboten sind.

Der Gebrauch des Badens steigt zu den frühesten Zeiten des Menschengeschlechts hinauf, und schon die ältesten geschichtlichen Nachrichten sowie die Mythen der Völker erwähnen desselben. Bei den alten Völkern des Orients war das Bad stets mit dem Cultus verknüpft,

indem man durch die körperliche Reinigung auch eine moralische Reinheit andeuten wollte. Unter den Griechen war das einfache Bad schon in sehr früher Zeit im Gebrauche. Bei Homer werden den ankommenden Freunden und Gästen vor allem warme Bäder bereitet. Der Grieche lagerte sich nicht zum Mahle, bevor er sich nicht gebadet, und sein Hausbad befand sich im Innern des Hauses. Auch mit religiösen Handlungen stand bei den Griechen das Bad in Verbindung, so mit den Vorbereitungen zum Opfern, zum Empfange der Orakelsprüche, zur Hochzeit u. s. w. Ebenso war der Gebrauch von Schwitz- und Dampfbädern in Griechenland schon frühzeitig heimisch. Das Schwitzbad oder Lakonikon bestand aus einem Gemach mit Bänken, das mittels Röhren mit dem Hypokauston, einem großen Ofen, in Verbindung stand. In Athen namentlich gab es zu Alexander's d. Gr. Zeit sowie später unter den röm. Kaisern, insbesondere unter Hadrian, elegante und bequeme Badeanstalten. In diesen öffentlichen Anstalten sowie auch in den Hausbädern der Reichen befanden sich außer jenem Lakonikon und Hypokauston auch Ankleidezimmer (apodyteria), dann trockene Schwitzzimmer (pyriateria), wo das Schwitzen blos durch Erhitzung der Luft bewirkt wurde, und Zimmer, die zur Einreibung mit Oel (elaeothesia) dienten. Um die Badeanstalten herum hatte man Plätze für gymnastische Uebungen nach dem Bade, und auf dem platten Dache des Hauses konnte man Sonnenbäder nehmen. Als Heilquellen standen bei den Griechen besonders gewisse heiße Quellen oder Thermen in Ruf. Das kalte Bad nannten die Griechen Lutron. Die Männer badeten in Griechenland gemeinschaftlich; daß es für Frauen öffentliche Bäder gegeben habe, ist wahrscheinlich.

Bei den Römern kamen die warmen Bäder (thermae) erst später in Aufnahme, obschon zuletzt der allgemeine Luxus den eigentlichen Zweck des Bades fast ganz in den Hintergrund drängte, sodaß die öffentlichen Bäder mehr als allgemeine Vergnügungsorte betrachtet wurden. Die meisten derselben wurden zur Zeit vor und unter den Kaisern erbaut. In Rom gab es deren über 800, und in den Provinzialstädten eine verhältnißmäßige Anzahl. Ihrer Einrichtung nach ähnelten sie dem heutigen türk. und russ. Bade. Wesentlich gehörte zu einem Bade: 1) Das Hypocaustum oder Heizzimmer im Kellergeschoß zur Erwärmung sowol der Badezimmer als des Badewassers; 2) das Apodyterium oder Auskleidezimmer; 3) das Frigidarium, ein Zimmer mit einem Bassin zum kalten Bade; 4) das Tepidarium, dessen Bestimmung sich zwar nicht genau ermitteln läßt, das aber sowol zum Bade im lauwarmen Wasser wie zum Aufenthalt und Auskühlen in mäßig warmer Temperatur gedient haben mag; 5) das Caldarium, in welchem theils das Schwitzbad (sudatio), theils das wirkliche heiße Wasserbad stattfand. In den Badezimmern befanden sich Bassins zur Aufnahme des Wassers, an den Wänden liefen Bänke herum, die im Caldarium amphitheatralisch erhöht waren, um den Badenden die Wahl zwischen der höhern Temperatur des obern Zimmertheils und der mäßigern des untern Raums zu gestatten. Letzteres Zimmer enthielt auch noch ein Becken (labrum) von mehrern Fuß im Durchmesser, welches mit dem kalten Wasser gefüllt war, in das man sich nach dem heißen Bade tauchte. Mit diesen wesentlichen Theilen eines Bades standen gewöhnlich noch in Verbindung ein Unctuarium, d. h. ein Zimmer zum Salben des Körpers, außerdem oft Gärten, bedeckte Spaziergänge, Säle zu Spielen u. s. w. Durch eine leichte Bewegung zum Bade vorbereitet, ging man zuerst in das Apodyterium, dann in das Tepidarium, wo man sich mit Oel salbte, und dies ward auch während des Badens wiederholt. Demnächst wurde der Körper mit Striegeln (strigilis) behandelt, worauf man sich in das Caldarium begab, um entweder nur zu schwitzen, oder auch das heiße Wasserbad, welches einen bedeutenden Temperaturgrad hatte, zu gebrauchen. War dieses vorüber, so ließ man sich mit kaltem Wasser übergießen und ging dann sogleich in das Frigidarium, um durch das kalte Bad die erschlaffte Haut wieder zu stärken, worauf der Körper nochmals mit Oel gesalbt wurde. Die öffentlichen Bäder für Frauen waren von gleicher Einrichtung und wurden fleißig auch von den vornehmsten Frauen besucht. Uebrigens badeten diese wie die Männer gemeinschaftlich. Der Unsitte, daß Männer und Frauen zusammen badeten, wird auch von den alten Schriftstellern gedacht, wie denn überhaupt in späterer Zeit die Bäder Orte der Schwelgerei jeder Art wurden. Vgl. Wichelhausen, «Ueber die Bäder des Alterthums» (Manh. u. Heidelb. 1851).

Die Völker des Islam haben als Orientalen das Bad natürlich vollständig in ihre Sitten und Gebräuche aufgenommen. Der Islam schreibt seinen Bekennern sorgfältige Beobachtung der körperlichen Reinlichkeit und zu diesem Zwecke wiederholte tägliche Waschungen vor. Gewisse Umstände und Zeiten veranlassen noch außerdem vorschriftsmäßig sowol Männer wie Frauen zum Gebrauch des Bades. Zu diesem Behufe richteten sich nicht blos Reiche prachtvolle

Badeanstalten in ihren Häusern und Gärten ein, auch für das Volk im allgemeinen wurden in jeder Stadt, in der sich eine Moschee befand, Badehäuser angelegt. Die Araber brachten die Vorliebe für luxuriöse Badeanstalten mit nach Spanien. Die christl. Spanier verurtheilten aber diese ihnen fremde Sitte und zerstörten nach Vertreibung der Araber die maurischen Bäder.

Die Einrichtung der Bäder ist bei den Völkern des Orients, bei den Persern, Türken, in Syrien, Aegypten u. s. w., mit geringen Modificationen eine gleiche. Die Gebäude, die dazu dienen, sind aus Stein gebaut, die Badezimmer haben Fußböden von Marmor, der von unten erhitzt wird, und Röhren in den Wänden leiten die Wärme nach allen Seiten. Der Badende entkleidet sich, wickelt sich in wollene Decken, zieht, um sich gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, hölzerne Pantoffeln an und begibt sich in das Badezimmer. Hier dringt bald ein allgemeiner Schweiß durch die Haut, welcher mit kaltem Wasser abgewaschen wird. Hierauf wird der Körper mit wollenen Tüchern gerieben und mit einer der Haut zuträglichen Seife oder Salbe bestrichen. Gewöhnlich wird damit noch die Operation des Knetens (Massirens) verbunden. Der Badewärter streckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Wasser und beginnt darauf den ganzen Körper desselben mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit zu drücken, zu pressen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt, und ist er mit der einen Seite fertig, so fängt er bei der andern an. Bald kniet er auf dem Badenden, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er das Rückgrat krachen, indem er alle Wirbel desselben erschüttert, bald führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und muskulösesten Theile. Darauf nimmt er ein härenes Tuch und reibt damit den ganzen Körper, reibt mit Bimsstein die harte Haut an den Füßen ab, salbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abschert. Diese Behandlung dauert etwa $^3/_4$ St., und man fühlt sich nach derselben wie neu geboren. Ein Wohlbehagen durchdringt den Körper und löst sich bald in einen Schlaf auf. Nach dem Bade ruht man, in einem kühlern Zimmer aufs Lager gestreckt, und genießt endlich Kaffee, Sorbet oder Limonade.

In Deutschland, Frankreich und England waren öffentliche Badeanstalten lange Zeit unbekannt. Erst als während der Kreuzzüge die Abendländer mit den Sitten der Morgenländer näher bekannt wurden, begann man in Europa den Mangel von dergleichen Anstalten lebhafter zu empfinden. So entstanden denn im Mittelalter in Deutschland öffentliche Badestuben, und diese wurden gar bald so sehr beliebt, daß das Baden in ihnen zu den Hauptfröhlichkeiten des gemeinen Lebens gehörte. Es war herkömmlich, am Vorabend hoher Kirchenfeste ein Bad zu nehmen; auch zogen vor der Hochzeit Bräutigam und Braut unter zahlreichem Gefolge nach der Badestube. Die Fürsten machten die Badestuben zu einträglichen Regalien und verliehen den Städten das Recht, städtische Badestuben einzurichten, welche verpachtet oder in Erblehn gegeben wurden. In ihnen fand man Schwitzbäder, in denen der Körper des Badenden durch Badediener kunstgemäß mit Badequasten, Seife u. s. w. gereinigt wurde. Nach und nach bildete sich die Zunft und das Gewerbe der Bader und Barbiere aus, welche ihre Badestuben zugleich zu Curplätzen für das Volk einrichteten, wo sie neben dem Baden auch das Schröpfen, Aderlassen und Verbinden besorgten. Der deutsche Bürger und selbst die Bauern legten sich auch in ihren eigenen Häusern ein «Badestüblein» an, das gewissermaßen den Salon des Hauses bildete; hier badete und trank man mit guten Freunden. Im 12. Jahrh. kamen in Deutschland auch jene Schwitzbäder, in welchen man den Schweiß durch heiße Dämpfe hervorruft, wahrscheinlich aus den slaw. Ländern her in Aufnahme. Noch mehr aber hob sich der allgemeine Badegebrauch im Mittelalter bei dem Umsichgreifen des Aussatzes. Mildthätige Personen stifteten zu jener Zeit für Arme Freibäder, sog. «Seelenbäder». Allein die größere Ausbreitung des Aussatzes und der Syphilis, der mehr und mehr ins Volk übergehende Gebrauch der leinenen Leibwäsche und verschiedene andere Veränderungen in den Sitten und Gewohnheiten, verursachten, daß sich der Besuch der öffentlichen Badestuben allmählich verminderte. Aerzte, Geistliche und Regierungen traten schon im Anfange des 17. Jahrh. gegen dieselben auf, und das Volk entwöhnte sich der Sitte des häufigen Badens. Dagegen kam dann der Besuch der Wildbäder und der Mineralwässer als Vergnügungsorte, die sog. «Badefahrten», in Deutschland in Aufnahme. In Frankreich fand das Baden in öffentlichen Anstalten sowie in Heilquellen oder Thermen schon mit der Herrschaft der Römer Eingang, und blieb daselbst mehr oder weniger heimisch. Im Mittelalter wurden hier Dampfbäder (étuves, lat. stufa) von der Zunft der Bader (estuveurs) gehalten. Nachdem in Deutschland, und zum großen Theil auch anderwärts, das Baden als Volksgebrauch fast ganz aufgehört, kamen zu Anfang des 18. Jahrh. von England aus kalte und Seebäder wiederum in Aufnahme. Reisende

Aerzte machten auf die dortigen Badeanstalten aufmerksam, und so entstanden, namentlich infolge der Ermahnungen der Aerzte Halm, Marcard, Ferro, Hufeland u. s. w., in den civilisirten Ländern Europas wiederum zahlreiche Badeanstalten.

Doch erst in unserm Jahrhundert begann das Badewesen durch Einführung öffentlicher Badeanstalten einen wirklichen Aufschwung zu nehmen, indem man dabei das körperliche und moralische Wohl des Volks ins Auge faßte. Dies geschah namentlich durch die Gründung von Anstalten in volkreichen Städten und Districten, in welchen auch den ärmern Klassen Gelegenheit gegeben wird, für geringen Preis ein warmes Bad zu nehmen. In neuester Zeit hat man sogar diese Anstalten dahin ausgedehnt, daß der Badende während des kurzen Aufenthalts in der Anstalt zugleich seine Wäsche gereinigt erhält. Die erste derartige Anstalt wurde zu Liverpool 1842 eröffnet, und schnell folgten Edinburgh und London (1844). Jetzt besitzt fast jede größere Stadt Englands mehrere ähnliche Anstalten, welche in gewerbreichen Gegenden rasch in Aufnahme kamen. Nach diesen engl. Vorbildern entstanden öffentliche Bade- und Waschanstalten in Brüssel und Hamburg (1852), Berlin (1853), Wien (1856). Vgl. Behrend, «Die öffentlichen Bade- und Waschanstalten» (Berl. 1854). Außer den gewöhnlichen Badeanstalten mancherlei Art, je nach den Volksklassen, auf die sie berechnet, finden sich in den größern Städten Europas schon seit längerer Zeit Nachahmungen russ. Dampfbäder (s. Dampfbad), zu denen neuerdings auch noch die in ihren Methoden einander sehr ähnlichen altröm. und orient. Bäder hinzugekommen sind. Letztere Bäder führten Dr. Barter und Urquhart seit 1856 zuerst in Irland ein, weshalb man sie auch als «irische Bäder» zu bezeichnen pflegt. In denselben kommt nicht Wasserdampf, sondern nur heiße Luft zur Anwendung. Die Gemächer sind nach röm. System (Apodyterium, Frigidarium, Tepidarium und Caldarium) eingetheilt, nur daß in dem eigentlichen Schwitzraume, dem Caldarium der Römer, durch Ventilation für fortwährende Zuführung frischer Luft gesorgt ist. In England fand die Einführung dieser Bäder schnell allgemeinen Beifall; auch wurden schon ähnliche Anstalten in Deutschland, z. B. in Rudersdorf bei Wittenberg, als Heilanstalten errichtet. Vgl. «Bemerkungen über das altröm. Bad in seiner verbesserten irischen Form» (Dessau 1860) und Confeld, «Das altröm. Bad und seine Bedeutung für Heilkunde und Gesundheitspflege» (Darmst. 1863). Die Procedur in solchen Bädern, in denen die Temperatur 42—50° R. betragen kann, ist eine angenehmere als die im russ. Dampfbade, wo diese Temperatur weniger gut vertragen wird. In Verbindung mit dem Reiben und Kneten der Glieder scheinen die irischen Bäder namentlich bei gewissen Krankheiten nützlich zu sein.

Für die Gesundheitspflege und Heilkunde sind die Bäder von der größten Bedeutung. Ihre Wirkungen auf den menschlichen Körper hängen ab von den Bestandtheilen des Bades und deren Menge, der Dauer und Gebrauchsweise, vorzugsweise aber von dem Grade der Wärme oder Kälte. Die Wasserbäder reinigen die Haut vom Schmuz, fördern durch Aufweichen die Abstoßung der obersten Hautschichten und hierdurch die Verjüngung der Haut selbst. Das kalte Bad wirkt als Reizmittel vermöge seiner niedrigen Temperatur auf die Nerven der Haut, auf die unter derselben liegenden Muskeln und auf den Blutstrom in der Haut, indem es die Hautgefäße verengert. Hierbei verliert der Körper an eigener Wärme, die Ausdünstung der Haut aber vermindert sich. Indem so der Stoffwechsel beim Gebrauch kalter Bäder langsamer vor sich geht, werden die Auswurfsstoffe aus dem Körper in geringerer Menge als sonst ausgeschieden. Außerdem aber werden Gehirn und Rückenmark infolge der Reizung der Hautnerven in einen Erregungszustand versetzt, der sich meistentheils unmittelbar nach dem Bade durch das Gefühl allgemeinen körperlichen Wohlbehagens und geistiger Erfrischung ausspricht. Bei öfterer Wiederholung ist das kalte Bad das vorzüglichste Mittel, durch welches die Haut geübt werden kann, Temperaturwechsel zu ertragen. Deshalb wird es vorzugsweise solchen Personen angerathen, welche an einer Neigung zu Erkältungskrankheiten, zu Rheumatismen und Katarrhen leiden. Da sich nach jedem kalten Bade der Umsatz der Stoffe im Körper neu belebt, so benutzt man das wiederholte kalte Bad auch dazu, die Ernährung des Körpers zu verbessern, fehlerhafte Blutmischungen und sogar krankhafte Veränderungen einzelner Organe zu beseitigen. Bei den lauwarmen Bädern ist jene Reizung der Empfindungsnerven der Haut nicht wahrzunehmen, allein der gelindere Reiz erweckt in den Muskeln eine angenehme Empfindung, und nach ihrem Gebrauche schwindet das Gefühl der Ermüdung. Man wendet die lauwarmen Bäder an zur Beruhigung und Beseitigung schmerzhafter Nervenleiden. Warme Wasserbäder haben vorzüglich die Erweichung

der Haut zur Beförderung der Ausdünstung und Abschälung zum Zweck und finden deshalb ihre Anwendung in Krankheiten, wo durch diese Wirkung eine Heilung erzielt werden soll, besonders bei Hautkrankheiten. Sie dürfen jedoch nicht zu oft angewendet werden, weil die Haut sonst zu sehr erschlafft und für äußere Einwirkungen zu empfänglich gemacht wird, weshalb auch unmittelbar nach dem jedesmaligen Gebrauche die Haut vorsichtig vor Kälte zu schützen ist, wenn man nicht vorzieht, die Haut durch eine kalte Uebergießung am Schlusse des Bades zu kräftigen. Aehnliche Wirkungen wie die warmen Bäder, nur in erhöhtem Grade, besitzt das allgemeine Wasserdampfbad, von welchem nicht nur die ganze äußere Oberfläche des Körpers, sondern auch die innere Auskleidung der Respirationsorgane berührt wird. Dasselbe fördert die Abschälung der Haut und die Abschleimung der Schleimhäute sowie den Schweiß sehr bedeutend, und ist eins der wichtigsten Zertheilungs- und Heilungsmittel bei gichtischen und rheumatischen Uebeln, weißen Geschwülsten, Nervenschmerzen, alten Katarrhen u. s. w. Man muß es aber methodisch gebrauchen und die erwähnten Abkühlungen nicht verabsäumen. Aehnlich wirkt das Bad in heißer trockener Luft, bei dem der reichlich ausgeschiedene Schweiß die obern Hautschichten aufweicht, der Körper eine große Menge von Flüssigkeit durch die Haut ausscheidet, dem Blute viel Wasser entzogen und manche krankhafte Ablagerung im Körper durch Aufsaugung beseitigt wird. Daher wird auch das heiße Luftbad zur Cur bei Gicht, Rheumatismus und allgemeinen Blutkrankheiten empfohlen. In neuerer Zeit hat man begonnen, comprimirte Luft zu Heilzwecken anzuwenden. Der Kranke weilt hierbei eine Zeit lang (1/4 bis 2 St.) in einem Raume, in welchem die Luft durch Maschinen einem langsam steigenden, später gleichbleibenden (bei 300 Millimeter) Druck ausgesetzt wird. Diese sog. comprimirten Luftbäder, für welche man schon in Lyon, Wien, Altona u. s. w. besondere Institute errichtete, sollen sich bei mangelhafter Blutbereitung, bei katarrhalischer Taubheit, chronischem Luftröhrenkatarrh sowie bei Lungentuberkulose und Herzkrankheiten hülfreich zeigen. Vgl. Lange, «Ueber comprimirte Luft u. s. w.» (Gött. 1864).

Hinsichtlich der örtlichen oder Theilbäder gilt im allgemeinen die Regel, daß heißes Wasser das Blut nach dem von ihm umgebenen Theile zieht, kaltes hingegen es von dem bezüglichen Theile verdrängt. Daher wendet man heiße Fuß- und Handbäder an, um den Blutandrang vom Gehirn und von den Lungen nach den Extremitäten hinzuleiten. Kalte Sturz-, Tropf-, Regen- und Staubbäder werden angewendet, um das Blut aus gewissen Theilen (besonders aus dem Kopfe, z. B. bei manchen Geisteskrankheiten) zu vertreiben und die erweiterten Gefäßchen wieder zusammenzuziehen, daher als Zertheilungsmittel von Entzündungen. Doch bewirkt auch das Eintauchen in kaltes Wasser in der Nachwirkung stärkern Blutzubrang nach den eingetauchten Theilen. Sehr energisch wirken die Douchebäder. Ein mehr oder weniger starker Wasserstrahl wird hierbei auf einen Punkt des Körpers geleitet, wo er Belebung, Zertheilung, aber auch bei Uebermaß Entzündung und Geschwulst hervorbringen kann. Man benutzt diese Bäder besonders bei Affectionen des Nervensystems und krankhaften Ablagerungen, als aufsteigende Douche bei Hämorrhoiden, Gebärmutterkrankheiten, Störungen des weiblichen Monatsflusses, Schleimabsonderungen aus den weiblichen Geschlechtstheilen, Stuhlverstopfung, und als schottische Douche (abwechselnd heiß und kalt) gegen Lähmungen.

Die Dauer aller dieser Bäder ist gewöhnlich keine lange, indem sie meist nur 10 Min. bis 1/2 St., höchstens 1 ganze St. lang angewendet werden, während man ehedem viel länger in den Bädern zu verweilen gewohnt war. In neuerer Zeit hat man indeß, namentlich in Wien, permanente Warmwasserbäder angewendet, bei welchen der Kranke tagelang, ja wochenlang im Wannenbade zubringen muß. Dieselben scheinen insbesondere bei ausgebreiteten Verbrennungen nützlich zu sein. Professor Hebra ließ sogar einen an Blasenausschlag leidenden Kranken ein volles Vierteljahr Tag und Nacht im Wasser. Auch örtlich, d. h. nur für einzelne Körpertheile, wendet man solche permanente Bäder insbesondere bei eingewachsenen Nägeln, Fußgeschwüren, nach Operationen u. s. w. an. Vgl. Zeis, «Die permanenten oder prolongirten Localbäder bei verschiedenen örtlichen Krankheiten» (Lpz. u. Heidelb. 1860).

Die arzneilichen oder medicamentösen Bäder, denen man wirksame Stoffe beigemischt hat, sind eine der wichtigsten Einverleibungsmethoden der Heilkunde. Die Haut ist gegen das Eindringen fremder Substanzen durchaus nicht verschlossen, und kein anderes Organ bietet einem dem Körper einzuverleibenden Mittel auf einmal eine so große Oberfläche dar. Zuweilen können aber auch die übrigen Wege, durch welche man Arzneimittel in den Körper bringt, nicht benutzt werden. Hinsichtlich der Heilung innerer Krankheiten durch arzneiliche Bäder muß freilich noch genauer als bisher festgestellt werden, welche Arzneistoffe aus dem

Badewasser durch die Haut in das Blut übergehen. Von vielen Stoffen ist schon jetzt bekannt, daß sie durch Aufsaugung in die Säfte des Körpers gelangen; von vielen andern ist dies streitig. Die arzneilichen Bäder sind theils Nachahmungen der natürlichen Mineralwässer, theils enthalten sie andere heilkräftige Mischungen. Von mineralischen Substanzen mischt man unter das Wasser: Koch-, Stein- und Seesalz, salzsauren Kalk, Salpetersalzsäure, ätzenden Quecksilbersublimat, ätzendes oder kohlensaures Kali oder Natron, Asche, Seife, Jod, Schwefel, Eisen u. s. w.; von vegetabilischen: Wein, Essig, Auflösungen ätherischer Oele, Aufgüsse von Thymian, Rosmarin, Lavendel, Wermut, Kalmus, Weiden-, Eichen-, Chinarinde, Fichtennadelextract u. s. w.; von animalischen: Milch, Blut, Fleischbrühe u. s. w. Ob von letztern (den sog. nährenden) viel in den Körper aufgenommen wird, ist freilich sehr zweifelhaft. Auch dem Wasser, welches man als Dampf auf den Körper einwirken läßt, hat man mit gutem Erfolg Arzneistoffe zugesetzt, die natürlich flüchtiger Natur sein müssen. Hieran schließen sich die sog. **Rauchbäder** oder medicamentösen Räucherungen, in denen der ganze Körper, mit Ausschluß des Kopfes, oder einzelne Theile desselben, mit Dämpfen in Berührung gebracht werden, die man durch vollständige oder theilweise Verflüchtigung trockener Arzneistoffe erzeugt. Angewendet werden hierzu harzige aromatische Substanzen, Weihrauch, Myrrhe, Benzoe, Bernstein, auch Schwefel, Zinnober und Quecksilber. Die Anwendung muß in einem sog. Räucherungskasten geschehen, in welchem nur der bestimmte Körpertheil mit den Dämpfen eingeschlossen wird, damit die Respirationsorgane nicht belästigt werden. Die größte Vorsicht ist bei den Rauchbädern von Schwefel und Quecksilber nöthig, weil sie leicht gefährliche Zufälle herbeiführen. Ein eigenthümliches Dunstbad ist das sog. **animalische Bad** (s. d.), welches schon den Alten bekannt war und besonders bei Lähmungen großen Ruf hatte. Von **Gasbädern** sind besonders die von Schwefelwasserstoffgas und die von kohlensaurem Gas gebräuchlich, namentlich an gewissen Heilquellen. Das Schwefelwasserstoffgas, in geringer Quantität der atmosphärischen Luft beigemischt, stimmt die Reizbarkeit der Luftwege herab und mäßigt die Beschwerden bei manchen Athmungskrankheiten. In stärkerer Quantität mit der Haut in Berührung gebracht, ist es bei Krankheiten von Nutzen, welche sich von unterdrückten Hautfunctionen herleiten lassen. Das kohlensaure Gas wirkt gelind reizend auf die Haut, fördert den Monatsfluß und wird besonders in Form von Halbbädern an manchen Curorten, z. B. in Ems und Vichy, häufig gebraucht. Bäder in festweichen Substanzen sind die **Schlammbäder** (s. d.). Unter die Bäder in festen Stoffen rechnet man das Schneebad, das Erdbad, das Sandbad, das Aschenbad (s. d.) und das Laubbad. Das **Schneebad** wendet man an, um Erfrorene wieder ins Leben zurückzurufen. Man umgibt den ganzen Körper mit Schnee und bringt diesen durch äußere Wärme zum Schmelzen. Das **Erdbad**, das Eingraben oder Bedecken des ganzen Körpers, ausschließlich des Kopfes, mit frischer Erde, wird bei Scheintod nach dem Blitzschlage angewendet. Trockene **Aschen-** und **Sandbäder**, mäßig erwärmt, gebraucht man besonders bei Wiederbelebung Ertrunkener. Allgemeine oder örtliche **Laubbäder** werden bereitet aus trockenen Birken-, Ellern-, Kiefern- und andern Blättern, mit denen man den kranken Theil überschüttet. Sie sind berühmt gegen Wassersuchten und wirken kräftig schweißtreibend. Ueber **Mineralbäder** s. **Mineralwasser**. Lehrreiche Schriften, welche sich im allgemeinen über Baden und Bäder (mit Ausschluß der Mineralquellen und Kaltwasserheilanstalten) verbreiten, sind: Marcard, «Ueber die Natur und Gebrauch der Bäder» (Hannov. 1793); Speier, «Ideen über die Natur und Anwendungsart natürlicher und künstlicher Bäder» (Berl. 1803); Kausch, «Ueber die Bäder» (Lpz. 1806); Bischoff, «Ueber das Bedürfniß von Bädern» (Bonn 1843); Meißner, «Abhandlung über die Bäder» (Lpz. 1832); Bell, «A treatise on baths» (2. Aufl., Philad. 1859).

Badachschân, **Badakschân**, ein Alpenland in Turkistan, zum Khanat Kunduz gehörig, dessen östlichsten Theil es bildet, liegt zwischen Pamir und dem Hindukuh und scheint, so ausgedehnt es auch ist, nur ein einziges großes Thalgebiet zu sein, durchflossen vom Badakschanfluß oder Kokscha, dem südl. Quellarme des Amu (s. d.), und im N. und O., in den Landschaften Wochân und Oroschân, von dessen Hauptarm (Waksch) berührt. Es ist ein malerisches Land und berühmt durch gesundes Klima, liebliche Thäler und Bäche, durch Früchte, Blumen und Nachtigallen, besonders aber durch seine Rubingruben. Letztere liegen in den niedrigern Bergen nahe am Fluß, und die Rubine finden sich in einer weißen Erde drusenartig in Krystallmassen eingelagert. Das höhere Gebirge des Belut- oder Belur-Tagh liefert Eisen, Salz, Schwefel und viel Lapis-Lazuli. Letzterer bildet Adern von bedeutender Mächtigkeit in einem grauen Muttergestein. Die Einwohner des Landes sind Tadschiks und gelten als ungemein

gesellig und gastfrei. — Die Hauptstadt B. oder Faizabad am Flusse B. ist durch die Eroberungszüge des Khan von Kunduz sehr verödet und durch Erdbeben 1832 verwüstet worden. Im SO. von ihr liegt der jetzt bedeutendere Ort Dschcrm. Bei den Bewohnern von B. sowie auch bei den südlicher wohnenden Kâfir oder Sijaposch hat sich eine Sage von ihrer Abstammung von den bei Alexander's d. Gr. Zuge hier zurückgebliebenen Macedoniern erhalten.

Badajóz, die feste Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (408 Q.-M. mit 404981 E.) sowie der ganzen Landschaft Estremadura, eine Ciudad von 22195 E., Waffenplatz ersten Ranges, Sitz des Generalkapitäns und eines Bischofs, liegt 1 M. von der portug. Grenze, an der (1864 noch im Bau begriffenen) Eisenbahn von Madrid nach Lissabon und am linken Ufer des Guadiana, der von einer 1874 F. langen Brücke von 28 Bogen überspannt wird. Außer dem mit neun Bastionen versehenen Wall wird der Platz durch einen sehr starken Brückenkopf und die drei Forts San-Christoval, Pardaleras und Picurina vertheidigt. Die Stadt zerfällt in die obere und untere, ist regelmäßig gebaut, aber finster und schmuzig und hat eine merkwürdige Kathedrale mit prachtvoller Orgel und Gemälden von Mateo Cerezo und Morales, außerdem 5 Pfarrkirchen, 12 Klöster, 5 Spitäler. Außer einigen Fabriken für Hüte, Leder und Fayence unterhält der Ort lebhaften Grenzhandel, aber auch starke Schmuggelei. Die wenig bevölkerte Umgegend erzeugt Getreide, Oel, Gemüse und Gartenfrüchte, ist aber größtentheils bloßes Weideland. B. ist die von den Römern neuerbaute Stadt Pax Augusta. Von den Mauren Beledain oder Bataljos, Bathaljus genannt, war sie seit Auflösung des Khalifats von Cordova (1030) Sitz eines eigenen Reichs der Beni Alaftas, bis 1094 die Stadt von den Almoraviden erobert ward. Nachdem B. 1168 den Moslems durch Alfons I. von Portugal, diesem aber wieder durch Ferdinand von Leon entrissen worden, wurde es 1235 durch Alfons IX. von Castilien den Mauren für immer abgenommen. Als ein Schlüssel zu Portugal ist die Stadt auch in der neuern Geschichte vielfach wichtig geworden. Sie wurde 1660 von den Portugiesen vergeblich belagert, dann 1705 im Spanischen Erbfolgekriege von den Alliirten, welche hier 20. Mai 1709 unter Galloway und Fronteira durch die Spanier und Franzosen unter Du Bay eine Niederlage erlitten. Im Französischen Kriege wurde B. dreimal durch die Engländer unter Wellington belagert, zum ersten male nach der Eroberung von Olivenza 16. April 1811, doch mußte, da Soult zum Entsatz anrückte, die Belagerung 14. Mai aufgehoben werden; zum zweiten mal, nach den Schlachten von Fuentes d'Onor und bei Albuera, vom 25. Mai bis 16. Juni 1811, doch ebenfalls vergebens. Die dritte Einschließung seit 17. März 1812 endete mit der Eroberung der Stadt durch Sturm 7. April, nach einem mörderischen Kampfe und einem Verluste während der 20tägigen Belagerung von 72 Offizieren und 963 Mann an Todten, und 306 Offizieren und 3483 Mann an Verwundeten. Die Besatzung mit dem commandirenden General Philippon ward gefangen.

Badalocchio (Sisto), genannt Rosa, ein geschickter Kupferstecher und Maler, geb. 1581 zu Parma, gest. 1647 zu Rom, hatte Annibale Caracci zum Lehrer und Lanfranco zum Gefährten. Mit letzterm zusammen stach er die Bibel Rafael's in 23 Blättern. Lanzi in seiner «Geschichte der Malerei» sagt von beiden, daß sie weniger gaben als sie konnten. B.'s Leichtigkeit im Zeichnen war außerordentlich; doch wurde er in der Erfindung von andern Schülern des Caracci übertroffen. Arbeiten von ihm finden sich in Reggio (die Kuppel St.-Johannis), ferner im Modenesischen im herzogl. Palaste zu Gualtieri (die Thaten des Hercules), dann in Parma (der heil. Franz bei den Kapuzinern).

Bädeker (Karl), bekannt durch seine Reisehandbücher, stammte aus einer alten Buchdruckerfamilie, die aus Bremen in die Grafschaft Mark gekommen war. Geb. 3. Nov. 1801 zu Essen als ältester Sohn des Buchhändlers und Buchdruckers Gottschalk Diederich B. (geb. 13. Juli 1778, gest. 23. März 1841), besuchte er die dortigen Schulanstalten, später die in Hagen, und trat 1817 in die Buchhandlung von Mohr u. Winter in Heidelberg ein. Nach beendigter Lehrzeit ließ er sich daselbst als Student inscribiren und widmete sich mit Eifer wissenschaftlichen Studien, bis er 1822, um seiner Militärpflicht zu genügen, nach Wetzlar ging. Nachdem er hierauf 1823—25 bei Georg Reimer in Berlin conditionirt, kehrte er auf einige Zeit in das älterliche Haus zurück, eröffnete aber schon im Juni 1827 zu Koblenz ein eigenes buchhändlerisches Geschäft, indem er voraussah, daß diese Stadt mit dem Aufblühen der Dampfschiffahrt auf dem Rhein binnen kurzem der Mittelpunkt eines großen Verkehrslebens werden würde. Durch den Ankauf der Rohling'schen Buchhandlung war Klein's «Rheinreise» in seinen Verlag übergegangen. Mit der dritten, von B. selbst umgearbeiteten Auflage dieses Werks, das den Titel «Rheinlande» (13. Aufl. 1864) erhielt, trat er 1839

zum ersten mal als Reiseschriftsteller auf. Ermuthigt durch den Erfolg, ließ er noch dasselbe Jahr die Reisehandbücher für Belgien und für Holland erscheinen, welche später in eins («Belgien und Holland», 8. Aufl., Kobl. 1863) verschmolzen wurden. Diesen folgte das «Handbuch für Reisende durch Deutschland und den österr. Kaiserstaat» (2 Thle., Kobl. 1842; 11. Aufl. 1863), welches auch in einzelnen Abtheilungen ausgegeben ward. Ihm schloß sich 1844 «Die Schweiz» (9. Aufl., Kobl. 1863) an. Obgleich B. bei der Abfassung dieser Bücher Murray's berühmte «Handbooks» zum Vorbild dienten, ist doch der Inhalt durchaus seine eigene Arbeit. Er selbst durchwanderte Jahr für Jahr die von ihm beschriebenen Länder, und vermochte so seinen Angaben und Mittheilungen die größte Zuverlässigkeit zu verleihen. Diese Eigenschaft gewissenhafter Forschung, verbunden mit taktvoller Auswahl des Stoffs, gewannen den Reisebüchern bald die Gunst des Publikums in solchem Grade, daß der Name «Bädeker» einer der populärsten in ganz Deutschland wurde und seine Bücher auch im Auslande, besonders in England und Frankreich, Verbreitung fanden. Nachdem B. noch das Handbuch über «Paris und Umgebungen» (Kobl. 1855; 4. Aufl. 1862) veröffentlicht, starb er 4. Oct. 1859. Nach seinem Tode setzte der älteste Sohn, Ernst B., geb. 26. Oct. 1833, die Bestrebungen des Vaters fort, starb aber schon 23. Juli 1861, worauf die Firma an seinen Bruder Karl B., geb. 25. Jan. 1837, überging. Durch beide Brüder ward die Reihe der Bädeker'schen Handbücher noch durch «Oberitalien» (Kobl. 1861; 2. Aufl. 1863) und «London und seine Umgebung» (Kobl. 1862) vermehrt. — Die Firma G. D. Bädeker in Essen befindet sich gegenwärtig im Besitz der Gebrüder Eduard und Julius B. Ein Bruder des verstorbenen Karl B., Adolf B., gründete 1836 eine große deutsche Buchhandlung in Rotterdam (jetzt in Besitz von Otto Petri), ließ sich aber 1844 in Köln als Buchhändler nieder. Von andern Zweigen der Familie B. stammen die Inhaber der buchhändlerischen Firmen B. in Barmen, Elberfeld und Iserlohn her.

Baden, das Großherzogthum, bildet die südwestlichste Mark Deutschlands und nimmt durch seine glückliche Lage und den Reichthum seiner natürlichen Erzeugnisse wie auch durch Betriebsamkeit und geistige Beweglichkeit seiner Bewohner unter den deutschen Bundesstaaten, unter denen es an Größe der sechste ist, eine bedeutsamere Stellung ein, als sein Flächenumfang sonst bedingen würde.

Geographisches. Das Großherzogthum B. wird im O. und N. von Baiern und Würtemberg, dem hohenzoll. Lande und Hessen-Darmstadt begrenzt und durch den Rhein westlich von der bair. Pfalz und von Frankreich wie südlich von der Schweiz geschieden. Die gesammte Grenzlinie beträgt etwas über 346 St., wovon auf die Rheingrenze von Manheim über Basel bis Konstanz 120, auf die Ostgrenze, Würtemberg gegenüber, 131 St. kommen. Die größte Längenstreckung des Landes von Süden, der Rheinecke bei Basel, in nordöstl. Richtung bis Wertheim am Main beträgt 64 St. Die Breite ist sehr verschieden und zeigt im S. 33, im N. 22 St., während sie in der Mitte, in gerader Linie über Rastatt, bis auf 4 St. abnimmt. Der Flächengehalt des Landes beträgt 278,065 Q.-M. In Bezug auf Bodenbeschaffenheit zerfällt B. in das westl., am rechten Rheinufer gelegene Tiefland und in das östl. Gebirgs- und Hügelland, und zwar in solchem Verhältniß, daß von der gesammten Oberfläche dem Gebirgsland 44 Proc., dem Hügelland 40 Proc. und dem Flachland 16 Proc. zukommen.

Das Hauptgebirge ist der Schwarzwald (s. d.), ein waldreiches Kettengebirge, das in der Rheinecke zwischen Basel und Säckingen sich erhebt und in seiner nordöstl. Längenerstreckung von 40 St. bis Pforzheim und an die Enz seinen Namen bewahrt. Die größte Breite des Gebirgs von W. nach O. beträgt 16 St., sein ganzer Flächenraum etwa 120 Q.-M., wovon auf B. 92 Q.-M., der Rest auf Würtemberg kommt. Das Gebirge fällt im W. meist steil ab und umschließt mit den ihm parallellaufenden Vogesen die gesegnete, ausgedehnte Thalebene des Oberrheins, deren ganze östl. Hälfte die bad., über 50 St. lange und durchschnittlich 2—3 St. breite Rheinebene bildet. Der Schwarzwald wird durch das Querthal der Kinzig in eine obere oder südl., und eine untere oder nördl. Hälfte geschieden, jene mit einer mittlern Erhebung von 3000, diese von 2000 par. F. Der Hauptstock des obern Schwarzwaldes ist der Feldberg, der eine Höhe von 4650 F. erreicht. Von den höchsten Kuppen der vom Feldberg fast strahlenförmig auslaufenden Bergreihen sind der 4360 F. hohe Belchen wegen seiner imposanten pyramidalen Form, und der tief ins Rheinthal hineinragende, 3600 F. hohe Blauen, der eine schöne Aussicht über die Westschweiz und die Alpen bietet, besonders zu bemerken. Eigenthümlich sind dem obern Schwarzwalde die vielen Plateaux und ausgedehnten Hochebenen, von zahlreichen Gehöften, Dörfern und kleinern Städten erfüllt. Das höchstgelegene

Dorf, Höchenschwand bei St.-Blasien, liegt 3100, die höchstgelegene Stadt, Vöhrenbach, 2500 F. über dem Meeresspiegel. Der Hauptstock des untern Schwarzwaldes ist die 3600 F. hohe Hornisgründe, südöstlich mit dem Paß des Kniebis (3000 F.) und nördlich mit der 3100 F. hohen Badner Höhe. Die Ausläufer des Schwarzwaldes nördlich von der Enz bis an den Neckar, die keinen gemeinschaftlichen Namen tragen, bilden ein Hügelland von 500 F. mittlerer Höhe; ihre höchste Erhebung ist der Königsstuhl (1800 F.) bei Heidelberg. Der Schwarzwald wird von vielen, zum Theil tief- und weiteingeschnittenen Querthälern mannichfach gruppirt, von denen mehrere zu den malerisch schönsten des südl. Deutschland gehören. Die meisten liegen an der Westseite des Gebirges, unter denen von N. nach S. das Alb-, Murg-, Oos-, Rench-, Kinzig-, Elz-, Höllen- und Münsterthal als die bedeutendern sich folgen. Am Südabhange münden das Wiesen-, Wehra- und Wutachthal. Im SO. schließt sich der Schwarzwald an die Höhenzüge und Plateaux des sog. Deutschen Jura an, die vom südl. Rhein aus (zwischen Thiengen und Schaffhausen) in nordöstl. Richtung unter wechselnden Benennungen durch ganz Schwaben nach Franken bis zum Fichtelgebirge hinstreichen. In den bad. Antheilen dieses Jura-Hoch- und Hügellandes, das die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau enthält, treten hervor der Randen (2800 F.), die merkwürdigen Hegauer Kegelberge (Hohenstoffeln und Hohenkrichen 2600, die würtemb. Enclave Hohentwiel 2130 F.), die Hardt mit dem Heuberge als Anfang der Rauhen Alp. Der Odenwald, der den Winkel zwischen Neckar und Main (etwa 44 Q.-M.) erfüllt, ist ein weniger gegliedertes Massengebirge mit einer mittlern Erhebung von 1400 F., das mit dem größern nördl. Theile dem Großherzogthum Hessen, mit dem kleinern südlichen B. angehört. In letzterm liegen die höchsten Kuppen, unter ihnen der Katzenbuckel (1930 F.) nahe am Neckar. Die Bergwände fallen hier steil ab und bilden die linke Seite des romantisch schönen untern Neckarthals. Nordöstlich geht der Odenwald in zwei wellenförmige, fruchtbare Hügellandschaften über, in das Bauland und Fränkische Hügelland, beide durch die Tauber geschieden. In der Rheinebene im Breisgau erhebt sich eine isolirte vulkanische Berggruppe, der Kaiserstuhl, dessen Längenausdehnung von Altbreisach bis Endingen 4 St. und dessen größte Breite 2 St. beträgt, mit einer Durchschnittshöhe von 1100 F. über die mittlere Rheinhöhe. Der höchste Gipfel dieses merkwürdigen Basaltgebirges, «bei den neun Linden» genannt, steigt bis 1714 F. an.

B. wird durch zwei der wichtigsten Ströme unseres Erdtheils, die Donau und den Rhein, in den Bereich zweier entgegengesetzter Meergebiete gezogen. Die Donau, die auf dem östl. Abhange des südl. Schwarzwalds ihren Ausgang nimmt, umfaßt hier ein Quellgebiet von etwa 16 Q.-M. Die Wasserscheide zwischen Donau und Rhein geht über die Sommerau oberhalb Triberg in südwestl. Richtung in einer Höhe von 3000 F. bis Furtwangen, wo die Bregach entspringt, die in Donaueschingen mit der von der Sommerau kommenden Brigach sich vereinigt, um von nun an unter dem Namen Donau ihren langen östl. Lauf nach dem Schwarzen Meere zu beginnen. Der Rhein, der Hauptstrom, an dem B. Antheil nimmt, verläßt bei Konstanz den Bodensee, und bildet in seiner südwestl. Richtung die durch einige schweiz. Uebergreifungen, namentlich den Canton Schaffhausen, unterbrochene Südgrenze bis Basel und von da in seinem nördl. Laufe bis 2 St. unterhalb Manheim die westl. Grenze des bad. Landes. Der Südrhein trägt bei seinem schnellen Lauf, starken Strudeln und Stromschnellen noch den Charakter eines Bergflusses; der Oberrhein von Basel bis Manheim ist durch zahlreiche größere und kleinere Inseln (über 2200) vielfach gespalten und dadurch an manchen Stellen bis auf 3000 F. erweitert. Durch Rectificationen mittels Durchschnitten nach dem Plane des bad. Ingenieurobersten Tulla wurden badischerseits dem Flusse und seinen Ueberschwemmungen bereits über 100000 Morgen jetzt baubaren Landes entzogen. Der Rhein ist die bedeutendste und frequenteste Wasserstraße des mittlern Europa. B. allein zählt auf dem Rheine über 500 Segelschiffe (von 900—5000 Ctr. Ladungsfähigkeit). Hierzu kommen die Dampfbote der kölner und düsseldorfer und zahlreiche (über 100) Dampfschleppschiffe verschiedener anderer Gesellschaften. Bei dem Vorsprunge, den die Eisenbahnen an beiden Ufern des Rheins vor den Dampfschiffen voraus haben, gehen letztere in neuester Zeit nur bis Manheim, dem wichtigsten Stapelplatz des Oberrhein.

Der Rhein erhält auf bad. Gebiet zahlreiche größere und kleinere Zuflüsse, die sämmtlich dem Schwarzwalde entspringen. Die bedeutendsten darunter sind von Süd nach Nord: Wutach, Wiese, Elz, Kinzig, Murg und Neckar. Sie sind für die Holzflößerei wichtig. Schiffbar ist nur der Neckar, einer der ansehnlichsten Binnenflüsse Deutschlands. Er trägt Segelschiffe bis von 1000 Ctrn. Auch wird er auf der Strecke zwischen Heidelberg und Heilbronn

von würtemb. Dampfboten befahren. Der Main bildet nur auf eine Strecke von 15 St. die Nordgrenze des Großherzogthums, Baiern gegenüber. Die aus Würtemberg kommende Tauber durchfließt auf bad. Gebiet den fruchtbaren Taubergrund und mündet bei Wertheim in den Main. Am Bodensee nimmt B. zur Hälfte theil; 20 Dampfbote, wovon 4 Baden angehören, beleben diesen größten und schönsten Binnensee Deutschlands. Eigenthümlich sind dem Schwarzwaldgebirge zahlreiche kleine Seen von $^1/_2$ bis 1 St. Umfang auf einer Höhe von 2500 bis über 3000 F. Die bedeutendern sind der Titisee und der Feldsee auf dem Feldberg, der Wildsee auf dem Kniebis, der Mummelsee auf der Hornisgründe, der Herrenwiesensee auf der Badner Höhe u. a.

Bei der großen Verschiedenheit der Höhenverhältnisse (die Differenz zwischen dem höchsten Punkte, dem Feldberg, 4650 F., und dem niedrigsten bei Manheim, 312 F., beträgt über 4300 F.) findet in B. natürlich auch ein großer klimatischer Wechsel, namentlich in der Wärmevertheilung, statt. Es läßt sich die mittlere Temperatur der Ebene zu 8° und die des Gebirgslandes zu $5^2/_5$° R. annehmen, und es gehört sonach die bad. Rheinebene zu den wärmsten Gegenden ganz Deutschlands. Diese glücklichen Klimaverhältnisse machen B. im allgemeinen zu einem der gesegnetsten Länder Europas, die Rheinebene, mit geringer Ausnahme einiger Sand- und Kieferstrecken im Norden längs des Rhein, zwischen dem Einfluß der Murg und des Neckar, zu einem reichen Fruchtfelde, die östl. Vorberge zu einem blühenden Garten. Neben reichen Roggen-, Gerste- und Weizenfeldern erblickt man Maisfelder, die 340—350fältig tragen; sie wechseln ab mit den schönsten Obsthainen des Nuß-, Kirsch-, Pflaumen-, Apfel- und Birnbaumes und dem die westl. Terrassen des Schwarzwalds schmückenden Weinstock. An diesen reizenden Vorbergen steigt der Nußbaum bis zur Höhe von 1300, die Rebe bis zu 1400 F., die übrigen Obstsorten begleiten die höhern Regionen bis zu 2000, der wilde Kirschbaum sogar bis 2500 F., immer noch in Gesellschaft der ergiebigen Cultur der Cerealien. Unter diesen steigt der Hafer noch bis 3500 F. auf, von wo an er durch Futterkräuter vertreten wird, die die ausschließliche Zone der Viehzucht bezeichnen.

Bevölkerung. Die erste genauere Zählung seit Bildung des Großherzogthums erfolgte 1812 und ergab rund 1 Mill. Einwohner, folglich durchschnittlich 3588 auf die Quadratmeile. Die officielle Zählung vom Dec. 1861 ergab 273880 Familien mit rund 1,370000 Personen, folglich mit durchschnittlich 4922 auf die Quadratmeile. Seit etwa 1830 ist die Bevölkerung um fast 1 Proc. pro Jahr gestiegen, eine Zunahme, die bei längerer Dauer (sie würde in 69 J. sich verdoppeln) selbst für das gesegnete B. bedenklich erscheinen müßte. Von jener Gesammtbevölkerung wohnen in der Rheinebene (16 Proc. der Gesammtfläche) 33 Proc., im Hügelland (44 Proc. der Gesammtfläche) 39 Proc., im Gebirgsland (44 Proc. der Gesammtfläche) 28 Proc. B. zählt im ganzen 1585 polit. Gemeinden, darunter 114 städtische, und 38 Colonien. Es entfallen auf die Städte 25, auf die Landgemeinden 75 Proc. der Gesammtbevölkerung. Nach den Geschlechtern befinden sich unter 200 etwa 97 männliche und 103 weibliche Personen. Nach der Confession begreift die Volkszahl $66^1/_2$ Proc. Katholiken (896683), 32 Proc. Protestanten (445539) und $1^1/_2$ Proc. Dissidenten (1749), Mennoniten (1221) und Juden (24099). Die Bevölkerung ist demnach zu zwei Drittheilen katholisch. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist schwäb. Stammes und gehört zum größten Theil dem alemannischen Zweige desselben an. Dieser nimmt das sog. Oberland südwärts der Murg ein und wird heute noch von den Bewohnern des Unterlandes, abwärts der Murg, mit dem Namen «Schwaben» bezeichnet. Nördlich der Murg folgt anfangs eine gemischte Bevölkerung, [illegible] ,ie in der Pfalz in den rein fränk. Stamm übergeht.

Bodenproduction. B. gehört durch Fruchtbarkeit des Bodens, namentlich in der Rheinebene und dem Hügelland, überall aber durch sorgfältigen Anbau zu den gesegnetsten Ländern Europas. Von der bebauten Oberfläche gehören etwa 150 Q.-M. dem Acker-, Garten-, Wiesen- und Weinbau und 85 Q.-M. der Waldung an. Es kommen auf eine Familie durchschnittlich im ganzen Lande etwas über 8 Morgen Ackerfeld, Wiesen und Weinberge und 5 Morgen Wald: zur Zeit noch ein befriedigendes Verhältniß zwischen den Mitteln der Ernährung und der Zahl der Bewohner. Das gebaute Getreide aller Art deckt nicht nur das innere Bedürfniß, sondern es wird noch ein großer Theil davon, hauptsächlich nach der Schweiz und nach Frankreich, ausgeführt. B. erzeugt bei einer mittlern Durchschnittsernte an Halmfrüchten (Weizen, Roggen, Dinkel, Gerste, Hafer u. a.) etwa 5 Mill. Malter, mit einem Gesammtwerth (durchschnittlich 7 Fl. pro Malter), einschließlich Stroh, von 40—42 Mill. Fl. Außer Getreide sind es hauptsächlich die im engern Sinne so genannten Handelsgewächse,

deren Bau und Ertrag den Wohlstand des Landes und den Erwerb seiner Bewohner bedingen. Voran steht der Weinbau, dem etwas über 51000 Morgen angehören, mit einem Durchschnittsertrag bei gutem Mittelherbst von 4—500000 Ohm und einem Gesammtgeldwerth von 7—8 Mill. Fl. Die Weincultur hat in B. in neuerer Zeit eine hohe Stufe erreicht. Die Weine zeichnen sich großentheils durch ungewöhnliche Süßigkeit und angenehme Milde aus. Mehrere Sorten, insbesondere der milde Markgräfler, der würzige Klingelberger und Durbacher, vorzüglich aber die trefflichen Rothweine, Affenthaler, Zeller u. a., die neben den besten franz. Rothweinen mit Ehren bestehen, sind in ganz Deutschland und in der Schweiz beliebt und gesucht, und haben sich selbst nach England und Amerika steigenden Absatz erworben. Auf den Wein folgt der Taback, dessen Anbau im Durchschnitt 15—20000 Morgen zufallen. Auch der Tabacksbau hat sich sehr gehoben, namentlich in der Pfalz, dessen Erzeugniß sich eines besonders guten Rufs erfreut und einen Haupthandelsartikel des Großherzogthums bildet. Man erzeugt gegenwärtig 150—200000 Ctr. jährlich, mit einem Gesammtwerth (10—15 Fl. pro Ctr.) von 2—3 Mill. Fl. Dem Taback an Umfang und an Bedeutung am nächsten kommt der Anbau von Hopfen und Hanf. Jener wird hauptsächlich im Unterlande, namentlich in der Pfalz, dieser im Oberlande, im Breisgau und vorzüglich im sog. Hanauerlande zwischen Kehl und Rastatt gewonnen. Hopfen wird im Durchschnitt auf 2—3000 Morgen angebaut, mit einem variirenden Werthertrag von 1—2 Mill. Fl. Pfälzer Hopfen zählt zu der besten und gesuchtesten Sorte in Deutschland. Hanf wird jährlich auf etwa 23000 Morgen gepflanzt, mit einem Durchschnittsertrag von über 100000 Ctrn. und einem Werthe von 1½ bis 2 Mill. Fl. Von den übrigen Handelsgewächsen sind die bedeutendern: Zuckerrüben mit ½ Mill., Raps mit fast 1 Mill., Cichorien mit etwa 230000 Fl. Durchschnittsertrag. Der jährliche Gesammtwerth der Handelsgewächse in B. wird nach amtlichen statist. Erhebungen im Durchschnitt auf 15½ Mill. Fl. berechnet.

Hierzu kommt der Ertrag der Waldungen, der einen Hauptreichthum des Landes bildet. Der gegenwärtige Stand der Waldfläche, die früher noch weit umfangreicher war, aber beim Anwachs der Bevölkerung durch Ausstockungen jährlich etwas abnimmt, beträgt nach den Ergebnissen der neuen Katastrirung rund 1,416000 Morgen, darunter Staatswaldungen etwa 256000 Morgen, Gemeindewaldungen über 690000 Morgen; der Rest vertheilt sich auf Stiftungen und Privaten. B. besitzt im Verhältniß zu seinem Flächenraum die größte Waldfläche (fast ein Drittel des Großherzogthums) unter den süddeutschen Staaten; zugleich ist die Beforstung als mustergültig anerkannt. Namentlich gehört der untere Schwarzwald, das Gebiet der Kinzig, Murg, bis zur Enz, zu den ausgezeichnetsten deutschen Nadelholzwaldungen; in ihm erblickt man ganze Bestände herrlicher Weißtannen von 160—180 F. Höhe, die als sog. «Holländer» zum Schiffbau in die Niederlande ausgeführt werden. Der Werth des jährlichen Ertrags sämmtlicher Waldungen wird auf 8—10 Mill. Fl. berechnet. Mindestens ein Drittel des jährlichen Holzhiebes kommt in den Handel für das Ausland. Dieser sehr umfangreiche Holzhandel, von alters her durch sog. «Schifferschaften» betrieben und durch die flößbaren Flüsse des Schwarzwalds, insbesondere aber durch den Rhein befördert, erstreckt sich hauptsächlich nach Holland, in neuerer Zeit auch nach Frankreich, dessen Hauptstadt in ihrer großartigen baulichen Umgestaltung ihren Holzbedarf zu einem guten Theil vom Schwarzwalde bezieht. Die Viehzucht ist zwar ansehnlich, doch steht B. in diesem Zweige der Landwirthschaft hinter seinem schwäb. Nachbar, Würtemberg, zurück. Der Viehstand war nach der Aufnahme im Dec. 1861 folgender: Pferde 72800, Rindvieh überhaupt 621500, Schafe 177300, Schweine 307200, Ziegen 67500; Bienenstöcke über 74000 u. s. w.

Der Mineralreichthum des badner Landes erscheint nicht beträchtlich, daher der Bergbau bisjetzt weder umfangreich noch gewinnbringend war. Am bedeutendsten ist die Eisenproduction. Sie wird in 106 Gruben, hauptsächlich auf dem südl. und östl. Schwarzwalde, betrieben und liefert jährlich etwas über 300000 Ctr. Eisenerze im Werthe von 126—127000 Fl. Außerdem werden gewonnen: Braun- und Steinkohlen in 3 Gruben, etwa 200—250000 Ctr. im Werthe von 70—80000 Fl.; Bleierze in 1 Grube, 3000 Ctr. im Werthe von 17000 Fl.; Zinkerze in 2 Gruben, 70000 Ctr. im Werthe von 48000 Fl.; Silber etwa 600 Mark (à 24 Fl. = 14400 Fl.); Gold etwa 3000 Kronen, das hauptsächlich nur aus dem Rheinsande gewonnen wird. Doch nehmen die Goldwäschereien in neuerer Zeit als wenig lohnend mehr und mehr ab. Ebenso haben die in älterer Zeit betriebenen und neuerdings wieder entdeckten Galmeigruben bei Wiesloch den Erwartungen nicht entsprochen. B. bezog früher seinen Salzbedarf großentheils aus Frankreich, besitzt aber seit Anfang der zwanziger Jahre zwei sehr

ergiebige Salinen, die eine zu Dürrheim, in der Nähe von Donaueschingen auf dem östl. Schwarzwalde, die andere zu Rappenau am Neckar, die zusammen jährlich etwa 384000 Ctr. Salz produciren im Productionswerthe von 635000 Fl. Der Verkaufswerth beträgt 5 Fl. pro Ctr. (3 Kr. pro Pfd.) und ergibt, da der Aufschlag als Steuer behandelt wird, für die Staatskasse eine reine Einnahme von durchschnittlich 1,050000 Fl., wovon durch Ausfuhr etwa 50000 Fl. gewonnen werden. Einen großen Reichthum besitzt B. an Mineralquellen, deren fast 60 gezählt werden. Daher gibt es eine Menge vielbesuchter Badeorte, so z. B. Baden-Baden, Badenweiler, Antogast, Griesbach, Freiersbach, Petersthal, Rippoltsau, Glotterthal, Langenbrücken, Nordwasser, Rappenau und Ueberlingen.

Industrie und Handel. Vor dem 1835 erfolgten Anschluß an den deutschen Zollverein war B. hauptsächlich nur ein ackerbauender Staat. Seitdem ist die Gewerbthätigkeit und insbesondere die Fabrikindustrie des Großherzogthums in so gedeihlicher Zunahme fortgeschritten, daß dieses jetzt in der industriellen Gesammtproduction der deutschen Zollvereinsstaaten einen namhaften und in einzelnen Zweigen sehr ehrenvollen Antheil hat. Von der Gesammtzahl der Familien des Landes beschäftigen sich gegenwärtig 42 Proc. ausschließlich mit Landwirthschaft (Forstwirthschaft einbegriffen), 37 Proc. mit Gewerben (Klein- und Großgewerbe und Handel). Der Rest begreift die Tagelöhner (7 Proc.) und die übrigen Stände (14 Proc.). Vor dem Anschluß an den Zollverein waren in B. 152 Fabriken vorhanden, gegenwärtig über 400 größere Anstalten mit einem Arbeiter- und Aufsichtspersonal von 50—60000 Köpfen. Sämmtliche Fabriken verarbeiten Rohstoffe im Werthe von etwa 10—12 Mill. und liefern Fabrikate im Werthe von etwa 18—20 Mill. Fl. Den bedeutendern Fabriketablissements voran gehen die Baumwollfabriken (Spinnerei, Weberei und Druckerei), an Zahl 112, mit einem Drittel der Gesammtzahl der Fabrikarbeiter. 10—12 dieser Anstalten arbeiten mit 20—35000 Spindeln (wie die in Ettlingen, Offenburg, St.-Blasien, Schönau, Zell, Schopfheim u. s. w.), eine (im Wiesenthal) mit 60000 Spindeln. Sie produciren (je nach den Cursen des Rohstoffs um 10—30 Proc. auf oder ab) Baumwollgarn etwa für 6 Mill., Gewebe für 5 Mill. Fl. Den Baumwollfabriken zunächst steht die Bijouteriefabrikation in Pforzheim, die nach Bedeutung und Umfang eine erste Stelle in den Vereinsstaaten einnimmt. Der Werth des in den dortigen Fabriken jährlich verarbeiteten Goldes wird auf 4 Mill., der Werth der daraus gefertigten Waaren über 7 Mill. Fl. geschätzt. Nach diesen ersten Zweigen der bad. Industrie folgen die Tabacks- und Cigarren- (172), die Papier- (31), die Lederfabriken, insbesondere für lackirtes Leder (5), eine sehr bedeutende mechan. Hanfspinnerei und Weberei (zu Emmendingen), eine Seidenfabrik (von Metz in Freiburg), Spiegelmanufactur (zu Manheim), Maschinenfabriken zu Karlsruhe, Pforzheim u. a. B. besitzt auch zwei Rübenzuckerfabriken, unter denen die zu Waghäusel einen ersten Rang im ganzen Zollverein einnimmt. Eine eigenthümliche Industrie hat das Land an den sog. Schwarzwälder Uhren, deren Verfertigung hauptsächlich dem obern Schwarzwald angehört und gegenwärtig an 40000 Menschen, darunter 14—1500 Gewerbsmeister, beschäftigt. Es werden jährlich über 600000 Uhren verfertigt und von mehr als 1000 Händlern in allen Ländern abgesetzt. Der jährliche Arbeitsverdienst wird auf 1—1½ Mill. Fl. geschätzt. Außerdem bilden die Bürsten- und Holzwaarenfabrikation und Strohgeflechte, letztere als häusliche Industrie, sehr geschätzte und belangreiche Erzeugnisse des betriebsamen und fleißigen Schwarzwälders. Die gesammten Steuerkapitalien von Grund und Boden, die seit der Mitte der 1830er Jahre von allen feudalen Lasten (Zehnten, Gülten u. s. w.) befreit sind, wurden 1862 auf etwas mehr als 540½ M. Fl. eingeschätzt; die gesammten Gewerbesteuerkapitalien beliefen sich zur selben Zeit auf etwa 202 Mill. Fl.

Verkehrsmittel. Außer den erwähnten Wasserstraßen auf Bodensee, Rhein, Main und Neckar besitzt B. 435 bad. Wegstunden Staatsstraßen und (Mai 1864) 80 M. Eisenbahnen. Nächst dem Herzogthum Braunschweig war B. der erste deutsche Staat, in welchem Eisenbahnen auf Staatskosten gebaut wurden, und, mit zwei unbedeutenden Ausnahmen, ist hier das System des Staatsbaues bis auf die neueste Zeit beibehalten worden. Das Gesetz vom 29. März 1838 verfügte den Bau einer Eisenbahn von Manheim bis zur Schweizergrenze bei Basel, von welcher die erste Strecke (von Manheim bis Heidelberg) 12. März 1840, die letzte (von Haltingen bis Basel) 20. Febr. 1855 in Betrieb gesetzt wurde. Im Febr. 1856 wurde diese Eisenbahn von Basel aus im obern Rheinthale bis Waldshut fortgesetzt. Das Gesetz vom 7. Mai 1858 verfügte die Fortsetzung von Waldshut bis Konstanz, ferner den Bau der Zweigbahn von Durlach über Pforzheim bis Mühlacker und den Bau der Rheinbrücken bei Kehl und Waldshut zum Anschluß an die franz. und schweiz. Eisenbahnen. Das Gesetz

deren Bau und Ertrag den Wohlstand des Landes und den Erwerb seiner Bewohner bedingen. Voran steht der Weinbau, dem etwas über 51000 Morgen angehören, mit einem Durchschnittsertrag bei gutem Mittelherbst von 4—500000 Ohm und einem Gesammtgeldwerth von 7—8 Mill. Fl. Die Weincultur hat in B. in neuerer Zeit eine hohe Stufe erreicht. Die Weine zeichnen sich großentheils durch ungewöhnliche Süßigkeit und angenehme Milde aus. Mehrere Sorten, insbesondere der milde Markgräfler, der würzige Klingelberger und Durbacher, vorzüglich aber die trefflichen Rothweine, Affenthaler, Zeller u. a., die neben den besten franz. Rothweinen mit Ehren bestehen, sind in ganz Deutschland und in der Schweiz beliebt und gesucht, und haben sich selbst nach England und Amerika steigenden Absatz erworben. Auf den Wein folgt der Taback, dessen Anbau im Durchschnitt 15—20000 Morgen zufallen. Auch der Tabacksbau hat sich sehr gehoben, namentlich in der Pfalz, dessen Erzeugniß sich eines besonders guten Rufs erfreut und einen Haupthandelsartikel des Großherzogthums bildet. Man erzeugt gegenwärtig 150—200000 Ctr. jährlich, mit einem Gesammtwerth (10—15 Fl. pro Ctr.) von 2—3 Mill. Fl. Dem Taback an Umfang und an Bedeutung am nächsten kommt der Anbau von Hopfen und Hanf. Jener wird hauptsächlich im Unterlande, namentlich in der Pfalz, dieser im Oberlande, im Breisgau und vorzüglich im sog. Hanauerlande zwischen Kehl und Rastatt gewonnen. Hopfen wird im Durchschnitt auf 2—3000 Morgen angebaut, mit einem variirenden Werthertrag von 1—2 Mill. Fl. Pfälzer Hopfen zählt zu der besten und gesuchtesten Sorte in Deutschland. Hanf wird jährlich auf etwa 23000 Morgen gepflanzt, mit einem Durchschnittsertrag von über 100000 Ctrn. und einem Werthe von 1½ bis 2 Mill. Fl. Von den übrigen Handelsgewächsen sind die bedeutendern: Zuckerrüben mit ½ Mill., Raps mit fast 1 Mill., Cichorien mit etwa 230000 Fl. Durchschnittsertrag. Der jährliche Gesammtwerth der Handelsgewächse in B. wird nach amtlichen statist. Erhebungen im Durchschnitt auf 15½ Mill. Fl. berechnet.

Hierzu kommt der Ertrag der Waldungen, der einen Hauptreichthum des Landes bildet. Der gegenwärtige Stand der Waldfläche, die früher noch weit umfangreicher war, aber beim Anwachs der Bevölkerung durch Ausstockungen jährlich etwas abnimmt, beträgt nach den Ergebnissen der neuen Katastrirung rund 1,416000 Morgen, darunter Staatswaldungen etwa 256000 Morgen, Gemeindewaldungen über 690000 Morgen; der Rest vertheilt sich auf Stiftungen und Privaten. B. besitzt im Verhältniß zu seinem Flächenraum die größte Waldfläche (fast ein Drittel des Großherzogthums) unter den süddeutschen Staaten; zugleich ist die Beforstung als mustergültig anerkannt. Namentlich gehört der untere Schwarzwald, das Gebiet der Kinzig, Murg, bis zur Enz, zu den ausgezeichnetsten deutschen Nadelholzwaldungen; in ihm erblickt man ganze Bestände herrlicher Weißtannen von 160—180 F. Höhe, die als sog. «Holländer» zum Schiffbau in die Niederlande ausgeführt werden. Der Werth des jährlichen Ertrags sämmtlicher Waldungen wird auf 8—10 Mill. Fl. berechnet. Mindestens ein Drittel des jährlichen Holzhiebes kommt in den Handel für das Ausland. Dieser sehr umfangreiche Holzhandel, von alters her durch sog. «Schifferschaften» betrieben und durch die flößbaren Flüsse des Schwarzwalds, insbesondere aber durch den Rhein befördert, erstreckt sich hauptsächlich nach Holland, in neuerer Zeit auch nach Frankreich, dessen Hauptstadt in ihrer großartigen baulichen Umgestaltung ihren Holzbedarf zu einem guten Theil vom Schwarzwalde bezieht. Die Viehzucht ist zwar ansehnlich, doch steht B. in diesem Zweige der Landwirthschaft hinter seinem schwäb. Nachbar, Würtemberg, zurück. Der Viehstand war nach der Aufnahme im Dec. 1861 folgender: Pferde 72800, Rindvieh überhaupt 621500, Schafe 177300, Schweine 307200, Ziegen 67500; Bienenstöcke über 74000 u. s. w.

Der Mineralreichthum des badner Landes erscheint nicht beträchtlich, daher der Bergbau bisjetzt weder umfangreich noch gewinnbringend war. Am bedeutendsten ist die Eisenproduction. Sie wird in 106 Gruben, hauptsächlich auf dem südl. und östl. Schwarzwalde, betrieben und liefert jährlich etwas über 300000 Ctr. Eisenerze im Werthe von 126—127000 Fl. Außerdem werden gewonnen: Braun- und Steinkohlen in 3 Gruben, etwa 200—250000 Ctr. im Werthe von 70—80000 Fl.; Bleierze in 1 Grube, 3000 Ctr. im Werthe von 17000 Fl.; Zinkerze in 2 Gruben, 70000 Ctr. im Werthe von 48000 Fl.; Silber etwa 600 Mark (à 24 Fl. = 14400 Fl.); Gold etwa 3000 Kronen, das hauptsächlich nur aus dem Rheinsande gewonnen wird. Doch nehmen die Goldwäschereien in neuerer Zeit als wenig lohnend mehr und mehr ab. Ebenso haben die in älterer Zeit betriebenen und neuerdings wieder entdeckten Galmeigruben bei Wiesloch den Erwartungen nicht entsprochen. B. bezog früher seinen Salzbedarf großentheils aus Frankreich, besitzt aber seit Anfang der zwanziger Jahre zwei sehr

ergiebige Salinen, die eine zu Dürrheim, in der Nähe von Donaueschingen auf dem östl. Schwarzwalde, die andere zu Rappenau am Neckar, die zusammen jährlich etwa 384000 Ctr. Salz produciren im Productionswerthe von 635000 Fl. Der Verkaufswerth beträgt 5 Fl. pro Ctr. (3 Kr. pro Pfd.) und ergibt, da der Aufschlag als Steuer behandelt wird, für die Staatskasse eine reine Einnahme von durchschnittlich 1,050000 Fl., wovon durch Ausfuhr etwa 50000 Fl. gewonnen werden. Einen großen Reichthum besitzt B. an Mineralquellen, deren fast 60 gezählt werden. Daher gibt es eine Menge vielbesuchter Badeorte, so z. B. Baden-Baden, Badenweiler, Antogast, Griesbach, Freiersbach, Petersthal, Rippoltsau, Glotterthal, Langenbrücken, Nordwasser, Rappenau und Ueberlingen.

Industrie und Handel. Vor dem 1835 erfolgten Anschluß an den deutschen Zollverein war B. hauptsächlich nur ein ackerbauender Staat. Seitdem ist die Gewerbthätigkeit und insbesondere die Fabrikindustrie des Großherzogthums in so gedeihlicher Zunahme fortgeschritten, daß dieses jetzt in der industriellen Gesammtproduction der deutschen Zollvereinsstaaten einen namhaften und in einzelnen Zweigen sehr ehrenvollen Antheil hat. Von der Gesammtzahl der Familien des Landes beschäftigen sich gegenwärtig 42 Proc. ausschließlich mit Landwirthschaft (Forstwirthschaft einbegriffen), 37 Proc. mit Gewerben (Klein- und Großgewerbe und Handel). Der Rest begreift die Tagelöhner (7 Proc.) und die übrigen Stände (14 Proc.). Vor dem Anschluß an den Zollverein waren in B. 152 Fabriken vorhanden, gegenwärtig über 400 größere Anstalten mit einem Arbeiter- und Aufsichtspersonal von 50—60000 Köpfen. Sämmtliche Fabriken verarbeiten Rohstoffe im Werthe von etwa 10—12 Mill. und liefern Fabrikate im Werthe von etwa 18—20 Mill. Fl. Den bedeutendern Fabriketablissements voran gehen die Baumwollfabriken (Spinnerei, Weberei und Druckerei), an Zahl 112, mit einem Drittel der Gesammtzahl der Fabrikarbeiter. 10—12 dieser Anstalten arbeiten mit 20—35000 Spindeln (wie die in Ettlingen, Offenburg, St.-Blasien, Schönau, Zell, Schopfheim u. s. w.), eine (im Wiesenthal) mit 60000 Spindeln. Sie produciren (je nach den Cursen des Rohstoffs um 10—30 Proc. auf oder ab) Baumwollgarn etwa für 6 Mill., Gewebe für 5 Mill. Fl. Den Baumwollfabriken zunächst steht die Bijouteriefabrikation in Pforzheim, die nach Bedeutung und Umfang eine erste Stelle in den Vereinsstaaten einnimmt. Der Werth des in den dortigen Fabriken jährlich verarbeiteten Goldes wird auf 4 Mill., der Werth der daraus gefertigten Waaren über 7 Mill. Fl. geschätzt. Nach diesen ersten Zweigen der bad. Industrie folgen die Tabacks- und Cigarren- (172), die Papier- (31), die Lederfabriken, insbesondere für lackirtes Leder (5), eine sehr bedeutende mechan. Hanfspinnerei und Weberei (zu Emmendingen), eine Seidenfabrik (von Metz in Freiburg), Spiegelmanufactur (zu Manheim), Maschinenfabriken zu Karlsruhe, Pforzheim u. a. B. besitzt auch zwei Rübenzuckerfabriken, unter denen die zu Waghäusel einen ersten Rang im ganzen Zollverein einnimmt. Eine eigenthümliche Industrie hat das Land an den sog. Schwarzwälder Uhren, deren Verfertigung hauptsächlich dem obern Schwarzwald angehört und gegenwärtig an 40000 Menschen, darunter 14—1500 Gewerbsmeister, beschäftigt. Es werden jährlich über 600000 Uhren verfertigt und von mehr als 1000 Händlern in allen Ländern abgesetzt. Der jährliche Arbeitsverdienst wird auf 1—1½ Mill. Fl. geschätzt. Außerdem bilden die Bürsten- und Holzwaarenfabrikation und Strohgeflechte, letztere als häusliche Industrie, sehr geschätzte und belangreiche Erzeugnisse des betriebsamen und fleißigen Schwarzwälders. Die gesammten Steuerkapitalien von Grund und Boden, die seit der Mitte der 1830er Jahre von allen feudalen Lasten (Zehnten, Gülten u. s. w.) befreit sind, wurden 1862 auf etwas mehr als 540½ M. Fl. eingeschätzt; die gesammten Gewerbesteuerkapitalien beliefen sich zur selben Zeit auf etwa 202 Mill. Fl.

Verkehrsmittel. Außer den erwähnten Wasserstraßen auf Bodensee, Rhein, Main und Neckar besitzt B. 435 bad. Wegstunden Staatsstraßen und (Mai 1864) 80 M. Eisenbahnen. Nächst dem Herzogthum Braunschweig war B. der erste deutsche Staat, in welchem Eisenbahnen auf Staatskosten gebaut wurden, und, mit zwei unbedeutenden Ausnahmen, ist hier das System des Staatsbaues bis auf die neueste Zeit beibehalten worden. Das Gesetz vom 29. März 1838 verfügte den Bau einer Eisenbahn von Manheim bis zur Schweizergrenze bei Basel, von welcher die erste Strecke (von Manheim bis Heidelberg) 12. März 1840, die letzte (von Haltingen bis Basel) 20. Febr. 1855 in Betrieb gesetzt wurde. Im Febr. 1856 wurde diese Eisenbahn von Basel aus im obern Rheinthale bis Waldshut fortgesetzt. Das Gesetz vom 7. Mai 1858 verfügte die Fortsetzung von Waldshut bis Konstanz, ferner den Bau der Zweigbahn von Durlach über Pforzheim bis Mühlacker und den Bau der Rheinbrücken bei Kehl und Waldshut zum Anschluß an die franz. und schweiz. Eisenbahnen. Das Gesetz

vom 27. April 1860 verordnete den Bau einer Zweigbahn (genannt Odenwälder Bahn) von Heidelberg bis Mosbach, und das Gesetz vom 24. Juli 1862 die Fortsetzung derselben bis zur bair. Grenze in der Richtung nach Würzburg, sowie den Bau folgender Bahnen: von Neckarelz bis zur würtemb. Grenze in der Richtung auf Heilbronn; von Stockach über Mößkirch und von Donaueschingen bis zur obern Rheinthalbahn; von Villingen bis zur würtemb. Grenze bei Rottweil; von Villingen nach Donaueschingen und von Offenburg über Hausach durch das Kinzigthal. Hierzu kommt noch eine Zweigbahn der Odenwälder Bahn, von Gerlachsheim durch das Tauberthal über Tauberbischofsheim bis Wertheim. Ende 1863 waren $71\frac{1}{2}$ M. in Betrieb gesetzt. Davon entfielen 56 M. auf die Hauptbahn von Manheim über Heidelberg, Karlsruhe, Freiburg, Basel und Waldshut bis Konstanz, und $15\frac{1}{2}$ M. auf fünf Zweigbahnen: von Manheim bis Friedrichsfeld, von Heidelberg bis Mosbach, von Durlach bis Mühlacker, von Appenweier bis Kehl und von Waldshut bis zur Rheinbrücke. Hierzu kommen noch folgende bad. Bahnstrecken: 1) der bad. Theil der Main-Neckar-Bahn von Heidelberg bis zur hess. Grenze, $2\frac{1}{3}$ M. lang; 2) die Privatbahn von Karlsruhe bis Maximiliansau am Rhein, $1\frac{1}{4}$ M. lang; 3) die Privatbahn von Basel nach Schopfheim, genannt Wiesenthalbahn, 3 M. lang. Die beiden letztern Bahnen stehen gleichfalls unter Staatsverwaltung. Anschlüsse an Nachbarstaaten kommen an folgenden Punkten vor: bei Mühlacker und Bretten (künftig auch bei Neckarelz) an Würtemberg; bei Heppenheim an Hessen-Darmstadt; bei Manheim und Maximiliansau (mittels eines Rheintrajectes) sowie künftig bei Giebelstadt an Baiern; bei Kehl an Frankreich; bei Basel und Waldshut an die Schweiz, wozu noch die auf schweiz. Gebiet liegende Bahnstrecke kommt. Doppelgleise haben 37 M., von Heidelberg bis Basel, von Manheim bis Friedrichsfeld und von Appenweier bis Kehl.

Geistige Cultur. Bezüglich der geistigen Cultur und Bildung nimmt B. unter den Ländern Deutschlands einen ehrenvollen Platz ein. Es besitzt zwei Universitäten (Heidelberg und Freiburg), eine musterhaft organisirte und vielbesuchte Polytechnische Schule zu Karlsruhe, eine Kunstschule für Malerei ebendaselbst, eine Sternwarte zu Manheim, vier öffentliche Bibliotheken, 15 Mittelschulen (Gymnasien, Lyceen), zahlreiche Realschulen, Gewerbeschulen, letztere fast in allen Städten; ferner eine Blindenanstalt zu Freiburg, ein Taubstummeninstitut zu Pforzheim, drei Schullehrerseminarien (zu Karlsruhe, Ettlingen und Meersburg). Das Volksschulwesen steht auf einer im allgemeinen sehr befriedigenden Stufe, und für seine fortschreitende Verbesserung wird mit Eifer gesorgt. Der Staatsbeitrag für das gesammte Unterrichtswesen beläuft sich jährlich auf 541457 Fl., darunter für die Volksschulen allein 142084 Fl., wobei zu bemerken, daß das Haupteinkommen der Mehrheit der Schulen auf Dotationen und Stiftungen beruht. Für den regen öffentlichen Geist in B. zeugt schon der Umstand, daß 1864 daselbst 35 Zeitungen und öffentliche Blätter polit. Inhalts, darunter wöchentlich etwa die Hälfte 6—7mal, die übrigen 2—3mal, erschienen.

Landesverfassung. B. hat vor allen andern deutschen Staaten zuerst eine landständische Verfassung erhalten (1819), die auch auf echt constitutionellen Grundsätzen beruht. Die Regentschaft des in allen seinen Theilen untheilbaren und unveräußerlichen Großherzogthums ist nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher und nach deren Aussterben auch in weiblicher Linie erblich. Der Großherzog ist in der Ausübung seiner Regierungsgewalt an die Bestimmungen der Verfassung gebunden. Die Ständeversammlung, welche alle zwei Jahre zu einer ordentlichen Sitzung berufen wird, besteht aus zwei Kammern und hat in ihrem Wirken, sei es im Einverständniß mit der Regierung oder in würdig gehaltener Opposition und energischer Vertretung der Landesvortheile, nicht allein glänzende Resultate aufzuweisen, sondern sich auch in weitestem Kreise die achtungswertheste Aufmerksamkeit zugewendet. Die Erste Kammer besteht aus den Prinzen des großherzogl. Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien (sieben Fürsten und drei Grafen), acht Abgeordneten des grundherrlichen Adels, welche dieser aus seiner Mitte auf je acht Jahr erwählt, dem kath. Landesbischof (Erzbischof von Freiburg) und evang. Prälaten, zwei Abgeordneten der Landesuniversitäten und acht vom Großherzog ohne Rücksicht auf Stand und Geburt erwählten Mitgliedern. Die Zweite Kammer besteht aus 63 für acht Jahr gewählten Abgeordneten, und zwar 22 Abgeordneten bestimmter Städte und den Deputirten der 41 Wahlbezirke der Aemter, sodaß ungefähr 16000 Seelen durch einen Deputirten vertreten werden. Weniger als anderwärts hat man in B. bei dem Wahlrecht auf Besitz gesehen; jeder angesessene Staatsbürger und alle Staatsbeamten können an der Ernennung der Wahlmänner theilnehmen und Wahlmänner werden. Nur müssen Abgeordnete entweder eine Steuer von einem Kapital von 10000 Fl. entrichten, oder ein geistliches oder weltliches Amt besitzen, das

wenigstens 1500 Fl. einträgt. Die höchste vollziehende und berathende Landesbehörde ist das Staatsministerium. Der Großherzog führt in ihm den Vorsitz, und es zerfällt in die Ministerien des großherzogl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz, des Innern, des Kriegs, der Finanzen und des Handels. Nach den Nachweisen der Staatsrechnung von 1861/62 betrug der ordentliche Etat der Staatseinnahmen in zwei Jahren (nach Abzug der Lasten und Verwaltungskosten) rein 19,216150 Fl., die Gesammtausgabe 18,218904 Fl., ergab demnach eine Mehreinnahme von nahezu einer Million. Die zu 4 Proc. verzinsliche Staatsschuld betrug Ende 1863 rund 17 Mill. und schwindet jährlich durch die dotirte Amortisation. Dagegen ist die Eisenbahnschuld durch rasch fortschreitende Ausdehnung des bad. Eisenbahnnetzes fortwährend im Steigen begriffen und betrug Ende 1863 bereits 68 Mill. Sie ist sammt dem Post- und Eisenbahnbetrieb von dem allgemeinen Staatshaushalt getrennt und unterliegt einer besondern Verwaltung. Die bad. Eisenbahnen ertragen, einschließlich der Post, noch ein wenig mehr als 5 Proc. (früher 7 Proc.). Die gesammte Eisenbahnschuld wird zu 3½ Proc. verzinst und der Ueberschuß des Erträgnisses zur Amortisirung der Schuld verwendet. Das Militär wird durch allgemeine Dienstpflichtigkeit, mit Ausnahme der standesherrlichen Familien, rekrutirt und stellte zum 8. Armeecorps des deutschen Bundesheeres ein Contingent von 10400 Mann mit einer Reserve von 3333 Mann. Es bestehen drei Ritterorden: 1) der 1715 gestiftete Hausorden der Treue, 2) der 1807 gegründete und mit einer jährlichen Rente verbundene Karl-Friedrich's-Verdienstorden, 3) der 1812 gestiftete Zähringer-Löwen-Orden. Die bad. Haus- und Landesfarbe ist purpurroth und gelb. Das großherzogl. Haus- und Staatswappen hat im Felde rechts oben einen schrägen goldenen Balken im purpurnen Felde und links unten einen goldenen streitfertigen Löwen mit ausgeschlagener Zunge, letzteres als Wappenzeichen zähringischer Abstammung. Vgl. Heunisch und Schreiber, «B., geographisch und malerisch beschrieben» (2. Aufl., Stuttg. 1838); Bader, «Badenia oder das bad. Land und Volk» (3 Bde., Karlsr. 1839—44; Neue Folge, Bd. 1 u. 2, Heidelb. 1858—62); Bader, «Das malerische und romantische B.» (3 Bde., Karlsr. 1844—46); Huhn, «Das Großherzogthum B. in alphabetischer Folge» (Karlsr. 1841—44); Heunisch, «Das Großherzogthum B.» (Heidelb. 1857); «Beiträge zur Statistik der innern Verwaltung B.s» (Heft 1—13, Karlsr. 1855—62).

Aeltere Geschichte, bis 1819. Nachdem die Alemannen in B. unter die Suprematie der Franken gekommen, ward auch unter ihnen das Christenthum verbreitet. Wiederholte Versuche zur Herstellung ihrer Unabhängigkeit, namentlich unter ihrem Herzog Gottfried, aus dessen Hause die jetzigen Regenten ihren Ursprung ableiten, hatten keinen Erfolg. Durch Pipin den Kleinen wurde 748 das Herzogthum Alemannien aufgelöst; doch blieben die Abkömmlinge Gottfried's, unter diesen ein Gerold und dessen Sohn Berthold, Gau- oder Landgrafen in der Baar (s. d.). Später kommt ein Gebhard, der von einem Berthold in der Baar abstammen soll, als Graf im Breisgau vor. Er ist Vater des Herzogs Berthold, der das Schloß Zähringen im Breisgau erbaute, und mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürsten aus dem Hause Zähringen beginnt. Dieser Berthold, der von Kaiser Heinrich III., für den Todesfall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt, die Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben bekam, nahm noch bei dessen Lebzeiten den herzogl. Titel an, den er nach mannichfachem Wechsel von Erwerb und Verlust nebst seinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckargau 1078 auf seinen ältesten Sohn, Berthold II., vererbte. Die männlichen Nachkommen desselben erhielten das Herzogthum Burgund, konnten es aber nur zum Theil behaupten und starben 1218 mit Berthold V. aus. Diesen letztern beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meisten zähringischen Güter in Schwaben nebst Freiburg im Breisgau, und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die schweiz. und burgund. Freigüter erhielt. Das übrige fiel dem Reiche zu. Berthold's I. zweiter Sohn, Hermann I., besaß schon bei seines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nahm den Markgrafentitel an. Später zog er sich in das Kloster zu Clugny zurück, und starb hier noch vor seinem Vater 1074. Sein Erbe war sein Sohn Hermann II., der sich zuerst Markgraf von B. nannte und Stammvater des jetzt noch blühenden Hauses B. ward. Er starb 1130, nachdem er den hohenstaufischen Kaisern Konrad und Friedrich I. wichtige Dienste geleistet hatte, und von diesen zum Herzog von Verona ernannt worden war. Sein Sohn Hermann III., der jenen Titel behielt, ein Liebling Kaiser Friedrich's I., starb 1160 auf einem Kreuzzuge in Antiochien. Seine Söhne Hermann IV. und Heinrich theilten die Lande um das J. 1190 und stifteten zwei Linien, jener die Badische, dieser die Hochbergische.

Hermann IV. erhielt vom Kaiser Friedrich II. für die durch seine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunschweig die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Zähringen, als Freigut und Ettlingen als Lehn. Von seinen beiden Söhnen pflanzte Rudolf den bad. Stamm fort. Der ältere aber, Hermann V., erhielt durch seine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Oesterreich, ein Recht auf dieses Herzogthum, kam auch in den Besitz desselben, ward jedoch zwei Jahre darauf vergiftet, und sein Sohn Friedrich mit Konradin von Schwaben 1268 in Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbschaft wieder verlor. Elisabeth aber, Hermann's V. Schwestertochter, heirathete den Herzog Albrecht, Kaiser Rudolf's von Habsburg Sohn, der nach der Meinung der damaligen Zeit nun erst ein volles Recht auf Oesterreich erhielt. Hermann's V. Bruder, Markgraf Rudolf von B., vereinigte die Herrschaft Eberstein mit seinen Landen und zog mehrere hohenstaufische Güter während des großen Zwischenreichs an sich; Kaiser Rudolf I. aber nahm ihm diese wieder ab. Ihm folgte Hermann VI., dessen Söhne Friedrich und Rudolf IV. abermals zwei Linien stifteten. Friedrich's Linie starb bald aus; Rudolf hingegen pflanzte seinen Stamm fort. Die weitere Geschichte von B. enthält fortgesetzte Theilungen, die dem Lande sehr schädlich waren.

Markgraf Christoph, gest. 1527, der sämmtliche bad. Lande vereinigte, theilte dieselben aufs neue unter seine drei Söhne, von denen der eine bald starb, die beiden andern die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach stifteten. Bernhard, gest. 1537, der Stifter des Hauses Baden-Baden, führte die Reformation in seinen Landen ein. Sein Enkel Philipp kam unter die Vormundschaft des Herzogs von Baiern, welcher während derselben die evang. Lehre wieder abschaffte. Philipp starb 1588, und das Land fiel an seinen Vetter Eduard, der zur kath. Kirche überging. Eduard bekümmerte sich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiser Rudolf II. übertrug daher die Verwaltung des Landes den Herzogen von Baiern und Lothringen. Diesem Beschlusse widersetzte sich der Markgraf Ernst Friedrich und nahm das Land 1599 in Besitz; erst 1629 ward es dem Markgrafen Wilhelm, Eduard's Sohn, wieder eingeräumt. Die Linie Baden-Baden starb 1771 aus, und alle bad. Lande wurden nun wieder vereinigt. Christoph's I. zweiter Sohn, Ernst, gest. 1553, war der Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die prot. Lehre an, welche von seinem Sohne Karl II. im ganzen Lande eingeführt ward. Der Sohn des letztern, Ernst Friedrich, theilte 1584 aufs neue mit seinen Brüdern Jakob und Georg Friedrich. Derselbe trat von der luth. Kirche zur reform. über, verkaufte zum unersetzlichen Schaden des Landes 1590 die Aemter Besigheim und Mundelsheim und 1603 auch die Aemter Altensteig und Liebenzell an Wirtemberg, und starb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat seinem ältesten Sohne, Friedrich V., die Regierung ab, während er selbst mit einem neugeworbenen Kriegsheere gegen Kaiser Ferdinand II. zur Beschützung des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu Felde zog. Auf Friedrich V., der die hohengeroldseckischen Freigüter erbte, aber nicht behielt, folgte 1659 Friedrich VI., dessen Sohn Friedrich Magnus 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzosen mußte sich dieser bis 1697 zu Basel aufhalten. Nach dem Ryswicker Frieden suchte er den Wohlstand des Landes herzustellen. Er starb 1709. Ihm folgte sein Sohn Karl III., der 1715 die neue Residenz Karlsruhe erbaute, und zum Andenken daran den Orden der Treue stiftete. Sein einziger Sohn Friedrich starb vor ihm, hinterließ aber zwei Prinzen, von denen der älteste, Karl Friedrich (s. d.), geb. 1728, 1746 die Regierung antrat. Unter diesem musterhaften Regenten, dem die trefflichen Minister von Hahn und von Edelsheim zur Seite standen, gewann B. bedeutend an Größe. Bis zum Luneviller Frieden 1801 umfaßten die bad. Länder 77 Q.-M. mit 210000 E. In diesem Frieden wurden zwar 8 Q.-M. mit 25000 E. abgetreten, allein dafür 60 Q.-M. mit 245000 E. erworben, worauf der Markgraf im Mai 1803 die Kurwürde annahm. Durch den Presburger Frieden 1805 kam auch der Breisgau, das alte Stammland der Herzoge von Zähringen, an B. Dem Beitritte zum Rheinbunde verdankt es den großherzogl. Titel, die Souveränetät über den größten Theil der fürstenbergischen Lande, die Landgrafschaft Klettgau, das Fürstenthum Leiningen u. s. w. Der Länderaustausch mit Würtemberg verschaffte ihm einen Zuwachs von fast 30000 E. Der Großherzog Karl Friedrich starb 1811, und da sein ältester Sohn auf einer Reise in Schweden durch einen Sturz mit dem Wagen 15. Dec. 1801 ums Leben gekommen war, so fiel die Regierung an seinen Enkel Karl Ludwig Friedrich, geb. 1786, der sich 1806 mit Stephanie Louise Adrienne Napoleone, einer Adoptivtochter Napoleon's, vermählte. Nach der Schlacht bei Leipzig verließ derselbe den Rheinbund und trat 1815 dem Deutschen Bunde bei.

Schon früh hatte die Markgrafschaft B. Landstände. Sie waren aus Abgeordneten der Städte, Aemter und Abteien gebildet, ohne Theilnahme des Adels, der sich von der Landesherrlichkeit so weit frei erhalten hatte, daß es nur wenige landsässige adeliche Güter gab. Seit Mitte des 17. Jahrh. war aber die ständische Verfassung in Verfall gerathen, und auch in den neuen bad. Landestheilen, wie in der Rheinpfalz, im Bisthum Konstanz und dem Johannitermeisterthum, gab es keine Landstände. Anders war es im Breisgau, wo sie aus den drei Bänken der Prälaten, der Ritter und der Städte und Aemter bestanden. Unter den erstern erschienen der Reichsstand und Johannitermeister, der Fürstabt von St.-Blasien u. a. Durch die Erklärung des Kurfürsten Karl Friedrich zum unumschränkten Souverän 5. Mai 1806 erlosch auch die ständische Verfassung des Breisgaues, und auf dem Wiener Congresse gehörte B. zu den Regierungen, die sich gegen eine allgemeine Verpflichtung zur Einführung des Repräsentativsystems erklärten. Allein die Bewohner verlangten staatsrechtliche Garantien, und gleichzeitig erhob Baiern, auf den Rieder Vertrag und eine alte sponheimische Erbeinsetzung gestützt, theils unbedingte, theils eventuelle Ansprüche auf einen großen Theil des bad. Landes. Der Großherzog Karl Ludwig Friedrich wies diese entschieden zurück, octroyirte aber kurz vor seinem Tode 8. Dec. 1818 als neues Band der Vereinigung für alle Bewohner die Verfassung vom 22. Aug. 1818, worin auch der Grundsatz der Untheilbarkeit des Landes ausgesprochen wurde. Karl Ludwig Friedrich starb ohne männliche Nachkommen und hatte seines Vaters Bruder, Markgraf Ludwig Wilhelm August, geb. 9. Febr. 1763, zum Nachfolger. Unter diesem ward infolge des Recesses der Commission zu Frankfurt vom 10. Juli 1819 die seit 1814 von Oesterreich sequestrirte Grafschaft Hohengeroldseck am Schwarzwalde mit B. vereinigt, wogegen letzteres einen verhältnißmäßigen Theil des Amts Wertheim an Oesterreich überließ. Derselbe Receß stellte die Integrität B.s unter den Schutz Rußlands, Oesterreichs, Englands und Preußens, auch erkannte er das Erbfolgerecht der Halbbrüder des Großherzogs, der Markgrafen von Hochberg, an, was jedoch Baiern nicht hinderte, 3. Juli 1827 seinen Entschädigungsanspruch für den von B. an Frankreich abgetretenen Theil der Grafschaft Sponheim zu erneuern. Vgl. «Ueber die Ansprüche der Krone Baiern an Landestheile des Großherzogthums B.» (Manh. 1828).

Neuere Geschichte. Die Stände traten zum ersten mal im April 1819 zusammen, wurden aber wegen bald ausbrechender Reibungen mit dem Ministerium sowie zwischen der Ersten und Zweiten Kammer 28. Juli entlassen, sodaß die gestellten Anträge auf Preßfreiheit, Einführung der Jury, Abschaffung der Fronen und Zehnten nur in Anregung kamen. Die Rechte der Standes- und Grundherren und das darüber ergangene Edict waren ein hauptsächliches Hinderniß der Eintracht. Während der zweiten Versammlung, im Sept. 1820, schien die gegenseitige Stimmung im Anfange nicht günstiger; mehrern Deputirten wurde der Urlaub versagt und der Abgeordnete Winter von Heidelberg verhaftet. Beide Kammern näherten sich indeß sehr bald in wichtigen Dingen, z. B. hinsichtlich der Aufhebung der Ueberbleibsel der Leibeigenschaft, des Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister, der Vorstellung gegen die Strenge des Censuredicts und der Gemeindeverfassung, und die Regierung kam gleichfalls versöhnend entgegen. Die Namen Duttlinger, Winter, Liebenstein, Rotteck, Wessenberg u. a. waren durch diese Verhandlungen allen werth geworden. Der dritte siebenmonatliche Landtag ward 31. Jan. 1821 plötzlich entlassen, unter öffentlichem und strengem Tadel gegen die Zweite Kammer, die sich mit der Regierung über die für das Militär geforderte Summe nicht vereinigen konnte. Im Dec. 1824 folgte die Auflösung der Zweiten Kammer, und bei den neuen Wahlen wurde viel über Einwirkung der Regierung geklagt. Eine der ersten Verhandlungen des vierten Landtags, vom 24. Jan. bis 4. Mai 1825, betraf eine wichtige Abänderung der Verfassung. Statt der bisherigen theilweisen Erneuerung der Zweiten Kammer sollte sie alle sechs Jahre gänzlich erneuert, die Perioden der Landtage sollten von zwei Jahren auf drei verlängert werden, und es geschah solches auch durch das Gesetz vom 14. April 1825. Auf demselben Landtage bestand in dieser Zeit der Reaction die ganze Opposition der Zweiten Kammer nur in drei Mitgliedern. Der fünfte Landtag vom 29. Febr. bis 14. Mai 1828 brachte fast nichts zu Stande. Der Großherzog Ludwig starb kinderlos 30. März 1830, und ihm folgte Großherzog Leopold (s. d.), der älteste Sohn aus der morganatischen Ehe des Großherzogs Karl Friedrich mit der Gräfin von Hochberg, aus dem alten reichsritterschaftlichen Geschlechte Geyer von Geyersberg. Die eventuelle Successionsfähigkeit der Nachkommen aus dieser Ehe war, kraft der vor der Vermählung gegebenen Versicherungsurkunde, schon durch das Statut von 1806 und durch das Patent vom 4. Oct. 1817 ertheilt und 1819 von den Hauptmächten

anerkannt worden. Baiern aber schien jetzt mit Gewalt seine Forderungen durchsetzen zu wollen, sodaß man auch badischerseits militärische Vorsichtsmaßregeln anordnete, bis endlich der Streit, besonders durch Oesterreichs Vermittelung, zu Gunsten von B. geschlichtet wurde.

Mit Leopold's Regierungsantritt schien ein frischeres Leben zu beginnen. Die Regierung hatte die Wahlen zu dem am 17. März 1831 eröffneten sechsten Landtage ihrem freien Gange überlassen. Von ihrer Seite waren Gesetzentwürfe über eine Gemeindeordnung, eine bürgerliche Proceßordnung mit Oeffentlichkeit und die Aufhebung der Staatsfronen vorbereitet. Die Zweite Kammer drang besonders, nach Itzstein's Antrag, auf die bald zugestandene Zurücknahme des Gesetzes vom 14. April 1825, auf Vollendung der Gesetze über Ministerverantwortlichkeit, auf Erleichterung der Fronablösung nach dem Gesetz von 1820, auf Ablösung der Zehnten u. s. w. In der Sorge für größere Sparsamkeit und größere Ordnung im Staatshaushalt kam die Regierung der Zweiten Kammer entgegen. Durchgesetzt wurden ein Injuriengesetz, eine Militärdienstpragmatik, die Statuten der Amortisationskasse, ein Apanagegesetz, eine neue Civilproceßordnung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens und, nach langem Zwiespalt mit der Ersten Kammer, die Gemeindeordnung. Ungeachtet des anfänglichen Widerspruchs der Ersten Kammer, kam sodann auch die Ablösung der Fronen zu Stande. Mit besonderm Nachdruck und mit großer Uebereinstimmung hatte die Zweite Kammer, nach Welcker's Antrag, die Sache der Preßfreiheit betrieben und endlich die wichtigsten Bedenklichkeiten der Ersten Kammer sowie der Regierung zu beseitigen gewußt. Ein Gesetz, das, wenn auch ohne Schwurgericht, doch in innern Angelegenheiten volle Preßfreiheit aussprach, kam am 24. Dec. 1831, kurz vor dem Schlusse des Landtages, der am 31. Dec. erfolgte, zu Stande und wurde in B. wie in ganz Deutschland mit lautem Jubel begrüßt. Die Regierung, von dem seit dem Falle Warschaus wieder mächtig gewordenen Strom der Reaction ergriffen, erklärte indeß schon 28. Juli 1832 das neue Gesetz für unwirksam, weil es mit der Bundesgesetzgebung über die Presse unvereinbar sei.

Damit war ein abermaliger Wendepunkt im öffentlichen Leben gekommen, und schon auf dem Landtag vom 20. Mai bis 13. Nov. 1833 zeigte sich die auf den nächstfolgenden Versammmlungen noch sichtlicher werdende Ermattung des polit. Geistes. Die Stände beschäftigten sich hauptsächlich mit der nach heftigem Kampfe beider Kammern erledigten Zehntenfrage sowie mit einem neuen Forstgesetz, und beschränkten sich übrigens auf rechtsverwahrende Klagen wegen der einseitig erfolgten Aufhebung des Preßgesetzes und wegen muthmaßlicher Absichten des Bundestages. Diese Verwahrungen wiederholten sich erfolglos auch auf den folgenden Landtagen. Vom 1. Jan. 1835 an trat der Anschluß B.s an den Deutschen Zollverein in Wirksamkeit, der schon von den Abgeordneten von 1831 bedingungsweise gutgeheißen war und nun auch auf dem Landtage von 1835 bestätigt wurde. Auf dem Landtage von 1837 erhielt die Regierung die Genehmigung der Stände zu einer wesentlichen Veränderung der in echt freisinnigem Geiste abgefaßten Gemeindeordnung von 1831. Der außerordentliche Landtag von 1838 genehmigte das schon seit 1831 zur Sprache gekommene Project einer Eisenbahn von Heidelberg über Manheim nach Basel. Der Verfassungsumsturz in Hannover, die veränderte Stellung des Ministeriums zur Zweiten Kammer seit dem Tode des beliebten Staatsministers Winter (s. d.) sowie der nun gesteigerte Einfluß Blittersdorff's (s. d.), alles dies blieb nicht ohne Rückwirkung auf den Geist des Volks und seiner Vertreter. Die Umstimmung trat schon bei der Versammlung der Stände von 1839 und 1840 hervor, obgleich sich deren Verhandlungen hauptsächlich um die noch nicht zum völligen Schluß gekommene Berathung über ein neues Strafgesetzbuch drehten. Zur Erfüllung eines seit Jahren gegebenen Versprechens erließ die Regierung im Jan. 1840 die Verordnung zur bessern Sicherung der Schriftsteller gegen Censurwillkür. Nach verfassungsmäßiger partieller Erneuerung der Abgeordneten und Eröffnung eines neuen Landtags 17. April 1841, erhob sich ein lebhafter Streit über das vom Ministerium behauptete Recht der Verweigerung des Urlaubs für die zu Deputirten erwählten Staatsdiener. Als sich dieser Principienkampf nach längerer Vertagung erneuerte, ward die Kammer 19. Febr. 1842 aufgelöst. Infolge der neuen Wahl trat zwar eine Personalveränderung ein, doch behielt die Opposition der Zweiten Kammer ein Uebergewicht. Vergebens wollte die Eröffnungsrede, 23. Mai 1842, den Ständen einzig die Verhandlung der Eisenbahnsache und des Budgets, alles weitere dagegen dem nächsten ordentlichen Landtage zuweisen. Die Motion Welcker's, wegen Erleichterung materieller Lasten und gleichzeitiger Förderung der geistigen Interessen, namentlich durch Errichtung einer Landwehr und ihre organische Verbindung mit dem zu vermindernden stehenden Heere, sodann zur Aufhebung aller Ausnahmsmaßregeln des

Deutschen Bundes und dessen Zurückführung auf die Grundlagen und Verheißungen der Bundesacte, sowie die Motion Sander's über den Zustand der Presse, die ungemein lebhafte Angriffe gegen das Institut der Censur hervorrief, und mehrere andere Anträge hatten interessante und heftige Debatten zur Folge. Ganz besonders geschah dies infolge des Antrags Itzstein's in Betreff der Einmischung der Regierung in die Wahlen und der von den Ministerialchefs zu diesem Zwecke erlassenen Rundschreiben, wodurch im ganzen Lande große Aufregung erzeugt worden. Ungeachtet einer Protestation des Ministeriums, beschloß die Zweite Kammer mit 34 gegen 24 Stimmen den Ausdruck der Misbilligung wegen Beschränkung der Wahlfreiheit in ihre Protokolle niederzulegen. Am 9. Sept. 1842 wurde der in der Geschichte des constitutionellen Großherzogthums epochemachende Landtag im Auftrage des Großherzogs mit einer Rede geschlossen, die der Zweiten Kammer keine Hoffnung auf eine Veränderung des Ministeriums ließ.

Die Nachwirkungen der Kämpfe des Jahres machten sich nach oben wie nach unten fühlbar. Die Regierung beharrte in ihrer Stellung, die Entfremdung zwischen Beamten und Volk nahm zu, und in der Bevölkerung dauerte die Aufregung fort, von gouvernementaler Seite so gut wie von oppositioneller genährt und unterhalten. Der Landtag von 1843, der sich bis Febr. 1845 ausdehnte, war größtentheils mit Berathung der Gesetzentwürfe eines Strafgesetzbuchs, einer Strafproceßordnung und einer Gerichtsverfassung ausgefüllt, die nach mannichfaltigen Schicksalen und Modificationen erst 1851 in Wirksamkeit traten. Unversöhnt sah man dem neuen ordentlichen Landtag von 1845 entgegen. Zwar war indessen der humane und freisinnige Nebenius (s. d.) an die Spitze des Ministeriums des Innern gerufen worden, doch es wollte ihm nicht gelingen, das frühere friedliche Verhältniß herzustellen. Mancher Misgriff gab der Spannung eine öffentliche Rechtfertigung, zumal seit die deutschkath. Bewegung auch anfing nach B. herüberzuwirken und die Thätigkeit der Censur und Polizei gegen sich herauszufordern. So kam der neue Landtag im Nov. 1845 zusammen, auf dem sich gleich anfangs die Symptome der Verbitterung und Aufregung zeigten. Der unfruchtbare Streit über die Frage, ob die Zweite Kammer nach Welcker's Antrag einseitig eine Adresse über die Gefahren des bisherigen ministeriellen Systems an den Großherzog bringen könne, und der Hader über Zittel's Motion auf Religionsfreiheit füllten den größten Theil dieser kurzen Session, während außerhalb der Kammer eine künstlich genährte Agitation kirchlicher Art die Gemüther entzweite. Mitten in dem Streite ward das Land durch die plötzliche Auflösung der Kammern (9. Febr. 1846) überrascht und dadurch die Agitation im Lande auf eine ungewöhnliche Höhe gesteigert. In der aufgeregtesten Stimmung wurden die Wahlen vorgenommen; sie sicherten der Opposition ein entschiedenes Uebergewicht. Der constitutionellgesinnte Bekk (s. d.) ward nun zunächst als Minister ohne Portefeuille in die Verwaltung berufen, und der wiedereröffnete Landtag ging, wenn auch nicht ohne lebhaften Kampf, so doch ohne gewaltsamen Bruch, im Sept. 1846 zu Ende. Zwei Monate später ward Bekk Minister des Innern und damit der constitutionelle Liberalismus an die Spitze der Geschäfte gebracht. Die neue Regierung schlug einen freisinnigern und versöhnlichern Weg ein als ihre Vorgänger: manche innere Reform wurde vorbereitet, bei dem Bundestage ernstliche Schritte für die Abschaffung der Censur gethan. Daß die Gemüther anfingen sich zu beruhigen, daß der liberale und radicale Theil der Opposition zuerst sich entzweiten, daß die Ergänzungswahlen zum nächsten Landtag der neuen Regierung eine feste Mehrheit sicherten: konnte man als die erste Frucht des Ministeriums Bekk betrachten. Im Dec. 1847 versammelte sich der neue Landtag, zum ersten mal seit vielen Jahren wieder vom Großherzog in Person eröffnet und mit der Zusage vielfach verlangter Reformen (namentlich in der Preßgesetzgebung) begrüßt; die Zweite Kammer kam in ihrer Mehrheit der Regierung ebenso versöhnlich entgegen.

In diese Anfänge eines freundlichen Einverständnisses fiel die Botschaft von der franz. Februarrevolution, die natürlich B., das weitvorgeschobene Grenzland, zunächst am stärksten berührte und in der von oben und unten viele Jahre lang unterhaltenen Aufregung eine mächtige Unterstützung fand. Aus allen Theilen des Landes kamen nun Petitionen mit den vier Forderungen: Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und Nationalvertretung, die nachher ihren Weg durch Deutschland machten. Die Regierung erklärte sich sowol mit diesen Wünschen einverstanden als mit den Forderungen, welche einige Tage später von der äußersten Linken der Zweiten Kammer eingebracht und von der Versammlung selbst fast einstimmig adoptirt wurden. Die Aufhebung der Ausnahmsgesetze des Bundes, die Beeidigung

des Militärs auf die Verfassung, die polit. Gleichstellung aller Confessionen, Verantwortlichkeit der Minister, Recurse gegen Misbrauch der Beamtengewalt, Aufhebung der Reste des Feudalwesens, Reformen im Steuerwesen, Aufhebung der privilegirten Gerichtsstände, volksthümliche Kreisverwaltung, Hinwirkung auf Errichtung eines deutschen Parlaments, Unabhängigkeit der Richter, Entfernung des Bundestagsgesandten (Blittersdorff) und dreier Minister (Trefurt, Regenauer, von Freydorf): das waren die damals am weitesten gehenden Forderungen, die von der Regierung entweder sofort gewährt oder durch Gesetzesvorlagen später erledigt wurden. Die ausscheidenden Minister wurden durch Brunner, Finanzrath Hoffmann und Oberst Hoffmann, drei anerkannt liberale Männer, ersetzt. Stand die Mehrheit der Kammer wie die Gemäßigten im Lande, auch wenn sie bisher der Opposition angehört hatten, nun aufrichtig auf seiten der Regierung, so zeigte sich bald, daß der radicale, nun von den Liberalen feindselig geschiedene Theil der Opposition bei jenen Forderungen nicht stehen bleiben werde. Auf einer großen Volksversammlung in Offenburg (19. März 1848) wurde zum ersten mal von der Partei, als deren Führer nun Hecker (s. d.) und Struve (s. d.) hervortraten, die Stimmung der Masse für eine republikanische Bewegung sondirt und das Land mit einem Netz von Clubs überzogen, indeß gleichzeitig Fickler im Seekreis für die Republik agitirte und jenseit des Rhein sich die Freischaren sammelten, deren unverholener Zweck die Republikanisirung Deutschlands war. Das Scheitern der republikanischen Partei im Deutschen Vorparlament brachte den Plan einer gewaltsamen Schilderhebung zur Reife; die Verhaftung Fickler's durch Mathy (8. April) beschleunigte den Ausbruch. Am 12. April erließen Hecker und Struve von Konstanz aus die offene Aufforderung zur bewaffneten Erhebung und Sammlung in Donaueschingen; auch die Regierung war indessen thätig gewesen und hatte, da schon damals die Zuverlässigkeit der bad. Truppen zweifelhaft, sich durch die Contingente der Nachbarstaaten verstärkt. So scheiterte der Versuch erst zu Donaueschingen, hierauf in dem Zusammenstoß zwischen Kandern und Schlechtenhaus, wo der Führer der Bundestruppen, Friedrich von Gagern, das Opfer seines Muthes ward (20. April), dann durch die Einnahme von Freiburg (24. April), dessen sich die Freischaren bemächtigt hatten, endlich in dem Gefecht bei Dossenbach, wo Herwegh's Legion deutscher Arbeiter aufgelöst ward (27. April).

War dieser Aufstand zwar mislungen, so ließ sich doch eine dauernde Beruhigung nicht erwarten, solange die deutschen Angelegenheiten sich in einer revolutionären Krisis befanden. Die Regierung und die Kammern fuhren unverdrossen fort, die neuen Organisationen vorzubereiten und eine Reihe von Gesetzen zu vereinbaren, welche die Verwaltung, das Gerichtswesen u. s. w. im Sinne ausgedehnter demokratischer Freiheit umgestalteten. Die sog. demokratische Partei wußte jedoch dafür weder der Regierung noch der Landesvertretung Dank. Noch vermochte man einen zweiten Aufstandsversuch, den Struve an der Schweizergrenze machte (21. Sept.), in einem einzigen Gefecht bei Staufen (24. Sept.) mit bad. Truppen niederzuschlagen, wobei Struve selbst gefangen ward; aber die rührige Thätigkeit der radicalen Partei, die Schwäche der Regierung und die Energielosigkeit der Gemäßigten vereitelten die Erfolge, die sich an diesen Sieg hätten knüpfen können. Zwar gelang es nicht, durch einen Petitionensturm der demokratischen Clubs die Auflösung der Kammer und die Berufung einer constituirenden Versammlung zu erzwingen, ebenso wenig durch Massenaustritt die Zweite Kammer beschlußunfähig zu machen; aber die Partei hatte den Triumph, das Geschworenengericht über Struve und Genossen (März 1849) zu einer turbulenten Volksversammlung umgewandelt zu sehen, worin die Geschworenen dem Eindrucke der Einschüchterung muthlos nachgaben.

Inzwischen waren mit der Vollendung der Reichsverfassung vom 28. März 1849 die deutschen Angelegenheiten in eine entscheidende Krisis getreten. Die bad. Regierung wie die Zweite Kammer hatten sich von Anfang an auf seiten der Deutschen Nationalversammlung gehalten. Vom Großherzoge war die erste Erklärung ausgegangen (Jan. 1849), welche die Bereitschaft zu Opfern für die nationale Sache aussprach, und als die Verfassung mit dem Bundesstaat und dem preuß. Kaiserthum fertig war, gab wieder B. das Beispiel der freiwilligen Anerkennung und Unterordnung unter dieselbe. Mit der Durchführung der Grundrechte, soweit sie durchführbar, hatte man früh genug begonnen. Selbst als Preußen die Krone und die Verfassung ablehnte, blieb B. bei der Verfassung vom 28. März, und die Regierung ließ auf Ansuchen der Zweiten Kammer dieselbe im officiellen Gesetzesblatt publiciren und die Vereidigung des Heeres und der Bürgerwehr vornehmen. Nun erfolgte der Bruch zwischen Preußen und dem Deutschen Parlament; die Bewegungen für die Reichsverfassung schlugen an der Elbe wie am Rhein in offene Aufstände um; alle revolutionären Elemente im Inland

und Ausland rüsteten sich seit Anfang Mai zu einer gewaltsamen Entscheidung. In diesem Augenblick brachen die Soldatenmeutereien unter den bad. Truppen aus, die theils aus alten Schäden, theils aus der unausgesetzt betriebenen Wühlerei entsprangen. In Rastadt gab sich der Ausbruch am heftigsten kund; aber überall (in Lörrach, Freiburg, Bruchsal, Karlsruhe) gärte es fast gleichzeitig, und auch in den treuer gesinnten Regimentern war nicht Energie und Ausdauer genug, um der Ansteckung zu widerstehen. Unter dem Eindruck dieser Ereignisse fand (13. Mai) die Volksversammlung der demokratischen Partei in Offenburg statt. Ihre Tendenz war in den vier Forderungen: Rücktritt des Ministeriums, Auflösung der Kammer, Berufung einer constituirenden Versammlung und unbedingte Amnestie sowie Niederschlagung aller polit. Processe, ausgesprochen, welche in der Vorberathung 12. Mai entworfen wurden. Die sog. Beschlüsse der Versammlung am 13. gingen darüber weit hinaus; sie stellten Forderungen auf, die entweder durchaus unerfüllbar oder wenigstens eine constitutionell-monarchische Regierung unmöglich machten. Ein Landesausschuß, bestehend aus den Führern der demokratischen Clubs, unter denen Männer wie Brentano und Fickler noch als die gemäßigten gelten konnten, nahm die Durchführung dieser Beschlüsse auf sich, oder ließ durch seine Agenten sofort die Regierungsgewalt in die Hand nehmen. Inzwischen hatte eine auch in Karlsruhe ausgebrochene Soldatenmeuterei in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai den Hof und das Ministerium veranlaßt, die Residenz zu verlassen und sich über Germersheim nach Lauterburg im Elsaß zu flüchten. Der Versuch des Generals Hoffmann, die noch treugebliebenen Truppen über die Grenze zu führen, mislang. So befand sich die revolutionäre Partei im Besitze aller Mittel der Regierung; eine aus dem Landesausschuß hervorgegangene Executivcommission (Brentano, Gögg, Peter, Eichfeld) übernahm die verschiedenen Ministerien. Man hätte gern sofort die bewaffnete Propaganda über die Grenze getragen, aber es erforderte einige Zeit, ehe man die aufgelösten Truppen wieder zu den Fahnen brachte. Als man es später in Hessen und Würtemberg versuchte, gelang es nicht. Die verunglückte bewaffnete Volksversammlung zu Oberlaudenbach (24. Mai) und der Ueberfall bei Heppenheim (30. Mai) schlugen die Hoffnungen auf einen Anschluß Hessens nieder, während man in Würtemberg vergebens versuchte, aus der reutlinger Volksversammlung eine offenburger zu machen.

Inzwischen hatte der Großherzog, da die Reichsgewalt nicht im Stande war, hinlängliche Truppenmassen aufzubieten, sich um Hülfe an Preußen gewandt, und es zog sich bald um B. ein Kreis von Streitkräften, die mehr als hinreichend waren, den isolirten Aufstand zu erdrücken. Gegen den Neckar war ein gemischtes Heer unter Peucker aufgestellt, dem eine preuß. Colonne unter Gröben nachrückte, während auf dem linken Rheinufer große Massen sich den rheinpfälzischen Grenzen näherten. In B. waren die Dinge indessen der Auflösung entgegengegangen; der Zwiespalt zwischen der Terroristenpartei (Struve) und den Advocaten (Brentano) kam zum offenen Ausbruch. Das Misvergnügen ergriff selbst einen Theil der herrschenden Partei, der Widerstand in der Bevölkerung nahm zu, und die neuberufene Constituirende Versammlung bot ein Bild der Schwäche und Unfähigkeit. Unter diesen Umständen konnte auch die Berufung Mieroslawski's (s. d.) an die Spitze der Revolutionsarmee nicht mehr helfen, obwol er unleugbar mehr militärischen Zusammenhang in die Truppen und mehr Einheit in die strategischen Bewegungen zu bringen wußte. So vertheidigte er 15. und 16. Juni nicht ohne Geschick und Erfolg die Neckarlinie gegen die Reichsarmee, konnte aber nicht hindern, daß indessen die Pfalz von den Preußen besetzt und am 20. bei Germersheim von diesen der Rhein überschritten ward. Er versuchte mit Uebermacht bei Waghäusel eine der übergegangenen preuß. Colonnen (21. Juni) zu schlagen, warf sie auch nach Philippsburg zurück, stieß aber am Nachmittag auf eine andere Division, die nach kurzem Kampfe der Revolutionsarmee eine völlige Niederlage beibrachte. Indessen war Peucker mit der Reichsarmee durch den Odenwald nach dem obern Neckar vorgerückt, ohne daß es ihm freilich gelang, der flüchtigen Armee bei Sinsheim den Rückzug abzuschneiden, und das preuß. Corps unter Gröben hatte den untern Neckar überschritten. Am 25. zogen die Preußen in Karlsruhe ein, 29. und 30. Juni wurde nach lebhaftem Kampfe die Murglinie von den Insurgenten verlassen. Der Rückzug artete nun in wilde Flucht aus; es ward nirgends mehr ernster Widerstand geleistet. Zwischen den flüchtigen Häuptern und Abgeordneten kam es in Freiburg zum offenen Bruch. Am 10. und 11. Juli zogen die letzten flüchtigen Colonnen auf Schweizergebiet; am 23. ward Rastadt übergeben.

Unterdessen hatte der Großherzog noch während der Emigration das Ministerium Bekk entlassen und Klüber, Marschall, Regenauer, Stabel, Roggenbach zur Verwaltung berufen.

Das erste traurige Geschäft der neuen Regierung war, den Kriegszustand im Lande zu verkündigen, die am meisten Betheiligten vor Standgerichte zu stellen und den Riesenproceß gegen die Urheber und Theilnehmer der Revolution einzuleiten. Etwa dreißig standgerichtliche Todesurtheile wurden ausgesprochen und vollzogen. Die Verurtheilten waren meist meuterische Soldaten oder solche, welche die Waffen gegen die legitime bad. Regierung getragen, außerdem auch einzelne polit. Notabilitäten, wie der Reichstagsabgeordnete von Trützschler. Die Kassen waren leer, das Heer aufgelöst, die ganze öffentliche Ordnung zerstört. Die Mitglieder des Restaurationsministeriums besaßen gemäßigten Charakter genug, um den Anmuthungen derer, welche die sicherste Begründung des neuen Rechtszustandes in der Aufhebung der Verfassung sahen, zu widerstehen. Rascher, als man erwarten durfte, erholte sich das Land moralisch wie materiell von den Wunden, die ihm die Revolution und ihre Nachwehen geschlagen. Im März 1850 traten die Kammern wieder zusammen, nach dem unveränderten Wahlgesetz ergänzt. Mit ihnen vereinbarte die Regierung eine Reihe von Gesetzen, welche die bestehende Gemeindeordnung, das Strafgesetz, die Proceßordnung, die Preßpolizei, das Vereinswesen u. s. w. betrafen und der Regierung größern Einfluß sicherten. Die Kammern gingen mit der Regierung zusammen, und auch der Parteihader zwischen den früher Conservativen und Liberalen schwieg jetzt. Die neue Gesetzgebung, so sehr ihre Strenge von dem früher herrschenden Geiste abwich, rettete doch die wichtigsten Reformen, die vor dem März erstrebt waren, und war meist immer noch viel freisinniger als die gleichzeitige Legislation in andern Ländern, wo man keine Mairevolution erlebt hatte.

Großherzog Leopold starb 24. April 1852. Ihm folgte in der Regierung sein zweiter Sohn, Friedrich (s. d.), da der älteste, der Erbgroßherzog Ludwig, durch schwere leibliche und geistige Erkrankung an der Thronfolge behindert war. Letzterer starb 22. Jan. 1858. Der gute Geist, der die Zähringer Regentenfamilie in vielen ihrer Glieder auszeichnet, sollte sich in dem jugendlichen Fürsten, seit er zur geistigen Selbständigkeit sich erhoben, besonders lebendig erweisen. Den nächsten Anstoß hierzu sowie überhaupt zu einer freiheitlichen Wendung der Dinge nach mehrjähriger, wenn auch milder Reactionszeit gab der bald nach der Thronbesteigung des Großherzogs Friedrich ausgebrochene Kirchenstreit. Mit Würtemberg, den beiden Hessen, Nassau und Frankfurt zusammen bildet B. die sog. Oberrheinische Kirchenprovinz, deren Metropolit der Erzbischof von Freiburg ist. Das Verhältniß zwischen Staat und Kirche war in diesem kirchlichen Gebiet durch frühere Vereinbarungen mit dem päpstl. Stuhle und durch eine gleichlautende landesherrl. Verordnung, welche jene Staaten 1830 nach gemeinsamer Verabredung erlassen hatten, fast gleichförmig geregelt. In B. zumal, dessen Bevölkerung zu mehr als zwei Drittheilen der kath. Confession angehört, war der Kirche jede mit dem Gesammtwohl des Staats vereinbarliche freie Bewegung gestattet gewesen. Die Regierung hatte in ihrer Nachsicht gegen den Klerus eher zu viel als zu wenig gethan, und daß z. B. der edle Prälat Wessenberg (s. d.) von seinem guten Rechte verdrängt wurde, fiel hauptsächlich der Regierung zur Last. Ebenso war es ein Uebermaß von Nachsicht gegen erwachende hierarchische Ansprüche, daß die Regierung aufgeklärte und allgemein geachtete Lehrer an der kath. Universität Freiburg entfernte und deren Lehrstühle in die Hände von Römlingen gelangen ließ. Selbst der ostensible Urheber der kirchlichen Wirren, der Erzbischof von Vicari, war nur durch das Zuthun und den erklärten Willen der bad. Regierung auf die erste kirchliche Stelle des Landes befördert worden. Als dieser Prälat vor seiner kirchlichen Einsetzung den herkömmlichen Eid der Treue gegen den Landesfürsten und des Gehorsams gegen die Verfassung und die gesetzlichen Ordnungen des Landes zu leisten hatte, gab er aus freiem Antrieb die weitere schriftliche Erklärung: er könne den Eid um so lieber schwören, als es seine volle Ueberzeugung sei, daß die bestehende bad. Gesetzgebung nichts enthalte, was den Satzungen und den Interessen der kath. Kirche zuwider.

Eine erwünschte Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Macht fand in Deutschland die röm. Hierarchie in der Bewegung von 1848. Bald nachdem die deutsche Nationalversammlung eröffnet, hielten die deutschen Bischöfe eine Zusammenkunft in Würzburg in der erklärten Absicht, auch kirchlicherseits Concessionen an die fortgeschrittene Zeit und ihre Forderungen zu machen. Auch der Erzbischof von Freiburg führte in dieser Richtung zum Theil weitgehende Anträge mit sich, namentlich den die römisch-hierarchische Ordnung tief berührenden Antrag auf Wiedereinführung der sog. Laisirung der Kleriker. Inzwischen hatte aber die frankfurter Versammlung in die Grundrechte des deutschen Volks rücksichtlich der Stellung der Kirchen zum Staate die Bestimmung aufgenommen, daß jene ihre Angelegenheiten „selbständig ordnen

und verwalten» dürften. Diesen allgemeinen Satz über die sog. «freie Kirche im freien Staat» wußten die Führer der Hierarchie alsbald im Interesse ihrer Machterweiterung zu gebrauchen. Die in Würzburg getroffenen Verabredungen wurden in einer Denkschrift (vom 14. Nov. 1848) niedergelegt, in welcher die Prälaten ihre Ansichten über die Selbständigkeit der Kirche und ihren Willen, die verloren gegangenen Rechte der Hierarchie zurückzuerobern, bekannt machten. Die Oberrheinische Kirchenprovinz, insbesondere B., wo nach den Ereignissen von 1849 die Zustände besonders günstig erschienen, gaben hierbei den nächsten Angriffspunkt ab. In einer Eingabe vom 7. Sept. 1849 an die großherzogl. Regierung verlangte der Erzbischof von Freiburg, auf Grundlage der würzburger Denkschrift, die Wiederherstellung der altkirchlichen Rechte, namentlich freie Besetzung der kirchlichen Pfründen, freie Verwaltung des kirchlichen Vermögens (im ganzen mindestens 50—60 Mill.) und anderes. Besonders bezeichnend war die Forderung der sofortigen Aufhebung des kath. Oberkirchenraths, einer dem Ministerium des Innern unmittelbar untergeordneten Staatsstelle, welche mit der Wahrung der staatlichen Interessen der Kirche gegenüber, mit der Oberaufsicht über das Stiftungsvermögen und der Leitung des Volksschulwesens betraut war. Bald darauf erschien eine Denkschrift der vereinigten Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz an ihre Regierungen (Febr. 1851), worin die Forderungen der Hierarchie noch näher präcisirt und begründet werden sollten. Schon vorher (1850) waren auf Einladung des Erzbischofs die Jesuiten und Ligorianer im Großherzogthum eingetroffen. Die damalige bad. Regierung zeigte diesen Vorgängen gegenüber mehr Schwäche als Energie und einen auffallenden Mangel an klarer Einsicht in das, was ihre Lage gebot. Gleiches war auch bei den übrigen Regierungen der Oberrheinischen Kirchenprovinz der Fall. Diese Regierungen, in der Mehrzahl ihrer Mitglieder der reactionären Richtung zugethan, würden sich gern mit der Hierarchie gegen den freiern Volksgeist verbunden haben, hätte letztere nur nicht den größern Antheil für sich bedungen. Als die Regierungen nach gemeinschaftlich zu Karlsruhe gepflogenen Berathungen im März 1853 ziemlich gleichlautende Verordnungen zu Gunsten des kirchlichen Regiments bekannt machten, erließen die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz eine collective Antwort an ihre Regierungen, worin sie sich über die Concessionen unbefriedigt erklärten, mit dem Beifügen: sie fänden sich nun auf den Standpunkt unausweichlich hingetrieben, wo sie ihr Verhalten nach dem apostolischen Ausspruch zu bestimmen hätten: man müsse Gott mehr als den Menschen gehorchen. Sie würden in Zukunft nur noch das Dogma und das daraufberuhende Verfassungsrecht ihrer heiligen Kirche als normgebend für ihre Amtsverwaltung betrachten; dagegen würden sie den Vorschriften und Anordnungen, welche die Regierungen in Bezug auf die kath. Kirche bisher geltend gemacht oder auch fernerhin geltend machen würden, auf das entschiedenste entgegentreten.

Mit dieser Verleugnung der früher eidlich übernommenen Verpflichtungen war der Krieg gegen die staatliche Ordnung erklärt. Der Erzbischof von Freiburg weigerte sich nun, bei Besetzung der Pfründen in bisheriger Weise mitzuwirken; er stellte der Regierung anheim, bei Erledigung von Pfarreien ein etwaiges Patronatrecht geltend zu machen; wo sie dieses nicht könne, halte er sich im Gewissen für verpflichtet und rechtlich befugt, das Besetzungsrecht ganz in Anspruch zu nehmen. Zugleich wurden die Mitglieder des kath. Oberkirchenraths in Karlsruhe erinnert, daß sie Katholiken seien und als solche in Uebereinstimmung mit dem Episkopat, das einzig nur das kanonische Recht zur Richtschnur seines Handelns zu nehmen habe, ihr ferneres Verhalten zu regeln hätten. Als der kath. Oberkirchenrath gegen eine solche Theorie Protest erhob und man sich auf den geschworenen Diensteid berief, wurde durch einen erzbischöfl. Hirtenbrief vom 11. Nov. 1853 über die Mitglieder jener Staatsbehörde und über den Stadtdirector in Freiburg, der als großherzogl. Specialcommissar das landesherrl. Placet bei den Erlassen der erzbischöfl. Curie zu wahren beauftragt war, die große Excommunication ausgesprochen und feierlich in den Kirchen vor dem versammelten Volke verkündet. Den Geistlichen ward die Fortsetzung der geschäftlichen Verbindung mit dem Oberkirchenrath, den Gläubigen der Umgang mit den Excommunicirten untersagt. Es folgte nun eine Reihe von Handlungen, die den Geist und die Tendenz der erzbischöfl. Curie unverhüllt offenbarten. In allen Pfarrkirchen des Landes wurden Gebete und Andachten für die «bedrängte Kirche» und deren Befreiung angeordnet. Die Pfarrer mußten nach einer erhaltenen Skizze Predigten über den Kirchenstreit halten; Geistliche, welche so extremen Schritten zu folgen zögerten, wurden suspendirt, mehrere, meist ältere würdige Männer, excommunicirt und von ihrer Stelle verdrängt. Bezüglich der Verwaltung des Kirchenvermögens wurden die Stiftungsvorstände und Rechner angewiesen, fernerhin nur den erzbischöfl. Anordnungen Folge zu leisten. Letzterer

Das erste traurige Geschäft der neuen Regierung war, den Kriegszustand im Lande zu verkündigen, die am meisten Betheiligten vor Standgerichte zu stellen und den Riesenproceß gegen die Urheber und Theilnehmer der Revolution einzuleiten. Etwa dreißig standgerichtliche Todesurtheile wurden ausgesprochen und vollzogen. Die Verurtheilten waren meist meuterische Soldaten oder solche, welche die Waffen gegen die legitime bad. Regierung getragen, außerdem auch einzelne polit. Notabilitäten, wie der Reichstagsabgeordnete von Trützschler. Die Kassen waren leer, das Heer aufgelöst, die ganze öffentliche Ordnung zerstört. Die Mitglieder des Restaurationsministeriums besaßen gemäßigten Charakter genug, um den Anmuthungen derer, welche die sicherste Begründung des neuen Rechtszustandes in der Aufhebung der Verfassung sahen, zu widerstehen. Rascher, als man erwarten durfte, erholte sich das Land moralisch wie materiell von den Wunden, die ihm die Revolution und ihre Nachwehen geschlagen. Im März 1850 traten die Kammern wieder zusammen, nach dem unveränderten Wahlgesetz ergänzt. Mit ihnen vereinbarte die Regierung eine Reihe von Gesetzen, welche die bestehende Gemeindeordnung, das Strafgesetz, die Proceßordnung, die Preßpolizei, das Vereinswesen u. s. w. betrafen und der Regierung größern Einfluß sicherten. Die Kammern gingen mit der Regierung zusammen, und auch der Parteihader zwischen den früher Conservativen und Liberalen schwieg jetzt. Die neue Gesetzgebung, so sehr ihre Strenge von dem früher herrschenden Geiste abwich, rettete doch die wichtigsten Reformen, die vor dem März erstrebt waren, und war meist immer noch viel freisinniger als die gleichzeitige Legislation in andern Ländern, wo man keine Mairevolution erlebt hatte.

Großherzog Leopold starb 24. April 1852. Ihm folgte in der Regierung sein zweiter Sohn, Friedrich (s. d.), da der älteste, der Erbgroßherzog Ludwig, durch schwere leibliche und geistige Erkrankung an der Thronfolge behindert war. Letzterer starb 22. Jan. 1858. Der gute Geist, der die Zähringer Regentenfamilie in vielen ihrer Glieder auszeichnet, sollte sich in dem jugendlichen Fürsten, seit er zur geistigen Selbständigkeit sich erhoben, besonders lebendig erweisen. Den nächsten Anstoß hierzu sowie überhaupt zu einer freiheitlichen Wendung der Dinge nach mehrjähriger, wenn auch milder Reactionszeit gab der bald nach der Thronbesteigung des Großherzogs Friedrich ausgebrochene Kirchenstreit. Mit Würtemberg, den beiden Hessen, Nassau und Frankfurt zusammen bildet B. die sog. Oberrheinische Kirchenprovinz, deren Metropolit der Erzbischof von Freiburg ist. Das Verhältniß zwischen Staat und Kirche war in diesem kirchlichen Gebiet durch frühere Vereinbarungen mit dem päpstl. Stuhle und durch eine gleichlautende landesherrl. Verordnung, welche jene Staaten 1830 nach gemeinsamer Verabredung erlassen hatten, fast gleichförmig geregelt. In B. zumal, dessen Bevölkerung zu mehr als zwei Drittheilen der kath. Confession angehört, war der Kirche jede mit dem Gesammtwohl des Staats vereinbarliche freie Bewegung gestattet gewesen. Die Regierung hatte in ihrer Nachsicht gegen den Klerus eher zu viel als zu wenig gethan, und daß z. B. der edle Prälat Wessenberg (s. d.) von seinem guten Rechte verdrängt wurde, fiel hauptsächlich der Regierung zur Last. Ebenso war es ein Uebermaß von Nachsicht gegen erwachende hierarchische Ansprüche, daß die Regierung aufgeklärte und allgemein geachtete Lehrer an der kath. Universität Freiburg entfernte und deren Lehrstühle in die Hände von Römlingen gelangen ließ. Selbst der ostensible Urheber der kirchlichen Wirren, der Erzbischof von Vicari, war nur durch das Zuthun und den erklärten Willen der bad. Regierung auf die erste kirchliche Stelle des Landes befördert worden. Als dieser Prälat vor seiner kirchlichen Einsetzung den herkömmlichen Eid der Treue gegen den Landesfürsten und des Gehorsams gegen die Verfassung und die gesetzlichen Ordnungen des Landes zu leisten hatte, gab er aus freiem Antrieb die weitere schriftliche Erklärung: er könne den Eid um so lieber schwören, als es seine volle Ueberzeugung sei, daß die bestehende bad. Gesetzgebung nichts enthalte, was den Satzungen und den Interessen der kath. Kirche zuwider.

Eine erwünschte Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Macht fand in Deutschland die röm. Hierarchie in der Bewegung von 1848. Bald nachdem die deutsche Nationalversammlung eröffnet, hielten die deutschen Bischöfe eine Zusammenkunft in Würzburg in der erklärten Absicht, auch kirchlicherseits Concessionen an die fortgeschrittene Zeit und ihre Forderungen zu machen. Auch der Erzbischof von Freiburg führte in dieser Richtung zum Theil weitgehende Anträge mit sich, namentlich den die römisch-hierarchische Ordnung tief berührenden Antrag auf Wiedereinführung der sog. Laisirung der Kleriker. Inzwischen hatte aber die frankfurter Versammlung in die Grundrechte des deutschen Volks rücksichtlich der Stellung der Kirchen zum Staate die Bestimmung aufgenommen, daß jene ihre Angelegenheiten selbständig ordnen

und verwalten» dürften. Diesen allgemeinen Satz über die sog. «freie Kirche im freien Staat» wußten die Führer der Hierarchie alsbald im Interesse ihrer Machterweiterung zu gebrauchen. Die in Würzburg getroffenen Verabredungen wurden in einer Denkschrift (vom 14. Nov. 1848) niedergelegt, in welcher die Prälaten ihre Ansichten über die Selbständigkeit der Kirche und ihren Willen, die verloren gegangenen Rechte der Hierarchie zurückzuerobern, bekannt machten. Die Oberrheinische Kirchenprovinz, insbesondere B., wo nach den Ereignissen von 1849 die Zustände besonders günstig erschienen, gaben hierbei den nächsten Angriffspunkt ab. In einer Eingabe vom 7. Sept. 1849 an die großherzogl. Regierung verlangte der Erzbischof von Freiburg, auf Grundlage der würzburger Denkschrift, die Wiederherstellung der altkirchlichen Rechte, namentlich freie Besetzung der kirchlichen Pfründen, freie Verwaltung des kirchlichen Vermögens (im ganzen mindestens 50—60 Mill.) und anderes. Besonders bezeichnend war die Forderung der sofortigen Aufhebung des kath. Oberkirchenraths, einer dem Ministerium des Innern unmittelbar untergeordneten Staatsstelle, welche mit der Wahrung der staatlichen Interessen der Kirche gegenüber, mit der Oberaufsicht über das Stiftungsvermögen und der Leitung des Volksschulwesens betraut war. Bald darauf erschien eine Denkschrift der vereinigten Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz an ihre Regierungen (Febr. 1851), worin die Forderungen der Hierarchie noch näher präcisirt und begründet werden sollten. Schon vorher (1850) waren auf Einladung des Erzbischofs die Jesuiten und Ligorianer im Großherzogthum eingetroffen. Die damalige bad. Regierung zeigte diesen Vorgängen gegenüber mehr Schwäche als Energie und einen auffallenden Mangel an klarer Einsicht in das, was ihre Lage gebot. Gleiches war auch bei den übrigen Regierungen der Oberrheinischen Kirchenprovinz der Fall. Diese Regierungen, in der Mehrzahl ihrer Mitglieder der reactionären Richtung zugethan, würden sich gern mit der Hierarchie gegen den freiern Volksgeist verbunden haben, hätte letztere nur nicht den größern Antheil für sich bedungen. Als die Regierungen nach gemeinschaftlich zu Karlsruhe gepflogenen Berathungen im März 1853 ziemlich gleichlautende Verordnungen zu Gunsten des kirchlichen Regiments bekannt machten, erließen die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz eine collective Antwort an ihre Regierungen, worin sie sich über die Concessionen unbefriedigt erklärten, mit dem Beifügen: sie fänden sich nun auf den Standpunkt unausweichlich hingetrieben, wo sie ihr Verhalten nach dem apostolischen Ausspruch zu bestimmen hätten: man müsse Gott mehr als den Menschen gehorchen. Sie würden in Zukunft nur noch das Dogma und das daraufberuhende Verfassungsrecht ihrer heiligen Kirche als normgebend für ihre Amtsverwaltung betrachten; dagegen würden sie den Vorschriften und Anordnungen, welche die Regierungen in Bezug auf die kath. Kirche bisher geltend gemacht oder auch fernerhin geltend machen würden, auf das entschiedenste entgegentreten.

Mit dieser Verleugnung der früher eidlich übernommenen Verpflichtungen war der Krieg gegen die staatliche Ordnung erklärt. Der Erzbischof von Freiburg weigerte sich nun, bei Besetzung der Pfründen in bisheriger Weise mitzuwirken; er stellte der Regierung anheim, bei Erledigung von Pfarreien ein etwaiges Patronatrecht geltend zu machen; wo sie dieses nicht könne, halte er sich im Gewissen für verpflichtet und rechtlich befugt, das Besetzungsrecht ganz in Anspruch zu nehmen. Zugleich wurden die Mitglieder des kath. Oberkirchenraths in Karlsruhe erinnert, daß sie Katholiken seien und als solche in Uebereinstimmung mit dem Episkopat, das einzig nur das kanonische Recht zur Richtschnur seines Handelns zu nehmen habe, ihr ferneres Verhalten zu regeln hätten. Als der kath. Oberkirchenrath gegen eine solche Theorie Protest erhob und man sich auf den geschworenen Diensteid berief, wurde durch einen erzbischöfl. Hirtenbrief vom 11. Nov. 1853 über die Mitglieder jener Staatsbehörde und über den Stadtdirector in Freiburg, der als großherzogl. Specialcommissar das landesherrl. Placet bei den Erlassen der erzbischöfl. Curie zu wahren beauftragt war, die große Excommunication ausgesprochen und feierlich in den Kirchen vor dem versammelten Volke verkündet. Den Geistlichen ward die Fortsetzung der geschäftlichen Verbindung mit dem Oberkirchenrath, den Gläubigen der Umgang mit den Excommunicirten untersagt. Es folgte nun eine Reihe von Handlungen, die den Geist und die Tendenz der erzbischöfl. Curie unverhüllt offenbarten. In allen Pfarrkirchen des Landes wurden Gebete und Andachten für die «bedrängte Kirche» und deren Befreiung angeordnet. Die Pfarrer mußten nach einer erhaltenen Skizze Predigten über den Kirchenstreit halten; Geistliche, welche so extremen Schritten zu folgen zögerten, wurden suspendirt, mehrere, meist ältere würdige Männer, excommunicirt und von ihrer Stelle verdrängt. Bezüglich der Verwaltung des Kirchenvermögens wurden die Stiftungsvorstände und Rechner angewiesen, fernerhin nur den erzbischöfl. Anordnungen Folge zu leisten. Letzterer

Schritt war indeß nicht klug berechnet. Bisher hatte das bad. Volk in seiner großen Mehrheit bei der allgemeinen Ermattung des öffentlichen Geistes seit 1849 gegenüber den «Händeln der Hierarchen mit den Bureaukraten», wie man den Conflict nannte, fast nur den passiven Zuschauer gemacht. Als aber die Hierarchie auch das Stiftungsvermögen an sich ziehen wollte und damit die materiellen Interessen der Gemeinden bedrohte, erwachte fast überall ein oppositioneller Geist, und nicht wenige Stiftungsräthe erklärten sich entschieden gegen das erzbischöfl. Vorgehen. Doch nur im Odenwalde wurden ein Oberamtmann und ein Bürgermeister, weil sie sich der Ausführung der erzbischöfl. Verfügung bezüglich des Stiftungsvermögens widersetzt, mit dem Kirchenbanne belegt, indem man dort auf die weniger gebildete Bevölkerung durch eine solche Maßregel Eindruck zu machen hoffen mochte. In der That gelang es dort auch einigen fanatischen Geistlichen, einen Theil der Bevölkerung zu thatsächlichem Widerstand aufzuregen. Indeß reichten einige Compagnien Militär hin, um die gesetzliche Ordnung wiederherzustellen.

Die bad. Regierung zeigte gegenüber diesem gesetzlosen Vorgehen, wie es kaum der extremste Radicalismus je gewagt, große Schwäche, und wo sie sich zum Handeln aufraffte, beging sie fast nur Misgriffe, die dem Gegner zugute kamen. Sie erklärte zwar die gesetzwidrigen Schritte des Erzbischofs für null und nichtig, aber statt die Gesetze gegen den oder die wohlbekannten Urheber in Anwendung zu bringen, vergriff sie sich an den Vicaren und einzelnen Pfarrern, welche sie mit Geld- und Kerkerstrafen belegte, weil sie den Weisungen ihres kirchlichen Oberhauptes Gehorsam leisteten, wozu sie nach aller Form Rechtens sich verpflichtet fühlten, da die erzbischöfl. Gewalt nicht wegen «Misbrauchs» suspendirt wurde. Als der Erzbischof das von der Regierung geschlossene Convict zu Freiburg wiedereröffnete, eigenmächtig Pfarreien besetzte und überhaupt um die Staatsregierung und deren Einsprache sich nicht mehr zu bekümmern schien, entschloß man sich endlich, Haft gegen denselben zu erkennen und ihn vor Gericht zu stellen (Mai 1854). Indeß wurde der Proceß auf Andrängen Roms alsbald wieder aufgegeben. Schon vorher hatte man badischerseits die Vermittelung des röm. Stuhls angerufen und eine Gesandtschaft nach Rom abgehen lassen. Dort wurde vor allem Niederschlagung des Processes und vollkommene Freiheit für den Erzbischof gefordert. Erst als diesem entsprochen, kam ein sog. «Interim» zu Stande, das die Regierung 14. Nov. 1854 bekannt machte. Nach demselben sollten vorerst keine Pfarreien besetzt, die Verwaltung des Kirchenvermögens im bisherigen Stande belassen, alle Processe gegen Geistliche niedergeschlagen werden, u. s. w. Von Aufhebung der kirchlicherseits ausgesprochenen Strafen, namentlich der Excommunicationen, schwieg das Interim. Ueberdies knüpfte die röm. Curie an die Annahme des Interims die Bedingung weiterer Verhandlungen, die selbstverständlich nur zu einem für immer bindenden Concordat führen mußten. Diese Verhandlungen in Rom selbst zogen sich durch das spröde Verhalten der Curie mehr und mehr in die Länge, und erst 28. Juni 1859, ohne Zweifel nicht ohne den Druck der Ereignisse in Italien, wurde die Convention (vier Tage nach der Schlacht von Solferino) in Rom abgeschlossen. Die Hierarchie hatte in derselben den vollständigen Sieg davon getragen.

Die bad. Regierung publicirte das Concordat 16. Dec. 1859 im Regierungsblatt und bekundete auch durch reichliche Ordensverleihungen an alle, die zu dessen Zustandekommen mitgewirkt, ihren Glauben an die Güte des Werkes. Wäre der Vertrag nur ein Jahr früher abgeschlossen worden, so würde er im bad. Lande ohne großen Widerstand Annahme gefunden haben. Während der Zögerung, womit die Curie in der Sache verfuhr, hatte sich aber unter den Einwirkungen des Italienischen Kriegs der öffentliche Geist, wie in ganz Deutschland, so auch in B. aus seiner Abspannung wiedererhoben, und der Ultramontanismus sollte sich nunmehr um die Früchte seiner vieljährigen Anstrengungen gebracht sehen. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, namentlich aber die Unterhandlungen mit Rom, waren bald nach Ausbruch des bad. Kirchenstreits dem Ministerium des Innern abgenommen und ausschließlich dem Auswärtigen Amte übertragen worden. Die Männer der ältern Schule, wie von Marschall und von Stengel, die in der Reactionszeit mit großer Mäßigung die innern Angelegenheiten des bad. Staats geleitet, hätten auch in dem kirchlichen Conflict sicherlich die Interessen des Landes in anderer Weise zu wahren gewußt. Das Ministerium des Auswärtigen lag nacheinander in Händen von Männern (von Rüdt und von Meysenbug), die zur österr. Politik hinneigten und von dorther ihre Inspirationen erhielten. Aus solchen Gegensätzen in den leitenden Kreisen erklärt sich das Schwankende und Unsichere im Verhalten der bad. Regierung zur Zeit des Kirchenstreits. Als der Landtag gegen Ende 1859 wieder zusammentrat,

enthielt die Thronrede bezüglich der abgeschlossenen Convention die kurzen Worte: «Die mit dem päpstl. Stuhle gepflogenen Verhandlungen, worüber den Ständen die Actenstücke vorgelegt werden sollen, sind zu dem gewünschten Abschlusse gelangt.» Eine entgegengesetzte Ueberzeugung über den Werth des Concordats hatte indeß in allen Kreisen des bad. Volks platzgegriffen und gab sich in Versammlungen, Flugschriften und Petitionen in unzweideutiger Weise kund. Der moralische Druck der öffentlichen Meinung auf die bisher der Regierung gegenüber in der Mehrheit sehr gefügige Zweite Kammer wurde allmählich so stark, daß die Kammer sich zu dem Beschluß ermannte, von den Actenstücken nicht blos Kenntniß zu nehmen, sondern darüber durch eine Specialcommission sich Bericht erstatten zu lassen. Dieser Bericht, von dem Abgeordneten Hildebrandt, einem Katholiken, erstattet, gab in gründlicher Ausführung den Nachweis, daß die Convention in vielen ihrer Bestimmungen mit den bestehenden Gesetzen, den Rechten der Staatsbürger und der Wohlfahrt des Landes überhaupt unvereinbar sei, und stellte daher den Antrag, «daß die Convention nicht in Wirksamkeit zu treten habe». Nach zweitägigen lebhaften Debatten schloß sich die Zweite Kammer mit großer Mehrheit dem gestellten Antrage an, und dieser im ganzen Lande freudig begrüßte Beschluß hatte sofort den Sturz des Ministeriums und einen Wechsel des bisherigen Regierungssystems zur Folge (März 1860). Zwei der hervorragendsten Mitglieder der liberalen Opposition, Lamey und Stabel, jener der Zweiten, dieser der Ersten Kammer angehörend, traten in das neugebildete Ministerium und wurden die Seele desselben. Ein landesherrl. Patent vom 9. April 1860 machte dem Lande die Grundsätze der neuen Verwaltung bekannt, die ein zeitgemäßes Fortschreiten auf dem Boden der Verfassung verhießen. Das liberale Ministerium, dem später (Mai 1861) Freiherr von Roggenbach als Minister des Auswärtigen hinzutrat, wußte seitdem durch eine Reihe von Gesetzen und Reformen sowie auch nach außen hin die übernommene Aufgabe in befriedigender Weise zu lösen. Der kirchliche Conflict wurde durch besondere Gesetze und landesherrl. Verordnungen nach dem Grundsatze, daß die kirchlichen Gesellschaften vom Staate ganz frei und unabhängig sich selbst verwalten dürfen, geregelt. Dasselbe Princip wurde auch auf die prot. Landeskirche angewendet, deren Verfassung danach ihre Umgestaltung erfuhr. Eine weitere unmittelbare Folge war die Emancipation der Juden, welche nun volle staatsbürgerliche Gleichstellung mit den Christen erhielten. Die Residenz Karlsruhe wählte den ersten israel. Volksvertreter in die Zweite Kammer. Auch auf allen andern Gebieten des öffentlichen Lebens wurde seitdem der bad. Staat einer gänzlichen innern Umgestaltung entgegengeführt. Diese weitgreifenden Reformen sind: Einführung der Gewerbefreiheit, eine neue Gerichtsorganisation (nach dem Muster der hannoverischen), ein Polizeistrafgesetzbuch und insbesondere eine neue Organisation der innern Verwaltung, welche das Volk zur Theilnahme beruft und dem Grundsatze der Selbstregierung in einer Ausdehnung huldigt, wie dies in keinem andern deutschen Staate vorher der Fall gewesen. Mit diesen neuen Organisationen, mit deren Durchführung man sich 1864 beschäftigte, hörte die bisherige polit. Eintheilung des Großherzogthums in vier Provinzen mit ebenso viel Mittelregierungen auf. Das Land zerfällt seitdem in 11 Verwaltungs- und Gerichtskreise mit 66 Amtsgerichten und 59 Bezirksverwaltungsämtern. Vgl. Sachs, «Geschichte der Markgrafschaft B.» (5 Bde., Karlsr. 1764—78); Bader, «Bad. Landesgeschichte» (Karlsr. 1836); über den bad. Aufstand die Schriften von Beck und Häusser; über die Verfassungsgeschichte und innere Entwickelung B.s bis 1848 die Monographie Beck's: «Karl Friedrich Nebenius» in «Unsere Zeit» (Bd. 8, Lpz. 1864).

Baden, auch Baden-Baden genannt, einer der besuchtesten Badeorte Europas, liegt im bad. Mittelrheinkreise, an der Eisenbahn, in dem reizenden, durch mildes Klima ausgezeichneten Thale des Oosbachs, das sich in das Murgthal öffnet, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Amts- und eines Kreisgerichts und zählt 7733 E., deren Hauptnahrungsquelle der Fremdenbesuch während der Saison bildet. Der Ort ist, namentlich in seinem ältern Theile, amphitheatralisch an einem Hügel erbaut und hat mehrere kath. und eine neuerbaute prot. Kirche. Eine griech. Kapelle und eine Kirche für den anglikanischen Ritus waren 1864 im Bau begriffen. Im Chor der im 14. Jahrh. aufgeführten Pfarr- oder Stiftskirche finden sich die Grabmäler der kath. Markgrafen von Baden seit 1431. Auf einem Hügel über der Stadt liegt malerisch das 1471 angelegte, aber 1689 zerstörte, dann theilweise wiederhergestellte Schloß, welches vom Großherzog zur Sommerwohnung benutzt wird, und dessen unterirdische Gewölbe bald für Römerbäder, bald für Kerker des Femgerichts ausgegeben werden. Die Römer, welche die Heilquellen schon kannten, nannten die Localität dem Kaiser Aurelius Severus Alexander zu Ehren Civitas Aurelia aquensis und legten Bäder an, von denen später

Ort und Land ihren Namen erhielten, nachdem B. in Besitz der Markgrafen aus dem Hause Zähringen gelangt war. Letztere hatten seit Anfang des 12. Jahrh. auf dem sog. Alten Schlosse nordöstlich der Stadt ihren Sitz, bis sie gegen Ende des 15. Jahrh. nach dem Neuen Schloß bei der Stadt übersiedelten. Als später die bad. Lande getheilt wurden, blieb B. die Residenz des Baden-Badenschen Zweigs, welcher 1771 ausstarb. Die heißen Quellen, denen B. seine Blüte und seinen Ruf als Curort verdankt, sind sehr zahlreich (29) und liefern täglich 28528 Kubikf. Wasser. Sie entspringen aus dem Felsen der Schloßterrasse hinter der Pfarrkirche und werden durch Röhren in die Bäder der Stadt geleitet. Hauptquelle ist der «Ursprung», mit einem röm. Ueberbau bedeckt, über welchem sich seit 1847 ein stattliches Gebäude zu russ. Dampfbädern befindet. Die Quellen gehören zu den erdig-salinischen Kochsalzthermen. Ihr specifischer Gehalt bleibt sich jedoch nicht gleich, ebenso wenig ihre Temperatur, die in den verschiedenen Brunnen zwischen 38 und 54° R. variirt. Man benutzt das Wasser zum Baden, zu Douchen, Einspritzungen, aber auch zum Trinken. Es hat besonders Ruf gegen Unterleibskrankheiten, Menstruationsstörungen, Skrofeln, alte rheumatische und gichtische Uebel u. s. w. Der Ruf des Orts als Bad nahm besonders gegen Ende des vorigen Jahrhunderts seinen Aufschwung, und seit 1804 hat die bad. Regierung alles gethan, um dasselbe in die Höhe zu bringen. Bereits 1815 zählte man 2460 Badegäste. Seit dieser Zeit ist B. ein Modebad geworden, in welchem sich, bei einer Frequenz von an 50000 Gästen aus allen Ländern der Erde, während des Sommers ein Leben entfaltet, das an Reichthum, Glanz und Luxus mit dem der größten Hauptstädte zu wetteifern vermag. Franz. Ton und franz. Sprache sind vorherrschend. Vereinigungspunkt der Curgäste ist das Conversationshaus, 1824 von Weinbrenner erbaut, mit prächtig ausgeschmückten Speise-, Spiel-, Concert- und Ballsälen, und von Alleen und Anlagen umgeben, die sich jenseit der 270 F. langen Neuen Trinkhalle hinziehen. Letztere, 1843 ebenfalls von Weinbrenner aufgeführt, ist mit 14 Fresken von Götzenberger geschmückt, welche Sagen des Schwarzwaldes darstellen. Am Eingange zur Lichtenberger Allee erhebt sich das nach den Plänen von Couteau erbaute und 1862 eröffnete schöne Theater. Auf dem Leopoldsplatze befindet sich seit 1861 das eherne Standbild des Großherzogs Leopold. Die Alte Trinkhalle umschließt jetzt eine Sammlung von bei B. gefundenen Antiquitäten. Seit 1857 werden alljährlich während der Saison große Pferderennen gehalten. Die interessantesten Punkte der Umgebung sind: das $^{3}/_{4}$ St. entfernte Alte Schloß, dessen Ruinen eine prächtige Aussicht über das Rheinthal von Speier bis gegen Strasburg gewähren; die Trümmer der Ebersteinburg, ebenfalls mit schöner Fernsicht; das 1245 gestiftete Nonnenkloster Lichtenthal, in dessen Kirche sich Grabmäler bad. Markgrafen finden; ferner der 2240 F. hohe Mercuriusberg, der malerische Eberstein (in welchem einige Gemächer mit Fresken von Fohr) und das 1725 erbaute Lustschloß Favorite. Vgl. Schreiber, «B. Die Stadt, ihre Heilquellen und Umgebung» (2. Aufl., Stuttg. 1843); Huhn, «Beschreibung von B.» (Bad. 1851).

Baden, auch Baden bei Wien genannt, Stadt und Badeort in Niederösterreich, liegt etwa 2 M. südlich von Wien an der Eisenbahn in einer reizenden Gegend, 672 F. über dem Meere, und hat 6503 E. Die vorzüglichsten Gebäude sind die Kirche zu St.-Stephan, das Theater, das Redoutengebäude, das Casino und das Militärhospital. B. ist berühmt durch seine Heilquellen, welche schon den Römern unter dem Namen Thermae Cethiae oder Pannoniae bekannt waren. Sie entspringen am Fuße des Calvarienbergs zum Theil unmittelbar aus dem Felsen, die wärmern aus den Spalten des dolomitischen Kalksteins, die kühlern aus dem Gerölle der Fläche. Man zählt 13 selbständige Quellen, deren Temperatur von 29° (Josephsquelle) bis 22,3° (Peregrinusquelle) differirt, und deren Wasser zu den erdig-salinischen Schwefelwassern gehört. Es kommt in seiner Wirkung dem von Aachen ziemlich nahe, nur daß es weniger erhitzend und ärmer an festen, hautreizenden Bestandtheilen ist. Die Hauptquelle, der «Ursprung», liefert täglich 15386 Eimer. Die Quellen werden alle zum Baden (die Römerquelle auch zum Trinken) benutzt. Die Bäder sind fast durchgehends Vollbäder, große Bassins, in denen bis 150 Personen beiderlei Geschlechts zusammen baden. Doch bestehen auch Separatbäder, und es sind Einrichtungen zum Schwimmen, für Schlammbäder, für Ziegen- und Schafmolkencuren getroffen. Man zählt über 8000 Curgäste jährlich. B. hat schöne Park- und Gartenanlagen für Spaziergänger, und in seiner unmittelbaren Umgebung wachsen gute Weine. Die Bergstraße, mit einer Reihe eleganter Villen zum Sommeraufenthalt von wohlhabenden Wienern besetzt, zieht sich westlich bis in die Nähe der Weilburg, eines vom Erzherzog Karl erbauten Schlosses, das jetzt Sommerresidenz des Erzherzogs Albrecht und anderer Glieder der kaiserl. Familie ist. Von der Weilburg gelangt man in das reizende Helenenthal,

in welchem die Ruinen der Burgen Scharfeneck, Rauheneck und Rauhenstein auf schroffen Felsen liegen. In 2½ St. erreicht man von B. aus das Eiserne Thor, 2622 F. hoch, der höchste Punkt der Umgebung Wiens, mit prachtvoller Aussicht in die niederösterr. und steirischen Gebirge und über die bis ans Leithagebirge sich erstreckende Ebene.

Baden in der Schweiz, zum Unterschiede von Baden-Baden bisweilen auch **Oberbaden** genannt, eine Districtsstadt im Canton Aargau, an der Eisenbahn, zu beiden Seiten der Limmat, 1079 F. über dem Meere in einem anmuthigen Bergkessel gelegen, war mit seinen Bädern schon zu den Zeiten des Tacitus, welcher den Ort Thermopolis nennt, ein beträchtlicher Ort, wie die hier gefundenen röm. Inschriften, Bildsäulen, Münzen und andere Alterthümer bekunden. Nachdem die röm. Stadt durch die Raubzüge der Alemannen und Hunnen in Trümmer gelegt worden, wird des Orts und der Bäder erst wieder zur Zeit Karl's d. Gr. gedacht. Die eigentliche Blüte beider beginnt aber erst wieder im 15. und 16. Jahrh. Nach den Schilderungen des Badelebens zu B., welche der gelehrte Florentiner Poggio im 15. Jahrh. und der Franzose De Merveilleux im 17. Jahrh. gegeben, muß dasselbe in jenen Zeiten sich durch freie Gebräuche, ungebundene Sitten und Frivolität ausgezeichnet haben. Von 1424—1714 wurden zu B. die eidgenössischen Tagsatzungen gehalten, welche der Stadt manche Vortheile brachten. Gegenwärtig zählt der Ort 2922 E. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen die kath. Kirche und das Rathhaus, auf welchem 7. Sept. 1714 Eugen von Savoyen, als Bevollmächtigter des Kaisers und des Reichs, den **Badener Frieden** mit unterzeichnete, wodurch der Spanische Erbfolgekrieg völlig beendigt und der Utrechter Friede in seinen Hauptbedingungen anerkannt wurde. Die Stadt hat die Gerichtsbarkeit über die Bäder, die tief unten am Ufer der Limmat liegen. Das muriatisch-erdige Schwefelwasser der Quellen zeigt sich gegen skrofulöse und herpetische Dyskrasie wirksam. Eine breite, mit freundlichen Wohnhäusern besetzte Straße führt zu den Quellen, die sich auf nahezu 20 belaufen und gegen 490 meist geräumige Bäder mit Wasser versehen. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich die Burgruine Stein, auf welcher die Herzoge von Oesterreich oft ihre Hoflager hielten. B. und der Stein waren ein wichtiger Waffenplatz für Oesterreich in dessen häufigen Kriegen mit den Eidgenossen, welche die Burg 1415 zerstörten. Nach ihrer Wiedererbauung 1661 wurde sie 1712, im Kriege der fünf alten kath. Orte gegen die Berner und Züricher, von den letztern abermals geschleift. Jetzt sind geschmackvolle Anlagen mit den Trümmern verbunden.

Baden, eine dän. Familie, aus welcher mehrere Glieder als Schriftsteller und Gelehrte sich ausgezeichnet haben. — **Jakob B.**, geb. 4. Mai 1735 zu Vordingborg, gest. zu Kopenhagen 5. Juli 1804, namentlich als Kritiker und Philolog bekannt, studirte zu Kopenhagen, dann seit 1756 zu Göttingen und Leipzig, wo er namentlich Gellert's Wohlwollen gewann, und hielt, nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1760, zuerst Vorlesungen in Kopenhagen. Nachher ward er Rector am Pädagogium zu Altona, 1766 an der Gelehrtenschule zu Helsingör und 1779 Professor der Eloquenz und der lat. Sprache zu Kopenhagen. Er gründete das sog. «Kritisk Journal» (1768—79), das in Dänemark viel zur Bildung des Geschmacks beitrug. Auch war er der erste, der über dän. Sprache Vorlesungen hielt. Seine lat. Grammatik und sein lat. Wörterbuch für die Dänen wurden noch lange nach seinem Tode in den Schulen gebraucht; auch besorgte er verschiedene Schulausgaben und Uebersetzungen röm. Classiker. Was er als Latinist leistete, zeigen seine «Opuscula» (1793). — Sein ältester Sohn, **Jakob Gustav Ludwig B.**, geb. 29. Febr. 1764 zu Altona, gest. 25. Aug. 1840, hat sich als Geschichtsforscher und Rechtsgelehrter einen Namen erworben. Mehrere seiner histor. Monographien, z. B. über Handel und Gewerbe im Norden, über die Geschichte der dän.-norweg. Gesetzkunde, vom Erbadel im Norden, bieten einen ziemlich reichen Stoff. Als Geschichtschreiber fehlt es ihm jedoch gänzlich an Objectivität und Darstellungsgabe, und auch sein umfangreichstes Werk, «Danmarks Riges Historie» (5 Bde., Kopenh. 1829—32), leidet an diesen Fehlern. — Sein Bruder, **Torkel B.**, als Archäolog ausgezeichnet, wurde 27. Juli 1765 geboren und brachte nach vollendeten Universitätsstudien mehrere Jahre auf Reisen in Deutschland und Italien zu. Er ward 1794 Professor der Beredsamkeit und Philosophie zu Kiel, 1804 Secretär an der Kunstakademie zu Kopenhagen, welches Amt er 1823 abgab. B. starb 1849. Seine Schriften über die alte Kunst, besonders über die griech. Malerei, brachten ihn in Verbindung mit den geachtetsten Archäologen und Kunstfreunden des Auslandes. Eine Frucht davon war die von ihm veranstaltete Sammlung der «Briefe über die Kunst von und an Chr. L. von Hagedorn» (Lpz. 1797). In dem Streite mit Finn Magnusen über die Brauch-

barkeit der nordischen Mythologie für die schönen Künste (1820) wies er nach, daß diese Mythologie der bildnerischen Auffassung wenig zusage. Seine Ausgabe der Tragödien Seneca's (2 Bde., Lpz. 1821) ist das Werk vieljähriger kritischer Bemühung.

Badenweiler, ein Pfarrdorf mit 405 E. und besuchter Badeort im Bezirksamt Müllheim im Oberrheinkreise des Großherzogthums Baden, $1/2$ M. im O. vom Bahnhof zu Müllheim, in herrlicher Gegend 1314 F. über dem Meere am nördl. Fuße des 3589 F. hohen Blauen gelegen, der eine großartige Aussicht gewährt. Auch die Aussicht von den ansehnlichen Trümmern des auf einem isolirten Kegelberge stehenden, 1688 von den Franzosen zerstörten Schlosses von B. ist berühmt. Die Therme von 22° R. hat geschmack- und geruchloses Wasser und zieht wol weniger die Badegäste herbei als die Ziegenmolken, die gute Luft und die romantische Umgebung. Das zierliche Curhaus ist 1853 nach Eisenlohr's Plänen in Holzarchitektur erbaut. Besonders merkwürdig ist B. wegen der Ueberreste eines 1784 aufgefundenen Römerbades, eines der großartigsten, die vorhanden. Es besteht aus vier großen und acht kleinen Bädern, die zu einem Gebäude vereinigt sind. Dasselbe ist 222 F. lang und 81 F. breit und enthält eine Menge von Gemächern für kalte, laue, Dampf- und Schwitzbäder, Salbzimmer, Vorplätze u. s. w. Das Bad war nach der Inschrift eines Altars der Diana Abnoba oder des Schwarzwaldes gewidmet. Münzen und andere Alterthümer lassen schließen, daß es bis in das 3. Jahrh. blühte; 368 soll es von den Alemannen zerstört worden sein. — Die Herrschaft B., «das edelste Stück des markgräfl. Landes», gehörte schon in frühester Zeit den Herzogen von Zähringen, kam 1147 an Heinrich den Löwen, der sie gegen andere Güter an Kaiser Friedrich I. vertauschte, und wechselte dann öfter ihre Herren, bis sie 1444 an die Grafen von Hochberg und so an die Markgrafen von Baden kam. Vgl. Wever, «B. und seine Umgebungen» (2. Aufl., Freib. 1854).

Bader (Karl Adam), früher vielgenannter deutscher Sänger, geb. 10. Jan. 1789 zu Bamberg, erhielt sehr frühzeitig von seinem Vater, einem Organisten und Schullehrer, sowie auch von seinem ältern Bruder, fürstbischöfl. Hoforganisten, Musikunterricht, besonders im Klavier- und Orgelspielen, und wirkte auch, mit schöner Sopranstimme begabt, als Singknabe im Domchor mit. Bereits 1809 erhielt er die Stelle eines Organisten und Chorregenten an der Domkirche. Inzwischen hatte sich aber seine Sopranstimme in einen herrlichen Tenor umgewandelt, und auf Zureden Holbein's, der damals Theaterdirector in Bamberg war, beschloß er nun, zur Bühne zu gehen. So betrat er 1811 in seiner Vaterstadt zum ersten mal das Theater, gefiel sehr und erhielt schon 1812 ein weiteres Engagement in München. Hier verweilte er vier Jahre, und sang dann in Bremen, Hamburg und Braunschweig. 1820 trat er zur berliner Hofbühne, der er, unter steter Gunst des Publikums, bis zu seiner Pensionirung 1849 angehörte. Das Amt eines Dirigenten der Kirchenmusik in der kath. St.-Hedwigskirche zu Berlin, welches er neben seinen Theaterfunctionen schon seit Jahren bekleidet, behielt er auch später bei. Die bezwingende Gewalt seiner Stimme, die, in tiefer Tenorlage, von ebenso schmelzendem Reiz als erstaunlicher Kraft und Ausdauer war, seine musikalische Bildung, sein glückliches dramatisches Talent machten ihn zu einer der hervorragendsten Größen jener Opernperiode. Coloratur oder sonst eine leichte Behandlung der Stimme durfte von seinem Vortrage nicht gefordert werden, der im Recitativ und dem getragenen und leidenschaftlichen Gesange die höchste Ausbildung gefunden hatte. Ebenso eignete sich seine Darstellungsweise in der komischen Oper nicht für gewandte und zierliche Charaktere, sondern mehr für entschlossene, treuherzige, wie die des Auber'schen Maurers. Zu seinen gelungensten Partien gehörten Masaniello, Licinius und Cortez, wie überhaupt die Epoche der Spontini'schen Opern in Berlin wesentlich auf B.'s Leistungen beruhte.

Bader hießen ursprünglich die Inhaber von Badstuben. Das warme Baden war im Mittelalter eine in Deutschland allgemein verbreitete Sitte, und man benutzte, wie jetzt noch im Orient, den Besuch einer Badstube, um überhaupt mancherlei körperliche Säuberungen, Abnehmen oder Stutzen des Bartes, Verschneiden der Haare und der Nägel u. dgl., vornehmen zu lassen. Es geschah dies in den Städten ein- bis zweimal die Woche, meist des Sonnabends. Die Badeknechte reinigten den Körper ihrer Gäste in jeder Beziehung. Sie griffen auch in das ärztliche Gebiet ein, indem sie wenigstens Hautkrankheiten und offene Schäden behandelten. Sodann zogen diese Badeknechte mit ins Feld, wo sie sich mit dem Bartscheren (daher Feldscherer) und der Pflege der Verwundeten abgaben, und diese beiden Beschäftigungen pflegten sie nun auch nach der Rückkehr in die friedlichen Verhältnisse zu betreiben. Es entwickelte sich in dieser Weise die besondere Zunft der Barbiere (von Barbarius, Bartscherer), welche mit

den eigentlichen Badern in Bezug auf die Pflege des Bartes in Concurrenz trat und sich das Vorrecht errang, auch außer der Barbierstube barbieren zu dürfen, während die B. damit auf ihre Badstube beschränkt blieben. Nach und nach aber schmolzen beide Gewerbe zusammen. Das Badewesen aus früherer Zeit hörte auf, namentlich seit der Gebrauch der leinenen Hemden aufkam, und die B. wurden zu Barbieren. Beide Gewerbe galten im Mittelalter als anrüchig, weil man die Dienste, die sie für Geld an dem Körper anderer Menschen verrichteten, für unehrenhaft und sklavisch ansah. Noch 1731 wurden Reichstagsverordnungen gegen diese Anrüchigkeit erlassen, welche sich verlor, seit die Barbiere mehr und mehr zugleich als Chirurgen auftraten und sich der Behandlung von Wunden und äußern Schäden sowie dem Schröpfen und Aderlassen unterzogen, woneben immer noch das Barbieren, sowol in den eigenen Barbierstuben als in den Wohnungen der Kunden, eine einträgliche Seite ihres Gewerbskreises blieb. Die neuere Zeit hat unter dem Einflusse vorgeschrittener Medicinalpolizei diesen Gewerbskreis abermals beschränkt, indem man danach Barbiere und Chirurgen voneinander trennte, den letztern bestimmte Vorbildungsmittel und Prüfungen vorschrieb, und den Barbieren nur dann die Ausübung einer niedern Chirurgie verstattet, wenn sie den Besitz der nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten nachweisen.

Badeschwamm (Spongia officinalis) oder der Waschschwamm entsteht durch Bereitung gewisser, im Meere ausschließlich vorkommender Körper, welche die hinsichtlich ihrer systematischen Stellung noch immer sehr problematische, zahlreiche Gruppe der Schwämme (Spongien) bilden. Die Schwämme, wie sie im Handel und in Sammlungen zu finden, sind eigentlich nur Skelette, welche, aus sehr feinen, hornigen und elastischen Fasern zusammengewebt, überaus porös erscheinen, in den meisten Arten aber noch feine und nadelförmige Körper von höchst zierlicher Form (Kugeln, Sterne, Nadeln, Stäbchen) enthalten, die aus Kiesel- oder Kalkerde bestehen, in jeder Art eine eigenthümliche und sich gleichbleibende Bildung zeigen und bei mäßiger Vergrößerung sichtbar werden. Im frischen Zustande sind diese überaus mannichfach gestalteten Körper mit einem sehr vergänglichen schleimigen Ueberzuge versehen, der den eigentlich lebenden, mit einem sehr geringen Grade von Beweglichkeit versehenen thierischen Theil darstellt. Neuere Forschungen haben nämlich ergeben, daß die Schwämme eigenthümliche selbständige Thiere oder vielleicht richtiger Thiercolonien sind. Alle Schwämme sind festgewachsen an andere Körper. Ihre Lebensäußerungen sind sehr gering und beschränken sich auf die Hervorbringung kleiner Strömungen im umgebenden Wasser, welches durch die kleinern Poren aufgesaugt, durch die größern im fortdauernden Strome ausgestoßen wird und bei seinem Durchgange aufgelöste organische Stoffe zur Nahrung zurückläßt. Hervorgebracht wird diese Strömung durch neuerdings entdeckte, aber nur bei starker Vergrößerung sichtbare feine Wimpern (Cilien), welche in anhaltend drehender Bewegung sind und die einzigen bis jetzt entdeckten Organe ausmachen. Diese mikroskopischen Wimpern bilden Ueberzüge an den innern Wänden der kleinen, zellenartigen Hohlräume, welche sich innerhalb der erwähnten schleimigen Masse befinden. Die neuesten Forschungen haben Eier und Spermatozoen (Samenthierchen) im Innern mancher Spongien nachgewiesen. Erstere entstehen in zahlloser Menge in kugeligen Kapseln, letztere sind selten. Dagegen hat man häufig in der gallertartigen thierischen Masse unentwickelte Embryonen, welche dem unbewaffneten Auge als weißliche Punkte erscheinen, beobachtet. Diese Embryonen lösen sich später los, bekommen eine Wimperhaut, schwimmen davon, setzen sich später fest und veranlassen die Entstehung neuer Schwämme. Die thierische Natur dieser Geschöpfe, über welche lange Zeit gestritten worden, indem viele Naturforscher dieselben für pflanzliche Gebilde erklärten, ist somit unwiderleglich dargethan. Der gemeine Schwamm oder B., auch der levantische Schwamm genannt, der in den griech. Meeren, insbesondere um Rhodus, durch Taucher gesammelt wird, ist der Gegenstand eines regelmäßigen und sehr bedeutenden Betriebs, und kommt zu uns fast nur über Triest. Im Adriatischen Meere, wo der B. ebenfalls gefunden wird, hat man in neuester Zeit versucht, dieses nutzbare Geschöpf künstlich zu vermehren, und zwar mit gutem Erfolg. Man zerschneidet mit einem scharfen Messer frisch aus dem Meer genommene lebende Badeschwämme in mehrere Stücke und befestigt dieselben mittels kleiner Holzpflöcke am Boden durchlöcherter Holzkästen, welche, geschlossen und mit Steinen beschwert, auf den Grund des Meeres 8—10 F. tief versenkt werden. Schon nach einer Woche sind solche Schwammstücke angewachsen und in voller Fortentwickelung begriffen, indem jedes Stück sich zu einem neuen Schwamm ausbildet. Diese einfache und erfolgreiche Methode künstlicher Schwammzucht wird gegenwärtig namentlich an den Küsten der dalmatischen Insel Lesina betrieben. Der B. war schon den Alten bekannt. Im

Handel unterscheidet man mehrere Sorten, den feinern Wasch- und den grobzottigen Pferdeschwamm. Die feinsten und theuersten kommen von den Antillen. Man hat lange den wie Kaffeebohnen gebrannten Schwamm (Schwammkohle, Spongia tosta, Carbo spongiae) innerlich als Kropfmittel gegeben. Durch die Entdeckung, daß das Jod der wirksame Bestandtheil darin sei, ist dieser Gebrauch abgekommen.

Bädrinath, Stadt in der Himalajaprovinz Kumaon oder Ostgarhval im indobrit. Gouvernement der Nordwestprovinzen, im Quellgebiet des Ganges am rechten Ufer des Wischnu-Ganga und an dessen Vereinigung mit dem Alaknanda-Ganga, 5—6 M. südlich von dem nach Tibet führenden 17685 F. hohen Mana-Paß gelegen. Der Ort ist berühmt durch seinen reichen Wischnutempel und Badeteich. Der Tempel, ein kegelförmiger Bau mit kupferner Kuppel, liegt 9660 F. über dem Meere. Unterhalb desselben befindet sich der mit Breterdach überdeckte Teich Tapta Kand, gespeist von einer kalten sowie von einer überaus heißen, Schwefeldunst entwickelnden Quelle. Dieser Badeteich, einer der heiligsten der Hindu, zieht zahlreiche Pilger herbei, deren Zahl sich an dem alle 12 J. gefeierten Feste Kambh-Mela auf 45—50000 beläuft. 220 Dörfer in Garhval zinsen dem Tempel. Etwa 3 M. im W. von dem Tempel erhebt sich die Himalajagruppe der sechs Bädrinath-Pics von 20544—21994 par. F. Höhe.

Baëza, eine Ciudad von 13405 E. und Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks der span. Provinz Jaen in Andalusien, auf dem zwischen dem Guadalquivir und Guadalimar befindlichen Plateau in einer sehr gesunden, anmuthigen, mit Oel- und Weinpflanzungen, Gemüsegärten und Weizenfeldern bedeckten Ebene gelegen. Die Stadt war unter dem Namen Baetia oder Biatia schon zur Römerzeit ein ansehnlicher Ort, wovon noch viele Inschriften zeugen. Unter den Mauren stand sie als Haupt- und Residenzstadt eines eigenen Königreichs Bajasah oder Bijasah in großer Blüte und soll damals gegen 150000 E. gehabt haben, wurde aber nach dem großen Siege der Christen bei Tolosa (1212) von diesen gänzlich zerstört, später nach neuem Plane wieder aufgebaut. B. besaß eine 1533 gegründete Universität, die in neuerer Zeit eingegangen ist. Noch jetzt hat die im ganzen finstere und verödete Stadt einen bedeutenden Umfang, viele alterthümliche, zum Theil sehr schöne goth. Kirchen und Klöster sowie manche andere stattliche Baudenkmale, die von dem frühern Glanze zeugen. Sehr schön sind das Oratorium San-Felipe-Neri und die Collegiatkirche von Santa-Maria del Alcázar.

Bäffchen oder Ueberschlägelchen, der gespaltene Latz, welchen kath. sowol wie prot. Geistliche vorn über das Halstuch schlagen, aus der ehemaligen Haustracht bei erstern theilweise, bei letztern ganz in die Amtstracht übergegangen. Die B. sind der letzte Rest des großen Spitzenkragens, welcher um die Mitte des Dreißigjährigen Kriegs die früher übliche gefältelte Halskrause verdrängte. Nach der Mitte des 17. Jahrh. verlor dieser Kragen die Spitzen, zog sich zusammen und bedeckte endlich als breiter Latz nur noch den obern Theil der Brust. Indem die Laien ihn bald ganz aufgaben und mit dem Halstuche vertauschten, behielten die Geistlichen denselben zuerst als Stück altehrwürdiger Mode, dann als auszeichnende Standestracht, und zwar in immer abnehmender Größe bei. Bei den Protestanten werden die B. weiß, bei den Katholiken schwarz mit weißen Rändern getragen.

Baffin (William), ein unternehmender engl. Seefahrer, geb. um 1584 und gest. 23. Mai 1622 bei der Eroberung von Ormus in Persien, nahm als Steuermann unter den Kapitänen Hall (1612), Hudson, Button, Gibbins und Bylot (1615 und 1616) an mehrern Reisen zur Entdeckung einer nordwestl. Durchfahrt durch die Davisstraße theil, und drang hier 1616 bis zum Smithssund unter 78° nördl. Br. vor. Die erwünschte Durchfahrt fand er jedoch nicht, und man nahm daher, auf seine Autorität hin, nördlich von der Davisstraße eine große Bai an, die nach ihm Baffinsbai genannt wurde, obgleich sie schon im 12. oder doch im 13. Jahrh. von den Skandinaviern befahren und bereits 1562 von Bears wiederentdeckt, auch von Davis 1585—87 besucht worden war. Die Bai bildet die nördl. Fortsetzung der Davisstraße und erstreckt sich als ein großer, weiter Kanal von 65 M. durchschnittlicher Breite vom Cap-Farewell, der Südspitze Grönlands, und dem Eingange der Hudsonsstraße in der Richtung von N. zu W. über 280 M. weit, bis sie unter 78° nördl. Br. in den Smithssund übergeht. Im W. der Baffinsbai liegt das Baffinsland der frühern Karten, d. i. der östl. Theil eines Systems von noch nicht völlig bekannten Inseln, für deren Gesammtheit man den Namen Franklin-Archipel vorgeschlagen hat.

Bagage nennt man das Gepäck einer Armee oder Truppenabtheilung, welches auf Wagen, Packpferden oder Maulthieren fortgeschafft wird. Ehemals theilte man dieselbe in große und kleine B., zu welcher erstern die Zelte, zu letzterer die nothwendigsten Bedürfnisse gehörten.

Die B. der frühern Armeen war außerordentlich groß und gab ein Haupthinderniß für die Beweglichkeit und Schlagfähigkeit der Armeen ab. Die Offiziere führten, außer vielen Reitpferden, eine Menge von Luxusartikeln, selbst Federbetten, mit sich. In neuerer Zeit, seit den franz. Revolutionskriegen, hat man die B. auf das Allernothwendigste beschränkt. In den meisten jetzigen Armeen hat jedes Bataillon für die in kleine Koffer oder Mantelsäcke verpackte B. der Offiziere nur Einen vierspännigen Wagen. Die Zelte sind für den Kriegsgebrauch abgeschafft oder werden, in Theile zerlegt (tentes d'abri), von der Mannschaft getragen; dafür werden in einigen Armeen wollene Decken zum Gebrauch in den Bivuaks den Truppen auf Wagen nachgeführt. Das Gewicht oder Volumen des im Felde erlaubten Gepäcks ist genau bestimmt. Auf dem Marsche eines Corps wird die B., nach der Marschfolge der Regimenter geordnet, in eine Colonne gesammelt, welche in bestimmten Abständen den Truppen folgt. Ein oder mehrere Offiziere mit den nöthigen Mannschaften, die sich auf der ganzen Wagenreihe vertheilen, halten die Ordnung aufrecht. Außer dieser Begleitungsmannschaft erhält vor dem Feinde die B. noch eine besondere Bedeckung, gewöhnlich aus Infanterie.

Bagatellsachen, Rechtssachen, wo das Streitobject nur einen geringen Werth hat. Die Mängel des deutschen feierlichen, in langen Fristen und Abschnitten sich hinschleppenden Verfahrens werden bei Gelegenheit der Ansprüche auf unbedeutende Summen oder sonstige geringfügige Gegenstände vorzüglich empfunden. Zeit, Arbeit und Kosten, welche auf den ordentlichen Proceß zu verwenden sind, stehen hier in gar keinem Verhältnisse zu dem Werthe des Streitgegenstandes, und die Rechtspflege müßte durch die Häufigkeit der kleinen Schulden eine ungemessene Ausdehnung erhalten, wenn nicht die Berechtigten es meistens vorzögen, auf derartige Forderungen zu verzichten. Während das gemeine Recht diesen Einsichten mit der allgemeinen Vorschrift, solche Sachen summarisch zu behandeln, nicht die nöthige Rechnung trägt, ist die Particulargesetzgebung vielfach um Abhülfe bemüht gewesen. Eine der frühesten Erscheinungen in dieser Richtung ist das kursächs. Mandat vom 28. Nov. 1753, welches bei Ansprüchen bis zu 50 meißn. Gülden schnellste Beibringung der Beweise und sofortige Fällung eines Enderkenntnisses gleich nach dem ersten Verfahren vorschrieb. Aehnliche Bestimmungen ergingen in vielen andern Staaten (so für Preußen, Allgemeine Gerichtsordnung Tit. 26. Th. 1.; für Oesterreich die Gerichtsordnung von 1787, §. 15). In Frankreich gehört nach dem Code de procédure civile ein Anspruch bis zu 1000 Frs. zu den matières sommaires. Hier und da findet sich, wie seit dem Gesetze vom 16. Mai 1839 im Königreich Sachsen, ein weiterer Unterschied zwischen Bagatell- und blos geringfügigen Rechtssachen, wo dann für jene allerkleinsten Ansprüche die Urtheilsfällung nach Abhaltung nur eines Vorbescheids die Regel bildet. Als neueres legislatives Experiment ist die Einführung des Mahnverfahrens bei einem Betrage der Forderung von höchstens 50 Thlrn. zu bezeichnen. Nach dem preuß. Gesetze vom 20. März 1854 und der sächs. Proceßnovelle vom 30. Dec. 1861 wird nämlich nach Eingang der Klage ein gerichtliches Zahlungsmandat erlassen und darin Beklagter zur Erlegung der Summe unter der Verwarnung aufgefordert, daß, wenn er nicht binnen einer ihm gesetzten kürzesten Frist dagegen Widerspruch erhebe, die Schuld als eingeräumt betrachtet und mit der Hülfsvollstreckung vorgegangen werden würde. Vorausgesetzt ist hierbei, daß Beklagter, wenn ihm keine erfolgverheißenden Vertheidigungsmittel zur Seite stehen, von dem Widerspruche absehen und womöglich gleich zahlen werde. Die allzu rasche Behandlung der geringfügigen Rechtssachen, namentlich durch Einzelrichter oder selbst durch Protokollführer und jüngere Beamte, hat manchen Tadel hervorgerufen. Es können ja dabei ebenso schwierige That- und Rechtsfragen zu entscheiden sein und, dafern, wie es meistens der Fall, beide Parteien den geringern Ständen angehören, verhältnißmäßig ebenso empfindliche Interessen auf dem Spiele stehen wie bei Processen über größere Werthe.

Bagdad, im Mittelalter auch Baldach genannt, die Hauptstadt des türk. Paschaliks gleiches Namens, im südl. Theile der Provinz Irak-Arabi, liegt zu zwei Drittheilen an der Ostseite des Tigris, über den eine 620 F. lange Schiffbrücke führt, während das alte B., die Residenz der Khalifen und einst die größte Stadt der mohammed. Welt, an der Westseite des Flusses lag. Die östl. Stadt ist mit einer durch feste Thürme gedeckten Mauer von Ziegelsteinen, ungefähr 1 M. im Umfange, und mit einem sehr tiefen Graben umgeben, in den der Tigris geleitet werden kann. Die Citadelle am nordwestl. Ende ist bedeutend. Die Häuser, meist aus Ziegelsteinen gebaut, sind mit wenigen Ausnahmen nur ein Stockwerk hoch, die Straßen unreinlich, ungepflastert und sehr eng. Das ausgezeichnetste Gebäude ist der Palast des Statthalters. Die öffentlichen Bäder und Kaffeehäuser sind in schlechtem Zustande; doch

gewährt die Stadt mit ihren Moscheen aus der Ferne einen wirklich zauberhaften Anblick. Im Sommer ist die Hitze so bedeutend, daß die Bewohner in unterirdischen Gemächern Kühlung suchen müssen; dagegen wird es im Winter so kalt, daß man der Heizung bedarf. Die Bevölkerung umfaßt jetzt etwa 70000 Seelen und ist gemischt aus Arabern, Osmanlis, Kurden, Juden, Armeniern, Syrern, Nestorianern, zahlreichen Persern und wenigen Hindus. Die Mohammedaner zerfallen zu ziemlich gleichen Theilen in Sunniten und Schiiten, die sich schroff gegenüberstehen. Bis 1831, wo die Pest im Vereine mit Ueberschwemmungen fürchterlich wüthete, war die Bewohnerzahl über 100000 angestiegen. Die Perser treiben unter dem Schutze der türk. Regierung, welche besonders deshalb hier eine Besatzung von 3000 Mann unterhält, einen ausgebreiteten Handel. Die Juden (20000) sind auf einen abgesonderten Stadtbezirk beschränkt. Die höhern Volksklassen sind in B. gegen Fremde höflicher und freundlicher als in andern mohammed. Städten. Die niedern Klassen dagegen zeigen sich von allen Lastern des Orients angesteckt. In alten Zeiten war B. der Sitz hoher Bildung und Gelehrsamkeit, jetzt hat der Handel alle Interessen in Anspruch genommen, und die von dem Khalifen Mostansir 1233 gegründete, einst so berühmte Medresse ist in ein Karavanserai verwandelt. Nächst den Handeltreibenden strömen auch viele Fremde in B. zusammen, um die Gräber der Heiligen, darunter das des Propheten Ezechiel und das des Scheikh Abd-el-Kader Ghilani, des Schutzpatrons der Stadt, zu besuchen. B. ist eine Hauptniederlage für arab., indische und pers. Erzeugnisse sowie für europ. Manufacturwaaren, und versieht Kleinasien, Syrien und einen Theil Europas mit indischen Waaren, die, zu Bassora eingeführt, den Tigris in Booten stromaufwärts und durch Karavanen weiter nach Tokat, Konstantinopel, Aleppo, Damaskus und in die westl. Theile Persiens gebracht werden. Auch mit Juwelen wird einiger Handel getrieben. Einen glänzenden Anblick gewähren die besonders von Dawud-Pascha erbauten, im ganzen Orient ausgezeichneten Bazars mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orient. Waaren. Die Hauptfabrikate bestehen in rothem und gelbem Leder, das in großem Rufe steht, auch in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen, besonders Musselinen, Taffeten, Teppichen und Shawls. Die Stadt ward 762—66 vom abbasidischen Khalifen Almansur an einer Stelle, wo nach den arab. Geographen vorher kein Haus stand, gegründet, und der Bau so rasch betrieben, daß schon nach einem Jahre der Khalif dort seinen Sitz aufschlagen konnte. Im 9. Jahrh. erhob sie Harun-al-Raschid, welcher hier einen Palast baute und seiner Lieblingsgemahlin Sobeide ein Grabmal errichtete, zu hohem Glanze; 100 J. später ward sie aber von den Türken zerstört. 1233 eroberte sie Dschingis-Khan's Enkel, Hulaku, der den regierenden Khalifen ums Leben bringen ließ und das Khalifat vernichtete. Die Nachkommen des Eroberers vertrieb Timur aus dem Besitze der Stadt, der sie 1393 eroberte. Zu Anfang des 16. Jahrh. bemeisterte sich ihrer Schah Ismael, der erste Regent Persiens aus dem Hause Sofi, und fortan blieb sie ein Zankapfel zwischen den Türken und Persern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward sie 1638 vom Sultan Murad IV. erobert, und vergebens versuchte im 18. Jahrh. Schah Nadir, sie den Türken zu entreißen. Als der Schauplatz eines großen Theils der Märchen in «Tausend und eine Nacht» erlangte B. auch romantische Berühmtheit. Vgl. Wellstedt, «Travels to the city of Caliphs» (Lond. 1840; deutsch von Künzel, 2 Thle., Pforzh. 1841); Schläfli, «Reisen in den Orient», als zweites Heft der «Mittheilungen schweiz. Reisender» (Winterth. 1864).

Bagger oder Baggert ist eine Maschine zum Baggern, d. h. zum Reinigen der Häfen, Kanäle, Flüsse und nassen Festungsgräben von Schlamm, Sand und Steinen. Die von Belidor construirten, mittels Menschenkraft zu bewegenden B. wurden neuerdings durch die von Cochaux erfundenen Dampfbagger verdrängt, welche im wesentlichen darin bestehen, daß mittels einer auf einem Schiffe angebrachten Dampfmaschine eine Kette ohne Ende sich in einer Verticalebene zum Wasserspiegel um zwei verstellbare Walzen bewegt. An dieser Kette sind eiserne, durchbohrte Kasten mit Schaufelwänden befestigt, welche beim Niedergehen den Schlamm u. s. w. vom Boden in sich aufnehmen, ihn mit hinaufführen und beim Anfang des nächsten Niederganges in einen vorgeschobenen Prahm fallen lassen.

Baggesen (Jens), ein namhafter dän. Dichter, der zugleich der deutschen Literatur angehört, geb. 15. Febr. 1764 zu Korsör, besuchte die Lateinische Schule zu Slagelse und kam 1782 auf die Universität zu Kopenhagen. Noch Student, machte er sich zuerst durch Gedichte und die «Komiske Fortällninger» (Kopenh. 1785; deutsch 1792) einen Namen. Mit Unterstützung des Prinzen von Augustenburg unternahm er 1789 eine Reise nach Deutschland, der Schweiz und Frankreich. Seitdem betrachtete er die deutsche Sprache als seine zweite Mutter-

sprache. In Bern vermählte er sich mit einer Enkelin Haller's. Schon 1793 machte er aufs neue, mit öffentlicher Unterstützung, eine Reise nach der Schweiz und hierauf über Wien nach Italien. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1796 eine Anstellung in Kopenhagen, verzichtete aber sehr bald auf dieselbe, um 1797 abermals eine Reise ins Ausland anzutreten, wo er seine Gattin durch den Tod verlor. Er verheirathete sich hierauf in Paris mit einer Genferin, mit der er 1798 nach Kopenhagen zurückkehrte. In der Absicht, sich mit seiner Familie für immer in Frankreich niederzulassen, ging er 1800 wieder nach Paris, wo ihm 1803 von Dänemark eine Pension zutheil wurde. 1811 mit dem Titel eines Justizraths zum Professor der dän. Sprache und Literatur zu Kiel ernannt, nahm er auch hier, ohne die Stelle angetreten zu haben, 1814 seine Entlassung und ging nach Kopenhagen, wo er eine jährliche Pension von 1500 Rbthlrn. erhielt. Hier begann er einen mehrere Jahre fortgesetzten Streit mit Oehlenschläger und dessen Partei, in welchem er seine schriftstellerische Würde nicht recht zu wahren wußte. 1820 begab sich B. wieder ins Ausland. Er starb 3. Oct. 1826 zu Hamburg auf der Rückreise nach Dänemark. Wie in B.'s Wesen Stolz und Demuth, Empfindung und Reflexion, Freidenkerei und Glaube in stetem Kampfe lagen, so zeigt sich auch in seinen Werken eine gleiche Disharmonie. Seine Gedichte lassen oft ein großes Talent, ein inniges Gefühl und eine rege, nicht selten bis ins Riesenhafte bildende Phantasie erkennen, verrathen aber stets den Mangel an Vollendung. Klopstock, Wieland und Voß waren die Meister, nach denen er sich bildete. Ihr Einfluß zeigte sich schon in der ersten Sammlung seiner deutschen «Gedichte» (2 Bde., Hamb. 1803) und in den «Heideblumen» (Amsterd. 1808). Sein idyllisches Epos «Parthenais oder die Alpenreise» zeichnet sich, besonders in der letzten Umarbeitung (1812; neue Aufl., 2 Bde., Lpz. 1819), durch wohlgefügten Bau der Hexameter wie durch einzelne Schönheiten aus. Am bedeutendsten zeigt sich B. in den humoristischen Productionen, obschon auch ihr Werth ungleich ist. In dem Drama «Der vollendete Faust» verspottete er mit Witz und Laune wissenschaftliche und polit. Schwächen der Zeit. Auch seine kleinen Epigramme, Scherz- und Stichgedichte zeichnen sich durch schlagenden Witz aus. In dem «Klingklingelalmanach» (Tüb. 1820) versuchte er die um jene Zeit vielfach gemisbrauchten südl. Dichtformen lächerlich zu machen. Ueberhaupt kämpfte er mit Muth, aber auch mit Einseitigkeit gegen alles, was seinen Ansichten über Kunst und Philosophie widerstrebte, besonders gegen die von ihm so genannte Mystisch-romantische Schule. Sein letztes Werk in deutscher Sprache, «Adam und Eva oder die Geschichte des Sündenfalls» (Lpz. 1826), ein in gereimten Jamben verfaßtes, weitschweifiges, verworrenes Epos, bezeichnet er selbst als ein humoristisches, doch ist dasselbe auch ernsthaft, sogar pathetisch. B.'s «Poetische Werke in deutscher Sprache» (5 Bde., Lpz. 1836) wurden von seinen Söhnen mit einer Biographie herausgegeben. Seine dramatischen Dichtungen in dän. Sprache sind unbedeutend, aber als Lyriker und komischer Epiker nimmt er in der dän. Literatur eine hohe Stelle ein. Unter seinen prosaischen Schriften in dän. Sprache ist «Labyrinthen; Digtervandringer i Europa» (4 Bde.) die bedeutendste. Gesammelt wurden die dän. Schriften ebenfalls von seinen Söhnen herausgegeben (12 Bde., Kopenh. 1827—32; neue Aufl. 1845—48). Auch erschien «B.'s Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi» (2 Bde., Lpz. 1832). «Fragmente» aus B.'s literarischem Nachlaß gab sein Sohn August (Kopenh. 1855) heraus; die Veröffentlichung seines «Philos. Nachlaß» (Bd. 1, Zür. 1858) hat ein anderer Sohn begonnen. Letzterer, Karl Reinhold B., geb. 27. Sept. 1793 zu Bern, ist seit 1823 Geistlicher daselbst. — Der jüngere Sohn B.'s, Frederik Ludwig August Haller-B., geb. 14. Aug. 1795 in Augustenburg, ist einer der gebildetsten Offiziere des dän. Generalstabs. Nachdem er sich 1848—50 an der Leitung der dän. Kriegsoperationen betheiligt, stieg er zum Obersten und Brigadecommandanten und ward dann 1854 zum Generallieutenant und Chef des Generalstabs ernannt. Sein bedeutendstes Werk ist: «Den Danske Staat; betragtet fra et militairt Standpunkt» (Kopenh. 1840), wovon er selbst unter dem Titel «Der dän. Staat» (Kopenh. 1845—47) eine vermehrte deutsche Ausgabe besorgt hat.

Baghirmi, ein mohammed. Negerstaat in Centralafrika, zwischen Bornu und Wadai, südöstlich vom Tsadsee am Schari und dessen Zuflüssen, von einem Umfange von etwa 2660 Q.-M. Die Bevölkerung scheint kaum die Zahl von $1\frac{1}{2}$ Mill. zu übersteigen, doch wechselt die Volksmenge häufig mit den Grenzen, die bei den Kämpfen mit den mohammed. Nachbarstaaten und den südlich angrenzenden Heidenvölkern bald sich erweitern, bald enger zusammenziehen. B. bildete bis vor etwa 300 J. einen Theil des Tündjurreichs, welches außer ihm Wadai und Darfur umfaßte, und gelangte durch den heidnischen Häuptling Dokkenge aus Kenga (östlich von Maseña) zur polit. Selbständigkeit. Nachdem der vierte Herrscher nach ihm, Abd-Allah,

den Islam eingeführt hatte, stieg es unter den nachfolgenden 14 Königen zu beträchtlicher Ausdehnung und Macht, namentlich unter Mohammed-el-Amin; doch übte Bornu schon damals eine Art Oberherrlichkeit über B. aus. Mohammed-el-Amin's Nachfolger, Abd-e-Rahman, versuchte diese Oberherrschaft abzuwerfen, wurde jedoch von dem Könige von Wadai, den der Scheikh von Bornu zu Hülfe gerufen hatte, besiegt (1815), und sein Sohn Othman mußte sich zur Abgabe eines Tributs (Sklaven, Pferde und Hemden) an Wadai verstehen. Othman regierte unter beständigen Kämpfen bis 1844; sein Sohn Abd-el-Kader war Sultan zur Zeit von Dr. Barth's Aufenthalt im Lande (1852). Er zahlt, außer an Wadai, auch einen Tribut an Bornu, und von beiden Staaten bedrängt, sucht er sein Gebiet durch die Heidenländer im Süden zu erweitern. Die Sklaven, die er aus dieser unversiegbaren Hülfsquelle bezieht, machen fast ausschließlich den Reichthum des Sultans aus. Das ganze Land ist eine Ebene, etwa 950 F. über dem Meere; nur die südöstl. Gegenden scheinen gebirgig zu sein. Der Boden ist theils Kalk-, theils Sandboden und bringt demgemäß Negerhirse oder Sorghum hervor. Außer diesen Hauptnahrungsmitteln werden Sesam und Bohnen gebaut, auch Baumwolle und Indigo. Die Regierungsform ist die absolute Monarchie, der Titel des Herrschers ist «Banga». Die Heeresmacht beträgt bei dem herabgekommenen Zustande des Königreichs nur 10000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reiterei. Die Hauptstadt heißt Maseña.

Bagnacavallo, eigentlich Bartolommeo Ramenghi, geb. zu Bologna um 1484, gest. 1542, einer der ausgezeichnetsten Schüler Rafael's, früher Francia's, stammte aus Bagnacavallo in der Romagna. Er malte zuerst mehrere Gemälde in den Zimmern des Vatican. Später lebte er zu Bologna, wo seine herrlichen Schöpfungen in der Kirche des heil. Petronius, die Caracci studirte, die Zeit vertilgt hat. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde, Maria mit dem Kinde und den Heiligen, findet sich in der Galerie zu Dresden. Ein edler Stil und kraftvolle Farbenmischung zeichnen seine Gemälde aus.

Bagne oder Bagnes, jetzt gewöhnlich Chable genannt, ein Dorf im schweiz. Canton Wallis, $2^3/_4$ M. im OSO. von Martinach (Martigny) und $5^1/_2$ M. im SW. von Sitten (Sion), an der Dranse (Drance), einem Wildbach, der sich nahe bei Martinach in die Rhône ergießt, hat seinen Namen von einem benachbarten Schwefelbade. Nach dem Orte wird das 8—10 St. lange, an herrlichen Alpenscenerien reiche Thal der Dranse Val-de-Bagne, deutsch Bangithal, genannt. Die Dranse entsteht an der Ostseite des Gétroz- und Chermontanegletschers, welcher sich von dem 13261 F. hohen (erst 1858 erstiegenen) Mont-Combin nordwärts hinab erstreckt, und von dem man über den 8575 F. hohen Col-de-Fenètre, einen der großartigsten Gletscherpässe der Alpen, zwischen dem Mont-Gélé (20827 F.) im O. und dem Mont-Avril (10286 F.) im W., in das Val-Pellina und so nach Aosta gelangt. Die Dranse fließt erst gegen NNW. durch ein wildes, malerisches Hochgebirgsthal, in welchem sie sich durch mehrere Querdämme in tobendem Kampfe den Durchgang bahnen muß. Erst bei Lourtier wird das Thal milder, und Obstbäume und Getreidefelder treten statt des Nadelwaldes auf. Bei B. wendet sich die Dranse gegen W. nach dem Dorfe Sembranchier, wo sie ein anderes Alpenwasser gleiches Namens von S. her aus dem Val-d'Entremont, der Passage zum großen St.-Bernhard, aufnimmt, um $2^1/_2$ St. weiterhin, nach einer nördl. Wendung, bei Martinach sich mit der Rhône zu vereinigen. Das Val-de-Bagne, das eigentlich bei Sembranchier endet, ist namentlich durch die furchtbare Katastrophe vom 16. Juni 1818 bekannt, welche durch den plötzlichen Durchbruch der durch Eisblöcke aufgestauten Dranse- und Gletscherwasser herbeigeführt wurde und das ganze Thal verheerte.

Bagnères heißen zwei franz. Städte, beide berühmte Badeorte in den Pyrenäen. — B.-de-Bigorre oder B.-d'Adour, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Hochpyrenäen am Adour, am Eingange des romantischen Campanerthals und 1785 F. hoch am Fuß des Montalivet gelegen, mit 9169 E., ist schön und zierlich gebaut und besitzt, außer den großen Badeeinrichtungen ein Theater, eine Kaufhalle, ein Collége, ein interessantes Pyrenäenmuseum, zwei Marmorschleifereien, mehrere Fabriken in Wolle, Leder, Fayence und Papier, auch mehrere Marmor- und Schieferbrüche. Schon die Römer kannten B., das noch jetzt viele Ueberreste aus jener Zeit aufweist, unter dem Namen Vicus Aquensis oder Aquae Bigerrionum. Die Gothen zerstörten die Stadt mit ihren Bädern, die sich jedoch bald wieder erhoben und noch gegenwärtig eine große Menge Fremder, oft über 16000 im Jahre, herbeiziehen. Die Quellen selbst sind erdig-salinisch, lau, warm und heiß (von 12—41° R.); außerdem finden sich zwei Schwefelthermen und ein kaltes Stahlwasser, zusammen 27 Quellen. Sie werden zum Baden wie zum Trinken benutzt und sind besonders gegen Krankheiten der Haut, der Nieren, des

Nervensystems u. s. w. wirksam. — B.-de-Luchon, auch wol schlechthin Luchon genannt, die Aquae Convenarum der Römer, aus deren Zeit sich noch viele Reste finden, liegt im Depart. Ober-Garonne, hoch in den Pyrenäen, in dem reizenden, von der Pique durchflossenen Thale von Luchon, mit dem sich hier das Thal Larboust oder das Go vereinigt, 1 M. von der span. Grenze entfernt, über welche die Bewohner des Orts, 3376 an Zahl, einen lebhaften Handel mit Getreide, Medicinalpflanzen und Schiefer treiben. B. ist gut ausgestattet und ebenfalls zahlreich besucht, und besitzt, nachdem zu den alten 22 neue gekommen, welche durch großartige Erdarbeiten aufgesucht und sorgfältig gefaßt wurden, jetzt im ganzen 38 Quellen, kalte, laue und heiße (von 15—48° R.; die Quelle Bayen hat sogar 54,48° R.). Man wendet das Wasser besonders bei Rheumatismen, Gicht, Nervenschmerzen, Hautübeln, Lähmungen u. s. w. an, doch eignet es sich seiner aufregenden Eigenschaften wegen mehr für veraltete, torpide Fälle. Außer dem Fremdenverkehr, Brauerei und Chocoladefabrikation gewährt der Bevölkerung auch die Ausbeutung der benachbarten Minen von Manganerz, Kupfer, Wismut und silberhaltigem Bleierz Beschäftigung und Erwerb.

Bagno, in der Mehrzahl Bagni, bezeichnet im Italienischen Bad, Bäder, und ist daher der Name verschiedener Badeorte in Italien, die man gewöhnlich durch einen Zusatz unterscheidet. Zu den berühmtesten Bädern dieses Namens gehören die in der Gemeinde Bagni di S.-Giuliano (mit 16777 E.) bei Pisa gelegenen, deren erdig-salinische, lauwarme und heiße Quellen (23—33° R.) schon von den Römern mit Erfolg benutzt und in neuerer Zeit für Kranke sehr bequem eingerichtet worden sind. — Bagni di Lucca, 3¾ M. von der Stadt Lucca, erdig-salinische, eisenhaltige Thermen von 24—43° R., waren bereits im Mittelalter sehr berühmt und gehören noch gegenwärtig zu den besuchtesten Badeorten Italiens. Die einzelnen Bäder führen die Namen Bagni-alla-villa, Bagni di S.-Giovanni, Docchiebasse, Bagno-caldo und Bagno-Barnabo. — Ferner sind zu nennen als Badeorte Bagni Cani-cattini in der sicil. Provinz Noto, mit 4928 E., und in der ital. Provinz Florenz Bagno a Ripoli mit 14385 E., und Bagno in Romagna, mit 7165 E.

Bagno (franz. Bagne), Name der berüchtigten Strafanstalten für schwere Verbrecher in Frankreich, welche gegen Ende der Regierungszeit Ludwig's XIV. an die Stelle der bis dahin gebräuchlichen Galeren (s. d.) traten. Das Wort stammt von dem ital. bagno (Bad) und bezeichnete ursprünglich die Bäder des Serails zu Konstantinopel, bei denen sich ein Gefängniß für Sklaven befand. Seit man die Galerensträflinge in Frankreich zu Hafen- und Arsenalarbeiten verwandte, übertrug man den Namen B. auf die großen massiven Gebäude in der Nähe der Häfen, welche die Gefängnisse für jene Sträflinge bildeten. Zu förmlichen Strafanstalten wurden die B. durch Ordonnanz von 1748 gemacht. Noch in demselben Jahre ward der B. von Toulon eingerichtet, welchem 1750 der zu Brest, 1767 der zu Rochefort folgte. Das Bedürfniß von Arbeitern für die Kriegshäfen verhinderte die Männer der Revolution, die B. ganz abzuschaffen. Doch ward für die Bagnostrafe die äußerlich mildere Bezeichnung «Oeffentliche Arbeiten» eingeführt. Durch den Code Napoléon kam dafür die Bezeichnung «Zwangsarbeit» auf. 1832 wurde die mit der Bagnostrafe verbundene Brandmarkung auf die rechte Schulter abgeschafft. Unter der Regierung Napoleon's III. endlich vertauschte man die Zwangsarbeit in den B. mit dem System der Strafcolonien, und es wurden die B., zuletzt Toulon, allmählich geräumt. 1850 befanden sich zu Toulon 3873, zu Brest 2831 und zu Rochefort 936 Verurtheilte. Obschon seit der Französischen Revolution in Bezug auf Behandlung der Sträflinge wiederholt Milderungen eingetreten waren, blieb doch die Handhabung der Disciplin noch äußerst hart, und jeder Sträfling ward mit einer Kette an einen Schicksalsgenossen angeschlossen.

Bagnoles, ein Weiler nahe dem Dorf Couterne im franz. Depart. Orne, 2¼ M. südsüdwestlich von Domfront, in einem einsamen, romantischen Thale, hat drei Eisenquellen und als Hauptquelle eine leicht-salinische, fast geschmacklose, viel Gas ausströmende Therme von 22° R. Das Wasser wird zum Trinken und, erwärmt, zum Baden benutzt und soll gegen Unfruchtbarkeit dienen. Der Besuch des Bades ist nicht sehr zahlreich. Jetzt befindet sich zu B. ein Militär- und Civilhospital. — Bagnols, eine Stadt im franz. Depart. Gard, an der Cèze und auf einer Felshöhe 6 M. im NNO. von Nîmes gelegen, einst ein fester Platz, zählt 5050 E., hat ein Communalcollége und betreibt Seidenspinnerei, Branntweindestillationen, Gerberei und Färberei sowie Handel mit Getreide, Seide und moussirenden Weinen. Desgleichen cultivirt die Bevölkerung gute Weinberge. — Bagnols-les-Bains, ein Dorf

mit 390 E. im franz. Depart. Lozère, am Lot, 3 St. östlich von Mende, in einem engen Thale 2647 F. über dem Meere gelegen, hat Schwefelthermen (bis zu 36° R.), die große Gasblasen aufsteigen lassen und zum Baden und Trinken bei Rheumatismen, Skrofeln, Leukorrhöe, Stimmlosigkeit und Hautkrankheiten benutzt werden.

Bagration (Peter, Fürst), einer der ausgezeichnetsten russ. Generale, dem georgischen Fürstengeschlecht der Bagratiden entsprossen, geb. 1765, trat 1783 in russ. Dienste und bildete seine militärischen Talente unter Suworow. Er war 1788 bei der Erstürmung Otschakows, focht 1792 und 1794 mit gegen die Polen und wurde 1798 Generalmajor. Mit großer Tapferkeit kämpfte er 1799 in Italien und in der Schweiz, wo er zweimal gefährlich verwundet wurde. Noch höhere Auszeichnung erwarb er im österr.-russ. Kriege von 1805. Der russ. Obergeneral Kutusow war 13. Nov. nach Znaym aufgebrochen und fürchtete mit Recht, als er den Donauübergang der Franzosen bei Wien erfahren hatte, daß diese Znaym vor ihm erreichen und ihn dann aufreiben würden. In dieser mislichen Lage sendete er 8000 Mann seiner besten Truppen unter B. dem Prinzen Murat entgegen, mit dem Befehl, sich aufs äußerste zu vertheidigen, bis die Hauptarmee Sprottenthal passirt sei. Am 16. Nov. kam es zwischen Murat und dem ganzen Lannes'schen Corps nebst der Reservecavalerie und B.'s kleiner Macht zu einem blutigen Kampfe. Sechs Stunden lang hielt er sich gegen den vielfach überlegenen Feind und räumte erst am Abend das Schlachtfeld, welches 3000 theils verwundete, theils todte Russen bedeckten, während Kutusow unterdeß mit der Hauptarmee Znaym erreichte. Thätigen Antheil nahm B. auch gleich darauf an der Schlacht von Austerlitz. Er führte hier als Generallieutenant die 6000 Mann starke Avantgarde bei der fünften Colonne unter dem Fürsten Johann von Liechtenstein, welche den rechten Flügel bildete und sich über Blasowitz und Kruh bis über die nach Brünn führende Chaussee ausdehnte. Nicht minder tapfer focht er in den Schlachten bei Eylau und Friedland, wo er den linken Flügel befehligte. Als darauf Rußland durch den Beitritt zum Continentalsystem in Krieg mit England und Schweden verwickelt ward, erhielt B. 1808 das Commando einer Division in Finland, mit welcher er mehrere glückliche Gefechte bestand und die Ålandsinseln eroberte. Zum General der Infanterie und Oberbefehlshaber in der Türkei ernannt, schlug er den Seraskier Chosrew-Pascha 16. Sept. 1809 bei Rassowat, eroberte Matschin, Hirsowa, Ismail und Brailow und unternahm die Belagerung von Silistria, wurde aber in einem Angriff auf das befestigte türk. Lager abgeschlagen und mußte über die Donau zurückgehen. In dem Feldzuge von 1812 befehligte er die zweite Westarmee. Gleich anfangs von der Hauptmacht unter Barclay de Tolly abgeschnitten, schlug sein Versuch, sich den Weg durch Mohilew zu bahnen, fehl; doch gelang es ihm, sich bei Smolensk mit der ersten Armee zu vereinigen. Seine Eifersucht auf Barclay schadete dem Gange der Operationen, im Kampfe aber bewährte er den alten Heldenmuth und wurde bei Borodino tödlich verwundet. Er starb bald darauf 7. Oct. 1812. Seine Witwe, **Katharina**, geb. 1783, eine Tochter des Grafen Skawronskij, von väterlicher Seite Großnichte Katharina's I. und von mütterlicher Potemkin's, spielte unter den diplomatischen Damen auf dem Congresse von Wien eine Rolle und ließ sich dann in Paris nieder, wo sie ein glänzendes Haus machte, in welchem sie alle polit. und literarische Celebritäten des Tages um sich versammelte. In zweiter Ehe mit dem engl. General Lord Howden vermählt, von dem sie sich jedoch bald wieder trennte, starb sie auf einer Reise nach Italien 1856. — Von den übrigen Gliedern der Familie ist zu nennen Fürst **Peter Romanowitsch**, ein Neffe des vorigen, russ. Generalmajor und seit 1862 Gouverneur von Twer. Derselbe hat sich viel mit geol. Untersuchungen beschäftigt und entdeckte in der Achmatower Mineralgrube bei Slatoust ein neues Fossil, das nach ihm den Namen **Bagrationit** erhielt. — Den genannten nicht näher verwandt sind die **B.-Imeretinskij** und **B.-Muchranskij**, die mit den regierenden Fürsten von Imeretien und Mingrelien zusammenhängen, und von denen sich gleichfalls mehrere im russ. Militärdienst ausgezeichnet haben.

Bahamainseln oder **Lucayische Inseln**, span. Lucayos (von los cayos, d. h. die Klippen oder Riffe), eine den Briten gehörige Inselreihe Westindiens, welche, durch den **Neuen Bahamakanal** oder die Floridastraße mit dem Golfstrom von der Südostküste der Halbinsel Florida, durch den für die Schiffahrt gefährlichen **Alten Bahamakanal** von Cuba getrennt, sich zu beiden Seiten des Wendekreises 150 M. weit in südöstl. Richtung bis gegen Haiti hin erstreckt und mit dem Gürtel der Kleinen Antillen den großen gegen NW. gekrümmten Inselbogen Westindiens vollendet. Auf der ausgedehnten **Bahamabank**, die im O. von unergründlich tiefer See, im W. von einem mit Untiefen erfüllten und durch Schiff-

brüche berüchtigten Meere begrenzt wird, erheben sich die B. meist in Gestalt langgestreckter, seltener etwas gekrümmter Inseln, Klippen und Riffe. Man zählt deren 20 größere und etwa 630 kleinere, deren Areal die Engländer selbst nur auf 166 Q.-M. angeben. Der ganze Archipel läßt sich in 20 kleinere Gruppen zerlegen; übersichtlicher unterscheidet man jedoch nur drei Hauptgruppen: 1) die nördl. oder die bis zum Providencekanal (26° nördl. Br.) reichende Gruppe der eigentlichen B. auf der Kleinen Bahamabank, mit den Inseln Groß-Bahama (27 Q.-M.), Groß-Abaco oder Lucaya, der größten von allen (44 Q.-M.), Klein-Abaco u. s. w.; 2) die Mittelgruppe oder die eigentlichen Lucayischen Inseln, zwischen dem Providencekanal und der Crooked-Island-Passage (23° nördl. Br.) auf der Großen Bahamabank, mit den Inseln Berry, St.-Andrews oder Andros, New-Providence, Eleuthera (Alabaster) und Harbour, Espiritu-Santo, Groß- und Klein-Exuma und die Exuma-Keys, Yuma oder Long-Island, Rum-Key, Cat-Island oder San-Salvador und Leeward, südöstlicher die Watlinginsel und Windward; 3) die südl. Gruppe oder die Passageinseln, zwischen der Crooked-Island-Passage und Haiti, mit Crooked-Island oder der Krummen Insel, den Acklinsinseln, Mariguana, Groß- und Klein-Inagua (Heneague), Providenciales, Grand-Key, den Caicosinseln (Los Caycos) und im SO. den Turk-Islands oder Türkeninseln. Die B. erscheinen als die höchsten Kuppen des submarinen Plateau, aber selbst die allerhöchsten ragen nur 400 F., die meisten kaum 100, viele nur wenige Fuß über den Meeresspiegel hervor. Ihr Boden ist theils felsig, theils sandig, theils mit einer dünnen, fruchtbaren Erdkrume bedeckt. Fast alle leiden Mangel an Trinkwasser, manche haben nur Regenwasser, andere besitzen werthvolle Salzteiche, die mit der Ebbe und Flut fallen und steigen. Bebaut ist etwa ein Siebentel der Bodenfläche; nur 20 Inseln (nicht gerade die größten) sind nebst den nächsten Riffen spärlich bewohnt. Die Bevölkerung des ganzen Archipels belief sich 1860 auf 39659 Köpfe, darunter nur etwa 5500 Weiße brit. Abkunft. Das Klima ist heiß, aber durch Seewinde gemäßigt und gesund. Von den tropischen und europ. Gewächsen und Früchten gedeihen mehrere vortrefflich. Ananas und Orangen bilden ein Hauptstapelproduct. Baumwolle, bisher nicht stark cultivirt, verspricht ein guter Handelsartikel zu werden. Außerdem baut man Kaffee und Zucker, Reis zur Ausfuhr, Mais und ausreichend anderes Getreide, sowie ergiebigen Mohrhirse, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. s. w. Einige Inseln sind holzreich und liefern namentlich Mahagoni, Satin, Lignum vitae, Ceder, Fustik u. s. w. Auch die Viehzucht, besonders die Schaf- und Geflügelzucht, ist einträglich, die Fischerei von großer Wichtigkeit. Der Schildkrötenfang liefert einen erheblichen Ausfuhrartikel. Von Bedeutung ist auch die Gewinnung des feinsten Badeschwammes, noch weit mehr die des Salzes, namentlich auf den Turkinseln. Außer dem Handel mit diesen Producten sind Schiffahrt und Schiffbau ebenfalls wichtige Nahrungszweige. Die Engländer haben den Archipel in zwei Verwaltungsgebiete getheilt: 1) das Gouvernement der B. (137½ Q.-M. mit 35287 E.), mit einer Regierungsverfassung nach dem Zuschnitt der brit.-nordamerik. Besitzungen. Hauptstadt, Sitz des Generalgouverneurs und Mittelpunkt des Handels ist die feste Stadt Nassau auf New-Providence, mit gutem Hafen, 7—8000 E. und einer kolossalen steinernen Bildsäule des Columbus vor dem Gouvernementshause; 2) die Turk- und Caicosinseln (28½ Q.-M. mit 4372 E.). Diese stehen unter einem besondern Regierungsrath, der in Verwaltungssachen dem Gouverneur von Jamaica untergeordnet ist. Die Hauptausfuhr der Turkinseln bestand in Salz, von welchem 1,638672 Bushels fast ausschließlich nach den Vereinigten Staaten gingen. Aber nicht der Gewinn, welchen die Regierung aus dem Colonialbesitz des Archipels zieht (bisher wurden die Ausgaben der Regierung nicht gedeckt durch die Einnahmen), gibt demselben seinen Werth, sondern vielmehr die wichtige, die Eingänge zum Golf von Mexico beherrschende Lage. Die Spanier wurden durch des Columbus erste Entdeckung, die Insel Guanahani oder San-Salvador, Herren des Bahama-Archipels und fanden bei dem friedlichen Volke karaibischen Stammes die freundlichste Aufnahme. Als sie jedoch auf den öden Inseln ihre Erwartungen getäuscht fanden, verließen sie, nachdem sie die Einwohner in die Bergwerke von San-Domingo gebracht und eine 1629 auf New-Providence angelegte engl. Colonie 1641 zerstört hatten, 1688 den ganzen Archipel, der nun den Flibustiern und andern Korsaren als Schlupfwinkel diente. Letztere vernichtete 1718 der brit. Seekapitän Woods Rogers, der hierauf die Inseln für England in Besitz nahm. Nicht kräftig von der Krone unterstützt, wurden sie 1781 von den Spaniern von neuem erobert, jedoch 1783 im Frieden zu Versailles den Briten wieder abgetreten.

Bahawalpur, auch Daudputra genannt, ein indobrit. Vasallenfürstenthum im westlichsten

Theile von Radschastan, im N. und W. durch den Setledsch (Ghara), Panschnad und Indus vom Pendschab getrennt, im S. und O. von Dschessalmir und Bikanir begrenzt, zählt auf 1189 Q.-M. 925000, nach andern 600000 E. Das Land ist nur zum sechsten Theile in der Nähe jener Grenzflüsse anbaufähig und besteht im übrigen aus lockerer Wüste mit Sandhügeln, ein Theil der Induswüste Tharr. Die Ausfuhr umfaßt indeß Baumwolle, Indigo, Zucker, Häute, Wolle, allerlei Färbestoffe und Arzneimittel, nebst verschiedenen Manufacten. Die Einwohner sind Dschât, andere Hindu, Afghanen und Belutschen, insgesammt ein kräftiger Menschenschlag. Die höhern Stände sprechen und kleiden sich persisch. Der Beherrscher und eine große Mehrheit der Bevölkerung bekennen sich zum Islam, doch beweist man dem Brahmanismus große Duldsamkeit. Vorherrschend ist der Hindustamm der Daudputri, d. h. Söhne David's, des Gründers des Staats (1769), eines unternehmenden Mannes aus der Weberkaste, der, aus seiner Vaterstadt Schikarpur in Sind vertrieben, sich zum Beherrscher des Landes aufschwang. Seine Nachkommen erkannten nacheinander die Oberhoheit der Afghanen, der Sikh und seit 1837 der Briten an. Der Fürst Bahawal oder Bhâl, welcher 1852 starb, erbaute die nach ihm genannte Hauptstadt, deren Name auf das Land übertragen wurde. Er bezog für seine den Briten in den Kriegen gegen Sind und die Sikh geleistete Hülfe von der Ostindischen Compagnie einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 100000 Rupien, auch hatte er 1843 einen fruchtbaren Landstrich im nördl. Sind erhalten. Der Landesfürst, Khan betitelt, hat 140000 Pfd. St. Einkünfte, braucht kein Schutzgeld zu zahlen und hält 10048 Mann zu Fuß und 3127 Reiter. — Die Haupt- und Residenzstadt B., an einem Arme des Setledsch gelegen, hat einen fürstl. Palast, sonst unansehnliche Backsteinhäuser, welche nebst vielen Baumgruppen von einem Erdwall von 2 St. Umfang umschlossen werden. Sie zählt 20000 E., hat berühmte Manufacten und betreibt, von ihrer Lage am Vereinigungspunkt dreier Straßen begünstigt, einen lebhaften Handel. Die andern wichtigsten Städte des Landes sind Ahmedpur, auch Ahmedpur-Barra oder blos Barra, 7 M. im SW. von B., mit 30000 E., welche Gewehre, Schießpulver, Baumwoll- und Seidengewebe verfertigen, und Chanpur, weiter im SW., an einem schiffbaren Panschnadkanal in äußerst fruchtbarer und volkreicher Gegend, ein blühender Handelsplatz mit 10000 E.

Bahia oder San-Salvadór da Bahia, vollständig Cidade San-Salvador da Bahia de todos os Santos genannt, die Hauptstadt der brasilian. Provinz B. und bis 1763 Hauptstadt von Brasilien, noch jetzt die erste Festung, die zweite Handelsstadt und Sitz des Erzbischofs und Primas von ganz Brasilien, liegt an der Ostseite der Allerheiligenbai (Bahia de todos os Santos), die eine Menge Inseln umfaßt und einen gesicherten Hafen bildet, der alle Flotten der Erde bergen könnte. Die Stadt B. steht an dem Westende einer von N. nach S. gerichteten, sichelförmig gekrümmten Landzunge und bietet einen Anblick von imponirender Schönheit. Das Innere entspricht indeß dieser Lage nicht. Die Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut und besteht aus zwei sehr verschiedenen Theilen: der Praya oder Cidade-Baixa, d. h. Unterstadt, und der Cidade-alta oder Oberstadt. Die Praya, aus einer einzigen, fast 1 M. am Ufer hinlaufenden Straße bestehend, schlecht gebaut, eng, schmuzig, meist von Kaufleuten bewohnt und voll regen Verkehrs, enthält das Zollhaus, die Börse, die Kais, die Kaufhäuser und Niederlagen europ. und inländischer Waaren, sowie am Südende das Arsenal und die Docks. Die Oberstadt liegt auf einer steilen Höhe von 2—300 F., in die alle Lasten auf den Köpfen und Schultern athletischer Neger geschafft werden müssen. Dieselbe wird von Orangenhainen und Bananenpflanzungen umgeben, ist besser gebaut, reinlicher und luftiger und enthält mehrere schöne Plätze und Gebäude. Unter diesen zeichnet sich das jetzt als Hospital dienende Jesuitencollegium, ganz besonders aber die ehemalige Jesuitenkirche, die gegenwärtige Kathedrale, aus, die, meist aus Marmor errichtet, als die schönste Kirche Brasiliens gilt. Hier steht auch der Palast des Erzbischofs, die weitläufige Statthalterei, die Münze, die Citadelle, das Stadthaus, die Kanzlei, der Appellationshof, das Waisenhaus, das Getreidemagazin, das Theater, viele Klöster und Kirchen, die Alfandega, durch welche alle fremden Güter einpassiren, und das Consulado, durch welches die einheimischen Producte vor der Ausfuhr gehen müssen. Offene Stellen zwischen den Häusern gewähren herrliche Durchblicke auf den Hafen und die Gegenküste, den herrlichsten aber der die ganze Stadt beherrschende Passeio-publico, eine der schönsten Promenaden Amerikas. B. wird durch eine Menge Festungswerke, Batterien und Forts gedeckt, unter denen das auf einem isolirten Felsen mitten im Hafen gelegene kreisförmige Seefort das stärkste ist. Außer verschiedenen Specialschulen besitzt die Stadt ein Lyceum, ein theol. Seminar, eine medic. Akademie, Professuren der Medicin,

Chirurgie, Zoologie, Mineralogie u. s. w., ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, mehrere Druckereien. Ihre Umgebungen wie das ganze Gestade der Bai sind reizend, das Klima außerordentlich gesund. B. zählt 130000 E. und hat drei Vorstädte: Bomfim im N., Victoria im S. und die Altstadt. Die gegenüberliegende, 4 M. lange fruchtbare Insel Itaparica oder Taparica, deren östl. und westl. Ende mit dem Festlande die beiden Eingänge zur Bai begrenzen, zählt 16000 E., wovon 7000 auf die Stadt San-Gonzalo kommen, deren Einwohner hauptsächlich vom Walfischfang leben. Die Industrie der Stadt B. ist am bedeutendsten in Taback-, Cigarren-, Zucker- und Rumfabrikation, wozu noch Baumwollweberei, Papierfabrikation und Schiffbau kommen. Der Handel zur See liegt fast ganz in den Händen der Ausländer, besonders der Engländer.

Die Provinz B. zählt auf 7120 Q.-M. nur 1,100000 E., darunter sehr viele Negersklaven. Sie erstreckt sich vom Rio-Grande do Belmonte bis zum Rio-Real und reicht im W. bis zum San-Francisco, während sie im N. an Sergipe und Pernambuco, im S. an Espiritu-Santo grenzt. Der 6—10 M. breite Küstenstrich, ziemlich bergig, aber auch mit großen Ebenen versehen, ist fruchtbar und gut bewässert. Das wegen seiner Fruchtbarkeit ganz besonders berühmte Land an der Bai, das sog. Reconcavo, bildet mit seinen großen Marktflecken, vielen Dörfern und reichen Plantagen den Theil Brasiliens, wo die Bevölkerung am dichtesten. Man baut Zucker und Taback, dann Baumwolle, Reis, Manioc in großer Menge, außerdem Kaffee und Südfrüchte. Nach innen steigt das Land in Terrassen mit vielnamigen Serren (Bergketten) auf, und dort ist der harte, dürre Boden, dem der Regen fehlt, für den Anbau nicht geeignet. Das Thal des San-Francisco ist mäßig fruchtbar und erzeugt Baumwolle und Getreide. Prächtige Urwälder haben zum Theil schon dem Anbau weichen müssen. 1844 wurden in der Serra-Sincura reiche Diamantenlager von einem Sklaven aufgefunden, welche Entdeckung die Bevölkerung der Umgegend ungeheuer vermehrte. Die Bahia-Eisenbahn, 1855 begonnen, geht von der Stadt B. gegen NNW. nach Joazeiro am rechten Ufer des San-Francisco. Dem Verkehr übergeben wurde 20. Juni 1860 die erste, 7½ M. lange Strecke von B. nach Feira-Velha.

Bahlingen, officiell Balingen, Stadt und Oberamtssitz im würtemb. Schwarzwaldkreise, freundlich an der Mündung der Steinach in die Eyach in einem weitgeöffneten Thale am Fuße des Heubergs gelegen, ist seit dem Brande von 1809 durchaus regelmäßig erbaut, hat eine Latein- und Realschule, eine ansehnliche Kirche aus dem J. 1440 und zählt 3123 E., welche einen lebhaften Gewerbebetrieb in Schuh- und Handschuhmacherei, Strumpfwirkerei, Kupferschmiedearbeit, Cementfabrikation unterhalten und Handel mit Getreide und andern Naturproducten, besonders mit Schafen und Mastvieh, treiben. In der Nähe liegt eine 1724 entdeckte schwache Schwefelquelle mit einer Badeanstalt. Die Umgegend ist, wie überhaupt der ganze Amtsbezirk, reich an Versteinerungen. B. gehörte zur Herrschaft Schalksburg oder Schalzburg, welche mit ihren Ortschaften 1403 von den Zollern an Würtemberg verkauft wurde. Eine Linie der Zollern nannte sich von Schalksburg und hatte abwechselnd auf dem Schloß in der Stadt und auf der nun bei dem Dorfe Lauffen in Ruinen liegenden Schalksburg ihren Sitz. B. ist der Geburtsort des Nikod. Frischlin und des Historienmalers Eberh. von Wächter. — Der Oberamtsbezirk B. zählt auf 5,85 Q.-M. 31135 E. und 31 Gemeinden. Zu diesen gehören die Stadt Ebingen, eine der gewerbsamsten des Königreichs, mit 4612 E.

Bähr (Joh. Christian Felix), ein namhafter deutscher Philolog und Alterthumsforscher, geb. 13. Juni 1798 in Darmstadt, wo sein Vater, der nachmalige bad. Prälat, Kirchen- und Ministerialrath Johannes B. (geb. 28. Aug. 1767 zu Heidelberg, gest. 4. April 1828 zu Karlsruhe), damals reform. Prediger war. Mit diesem kam er frühzeitig nach Heidelberg, wo er das Gymnasium besuchte und 1815 zur Universität überging, um sich philol. Studien zu widmen. Nachdem er sich im Herbst 1819 bei letzterer habilitirt, erhielt er 1821 eine außerord., 1826 eine ord. Professur. Zu dieser Zeit beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Kritik und Erklärung des Plutarch. Als Frucht dieser Studien erschienen die mit reichhaltigen Commentaren versehenen Ausgaben des «Alcibiades» (Heidelb. 1822) und des «Philopoimen, Flaminius, Pyrrhus» (Lpz. 1826). Außerdem sammelte und erläuterte er die Bruchstücke des «Ktesias» (Frankf. 1824). Größere Aufmerksamkeit aber erregte seine durch Klarheit ebenso wie durch Vollständigkeit ausgezeichnete «Geschichte der röm. Literatur» (Karlsr. 1828; 3. Aufl., 2 Bde., 1844—45), woran sich drei Supplemente: «Die christl. Dichter und Geschichtschreiber Roms» (Karlsr. 1836), «Die christl.-röm. Theologie» (Karlsr. 1837) und «Geschichte der röm. Literatur im karolingischen Zeitalter» (Karlsr. 1840) schließen. Als B.'s zweites Haupt-

werk ist seine Bearbeitung des «Herodot» (4 Bde., Lpz. 1832—35; 2. umgearbeitete Aufl., 4 Bde., Lpz. 1855—61) zu betrachten, in welcher namentlich die Sacherklärung ausgezeichnet behandelt ist. Außerdem hat B. noch eine Anzahl kleinerer Schriften und zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften und. encyklopäd. Werken geliefert. Seit 1821 nahm er thätigen Antheil an den «Heidelberger Jahrbüchern», die er seit 1834 mit Schlosser und Muncke, seit 1847 aber allein redigirt. Seit 1833 steht B. an der Spitze der Universitätsbibliothek, um die er sich vielfache Verdienste erworben. Daneben ward ihm auch 1839 als Ephorus die oberste Leitung des Lyceums sowie 1845 die Direction des Philologischen Seminars übertragen.

Bahrdt (Karl Friedr.), ein bekannter Theolog, geb. 25. Aug. 1741 zu Bischofswerda in Sachsen, der Sohn des als Professor der Theologie und Superintendent 1775 zu Leipzig verstorbenen Joh. Friedr. B., besuchte die Schulen zu Leipzig und Pforta und dann die Universität an ersterm Orte. Mit seltenen Fähigkeiten ausgerüstet, that er sich bald hervor; aber diese frühen Erfolge erzeugten einen Geist der Unruhe und Flüchtigkeit in allen seinen Studien, der auf seine ganze literarische Laufbahn einen nachtheiligen Einfluß hatte. Er ward 1762 Katechet in Leipzig und bei der Universität als außerord. Professor der biblischen Philologie angestellt. Schon die von ihm in dieser Zeit herausgegebenen Schriften über Theologie und biblische Kritik ließen die Richtung seines Geistes und die Meinungen wahrnehmen, die ihn in der Folge auszeichneten. Sein Talent als Kanzelredner hatte ihm bereits bedeutende Theilnahme erworben, als die in die Oeffentlichkeit gelangte Kunde von den Folgen seines unerlaubten Umgangs mit dem weiblichen Geschlechte ihn nöthigte, 1768 Leipzig zu verlassen. Er begab sich nach Erfurt, wo er als Professor der Philosophie und der hebr. Alterthümer angestellt wurde, erwarb sich 1769 in Erlangen die theol. Doctorwürde und erlangte dadurch das Recht, theol. Vorlesungen zu halten. In Erfurt schrieb er die «Briefe über die systematische Theologie» (2 Bde., Eisenach 1770—72) und, ohne sich zu nennen, die «Wünsche eines stummen Patrioten» (Erf. 1770), zwei Werke, deren heterodoxe Sätze ihn in heftige Streitigkeiten verwickelten. Die theol. Facultät zu Wittenberg erklärte ihn wegen seiner Lehren für absetzungswürdig, während die göttinger minder ungünstig über ihn urtheilte. Mancherlei Unannehmlichkeiten machten ihm indeß in Erfurt den Aufenthalt bald unerträglich. Er ging 1771 nach Gießen, wo er ebenfalls theol. Vorlesungen hielt und mit Beifall predigte; doch seine heterodoxen Meinungen und der Haß der Geistlichkeit, die er zu wenig schonte, zogen ihm auch hier bald neue Händel zu. Sein persönliches Betragen, das nie regelmäßig gewesen, brachte ihn überdies um die öffentliche Achtung. Er nahm daher 1775 die Einladung an, die zu Marschlins in Graubündten unter dem Namen eines Philanthropins bestehende Erziehungsanstalt zu leiten, blieb aber daselbst wegen Zerwürfniß mit dem Vorsteher nur ein Jahr und ging dann als Generalsuperintendent nach Dürkheim im Fürstenthume Leiningen-Dachsburg. Aber auch hier war sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Er ließ sich 1777 das unbewohnte Schloß zu Heidesheim bei Worms einräumen, um eine dem Philanthropin ähnliche Anstalt zu errichten, die aber, übel organisirt und geleitet, nicht bestehen konnte. In dieser Zeit veranlaßte die zweite Ausgabe seiner von seltener Frivolität zeugenden Uebersetzung des Neuen Testaments einen Urtheilsspruch des Reichshofraths, der ihn für unfähig erklärte, irgendein geistliches Amt zu verwalten, und ihm verbot, im ganzen Reiche etwas im Druck herauszugeben, bevor er nicht die in seinen frühern Schriften ausgesprochenen religiösen Meinungen widerrufen habe. Aller Aussichten beraubt, fand er eine Zuflucht in den Ländern des Königs von Preußen. Er ging 1779 nach Halle, wo er sein Glaubensbekenntniß herausgab, in welchem er weniger als je die Orthodoxie und die Geistlichkeit verschonte. Seine Lehre war ein reiner Deismus, der hauptsächlich die Wunder verwarf. Auch gehörte die Unsterblichkeit der Seele nicht zu seinen positiven Sätzen. Zu Halle las er über Philosophie, Rhetorik und alte Sprachen und setzte zugleich seine theol. Arbeiten fort. Aus dieser Zeit stammen z. B. die «Briefe über die Bibel im Volkston». Sein Ruf verschaffte ihm auch in Halle viele Zuhörer; aber sein streitsüchtiger Geist zog ihm auch neue Widerwärtigkeiten von seiten der Geistlichen zu. Er verließ die Stadt, um eine halbe Stunde davon einen Weinberg zu beziehen, wo er die Rolle eines Gastwirths übernahm und bald ehemalige Zuhörer sowie Neugierige durch seinen Ruf herbeizog. Das ärgerliche Leben, welches er hier führte, sowie die beiden Schriften, «Das Religionsedict», ein Pasquill auf das preuß. Religionsedict von 1788, und «Die deutsche Union», worin er den Vorschlag zu einer religiösen Verbindung machte, der sowol die Theologen als die Regierung beunruhigte, verwickelten ihn in eine Untersuchung, in deren Folge er zu zweijähriger Festungshaft in Magdeburg verurtheilt wurde, die jedoch der König auf die Hälfte

herabsetzte. In dieser Zeit ließ Kotzebue unter Knigge's Namen die berüchtigte Schrift, «D. Barth mit der eisernen Stirn», erscheinen. B. benutzte die Zeit der Haft, die «Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und seiner Schicksale» (4 Bde., Berl. 1790) zu schreiben. Nach wiedererlangter Freiheit lebte er wieder in Halle und starb daselbst 23. April 1792. Er sprach und schrieb mit einnehmender Leichtigkeit; aber seine Werke, selbst die streng wissenschaftlichen, verrathen Mangel an Kenntnissen.

Bahreininseln oder Avâlinseln heißt eine Gruppe von Inseln auf der arab. Seite des Persischen Meerbusens, innerhalb einer Bai, welche im SO. die mit dem Râs (Cap) Rekkan oder Aufir auslaufende Halbinsel El-Bahrein und im NW. das Râs Tannurah bei El-Châtif begrenzen. Die bedeutendste dieser Inseln, Bahrein oder Aval, hat der Gruppe den Namen gegeben. Nordöstlich von ihr liegt das viel kleinere Eiland Arad. Beide sind die fruchtbarsten, wasserreichsten und gesündesten Inseln des Persischen Golfs und gelten, inmitten einer reichen Perlenbank gelegen, mit Recht als das arab. Eldorado, auf dem sich Araber und Banianen großartiges Vermögen erworben haben. Die Insel Bahrein erstreckt sich 6—7 M. von N. nach S., mit einer größten Breite von 2 M., ist im Innern etwas gebirgig, an den Küsten aber sehr flach und von vielen Sandbänken umgeben, welche bei niedrigem Wasserstande trocken liegen. Der von vielen süßen Quellen getränkte Boden ist außerordentlich ergiebig, wenngleich nur theilweise gut angebaut, und liefert viel Datteln, Mandeln, Limonen, Granatäpfel, Wein, Feigen, Weizen und Gerste. Bemerkenswerth ist, daß um Bahrein auf dem Meeresgrunde süßes Wasser stark hervorquillt, welches Taucher in Schläuchen schöpfen, um damit Schiffe zu verproviantiren. Man zählte sonst auf der Insel 36 Ortschaften, von denen die Hälfte durch die fortdauernden Fehden vernichtet worden ist. Außer 15 Ortschaften gibt es jetzt noch 2 Städte, das ältere und mehr im Innern gelegene Ruffin und das neuere Manama, die Hauptstadt, am nordöstl. Ende der Insel, mit etwa 40000 E. Sie ist gut gebaut, besitzt einen reichen Bazar und große Karavanserais zur Aufnahme der zahlreichen Kaufleute, welche zur Zeit der Perlfischerei sich hier einfinden. Nördlich von ihr liegt ein guter Hafen, der jedoch schwer zugänglich ist; sicherer ist der kleinere, südöstlich liegende. Beide werden zum Theil durch Arad, die zweite Insel, gebildet, welche so flach, daß sie bei hohem Wasserstande als in zwei getheilt erscheint. Am südwestl. Ende derselben liegt Maharadsch. Ihren Ruhm und ihre große Bedeutung verdanken die Inseln dem gewinnreichen Betriebe der Perlfischerei, deren Mittelpunkt Bahrein selbst ist. Die Perlbänke erstrecken sich jedoch in einer Ausdehnung von über 65 M. von den Biddulfsinseln südöstlich bis Schardscha. Die Perlfischerei wird von der Bevölkerung in den Monaten Juni bis Sept. betrieben, wo das Wasser hinlänglich warm ist. Die Insel Bahrein schickt 3500 Boote aus, von denen 2500—3000 auf die Hauptstadt allein kommen; die pers. Küste schickt 100 und etwa 700 die Piratenküste sammt den Ortschaften zwischen Bahrein und dem Râs Musendom. Der Handel mit den Muscheln wird sogleich an Ort und Stelle gemacht; gegen drei Viertheile kaufen die Hinduhändler, der Rest geht nach Europa, Arabien und Persien. Der Ertrag beläuft sich nach der Schätzung der Engländer auf 3—400000 Pfd. St., nach Abzug der mancherlei Gebühren, welche den beaufsichtigenden Scheikhs und Gouvernementsschiffen zu entrichten sind. Die Inseln waren schon den Alten bekannt. Die Portugiesen, von deren Herrschaft einige Ruinen am Hafen zeugen, besetzten die Insel Bahrein 1507 bald nach der Eroberung von Ormuz und trieben die einträgliche Perlenfischerei auf eigene Rechnung. Nachdem ihnen Schah Abbas I. 1622 Ormuz entrissen, mußten sie auch Bahrein aufgeben, um dessen Besitz nun Perser (Schah Nadir eroberte sie 1735) und Araber stritten, bis ein Stamm der letztern, die Athubis, sich 1784 der Insel bemächtigten.

Bahrrecht (Blutprobe, jus feretrii). Bei Anklagen wegen Todtschlags oder Mordes wurde im Mittelalter, wenn der Angeschuldigte leugnete, der Leichnam auf einer Bahre vor Gericht gebracht und jener genöthigt, die offene Wunde zu berühren. Fing dieselbe zu bluten an, so betrachtete man die Anklage als durch Gottesurtheil erwiesen oder hielt sie weiterhin wenigstens für so wahrscheinlich, daß der Angeklagte zur Erpressung eines Geständnisses gefoltert werden konnte. Dagegen war es ein Anzeichen der Unschuld, wenn sich die Wunde bei der Berührung nicht veränderte.

Bähung nennt man sowol den Act der Anwendung von feuchter Wärme auf irgendeinen äußern Theil des erkrankten Körpers zur Erreichung eines Heilzwecks (fomentatio), als auch die besondere Form oder Gestalt, in welcher die feuchte Wärme angewendet wird (fomentum). Diese Begriffe werden aber weder im gemeinen Leben noch auch von den Aerzten festgehalten, vielmehr der Ausdruck B. auf die örtliche Anwendung von Wärme und Kälte überhaupt über-

tragen, und so spricht man von feuchten und trockenen, warmen und kalten B. Bei den **feuchten** B. wird die Flüssigkeit nicht unmittelbar angewendet, sondern man tränkt damit Tücher, Leinwand, Flanell, Schwamm und legt diese auf. Dies nennt man im engern Sinne **bähen**, zum Unterschied von Umschlägen, d. h. feucht gemachten breiigen Substanzen (Kataplasmen). Zur **trockenen** B. bedient man sich erwärmter Tücher, eingehüllten warmen Sandes, warmer Asche und verschiedener Kräuter in Gestalt der Kräuterkissen.

Bai wird jede Einbiegung des Meeres in das Land genannt. Die B. unterscheidet sich durch geringern Umfang vom **Meerbusen** und **Golf** und durch größern von der **Bucht**. Am häufigsten trifft man die Baibildung an den Küsten, welche von einem Parallelgebirge begleitet werden, dessen Seitenäste mit Vorgebirgen ins Meer springen.

Baidár, ein Tatarendorf mit zwei Moscheen und 195 E. auf der Halbinsel Krim, im Kreise Jalta des russ. Gouvernements Taurien, 3½ M. im SO. von Sewastopol und 2 M. im OSO. von Balaklawa, an dem Bache B., welcher der in den Hintergrund der Rhede von Sewastopol mündenden Tschernaja zufließt, ist der Hauptort des fruchtbaren und überaus reizenden **Baidárthales**. Dieses bildet einen fast ovalen, 2²/₇ M. langen und 1³/₇ M. breiten, überall von eichen- und buchenbewachsenen Bergen eingeschlossenen und von den Quellbächen der Tschernaja wohlbewässerten Kessel. Im S. steigt das hohe, steil zum Meere abfallende Küstengebirge auf, über dessen Kamm eine für leichtes Fuhrwerk brauchbare Straße nach Phoros am Meere gebahnt ist. Im O. erheben sich die steilen Wände der Jaila (Alp) von Ussundschi an den Quellen der Tschernaja; im N. unzugängliche Bergzüge, jenseit deren die Thäler von Usenbasch und Aithodor liegen; im NW. das zerrissene Kalkgebirge, durch welches die Tschernaja den Ausweg in das Flachland findet. In dem Kesselthale selbst gedeihen die edlern Obstarten des Südens, Pfirsichen, Aprikosen, Granaten und Mandeln. Villen und Schlösser russ. Großen, die hier die gute Jahreszeit verleben, Tatarendörfer, unter dem Laube ihrer reichen Fruchtgärten, schöne Laubwälder, frische Matten, reiche Kornfelder, alles dies vereinigt sich in dem Rahmen eines stattlichen Waldgebirgs. Während der Belagerung von Sewastopol hatten die Russen dieses Thal mit einer starken Truppenabtheilung besetzt, um von hier aus die Flanke und die Verbindung der Verbündeten mit Balaklawa zu bedrohen.

Baiern (zufolge eines Regierungserlasses König Ludwig's I. officiell **Bayern** zu schreiben), der größte der vollständig zu Deutschland gehörenden, sonst aber der drittgrößte der deutschen Bundesstaaten, wurde 1806 zum Königreich erklärt und umfaßt gegenwärtig ein Areal von 1384,98 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 4,689837 E. (3. Dec. 1861). Der Staat besteht aus zwei an Größe sehr ungleichen, geographisch getrennten, aber gutgerundeten Gebietstheilen, von denen der östliche größere im N. von Sachsen, den Fürstenthümern Reuß und den sächs. Herzogthümern, im W. von Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Baden und Würtemberg begrenzt, im O. und S. aber vollständig von Oesterreich umfaßt wird, während der westliche, bei weitem kleinere, die Pfalz oder nach seiner Lage auch **Rheinbaiern** benannt, im N. von Hessen-Darmstadt, im W. von Rheinpreußen und homburg. Gebiet, im S. von Frankreich umgeben und im O. durch den Rhein von Baden geschieden wird. Die Gesammtlänge der Grenzen beträgt 316,3 M. Das Königreich schließt ungefähr 100 verschiedene Gebiete oder Gebietstheile aus der Zeit des Deutschen Reichs, nach dessen Bestande zu Ende des vorigen Jahrhunderts, in sich. So begreift der östl. Theil, außer dem alten Kurfürstenthum B., die ehemals preuß. Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, die Bisthümer Bamberg, Würzburg, Freising, Augsburg, Eichstädt und Passau, viele ehemalige Freie Reichsstädte (Nürnberg, Augsburg, Schweinfurt, Memmingen, Nördlingen, Kaufbeuren u. s. w.) und reichsritterschaftliche Besitzungen, 13 Abteien (Kempten, Elchingen, Ursberg u. s. w.), während Rheinbaiern aus Theilen von Kurpfalz, dem ehemaligen Herzogthum Zweibrücken, der freien Stadt Speyer, Theilen der Bisthümer Speyer und Worms, den Besitzungen vieler kleiner Fürsten und einigen von Frankreich abgetretenen Theilen zusammengesetzt ist. Von den acht Kreisen oder Regierungsbezirken, in welche B. zerfällt, kommen Oberbaiern mit 311,4 Q.-M. und 779991 E., Niederbaiern mit 194,25 Q.-M. und 575338 E., Oberpfalz und Regensburg mit 174,32 Q.-M. und 485895 E. auf die altbair. Lande, Oberfranken mit 124,22 Q.-M. und 516743 E., Mittelfranken mit 138,15 Q.-M. und 545285 E., und Unterfranken und Aschaffenburg mit 161 Q.-M. und 601758 E. auf den ehemaligen Fränkischen Kreis, wogegen der Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg mit 173,8 Q.-M. und 576758 E. Gebietstheile des ehemaligen Schwäbischen Kreises des Deutschen Reichs umfaßt. Die Pfalz oder Rheinbaiern mit 107,87 Q.-M. und 608069 E. bildet den achten Kreis des Königreichs.

Das Land. Die östl. Hauptmasse B.s wird durch die Thalrinne der Donau in Nordbaiern und Südbaiern zerlegt, von denen letzteres dem Alpensystem, ersteres den rhein. und hercynischen Gebirgssystemen angehören. Südbaiern besteht wiederum aus einer Alpen- und einer Flachlandszone, die ungefähr durch eine vom Bodensee nach Laufen an der Salza gezogene Linie geschieden sind. Die bair. Alpenregion gliedert sich durch die Thalspalten des Lech und des Inn in drei Hauptmassen, deren westlichste, zwischen Bodensee und Lech, die Algäuer Alpen bilden, die innerhalb der bair. Grenzen im Hochvogel bis 8851 bair. F. aufsteigen. Den mittlern Theil, zwischen Lech und Inn, erfüllen die Parallelketten der eigentlichen Bairischen Alpen, deren Central- und Hauptstock, der Wetterstein und das zum größten Theile Tirol angehörige Karwändelgebirge, in zwei kolossalen Bogen den Ursprung der Isar umschließen, west- und ostwärts kleinere Gewässer zur Loisach entsenden und den höchsten Gipfel des ganzen bair. Alpenlandes, den Zugspitz von 10094 F. Höhe, tragen. Nördlich anliegende Glieder der Bairischen Alpen sind das Ampergebirge zwischen Isar und Loisach um die Quellen der Ammer, das Esterngebirge nordwärts vom Partenkirchener Thallande, das Isarwinkelgebirge mit der 6115 F. hohen Benedictenwand, und jenseit der Isar nach dem Inn zu das Mangfallgebirge, das sich um schöne Seen gruppirt und seinen höchsten Gipfel im Wendelstein (6303 F.) besitzt. Das dritte, östl. Glied der Alpenregion bildet der bair. Antheil der Salzburger Alpen zwischen Inn und Salza, das sich durch die Thalfurchen des Achen und der Saalach wiederum in die drei Stöcke des Priengebirgs im W. des Achen, des Traungebirgs zwischen Achen und Saalach und des Königsseegebirgs zwischen Saalach und Salza gliedert. Letzteres besteht in einem Kranze gewaltiger Alpengipfel (der Watzmann 9197 F.), welche den Königssee umlagern und das Gebiet der ehemaligen Aebte von Berchtesgaden, ein abgeschlossenes Ländchen voll schweizer Naturscenen, erfüllen. Unmittelbar an den Nordfuß der Bairischen Alpen und zum Theil zwischen dieselben hineingreifend, lehnt sich das südbair. Flachland oder die Schwäbisch-Bairische Hochebene (nächst der castilianischen die höchste Europas) an, die im W. durch die Thalfurche der Iller vom oberschwäb. Hochland, im O. durch Inn und Salza gegen das österr. Donaustufenland abgeschlossen wird, ein mittleres Niveau von 1746 F. (München) hat und sich im allgemeinen von S. nach N. sowie zugleich auch von W. nach O. abdacht. Auf der Hochebene lassen sich wiederum drei Zonen unterscheiden, von denen die obere oder die der Seelandschaften sich unmittelbar an den Fuß der Alpen lagert und theilweise zwischen deren Zweigen hineingreift, die mittlere mit ihren Hügelreihen zwischen den großen Thalweitungen vielfach bis hart an die Donau heranreicht und die untere Zone die Donauebenen umfaßt, welche zum Theil in sog. Mösern bestehen.

Andere Formen zeigt das Relief des bair. Landes im N. der Donau. Hier erhebt sich an der Ostgrenze der Böhmerwald (s. d.), der mit seinem südwestl. Theile, dem Baierwald oder Bairischen Wald, zwischen Regensburg und Passau hart an den Stromlauf herantritt und im Arber (5035 F.) und Rachel (4964 F.) in B. seine höchsten Gipfel trägt. Die Nordostecke des Landes erfüllt das Fichtelgebirge (s. d.), das seine bedeutendsten Erhebungen, den Schneeberg (3642 F.) und den Ochsenkopf (3528 F.) ebenfalls innerhalb der Landesgrenzen hat. Im NW. desselben erhebt sich das Schieferplateau des Frankenwaldes, eine einförmige, wellige, von wenigen sanftansteigenden Kuppen überhöhte, rauhe und bewaldete Hochfläche, die sich in einer Länge von 6—8 M. und einer Breite von 4—5 M. zwischen Truschnitz und Leutenberg erstreckt, durchschnittlich 1500—2200 F., in ihrer höchsten Kuppe, dem Döbra, bis 2716 F. erhebt und theilweise auch zu Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt und Reuß gehört. Im nördlichsten, zwischen Thüringen und Hessen hinaufgreifenden Theile B.s erhebt sich die Rhön (s. d.), deren Hauptmasse mit dem ganzen Südost- und Osthange nebst den höchsten Gipfeln des Gebirgs, der Großen Wasserkuppe (3231 F.), dem Heiligenkreuzberg (3136 F.) u. s. w., innerhalb der Landesgrenzen fällt. Südlich der Rhön, in der großen westl. Südbiegung des Main, zwischen Gemünden, Obernburg und Aschaffenburg, breitet sich die waldreiche Hügellandschaft des Spessart (s. d.) aus, deren bedeutendste Erhebung der Geiersberg (2043 F.) ist. Im S. und W. der erwähnten Mainbiegung sendet der Odenwald Zweige nach B. herüber. Das Innere Nordbaierns zeigt zwei Erhebungen, welche zu beiden Seiten der Regnitz streichen, hier wie dort die Wasserscheide zwischen Main und Donau bilden und den großen, von der Regnitz und deren Quell- und Zuflüssen bewässerten fränk. Thalkessel umkränzen. Die westl. dieser Erhebungen ist die Frankenhöhe, deren einzelne Theile jedoch verschiedene Namen führen. Sie trennt die Zuflüsse der Wörnitz, Altmühl und Regnitz von denen der Tauber und Jagst (Jaxt), und schließt sich südlich durch das Herdtfeld an die

Rauhe Alp, während sie sich nordwärts im Steigerwald bis zum Main (bei Haßfurth) fortsetzt. Der Steigerwald erhebt sich im Frankenberg bis 1500 F. und fällt nach W. zu steil zur 2—3 M. breiten Mainebene ab, während er nach O. zu allmählich sich zum Rednitz- und Regnitzthale abdacht. Die zweite Erhebung im O. der Regnitz und des fränk. Thalkessels ist der Fränkische Jura, nach seiner geognostischen Beschaffenheit so genannt, der in zwei Arme zerfällt, von denen der eine von der Wörnitz nordöstlich bis Regensburg streicht, der andere, bei Regensburg nach N. umbiegend, zwischen Regnitz und Nab bis zum Main bei Lichtenfels zieht. Die Fränkische Schweiz mit ihren Höhlen bildet den nördl. Theil desselben. Zwischen der Frankenhöhe einerseits, dem Spessart und Odenwald andererseits, erstreckt sich eine Plateaubildung, in welcher Tauber, Mudau, Mümling, Jagst, Kocher und der Main selbst (zwischen Ochsenfurt, Gemünden, Miltenberg) in tiefeingerissenen Thalfurchen hinfließen. Auf der andern Seite der Regnitz entspricht dem eine ähnliche Landschaft, das Plateau der Oberpfalz, das sich östlich des Fränkischen Jura bis zum Böhmerwald ausbreitet, von den verschiedenen Quell- und Zuflüssen der Nab durchfurcht wird und an der Mündung der letztern den Thalkessel von Regensburg freiläßt. Im N. des Main steigt das Land in flachen Stufen allmählich zum Thüringerwald und Frankenwald hinauf. Ueber die Bodengestaltung der Pfalz, s. Rheinbaiern.

Der größte Theil der östl. Hauptmasse B.s gehört dem Stromgebiet der Donau an, die, soweit sie im Lande fließt, schiffbar ist. Ihr gehen von S. her in langgestreckten Läufen die Iller, der Lech, die Isar und der Inn zu, während sie von N. her die Wörnitz, dann aus der Nähe die Altmühl, die Nab und den Regen empfängt. Die fränk. Lande fallen vorzugsweise dem Stromgebiet des Main zu, der in seinem ganzen obern und mittlern Laufe B. angehört und von S. her die Regnitz, aus N. die Rodach, die Itz, die Fränkische Saale und die Sinn aufnimmt. An den Gebieten der Elbe und Weser hat B. einen sehr geringen Antheil, indem Zuflüsse derselben nur in der äußersten Nordost- und Nordwestecke des Landes, dort für die Elbe die Saale, hier für die Weser die Fulda und Ulster entquellen. Die Südwestecke entsendet kleine Gewässer unmittelbar zum großen Becken des Rhein (Bodensee), welchem Rheinbaiern in seiner größern Hälfte unmittelbar, in seiner kleinern durch Vermittelung der Nahe und Saar angehört. Vom Bodensee besitzt B. den nordöstl. Theil. Die schönen Seen in Oberbaiern liegen theils in der Alpenregion selbst, theils am Fuße derselben auf der obern Stufe des bair. Hochlandes. Dem Gebiet der Iller gehören der Alpsee, der Niedersonthofener und der Salzberger See an. Während die Alpenseen des Lechgebiets einen geringen Umfang haben, sind die des Isar- sowie des Inngebiets nicht nur die bedeutendsten, sondern auch in Bezug auf landschaftliche Umgebungen die schönsten. Dahin gehören im Gebiet der Isar der Walchensee (2 St. lang, 1½ St. breit, mit 4795 Tagewerk Flächeninhalt), der Kochelsee (2854 Tagewerk), der Staffelsee (¾ St. lang, ½ St. breit), der Ammersee (13292 Tagewerk), der Würm- oder Starnbergersee (16697 Tagewerk), im Gebiet des Inn der Tegernsee (2685 Tagewerk), der Chiemsee (27248 Tagewerk, der größte von allen), der Königs- oder Bartholomäussee (3870 Tagewerk) und der Wagingersee (5372 Tagewerk). Nord- und Rheinbaiern haben keine Seen aufzuweisen. Ebenfalls Südbaiern eigenthümlich sind die ausgedehnten Moorstrecken, hier Möser genannt, deren man zwei Hauptgruppen unterscheidet, eine nördliche im Thale der Donau (Ulmerried, Donaumoos und Breitfeldmoos) und eine südliche an den Zuflüssen derselben (Dachauermoos und Erdingermoos). An Mineralquellen besitzt B. ebenfalls einen großen Reichthum, am meisten in den Gebirgsgegenden der Kreise Oberfranken, Unterfranken und Oberbaiern. Am bekanntesten sind die Eisen- und Stahlquellen Alexandersbad, Bocklet, Brückenau, Steben; die Schwefelquellen Kreuth und Wipfeld; die Kochsalzquellen Kissingen, Reichenhall und Dürkheim; die Säuerlinge Heilbrunn, Kissingen, Wiesau u. s. w.

Das Klima B.s ist im allgemeinen gemäßigt und gesund. Während die mittlere Temperatur in dem ostrheinischen Theile des Landes, mit Ausnahme etwa des Mainthals, etwas niedriger ist als die anderer deutscher Länder, hat die ganze östl. Pfalz nächst den südl. Theilen Tirols das mildeste Klima ganz Deutschlands. Wirklich rauh sowie durch tiefen Schneefall und ausdauernde Winter bekannt sind die Alpen, der Böhmerwald, das Fichtelgebirge, die Rhön und der Spessart. Der Boden ist, mit Ausnahme weniger Strecken, überall für die Cultur geeignet. B. hat einen Ueberfluß an allen Naturproducten, sämmtliche Hausthiere in Menge, ziemlichen Reichthum an Wild und Süßwasserfischen, die mitteleurop. Getreidearten in Fülle, den besten Hopfen in Deutschland, ausgedehnte und holzreiche Forste, große Schätze an Eisen, Salz, Steinkohlen und Torf, doch nur wenig edle Metalle. Von größern Raubthieren zeigen sich nur der Luchs in den Alpen.

Bevölkerung. Bei der Volkszählung vom 3. Dec. 1861 ergab sich eine Gesammtbevölkerung B.s von 4,689837 Seelen, davon 1,671905 Männer und Jünglinge (über 14 J.), 1,716620 Frauen und Jungfrauen (desselben Alters), 642623 Knaben und 658689 Mädchen waren. Das weibliche Geschlecht überwiegt somit das männliche um ein Bedeutendes (2,76 Proc.). Die Zunahme der Bevölkerung zeigt sich in B. weit geringer als in den meisten übrigen deutschen Ländern, ohne Zweifel hauptsächlich infolge der Erschwerung, welche bisher Ansässigmachung und Heirath erfuhren. Seit der ersten Zollvereinszählung von 1834 bis zu der von 1858 war die Bevölkerung um nicht mehr als 368970 Individuen gestiegen, sodaß sich die Vermehrung nur mit 0,36 Proc. jährlich bezifferte. Auch in Bezug auf die Dichtigkeit der Bevölkerung steht B. dem größten Theile der übrigen deutschen Bundesstaaten nach. Ende 1861 lebten durchschnittlich nur 3380 Menschen auf der Quadratmeile. Am bedeutendsten ist sie in der Pfalz, am geringsten in Oberbaiern; dort kommen 5635, hier nur 2505 Menschen auf eine Quadratmeile. Was die Bewegung der Bevölkerung betrifft, so kam in dem Zeitraume von 1835—62 die geringste Zahl der Trauungen (26939) auf das Theuerungsjahr 1853—54, die höchste hingegen (35257) auf das J. 1861—62. Es entfiel sonach in letzterm Jahre eine Heirath auf 133 E. Geburten fielen während jenes Zeitraums durchschnittlich 156228 auf das Jahr; die Mittelzahl der Sterbefälle betrug 129815. Die Kindersterblichkeit zeigt sich in B. ganz besonders stark; von Neugeborenen sterben stets mindestens 30 Proc., von Kindern im ersten Altersjahre 1858—59 sogar 37,3 Proc. In der Periode von 1855—60 befanden sich unter 100 Geburten nicht weniger als 22,8 uneheliche. Besondere Beachtung verdienen in B. die Verhältnisse der Aus- und Einwanderung. In dem Zeitraume von 1836—62 zählte man im ganzen nur 24176 Ein-, dagegen 244232 Auswanderer, somit der letztern über 10mal so viel als der erstern. Von den Fortgegangenen hatten 28,8 Proc. ihr Vaterland heimlich verlassen. Am stärksten hat die Pfalz durch Auswanderungen gelitten. Das Vermögen der Eingewanderten in jenem Zeitraum wurde zu 26,013347, das der Ausgewanderten (offenbar viel zu gering) zu 61,937487 Fl. angegeben. In der Pfalz allein wurden in den sechs Jahren von 1851—57 nicht weniger als 36380 Auswanderungen constatirt, worunter die enorme Zahl von 19387 heimlichen, während in derselben Zeit nur 1328 Individuen einwanderten. Die städtische Bevölkerung, die 1818 nur 9,88 Proc. betrug, hatte sich 1861 auf 13,35 Proc. gehoben, wobei freilich zu bemerken, daß verschiedene Landgemeinden den Städten zugetheilt wurden. Die größten Städte sind München mit 148201 E. (einschließlich des Militärs), Nürnberg mit 62797, Augsburg mit 45389, Würzburg mit 36119, Regensburg mit 27875, Bamberg mit 23542 E.; 14 Städte zählen zwischen 10 und 20000 E. Die Gesammtzahl der Städte betrug (nach den Veröffentlichungen von 1852) 222; dazu kamen 401 Märkte, 94 Hofmarken, 11075 Dörfer und Colonien, 11214 Weiler, 21584 Einöden und Mühlen, somit zusammen 44590 Ortschaften. Auf jedes Wohngebäude kamen 6,7 und auf jede Ortschaft 101 E.

Der Nationalität nach sind die Bewohner B.s, mit Ausnahme von etwa 60000 Juden, deutscher Abstammung. In Ober- und Niederbaiern sowie im Regensburgischen bildet der bair., in Schwaben und Neuburg der schwäb., im südwestl. Theile (am Bodensee) der alemannische, in allen übrigen Kreisen der fränk. Stamm den Grundstock. Bezüglich der confessionellen Verschiedenheit zählte man 1852: 3,241345 Katholiken, 1,253096 Protestanten, 5593 Mennoniten und andere Christen, und 56158 Juden. Die meisten Protestanten wohnen in Mittel- und Oberfranken und in der Pfalz. Fast ganz katholisch sind Nieder- und Oberbaiern. Die Juden finden sich am zahlreichsten in Unterfranken (15848), der Pfalz (15636) und Mittelfranken (10674). Es gab 1852 im ganzen Königreiche 5991 kath. Weltgeistliche, 995 Mönche, 2331 Nonnen. Nach derselben Aufnahme betrug die landwirthschaftliche Bevölkerung 656960 Familien und 3,092606 Seelen; von Bergbau, Industrie, Gewerben und Handel lebten 226781 Familien mit 1,035925 Seelen; von Renten, höhern Diensten, Wissenschaft und Kunst 75053 Familien mit 250531 Seelen; der Beamtenstand zählte 35037 Familien mit 110084 Seelen; der blos von Renten lebende Adel 861 Familien mit 2704 Seelen.

Physische Cultur. B. ist von Natur vorzugsweise auf die landwirthschaftlichen Erwerbszweige angewiesen. Nach der Aufnahme von 1854 fielen 60,44 Proc. des gesammten Areals auf die landwirthschaftlich benutzte Fläche, 33,74 Proc. auf Waldungen, 5,82 Proc. auf unbebautes Land. Von der Bodencultur lebten mittelbar oder unmittelbar mehr als 67 Proc. der gesammten Bevölkerung. Der cultivirte Boden ist überwiegend dem Getreidebau gewidmet. Die Getreidecultur, über das ganze Land verbreitet, lieferte 1854 einen Ertrag von 15,562755

bair. Scheffeln. Weizen wird vorzugsweise in Niederbaiern (überhaupt der fruchtbarsten Provinz) und Unterfranken, Roggen besonders in Niederbaiern, Unter- und Mittelfranken und der Oberpfalz, Gerste in Nieder- und Oberbaiern sowie in der Oberpfalz, Hafer in Ober- und Niederbaiern gewonnen. Von hohem Belang ist der überall verbreitete, jedoch am meisten in der Pfalz und Unterfranken blühende Kartoffelbau. Dem Flachs- und Hanfbau waren (1854) 109415 Tagewerke zugewiesen. Der beste Flachs wird um Nordheim, der meiste Hanf in der Pfalz gewonnen. Oelfrucht baut man am meisten in Unterfranken und der Pfalz. Taback liefern vorzugsweise die Pfalz, nächstdem Mittelfranken; doch ist seit 1857 der Anbau im Abnehmen begriffen, sodaß 1860 nur noch 11574 Tagewerke (à 1,₃₃ preuß. Morgen) darauf verwendet wurden, die einen Ertrag von 83751 Ctrn. gewährten. Der Hopfenbau ist in steigender Entwickelung begriffen und liefert besonders in Mittelfranken (Spalt, Hersbruck) ein ausgezeichnetes Product, das einen namhaften Ausfuhrartikel abgibt. 1854 gewann man auf 32079 Tagewerken 72881 Ctr. Der Obstbau ist namentlich in der Pfalz sowie in mehrern Bezirken Frankens und Schwabens von Bedeutung, die Gärtnerei vorzugsweise in Franken (um Bamberg und Nürnberg). Wein wird besonders in der Pfalz und in Unterfranken gebaut, wo er ein zum Theil vorzügliches Product für den Export liefert. 1854 wurden auf 64894 Tagewerken 864350 Eimer gewonnen. Der Viehstand betrug: 347930 Pferde, 2,635568 Rinder, 1,234156 Schafe, 495816 Schweine, 104822 Ziegen, 202923 Bienenstöcke. Zu Gunsten der Pferdezucht wirkt das allgemeine Landgestüt, woneben noch andere Gestüte, wie zu Rohrenfeld, Bergstetten, Neuhof und Zweibrücken, bestehen. Die Rindviehzucht ist im ganzen sehr blühend und am ausgebreitetsten in den Alpen; die Schafzucht wird am besten in Mittelfranken, Ober- und Niederbaiern gepflegt. Von hoher Wichtigkeit ist für B., bei der großen Ausdehnung seiner Wälder, die Forstcultur. 1861 gab es 7,525027 Tagewerke Waldland, von denen 2,682518 im Besitze des Staats waren. Der jährliche Holzertrag sämmtlicher Forsten beläuft sich auf 2,723503 Klaftern Stamm-, 298076 Klaftern Stockholz und 527928 Wellen. Der Wildstand hat sich seit der neuen Gestaltung des Jagdrechts (1848) vermindert.

Der Bergbau wird zum kleinern Theile vom Staate, zum größern von Privatgewerken betrieben. Für den Staat werfen aber nur die Steinkohlenwerke in der Pfalz einen Reinertrag (270000 Fl.) ab, während im übrigen die fiscalischen Werke bisher mit Zubußen arbeiteten. 1860 bestanden 600, 1861 nur 549 Bergwerke, mit 3913 und 3716 Arbeitern und einer durchschnittlichen Production von $6\frac{1}{2}$ Mill. Zollctr. im Geldwerthe von nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Mill. Fl. Man zählte 1861 131 Steinkohlengruben, welche 4,428402 Ctr. im Werthe von 1,096882 Fl. förderten. Demnächst wurden 279 Eisengruben betrieben, die 1,032957 Ctr. im Werthe von 186131 Fl. lieferten. Hüttenwerke zählte man 1860 150 mit 3658 Arbeitern, 1862 nur 139, aber mit 3792 Arbeitern. Sie producirten $1\frac{1}{2}$ Mill. Ctr. im Werthe von 8,371628 Fl., die zum größten Theile auf die Eisenproduction entfielen. Der Salinenbetrieb auf 7 Salinen, davon 4 in Oberbaiern (Berchtesgaden, Reichenhall, Traunstein, Rosenheim), 2 in Unterfranken (Kissingen und Orb) und 1 in der Pfalz (Dürkheim), producirt 1,009753 Ctr. Salz zum Werthe von 4,278446 Fl. Doch liegt dieser Angabe nur der Monopolpreis, nicht der des freien Verkehrs zu Grunde. Die Production an Quecksilber (in der Pfalz), Kupfer, Antimon u. s. w. ist sehr gering. 49 Braunkohlenwerke lieferten 911403 Ctr. im Werthe von 66804 Fl. Andere Bergwerksproducte sind Ocher, Graphit, Schmirgel, Porzellanerde u. s. w. Auch Marmor, Achat, Jaspis, Granaten, Karneole u. s. w. werden gewonnen. 1861 waren 189739 Tagewerke Torflager, am ausgedehntesten in Oberbaiern und Schwaben, bekannt.

Technische Cultur. Obschon die bair. Industrie sich theilweise in blühendem Zustande befindet und in mehrern Zweigen Vorzügliches leistet, war doch bis auf die neuere Zeit ihre Entwickelung durch die bestehende Gewerbegesetzgebung äußerst behindert. Während in der Pfalz (aus der Zeit der Vereinigung mit Frankreich her) Gewerbefreiheit bestand, hemmte im östl. Landesgebiete das Zunftsystem in seiner Verbindung mit Realrecht und Ansässigkeit jede freie Bewegung. Erst durch die Gewerbeinstruction von 1862 ist wenigstens einige Erleichterung gewährt, obgleich man noch keineswegs zur Annahme des Grundsatzes der Gewerbsfreiheit gelangt ist. Das Hinderniß liegt in der Frage wegen Ablösung der vielen Realrechte. 1861 betrug die Zahl der vorherrschend für den örtlichen Bedarf beschäftigten Gewerbtreibenden und Künstler 157435 Meister und 172122 Gehülfen und Lehrlinge. In den Fabriken arbeiteten 101461 Personen, wovon 82158 männlichen Geschlechts. An Handwebstühlen waren überhaupt 48540 Personen beschäftigt. Die Zahl der Dampfmaschinen belief sich 1861 nur auf 889 mit 77889 Pferdekraft; davon kamen 353 Maschinen mit 55136 Pferdekraft auf die

Locomotiven der Eisenbahnen. Die bedeutendsten Fabrikstädte B.s sind Nürnberg mit Fürth (besonders für sog. Nürnberger Waaren), Augsburg und München. Die Weberei beschäftigt in der Rhön und im Bairischen Walde, dann insbesondere in Augsburg (Woll-, Damast- und Seidenwaaren), Landsberg, Nördlingen u. s. w. viele Hände. Die Gerbereien sind sowol in Betreff ihrer Zahl als durch die Güte ihres Erzeugnisses (Kalbleder von Bamberg) von Bedeutung. Berühmt sind die Metallwaaren von Nürnberg und Fürth, die Nadlerarbeiten von Schwabach, die Glaswaaren von Theresienthal, die Holzschnitzarbeiten aus dem Ammergau und Berchtesgaden, die optischen Instrumente von Ertl, Frauenhofer und Steinheil. Ausgezeichnete Maschinenfabriken gibt es in Nürnberg (Cramer-Klett), München (Ertl und Maffei), Augsburg, Oberzell bei Würzburg (König und Bauer). Die Tabacksfabrikation blüht besonders in der Pfalz und in Mittelfranken. In der Bierbrauerei steht B. in quantitativer wie in qualitativer Beziehung allen andern Staaten des Continents voran.

Handel. Der Handel B.s, als eines Binnenlandes, ist nicht von hervorragender Bedeutung und beschränkt sich vorzugsweise auf den innern Güterumsatz. Nur einige Städte, wie Augsburg, Nürnberg, Fürth, Bamberg, Schweinfurt, Kitzingen, Würzburg, Ludwigshafen, stehen auch mit dem Auslande in lebhaftem Verkehr. Zu den Gütern, welche zur Ausfuhr gelangen, gehören besonders Getreide, Hopfen, Vieh, Wolle, Wein, Bier, Nadeln, Maschinen, optische Instrumente, Nürnberger Waaren, Holzschnitzereien u. s. w. Die größern Städte des Landes, wie München, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Passau, Würzburg, Bamberg, Hof, Schweinfurt, Fürth u. s. w. sind von Wichtigkeit für den innern Verkehr. Der Hopfenhandel wird durch sieben Hopfenmärkte begünstigt. Große Getreidemärkte werden zu München, die größten Viehmärkte zu Sonthofen und Quirnbach (in der Pfalz), große Wollmärkte in Augsburg gehalten. 1861 beschäftigte der Handel 41848 Personen, die Schiffahrt 3147, der Landtransport 4482. Gast- und Schenkwirthe zählte man 22186, wozu noch 13227 Bedienstete kamen. Die Anstalten für den literarischen Verkehr beschäftigten 2784 Personen.

Verkehrsmittel. An guten Verkehrsmitteln hat B. keinen Mangel. Ohne die Gemeindewege gab es 1857 im ganzen Königreiche 4572 Stunden Landstraßen, von denen 1877 auf Kosten des Staats unterhalten wurden. Der Flußschiffahrt dienen die Donau, der Rhein, der Main, die Regnitz, der Inn und die Salzach sowie der Ludwigskanal (s. d.), welcher den Main mit der Donau verbindet. Die Donau befahren die Dampfer der Oesterreichischen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Die wichtigsten Donauhäfen B.s sind Donauwörth, Regensburg und Passau. Den Rhein befährt die Bairisch-Pfälzische Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu Ludwigshafen. Letzterer ist der wichtigste Stromhafen der Rheinpfalz. Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee (wo Lindau Hafenort ist) wird vom Staate besorgt; doch fahren hier auch bad., würtemb. und schweiz. Dampfer. In Bezug auf Eisenbahnen ist B. der erste deutsche Staat, der eine Locomotiveisenbahn ins Leben treten sah: die kurze Bahn von Nürnberg nach Fürth, eröffnet 7. Dec. 1835. Seitdem hat sich das bair. Eisenbahnwesen in großartigster Weise ausgebildet, und zwar nach einem gemischten System, indem in den Kreisen diesseit des Rhein Staats- und Privatbahnen nebeneinander bestehen, in Rheinbaiern aber nur Privatbahnen zu finden sind. Von Staatsbahnen waren Ende 1863 im Betrieb: 1) die Ludwigs-Südnordbahn von der sächs. Grenze bei Hof über Bamberg und Augsburg nach Lindau am Bodensee, 76 M. lang, erbaut 1844—53; 2) die Ludwigs-Westbahn von Bamberg über Würzburg und Aschaffenburg bis zur hess. Grenze, bei Kahl, 27,9 M. lang, erbaut 1852—54; 3) die Maximiliansbahn von der würtemb. Grenze bei Ulm über München und Rosenheim bis zur österr. Grenze bei Salzburg, mit einer Zweigbahn von Rosenheim bis zur österr. Grenze bei Kiefersfelden unweit Kufstein, erbaut 1839—40 (München-Augsburg als Privatbahn) und 1853—60, 44,9 M. lang; 4) die Zweigbahn von Lichtenfels bis zur Landesgrenze bei Koburg, eröffnet 1859, über 1 M. lang; 5) die Zweigbahn von Nördlingen bis zur würtemb. Grenze, noch nicht 1 M. lang, eröffnet 1863. Dies gibt zusammen fast 151 M., von denen aber fast 5,7 M. verpachtet sind. Die Bahn von Ansbach nach Würzburg (genehmigt 1861, 12 M.) ist seit 1. Juli 1864 eröffnet. Der Bau folgender Bahnen war im Frühjahr 1864 beschlossen: 1) von Nürnberg über Fürth und Kitzingen nach Würzburg (genehmigt 1861, 12,7 M.); 2) von Würzburg bis zur bad. Grenze bei Giebelstadt, in der Richtung nach Heidelberg (genehmigt 1861, zu eröffnen 1866, 4,6 M.); 3) von München über Ingolstadt nach Pleinfeld mit einer Zweigbahn von Treuchtlingen nach Gunzenhausen; 4) von München über Mühldorf und Neuötting bis zur österr. Grenze bei Braunau oder Schärding; 5) die Zweigbahn von Freilassing nach Reichenhall, und 6) von Lindau bis Bregenz. Die vier letzten Bahnen sind 1863 genehmigt

worden. Privatbahnen unter Staatsverwaltung bestanden Ende 1863: 1) von Pasing (bei München) nach Starnberg, 2,8 M., eröffnet 1854 (eine 6—7 M. lange Verlängerung dieser Bahn nach Peissenberg und Pensberg war im Bau begriffen); 2) von Neuenmarkt nach Baireuth, 2,8 M., eröffnet 1853; 3) von Gunzenhausen nach Ansbach, 3,6 M., eröffnet 1859; 4) von Hochstadt nach Stockheim, 3,3 M., eröffnet 1861—63; 5) von Holzkirchen nach Miesbach, 2,34 M., eröffnet 1861; 6) von Ulm nach Kempten (Illerthalbahn), 11 M., eröffnet 1862—63; 7) von Hof über Asch nach Eger, 7,9 M., im Bau seit 1863. In Staatsverwaltung standen somit Ende 1863 gegen 165 M. Privatbahnen mit selbständiger Verwaltung waren vorhanden: 1) die Ludwigsbahn von Nürnberg nach Fürth, etwas über 4/5 M., eröffnet 7. Dec. 1835; 2) die Pfälzische Ludwigsbahn von Ludwigshafen über Schifferstadt, Neustadt a. d. Hardt, Kaiserslautern, Homburg nach Bexbach an der preuß. Grenze, mit drei Zweigbahnen: von Ludwigshafen über Frankenthal nach der hessen-darmstädt. Grenze bei Worms, von Schifferstadt über Speier nach Germersheim und von Homburg nach Zweibrücken, zusammen fast 21 M., eröffnet 1847—57 und 1864; 3) die Pfälzische Maximiliansbahn von Neustadt a. d. Hardt über Landau und Winden bis zur franz. Grenze bei Weißenburg, mit einer Zweigbahn von Winden bis an den Rhein bei Maximiliansau (zur Verbindung der pfälz. und bad. Eisenbahnen), 8½ M., erbaut 1855 und 1864; 4) die Bairischen Ostbahnen von Nürnberg über Amberg, Schwandorf, Regensburg, Geiselhöring, Landshut nach München, mit drei Zweigbahnen: von Schwandorf über Weiden nach Baireuth, von Schwandorf über Cham nach Furth an der böhm. Grenze zum Anschluß an die Böhmische Westbahn, und von Geiselhöring über Straubing nach Passau zum Anschluß an die Kaiserin-Elisabeth-Bahn, zusammen 74½ M., erbaut 1858—63 (im Bau befand sich 1864 noch die Zweigbahn von Weiden über Waldsassen nach Eger, 8 M. lang); 5) noch im Bau begriffen war 1864 die Bahn von Neustadt a. d. Hardt nach Dürkheim, 2 M. lang. Am 1. April 1864 wurden in B. überhaupt 281⅔ M. Eisenbahn befahren; im Bau oder gesichert waren außerdem über 70 M. Staatsbahnen und 27 M. Privatbahnen, also in runder Zahl 100 M. Mit Ausnahme von etwa 30 M. (von Ludwigshafen bis Bexbach, von München bis Augsburg und auf sechs kurzen Staatsbahnstrecken) haben alle Bahnen nur Ein Gleis.

Telegraphenlinien waren 1862 277½ M. mit 550 M. Drahtleitungen vorhanden, aber nur 44 Stationen außer den Bahntelegraphen. B. ist Glied des Deutsch-österreichischen Post- und Telegraphenvereins. Man zählte im Königreiche 1860: 831 Postanstalten mit 1563 Beamten und Bediensteten. Wichtige Förderungsmittel des Handels und Verkehrs sind die bair. Hypotheken- und Wechselbank zu München (seit 1. Juli 1834) und die königl. Bank zu Nürnberg (1786 errichtet, 4. Oct. 1850 mit neuen Statuten versehen). Zufolge des Wiener Münzvertrags vom 24. Jan. 1857 folgt B. der süddeutschen Währung oder dem 52½ Guldenfuß. Staatspapiergeld gibt es nicht. In der Pfalz gilt das franz. Maß- und Gewichtsystem.

Geistige Cultur. Das Unterrichtswesen ist im ganzen zweckmäßig geordnet, wenn auch hier und da weniger entwickelt und von klerikalen Einflüssen nicht frei. Den Volksunterricht besorgen zunächst die «deutschen Schulen», deren man 1861 im Königreiche 7126 mit 8205 Lehrern und Lehrerinnen zählte, dann sog. Industrieschulen, durch welche vorzugsweise Mädchen Unterweisung in weiblichen Arbeiten erhalten. Es bestanden 1852 von letztern 1550. Hieran reihen sich 9 Taubstummenanstalten, die Blindenanstalt zu München, das Institut für krüppelhafte Kinder ebendaselbst. Die Volksschullehrer werden in 10 Seminarien gebildet. Von den 1863 in die Armee eingereihten Rekruten konnten 9,88 Proc. nicht ordentlich lesen und schreiben. In den einzelnen Regierungsbezirken stellte sich das Verhältniß folgendermaßen: in Oberbaiern 9,2, in Niederbaiern 19,7, in der Pfalz 8,2, in der Oberpfalz 15,9, in Oberfranken 7, in Mittelfranken 4,8, in Unterfranken 6,8, in Schwaben 7,4 Proc. Für die höhere allgemeine Jugendbildung bestehen lat. Schulen und Gymnasien. Jedes der 28 Gymnasien ist mit einer lat. Schule als Vorbereitungsanstalt verbunden; doch können die lat. Schulen, deren es 96 (wenn auch nicht alle vollständig) gibt, auch für sich bestehen. Außerdem sind als höhere Lehranstalten 10 Lyceen vorhanden, d. i. Specialschulen für das Studium der allgemeinen (sog. philos.) Disciplinen (mit einem Jahrescurse) und der Theologie (mit einem zweijährigen Curse). Hieran schließen sich die 3 Universitäten München, Erlangen und Würzburg. Die Mittelstufe für den technischen Fachunterricht bilden 26 Gewerbschulen, die mehr oder minder zugleich auch Lehranstalten für Landwirthschaft, theilweise auch noch für andere Fächer sind. Zufolge einer neuen Organisation des technischen Unterrichts sollen an sechs Orten Realgymnasien und zu München eine Polytechnische Hochschule errichtet werden. Höhere Specialschulen sind: die

Central-Forstlehranstalt zu Aschaffenburg, die landwirthschaftliche Centralschule in Weihenstephan, die Bergschule in Amberg, die Central-Thierarzneischule zu München und die Militärbildungsanstalten zu München. Unter den Anstalten und Mitteln zur Unterstützung und Fortbildung der Wissenschaft nehmen die königl. Akademie der Wissenschaften zu München und die wissenschaftlichen Sammlungen des Staats den ersten Rang ein. Die königl. Bibliothek zu München ist eine der größten der Welt. An Buchhandlungen gab es 1862: 185, davon 45 in München, 35 in Nürnberg und 26 in Augsburg. Letztere drei Städte bilden nebst Würzburg und Erlangen die Mittelpunkte des geistigen Lebens. Die Künste haben sich besonders seit König Ludwig I. einer ganz besondern Fürsorge von seiten der Staatsregierung zu erfreuen. Anstalten zur Förderung sind die Akademie der Künste, die berühmten Galerien, das bair. Nationalmuseum und die königl. Erzgießerei, sämmtlich zu München. Daselbst besteht auch ein Conservatorium der Musik. Stehende Theater gibt es 17, unter denen das Hof- und Nationaltheater zu München den ersten Rang einnimmt.

Staatsverfassung. B. besitzt eine constitutionell-monarchische Verfassung. Die Verfassungsurkunde datirt vom 26. Mai 1818, hat jedoch 1848 eine Anzahl nicht unwichtiger Aenderungen erfahren, womit sie in die Reihe der eigentlichen Repräsentativverfassungen trat. Es bestehen zwei Kammern, eine Wahlkammer und die der Reichsräthe. Letztere zählt Mitglieder zufolge ihrer Geburt (erbliche), andere zufolge ihres Standes (worunter die Erzbischöfe und der Präsident des Oberconsistoriums), endlich solche, welche der König auf Lebenszeit ernennt, deren Zahl jedoch ein Drittel der erblichen Mitglieder nicht übersteigen darf. Die Wahl der Abgeordneten für die andere Kammer, früher nach Ständen vorgenommen, ist seit 1848 ziemlich frei, jedoch nur mittelbar. Das Wahlrecht steht jedem volljährigen Staatsangehörigen zu, der irgendeine directe Steuer entrichtet und nicht wegen Verbrechen oder gemeiner Vergehen (Fälschung, Betrug, Diebstahl oder Unterschlagung) verurtheilt worden ist. Die Wahlmänner müssen außerdem 25, die Abgeordneten 30 J. alt sein. Weitere Beschränkungen sind nicht vorhanden, insbesondere ist ein besonderes Glaubensbekenntniß nicht gefordert. Auf je 500 E. wird ein Wahlmann, auf 31500 ein Abgeordneter gewählt. Dabei sind jedoch in jedem Kreise nur vier bis sechs Wahlbezirke zu bilden. Die Wahl findet auf sechs Jahre statt. Ohne Zustimmung des Landtags kann kein die Freiheit der Personen oder das Eigenthum der Privaten betreffendes Gesetz erlassen werden. Den Kammern steht seit 1848 auch in der Gesetzgebung die Initiative zu, nur beschränkt bei Aenderungen in der Verfassung. Das Budget wird auf die lange Dauer von sechs Jahren festgestellt. Die Civilliste des Königs ist die gleiche für alle Zukunft; früher ward sie mit jedem neuen Budget für sechs Jahre festgestellt. Bezüglich der directen Steuern steht dem Landtage ein unbedingtes Bewilligungsrecht zu; hinsichtlich der indirecten Auflagen nur insofern, als eine Abänderung stattfinden soll. Die Kammern müssen mindestens alle drei Jahre berufen werden. Die übrigen Verfassungsbestimmungen beruhen im wesentlichen auf den in den meisten andern deutschen Staaten geltenden Grundsätzen.

Was das Verhältniß des Staats zur Kirche betrifft, so unterscheiden sich öffentliche und private Religionsgesellschaften. Die erstern sind die kath., die prot. (luth. und reform., in der Pfalz unirte) und die griech. Kirche, die letztern die Gemeinschaft der Israeliten und die Mennonitenconfession. Den öffentlichen Religionsgesellschaften kommt die jurist. Persönlichkeit zu, und sie genießen eines besondern Schutzes des Staats. Für die Verhältnisse der kath. Kirche sind das Concordat vom 24. Oct. 1817 und das Verfassungsedict vom 26. Mai 1818 über die Rechtsverhältnisse in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften, für die der prot. Kirche dasselbe Edict maßgebend. Die kath. Kirche gliedert sich in zwei Erzbisthümer (München-Freising und Bamberg) und sechs Bisthümer. Die Bischöfe von Augsburg, Regensburg und Passau sind Suffragane von München-Freising, während die Bischöfe von Eichstädt, Speier und Würzburg unter dem Erzbischof von Bamberg stehen. Die Leitung der innern Angelegenheiten der prot. Kirche wird für die östl. Kreise von dem Oberconsistorium zu München, für die Pfalz vom Consistorium zu Speier ausgeübt. Dem Oberconsistorium sind zwei Consistorien zu Ansbach und Baireuth untergeordnet. Unter den Consistorien stehen die Dekanate (das münchener jedoch direct unter dem Oberconsistorium). Der Consistorialbezirk Ansbach zählt 467, Baireuth 336, Speier 223 Pfarreien.

Staatsverwaltung. Die obersten Staatsorgane sind der Staatsrath und das Gesammtministerium. Ersterer ist laut Verordnung vom 18. Nov. 1825 berufen, dem Könige als berathendes Collegium zur Seite zu stehen; doch kommt dem Staatsrath in mehrern Fällen auch ein Entscheidungsrecht zu. Das Gesammtministerium ist die oberste vollziehende Behörde.

Es zerfällt in sieben Einzelministerien: Königliches Haus und Aeußeres; Justiz; Inneres; Kirchen- und Schulangelegenheiten; Finanzen; Handel und öffentliche Arbeiten; Kriegswesen. Die Geschäftsführung der einzelnen Ministerien ist die bureaukratische. Behufs der Provinzialverwaltung ist das Königreich, wie schon erwähnt, in acht Kreise oder Regierungsbezirke eingetheilt. Vollzugsorgane der Ministerien in letztern sind die Kreisregierungen, welche zugleich die Oberbehörde für die innere Verwaltung der einzelnen Kreise bilden. Jede Kreisregierung theilt sich in zwei Kammern, in die des Innern und in die der Finanzen; jeder derselben ist ein Director vorgesetzt, der wieder dem gemeinschaftlichen Vorstande der Kreisregierung, dem Regierungspräsidenten, untersteht. Den Kreisregierungen sind die Districtspolizeibehörden untergeordnet, welche einestheils die Magistrate in den größern, sog. unmittelbaren Städten, anderntheils die Bezirksämter in den Verwaltungsdistricten bilden. In Unterordnung unter die Bezirksämter üben die Vorstände der Gemeinden die Ortspolizei aus. Städte, die unmittelbar der Kreisregierung unterstehen, gibt es 29; die Zahl der Bezirksämter beträgt 154. Gemeinden zählt das Königreich 8119. Durch die Gesetzgebung von 1861 hat auch die bair. Gerichtsverfassung große Aenderungen erfahren. Die administrative Leitung der Justizsachen ist dem Ministerium der Justiz überwiesen. Oberster Gerichtshof für das Königreich ist das Oberappellationsgericht zu München, welches in den von den Appellationsgerichten der acht einzelnen Kreise in zweiter Instanz entschiedenen Rechtsstreitigkeiten als letzte Instanz entscheidet und in allen Verbrechens-, Vergehens- und Uebertretungssachen den Cassationshof bildet. Unter den Appellationsgerichten wirken die Bezirksgerichte, welche wiederum die vorgesetzte Amtsbehörde der in den unmittelbaren Städten bestehenden Stadtgerichte und der Landgerichte (deren Bezirke in der Pfalz auch Cantone heißen) sind. Es bestehen im ganzen Staate 38 Bezirksgerichte, 17 Stadtgerichte, 13 Stadt- und Landgerichte, 268 Landgerichte. Schwurgerichte entscheiden über alle Verbrechen und über diejenigen Vergehen, welche durch ein Preßerzeugniß begangen werden. Als Vollzugsorgane für die Finanzgeschäfte dienen die Rentämter, deren 217 im Königreiche bestehen. Die Staatsforsten werden von 74 Forstämtern verwaltet.

Finanzwesen. Die Finanzen des bair. Staats sind wohlgeordnet. Das Budget für die achte Finanzperiode, welche den sechsjährigen Zeitraum vom 1. Oct. 1861 bis 1. Oct. 1867 (das Rechnungsjahr wird mit dem 1. Oct. begonnen) umfaßt, schließt die Einnahme und Ausgabe mit der Summe von 46,720597 Fl. ab. Es ist dies jedoch der Reinertrag, indem die Kosten der Steuererhebung sowie die des Betriebs der Staatsanstalten bereits in Abzug gebracht sind. Wäre dies nicht der Fall, so würde die Summe auf ungefähr 70 Mill. steigen. Die Hauptquellen der Einnahmen sind: 1) die directen Steuern, welche etwa 9⅓ Mill. ertragen, wovon fast 6½ auf die Grund-, über ⅘ Mill. auf Häuser-, 1¼ Mill. auf Gewerb-, über ½ Mill. auf die Kapitalrenten- und ¼ Mill. auf die Einkommensteuer fallen; 2) die indirecten Auflagen, die zu 18¼ Mill. veranschlagt sind, nämlich: die Taxen 4½, Stempel fast 1¼, Aufschlagsgefälle (auf Bier u. s. w.) beinahe 6¼, Zölle 6⅓ Mill.; 3) die Regalien und Staatsanstalten, die 9⅕ Mill. ergeben, davon: Salinen 3⅙, Bergwerke in der Pfalz ¼, Eisenbahnen 5, Post etwas über ½ Mill. u. s. w.; 4) die Domänen, welche nahezu 9½ Mill. abwerfen, wovon auf Forsten 5, auf Grundrenten über 4, auf Oekonomien ⅓ Mill. kommen. Unter den übrigen Einnahmen befindet sich eine Summe von 100000 Fl., welche Oesterreich vertragsmäßig verpflichtet ist, als jährliche Entschädigung dafür zu bezahlen, daß B. für seine Länderabtretungen nach dem großen Kriege ein genügendes und zusammenhängendes Gebiet nicht erhielt. Die Hauptpositionen der Ausgaben sind nachstehende: Staatsschuld (Zinsen und Tilgung) etwas über 13½ Mill., Aufwand für den Hof 3 Mill. (davon die eigentliche Civilliste 2,350580 Fl., der Rest auf Apanagen und Witthum); Ministerien: des Aeußern nahezu ½, der Justiz 3⅓, des Innern 1¾, des Handels ¼, der Finanzen ⅘ Mill. Auf Staatsanstalten kamen nicht ganz 8½ (Erziehung und Bildung 1⅛, Cultus 1¾, Gesundheit und Wohlthätigkeit je ungefähr ¼, Sicherheit 1⅓, Industrie und Cultur ⅖, Straßen-, Brücken- und Wasserbau 3 Mill.). Die Zuschüsse zu den Kreisfonds betrugen ½; das Militärbudget betrug 11½, die Landbauten erforderten ¾, die Witwen- und Waisenpensionen ¾, der Reservefonds 1½ Mill. Indessen hat sich ergeben, daß die Einnahmen in Wirklichkeit viel größer waren, als sie veranschlagt wurden. Infolge dessen war der Landtag von 1863 in den Fall gesetzt, eine Reihe weiterer Ausgaben zu bewilligen, namentlich für Gehaltsverbesserungen und für das Militärwesen. Neben den eigentlichen Staatslasten werden übrigens noch Kreisumlagen (in Form von Beischlagsprocenten zu den directen Steuern) erhoben, für solche (provinzielle) Landeszwecke, welche man in kleinern Staaten meist ebenfalls aus den

Centralkassen bestreitet. Die bair. Staatsschuld ist sehr bedeutend, doch steht derselben ein großes unmittelbares Staatsvermögen zur Seite, wie dies der Reinertrag der Forsten, Grundrenten und Eisenbahnen mit weit über 14 Mill. beweist. Die Schuld umfaßte am Schlusse des Etatjahres 1861/62 folgende Hauptbestandtheile: alte Schuld $89\frac{1}{2}$, neuere (seit 1848) $13\frac{1}{7}$, Militäranleihen (gleichfalls neu) 32, Eisenbahnschuld $106\frac{1}{6}$, Grundrentenschuld $101\frac{3}{4}$ Mill.; zusammen also $342\frac{1}{2}$ Mill. Fl.

Militär. Im Militärwesen ist sechsjährige Dienstpflichtigkeit eingeführt, wovon aber durchschnittlich vier Jahre auf Beurlaubungen kommen. Die Aushebung geschieht nach dem Lose und mit der Befugniß der Stellvertretung. Die bair. Armee umfaßt: an Fußvolk 16 Infanterieregimenter und 8 Jägerbataillone; an Reiterei 3 Kürassier-, 6 Chevauxlegers- und 3 Ulanenregimenter; an Artillerie 3 fahrende Regimenter und 1 reitendes; dann 1 Genieregiment; endlich Ouvriers- und Sanitätscompagnien. Der Bestand beträgt: Infanterie 63787, Cavalerie 8579, Artillerie 7553 und Genietruppen 1418, zusammen 81337 an streitbarer Mannschaft. Hierzu kommen 5652 Nichtstreitbare und 16730 assentirt Unmontirte, im ganzen also 103719 Mann. Auch besteht eine Landwehr; dieselbe ist jedoch ohne Bedeutung. B. besitzt drei Festungen: Ingolstadt, Germersheim und Landau; die letztere ist Bundesfestung. Außerdem hat es eine Anzahl kleiner befestigter Punkte: Oberhaus bei Passau, Marienburg bei Würzburg und Wülzburg.

Orden und Wappen. Es bestehen in B., außer dem Theresienorden für Damen, sieben Orden. Der älteste und vornehmste ist der Orden des heil. Hubertus, gestiftet 1444. Der Ritterorden vom heil. Georg wurde 1729, der Militär-Max-Joseph-Orden 1806, der Verdienstorden der bair. Krone 1808, der Verdienstorden vom heil. Michael (der gewöhnlichste) 1693, der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst 1853 und der königl. Ludwigsorden 1827 gestiftet. Das königl. Wappen besteht aus einem Hauptschilde, welches die Wappenzeichen von der Pfalz, Franken, Schwaben und Veldenz enthält, und einem Herzschilde, welches 42 theils silberne, theils azurne, diagonal von der Rechten zur Linken aufsteigende Rauten zeigt. Es steht auf einem marmornen Sockel, ist mit der Königskrone bedeckt und von den Hausorden umhangen. Schildhalter sind zwei goldene Löwen. Das Ganze ist von einem gekrönten Wappenzelte umgeben. Die Landesfarben sind blau und weiß. — Vgl. Stumpf, «B.; ein geogr.-statistisch-histor. Handbuch» (Münch. 1852—53); «Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs B.» (Münch. 1860 fg.); Fischer, «B. und seine Bewohner» (Münch. 1855); v. Hermann, «Beiträge zur Statistik des Königreichs B.» (9 Hfte., Münch. 1850—61); Pözl, «Lehrbuch des bair. Verfassungsrechts» (2. Aufl., Münch. 1860); derselbe, «Lehrbuch des bair. Verwaltungsrechts» (2. Aufl., Münch. 1858); Grübel, «Geogr.-statist. Handlexikon über das Königreich B.» (Würzb. 1863); Ursprung, «Topogr. Lexikon des Königreichs B.» (Würzb. 1863).

Aeltere Geschichte, bis 1800. In die Wohnsitze des celtischen Volks der Bojer, die seit Augustus die röm. Provinzen Vindelicien und Noricum bildeten, zogen um die Zeit der Völkerwanderung rein german. Völker ein, und am Ende des 5. Jahrh. erwuchsen aus Herulern, Rugiern, Turcilingen und Skyren, vielleicht auch aus den Ueberresten der alten Bojer und Quaden, die Bojoarier, ein Völkerbund gleich den Franken und den Markomannen. Sie breiteten sich von Noricum westlich aus bis zum Lech, und Regensburg wurde ihr Hauptort. Dieses Land hieß damals Noricum und war, nach Mannert, den Ostgothen nie unterworfen. Zum Ostgothischen Reiche gehörte 496 blos das zum Theil von den aufgenommenen Alemannen bewohnte Rhätien. Nach dem Falle des Ostgothischen Reichs kamen die Franken in den Besitz Rhätiens, und die Bojoarier oder Baiern, obwol unter eigenen Regenten, wurden abhängig von den fränk. Königen Austrasiens. Diese Abhängigkeit ward aber erst unter den Karolingern befestigt. Die Baiern retteten ihre Vorrechte und die Freiheit, ihre Feldherren und Fürsten selbst zu wählen. Die Geschichte nennt uns um 556 das Geschlecht der Agilolfinger (s. d.), das bis Ende des 8. Jahrh. sich in jener Würde behauptete. Unter ihnen wurde Thassilo's I. (590) Regierung durch den Anfang der Kriege mit den slaw. Stämmen und deren Bundesgenossen, den Avaren, merkwürdig. Unter Garibald II., um 630, erhielten die Baiern vom fränk. König Dagobert die ersten geschriebenen Gesetze. Odilo, der Schwiegersohn Karl Martell's, nahm den königl. Titel förmlich an, ward aber von seinen Schwägern Karlmann und Pipin besiegt, als er 743 der fränk. Oberhoheit sich entziehen wollte. Schon im 7. Jahrh. hatten fränk. Missionare, Emmeran zu Regensburg und Rupert zu Salzburg, das Christenthum eingeführt. Unter Odilo theilte der Erzbischof Bonifacius die bair. Kirche in die vier Bisthümer Salzburg,

Passau, Regensburg und Freising; auch wurden mehrere Klöster gestiftet. Thassilo II. mußte 757 dem fränk. Könige Pipin dem Kleinen auf dem Reichstage zu Compiègne den Vasalleneid schwören, erklärte diesen aber später für ungültig und verband sich mit dem Longobardenkönige Desiderius, seinem Schwiegervater, und dem aquitanischen Herzoge. Er nahm 777 seinen Sohn Theodor zum Mitregenten an und schloß nach dem Falle der longobardischen Dynastie, deren Krone sich Karl d. Gr. aufgesetzt hatte, gegen diesen mit den Avaren einen Bund. Von Karl besiegt, wurde er mit seiner ganzen Familie in Klöster verbannt, wo sein Geschlecht erlosch. Auch hob Karl d. Gr. auf einem Landtage zu Regensburg 788 die herzogl. Würde in B. auf, obwol es Titel und Rang eines Herzogthums behielt; er bestellte seinen Schwager, den schwäb. Grafen Gerold, zum Statthalter und führte die fränk. Verfassung in Hinsicht der Gerichtspflege, der Verwaltung der Gaue durch Grafen und des Heerbannes ein. Vgl. Lang, «B.s Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojoaren» (Nürnb. 1830).

Bei der Ländertheilung, die Karl d. Gr. vornahm, erhielt Pipin nebst Italien auch B. Nach Karl's d. Gr. Tode gab Ludwig der Fromme das Land seinem ältesten Sohne Lothar als Königreich, welches, nach dessen Erhebung zur Mitregentschaft auf den Kaiserthron, 817 an Ludwig den Deutschen fiel, der sich rex Bojoariorum nannte. Die weltliche Macht der Bischöfe hatte bisher sich immer mehr befestigt; zugleich gelangten die an die Stelle des Statthalters eingesetzten Pfalzgrafen zu großem Ansehen. Nach Ludwig des Frommen Tode 840 ward dessen Sohn Karlmann König von B., wozu damals auch Kärnten, Krain, Istrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Karlmann's Bruder, Ludwig III., folgte ihm 880 durch freie Wahl der Stände B.s in diesem Lande, wovon aber Kärnten abgerissen wurde. Durch des letztern Tod 882 kam B. an Karl den Dicken und machte sonach einen Theil der wieder unter Einem Herrn vereinigten Staaten Karl's d. Gr. aus. Nach diesem kam es 887 an Arnulf, dann 899 an dessen Sohn Ludwig das Kind, unter dessen Regierung es besonders viel durch die Einfälle der Ungarn zu leiden hatte. Mit Ludwig dem Kinde war 911 das karolingische Geschlecht ausgestorben, und Arnulf II., der Sohn des bair. Feldherrn Luitpold, seit 907 Markgraf und Befehlshaber, nahm mit Zustimmung des Volks die herzogl. Würde und souveräne Gewalt an, als «aus Gottes Vorsehung Herzog von B. und der umliegenden Länder», wie er sich selbst schrieb. Nach seinem Streite mit dem deutschen König Konrad empfing er von diesem B. als Lehn. Unter seinen Nachfolgern war das Land der Schauplatz fortdauernder Kämpfe von außen und im Innern, so unter anderm durch die Empörung des Pfalzgrafen Arnulf von Scheyern gegen den Herzog Heinrich I. und die Streitigkeiten Heinrich's II. mit Otto und Hezilo. Wie das Deutsche Reich selbst oft mehrere Könige neben- und widereinander hatte, so besaß auch B. mehreremal zwei Herzoge zugleich. Nachdem es durch die entvölkernden Kreuzzüge und den steten Wechsel der Herzoge, denen es von den Kaisern bald gegeben, bald genommen wurde, einige Jahrhunderte hindurch vielfach gelitten, erhielt es 1180, nach der Achtserklärung Heinrich's des Löwen, der bair. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des erwähnten Arnulf, Grafen von Scheyern. Jedoch waren Steiermark, die welfischen Familiengüter und mehrere bedeutende Ländereien, die letztern zu Gunsten der Geistlichkeit, abgerissen worden.

Der Herzog Otto von Wittelsbach, gest. 1183, ist der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauses. Er und sein thätiger Nachfolger, Ludwig I., vermehrten beträchtlich ihre Stammgüter, auch erhielt letzterer von Kaiser Friedrich II. die Rheinpfalz zu Lehn. Er ward 1231, wahrscheinlich auf Anstiften des deutschen Königs Heinrich, ermordet und hatte seinen Sohn, den Pfalzgrafen am Rhein, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter diesem machten sich die Bischöfe unabhängig; doch ward das Gebiet des Staats nicht unbedeutend erweitert. Seine Hinneigung zum Kaiser zog ihm den päpstl. Bannstrahl zu. Er starb 1253. Seine Söhne Ludwig und Heinrich regierten zwei Jahre gemeinschaftlich. 1255 theilten sie sich aber in das Land, sodaß Ludwig Oberbaiern mit der Rheinpfalz und Kurwürde, Heinrich, dessen Linie schon nach wenigen Jahren ausstarb, Niederbaiern erhielt. An beide zusammen fiel die Erbschaft des unglücklichen Konradin von Hohenstaufen. Einer von Ludwig's beiden Söhnen, Ludwig, gelangte 1314, als Ludwig IV. der Baier (s. d.), zur Kaiserwürde. Dieser schloß 1329 zu Pavia mit seines Bruders Söhnen einen Theilungsvertrag, wonach die Erbfolge von Linie zu Linie sowie das Wechseln der Kurstimme zwischen beiden Linien bestimmt wurde. Diese wechselnde Führung der Kurstimme hob aber schon die Goldene Bulle 1356 wieder auf und wies sie dem pfälzischen Geschlechte zu. Nach dem Erlöschen der Niederbairischen Linie verband Kaiser Ludwig nach dem Willen der Stände ganz Niederbaiern mit Oberbaiern.

Kaiser Ludwig, groß als Kaiser Deutschlands und groß als Regent von B., erwarb sich um sein Stammland unendliche Verdienste, indem er ein neues Gesetzbuch für Oberbaiern, eine Gerichtsordnung für Niederbaiern einführte, München das Stadtrecht ertheilte und die innere Verwaltung ordnete. Unleugbar legte er aber durch seine Zurücksetzung der Pfälzer Linie den Grund zu dem Familienzwiste dieser und der Bairischen Linie. Kaiser Ludwig IV. (gest. 11. Oct. 1347) hinterließ sechs Söhne und ein reiches Erbe, mit dem neben B. auch Brandenburg, die holländ. und seeländ. Provinzen, Tirol u. s. w. verbunden waren. Doch diese Provinzen gingen durch Theilungen und den Zwist der Linien bald verloren. Die meisten der von den sechs Brüdern gegründeten Linien starben schnell aus; die Linie München vereinigte das zerrissene Erbe zum Theil wieder.

In das 14. Jahrh. fällt die allmähliche Ausbildung einer landständischen Verfassung in B., indem der Adel und die Städte die Verlegenheiten der Fürsten zur Erlangung von Rechten und Freiheiten benutzten. Nachdem sich die Stände 1302 bereits das Recht der Besteuerung gesichert, erwarben sie sich 1311 die Gerichtsbarkeit über ihre Hintersassen. Bei andern Gelegenheiten mußten die Fürsten der bair. Lande den Ständen das Recht des bewaffneten Widerstandes durch eigene Urkunden (Freiheitsbriefe) zusichern, falls die erstern die Rechte des Landes verletzten, und namentlich auch versprechen, den geleisteten Widerstand niemand später entgelten zu lassen. Als 1347 die niederbair. Ritter und Städte zur Huldigung der Söhne des Kaisers Ludwig nach Landshut entboten wurden, schlossen dieselben eine «ewige Eidgenossenschaft», um ihre von den Herzogen eben bestätigten Freiheiten zu bewahren. Das Gleiche geschah bald darauf in Oberbaiern (1363). Im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrh. fanden es auch die Besitzer geistlicher Herrschaften und Güter gerathen, sich dem Vereine der Ritter und Städte anzuschließen. Seitdem gab es in Oberbaiern wie in Niederbaiern eine corporative Vereinigung der drei Stände (Prälaten, Ritter und Städter), die in der Geschichte des Landes fortan als «Landschaft» auftritt. Die Stände traten zusammen so oft es ihnen beliebte, und zwar entweder als «gemeine Landschaft» (vereinigte Stände), oder als einzelne Stände, deren jeder einen Bund («eine Bünde») für sich bildete. Die allgemeinen Landesgesetze wurden durch einen ständischen Ausschuß und die Räthe der Herzoge vorberathen, dann in der allgemeinen Versammlung endgültig festgestellt. Die Repartition der bewilligten Steuern erfolgte durch die Stände, welche dieselben auch durch ihre eigenen Leute, nicht durch herzogl. Beamte erheben und verwalten ließen. Eine schwere Krise hatte die landständische Verfassung im Anfang der Regierung des Herzogs Albrecht IV. (s. d.) zu bestehen. Dieser war der erste Herzog, der es vermied, bei Bestätigung der landständischen Rechte auch jenes des bewaffneten Widerstands im Falle beharrlicher Rechtsverletzung eigens anzuführen. Als jedoch die Herzoge Albrecht und Georg 1489 durch ihre Beamten eine Kriegssteuer erheben lassen wollten, schlossen die niederbair. Stände, von ihren durch die Freiheitsbriefe bestätigten Rechten Gebrauch machend, 14. Juli 1489 einen Bund (den Löwlerbund), welcher seine Sache nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch vor dem Kaiser kräftig führte und endlich 1493 bedeutende Zugeständnisse erlangte. Nachdem sich 1505 die oberbair. und niederbair. Stände zu Einer Landstandschaft vereinigt, brachte Herzog Albrecht, von den Nachtheilen der bisherigen Theilungen überzeugt, im Verein mit den Ständen die Einführung der Primogenitur und die Feststellung der Untheilbarkeit des Landes zu Stande. Nach Albrecht's Tode (1508) sollte demgemäß von dessen drei Söhnen, Wilhelm IV., Ludwig und Ernst, Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinschaftlichen Regierung Wilhelm's IV. und Ludwig's, von 1515 bis zu Ludwig's Tode 1534. Beide Fürsten leisteten der Reformation, die auch in B. zahlreiche Anhänger fand, den kräftigsten Widerstand, und schon 1541 wurde den Jesuiten freundliche Aufnahme zutheil. Wilhelm starb 1550. Sein Sohn Albrecht V., der Großmüthige, begünstigte gleichfalls die Jesuiten, war aber auch freigebiger Beförderer der Wissenschaften und Künste. Von seinen drei Söhnen folgte ihm 1579 Wilhelm V. der Fromme, der schon 1596 seinem ältesten Sohne, Maximilian I., die Regierung überließ und sich in die klösterliche Einsamkeit zurückzog. Mit seiner Genehmigung hatte sich sein Bruder Ferdinand mit Maria Peterbeck, der Tochter eines Rentschreibers in München, verheirathet, deren Kinder vom Kaiser zu Grafen von Wartenberg ernannt wurden. Maximilian I., mit seltenen Gaben ausgestattet, war die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Ligue. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurde er vom Kaiser Ferdinand II. 1623 mit der pfälzischen Kurwürde und dem Erbtruchseßamte belehnt und beides 1628 auf die ganze Wilhelm'sche Linie ausgedehnt.

Der Westfälische Friede sicherte Maximilian I. (s. d.) die fünfte Kurwürde und den Besitz der Oberpfalz, gegen Verzicht auf das für 13 Mill. liquidirter Kriegskosten verpfändete Oberösterreich, während eine achte Kur für die Pfälzische Linie errichtet und deren Nachfolge in Würden und Ländern, nach dem Erlöschen der Wilhelm'schen Linie, festgesetzt ward. Maximilian starb 27. Sept. 1651 nach 55jähriger Regierung. Unter seinem friedlichen und sparsamen Nachfolger Ferdinand Maria wurde 1669 der letzte und nur noch schwach besuchte Landtag gehalten, indem die Ausübung der Rechte desselben fortan auf einen ständischen Ausschuß, Landschaftsverordnung genannt und zunächst nur auf neun Jahre gewählt, überging. Auf Ferdinand Maria folgte nach dessen Tode 1679 dessen Sohn Maximilian II. Emanuel, der sich im Spanischen Erfolgekriege für Frankreich erklärte. Daher ward nach der Schlacht bei Hochstädt (1704) B. vom Kaiser als erobertes Land behandelt, der Kurfürst 1706 geächtet und erst im Frieden zu Baden 1714 wieder in seine Länder eingesetzt. Ihm folgte 1726 Karl Albrecht in der Kurwürde. Dieser nahm, nach Kaiser Karl's VI. Tode und dem für den König von Preußen glücklichen Anfange des ersten Schlesischen Kriegs, gegen Maria Theresia die ganze österr. Erbschaft in Anspruch, mit Berufung auf den Ehevertrag zwischen dem Herzog Albrecht V. und dessen Gemahlin Anna, Kaiser Ferdinand's I. Tochter, der auch durch Ferdinand's Testament bekräftigt worden war. Darin soll es ausdrücklich geheißen haben, daß Anna oder deren Nachkommen alle österr. Staaten erben sollten, wenn Ferdinand's Stamm ohne männliche Erben aussterben würde. In Wien behauptete man dagegen, es stehe in jenem Vertrage: «ohne einige Erben», und in diesem Falle war freilich das Recht auf Maria Theresia's Seite. Karl Albrecht erwarb sich mit Gewalt der Waffen ganz Oberösterreich, nahm 1741 den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich an, ließ sich in demselben Jahre nach der Einnahme von Prag als König von Böhmen huldigen und ward sogar 1742 zu Frankfurt zum deutschen Kaiser als Karl VII. (s. d.) gewählt. Doch hiermit hatte er den Gipfel seines Glücks erreicht. Ungeachtet der zwischen ihm, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und Friedrich II. 1744 geschlossenen Union und der Fortschritte der preuß. Waffen, kam Karl besonders durch des österr. Feldherrn Karl von Lothringen Talent und Uebermacht abermals in die Lage, B. preisgeben zu müssen. Er erlebte das Ende des Kriegs nicht und starb 20. Jan. 1745.

Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian III. Joseph, versöhnte sich mit Oesterreich im Frieden zu Füssen 22. April 1745, trat der Gewährleistung der Pragmatischen Sanction bei und erhielt dagegen alle von Oesterreich eroberten bair. Lande zurück. Maximilian Joseph widmete sich nun ganz dem Bestreben, sein Land glücklich zu machen. Ackerbau, Gewerbfleiß, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzwesen und Schulen wurden mit gleicher Umsicht und Eifer beachtet. Er stiftete auch 1759 die Akademie der Wissenschaften zu München, und die Künste fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. Da er kinderlos war, bestätigte er alle bestehenden Erbverträge mit dem pfälzischen Kurhause. Sowol nach den Verträgen des Wittelsbach'schen Hauses als nach der Bestimmung des Westfälischen Friedens gehörte dem Kurfürsten von der Pfalz unstreitig die Nachfolge in B., als mit dem Tode Maximilian Joseph's 30. Dec. 1777 die Wittelsbach-Bairische Linie erlosch. Aber plötzlich trat Oesterreich mit Ansprüchen auf Niederbaiern hervor, die es noch vor einer bestimmten Erklärung mit den Waffen in der Hand durchsetzen wollte. Maximilian Joseph's Erbe und Nachfolger, der kinderlose Karl Theodor (s. d.), ließ sich bereden, 3. und 14. Jan. 1778 eine Uebereinkunft zu unterschreiben, in welcher er auf bedeutende Theile B.s förmlich verzichtete. Allein der Herzog von Zweibrücken erklärte sich als nächster Agnat und muthmaßlicher Erbe, durch Friedrich II. von Preußen bewogen, gegen jenen Verzicht. Hierdurch wurde der Bairische Erbfolgekrieg (s. d.) veranlaßt, der jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert, hauptsächlich nach der Erklärung Rußlands wider Oesterreich, durch den Teschener Frieden 13. Mai 1779 sein Ende fand. Dem Kurfürsten von Pfalzbaiern wurde der Besitz B.s, von welchem Oesterreich jedoch das Innviertel mit Braunau erhielt (38 Q.-M.), auf die pfalzbair. Hausverträge zugesichert und verbürgt. Durch diese Vereinigung der bair. Lande erlosch zugleich, nach der Vorschrift des Westfälischen Friedens, die achte Kurwürde. Doch 1784 erwachte wieder in Wien der Wunsch nach dem Besitze B.s, und man schlug einen Tauschplan vor, der schon im Anfange des Jahrhunderts zur Sprache gekommen war. Kaiser Joseph II. nämlich ließ dem Kurfürsten den Antrag machen, B. gegen die österr. Niederlande, mit Ausschluß Luxemburgs und Namurs, sowie gegen die Summe von 3 Mill. Fl. für sich und den Herzog von Zweibrücken, und Annahme des Titels als König von Burgund zu vertauschen. Doch diese, von Rußland begünstigten Unterhandlungen scheiterten an der Festigkeit des Herzogs von Zwei-

brücken, der, auf Preußens Schutz rechnend, erklärte, «daß er nie seine Einwilligung in eine Vertauschung seiner Erblande geben werde». Der Ernst, mit welchem Friedrich II. sich der Sache B.s annahm, verursachte, daß man in Wien jene Idee wieder fallen ließ. (S. Fürstenbund.) Merkwürdig ward auch Karl Theodor's Regierung durch den in B. entstandenen Orden der Illuminaten (s. d.), den gegen diese geführten Proceß und den sich wieder emporhebenden Jesuitismus. Die Preßfreiheit ward unter diesen innern Kämpfen immer mehr beengt, und es drohte eine Zeit wahrer Verfinsterung einzubrechen. Während des franz. Revolutionskriegs litt die Pfalz sehr viel; seit 1796 ward B. selbst der Schauplatz des Kriegs.

Neuere Geschichte. Mitten in dieser Krisis starb 16. Febr. 1799 Karl Theodor, mit dem die Neuburg-Sulzbacher Linie der regierenden Dynastie erlosch. Die Kurwürde ging somit auf die Zweibrücker Linie über. Herzog Karl war zuvor schon kinderlos gestorben, und so gelangte Maximilian IV. Joseph zur Regierung. Derselbe bestätigte sofort (Patent vom 16. Febr. 1799) die Rechte des Landes und der Stände, versagte aber gleichwol dem Verlangen nach Berufung eines allgemeinen Landtags jede Berücksichtigung. Die Nothwendigkeit einer Aenderung des Regierungssystems trat dringend hervor. Wieder erstand ein erleuchteter Despotismus, geleitet von dem mächtigen Minister Montgelas (s. d.). Es erfolgte Milderung der Censur, Beschränkung der geistlichen Gewalt in weltlichen Dingen und Aufhebung der Klöster. Freilich reihte sich daran ein vielfach gewaltsames Verfahren und manche Verschleuderung und Veruntreuung öffentlichen Besitzthums. Durch den Lüneviller Frieden (9. Febr. 1801) verlor B. die ganze Rheinpfalz (auch die rechtsrhein. Theile mußten als Entschädigungsobjecte abgetreten werden), dann die Herzogthümer Zweibrücken und Jülich. Der Reichsdeputationshauptschluß brachte indeß reichen Ersatz, besonders durch Erlangung der Bisthümer Bamberg, Freising und Augsburg, dann theilweise auch Würzburg und Passau; ferner von 12 Abteien und 15 Reichsstädten, unter denen Ulm, Kempten, Memmingen, Nördlingen und Schweinfurt. B. gewann 60 Q.-M., 110000 E. und über 1 Mill. an Einkünften. Im Kriege von 1805 schloß sich der Kurfürst an Napoleon an. Der Presburger Friede vergrößerte dafür das Gebiet um ungefähr 500 Q.-M. und 1 Mill. E. Unter den neuen Erwerbungen befanden sich Tirol, Vorarlberg, die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt und die Reichsstädte Augsburg und Lindau. Würzburg mußte dagegen abgetreten werden; auch ward das Herzogthum Berg gegen Ansbach vertauscht. Aus den Händen des fremden Eroberers erhielt der Kurfürst die Souveränetät und den Königstitel, den er mit dem 1. Jan. 1806 als Maximilian Joseph I. (s. d.) annahm. Sodann stellte er sich an die Spitze derjenigen deutschen Fürsten, welche 12. Juli 1806 die Rheinbundsacte unterzeichneten. Er übernahm damit die Verpflichtung, dem franz. Kaiser in Kriegsfällen ein Truppencontingent von 30000 Mann zu liefern. Bald ward auch die Reichsstadt Nürnberg dem neuen Königsstaate einverleibt; ebenso geschah es mit den Enclaven. Doch ertheilte die Regierung 1807 den Mediatisirten besondere Vorrechte.

Die alte Landschaft ward 1807 thatsächlich durch ein bloßes Steueredict ohne Umstände aufgehoben, indem die Regierung eigenmächtig die Steuererhebung an sich riß. Die förmliche Beseitigung der alten Verfassung erfolgte durch die 1. Mai 1808 geschehene Verkündigung einer octroyirten neuen Constitution. Dieselbe sprach als Grundsätze aus: Gleichheit vor dem Gesetze, Gleichheit der Besteuerung, Gewissensfreiheit und Vertretung aller, nicht blos einzelner Stände. Es sollte nur Eine Kammer bestehen, gebildet aus Höchstbesteuerten unter den Grundbesitzern, Fabrikanten und Kaufleuten, wobei aber die Regierung aus vorgeschlagenen Candidaten zu ernennen habe. Ferner sollte (ohne Discussion) stets stumm und geheim abgestimmt werden. Das Budget sei übrigens nur auf ein Jahr zu bewilligen, wonach auch alljährliche Versammlung dieser «Reichs-» oder «Nationalvertretung» stattzufinden hätte. In Wirklichkeit kam es aber nicht zu einer einzigen Versammlung. Die ganze Verfassung blieb ein todter Buchstabe; sie war eine Nachbildung der westfäl. Constitution.

Für die Theilnahme am Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich erhielt B. als Belohnung Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und einen Theil des Hausruckviertels, wogegen es Ulm und einige andere Bezirke abtreten mußte. Das Königreich vergrößerte sich im ganzen jedoch um 218 Q.-M. und eine Volkszahl von 280000 Seelen. Im nächsten Jahre mußte indeß der König Südtirol gegen Baireuth und Regensburg vertauschen, wodurch ein Verlust von 90 Q.-M. mit 30000 Seelen herbeigeführt wurde. Im russ. Feldzuge von 1812 ging das ganze bair. Contingent von 30000 Mann bis auf wenige Ausnahmen zu Grunde. Ein neues Heer ward ausgehoben und an der österr. Grenze zusammengezogen. Da wechselte die bair.

Regierung ihre Politik. Zehn Tage vor der Entscheidungsschlacht bei Leipzig entsagte sie durch den Vertrag von Ried (8. Oct. 1813) dem Rheinbunde. Zugleich trat B. (der erste Staat, der diesen Schritt that) zu den Alliirten über, verpflichtete sich zur Rückgabe von Tirol, Vorarlberg, Salzburg, dem Inn- und Hausruckviertel, und erhielt dafür die Zusicherung des Besitzes von Würzburg, Aschaffenburg und einem Gebiete auf dem linken Rheinufer, welches in unmittelbaren Zusammenhang mit den rechtsrhein. Besitzungen gebracht werden sollte. Außerdem erlangte es die Garantie der «Souveränetät». Die sich gegenüberstehenden bair. und österr. Truppen wurden unter dem Befehle des bair. Generals Wrede vereinigt. Sie lieferten den von Leipzig her fliehenden Franzosen die Schlacht bei Hanau, in der sie jedoch, übel geführt, trotz aller Tapferkeit zurückgeworfen wurden. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich mit der großen Hauptarmee unter Schwarzenberg vereinigt, kämpften die bair. Truppen in ehrenvoller Weise. Auch dem Feldzuge von 1815 wohnten sie bei, ohne jedoch in den Fall zu kommen, ein bedeutendes Treffen zu bestehen. Die pariser und wiener, dann einige besondere Verträge ordneten die Gebietsverhältnisse in der zuvor schon bestimmten Art. Nur konnte die Rheinprovinz (Pfalz) nicht in Zusammenhang mit dem Hauptlande gebracht werden, da der Versuch einer Erwerbung des nördl. Baden scheiterte.

In dieser Zeit, in welcher thatsächlich weit mehr der kluge und thatkräftige, jedoch auch sehr gewaltthätige Minister Montgelas als der gutmüthige und wenig sparsame König Max Joseph regierte, wurden viele franz. Einrichtungen nach B. verpflanzt, doch allerdings nicht immer die besten. Indeß erfolgte Förderung der Bildung und Aufklärung, wenn auch in ziemlich einseitiger Weise. Auf dem Wiener Congresse wie auch nach dem Sturze von Montgelas (1817) zeigte sich die bair. Regierung stets eifersüchtig auf ihre Souveränetätsrechte, und dies trug nicht wenig dazu bei, daß die Versuche einer bessern Einigung Deutschlands, als die Bundesverfassung gewähren konnte, scheiterten. Am 26. Mai 1818 erfolgte die Verleihung der im wesentlichen noch bestehenden Verfassung. Es war eine Octroyirung. Die neue Constitution sollte offenbar als Mittel dienen, eine Reihe veralteter feudaler Misstände zu conserviren und überdies den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Ihr vorher ging ein Edict über die Gemeindeverfassung, im allgemeinen auf für damals ziemlich freisinniger Grundlage. Zugleich war aber auch ein die Rechte des Staats ungemein beschränkendes Concordat mit dem röm. Stuhl abgeschlossen und dieses nun zu einem Bestandtheile der Verfassung erklärt worden. Schon auf dem ersten Landtage (Febr. bis Juli 1819) zeigte sich in der Abgeordnetenkammer Freimüthigkeit, Befähigung und praktischer Blick. Als Führer der freien Richtung zeichneten sich Hornthal und Behr aus. Die Mehrheit der Kammer bewies ziemliche Nachgiebigkeit, konnte damit aber die Anforderungen der Regierung doch nicht befriedigen, während die «Reichsrathskammer» in aristokratischem Uebermuth sich sogar Beleidigungen gegen die «untere Kammer» erlaubte. Die Landtage von 1822 und 1825 hinterließen wenig Früchte, nur daß in letzterer Session ein Gewerbegesetz zu Stande kam, welches die Zunft- und sonstigen Beschränkungen milderte.

Bald nach Beendigung des Landtags von 1825 starb König Max (13. Oct.). Wie gewöhnlich hegte man von seinem Nachfolger Ludwig I. (s. d.) die besten Erwartungen, zumal derselbe Ersparnisse verhieß. Doch die ersparten Summen wurden wesentlich für Kunstbauten in der Hauptstadt verwendet, und zudem erlangte das klerikale Element übermäßigen Einfluß. Insbesondere erschien jetzt die Wiederherstellung von Klöstern als eine Hauptaufgabe der Regierung. Als erfreulich hatte man dagegen das Zustandekommen eines Zollvereins mit Würtemberg (12. April 1827) zu begrüßen. Auf dem Landtage von 1827—28 kämpfte die Regierung gegen die Ansprüche des Adels. Es kam auch ein Gesetz über Bildung von Kreis-Landräthen zu Stande. Da man denselben jedoch entsprechende Befugnisse nicht einräumte, so konnte durch diese Einrichtung ein wirklich befriedigendes Ergebniß nicht erzielt werden. Die Politik der Regierung blieb im übrigen eine schwankende bis zur Zeit der Julirevolution, seit welchem Ereigniß man mit reactionären Maßregeln begann. Auf dem 1. März 1831 wieder versammelten Landtage zeigte sich die Abgeordnetenkammer um so weniger gefügig, als die Regierung einer Reihe von Gewählten, darunter Behr, Hornthal und Closen, in ihrer Eigenschaft als Beamten den Urlaub zum Eintritt in die Kammer versagte. Closen legte deshalb seine Stelle als Ministerialrath nieder. Die Angriffe auf den Minister des Innern, von Schenk, der unmittelbar vor Eröffnung des Landtags eine die Presse beschränkende Ordonnanz erlassen hatte, bewirkten endlich eine Cabinetsänderung. Man setzte ein sog. Geschäftsministerium ein, dessen bedeutendstes Mitglied Herr von Stürmer war. Doch die Vorlagen, welche der König demselben vor die Kammern zu bringen gestattete, namentlich über die Presse, genügten den An-

forderungen der Zeit nicht, und da die Reichsrathskammer allen eingreifenden Verbesserungen in freiheitlichem Sinne ihre Zustimmung versagte, so ward in dieser Beziehung gar nichts zu Stande gebracht. Die Abgeordneten setzten den Betrag der Civilliste und des Militäretats etwas herab und ermöglichten dadurch eine Verminderung der directen Steuern. Auch versagten sie verschiedenen bereits vollzogenen Ausgaben die Anerkennung. Nach dem Niedergange der Revolution in Polen brach indeß die Reaction auch in B. entschiedener herein. Am 29. Dec. ward der Landtag geschlossen. Sofort trat ein Ministerium unter der Leitung des Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein (s. d.) an die Stelle des von Anfang an nur provisorischen Cabinets Stürmer, und es begannen die Verfolgungen.

Zunächst waren dieselben gegen die Presse gerichtet, sodaß alsbald kein Oppositionsblatt mehr bestehen konnte. Doch die Aufregung im Volke dauerte fort und steigerte sich bis zum Hambacher Feste (Mai 1832). Nun aber wurde eine bedeutende Truppenmacht nach der vorzugsweise erregten Rheinprovinz gesendet. Es erfolgten viele Personalveränderungen an den Gerichten. Den mit den polit. Processen betrauten Senat des Oberappellationsgerichts konnte man in der Folge durch das ganze Land den «Blutsenat» nennen hören. Viele freisinnige Männer entflohen oder wanderten aus dem Lande, so der hervorragendste unter den liberalen Abgeordneten, der Pfälzer Schüler, dann die berühmten Aerzte Oken und Schönlein. Die Verhaftungen und Verurtheilungen häuften sich, und namentlich unterlagen denselben der frühere Abgeordnete Behr, Redacteur Eisenmann und Buchdrucker Volkhardt. Die barbarischen Bestimmungen des (von Feuerbach entworfenen) Strafgesetzbuches von 1813 wurden in ihren häßlichsten Theilen zur Anwendung gebracht. Die Verurtheilungen lauteten meistens «auf unbestimmte Zeit», wonach erst nach 16 J. die Einreichung eines Begnadigungsgesuchs gestattet sein sollte, und waren überdies noch durchgehends mit einer vor dem Bilde des Königs knieend zu leistenden Abbitte versehen. Als 1834 ein neuer Landtag begann, zeigten sich sehr bald die Ergebnisse der Erschlaffung des Volks und der persönlichen Einschüchterung seiner Vertreter, deren mehrere empfindlich gemaßregelt worden waren. Die Abgeordnetenkammer, mit wenigen Ausnahmen aus den nämlichen Männern wie das vorige mal bestehend (es lag keine Neuwahl dazwischen), begann damit, einen Minister auf die Candidatenliste zu setzen, aus welcher das Staatsoberhaupt damals den Kammerpräsidenten zu ernennen hatte, und die Ernennung dieses Mannes erfolgte wirklich. Den von der vorigen Versammlung nicht anerkannten Ausgaben ward nachträglich die Genehmigung ertheilt. Gegen die verfassungswidrige Sendung bair. Truppen nach Griechenland, zur Sicherung eines Thrones für den Prinzen Otto, hatte die Versammlung nichts zu erinnern. Dagegen wurden für den Bau der Festung Ingolstadt über 18 Mill. bewilligt. Endlich verstand man sich dazu, die Civilliste des Königs, welche bisher verfassungsmäßig je auf eine Finanzperiode (sechs Jahre) festgestellt worden, in eine permanente für alle Zeiten umzuwandeln und somit der ständischen Bewilligung fernerhin zu entziehen. Diesmal erntete der Landtag das Lob der Regierung. Auch verstand sich dieselbe gern dazu, dem Verlangen der Kleinhandwerker entsprechend, das Gewerbegesetz von 1825 durch eine bloße Instruction völlig illusorisch zu machen und damit den Zustand herbeizuführen, welcher das Gewerbewesen in B. seitdem geradezu niederdrückte. Dagegen war inzwischen durch Vertrag vom 15. Mai 1833 die Gründung des Deutschen Zollvereins zu Stande gebracht worden. Dem J. 1834 entsprangen die Gesetze wegen Anlage des Donau-Main- (sog. Ludwigs-)Kanals und wegen Errichtung der Hypotheken- und Wechselbank. In das nächste Jahr fiel die Eröffnung der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, des ersten Schienenweges in Deutschland, durch eine Privatgesellschaft.

Auf dem Landtage von 1837 trat die sog. «Erübrigungsfrage» in den Vordergrund. Die Regierung huldigte längst der Maxime, bei Feststellung des Budgets die Einnahmen zu niedrig, die Bedürfnisse dagegen möglichst hoch zu veranschlagen. Natürlich mußten sich Ueberschüsse ergeben. Nun behauptete die Regierung, über diese Ueberschüsse einseitig nach ihrem Ermessen, wenn nur überhaupt für Staatszwecke, verfügen zu können. Mit den dadurch gewonnenen Mitteln wurden die meisten Luxusbauten ausgeführt. Die Kammern bekämpften die Theorie der Regierung. Selbst der Minister Fürst Wallerstein sprach sich in seiner Eigenschaft als Reichsrath dagegen aus. Der Landtag ward darauf unter königl. Tadel geschlossen und Wallerstein als Minister ungnädig entlassen. Die letzte Zeit seines Ministeriums sühnte einen Theil der begangenen Fehler, soweit eine solche Sühne bei der Eigenthümlichkeit des Herrschers möglich war. An seine Stelle kam der bisherige Ministerialrath von Abel (s. d.), der seine Beförderung der ultramontanen Partei verdankte und ihr nun dafür im äußersten Umfang

diente. Die Protestanten insbesondere hatten sich über Bedrückungen zu beklagen, unter denen auch die vielbesprochene wegen der Kniebeugung vor dem kath. Venerabile. Die Regierung, eine bedeutende Opposition beim Wiederzusammentritt des Landtags besorgend, benutzte das Mittel, eine neue Kreiseintheilung zu verfügen und unter dem Vorwande, die Wahlbezirke damit in Einklang zu bringen, eine Neuwahl anzuordnen. In Wirklichkeit zeigte sich denn auf dem Landtage des J. 1840 so viel wie gar keine Opposition. Mehr Leben ergab sich auf dem von 1842—43, namentlich wegen der Kniebeugungsfrage, die jedoch infolge des Widerstands der Reichsräthe zu einem gemeinsamen Beschluß beider Kammern nicht gelangte. Hinsichtlich der Erübrigungsfrage ward das sog. «Verfassungsverständniß» erzielt, wodurch der Eigenmächtigkeit der Regierung für die Zukunft wenigstens einige Schranken gesetzt wurden. Allein die 23½ Mill., welche in drei Jahren «erübrigt» worden waren, fanden sich bis auf wenige Pfennige bereits verausgabt. Die Abel'sche Regierungsweise brachte allmählich im ganzen Lande tiefes Misbehagen hervor, und selbst der Adel zeigte sich unzufrieden mit solchem Verfahren. Um die Abgeordnetenkammer, für welche 1845 eine neue Wahl stattfand, an Capacitäten zu beschränken, machte die Regierung von dem Rechte der Urlaubsverweigerung in einer bis dahin noch nie vorgekommenen Ausdehnung Gebrauch. Dennoch gab sich bei der Versammlung von 1845—46 einiger oppositioneller Sinn kund, wenn auch unter den stärksten Lobpreisungen des Königs. Die Kammer ermannte sich endlich so weit, einige Beschwerden der Protestanten wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte für begründet zu erklären. Allerdings verfiel sie darauf sofort wieder in ihre frühere Verzagtheit. Unterdessen hatte ein Mitglied der Reichsrathskammer, Fürst Wrede, eine Reihe von Anklagen gegen Abel eingebracht, freilich nicht treffend motivirt. Der gewandte Fürst Wallerstein brachte Gegenanträge, welche, aus Rücksicht für den König, zwar auf Verwerfung der Wrede'schen Anträge ausgingen, dies aber in einer für den Minister höchst empfindlichen Weise motivirten. Auch die Beschlüsse der Abgeordneten auf die Beschwerden der Protestanten wurden unmittelbar vor dem Schlusse des Landtags von den Reichsräthen noch einmal an einen Ausschuß verwiesen.

Minister Abel hatte sich während seines 10jährigen Regiments niemals der innern Zustimmung des Volks oder auch nur der von ihm möglichst von oppositionellen Elementen gereinigten Kammern zu erfreuen. Dem Adel war er stets ein bloßer Emporkömmling; aber die Geistlichkeit hielt ihn bei dem Könige, und er wußte die Volksvertretung stets mehr oder weniger einzuschüchtern. So sehr der Mann verhaßt war, so erfolgte sein Sturz doch nicht durch die Landesrepräsentation, sondern durch eine Tänzerin. Lola Montez (s. d.) hatte die Neigung des Königs gewonnen. Auch sie sollte, wie man erzählte, benutzt werden zu ultramontanen Zwecken. Doch die Tänzerin wies dieses Ansinnen zurück. Als nun der König sie zu einer Gräfin Landsfeld ernannte, glaubten die Minister (Abel, Bray, Gumppenberg, Seinsheim, Schrenk), der mächtigen Stützen von Geistlichkeit und Adel versichert, dem Fürsten in einem Memorandum (vom 11. Febr. 1847), für dessen sofortige Veröffentlichung gesorgt ward, nicht nur abrathen, sondern sogar mit der Hinweisung auf eine Revolution drohen zu sollen. Doch diesmal hatten die sonst so Schlauen sich verrechnet. Die sämmtlichen Minister wurden, wie der königl. Ausdruck gelautet haben soll, «fortgejagt» und ein Cabinet Zu-Rhein, Maurer und Zenetti gebildet, das zwar einen wohlwollenden, aber schwachen Liberalismus repräsentirte. Es fehlte diesem Cabinet jede schöpferische Kraft. Gegen die Ultramontanen wußte es nur das alte Polizeiregiment der Quiescirung von Universitätsprofessoren in München (Lasaulx und Genossen) in Anwendung zu bringen. Doch erlangten Behr und Eisenmann endlich Begnadigung, Volkhardt etwas früher.

Seit dem Bestehen der Verfassung hatte es die Regierung sorgsam vermieden, den Landtag außerordentlicherweise, d. h. früher als nach drei Jahren, einzuberufen. Eine finanzielle Verlegenheit nöthigte 1847, eine Ausnahme zu machen. Die Regierung konnte das zum Eisenbahnbau benöthigte Geld im Zinsfuße von 3½ Proc. al pari nicht erhalten, wie sie früher unterstellt hatte. Dem Landtage ward jedoch eingeschärft, daß er einzig und allein zur Erledigung dieses einen Punktes berufen sei. Doch band sich die Versammlung nicht daran. Der Finanzminister Zu-Rhein scheute sich nicht, Grundsätze aufzustellen, welche an die Abel'sche Blütezeit erinnerten. Um so schwächer erwies er sich in Vertretung seiner Aufgabe. Der «Landtagsabschied» vom 30. Nov. 1847 verwies den Ständen das, was man als Uebergriff ansah. Gleichzeitig ward jedoch auch das unfähige Ministerium, und zwar wieder in offener Ungnade, entlassen. An dessen Stelle ernannte der König bloße Ministerverweser: Wallerstein, Beisler, Heeres und Berks. Der letztere erhielt im Volksmunde den Titel des «Lola-Ministers».

Doch war das Ministerium besser, als es erschien. Nach außen wurde (dies war Wallerstein's Verdienst) jede Unterstützung des schweiz. Sonderbundes abgelehnt, nach innen der Presse die Besprechung der eigenen Landesangelegenheiten freigegeben. Die Extravaganzen der Gräfin Landsfeld, dann die Umtriebe der Ultramontanen und der Aristokratenpartei auf der einen, die Verletzung des sittlichen Gefühls der Bevölkerung auf der andern Seite, trieben indeß in München zu einem Auflaufe (9. Febr. 1848), bei welchem zunächst Studenten betheiligt waren. Die Polizei schritt gewaltsam ein; der König selbst erfuhr Beleidigungen. Noch immer in dem Glauben an seine unumschränkte Gewalt, befahl er, die Universität zu schließen. Dies erbitterte die in ihrem Nahrungsstande angegriffene münchener Bevölkerung. Am 11. Febr. 1848 zogen Tausende vor die Residenz, die Zurücknahme der Maßregel gegen die Hochschule und die Ausweisung der Gräfin Landsfeld verlangend. Der Volksmanifestation gegenüber schwand die Beharrlichkeit. Es ward beides gewährt; doch die Gärung dauerte fort. Da kam die Nachricht von der pariser Februarrevolution. Nun wurde Entfernung des Ministers Berks, dann Preßfreiheit, Schwurgericht und Beeidigung des Heeres auf die Verfassung gefordert, auch der Einigung Deutschlands gedacht. Ein auf gewaltsame Unterdrückung der Bewegung abzielender Versuch des Ministers Wrede endigte kläglich: derselbe mußte fliehen, der König die gestellten Verlangen gewähren (2. bis 6. März). Es geschah das letztere durch die Proclamation vom 6. März. Thon-Dittmer, der vor zeiten eine schwache Kammeropposition gebildet, ward Minister des Innern. Als man aber neue Täuschungsversuche wahrnahm und die Gräfin Landsfeld insgeheim zu München wieder erschien, brach der Sturm aufs neue los und führte zur Demolirung des Polizeigebäudes (16. März). Jene fahrende Dame ward dann wirklich fortgebracht, und das Ministerium sollte vollständig geändert werden.

König Ludwig, an der Möglichkeit verzweifelnd, das Königthum in der absolutistischen Weise, wie er dasselbe verstand, ferner aufrechthalten zu können, legte nun plötzlich 20. März die Krone nieder, weil «eine neue Zeitrichtung begonnen» habe. Die Proclamation seines Sohnes und Nachfolgers Maximilian II. (s. d.) brachte die Betheuerung redlichen Willens, «dieser Zeit Gebot zu verstehen und auch zu vollbringen». Ein neues Ministerium ward gebildet: von Thon-Dittmer blieb Minister des Innern, von Lerchenfeld erhielt die Finanzen, der Pfälzer Heinz die Justiz, von Beisler den Cultus, von Weishaupt das Militärwesen und Graf Bray das Auswärtige. Der Landtag war wieder außerordentlicherweise berufen, und 22. März fand die Eröffnung statt. Selbst die Reichsrathskammer wetteiferte in der ersten Zeit an Freisinnigkeit mit den Abgeordneten. Das erste Gesetz, welches zu Stande kam, betraf die Wahl von Abgeordneten zum Deutschen Parlament. Daran reihten sich Gesetze über die Grundlagen der künftigen Gerichtsordnung, über die Freiheit der Presse, über das Schwurgericht, wobei die Geschworenen aus der Volkswahl hervorgehen sollten, über Ablösung der Feudallasten und über Aenderung des Wahlgesetzes der Landtagsabgeordneten sowie der Verfassungsbestimmung über die Befugnisse der Kammern, welche wesentlich erweitert wurden. Außerdem votirten die drei Factoren der gesetzgebenden Gewalt Entschädigungen für die in den frühern polit. Kämpfen «gerichtlich» verurtheilten Männer Behr und Eisenmann. Die aus dem alten ständischen Wahlgesetz hervorgegangene, zudem durch Abel'sche Ausschließungen in ihren Capacitäten sehr geschwächte Abgeordnetenkammer brachte diesmal in kurzer Zeit eine größere Reihe der wichtigsten und wohlthätigsten Gesetze zu Stande, als irgend bis dahin noch je vorgekommen. Dem Minister Heinz hatte B. die rasche und selbst von der Reaction später nicht mehr zu beseitigende Einführung der Schwurgerichte zu verdanken. Das Ministerium bestand überhaupt aus wohlgesinnten und ehrenhaften Männern, allein es verfolgte in der Deutschen Frage eine entschieden particularistische Politik. Thon-Dittmer, am wenigsten volksthümlich, trat aus dem Cabinet, dann Beisler, weil er durch eine im Deutschen Parlament gemachte Aeußerung den Papst und die Ultramontanen schwer verletzt und damit heftige Angriffe auf sich veranlaßt hatte. Dem Beispiele folgte Weishaupt, welcher sich weigerte, verschiedenen Ansprüchen im Sinne der Aristokratie zu genügen. Zu allgemeiner Ueberraschung legte auch Lerchenfeld sein Portefeuille nieder.

Am 16. Jan. 1849 trat der Landtag wieder zusammen, die Abgeordneten nach dem neuen Wahlgesetze gewählt. Die letztern drangen auf Unterwerfung B.s unter die Reichsgewalt. Schon die Adreßdebatte brachte darüber den zunächst entscheidenden Kampf. Die rein deutsche und radicale Partei siegte mit 72 gegen 61 Stimmen, worauf sofort alle Minister ihre Stellen niederzulegen erklärten. Doch brachten sie noch einen Gesetzentwurf ein, wonach 1,600000 Fl., welche als Matricularbeiträge für die neue Bundesgewalt nothwendig seien, durch neue directe Besteuerung erhoben werden sollten. Damit hofften sie den Eifer für die deutsche Sache bei

der Masse der Steuerbaren niederzuschlagen. Doch dem brach der Bericht des Abgeordneten Kolb über das sog. Griechische Anlehen die Spitze ab, indem er eine Forderung des Staats an den vorigen König persönlich, über 1½ Mill. betragend, in einer solchen Weise geltend machte, daß der Landtag noch vor der öffentlichen Berichterstattung vertagt wurde. Indeß gelang es nicht, den vom Finanzausschuß bereits gebilligten Vortrag des Referenten der Oeffentlichkeit zu entziehen. Derselbe brachte einen ungewöhnlichen Eindruck hervor, sodaß man es gerathen hielt, beim spätern Wiederzusammentritt der Kammer mit der officiellen Erklärung zu beginnen, König Ludwig habe die ganze Summe aus seinen Privatmitteln zurückbezahlt. Nach Ablauf der ersten Frist folgte eine zweite, dann eine dritte Vertagung der Kammern. Es ward ein neues Ministerium gebildet: von der Pfordten erhielt das Auswärtige, von Lesuire das Kriegswesen, von Aschenbrenner die Finanzen, von Kleinschrod die Justiz, Forster das Innere und Ringelmann den Cultus. Dieses Cabinet konnte der Abgeordnetenkammer noch weniger zusagen als das vorige.

Während die Kammer nach ihrem endlichen Wiederzusammentritt 15. Mai auf parlamentarischem Gebiet kämpfte und zum Siege zu gelangen schien, war in der Pfalz ein Aufstand ausgebrochen. Es trat mehr und mehr zu Tage, daß sich die bair. Regierung einer deutschen Centralgewalt nicht unterwerfen wollte, und zwar um so weniger, als Preußen die Hegemonie erhalten sollte. In der vom Hauptlande getrennten Pfalz aber, wo ohnehin mancherlei Klagen herrschten, namentlich über ungleiche Behandlung in der Abgabenbelastung, drängte besonders eine feurige Jugend auf Herstellung der deutschen Einheit und Unterwerfung B.s unter die Reichsgewalt. Auch republikanische Elemente waren vorhanden. Die Unzufriedenen setzten erst einen Landesausschuß, dann eine provisorische Regierung nieder. Dies suchte der Minister von der Pfordten zu benutzen. Zunächst wollte sich derselbe eine Majorität verschaffen durch den Antrag auf Ausschließung aller Abgeordneten aus der Pfalz, als einer rebellischen Provinz. Doch als dies der Kammerpräsident Graf Hegnenberg-Dux eigenmächtig auszuführen versuchte, ward der Plan durch die freiwillige Entfernung aller Freisinnigen vereitelt, indem die Zurückbleibenden nun nicht mehr in beschlußfähiger Anzahl vorhanden waren. Endlich schritt man (11. Juni) zu dem Mittel der Kammerauflösung. Der Aufstand in der Pfalz war ohne jede Ueberlegung begonnen und weiter geführt worden. Es fehlten sogar alle Mittel. Zwar gelang es allmählich, etwa 2400 Mann Soldaten dahin zu bringen, daß sie ihre Corps verließen, aber großentheils nur, um sich nach Hause zu begeben. Eine nennenswerthe Organisation der Revolution ward nicht zu Stande gebracht. Die Bewegung hatte Anfang Mai 1849 begonnen und schon in der Mitte dieses Monats (17. Mai) zur Einsetzung der provisorischen Regierung geführt. Obwol der bair. Staat ein stehendes Heer von wenigstens 70000 Mann besitzen sollte, dauerte es doch bis Mitte Juni, ehe man auch nur ein Corps von 15000 Mann nach der Pfalz bringen konnte. Ein preuß. Hülfscorps kam dem bair. General Taxis zuvor, und ersteres zerstreute unschwer die zusammengerafften Haufen. Taxis traf keinen Feind mehr. Den Truppen voraus war eine königl. Proclamation gesendet worden mit Verheißungen der Milde; den Verführten sollte verziehen, nur gegen die «wenigen Verführer» das Strafgesetz zur Anwendung gebracht werden. Gleichwol verhängte der General den Kriegszustand über das ganze Land. Die Gerichte, welche bis dahin nicht einmal irgendeinen Versuch zur Bekämpfung der Bewegung gemacht, schritten nun mit der äußersten Strenge ein. Die Gefängnisse wurden überfüllt; Tausende flüchteten aus dem Lande; der Schrecken herrschte allgemein. Auch in Franken und Schwaben gebot, wenngleich weniger rückhaltslos, die Militärgewalt.

Unter diesen Verhältnissen fand die neue Abgeordnetenwahl statt. Die Zahl der Freisinnigen schrumpfte hierbei auf ein Drittel zusammen, während nun das Ministerium über zwei Drittel gebot. Nachdem 10. Sept. 1849 der Landtag wieder zusammengetreten, erfolgten zahlreiche Gesetze der hohen Polizei und der finanziellen Bewilligungen. Oft trieben die Führer selbst (von Lerchenfeld, Hegnenberg, Weis) das Ministerium weiter, als es anfangs zu gehen beabsichtigte. So ward namentlich der vom Ministerium eingebrachte, von der Reichsrathskammer gutgeheißene Entwurf eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes durch die Abgeordnetenkammer geradezu illusorisch gemacht. Die Gesetze im Betreff des Vereinswesens und der Presse charakterisirten insbesondere die legislatorische Thätigkeit jener Zeit. Während endlich der Landtag 25. Juli 1850 zum Schlusse gelangte, entwickelte sich die Reaction mehr und mehr. Durch ein einziges Urtheil des pfälz. Appellhofs wurden, trotz der vorangegangenen Amnestie, nicht weniger als 333 Personen wegen «Hochverraths» vor ein Specialgericht verwiesen, alle mit einer einzigen Strafe, nämlich der Todesstrafe vermittels der Guillotine, bedroht. Es

reihten sich daran zahllose Verfolgungen vor den Zuchtpolizei- und den Militärgerichten, die namentlich einen zu den Aufständischen übergegangenen Offizier, Grafen Fugger, zum Tode verurtheilten. Derselbe ward erschossen. Hatte der Ministerpräsident schon auf dem letzten Landtage Principien des äußersten Absolutismus ausgesprochen, ohne von der Kammermehrheit Widerspruch zu erfahren, so half er jetzt durch die Sendung bair. Truppen die Vernichtung des Verfassungsrechts in Kurhessen ausführen, wobei die bair. Staatskasse etwa 5 Mill. Fl. zusetzte. Am 8. Febr. 1851 trat ein neuer außerordentlicher Landtag zusammen, obschon es an Vorlagen für denselben fehlte. Die Abgeordnetenkammer billigte die Politik des Ministeriums, indem sie jeden Antrag gegen dieselbe verwarf. Es geschah dies namentlich in der Deutschen und in der Kurhessischen Frage. Am 7. Juni erfolgte Vertagung, 1. Oct. Wiederzusammentritt der Versammlung. Die polit. Richtung blieb die gleiche. Es wurden ein Districts- und ein Kreislandraths-Gesetz erlassen, beide möglichst auf das alte ständische Wesen zurückgeführt. Für die Armee bewilligte man eine größere als die frühere Summe, und infolge davon kam es zu einer Steuererhöhung. Ueber Beschwerden wegen der polizeilichen Ausweisung misliebiger Staatsangehöriger aus bair. Städten, oder eigentlich deren Internirung in die Heimatsgemeinde, glaubte die Abgeordnetenkammer zur Tagesordnung übergehen zu sollen; ebenso über die vorgelegten Beschwerden wegen Mishandlung der Presse, indem man die Zeitungen sogar wegen Abdrucks von Kammerreden mit Beschlag belegte. Alles ließ die Majorität geschehen, ohne nur einen Widerspruch zu dulden. Es scheiterten blos die vom Ministerium gewünschten Verfassungsänderungen, und zwar an dem Widerspruche der wenige Stimmen über ein Drittel zählenden Linken (zu solchen Aenderungen sind zwei Drittel der Stimmen erforderlich). Als nun aber das Ministerium, trotz der ihm von der Majorität geleisteten Dienste, selbst deren bescheidenen Wünschen über innere Verbesserungen nicht entsprach, entstand eine Spannung, welche gegen den Schluß des Landtags (Ende Mai 1852) zur Verwerfung verschiedener ministerieller Vorlagen führte.

Das Ministerium des Innern ward in dieser Zeit dem Grafen Reigersberg übertragen, dessen Politik mit der des Hrn. von der Pfordten übereinstimmte. Beide glaubten der zuletzt hervorgetretenen Opposition auf dem Landtage keine besondere Bedeutung beilegen zu sollen. Die Versammlung ward daher zum 26. Nov. 1853 schon wieder berufen. Der Kriegsminister legte ein Nachpostulat von 5,600000 Fl. vor, größtentheils zur Deckung der Kosten, welche die Expedition nach Kurhessen verursacht hatte, und welche Hessen zu vergüten sich weigerte. Sodann erfolgte eine Vorlage über die allgemein verlangte und längst sogar gesetzlich bestimmte neue Gerichtsorganisation. Das Ministerium erklärte kurzweg, daß diese Aenderung «weder ganz noch theilweise, weder jetzt noch in der künftigen Finanzperiode werde ins Leben geführt werden»; statt dessen forderte es einen außerordentlichen Credit, um das alte System durch Creirung neuer Stellen zu befestigen. Noch mangelte der Versammlung die Kraft, ein solches Ansinnen offen zu verwerfen. Die Majorität wählte den Ausweg, die Entscheidung bis zur nächsten Budgetberathung zu verschieben. Nachdem die Kammern 4. Febr. 1854 auf unbestimmte Zeit vertagt worden, wurden sie zum 16. Oct. wieder zusammenberufen. Bereitwillig nahm die Majorität das reactionäre Gesetz über bäuerliche Erbgüter an. Ein anderes Gesetz gleicher Tendenz, für Erleichterung der Errichtung adelicher Fideicommisse, erlangte zwar die Majorität, aber nicht im Umfange von zwei Dritteln der Stimmen; es fiel somit. Ein Hauptkampf entspann sich sodann über ein in derselben Richtung beabsichtigtes neues Landtags-Wahlgesetz; trotz der Drohung mit Octroyirungen hatte es das nämliche Schicksal. Statt des bei der vorigen Versammlung gestellten Nachpostulats des Kriegsministers von etwas mehr als 5½ Mill. Fl. verlangte man nun die Ermächtigung zu einem Anlehen von 15 Mill. Die Kammer bewilligte statt dessen die Niederschlagung von 1⅓ Mill. aus andern Kassen entnommener Gelder und ein Anlehen von 6½ Mill., zu dessen Verzinsung sofort eine kleine Steuererhöhung decretirt wurde. Die ganze Haltung der Minister auf der einen, der Führer in der Abgeordnetenkammer auf der andern Seite steigerte die gegenseitige Erbitterung. Nun kam man dazu, zwei Beschwerden wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte für begründet zu erklären. Endlich gelangte auch der neue Budgetentwurf zur Vorlage, mit einer jährlichen Mehrforderung von 5½ Mill. und dem Verlangen nochmaliger Steuererhöhung. Dies nun führte den Bruch herbei. Mit 78 gegen 37 Stimmen beschloß die Abgeordnetenkammer eine Adresse an den König, worin vor allem die verheißene Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung und kürzere Finanzperioden gefordert wurden. Die Majorität sah sich jetzt auf die nämlichen Punkte gedrängt, bei denen sie früher die Linke so

leidenschaftlich bekämpft hatte. Das Ganze führte 25. März 1855 zur Kammerauflösung, doch die Neuwahlen brachten keine gefügigere Versammlung.

Die Kammern wurden 1. Sept. 1855 eröffnet. Die Regierung, welche die Nothwendigkeit einigen Nachgebens erkannt hatte, verminderte den Budgetentwurf, aber nur um 800000 Fl., und verstand sich zu einigen völlig unzureichenden Modificationen im Gerichtswesen. Die dahin einschlagenden Gesetze mit den (ohnehin immer weiter abgeschwächten) Verheißungen von 1848, 1850 und 1852 sollten dagegen förmlich aufgehoben werden. Dies ward für unannehmbar erkannt, und erst nach langen Verhandlungen gelangte man zu einer Vereinbarung. Die Regierung mußte sich dazu verstehen, weil ein Geschäftsstillstand in Aussicht war; doch auch die Abgeordneten brachten wesentliche Opfer. Das Budget kam ebenfalls zu Stande. Manche Ausgabeposten wurden etwas beschränkt, so namentlich der Militäretat, obwol man denselben gegen früher noch erhöhte. Die Regierung drohte, sich stützend auf die Zustimmung der Reichsrathskammer, nöthigenfalls weitere Ausgaben für das Militär zu machen und darüber die erforderlichen Vorlagen vor den nächsten Landtag zu bringen. Der Schluß der Versammlung erfolgte 3. Juli 1856. Vor Wiederberufung der Kammern hatte die Regierung den Gesetzgebungsausschuß versammelt, um ein neues Strafgesetzbuch vorzuberathen. Es ergaben sich hierbei mancherlei, zum Theil principielle Anstände, jedoch ihrem Wesen nach sämmtlich nicht polit. Natur. Den wichtigsten Punkt bildete die vom Abgeordneten Weis, dem frühern eifrigen Vorkämpfer für das Ministerium, beantragte Aufnahme einer Bestimmung, wonach in Verbrechensfällen die Geschworenen auch über die Frage, ob «mildernde Umstände» vorhanden seien, sollten abstimmen können. Das so lange verwöhnte Ministerium wollte gar keinen principiellen Widerspruch mehr dulden, selbst auf diesem Gebiete nicht. Es erklärte eine derartige Bestimmung für antimonarchisch, hob den Gesetzgebungsausschuß auf und bestrafte den Abgeordneten Weis durch Versetzung von seiner Professur in Würzburg zum Appellationsgerichtsrath nach Eichstädt. Dies war im Frühjahr 1858 geschehen. Der Landtag ward auf den 25. Sept. des nämlichen Jahres berufen. Noch war derselbe nicht constituirt, so vernahm man schon dessen 30. Sept. erfolgte Auflösung. Die Abgeordnetenkammer hatte nämlich (mit 72 gegen 53 Stimmen) den in Ungnade gefallenen Weis zu ihrem zweiten Präsidenten gewählt, welche Stellung derselbe schon oft, infolge zufälliger Umstände aber nicht bei der jüngsten Versammlung bekleidet. Dies genügte dem Ministerium von der Pfordten, zur Auflösung einer Kammer zu schreiten, noch ehe diese eröffnet war. Doch das Ministerium hatte sich diesmal verrechnet. Die Neuwahlen brachten ihm eine entschiedene Niederlage. Nach der 15. Jan. 1859 erfolgten Wiedereröffnung des Landtags ward Weis sofort nochmals zum zweiten Präsidenten der Abgeordneten erwählt. Das Ministerium, dessen Haltung noch vor kurzem so schroff gewesen, nahm dies ruhig hin: es wollte sich in sein Schicksal ergeben, wenn es nur am Ruder bleiben könnte. Jetzt sprachen die Minister von Vermittelung und Versöhnung. Die Opposition ermangelte nicht, die Beschwerden des Landes, insbesondere über die Mishandlung der Presse, zur Sprache zu bringen. Allein erst die Entwickelung der allgemeinen polit. Verhältnisse infolge des Italienischen Kriegs brachte eine Entscheidung. Die Regierung bedurfte eines außerordentlichen Credits für militärische Rüstungen. Die Abgeordnetenkammer bewilligte denselben, richtete aber gleichzeitig eine Adresse an den König, worin sie ihre entschiedene Nichtübereinstimmung mit dem Ministerium aussprach. Darauf erfolgte sofort, 26. März, eine Vertagung.

Doch bei der herrschenden Zeitströmung und der Macht der Ereignisse mußte man dem Volkswillen nachgeben. Am 29. April erfolgte eine Ministerveränderung. Hr. von Neumayr erhielt das Innere, von Mulzer die Justiz, zwei ehrlich liberale Männer. Das Aeußere ward an von Schrenk, das Finanzwesen an von Pfeufer, das Militärwesen an von Lüder übertragen; von Zwehl behielt den Cultus. Dem neuen Cabinet kam die Volksvertretung vertrauensvoll entgegen. Der Landtag ward vom 14. Juli bis 9. Aug. wieder versammelt. Es handelte sich um weitere Mittel zur Deckung der Kriegsbedürfnisse. Obwol der Kriegsminister von früher her wegen seiner großen Ausgaben nicht beliebt war, erfolgte doch die Gewährung bedeutender Summen. Dann trat wieder eine Vertagung ein, damit die Minister Zeit fänden zur Bearbeitung ihrer Vorlagen. Der neue Landtag begann 29. Dec. 1860 und endigte erst 12. Nov. 1861. Der Kriegsminister Lüder hatte sich inzwischen so wenig an die Etats gebunden, daß seine Stellung unhaltbar wurde; im Juni 1861 ersetzte ihn General von Spies. Die Feststellung des Budgets für die achte Finanzperiode nahm die Abgeordnetenkammer lange in Anspruch. Die Regierung hatte ihre Forderungen zwar herabgemindert, gleichwol noch immer

einige Steuererhöhung verlangt. Schließlich genehmigten die Abgeordneten zwar verschiedene nicht unbedeutende Ausgabevermehrungen; doch konnten dieselben sämmtlich, mit Ausnahme eines sog. außerordentlichen Aufwands für das Militär (wegen dessen eine neue Anleihe aufgenommen ward), durch die von selbst sich ergebende Vermehrung der gewöhnlichen Auflagen gedeckt werden, sonach ohne jede Steuererhöhung. Nebenbei konnte die Abschaffung des Lotto erfolgen, das in der letzten Zeit den erschreckenden Reinertrag von ungefähr 2 Mill. Fl. im Jahre geliefert hatte. Es war dies die Beseitigung eines seit dem Bestehen der Verfassung bekämpften Misstandes, und es gereichte der Entschluß der Kammer um so mehr zum Verdienst, je mannichfacher die Anforderungen waren, welche an die Staatskasse sich erhoben. Außerdem kam auch die neue Strafgesetzgebung, mit Durchführung der Trennung von Justiz und Administration und Verbesserung des Schwurgerichts in der Pfalz, zu Stande. Diese neue Ordnung der Dinge trat mit dem 1. Juli 1862 ins Leben. Es kam damit ein sehr bedeutender Fortschritt zu Stande, obwol das Polizeistrafgesetzbuch an dem Fehler litt, die Competenz der Polizei noch immer nicht genügend beschränkt zu haben. Die Verwaltung ward nun in wohlwollendem Sinne, unter Vermeidung aller grellen Maßregeln, fortgeführt. Eine Schwierigkeit bot die Frage wegen Annahme des von Preußen namens des Zollvereins mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrags. B. stellte sich auf die Seite Oesterreichs und der Vertheidiger des Schutzzolls. Die Bewegung stieg aber bedeutend. Das Ministerium war der Kammermajorität sicher, besorgte jedoch, daß bei einer Auflösung der Versammlung erst nach 2½ J. inzwischen eine ungünstigere Stimmung im Volke platzgreifen könnte. Auf den Grund hin, im Sinne des Volks zu regieren und diesem zur Kundgabe seiner Meinung in der wichtigen Frage Gelegenheit zu verschaffen, erfolgte zu allgemeiner Ueberraschung im Febr. 1863 die Auflösung der Abgeordnetenkammer. Die neuen Wahlen fielen entschieden nach Wunsch der Regierung aus. Der neue Landtag ward auf den 15. Juni 1863 berufen und 30. Sept. auf unbestimmte Zeit vertagt. Derselbe billigte mit großer Majorität die Haltung des Ministeriums in der Zollfrage, genehmigte bedeutende Summen für Aufbesserung der Beamtengehalte sowie für neue Eisenbahnbauten, forderte aber vergeblich Abkürzung der Finanzperioden.

Bald nach der Vertagung erlangte die Schleswig-Holsteinische und damit die Deutsche Frage eine neue Gestalt. An die bair. Regierung, als die des größten Mittelstaats, trat vor allen die Forderung heran, durch thatkräftiges Handeln zu beweisen, daß sie eine factische Mediatisirung weder verdiene, noch sich gefallen lasse. Die Haltung der Regierung war in Wirklichkeit eine den Herzogthümern entschieden günstige und entsprach insofern dem Verlangen des deutschen Volks. Es fehlte jedoch die Kraft zum entschlossenen Handeln. Zwar ließen sich nur wenige deutsche Höfe bereit finden, die Sache Schleswig-Holsteins am Bunde mit Consequenz und Nachdruck zu vertreten, aber dennoch durfte man die Erwartung hegen, daß ein energisches Vorgehen B.s in Verbindung mit jenen Gleichgesinnten eine Majorität zu Stande bringen würde. Der günstige Augenblick wurde indeß nicht wahrgenommen. Inmitten der diplomatischen Verhandlungen ging plötzlich der erst 52jährige König Max II. am 10. März 1864 mit Tode ab. Seine letzte Regierungshandlung war noch dem Interesse der Elbherzogthümer gewidmet, indem er eine Instruction an den bair. Bundestagsgesandten vollzog zum raschern Betreiben der schleswig-holsteinischen Angelegenheit. Die Nachricht von dem Tode des Fürsten erregte allenthalben Trauer. König Max war ein einfacher und wohlwollender Charakter, der namentlich die Wissenschaften liebte und unterstützte. Eine Verletzung der Verfassung des Landes lag ihm stets fern, und B. ist einer der wenigen Staaten, wo während der Reactionszeit keine Octroyirungen stattfanden. Sprichwörtlich ist die Aeußerung des Königs in der Weis'schen Sache geworden: «Ich will Frieden haben mit meinem Volke». Was dem Fürsten mangelte war wesentlich größere Entschlossenheit und Thatkraft; schwer gelangte er aus Bedenken und Zweifeln. Ohne der Kirche abgewandt zu sein, duldete er doch kein klerikales Regiment. Unter seiner Regierung traten die schroffen kirchlichen Gegensätze in B. fast ganz in den Hintergrund, und über das Walten eines kirchlichen Zelotismus hatte man sich nicht zu beklagen. Sein Sohn König Ludwig II. (s. d.), ein Jüngling von 18 J., bestieg unter nicht ganz gewöhnlichen Verhältnissen den Thron. Außer der Schleswig-Holsteinischen war auch die Zollvereinsfrage zu einer äußerst kritischen geworden.

Außer den ältern Werken von Aventin oder Thurmayr (s. d.) und andern, vgl. Buchner, «Geschichte von B.» (Bd. 1—8, Münch. 1820—51); Zschokke, «Sechs Bücher der Geschichten des bair. Volks» (2. Aufl., 4 Bde., Aarau 1821); Mannert, «Geschichte B.s (2 Bde., Lpz. 1826); Böttiger, «Geschichte B.s» (Erl. 1832); Rudhart, «Geschichte der Landstände in

B.» (2 Bde., 2. Aufl., Münch. 1819); Spruner, «Leitfaden zur Geschichte von B.» (2. Aufl., Bamb. 1853); derselbe, «Histor. Atlas von B.» (Gotha 1838); Contzen, «Geschichte B.s» (Münster 1853); Rudhart, «Aelteste Geschichte B.s» (Hamb. 1841); Siegert, «Grundlagen zur ältesten Geschichte des bair. Volksstammes» (Münch. 1854); v. Lerchenfeld, «Geschichte B.s unter Max Joseph I.» (Münch. 1854).

Baikal (türk. Beikul, der reiche See; russ. Swjätoje More und mongol. Dalai Nor, das Heilige Meer), der größte Gebirgssee und, nach den canadischen, der größte Süßwassersee der Erde, nächst dem Kaspischen Meere und dem Aralsee der größte Binnensee Asiens und des Russischen Reichs, liegt im südl. Theile Ostsibiriens auf der Grenze des Gouvernements Irkutsk und des 1851 von diesem getrennten Gebiets Transbaikalien, auf der großen Heerstraße zwischen Moskau, Kiächta, den daurischen Bergwerken von Nertschinsk und dem Amurlande. Von SW. nach O. gerichtet, erfüllt der See ein zwischen hohen Gebirgen tiefeingesenktes Längenthal von fast sichelförmiger Gestalt. Seine Länge beträgt 86 M., die Breite 4—11½ M., sein Areal mit Einschluß der Inseln 586 Q.-M. Zwischen dem Delta der Selenga, der einzigen niedrigen Gegend seiner Umgebung, und der Mündung der Boguldeicha verengt sich der B. auf 4 M., sodaß er gleichsam aus zwei durch einen breiten Sund vereinigten Seen besteht. Die größte seiner Inseln, Olchon, fast 15 Q.-M. umfassend, ist felsig und wird durch einen schmalen Kanal von der Nordwestküste getrennt. Der See ist von öden, fast menschenleeren Ufern, wilden vulkanischen, oft dichtbewaldeten Gebirgen umgeben, die in vielen Vorgebirgen in den Wasserspiegel hervorspringen und zahllose Flüsse und Bäche herabsenden. Die bedeutendsten Zuflüsse sind die in der Mongolei entspringende, zwischen malerischen Ufern rasch dahinströmende Selenga und der von den Buräten umwohnte Bargusin. Durch die breite und ungeachtet ihrer vielen Schnellen vollständig schiffbare Angara, die weiterhin den Namen der Obern Tunguska erhält, ergießt sich die Wassermasse, das Gebirge durchbrechend und über Irkutsk strömend, in den Jenissei. Die Ufergebirge steigen im allgemeinen 2800—4000 F. über den Spiegel des Sees, haben also etwa 4100—5300 F. absolute Höhe. Das Gebirge östlich vom Angaradurchbruch bis zum Nordostende des Sees heißt das Baikalgebirge, dessen 6—700 F. hohe, von zahlreichen bewässerten Schluchten unterbrochene Steilwände, Granite und Gneise, dem Seeufer näher stehen als die südöstlichen. Vom Durchbruch der Angara gegen W. zieht das malerische Gebirge der Tunkaalpen, aus krystallinischem Schiefer gebildet. Südlich von der Tunka erhebt sich neben dem Südwestende des Sees der schneetragende Chamar-Dawan zu 6077 F. absoluter Höhe. Von ihm aus umzieht der nach ihm benannte Gebirgszug, ebenfalls aus krystallinischem und Massengestein bestehend, den See bis zur Selenga, östlich dieses Flusses ein anderer Zug bis ans Nordostende, wo er mit dem Baikalgebirge verwächst. Die vulkanische Umgebung des Seebeckens bekundet sich durch häufige Erdbeben, deren berühmtestes das vom Ende 1861 und Anfang 1862. Merkwürdig ist das plötzliche Aufwallen des Sees, das übrigens auch bei andern Gebirgsseen vorkommt. Das Wasser des B. ist hellgrün, süß und außerordentlich klar. Außer vielen andern ausgezeichneten Fischarten finden sich in ihm in unzähliger Menge fünf Arten von Lachs, namentlich der Omul oder Wanderlachs, der mehrere hundert Meilen weit durch den Jenissei und die Angara aus dem Eismeer heraufkommt. Man fängt davon jährlich 100000 Pud. Störe werden besonders in der Selenga gefangen, wo sie laichen. Der ganze Fischfang bringt jährlich 200000 Rubel ein, wovon ⅔ auf die Fischerei in der Angara entfallen. Eine bestimmte Strömung ist auf dem B. nicht zu bemerken. Der Gang der Wellen ist sehr hoch. Die Schiffahrt beginnt Ende Mai und ist lebhaft bis Mitte November. Lästig ist im Sommer, gewöhnlich bis zum 20. Juli, der namentlich morgens sehr starke Nebel. Im Winter belegt sich der See mit Eis von 3—4 F. Dicke; dann findet der lebhafteste Verkehr statt. Im Frühjahr und Herbst geht der Waarentransport auf Landwegen um den See und über die Berge. Die Zahl der Segelschiffe, theils zur Fischerei, theils zur Ueberfahrt bestimmt, ist 50. Außerdem sind seit 1846 zwei Dampfer in Thätigkeit. Der Aufschwung des Bergbaues in Transbaikalien und der zunehmende Verkehr mit dem Amurlande versprechen, neben dem alten Handel mit China zu Kiächta, auch der Baikalgegend bessere Zeiten. Außer den namentlich an der Selenga und Angara angesiedelten Russen werden die sehr unwirthlichen Ufer des B. von burätischen und tungusischen Stämmen bewohnt. Diese sind erst seit 1856 organisirt, führen den Namen Baikalkosacken und bilden ein eigenes, von einem Hetman befehligtes Armeecorps.

Bailey (Philip James), engl. Dichter, ist der Sohn Thomas B.'s (geb. 1785, gest. 23. Oct. 1856), des langjährigen Redacteurs des «Nottingham Mercury», der sich auch durch

seine «Annals of Nottinghamshire» und «Records of longevity» bekannt gemacht. Am 22. April 1816 zu Nottingham geboren, erhielt der junge B. seine Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt und auf der Universität Glasgow, und begann 1833 das Studium der Rechte in Lincoln's-Inn. 1840 wurde er zur Barre berufen, war aber schon vorher (1839) mit seinem «Festus» (6. Aufl., Lond. 1860) aufgetreten, einem dramatischen Gedicht, in welchem sich der Einfluß des «Faust» nicht verkennen läßt, und welches gleich bei seinem Erscheinen großes Aufsehen erregte. Bei manchen Fehlern und jugendlicher Unreifheit gibt sich darin ein tiefsinniger philos. Geist, seltener Gedankenreichthum und eine poetische Begabung kund, die zu den schönsten Erwartungen berechtigte. Inzwischen ließ B., der unterdessen seinen Vater in der Redaction des «Mercury» unterstützt hatte, erst nach einer langen Pause seine «Angel world» (1850) folgen, die, wie «The mystic» (1855), an Correctheit sein Erstlingswerk übertrifft, aber an dichterischem Geist hinter demselben zurücksteht. Auch das satirische Gedicht «The age» (1858) ist, ungeachtet einzelner gelungener Stellen, als Ganzes verfehlt zu nennen.

Bailli im Französischen, Bailiff im Englischen, Ballivus im Lateinischen, Balio im Italienischen und Bajulos im Griechischen bezeichnet überhaupt einen Vorsteher. Am griech. Kaiserhofe zu Konstantinopel hieß der Oberaufseher der kaiserl. Kinder Bajulos. Denselben Titel scheint in Konstantinopel auch der Vorsteher der fremden Kaufleute geführt zu haben, den die Venetianer zu ernennen hatten, und von diesem mag der Titel Balio auf den venet. Gesandten daselbst übergegangen sein. Durch den Johanniterorden verbreitete sich der Name Ballivus auch nach dem südl. und westl. Europa, indem die acht Mitglieder des Kapitels desselben Ballivi conventuales hießen, was dann wieder den Namen Ballei (s. d.) bei der Eintheilung der Besitzungen des Ordens in Kreise veranlaßte. In Frankreich waren die königl. Baillis früher zugleich Anführer des Heerbanns, Domänenverwalter und Richter des ihnen anvertrauten Bezirks. Später aber enthob man den königl. B. der beiden letztern Functionen, weshalb er nun Bailli d'épée hieß. Auch die Gutsbesitzer, welche Obergerichte hatten, stellten zur Verwaltung derselben Baillis an, die, da diese Stellen käuflich waren und man sehr wenig Kenntniß für dieselben in Anspruch nahm, in sehr geringer Achtung standen, und später sowol wegen ihrer Unwissenheit wie wegen lächerlicher Anmaßungen, Betrügereien und Ungerechtigkeiten ein stehender Charakter auf der Bühne wurden. In England fand der Name Bailiff unter Wilhelm I. Eingang für die Vorsteher der Grafschaften, die Ballivae genannt wurden. Die jetzigen engl. Bailiffs sind aber nur eine Art Gerichtsdiener, ähnlich den franz. Huissiers. Nur in einigen Städten führt der oberste Beamte noch den Titel Bailiff, mit welchem man auch den Rentmeister großer Landeigenthümer bezeichnet. In schott. Städten heißen die Mitglieder des Gemeinderaths Bailie.

Baillie (Joanna), engl. Dichterin, geb. 1762 zu Bothwell bei Glasgow, Schwester des berühmten Anatomen Matthew B., wurde durch Lektüre und eigene geistige Regsamkeit zu poetischen Schöpfungen angetrieben. In ihrem ersten, anonym erschienenen Werke «A series of plays, in which it is attempted to delineate the stronger passions of the mind, each passion being the subject of a tragedy and a comedy» (Lond. 1798), welches schnell mehrere Auflagen erlebte und von Cramer (3 Bde., Amsterd. u. Lpz. 1806—7) ins Deutsche übersetzt wurde, verräth sie einen mehr zum Reflectiren als zum Empfinden und Bilden geschaffenen Geist. Liebe, Haß, Ehrgeiz: Leidenschaften, die sie nicht in ihrer Lebenswirklichkeit, sondern nur aus Shakspeare und andern Dichtern kannte, sucht sie in ihren Dramen in einer einfachen, edeln, jedoch an Archaismen reichen und Nachahmung verrathenden Sprache vorzuführen. Ihre Dramen sind indeß nur dialogisirte Darstellungen von Beispielen, bestimmt zur Erläuterung einer moralischen Reflexion. Dennoch machten ihre Werke Aufsehen, und durch den Beifall aufgemuntert, ließ sie 1802 einen zweiten Band folgen, wozu 1812 noch ein dritter kam. Walter Scott trug viel dazu bei, ihren Ruf zu begründen, und brachte durch seine Bemühungen Dramen der B. auch auf die Bühne. So kam zuerst «The family legend, a tragedy» (Edinb. 1810) in Edinburgh zur Aufführung, dann «Montfort, a tragedy» (Lond. 1808) sowie einiges aus den «Miscellaneous plays» (Lond. 1804). Doch keins dieser Stücke konnte sich, trotz der Bemühungen der Geschwister Kemble und des ältern Kean, auf der Bühne nachhaltigen Beifall erwerben. Sonst veröffentlichte die Dichterin noch «Metrical legends of exalted characters» (Lond. 1821), die Dramen «The martyr» (Lond. 1828) und «The bride» (Lond. 1828), ferner «A view of the general tenor of the New Testament» (Lond. 1831) und eine neue Reihe «Dramas» (3 Bde., Lond. 1836). Ihre «Fugitive verses» (Lond. 1841) sind kleine lyrische Dichtungen, welche das Leben, den Humor und die Einfachheit

der alten schott. Balladen besitzen. Eine Gesammtausgabe ihrer «Poetical works» ward 1851 veranstaltet. Die Dichterin war noch sehr jung nach London zu ihrem Bruder gezogen, wendete sich aber in spätern Jahren nach Hampstead, wo sie mit ihrer Schwester Agnes anspruchslos lebte. Bis in ihr hohes Alter geistesfrisch, starb sie 23. Febr. 1851.

Baillie (Matthew), berühmter engl. Arzt und Anatom, geb. 27. Oct. 1761 zu Shotts in der schott. Grafschaft Lanark, studirte in London unter W. Hunter, dem Bruder seiner Mutter, Medicin und machte so schnelle Fortschritte, daß er bereits in seinem 20. J. als Demonstrator der Anatomie angestellt wurde. Als Hunter 1783 starb, hinterließ er dem Neffen, außer seinem anatom. Theater, seinem Hause und einem kleinen Familiengute in Schottland, auch sein großes anatom. Museum. 1785 eröffnete B. mit Cruikshank den ersten anatom. Cursus, welcher bald wegen der Klarheit und Gediegenheit des Vortrags von zahlreichen Schülern besucht ward. Indessen widmete er einen Theil seiner Zeit auch der Praxis, und zwar mit nicht weniger glänzendem Erfolge, sodaß man ihm 1787 das Amt eines Arztes am St.-Georgehospital übertrug. 1789 promovirte er zu London und begann nun die Bearbeitung seines pathol.-anatom. Handbuchs, welches seinen Ruf auch im Auslande begründete. Später häuften sich seine Geschäfte so sehr, daß er sich genöthigt sah, seine anatom. Vorträge wie die Stelle als Hospitalarzt aufzugeben, um sich ganz der Praxis widmen zu können. Er war Leibarzt der Prinzessin Charlotte und consultirender Arzt des Königs Georg III. B. starb 23. Sept. 1823. Von seinen Werken sind zu erwähnen: «The morbid anatomy of some of the most important parts of the human body» (Lond. 1793, neue Aufl. von Wardrop, Lond. 1833; deutsch von Hohnbaum und Sömmerring, Berl. 1820); «A series of engravings to illustrate the morbid anatomy of the human body» (10 Hefte, Lond. 1799—1812); «Lectures and observations on medicine» (Lond. 1825). Von Wardrop wurden herausgegeben «The works of Mr. B.» (2 Bde., Lond. 1825; deutsch von Leukfeld, Halberst. 1829).

Baillot (Pierre), eins der Häupter der neuern franz. Violinschule, geb. zu Passy bei Paris 1. Oct. 1771 als der Sohn eines Rechtsgelehrten, erhielt frühzeitig bei dem Florentiner Polidori den ersten Violinunterricht und wurde dann seit 1780 in Paris von einem gewissen Sainte-Marie weiter unterwiesen. Mächtige Anregung erhielt er 1782, indem er Viotti hörte. Mit seinem Vater, der Generalprocurator geworden, kam er 1783 nach Bastia auf Corsica, verlor aber denselben schon nach wenigen Monaten durch den Tod, worauf sich der Intendant von Boucheporn seiner weitern Erziehung annahm und ihn auch in Gesellschaft seiner eigenen Kinder nach Rom schickte. Hier nahm er während eines 13monatlichen Aufenthalts noch bei Pollani, einem Schüler des berühmten Nardini, Violinunterricht und ließ sich zuerst mit Beifall in Gesellschaften hören. 1785 verließ er mit seinem Pflegevater Corsica und lebte abwechselnd in verschiedenen Städten des südl. Frankreich, bis er 1791 nach Paris ging, wo er durch Viotti eine Stelle im Orchester des Théâtre Feydeau erhielt, die er aber bald mit einer im Finanzministerium vertauschte. Er bekleidete dieselbe mehrere Jahre, betrieb aber auch dabei seine Violinstudien und wurde nach Gründung des pariser Conservatoriums (1795) als Violinprofessor bei dieser Anstalt angestellt. Nachdem er 1802 in die Privatkapelle Napoleon's eingetreten, machte er seit 1805 in Gesellschaft des Violoncellisten Lamare eine Kunstreise nach Rußland, die über drei Jahre währte und ihm viel Ruhm und Geld einbrachte. 1814 richtete er seine berühmt gewordenen Quartettproductionen ein, und die J. 1815 und 1816 benutzte er wiederum zu Kunstreisen in den Niederlanden und in England. Von 1821—31 war er erster Violinist an der Großen Oper; seit 1825 nahm er dieselbe Stellung in der königl. Kapelle ein. 1833 machte er seine letzte Kunstreise, die nach der Schweiz und Oberitalien ging. Er starb, bis zuletzt unermüdlich thätig, 15. Sept. 1842. B.'s Spiel war höchst ausgezeichnet durch großen Ton und durch edle Vortragsmanier. Eine bedeutende Stelle in der Violinliteratur behaupten seine «Art du violon» (Violinschule) sowie seine Etuden, Capricen, Concerte und Duetten. Außerdem ist er im Verein mit Rode und Kreutzer an der Violinschule des Conservatoriums, und mit Catel, Levasseur und Baudiot an der Violoncellschule derselben Anstalt Mitarbeiter gewesen.

Bailly (Jean Sylvain), Präsident der ersten franz. Nationalversammlung im J. 1789 und Maire von Paris, war daselbst 15. Sept. 1736 geboren. Von seinem Vater zum Maler bestimmt, folgte er indeß seiner Neigung zu literarischen Beschäftigungen, bis ihn Lacaille ganz für die Astronomie gewann. An des letztern Stelle wurde er 1763 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Seine «Histoire de l'astronomie» (5 Bde., Par. 1775—87) fand allgemeinen Beifall, gehoben noch durch die Streitigkeiten darüber mit Voltaire, die ihn zu

den «Lettres sur l'origine des sciences» (Par. 1777) und den «Lettres sur l'Atlantide de Platon» (Par. 1779) veranlaßten. B. wurde nun auch in die Akademie der Inschriften und 1784 in die Französische Akademie aufgenommen, sodaß er Mitglied aller drei Akademien war. Die Revolution riß ihn aus seiner friedlichen Laufbahn. Von der Stadt Paris 12. Mai 1789 zum Deputirten des Bürgerstandes für die Generalstaaten ernannt, erfolgte in der Versammlung selbst seine Wahl zum Präsidenten, welche Stellung er auch behielt, nachdem die Deputirten sich zur Nationalversammlung erklärt hatten. Nach der Stürmung der Bastille 16. Juli zum Maire von Paris ernannt, verwaltete er dieses Amt mit gewohnter Rechtschaffenheit. Doch Privattugenden reichten nicht mehr hin, eine aufgeregte Volksmasse in Schranken zu halten, die abwechselndem Einflusse entgegengesetzter Parteien preisgegeben war. Ein einziges mal und bei der gerechtesten Veranlassung griff er zu gewaltsamen Maßregeln. Es geschah dies nach der Rückkehr Ludwig's XVI. von Varennes, als die erhitzten Massen 17. Juli 1791 auf dem Marsfelde sich versammelten, um auf dem Altar des Vaterlandes eine Bittschrift wegen Absetzung des Königs zu unterzeichnen. Die Nationalversammlung billigte sein Betragen; dennoch nahm er, da seine Stelle als Maire immer schwieriger wurde, seine Entlassung. Er zog sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und lebte anfangs auf dem Lande in der Gegend von Nantes, später bei seinem Freunde Laplace zu Melun. Hier wurde er in der Schreckenszeit verhaftet, nach Paris gebracht, 11. Nov. 1793 zum Tode verurtheilt und am 12. hingerichtet. Während seiner Abwesenheit von Paris war besonders die Partei des Herzogs von Orleans bemüht gewesen, ihm allerlei Vergehungen aufzubürden. B. starb mit der ruhigsten Fassung. Aus seinen Papieren wurden herausgegeben «Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes» (2 Bde., Par. 1799) und «Mémoires d'un témoin de la Révolution» (3 Bde., Par. 1804; deutsch von Weyland, Lpz. 1805).

Baily (Edward Hodges), engl. Bildhauer, wurde 10. März 1788 zu Bristol geboren und in seinem 14. J. zu einem Kaufmann in die Lehre gethan, den er jedoch bald verließ, um sich der Kunst zu widmen. Nachdem er zuerst als Wachsmodelleur gearbeitet, ging er nach London, wo er in das Atelier Flaxman's trat, unter dessen Leitung er rasche Fortschritte machte. Er gewann nacheinander die silberne und goldene Medaille der königl. Akademie sowie einen Preis von 50 Guineen für die Gruppe: Hercules, der dem Admet die Alcestis zurückführt. 1813 brachte er seine Eva bei der Quelle zur Ausstellung, die seinen Ruf begründete und später für das Kunstinstitut seiner Vaterstadt erworben wurde. Seitdem flossen ihm Aufträge von allen Seiten zu; er lieferte Statuen von Lord Egremont, dem Ingenieur Telford, dem Wundarzt Astley Cooper, dem Herzog von Sussex für die Freimaurerhalle in London und dem Grafen Grey für die Stadt Newcastle. Das kolossale Standbild Nelson's, welches die korinth. Säule in Trafalgar-Square schmückt, und das Denkmal Lord Holland's in der Westminster-Abtei sind gleichfalls von seiner Hand. 1817 ward er Associate der königl. Akademie und 1821 wirkliches Mitglied derselben. Zu seinen schönsten Arbeiten gehören: Eva, der Stimme horchend, ein Pendant zur Eva an der Quelle, die Vorbereitung zum Bade, die Grazien und die schlafende Nymphe. Auch die 1853 in Manchester errichtete Bildsäule Sir Robert Peel's wurde von B. ausgeführt.

Baines (Edward), engl. Publicist, wurde 1774 von armen Aeltern zu Ripon in Yorkshire geboren und fand als Druckergehülfe in Leeds Beschäftigung, wo es ihm 1801 durch Beihülfe von Freunden möglich wurde, das Eigenthumsrecht des «Leeds Mercury» zu erwerben. Unter seiner Leitung nahm das Blatt einen solchen Aufschwung, daß es bald eine polit. Macht wurde und zur Ausbreitung und Befestigung liberaler Meinungen im nördl. England nicht wenig beitrug. Durch den Einfluß B.' wurden Brougham und Macaulay ins Parlament gewählt, und als letzterer 1833 nach Indien ging, ließ B. sich bewegen, selbst für Leeds ins Unterhaus zu treten. Ohne hier als Redner zu glänzen, bewährte er sich als Vertheidiger aller freisinnigen Maßregeln und kämpfte namentlich, als ein Haupt der prot. Dissenters, für gänzliche Trennung von Kirche und Staat. Kränklichkeitshalber zog er sich 1841 vom Parlament zurück und starb 3. Aug. 1848. Von seinen literarischen Arbeiten sind die «History of the wars of the French Revolution» (1814), welche er später zu einer «History of the reign of George III.» erweiterte, «History and gazetteer of the county of York» (1822—23) und «History and gazetteer of Lancashire» (1825; vollständiger, 2 Bde., 1836) zu nennen. Sein Leben beschrieb sein jüngerer Sohn Edward («Life of E. B.», Lond. 1851). — B. (Matthew Talbot), ältester Sohn des vorigen, geb. 1799, wurde in der

Schule zu Richmond und auf der Universität Cambridge erzogen, wo er mehrere Preise davontrug. 1825 zur Barre gerufen, war er als Sachwalter mit günstigem Erfolg thätig und erhielt 1841 den Titel eines Queens-Counsel. Die Stadt Hull, die ihn bereits 1837 zu ihrem Recorder ernannt hatte, wählte ihn 1847 zu ihrem Vertreter im Parlament, wo er sich bald solches Ansehen erwarb, daß ihm das Ministerium Russell im Jan. 1849 das Amt eines Präsidenten der Armengesetzcommission mit dem Geheimrathstitel übertrug. Denselben Posten bekleidete er, seit 1852 Parlamentsmitglied für seine Vaterstadt Leeds, auch im Ministerium Aberdeen. Unter Palmerston wurde er endlich Kanzler des Herzogthums Lancaster, und war als solcher der erste Dissenter, dem ein Sitz im Cabinet eingeräumt wurde. Wegen zerrütteter Gesundheit trat er 1859 von der Oeffentlichkeit zurück und starb 13. Jan. 1860. — B. (Edward), des vorigen Bruder, geb. 1800, nahm noch bei Lebzeiten des Vaters an der Redaction des «Leeds Mercury» theil, die er nach dem Tode desselben ganz übernahm. In weitern Kreisen ward er bekannt durch seine «History of the cotton manufacture in Great Britain» (Lond. 1835; deutsch von Bernoulli, Stuttg. 1836), der er «The woollen manufacture of England» und andere Werke über Handel und Industrie folgen ließ. 1859 trat er an seines Bruders Stelle für Leeds ins Unterhaus und brachte in der Session von 1861 wie in der von 1864 eine Bill zur Reform des Parlaments durch Herabsetzung des Wahlcensus ein, die aber nicht die Stimmenmehrheit erlangte. Wie sein Vater steht B. mit an der Spitze der die Vorrechte der Hochkirche bekämpfenden Partei.

Baini (Giuseppe), der ausgezeichnetste Musikgelehrte Italiens in der neuern Zeit, zugleich ein tüchtiger Kirchencomponist, wurde zu Rom 21. Oct. 1775 geboren und widmete sich dem geistlichen Stande, dabei aber auch dem Studium der Musik. Sein Lehrer in der Kunst des Satzes war sein Oheim Lorenzo B., später noch Gius. Jannaconi, der ihn namentlich mit den Grundsätzen der ältern röm. Tonschule vertraut machte. Wegen seiner Kenntnisse und seiner schönen Baßstimme wurde er, nachdem er die Weihen empfangen, 1802 oder 1803 als Abbate in das Collegium der päpstl. Kapellsänger aufgenommen, und 1814 stieg er zum Director dieses Instituts. B. starb in solcher Stellung 21. Mai 1844. Von seinen Kirchencompositionen ist nichts veröffentlicht. Doch wurde einem 1821 componirten Miserere die Ehre zutheil, unter die in der Sixtinischen Kapelle während der Charwoche alljährlich aufgeführten Musikstücke aufgenommen zu werden. Mehr jedoch als die Compositionen sichern ihm seine geschichtlichen Forschungen, vor allem die «Memorie storico-critiche della vita et delle opere di Giov. Pierluigi da Palestrina etc.» (2 Bde., Rom 1828) eine bleibende Stelle in der musikalischen Literatur. Dieses letztere Werk, obschon mit Einseitigkeiten und Mängeln, namentlich im Betreff ausländischer Werke und Meister behaftet, enthält einen reichen Schatz der wichtigsten histor. und literarischen Notizen auch der vorpalestrinischen Zeit. Die deutsche Ausgabe desselben mit Berichtigungen und Erläuterungen von Kandler gab Kiesewetter (Lpz. 1834), einen Auszug daraus Winterfeld (Bresl. 1832) heraus.

Bains, d. h. Bäder, ist der Name von zahlreichen Ortschaften in Frankreich, die Mineralquellen oder Bäder haben. Einige führen jedoch auch den Namen, ohne Thermalquellen zu besitzen. Berühmt sind zwei: Bains oder Bains-les-Bains, ein Städtchen mit 2596 E., im Vogesendepartement, 3 M. im SSW. von Epinal und $1^2/_3$ M. im W. von Plombières, in einem schönen Thale 942 F. über dem Meere gelegen. Der Ort hat 13 Quellen, darunter La Grosse Source mit 39—40° R., auf welcher Dampfbäder errichtet sind. Die nächste wasserreiche Quelle zeigt nur 23—24° R., die übrigen jedoch zwischen $25^1/_2$ und 39° R. Das Römerbad oder sog. Neubad besitzt drei Bassins, jedes von drei Quellen gespeist, mit Douchen, und eine Trinkquelle von 36° R. Ebenso hat das Promenadenbad, in einem Saale, ebenfalls drei Bassins. Die Bache-Quelle von 36° R. wird zum Trinken benutzt. Die Quellen entwickeln viel Natron, und ihr Wasser wird auch zu gewöhnlichen häuslichen Zwecken (Kochen u. s. w.) verwendet. Der Ort gewährt einen sehr ruhigen Aufenthalt und ist am häufigsten von kranken Frauen besucht. Männer und Frauen baden in denselben Bassins. — Les Bains oder Amélie-les-Bains, auch Bains d'Arles oder Bains-près-Arles, ein Dorf mit 1009 E. im Depart. Ostpyrenäen, im schönen Thale des Tech, $4^1/_4$ M. im SSW. von Perpignan, an der Straße nach Spanien gelegen, die hier durch eine Bergfeste, Fort des Bains, gedeckt wird. Der Ort liegt 850 F. über dem Meere, hat aber doch ein mildes Klima. Seine 18 Schwefelthermen von 20—51° R. zeigen ihre Heilkraft besonders bei Syphilis, Skrofeln, Wechselfiebern. Außer einem wohleingerichteten Militärbade, welches von der täglich über 1 Mill. Liter Wasser gebenden großen Escaldadou-Quelle gespeist wird und mit einem Schwimmteich

versehen ist, besteht noch eine andere große Badeanstalt. Dieselbe befindet sich über einem röm. Lavacrum, für welches die Römer durch eine Mauer einen Gießbach abgedämmt hatten, um immer Abkühlungswasser zu haben. Es ist dies ein kolossales Gebäude mit 10 F. dicken Mauern, welches das Tageslicht von der Decke, das Wasser von unten erhält, im Winter mit dem warmen Wasser geheizt wird und eine Menge von Bädern und Zimmern umschließt. Eine dritte großartige Anstalt mit zahlreichen Bädern und mannichfaltigen Einrichtungen gehört dem Badearzt. Außerdem sind noch als Thermen bemerkenswerth: Bains de Celles, Dorf im Depart. Ardèche; Bains du Bois, Dorf im Depart. Hochpyrenäen, unweit Cauterets; Les Bains du Mont Dore, Flecken mit 1195 E. im Depart. Puy-de-Dôme, nahe den Quellen der Dordogne; Les Bains de Rennes oder Bains de Monferrand, Dorf mit 483 E. im Depart. Aude, $2^1/_4$ M. im SO. von Limoux, an der Sals, mit besuchten Mineralquellen, drei heißen von 31—41° R. und zwei kalten; Les Bains de Salut, Dorf im Depart. Hochpyrenäen, unweit Bagnères de Bigorre.

Bairaktar, oder genauer Bairak-dâr, d. h. der Fahnenträger, ist der Ehrenname des energischen Großveziers Mustafa. Derselbe wurde 1755 von armen Aeltern geboren, trat früh in Militärdienste und zeichnete sich durch Tapferkeit aus. Als Pascha von Rustschuk kämpfte er 1806 nicht ohne Glück gegen die russ. Armee, welche in die Moldau und Walachei eingedrungen war und Bukarest eingenommen hatte. Nach der Janitscharenrevolution von 1807, durch welche Sultan Selim III. zu Gunsten Mustafa's IV. vom Throne gestoßen wurde, verbarg B. zuerst seine Anhänglichkeit an den abgesetzten Monarchen, zog mit seinen Truppen scheinbar gegen die empörten Serbier, zwang aber schon bei Adrianopel den Großvezier, mit ihm nach Konstantinopel zurückzukehren, um den Sultan Selim wieder einzusetzen. Aber schon in dem ersten Hofe des Serails fand er den Leichnam des ermordeten Fürsten. Voll Zorn ließ er alle, die bei diesem Morde sich betheiligt hatten, hinrichten, setzte Mustafa IV. ab und proclamirte 28. Juli 1808 dessen Bruder Mahmud II. als Sultan. B. wurde nun zum Großvezier ernannt. Als solcher setzte er den Großmufti, den Anführer der Janitscharen und alle Ulemas ab, die irgendwie theil an der letzten Revolution genommen hatten; zugleich aber sorgte er kräftig für die Ruhe der Hauptstadt und verstärkte die regelmäßige Armee. Sein Hauptziel war die Vernichtung der Janitscharen. Doch wie der unglückliche Selim erlag auch er dieser wilden Soldateska. Von dem fanatischen Pöbel begünstigt, empörten sich die Janitscharen 15. Nov. 1808, griffen, von der Flotte unterstützt, das Serail an und verlangten die Wiedereinsetzung Mustafa's IV. Tapfer vertheidigte sich B. dort. Als er aber sah, daß die Flammen sich des Palastes zu bemächtigen drohten, erdrosselte er den Mustafa, warf den Stürmenden dessen Kopf entgegen und sprengte sich in die Luft.

Baireuth (officiell: Bayreuth), Hauptstadt des bair. Kreises Oberfranken und des ehemaligen Fürstenthums Baireuth, Sitz der königl. Regierung und des Schwurgerichts für Oberfranken sowie eines prot. Consistoriums, liegt an den Ufern des Rothen Main in einer angenehmen Gegend, hat breite, regelmäßige Straßen und zählt mit Einschluß der Vorstadt St.-Georgen 18500 E. Die Stadt verdankt ihre heutige Gestalt glanzliebenden Fürsten, besonders den Markgrafen Christian, Georg Wilhelm und Friedrich, dem Gemahl der Schwester Friedrich's d. Gr. Unter letzterm ist die Mehrzahl der für die damalige Zeit sehr ansehnlichen Bauwerke entstanden. Vor dem Alten Schloß, 1454 aufgeführt und jetzt von Behörden benutzt, erhebt sich seit 30. Juni 1860 das eherne Standbild des Königs Maximilian II., von Brugger. Das Neue Schloß, ein langes Gebäude mit Flügeln, von Markgraf Friedrich 1753 aufgeführt, ist zur königl. Wohnung eingerichtet. Vor demselben findet sich ein Brunnen mit dem Reiterstandbild des Markgrafen Christian Ernst (gest. 1712). Unter den kirchlichen Gebäuden ist die prot. Kirche, seit 1439 im Spitzbogenstil erbaut, mit den Gräbern der meisten Markgrafen, sowie in der Vorstadt St.-Georgen die Stiftskirche des Rothen Adlerordens hervorzuheben. Zu den Prachtbauten des Markgrafen Friedrich gehört auch das 1747 aufgeführte Opernhaus. Vor dem Gymnasium erhebt sich seit 14. Nov. 1841 das Standbild Jean Paul's, von Schwanthaler, und das ehemalige Wohnhaus Jean Paul's in der Friedrichsstraße ist durch eine Gedenktafel bezeichnet. Außer dem Gymnasium befindet sich an höhern Unterrichtsanstalten zu B. auch eine Kreislandwirthschafts- und Gewerbeschule, mit einer werthvollen, besonders an Petrefacten reichen Naturaliensammlung. Die Kanzleibibliothek zählt 25000 Bände. Der Historische Verein für Oberfranken unterhält eine Sammlung deutscher Alterthümer. In St.-Georgen befinden sich eine Irrenheilanstalt und die prot. Strafanstalt für Oberfranken. Die

Fabrikthätigkeit ist gerichtet auf landwirthschaftliche Maschinen, musikalische Instrumente, Baumwollwaaren, Leder u. s. w. Die Brauerei und Spiritusbereitung sowie die Ziegelbrennerei sind nicht unbedeutend. Auch besteht zu B. eine große Granitschleiferei. In St.-Georgen befindet sich eine große Actienspinnerei mit 50000 Spindeln. In der Umgebung der Stadt liegen die Lustschlösser Eremitage (mit sehr geschmackvollen Anlagen) und Fantaisie (Eigenthum und Aufenthalt des Herzogs Alexander von Würtemberg). In B. lebte bis zu seinem Tode (14. Nov. 1825) Jean Paul in anspruchsloser Umgebung. Die Geschichte des Fürstenthums B. (früher Kulmbach) ist seit der frühesten Zeit mit der von Ansbach (s. d.) verschmolzen. Als nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach (1603) die sog. Fränkischen Fürstenthümer an die jüngern Söhne des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg fielen, erhielt von den letztern Joachim Ernst (gest. 1625) das Fürstenthum Ansbach, dagegen dessen Bruder Christian das Fürstenthum B. Letzterer verlegte die Residenz, die bisher in Kulmbach gewesen, nach der Stadt B., welche unter seinen Nachfolgern aufblühte und unter dem Markgrafen Friedrich ihren höchsten Glanz erreichte. Friedrich war 1735 seinem Vater Georg Friedrich Karl gefolgt und starb 26. Febr. 1763 ohne männliche Nachkommen. Das Obere Land oder das Fürstenthum B. wurde jetzt noch einmal mit Ansbach unter Einem Fürsten vereinigt, bis Markgraf Karl Friedrich beide Fürstenthümer 1791 gegen ein Jahrgeld an Preußen abtrat. Letzteres mußte die Länder 1806 der Verwaltung Napoleon's übergeben, welcher sie 1810 an Baiern überließ. Vgl. Lang, «Geschichte des Fürstenthums B.» (2 Bde., Gött. 1801); Fikenscher, «Lehrbuch der Geschichte des Fürstenthums B.» (Nürnb. 1807).

Bairischer Erbfolgekrieg. Als mit dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern, 30. Dec. 1777, die jüngere Hauptlinie des Wittelsbachischen Herrschergeschlechts ausstarb, ging der Besitz Baierns von Rechts wegen auf die zunächst verwandte ältere pfälzer Linie über, welcher der verstorbene Kurfürst durch einen 19. Juni 1774 abgeschlossenen geheimen Vertrag schon bei seinen Lebzeiten den Mitbesitz Baierns übertragen hatte. Karl Theodor von der Pfalz, der sein von Sachsen, Mecklenburg und Oesterreich angefochtenes Erbrecht durch Verständigung mit dem letztern sicherzustellen hoffte, hatte den Kaiser Joseph II. von jenem Erbvertrage in Kenntniß gesetzt und willigte, als der Erbfall eintrat, 14. Jan. 1778 in die Unterzeichnung einer am 3. abgeschlossenen Convention, derzufolge ganz Niederbaiern und einige andere Gebietstheile an Oesterreich abgetreten wurden, wogegen dieses im übrigen das Erbrecht Karl Theodor's anerkannte. Einer solchen Gebietsvergrößerung Oesterreichs, welche das südl. Deutschland fast gänzlich an das Kaiserhaus zu fesseln drohte, trat Friedrich II. von Preußen allein und kräftig entgegen, um so mehr, als Preußens Erbansprüche auf Ansbach und Baireuth dadurch gefährdet erschienen. Sofort sandte er, um zum Widerstand anzufeuern, den Grafen von Görz nach Baiern. Da dieser den Kurfürsten selbst unzugänglich fand, so veranlaßte er den Herzog Karl von Zweibrücken, den nächsten erbberechtigten Agnaten der kurfürstl. Familie, gegen jenen Abtretungsvertrag Protest einzulegen. Andererseits drang Friedrich zugleich in Wien darauf, daß Oesterreich die seine Ansprüche betreffenden Documente dem Reichstage zur Prüfung vorlege und in Erwartung der Entscheidung die schon besetzten Theile Baierns räume. Die Gründe, die Oesterreich für seine Ansprüche geltend machte, beruhten angeblich auf einer vom Kaiser Sigismund 1426 dem Herzog Albrecht von Oesterreich ertheilten Belehnung mit Niederbaiern; sie gaben aber vielen Zweifeln Raum und fanden auf dem Reichstage vielseitigen Widerspruch. Kaiser Joseph neigte dem Entschlusse zu, sich mit Waffengewalt in dem Besitz der beanspruchten Landschaften zu behaupten; allein die Kaiserin Maria Theresia wünschte den Krieg zu vermeiden und vor allem die öffentliche Meinung für Oesterreich zu gewinnen. Sie erklärte, auf jede Gebietsvergrößerung durch bair. Landestheile verzichten zu wollen, wenn dagegen Preußen sich verpflichte, die Burggrafschaft Nürnberg nicht unmittelbar mit seiner Krone zu vereinigen. Dieses Zugeständniß ward in der sichern Voraussicht gemacht, daß Friedrich, wie es auch geschah, nicht darauf eingehen werde. Der Krieg schien nun unvermeidlich. Oesterr. Truppen zogen sich unter Lascy's Oberbefehl in ausgedehnten Linien an den Grenzen Schlesiens und Sachsens zusammen. Auch Friedrich rüstete und ließ sein Heer gegen die Oesterreicher vorrücken. An ihn schloß sich Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen an, der, als Sohn der einzigen Tochter des verstorbenen Maximilian Joseph, Forderungen auf die gesammte Allodialhinterlassenschaft desselben geltend zu machen suchte. Obgleich das preuß. Heer die böhm. Grenze überschritt, war es doch die Absicht beider Theile, den Krieg womöglich nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Die Feindseligkeiten beschränkten sich im Verlaufe des J. 1778 auf strategische Bewegungen und unbedeutende

Plänkeleien. Der Eintritt des Winters unterbrach diesen Scheinkrieg, indem der leichtern Verproviantirung wegen die preuß. Truppen Böhmen verließen und sich nach Schlesien zurückzogen. Eigenthümlich war die Stellung, die der Kurfürst Karl Theodor einnahm, indem er fast völlig theilnahmlos zuschaute, obgleich doch sein und seines Landes Interesse so nahe berührt ward. Nur als Oesterreich außer den im Abtretungsvertrage ihm überlassenen Gebieten noch 21 Aemter in Besitz nahm, protestirte er und verlangte, daß die Bestimmungen jenes Vertrags streng aufrecht erhalten würden. Die Beweggründe seiner schwächlichen Politik waren: Furcht vor der Uebermacht Oesterreichs, das längst nach dem gesammten Baiern trachtete; Gleichgültigkeit gegen seine künftigen agnatischen Erben, in Ermangelung eigener rechtmäßiger Nachkommen, und Vorliebe für seine zahlreichen natürlichen Kinder, denen er durch die Verständigung mit Oesterreich mannichfache Vortheile zuzuwenden und zu sichern bedacht war.

Die Unterhandlungen vor dem Reichstage und in Wien blieben auch während der Wintermonate erfolglos. Erst als die Kaiserin Katharina von Rußland im Dec. 1778 ihre Theilnahme am Kriege gegen Oesterreich in Aussicht stellte, näherte man sich der Einigung. Maria Theresia schlug vor, daß Rußland und Frankreich die Vermittelung übernehmen möchten. Da Friedrich II. sich damit einverstanden erklärte und seinerseits nur die Anerkennung seiner Erbberechtigung auf Ansbach und Baireuth forderte, so kam 13. Mai 1779 in Teschen ein Friedensschluß zu Stande, dessen Hauptbestimmungen folgende waren: Karl Theodor erhält ganz Baiern mit Ausnahme des Innviertels, welches an Oesterreich fällt; alle streitig gewesenen Lehen vom Reiche und der Krone Böhmen, die der verstorbene Kurfürst von Baiern besessen, werden dem neuen Kurfürsten bestätigt. Die Ansprüche Sachsens wurden durch 6 Mill. Fl. abgekauft; Mecklenburg erhielt, statt der beanspruchten Landgrafschaft Leuchtenberg, das unbeschränkte Privilegium de non appellando. Ausdrücklich ward festgesetzt, daß die nächste erbberechtigte Linie die des Herzogs Karl von Zweibrücken sei, sodaß die Vergrößerungsplane Oesterreichs in Baiern auf alle Fälle beseitigt wurden.

Bairischer Hiesel, eigentlich Matthias Klostermeier, ein Räuberanführer, der ganz Baiern und die benachbarten Länder eine Zeit lang in Furcht und Schrecken hielt, war zu Kissingen in Baiern 1738 geboren. Von Jugend auf roh, ungestüm und wild, wußte er, als er die Jahre der Mannbarkeit erreicht, sich nicht in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu schicken und wurde Wildschütz. Als solcher erwarb er sich mehrere Jahre seinen Lebensunterhalt und machte alle Forstbeamte Baierns zittern vor seinem Namen. Immer mehr jedes Gefühl abstumpfend, ward er endlich zum gemeinen Räuber und sammelte eine Bande um sich, meist aus dem Bauernstande, zu größern Unternehmungen. Fast ebenso gefürchtet wie er selbst war sein Hund Tyras, der nie von seiner Seite wich. Nachdem er eine Reihe Unthaten verübt, ward er nach hartnäckiger Gegenwehr mit einem Theile seiner Bande 1771 eingefangen und in Dillingen hingerichtet.

Bairischer Kreis, einer von den 10 Kreisen, in welche das Deutsche Reich getheilt war. Er umfaßte zuletzt die kurbair., pfalz-neuburgischen und leuchtenbergischen Lande, die Bisthümer und Stifter Salzburg, Freisingen, Regensburg, Passau, Berchtesgaden und mehrere Grafschaften, wie Sternstein, Ortenburg, Stauf-Ehrenfels. Jetzt gehören diese Lande und Orte zum größern Theil der Krone Baiern, zum kleinern dem Erzhause Oesterreich.

Baisse (franz.) heißt das Sinken des Curses der Staatspapiere, Actien und anderer Werthpapiere. Die darauf gerichtete Speculation wird Speculation à la baisse genannt. Derjenige Speculant, in dessen Vortheil jenes Sinken liegt, und welcher absichtlich dasselbe herbeizuführen sucht, heißt Baissier oder Contremineur. Das Mittel, welches zu diesem Zwecke angewendet wird, besteht hauptsächlich in der Beeinflussung der Börsenmeinung. Vorzugsweise ist das Bestreben des Baissiers darauf gerichtet, die Börse in Täuschung über den wirklichen augenblicklichen oder wahrscheinlichen spätern Werth der fraglichen Papiere zu versetzen. Zu diesem Zwecke bedient man sich ebenso wol großartiger und mit Eclat ins Werk gesetzter Scheinverkäufe, als sog. flauer Berichte, selbst des Ausstreuens von Gerüchten über angebliche polit. Ereignisse u. s. w. Selbstverständlich kann jedoch die Speculation à la baisse auch lediglich darin bestehen, daß Geschäfte eingeleitet werden, welche nur dann rentiren, wenn die in der Ueberzeugung des Speculanten begründeten Voraussetzungen, daß nämlich die Preise des fraglichen Artikels fallen werden, zutreffen. Ursprünglich ein technischer Ausdruck des Bankgeschäfts, wird jetzt das Wort B. auch vielfach in andern Geschäftszweigen angewendet, und man spricht z. B. von einer Baisse-Speculation im Getreide-, Baumwoll-, Tabackgeschäft u. s. w.

Baiter (Joh. Georg), namhafter Philolog und Kritiker, geb. 31. Mai 1801 zu Zürich,

erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und machte seine philol. Studien zu München, dann zu Heidelberg und seit 1827 zu Königsberg. Nach seiner Rückkehr nach Zürich übernahm er 1831 einige Unterrichtsstunden am Gymnasium, wurde 1832 Inspector der Stipendiaten und 1833 Oberlehrer an demselben. Zu gleicher Zeit erhielt er eine außerordentliche Professur an der Universität, die er jedoch 1849 aus eigenem Antriebe niederlegte. Seit Ostern 1849 bekleidet B. ununterbrochen das Prorectorat an dem züricher Gymnasium. Schon mit Beginn seiner Studien wendete er den attischen Rednern Fleiß und Aufmerksamkeit zu. Als erste Frucht davon erschien der «Panegyricus» des Isokrates (Lpz. 1831). Zugleich wirkte er als Mitarbeiter an Bremi's Ausgabe desselben Redners (Bd. 1, Gotha 1831) sowie bei Orelli's «Ciceronis scholiastae» (Zür. 1833) und dessen «Onomasticon Tullianum» (3 Bde., Zür. 1836—38). In Gemeinschaft mit Orelli bearbeitete B. den ersten und dritten, mit Halm den zweiten und vierten Band von Orelli's zweiter Ausgabe des Cicero (Zür. 1845—62). Für Orelli's Recension des Tacitus (2 Bde., Zür. 1846—48) verglich B. die mediceischen Handschriften zu Florenz und arbeitete für die zweite Ausgabe die Annalen um (Zür. 1858). Mit Sauppe verband er sich zu der schätzenswerthen Ausgabe der «Oratores attici» (2 Bde., Zür. 1839—50; der Text auch in 8 Thln., Zür. 1838—43), welcher eine Bearbeitung der Reden des Lykurg vorausging (Zür. 1834). Daneben lieferte er den Isokrates für die Didot'sche Sammlung der griech. Classiker (Par. 1846) und veranstaltete im Verein mit Orelli und Winckelmann eine Gesammtausgabe der Werke des Plato (2 Thle., Zür. 1839—42). Eine Ausgabe derselben in kleinerm Format (21 Bdchn., Zür. 1839 fg.) wurde großentheils mehrfach aufgelegt. Auch die neuentdeckten «Fabellae iambicae» des Babrius gab B. in Gemeinschaft mit Orelli (Zür. 1845) heraus, wie er denn auch die dritte Auflage von des letztern vortrefflicher Bearbeitung des Horaz (2 Bde., Zür. 1850—51) übernahm. In der Tauchnitz'schen Ausgabe des Cicero besorgte er die philos. Schriften (Lpz. 1863—64).

Baize oder **Beize** heißt der Jagdbetrieb, bei dem mittels abgerichteter Raubvögel, vorzüglich Falken, Habichten und Sperbern, verschiedene Arten von Feder- und Haarwild erlegt werden. Diese Jagd bildete im Mittelalter und bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein hochgeschätztes, ritterliches Vergnügen, an dem in der Regel auch die Edelfrauen theilnahmen. Die B. ist eine der ältesten Jagdarten und wurde, wie es scheint, ursprünglich von den mittelasiat. Nomadenstämmen betrieben. Im 7. Jahrh. v. Chr. finden wir sie schon in China, von wo aus sie nach Japan Eingang fand. Durch die Turkomanen wurde sie den Persern bekannt, und durch diese im 7. Jahrh. n. Chr. den Arabern. Nach den Kreuzzügen verbreitete sie sich ziemlich allgemein über Europa, war aber, in Deutschland wenigstens, fast stets ein Privilegium des Adels. Das allmähliche Erlöschen der feudalen Vorrechte und die Verbesserung der Feuergewehre drängten in Europa die B. gänzlich in den Hintergrund, und gegenwärtig zählt sie bei uns nur noch zu den seltensten Jagdvergnügen. In Asien, insbesondere in Persien, wird sie hingegen noch häufig ausgeübt, ebenso im Sudan in Afrika. Während in Europa mit den Baizvögeln fast nur auf Reiher, Enten, Feldhühner, Kaninchen und Hasen gejagt wurde, werden dieselben in Asien hauptsächlich zur Jagd auf Gazellen, selbst Antilopen, benutzt. Die Angriffe der Baizvögel werden dort durch Windhunde unterstützt, im Sudan durch syr. und tunesische Fanghunde. In Deutschland brauchte man die Baizhunde nur zum Aufspüren des Wildes.

Bajä, eine kleine Stadt an der Küste Campaniens, in der Nähe von Neapel, wo sich jetzt das Castell Baja, ein Werk des Vicekönigs Peter von Toledo, erhebt, war einst wegen seiner herrlichen Lage, der Fruchtbarkeit der Umgebung und der reichen Mineralquellen der prachtvolle Lieblingsaufenthalt der römischen Großen in der glänzendsten Zeit des Römerreichs. Julius Cäsar, Piso, Pompejus, Julia Mammäa u. a. hatten hier ihre Landhäuser, welche mehrfach den Schauplatz wichtiger Ereignisse und den Sitz des üppigsten Luxus abgaben. Horaz zog B. allen Orten der Welt vor; Seneca warnt vor diesem Badeorte, wenn man Herr seiner Leidenschaften bleiben wolle; Cicero fand es nöthig, sich darüber zu rechtfertigen, daß er den Marcus Cölius, einen Mann, welcher B. öfters besucht habe, vertheidige. Denn bei strengern Sittenrichtern jener Zeit wird B. eine Heimat der Wollust und Ueppigkeit und eine Herberge des Lasters genannt. Jetzt bezeugen nur noch aus dem wüsten Erdreich und dem Meere hervorragende Trümmer die einstige Herrlichkeit. Wo vormals die prächtigsten Gärten lagen, hauchen jetzt versumpfte Strecken giftige Dünste aus. Außer einigen Hütten ist nur noch das hoch auf einem Felsen gelegene Castell bewohnt. Die Reste dreier Tempel, der Venus, des Mercur und der Diana Lucifera, ziehen nebst denen einiger Thermen noch jetzt die

Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich. Der Hafen, einer der größten der Römer, ist jetzt sehr verwüstet; die Aussicht über denselben wird als einzig geschildert. Trümmer von röm. Villen (z. B. Cicero's, Agrippina's, Servilius Vacca's u. s. w.), von Grabmälern und andern röm. Bauwerken bedecken die Umgegend. Da dieselbe schon zu den Zeiten des Horaz mit Landhäusern überfüllt war, baute man selbst in das Meer hinein, wie die noch jetzt sichtbaren Reste bestätigen. Das alte B. schildert Zell in den «Ferienschriften» (Freiburg 1826) und Becker im «Gallus» (3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1863).

Bajadēren (aus dem portug. bailadeira, d. i. Tänzerin) nennen die Europäer die öffentlichen Tänzerinnen und Sängerinnen in Indien, die in zwei große Klassen zerfallen, deren jede mehrere Unterabtheilungen zählt. Zu der ersten Klasse gehören die dem Dienste der Tempel und Götter geweihten, zu der zweiten die im Lande umherziehenden Tänzerinnen. Die erstern, die man Dêvadâsi, d. i. Göttersklavinnen, nennt, unterscheiden sich nach dem Range der Familie, aus der sie stammen, nach der Würde der Gottheit, der sie sich weihen, und nach dem Ansehen und Reichthum des Tempels, dem sie angehören, in zwei Rangklassen. Die des ersten Ranges werden aus den angesehensten Familien der Vaisyakaste, wozu die reichen Landeigenthümer, Grundbesitzer und Kaufleute gehören, gewählt, die des zweiten aus den vornehmsten Sudrafamilien, die unsern Handwerkern entsprechen. Nur Mädchen, die noch im Alter der Kindheit sich befinden und frei von allen körperlichen Gebrechen sind, werden als Dêvadâsis aufgenommen, und die Aeltern müssen durch feierlichen Vertrag auf alle ihre Rechte an dem Kinde Verzicht leisten, das nun zunächst den nöthigen Unterricht erhält. Die Dêvadâsis haben bei Festen und feierlichen Umzügen ihres Gottes das Lob desselben zu singen, seine Thaten und Siege zu preisen und vor demselben herzutanzen, die Blumenkränze zu flechten, mit welchen die Götterbilder verziert werden, überhaupt alle niedern Dienste im Tempel und für die Priester zu verrichten. Die Dêvadâsis ersten Ranges wohnen innerhalb der Ringmauern des Tempels, und dürfen diesen ohne besondere Erlaubniß des Oberpriesters nicht verlassen. Sie können ihr ganzes Leben hindurch im jungfräulichen Stande bleiben. Doch steht es ihnen auch frei, sich einen Liebhaber innerhalb oder außerhalb des Tempels zu wählen, wenn er nur den obern Kasten angehört; ein Liebesverhältniß aber mit einem Manne niedern Standes wird mit großer Härte bestraft. Erhalten sie Kinder, so werden die Mädchen in dem Gewerbe der Mutter erzogen, die Knaben aber zu Musikern gebildet. Die Dêvadâsis zweiten Ranges unterscheiden sich im ganzen wenig von denen des ersten Ranges, nur daß sie nicht so gebunden sind, weil sie außerhalb der Tempel wohnen. Täglich muß eine bestimmte Zahl derselben der Reihe nach den Dienst im Tempel versehen; bei öffentlichen Processionen aber müssen sie alle erscheinen. Sie tanzen und singen nicht allein vor den Götterbildern, wofür sie ein bestimmtes Einkommen an Reis und Geld erhalten, sondern werden zu gleichem Zwecke auch bei andern Feierlichkeiten, z. B. Hochzeiten, Gastereien u. s. w., von den Vornehmen berufen. Wesentlich verschieden von den Dêvadâsis sind die Tänzerinnen, die, frei im Lande umherziehend, nur bei Privatfestlichkeiten herbeigerufen, in den Tschultris oder öffentlichen Herbergen die Fremden unterhalten, und bald Nati, oder in der gewöhnlichen Form Natsch, bald Kuttani, bald Sutradhari, je nach der verschiedenen Kunst, in der sie sich gerade auszeichnen, benannt werden. Einige derselben leben unabhängig beisammen in Truppen von 10—12 Köpfen, ziehen im Lande umher und theilen ihren Gewinn mit den Musikanten, die sie begleiten. Andere stehen unter der Aufsicht von Dayas oder alten Tänzerinnen, die allein allen Gewinn ziehen und diesen Mädchen dafür nur Kost und Kleidung geben. Noch andere sind wirkliche Sklavinnen solcher alten Weiber, welche sie in ihren jüngern Jahren durch Kauf oder Annahme an Kindesstatt an sich gebracht und in ihrer Kunst unterrichtet haben. Die Tracht der B. ist originell und nicht ohne verführerischen Reiz. Ihre Tänze entsprechen nicht dem, was wir unter Tanz zu verstehen gewohnt sind; es sind vielmehr Pantomimen, deren Erklärung in den Gesängen liegt, die von den begleitenden Musikern recitirt werden. Sie enthalten meist die Themas der glücklichen oder verzweifelnden Liebe, der Eifersucht, der Erwartung des Geliebten u. s. w. Europ. Reisende sprechen oft mit Begeisterung von dem Reize dieser Pantomimen.

Bajasid, Bajesid, Bayazet, Hauptstadt eines kleinen türk. Paschaliks im armen. Ejalet Erzerum, nahe der russ. und pers. Grenze, an der großen Straße nach Tabris in Aserbeidschan, 38 M. östlich von Erzerum, gelegen, ist auf der Vorhöhe des Ala-Dagh amphitheatralisch erbaut, aber elend und sehr heruntergekommen, hat enge, steile und schmuzige Gassen und jetzt 5000, nach andern nur noch 2500 E., meistens Kurden. Auf einem Vorsprung des Ala-Dagh liegen die Trümmer eines neuerdings von Mahmud-Pascha erbauten Palastes, den ein

Erdbeben 1840 zum Theil zerstörte, und daneben ragt eine unversehrte Moschee mit schlankem Minaret hervor, in deren Hofe sich das prächtige Grabgebäude des Palasterbauers befindet. Ueber dem Palast hoch oben steht die alte Feste, die aber jetzt unbrauchbar. Das Paschalik B. gehört erblich einer kurdischen Häuptlingsfamilie, welche hier im Grenzgebiete zwischen der Türkei, Persien und der Kurdenbevölkerung die Ordnung aufrecht erhalten soll. Infolge seiner Lage, wodurch es die Hauptstraße von Armenien nach Aserbeidschan beherrscht, ist die Stadt B. häufig Kriegsschauplatz geworden. Am 8. Sept. 1828 capitulirte es an die Russen, die sodann 29. Sept. in der Nähe ein Gefecht bestanden und 3. Juli 1829 den Pascha von Wan mit Verlust zurückschlugen. Die Armenier, die vorher zwei Drittel der Bevölkerung von 18000 Seelen bildeten, zogen sich nach dem Kriege in Masse auf das russ. Gebiet, sodaß kaum das zehnte Haus der Stadt bewohnt blieb. 1854 wurde B. am 31. Juli von den Russen unter Wrangel nach Forcirung der Araratpässe und Besiegung des Selim-Pascha bei den Tschinglyschen Höhen (Karabulak) eingenommen und die Festungswerke beim Abzuge zerstört.

Bajäzet oder **Bajesid I.**, türk. Sultan, geb. 1347, folgte 1389 seinem Vater Murad I., der in der Schlacht bei Kossova gegen die Serbier geblieben war. Den Weg zum Throne hatte er sich durch die Erdrosselung seines jüngern Bruders Jakob gebahnt. In drei Jahren eroberte er die Bulgarei, einen Theil Serbiens, Macedoniens und Thessaliens; auch unterwarf er sich die meisten Staaten Kleinasiens. Selbst Konstantinopel schloß er gegen 10 J. hindurch ein, um es durch Hunger zu bezwingen. Die Stadt zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn, der nachmalige deutsche Kaiser, ein großes Heer zusammen, bei welchem sich auch franz. Truppen, namentlich 2000 Edelleute unter der Anführung des Herzogs von Nivey, befanden, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nikopolis in der Bulgarei an. Allein B. eilte herbei und errang über die verbundenen Ungarn, Polen und Franzosen 28. Sept. 1396 einen entscheidenden Sieg. Sigismund entging verkleidet durch eine schleunige Flucht der Gefangenschaft; die Franzosen aber, durch deren ungestüme Hitze die Schlacht verloren ging, wurden größtentheils gefangen und fast alle hingerichtet. Jetzt würde B. das griech. Kaiserthum gestürzt haben, wenn er nicht durch Timur (s. d.), der seine Besitzungen in Kleinasien angriff, im Juli 1402 bei Angora in Galatien eine gänzliche Niederlage erlitten hätte. Er selbst fiel in die Gewalt seines Besiegers, der ihn mit Großmuth behandelte, bis er auf einem Fluchtversuche betroffen wurde. Seitdem bewachte man ihn aufs strengste, und wenn auch die Erzählung, daß er in einem Käfig herumgeführt worden, nicht ganz buchstäblich zu nehmen, wird doch von mehrern Historikern berichtet, daß B. den Timur auf allen Reisen in einer Sänfte begleiten mußte, welche wie ein Käfig mit eisernen Stäben versehen war. B. starb 1403 in Timur's Lager in Karamanien, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Soliman I. — **B. II.**, der Sohn des Sultans Mohammed II., des Eroberers von Konstantinopel, geb. 1447, bestieg nach seines Vaters Tode 1481 den Thron der Osmanen. Seine 32jährige Regierung war ausgefüllt mit ununterbrochenen Kriegen gegen Ungarn, Polen, Venedig, Aegypten und Persien, die, ohne besonders hervorragende Momente und mit wechselndem Glücke geführt, doch im ganzen zur Befestigung der osman. Macht dienten. Auch gegen seinen Bruder Dschem, der ihm den Thron streitig machte und von Aegypten unterstützt wurde, mußte B. das Schwert ziehen. Als jener sich zu den Rhodiser-Rittern flüchtete, spendete B. große Summen, um dessen Rückkehr auf osman. Gebiet zu verhindern. Schließlich ließ er Dschem in Rom vergiften (Febr. 1495). Die letzten Jahre von B.'s Regierung wurden durch die Rivalität seiner Söhne um die Nachfolge im Reiche mannichfach getrübt. Von den Janitscharen, die seinen jüngern Sohn Selim zum Sultan erheben wollten, gezwungen, dankte B. zu Gunsten desselben ab, wurde aber vergiftet und starb, noch ehe er den Ort seines freiwilligen Exils erreichte, in der Nähe von Adrianopel 1512. B. war ein Freund der Derwische, dabei freigebig, und liebte Glanz und Pracht. Mehrere der schönsten Moscheen in Konstantinopel und Adrianopel wurden von ihm erbaut und ausgestattet.

Bajazzo (von dem ital. baja, d. i. Spaß, und bajaccia, d. i. einfältiger Spaß, Posse) heißt bei Seiltänzern, Akrobaten, Kunstreitern und andern herumziehenden Gesellschaften der Spaßmacher und Possenreißer, der Hanswurst. Flögel führt seinen Ursprung wie den der verwandten Harlekins, Pulcinells, Kasperls, Pickelherings, Jack Puddings u. s. w. auf die Atellanen (s. d.) zurück. Sein Costüm nähert sich dem des Pierrot. Er trägt einen weiten weißen, gegürteten, meistens ausgezackten Wamms, ähnliche Beinkleider, einen spitzen, hohen Hut und eine große gefältelte Halskrause, welche an die Mode zu Ausgang des 16. Jahrh. erinnert. Italien, dann Frankreich und England haben die zahlreichsten und besten B. aufzuweisen gehabt.

Bajocco, in der Mehrzahl Bajocchi, ist der Name einer Kupfermünze im Kirchenstaat, welche den 10. Theil eines Paolo oder den 100. Theil eines Scudo bildet und demgemäß den Werth von 4,34 sächs. oder 5 1/6 preuß. Pfennigen oder von 1 1/2 Kreuzer im 24 1/2-Guldenfuß hat. Auf der Insel Sicilien führte bis in neuere Zeit der neapolit. Grano, der 100. Theil des Ducato, gleichfalls eine Kupfermünze, den Namen B. Derselbe entsprach 4 1/8 Pfennigen preuß. Courant oder 1 1/5 Kreuzer im 24 1/2-Guldenfuß. Es gibt einfache, doppelte und halbe Bajocchi.

Bajoire, eigentlich Baisoire (franz.), Kußmünze, ist die Bezeichnung für diejenigen Münzen und Medaillen, welche auf einer Seite zwei Brustbilder tragen, von denen das eine das andere zur Hälfte deckt, wie sie von fürstl. Ehepaaren, bei Vermählungsfeierlichkeiten u. s. w. häufig geschlagen wurden. Insbesondere ward ein Dukaten so genannt, welchen Erzherzog Albert mit seiner Gemahlin Isabella von Spanien als Statthalter in den Niederlanden seit 1598 prägen ließ. Auch eine genfer Silbermünze führte den Namen.

Bajonnet (franz. Bayonnette) ist eine drei- oder vierschneidige, meist hohlgeschliffene Klinge, welche mittels einer den Gewehrlauf umschließenden Dülle auf das Infanteriegewehr gesteckt wird, um dadurch die Feuerwaffe in eine zum Angriff und zur Vertheidigung geeignete Stoßwaffe zu verwandeln. Die Befestigung der Dülle mit dem Gewehrlaufe ist fast in allen Armeen verschieden und wird durch Federn, Schiebringe oder bloße Einschnitte, welche das Korn umfassen, bewerkstelligt. Der Gebrauch dieser Waffe tritt zuerst gegen die Mitte des 17. Jahrh. in der franz. Armee auf, und ging aus dem Bestreben hervor, die mit dem Feuergewehr bewaffneten Schützen zur selbständigen Vertheidigung gegen Reiterei geschickt und somit von dem Schutze der Pikeniere unabhängig zu machen, die deshalb zu Anfang des 18. Jahrh. aus der Infanterie verschwanden. Das B., so genannt, weil man es zu Bayonne erfand, war damals ein 1 F. langes, 1 Zoll breites zweischneidiges Messer, welches mittels eines 8—9 Zoll langen hölzernen Stiels in den Lauf gesteckt wurde. Erst später erfand man statt dieses Stiels die den Lauf umfassende Dülle, wodurch das B. erst seine Vollendung erhielt. Doch selbst nach dieser Erfindung verging eine geraume Zeit, ehe man sich von der Möglichkeit überzeugte, auch mit aufgestecktem B. laden und feuern zu können. Die Preußen führten zuerst den Gebrauch ein, das B. beständig mit dem Gewehr zu verbinden und haben denselben auch beibehalten, während in andern Armeen (z. B. in der französischen, österreichischen u. s. w.) das B. nur für das Gefecht aufgepflanzt, für gewöhnlich aber in einer ledernen Scheide, an Stelle des Seitengewehrs, getragen wird. Für solche Infanterieabtheilungen (Jäger und Scharfschützen), deren Bestimmung nicht der Kampf in geschlossenen Massen, sondern vielmehr die Führung eines besonders wirksamen Feuergefechts in zerstreuter Ordnung, bei denen es also hauptsächlich auf Sicherheit des Schusses ankommt, ist die Nothwendigkeit einer beständigen Verbindung des B. mit dem Gewehr nicht vorhanden. Nur um für Ausnahmefälle (z. B. bei Vertheidigung gegen einzelne Reiter) das Gewehr der Scharfschützen zu einer blanken Waffe zu machen, richtete man bei den deutschen Jägern das althergebrachte Seitengewehr, den «Hirschfänger», zum Aufpflanzen auf die Büchse ein oder gab denselben (z. B. den österr. Jägern), ein Haubajonnet, das eine Dülle zur Befestigung, aber statt der Stoß- eine längere, mit einer Schneide versehene Rückenklinge hat und für gewöhnlich an der Seite getragen wird. Bei den preuß. Jägern ist gegenwärtig der zum Laden nicht mehr nöthige Ladestock (eigentlich Entladestock) der Zündnadelbüchse als herausziehbare Pike eingerichtet. Nicht zu verwechseln mit jenem Haubajonnet ist der Bajonnetsäbel (sabre poignard oder Yatagan), welcher, zuerst bei den franz. Fußjägern (sonst Chasseurs d'Orléans oder de Vincennes) und Zuaven eingeführt, allmählich weitere Verbreitung in die europ. Armeen gefunden hat und namentlich dazu benutzt wird, die kürzern Gewehre der leichten Infanterie, die Büchsen der Jäger, die Carabiner der Kanoniere, auch wol der Hornisten, Sanitäts- und Geniesoldaten in eine blanke Waffe zu verwandeln. Der Bajonnetsäbel hat eine etwas gekrümmte, spitze Rückenklinge. Die eine Seite seiner Parirstange bildet einen Ring, der über die Laufmündung geschoben wird, während die hintere Fläche des Griffs mit einem Falz versehen ist, der über eine auf den Lauf gelöthete Schiene geschoben und mittels einer Sperrfeder auf ihr festgehalten wird. Der Bajonnetsäbel soll dem Soldaten ein zugleich als Bivuakgeräth brauchbares Seitengewehr abgeben, aber auch, wenn aufgepflanzt, das Gewehr zur Hieb- und Stoßwaffe machen. Letztere beiden Zwecke werden indeß durch diesen Säbel nur unvollkommen erreicht, und ein solides, gutbefestigtes Stoßbajonnet verdient sicherlich den Vorzug.

Das B. war anfangs als Angriffs- und Vertheidigungswaffe nur im Einzelgefecht im Gebrauch. Karl XII. von Schweden bediente sich desselben zuerst in der Schlacht bei Narwa

beim geschlossenen Massenangriff, ebenso die Franzosen 1704 bei Speier. Friedrich d. Gr. und später Suworow, das Gewicht dieser Angriffsart wohl erkennend, wußten dieselbe zu ihrem Vortheile auszubeuten. In den franz. Kriegen wurde die Anwendung der **Bajonnetattake** allgemein, und diese findet seitdem immer statt, sobald man eine Entscheidung sucht und die ernste Absicht hat, den Feind aus seiner Position zu werfen. Letzteres wird trotz aller Verbesserung der Handfeuerwaffen durch stehendes Feuergefecht nie oder selten erreicht. Außerdem aber hebt die entschlossene Bajonnetattake das moralische Element des Angreifers, während dieses bei dem Angegriffenen naturgemäß geschwächt wird. Doch führt die Bajonnetattake in der Praxis selten zum Bajonnetkampf im Handgemenge, ist daher weniger blutig, als es den Anschein hat. Vielmehr ist die Attake der praktische Ausdruck des offensiven Elements, dem man in neuerer Zeit, dem Beispiele der Franzosen folgend, sein Recht wiedereingeräumt, trotz oder eigentlich wegen des sichern Schusses der neuen Handfeuerwaffen. Um den Infanteristen geschickt zu machen, das Bajonnetgewehr im Handgemenge mit Infanterie und Cavalerie erfolgreich zu Stößen und Paraden zu verwenden, ist das in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts vom sächs. Hauptmann Selmnitz erfundene und in Vorschlag gebrachte **Bajonnetfechten** oder **Bajonnettiren** als ein besonderer Zweig der militärischen Ausbildung in allen Armeen Europas eingeführt worden. Gelangt auch diese Fertigkeit mehr im Einzelkampfe als im Gefecht selbst zur praktischen Anwendung, so macht sie doch jedenfalls den Soldaten kräftiger und gewandter und erhöht das Vertrauen zu seiner Waffe.

Bajus (Michael), eigentlich de Bay, einer der bedeutendsten Theologen der kath. Kirche im 16. Jahrh., war 1513 im Hennegau geboren. Er studirte zu Löwen, wurde 1550 Professor der Theologie daselbst und war 1563 und 1564 bei der Kirchenversammlung zu Trient. Durch ihn wurde die systematische Theologie, mit Beseitigung der scholastischen Methode, unmittelbar auf die Bibel und die Kirchenväter gegründet. Die Schriften des heil. Augustinus hatte er oft gelesen und bewegte sich daher ganz in dem Ideenkreise dieses Kirchenvaters, dessen Lehren von der gänzlichen Unfähigkeit des menschlichen Willens zum Guten und von der Unverdienstlichkeit guter Werke er gegen die gefälligere Moral der Jesuiten zuerst geltend machte. Die Behauptungen, daß der Wille des Menschen, so lange er sich selbst überlassen wäre, nur sündigen könne, daß auch die Mutter Jesu nicht frei von Erb- und wirklicher Sünde gewesen u. s. w., zogen ihm Verketzerungen von seiten der alten Scotisten und besonders der Jesuiten zu, die es, ungeachtet der Gunst, in der B. am span. Hofe stand, doch endlich dahin brachten, daß 1567 durch eine päpstl. Bulle 76 seiner Sätze, darunter auch einige des Augustinus, verdammt wurden. B. unterwarf sich, beharrte aber nach wie vor bei seinen Lehren, daher auch die Verfolgungen gegen ihn nicht nachließen. Da indeß die theol. Facultät zu Löwen ganz auf seiner Seite war, so blieb er nicht nur in seinem Amte, sondern wurde auch 1575 zum Dechant zu St.-Peter und 1578 zum Kanzler der Universität ernannt. Der König von Spanien übertrug ihm sogar das Amt eines Generalinquisitors in den Niederlanden. Er starb 16. Dec. 1589 mit dem Ruhme großer Gelehrsamkeit, reiner Sitten und seltener Bescheidenheit. Seine augustinischen Ansichten, die man damals **Bajanismus** nannte, erbten auf die Jansenisten fort, als deren Vorläufer er anzusehen ist. Seine Schriften, meist polemischen Inhalts, wurden von Gerberon (2 Bde., Köln 1696) herausgegeben.

Bajza (Anton), ungar. Dichter und Schriftsteller, geb. 31. Jan. 1804 zu Szücsi im Heweser Comitat, trat 1823 als Mitarbeiter an K. Kisfaludy's für die ungar. Literatur sehr bedeutsamem Taschenbuch «Aurora» auf, das er nach Ableben desselben von 1830—37 selbst redigirte und mit trefflichen poetischen und prosaischen Arbeiten versah. Seine 1835 in Pesth erschienenen «Gedichte» (2. Aufl. 1835) stellten ihn unter die besten ungar. Lyriker. In den «Kritischen Blättern», welche er 1831—36, dem «Athenaeum» und dem «Figyelmezö» (Beobachter), die er 1837—43 im Verein mit den besten belletristischen Schriftstellern herausgab, übte er durch strenge Kritik und gediegene kunsttheoretische Aufsätze einen wohlthätigen Einfluß auf die erblühende ungar. Literatur. Ebenso leistete er durch Herausgabe der «Ausländischen Bühne» (Pesth 1830) und als Director des 22. Aug. 1837 zu Pesth eröffneten Nationaltheaters dem jungen ungar. Schauspiel bedeutenden Vorschub. Schon während dieser Periode hatte er sich nebenbei auch mit histor. Studien befaßt. Später wendete er sich fast ausschließlich diesem Gebiete zu, und bereicherte die in dieser Beziehung damals noch arme ungar. Literatur mit einer «Történeti Könyvtár» (Histor. Bibliothek, 6 Bde., Pesth 1843—45), welche die Uebersetzung vortrefflicher ausländischer Geschichtswerke enthielt, sowie mit einem nach dem Deutschen bearbeiteten «Uj Plutarch» (Neuer Plutarch, Pesth 1845—47). Seine «Világtörténet»

(Weltgeschichte, Pesth 1847) war indessen nur eine wenig geschickte Compilation aus Schlosser, Heeren, Rotteck und andern deutschen Historikern. 1847 betraute ihn die Opposition mit der Redaction und Herausgabe ihres polit. Taschenbuchs «Ellenör» (Der Controleur, Lpz. 1847). Nach dem März 1848 ernannte ihn Kossuth zum Redacteur seines halbofficiellen Organs, des «Kossuth' Hirlapja» (Juli bis Dec. 1848). Seit 1850 einer Gemüthskrankheit verfallen, starb er 3. März 1858. B. war Mitglied der Ungarischen Akademie wie auch ein sehr thätiges Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft.

Bakacs (Thomas), ungar. Staatsmann, Sohn eines leibeigenen Bauern der Familie Drágsi, aus Erdöd im Szathmarer Comitat, wurde, nachdem er seine Studien in Wien und Padua beendet, von Matthias Corvinus zum Secretär ernannt und bald darauf in den Adelstand erhoben. Durch Schlauheit und kluge Berechnung wußte er sich nicht nur emporzuschwingen, sondern auch seinem Ehrgeize zu genügen und für sich und seine Familie ungeheuere Reichthümer zu erwerben. So wurde er Propst von Titel, dann Bischof von Agram, von Raab und zuletzt von Erlau. Noch bei Lebzeiten des Matthias Corvinus hielt sich B. zur Partei der Beatrix, arbeitete gegen die Nachfolge des unehelichen Prinzen Johann Corvin und begünstigte eifrig die Wahl Ladislaw's II., der ihn zum Reichskanzler ernannte. Infolge eines Uebereinkommens mit Hippolyt von Este erwarb er das Erzbisthum Gran, und 1505 erhielt er, nachdem er die Reichskanzlerwürde abgetreten, den Cardinalshut. In der Hoffnung auf die päpstl. Tiara reiste er zum Lateranischen Concil nach Rom, und obgleich er seine Absicht nicht erreichte, wußte er doch von Papst Julius II. für sich und seine Nachfolger zu Gran den Rang eines päpstl. Legaten in Ungarn zu erlangen. Trotz einem Gesetze von 1498, welches den Besitz mehrerer Kirchenämter zugleich verbot, strebte er nach dem milhofer Bisthum und der zipser Propstei; das erste erhielt er sowie auch die Vereinigung der Dekanate Hermannstadt und Kronstadt mit seinem Sprengel. Bei dem Tode Julius' II. ging er abermals nach Rom, um Hülfe gegen die Türken zu erbitten, in der That aber, um die Cardinäle für sich zu gewinnen und auf den päpstl. Stuhl zu gelangen. Jedoch konnte er trotz seiner Intriguen die Wahl Leo's X. 1513 nicht verhindern. B. kehrte mit der Erlaubniß, einen Kreuzzug gegen die Türken zu predigen, nach Ungarn zurück. Er wendete sich nach Ofen, ließ ein vergoldetes Kreuz vor sich hertragen und wußte Tausende von Bauern und liederlichem Gesindel zu entflammen. Bald hatte Georg Dosa, auch Székely genannt, welcher zum Anführer der Kreuzarmee ernannt war, ein Heer von 40000 Mann um sich versammelt. Doch wendeten sich diese Scharen nicht gegen die Türken, sondern wütheten gegen den Adel und jeden, der ihren Absichten entgegen war, bis endlich Johann Zapolya 1514 die Haufen zerstreute und an ihren Anführern blutige Rache nahm. B., welchem mehrfach die eigentliche Urheberschaft dieses ungar. Bauernkriegs zugeschrieben wird, starb 1521 und hinterließ seinen Erben, den Familien Erdödi und Palfi, ein ungeheueres Vermögen. B. und seine Zeit hat Baron Eötvös zum Gegenstande eines in Ungarn sehr geschätzten und ins Deutsche übersetzten Romans, «Der Bauernkrieg in Ungarn» (3 Bde., Pesth 1850) gewählt.

Bake (John), einer der ausgezeichnetsten neuern niederländ. Philologen und Kritiker, geb. 1. Sept. 1787 zu Leyden, bildete sich unter Wyttenbach's Leitung und ward 1815 außerord., 1817 ord. Professor der griech. und röm. Literatur an der Universität seiner Vaterstadt. Er wirkte in dieser Stellung bis zu seinem Tode, welcher 26. März 1864 erfolgte. Nachdem er die Reihe seiner wissenschaftlichen Arbeiten mit einer geschätzten Schrift über Posidonius (Leyd. 1810) begonnen, veröffentlichte er treffliche, von gelehrten Commentaren begleitete Ausgaben des Astronomen Kleomedes (Leyd. 1820), von Cicero's Werken «De legibus» (Leyd. 1842) und «De oratore» (Amsterd. 1863), sowie der «Rhetorica» des Apsines und Longinus (Orf. 1849). Mit Geel, Hamaker und Peerlkamp gab B. die schätzenswerthe «Bibliotheca critica nova» (5 Bde., Leyd. 1825—31), während er allein in den «Scholica hypomnemata» (5 Bde., Leyd. 1837—62) eine Reihe meist philol., von Scharfsinn, Belesenheit und feiner Beobachtungsgabe zeugender Aufsätze lieferte. Beachtenswerth sind auch mehrere seiner akademischen Reden, in denen er sich als vortrefflicher lat. Stilist bekundet.

Bakel, Hauptort eines gleichnamigen Arrondissements in der franz. Colonie Senegal in Westafrika, liegt am linken Ufer des Senegal und am Fuße der Feluhkatarakte und der Ostgrenze der ganzen Colonie. Der Ort besteht aus einem Negerdorfe, einem franz. Fort und Handelscomptoir und zählt (1860) 1936 E. In der Ueberschwemmungen ausgesetzten Ebene gelegen und von ausgedehnten Sümpfen umgeben, hat B. ein höchst ungesundes Klima, sodaß zur militärischen Besatzung Weiße nicht verwendet werden können. Selbst europ. Offiziere sind

hier nicht stationirt. Der Ort, früher zum Negerreich Galam gehörig, war schon seit längerer Zeit ein Handels- und Militärposten der Franzosen, gelangte aber erst seit 1856 in deren unmittelbaren Besitz sammt dem ganzen linken Ufer des Senegal bis zu der Mündung des Falemé (6 M. oberhalb B.). Seit Sept. 1854 besteht zwischen B. und St.-Louis regelmäßige Dampfschiffahrt. Aber der Senegal ist nur während der Regenzeit, von Juli bis Nov., so weit schiffbar. Die Umgegend liefert Datteln, Mais, Reis, Schlachtvieh, Elfenbein, Goldstaub. Der Handel ist bedeutend. Hier treffen die Karavanen, welche aus den Nigergegenden nach der Westküste ziehen, zum ersten mal mit europ. Handelsleuten zusammen. Die 1856—57 hierher gebrachten Landesproducte repräsentirten einen Geldwerth von 1⅕ Mill. Frs. (worunter für 60000 Frs. Gold); die daselbst eingeführten auswärtigen Waaren hatten einen Werth von etwa 1 Mill. Frs.

Bakewell, ein altes Städtchen in der engl. Grafschaft Derby, am linken Ufer des Wye, in anmuthiger Gegend, hat eine lat. Schule und zählt 2704 E., die sich großentheils mit Baumwollweberei und Marmorschleiferei beschäftigen. Auch ist daselbst eine vielbesuchte Mineralquelle. Die Kirche, deren westl. Theil noch sächs. Architektur zeigt, enthält interessante Grabdenkmäler. Nur ½ M. östlich von B. liegt am Derwent, in romantischer Gegend, Chatsworth-House, das herrliche und berühmte Schloß des Herzogs von Devonshire, mit einem großen Park von 2282 Morgen, drei Dörfern und Wasserwerken, welche mit denen von Versailles rivalisiren. Das Schloß selbst, der Palace of the Peak, imponirt durch seine Größe, zeigt aber keinen auf Ebenmaß bedachten Bauplan, sondern besteht aus mehrern in Höhe und Umfang ungleichen Theilen, welche nur durch den gemeinsamen ionischen Stil, die Pilaster und flachen, mit Geländern umschlossenen und Statuen besetzten Dächer zu einem einigermaßen harmonischen Ganzen verbunden sind. Das Innere ist mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, enthält eine schöne Kapelle, reiche Gemälde- und Sculpturensammlungen, zwei Bibliotheken u. s. w. Das 300 F. lange, 145 F. breite und 60 F. hohe Treibhaus, das großartigste der Welt, nach dem Plane des Obergartendirectors Paxton angelegt, umschließt Felspartien mit tropischen Gewächsen, Gewässer mit Lotus und Papyrus, Palmen aller Art, belebt von Papagaien, Affen u. s. w. Chatsworth war 13 J. lang der Kerker der Maria Stuart. Das Schloß steht höher als der uralte, bis auf eine viereckige, von Bäumen umgebene Warte völlig abgebrochene Familiensitz und ist gegen Ende des 17. Jahrh. vom vierten Grafen, später ersten Herzog von Devonshire umgeschaffen und in seiner Neugestaltung nicht vor 1706 vollendet worden.

Bakewell (Robert), ein berühmter engl. Landwirth und Viehzüchter, geb. 1726 zu Dishley in der Grafschaft Leicester, gest. 1795, erwarb sich besonders durch seine Versuche mit Veredlung der Hausthiere Verdienste. Da er die Beobachtung gemacht, daß bei den Thieren die Nachkommen den Aeltern oder Voraltern in ihren Eigenschaften fast ganz glichen, so schloß er, daß durch Paarung der ausgezeichnetsten Individuen von einer Rasse miteinander oder mit andern von einer gleich tüchtigen Rasse Thiere vom vollkommensten Nutzungswerth erzüchtet werden müßten. Durch solches Verfahren brachte er es in der Veredlung der Hausthiere so weit, daß man ihm 1760 für einen Hammel 3 Guineen, für einen während der Sprungzeit vermietheten Widder 25 Guineen zahlte, welcher Preis sich 1795 bis auf 400 Guineen steigerte. Mit dem besten Erfolge wurden B.'s Bemühungen in der Veredlung der Dishley-Schafrasse, in der des langhörnigen Rindviehs wie in der Veredlung der großen, starken Pferde, die besonders zum Kriegsdienste und für Brauereien geeignet sind, gekrönt. Seine Beschäler waren so gesucht, daß er für einen Sprung 100 Guineen erhielt. Hauptgrundsatz bei der Veredlung war, einen Schlag hervorzubringen, der von einer gegebenen Menge Futter das meiste und beste Fleisch ansetzte. Seine Erfahrungen legte er in der «Domestic Encyclopaedia» (Bd. 1) nieder.

Bakhschisch bedeutet im Persischen im allgemeinen ein Geschenk. In dem neuern Orient aber hat es die specielle Bedeutung des Trinkgeldes angenommen, das man aber nicht blos stillschweigend erwartet, sondern laut und, wenn nicht gleich gewährt, unverschämt fordert. Jeder Reisende, er sei in der Türkei oder in Aegypten, in Kleinasien oder Syrien, wird stets für den geringsten Dienst, den ihm jemand erweist, durch den Ruf Bakhschisch! Bakhschisch! daran erinnert, die Gefälligkeit durch eine Geldgabe zu bezahlen. Selbst die Gesandten bei der Hohen Pforte sehen sich genöthigt, wenn sie zur Audienz bei dem Sultan oder einem hohen Würdenträger erscheinen, gleich durch freiwilliges Geben eines B. der kategorischen Forderung desselben von seiten der Thürsteher und anderer Bedienten zuvorzukommen. Allmählich ist das B. durch den Gebrauch auf ganz feste Summen bestimmt worden. Weniger werden die reichen Orientalen von ihren ärmern Landsleuten durch den Ruf nach einem B. belästigt.

Bakonyer Wald wird in Ungarn der südl. Theil des Höhenzugs genannt, welcher von Gran und Wischegrad an der Donau in südwestl. Richtung sich bis zum Zalathal erstreckt und die Kleine ungar. Ebene von der Großen scheidet. Die Thalfläche von Moor, welche die Raaber Ebene mit der Stuhlweißenburger verbindet, theilt diesen Höhenzug in zwei Hauptgruppen. Die nördlich bis Gran und Ofen hinziehende Gebirgsgruppe wird Vértesgebirge genannt, die südliche bildet den B. Dieser hat eine Länge von 10—12, eine Breite von 4—6 M., bedeckt einen großen Theil der Comitate Veßprim und Zala und säumt das nördl. Ufer des Plattensees (s. d.) mit reizenden Weingeländen und höchst malerischen Kegelbergen ein. Die höchsten Berge des B. liegen an der westl. Seite der Wasserscheide, nördlich von Bakonybél, wo der Köröshegy eine Höhe von 2238 F. und der Somhegy von 2110 F. erreichen. Das von König Stephan 1030 gestiftete Kloster von St.-Moritz zu Bakonybél liegt so ziemlich in der Mitte des B. und ist von den mit dichten Wäldern bedeckten höchsten Bergen umgeben, von deren Gipfel man eine prachtvolle Fernsicht genießt. Nur die Mitte des B. ist noch mit weiten Wäldern, besonders Buchen und Eichen bedeckt, in welche große Schweineheerden zur Mast getrieben werden; die niedrigern Landrücken sind in Ackerland verwandelt, die Abhänge nehmen Wein- und Obstgärten ein, die Thäler sind von vielen Dörfern bevölkert. Die geognostischen Verhältnisse des B. bieten viel Interessantes dar. Besonders merkwürdig sind die vielen Basaltberge, vor allem der sich unmittelbar am Ufer des Plattensees erhebende Badacson, an dessen nördl. Seite mächtige Basaltsäulen eine steile Wand bilden, durch deren eine Einsenkung man nur auf den Gipfel gelangen kann. Die Abhänge dieses Berges sind mit Weinreben bepflanzt, und es wird hier der beste Wein der Plattenseegegend erzeugt. Auch der berühmte Schomlauer Wein wächst auf einem Basaltberge, der auf der westl. Seite des B. aus der Ebene emporragt.

Baktrien hieß im Alterthume das Land zwischen dem westl. Theile des indischen Kaukasus (Hindu-Kuh), dem Paropamisos und dem Fluß Oxos (Amu oder Gihon), der es von dem nördlichern Sogdiana schied, das jetzige Balkh (s. d.). Die Baktrier bildeten mit den Persern und Medern einen Zweig des indogerman. Völkerstammes, den arischen oder persischen, und sprachen höchst wahrscheinlich die Zendsprache, welche deshalb auch die altbaktrische Sprache genannt worden ist. In uralter Zeit war B. das Hauptland eines mächtigen Reichs, das sich noch weiter über Ostpersien ausbreitete, von dessen Geschichte uns aber außer der sagenhaften Kunde von einem Zuge, den Ninus und Semiramis gegen dasselbe unternahmen, fast nichts überliefert ist. Mit dem Medischen Reiche, zu dem es, wie es scheint, später gehörte, ward es unter Cyrus ein Theil des von diesem gegründeten Persischen. B. war schon früh ein Sitz der Cultur und dessen Hauptstadt Baktra (auf den altpers. Keilinschriften Bakhtris), jetzt Balkh, ein wichtiger Platz für den Handel des innern Asiens. Die altpers. Religion wurde hier zuerst ausgebildet und dann auch von den Entstellungen, die sie durch die Magier erfahren, durch Zoroaster (s. d.) gereinigt. Mit dem übrigen Persischen Reiche ward die Satrapie B. von Alexander d. Gr. unterworfen, der daselbst 12 Städte gründete und 14000 Griechen zurückließ, welche eine neue Civilisation in diesen Gegenden vermittelten. Nach Alexander's Tode erhielt auf der Versammlung von Triparadisus 321 v. Chr. Stasanor aus Soli sowol B. als Sogdiana; aber schon bei dem indischen Zuge Seleukus' I., 307 v. Chr., waren beide Länder mit dem Syrischen Reiche vereinigt. Unabhängig von diesem machte sich in B. unter Antiochus II. Theos der Statthalter Theodotos oder Diodotos I. um 256. Derselbe ward so der Begründer eines griech. Reichs in Binnenasien, des Neubaktrischen, das sich unter mannichfachen Schicksalen anderthalbhundert Jahre erhielt. Euthydemos, der auf Theodotos II. folgte, um 220—190, ward von Antiochus d. Gr. bei dessen Zuge gegen Indien besiegt, aber zur Hut gegen die nördl. Nomaden, die über Sogdiana sich ausgebreitet hatten, im Besitz des Königthums gelassen. Sein Sohn Demetrius und dessen Nachfolger Eukratides, gest. 147, dehnten das Reich gegen Süden über den Paropamisos aus, und hier am Kabulfluß und Indus erhielt sich, obwol von Westen her durch die Parther bedrängt, die griech. Herrschaft, nachdem das eigentliche B. um 139 von dem Partherkönig Mithridates I. erobert und bald darauf, um 126, von den Saken überschwemmt worden war. Vornehmlich scheint die griech. Herrschaft am Indus Menander, nach 126, wieder befestigt und ausgebreitet zu haben. Nach seinem Tode erlag sie, wol unter dem König Hermäos um 90, ebenfalls jenen Saken, die nun längs des Indus bis zu seiner Mündung ein indo-scythisches Reich gründeten. Für die Geschichte des Neubaktrischen Reichs waren lange Zeit spärliche Notizen bei den alten Schriftstellern die fast alleinige, höchst ungenügende Quelle; erst in den letzten Jahrzehnten ist eine

zusammenhängendere und genauere Kenntniß derselben möglich gemacht worden durch eine große Anzahl griech.-baktrischer Münzen, die zugleich mit indo-scythischen in Afghanistan aufgefunden worden sind. Sie liefern eine Reihe Königsnamen und geben durch ihre Zeichen und Inschriften auch mannichfache andere Aufschlüsse über die polit. und die Culturgeschichte jenes griech. Reichs. Auf den Münzen des Eukratides erscheint zuerst neben der griech. eine fremde Sprache, die sich als ein Dialekt des Sanskrit erweist, deren Schrift aber Alphabeten phöniz. Ursprungs angehört. Der Engländer Prinsep hat diese Schrift glücklich entziffert. Demungeachtet erhält sich aber das Griechische noch lange auch auf den Münzen der scythischen Herrscher, durch welche demnach die griech. Cultur nicht sofort untergegangen zu sein scheint. Vgl. Wilson, «Ariana antiqua» (Lond. 1841) und besonders Lassen in der «Indischen Alterthumskunde» (Bd. 2, Bonn 1849).

Baktschisarai, türk. Baghtschisarai, d. h. Gartenpalast, die ehemalige Residenz des Tataren-Khans der Krim, eine Stadt im russ. Gouvernement Taurien, 4²/₇ M. im SW. der jetzigen Hauptstadt Simpheropol, liegt in einer engen, aber wohlbewässerten Kalkschlucht, theils an den Ufern des in den Katscha fließenden Bachs Tschoruksu oder Zirgksu, theils an den schroffen Felswänden seines Thals, welches blos für eine lange, schmale Hauptstraße Raum gestattet. Obwol die alte Pracht großentheils verschwunden und nur der dritte Theil der Stadt den Zerstörungen seitens der Eroberer entgangen, gewährt sie doch immer noch das Bild einer echten Tatarenstadt. Ihr Ursprung ist unbekannt; als Residenz des Khans erscheint sie seit dem letzten Viertel des 15. Jahrh. Die Häuser der Stadt stehen gruppenweise an und über den Windungen des Bachs. Dazwischen liegen terrassirte Fruchtgärten und Weinberge, Baumgruppen von Cypressen und Schwarzpappeln, 110 Brunnen und stets fließende Krystallquellen. Ungefähr in der Mitte steht der ehemalige Residenzpalast des Khans mit seinen Gärten und Weinpflanzungen, luftigen Galerien, Marmorfontainen und Prunkgemächern, alles in phantastischer Pracht und buntestem Glanze. Eine hohe Mauer und die gegen die Außenseite frontmachenden Gebäude selbst schließen das Ganze klosterartig ab. Der Palast, 1519 vom Khan Abdul-Sahal Gerai erbaut, ward auf Befehl der russ. Regierung durch den Architekten Elson restaurirt und soll in seiner orient. Pracht erhalten bleiben. Die Stadt zählt (1861) 12600 E., hauptsächlich Tataren, da sie der einzige Ort war, dem Katharina II., nachdem sich Khan Sahin Gerai 1783 unter russ. Schutz gestellt, das Vorrecht verlieh, ausschließlich von Tataren bewohnt zu werden. Früher gab es in B. Colonien von Griechen und Armeniern, die aber auf Einladung Potemkin's 1779 an das Asowsche Meer und den Don übersiedelten. Jetzt leben nur wenige Griechen, Armenier und Juden der Karaitensekte hier. B. hat 2800 Häuser, 35 Moscheen, 3 christl. Kirchen, 1 Kloster, 1 Synagoge und Betschule der Karaiten und 2 mohammed. Schulen. In der langen Straße entwickelt sich aller Handel und Gewerbbetrieb der fleißigen Bevölkerung. Man fertigt berühmten rothen und gelben Saffian, Lichte und Seife, Ackergeräthschaften, Schafpelze, Mäntel aus Schaffellen, Schuhe, Messerschmiedewaaren u. s. w. Auch baut man Taback und Gemüse. B. ist der Stapelplatz und das Depot für Früchte, Taback, Flachs und Korn des Umlandes sowie tatarischer Kunsterzeugnisse. Nahe östlich liegt Tschufut-Kalē oder Dschufut-Kalē, d. h. die Judenburg, der Hauptsitz der karaitischen Juden in der Krim, eine nur auf steilem Felspfade von B. aus zu erreichende Festung, von hohen, größtentheils aus dem Fels gehauenen Mauern umgeben. Diesem gegenüber liegt auf hoher Klippe das Kloster der Himmelfahrt Mariä, nebst seiner Kirche aus Fels gehauen und auf Säulen gestützt, eine völlig uneinnehmbare Festung.

Baku, Hauptstadt sowie fester Kriegs- und Handelshafen des russ. Gouvernements B. in Transkaukasien, liegt an der Südküste der Halbinsel Apscheron am Kaspischen Meer. Die Stadt wurde schon zur Zeit der Sassaniden im 4. Jahrh. n. Chr. gegründet, kam dann in die Hände der Araber, nach dem Verfall des Khalifats in die Gewalt der Fürsten von Schirwan, und litt viel im Kriege mit Tochtamysch von Kaptschak im 14. und mit Ismael Safi im 15. Jahrh. 1509 wurde B. dem Persischen Reiche einverleibt, später von den Türken eingenommen, aber von Schah Abbas I. wiedererobert. Am 21. Juli 1723 capitulirte die Stadt an die Russen unter Matuschkin, kam aber im Frieden 1735 wieder an Persien und stand seitdem unter eigenen pers. Serdars. Später eroberten sie die kaukas. Bergvölker, und 1806, nach Abdankung des Fürsten, nahmen sie Russen unter General Bulchakow ein, worauf sie 1807 zur Kreis- und 1859 zur Gouvernementsstadt erhoben wurde. Während B. 1850 erst 7431 E. hatte, war 1860 deren Zahl auf 13431 gestiegen, darunter 11077 Mohammedaner, 1635 griech. Katholiken und 589 gregorianische Armenier. Die Stadt hat 23 enge und

krumme Straßen, 4 griech. und 1 armen. Kirche, 23 Moscheen, 276 Kaufläden, 16 Engrosgeschäfte, Zollhaus, Quarantäne, Kreisschule, mohammed. Schule und 16 mohammed. Privatschulen. Die Bevölkerung lebt hauptsächlich vom Handel, vom Schiffbau, vom Naphthagraben, Hafenarbeit und Schiffsdienst; Fabriken gibt es nicht. In alter Zeit war der Ort größer, und noch bemerkt man in einiger Entfernung Baureste unter dem Wasser. B. trägt einen echt orient. Charakter, und seine steinernen Häuser sind am Abhange eines Hügels so steil durch- und übereinandergebaut, daß die flachen asphaltbedeckten Dächer der vordern oft den Hofraum der hintern bilden. Den Gipfel dieser Häuserpyramide krönt das prachtvolle Schloß der frühern Herrscher aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., jetzt ein Artilleriearsenal, und die große, wohlerhaltene Moschee von Schah Abbas I. Der südl. Wall stößt an das Meer, an welches von den Kais Treppen hinab zum Landungsplatz der Schiffe führen, und an die Kais schließen sich die wohlgefüllten Bazars. Hier wie in den engen Gassen der Stadt drängt sich ein buntes Völkergemisch. Die größte Thätigkeit aber herrscht im Hafen, dessen geräumige, wohlgeschützte Rhede, die beste an der ganzen Westküste des Kaspischen Meeres, 18—24 F. Tiefe hat, und dessen natürliche Leuchtfeuer die Feuersäulen entzündeter Naphtha bilden, die auch als Brenn- und Erleuchtungsmaterial benutzt wird. (S. Apscheron.) Der Hafen ist eine Hauptstation der russ. Kriegsflotte, hat aber auch für den Seehandel große Bedeutung. 1851—60 hatte im ausländischen Handel die Ausfuhr jährlichen Werth von 246700 Rubel. Diese besteht hauptsächlich in Naphtha, Eisen, Leinwand und Wollzeugen. Die Einfuhr (Baumwolle und Baumwollzeuge, Getreide, Früchte) repräsentirte in derselben Zeit einen Werth von 443800 Rubel. Weit bedeutender ist der inländische Seehandel mit Astrachan, von wo für ganz Transkaukasien, besonders für das Heer, das Getreide bezogen wird. Dazu kommt, daß in B. der Handelsweg aus Transkaukasien von Tiflis über Schemacha, sowie der aus Ciskaukasien längs der Küste von Kisljär durch den Paß von Derbent, zusammentreffen. Wegen der Menge von Naphthaquellen und der aus der Erde aufsteigenden Feuersäulen der phlegräischen Felder um B. wird die Stadt von den Parsen oder Guebern und den Hindu für eine heilige Stätte gehalten und wol auch nach dem herrlichen Blumenflor der Umgebung das Rosenparadies genannt. Die Angabe, daß, wie Christen und Juden nach Jerusalem, so Feueranbeter nach B. ziehen und hier den Rest ihrer Tage verleben, kann jetzt kaum noch gelten, da 1860 im ganzen Kreise und Gouvernement B. nur drei Guebern sich vorfanden. Der Araber Masudi ist der erste, welcher (um 943) «Baki» erwähnt und von einem großen feuerspeienden Berge in dessen Nähe berichtet, dessen Feuersäule 100 Farsangen weit sichtbar sei. Vgl. Bodenstedt, «Die Völker des Kaukasus» (Bd. 1, Frankf. 1848). — Das Gouvernement B., bis 1859 Schemacha genannt, nimmt den ganzen Südosten Transkaukasiens oder Schirwan im weitern Sinne und einen Theil von Daghestan ein. Es zerfällt gegenwärtig in die sechs Kreise: B. (die alte Provinz Bakin), Lenkoran (Talysch), Schemacha (das eigentliche Schirwan), Schuscha (Karabag), Nucha (Schekin), Kuba (Kabin). Das Areal umfaßt 1296,36 Q.-M. mit (1859) 760987 E., darunter 610444 Mohammedaner und 122281 gregorianische Armenier.

Bakunin (Michael), russ. Agitator, stammt aus einer altaristokratischen Familie Rußlands und wurde 1814 als der Sohn eines Gutsbesitzers aus Torschok (Gouvernement Twer) geboren. Er erhielt seine Erziehung im Cadettenhause zu Petersburg. Nach abgelegtem Examen versetzte man ihn als Fähnrich in die Artillerie der Armee, schon eine Art Ungunst, da er Anspruch auf den Eintritt in die Garde hatte. B. nahm bald seinen Abschied, kehrte ins väterliche Haus zurück und widmete sich von 1838—40 mit vielem Erfolge wissenschaftlichen Studien. 1841 verließ er Rußland und ging nach Berlin, wo er sich mit der Philosophie, namentlich mit dem Hegelianismus beschäftigte. Im Frühjahr 1842 wandte er sich nach Dresden, und hier setzte er im Umgange mit Arnold Ruge seine Studien fort und schrieb unter anderm eine philos. Abhandlung, die unter dem Pseudonym Jules Elisard in den «Deutschen Jahrbüchern» erschien. Gegen Neujahr 1843 verließ er Dresden und reiste nach Paris, wo er im Umgange mit der poln. Emigration lebte. Sodann begab er sich in die Schweiz, und hier verwickelte er sich in das Treiben der communistisch-socialistischen Vereine. Die russ. Regierung versagte ihm damals die Erlaubniß zum weitern Aufenthalt im Ausland und rief ihn zurück, dem er aber nicht nachkam. 1847 hielt er zu Paris beim Polenbankett eine kühne, hinreißende Rede, in welcher er die Verbrüderung zwischen Russen und Polen für die gemeinsame Revolutionirung Rußlands vorschlug. Die Rede machte großes Aufsehen, und B. wurde auf Verlangen der russ. Regierung im Jan. 1848 aus Frankreich ausgewiesen. Er verbarg sich jetzt in Brüssel, während die russ. Regierung auf seine Auslieferung einen Preis von 10000

S.-Rubel setzte. Nach der Februarrevolution kehrte er nach Paris zurück. Im Juni 1848 erschien er jedoch in Prag und nahm an dem Slawencongresse sowie an den Unruhen, welche sich daran knüpften, einen bedeutenden Antheil. Hierauf wandte er sich nach Berlin, wo er sich den deutsch-demokratischen Elementen beigesellte, bis er im Oct. aus Preußen ausgewiesen wurde. Da man ihm auch in Dresden keinen Aufenthalt verstattete, hielt er sich in Dessau, Köthen und anderwärts auf und führte überhaupt ein unstetes Leben. In den ersten Märztagen 1849 ging er nach Dresden zurück und lebte bei seinen polit. Freunden verborgen, bis daselbst die Maikatastrophe eintrat. B. ward Mitglied der revolutionären Regierung und scheint überhaupt die Vorgänge in Dresden beherrscht und geleitet zu haben. Nach der Flucht aus Dresden ward er mit Heubner in der Nacht vom 9. zum 10. Mai in Chemnitz verhaftet und zunächst in die Cavaleriekaserne nach Dresden, von da am 28. Aug. nach dem Königstein gebracht. Nachdem er anfangs Mai 1850 zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden, lieferte man ihn im Juni nach Oesterreich aus. Hier ward er im Mai 1851 vom Kriegsgericht ebenfalls als Hochverräther zum Strange verurtheilt, doch diese Strafe in lebenslänglichen Kerker verwandelt. Bald darauf lieferte ihn die österr. Regierung an Rußland aus, wo er aufs neue wegen polit. Verbrechen in Untersuchung gezogen werden sollte. B. brachte nun mehrere Jahre in den Kasematten der petersburger Newafestung zu und wurde 1855, als die westmächtlichen Flotten die Stadt bedrohten, nach Schlüsselburg am Ladogasee abgeführt, nach dem Kriege aber auf Fürsprache einflußreicher Verwandter nach Ostsibirien transportirt. Hier lebte er mehrere Jahre als Strafcolonist, bis ihm der Generalgouverneur Kossakow die Erlaubniß ertheilte, in das russ. Amurgebiet überzusiedeln. Von da aus gelang es ihm 1860, unter einstweiliger Zurücklassung von Frau und Kind, auf einem amerik. Schiffe nach Japan zu entfliehen, wo er Mittel fand, über Californien nach London zu gelangen. Daselbst traf auch später seine Familie ein. B. nahm sofort seine propagandistische Thätigkeit auf, indem er das russ. und das poln. Volk in zahlreichen Ansprachen zum Befreiungskampfe gegen Regierung und Adel und zur Herstellung einer großen slawischen Föderativrepublik aufrief. Im Frühjahre 1863 erschien er in Stockholm, um die von Polen und Russen beabsichtigten Expeditionen an die baltischen Küsten zu unterstützen und überhaupt aus der Nähe für die Revolutionirung Rußlands zu wirken. B. besitzt eine bezwingende Persönlichkeit, glänzende Geistesgaben, verbunden mit seltener Energie, aber auch fanatische Leidenschaft.

Balaklawa, ein kleiner Hafenplatz im russ. Gouvernement Taurien, an der hohen Südwestküste der Krim, $1^5/_7$ M. im SSO. von Sewastopol, wohin eine Straße geht, während eine andere ostwärts nach dem Baidarthale führt. Der Ort liegt am Fuße hochaufsteigender Höhen, im Hintergrunde einer nordwärts in das Land eindringenden Bucht, die einen gegen alle Winde geschützten Hafen bildet, nur daß die Schiffe wenig Raum zum Anlegen finden und die Einfahrt sehr beengt ist. Der Kriegshafen, den hier Rußland unterhielt, ging in neuerer Zeit ein, und die Bucht wird nur noch von Handelsschiffen benutzt. Der Ort hat gegenwärtig etwa 400 E., 93 Häuser, zwei Kirchen und zwei Bethäuser. Im Alterthum hieß die Bucht «Hafen der Wahrzeichen» (Symbolon portus) und war nach Strabo der Hauptschauplatz der taurischen Räubereien. An ihr hatten der scythische König Skilurus und seine Söhne die Festung Palakion angelegt, deren sie sich als Waffenplatz gegen die Feldherren des Mithridates bedienten. Im Mittelalter bestand hier 1365—1475 unter dem Namen C e m b a l o eine blühende Niederlassung der Genuesen, von deren weitläufigen Festungswerken an der Ostseite des Hafeneingangs noch Reste vorhanden. 1475 fiel der Ort den Türken in die Hände. Zur Zeit als die Krim an Rußland kam, war der Ort von Tataren bewohnt. Katharina II. siedelte dafür Griechen an, aus denen man 1795 das balaklawisch-griech. Bataillon bildete, das bis 1859 bestanden hat. Im Orientkriege nahmen 26. Sept. 1854 die Engländer Hafen und Stadt, deren schwache russ. Besatzung sich ergab, und machten die Bucht zur Hauptstation ihrer Flotte. Neben ausgedehnten Befestigungswerken wurde eine Eisenbahn nach dem Plateau von Sewastopol angelegt und durch einen unterseeischen Telegraphendraht zwischen B. und Varna die directe Verbindung der Alliirten mit dem Westen Europas hergestellt. Am 25. Oct. 1854, nach Beginn der Belagerung von Sewastopol, richteten die Russen unter Liprandi einen Angriff gegen B. als feindliche Operationsbasis, erstürmten vier von Türken besetzte Redouten und nahmen 11 Kanonen. Ihr weiteres, wenig energisches Vordringen scheiterte zwar an dem Widerstande der Engländer, doch ward bei einem Angriffe der engl. leichten Reiterei unter Lord Cardigan diese zur Hälfte vernichtet. Nach dem Friedensschlusse wurde im Juni 1856 B. von den Engländern wieder geräumt. 1 M. westlich von B. liegt auf 5—600 F. hohem

Felsen am Meere das alte Georgskloster (St.-Georgiew) mit einer neuen Kathedrale und dem sog. Flottenkloster, dessen Mönche den Gottesdienst auf den Schiffen verrichten. Entweder hier oder westlich vom Kloster über dem Vorgebirge Fiolente stand das Parthenion, der berühmte Tempel der jungfräulichen Artemis (Diana), bei welchem nach der Sage Iphigenia Priesterin war. Allerwärts befinden sich hier Baureste aus dem Alterthum.

Balalajka, ein zitherartiges russ. Nationalinstrument mit flacher Resonanzdecke und zwei, auch drei Saiten, die mit den Fingern gerissen werden. Es dient als Accompagnement bei Gesang und Tanz, und wird in jeder Bauerhütte von der Newa bis an die Grenzen Chinas gefunden. Unter dem Titel B. sind von Julvécourt Uebersetzungen russ. Gedichte (Par. 1837) in franz., und von Altmann Nachahmungen russ. Volkslieder (Berl. 1863) in deutscher Sprache herausgegeben worden.

Balancier nennt man den zweiarmigen (meist gleicharmigen) Hebel in dem besondern Falle, wo er in einer Maschine eine schwingende Bewegung derart hat, wie man sie an dem auf- und niederschwingenden Wagebalken der gemeinen, gleicharmigen Wage beobachtet, wenn die Belastungen der Wagschalen sich beiderseits das Gleichgewicht halten. Bei Dampfmaschinen dient der B. zur Uebertragung der Bewegung von der Stange des Dampfkolbens auf das Schwungrad, welches letztere vermittels Bleuelstange und Krummzapfen seine Drehung von dem B. empfängt; bei Cylindergebläsen umgekehrt zur Umänderung der Drehbewegung eines Schwungrades in die auf- und niedergehende Bewegung der Gebläsekolben. An dem mittels Schraube wirkenden Prägwerke der Münzwerkstätten u. s. w. ist der B. (oder Schwengel) ein mit der Schraube verbundener, an beiden Enden mit schweren Gewichten versehener, gleicharmiger Hebel, der seine Schwingungen in horizontaler Ebene macht; nach ihm wird zuweilen das ganze Prägwerk selbst mit dem Namen B. bezeichnet.

Balanciren nennt man das Schwingen von Körpern, deren Schwerpunkt auf irgendeine Weise aus der Gleichgewichtslage gebracht, aber auch so aufgehängt oder unterstützt ist, daß die Körper selbst mit immer kleiner werdenden Schwingungen endlich wieder in die Gleichgewichtslage kommen. Eine auf beiden Seiten gleichbelastete Wage balancirt, indem man sie anstößt, solange ihre Schalen abwechselnd auf- und niedergehen. Der Seiltänzer balancirt auf dem Seile, indem er den durch das Schwenken des Seils und seine eigenen Bewegungen zum Fallen kommenden Schwerpunkt stets wieder durch geschickte Veränderung in der Vertheilung der schweren Masse seines Körpers, Ausstrecken der Arme oder Verschieben der Balancirstange so stellt, daß das Loth, das man von dem Schwerpunkte des menschlichen Körpers, der tief im Rumpfe liegt, auf die Erde fällt, durch das Seil selbst gehen würde. Solange diese Bedingung erfüllt ist, kann die Person beim Fallen nur auf das Seil selbst fallen und auch dieses durch Vor- oder Rückwärtsgehen verhütet werden. Das B. von langen Stäben oder dadurch getragenen Körpern beruht auf einem geschickten Nachschieben des Unterstützungspunktes unter den Schwerpunkt, sodaß auch hier die Bedingung, wonach das vom Schwerpunkte gefällte Loth durch den Unterstützungspunkt oder durch die Basis des Körpers gehen muß, erfüllt wird. Bei verschiedenen Gegenständen kommt der Luftwiderstand dem Künstler zu Hülfe: so beim B. der Pfauenfeder auf der Spitze des Kiels u. s. w. Bei andern Kunststücken benutzt man die Wirkung der Centrifugalkraft rotirender Körper und die stete Verlegung des Schwerpunktes auf einen Kreis oder eine Ellipse um den Unterstützungspunkt herum. So z. B. in dem bekannten Tellerspiele, worin Teller auf der Spitze eines Stabes rotirend in Balance erhalten werden. Diese letztern Erscheinungen lassen sich mehr oder weniger mit dem Kreisel vergleichen, der in Ruhe sogleich umfallen würde, während er bei rascher Drehung bedeutend schwanken kann, ohne umzufallen. Eine Anzahl von Balancirkunststücken beruht auf Täuschungen, indem die scheinbar balancirenden Körper auf eine dem Zuschauer verborgene Weise unterstützt werden. Der Ausdruck B. heißt übrigens auch oft so viel als Aufwiegen oder in der Schwebe halten. So werden gewisse schwere Maschinenbestandtheile (Cylinder der Walzwerke u. s. w.) durch an Hebeln hängende Gegengewichte balancirt, d. h. verhindert, den Druck oder die Belastung auszuüben, die sie vermöge der Schwere bewirken müßten.

Balanen, Meereicheln oder Entenmuscheln, sonst ihrer äußern Bekleidung wegen zu den vielschaligen Weichthieren gerechnet, sind Gliederthiere, welche zu den niedrigern Formen der Krustenthiere (Krebse) gehören, unter welchen sie eine eigene Ordnung bilden, die wegen des Besitzes von 12 Paar gewimperten, fußähnlichen Organen den Namen Cirrhopoden, Rankenfüßler, erhalten hat. In der Jugend schwimmen sie frei in der Gestalt kleiner Krebs-

flöhe im Wasser umher, durchlaufen aber dann eine Reihe höchst merkwürdiger Metamorphosen, infolge deren sie endlich sich festsetzen und dann in einem vielschaligen Kalkgehäuse anwachsen. Sie sind stets an andere Gegenstände befestigt, entweder mit Stiel (Entenmuscheln) oder ohne solchen (Meereicheln). Die B. kommen nur im Meere vor, an Felsen, Schiffskielen, auf andern Muscheln, auf großen Fischen u. s. w. Von einer nordischen Art fabelte man ehedem, daß sie sich in die Barnakelente verwandele. In Chile gibt es sehr große eßbare Arten.

Balassa (Bálnit, Graf von Gyarmati und Pétkö), der älteste ungar. Lyriker von Bedeutung. Frühzeitig zum Kriegsdienste erzogen, focht er für den Prätendenten Békési, trat dann in königl. Dienste, verließ aber 1589 seine Heimat aus unbekannten Ursachen und kehrte erst 1594 zurück. In demselben Jahre fiel er bei der Erstürmung von Gran. B. sprach lateinisch, polnisch, italienisch und slawonisch, übersetzte auch aus dem Lateinischen und Italienischen. Das Dichtertalent regte wahrscheinlich unerwiederte Liebe bei ihm an. Noch wenige Tage vor seinem Tode, mitten im Waffengeklirre des Lagers, schrieb er ritterliche und patriotische Lieder, die naiv, gefühlvoll, scherzhaft und melodisch sind. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien 1572 zu Krakau. Wie tief diese Dichtungen ins ungar. Volk drangen, beweisen die vielen Auflagen, welche sie bis heute erlebten.

Balbi (Adriano), bekannt durch seine geogr. und statist. Arbeiten, geb. 25. April 1782 zu Venedig, neigte schon in früher Jugend dem Studium der Geographie und Naturwissenschaften zu. Er wurde 1808 Lehrer der Geographie am Collegium San-Michele zu Murano, dann 1811 Lehrer der Physik am Lyceum zu Fermo, und erhielt 1813 einen Ruf als Professor der Statistik nach Padua, welche Stellung er jedoch infolge der polit. Ereignisse anzutreten verhindert war. 1815 entsetzte ihn die päpstl. Regierung als Ausländer seines Lehramts in Fermo, und er fand nun bei der Zolldirection in Venedig eine Anstellung. Familienangelegenheiten führten ihn 1820 nach Portugal, wo er die Materialien zu seinem «Essai statistique sur le royaume de Portugal» (2 Bde., Par. 1822) und den sich anschließenden «Variétés politiques et statistiques de la monarchie portugaise» (Par. 1822) sammelte. Nachdem er das J. 1832 zu Paris zugebracht, wandte er sich nach Wien, wo er den Titel eines kaiserl. Raths und ein Jahrgehalt erhielt. Seit 1847 Mitglied der wiener Akademie der Wissenschaften, starb er 14. März 1848 zu Venedig. Außer zahlreichen statist. Schriften veröffentlichte B. den «Atlas ethnographique du globe» (Par. 1826) und den «Abrégé de géographie» (2 Bde., Par. 1832; 3. Aufl. 1850), seine beiden Hauptwerke, welche ihm einen Namen in der Geschichte der Erdkunde sichern. Namentlich fand letzteres Werk, das fast in alle europ. Sprachen (deutsch von Andree, 2 Bde., Braunschw. 1833—34; von Cannabich, Littrow u. a., 2 Bde., 3. Aufl., Pesth 1842) übersetzt wurde, die allgemeinste Verbreitung. Eine Sammlung von B.'s «Scritti geografici» (5 Bde., Tur. 1841—42) wurde von seinem Sohne Eugenio B. veranstaltet, der sich ebenfalls durch geogr. Arbeiten bekannt gemacht hat.

Balbo (Cesare, Conte), ital. Staatsmann und Geschichtschreiber, wurde 21. Nov. 1789 in Turin geboren. Sein Vater, Prospero B., stand bei Napoleon in großem Ansehen. Schon mit 18 J. bekleidete der junge Cesare eine Stelle als Auditeur bei dem Staatsrathe in Paris. 1808 ward er Secretär der Regierungscommission, welche mit der Organisirung Toscanas zur Vereinigung dieses Staats mit dem Kaiserreich beauftragt war; später nahm er in derselben Eigenschaft theil an der zu gleichem Zwecke für Rom ernannten Consulta. Nach Napoleon's Sturze ging er als sardin. Gesandtschaftssecretär nach London, und blieb auf diesem Posten, bis die Folgen der piemont. Revolution von 1821 ihn veranlaßten, sich von den Staatsgeschäften zurückzuziehen. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück und lebte nun den histor. Wissenschaften, für die er von Jugend auf große Vorliebe gezeigt. Von 1821—43 übergab er mehrere Arbeiten der Oeffentlichkeit, darunter eine Geschichte Italiens, die jedoch nur bis Karl d. Gr. geht, und eine Uebersetzung nebst Commentar von Leo's «Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte». 1843 erschienen die «Speranze d'Italia», die zuerst seinen Ruf weithin verbreiteten. Er beleuchtete darin die damalige polit. Lage Italiens und die Versuche und Aussichten auf eine Wiederherstellung seiner alten Freiheit, Macht und Unabhängigkeit. Hierbei legte er das Hauptgewicht auf den Beweis der Behauptung, daß die Unabhängigkeit der Freiheit vorangehen müsse, und daß also das Streben nach der letztern, solange die erstere nicht erlangt, unsinnig und verwerflich sei. Wiewol er für die Erlangung der Unabhängigkeit selbst wenig Hoffnung zu geben wußte, wurde doch jene Schrift, nebst Gioberti's (s. d.) Werk über den Primat, vielleicht mehr durch die Gunst der Umstände als durch innern Werth, ein Ausgangs- und Mittelpunkt für die neu sich bildende Partei der gemäßigten Liberalen und erlebte hintereinander

mehrere Auflagen (3. Aufl., Capolago 1846). Nicht mindern Beifall, und vielleicht mit mehr Recht, fand B.'s im gleichen Sinne gehaltenes Compendium der ital. Geschichte («Della storia d'Italia, dall' origine fino al 1814» (5. Aufl., Bastia 1849). Auch veröffentlichte er mehrere kleine Schriften histor. und polit. Inhalts, und schrieb eine Reihe von Artikeln für das turiner Journal «Il Risorgimento», an dem er auch fortgesetzt thätig war. Als ein Haupt der moderirten Partei nahm B. seit 1847 eine hervorragende polit. Stellung in den ital. Verhältnissen ein. Als 1848 auf einige Zeit die liberal-demokratische Partei in Sardinien die Oberhand gewann, stand er derselben, zumal nach Gioberti's Rücktritt im Febr. 1849, feindlich gegenüber. Dagegen nahm er lebhaften Antheil an dem Kriege gegen Oesterreich. Seit der Constitutionsverleihung vom 8. Febr. (4. März) 1848 waren im sardin. Staat, mit kurzer Unterbrechung, meist seine Freunde und Männer aus seiner Schule an der Spitze der Regierung, an der er selbst nur ganz kurze Zeit Antheil nahm. Auch zu dem Ministerium Azeglio stand er stets in den freundschaftlichsten Beziehungen und vertheidigte dasselbe nicht selten in den Spalten des «Risorgimento». B. war ein Mann von strengen Sitten und unbeflecktem Charakter. Fest überzeugt von der alleinseligmachenden Kraft der kath. Kirche, sah er in derselben nicht nur das Heil der einzelnen, sondern auch der Nationen, ja zugleich die einzige Quelle aller echten Cultur. Diese Weltanschauung beeinträchtigte bei ihm oft das unbefangene Urtheil des Historikers. In seinen Anhängen zu den «Speranze d'Italia» bezeichnete er die Engländer und Deutschen als durch die Kirchenreform natürlich und mit innerer Nothwendigkeit hinter allen andern, d. h. Franzosen, Italienern und Spaniern, zurückgeblieben. Dabei erkannte er jedoch in seltsamem Widerspruch die moralische Verdorbenheit der modernen Italiener, gegenüber den Völkern des Nordens, als Hauptgrund der Erniedrigung Italiens an. B. starb 3. Juni 1853. Am 8. Juli 1856 wurde ihm zu Turin ein Standbild (von Vela) errichtet. Vgl. Ricotti: «Della vita e degli scritti del conte Cesare Balbo» (Flor. 1856).

Balbōa (Vasco Nuñez de), span. Conquistador, geb. 1475 zu Xerez-de-Badajoz, führte in seiner Jugend ein ziemlich lockeres Leben, ging nach San-Domingo und schloß sich dort, um seinen Gläubigern zu entgehen, in einem Fasse in das Schiff eingeschmuggelt, der Expedition an, welche Francisco de Enrico 1510 gegen Darien führte. Ein Aufstand verschaffte B. den Oberbefehl über die neue Colonie. Dunkle Nachrichten von einem großen westl. Ocean bewogen ihn 1513, auf Entdeckung auszuziehen. Am 25. Sept. dieses Jahres erblickte er wirklich das Meer von einer Bergspitze des Isthmus von Panama. Sein Enthusiasmus über die große Entdeckung theilte sich allen gebildeten Zeitgenossen mit, und die bei den Quellenschriftstellern vorkommenden Schilderungen sind noch gegenwärtig von Interesse. Intriguen am span. Hofe verschafften indeß dem Pedrarias Davila den Befehl über die von B. eroberten Landstriche. B. unterwarf sich 1514 dem neuen Gouverneur, einem engherzigen und grausamen Manne, und unternahm in untergeordneter Stellung noch mehrere glückliche Eroberungen. Doch diese und andere Verdienste vermehrten nur den geheimen Haß des Pedrarias Davila gegen ihn. Die Regierung des Mutterlandes suchte zwar zu vermitteln, und B. heirathete sogar die Tochter seines Feindes. Allein von diesem bei der ersten Gelegenheit eines Zwistes verlockt, sich selbst zu überliefern, wurde er 1517 der Absicht der Rebellion angeklagt und, mit Verletzung aller rechtlichen Formen, in Castilla d'Oro enthauptet.

Balbuēna (Don Bernardo de), einer der ausgezeichnetsten epischen Dichter der Spanier, wurde 1568 zu Valdepeñas geboren. Noch sehr jung kam er nach Neuspanien, wo er in einem Collegium Mexicos seine theol. Studien vollendete. Schon damals zeichnete er sich durch Kenntnisse und Anlage zur Dichtkunst aus. Nachdem er 1608 nach Spanien zurückgekehrt, wurde er kurze Zeit nachher zum Propst auf Jamaica und 1620 zum Bischof von Puertorico ernannt. Er starb daselbst 1627. Von seinen Werken haben sich nur drei erhalten: «La grandeza mejicana» (Mex. 1609; Madr. 1829), eine poetische Beschreibung dieser Hauptstadt; «El siglo de oro» (Madr. 1608), eine Schäfernovelle in Prosa und Versen; «El Bernardo, ó la victoria de Roncesvalles», ein episches Gedicht in 24 Büchern (Madr. 1624; beste Ausg. Madr. 1808). Die beiden ersten Werke wurden auch von der Akademie in Madrid 1821 neu herausgegeben. Erst in neuerer Zeit sind B.'s poetische Verdienste wieder anerkannt worden. Schon um seines «Bernardo» willen verdient er in der Geschichte der span. Poesie und der epischen überhaupt genannt zu werden. Zwar gebricht es diesem Epos an Originalität des Plans und der Auffassung; doch hat sich B. in demselben durch Schwung und Phantasie und stellenweise durch großartige Einfachheit als echten Dichter bewährt.

Balcon, s. Altan.

Baldachin, wie das franz. baldaquin zunächst aus dem ital. baldacchino entlehnt, nennt man gegenwärtig eine aus kostbaren Stoffen bestehende, reichverzierte, von Säulen getragene, oder auch an der Wand befestigte, zelt- oder schirmartige Decke über einem Throne, Ruhebett, einer Kanzel und andern heilig geachteten Gegenständen. Berühmt ist der ganz aus Erz gegossene, gegen 90 F. hohe Baldachin Bernini's in der Peterskirche zu Rom. Sonst gab man diesen Namen auch einem auf vier Stangen emporgehaltenen, meist viereckigen Schirm von Seide, Brokat und andern reichen Stoffen, wie er bei feierlichen Aufzügen, z. B. Krönungen, Hochzeiten u. dgl., über fürstl. Personen und hohen geistlichen Würdenträgern als Abzeichen ihres Standes getragen wurde. Jetzt findet dieser Gebrauch in Europa nur noch bei den Processionen der kath. Kirche seine Anwendung, wo der die Monstranz tragende Geistliche unter dem B. zu gehen pflegt, der in solchem Falle gewöhnlich «Himmel» genannt wird. Sache wie Wort stammen aus dem Orient. Theils zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, theils zum Zeichen seiner Macht und Würde erscheint der orient. Herrscher oder Großwürdenträger selten anders als unter einem, oft von den Großen und Oberbeamten getragenen Prachthimmel, sei er zu Fuß, zu Pferde, in der Sänfte oder auf dem Elefanten. Solche Traghimmel kamen im frühern Mittelalter vereinzelt als Geschenke morgenländ. Herrscher, wie des Khalifen Harun-al-Raschid an Karl d. Gr., in das Abendland, und wurden nachher durch die Kreuzzüge und den orient. Handel der Italiener näher bekannt. Traghimmel sowie die reichen Stoffe, aus denen sie bestanden, hießen nach dem Lande ihres Ursprungs Babylonica, oder auch Baldachine, nach Baldach, der abendländ. Namensform der Stadt Bagdad in Babylonien.

Balde (Jakob), einer der vorzüglichsten unter den neuern lat. Dichtern, geb. zu Ensisheim im Elsaß 1603, wurde 1624 Jesuit zu München, später Hofprediger des Kurfürsten von Baiern, und starb zu Neuburg in der Pfalz 9. Aug. 1668. Unter seinen lat. Poesien sind, außer zahlreichen lyrischen Gedichten, besonders das «Solatium podagricorum» (Münch. 1661; deutsch von Neubig, Münch. 1833), «Agathyrsus» (Münch. 1638), «Poema de vanitate mundi» (Münch. 1638; 1649; 1651) und «Urania victrix» (Münch. 1643) hervorzuheben. Eine Sammlung seiner lat. Dichtungen gab er selbst heraus (4 Bde., Köln 1660); eine vollständigere erschien erst längere Zeit nach seinem Tode (8 Bde., Münch. 1729). Eine Auswahl aus derselben besorgte Orelli (Zür. 1805; 2. Aufl. 1818). Neuerdings wurden seine «Carmina lyrica» von Hipler (Münst. 1856) und die «Batrachomyomachia» (mit deutscher Uebersetzung, Münst. 1859) von Berchem herausgegeben. Uebertragungen seiner Oden haben Neubig (3 Bde., Kempten 1830) und von Aigner (Augsb. 1831) gegeben. Während B.'s lat. Gedichte wahrhaft poetische Begeisterung athmen, leicht und sicher in der Sprache, einfach und klar in der Anschauung sind, erscheinen seine deutschen Poesien schwerfällig und vielfach geschmacklos. Dennoch ist B. ein ausgezeichneter Dichter, der durch tiefe Weltkenntniß und echt philos. Geisteswürde, durch starke Gesinnung und erhabene Gedanken sowie durch Liebe zu Vaterland und Menschheit weit über seine Zeitgenossen hervorleuchtet. Herder gebührt das Verdienst, durch treffliche Uebersetzungen in der «Terpsichore» das Andenken an B. erneuert zu haben.

Baldrian (Valeriana), eine Pflanzengattung aus der 3. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der nach ihr benannten Familie der Valerianeen. Die Baldriane sind perennirende Kräuter mit gegenständigen, ganzen oder fiedertheiligen Blättern und kleinen, in schirmförmige, zusammengesetzte Trugdolden gestellten Blüten von weißer oder röthlicher Farbe. Sie enthalten in allen ihren Theilen, besonders in ihren meist knolligen oder fleischigen Wurzelstöcken, einen eigenthümlichen, meist widerlich aromatischen Extractivstoff (Baldrianstoff). Besonders ist der gemeine B. (V. officinalis) durch reichlichen Gehalt an diesem Stoffe ausgezeichnet. Der gemeine B., eine ansehnliche und hübschblühende, deshalb auch bisweilen zur Zierde angebaute Pflanze wächst häufig an steinigen Fluß- und Bachufern und an feuchten, steinigen Plätzen in Gebirgen. Die Hauptbestandtheile des Wurzelstocks sind ein widerliches (auch den Würmern feindliches) ätherisches Oel, eine flüchtige Säure (Baldriansäure), ein Weichharz, ein gelber und der schon erwähnte aromatische Extractivstoff. Das Baldrianöl ist krystallisirbar, leichter als Wasser, in diesem wenig, in Alkohol, Aether und ätherischen Oelen leicht löslich, riecht schwach nach Heu und verwandelt sich, der Luft ausgesetzt, in Baldriansäure. Diese ist farblos, von unangenehmem Geruch, sauerm, stechendem Geschmack, leichter als Wasser und verbindet sich mit Basen zu krystallisirbaren Salzen. Sie kann auch aus Kartoffelfuselöl durch Behandlung desselben mit Aetzkali dargestellt werden und findet sich außerdem in verschiedenen Pflanzenstoffen. In der Medicin werden die weingeistige Tinctur, der wässerige

Aufguß und der Extract der Wurzel, ebenso die rohe, getrocknete Wurzel in zerschnittenem Zustande zu Thee und Klystieren als krampfstillende und nervenstärkende Mittel angewendet.

Balduin I., König von Jerusalem von 1100—18, geb. 1058, jüngster Bruder des Herzogs Gottfried von Bouillon (s. d.), nahm theil an dem ersten Kreuzzuge, entzweite sich aber mit den übrigen Heerführern und zog später nach Edessa, wo er von dem dortigen Herrscher adoptirt und nach dessen Ermordung Fürst ward. Nach seines Bruders Gottfried Tode, 1100, wurde er Schirmvogt des Heiligen Grabes und Baron von Jerusalem, nahm jedoch bald den Königstitel an und starb 1118, nachdem er Cäsarea, Asdod, Tripolis und, mit Beistand einer genuesischen Flotte, Ptolemais, dann Sidon erobert, Askalon aber nicht hatte behaupten können. — Ihm folgte als König von Jerusalem, von 1118—31, sein Vetter **B. II.** (B. du Bourg), bisher Graf von Edessa, unter dem, mit Hülfe einer venet. Flotte, Tyrus 1124 erobert und der Tempelherrenorden gestiftet wurde. Von den Türken gefangen, mußte er eine halbjährige Haft aushalten. Er starb 21. Aug. 1131 mit Hinterlassung von vier Töchtern. Ihm folgte sein Schwiegersohn Fulko, Graf von Anjou, der bis 1142 regierte. — **B. III.**, König von Jerusalem von 1143—62, der Sohn und Nachfolger Fulko's, geb. 1129, war ein Muster des Ritterthums, das sich in der Periode der Kreuzzüge auf dem Boden des entwickelten Lehnswesens gestaltete. Von der Vormundschaft seiner Mutter Melisenda, unter der er anfangs stand, befreite er sich eigenmächtig. Siegreich focht er 1152 bei Jerusalem gegen den Sultan von Aleppo, Nureddin. Nachdem er denselben 1157 bei der Jakobsfurt am Jordan geschlagen, demüthigte er ihn sehr bald von neuem bei Putaha, worauf er in Ruhe regierte und sein Reich im Innern und nach außen sicherzustellen suchte. B. stand in so großem Ansehen, daß selbst Sarazenen unter ihm der Kreuzesfahne folgten. Durch seine Vermählung mit Theodora, der Tochter des griech. Kaisers Manuel, gewann er an demselben einen treuen Bundesgenossen. Seine Regierung war die letzte Machtentfaltung des christl. Ritterthums im Orient. Er starb in der Blüte seiner Jahre zu Tripolis in Syrien, 10. Febr. 1162, wie man glaubt an Gift. Ihm folgte sein Bruder Amalrich in der Regierung, der 1173 starb. — **B. IV.**, der Sohn und Nachfolger Amalrich's, gewöhnlich der Aussätzige genannt, regierte bis 1183, wo der fünfjährige **B. V.**, ein Sohn des Grafen Wilhelm von Montferrat und Sibylle's, der Schwester B.'s IV., zum König ausgerufen ward, der 1187 starb, ein Jahr vor Jerusalems Wiedereroberung durch Saladin. — **B.**, Graf von Flandern, half auf dem vierten Kreuzzuge den Venetianern, statt Jerusalem, Konstantinopel erobern und gründete 1204 das Lateinische Kaiserthum. (S. Lateinisches Kaiserthum.)

Baldung (Hans), genannt Grün oder Grien, einer der vorzüglichsten Künstler der Oberdeutschen Schule zur Reformationszeit, bekannt sowol als Maler wie als Kupferstecher und Zeichner für den Formschnitt. Er war geboren um 1470 zu Gmünd in Schwaben, arbeitete, außer in seinem Vaterlande, im Breisgau, in der Schweiz und im Elsaß. Zu Strasburg, wo er seit 1533 verweilte, ward er bischöfl. Hofmaler und Mitglied des Großen Raths. Sein Tod erfolgte 1552. Die Kunstweise B.'s offenbart neben dem Charakter der genannten Schule, dem feinen Naturalismus, welchen vorzugsweise Martin Schaffner und Bartholomäus Zeitblom ausbildeten, eine entschiedene Originalität, namentlich in Erfindung und Zusammensetzung, überläßt sich aber, und zwar keineswegs zu ihrem Vortheil, hier und da dem Einfluß Albrecht Dürer's. Hauptarbeiten sind die Malereien im bad. Nonnenkloster Lichtenthal, vom J. 1496, und der Hochaltar des Münsters zu Freiburg, 1516 vollendet, dessen Mittelbild eine prachtvolle Krönung der Maria enthält, unter dessen Seitenbildern eine ungemein liebliche Flucht nach Aegypten für B.'s schönste Arbeit gehalten wird. Das Ganze ist wohl erhalten und ein wahres Kleinod altdeutscher Kunst. Andere Arbeiten befinden sich zu Aschaffenburg, Basel, Berlin, Karlsruhe, Ludwigsburg, Nürnberg, Wien u. s. w. Auch im Porträt zeichnete B. sich aus.

Baldur, ein german. Gott, nach nordischen Quellen Sohn Odhin's und der Frigg, Gemahl der Nanna und Vater Forseti's. Außer bei den Skandinaviern ist seine Existenz in den angelsächs. und deutschen Mythen verbürgt. In Deutschland führte er auch den Namen Phol. Glänzend und schön, war er nicht minder kühn und tapfer, wie Mythenreste und Saxo's Erzählung von seinem Kampfe mit Hotherus um die schöne Nanna bezeugen. Seine Hauptbedeutung erhielt er als Bürge des Bestandes der Odhin'schen Götterdynastie. Die Götter wußten, wie nordische Quellen erzählen, ihr Heil an B.'s Leben gebunden und suchten, durch seine Träume gewarnt, ihn zu schützen. Frigg nahm allem, was in der Welt ist, den Eid ab, B. nicht zu verletzen. Die Götter machten hierauf die Probe, schossen und schlugen nach ihm, und er zeigte sich unverwundbar. Das verdroß den Loki, der als altes Weib zu Frigg ging,

um zu erlauschen, ob wirklich alles jenen Schwur leiste. Er erfuhr, daß die kleine Mistel nicht vereidigt wurde. Da riß Loki die Mistel aus und gab sie dem Hödhur, der wegen seiner Blindheit an jenem Wurfspiel nicht theilgenommen hatte. Hödhur warf, und B. fiel todt nieder. Die Götter legten die Leiche auf einen Scheiterhaufen auf das Schiff Hringhorni, welches die Riesin Hyrrockin vom Strande schieben mußte. Neben B. lag seine Gattin Nanna, die der Schmerz getödtet hatte. Das Schiff fuhr, von Thor geweiht, brennend in die See. Unterdeß ritt Hermodhr in die Unterwelt, um seinen Bruder zu erlösen. Hel ist bereit, ihn zurückzugeben, wenn er von allem droben beweint werde. Da gingen Boten aus, um die Todtenklage zu bitten, und alles weinte, Lebendes und Lebloses. Nur die Riesin Thöck weigerte die Thränen, und so mußte B. bei Hel bleiben. Die Blutrache nahm sein Bruder Vali auf sich. Dem Tode B.'s folgte bald der Untergang der Götter im Ragnarökur. B. ist verschieden gedeutet worden, physisch und ethisch. Uhland und Simrock sehen den Sommergott in ihm, der durch den lichtlosen Winter (den blinden Hödhur) falle. Nanna sei das Blütenleben, das mit dem Sommer dahingehe. Der Kampf B.'s und Hother's nach Saxo sei der Kampf zwischen Sommer und Winter. Schwartz faßte B. als Gewittergott. Weinhold dagegen versuchte eine ethische Deutung, wobei die Namen ihn unterstützten. Er faßte B. als Friedensgott, aber als einen, der durch Tapferkeit den Frieden hütet. Loki, in seiner spätern Ausbildung das vernichtende Princip, erweckt die blinde Kriegswuth, durch welche B. sein Ende findet. Alle Bemühungen, ihn herzustellen, misglücken. Wahrscheinlich hat B.'s Wesen eine phys. Grundlage; er mag ein Himmelsgott gewesen sein. Aber unleugbar wurden seine Motive später in ethische umgewandelt.

Balearen, eine aus den drei Hauptinseln Mallorca ($62^2/_3$ Q.-M.), Minorca ($14^1/_3$ Q.-M.) und Cabrera ($^1/_3$ Q.-M.) bestehende span. Inselgruppe, welche, der Küste von Valencia gegenüber gelegen, im Verein mit den Pityusen ehemals das Königreich Mallorca bildete, jetzt aber die Provinz der Balearischen Inseln ausmacht, die auf $86^1/_5$ Q.-M. an 262893 E. zählt. Die B. sind fast durchweg gebirgig, haben mildes, gesundes Klima, fruchtbaren Boden, Garten-, Wein- und Ackerbau, auch Viehzucht und Seidencultur und lebhaften Handel. Nur Cabrera (Capraria) ist unfruchtbar und dient blos als Verbannungsort. Die Inseln erhielten von den Griechen ihren Namen wegen der Geschicklichkeit der Bewohner im Schleudern, wodurch sie sich auch in Hannibal's Heer besondern Ruhm erwarben. Die Pityusen (d. h. Fichteninseln), zusammen $9^1/_4$ Q.-M. groß, sind Iviza mit der festen Haupt- und Hafenstadt gleiches Namens, und Formentera ($1^1/_5$ Q.-M.) mit einzelnen Meierhöfen. Sie sind ebenfalls sehr fruchtbar an Getreide, Flachs, Hanf, Wein, Oliven, Mandeln, Südfrüchten, besonders aber an Feigen, und führen viel Salz aus. Schon frühzeitig besuchten sie die Phönizier und die Griechen aus Rhodus. Später kamen die Inseln unter karthagische Herrschaft, seit 123 v. Chr. durch Aulus Cäcilius Metellus (Balearicus) unter Rom. 426 wurden sie vandalisch, dann westgothisch, durch Karl d. Gr. auf kurze Zeit fränkisch, 798 arabisch, und zwar seit 1208 unter den Almohaden. Nachdem sie von Jakob I. von Aragonien 1229—35 unterworfen worden, bildeten sie unter dessen Nachkommen seit 1276 ein eigenes Königreich (El Reyno de Mallorca), welches 1343 mit der Krone Aragonien vereinigt ward. Minorca war von 1708—82 mit einer kurzen Unterbrechung im Besitze der Engländer.

Balen (Heinrich van), ein Maler aus Antwerpen (geb. 1560), bildete sich anfangs in der Schule des Adam van Ort, dann aber studirte er in Italien die Antike, welche bei vielfach manierirtem Wesen in seinen Leistungen, namentlich in der Darstellung des Nackten, als ein günstiges Element durchblickt. In religiösen Gegenständen befriedigt er am wenigsten; dagegen haben seine mythol. Darstellungen, bei denen Jan Breughel oft den landschaftlichen Hintergrund malte, mehr Ansprechendes. B. war der Lehrer van Dyck's, und starb zu Antwerpen 1632. Sein Sohn Jakob (geb. 1611) malte Historien in der Weise seines Vaters. — B. (Mathias van), von Dortrecht, wurde 1684 geboren, lernte bei Houbraken, lieferte ebenfalls Landschaften und Historien, und starb hochbejahrt.

Balfe (Michael William), ein engl. Componist, dessen Familienname eigentlich Balph lautet, wurde 15. Mai 1808 zu Limerick in Irland geboren und erhielt frühzeitig Musikunterricht von seinem Vater und einem Musiker Horn. Schon als siebenjähriger Knabe spielte er öffentlich und mit Beifall ein Violinconcert von Viotti. Mit 16 J. kam er nach London, trat als Sänger (Baritonist) auf und wirkte dann als Musikdirector an einem der kleinern Theater, bis er 1825 mit einer reichen Familie nach Italien ging. Hier lieferte er 1826 für das Scalatheater in Mailand das Ballet «La Peyrouse». Noch in demselben Jahre wandte er sich nach Paris, wo er bei der Italienischen Oper ein Engagement fand, aber als Sänger kein sonder-

liches Glück machte. Er kehrte deshalb nach Italien zurück, sang bis 1835 an verschiedenen Bühnen und schrieb daneben Opern, darunter: «I rivali» (1830), «Un avvertimento» (1832), «Enrico IV al passo della Marna» (1833) u. s. w., welche indeß nur theilweise gefielen. Nachdem er sich inzwischen mit der Sängerin Roser verheirathet, ging er 1835 nach London, wo er noch in demselben Jahre mit der Oper «L'assedio di La-Rochelle» auftrat. Seitdem ließ er eine Oper auf die andere folgen, und wirkte bald an diesem oder jenem Theater und Concert als Dirigent. Von den etwa 20 Opern, die er seit 1836 geliefert, sind als die bessern zu nennen: «The maid of Artois» (1836), «Amalia» (1838), «Falstaff» (1838), «Jeanne d'Arc» (1839), «Cleolanthe» (1841), «Le puits d'amour» (1843 für Paris), «The Bohemian girl» (1844), «Les quatre fils Aymon» (1844 für Paris), «L'étoile de Séville» (1846 für Paris), «The bondman» (1846), «Satanella» (1859), «The Puritan's daughter» (1862). Einige derselben, wie die «Haimonskinder» und die «Zigeunerin», sind mit vielem Beifall auch auf deutschen Bühnen zur Aufführung gelangt. Den Compositionen B.'s fehlt es an Schöpferkraft und künstlerischem Ernst; er ist ein flüchtiger Nachahmer meist franz. und ital. Muster. Doch kann man seinen Melodien Lebendigkeit und angenehmen Fluß nicht absprechen.

Balfrusch oder **Balfurusch**, eigentlich Bârfurûsch, d. h. Ladungsmarkt, eine bedeutende Handelsstadt in der pers. Provinz Masenderan, zwischen Sâri und Amol, 3 M. vom Kaspischen Meer entfernt, am schiffbaren Babul, über welchen unweit eine schöne Brücke führt, liegt in einer sumpfigen Gegend zwischen Wäldern, von Feldern, Gärten und Hecken umgeben. Die Stadt hat gutgebaute Häuser, breite und reinliche Straßen, und ihr Aussehen verräth den Wohlstand und die Thätigkeit der Bevölkerung. B. ist der große Markt zwischen Rußland und Persien, hat daher einen äußerst lebhaften Fremdenverkehr, und sein 1/4 M. langer Bazar enthält Waaren aller Art. Auch betreibt der Ort bedeutende Seidenzucht. Neben Handel und Industrie wird auch die Wissenschaft gepflegt, wie die sehr zahlreichen (20—30) Schulen beweisen. Neben einer schwunghaft betriebenen Zuckerfabrik liegt, freilich in Trümmern, das prachtvolle Lustschloß Bahr-al-Arem (Garten des Paradieses) aus des Schah Abbas Zeit. Das Wasser in B. ist nur aus Ziehbrunnen zu gewinnen und schmeckt salzig. Die Zahl der Bevölkerung wurde 1822—25 auf 1—200000 angegeben, aber 1826 und 1832—36 ist dieselbe durch Pest und Cholera außerordentlich vermindert worden. Durch eine mit Wiesen, Aeckern, Gärten und Zuckerpflanzungen bedeckte Gegend führt eine fahrbare Straße nach dem Hafenort Meschhed-i-Ser an der Mündung des Babul, wo der russ. Seehandel mit Persien sich concentrirt. Die umliegenden Dörfer treiben bedeutenden Zucker-, Flachs- und Baumwollbau. Die Haupteinfuhr der Russen (aus Astrachan und Baku) besteht in Eisen und Naphtha; zur Ausfuhr kommen hauptsächlich Zucker und Seide.

Balg, Cyste (Cystis), nennt man in der Heilkunde gewisse krankhaft im Körper entstandene, meist kugelrunde, völlig geschlossene Säcke oder Kapseln, welche innerlich mit einer glatten, serösen Haut überzogen sind. Diese Geschwülste oder **Balggeschwülste** (Tumores cystici) sind hinsichtlich ihrer Entstehung wie ihres Inhalts sehr verschieden. Sie entstehen bald dadurch, daß kleinere Zellen des Körpers ausgedehnt werden, bald durch eine neue Ablagerung, welche die Form einer Kapsel annimmt (z. B. um eine im Zellgewebe verharrende Flintenkugel), bald als Bestandtheile von Aftergeschwülsten (z. B. im Cysten-Sarkom), bald aus Schleimhauthöhlen, deren Mündung krankhaft verschlossen ist, sodaß sich die Wandungen durch den angehäuften Inhalt ausdehnen. Zu letztern gehören die sog. Balggeschwülste der Haut, welche sich aus verstopften Talgdrüsen bilden und daher mit dem sich anhäufenden breiartigen und mit Epithelien gemengten Hautschmeer (Smegma) angefüllt sind; man nennt sie deshalb Breigeschwülste (Atheroma). Andere Bälge sind mit Wasser gefüllt und heißen demnach seröse Cysten oder Hygrome. Andere enthalten honig- oder gallertartige, dickliche Säfte (Honiggeschwülste, Gallertgeschwülste). Diese beiden Arten finden sich besonders häufig in den Eierstöcken und in der Schilddrüse, und bilden die häufigste Erkrankung in diesen Drüsen. (S. Kropf.) Im Gehirn (seltener in andern Organen) findet man Bälge, die Blut oder dessen Reste enthalten und aus einer frühern Blutaustretung (Hirnschlagfluß) entstanden sind, welche sich durch gerinnbare Ausschwitzungen der Umgegend abgekapselt haben: die sog. apoplektischen Cysten. Manche rechnen auch die auf Sehnenscheiden und Gelenken sich bildenden Ueberbeine (s. d.) zu den Balggeschwülsten. Verschieden von den Cysten sind die Hydaditen, welche sich durch im Körper entstandene Blasenwürmer (s. d.) bilden. Die genannten Hautbalggeschwülste werden gewöhnlich durch Einstechen entleert und dann durch einfache Zusammenziehung der ausgedehnten Talgdrüse oder durch Eiterung vollends geheilt. Wenn sie aber zu alt und mit festen Wänden versehen

sind, so muß der ganze B. herausgeschält werden. Die übrigen Arten der Cysten sind weniger leicht zu operiren, besonders wenn sie von einem Allgemeinleiden des Körpers herrühren.

Balgfrucht oder Balgkapsel nennt man in der beschreibenden Botanik eine mehrsamige Frucht mit häutiger oder lederartiger Schale, welche nur an einer Seite, in einer vertieften Linie (der Bauchnaht) der Länge nach aufspringt und inwendig an den beiden wulstig verdickten Rändern jener Naht die Samen reihenweise gestellt trägt. Eine B. besitzen z. B. die Päonien, der Rittersporn, der Sturmhut, die Akelei und andere Ranunculaceen; ferner die Arten der Gattung Sedum (Mauerpfeffer und Fetthenne) und die Asklepiadeen (z. B. die Seidenpflanze, Asclepias syriaca, und die Schwalbenwurz, Cynanchum Vincetoxicum). Bei letztern bringt jede Blüte eine gedoppelte B., d. h. zwei am Grunde verwachsene Balgfrüchte hervor, deren Samen mit einem Schopf seidenglänzender Haare versehen sind.

Bali, auch Klein-Java, die westlichste der Kleinen Sundainseln im Ostindischen Archipel, liegt unmittelbar im O. von Java, von welchem sie durch die für die Schiffahrt in jenen Gewässern wichtige Balistraße geschieden ist, während sie östlich durch die Lombokstraße von der Insel Lombok getrennt wird. Der Boden der noch wenig bekannten, 104 Q.-M. großen Insel ist fast durchaus vulkanisch; im östl. Theile erhebt sich der fortwährend rauchende Karang-Assam. Erdbeben sind häufig und heftig. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens wird durch reichliche Bewässerung erhöht. Die hohen Gegenden sind mit üppigen Wäldern bedeckt, während die Reisfluren der tiefern Striche jährlich doppelte Ernten gewähren. Baumwolle soll auf dem ganzen Archipel nirgends besser gedeihen als wie auf B. Andere Producte sind Kaffee, Indigo und Taback. Die Balier oder Balinesen, deren Zahl auf 450000 geschätzt wird, gehören im ganzen zum Stamme der Javaner. Sprache der Vornehmen ist das Javanische, die der großen Menge das Sundaische. Als merkwürdig erscheint, daß B. inmitten einer ganz mohammed. Bevölkerung dem Brahmanismus, und zwar dem Siwadienst treu geblieben. Die religiöse Schriftsprache ist das Kawi, welches eine nicht unbeträchtliche Literatur besitzt. Das Volk scheidet sich noch in vier Kasten, wenn auch nicht so schroff wie in Indien. Auch die Witwenverbrennung kommt auf B. noch vor, jedoch nur selten und gewöhnlich nur bei fürstl. Frauen. In den Küstenorten leben 4000 Mohammedaner und etwa 8000 Chinesen. In polit. Hinsicht zerfällt die Insel in neun Fürstenthümer: Baliling im N., Karang-Assam im NO., Klongkong und Gianjar im O., Badong im SO., im W. Mengni, Tabanan und Djembrana, in der Mitte Bangli. Von denselben ist in neuerer Zeit Karang-Assam dem Fürstenhause von Lombok zugefallen. Die Fürsten oder Radschas erkannten schon seit langer Zeit die Oberherrlichkeit der Niederländer an, welche 1840 auch eine Handelsfactorei auf der Insel gründeten. Dieser Schritt sowie die Seeräuberei der Balinesen und der Sklavenhandel führten bald zu Feindseligkeiten und 1846 zum offenen Kriege, der sich 1848—49 erneuerte. Die Kämpfe waren für beide Theile mit großen Verlusten verbunden und endeten schließlich (April 1849) mit Unterwerfung der Fürsten und Schärfung der Verträge.

Balize, von Engländern British Honduras genannt, ist der Name eines Landstrichs auf der Ostküste der Halbinsel von Yucatan, auf welchem England im vorigen Jahrhundert von Spanien das Recht erhielt, Farbe- und Nutzhölzer zu fällen, und welchen es seitdem bei den verschiedensten Gelegenheiten zu einer förmlichen Colonie zu machen gesucht hat. Rechtlich hat es nie mehr als ein Servitut auf B. besessen, keineswegs ein territoriales oder Souveränetätsrecht, das vielmehr der Republik Guatemala und theilweise dem mexic. Staate Yucatan gehört. In amtlichen Documenten wird daher B. nicht als Colonie, sondern als «Ihrer Majestät Niederlassung in der Bai von Honduras» bezeichnet. Der Ursprung dieser Niederlassung gründet sich auf den Verfall des Flibustierwesens zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Engl. Abenteurer, denen das Seeräuberhandwerk zu gefährlich ward, benutzten ihre genaue Kenntniß der Festlandküste, um in der an kostbaren Farbehölzern reichen Gegend zwischen dem Balize- und Hondoflusse ein anscheinend ehrliches Gewerbe zu beginnen. Ein Versuch der Spanier, sie zu verjagen, ward durch ihren tapfern Widerstand vereitelt (1754), und da sie während der nächsten 10 J. nicht weiter gestört wurden, nahm die engl. Regierung so weit von ihnen Notiz, daß sie im Frieden von 1763 von Spanien die Zusage erwirkte, «die an der Küste der Bai von Honduras mit dem Fällen von Campecheholz beschäftigten brit. Unterthanen in keiner Weise stören und belästigen zu wollen». Diese bedingte Anerkennung machte die Ansiedler übermüthig, und sie misbrauchten die ihnen eingeräumten Rechte aufs gröbste, namentlich durch Betreibung ausgedehnten Schmuggelhandels. Erbittert darüber, überfielen und zerstörten die Spanier die Niederlassung im Sept. 1779, und die engl. Regierung wagte nicht, ihre Berechtigung dazu in

Frage zu stellen. 1783 kehrte ein Theil der frühern Ansiedler zurück, und in demselben Jahre kam ein neuer Vertrag zu Stande, wodurch das frühere Servitut wieder anerkannt und die Grenze des Küstenstrichs, auf welchen es sich erstrecken solle, bestimmt wurde. Durch den Ergänzungsvertrag von 1786 ward die Grenze des Bezirks vom Hondo bis an den Sibunfluß gerückt, sodaß er eine Küstenlinie von etwa 20 M. umfaßte, dafür aber auch bestimmt, daß die Ansiedler nur Holz fällen oder andere, ohne Zuthun von Cultur hervorgebrachte Naturerzeugnisse sammeln und ausführen, «auf keinen Fall aber Zucker-, Kaffee- u. s. w. Plantagen anlegen oder irgendeine bürgerliche oder militärische Regierung einrichten dürften». Neue Uebergriffe der Ansiedler veranlaßten die Spanier, 1798 einen Versuch zu ihrer Austreibung zu machen, allein er mislang. Auf diesen Umstand haben engl. Publicisten ein Recht der Eroberung auf B. geltend zu machen gesucht, aber dabei vergessen, daß der Friede von 1814 ausdrücklich die Stipulationen von 1786 neu bestätigte. Nach der Losreißung der span. Colonien vom Mutterlande suchte England, ungewiß darüber, zum Territorium welcher von den neuen Republiken B. gehöre, in die Verträge, welche es mit jeder derselben schloß, die Stipulationen von 1786 einzuschalten, und in dem Vertrage mit Mexico von 1826 geschah dies wirklich. Doch das alles hinderte England nicht, 1836, ohne äußere Veranlassung, seine Besitzansprüche auf die ganze Küste bis zum Sarstunflusse hinab und landwärts bis zu dem Meridian von Garbutts-Falls am Balizefluß auszudehnen. Die mittelamerik. Staaten waren zu schwach, mit Erfolg Einsprache dagegen zu erheben. Seit Ende der funfziger Jahre unterhandelte England mit Guatemala über die Anerkennung seiner Besitzansprüche, und es kam zu einem für beide Theile befriedigenden Arrangement. Ein förmliches Souveränetätsrecht Englands auf B. ist jedoch auch dadurch nicht geschaffen worden. Das dortige «Etablissement» wird als eine Dependenz von Jamaica verwaltet.

In der weitesten von England beanspruchten Ausdehnung ist B. circa 35 M. lang und bis zu 12 M. breit, hat also ein Areal von ungefähr 400 Q.-M. Der Zugang zu der flachen, sumpfigen, von einem breiten Urwaldgürtel gesäumten Küste ist durch zahllose Klippen und Korallenriffe sehr erschwert. Einige Meilen oberhalb der Flußmündungen finden sich fruchtbare Thäler, abwechselnd mit dürren, tannenbewachsenen Strecken, noch weiter hinauf herrliche Palmenwälder, breite Savannen und endlich, parallel mit der Küste laufend, Bergketten, die sich bis zu 4000 F. erheben. Das Klima ist heiß und feucht, erträglicher gemacht durch die Passatwinde. Das gelbe Fieber kommt häufig, doch nicht in endemischer Form vor. Für die den Haupttheil der Bevölkerung bildenden Neger und Mischlinge scheint das Klima sehr günstig zu sein. Die Gesammtzahl der Einwohner wird auf 35000 geschätzt, wovon noch nicht ein Zehntel Weiße. Die an der Mündung des gleichnamigen Flusses gelegene Stadt B. hatte vor der großen Feuersbrunst, von welcher sie 1856 heimgesucht ward, über 5000 E. Sie ist ein Hauptausfuhrhafen für Yucatan, Guatemala und Honduras. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Mahagoniholz (8—10 Mill. Fuß), Campecheholz, Sassaparille und Cochenille. Die Ackerbauproducte der Niederlassung bestehen aus Mais, Reis, Yamswurzeln, Bananen und Pfeilwurz. Mit dem Anbau von Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle und Indigo sind erst unbedeutende Anfänge gemacht worden. Die Niederlassung wird von einem Director und sieben je auf ein Jahr erwählten Magistraten verwaltet, die zugleich gesetzgebende, administrative und richterliche Befugnisse haben. Zum militärischen Schutz dient eine Compagnie Artillerie und ein Regiment Infanterie. Alle Steuern und Gefälle werden nach Maßgabe der Anordnungen des Magistrats und des Directors erhoben. Die ordentlichen Ausgaben belaufen sich auf etwa 150000 Thlr.

Balkan oder, wie schon im Alterthum, Hämus heißt der östl. Flügel des Gebirgssystems, welches im N. der griech.-türk. Halbinsel von den dalmatischen Karstflächen bis zum Schwarzen Meere den südl. Grenzwall des Donaugebiets bildet und nebst seinen besonders gegen S. hin überaus zahlreichen Verzweigungen auch wol als Hämus- oder Balkansystem, wie die ganze Halbinsel selbst als Hämus- oder Balkanhalbinsel, bezeichnet wird. Der eigentliche B. zieht in vorwiegend östl. Richtung in einer Ausdehnung von etwas über vier Längengraden oder (unter $42\frac{1}{2}°$ nördl. Br.) etwa 46 M. von dem Quellgebiete der Maritza bis zum Cap Emineh als Grenzscheide der Landschaften Rumelien im S. und Bulgarien im N., sowie als Wasserscheide zwischen Maritza und Donau. Seine Höhe nimmt nach O. hin ab, seine Breite zu. Durch die Trajanspforte, die Straßeneinsenkung zwischen Philippopel und Sofia, von dem Rilogebirge getrennt, von welchem der Despoto-Dagh oder das Rhodopegebirge sich südwärts abzweigt, zieht in östl. Richtung bis in die Gegend von Islimdsche oder Sliwno die Kette des Hohen B. oder Kodscha-B., ein dichtbewaldetes Granitgebirge in der Gesammt-

höhe von 4500—5000 F. Der Nordabfall dieser Kette, waldig und durch zahlreiche von dem Hauptrücken auslaufende Thäler zerrissen, ist die überaus öde Gebirgsgegend Hochbulgariens. Der Südabfall nach Rumelien verläuft rasch, jedoch ohne steile Wände, Schluchten und malerisches Ansehen. Doch begleitet den Südfuß eine Reihe herrlicher milder Thalbecken. Das ausgezeichnetste derselben ist das Becken von Kesanlyk an der obern Tundscha, im S. des Tschipka-Passes. Während im höhern Gebirge noch Schnee liegt, entfaltet sich bereits im Thale eine reiche und herrliche Vegetation, welche die landschaftlichen Reize noch erhöht. Weiter östlich, im N. von Sliwno, erhebt sich der Tschatal-Dagh, mit dichtem Eichenwalde bedeckt, dem sich höher hinauf Linden und andere Bäume einmischen und weiter oben Buchenwaldung folgt. Nördlich von dieser Kette, jenseit des tiefen Thales der Betschara, zieht sich die Hügelkette des Wodo-B. (wasserreicher B.), und wo diese sich abzweigt, beim Passe des Eisernen Thores oder Demir-Kapu, streicht von der Hauptkette nordostwärts (im N. des Wodo-B.) die weit längere Kette des Kutschuk- oder Kleinen B. (slaw. Maloje-B.), die östlich bis zum Thal des Zahmen Kamtschyk reicht. Eine vierte, gekrümmte Kette ist noch weiter nördlich die des Binar-Dagh. Der östlichste Theil der Hauptkette selbst heißt Böjük-B. (slaw. Weliki-B.), d. h. der Große B. oder Emineh-Dagh, der, höchstens 2000 oder 3000 F. hoch, mit dem Cap-Emineh am Schwarzen Meere ausläuft. So zeigt sich der östl. Theil des B., an welchen sich im N. das Plateau der Dobrudscha (s. d.) schließt, im Gegensatze zu dem massivern westl. Theile, vielfach gegliedert und, wenngleich mit wenigen Ausnahmen sich bis zu 2500—2000 F. abflachend, von besonderer Wichtigkeit. Die angebauten Thäler der Küstenflüsse des Schwarzen Meeres furchen mit tiefen Einschnitten in diesen plötzlich von 4 und 5 M. zu 12—15 M. verbreiterten Ostflügel des Gebirgs so ein, daß der Hauptgebirgskamm zum Stamm eines aus Parallelketten und wilden Berghaufen bestehenden Gebirgslandes wird, das in seiner Lage zwischen Adrianopel und Konstantinopel einerseits, wie der Walachei und dem Donaudelta andererseits, eine hohe polit. und ethnogr. Bedeutung hat. Auf den nördl. Höhen befinden sich die Festungen Schumla und Parawady, am südl. Fuße die Städte Karnabad und Aidos, an der Küste im N. Varna, im S. Burgas, insgesammt Orte, welche an den Pforten der Hauptpassagen liegen und im Kriege von 1829 die Wichtigkeit ihrer strategischen Lage bekundeten. Diese Passagen sind nicht sowol wegen der Höhe des Gebirgs als wegen der Eigenthümlichkeit seiner Terrainbildung und Bekleidung, wegen der Einsamkeit und Oede für den Verkehr wie für Heereszüge mit großen Schwierigkeiten verbunden. Von den 13 practicabeln Passagen, welche der B. haben soll, sind folgende 5 Hauptpässe (von O. gegen W.) die bekanntesten: 1) der Nadir-Derbent über den Emineh-Dagh von Aidos nach Parawady und Silistria; 2) der Paß von Karnabad, der einerseits nordwärts über Schumla, andererseits nordwestwärts über Kasan und Osmanbasar nach Rustschuk führt; 3) das Eiserne Thor, Demir-Kapü, von Sliwno über Trnowa nach Schistowa und Rustschuk; 4) 8 M. westlicher der Tschipka-Paß von Kesanlyk nach Trnowa; 5) noch 18. M. westlicher der Paß von (Tatar-) Basardschik nach Sofia, zwischen den auf den Höhen befindlichen Ruinen der Trajanspforte, einer jener Pylä, welche die Römer zur Sicherung der Gebirgsübergänge errichtet hatten. Die in geringer Zahl auf diesen Pässen und schlechten Bergstraßen befindlichen türk. Sicherheits- und Wachtposten heißen Krauls und Bekleme. Das Reisen ohne militärische Begleitung ist hier unausführbar. Die beiden östlichsten Pässe, die von Nadir und Karnabad, sind, während die andern nur Saumstraßen oder Karavanenwege haben, diejenigen, durch welche die Hauptstraßen von der untern Donau, aus der Moldau und Walachei nach Konstantinopel führen. Darum wurde, wie seit den ältesten Zeiten, so auch in dem russ.-türk. Kriege von 1829 der Uebergang auf diesen Straßen versucht. Im Juli 1829 überschritt der Feldmarschall Diebitsch mit der russ. Armee das von den Türken nur noch schwach, von den natürlichen Hindernissen aber hartnäckig vertheidigte Terrain in so kurzer Zeit, daß er bereits 26. Juli Karnabad erreicht hatte und gegen Adrianopel vordringen konnte, nachdem er noch durch siegreiche Gefechte 17., 18. und 19. Juli auf bulgarischem Boden die türk. Armee des Großveziers eingeschüchtert und in die nördl. Festungen verschlagen hatte. Dieser glücklichen und höchst folgenreichen Operation verdankte Feldmarschall Diebitsch den Beinamen Sabalkanski, d. h. Balkanbezwinger.

Balkh, früher die nördlichste Provinz Afghanistans, bildet gegenwärtig auf der nördl. Vorstufe von Ost-Khorasan einen Bezirk von Bokhara, obschon seine polit. Stellung sehr schwankend ist zwischen Bokhara, Afghanistan und Kunduz. Im Bereich des alten Baktrien liegt das Land auf den Vorstufen, welche im südl. Gebiete des obern Amu die hohen Ketten des Hindu-Kuh mit den Tiefsteppen Bokharas vermitteln, eine Lage, welche für den Verkehr

zwischen Indien und Osteuropa von hoher Bedeutung ist und in erhöhtem Grade es sein mußte, als die ind. und chines. Waaren noch nicht den Seeweg um Afrika verfolgten. Der Charakter der Wüste herrscht vor; nur künstliche Bewässerungssysteme erschaffen fruchtbaren Boden. Wo im Sommer Traube und Aprikose reifen und der Maulbeerbaum die Seidencultur unterstützt, da erscheint oft ein strenger Winter mit hohem Schneefall. Die Bewohner usbekischen Stammes folgen dem veränderlichen Bilde ihrer Landesnatur: sie sind friedliche Nomaden oder räuberische Krieger, Karavanenwanderer oder Ackerbauer und Handwerker in Dörfern und Städten. — Die Hauptstadt des Landes ist B., 7 M. vom Amu, in einer von Kanälen und Gräben tausendfach durchschnittenen Gegend, welche das dadurch zersplitterte Wasser des Balkh-Ab oder Dehâs (auch Adirhia oder Rudi-Haaj) verschlingt und die Einmündung in den Amu verwehrt. Die Stadt hat noch den stolzen Titel Amm-al-Bulad, d. h. die Mutter der Städte, beibehalten; sie ragt aber aus dem weiten Umkreise eines wüsten Trümmerfeldes nicht mehr mit dem Glanze hervor, welchen einst das hier zu suchende alte Baktra hatte. Gegenwärtig bewohnen die Stadt B. kaum einige tausend Menschen, meist Eingeborene von Kabul, deren Hauptindustrie in Webereien, besonders in Seide, besteht.

Balkhaschsee oder Balchaschsee, bei den Anwohnern Dengis, Ak-Dengis (Weißes Meer) oder Ala-Dengis (Buntes Meer) genannt, ein See auf der Grenze des westsibir. Gebiets von Semipalatinsk und der sibir. Kirgisensteppe (der Großen Orda), nach dem Kaspi-, Aral- und Baikalsee der größte im Russischen Reiche, erstreckt sich, zwischen 45 und 48° nördl. Br., von 91—97° östl. L., erst in der Richtung von S. gegen N., dann von W. nach O. Der See ist 70 M. lang, bis über 11 M. breit, bedeckt eine Fläche von wenigstens 400 Q.-M. und scheint nur 500 F. über dem Meere zu liegen. Die Tiefe ist nirgends über 66 F., größer auf der Nord-, geringer auf der Südseite. Die nördl. und westl. Ufer mit ihren scharfbegrenzten Contouren sind terrassenartig, abschüssig, das Plateau des Randes, bedeckt mit Wüstensand, ohne alle Flüsse oder doch nur solchen, die sich im Sande verlieren. Anders ist der Charakter der Südseite. Hier hat der Uferrand keine scharfen Umrisse, dagegen eine Menge Ein- und Ausbiegungen, halbinselartige Vorsprünge, und geht ganz allmählich über in eine große niedrige Steppe, welche sich an 30 M. weit bis zu den Vorbergen des Alatau erstreckt, von Sandhügeln durchzogen und von einer sehr dürftigen Vegetation von Sandpflanzen bekleidet. Dieses Gebiet bildet den größten Theil des neuerrichteten russ. Kreises Alatau, auch das Siebenstromland genannt von den Steppenflüssen, wie der große Ili, der Karatal oder Kartal, Lepsa, Aksu u. s. w., die theils mit weitreichenden Delten in den See gehen, theils denselben nicht erreichen oder vom See aus nicht befahren werden können. Denselben Steppencharakter hat das Land im Osten des B. Hier liegen die Reste seiner ehemaligen Fortsetzung: der Sassyk-Kul und der Ala-Kul oder Ara-Kul, letzterer mit der kleinen, früher irrthümlich für vulkanisch gehaltenen Insel Aral-Tube. Die ganze Steppe hat das Ansehen eines noch nicht lange vom Wasser befreiten Seebodens. Die zahlreichen Buchten des B. sind alle mit Schilfwaldung bewachsen, die oft 20 F. Höhe erreichen. Unter den zahlreichen Inseln des Sees, die sämmtlich fern vom Ufer liegen, ist die größte Uz-Aral, die $2^1/_7$ M. lang und auf der Nordwestseite eine gute Hafenbucht hat. Das Wasser des Sees ist sehr klar, aber, besonders an den Rändern und in den Buchten, salzig und ungenießbar. Vom Ende Nov. bis April ist der See mit Eis belegt. Fische nährt er nur von kleiner Art. Auf Befehl des Generalgouverneurs wurde 1852 die Schiffahrt eröffnet, zunächst von der Nordseite zu den Mündungen des Karatal und Lepsa, 1853 zu der Mündung des Ili. 1855 ging ein russ. Schiff im Ili über 70 M. aufwärts, doch hat diese Fahrt kein praktisches Resultat gehabt.

Ball (ein erst seit dem 17. Jahrh. in Deutschland gebräuchliches, aus dem franz. bal, ital. ballo gebildetes Wort) nennt man gegenwärtig die Versammlung einer zahlreichen Gesellschaft beiderlei Geschlechts zum Zwecke des Tanzes. Die Bälle unterscheiden sich von andern Vergnügungen dieser Art durch einen gewissen Glanz, strengere Etikette und bestimmte Ordnung. Sie sind eine Erfindung der neuern Zeit und haben sich von Frankreich aus nach allen übrigen Ländern europ. Civilisation verbreitet. Ihr Ursprung ist in den Festlichkeiten der Höfe in Frankreich und Burgund zu suchen. Der erste B., den die Geschichte erwähnt, wurde 1385 zu Amiens bei Gelegenheit der Vermählung Karl's VI. mit Isabella von Baiern veranstaltet. Doch bleibt es zweifelhaft, ob sich damals schon die Fürsten und der eingeladene hohe Adel persönlich am Tanze betheiligten. Im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. scheinen solenne Tanzfeste an den Höfen und auf den Schlössern des Adels nur vereinzelt und gelegentlich vorzukommen. Durch Katharina von Medici, welche auch die Maskenbälle nach

Frankreich verpflanzte, mehr noch unter dem galanten Heinrich IV. gelangten die Festlichkeiten dieser Art in Aufnahme. Ihre gegenwärtige Form erhielten die Bälle unter Ludwig XIV., seit dessen Zeit sie auch in allen deutschen Residenzen nach franz. Muster und Vorbild eingeführt wurden. Die Hofbälle gehörten seitdem zu einem wesentlichen Bestandtheil aller Hoffeierlichkeiten. Es bildete sich für sie, zunächst in Frankreich, ein bestimmtes Ceremoniell aus, welches, trotz seiner Peinlichkeit und Steifheit, mit geringer Abänderung auch anderwärts Annahme fand und erst in neuerer Zeit vereinfacht worden ist. 1715 ward in Paris der Bal de l'Opéra begründet und somit auch den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaftsklassen Gelegenheit gegeben, gegen ein Eintrittsgeld sich an solchen, ausschließlich dem Tanze gewidmeten Festlichkeiten zu betheiligen. Seit dieser Zeit sind die Bälle allmählich zu gesellschaftlichen Vergnügungen für alle Stände geworden. Sie werden nicht blos von einzelnen Privaten, sondern auch von eigens für diesen Zweck gebildeten Vereinen (Casinos u. s. w.) gegeben. Selbst Magistrate und polit. Körperschaften veranstalten Bälle bei gewissen Gelegenheiten. Locale zu öffentlichen Bällen für die verschiedensten Schichten der Gesellschaft finden sich jetzt in allen größern Städten unter den aus Paris entlehnten Namen Tivoli, Odeon u. s. w. Zu einem B. für die bessern Klassen sind mehr oder minder glänzend ausgestattete und beleuchtete Räumlichkeiten erforderlich. Für die Theilnehmer verlangt die hergebrachte Etikette einen besondern festlichen Anzug. Ehedem waren zu einem jeden solennen B. (Bal paré, d. i. geputzter B., Prachtball) kurze Beinkleider, seidene Strümpfe und Frack nöthig. Gegenwärtig begnügt man sich mit Frack und Pantalons für Bürgerliche, mit der Dienstuniform für Militärs und Beamte, während die Balltoilette für Damen leichte, hellfarbige Gewänder, bloßen Hals und Arme und geschmücktes Haar verlangt. Wie in allen Sachen des Luxus und der Mode ist Paris für das Arrangement der Bälle und der Balltoiletten noch immer tonangebend. Auch die franz. Bals champêtres, die im Freien, bei Tage oder auch bei Nacht abgehaltenen Sommerbälle, haben in Deutschland und anderwärts Nachahmung gefunden. Mehrere Bälle sind historisch geworden. So der Maskenball in Stockholm, auf welchem 15. März 1792 König Gustav III. von Anckarström tödlich getroffen wurde, und der glänzende B. des Fürsten Schwarzenberg 2. Juli 1810 zu Paris, bei welchem der Ballsaal in Brand gerieth.

Ballaarat, Ballarat, Thal, Stadt und eins der wichtigsten Diggings oder Goldlager in dem Golddistrict der engl. Colonie Victoria im südl. Australien, liegt in der Grafschaft Grenville, 16 M. im WNW. von Melbourne, 11 M. im NW. von Geelong, wohin eine Eisenbahn führt, und 10 M. im SSW. von dem Goldlager des Mount-Alexander, zu welchem eine Eisenbahn von Melbourne aus läuft. B. ist als Fundort der größten Goldklumpen (von 28, 60, ja 136 Pfd. Schwere) sowie dadurch berühmt geworden, daß das hier gefundene Gold, von eigelber Farbe, für das feinste der Erde gilt. Das Goldfeld, in welchem bereits bis auf 100 F. Tiefe gegraben wird, liegt am Mount-Baningong. Hier fanden sich bald nach der Entdeckung im Oct. 1851 nicht weniger als 7000 Goldsucher ein und errichteten eine Zeltstadt. Im Nov. waren 10000 Personen am Mount-Alexander beschäftigt. Vom 1. Oct. bis 31. Dec. desselben Jahres gewann man in B. 30311 und am Mount-Alexander 94524 Unzen, im ganzen 124825 Unzen (etwa 3,370000 Thlr.). Im Quartal von Mitte Nov. bis 11. Febr. 1859 betrug die Goldernte in B. allein 113839 Unzen. Der Goldlagerbezirk von B. zählte 1854: 16683 E., der von Mount-Alexander 11974 E.

Ballade (aus dem ital. ballata, provenzal. und catalon. balada, span. balata, d. i. Tanzlied) bezeichnete bei den südroman. Völkern des spätern Mittelalters, seit etwa dem 12. Jahrh., ein kürzeres rein lyrisches Gedicht, welches aus drei oder vier, meist 8-, 10- oder 12zeiligen Strophen nebst Refrain bestand, in der Regel Liebesklagen zum Inhalt hatte und ursprünglich zur Begleitung des Tanzes gesungen wurde. In Italien haben unter andern auch Petrarca und Dante derartige Ballate gedichtet. Die Balladen der Provenzalen, Catalonier und Castilianer waren nur wenig von denen der Italiener verschieden. Auch die ältere franz. Literatur hatte ähnliche kleine lyrische Dichtungen oder Ballades, die in der Regel aus drei Strophen mit Refrain bestanden und bis zur Zeit Ludwig's XIV. sehr beliebt waren. Von Frankreich aus kam das Wort nach England und Schottland, erhielt aber hier eine ganz andere Bedeutung, indem dasselbe als Bezeichnung für die epischen Volkslieder verwendet wurde, von denen sich viele (darunter die sog. Border ballads, deren Inhalt in den Grenzgebieten zwischen England und Schottland spielt) erhalten haben. In der Geschichte der deutschen Poesie erscheinen die B. und die Romanze (s. d.) ihrem Inhalte nach als die letzten Abkömmlinge jener ursprünglichen und volksthümlichen alten Heldenlieder, die einzeln gesungen wurden, und aus deren Zusammen-

fassung und Fortbildung die großen Volksepen, wie Ilias und Nibelungenlied, entstanden sind. B. und Romanze sind daher eine Mittelstufe zwischen Epos (s. d.) und Lyrik (s. d.). Dem Epos gehören sie an, weil sie einen Stoff der Vergangenheit erzählend vorführen; der Lyrik, weil sie, wenigstens in ihrer reinsten und ältesten Form, unbedingt singbar sein müssen. Der Unterschied von B. und Romanze liegt nicht im Wesen der Dichtart selbst, sondern ist nur zufällig aus der verschiedenen Behandlungsweise entstanden, welche diese lyrischen Erzählungen bei den nordisch-german. und südlich-roman. Völkern erhalten haben, und wird daher sowol von den Dichtern wie von den Aesthetikern meist sehr willkürlich gehandhabt und durcheinandergeworfen. Das Wort B. hat sich jetzt in Deutschland besonders zur Bezeichnung jener lyrisch-epischen Tonart festgesetzt, welche sich in den erwähnten alten engl. und schott. Volksliedern ausgeprägt hatte und von diesen aus auch in die neuere Kunstdichtung übergegangen ist. Es ist die nordische Stimmung mit ihrem bewegtern, ahnungsvollern, mehr andeutenden als ausführenden Ton, mit ihrem sprunghaften, die Motivirung der Mittelglieder vernachlässigenden Gang, es ist, wie Goethe treffend sagt, die elementare und mysteriöse Behandlung, welche der B. zukommt. Der Name Romanze hat sich besonders in Spanien ausgebildet. Die Romanze ist nach Maßgabe des roman. Naturells plastischer und durchgebildeter in der Form, und erhebt sich daher auch im Inhalt gern aus der dämmernden Sagenwelt in das helle Lichtreich menschlich innerlicher, sittlicher Ereignisse und Kämpfe. In diesem Sinne würden wir Goethe einen Balladen-, Schiller einen Romanzendichter nennen; doch ist und bleibt die Unterscheidung schwankend und unbestimmt. In Deutschland sind neben Goethe und Schiller die gefeiertsten Balladen- und Romanzendichter Bürger, Uhland und Heine.

Ballagi (Moritz), ungar. Sprachforscher, s. Bloch.

Ballanche (Pierre Simon), franz. Socialphilosoph, geb. 4. Aug. 1776 zu Lyon, wurde frühzeitig zufolge von Kränklichkeit und körperlicher Leiden zu einem contemplativen Leben geführt. Sein Vater war Besitzer einer Buchdruckerei und Buchhandlung, und er selbst stand diesem Geschäfte lange Zeit vor. Von seinen ersten schriftstellerischen Versuchen ließ er, außer der gegen die Bergpartei gerichteten Schrift «Du sentiment considéré dans ses rapports avec la littérature et les arts» (Lyon 1801), nur wenig drucken. Erst mit der «Antigone» (1814) betrat B. eigentlich die literarische Laufbahn und lenkte durch diese symbolisch-epische, in einer trefflichen Prosa geschriebene Dichtung die Aufmerksamkeit auf sich. Das Gedicht kann gewissermaßen als Einleitung zu B.'s histor.-philos. Werken gelten, indem es bereits seine Lehre von der Sühne im Keime enthält, welche die Basis seiner ganzen Philosophie bildet. Die Rückkehr der Bourbonen, denen B. stets im Geiste gehuldigt hatte, veranlaßte ihn, einen festen Wohnsitz in Paris zu nehmen. Er veröffentlichte in dieser Zeit seinen «Essai sur les institutions sociales» (Par. 1818), in welchem er die sich bekämpfenden Ansichten der Ultras und der Liberalen zu versöhnen suchte. Die früher schon veröffentlichte «Vision d'Hébal» gehört ebenfalls zu diesem Werke. In dem «Homme sans nom» (Par. 1820) gab er die Geschichte eines Conventsabgeordneten, der im Grunde ein redlicher Mann ist, aber durch Feigheit dahin gelangt, daß er für den Tod des Königs stimmt. Sein Hauptwerk war eine unvollendet gebliebene Philosophie der Geschichte «Essai de palingénésie sociale», welches neben manchen mystischen Partien viel tiefsinnige Speculationen enthält. B. starb 12. Juni 1847. Er stand mit keinem seiner Landsleute in philos. Zusammenhange und blieb lange unbeachtet. Erst seitdem er eine Gesammtausgabe seiner Werke (4 Bde., Par. 1831) veranstaltete, begann er einigen Einfluß zu gewinnen. Seit 1842 war er Mitglied der Akademie.

Ballantyne (James R.), ein ausgezeichneter Orientalist, geb. 13. Dec. 1813 zu Kelso in der schott. Grafschaft Roxburgh, besuchte die Schule daselbst, dann die New-Academy zu Edinburgh und hörte Vorlesungen am Edinburgh-College. Nachdem er seine Studien beendet, widmete er unter Leitung seines Oheims, des Professors Michael, am Collegium der Ostindischen Gesellschaft zu Haileybury mehrere Jahre der Erlernung orient. Sprachen und wurde nach seiner Rückkehr nach Edinburgh als Lehrer derselben an der Naval and Military Academy angestellt. Später ging er nach Ostindien, wo er seit 1841 die Stellung eines Directors (Principal) des College zu Benares und dabei zugleich seit 1856 die Professur der Moralphilosophie bekleidete. Nachdem er 1861 nach Europa zurückgekehrt, wurde er Bibliothekar des East-India Office, starb aber schon 16. Febr. 1864. B. war ein Mann von tiefer Bildung und ausgedehnten Sprachkenntnissen, in den meisten Fächern Autodidakt, originell in seinen philos. Ansichten, geschmackvoll und lebendig in seiner Darstellung. Als Director des College in Benares hat er viel zum gegenseitigen Verständniß der Engländer und Hindu

beigetragen. Er gehörte zu den wenigen Engländern, die in das Wesen des indischen Volkscharakters tiefer eindrangen und ein warmes Interesse an ihrer alten Literatur und ihrer jetzigen geistigen Lage nahmen. Seine ersten Schriften sind meist Hülfsbücher für den Unterricht im Sanskrit und den neuern indischen Sprachen. Dahin gehören: «Catechism of Sanskrit grammar» (Lond. 1843), «Elements of Hindi Braj-Bakha grammar» (Lond. 1839), «Grammar of Hindostanee language» (Lond. 1838 u. 1842), «Grammar of the Mahratta language» (Edinb. 1839) u. s. w. In Indien gab er die Sanskritgrammatik «Laghu-Kaumudi» mit Uebersetzung und Commentar (3 Bde., Mirzapur 1849—52), das erste Buch des «Mahâbhâshya» oder des Commentars des Patandschali über die Grammatik des Panini und den Anfang einer Uebersetzung des «Sâhityadarpana» heraus. Von besonderm Werthe sind jedoch seine Uebersetzungen der Grundwerke der Nyâya- und der Sânkhya-Schule, sowie die einiger Tractate der Vedânta-Philosophie und der übrigen indischen Philosophenschulen. Eine Vermittelung der indischen mit der europ. Wissenschaft versuchte er unter anderm in «Synopsis of science, in Sanskrit and English» (Benares 1856) und «Christianity contrasted with Hindu philosophy» (Benares 1859).

Ballast nennt man diejenigen werthlosen oder wenigstens fast werthlosen, aber schweren Massen, z. B. Sand, Steine, schwere Hölzer, die man in den untersten Raum der Seeschiffe bringt, um den gehörigen Tiefgang und ein stabiles Gleichgewicht des Schiffs beim Schwimmen in aufrechter Stellung zu ermöglichen. Wenn Schiffe genöthigt sind, ohne Ladung an Waaren abzufahren, so muß natürlich der B. sehr vermehrt werden, und man sagt dann, das Schiff gehe blos mit B. Man bedient sich gern solcher Gegenstände als B., die am Ankunftsorte noch einigen Werth haben. Auch hat man die Benennung auf die Sandsäcke u. dgl. übergetragen, welche Luftschiffer mit in die Höhe nehmen, um die Schwere und das davon abhängige Gleichgewicht zu reguliren; je höher man steigen will, desto mehr B. wird ausgeworfen. Endlich wird B. metaphorisch jede an sich unnütze, aber doch nicht zu beseitigende Last genannt, die mitgeführt werden muß.

Balle (Nicolai Edinger), dän. Theolog und Kanzelredner, geb. 12. Oct. 1744 zu Vestenskov auf der Insel Laaland, wo sein Vater Küster war. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien (1762—65) brachte er auf Staatskosten vier Jahr im Auslande zu, zunächst in Leipzig, dann in Göttingen, wo ihm ein Lehramt angetragen wurde. Er kehrte indeß 1770 nach Dänemark zurück, übernahm 1771 im Stift Aalborg eine Predigerstelle und wurde 1772 als Professor der Theologie nach Kopenhagen berufen. Später ward er Hofprediger und endlich 1783 Bischof über das Stift Seeland und Generalkircheninspector. Nachdem er 1808 seine Aemter niedergelegt, starb er 19. Oct. 1816. Nicht nur als tüchtiger Schriftforscher und Dogmatiker, sondern namentlich als praktischer Theolog und als hartnäckiger Kämpfer gegen den Rationalismus erwarb er sich einen Namen. Seine «Theses theologicae» (Kopenh. 1776) wurden noch bis in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts auf mehrern deutschen Universitäten bei den Vorlesungen zu Grunde gelegt. Sein «Laerebog i den evangelisk-christelige Religion» (1794) ward zur Einführung in allen Schulen empfohlen. Auch nahm er thätigen Antheil an der Bearbeitung eines neuen Gesangbuchs (1798), das übrigens weder in poetischer noch dogmatischer Hinsicht seinen Zweck erfüllte. Unter seinen übrigen Schriften ist das «Magazin for den nyere danske Kirkehistorie» (2 Bde., 1792—94) wichtig für die dän. Kirchengeschichte.

Ballei nannten die Tempelherren, die Deutschen Ritter und die Johanniter die einzelnen Provinzen ihrer Territorialbesitzungen oder auch die Unterabtheilungen der Provinzen, und es scheint dieser Name früher mit Commende oder Comthurei ganz gleichbedeutend gebraucht worden zu sein. Die meisten Balleien, namentlich in Frankreich, hatten die Templer; die Besitzungen der Johanniter waren zunächst in Priorate und diese erst in Balleien getheilt. Die Deutschen Ritter zählten in Deutschland in der spätern Zeit und bis zur Auflösung des Deutschen Reichs 11 Balleien, die wieder in verschiedene Commenden zerfielen; diese Balleien waren: 1) die elsassische, 2) die österreichische, 3) die tirolische, 4) die zu Koblenz, 5) die fränkische, 6) die zu Biesen, 7) die westfälische, 8) die lothringische, 9) die hessische, 10) die thüringische und 11) die sächsische. Früher gehörte auch die von Utrecht dazu, die aber dem Orden wieder entzogen wurde. Von den Balleien waren die ersten acht katholisch, die drei letztern protestantisch. Das Wort B. stammt vom mittellat. ballivus. (S. Bailli.)

Ballen, ein Zahl- oder Stückmaß für Papier, von 10 Ries oder 200 Buch. Da das Buch bei Druckpapier 25, bei Schreibpapier 24 Bogen enthält, so besteht ein Ballen beim erstern aus 5000, beim letztern aus 4800 Bogen.

Ballenstedt, Stadt im Herzogthum Anhalt, am nördl. Fuße des Unterharzes an der Getel gelegen, war seit 1765 Residenz der Herzoge von Anhalt-Bernburg und ist seit 1863 Witwensitz der Herzogin Friederike. Außer einem Kreisgericht besteht zu B. auch ein Berg- und Hüttenamt. Das Schloß war ursprünglich ein Benedictinerkloster, dessen Abt 1525 seine Rechte an den Fürsten Wolfgang abtrat, welcher dasselbe zur fürstl. Residenz einrichten ließ. Es liegt auf einem Felsenberge, hat einen sehr schönen Park und umschließt die herzogl. Bibliothek, verschiedene Sammlungen und mehrere gute Bilder niederl. Meister. In der Schloßkirche sind die Gebeine Albrecht's des Bären beigesetzt. Die Stadt zählt 4434 E., welche sich hauptsächlich mit Land-, Garten- und sehr ergiebigem Obstbau beschäftigen. In der Nähe des Orts sind die Fasanerie, der Ziegenberg, der Thiergarten, das Jagdhaus auf dem Röhrkopf und die Gegensteine bemerkenswerth.

Ballesteros (Don Francisco), span. Patriot und Staatsmann, geb. 1770 zu Saragossa, trat früh in Kriegsdienste und focht 1793 gegen die Franzosen. Auf eine ungerechte Anklage verlor er 1804 seine Hauptmannsstelle, ward jedoch bald nachher bei einem Zollamte in Asturien angestellt. Von der Junta dieser Provinz ermächtigt, bei Einbruch der Franzosen ein Regiment zu bilden, vereinigte er sich mit Castaños und kämpfte mehrere Jahre ruhmvoll im Süden des Reichs. Nach Ernennung des Herzogs von Wellington zum Oberbefehlshaber weigerte er sich, unter dem Fremdling zu dienen, wurde verhaftet und nach Ceuta verbannt. Bald aber erhielt er wieder den Befehl über einen Heereshaufen. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr ward er Kriegsminister, verlor jedoch als Freisinniger diese Stellung wieder und lebte mehrere Jahre zu Valladolid außer Thätigkeit. Beim Ausbruche des Aufstandes von 1820 ward er von Ferdinand VII. zurückgerufen, weigerte sich aber, den Oberbefehl über das empörte Heer zu übernehmen, stimmte für Berufung der Cortes und trug nicht wenig dazu bei, den König zur Annahme der Constitution von 1812 zu bestimmen. Ferdinand VII. ernannte ihn zum Vicepräsidenten der provisorischen Regierung. B. ließ alsbald die Staatsgefängnisse und Kerker der Inquisition öffnen, und gab der Stadtbehörde zu Madrid wieder die Einrichtung von 1812 unter der Cortesregierung. Als im Juli 1822 die Feinde der Constitution mit Hülfe der Garden die Verfassung umzustürzen suchten, zerstreute er die Aufrührer an der Spitze der Milizen. Im Kriege von 1823 gegen die Franzosen befehligte er die zur Vertheidigung von Navarra und Aragonien bestimmte Heeresabtheilung, mußte sich aber unter unglücklichen Gefechten in den Süden zurückziehen und zu Granada 4. Aug. eine Uebereinkunft mit dem franz. Heerführer eingehen. Vergebens forderte ihn später Riego auf, die Waffen von neuem gegen die Franzosen zu ergreifen. Als der König durch Verfügung vom 1. Oct. alle Beschlüsse der constitutionellen Regierung für ungültig erklärt hatte, sprach B. in einem Schreiben an den Herzog von Angoulême seine Verwahrung gegen diesen Beschluß und die dadurch hergestellte unumschränkte Gewalt aus. Da er von der Amnestie ausgeschlossen war, flüchtete auch er 1824 nach Paris, wo er 29. Juni 1832 starb. — B. (Luis Lopez), sein Bruder, geb. 1778 in Galicien, seit 1808 Kriegscommissar, war Generaldirector der Staatseinkünfte, als ihm 1825 durch Ugarte's Einfluß das Finanzministerium in einer Periode der tiefsten finanziellen Zerrüttung übertragen wurde. Unter Schwierigkeiten verwaltete er dieses Amt bis 1833, wo er, der absolutistischen Partei zuneigend, unter den veränderten Verhältnissen seinen Abschied nahm. Im Besitz eines großen Vermögens, blieb er fortan im Privatstande und starb im Oct. 1853.

Ballet, von gleicher Abstammung mit dem Worte Ball (s. d.), ist eine theatralische Darstellung der höhern Tanzkunst, die daher auch im allgemeinen den dramatischen Forderungen nach Inhalt und Formen zu genügen hat. Die pantomimischen Opfertänze des Alterthums, aus welchen die attische Tragödie hervorgegangen sein soll, sowie die theatralischen Tänze, die dem antiken Chorus eigen blieben, sind nicht, wie man annehmen könnte, als die unmittelbaren Anfänge des B. zu betrachten. Das B. unserer Zeit ist vielmehr im Dienste und zum Vergnügen der Höfe entstanden, und erhielt in Italien seine erste Ausbildung. Zu Anfang des 16. Jahrh. cultivirte man es besonders am turiner Hofe, wo die Prinzen und Prinzessinnen selbst durch Gesang, Declamation und Tanz mitwirkten. Baltagerini, Musikdirector der Katharina von Medici, führte das B. zuerst in Frankreich ein, wo es bald so beliebt wurde, daß Ludwig XIII. auf einem dieser B. mittanzte, welches Beispiel Ludwig XIV. in seiner Jugend nachahmte. Noch 1699 betrat dieser im B. «Flora» die Bühne. Immer noch erschien hier aber das B. in Verbindung mit Elementen der Oper, ja der Komödie, wie die Werke Quinault's und Molière's, von Lully componirt, aufzeigen. Die Tanzkunst hatte noch wenig dramatischen Ausdruck und bedurfte noch der Einführung und Erklärung durch Gesang und

Recitation. Erst von 1697 an wurde Antoine Houbart de la Motte Reformator des B., indem er demselben Momente der dramatischen Handlung und Ausdruck leidenschaftlicher Zustände verlieh. Um dieselbe Zeit traten zuerst Frauen als Tänzerinnen im B. auf, ungefähr gleichzeitig wie in Oper und Schauspiel, während bis dahin nur Männer in demselben getanzt hatten. Doch findet man Ballettänzerinnen von Bedeutung nicht vor 1790. Noverre (s. d.) war es, der um die Mitte des 18. Jahrh. das B. von der Oper ablöste und zu dramatischer Selbständigkeit erhob, auch eine sinnreiche Theorie desselben in seinen Schriften begründete. Das mythol. B., der Ueberrest der versailler Herrlichkeit, fand zur Zeit des Consulats seinen Untergang, indem es von den neuerstandenen komischen B. «Dansomanie», «La fille mal gardée» und den «Arlequinades» verdrängt wurde. Vincenzo Galeotti in Kopenhagen ging in der von Noverre eingeschlagenen Richtung weiter, indem er das B. im antiken Sinne auf das rein dramatisch-plastische Princip zurückführte und diesem den Tanz unterordnete, statt ihm das Uebergewicht zu gestatten. Sein B. erhielt hierdurch den Charakter großer rhythmisch-plastischer Pantomimen. Diese glänzenden und genialen Versuche sind am längsten auf dem mailänder Theater fortgesetzt worden, wo das B. die lebensvollsten und großartigsten Tableaux, im pantomimischen Ausdruck aber die größten Wagnisse unternommen hat, die sogar weit über die Grenzen desselben hinaus liegen. Unter mehrern Tragödienstoffen hat man dort sogar den «Hamlet» als B. aufgeführt. Im allgemeinen ist jedoch das B. seiner edeln Richtung und echt künstlerischen Bedeutung untreu geworden und erschöpft sich in Schaustellung blos körperlicher Fertigkeiten und Reize. Da es überdies wesentlich darauf verwiesen ist, blos die Schaulust zu beschäftigen und zu fesseln, so macht sich auch dabei der größte Aufwand von Decorations- und Costümpracht in mannichfaltigster Abwechselung nothwendig. Mehr äußerlicher als innerlicher Natur, hat es daher mit beigetragen, das Publikum für den Genuß des eigentlichen Dramas abzustumpfen, und auch die Oper ist durch das B. mehr und mehr in ihrem Wesen beeinträchtigt worden.

Ballhorn oder Balhorn (Johann), Buchdrucker zu Lübeck, welcher 1531—99 daselbst lebte und auf den der Ausdruck ballhornisiren oder verballhornen, d. i. so viel als abgeschmackte und unnütze Veränderungen in einem Schriftwerke machen, oder ein solches verschlechtern statt verbessern, zurückgeführt wird. Nach der gewöhnlichen Annahme druckte man schon damals Fibeln, auf deren letzter Seite das Bild eines an den Füßen gespornten Hahns war. Auch B. soll eine solche gedruckt, dabei die Sporen weggelassen, dafür aber dem Hahne zwei (oder nach andern einen ganzen Korb) Eier zur Seite gelegt und auf Grund dieser Veränderung auf den Titel die Worte «verbessert durch Joh. B.» gesetzt haben. Dies ist jedoch insofern unwahrscheinlich, als jenes Bild des Hahns auf der letzten Seite der Fibeln erst im 18. Jahrh. aufgekommen. Nach neuern Untersuchungen dagegen bezieht sich jener Ausdruck auf eine Ausgabe des Lübecker Stadtrechts, welche 1586 von B. gedruckt wurde, aber allerorten als eine verfehlte Arbeit Tadel erfuhr. Vgl. Grautoff, «Histor. Schriften» (Bd. 3, Lübeck 1836).

Balling (Karl Joseph Napoleon), Professor der chem. Lehrfächer und Bibliothekar am polytechn. Landesinstitute zu Prag, geb. 21. April 1805 zu Gabrielshütte, wo sein Vater damals Hüttencontroleur an dem Eisenwerk des Grafen Rottenhan war. Der junge B. erhielt seit 1813 seinen Unterricht in Prag, seit 1815 aber auf dem Schlosse Zbirow, in dem sein Vater als Oberdirigent mehrerer größerer Eisenwerke Wohnsitz hatte, und bezog zu seiner weitern Ausbildung 1820 die polytechn. Lehranstalt zu Prag. Nach seiner Rückkehr in das älterliche Haus (Sept. 1823) wurde B. sogleich praktisch beschäftigt, indem er bei den Eisenhütten, der Holzverkohlung, dem Eisen- und Steinkohlen-Bergbau und dem damit verknüpften Bureau- und Rechnungswesen Verwendung fand. Doch schon im Nov. 1824 erhielt er erst provisorisch, seit April 1826 definitiv eine Anstellung als Adjunct für das Fach der Chemie am Polytechnicum zu Prag und nach Steinmann's Tode im Juli 1835 die Lehrkanzel für Chemie. Schon seit 1834 hatte er sich vorzugsweise Versuchen über Gärungschemie zugewandt, deren Ergebnisse er später in seinem Hauptwerke: «Die Gärungschemie wissenschaftlich begründet und in ihrer Anwendung auf Weinbereitung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Hefenerzeugung praktisch dargestellt» (4 Bde., Prag 1845—47; 2. Aufl. 1853—55) zusammenfaßte. Die landwirthschaftlich-technischen Gewerbe erhielten durch die Resultate dieser Forschungen eine wesentliche Förderung. Namentlich gebührt B. auch das Verdienst den Saccharometer bei der Brauerei und Branntweinbrennerei sowie ebenfalls bei der Rübenzuckerfabrikation eingeführt zu haben. Außer verschiedenen Anleitungen zur Anwendung des Saccharometers sind von seinen übrigen Schriften noch hervorzuheben: «Ueber einige

der wichtigsten Gegenstände des Eisenhüttenwesens» (Lpz. 1829) und «Die Eisenerzeugung in Böhmen» (Prag 1849). Daneben hat B. eine ausgebreitete journalistische Thätigkeit entwickelt und unter anderm auch als österr. Commissar bei den Weltindustrieausstellungen zu London und Paris gewirkt.

Balliste (vom lat. ballista, dieses vom griech. bállein, d. h. werfen) bezeichnet bei den alten Römern jene Gattung von Wurfgeschützen, die zur Gesammtmasse der zweiarmigen Schleudergeschütze oder **Katapulten** (s. d.) gehörten. Die B. dienten als Wurfgeschütze zum Werfen von Steinen oder steinernen Kugeln im starkgekrümmten Bogen, glichen also unsern heutigen Mörsern, während die andere Gattung der Katapulten zum Schießen großer Pfeile in mehr horizontaler Richtung dienten, also unsern heutigen Kanonen glichen. Die Namen B. und Katapulte werden indeß von röm. Schriftstellern mitunter verwechselt, sodaß später Irrungen über die Einrichtung derselben stattfanden. Die B. bestanden aus starken Holzgerüsten. Zur Führung des zu schleudernden Geschosses war, ähnlich wie bei der Armbrust, eine Rinne angebracht, welche oft unter einem Winkel bis zu 45 Grad stand. Als bewegende Kraft für das Geschoß dienten zwei voneinander unabhängige Arme, die in senkrecht angebrachten, aus starken, zusammengedrehten Sehnen gebildeten Cylindern steckten, und deren freie Enden durch eine starke Sehne verbunden waren. Spannte man letztere, unmittelbar auf das Geschoß wirkende Sehne an, bog man also die Arme zurück, so drehten diese natürlich die senkrechten Sehnencylinder zusammen, sodaß, wenn man zum Fortschleudern des Geschosses die Verbindungssehne losließ, deren natürliche Schnellkraft noch durch die der sich beim Vorschnellen der Arme zurückdrehenden senkrechten Sehnencylinder verstärkt wurde. Neben den B. (oft mit ihnen verwechselt) bestand noch ein anderes Wurfgeschütz, der Onager, der ebenfalls zum Werfen von Steinen und Steinkugeln, öfters auch von verwesten thierischen Körpern benutzt wurde, welche die Luft in den belagerten Städten verpesten und somit Krankheiten erzeugen sollten. Der Onager hatte nur einen Arm, der mit dem einen Ende zwischen starken, zusammengedrehten, horizontal im Gerüst liegenden Sehnen steckte, während das andere freie Ende in Form eines kolossalen Löffels, zur Aufnahme des Geschosses, gestaltet war. Zum Laden des Geschützes zog man das freie Ende des in einer verticalen Ebene sich bewegenden Armes nieder, hielt es mit Stricken oder einem besondern Fanghebel fest und belastete den Löffel. Der horizontale Sehnenstrang war durch das Niederziehen des Armes gespannt, also zur Kraftentwickelung bereit. Wollte man schleudern, so hieb man den Fanghebel oder die Stricke weg. Der Arm wurde nun von der sich aufdrehenden Sehne in die Höhe gerissen und schleuderte dabei den Inhalt des Löffels im hohen Bogen fort. Die B. wurden den Römern durch die Griechen bekannt. Erstere bedienten sich derselben bereits in den Punischen Kriegen, und diese Geschütze bildeten wahrscheinlich bis in das 3. Jahrh. n. Chr. die einzige Artillerie der Römer. Von da ab ward der Onager als Wurfgeschütz und neben ihm ein Bogengeschütz mit einem eisernen Bogen, welches nun den Namen B. erhielt, als Streichgeschütz (also zum flachen Schießen von Pfeilen) verwendet. Anfangs gebrauchten die Römer die B. nur beim Angriff und zur Vertheidigung fester Plätze sowie auf Schiffen; im Feldkrieg nur bei der Vertheidigung fester Positionen. Erst in der spätesten Kaiserzeit kommen vierräderige B. als Feldgeschütz vor. Die schwersten B. warfen 54 Pfd. Stein oder Eisen; doch sollen auch größere Massen geschleudert worden sein. Interessante Aufschlüsse über die B. und andere derartige Wurfgeschütze enthält Dufour's «Mémoire sur l'artillerie des anciens etc.» (Par. u. Genf 1840). Im Mittelalter wurden die alten Schleudergeschütze unter den Namen Mangen, Steinblyden, Antwerke verwendet.

Ballistik heißt die Lehre von der Bewegung geschossener oder geworfener Körper, welche die Flugbahn der Geschosse im lufterfüllten Raum bestimmen soll. Es ist dies ein schwieriges, noch nicht mit Sicherheit gelöstes Problem, weil die Wirkung und Größe des Luftwiderstands schwer festzustellen ist. Namentlich beschäftigten sich mit dieser Lehre Newton, Robins und Euler. Des letztern Arbeiten hat der General Tempelhoff in seinem «Bombardier prussien» (Berl. 1781) zur Lösung des ballistischen Problems benutzt, das nachher von Massenbach und Komarzewsky erläutert wurde. Vgl. Obenheim's «Ballistique» (Strasb. 1814). In neuerer Zeit haben sich Didion, Magnus und Otto wesentliche Verdienste um die Fortbildung der ballistischen Lehre erworben. Die Grundzüge derselben, nach Didion entwickelt, finden sich im «Aide-mémoire à l'usage des officiers d'artillerie» (3. Aufl.), und auch Magnus und Otto haben darüber treffliche Schriften veröffentlicht. Das von Robins erfundene ballistische Pendel besteht in einer Maschine, bei der ein starker Holzblock an einem in Lagern leichtbeweg-

Recitation. Erst von 1697 an wurde Antoine Houbart de la Motte Reformator des B., indem er demselben Momente der dramatischen Handlung und Ausdruck leidenschaftlicher Zustände verlieh. Um dieselbe Zeit traten zuerst Frauen als Tänzerinnen im B. auf, ungefähr gleichzeitig wie in Oper und Schauspiel, während bis dahin nur Männer in demselben getanzt hatten. Doch findet man Ballettänzerinnen von Bedeutung nicht vor 1790. Noverre (s. d.) war es, der um die Mitte des 18. Jahrh. das B. von der Oper ablöste und zu dramatischer Selbständigkeit erhob, auch eine sinnreiche Theorie desselben in seinen Schriften begründete. Das mythol. B., der Ueberrest der versailler Herrlichkeit, fand zur Zeit des Consulats seinen Untergang, indem es von den neuerstandenen komischen B. «Dansomanie», «La fille mal gardée» und den «Arlequinades» verdrängt wurde. Vincenzo Galeotti in Kopenhagen ging in der von Noverre eingeschlagenen Richtung weiter, indem er das B. im antiken Sinne auf das rein dramatisch-plastische Princip zurückführte und diesem den Tanz unterordnete, statt ihm das Uebergewicht zu gestatten. Sein B. erhielt hierdurch den Charakter großer rhythmisch-plastischer Pantomimen. Diese glänzenden und genialen Versuche sind am längsten auf dem mailänder Theater fortgesetzt worden, wo das B. die lebensvollsten und großartigsten Tableaux, im pantomimischen Ausdruck aber die größten Wagnisse unternommen hat, die sogar weit über die Grenzen desselben hinaus liegen. Unter mehrern Tragödienstoffen hat man dort sogar den «Hamlet» als B. aufgeführt. Im allgemeinen ist jedoch das B. seiner edeln Richtung und echt künstlerischen Bedeutung untreu geworden und erschöpft sich in Schaustellung blos körperlicher Fertigkeiten und Reize. Da es überdies wesentlich darauf verwiesen ist, blos die Schaulust zu beschäftigen und zu fesseln, so macht sich auch dabei der größte Aufwand von Decorations- und Costümpracht in mannichfaltigster Abwechselung nothwendig. Mehr äußerlicher als innerlicher Natur, hat es daher mit beigetragen, das Publikum für den Genuß des eigentlichen Dramas abzustumpfen, und auch die Oper ist durch das B. mehr und mehr in ihrem Wesen beeinträchtigt worden.

Ballhorn oder Balhorn (Johann), Buchdrucker zu Lübeck, welcher 1531—99 daselbst lebte und auf den der Ausdruck ballhornisiren oder verballhornen, d. i. so viel als abgeschmackte und unnütze Veränderungen in einem Schriftwerke machen, oder ein solches verschlechtern statt verbessern, zurückgeführt wird. Nach der gewöhnlichen Annahme druckte man schon damals Fibeln, auf deren letzter Seite das Bild eines an den Füßen gespornten Hahns war. Auch B. soll eine solche gedruckt, dabei die Sporen weggelassen, dafür aber dem Hahne zwei (oder nach andern einen ganzen Korb) Eier zur Seite gelegt und auf Grund dieser Veränderung auf den Titel die Worte «verbessert durch Joh. B.» gesetzt haben. Dies ist jedoch insofern unwahrscheinlich, als jenes Bild des Hahns auf der letzten Seite der Fibeln erst im 18. Jahrh. aufgekommen. Nach neuern Untersuchungen dagegen bezieht sich jener Ausdruck auf eine Ausgabe des Lübecker Stadtrechts, welche 1586 von B. gedruckt wurde, aber allerorten als eine verfehlte Arbeit Tadel erfuhr. Vgl. Grautoff, «Histor. Schriften» (Bd. 3, Lübeck 1836).

Balling (Karl Joseph Napoleon), Professor der chem. Lehrfächer und Bibliothekar am polytechn. Landesinstitute zu Prag, geb. 21. April 1805 zu Gabrielshütte, wo sein Vater damals Hüttencontroleur an dem Eisenwerk des Grafen Rottenhan war. Der junge B. erhielt seit 1813 seinen Unterricht in Prag, seit 1815 aber auf dem Schlosse Zbirow, in dem sein Vater als Oberdirigent mehrerer größerer Eisenwerke Wohnsitz hatte, und bezog zu seiner weitern Ausbildung 1820 die polytechn. Lehranstalt zu Prag. Nach seiner Rückkehr in das älterliche Haus (Sept. 1823) wurde B. sogleich praktisch beschäftigt, indem er bei den Eisenhütten, der Holzverkohlung, dem Eisen- und Steinkohlen-Bergbau und dem damit verknüpften Bureau- und Rechnungswesen Verwendung fand. Doch schon im Nov. 1824 erhielt er erst provisorisch, seit April 1826 definitiv eine Anstellung als Adjunct für das Fach der Chemie am Polytechnicum zu Prag und nach Steinmann's Tode im Juli 1835 die Lehrkanzel für Chemie. Schon seit 1834 hatte er sich vorzugsweise Versuchen über Gärungschemie zugewandt, deren Ergebnisse er später in seinem Hauptwerke: «Die Gärungschemie wissenschaftlich begründet und in ihrer Anwendung auf Weinbereitung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Hefenerzeugung praktisch dargestellt» (4 Bde., Prag 1845—47; 2. Aufl. 1853—55) zusammenfaßte. Die landwirthschaftlich-technischen Gewerbe erhielten durch die Resultate dieser Forschungen eine wesentliche Förderung. Namentlich gebührt B. auch das Verdienst den Saccharometer bei der Brauerei und Branntweinbrennerei sowie ebenfalls bei der Rübenzuckerfabrikation eingeführt zu haben. Außer verschiedenen Anleitungen zur Anwendung des Saccharometers sind von seinen übrigen Schriften noch hervorzuheben: «Ueber einige

der wichtigsten Gegenstände des Eisenhüttenwesens» (Lpz. 1829) und «Die Eisenerzeugung in Böhmen» (Prag 1849). Daneben hat B. eine ausgebreitete journalistische Thätigkeit entwickelt und unter anderm auch als österr. Commissar bei den Weltindustrieausstellungen zu London und Paris gewirkt.

Balliste (vom lat. ballista, dieses vom griech. bállein, d. h. werfen) bezeichnet bei den alten Römern jene Gattung von Wurfgeschützen, die zur Gesammtmasse der zweiarmigen Schleudergeschütze oder **Katapulten** (s. d.) gehörten. Die B. dienten als Wurfgeschütze zum Werfen von Steinen oder steinernen Kugeln im starkgekrümmten Bogen, glichen also unsern heutigen Mörsern, während die andere Gattung der Katapulten zum Schießen großer Pfeile in mehr horizontaler Richtung dienten, also unsern heutigen Kanonen glichen. Die Namen B. und Katapulte werden indeß von röm. Schriftstellern mitunter verwechselt, sodaß später Irrungen über die Einrichtung derselben stattfanden. Die B. bestanden aus starken Holzgerüsten. Zur Führung des zu schleudernden Geschosses war, ähnlich wie bei der Armbrust, eine Rinne angebracht, welche oft unter einem Winkel bis zu 45 Grad stand. Als bewegende Kraft für das Geschoß dienten zwei voneinander unabhängige Arme, die in senkrecht angebrachten, aus starken, zusammengedrehten Sehnen gebildeten Cylindern steckten, und deren freie Enden durch eine starke Sehne verbunden waren. Spannte man letztere, unmittelbar auf das Geschoß wirkende Sehne an, bog man also die Arme zurück, so drehten diese natürlich die senkrechten Sehnencylinder zusammen, sodaß, wenn man zum Fortschleudern des Geschosses die Verbindungssehne losließ, deren natürliche Schnellkraft noch durch die der sich beim Vorschnellen der Arme zurückdrehenden senkrechten Sehnencylinder verstärkt wurde. Neben den B. (oft mit ihnen verwechselt) bestand noch ein anderes Wurfgeschütz, der Onager, der ebenfalls zum Werfen von Steinen und Steinkugeln, öfters auch von verwesten thierischen Körpern benutzt wurde, welche die Luft in den belagerten Städten verpesten und somit Krankheiten erzeugen sollten. Der Onager hatte nur einen Arm, der mit dem einen Ende zwischen starken, zusammengedrehten, horizontal im Gerüst liegenden Sehnen steckte, während das andere freie Ende in Form eines kolossalen Löffels, zur Aufnahme des Geschosses, gestaltet war. Zum Laden des Geschützes zog man das freie Ende des in einer verticalen Ebene sich bewegenden Armes nieder, hielt es mit Stricken oder einem besondern Fanghebel fest und belastete den Löffel. Der horizontale Sehnenstrang war durch das Niederziehen des Armes gespannt, also zur Kraftentwickelung bereit. Wollte man schleudern, so hieb man den Fanghebel oder die Stricke weg. Der Arm wurde nun von der sich aufdrehenden Sehne in die Höhe gerissen und schleuderte dabei den Inhalt des Löffels im hohen Bogen fort. Die B. wurden den Römern durch die Griechen bekannt. Erstere bedienten sich derselben bereits in den Punischen Kriegen, und diese Geschütze bildeten wahrscheinlich bis in das 3. Jahrh. n. Chr. die einzige Artillerie der Römer. Von da ab ward der Onager als Wurfgeschütz und neben ihm ein Bogengeschütz mit einem eisernen Bogen, welches nun den Namen B. erhielt, als Streichgeschütz (also zum flachen Schießen von Pfeilen) verwendet. Anfangs gebrauchten die Römer die B. nur beim Angriff und zur Vertheidigung fester Plätze sowie auf Schiffen; im Feldkrieg nur bei der Vertheidigung fester Positionen. Erst in der spätesten Kaiserzeit kommen vierräderige B. als Feldgeschütz vor. Die schwersten B. warfen 54 Pfd. Stein oder Eisen; doch sollen auch größere Massen geschleudert worden sein. Interessante Aufschlüsse über die B. und andere derartige Wurfgeschütze enthält Dufour's «Mémoire sur l'artillerie des anciens etc.» (Par. u. Genf 1840). Im Mittelalter wurden die alten Schleudergeschütze unter den Namen Mangen, Steinblyden, Antwerke verwendet.

Ballistik heißt die Lehre von der Bewegung geschossener oder geworfener Körper, welche die Flugbahn der Geschosse im lufterfüllten Raum bestimmen soll. Es ist dies ein schwieriges, noch nicht mit Sicherheit gelöstes Problem, weil die Wirkung und Größe des Luftwiderstands schwer festzustellen ist. Namentlich beschäftigten sich mit dieser Lehre Newton, Robins und Euler. Des letztern Arbeiten hat der General Tempelhoff in seinem «Bombardier prussien» (Berl. 1781) zur Lösung des ballistischen Problems benutzt, das nachher von Massenbach und Komarzewsky erläutert wurde. Vgl. Obenheim's «Ballistique» (Strasb. 1814). In neuerer Zeit haben sich Didion, Magnus und Otto wesentliche Verdienste um die Fortbildung der ballistischen Lehre erworben. Die Grundzüge derselben, nach Didion entwickelt, finden sich im «Aide-mémoire à l'usage des officiers d'artillerie» (3. Aufl.), und auch Magnus und Otto haben darüber treffliche Schriften veröffentlicht. Das von Robins erfundene ballistische Pendel besteht in einer Maschine, bei der ein starker Holzblock an einem in Lagern leichtbeweg-

lichen Pendelarm pendelartig aufgehangen ist. Gegen diesen Holzblock wird eine Kugel abgeschossen, worauf man aus dem an einem Gradbogen abzulesenden Schwingungswinkel des Pendels die Anfangsgeschwindigkeit der abgeschossenen Kugel berechnet. Man befestigt aber auch ein Kanonen- oder Gewehrrohr (Geschütz- und Gewehrpendel) an einem Pendelarm, feuert dieses ab und sucht dann aus dem Rückschlag desselben, beziehentlich aus diesem und dem Ausschlag des Blockpendels die Anfangsgeschwindigkeit der Kugel zu berechnen. Die Engländer haben die Pendelversuche ins Große getrieben, den Block über 6000 Pfd. schwer gemacht und eine 6pfündige Kanonenkugel dagegen abgeschossen, ohne den eigentlichen Zweck zu erreichen. Neuerdings werden die Anfangsgeschwindigkeiten der Geschosse mit mehr Genauigkeit mittels des elektro-ballistischen Apparats von Navez bestimmt. Die allgemeine Einführung der gezogenen Feuerwaffen und Langgeschosse und die durch erstere erzeugte eigenthümliche Rotation der letztern haben neue schwierige Elemente in die ballistischen Untersuchungen hineingebracht.

Ballon, deutsch Belchen oder Bölchen, heißen wegen ihrer kuppel- oder domartigen Gestalt mehrere der höchsten Gipfel der Vogesen im franz. Depart. Oberrhein (Oberelsaß) und an dessen Grenzen, die den Belchen des gegenüberliegenden Schwarzwaldes entsprechen. Die wichtigsten sind: der B. d'Alsace oder Elsasser Belchen bei Giromagny, über den Quellen der Mosel, auch B. de St.-Maurice genannt, 3870 F. hoch; der B. de Giromagny, 2874 F., im N. von Belfort; der B. de Servance, 3726 F.; der B. de Thann oder der Kart, 3419 F. Der B. von Sulz oder Murbach, auch B. von Gebweiler (Guebwiller) und als höchster Gipfel des Wasgaus auch schlechthin B. oder B. des Vosges genannt, erhebt sich 4400 F. zwischen Thann und Gebweiler, am westl. Anfange des Münsterthales. Dieser Sulzer Belchen ist, wie mehrere der höchsten Wasgaukuppen, von dem Schlußrücken und der Wasserscheide des Gebirgs etwas nach O., dem Rheinthale näher gerückt, wodurch die Steilheit des Abfalls nach der Rheinseite hin vergrößert wird. Besucht man ihn von Gebweiler, so gelangt man nach 3 St. durch dichte Buchenwälder zu einer Bergwiese, welche das Mordfeld genannt wird, weil nach der Sage hier die Hunnen den Abt Martinus marterten. Von dort erreicht man in ³/₄ St. den Gipfel, der, mit mächtigen Felsblöcken bedeckt, eine herrliche Aussicht über den Elsaß, den Breisgau und die Belchen des Schwarzwaldes, südlich auf den Jura und die Alpen und westlich nach Lothringen gewährt. Im N. schaut man zunächst in das Blumen-, im S. ins Amarinenthal. Zwischen diesem Berge und dem westlicher liegenden Storchenkopf liegt der Belchensee (Lac du B.) in einem tiefen Kessel, von 2000 F. hohen und schroffen Felsen umgeben, mit klarem Wasser und reich an Forellen. Derselbe bedeckt eine Fläche von 95000 Q.-Toisen, ist 90 F. tief und steht durch einen 10 F. tiefen Kanal mit der Lauch in Verbindung.

Ballot (die Wahlkugel) und Ballotage (die Wahl durch Kugelung) bezeichnet beides in England die geheime Abstimmung, im Gegensatz zu der dort altherkömmlichen öffentlichen bei den Wahlen fürs Parlament. Die Einführung des Ballot (zur Beseitigung von Einflüssen der Regierung oder der wohlhabenden Klassen auf die Wähler, insbesondere auf die ihrer äußern Stellung nach abhängigen) ist seit lange das beharrlich verfolgte Ziel einer polit. Partei, welche ihren darauf bezüglichen Antrag fast in jeder Jahressitzung des Unterhauses wiederholt, ohne jedoch bisjetzt mehr als eine allerdings wachsende Minderheit dafür gewonnen zu haben. Sonst versteht man, auch außerhalb Englands, unter Ballotage gewöhnlich speciell die durch Kugelung vollzogene geheime Abstimmung, wie sie z. B. bei der Aufnahme neuer Mitglieder in geschlossene Gesellschaften oder andere Körperschaften, oder auch bei Beschlußfassungen vorkommt. Eine schwarze Kugel, in ein verschlossenes Gefäß geworfen, gilt für Verneinung, eine weiße für Bejahung. Man sagt daher wol, es sei jemand ausballotirt worden, wenn durch ein Mehr von schwarzen Kugeln (sei dies nun ein absolutes oder ein relatives, dafern z. B. für die Aufnahme eine Mehrheit von drei Viertel oder vier Fünftel oder dergleichen vorgeschrieben ist) die Frage wegen seiner Aufnahme verneint worden ist.

Ballota, Linné'sche Pflanzengattung aus der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Lippenblütler, wird charakterisirt durch einen röhrigen, regelmäßig fünfzähnigen Kelch, dessen Röhre inwendig mit einem Haarringe versehen ist, und durch concave, ausgerandete Oberlippe der Blumenkrone und aus deren Schlunde hervorragende Staubgefäße. Die Gattung besteht aus perennirenden Kräutern, deren Mehrzahl in Südeuropa und dem Orient vorkommen. Eine Art wächst jedoch sehr häufig in ganz Deutschland als Unkraut an Zäunen, Mauern, auf Schutt und andern Orten. Diese ist B. nigra, die schwarze oder stinkende Taubnessel, auch Gottesvergeß und schwarzer Andorn genannt,

eine unangenehm aromatisch riechende Pflanze mit weichhaarigen, eiförmigen, grobgesägten Blättern und blattwinkelständigen Büscheln purpurner Blüten. Ihre herb und gewürzhaft bitter schmeckenden Blätter sind als Herba Marrubii nigri officinell.

Ballspiel war eine der beliebtesten Uebungen der Gymnastik bei den Alten, die von den Erwachsenen wie von der Jugend, von den vornehmsten Staatsmännern ebenso wie von den Niedrigsten im Volke, von den meisten fast täglich, getrieben wurde. In den Gymnasien der Griechen und den Bädern der Römer war eine eigene Abtheilung für das B. (Sphaeristerium) vorhanden, wo auch besondere Vorschriften und Abstufungen nach dem Gesundheitszustande des Spielenden beobachtet werden mußten. Die Arten der Bälle waren sehr verschieden; gewöhnlich waren sie von Leder und mit Luft aufgeblasen, mithin unsern Ballons ähnlich, oder mit Federn ausgestopft. Plato im «Phädon» erwähnt Prachtbälle, die aus 12 verschiedenen farbigen Segmenten zusammengesetzt waren. Beim Spiele selbst warf man den Ball theils in die Höhe, theils auf die Erde und lief darnach; auch warfen mehrere Personen kleine Bälle einander zu, entweder um sich zu werfen oder um sie aufzufangen und zurückzuschlagen. Vgl. Böttiger's «Kleine Schriften» (Bd. 3, Dresd. 1838) und Krause's «Gymnastik und Agonistik der Hellenen» (Bd. 1, Lpz. 1841). Dies antike B. scheint ununterbrochen auch in den Abendländern fortgeübt worden zu sein. Im 16. Jahrh. trat seine Beliebtheit ganz besonders an den ital. und franz. Höfen (Jeu de paumes), bald auch bei den Deutschen hervor. Man erbaute eigene Ballhäuser, um bei jeder Witterung und Jahreszeit das Spiel fortsetzen zu können. In den fürstl. Gärten wurden lange Baumgänge zur Maillebahn benutzt, in welchen man den Ball um die Wette auf der Erde bis ans Ziel trieb. Am Ausgange des 18. Jahrh. hörte das B. an den Höfen auf und kam damit auch unter den gebildeten Ständen außer Mode. Nur in England wird es noch getrieben. In Spanien und Italien ist es eine volksthümliche Uebung geblieben, die man in Rom noch auf öffentlichen Plätzen anstellt. Das B. ist wegen seiner den Körper stärkenden und gelenkig machenden, Anmuth der Bewegung verleihenden Wirkungen eine der empfehlenswerthesten gymnastischen Uebungen für Gesunde und manche (besonders Nerven-) Kranke.

Balme (Col de), ein Berg und Alpenpaß auf der Grenze von Savoyen und Wallis an der Quelle der Arve, etwa auf der Mitte des 10 St. langen, sehr begangenen Saumwegs zwischen Martinach im Arvethal im NO. und Chamouny im Rhônethal im SW. Die Höhe wird zu 6858 und 6783 F. angegeben; der Gipfel, wo das eiserne Kreuz steht, ist nach Saussure 7086 F. hoch. Die Schweiz bietet wenige so überraschende Aussichtspunkte wie dieser berühmte Uebergang. Man übersieht die ganze Pracht des Chamounythales, den Montblanc mit seinem Wald von Granitnadeln und seinem Schneescheitel, das Wallis bis Sitten, das Berner Oberland bis zur Grimsel und Furca, im W. das lange Dorf Vallorcine und die Schneehaube des Buet.

Balmes (Jaime), ein span. Theolog und Publicist, zugleich auch als wissenschaftlich gebildeter Philosoph bekannt, geb. 28. Aug. 1810 zu Vich in Catalonien, erhielt mit Unterstützung des dortigen Bischofs den ersten Unterricht auf dem Seminar seiner Vaterstadt und widmete sich dann auf der Universität zu Cervera der Theologie, wo er sich auch 1833 den Doctorgrad erwarb. Die folgenden Jahre benutzte er in seiner Vaterstadt theils zur weitern Ausbildung in seiner Berufswissenschaft, theils zu ausgedehnten allgemeinern Studien. Seine literarische Thätigkeit begann er mit den «Observaciones sociales, politicas y economicas sobre los bienes del clero» (Barcel. 1840), welchen unter anderm die «Consideraciones politicas sobre la situacion de España» (Barcel. 1840) und die in vielen Auflagen verbreitete Schrift «La religion demostrada al alcanze de los niños» (Barcel. 1841; dann öfter zu Madrid; deutsch, Freiburg 1863) folgten. Nachdem er 1841 nach Barcelona übergesiedelt, erschien sein großes Werk: «El Protestantismo comparado con el Catolicismo en sus relaciones con la civilizacion europea» (4 Bde., Barcel. 1842—44; 3. Aufl. 1849), in welchem er mit großer Beredsamkeit, Gewandtheit und Gelehrsamkeit den Katholicismus vertheidigte, und das seinen Ruf in der kath. Welt begründete. Das Buch wurde alsbald ins Italienische, Französische und Englische, neuerdings auch von Hahn (2 Bde., Regensb. 1861—62) ins Deutsche übersetzt. B. bereiste 1842 Frankreich und England und nahm hierauf seinen Wohnsitz zu Madrid, wo er in dem Journal «El pensamiento de la nacion» für die Vermählung der Königin Isabella mit dem Grafen Montemolin in die Schranken trat. Neben dieser publicistischen Thätigkeit setzte er jedoch seine wissenschaftlichen Arbeiten eifrig fort und veröffentlichte zunächst das Werk

«El criterio» (Madr. 1845; deutsch von Nissl, Regensb. 1852), dann die mit großer Begeisterung und Beredsamkeit geschriebenen «Cartas á un escéptico en materias de religion» (Madr. 1845; deutsch von Lorinser, Regensb. 1852; 2. Aufl., 1856). Diesen Schriften folgten streng wissenschaftliche philos. Lehrbücher, die «Filosofia fundamental» (Barcel. 1846; neue Aufl., 4 Bde., 1849; deutsch von Lorinser, 4 Bde., Regensb. 1855—56; 2. Aufl. 1861 fg.) und der «Curso de filosofia elemental» (4 Bde., Madr. 1847; deutsch von Lorinser, 4 Thle, Regensb. 1852—53). Das erstere derselben ist zwar ein noch auf scholastischen Fundamenten, namentlich auf Thomas von Aquino ruhendes Lehrgebäude, aber mit vielem Scharfsinn unserer Zeit angepaßt; das letztere behandelt die Logik, die Aesthetik, Ideologie, allgemeine Grammatik, Psychologie, Theodicee, Moralphilosophie und Geschichte der Philosophie. 1847 trat B. noch mit der polit. Schrift «Pio IX.» (Madr. 1847) auf, in welcher er die vom Papste anfänglich kundgegebene Hinneigung zur ital. Nationalpartei im günstigsten Lichte darzustellen suchte. Er sah sich deshalb vielfachen Vorwürfen und Angriffen der conservativen Partei, der er übrigens selbst angehörte, ausgesetzt und zog sich nach Vich zurück, wo er jedoch schon 9. Juli 1848 starb. Eine Sammlung seiner polit. Schriften hatte B. selbst veranstaltet (Madr. 1847); eine deutsche Uebersetzung seiner «Vermischten Schriften» (3 Bde., Regensb. 1855—56) hat Vorscht geliefert.

Balmoral-Castle, die schott. Sommerresidenz der Königin Victoria von England, liegt in einem Bergthal der Grafschaft Aberdeen, 926 F. über dem Meere. Die Herrschaft B. gehörte früher dem Haupte des Clan Farquharson und ging von demselben an den Grafen von Fife über, der sie 1836 an Sir Robert Gordon, Bruder Lord Aberdeen's, auf 38 J. als Jagdrevier verpachtete. Nach dem Tode Gordon's wurde 1848 der Pachtvertrag von dem Prinzen Albert übernommen, welcher schließlich 1852 die Herrschaft durch Kauf an sich brachte. Da das von Gordon errichtete bescheidene Jagdhaus für die königl. Familie zu wenig Räumlichkeiten darbot, so ließ der Prinz unter Aufsicht des Architekten William Smith aus Aberdeen ein castellartiges Gebäude aufführen, in welchem er seitdem alljährlich mit der Königin und ihren Kindern den Spätsommer verlebte. Das Schloß ist von Granit im altschott.-goth. Stil erbaut und steht am Rande des Flusses Dee, welcher, sich um die Bergkette des Craig-an-Gowan ziehend, eine große Halbinsel bildet. Von einem 100 F. hohen Thurm hat man eine prachtvolle Aussicht auf die Hochlande. Die Herrschaft B. hat ein Areal von 10000 Acres, welchen Prinz Albert durch fernere Ankäufe noch bedeutende Strecken Landes hinzufügte, die in einen Wildpark von 30000 Acres Umfang verwandelt wurden. Das Gebiet ist zur Rothwild- und Birkhuhnjagd sowie zur Fischerei und andern ländlichen Vergnügungen vortrefflich gelegen, hat aber den Nachtheil, daß die benachbarten Grampiangebirge ihm öftere Regengüsse zuführen. Unweit B. erhebt sich die Bergkuppe Ben-Abourd, in deren Nähe die Königin Victoria ihrem verstorbenen Gemahl 1863 ein Denkmal errichtet hat.

Balneographie (griech.) heißt diejenige medic. Disciplin, welche sich mit Beschreibung und Untersuchung der Mineralwässer (s. d.) in Bezug auf ihre chem. Zusammensetzung wie ihre Wirkungen auf den Organismus der Gesunden und Kranken beschäftigt und im System der medic. Wissenschaft einen Theil der Heilmittellehre bildet. In gleicher Bedeutung wird vielfach auch Balneologie gebraucht, doch bezeichnet man mit diesem Worte eigentlich die Lehre von den Bädern überhaupt, ihren Arten und deren therapeutischen Anwendungen. Einen besondern Theil der B. oder Balneologie bildet die Balneotherapie, die Lehre von der Anwendung der Mineralbäder oder der Bäder im allgemeinen bei den verschiedenen Krankheits- und Gesundheitszuständen. Aus der reichhaltigen Literatur über dieses Gebiet der Heilmittellehre sind besonders hervorzuheben: Osann, «Darstellung der bekanntesten Heilquellen Europas» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1832—39); Schwarze, «Heilquellenlehre» (Lpz. 1839); Vetter, «Handbuch der allgemeinen Heilquellenlehre» (2. Aufl., Berl. 1845); Posner, «Encyklopäd. Handbuch der Brunnen- und Bäderkunde» (2 Bde., Berl. 1853); Lersch, «Einleitung in die Mineralquellenlehre» (2 Bde., Erl. 1855—60); Seegen, «Compendium der allgemeinen und speciellen Heilquellenlehre» (2 Thle., Wien 1857—58); Helfft, «Handbuch der Balneotherapie» (4. Aufl., Berl. 1859); Ditterich, «Klinische Balneologie» (Münch. 1861); Ewich, «Praktisches Handbuch über die vorzüglichsten Heilquellen und Curorte» (Berl. 1862). Spengler gab 1855—60 zu Wetzlar eine «Balneologische Zeitung» heraus und hat sich seitdem mit Löschner zur Herausgabe eines «Archiv für Balneologie» (Neuwied 1862 fg.) verbunden.

Balsambaum. Mit diesem Namen werden die Arten zweier Baumgattungen der Tropen belegt, welche balsamische Säfte enthalten und wohlriechendes Harz oder richtiger Gummiharz

(Gummiresina) ausscheiden, nämlich die Arten der zur 8. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Burseraceen gehörenden Gattung Balsamodendron und die Arten von Myroxylon, einer Gattung aus der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Sexualsystems und aus der Familie der Schmetterlingsblütler. Die erstgenannte, von Kunth aufgestellte Gattung ist in Arabien und Ostindien, die zweite, von Mutel benannte, im tropischen Amerika zu Hause. Balsamodendron hat eingeschlechtige Blüten mit gefärbtem, vierzähnigem Kelche, vierblätteriger Blumenkrone und halb unterständigem Fruchtknoten, aus welchem eine eiförmige, äußerlich mit vier Nähten versehene, ein- bis zweisamige Steinfrucht entsteht. Ihre Arten besitzen dreizählige oder unpaarig gefiederte Blätter. Eine arab. Art, B. Myrrha Ehrenbg., liefert das bekannte Myrrhenharz (s. Myrrhe), eine andere, ebenfalls in Arabien einheimische, B. Gileadense Kth., den Mekkabalsam. Von letzterer stammt auch das Balsamholz, welches im Orient als Räuchermittel sehr geschätzt wird, aber echt wol nur selten nach Europa kommt. Die Arten von Myroxylon haben Zwitterblüten mit glockenförmigem, fünfzähnigem Kelche und fünfblätteriger Schmetterlingsblume, und zur Frucht eine sehr lang gestielte, einsamige, nicht aufspringende Hülse, welche auf jeder Seite ihres Faches einen großen Gummiharzbehälter enthält. Ihre Blätter sind unpaarig gefiedert und durchsichtig punktirt, ihre Blüten in Trauben gruppirt. Mehrere Arten, namentlich M. Sonsonatense Klotsch von der Balsamküste Guatemalas, ferner M. punctatum Klotsch aus Peru, M. peruiferum Mut. aus Neugranada und M. pedicellatum Kl. aus Peru liefern den bekannten Perubalsam. Von einer andern, zuerst von A. von Humboldt entdeckten und beschriebenen Art, M. toluiferum, kommt der früher auch berühmte Tolubalsam. Dieser in Neugranada wachsende Baum wird bisweilen als Rarität in Warmhäusern cultivirt.

Balsame nennt man natürliche Gemische von Harzen mit ätherischen Oelen, welche dickflüssig und meist von starkem, theilweise angenehmem Geruche sind. An der Luft und durch die Länge der Zeit werden sie fest und völlig in Harze umgewandelt. Sie stammen aus dem Pflanzenreiche und fließen theils freiwillig, theils infolge gemachter Einschnitte aus den Stämmen verschiedener Baumarten, oder werden durch Auskochen, auch Auspressen aromatischer Pflanzentheile gewonnen. Die wohlriechenden B. dienen zur Bereitung von Parfumerien, andere zu technischen Zwecken, ehemals spielten einige auch eine bedeutende Rolle in der Medicin. Die bekanntesten B. sind: 1) der Balsam von Canada oder Canadische Terpentin, welcher von der Balsamtanne (Pinus balsamea), die in Canada und Virginien wächst, gewonnen wird; 2) der Copaivabalsam, der von dem in Südamerika einheimischen Balsamcopahubaume (von Copaifera officinalis und andern Arten derselben Gattung) gesammelt wird; 3) der Karpatische Balsam, auch Balsam vom Libanon, von der Zembratanne, welche auf den karpatischen Gebirgen, in Ungarn, in der Schweiz, Tirol u. s. w. wächst; 4) der sehr kostbare Balsam von Mekka oder Gilead, von dem echten Balsambaum (Balsamodendron gileadense) in Arabien und Aegypten; 5) der Perubalsam, sowol von weißer als schwarzer Farbe, von Myroxylon peruiferum in Südamerika; 6) der flüssige Storax, auch flüssiger Amber, aus dem Ambrabaume (Liquidambar styraciflua) in Virginien, der aber auch in Ostindien bereitet wird; 7) der Balsam von Tolu, vom Balsambaume (Myroxylon toluiferum), der bei Tolu, einer Stadt nicht weit von Cartagena in Neugranada, wächst; 8) der Terpentin (s. d.). Uneigentlich legt man den Namen B. mancherlei künstlichen Zusammensetzungen bei, welche in früherer Zeit als Arznei- oder Wundmittel großes Ansehen genossen, jetzt aber größtentheils veraltet und außer Gebrauch sind. Es gehört hierzu der Schwefelbalsam (Auflösung von Schwefel in Olivenöl), der Hoffmann'sche Lebensbalsam (aus Weingeist und verschiedenen ätherischen Oelen), der Wundbalsam (aus Weingeist, Essig, Thymianöl, Myrrhe u. s. w.), der Muskatbalsam (Muskatbutter mit Wachs und Olivenöl versetzt) u. a. m.

Balsamine (Balsamina) nannte Decandolle eine Gattung der nach derselben benannten Familie der Balsamineen und aus der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, mit fünf oder drei Kelchblättern, wovon das unpaarige gespornt ist, fünf Blumenblättern (zu zwei und zwei verwachsen), fünf Staubgefäßen, fünf gesonderten Narben. Die Frucht ist eine ovale Kapsel, fünfklappig; die Klappen rollen sich elastisch einwärts zusammen. Die Balsaminen sind jährige Kräuter, die Blütenstiele stehen doldig, zu drei bis fünf gehäuft, zuweilen einzeln; sie sind einblütig und herabgezogen. Die Blüten haben meist weiße oder rothe Farbe; ihre zweiseitlichen Kelchblätter sind sehr klein; die zwei innern fehlen meist ganz. Die Kapseln sind weichhaarig, filzig. Eine der bekanntesten Arten dieser Gattung ist Balsamina hortensis: sie hat lanzettliche, an beiden Enden stark zugespitzte, scharfgesägte, kahle Blätter; die untersten stehen

einander gegenüber. Die beiden seitlichen Kelchblättchen sind sehr klein, der Sporn des dritten ist kürzer als die Blüten. Die Pflanze hat einen aufrechten, 1—2 F. hohen, dicken, fleischig-saftigen Stengel. Sie ist in Ostindien einheimisch und eine bei uns gemeine Zierpflanze, häufig mit gefüllten und halbgefüllten Blüten, welche in den verschiedensten Farben vorkommen. Diese beliebte Zierpflanze gedeiht fast auf jedem Boden ohne besondere Pflege. Doch ist es gut, den Samen zunächst in Töpfe oder ins Mistbeet zu säen, und die Pflanzen erst im Juni ins Freie zu versetzen, weil sie durch Spätfröste leicht erfrieren. Die B. verlangt reichliche Bewässerung. Man hat daraus früher einen Wundbalsam bereitet, welcher ihr den Namen gegeben.

Balsamiren oder Einbalsamiren nennt man das Verfahren, welches angewendet wird, um Leichname vor Verwesung zu schützen, namentlich wenn man zu diesem Behufe die Weichtheile mit fäulnißwidrigen (antiseptischen) Stoffen tränkt. Dergleichen Verfahrungsarten waren schon den Assyrern, Scythen und Persern bekannt; am berühmtesten aber haben sich darin die Aegypter gemacht, bei denen alle Leichen und viele Thiere einbalsamirt wurden. Die ägypt. Methode des B. ist von Diodor beschrieben; doch bleibt seine Beschreibung in manchen Stücken undeutlich. Jedenfalls hatten die Aegypter mehrere Methoden. Die vollkommenste bestand in Entleerung der Kopfhöhle und Ersatz des Gehirns durch aromatische Substanzen, Herausnahme der Eingeweide, Imprägnirung derselben mit aromatischen Stoffen und Ausfüllung der Bauchhöhle mit wohlriechenden Harzen oder Asphalt; ferner in Einweichen des ganzen Cadavers in Auflösungen von Natronsalzen, und endlich in luftdichter Einwickelung des ganzen Leichnams in aromatisirte Binden. Daß die ägypt. Einbalsamirung die Leichname nicht unverändert erhielt, zeigt die Ansicht jeder Mumie. Alle Weichtheile sind in ihrer Structur vollständig zerstört und verändert und selbst die äußere Form nur höchst unvollkommen beibehalten. Es wurde also auch hier nur eine Verwandlung der Fäulniß in langsame Veränderung und Zersetzung erzielt, theils durch Anwendung antiseptischer Stoffe, theils durch Abhaltung der Luft, theils endlich durch Beförderung des Austrocknens. Die neuere Zeit macht nur in seltenen Fällen vom Einbalsamiren Gebrauch. Das einfachste Verfahren, wobei aber die Form der Weichtheile verloren geht, ist das auch bei den alten Guanchen und manchen südamerik. Völkern übliche Austrocknen der Leiche, das der von selbst eintretenden Mumificirung in gewissen, sehr trockenen Grabgewölben gleichkommt. Unter die künstlichen Verfahrungsweisen gehört die Behandlung mit feuchtigkeitentziehenden und die Eiweisstoffe zum Gerinnen bringenden, die gallertartigen Bestandtheile aber gerbenden Stoffen: mit Kreosot, Holzessig, mit gewissen Salzen, besonders Sublimat, mit Arsenik und andern mineralischen Substanzen. Man vertheilt diese Substanzen am besten dadurch im ganzen Körper, daß man die Auflösung in die Adern injicirt. Die Anwendung von Harzen und Spezereien zu diesem Zwecke ist namentlich, abgesehen von Erzeugung eines Wohlgeruchs, gegen die Thätigkeit des Ungeziefers gerichtet; auf den anatom. Sälen werden hierzu oft Terpentinöl oder andere balsamische Lösungen benutzt. Obschon die angeführten Methoden für die Einbalsamirung solcher Leichen, die in Särge gelegt werden sollen, immerhin die besten sein mögen, so erweisen sie sich doch nicht zweckmäßig, wo man Leichen behufs fortgesetzter anatom. Untersuchungen, besonders im Sommer, längere Zeit zu erhalten sucht. Auch dann sind sie nicht entsprechend, wenn Leichen öffentlich exponirt werden sollen. Hier gilt es weniger eine absolute Dauer zu erlangen, als vielmehr eine Verzögerung der Zersetzung, die aber (mit Anwendung unschädlicher Mittel) die Formen ganz erhalten soll. Die Abhaltung der Luft durch Firnis- und ähnliche Ueberzüge (z. B. Guttapercha), vielleicht durch galvanoplastische Ueberziehung mit dünnen Metallschichten, würde für den letztern Zweck hinreichen, obgleich sie nicht lange wirkt, da die Ursachen der Zersetzung vorzüglich innere sind. Die Behandlung mit Weingeist und Aufbewahrung in Spiritus ist ein bekanntes Mittel der Anatomen, welches bei längerer Einwirkung aber die Gewebe sehr verändert und entfärbt. Neuerdings hat Gannal gezeigt, daß Thonerdesalze, in die Gefäße injicirt, eine solche Verbindung der Thonerde mit den Geweben des Körpers bewirken, wodurch der natürliche Turgor und die Form aller Theile ziemlich lange unverändert bleibt und die Fäulniß lange hinausgeschoben wird. Auflösungen der Thonerdesalze sind zur Conservirung von Präparaten besser als Weingeist. Das von Gannal gewöhnlich angewendete Salz ist schwefelsaure und salzsaure Thonerde. Mehr noch als das Verfahren von Gannal bewährte sich die von Sucquet angegebene Methode, wonach eine Auflösung von Chlorzink in die Adern eingespritzt wird. Was die neuerdings zu gleichem Zwecke empfohlene Auflösung der Chromsäure, das unterschweflichsaure Natron, das Zinnchlorid, der Eisenvitriol und andere Metallsalze leisten, muß erst die Erfahrung lehren. Vgl. Gannal, «Histoire des embaumements» (Par. 1841).

Balsamodendron, s. Balsambaum.

Balta, eine Kreisstadt des russ. Gouvernements Podolien, auf der Poststraße zwischen Kiew und Odessa, an der Kodyma am Abhange eines Hügels gelegen, zählt (1860) 14154 E. und hat drei griech. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Kreis- und eine Pfarrschule u. s. w. Die Bevölkerung unterhält 23 Fabriken (darunter viele für Lichte, Seife, Talgschmelzerei), 1 Brauerei und 6 Ziegeleien. Begünstigt durch ihre Lage an der großen Handelsstraße und nahe der Südgrenze Podoliens, hat B. auch lebhaften Handelsverkehr, dessen Hauptartikel Fabrikate, Bauernarbeiten, besonders aber Rindvieh, Pferde, Häute, Wolle und Getreide bilden. Die zwei Jahrmärkte zu Pfingsten (der wichtigste) und 29. Juni veranlassen einen Umsatz von 300000 Rubeln. Geschichtlich merkwürdig ist B. dadurch, daß die hier an der damals poln.-türk. Grenze vorgefallenen Thätlichkeiten zwischen saporogischen Kosacken und Tataren die türk. Regierung im Oct. 1768 zur Kriegserklärung an Rußland veranlaßten. 1780 wurde der Ort von den Russen unter Panin größtentheils zerstört, 1797 zur Kreisstadt erhoben.

Balta-Liman, eine Hafenbucht auf der europ. Seite des Bosporus oder Straße von Konstantinopel, nahe bei Istenia, etwa in der Mitte, zwischen Rumili-Hissar und Therapia gelegen und im Alterthum Bucht der Phidalia (eines Uferfelsen) oder Portus mulierum (Weiberhafen), von den Türken nach Mohammed's II. Kapudanpascha Balta-Ogli benannt. Letzterer baute hier die platten Schiffe und Boote, welche zur Belagerung von Konstantinopel (1453) zu Lande bis an das Ende des Hafens der Stadt, Ejub gegenüber, geschafft wurden. Die Bucht war früher oft der Sammelplatz osman. Flotten und ist in der neuern Geschichte denkwürdig geworden durch den 1. Mai 1849 zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossenen Vertrag von B., welcher unter anderm Rußland auf sieben Jahre gleiches Interventionsrecht mit den Türken in den Donaufürstenthümern stipulirte.

Baltard (Victor), franz. Architekt, geb. zu Paris 1805, einer der drei Söhne des durch Herausgabe vieler Prachtwerke bekannten Baumeisters und Kupferstechers Pierre Louis B. (geb. 9. Juli 1765 zu Paris, gest. 22. Jan. 1846), erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und erwarb 1833 den ersten großen Preis in der Architektur und damit das Staatsstipendium für weitere Studien in Rom. Bei seiner Rückkehr zum Baumeister der Staatsbehörde und des pariser Stadtamts ernannt, besorgte er die Ausbesserung oder Ausschmückung der Kirchen St.-Germain des Prés, St.-Séverin und St.-Eustache wie auch die Vollendung des von Lelong begonnenen neuen Stempelhauses. Später leitete er den Neubau der großen Markthallen, das bemerkenswertheste und eigenthümlichste Denkmal des neuesten Baustils. Seine sonstigen Arbeiten verrathen wol Geschmack, gelehrtes Wissen (im Sinne der klassischen Schule) und praktisches Werkmannsgeschick, aber kein besonderes Gefühl fürs Charakteristische in der Baukunst. Das auf Kosten des Herzogs von Luynes gedruckte Prachtwerk «Recherches sur les monuments de l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale» enthält von ihm viele nach der Natur aufgenommene Platten. Auch sind alle Kupfer der beiden Monographien «La Villa Médicis» (1847—48) und «Les Halles centrales de Paris» (1863—64) nach seinen Zeichnungen gestochen. Außerdem lieferte B. den Entwurf zu der Wiege des kaiserl. Kronprinzen, die von der Stadt Paris bestellt wurde. — Sein älterer Bruder, Prosper B., geb. in Paris 1. Nov. 1796, betreibt ebenfalls das Baufach; ein jüngerer Bruder, Jules B., geb. ebendaselbst 3. Juni 1807, ist Maler.

Baltimore, Stadt mit Hafen in der Grafschaft Baltimore im nordamerik. Staate Maryland, nach Neuyork, Philadelphia und Brooklyn die größte Stadt in den Vereinigten Staaten, mit 266661 E. (1860), an der Nordseite des Flusses Patapsco, der 3 M. von da in die Chesapeakebai fällt, ward 1729 angelegt und zu Ehren des Lord Baltimore, des Gründers von Maryland, benannt. B. bestand 1765 aus nur etwa 50 Häusern. 1796 wurde es zur Stadt erhoben und stieg hierauf durch den Handel sehr rasch. 1790 hatte es 13503, 1800 schon 26514, 1810 aber 35538, 1820 sogar 62738, 1830 dagegen 80625, 1840 bereits 102313 und 1850 endlich 169054 E. Es wird in die Alte Stadt, Neue Stadt, French-Town und Fell's-Point eingetheilt, die durch ein Flüßchen Jones'-Falls getrennt sind. B. enthält viele ansehnliche Gebäude, unter denen sich die Bank von Maryland, die große Börse, das Athenäum mit der Bibliothek der Historischen Gesellschaft, neuerdings das von dem londoner Bankier George Peabody der Stadt geschenkte und nach ihm benannte Peabody-Institut, die Verkaufshallen und mehrere der 40 Kirchen und Gotteshäuser für alle Confessionen, namentlich die kath. St.-Paulskirche auszeichnen. Unter den vielen Monumenten, welche B. den Namen Monumental-City gaben, befindet sich das zu Ehren Washington's errichtete, 160 F.

hohe Denkmal und das Monument zum Andenken der Schlacht, in welcher 1814 der Angriff der Engländer unter General Roß abgeschlagen wurde. Die neuen Straßen sind regelmäßig; die Baltimorestraße ist 1 engl. M. lang und 80 F. breit. Der ältere Stadttheil, theilweise hügelig und uneben, zeichnet sich durch aristokratische Abgeschlossenheit und in feinem Stil gebaute Häuser aus. B. ist der Sitz des amerik. Tabackshandels; auch das Weizenmehl aus den Dampfmühlen bei B. wird wegen seiner besondern Güte sehr weit verführt. In der Stadt und Umgegend gibt es viele Baumwoll- und Leinenfabriken. In der ganzen Welt berühmt ist die Stadt als Schiffbauplatz: ihre Klipper sind die besten Schiffe der amerik. Handelsmarine. Ihr auswärtiger Handel hat sich dagegen nicht im Verhältniß zum übrigen Wachsthum des Orts entwickelt. Eine Eisenbahn führt von hier nach Washington (42 engl. M.), eine andere nach Philadelphia (96 M.) und eine dritte, die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn (379 M.), über Cumberland bis nach Wheeling an den Ohio. Letztere ist eine der großartigsten Bahnen in Amerika, zeichnet sich durch ihre kühnen Brücken, Tunnels und Bergübergänge aus und vermittelt den Verkehr B.s mit den Kohlenbergwerken Marylands und Virginiens sowie mit dem Westen. Der Eingang des Hafens ist schmal und durch das Fort Mac-Henry geschützt. Schiffe von 5—600 Tonnen liegen unterhalb der Stadt; nur mit 200 Tonnen können sie an diese gelangen. B.s Lage ist eine der schönsten der nordamerik. Seestädte. Es erhebt sich terrassenförmig um den Hafen, und namentlich bieten der Federal-Hill und Lautenschlägershügel einen entzückenden Blick auf die zu ihren Füßen sich ausbreitende Stadt und den Hafen. Die Frauen B.s gelten als die schönsten in den Vereinigten Staaten, seine Rowdies als der roheste, verwahrlosteste und blutdürstigste Pöbel des Landes und seine höhern Gesellschaftskreise als die reactionärsten, weil ihre Interessen bisher unbedingt in der Sklaverei wurzelten und sich stets abwehrend gegen den freiern, vom Norden her eindringenden Geist verhielten. Erst seit dem Ausbruch des großen Kampfes 1861, in welchem sich die Behörden von B. anfangs für neutral zu erklären wagten, macht sich ein Umschwung geltend.

Baltisches Meer, s. Ostsee.

Baltischport, russ. Baltiinskii-Port, früher **Rogerwiek** genannt, ein kleines Hafenstädtchen im Kreise Reval oder Harrien des russ. Gouvernements Esthland, 6¾ M. westl. von Reval, auf nacktem, unfruchtbarem Felsboden an der Ostseite der Bucht Rogerwiek erbaut, zählt nur 72 Häuser (23 von Stein) mit 389 E. und hat eine griech. und eine luth. Kirche. Der Ort betreibt keine Fabriken und unterhält nur unbedeutenden Handel. Die Bucht **Rogerwiek**, 5/7 M. lang und 3/7 M. breit, hat guten, tiefen Ankergrund und bildet eine sehr schöne Rhede für eine große Flotte. Dieselbe friert in milden Wintern nicht zu, und auch sonst ist die Schiffahrt nur 2—3 Monate unterbrochen. Deshalb erregte die Bucht schon die Aufmerksamkeit der frühern schwed. Regierung. Peter d. Gr. besuchte die Localität 1715 persönlich und ließ 1722 durch Münnich einen großartigen Kriegshafen projectiren, aber die Arbeiten waren unter Elisabeth noch nicht beendet und wurden 1768 ganz eingestellt. 1854 beschoß die vereinigte engl. und franz. Flotte den Ort.

Baltistân, d. h. das Land **Balti**, auch **Kleintibet** genannt, früher ein eigener Staat, jetzt eine Provinz im Reiche Kaschmir des Maharadscha-Gholab-Sing, am obern Indus gelegen, vom chines. Turkistan im N. und NO. durch die mächtige Karakorum-Kette getrennt, im O. von Ladakh, im S. von Kaschmir, im W. von Ghilgit begrenzt, umfaßt ein Areal von etwa 380—90 Q.-M. Es besteht hauptsächlich aus dem Thale des in 6—7000 F. Höhe gegen NW. fließenden, an der Grenze von Ghilgit aber sich nach SW. wendenden **Indus**, den untern Thälern von dessen Zuflüssen Schajok, Schigar, Ghilgit, Hassora u. a. und den zwischen denselben liegenden Bergketten und Hochflächen. An der Nordostecke, etwa 15 M. im ONO. von der Hauptstadt, steht der zweithöchste Berg der Erde, ein Karakorum-Pic von 26543 par. F. Höhe, und fast ebenso weit im W. von ihr der Dayarum oder Nanga-Parbat, 24988 par. F. hoch. Die Urgebirge der Thaleinfassung bewässern das Land reichlich. Schnee ist nicht ungewöhnlich, Regen selten und spärlich. Der Sommer ist in den Thälern heiß. Das Industhal ist wenigstens streckenweise fruchtbarer als in Ladakh. Man baut Weizen, Gerste, einigen Reis, Buchweizen, Hirse, Rüben, Melonen, gewinnt ausgezeichnete Trauben und Aepfel. Eine Art kleiner Trauben kommt unter dem Namen Zurisk als Korinthen in den Handel. Die Thierwelt gleicht der tibetanischen. Eine Besonderheit ist hier wie in Ghilgit und dem westlich davon gelegenen Lande Tschittral die wilde Ziege Rap'ho-Tsch'he oder Ra-Tsch'he, d. h. große Ziege, oder Mar-Chor, d. h. Schlangenfresser, mit seltsam gewundenen, 3½ F. langen Hörnern. Die Einwohner, der Anzahl nach unbekannt, sind tibetanischer Abstammung, bekennen

sich aber sämmtlich zum schiitischen Islam. Die Hauptstadt Iskardo, auch Skardo oder Kardo, im Lande selbst gewöhnlich Sargarchud genannt, ein unbedeutender Ort von etwa 150 zerstreuten Häusern, liegt in einer von mächtigen Bergen eingeschlossenen Thalausweitung des hier 450 F. breiten, reißenden Indus am Einfluß des Schigar. Die sehr starke Feste steht 800 F. über der Stadt auf einer steilen Felshöhe. Die übrigen Wohnorte des Landes sind nur Dörfer. Bis auf die Eroberung durch die Sikhs unter Gholab-Sing 1835 wurde B. von einem eigenen Fürsten oder Rgilso regiert. Durch den Vertrag zu Lahore 9. März 1846 behielt es Gholab-Sing nebst den übrigen Provinzen Kaschmirs als unabhängiges Besitzthum.

Baltschik, eine Küstenstadt in der türk. Provinz Bulgarien, 5 M. im NO. von Varna, mit dem sichersten Hafen am Schwarzen Meere, zählt 4000 E., hat ein Sanitäts- und Zollamt, große Waarenmagazine und ansehnlichen Handel. Von Bedeutung ist auch der jährlich im Juni acht Tage dauernde Pferde-, Rindvieh- und Schafmarkt sowie die in der an Wein, Obst und Gemüse reichen Umgegend stark betriebene Bienenzucht, deren vortrefflicher Honig meist nach Konstantinopel geht. 1828 und 1829 wurde B. von den Russen besetzt gehalten. Vom 4. bis 6. Sept. 1854 ging von B. und Varna aus die franz.-engl.-türk. Armee unter Marschall St.-Arnaud auf 250 Schiffen in die Krim ab, wo sie 14. Sept. landete.

Baltzer (Johannes Baptista), namhafter kath. Theolog, geb. 16. Juli 1803 zu Andernach am Rhein, widmete sich 1823—27 dem Studium der kath. Theologie unter Hermes in Bonn, wurde darauf Repetent in dem dortigen Convictorium und erhielt 19. Sept. 1829 vom Erzbischof Graf Spiegel zu Köln die Priesterweihe. Nachdem er hierauf zu München im März 1830 die theol. Doctorwürde erworben, ward er noch in demselben Jahre zum außerord. Professor an der kath.-theol. Facultät der Universität zu Breslau berufen und 1831 als ord. Professor der Dogmatik angestellt. Durch den nachmaligen Fürst-Bischof Dr. Knauer wurde er 1843 zum geistlichen Rathe des Consistoriums erster Instanz für Ehesachen, 1844 zum Prosynodalexaminator, durch dessen Amtsnachfolger, den Cardinal Fürst-Bischof Freiherr von Diepenbrock, 1846 zum residirenden Domherrn bei der breslauer Kathedrale, 1857 zum Mitgliede des Oberconsistoriums der ersten Appellationsinstanz für das Bisthum Breslau und 1860 zum Domscholasticus ernannt. Die Schriften B.'s sind meist Streitschriften philos. und dogmatischen Inhalts. In den Schriften: «Hinweisungen auf den Grundcharakter des Hermesischen Systems» (Bonn 1832) und «Ueber die Entstehung religiöser Gegensätze im Katholicismus und Protestantismus» (Bonn 1833), tritt B. in einer etwas derben, von ihm später theilweise selbst gemisbilligten Sprache als entschiedener Anhänger und Vertheidiger des philos. und theol. Systems seines Lehrers Hermes auf. In seinen spätern Schriften, wie «Beiträge zur Vermittelung eines richtigen Urtheils über Katholicismus und Protestantismus» (2 Thle., Bresl. 1839—40), «Das christl. Seligkeitsdogma nach kath. und prot. Bekenntnisse» (2. Aufl., Mainz 1844) und «Theol. Briefe» (1. Serie, 2. Aufl., Mainz 1844; 2. Serie, Bresl. 1845), zeigt sich eine Veränderung im Urtheile über die wissenschaftliche Bedeutung von Hermes. B. erkennt nämlich in dem System seines Lehrers im Gegensatze zu dem Kant's zwar immer noch einen über Kant gewonnenen realistischen Fortschritt an, ist aber nicht mehr der Ansicht, daß dadurch der Kant'sche Rationalismus ganz, sondern nur halb überwunden sei. Auf diese Aenderung des Urtheils über Hermes hat unverkennbar das Studium des wiener Philosophen Günther, welchem auch die «Theol. Briefe» dedicirt sind, Einfluß geübt. Aehnliche Grundsätze zeigt auch das Schriftchen «Preßfreiheit und Censur mit Rücksicht auf die trierer Wallfahrt» (Bresl. 1845). 1853 reiste B. mit dem Benedictinerabt Professor Gangauf zu Augsburg im Auftrage des Cardinal Fürst-Erzbischofs Schwarzenberg nach Rom, um den Versuch zu machen, die drohende Verurtheilung der Günther'schen Schriften abzuwenden. 1860 suspendirte der Fürst-Bischof von Breslau die Lehrthätigkeit B.'s an der Universität; doch sprach ihn 1864 der königl. Disciplinarhof frei und erklärte die Suspension für einen Uebergriff.

Baltzer (Wilh. Eduard), bekannt als Vertreter der Freien Gemeinden, geb. 24. Oct. 1814 in dem nahe der sächs. Grenze gelegenen preuß. Dorfe Hohenleine, wo sein Vater, Friedr. B., Pfarrer war. Er erhielt seine höhere Bildung seit 1828 in Schulpforta und widmete sich seit 1834 zu Leipzig, dann seit 1836 zu Halle philol. und mathem. Studien. 1838 kehrte er in das älterliche Haus zurück, um seinen greisen Vater im Amte zu unterstützen, der aber im Augenblicke seiner Ankunft starb. Hierauf wandte er sich zu dem ältesten seiner noch lebenden Brüder, Friedr. B., Pfarrer in Zwochau (seit 1849 polit. Flüchtling in Zürich), um dort als Hauslehrer zu wirken. 1841 nahm er einen Ruf als Hospitalprediger in Delitzsch an, wo er sechs Jahre hindurch thätig war. In diese Zeit fielen die kirchlichen Kämpfe wegen der neu-

entstandenen freien Gemeinden, an denen B. bald thätigen Antheil nahm. Er legte seine Stelle in Delitzsch nieder und gründete 5. Jan. 1847 zu Nordhausen eine Freie Gemeinde, nachdem ihm die Bestätigung der Wahl zum Pfarrer der dortigen Nikolaikirche von seiten der Staatskirche versagt worden war. Auch seine Wahl durch die Gemeinde der Moritzkirche in Halle konnte die Bestätigung nicht erhalten. Dagegen sah er sich zum Vorparlament nach Frankfurt eingeladen und wurde 1848 vom Kreise Nordhausen mit Bleicherode in die preuß. Nationalversammlung gesendet, in welcher er zur Partei Waldeck gehörte. In Nordhausen wählte man ihn zum Stadtverordneten und 1850 sogar zu deren Vorsitzendem. In dem Steuerverweigerungsprocesse von 1849, in den auch er sich verwickelt sah, wurde er freigesprochen. B. lebte seitdem in seiner Gemeinde in Nordhausen, auf welche er einen tiefgreifenden Einfluß ausübt. Die bedeutendsten seiner, von umfassender wissenschaftlicher Bildung und Geistesschärfe zeugenden Schriften sind: «Das sog. Apostolische Glaubensbekenntniß» (Lpz. 1847); «Alte und neue Weltanschauung» (4 Bde., Nordh. 1850—59), eine Sammlung der von ihm in den Gemeindeversammlungen gehaltenen Vorträge; «Das Leben Jesu» (2. Aufl., Nordh. 1861); «Allgemeine Religionsgeschichte» (Nordh. 1854); «Die neuen Fatalisten des Materialismus» (Gotha 1859). Desgleichen veröffentlichte er die «Uebersetzung» (Nordh. 1860) und die «Erklärung» der vier Evangelien (Nordh. 1863); die Schrift «Religiöse Jugend- und Volksbildung» (Nordh. 1861); das «Preußische Verfassungsbüchlein» (4. Aufl., Nordh. 1864) und das Buch «Von der Arbeit» (Nordh. 1864). Ein älterer Bruder B.'s, Theodor B., wurde 1847 wegen unkirchlicher Lehren seines Pfarramts in Naumburg a. S. entsetzt.

Balustrade (vom franz. balustre, und dieses vom griech. balaustion, ital. balaustra, eigentlich die Blüte des wilden Granatbaums) nennt man wegen Aehnlichkeit der Geländerdocken mit jener Blüte die Schutzeinfassung freier Räume und großer Oeffnungen. Die Höhe derselben richtet sich theils nach dem damit verbundenen Zwecke, theils wird sie, namentlich bei Architekturen, durch die Verhältnisse der übrigen Glieder des Baues bedingt. Die B. wird aus Stein, Metall oder Holz gefertigt und läßt, von der ganz oder fast ganz geschlossenen Brustlehne bis zum leichtesten Stab- und Gittergeländer, eine sehr mannichfaltige Anwendung gefälliger architektonischer Formen zu, wie sie sich besonders im Spitzbogenstil sehr kunstreich ausgebildet haben. In der Antike findet die Säulenform die meiste Anwendung; seltener sind die Arabeskenformen, noch seltener das durchbrochene Gitterwerk. Die Kunst des Mittelalters hat in metallenen Brustlehnen von Bronze- und Eisenguß Herrliches geleistet. Auch finden sich reiche und kunstvolle Holzgeländer. Bei Brustlehnen der Treppen kommt am Geländer die sog. Dockenform am häufigsten zur Anwendung. Auch sie ist zierlicher Gestaltung fähig.

Baluze (Etienne), verdienter franz. Geschichtsforscher, geb. 24. Dec. 1630 zu Tulle, widmete sich zu Toulouse jurist. Studien und trat schon frühzeitig als Schriftsteller auf. Nachdem er erst dem Erzbischof von Toulouse, dann dem von Auch als Secretär gedient, folgte er einem Rufe Colbert's, der ihn 1667 zu seinem Bibliothekar und 1670 zum Professor des kanonischen Rechts zu Paris ernannte. B. legte beide Aemter 1700 nieder. Nachdem er hierauf mehrere Jahre in Zurückgezogenheit gelebt, ward er 1707 von Ludwig XIV. zum Dirigenten des Collége-Royal berufen, fiel aber nach einigen Jahren wegen der «Histoire générale de la Maison d'Auvergne» (2 Bde., 1708) in Ungnade. Sein Buch wurde vernichtet, er selbst 1710 seiner Stelle entsetzt und nacheinander in Rouen, Blois, Tours und Orléans internirt gehalten, bis er endlich 1713 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris, nicht aber sein früheres Amt wieder erhielt. B. starb 28. Juli 1718 zu Paris. Unter seinen gelehrten Arbeiten nehmen die Sammlungen von Quellenschriften den ersten Rang ein. Dahin gehören vor allem die «Capitularia regum Francorum» (2 Bde., Par. 1677; 2 Bde., Vened. 1772; 2 Bde., Par. 1780) und die «Miscellanea» (7 Bde., Par. 1678—1715; neue Ausg. von Mansi, 4 Bde., Lucca 1761). Sonst sind noch zu nennen: die «Conciliorum nova collectio» (Par. 1685), ein Supplement zu Labbé's Sammlung; «Historia paparum Avenionensium» (2 Bde., Par. 1693); die Ausgaben der «Epistolae Innocentii papae III.» (2 Bde., Par. 1682) und der «Opera» des Cyprian (Par. 1726).

Balzac nennen sich mehrere franz. Familien, welche miteinander keineswegs verwandt sind. Einem aus der Auvergne stammenden Geschlechte gehören Henriette de B., Marquise de Verneuil, Maitresse Heinrich's IV., und Marie Touchet, die Maitresse Karl's IX., an. Guillaume Guez, ein Edelmann aus Languedoc, der sich, nach einem kleinen Gute an der Charente in Angoumois, de B. nannte (gest. 1560), war von Heinrich IV. sehr geschätzt. — Dessen Sohn, Jean Louis Guez de B., geb. 1594 zu Angoulême, Günstling des Cardinals Richelieu, Mitglied

der Französischen Akademie, königl. Staatsrath und Historiograph, erwarb sich durch seine zwar wenig gehaltreichen, aber gutstilisirten schriftstellerischen Leistungen einen nicht geringen Einfluß auf die Bildung der franz. Prosa. Durch heftige literarische Streitigkeiten mit dem Pater Goula wurde er veranlaßt, sich von Paris auf sein Stammgut B. zurückzuziehen, wo er 18. Febr. 1654 starb. Unter B.'s Werken, welche nach seinem Tode in einer von Cassaigne besorgten Gesammtausgabe (2 Bde., Par. 1665; 3 Bde., Amsterd. 1684) erschienen, haben seine «Lettres» (zuletzt 3 Bde., Par. 1806) den meisten Beifall gefunden. Von seinen didaktischen Schriften sind vorzüglich «Le prince» und «Le Socrate chrétien» zu nennen. Eine ausgewählte Sammlung seiner Schriften veranstaltete Malitourne (2 Bde., Par. 1822). Vgl. Moreau de Mersan, «Pensées de B.» (Par. 1807). — Ein Architekt Charles Louis B. begleitete die franz. Expedition nach Aegypten, lieferte viele architektonische Blätter für die «Description de l'Égypte», veröffentlichte einige kleinere poetische Werke, und starb 31. März 1820 als Oberaufseher der öffentlichen Bauten im Seine-Departement.

Balzac (Honoré de), franz. Romandichter, geb. 16. Mai 1799 in Tours, wo sein Vater Spitalverwalter war, wurde auf dem Gymnasium zu Vendôme erzogen, hier aber theils durch die Schularbeit, theils durch unmäßiges Bücherlesen und den plötzlichen Andrang von Affecten in seiner Gesundheit so angegriffen, daß er seine Ausbildung unterbrechen und erst später in Paris, wohin sein Vater 1814 als Proviantverweser ging, nachholen mußte. Er widmete sich dann der jurist. Laufbahn, bestand die Prüfungen und arbeitete drei Jahre als Schreiber bei einem Avoué und Notar, aus welcher Quelle er die in seinen Romanen vorkommenden Beschreibungen aller Eigenheiten und Einzelheiten des franz. Notariats- und Proceßwesens schöpfte. Inzwischen entwickelte sich in ihm die Neigung zur Schriftstellerei, und er beschloß, seinen Beruf zu ändern, obschon sein Vater, der mit geringer Pension in Ruhestand versetzt worden, dagegen Schwierigkeiten erhob. B. nahm sofort die Ausarbeitung einer Tragödie in Angriff, deren Beurtheilung so ungünstig ausfiel, daß sich der junge Dichter betroffen fühlte. Doch er faßte Muth, indem er meinte, sich blos in der Wahl des poetischen Fachs vergriffen zu haben, und begann nun Romane zu schreiben, die er unter verschiedenen angenommenen Namen erscheinen ließ (einige später unter dem Namen Horace de Saint-Aubin). 1826 wandte er sich zugleich dem Buchhandel zu. Fehlgeschlagene Verlagsunternehmungen brachten ihn aber in beträchtliche Schulden, von denen er sich nie wieder ganz freimachen konnte, und die ihn in übermäßigen Anstrengungen sich aufreiben ließen. Inzwischen veröffentlichte B. unter seinem eigenen Namen den Roman «Les derniers Chouans» (1829), der vielen Erfolg hatte und seinen Namen verbreitete. Hierauf erschien «Catherine de Médicis», der Schriftstellervorzüge höherer Art erkennen ließ. Die einander nun schnell folgenden Romane «La femme de 30 ans», «La maison du chat-qui-pelote», «Le bal de Sceaux», «La physiologie du mariage», «Le père Goriot», «La peau de chagrin» u. s. w. stellten B. binnen wenigen Jahren in den ersten Rang der franz. Romandichter. Er wurde der gefeiertste Lieblingsautor der Lesewelt, besonders der Frauen, und ein Mann des Tages. Die Herausgeber von Zeitschriften und die Buchhändler warben um seine Novellen, die «Scènes de la vie privée», «Scènes de la vie de campagne», «Scènes de la vie de province», «Scènes de la vie parisienne» u. s. w. B. faßte nun den Plan zu einer Art von Epos, in dem sich seine Romane miteinander verbinden und zu einem Ganzen abschließen sollten, und welches er «La comédie humaine» betitelte. Er schuf eine bunte Reihe typischer Charakterfiguren, die auf seiner Bühne alle Rollen des Lebens spielten, und die Menge der 3—4000 Personen, die in seinen Novellen und Romanen sich umtummeln, wäre gewiß noch angewachsen, wenn nicht der Tod eine plötzliche Lösung in diese «Menschenkomödie» hineingebracht und den Verfasser in der vollen Reife und Thätigkeit seiner ausgebildeten Kraft hinweggerafft hätte. B. starb zu Paris 19. Aug. 1850. Seine Schwester, Madame de Surville, hat das Leben des Bruders in einem beachtenswerthen Buche beschrieben, welches der Ausgabe von B.'s sämmtlichen Werken als Supplementband angehängt ist: «B., sa vie et ses oeuvres d'après sa correspondance» (Par. 1858). Man sieht hier den Dichter in seinen häuslichen Verhältnissen, besonders im Familienkreise, und zwar in einem bessern Lichte, als er sonst erscheint. Man ist Zeuge von seinen ersten Versuchen, von dem Schwanken und Tasten seines Geistes, und begreift bei den unglückseligen Verbindlichkeiten, die gleich von Anfang an seine literarische Laufbahn behinderten, die Nothwendigkeit seines unermeßlichen und unablässigen Schaffens. B.'s Darstellungstalent steht mit seiner Erfindungsgabe nicht auf gleicher Höhe. Seine Schreibart, obschon voll überraschend feiner Wendungen und Gleichnisse, die tiefes Gefühl für die Sprache des Lebens bezeugen, zeigt oft Geschraubtes,

Schnörkelhaftes, Prätentiöses und Blendwerkartiges, während die Erfindung bei ihm zugleich kräftig und mannichfach, eigenthümlich und ungesucht hervortritt. Er ist in der ganzen Stärke des Wortes ein Romandichter, und einer von den besten, die Frankreich aufzuweisen hat. Seine Romane «La recherche de l'absolu», «Le médecin de campagne», «Eugénie Grandet» und, nach der Meinung vieler, auch «Les parents pauvres» gehören nunmehr zu den Meisterwerken der franz. Literatur. Für die Schriftsteller der neuesten «realistischen Schule» ist B. Vorbild emsiger Nachahmung und Gegenstand abgöttischer Bewunderung.

Balzen oder Falzen nennt man das eigenthümliche Geschrei, welches einige wilde Hähne aus der Familie der Waldhühner, besonders der Auerhahn und Birkhahn, zur Begattungszeit ausstoßen. Der Birkhahn wählt dazu eine lichte Stelle im Walde, wo er seine Hennen um sich versammelt und am Boden unter lächerlichen Geberden umherschreitet; der Auerhahn dagegen setzt sich, wenn kaum der Morgen grauen will, auf den hohen Ast eines Baumes, wo er schleift und balzt. Während einer gewissen Periode des Geschreies, die sich am Tone sehr leicht unterscheiden läßt, ist der Vogel wie taub und blind, sodaß ihn der Jäger anspringen kann.

Bambara ist der Name eines Negerkönigreichs im innern Afrika, zu beiden Seiten des Dscholiba (obern Niger), von Bammaku abwärts bis Silla. Es erstreckt sich nach Barth's Karte südlich bis zum 10., nördlich bis gegen den 15. Breitengrad und nimmt ein Areal von ungefähr 1000 Q.-M. ein. Nur in seinem westl. Theile erheben sich niedrige Granitgebirge, welche Fortsetzungen der Quellengebirge des Dscholiba und seiner Zuflüsse sind; im übrigen ist das Land eben, wenig bewaldet, besonders im S. von zahlreichen Flüssen durchzogen und sehr fruchtbar, obwol zum Theil auch sumpfig. Große Strecken werden zur Regenzeit vom Dscholiba überschwemmt. Dieser Strom wird an der Westgrenze bei Bammaku für kleine Fahrzeuge schiffbar, bildet aber unterhalb des Orts drei gefährliche Strudel, sodaß erst bei Marrabu die eigentliche Schiffbarkeit beginnt. Bei Dschabbi verläßt er die letzten Ausläufer der westl. Bergländer und geht von dem bis dahin reißenden in einen sehr sanften Lauf über, zur belebten Handelsstraße werdend. Der ziemlich ein halbes Jahr, von Juni bis Sept. anhaltende befruchtende Regen mildert die Hitze bedeutend. Ohne viele Mühe werden Getreide, Reis, Mais, Yamswurzel u. s. w., bisweilen in doppelter Ernte gewonnen. Unter den Baumarten, welche mannichfaltig vertreten sind, zeichnet sich der in Menge angepflanzte Schih- oder Butterbaum aus. Von Mineralien finden sich unter andern Eisen und Gold. Die Bewohner gehören dem Mandingostamme an, sind ein äußerst kriegerisches, meist noch heidnisches Volk und standen bis 1861, wo sich der durch seine Kämpfe mit den Franzosen am Senegal bekannte El-Hadj Omar des Landes bemächtigte, unter eigenen Königen, die in Segu, einer 30000 E. zählenden Stadt am Dscholiba, residirten. Segu sowol wie Sansading, Jamina, Murscha, Dschabbi, Sai, Kullikoro und andere Orte treiben bedeutenden Handel mit Getreide, Baumwollstoffen, Gold und Salz, welches letztere aus der Sahara dahin gebracht wird. Besonders bemerkenswerth ist der Handel mit gewebten Baumwollzeugen, welche in ausgezeichneter Güte von den Frauen des Landes gefertigt werden und wegen ihrer schönen blauen Färbung (der Indigo ist hier heimisch) und Dauerhaftigkeit bekannt sind. Alle Geräthschaften, Schmucksachen und Waffen, mit Ausnahme der Schießwaffen, doch aber das Pulver werden im Lande selbst hergestellt. Polygamie ist allgemein, der Ehebruch wird aber hart bestraft. Todesstrafe ist nichts Seltenes. Ueber die religiösen Begriffe des Volks weiß man so gut wie nichts. Die Mohammedaner haben Moscheen in den Städten Sansading, Jamina, Maraca-Duba und Damba. Die Zahl der Bewohner schätzt man auf 2 Mill. Vgl. Vignon, «Le royaume de Ségou et les Bambaras» in «Nouv. Annales des voyages» (Novemb. 1857).

Bamberg, Stadt im bair. Kreise Oberfranken, vormals die Haupt- und Residenzstadt eines reichsunmittelbaren Hochstifts, liegt in einer reizenden und fruchtbaren Gegend, zu beiden Seiten der sich hier in zwei Arme spaltenden und schiffbaren Regnitz, etwa 1 St. oberhalb deren Mündung in den Main. Die Stadt hat 23542 E., darunter nur etwa 2000 Protestanten und 600 Juden, und ist der Sitz eines Erzbischofs mit Domkapitel, des Appellationsgerichts für Oberfranken, eines Bezirksgerichts, eines Stadt- und zweier Landgerichte sowie verschiedener Verwaltungsbehörden. Außerdem befinden sich zu B. ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Klerikalseminar, ein Schullehrerseminar sowie eine Gewerbs- und Handelsschule. Das Lyceum ist aus der 1647 von Bischof Otto gestifteten, 1648 eingeweihten, 1735 von Bischof Friedrich Karl durch die jurist. und medic. Facultät erweiterten, 1803 aber aufgehobenen Universität hervorgegangen. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst steht obenan die ehemalige bischöfl., jetzt königl. Bibliothek von 60000 Bänden mit einem großen Schatze von

Handschriften und alten Drucken und den Heller'schen Sammlungen für Kunstgeschichte. (Vgl. Jäck, «Beschreibung der Bibliothek zu B.», 4 Bde., Nürnb. 1831—34.) Auch die physik. Sammlung und das Linder'sche Naturaliencabinet sind beachtenswerth. Die städtische Gemäldegalerie auf dem Michaelsberg umfaßt 200 Bilder untergeordneten Werths. Zu den Sehenswürdigkeiten der stattlichen, auf fünf Hügeln erbauten Stadt gehört vor allem die von Kaiser Heinrich II. 1004 begründete, 1. Mai 1012 geweihte, durch Bischof Otto den Heiligen nach dem Brande von 1081 in ihrer gegenwärtigen Gestalt neuaufgebaute Domkirche mit vier Thürmen, welche bis auf den letzten Stein vollendet ist und zu den schönsten Denkmälern aus der Uebergangsperiode vom roman. zum goth. Baustil gehört. Sie umschließt, außer zahlreichen ältern und neuern Werken der Kunst, besonders der Plastik, die Grabmäler Heinrich's II. und seiner Gemahlin Kunigunde, Konrad's III., des Papstes Clemens' II. und vieler Bischöfe. (Vgl. «Beschreibung der bischöfl. Grabdenkmäler im Dome zu B.», Bamb. 1827.) Sonst sind von merkwürdigen Gebäuden noch zu nennen: das ehemals fürstbischöfl. Residenzschloß auf dem Petersberge, welches 1698—1708 von Lothar Graf von Schönborn erbaut wurde und seit 1863 von König Otto von Griechenland bewohnt wird; die Kirche zu Unserer Lieben Frau oder Oberpfarrkirche, 1327—87 erbaut, aber nicht ganz vollendet; die St.-Jakobskirche, welche dem 1073 vom Bischofe Hermann gestifteten, 1803 aufgelösten Stifte St.-Jakob gehörte; die schöne ehemalige Universitätskirche, welche 1686—93 von den Jesuiten im neuröm. Stil erbaut wurde und jetzt der Pfarrei St.-Martin gehört. Andere Kirchen sind die zu St.-Gangolf und zu St.-Stephan. Letztere wurde 1807 den Protestanten überlassen. Die reiche ehemalige Benedictinerabtei St.-Michaelsberg mit der St.-Michaelskirche (in welcher das Grabmal Otto's des Heiligen) ward 1803 zum Versorgungshaus für arme Bürger (Ludwigshospital) und die dazu gehörige Propstei St.-Getren zur Irrenanstalt umgewandelt. Andere aufgehobene Klöster sind als Kasernen oder zu andern Zwecken benutzt worden. Nur das Institut der Englischen Fräulein mit weiblicher Erziehungsanstalt, dem in neuerer Zeit auch die Leitung des Waisenhauses und die Häuser für verwahrloste Knaben und Mädchen überlassen wurden, hat sich aus früherer Zeit erhalten. Der linke Arm der Regnitz wird durch eine steinerne und drei erst in neuerer Zeit erbaute eiserne Brücken überschritten; über den rechten Arm führt seit 1829 eine stattliche, 216 F. lange Kettenbrücke. Industrie und Handel haben sich bei der Lage der Stadt an der schiffbaren Regnitz und an dem hier ausmündenden Ludwigskanal, sowie infolge der Eisenbahnverbindungen sehr gehoben. Namentlich gilt dies vom Transit, der schon früher nicht ohne Bedeutung war. Unter den größern Fabriketablissements ist eine Baumwollspinnerei mit 1500 Arbeitern hervorzuheben. Tuchfabrikation und Bierbrauerei werden stark betrieben. Einen Hauptnahrungszweig der Stadt bildet aber die blühende Gärtnerei, welche besonders Süßholz (in sehr bedeutender Quantität), weiße und gelbe Rüben, Anis, Obst, Koriander und Sämereien für die Ausfuhr liefert. Die Umgebung von B. gleicht einem großen Frucht- und Gemüsegarten. Die Parkanlagen des Theresienhaines, südlich von der Stadt, am Ludwigskanal, bieten angenehme Spaziergänge. Die ½ St. oberhalb der Stadt gelegene Altenburg, deren Thurm eine der schönsten Aussichten in Franken gewährt, gilt gewöhnlich für das Schloß der alten Grafen von Babenberg, wo 1208 König Philipp von Schwaben von Otto von Wittelsbach ermordet wurde. Durch jene Burg der Babenberge ward im 9. Jahrh. die Erbauung der Stadt B. und deren Name veranlaßt.

Das **Bisthum** B. wurde 1007 vom Kaiser Heinrich II. gestiftet und zugleich dessen Kanzler Eberhard als erster Bischof eingesetzt. Kaiser Heinrich hatte B. 995 von seinem Vater, dem Herzoge Heinrich von Baiern, geerbt, welchen letztern der Kaiser damit beliehen. Damals wie später übten die Kaiser und Päpste längere Zeit bedeutenden Einfluß auf die Wahl der Bischöfe von B., bis 1398 das Kapitel gänzliche Wahlfreiheit erlangte. Die Regierung der Bischöfe zu B. wurde nur einmal gestört, als 1435 die Bürger der Stadt sich zusammenrotteten und mit Gewalt den Bischof Anton von Rotenhahn vertrieben. Durch die Reformation, welche der Bischof Weigand von Redwitz (1522—56) vergebens zu hindern sich bemühte, verlor das Bisthum mehr als die Hälfte seiner Besitzungen und war seitdem sehr oft mit Würzburg unter einem Bischofe vereinigt. Große Verdienste um B. erwarben sich in den letzten Zeiten die Bischöfe Lothar Franz, Graf von Schönborn, gest. 1729; Friedr. Karl, Graf von Schönborn, gest. 1746; Phil. Ant. von Frankenstein, gest. 1753; Adam Friedr., Graf von Seinsheim, gest. 1779; vor allen Franz Ludw. von Erthal, gest. 1795. Infolge des Luneviller Friedens wurde auch das Bisthum B., das damals 65 Q.-M. mit 200000 E. umfaßte, säcularisirt, Pfalzbaiern zugetheilt, und der letzte, der Zahl nach 61. Fürst-Bischof,

Christoph Franz von Buseck (gest. 5. Oct. 1805), mit 40000 Fl. pensionirt. Infolge des zwischen Baiern abgeschlossenen Concordats 1817 wurde B. zum Erzbisthum erhoben und ihm die Bisthümer Würzburg, Eichstädt und Speier untergeordnet. Im Mai 1854 fanden zu B. Berathungen der Vertreter der deutschen Mittelstaaten wegen des Anschlusses an das österr.-preuß. Bündniß vom 20. April 1854, die sog. **Bamberger Conferenzen**, statt. Vgl. Jäck, «Geschichte B.s» (4 Bde., Bamb. 1806—9); desselben «Lehrbuch der allgemeinen Geschichte B.s» (2. Aufl., Bamb. 1820); desselben «Bambergische Jahrbücher von 1741—1833» (5 Bde., Bamb. 1829—34); Eisenmann, «Geogr. Beschreibung des Erzbisthums B.» (Bamb. 1833).

Bambocciaden werden in der Malerei Bilder genannt, die Gegenstände und Scenen des gemeinen Lebens auf grotesk-komische Weise darstellen, z. B. Jahrmärkte, Bauernfeste u. dgl. Die Bezeichnung entnahmen zuerst die Italiener vom niederländ. Maler Pieter van Laar, den sie wegen seines kindischen Wesens **Bamboccio** nannten. Dieser war zwar nicht Erfinder der Gattung, verschaffte derselben aber in Italien den ersten Eingang.

Bambuk, eine Landschaft Afrikas in dem Winkel zwischen dem Senegal und dessen linkem Nebenfluß Faleme, westlich von Bondu und östlich von Chasso begrenzt. Das steile, gleich einer nur an einigen Stellen durchbrochenen Mauer emporsteigende Tambauragebirge durchzieht das Land von NW. nach SO. und entsendet westlich zum Faleme, östlich zum Bafing und Senegal eine Menge, in der ersten Hälfte des Jahres fast ganz austrocknender Regenbäche und kleiner Flüsse. Die Hitze der unter 13—14½° nördl. Br. liegenden Landschaft ist bedeutend. Zur Regenzeit, welche vom Juli oder Aug. ab vier Monate währt, treten Ueberschwemmungen ein, die zwar die Luft vorübergehend ungesund machen, den Boden aber an Fruchtbarkeit dem Nilthale gleichstellen. Der vortrefflichste Reis, Mais, Hirse, Wassermelonen gedeihen üppig ohne besondere Pflege, daneben Palmen, Banianen und wilder Wein. Die mit 5—6 F. hohem Guineagras bewachsenen Ebenen begünstigen die Viehzucht, und neben den wilden Thieren des tropischen Afrika gedeihen Rinder und in den bergigen Gegenden Schafe, während Pferde nur im Besitz einiger Häuptlinge sich finden, Esel dagegen die gewöhnlichen Lastthiere sind. Die reichliche Vegetation gibt unzähligen Bienenschwärmen Nahrung, mit denen man sich durchweg beschäftigt, um aus dem gewonnenen Honig berauschende Getränke zu bereiten. Der Hauptreichthum B.s besteht aber in seinen Goldwäschen. Alle Regenbetten, das Schwemmland längs des Faleme, ganz besonders die Thäler, Ebenen und Flußbetten am Fuße des Tambauragebirgs sind reich an Goldsand, und jedes Dorf hat seine Goldwäschen in Gruben oder natürlichen Wasserrinnen. Am bekanntesten sind die zu Netecho (Natakon) und Chachadian; bei Kenieba betreiben die Franzosen selbst das Goldwaschen. Seit 1857 ist indeß das Land durch die «heiligen» Kriege des fanatischen El-Hadj Omar stark entvölkert und verheert, sodaß die Goldproduction bedeutend abgenommen hat. Außer Gold wird auch Eisen gewonnen, und es steht zu erwarten, daß das Land neben diesen beiden Metallen bei einem geregelten Bergbau noch andere in Fülle liefert. Die schwarzbraunen Einwohner gehören zum Mandingostamme und sind meist noch Heiden. Die einzige friedliche Beschäftigung, welche sie neben der Jagd betreiben, ist Gold zu suchen, das sie, nebst dem Elfenbein von den zahlreichen hier einheimischen Elefanten, durch Karavanen an die Europäer verhandeln. Sie bilden keine staatliche Gemeinschaft, sondern jedes Dorf wird selbständig von erblichen Häuptlingen regiert; doch hat in den letzten Jahren Omar eine Art Oberherrschaft ausgeübt. Das Land ward schon von den Portugiesen im 15. Jahrh. besetzt, welche hier, wie überall in ihren Niederlassungen, schändlich wirthschafteten, sodaß sie von den Einwohnern überfallen und vertrieben wurden. Die geogr. Untersuchung B.s ging zuerst von der franz.-afrik. Handelsgesellschaft des vorigen Jahrhunderts aus, welche das von Fulahs und Mandingos in den Handel gebrachte Gold aus nächster Quelle haben wollte. Brue, Director dieser Gesellschaft, erfuhr, daß B. das goldreiche Land sei, und um directe Verbindungen mit demselben anzuknüpfen, wurden mit Ueberwindung der schwierigsten Verhältnisse Niederlassungen in Galam gegründet. Von hier aus unternahm 1716 der Baumeister Compagnon seine Reise. Man drang nach und nach so weit vor, daß gegen die Mitte des 18. Jahrh. an verschiedenen Orten B.s kleine Comptoirs errichtet waren, welche mittlerweile verloren gingen, aber in neuerer Zeit, wie das zu Farabana, wiederhergestellt worden sind. Im 19. Jahrh. trugen Mungo Park und besonders der Major Houghton viel zur Kenntniß von B. bei. Ueber neuere franz. Expeditionen nach B. berichten Raffenel in seiner «Voyage dans l'Afrique occidentale» (Par. 1846) und Pascal in der «Revue algérienne et coloniale» (August 1860).

Bambus, **Bambusrohr**, Arten der von Schreber aufgestellten Gräsergattung Bambusa,

welche sich durch ausdauernde, holzige Halme und baumartigen Wuchs auszeichnen und in den Gegenden, wo sie allein heimisch sind, förmliche Waldungen bilden. Die knotigen, markerfüllten, schlanken Stämme dieser Baumgräser übertreffen an Höhe unsere Eichen und bilden mit ihren luftigen, zierlichen Blätterkronen schattige Bogengänge von großer Schönheit. Die Stämme verzweigen sich nicht selten, die Blätter sind oft mehrere Fuß lang, übrigens denen unserer Gräser ähnlich. Die Blüten sind in Aehrchen gestellt, die untersten jedes Aehrchens geschlechtslos, die übrigen Zwitterblüten mit sechs Staubgefäßen. Dergleichen Aehrchen sind nun wieder zu Rispen und Sträußen von oft bedeutender Größe vereinigt. Die beiden bekanntesten Arten sind das ostind. Bambusrohr (B. arundinacea Schreb.), welches schon den Alten bekannt war, und das von A. von Humboldt zuerst beschriebene Guaduarohr (B. Guadua), welches an den westl. Abhängen der Anden von Peru und Quito wächst. Eine dritte, minder bekannte, ebenfalls von Humboldt entdeckte Art, das breitblätterige Bambusrohr (B. latifolia), findet sich in den schattigen Waldungen am Orinoco. Die Bambusen gehören zu den nutzbarsten Gewächsen der Erde. Das sehr leichte, aber zähe und dauerhafte Holz des ostind. Bambusrohrs wird im tropischen Asien und auf den ostind. und Südseeinseln zu Stangen, Pfählen, Betten, Stühlen, Trögen und Rinnen gebraucht, während man die dünnen Zweige, die Blätter und Rindenstreifen zu allerhand Flechtwerk verwendet. Die bekannten Bambusrohrstöcke werden aus den jungen Schößlingen verfertigt. Aus den Knoten schwitzt eine zuckerhaltige, deshalb süßschmeckende, in der Hauptsache aber aus Kieselerde bestehende Masse aus, welche an der Luft verhärtet und unter dem Namen Tabaschir bekannt ist. Auch in dem Guaduarohr hat man eine ähnliche Masse gefunden. Dieses nicht minder nutzbare Rohr unterscheidet sich vom ostindischen B. durch scharfrandige Blätter und namentlich durch seine hohlen Halme, welche ein klares, wohlschmeckendes Wasser enthalten.

Bamian, Bâmijân, ein Flecken und Paßort in Afghanistan, 17 M. im WNW. von Kabul, an der Scheide der hohen Schneegebirge des Hindu-Kuh und des an den Hilmendquellen aufsteigenden Kohi-Baba (Paropanisus) gelegen, sowie an der Hauptstraße und dem alten Karavanenwege von Kabul nach Turkistan, deren Schlüssel der Ort ist. Das sehr fruchtbare Thal von B., etwa 8000 F. über dem Meere mitten im Alpengebirgslande, von steilen, fast senkrechten Felswänden eingeschlossen, 3 St. lang und kaum ½ St. breit, bildet den einzigen für schweres Fuhrwerk und Artillerie gangbaren und sicher schon von Alexander d. Gr. benutzten Weg über den Hindu-Kuh, und ist besonders auch merkwürdig wegen der Alterthümer, die es umfaßt. Das Thal war ein Hauptort des Buddhacultus, wovon noch heute die von fanatischen Mohammedanern verstümmelten riesenhaften Idole zeugen. B. wird sammt den in Felsen gehauenen Idolen schon von den buddhistischen Mönchen beschrieben, die im 4. und 5. Jahrh. von China über Mittelasien nach Indien pilgerten. Die Bildsäulen befinden sich auf einem Hügel von ungefähr 300 F. Höhe, in welchem ringsum, in unregelmäßigen Stockwerken übereinandergethürmt, eine große Menge Aushöhlungen oder Zellen angebracht sind, mit mancherlei Schnitzwerk versehen. Die männliche Bildsäule mag an 160, die weibliche 120 F. emporragen. Beide haben eine natürliche Stellung und sind mit einer leichten Draperie überzogen. Von der männlichen Figur ist der wohlgeformte Mund noch vollkommen erhalten; bei der weiblichen fehlt der ganze obere Theil des Gesichts. Jede Bildsäule ist in einer tiefen Nische ausgehauen, die ebenfalls Schnitzwerk besitzt, auf welchem Fürsten und Fürstinnen und eine Menge symbolischer Darstellungen angebracht sind. Man steigt im Innern der Bildsäulen vermittels einer in den massiven Stein gehauenen Wendeltreppe bis zum Haupte empor. Die beiden Thalwände sind von unzähligen (angeblich 12000) Grottenwerken durchlöchert und das ganze Thal außerdem übersäet mit Ruinen von Gräbern, Moscheen und andern Gebäuden der hier gelegenen spätern mohammed. Stadt Ghalghaleh, welche von Dschingis-Khan 1221 zerstört wurde. Etwa 2 M. westlich von B. liegen die Ruinen der sog. Burg des Zohak, deren Erbauung dem fabelhaften Schlangenkönig Persiens gleiches Namens zugeschrieben wird. Die Burg diente zur Bewachung des wichtigen Passes. Man fand hier und im Thale B. in den neuesten Zeiten eine große Anzahl Münzen, Ringe und andere Alterthümer, die von Prinsep, Masson, Wilson, Wood u. a. beschrieben wurden.

Bamo, B'hamo oder B'han-mo, die bedeutendste Handelsstadt im Birmanenreiche Hinterindiens, liegt am östl. Ufer des Irawaddi und an der Einmündung des Taping und zählt etwa 12000 E. Der sehr belebte Ort ist Hauptsitz des birmanisch-chines. Handels. Alljährlich treffen hier vom Oct. bis Mai (nur die Regenzeit unterbricht den Verkehr) die mit Seide, Manufactur- und andern Waaren beladenen Karavanen chines. Kaufleute, zunächst aus der

Provinz Jünnan (deren Grenze fünf Tagemärsche ostwärts entfernt ist) und die flachen Boote der Birmanen mit ihren Baumwollballen und andern Producten zusammen. 1856 belief sich die Ausfuhr an roher Baumwolle auf 14,600000 Pfd. im Werthe von 1,600000 Thlr., die Einfuhr an Seide auf 240000 Pfd. im Werthe von 720000 Thlr. Der Ueberwerth der Baumwollausfuhr (um 880000 Thlr.) sowie der Werth des übrigen Exports findet seine Ausgleichung zum Theil durch Einfuhr von Quecksilber, Zink, Zinnober, Sammt- und Seidenzeuge, Opium, russ. Tuch u. s. w. theils durch Zahlung in chines. Silber (Sj'-Szi-Silber) und Blattgold. Neben der Baumwolle kommen für den Export nach China noch in Betracht: Schmuckfedern, Serpentinstein oder Ju, Bernstein, fleischfarbener Spat zu Rangknöpfen, außerdem eßbare Vogelnester, Arecanüsse, Elfenbein, Rhinoceros- und Hirschhorn. Die Gesammtausfuhr ist auf 1,645000 Thlr., der Gesammtimport an Waaren auf 1,312500 Thlr., demnach der durch Baarzahlung auszugleichende Unterschied auf 322500 Thlr. geschätzt worden.

Ban oder **Banus**, entstanden aus dem slaw. Worte Pan, d. i. Herr, war in frühern Zeiten Titel und Würde der Befehlshaber mehrerer östl. Grenzmarken des ungarischen Reichs, demnach ungefähr gleichbedeutend mit dem deutschen Markgraf. Die Macht des vom Könige, aber nicht auf Lebenszeit, ernannten und auf dem Reichstage beeideten B. war sehr ausgedehnt, indem derselbe in den polit., juridischen und militärischen Angelegenheiten die oberste Gewalt fast unumschränkt übte. Der B. galt in seinem Bezirke, gleich dem Palatin in Ungarn, als der nächste nach dem König, und hatte in Bezug auf Verwaltung und Gerichtsbarkeit dieselben Rechte und Pflichten wie jener. In Kriegszeiten führte er die Truppen seines Banats und mußte, wenn der Feldzug sein eigenes Banat betraf, nicht nur für den Unterhalt des Heeres sorgen, wofür er theils mit baarem Gelde, theils mit königl. Salz entschädigt wurde, sondern auch beim Vorrücken die Vorhut und beim Rückzuge die Nachhut decken. Die bedeutendsten Banate waren die von Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Bosnien, Machow und Szörény. Die Grenzen der einzelnen Banate wechselten häufig, indem bald mehrere Banate vereinigt, bald Theile des einen Banats zu einem andern geschlagen wurden. Die infolge der mohácser Unglücksschlacht seit dem zweiten Viertel des 16. Jahrh. immer weiter vordringende türk. Macht verschlang allmählich alle Banate bis auf das vereinigte Banat von Dalmatien und Kroatien. Aber auch die Macht dieses einzigen übriggebliebenen B. war extensiv sehr beschränkt, da einen Theil seines Banats die Türken einnahmen, einen andern die kaiserl. Militärcommandanten besetzten. Desto willkürlicher schaltete der B. in dem kleinen ihm gebliebenen Theile, worüber die Stände wiederholentlich Klage führten, bis endlich zu Anfang des 17. Jahrh. unter dem Ban Joh. Draskovich der Umfang der Banalmacht durch einen reichstäglichen Gesetzartikel näher bestimmt wurde. Der presburger Reichstag von 1723 unterordnete auch dieses Banat dem damals errichteten ungar. Statthaltereirath, wodurch sich der polit. Wirkungskreis des B. bedeutend schmälerte. Die von Maria Theresia 1746 bei Errichtung der Militärgrenze vorgenommene Trennung der Civil- und Militärangelegenheiten, durch welche auch die Militärangelegenheiten dieses Banats unmittelbar dem wiener Hofkriegsrath untergeordnet wurden, beschränkte noch die militärische Macht des B. bedeutend. Dafür aber bildete Maria Theresia aus den von Leopold I. zurückeroberten ungar. Comitaten Posega, Veröcze und Sirmien das heutige Slawonien, und stellte es ebenfalls unter die Verwaltung des B. Nach diesen mannichfachen Umwandlungen bestand bis zu neuerer Zeit die Macht und Würde des B. in Folgendem: Er war der dritte Reichswürdenträger Ungarns, ordentlicher Landesrichter, Vorsitzer der, der königl. Tafel in Ungarn gleichgestellten und nur der Septemviraltafel untergeordneten Banaltafel, Mitglied des ungar. Statthaltereiraths, Anführer der Adelsinsurrection und Inhaber des ersten und zweiten Banalgrenzregiments; er konnte ferner nach eingeholter königl. Bewilligung Banallandtage einberufen, bei denen ihm gesetzlich das Präsidium zustand, vollzog in seinem Bezirke die Statthaltereierlasse und trug bei der Krönung dem ungar. Könige den goldenen Reichsapfel vor. Durch die octroyirte österr. Reichsverfassung vom 4. März 1849, welche Kroatien, Slawonien und Dalmatien zu einem eigenen Kronlande umschuf, ist der B. ganz unabhängig von Ungarn und selbständiger Statthalter in seinem Bezirke geworden, ganz mit derselben Machtbefugniß wie die Statthalter der übrigen Kronländer, mit Beibehaltung jedoch des alten Namens B.

Banal (vom franz. ban abgeleitet) heißt in der Sprache des Lehnrechts eine Sache, die der Lehnsherr seinen Vasallen zur Benutzung gegen gewisse Gegenleistungen überlassen hat. Dann bedeutet das Wort auch figürlich etwas, das jedermann zum freien Gebrauche überlassen wird, und ferner das, was im höchsten Grade gewöhnlich, durch häufige Anwendung trivial oder

gerabezu bedeutungslos geworden ist. In diesem letztern Sinne gebraucht man namentlich im Deutschen die Worte: «banale Phrase», worunter ein an und für sich und für gewisse Zeiten und Verhältnisse richtiger Gedanke verstanden wird, der aber, bei ganz veränderten Umständen angewendet, zu einem inhaltlosen, leeren Worte herabsinkt.

Bananen heißen in den Tropengegenden die Früchte der Pisangpflanze, **Musa paradisiaca L.**, welche eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Bewohner des heißen Erdgürtels bilden. Diese ihrer Form nach unsern Pflaumen ähnlichen, jedoch größern Früchte haben ein angenehm süßliches, mehlreiches Fleisch und gewähren sowol roh als geröstet oder in Butter gebraten eine ebenso nahrhafte als gesunde und wohlschmeckende Speise. (S. **Musa**.)

Banāt oder Bánság, bezeichnet im Ungarischen im allgemeinen eine Grenzprovinz oder jede Gegend, über die ein Ban (s. d.) herrscht, in ähnlicher Weise wie in Deutschland das Wort Mark. Die verschiedenen Banate aber gingen in den langen Türkenkriegen ein, und nur das Königreich Kroatien behielt seinen Ban, ohne nach ihm genannt zu werden. Dagegen geschah es umgekehrt mit dem Temeser B., welches diese Benennung nach dem Passarowiczer Frieden erhalten, ohne jemals einen Ban gehabt zu haben. Dieses sog. B. umfaßt die Comitate Torontal, Temesvár und Krassowa. Infolge einer kaiserl. Bestimmung vom 18. Nov. 1849 wurde dasselbe theilweise von Ungarn getrennt und ein neues österr. Kronland unter dem Titel: die Serbische Wojwodina und das Temeser B., geschaffen, aber ohne bestimmte Abgrenzung der Wojwodina und des neuen B. Infolge des Octoberdiploms von 1860 wurde die Wojwodina aufgehoben, und das B. sah sich wieder mit Ungarn vereinigt. Das alte, ungetheilte B., aus den genannten drei Comitaten bestehend, enthält mit den Militärgrenzbezirken 570 Q.-M., ist zum Drittheil sehr gebirgig, zum Theil flach und morastig, aber durchgehends stark bewässert und sehr fruchtbar. Es wird von der Theiß im W., von der Donau im S., von der Maros im N., und von dem Gebirgszuge, der Ungarn von der Walachei und Siebenbürgen trennt, im O. begrenzt. Seines milden Klimas wegen schon bei den Römern beliebt, die hier einige Städte anlegten, schmachtete es später lange unter türk. Joche und wurde ganz entvölkert, bis die siegenden Waffen Oesterreichs es 1716 zurückeroberten. Anfangs stand das B. allein unter Militärverwaltung. Maria Theresia schlug es zur Hälfte zu den königl. Kameralgütern und rief deutsche Einwanderer aus den Rhein- und Moselgegenden und Schwaben herbei, welche das Land in Blüte brachten. Die übrige Bevölkerung ergänzte sich aus Magyaren, Walachen, Bulgaren, Zigeunern und Raitzen. Das B. ist eins der reichsten Länder Oesterreichs. Korn wächst überall in Fülle, desgleichen Taback, Hirse, Kukuruz, Sumach, Nüsse, Kernobst. Der Weinbau ist weniger ergiebig, liefert aber ein gutes Product; an Federwild findet sich Ueberfluß; die Flüsse sind sehr fischreich. Die Bergwerke geben einige Ausbeute an Gold, Silber, Zink, mehr an Eisen und Kupfer; doch der größte Schatz des B. besteht in Steinkohlen. Unter den Mineralquellen nehmen die berühmten Bäder von Mehadia (s. d.) den ersten Rang ein. Die Bevölkerung bestand 1857 aus 1,241573 Seelen, der Abstammung nach Walachen, Deutsche, Ungarn und Raitzen, der Religion nach Griechisch-Unirte, Katholiken, Lutheraner und Reformirte. Die Hauptstadt des B. ist Temesvar (s. d.). Merkwürdige Punkte sind die Veterani-Höhle und das Eiserne Thor (s. d.). Vgl. Griselini, «Versuch einer natürlichen und polit. Geschichte des Temeser B.» (Wien 1785), und Böhm, «Geschichte des Temeser B.» (2 Thle., Lpz. 1861). Ueber die sog. Banalgrenze, s. Militärgrenze.

Banausisch (vom griech. banausia, das Handwerk) bedeutet eigentlich handwerksmäßig, im Gegensatz der freien und schönen Kunst, dann auf die Gesinnung übertragen: philisterhaft, illiberal, engherzig, kurz alles, was dem Edeln und Freisinnigen entgegengesetzt ist.

Banco (ital.) ist im Handelsverkehr zunächst gleichbedeutend mit Bank; dann bezeichnet das Wort aber auch die Bankvaluta, die Geldwährung, in welcher eine Bank ihre Rechnungen führt und Zahlungen leistet, namentlich wenn dieselbe von der gewöhnlichen Landeswährung verschieden ist. In Deutschland versteht man unter B. zumeist das hamburger Bankgeld, eine nicht durch Münzen vertretene Valuta, in welcher $27^3/_4$ Mark (Bankmark, Mark Banco) eine (kölner) Mark fein Silber betragen, sodaß eine Banco-Mark = $15^1/_7$ Sgr. im 14-Thalerfuß = $57^1/_4$ Kr. im $24^1/_2$-Guldenfuß. Diese Mark wird in 16 Schill. zu 12 Pf. eingetheilt, wie die Mark des hamburger Courantgeldes. Die hamburger Kaufleute führen alle ihre Rechnungen in dieser Banco-Valuta, welche gegen hamburger Courant ein veränderliches Aufgeld von 20—25 Proc. genießt. Ein besonderes Bankgeld hat auch Schweden, wo 8 Thlr. Banco = 3 Thlr. Silber; 1 Thlr. Banco = $17^1/_6$ Sgr. im 14-Thalerfuß = 1 Fl. im $24^1/_2$-Gulden-

Provinz Jünnan (deren Grenze fünf Tagemärsche ostwärts entfernt ist) und die flachen Boote der Birmanen mit ihren Baumwollballen und andern Producten zusammen. 1856 belief sich die Ausfuhr an roher Baumwolle auf 14,600000 Pfd. im Werthe von 1,600000 Thlr., die Einfuhr an Seide auf 240000 Pfd. im Werthe von 720000 Thlr. Der Ueberwerth der Baumwollausfuhr (um 880000 Thlr.) sowie der Werth des übrigen Exports findet seine Ausgleichung zum Theil durch Einfuhr von Quecksilber, Zink, Zinnober, Sammt- und Seidenzeuge, Opium, ruff. Tuch u. s. w. theils durch Zahlung in chines. Silber (Sz'-Szi-Silber) und Blattgold. Neben der Baumwolle kommen für den Export nach China noch in Betracht: Schmuckfedern, Serpentinstein oder Ju, Bernstein, fleischfarbener Spat zu Rangknöpfen, außerdem eßbare Vogelnester, Arecanüsse, Elfenbein, Rhinoceros- und Hirschhorn. Die Gesammtausfuhr ist auf 1,645000 Thlr., der Gesammtimport an Waaren auf 1,312500 Thlr., demnach der durch Baarzahlung auszugleichende Unterschied auf 322500 Thlr. geschätzt worden.

Ban oder **Banus**, entstanden aus dem slaw. Worte Pan, d. i. Herr, war in frühern Zeiten Titel und Würde der Befehlshaber mehrerer östl. Grenzmarken des ungarischen Reichs, demnach ungefähr gleichbedeutend mit dem deutschen Markgraf. Die Macht des vom Könige, aber nicht auf Lebenszeit, ernannten und auf dem Reichstage beeidigten B. war sehr ausgedehnt, indem derselbe in den polit., juridischen und militärischen Angelegenheiten die oberste Gewalt fast unumschränkt übte. Der B. galt in seinem Bezirke, gleich dem Palatin in Ungarn, als der nächste nach dem König, und hatte in Bezug auf Verwaltung und Gerichtsbarkeit dieselben Rechte und Pflichten wie jener. In Kriegszeiten führte er die Truppen seines Banats und mußte, wenn der Feldzug sein eigenes Banat betraf, nicht nur für den Unterhalt des Heeres sorgen, wofür er theils mit baarem Gelde, theils mit königl. Salz entschädigt wurde, sondern auch beim Vorrücken die Vorhut und beim Rückzuge die Nachhut decken. Die bedeutendsten Banate waren die von Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Bosnien, Machow und Szörény. Die Grenzen der einzelnen Banate wechselten häufig, indem bald mehrere Banate vereinigt, bald Theile des einen Banats zu einem andern geschlagen wurden. Die infolge der mohácser Unglücksschlacht seit dem zweiten Viertel des 16. Jahrh. immer weiter vordringende türk. Macht verschlang allmählich alle Banate bis auf das vereinigte Banat von Dalmatien und Kroatien. Aber auch die Macht dieses einzigen übriggebliebenen B. war extensiv sehr beschränkt, da einen Theil seines Banats die Türken einnahmen, einen andern die kaiserl. Militärcommandanten besetzten. Desto willkürlicher schaltete der B. in dem kleinen ihm gebliebenen Theile, worüber die Stände wiederholentlich Klage führten, bis endlich zu Anfang des 17. Jahrh. unter dem Ban Joh. Draskovich der Umfang der Banalmacht durch einen reichstäglichen Gesetzartikel näher bestimmt wurde. Der presburger Reichstag von 1723 unterordnete auch dieses Banat dem damals errichteten ungar. Statthaltereirath, wodurch sich der polit. Wirkungskreis des B. bedeutend schmälerte. Die von Maria Theresia 1746 bei Errichtung der Militärgrenze vorgenommene Trennung der Civil- und Militärangelegenheiten, durch welche auch die Militärangelegenheiten dieses Banats unmittelbar dem wiener Hofkriegsrath untergeordnet wurden, beschränkte noch die militärische Macht des B. bedeutend. Dafür aber bildete Maria Theresia aus den von Leopold I. zurückeroberten ungar. Comitaten Posega, Veröcze und Sirmien das heutige Slawonien, und stellte es ebenfalls unter die Verwaltung des B. Nach diesen mannichfachen Umwandlungen bestand bis zu neuerer Zeit die Macht und Würde des B. in Folgendem: Er war der dritte Reichswürdenträger Ungarns, ordentlicher Landesrichter, Vorsitzer der, der königl. Tafel in Ungarn gleichgestellten und nur der Septemviraltafel untergeordneten Banaltafel, Mitglied des ungar. Statthaltereiraths, Anführer der Adelsinsurrection und Inhaber des ersten und zweiten Banalgrenzregiments; er konnte ferner nach eingeholter königl. Bewilligung Banallandtage einberufen, bei denen ihm gesetzlich das Präsidium zustand, vollzog in seinem Bezirke die Statthaltereierlasse und trug bei der Krönung dem ungar. Könige den goldenen Reichsapfel vor. Durch die octroyirte österr. Reichsverfassung vom 4. März 1849, welche Kroatien, Slawonien und Dalmatien zu einem eigenen Kronlande umschuf, ist der B. ganz unabhängig von Ungarn und selbständiger Statthalter in seinem Bezirke geworden, ganz mit derselben Machtbefugniß wie die Statthalter der übrigen Kronländer, mit Beibehaltung jedoch des alten Namens B.

Banal (vom franz. ban abgeleitet) heißt in der Sprache des Lehnrechts eine Sache, die der Lehnsherr seinen Vasallen zur Benutzung gegen gewisse Gegenleistungen überlassen hat. Dann bedeutet das Wort auch figürlich etwas, das jedermann zum freien Gebrauche überlassen wird, und ferner das, was im höchsten Grade gewöhnlich, durch häufige Anwendung trivial oder

geradezu bedeutungslos geworden ist. In diesem letztern Sinne gebraucht man namentlich im Deutschen die Worte: «banale Phrase», worunter ein an und für sich und für gewisse Zeiten und Verhältnisse richtiger Gedanke verstanden wird, der aber, bei ganz veränderten Umständen angewendet, zu einem inhaltlosen, leeren Worte herabsinkt.

Bananen heißen in den Tropengegenden die Früchte der Pisangpflanze, **Musa paradisiaca L.**, welche eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Bewohner des heißen Erdgürtels bilden. Diese ihrer Form nach unsern Pflaumen ähnlichen, jedoch größern Früchte haben ein angenehm süßliches, mehlreiches Fleisch und gewähren sowol roh als geröstet oder in Butter gebraten eine ebenso nahrhafte als gesunde und wohlschmeckende Speise. (S. **Musa**.)

Banāt oder Bánság, bezeichnet im Ungarischen im allgemeinen eine Grenzprovinz oder jede Gegend, über die ein Ban (s. d.) herrscht, in ähnlicher Weise wie in Deutschland das Wort Mark. Die verschiedenen Banate aber gingen in den langen Türkenkriegen ein, und nur das Königreich Kroatien behielt seinen Ban, ohne nach ihm genannt zu werden. Dagegen geschah es umgekehrt mit dem Temeser B., welches diese Benennung nach dem Passarowiczer Frieden erhalten, ohne jemals einen Ban gehabt zu haben. Dieses sog. B. umfaßt die Comitate Torontal, Temesvár und Krassowa. Infolge einer kaiserl. Bestimmung vom 18. Nov. 1849 wurde dasselbe theilweise von Ungarn getrennt und ein neues österr. Kronland unter dem Titel: die Serbische Wojwodina und das Temeser B., geschaffen, aber ohne bestimmte Abgrenzung der Wojwodina und des neuen B. Infolge des Octoberdiploms von 1860 wurde die Wojwodina aufgehoben, und das B. sah sich wieder mit Ungarn vereinigt. Das alte, ungetheilte B., aus den genannten drei Comitaten bestehend, enthält mit den Militärgrenzbezirken 570 Q.-M., ist zum Drittheil sehr gebirgig, zum Theil flach und morastig, aber durchgehends stark bewässert und sehr fruchtbar. Es wird von der Theiß im W., von der Donau im S., von der Maros im N., und von dem Gebirgszuge, der Ungarn von der Walachei und Siebenbürgen trennt, im O. begrenzt. Seines milden Klimas wegen schon bei den Römern beliebt, die hier einige Städte anlegten, schmachtete es später lange unter türk. Joche und wurde ganz entvölkert, bis die siegenden Waffen Oesterreichs es 1716 zurückeroberten. Anfangs stand das B. allein unter Militärverwaltung. Maria Theresia schlug es zur Hälfte zu den königl. Kameralgütern und rief deutsche Einwanderer aus den Rhein- und Moselgegenden und Schwaben herbei, welche das Land in Blüte brachten. Die übrige Bevölkerung ergänzte sich aus Magyaren, Walachen, Bulgaren, Zigeunern und Raitzen. Das B. ist eins der reichsten Länder Oesterreichs. Korn wächst überall in Fülle, desgleichen Taback, Hirse, Kukuruz, Sumach, Nüsse, Kernobst. Der Weinbau ist weniger ergiebig, liefert aber ein gutes Product; an Federwild findet sich Ueberfluß; die Flüsse sind sehr fischreich. Die Bergwerke geben einige Ausbeute an Gold, Silber, Zink, mehr an Eisen und Kupfer; doch der größte Schatz des B. besteht in Steinkohlen. Unter den Mineralquellen nehmen die berühmten Bäder von Mehadia (s. d.) den ersten Rang ein. Die Bevölkerung bestand 1857 aus 1,241573 Seelen, der Abstammung nach Walachen, Deutsche, Ungarn und Raitzen, der Religion nach Griechisch-Unirte, Katholiken, Lutheraner und Reformirte. Die Hauptstadt des B. ist Temesvar (s. d.). Merkwürdige Punkte sind die Veterani-Höhle und das Eiserne Thor (s. d.). Vgl. Griselini, «Versuch einer natürlichen und polit. Geschichte des Temeser B.» (Wien 1785), und Böhm, «Geschichte des Temeser B.» (2 Thle., Lpz. 1861). Ueber die sog. Banalgrenze, s. Militärgrenze.

Banausisch (vom griech. banausia, das Handwerk) bedeutet eigentlich handwerksmäßig, im Gegensatz der freien und schönen Kunst, dann auf die Gesinnung übertragen: philisterhaft, illiberal, engherzig, kurz alles, was dem Edeln und Freisinnigen entgegengesetzt ist.

Banco (ital.) ist im Handelsverkehr zunächst gleichbedeutend mit Bank; dann bezeichnet das Wort aber auch die Bankvaluta, die Geldwährung, in welcher eine Bank ihre Rechnungen führt und Zahlungen leistet, namentlich wenn dieselbe von der gewöhnlichen Landeswährung verschieden ist. In Deutschland versteht man unter B. zumeist das hamburger Bankgeld, eine nicht durch Münzen vertretene Valuta, in welcher 27¾ Mark (Bankmark, Mark Banco) eine (kölner) Mark fein Silber betragen, sodaß eine Banco-Mark = 15⅐ Sgr. im 14-Thalerfuß = 57¼ Kr. im 24½-Guldenfuß. Diese Mark wird in 16 Schill. zu 12 Pf. eingetheilt, wie die Mark des hamburger Courantgeldes. Die hamburger Kaufleute führen alle ihre Rechnungen in dieser Banco-Valuta, welche gegen hamburger Courant ein veränderliches Aufgeld von 20—25 Proc. genießt. Ein besonderes Bankgeld hat auch Schweden, wo 8 Thlr. Banco = 3 Thlr. Silber; 1 Thlr. Banco = 17⅙ Sgr. im 14-Thalerfuß = 1 Fl. im 24½-Gulden-

fuß. Ferner hatte Genua früher ein eigenthümliches Bankgeld, und noch heute nennt man dort die davon abweichende Silberwährung häufig fuori banco, d. h. «außerhalb der Bank».

Bancroft (George), amerik. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 3. Oct. 1800 zu Worcester in Massachusetts, war der Sohn des Predigers Aaron B. und erhielt seine erste Erziehung von diesem, einem denkenden und gelehrten Manne und Schriftsteller von mehr als gewöhnlicher Bedeutung. Im Alter von 13 J. bezog der junge B. die Universität Cambridge (Harvard-College), wo er besonders classische Literatur, Philosophie und Geschichte studirte. 1818 begab er sich nach Deutschland, um zunächst in Göttingen seine Studien fortzusetzen, und hier entschied er sich für die Geschichte als seinen Lebensberuf. Er promovirte 1820 als Doctor der Philosophie und wandte sich dann nach Berlin, wo er besonders die Vorlesungen von Schleiermacher, Hegel und F. A. Wolf besuchte. Im Frühjahr 1821 unternahm er eine größere Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, auf welcher er unter andern Goethe in Weimar besuchte und überall anregende Bekanntschaften anknüpfte. Nach achtmonatlichem Aufenthalt in Italien kehrte B. über Marseille nach Amerika zurück. Er nahm jetzt die Stelle eines Lehrers der griech. Sprache an der Universität zu Cambridge an, gründete aber alsbald in Gemeinschaft mit Cogswell 1823 zu Northampton eine eigene Lehranstalt, die Roundhillschule, wo er mit Vorliebe deutsche Lehrer um sich sammelte. Um diese Zeit veröffentlichte er eine Uebersetzung von Heeren's «Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt». Schon nach einigen Jahren gab er indeß seine Schule auf und widmete sich nun ausschließlich der Geschichte der Vereinigten Staaten und der Politik, in welcher er sich der damals noch nicht zersetzten demokratischen Partei anschloß. 1838 erhielt er vom Präsidenten van Buren die wichtige Stelle eines Collectors (Oberzolldirectors) des Hafens von Boston. Als Polk 1845 den Präsidentenstuhl bestieg, ernannte dieser ihn zum Marineminister, welche Stellung er zur Begründung einer Sternwarte in Washington und einer Marineschule in Annapolis benutzte. Im Herbst 1846 wurde er von Polk als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach England geschickt, wo er bis 1849 verblieb. Seinen Aufenthalt in London benutzte er zu umfassender Durchforschung der archivalischen Quellen für die Geschichte Amerikas und namentlich der amerik. Revolution. Von London wandte er sich auch mehrmals nach Paris, wo er, von Guizot, Mignet und Tocqueville unterstützt, seine Forschungen in den Archiven fortsetzte und reiche Ausbeute fand. Seit 1850 in der Stadt Neuyork und im Sommer in dem Badeorte Newport wohnend, hat B. sich ausschließlich der Vollendung seiner «History of the United States» (Bd. 1—9, Neuyork 1834—64; deutsch von Kretzschmar, Lpz. 1845 fg.) gewidmet. Das in jeder Beziehung ausgezeichnete Werk, dessen erster Band seit 1834 20 Auflagen erlebte, schließt im neunten Bande mit dem franz. Bündnisse von 1778, soll aber nach der Absicht des Verfassers bis zur Annahme der Unionsverfassung (1788) fortgeführt werden. B. ist unstreitig bis jetzt der bedeutendste amerik. Geschichtschreiber. Mit einem umfassenden, klaren Blicke vereinigt er das gründlichste Quellenstudium, eine tiefe Einsicht in das geistige und polit. Leben Europas und reiche polit. und staatsmännische Erfahrung. Eine humane und freie republikanische Gesinnung verleiht seiner Darstellung eine edle Wärme und entschädigt reichlich dafür, daß sein im ganzen klarer Stil vielleicht hier und da ein wenig geziert erscheint.

Bandage, s. Verband.

Bandainseln, die südlichste Gruppe der Molukken im Ostindischen Archipel, unmittelbares Besitzthum der Niederländer und berühmt durch ihre Muskatnußpflanzungen, erstreckt sich im S. von Ceram (in der Amboinagruppe) von 3° 50′ bis 4° 4′ nördl. Br. und von 146° 20′ bis 147° 30′ östl. L. und besteht aus 10 hohen, vulkanischen, von heftigen Erdbeben heimgesuchten Eilanden. Wiewol von unbedeutendem Umfang, sind sie doch, außer ihrer reichen Production, durch ihre Lage von besonderer Wichtigkeit für die niederl. Regierung, indem sie den Schlüssel zu den jenseit der Bandasee gelegenen östl. und südl. Gebieten bilden. Die B. sind Sitz eines Residenten, dem auch die östl. und südl., nur in mittelbarem Verhältniß zur Regierung befindlichen Inselgruppen unterstehen. Die eigentliche Residentschaft Banda umfaßt außer den 10 Eilanden einen südöstl. Theil von Ceram nebst den Kaffingsinseln, zusammen 6 Q.-M. mit etwa 6000 E. In weiterm Sinne werden der Residentschaft die erwähnten mittelbaren Gruppen zugerechnet, nämlich: 1) die Südostinseln, bestehend aus dem Tenimber-Archipel mit der großen Insel Timorla'ut, der Keygruppe u. a.; 2) die Südwestinseln oder Südbanda, etwa neun Inseln, und andere. In diesem Umfange hat die Residentschaft 410 Q.-M. mit (1861) 111195 E. Die eigentlichen B. heißen Neira oder Banda-Ne[illegible]

Großbanda oder Lonthoir, Gunong-Api, Aij, Rhun oder Ron, Rozengain, Kapal, Pisang, Sjetan, Brouwen- oder Fraueneiland. Den Mittelpunkt der Gruppe bildet **Banda-Neira** oder schlechtweg Banda genannt. Die Insel ist 1 M. lang und $^1/_2$ M. breit und enthält die Hauptstadt Neira, den Sitz der Regierung, mit einem guten Hafen, großen Magazinen, lebhaftem Handel, die Festen Nassau und Voorzigtigheid und das starke Fort Belgica. Die Insel **Großbanda**, $2^1/_2$ M. lang und $^1/_2$ M. breit, die größte, bebauteste und bevölkertste, hat ebenfalls drei Festungswerke. **Gunong-Api** (d. h. Feuerberg) ist nur ein durch schmalen Sund von der Hauptinsel getrennter, sehr gefährlicher Vulkan von 1828 F. Höhe, der fortwährend thätig ist und viel Schwefel ablagert. 1609 wurde die einheimische Malaienbevölkerung der Insel von den Niederländern zur Strafe für die verrätherische Ermordung des Admirals Verhoeven und 45 Flottenoffizieren gänzlich ausgerottet. Man theilte das zur Cultur der Muskatnuß geeignete Land in Pflanzungen (Perken), die man als Belohnung an diejenigen vergab, welche zur Besitznahme der Inseln beigetragen hatten. Die Bewirthschaftung der Perken geschieht jetzt meist durch freie Arbeiter, zum Theil durch Sträflinge aus Java, früher durch Sklaven und Leibeigene, die mit dem 1. Jan. 1860 frei geworden sind. Die Pflanzgärten dürfen nicht getheilt und verkauft werden. Man erntete 1857 von 275324 Bäumen 701448 Pfd. Nüsse und 174047 Pfd. Blüte. Der Anbau (durch 2518 Arbeiter) kostete 96254 Fl., während die Ernte einen Verkaufspreis von 151660 Fl., also einen Reingewinn von 55405 Fl. ergab. Die Pflanzer oder Perkeniere, die ihre Erträgnisse an die Compagnie zu bestimmtem Preise liefern müssen, sind im allgemeinen Leute von niederer Herkunft und geringer Bildung. Die Inseln wurden 1512 vom Portugiesen Antonio Abreus entdeckt. 1600 erfolgte die Vertreibung der Portugiesen und bald darauf die Besitznahme durch die Holländer. Die Engländer eroberten sie 8. März 1796, gaben sie aber nach dem Frieden von Amiens 1801 wieder zurück. Sodann nahmen sie dieselben zum zweiten mal 1810, traten sie indeß im Frieden von 1814 abermals ab. Doch kamen wegen Streitigkeiten über die Unkosten die Holländer erst 1817 wieder in den Besitz der Inseln.

Banda-oriental, s. Uruguay.

Bande noire, d. i. schwarze Bande, nannte man in der ersten franz. Revolution die Gesellschaften von Kapitalisten und Bauunternehmern, welche die als Nationaleigenthum in Beschlag genommenen geistlichen Güter, die Besitzungen der Emigrirten sowie die durch Aufhebung der Fideicommisse und Majorate zum Verkauf gestellten Gebäude an sich brachten. Jenen schimpflichen Namen empfingen dieselben, weil sie gewöhnlich die alten, oft historisch merkwürdigen Baulichkeiten ohne alle Rücksicht auf Kunstwerth und Geschichte abbrechen ließen, um die Materialien sowie den Grund und Boden in kleinern Abtheilungen wieder zu verkaufen.

Bandel (Joseph Ernst von), ein namhafter deutscher Bildhauer, geb. 17. Mai 1800 zu Ansbach, machte seine ersten Studien in Nürnberg und bildete sich hierauf auf der Kunstakademie zu München, wo er sich anfänglich der Malerei, bald aber ausschließlich der Bildhauerei widmete. Schon seit 1820 lieferte er auf die dortige Kunstausstellung gelungene Arbeiten, wie z. B. einen liegenden Mars. Nachdem er hierauf mehrere Jahre in Nürnberg und Rom gearbeitet, kehrte er 1827 nach München zurück und begründete hier seinen Ruf durch eine Reihe bedeutender Werke. Dahin gehören eine Charitas und namentlich viele gelungene Porträtbüsten, unter denen die des Königs Maximilian Joseph von Baiern, des Domenico Quaglio, des Hofmalers Stieler, des Oberbauraths Gärtner. 1834 wandte sich B. nach Berlin, um dort die Ausführung seiner von Jugend auf gehegten Idee eines großartigen Denkmals des Arminius vorzubereiten. Noch in demselben Jahre folgte er aber einem Rufe nach Hannover, wo er, außer verschiedenen Arbeiten zur Ausschmückung des königl. Schlosses und für Kirchen, das Gipsmodell zur Statue König Wilhelm's IV. (für Göttingen) und das zu der Kolossalstatue des Arminius fertigte. Mit letzterm Modell siedelte er Anfang 1838 nach Detmold über, und begann alsbald mit der Gründung des 95 F. hohen Unterbaues zu dem Denkmal und führte denselben bis 1846 zu Ende. Gleichzeitig hatte er die Arbeiten zu dem 90 F. hohen Standbilde aus getriebenem Kupfer eingeleitet. Als jedoch die Fortführung durch die Zeitumstände unmöglich gemacht wurde, wandte er sich wiederum nach Hannover, wo er fortwährend für die Herstellung des Arminiusdenkmals thätig war. (S. Hermann.) Doch erst 1862 trat für diesen Zweck in Hannover ein Verein zusammen, unter dessen Mitwirkung er endlich die Arbeiten wieder mit Entschiedenheit aufnehmen konnte. Von seinen übrigen Werken, welche er während seines Aufenthalts in Detmold und Hannover ausführte, sind noch zu nennen: eine

sich schmückende Venus; ein reicher Taufstein für die Petrikirche in Hamburg; eine lebensgroße Thusnelda in röm. Gefangenschaft; ein Relief für das Militärhospital und die Standbilder von Shakspeare und Goldoni für das Theater zu Hannover.

Bandelier (franz.) heißt unter den militärischen Armaturstücken der breite lederne Riemen, welcher von der Schulter über Brust und Rücken getragen wird, um die Patronentasche, bei den Reitern noch den Carabiner mittels eines Hakens, bei der Infanterie auch den Säbel oder das Bajonnet daranzuhängen. Der Gebrauch der B. fällt mit der Einführung des Schießgewehrs als Kriegswaffe zusammen und ersetzte in den ersten Zeiten dieses Gebrauchs die noch nicht gebräuchlichen Patronentaschen. An dem B. hingen 12—15 hölzerne Röhren oder Pfeifen, in deren jeder ein Schuß Pulver war. Unten am B. hing eine blecherne Flasche mit Zündpulver, ein lederner Beutel mit Kugeln und ein Stück Lunte. Die auf der Brust sich kreuzenden B. sind neuerdings, weil sie die Brust beschweren, bei den meisten Armeen abgeschafft worden. Der Säbel oder das Bajonnet, auch zwei kleinere Patronentaschen statt der einen großen, werden an einem Koppel um den Leib getragen.

Bandelkand, Bandēlakhand (engl. Bundelkund) oder das Land der Bandela, heißt ein vorderindisches Stufenland in dem brit. Gouvernement der Nordwestprovinzen, und zwar in der alten Provinz Allahabad. Es schließt sich im W. und SW. an das Plateau Malwa und das Vindhjagebirge, im O. und SO. an die Terrassen von Baghelkand, geht im S. in die dekanischen Plateaux von Amarakantaka (Omerkuntuk) und Gondwana über und senkt sich mit seiner heißen, dürren Ebene bis zum Gangeszufluß Dschamna, dem es den Sindh (an der Westgrenze), Betwa, Kena und Tamasa (an der Ostgrenze) zusendet. Bestimmte polit. Grenzen hat dieses Uebergangsland zu den Tiefebenen des Ganges niemals gehabt, da es von jeher unter viele einzelne Häuptlinge vom Radschputengeschlechte getheilt war. Die durchbrechenden Flüsse gliedern das Land in einzelne Parallelketten, die von Westen gegen Osten ziehen, nördlich stufenweise abfallen und vor dem völligen Eintritt in die Gangesebene in ein merkwürdig zerrissenes Kegelland übergehen. Es entsteht so eine Landschaft voll einzelner Tafelberge, deren jeder eine natürliche Feste bildet. Die meisten Gegenden des Landes sind sehr fruchtbar, besonders die nördlichen, und gewähren alle Lebensbedürfnisse ohne viele Pflege. Die Bandela sind Radschputen, sprechen einen Sanskritdialekt und haben einen kriegerischen Charakter. Erst den Begründern der Dynastie des Großmoguls, Baber, Homayun und Akbar, gelang es, B. zu bändigen. Fortwährend indeß behielt es seine einheimischen Hinduhäuptlinge, die nur selten den auferlegten Tribut zahlten. Als Aureng-Zeyb's zelotische Zerstörung der Hindutempel auch in B. zu Empörungen riefen, bildete sich in Panna und Kalindscher jener einheimische Föderativstaat der Radschputen-Radschah, dessen glänzendes Oberhaupt, der Radschah Tschattersat von Panna, unter dem Titel Hindupati von B. am bekanntesten wurde. Sein Geschlecht erhielt sich lange, bis es der Maharattenübermacht am Ende des 18. Jahrh. weichen mußte, worauf 1804 nach der Vernichtung der Maharatten ganz B. der brit. Herrschaft in der einen oder andern Weise unterstellt ward. Außerhalb des unmittelbaren brit. Besitzes (von zusammen 456 Q.-M. mit 1,668800 E.) bestehen gegenwärtig noch 32 Fürstenthümer und kleine Dschaghire oder Lehnsherrschaften als Schutzstaaten, die zusammen 391 Q.-M. mit 924000 E. zählen. Es umfaßt somit das Land, welches man jetzt in der polit. Landeseintheilung B. nennt, im ganzen 847 Q.-M. mit 2,592800 E. Zuweilen wird aber der Name B. geographisch auch auf den Schutzstaat Baghelkand und sogar auf den nördl. Theil des Bundesstaats Gwalior ausgedehnt, sonach auf einen zweimal größern Länderraum übertragen.

Bandello (Matteo), ital. Novellendichter, geb. 1480 zu Castelnuovo in Piemont, war anfangs Dominicanermönch, wandte sich aber bald einer freiern Lebensart und dann in Rom und Neapel dem Studium der schönen Wissenschaften zu. Nachdem er zu Mailand Pietro Gonzaga's Tochter Lucrezia unterrichtet, ging er nach der Schlacht von Pavia (1525) erst zu Lodovico Gonzaga, dann zu Cesare Fregoso, dem er im Feldlager und an den Höfen ital. Fürsten Gefährte und Freund war. Nach dem Tode Fregoso's lebte er zu Agen bei dessen Familie, ward 1550 Bischof dieser Stadt und starb daselbst 1562. Sein Name in der Geschichte der ital. Literatur gründet sich auf seine «Novelle» (3 Bde., Lucca 1554; dazu nach seinem Tode Bd. 4, Lyon 1573), welche nächst denen des Boccaccio in Italien das meiste Glück machten. Natürliche Einfachheit, rascher Gang der Erzählung und fließende Perioden zeichnen dieselben aus. Nach mehrern verstümmelten Ausgaben erschienen erst im 18. Jahrh. wieder vollständige (4 Bde., Lond. 1740; 9 Bde., Lond. 1791—93; 9 Bde., Mail. 1813—14; 4 Bde., Turin 1853). In der deutschen Uebersetzung von Adrian (3 Bde., Frankf. 1818—19)

ist nur das Unanstößige gegeben. Von andern Werken B.'s sind «Canti delle lodi della S. Lucrezia Gonzaga» (Agen 1545) und «Rime» (herausg. von Costa, Turin 1816) gedruckt.

Bänder (ligamenta) nennt man in der Anatomie gewisse häutige oder sehnige Gebilde, welche die gegenseitige Verbindung der Knochen und Knorpel vermitteln, sie aneinander befestigen und ihnen gestatten, sich in bestimmten Richtungen, bald mehr, bald weniger frei aneinander hin- und herzubewegen. Die Lehre davon heißt Bänderlehre oder Syndesmologie. Die Bänder bestehen aus sehnigen, gelblichweißen, oft silberglänzenden Faserbündeln, welche eine geringe Elasticität besitzen, daher nur langsam sich ausdehnen lassen, während sie bei plötzlicher starker Ausdehnung leicht zerreißen. Sie stellen entweder Kapselbänder dar und umkleiden als solche alle beweglichen Gelenke, oder sind platte bandartige Streifen.

Banderien, von banderium, d. i. Fahne oder Banner, hießen in Ungarn die berittenen Dienstmannen, mit welchen in alten Zeiten Prälaten und Magnaten im Felde, auf Reichstagen und bei andern öffentlichen Versammlungen erschienen, weshalb sie selbst den Titel Domini banderiati führten. Mindermächtige Edelleute, die nicht 50 Reiter unter einem Banner aufzustellen vermochten, vereinigten sich zu einem gemeinsamen Banderium, wenn sie es nicht vorzogen, sich dem Banderium des Comitats anzuschließen. Ebenso hatten mehrere königl. Städte eigene B.; auch gab es ein Banderium regium. Ihre Endschaft erreichte diese Heerverfassung durch die Schlacht bei Mohacs 1526. Später verstand man unter B. die berittenen Edelleute der Comitate, welche in nationaler Uniform auf Reichstagen und besonders bei Krönungen die militärischen Ehrenbezeigungen machen. Vgl. Piringer, «Ungarns B.» (2 Bde., Wien 1810—16).

Bandgras, s. Phalaris.

Bandiera (Attilio und Emilio), zwei durch ihren revolutionären Handstreich gegen Neapel sowie durch ihr Schicksal bekannte Brüder, die aus einer angesehenen Familie in Venedig stammten. Der Vater, ein entschiedener Anhänger Oesterreichs und Contreadmiral in kaiserl. Diensten, hatte sich durch die Gefangennehmung der Flüchtlinge von Ancona nach den Unruhen von 1831 einen wenigstens in den Augen seiner Landsleute nicht beneidenswerthen Ruf erworben. Seine beiden Söhne, als Schiffsfähnriche in österr. Diensten dem Berufe des Vaters folgend, hegten jedoch ganz entgegengesetzte polit. Gesinnungen. Attilio (geb. 1817) und Emilio (geb. 1819) schwärmten für die freie und einige Republik Italien. 1842 traten sie mit Mazzini in einen Briefwechsel, in dem sie sich als edle und opferfreudige Gemüther zeigen und glühende Begeisterung für das Vaterland an den Tag legen. Emilio, von kräftigerm Körperbau und leichterm Sinne, stand unter dem Einflusse des ernstern, denkenden Bruders. 1843 glaubten sie die Zeit für eine gewaltsame Umwälzung gekommen. Die Unruhen in der Romagna, wiederholte Berichte von bevorstehenden Revolutionen in Unteritalien befestigten sie in dieser Meinung; doch vergebens wandten sie sich an einflußreiche Patrioten um Unterstützung. Da ihr Benehmen inzwischen die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen, flüchteten sie im März 1844 nach Korfu. Ihre Flucht verursachte Unruhe an den Höfen von Mailand und Wien; man fürchtete die Macht des Beispiels. Vergebens ließ ihnen der Vicekönig Erzherzog Rainer durch ihre Mutter volle Verzeihung anbieten. Sie hatten ihre Hoffnung auf eine Desertion in Masse in der Flotte und Landarmee gesetzt, fanden sich aber getäuscht. Ihre Briefe aus dieser Zeit sind voll von Klagen über die falschen und lauen Freunde. Wiederholte Berichte aus Calabrien, denen die neapolit. Polizei schwerlich fremd war, ließen sie glauben, die ganze Provinz befinde sich im Aufstande. So wagten sie 16. Juni 1844, verzweifelt, selbst dem Bettelstabe nahe, mit 20 Gefährten eine Landung an der Mündung des Flusses Nieto in Calabrien, in der Ueberzeugung, ihr bloßes Erscheinen würde das Volk in die Waffen rufen. Die neapolit. Regierung erwartete sie; einer ihrer Gefährten, ein gewisser Boccheciampe, hatte sie verrathen. Bei dem Flecken San-Giovanni in fiore von einer überlegenen Anzahl angegriffen, wurden sie fast sämmtlich zu Gefangenen gemacht; nur einer fiel auf dem Platze, zwei entrannen. Von dem Proceß, den man den Unglücklichen machte, kam nichts zu Tage. Am 25. Juli 1844 wurden Attilio und Emilio B. nebst sieben ihrer Genossen auf öffentlichem Platze in Cosenza erschossen. Sie starben freudigen Muths unter dem Rufe: Viva l'Italia! Ein Jahr später wurden die noch übrigen Gefährten begnadigt. Vgl. Ricciardi, «Storia dei fratelli B. e consorti» (Flor. 1863).

Bandinelli (Baccio), einer der besten Bildhauer seiner Zeit, Sohn des berühmten Goldschmieds Michel Agnolo de Viviano, wurde 1487 zu Florenz geboren, wo er auch 1559 starb. Nach dem ersten Unterrichte in der Zeichenschule der Goldarbeiter zu Florenz übte er die Bildhauerei und ward Buonarotti's eifriger Nebenbuhler, dessen Großartigkeit er anstrebte.

Auf dem Hauptaltare im Dome zu Florenz sieht man von ihm Christi Leichnam von einem Engel gehalten, darüber Gott Vater. Mehr geschätzt wurden die kleinern, starkerhabenen Figuren am Fußgestelle des Gitters im Presbyterium, die er mit seinem Schüler Bandini ausführte. Auch die Basreliefs an den Säulenbasen des Chores im Dome sind von seiner Arbeit. In der Galerie befindet sich seine Copie der Gruppe des Laokoon, welche als ein Meisterwerk moderner Copien nach antiker Sculptur gelten muß. B. stand bei Clemens VII. und Karl V. in Gunst. Ersterer gab ihm ein eigenes Grundstück, beide ertheilten ihm Orden. Man findet von ihm auch noch mit breiter Feder ausgeführte Zeichnungen, besonders in England; es sind meist einzelne Figuren. Die Zeitgenossen schildern B. als einen sich überhebenden und neiderfüllten Charakter. — Sein bedeutendster Schüler war Giorgio Bandini, genannt Benedetto da Castello oder dell'Opera, welcher besonders geschickt in Büsten nach dem Leben arbeitete. Auch ist von ihm die vortreffliche Statue der Baukunst am Grabe Buonarotti's. Ferner arbeitete er die beiden Statuen des heil. Jakob und Philipp in der Kathedrale zu Florenz und das Basrelief in der Capella de' Gaddi in Sta.-Maria novella ebendaselbst.

Bandit (ital. bandito, franz. assassin), ein gedungener Meuchelmörder, besonders wenn er aus der Tödtung ihm bezeichneter Personen ein Gewerbe macht. Die Berührung, in welche die Kreuzfahrer mit den Assassinen (s. d.) kamen, scheint den Gedanken einer Organisation, welche die Ausführung verbrecherischer Aufträge gewissermaßen adelte, nach dem roman. Europa verpflanzt zu haben. Eine bleibende Stätte fand das Banditenthum vorzüglich in Italien, wo Reichthum und Verfeinerung mit sittlicher Verwilderung zusammentrafen. In den größern Städten, wie Rom, Neapel, Venedig, bestanden förmliche Genossenschaften von B., die euphemistisch Bravi, d. i. Tapfere genannt wurden und gegen Bezahlung für die unfehlbare Erdolchung des ihnen bezeichneten Opfers mit ihrer Geschäftsehre bürgten. Die Vervollkommnung der gerichtlichen Polizei ist zwar der Fortdauer dieser Brüderschaften nicht günstig gewesen; indeß beweist doch das Beispiel der Camorra (s. d.) und des Brigantenwesens in Neapel, ferner die Leichtigkeit, mit welcher die polit. Ultras untergeordnete Werkzeuge zur Ermordung z. B. Rossi's, des Herzogs von Parma u. a. fanden, daß die Elemente für solche Auswüchse immer noch vorhanden sind. Für das Strafrecht gestalten die ruhige Berechnung, mit welcher an dem Leben des Opfers gefrevelt wird, die feige Verborgenheit, in die sich der Morddinger hüllt, und die vollendete Gleichgültigkeit gegen das Recht, welche in der That des Meuchlers liegt, den Banditenmord (homicidium conductum, assassinatus) zu einem der schwersten Verbrechen. Dieses wird an dem Morddinger als intellectuellen und dem B. als phys. Urheber nach der Carolina mit dem Rade, nach den neuern Strafgesetzgebungen mit einfacher Todesstrafe geahndet.

Bandjermassing, Bandschermassing, die Hauptstadt der gleichnamigen niederländ. Residentschaft im südöstl. Theile der Insel Borneo im Ostindischen Archipel, jetzt aber nach dem Fort Tatas benannt, liegt an dem Flusse B. oder dem Kleinen Bandjer, 5 St. vom Meere. Dieser Fluß, der auch Martapura und Tatas heißt, fließt von NO. her, in der Entfernung von 2½ St. vom Meere, in den Großen Bandjer oder Barito. Letzterer strömt von N. gegen S. und heißt im obern Laufe Dussong. Derselbe ist 120 M. lang, 88 M. weit schiffbar, hat ein Stromgebiet von 1900 Q.-M., ein Delta von 38 Q.-M. und steht durch Seitenarme mit dem westlichern Kapuas in Verbindung. Der Große wie der Kleine Bandjer sind beide tief genug für große Schiffe, allein vor der Mündung des erstern liegt eine Schlammbank, die höchstens 2 Faden Wasser hat. Die Bevölkerung der Stadt wird sehr verschieden, bis zu 30000 E. angegeben, darunter 1500 Chinesen, in deren Händen vorwiegend der sehr rege Groß- und Kleinhandel mit dem Innern und dem Auslande sich befindet. Außer dem Handel unterhält die überhaupt sehr betriebsame Bevölkerung Diamantschleifereien und Stahlwaarenfabrikation. Die Ausfuhr besteht besonders in Goldstaub, Diamanten und andern Edelsteinen, indian. Vogelnestern, Wachs, Harz, Gummi, Räucherwerk, Arzneimitteln, getrocknetem Fisch- und Hirschfleisch, Hirschhörnern u. s. w.; die Einfuhr in Leinwand, Gambir, chines. Thonwaaren, Glas, Porzellan, allerlei Metallsachen, Taback und Salz. Die jährliche Zolleinnahme wird auf 500000 Fl. angeschlagen. Die Einfuhr betrug 1856: 1,053722, die Ausfuhr 727380 Fl. Weiter aufwärts von B., an beiden Flußufern liegt Martapura, d. h. Glückstadt, seit 1771 Hoflager des ehemaligen Sultans, jetzt verlassen und in elendem Zustande; östlich davon der Berg Pengaron mit reichen Steinkohlenlagern, und 7 M. südlich von B. der Hafen und das Küstenfort Tabenian oder Tabunia. — Das Land B., d. i. das Gebiet des Barito oder Dussong mit seinem ganzen Wassernetze und das im SO. halbinselartig hervortretende Küstenhochland Tanah Lawut oder La'ut nebst der vorliegenden Insel (Pulo)

La'ut, ist zum größten Theil ein Tiefland mit zahlreichen größern und kleinern Flüssen, Seen und Morästen, ausgedehnten Urwaldungen, fruchtbaren Reisfluren. Es umfaßt ein Areal von 3815 Q.-M. mit 3—400000 E., während die gesammten unter dem Residenten von B. stehenden Besitzungen auf der Süd- und Ostküste Borneos zu 6568 Q.-M. mit 553343 E. (1857) angegeben werden, darunter 197 Europäer, 1510 Chinesen, 283 Araber. Den Kern der Bevölkerung bilden in zahlreiche Stämme zersprengte Dayak (s. d.), thätige und rührige Leute. Im Innern schweifen wilde Horden von Orang-Ut umher. Die Holländer gründeten nach Abschließung eines Handelsvertrags mit dem Landesfürsten 1707 ein Fort und eine Factorei bei dem Dorfe Tatas. 1747 erkauften sie sich von dem Sultan das Monopol des Pfefferhandels, und 1787 übertrug ihnen derselbe für wichtige Dienstleistungen die Souveränetät über seine Besitzungen. Allmählich ergaben sich auch andere schwache Nachbarfürsten. Das Lehnssultanat von B. bestand bis Ende 1859, wo der regierende Fürst Taneljit Illah, dann 5. Febr. 1860 auch sein Reichsverweser infolge eines Thronstreites und Aufstandes der Bevölkerung abgesetzt wurden. Die Niederländer verleibten nun das Land ihren Besitzungen ein und zerlegten es in drei Abtheilungen, von welchen die erste, Kween, mit der Hauptstadt B. von einem Residenten regiert wird, während die beiden andern, Amuntal und Martapura, von Assistent-Residenten unter dem Residenten von Kween verwaltet werden. Der Aufstand dauerte noch 1860 und 1861, wurde jedoch allmählich durch Errichtung von Forts und fortgesetzte Streifzüge bis zu den Grenzen des Landes zurückgedrängt.

Bandmanufactur. Der wesentliche Unterschied des Bandes von andern Geweben besteht in seiner geringen Breite, während man übrigens beinahe ebenso viel Arten Bänder als Gewebe überhaupt hervorbringen kann. Eine andere Eigenthümlichkeit besteht in der oft stattfindenden Anbringung sogenannter Zacken zur Verzierung der Ränder, wozu dem Webstuhle eine einfache Nebeneinrichtung gegeben wird. Die vorzüglichste, bei weitem wichtigste Klasse sind die seidenen Bänder, zu welchen auch die Sammtbänder gehören. Dieselben scheiden sich nach den verschiedenen Seidengeweben in Taffet-, Atlas-, Gazebänder u. s. w., in glatte und gemusterte (façonnirte), einfarbige und bunte, gestreifte und carrirte u. s. w., und sind theils kaum 3 Linien, theils über 4 Zoll breit. In früherer Zeit wurde die Bandweberei als Hausindustrie betrieben, und noch heute werden die kunstvollsten Bänder auf dem Handstuhle, auf welchem jedoch immer nur Ein Band gewebt wird, erzeugt. Ein unendlicher Fortschritt eröffnete sich der B. durch die anfangs des 17. Jahrh. erfolgte Erfindung der Bandmühle oder des Mühlstuhls, auf welchem eine größere Anzahl (häufig bis 30) Bänder gleichzeitig gefertigt werden. Dieser mechan. Stuhl erfordert ebenso viele Ketten und Schützen, als er Bänder liefern soll. Das Werfen der Schützen (Schifflein), die Hebung und Senkung der Schäfte, den Schlag der Lade u. s. w. bewirkt der Arbeiter mittelbar durch Umtreiben einer Stange mit beiden Armen. Die Ketten sowol als die fertigen Bänder sind einzeln auf Rollen aufgewickelt und durch Gewichte angespannt, sodaß eine große Länge des Gewebes erzeugt werden kann, ohne ein Ab- oder Aufwinden zu bedingen. Eine mit aufwärts stehenden Zacken versehene Stange (Rechen) oder eine Zahnstange vermittelt die Werfung der Schützen. Die Atlasbänder und Bänder mit Zacken erfordern eine abgeänderte Vorrichtung und noch in weit höherm Grade die gemusterten Bänder, welche gegenwärtig überall durch Verbindung des Stuhls mit einer Jacquardmaschine erzeugt werden. Wie reich seit der Einführung der Bandmühle die Production des Bandes ist, ergibt sich daraus, daß Ein Taffetstuhl von 24 Läufen bequem über 300 Ellen täglich liefern kann. Uebrigens ist die B. auf sehr wenige Districte beschränkt, wo sie sich in sehr belangreichem Verhältniß concentrirt hat; es sind meist Gegenden, in denen sie am frühesten betrieben ward. Gegen Orte, welche darin einmal die Mode angeben, läßt sich rücksichtlich der Luxusbänder um so schwerer concurriren, da sie auf deren kunstvolle Herstellung und die häufige Aenderung der Muster mittels der Jacquardmaschine ganz eingerichtet sind. Erst seit der Anwendung der Jacquardmaschine haben sich große geschlossene Etablissements für die B. gebildet. Manche geringe Sorten seidener Bänder sind durch Imitation in Baumwolle ganz verdrängt worden, so die des Floretbandes. Ebenso sind die früher mehr gebräuchlichen Leinenbänder jetzt meist durch baumwollene ersetzt. Wollene Bänder (aus Kammwollgarn) finden eine beschränkte Anwendung. Elastische Bänder entstehen dadurch, daß man zu einzelnen Kettenfäden Kautschuk nimmt. Die prachtvollsten Modebänder, Ordensbänder, Damengürtel, Echarpes u. s. w. liefert vor allem Paris; die Sammtbänder bezieht man fast nur aus Krefeld. — Band bedeutet in einigen Gegenden Norddeutschlands und in Livland bei mehrern Stückgütern eine Anzahl von 30 Stück oder ½ Schock.

Bandtke oder Bandtkie (Georg Sam.), poln. Geschichtschreiber, Sprachforscher und Bibliograph, geb. 24. Nov. 1768 zu Lublin als Sohn eines deutschen, aus Schlesien eingewanderten Kaufmanns, erhielt seine Bildung auf dem Elisabethgymnasium zu Breslau, studirte auf den Universitäten zu Halle und Jena und lebte hierauf als Hauslehrer einige Zeit in Petersburg, wo er sich viel mit der russ. und altslaw. Literatur beschäftigte. Nachdem er 1798 nach Breslau zurückgekehrt, wurde er daselbst Lehrer der poln. Sprache am Elisabethgymnasium und 1804 Rector der Heiligengeistschule, folgte aber 1811 einem Rufe als Bibliothekar und Professor nach Krakau, wo er 11. Juni 1835 starb. B. hat sich durch sein «Polnisch-deutsches Wörterbuch» (2 Bde., Bresl. 1806) und die «Poln. Grammatik für Deutsche» (Bresl. 1808 u. öfter) als einen der tüchtigsten Slawisten seiner Zeit bekundet. Seine «Dzieje narodu polskiego» («Begebnisse des poln. Volks», 2 Bde., Bresl. 1820; Bd. 3, 1835) gehört zu den gründlichsten Arbeiten über die Geschichte Polens. Die Ergebnisse seiner bibliogr. Forschungen über die poln. Literatur hat er in «Historya drukarń krakowskich» («Geschichte der krakauer Buchdruckereien», Krak. 1815) und «Historya drukarń w Polsce» («Geschichte der Buchdruckereien in Polen», 3 Bde., Krak. 1826) niedergelegt. — B.'s jüngerer Bruder, Johann Vincenz B., geb. 1783 zu Lublin, war bis 1830 Professor der Rechte an der Universität zu Warschau und starb daselbst 1851. Er hat sich durch mehrere Werke, besonders um die Geschichte des poln. Rechts verdient gemacht. Zu letztern zählen die Ausgaben des «Jus Culmense» (Warsch. 1814) und des «Jus Polonicum» (Bresl. 1831), sowie die «Historya prawa polskiego» («Geschichte des poln. Rechts», Warsch. 1850).

Bandwurm. Die unter diesem Namen bekannten Thiere (oder richtiger Thierketten) bilden in der Klasse der Plattwürmer (Platyelmia), und zwar unter den als Schmarotzer lebenden Plattwürmern, eine besondere Gruppe, die Cestoiden, deren Bau und Fortpflanzungsweise zu den merkwürdigsten, erst durch die Entdeckung des Generationswechsels aufgehellten Erscheinungen in der Natur gehört. Der B. besteht nämlich aus einem Kopfe, welcher dem Mutterthier (der sog. Amme) angehört, und den sog. Gliedern, welche sich durch immerfort wiederholte quere Abschnürungen des Halses bilden und, sobald sie völlig entwickelt sind, ganz neue Thiere (die Brut des Mutterthiers) darstellen. Jedes einzelne dieser Glieder ist ein selbständiges Individuum, ein besonderes Geschlechtsthier, mit Geschlechtswerkzeugen, Drüsen, Gefäßkanälen u. s. w. versehen, und pflanzt sich durch befruchtete Eier fort, während das ganz anders gebaute geschlechtslose Mutterthier sich nur durch Knospung vervielfältigt. Es gibt viele Arten der Bandwürmer. Sie finden sich im Darmkanal, besonders im Dünndarm einer Menge von Thieren und nähren sich von den darin befindlichen Speise- und Darmsäften. Der sog. Schnepfendreck, eine bekannte Leckerei, besteht keineswegs aus Excrementen, sondern aus nestartigen Anhäufungen eines fadenförmigen, nur 2—3 Zoll langen, in mehrern Sumpfvögeln vorkommenden B. Im Menschen finden sich mehrere Arten Bandwürmer, die zwei sehr verschiedenen Gattungen, den Grubenköpfen und den eigentlichen Bandwürmern, angehören. Einzelne dieser Arten kommen nur als ausgebildete Thiere im Darmkanale des Menschen vor, während sie ihre Jugendzustände in andern Thieren zubringen; andere sind bisjetzt nur in diesen Jugendzuständen als Blasenwürmer in verschiedenen Organen des Menschen gefunden worden.

Der Grubenkopf oder breite B. (Bothriocephalus latus) wird bis zu 8 Meter lang, kann bis 4000 Glieder haben, die höchstens 4 Millimeter lang, 10—20 Millimeter breit sind und gegen das Ende schmäler werden. Der Kopf ist zungenförmig, mit zwei seitlichen, spaltförmigen Sauggruben. Die Glieder haben durch die etwa von dem 600. Gliede an entwickelten Eier eine mittlere Zeichnung in Rosettenform, in welcher die Geschlechtsöffnungen liegen. Durch diese Charaktere unterscheidet sich der Grubenkopf leicht, der von Zeit zu Zeit lange geschlechtsreife Ketten freiwillig abstößt und dadurch seine Gegenwart im Darme verräth. Er kommt besonders häufig in der Westschweiz vor (am Genfer-, Neuenburger- und Murtensee) sowie in den Ostseeländern, in Polen, Holland und Belgien, aber nicht oder nur sehr selten und eingeschleppt in Italien, Frankreich und dem westl. Deutschland bis zur Weichsel. Derselbe ist leicht abzutreiben, wozu meist Pillen von Farrenkrautwurzel (Filix mas) genügen, und verursacht im ganzen wenig Beschwerden. Die mit dem Kothe abgehenden Kettenglieder faulen bald, die Eier entwickeln sich nach einigen Monaten im Wasser, springen mit einem Deckel auf und lassen ein mikroskopisches Junges austreten, welches mit Flimmerhaaren behend umherschwimmt. Wahrscheinlich gelangt dieses Junge mit dem Trinkwasser in den Magen und entwickelt sich dann im menschlichen Darme. Man hat bis zu acht gleichzeitig im Darme vorhandene Grubenköpfe beobachtet. In Grönland kommt ein anderer Grubenkopf bei den Eskimos und ihren Hunden vor.

Die Bandwürmer oder Tänien unterscheiden sich durch vier Saugnäpfe und einen rüsselartigen, einziehbaren Vorsprung am Kopfe, der mit Haken besetzt ist, meist elliptische Glieder, die mehr lang als breit sind, und wo die Geschlechtstheile an dem Rande, nicht in der Mitte angebracht sind. Die Glieder lösen sich meist einzeln ab, sind weit selbständiger und kriechen sogar einzeln umher. Von dieser Gattung leben mehrere Arten theils im ausgebildeten, theils im Jugendzustande im Menschen, worunter besonders zwei hervorzuheben sind: der gewöhnliche Kürbisbandwurm (Taenia solium) und der Rinnenbandwurm (Taenia mediocanallata). Die Eier dieser Bandwürmer entwickeln sich in folgender Weise. Aus der oft doppelten Schale kriecht, wenn das Ei in den Magen des rechten Thieres gekommen ist (aus dem Wasser, durch den Koth, den Dünger u. s. w.), ein mikroskopisch kleines Thierchen mit sechs Haken, das sich durch die Darmhaut durcharbeitet und in den Körpergeweben wandert, bis es an einen günstigen Ort (Leber, Bindegewebe, Muskeln, Auge, Hirn) gelangt ist. Dort angekommen, entwickelt sich aus dem sechshakigen Thierchen ein kleiner Bandwurmkopf und -Hals mit Saugnäpfen und Hakenrüssel, während die ursprünglichen Haken abgeworfen wurden und das Hintertheil des Körpers wassersüchtig anschwillt und eine mit Flüssigkeit gefüllte Blase bildet, in die sich der Bandwurmkopf zurückziehen und einstülpen kann. In diesem Zustande ist der Wurm eine Finne, ein Blasenbandwurm (Cysticercus). Die Finne vergrößert sich nach und nach. Die Finne des Kürbisbandwurms findet sich am häufigsten in den Schweinen, dann aber auch im Menschen, und sehr selten soll sie auch in Affen, Hunden u. s. w. gefunden worden sein. Gibt man Schweinen Bandwürmer zu fressen, so werden sie finnig; essen Menschen rohes, finniges Schweinefleisch, so wird die Blase im Magen abgeworfen, der Kopf geht in den Darm und wächst dort zu einem B. aus. Die Finne des Rinnenbandwurms entwickelt sich auf gleiche Weise im Rinde und wird ebenso durch rohes Rindfleisch in den Menschen übertragen. Es ist begreiflich, daß diese Art viel seltener ist, da sowol rohes Rindfleisch selten genossen wird, als auch Rinder weniger Gelegenheit haben, aus Menschenkoth stammende Bandwurmglieder zu verschlingen, während dies beim Schwein sehr leicht geschieht. Die beiden Hauptarten unterscheiden sich, außer durch die Zeichnung der Glieder, welche von den durchschimmernden Eiern herrührt, besonders dadurch, daß der Rinnenbandwurm feister aussieht, einen hakenlosen Rüssel und größere Saugnäpfe hat. Dieser ist am schwersten auszutreiben und widersteht häufig den stärksten Mitteln. Außer diesen beiden in ganz Europa, Nordamerika, Asien und Afrika verbreiteten Arten hat man noch einige andere Bandwürmer beim Menschen kennen gelernt, die theils nur als Finnen, theils nur als vollendete Würmer bekannt sind und in Aegypten, Nordamerika u. s. w., freilich nur selten, vorkommen.

Die Bandwürmer können sehr üble Zufälle hervorbringen, als Koliken und Magenkrämpfe, Erbrechen, Gefühl von Bewegungen oder Saugen im Leibe, Schwindel, epileptische Zufälle, Starrsuchten, Lähmungen, plötzliche Anästhesien u. s. w. Alle diese Störungen, aus welchen man im gemeinen Leben glaubt, auf Anwesenheit von Bandwürmern schließen zu müssen, sind jedoch unsichere Symptome, solange noch kein Stück des Wurms abgegangen. Die Cur ist immer schwierig, weil, wenn der Kopf des B. zurückbleibt, schnell ein neuer Körper nachwächst, die stärkern Mittel aber, welche den ganzen Wurm tödten und abtreiben, leicht nachtheilig für den Patienten wirken. Die Hauptmittel gegen Bandwürmer sind die Farrnkrautwurzel, die Granatwurzelrinde, das Terpentinöl, neuerdings die Kussoblumen. Die Farrnkrautwurzel ist auch der Hauptbestandtheil mehrerer Geheimcuren, welche zum Theil für schweres Geld von den Regierungen gekauft worden sind. Das Hauptwerk über diese wie über alle Eingeweidewürmer des Menschen ist Leuckart's «Die menschlichen Parasiten» (Lpz. 1863 fg.). Bandwürmer kommen im Darme fast aller Wirbelthiere vor; Finnen nicht nur in den Organen der Wirbelthiere, sondern auch vieler wirbellosen Thiere, wie Schnecken, Insekten u. s. w. Je nach ihrer Organisation, der Beschaffenheit der Haken, Saugnäpfe u. s. w. sind sie in viele verschiedene Gattungen zerlegt worden.

Banér (Joh.), gewöhnlich Banner, ein aus dem Dreißigjährigen Kriege bekannter schwed. Feldherr, stammte aus einem alten Geschlechte und wurde 23. Juni 1595 auf dem Rittergute Djursholm bei Stockholm geboren. Noch als Kind verlor er seinen Vater, einen der unglücklichen Rathsherrn, die Karl IX. 1600 in Linköping hinrichten ließ. Als er als Knabe an den Hof des Königs kam und dieser ihn fragte, ob er in seinen Dienst treten wolle, antwortete er kühn: «Der Teufel mag dir dienen, dem Henker meines Vaters.» Wirklich nahm er erst nach dem Tode Karl's IX. Kriegsdienste. Schon in den Kriegen mit Rußland und Polen zeichnete er sich bei mehrern Gelegenheiten aus; größere Lorbern brachte ihm der Dreißigjährige Krieg.

Als Generalmajor hatte er theil an der Einnahme mehrerer Orte in Pommern und Mecklenburg. In der Schlacht bei Leipzig (7. Sept. 1631) hatte er den Befehl über den rechten Flügel und theilte mit dem Könige die Ehre des Siegs über Pappenheim, sodaß Gustav Adolf «seinen ritterlichen Muth höchlichst rühmte und ihm einen großen Partikul der glorreichen Victorie zueignete». Seitdem folgte er dem Könige, kämpfte mit ihm bei Donauwörth und am Lech und nahm theil an der Eroberung von Augsburg und München. Bei dem Angriffe auf Wallenstein's Lager wurde er schwer am Arme verwundet. Dessenungeachtet übernahm er nach dem Abzuge des Königs von Sachsen den Oberbefehl über alle Truppen in den vier Oberkreisen und zwang mit Beihülfe Gustav Horn's den General Aldringer, Baiern zu räumen. Die Nachricht vom Tode des Königs traf ihn in Magdeburg, wo er seiner Wunden wegen sich aufzuhalten genöthigt war. Nur durch Oxenstierna's Bitten ließ er sich bewegen, den Befehl nicht niederzulegen. Als Feldmarschall der Krone Schwedens und des niedersächs. Kreises sammelte er 1634 ein Heer von 16000 Mann, meist Schweden und Brandenburger, mit dem er nach Böhmen zog, wo er sich mit dem kursächs. Heere vereinigte und auf dem Weißen Berge vor Prag lagerte. Doch das Zögern der Verbündeten und die Niederlage der Schweden bei Nördlingen vereitelten gänzlich seinen Plan. Aus der verzweifelten Lage, in welcher sich in jener Zeit das schwed. Heer in Deutschland befand, errettete es B. durch die Siege bei Wittstock 24. Sept. 1636 mit 22000 Mann gegen das kursächs. 30000 Mann starke Heer, und bei Chemnitz 4. April 1639 gegen die Kaiserlichen und den Kurfürsten, welche 8000 Mann an Todten und 3000 Gefangene verloren. Hierauf überschwemmten die Schweden einen großen Theil Deutschlands bis nach Böhmen und Schlesien hin. Groß waren die Greuel, die sie verübten; viele tausend Klöster, Dörfer und Schlösser wurden eingeäschert. Den kühnen Plan B.'s, Regensburg, wo der Kaiser und die Reichsstände versammelt waren, durch Ueberrumpelung zu nehmen, vereitelte das schnelle Aufbrechen der Donau. Krank kam er von diesem Zuge zurück und starb in Halberstadt 10. Mai 1641, wie einige meinten, an Gift, wahrscheinlich aber infolge seines ungeregelten, sehr sinnlichen Lebens. Schon die Zeitgenossen erkannten B. als einen der größten Feldherrn. Der König von Frankreich nannte ihn in Briefen seinen Cousin, und der Kaiser bemühte sich, ihn für seinen Dienst zu gewinnen, indem er ihm die reichsfürstliche Würde und Belehnung mit den Wallenstein'schen Besitzungen versprach. Weniger glücklich bei Belagerungen, wo mehr Ausharren als stürmische Heftigkeit erforderlich, war er desto größer auf dem Schlachtfelde. Ueber 600 Fahnen und Standarten sandte er nach seinem Vaterlande als Denkmäler seines Siegerruhms.

Banff, Grafschaft in Nordschottland, ein schmaler, von N. nach S. gestreckter Streifen zwischen den Grafschaften Aberdeen im O., Elgin oder Moray und Inverneß im W., im N. vom Meere begrenzt, im S. das Grampiangebirge ansteigend, mit 59215 E. auf einem Flächenraum von 31,34 Q.-M. Das Land ist von Hügeln, Waldungen und Gewässern angenehm durchschnitten. Der Boden besteht 30 engl. M. an der Küste hin meist aus Sand und Lehm, liefert aber die schwerste Weizenfrucht. Die Küste selbst ist felsig, der Süden meist bergig, mehr Weide- als Ackerland, doch durchsetzt von vielen schönen, zum Theil fruchtreichen Thälern. Nur 27 Proc. der Oberfläche sind angebaut. Der Spey, der reißendste und einer der größten Flüsse Schottlands, fließt eine Strecke weit an der Westgrenze hin. Der Doveran fällt dicht bei der Nordostecke der Grafschaft ins Meer. Einige der Berge von B. gehören zu den höchsten Schottlands. So an der Südwestgrenze der Macdui im Cairngormgebirge, der sich 4032 F. über dem Meere erhebt und der zweithöchste Berg in ganz Großbritannien ist. In diesem Gebirge findet man Bergkrystalle und Topase; auch werden Marmor, Granit, Bausteine u. s. w. gebrochen. Der bedeutendste Ort ist die Hauptstadt B., ein königl. Burgflecken am Westufer des Doveran, nahe bei dessen Ausmündung in die Bucht Moray-Firth, halb auf dem Lande an der Eisenbahn von Aberdeen nach Inverneß, halb im Meere gelegen. Die beiden Stadthälften sind durch ein Stück Tafelland, auf welchem das Schloß steht, getrennt. Der Hafen der Stadt befindet sich am Westende der halbzirklichen Bucht, an deren Ostseite Dorf und Hafen Macduff liegen. Hauptausfuhrartikel von B. sind Korn, Vieh, Lachs und Heringe. Die Heringsfischerei hat in den letzten Jahren eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen. Die Stadt besitzt 132 Schiffe von 15356 Tonnen Gehalt. Die Industrie von B. beschränkt sich auf Verfertigung von Garn, etwas Leinwand, Strumpfwaaren, Seife und Leder. Die Seestadt B. selbst zählt für sich 3719 E., hat sechs Kirchen, ein schönes Stadthaus, ein Gefängniß und ein wissenschaftliches Institut. Das Dorf Macduff, mit ihr durch eine Brücke verbunden, zählt 3062 E. und hebt sich durch seinen guten Hafen mehr und

mehr. Das Schloß Duff (Duff-House) ist ein schöner Landsitz des Grafen von Fife, mit einem großen Park. Es enthält werthvolle Gemälde.

Bang oder Guaza heißt in Ostindien ein dort sehr beliebtes Berauschungsmittel, welches gleich dem Opium geraucht oder gekaut, oder mit andern Substanzen zu berauschenden Getränken und Conserven, welche verschiedene Namen (Haschisch, Hadschi, Achach u. s. w.) führen, verwendet wird. Dasselbe besteht aus den von den Stengeln befreiten Blütenästen des indischen Hanfs, welcher sich von dem bei uns gebauten gemeinen Hanf, der übrigens auch aus dem Orient stammt, botanisch nicht unterscheidet, wol aber den dem Hanfe eigenthümlichen betäubenden Stoff in weit größerer Menge enthält. Das B. kommt auch grob zerschnitten über Bombay oder Kalkutta in den Handel und findet in der Heilkunde Verwendung. Der alkoholische Extract desselben enthält außer andern Stoffen ein eigenthümliches, in der Wärme kleberiges, fadenziehendes Harz von schön hellbrauner, glänzender Farbe, eigenthümlichem narkotischem Geruch und intensiv bitterm Geschmack.

Bang (Peter Georg), namhafter dän. Jurist und Staatsmann, geb. 7. Oct. 1797 zu Kopenhagen, widmete sich daselbst der Jurisprudenz und wurde 1820 Doctor der Rechte. Nachdem er seit 1826 als Gerichtsassessor thätig gewesen, ward er 1830 Professor der Rechte an der Universität seiner Vaterstadt. Seit 1848 nahm er fortwährend bedeutenden Antheil an den polit. Ereignissen und wirkte namentlich im Interesse des dän. Gesammtstaats. Er war Mitglied der grundgesetzgebenden Reichsversammlung, bis er 16. Nov. 1848 das Portefeuille des Innern übernahm, das er jedoch 21. Sept. 1849 wieder niederlegte. Er wurde hierauf zum Domänendirector ernannt, übernahm aber schon 7. Dec. 1851 wieder die Ministerien des Cultus und des Innern, die er bis 21. April 1853 verwaltete. Am 12. Dec. 1854 trat er an die Spitze des Cabinets, welches 2. Oct. 1855 das Verfassungsgesetz für den Gesammtstaat durchsetzte. Bei seinem Rücktritte (18. Oct. 1856) wurde er Geh. Conferenzrath und Justitiarius beim Höchstengericht und starb in dieser Stellung 2. April 1861. B.'s schriftstellerische Thätigkeit war sehr bedeutend. Seine beiden Hauptwerke sind: «Lärebog i de til den Romerske private Ret henhörende Discipliner» (2 Bde., Kopenh. 1833—35) und «Systematisk Fremstelling af den danske Procesmaade» (mit Larsen, 5 Bde., Kopenh. 1841—43). Außerdem hat er eine große Anzahl sehr wichtiger Monographien, besonders über Gegenstände des dän. Civilrechts, sowie auch mehrere finanzielle und polit. Abhandlungen geschrieben. Ein Oheim B.'s, Frederik Ludwig B., geb. 5. Jan. 1747 zu Egeberggaard, seit 1775 Professor zu Kopenhagen, gest. 26. Dec. 1820, war der namhafteste dän. Arzt seiner Zeit. Dessen Sohn, Oluf Lundt B., geb. 27. Juli 1788, seit 1818 Professor der Medicin zu Kopenhagen, hat mehrere geschätzte medic. Werke, darunter ein «Haandbog i Therapien» (Kopenh. 1852) veröffentlicht.

Bangalore, Bangalur, feste Stadt des Vasallenstaats Mysore in der indobrit. Präsidentschaft Madras, 15 M. von Seringapatam. Dieselbe ist eine Handels- und Fabrikstadt von 60000 E. und zugleich ein Hauptwaffenplatz der Briten, ziemlich gut gebaut, mit vielen, zum Theil prächtigen Brahminentempeln, Frucht- und Blumengärten und von Mauern, Gräben und breitem Verhau von Dornen und Bambus umgeben. In dem starken Fort steht der ehemalige Residenzpalast Tippo-Sahib's. B. unterhält einen wichtigen Handel, Pfeffer-, Betel- und Seidenbau, liefert Eisen- und Messingwaaren und hat eine Seidenfabrik, während die Baumwollfabrikation, die früher 5000 Stühle beschäftigte, nicht mehr bedeutend ist. Nur ¼ M. im Osten von B. befindet sich in gesundem Klima der brit. Lagerplatz mit Kasernen für die europ. und Hütten für die eingeborenen Soldaten, mit Gemüse- und Olivengärten und gutem und reichlichem Wasser. B. wurde 21. März 1791 von den Briten unter Cornwallis erobert. 4 M. im Westen von B. liegt die durch ihre Lage (in 4000 F. Meereshöhe) äußerst starke Bergfestung Savandrug, welche die Engländer 1791 ebenfalls nahmen, die aber wegen der dort herrschenden ungesunden Luft jetzt keine Besatzung mehr hat.

Bangkok oder Bankok, seit 1769 die Haupt- und Residenzstadt von Siam in Hinterindien, erstreckt sich 1½ M. lang zu beiden Seiten des Menamflusses, 4—5 M. oberhalb seiner Mündung in den Meerbusen von Siam. Sie liegt auf mehrern Flußinseln und ist nach allen Richtungen von Kanälen durchzogen, auf welchen Gondeln und Barken zur Communication dienen. Nur im Innern der Stadt und um den Königspalast befinden sich einige mit Backsteinen gepflasterte Straßen und Marktplätze. Die Stadt gewährt mit ihrer üppiggrünen Umgebung von Gärten, ihren zahllosen, theils ganz vergoldeten, theils mit vergoldeten Thürmchen, Pyramiden u. s. w. versehenen Kuppeln, Thürmen und Spitzen einen malerischen Anblick. Die

eigentliche Stadt am östl. Stromufer hat einen Umfang von 1¼ M. und ist von 15 F. hohen, 12 F. dicken, mit Schießscharten, Thürmen und Basteien ausgestatteten Mauern umgeben. B., das «asiat. Venedig», ist jedoch nicht nur eine Inselstadt, sondern, wie Kanton, großentheils eine Wasserstadt, indem ein Theil der Bevölkerung seine Wohnungen auf Flößen und Schiffen längs des hier ¼ M. breiten Stromes aufgeschlagen hat. Alle Häuser ruhen zur Sicherung gegen die Ueberschwemmungen auf Pfählen, nur wenige sind außer den Palast- und Tempelgebäuden aus Backsteinen aufgeführt, die übrigen je nach dem Vermögen der Besitzer aus Tekholzbretern oder Bambus, zum Theil nur aus Flechtwerk und Blättern. Die Breterhäuser auf den Flößen sind sämmtlich Kramläden und Werkstätten. Da jeder Verkehr und aller Markt auf dem Wasserwege vor sich geht, so herrscht auf dem Flusse eine außerordentliche Belebtheit, und das Gewühl gewährt einen um so buntern Anblick, als sich hier die verschiedenartigsten Völkerschaften nebeneinander niedergelassen haben. B. zählt jetzt etwa 400000 E., darunter gegen 200000 steuerzahlende Chinesen, 120000 T'ha'i oder Siamesen, 25000 Laos, 15000 Peguaner, 15000 Malaien, 12000 Anamesen, 10000 Kambodschen, 3000 Birmanen und 4000 Mischlinge und Christen. Während die verschiedenen Nationen eigene Stadttheile bewohnen, treiben die Chinesen ihr Wesen hauptsächlich auf dem Wasser als Krämer und Handwerker. Die Christen sind vornehmlich zum röm. Christenthum bekehrte Siamesen und Kambodschen. Kath. wie prot. Missionare haben sich hier niedergelassen, da ihrem Bekehrungsgeschäfte von seiten der buddhistischen Regierung kein Hinderniß entgegengestellt wird. Das Hauptgebäude der Stadt ist der Palast des Königs innerhalb einer hohen Mauer von etwa 4000 F. Umfang. Der Boden im Innern ist ganz mit Marmor- und Granitfliesen bedeckt. Mitten im großen Hofe erhebt sich, mit lackirten Ziegeln gedeckt, mit Bildhauerarbeit verziert und von einem vergoldeten Thurm überragt, ein Viereck, das Mahaprajat oder die Halle, in welcher der König ausländische Gesandte empfängt. In einiger Entfernung davon steht der prachtvoll geschmückte königl. Audienzsaal für die Beamten, mit dem Thron und mit riesigen granitenen Bildsäulen am Eingange. An die Halle schließen sich die Gemächer des Königs, dann die Gebäude des Harems und des Hofstaats von 3000 Frauen, endlich schöne Gärten mit der Schatzkammer. Auch umschließt der Palastraum noch einen Gerichtssaal, eine Bibliothek, umfangreiche Zeughäuser, eine Stückgießerei, ein Theater, Ställe für Pferde und Elefanten, insbesondere die Gebäude für die heiligen weißen Elefanten, eine Reihe prachtvoller Tempel, deren ansehnlichster einen mit Silberblech bedeckten Fußboden hat und unter andern kostbaren Merkwürdigkeiten einen liegenden vergoldeten Buddha von 150 F. Länge und einen sitzenden von 1½ F. Höhe enthält, der angeblich aus Smaragd oder Jaspis geschnitzt ist. Die Hauptpagode in B. steht in Verbindung mit einem Kloster für 5—600 P'hra oder Buddhapriester und 1000 Kinder sowie andern großen Gebäuden und Gärten. An beiden Flußufern breiten sich 2—3 M. weit ausgedehnte Gärten aus. Für Orangen, Litschipflaumen und andere feine Früchte sind die Umgebungen der Stadt eine der ergiebigsten Gegenden der Welt. Die Hauptstapelproducte B.s sind Zucker, schwarzer Pfeffer und Reis. B. ist der Hauptfabrikort und Hauptbandelsplatz von Siam. Der auswärtige Handel geht nach China, Cochinchina, Kambodscha, Tong-king, Batavia, Singapore und andern Häfen an der Malakastraße, gelegentlich auch nach Bombay, Surate, England und Amerika.

Bangor, Marktstadt, Bischofssitz und Badeort in der Grafschaft Caernarvon des engl. Fürstenthums Wales, an der Eisenbahn und dem nördl. Eingange zum Menaikanal, über welchen seit 1850 die Britanniabrücke (s. d.) nach der Insel Anglesey führt, liegt in dem engen Thale des Ogwen am Fuße steiler Felsmassen und zählt 6738 E. Der Ort ist uralt, die Hauptstraße eng und krumm, die alte Kathedrale (525 gestiftet) unansehnlich. Die wichtigsten öffentlichen Gebäude sind die Versammlungshalle, die lat. Schule, das Kranken- und Versorgungshaus. In B. wird der in der Nähe gebrochene Schiefer zu Billardtischen, Grabsteinen, Kamineinfassungen, Fliesen, Schreibtafeln u. s. w. verarbeitet und aus den beiden Häfen der Stadt, Penrhyn und Garth, ausgeführt. Etwas über 1 M. oberhalb der Stadt liegt am Ogwen das neuangelegte Dorf Bethesda mit großen Schieferbrüchen. Sehr bedeutend und schon seit 300 J. im Betrieb sind die Schieferbrüche von Penrhyn, im Süden von B., an dem vom Snowdon zur Küste ziehenden Bergast. Diese sind die größten und werthvollsten in Großbritannien und liefern jährlich 60000 Tonnen (120 Mill. Pfd.) Schiefer, der nach London, dem Continent oder nach Amerika geht. Der jährliche Reinertrag soll sich bis auf 60000 Pfd. St. belaufen. Die Brüche gehören dem Lord Penrhyn.

Bangor, Stadt in dem nordamerik. Staate Maine, am Zusammenfluß des Penobscot

und des Kenduskeag, 12 M. vom Meere. Der treffliche und geräumige Hafen ist den größten Seeschiffen zugänglich. Die eigentliche Stadt liegt auf beiden Ufern des Kenduskeag, und eine 1320 F. lange Brücke über den Penobscot verbindet sie mit der Vorstadt Brewer. Die Straßen sind breit, mit herrlichen, schattengebenden Bäumen bepflanzt, die Wohnhäuser und die öffentlichen Gebäude geschmackvoll. Zu den letztern gehören 12 Kirchen, das aus massivem Granit aufgeführte Zollgebäude, die große Markthalle und das auf einer die Stadt überragenden Anhöhe erbaute theol. Seminar. B. zählte 1790 nur 169 E., 1860 schon 16407 (ohne Brewer). Bis zum Abschluß des Zollvertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Canada (1854) war B. der wichtigste Hafen für Breter-, Schindeln- und Lattenausfuhr. Die zahlreichen Zuflüsse des Penobscot werden zur Heranflößung der Erzeugnisse der Waldindustrie benutzt. 1852 wurden über B. nicht weniger als 200 Mill. Fuß Breter verschifft. Gegen 2000 Fahrzeuge vermitteln während der acht oder neun Monate des Jahres, während welcher der Hafen eisfrei, den Handelsverkehr der Stadt. Eisenbahnen verbinden B. mit Portland, Augusta, Bath und Oldtown. Mit Boston, Portland und den Ortschaften am obern Laufe des Penobscot findet ein regelmäßiger Dampfbootverkehr statt. Neben dem Holzgeschäft bestehen noch ansehnliche Eisengießereien, Möbelfabriken und Schiffbauhöfe. Die Stadt besitzt 13 Banken mit einem Zettelumlauf von 400000 Dollars, 2 täglich und 4 wöchentlich erscheinende Zeitungen. Ihre öffentlichen Schulen gehören zu den besten im Staate.

Baniäne, Banianenbaum wird der indische Feigenbaum (Ficus indica L.) genannt, welcher dadurch ausgezeichnet ist, daß aus den Aesten seiner umfangreichen Krone starke, tauförmige Luftwurzeln hervorwachsen, welche senkrecht abwärts und bis in den Boden hineindringen und dem Baume das Ansehen geben, als ruhe seine Krone auf einer Menge dünner, schlanker Säulen. Die Rinde der Luftwurzeln wird in Indien als auflösendes Mittel, namentlich bei Leberkrankheiten gebraucht. Der Milchsaft dieses, elliptisch-längliche Blätter und traubenförmig angeordnete, kugelige, ungenießbare Früchte besitzenden Baumes wird mit zur Bereitung des Kautschuks verwendet.

Banim (John), berühmter irischer Novellist, war im Juni 1800 geboren. Er begann seine Laufbahn als Portraitmaler, wendete sich aber bald der Literatur zu. Von Scott angeregt, suchte B. das, was jener für Schottland war, für Irland zu werden, und hat in einer Reihe von Lebensbildern, in denen er mit kräftigen Lichtern und Schatten die irische Volksthümlichkeit malt und mit kühnen Zügen das Volksgefühl aufruft, Proben großen Talents, ergreifender Kraft und lebendiger Phantasie gegeben. Den «Tales of the O'Hara family» (Lond. 1825) folgte 1827 die zweite Serie derselben, die der Erwartung entsprach, welche die erste erweckt hatte. Aus denselben wurden «Peter aus der alten Burg» (2 Thle., Lpz. 1834) von Lindau, «Das Haus Nowlan» (2 Thle., Lpz. 1835) und anderes in das Deutsche übersetzt. Zunächst erschienen «Boyne Water» (1828), eine Schilderung der großen Krisis, in der das kath. Irland erlag; dann «The Croppy» (1828), Gemälde des letzten Bürgerkriegs während der Französischen Revolution; «The denounced» (1830), Bilder aus der Zeit der härtesten Bedrückung unter Wilhelm III.; «The smuggler» (1831), «The mayor of Windgap» und «Father Connell» (1842), ein Pendant zum «Landprediger von Wakefield». Die Whigregierung verlieh B. 1837 eine kleine Pension, die später erhöht wurde; doch starb er in ziemlicher Dürftigkeit 1. Aug. 1842 zu Windgap-Cottage bei Kilkenny. Wenige kommen B. gleich in der Darstellung einer kaum civilisirten Menschengesellschaft, einer wilden, die Tiefen der Menschennatur aufwühlenden Leidenschaft. Meist auch glücklich in Anlage und Verwickelung, gefiel er sich doch zu sehr in der Uebertreibung des Schrecklichen. Die langen polit. Erörterungen mögen zum Verständniß nothwendig sein, stören aber die poetische Wirkung. Sein Leben und eine Auswahl aus seinem Briefwechsel wurden von P. J. Murray herausgegeben («Life and correspondence of B.», Lond. 1857). — Sein Bruder, Michael B., der Mitarbeiter an den «Tales of the O'Hara family» war, veröffentlichte neuerdings eine Reihe von Scenen aus dem irischen Volksleben unter dem Titel «The town of the cascades» (2 Bde., Lond. 1864), die sich gleichfalls durch warmes Gefühl und originellen Humor empfehlen.

Banjalūka oder Benalūka, Stadt und ziemlich starke Festung im türk. Ejalet Bosnien, liegt am schiffbaren Verbas (Wrbas) langgestreckt in einem frischen Wald- und Wiesenlande. Der Ort besteht aus zwei Theilen und zählt 15000 E., die Pulver- und Tuchfabriken sowie lebhaften Handel betreiben. B. hat 42 Moscheen, darunter die schönste in ganz Bosnien, berühmte warme Bäder (Banja) und röm. Alterthümer. In der Nähe wird Silber gefunden und sind mehrere Berg- und Hüttenwerke im Gang. Die Stadt, lange Zeit der Sitz des

Paschas von Bosnien, wurde 4. Sept. 1688 durch die Kaiserlichen unter Markgraf Ludwig von Baden erobert. Dagegen erlitten dieselben hier 4. Aug. 1737 eine Niederlage unter Prinz Johann von Hildburghausen, der die Festung seit dem 18. Juli belagert hatte.

Banjane heißt im Indischen im allgemeinen ein Kaufmann (aus dem Sanskritworte banik abgeleitet). Speciell versteht man aber darunter die Großhändler im westl. Indien, namentlich in den Seeplätzen Bombay, Surate, Cambay u. s. w., welche einen sehr ausgedehnten Karavanenhandel in das Innere Asiens bis an die Grenzen Rußlands und Chinas treiben und, gegen die sonstige Gewohnheit des indischen Volks viel reisen, daher man auch Etablissements und Comptoirs indischer Banjanen fast in jeder bedeutenden Handelsstadt Asiens antrifft.

Bank nennt man in der Geographie jede Erhöhung des Bodens in geringern Höhendimensionen, aber gewöhnlich größerer Länge als Breite, gleichviel ob über oder unter dem Meeresspiegel. Von den Bänken des festen Landes verdienen die einzelnen Felsplatten in den weiten Ebenen des Amazonenstroms und des Orinoco in Südamerika einer besondern Erwähnung. Dieselben gleichen zur Zeit der großartigen Regenüberschwemmungen kleinen Inseln, auf denen alles Lebende eine Zuflucht vor dem Tode des Ertrinkens sucht. Die Bänke in Flüssen und Seen entstehen durch Anhäufung von Geschiebe oder Gerölle, von Schlamm, Sand, Kies und Steinen, die der Strom in seinem Bette oder vor seiner Mündung in einen Landsee oder in das Meer ablagert. In letzterm Falle heißen sie Barren, welche die Schiffahrt erschweren und sogar oft die Einfahrt in größere Flüsse verhindern. Bänke im Meere sind Strecken des Seebodens, gewissermaßen submarine Tafelländer, die sich dem Meeresspiegel nähern, ohne über ihn hervorzuragen, sei es, daß sie untergegangen oder noch nicht bis über denselben emporgehoben sind. Steht über ihnen das Meer so seicht, daß sie der Schiffahrt gefährlich werden können, so nennt man sie Untiefen (engl. shoals). Je nach der Bedeckung ihrer Oberfläche unterscheidet man Korallen-, Sand- und Muschelbänke, zu welchen letztern die Austern- und die Perlenbänke gehören. Unter den Korallenbänken sind die ausgedehntesten im Indischen Ocean. Zunächst die Saya de Malha- oder Panzerbank, die sich im NO. von Madagaskar unter dem Meridian von 78⅔° östl. L. von 8° 18′ bis 11° 30′ südl. Br. erstreckt. Sodann weiter südlich die über 50 M. lange Nazarethbank, deren Südende, durch die Eilandsgruppe von A Corda dos Garajos unter 16° 47′ südl. Br. und 87° 14′ östl. L. bezeichnet wird. Auch die Große und die Kleine Bahamabank, auf welchen die Bahamainseln ruhen, scheinen der Korallenformation anzugehören. Die Sandbänke entstehen überall da, wo sich zwei Wasserströme begegnen und einander in ihrer Bewegung, also auch in der Fähigkeit, den mitgeführten Sand und Schlamm weiter zu tragen, hemmen, sodaß derselbe niederfällt. Hervorragende Uferspitzen und Meerengen sind daher ganz besonders geeignet, Sandbänke zu veranlassen, und manche Meerengen sind durch solche allmählich verschlossen worden. Eine enge Durchfahrt zwischen zwei Sandbänken nennen die Seeleute Priel, Kil oder Kille. Die bedeutendsten Bänke dieser Art sind: die Agulhas- (s. d.) oder Nadelbank am Südende Afrikas; ferner die Abrolhosbank (abrolhos, d. h. «Thue die Augen auf») im Atlantischen Ocean, etwa 40 M. von der Küste Brasiliens, im Meridian von 18° 36′ westl. L. zwischen 16 und 19° südl. Br. Am berühmtesten ist die Große oder Neufundlandbank nebst der Outer- (Aeußern) oder Falschen Bank. (S. Neufundland.) Auf diese folgen der Reihe nach von O. gegen W. die Whale- oder Walfischbank, die Green- oder Grüne Bank, die Banquerau- und die Mizenbank, die beiden letztern vor dem südl. Eingang des St.-Lorenzbusens. Sodann die Sable-Island-(Sundinsel-)Bank, Le Have- und endlich die St.-Georgs- oder Nantucketbänke, die sich im Meridian von Neuyork (56° 22′ westl. L.) an die amerik. Küste lehnen und sich in verhältnißmäßig geringer Entfernung vom Festlande bis zur Südspitze von Florida und jenseit derselben in den Golf von Mexico hinein bis zur Mündung des Mississippi fortziehen. Gefährlich sind auf dieser langen Reihe von Bänken nur zwei Stellen: die Virgin-Rocks (Jungfernfelsen) auf der Großen B., etwa 20 M. vom Cap Race, und einige Shoals oder Untiefen auf der St.-Georgsbank. Es haben diese nordamerik. Bänke eine Berühmtheit und Wichtigkeit als Sammelplätze zahlloser Fische, welche alljährlich die Fischer verschiedener Nationen namentlich zur Neufundlandbank heranziehen. Als Sandbänke sind außerdem noch bemerkenswerth die Campechebank, die sich nördlich der Halbinsel Yucatan und an der Küste der Campechebai hinzieht, und die großen Bänke in der Nordsee, namentlich die Doggersbank und die Langbank zwischen Großbritannien und Dänemark. Muschelbänke, d. h. felsige Erhöhungen des Meeresbodens, welche Sammelplätze für Seemuscheln geworden, finden sich in allen Meeren, sind aber im ganzen noch nicht genügend untersucht. Von besonderer Wichtigkeit sind die

Austernbänke und die Perlenbänke, unter welchen letztern die der Bahreininseln (s. d.) die bedeutendsten sind. Auf ein großes unterseeisches Hochland, das man auch als Fucusbank oder Sargassobank bezeichnet hat, schloß A. von Humboldt aus der ungeheuern Ausdehnung, in welcher schwimmender Seetang mitten im Atlantischen Ocean sich angesammelt findet.

Bank (Geschäftsbank), s. Banken.

Bank oder Geschützbank (franz. barbette) heißt in der Militärsprache eine an der innern Dossirung der Brustwehr angeschüttete Erhöhung, auf welcher man ein oder mehrere Geschütze aufstellt, um mit diesen unmittelbar über die Brustwehrkrone weg (über B.) feuern zu können. Es hat diese Aufstellung vor dem Feuern durch Schießscharten den wesentlichen Vortheil, daß man nach allen Richtungen hin schießen kann, und sie wird deshalb da angewendet, wo der Feind bei seinem Angriffe nicht an bestimmte Richtungen gebunden ist, oder wo man vom feindlichen Artilleriefeuer wenig zu fürchten hat. Ein Nachtheil dieser Geschützaufstellung ist der, daß die Bedienungsmannschaft dem feindlichen Feuer mehr blosgestellt wird als hinter Schießscharten; man sucht ihn durch Aufstellung von Schanzkörben auf die Brustwehr zu vermindern. In der Regel legt man die Geschützbänke in den ausspringenden Winkeln als den schwächsten Punkten der Verschanzungen, also den muthmaßlichen Angriffspunkten, an. Eine Rampe führt zu ihnen hinauf. Eine schmale, etwa 2 F. breite Bank für die zur Besetzung der Brustwehr bestimmte Infanterie läuft, in einer Höhe von 4—4½ F., unter der Brustwehrkante an der ganzen innern Brustwehr herum und heißt Banket oder Auftritt.

Banka, Bangka (d. h. Zinn), eine Insel und niederländ. Residentschaft im Ostindischen Archipel, von der Südostküste Sumatras durch die starkbefahrene Bankastraße getrennt, hat ein Areal von 223 oder 237 Q.-M. und zählt (1861) 52244 E., zur größern Hälfte Eingeborene (Orang-Gunong, Orang-Darat und die auf dem Wasser lebenden Orang-Laut oder Rajat), die eine malaiische Mundart sprechen und dem Islam huldigen, außerdem über 16000 Chinesen und viele andere Fremdlinge. Die Insel ist theils hügelig, theils gebirgig und mit üppiger Tropenvegetation bedeckt. Die Bodencultur besteht, außer dem Reisbau, in Anpflanzung von Muskatnuß- und Kokosbäumen; auch Honig und Wachs gehören zu den Landesproducten. Die Thierwelt gleicht der von Java und Sumatra, nur daß für europ. Hausthiere guter Graswuchs fehlt. B. hat Braunkohlen, Arsenik, Eisen, Blei, Silber und Gold. Sein Hauptreichthum ist jedoch das Zinn in vorzüglichster Qualität, welches sich in dem Schuttlande am Fuße der Granitberge in weiten Lagern vorfindet. Die Zinnminen (240), oben offene Pingen, werden für die Regierung hauptsächlich von Chinesen bearbeitet und liefern jährlich 10 Mill. amsterdamer Pfund. Die Insel zerfällt in neun nach ihren Hauptorten benannte Districte. An der Nordwestküste liegt die Stadt Muntok, früher von den Briten Minto genannt, der bisherige Sitz des Residenten, mit einem der schönsten Forts Indiens, aber wegen morastiger Umgebung ungesund und, wie es scheint, jetzt ganz aufgegeben, indem Bangkakota als Hauptstadt bezeichnet wird. Der Handel von B. ist beträchtlich. Das Vorhandensein des Zinnerzes auf der Insel wurde 1710 entdeckt, und schon der Sultan von Palembang auf Sumatra, dem damals die Insel gehörte, ließ Chinesen zur Gewinnung dieses Erzes zu. Derselbe trat die Insel an die Engländer ab, welche sie in der Londoner Convention vom 13. Aug. 1814 gegen Kotschin (Cochin) auf Malabar an die Niederländer vertauschten. Für diese ist das Land eine der einträglichsten ihrer Colonien geworden. Die östlich von B. jenseit der Gasparstraße gelegene Insel Biliton (119 Q.-M. mit 13771 E.) ist ebenfalls reich an Eisen und Zinn, dessen Ausbeutung 1852 begonnen hat.

Bankbán oder der Banus Bank, ist bekannt durch sein kühnes, an der Gemahlin des ungar. Königs Andreas II. verübtes Attentat. Die Königin Gertrud, Tochter des Herzogs von Meran, war nämlich in überzärtlicher schwesterlicher Liebe so weit gegangen, die Gelegenheitsmacherin bei den Ausschweifungen ihres an Andreas' Hofe lebenden Bruders Eckart zu spielen, und hatte diesem auch Gelegenheit verschafft, die Tugend der schönen Gemahlin des Banus Bank zu bewältigen. Der in seiner Ehre gekränkte Mann stellte sich sofort an die Spitze der zahlreichen Unzufriedenen im Lande und stürmte das königl. Schloß, wobei die Königin in Stücke gehauen wurde, während Eckart mit genauer Noth nach Steiermark entkam. Der heimkehrende König, in dessen Abwesenheit dies geschehen war, strafte den Banus am Leben. Der Stoff wurde von mehrern Dichtern dramatisch bearbeitet. Katona's «Bankbán» (Klausenb. 1827; Pesth 1843 u. öfter; deutsch von Dux, Lpz. 1858) gilt mit Recht als das beste Drama der magyar. Literatur. Auch Grillparzer bearbeitete diesen Stoff in dem Trauerspiel «Ein treuer Diener seines Herrn» (Wien 1830).

Bänkelsänger heißen die fahrenden Sänger, welche auf Märkten und bei andern Anläßen, die das Volk in Städten und Flecken versammelt, Balladen singen und dazu, um von allen gesehen und vernommen zu werden, auf eine kleine Bank (Bänkel) treten, die sie zu diesem Zwecke mit sich führen. Sie pflegen große Bilder vor ihren Zuschauern aufzurollen, auf denen der Hergang dessen, was sie besingen, heilige und profane Geschichten, Wunder- und Mordthaten u. s. w. vorgestellt ist. Sie unterbrechen ihren Gesang auch wol durch gesprochene Betrachtungen, Aeußerungen der Bewunderung, des Abscheues und Mitleids, die nicht selten einen dramatischen Ausdruck gewinnen, während dann in den wiederkehrenden Schlußreimen des Verses das Weib, Kind oder der sonstige Genosse des B. einstimmt. In dieser uralten Verfassung haben diese Volkssänger sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Banken. Die B. sind vom Standpunkte der Volkswirthschaftslehre nach zweierlei verschiedenen Richtungen hin zu betrachten, nämlich 1) als Hülfsmittel, Hülfsanstalten des Handels; 2) als selbständige Handelsunternehmungen. Daß man bei der Betrachtung der B. vorzugsweise nur die eine, ersterwähnte Seite ihres Wesens und ihrer Aufgabe ins Auge zu fassen pflegt, hat seinen Grund darin, daß diese Seite allerdings die wichtigere und inhaltreichere ist. Allein übersehen darf man die andere, minder wichtige Seite schon um deswillen nicht, weil die Erfahrung lehrt, daß die B. dem Handel um so größere Dienste leisten, je besser sie als selbständige Handelsunternehmungen selbst prosperiren und umgekehrt. Als Hülfsmittel, Hülfsanstalten des Handels aufgefaßt, haben die B. vor allen Dingen die Aufgabe, die Mittel für eine bequeme und möglichst wohlfeile Ausgleichung der Preise herbeizuschaffen, diese dem Handel zur Verfügung zu stellen und die Ausgleichungsgeschäfte selbst zu vermitteln. Die Arbeitstheilung hat das Institut der Mäkler zur Vermittelung von Nachfrage und Angebot, das Institut der Börsen zur Concentrirung der Concurrenz, zur raschern Abwickelung der Handelsgeschäfte, zur Fixirung der Meinung u. s. w., das Institut der Spediteure und Verfrachter zur Vermittelung der durch den Handel veranlaßten räumlichen Fortbewegung von Gütern, die B. endlich zur Vermittelung und Erleichterung der Preisberichtigung geschaffen. Bei einer einigermaßen ausgedehnten Entwickelung des kaufmännischen Gewerbs kann der Kaufmann nicht mehr sein eigener Mäkler, Spediteur und Verfrachter und ebenso nicht mehr sein eigener Wechsler und Zahlungsvermittler sein, und mit der Ausbildung des gewerbsmäßigen wächst auch der ungewerbsmäßige Handel an Umfang und Bedeutung; auch dieser bedarf zu seiner gedeihlichen Entwickelung solcher Personen, die seine Zahlungen vermitteln, ihm die geeigneten Zahlungsmittel zuführen oder solche, die man ihnen anvertraut hat, bis zum Augenblick des Bedarfs verwalten. Das Hülfsgewerbe der Bankiers war schon dem röm. Alterthume bekannt, entwickelte sich aber zu größerer Bedeutung erst in den Handelsrepubliken des ital. Mittelalters. Immerhin umfaßte es jedoch, hier wie dort, selbstverständlich nicht alle Geschäfte unserer heutigen Bankiers, von denen manche auf ganz neuen Verkehrs- und Creditformen beruhen. Aehnliche Einflüsse wie die, welche an Stelle des Einzelhandels den Gesellschaftshandel für gewisse mercantile Zwecke, an Stelle des Handwerks die Großindustrie oder den Industriebetrieb mit dem Kapital einer Gesellschaft für gewisse industrielle Zwecke ersprießlicher erscheinen ließen, haben es bewirkt, daß die Geschäfte der Bankiers in einer vergleichsweise frühen Periode der neuern Handelsgeschichte von Corporationen betrieben wurden. Nicht rücksichtlich des Objects, nur rücksichtlich des Subjects sind die B. etwas anderes als die Bankiersgeschäfte. Selbst die Notenemission ist nicht ein Geschäft, welches seiner Natur nach lediglich von B. betrieben werden könnte. Selbst wenn man nur den Geschäftsinhaber im Auge hat, ist die Grenze zwischen einer Bank und einem Bankiergeschäft in manchen Fällen nur schwer festzustellen. Es gibt Bankierhäuser, an deren Spitze Handelsgesellschaften stehen, und es gibt Privatbanken, von denen man kaum weiß, daß sie von Corporationen gegründet und für Rechnung solcher verwaltet werden. Im ganzen wird man aber doch daran festhalten müssen, daß B. von jurist. Personen gegründete und für deren Rechnung verwaltete Anstalten sind, deren geschäftliche Hauptaufgabe in der Vermittelung der Preisausgleichung besteht, und welche dieses Geschäft in größerm Umfange betreiben.

Betrachtet man die B. als selbständige Handelsunternehmungen, so besteht ihre wirthschaftliche Aufgabe in dem gewerbsmäßigen Betriebe des Miethhandels mit Arbeit und Kapital. Die B. vermiethen gewerbsmäßig und um des Gewinnes willen Arbeit und Kapital, wenn sie im Auftrage Dritter Gelder anschaffen, verwalten, Zahlungen überweisen, ab- und zuschreiben u. s. w., und in dem gewerbsmäßigen Betriebe des Kaufhandels mit Kapitalien (sie kaufen und verkaufen Geld, Effecten, Edelmetalle u. s. w.). Da man die B. auch von diesem Gesichts-

punkte aus betrachten kann, ja, will man anders ihr Wesen vollständig erfassen, betrachten muß, so fällt die oft gemachte Unterscheidung zwischen ihnen und den Bankiers, welche darauf hinausläuft, daß bei den B. ihre Natur als Hülfsanstalten für den Handel das Wesentliche sein soll, während bei den Bankiers der eigene Gewinn in den Vordergrund trete und das Princip aller geschäftlichen Unternehmungen bilden müsse, in sich zusammen. Auch bei den B. geht die Unterstützung des Handels und der eigene Gewinn Hand in Hand. Sie gewinnen um so mehr, je besser sie ihren allgemeinen volkswirthschaftlichen Zweck erfüllen, und sie können diesen um so besser erfüllen, je gewinnbringender ihre Unternehmungen sind.

A. Bankgeschäfte. Diejenige Form, in der die B. zuerst auftraten, brachte es freilich mit sich, daß nicht dritte, sondern diejenigen den Gewinn zogen, zu deren Unterstützung die Anstalten eingerichtet waren. Die Kaufleute waren die eigenen Unternehmer dieser B.; diejenigen, deren Gewerbebetrieb durch die B. gefördert werden sollte, gründeten und verwalteten diese letztern selbst. Bei den Anstalten, die hier ins Auge gefaßt sind, den reinen Girobanken, verschmelzen sich die Interessen der Unternehmer und der Unterstützten vollständig, oder ist doch der Gewinn der Anstalt nicht zu unterscheiden von den Vortheilen, die sie ihren Kunden gewährt. Das Wesentliche des Girogeschäfts besteht nämlich darin, daß eine größere Anzahl von Kaufleuten sich dahin vereinigt, ihre Zahlungen untereinander durch bloßes Ab- und Zuschreiben bewirken zu lassen, und dagegen ein- für allemal eine beliebige Summe Geldes in eine unter gemeinschaftlicher Verwaltung stehende Kasse einzuzahlen. Diese Ab- und Zuschreibungen und Deckungen können selbstverständlich nur von solchen und für solche Personen bewirkt werden, welche sich zu dem Zwecke zu einem geschlossenen Kreise (giro, daher der Name «Girobanken») vereinigt haben. Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind zu handgreiflich, als daß sie nicht frühzeitig hätten erkannt und wahrgenommen werden sollen. Sie bestehen in der Ersparung der Zeit und Last des Geldzählens, der Kosten und Gefahren größerer und häufiger Geldtransporte, in der geringern Abnutzung der Münzstücke, endlich darin, daß man sich über einen bestimmten, einheitlichen Münzfuß einigen kann, in welchem alle Zahlungen geleistet, oder besser, alle Ab- und Zuschreibungen bewerkstelligt werden, und der von Münzverschlechterungen nicht betroffen wird, also auch vor Verlusten sichert, wie sie z. B. die Münzindustrie des Mittelalters oft zur Folge gehabt hat. Jedem der bei einer Girobank Betheiligten wird in einem dieserhalb angelegten Buche ein Conto eröffnet. Im «Haben» wird die von ihm deponirte Summe sowie an ihn geleistete Zahlungen, im «Soll» werden die nach seiner Anweisung an andere Betheiligte überschriebenen Zahlungen vorgemerkt. Sobald «Soll» und «Haben» sich ausgleichen, hat der Betheiligte neue Einzahlungen zu machen; einen vorhandenen Saldo zu seinen Gunsten kann er sich aber auch jederzeit auszahlen lassen. Die Bank wird auf Kosten der Inhaber verwaltet.

Eine solche reine Girobank bestand schon in der Mitte des 12. Jahrh. (gegründet 1156) in Venedig. Dieselbe hielt sich bis zum Untergange der Republik (1797), nachdem sie sich 1587 mit einer von zwei im 15. und 16. Jahrh. gegründeten ähnlichen Anstalten verschmolzen hatte. Sie rechnete in Lire-grossi (einer Goldmünze, ungefähr gleich 13 Thlr. 15 Ngr.). In der Mitte des 14. Jahrh. ward eine reine Girobank zu Barcelona, zu Anfang des 15. Jahrh. eine solche zu Genua gegründet. Von später gegründeten ähnlichen B. (z. B. 1609 zu Amsterdam, 1619 zu Hamburg und 1621 zu Nürnberg) hat sich nur die hamburger bis auf unsere Tage in voller Reinheit erhalten. Während bei der Gründung der ältern Girobanken wesentlich die andern Vortheile solcher Anstalten maßgebend waren, wurden die spätern besonders durch das Bedürfniß eines unter allen Umständen zuverlässigen kaufmännischen Münzfußes ins Leben gerufen, ein Bedürfniß, welches sich immer fühlbarer machte, als im 17. Jahrh. der Unfug der «Kipper und Wipper» in Europa begann, und viele Regenten, um die Einnahmen ihrer Chatoullen zu bereichern, sich des verderblichen Mittels der Ausprägung geringhaltiger Münzen zu bedienen anfingen. Die Rechnungsmünze der hamburger Girobank war bis 1770 der Speciesthaler = 3 Mark; von da ab die Kölner Mark fein Silber, welche zu 27 Mark 10 Schill. festgesetzt wurde. Nach diesem Münzfuße, der Mark Banco (= 15 Sgr.), rechnet die hamburger Girobank noch gegenwärtig. Da die Mark Banco eine imaginäre Münze ist, die nie geschlagen wurde, sind die Theilnehmer der Bank bei ihren Operationen vor dem Verlust durch Münzverschlechterungen immer gesichert gewesen.

Die Girobanken konnten, so große Verdienste sie auch dem kaufmännischen Verkehre leisteten, doch nur einem einzelnen Bedürfnisse abhelfen, und dies zwar nur in räumlich begrenztem Maße.

Aber sie bahnten dem bankmäßigen Betriebe auch anderer, auf die Preisausgleichung und den Geldverkehr sich beziehender Geschäfte den Weg. Der Umstand, daß die Girobank den Einlagen ihrer Theilhaber unbedingte Sicherheit gewährte, und das allgemeine Bedürfniß, für Vorräthe an Geld, Edelmetallen und sonstigen Werthgegenständen zeitweise vollkommen sichernde Aufbewahrung zu finden, führte dazu, daß auch Nichttheilhaber den Girobanken solche Vorräthe anvertrauten, ohne dafür etwas anderes als eben vollkommene Sicherheit zu beanspruchen. Die B. gingen darauf um so lieber ein, da solche Aufbewahrung ihr Girogeschäft nicht beeinträchtigte und ihnen sogar entsprechende Gebühreneinnahmen seitens der Deponenten verschaffte. So entstand das Depositengeschäft, wenn nicht aus dem Girogeschäft, so doch infolge der bei demselben gemachten Erfahrungen. Es war anfänglich reines Depositengeschäft; die Einleger suchten nur die Sicherheit der Bankkeller; die Depositäre hatten kein Verfügungsrecht über die Einlagen. In solcher Reinheit wird dieses Geschäft zwar auch heute noch von unsern B. betrieben, bildet aber nur ein Nebengeschäft derselben. Viel bedeutender sind die Dienste, welche die B. dem Verkehr durch das uneigentlich sog. Depositengeschäft, d. h. durch die Annahme von Geldern und Werthpapieren mit der Verpflichtung der jederzeitigen Rückgewähr gleicher Summen, Arten und Sorten sowie mit dem Rechte der Ausgabe und Verwendung der Depositen, leisten. Bei der Deponirung von Wechseln unterziehen sich die B. in der Regel selbst der Präsentation zur Zahlung und der Vornahme der etwa nöthig werdenden Rechtsacte. Eine Verzinsung der Depositen pflegt nur dann üblich zu sein, wenn dieselben auf bestimmte Zeit gegeben oder mit bestimmter Kündigungsfrist hinterlegt werden. Dagegen haben auch die Deponenten für seitens der B. verwerthbare Depositen keine Gebühr zu entrichten.

Die B. ertheilten den Deponenten selbstverständlich Scheine über den Empfang und die Rückgabe der Depositen. Die Cession dieser Schuldscheine stellte sich frühzeitig als ein bequemes Mittel zur Ausgleichung von Forderungen heraus. Die B. erleichterten die Möglichkeit der Cession und gelangten allmählich dazu, die letztere durch Ausstellung der Schuldscheine auf den Inhaber ganz entbehrlich zu machen. So konnten diese unverzinslichen Scheine von Hand zu Hand gehen; der Credit der Bank sicherte ihren Curs; das Creditgeld, die Banknote, war geschaffen. Es war nur ein kleiner Schritt von der Ausgabe solcher Noten an bestimmte einzelne Deponenten bis zur Ausgabe derselben gegen Baargeld an jedermann. Die 1609 gegründete Amsterdamer Bank bildete das Zettel- oder Banknotengeschäft, noch in der Form der der Cession bedürfenden Depositenschuldscheine, frühzeitig aus. Die Bank von Schweden eröffnete schon 1661 das Banknotengeschäft im heutigen Sinne des Wortes, indem sie ihre Kapitalien vermehrte durch Ausgabe von Creditiven, welche das ausdrückliche Versprechen enthielten, die benannte Summe jederzeit baar auszulösen. Es ist nicht zu verwundern, daß dieses Geschäft nachmals zum Uebermaße ausgebildet, daß mit diesem Mittel, den Bankcredit zu verwerthen, hier und da der gefährlichste Misbrauch getrieben worden ist. Nur durch eine offenbare Verkennung der wirthschaftlichen Aufgaben der B. einerseits und des Papier- (oder besser Credit-)Geldes andererseits konnte es aber geschehen, daß man das Recht der Notenausgabe, wie weiter unten gezeigt werden soll, für eine Grundbedingung des Gedeihens der B. und die Notenausgabe selbst für das lucrativste Geschäft der B. erachtete. Den großartigsten und verderblichsten Misbrauch mit der Banknotenausgabe trieb die von John Law 1716 gegründete Banque générale in Paris.

Viel wichtiger als das Zettelgeschäft ist das Disconto- und Wechselgeschäft, welches die B. in die Hand nahmen, sobald das Bedürfniß des Verkehrs es geboten erscheinen ließ, daß an besonders verkehrsreichen Plätzen größern und umfassenden Credits sich erfreuende Institute neben den Privatbankiers die von allen Orten einströmenden Wechsel ankauften und solche verkauften, die zu entfernten Zahlungen zu verwenden waren. Aehnliche Dienste, wie die, welche das Giriren der Zahlungsausgleichung am Sitze der Girobanken gewährte, leistete das Disconto- und überhaupt das Wechselgeschäft der Zahlungsausgleichung, also dem geschäftlichen Verkehr zwischen den Kaufleuten, welchen die Bank unmittelbar zugänglich war, und ihren oft weitentfernten Kunden, leistete es also dem Welthandel überhaupt. In dem Discontiren der Wechsel, d. h. in der Auszahlung eines noch nicht fälligen Wechsels vor der Verfallzeit, und in dem An- und Verkauf von Wechseln überhaupt, liegt recht eigentlich der Schwerpunkt der Bedeutung der B. für den heutigen Verkehr. Sie stellen sich dar als Centralpunkte, die von einer im heutigen kaufmännischen Verkehr unentbehrlichen Waare (dem Wechsel) immer dem Bedürfniß entsprechende Vorräthe halten, dieselben zum Vortheil der Anbieter stets completiren, davon zu Gunsten der Begehrer immer ohne Schwierigkeiten nach Bedarf abgeben.

Noch andere Bedürfnisse des Handels sind es aber, welche von den B. entweder vorzugsweise befriedigt werden, oder doch ebenso gut oder besser von ihnen wie von Bankiers befriedigt werden können. Dem einzelnen Geschäftsmann macht das Einziehen von Forderungen, welche ihm an nahe- oder entferntwohnende Kunden zustehen, oft Schwierigkeiten, deren er, um sich seinem Hauptgeschäfte um so ungestörter widmen zu können, sich überhoben zu sehen wünscht. Er scheut das Geldopfer nicht, welches er bringen muß, wenn er das Incasso dritten überträgt, welche regel- und gewerbsmäßig mit dem Einziehen fremder Forderungen sich befassen. Dafür, daß er ohne Mühe und Zeitverlust durch fremde Hülfe sicher und rechtzeitig in den Besitz seiner Forderung gelangen kann, bringt er gern ein Opfer. Solche Hülfe leisten die B., welche das Incassogeschäft in ihren Geschäftskreis aufnehmen. Sie ziehen Forderungen ein, welche ihnen durch Wechsel oder Anweisungen übertragen werden. Die Incassoprämie macht dieses Geschäft zu einem gewinnbringenden.

Hand in Hand mit dem Incasso- geht das Contocorrentgeschäft. B., welche dieses Geschäft betreiben, werden dadurch zu den Vermögensverwaltern ihrer Kunden. Sie treten mit denselben in laufende Rechnung, indem sie Wechsel auf sich ziehen lassen, Baarzahlungen für die Kunden leisten, Forderungen für dieselben einkassiren und sonstige Vermögensgeschäfte für sie besorgen. Jedem Kunden wird ein Conto eröffnet. Auf der «Haben»-Seite werden alle Einzahlungen des Kunden oder alle für seine Rechnung eingehenden Posten, auf der «Soll»-Seite alle für oder an ihn geleisteten Zahlungen gebucht. Gleichen sich die «Soll»- und «Haben»-Seiten aus, und soll die Bank neue Zahlungen bewirken, so muß der Betreffende neue Einzahlungen machen. In manchen Fällen eröffnet die Bank jedoch ihren Kunden auch begrenzten oder unbeschränkten (Blanco-)Credit über den Betrag des Effectivguthabens hinaus. Die Bank berechnet sich Zinsen für die von ihr ausgezahlten Summen vom Tage der Auszahlung an, und sie gewährt solche für die eingezahlten Summen vom Tage der Einzahlung an. Für Geschäftsleute, welche solchergestalt mit B. in Contocorrentverkehr stehen, entspringt hieraus der große Vortheil, daß sie niemals vorräthige Gelder unbenutzt liegen zu lassen brauchen, und daß sie der zeitraubenden eigenen Besorgung ihrer Geldgeschäfte vielfach überhoben sind. Den B. andererseits fließen durch das Contocorrentgeschäft Mittel zu, die sie anderweit, z. B. im Disconto- und Leihgeschäft, vortheilhaft verwerthen können. Für die gesammte Volkswirthschaft ist es von unberechenbarer Bedeutung, wenn das Contocorrentgeschäft der B., wie in England und Schottland, dermaßen ausgebildet ist, daß die letztern in der That zu großartigen Sparkassen der Bevölkerung werden, und daß alle größern Zahlungen, nicht etwa nur im kaufmännischen, sondern auch in dem außergewerbsmäßigen Handelsverkehr durch Checks, d. h. Anweisungen auf das Contocorrentguthaben bei den B., vermittelt werden.

Von den verschiedenen Geschäften, welche außer den genannten noch von B. betrieben zu werden pflegen, sind es eigentlich nur zwei, das Leih- und das Hypothekengeschäft, für welche ein Bedürfniß des bankmäßigen Betriebs vorliegt. Der An- und Verkauf von Börsenpapieren für eigene Rechnung (Effectengeschäft) gehört nicht zu dem eigentlichen Wirkungskreise der B., und die Besorgung von Staatsanleihen, so vielfach auch B. ihre großen Verbindungen und ihren Credit zu solchen Unternehmungen dargeboten haben, ist zu allen Zeiten für die B. und den Bankverkehr von verderblichen Folgen gewesen. Bei diesen Geschäften tritt der zweite derjenigen Gesichtspunkte, von denen aus man, wie oben bemerkt, die B. zu betrachten hat, so sehr in den Vordergrund, daß die B. nur noch als Anstalten zur systematischen Bereicherung ihrer Theilhaber, nicht mehr als Hülfsanstalten des Handels erscheinen. B., welche das Effectengeschäft auf eigene Rechnung und die Besorgung von Staatsanleihen zur Hauptaufgabe ihres Geschäftsbetriebs machen, verlieren dadurch den Anspruch, als für den allgemeinen volkswirthschaftlichen Fortschritt unentbehrliche Anstalten gewürdigt zu werden. Dagegen leisten die B. durch das Ausleihen disponibler Mittel gegen Unterpfand, möge solches nun in der Form von Effecten, Edelmetallen, Waaren u. s. w. hinterlegt (Lombardgeschäft) oder durch Einräumung von Pfandrechten an Grund und Boden (Hypothekengeschäft) dargeboten werden, wichtige Dienste, wenn auch beide Geschäftszweige eigentlich mehr nur als Nebenzweige des Bankverkehrs zu betrachten sind.

Wurden im Vorstehenden die hauptsächlichsten unter den eigentlichen Bankgeschäften ihrem Wesen nach betrachtet, so ist doch hierbei noch zu erwähnen, daß heutzutage viele B. die meisten der genannten Geschäfte gleichzeitig betreiben, also sich als gemischte B. darstellen, und dies pflegt selbst dann der Fall zu sein, wenn sie in ihrer Firma vielleicht nur einen oder den

andern Geschäftszweig ausdrücklich namhaft machen. Es entspricht daher den wirklichen Verhältnissen wenig, wenn man die B. in Girobanken, Zettelbanken, Disconto- und Wechselbanken u. s. w. eintheilt. Keiner dieser Geschäftszweige schließt den andern aus; hier und da fordert nur ein specielles locales Bedürfniß die vorzugsweise Entwickelung eines oder des andern einzelnen Geschäftszweigs. In der Regel wird es sogar zweckmäßig sein, keinen einzelnen eigentlich bankmäßigen Geschäftszweig von dem Wirkungskreise einer Bank auszuschließen. Das eine Geschäft fördert das andere; Verluste, die in der einen Branche unvermeidlich sind, können durch den Gewinn der andern ausgeglichen werden. Die Bedürfnisse des Handels gehen nach verschiedenen Richtungen auseinander, und als selbständige Handelsunternehmungen thun die B. gut, sich auf die Befriedigung aller dieser verschiedenen Bedürfnisse einzurichten.

Endlich sei noch erwähnt, daß den Namen «Banken» im uneigentlichen Sinne manche Institute führen, die keins der oben aufgeführten Geschäfte gewerbsmäßig betreiben, sondern ganz andern wirthschaftlichen Zwecken dienen. So nennen sich namentlich manche Versicherungsanstalten «Banken», z. B. die beiden alten und berühmten gothaer Versicherungsgesellschaften.

B. **Banktheorie.** Wie zahlreiche andere Gewerbe, so ist auch das Bankgewerbe häufig für Rechnung von Staatskassen, von Staatsregierungen selbst betrieben worden. Alle Gründe, welche gegen den Staatsgewerbebetrieb überhaupt vorzubringen sind, sprechen auch gegen die Staatsbanken. Nach den geläuterten modernen Anschauungen von den Aufgaben des Staats liegt der Betrieb des Bankgeschäfts ganz außerhalb seiner Sphäre. Zu Gunsten der Staatsbanken läßt sich nicht einmal das anführen, was man zu Gunsten z. B. der Staatseisenbahnen anzuführen pflegt, daß nämlich einmal solche an sich doch nützliche Unternehmungen, selbst wenn die Volkswirthschaft ihrer kaum mehr entbehren könnte, unter Umständen nicht von Privaten unternommen werden würden, und daß ferner der Staat, da er nicht auf Gewinn auszugehen brauche, die Dienste, welche solche Unternehmungen leisten sollen, am billigsten leisten könne. Die Erfahrung zeigt, daß, wo ein wirkliches Bedürfniß nach B. vorhanden ist, sich alsbald Private finden, die diesen günstigen Umstand sich zu Nutze zu machen wissen, und die Preise, welche für die Benutzung von B. in der Form der Zinsen, des Disconto, der Prämie, der Commission, Provision u. s. w. zu zahlen sind, stehen, wie alle andern Preise, unter den Gesetzen der Concurrenz. Daß man wegen der präsumtiv größern Sicherheit Staatsregierungen Gelder selbst zu eigentlichen Staatszwecken zu niedrigerm Zinsfuße darleiht, als Privaten, bildet keineswegs die Regel. Zum Behufe der Betreibung des Bankgewerbs wird aber ein aufgeklärtes Volk dem Staate niemals Gelder zu niedrigerm Zinsfuße darleihen als einem gutgeleiteten Privatinstitute. In der Theorie darf man diese Seite der Bankfrage als abgethan betrachten. Ueber andere Seiten dieser wichtigen Frage ist man auch in der Theorie noch keineswegs im Reinen. Ueber die Grundsätze, nach denen das Bankwesen eingerichtet sein muß, um der Volkswirthschaft die in der Aufgabe der B., als Hülfs- und Förderungsmittel des Handels im weitesten Sinne des Worts, liegenden Dienste vollständig zu leisten, über das Verhältniß, welches der Staat den B. gegenüber einzunehmen hat, über die Frage, ob und inwieweit die Interessen der Volkswirthschaft eine präventive oder repressive Beaufsichtigung und Controle der B. seitens der Staatsregierung erfordern, über die Einrichtungen endlich, welche die B. zu treffen haben, um ihrer Aufgabe zu genügen, bestehen auch in der Theorie noch manche Zweifel. Die neuere Zeit scheint der Lösung solcher Zweifel besonders günstig, und man scheint auch in der Praxis jetzt mehr als je geneigt, den feststehenden Forderungen einer rationalen Banktheorie nachzugeben.

Daß B. ohne besondere Bewilligung der Staatsregierung nicht errichtet werden und ihren Geschäftsbetrieb nicht eröffnen dürfen, ist ein aus den Zeiten des straffen Polizeistaats auf uns gekommener Glaubenssatz, der sich fortgepflanzt hat, ohne daß jemand im Stande wäre, ihn anders als etwa unter Hinweis auf den histor. Ursprung zu begründen. In jenen Zeiten, wo man das gesammte Volkswirthschaftsleben von Staats wegen gängeln und leiten, überall helfend oder hemmend eingreifen zu müssen, kein Lebensverhältniß der naturgesetzlichen Selbstentwickelung überlassen zu dürfen glaubte, war es vornehmlich auch das Geldwesen, dessen Regulirung den Staatsbehörden das größte Kopfzerbrechen verursachte. Neben der für nothwendig erachteten polizeilichen Regelung des Geldmarktes galt es aber zugleich, diesen Markt den finanziellen Bedürfnissen der Staats- und der Hofverwaltung möglichst zu erschließen. Schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. war es in Europa nichts Neues mehr, daß zur Erreichung dieser beiden Zwecke große Bankinstitute ganz geeignet und bequem zu gebrauchen seien. Die Regierungen munterten zur Gründung von B. auf. Wo diese Aufmunterung aber

Erfolg hatte, legten sie auf die Dienste solcher Institute zu Gunsten ihrer finanziellen Zwecke Beschlag und machten die Institute hierfür durch Ertheilung von weitgreifenden Privilegien bezahlt. Gleich die erste der größern europäischen B., die 1694 errichtete Bank von England, verdankt einerseits dem Geldbedürfniß einer Regierung und andererseits dem Vorurtheil, daß die Regulirung des Geldmarktes Staatssache sei, ihren Ursprung. Diese Bank wurde sofort mit außerordentlichen Privilegien ausgerüstet. Obwol die Geschichte der Bank die ganzen Gebrechen des Monopol- und Privilegienwesens aufzeigt, sind ihre Einrichtungen doch für die Gestaltung des Bankwesens nahezu auf dem ganzen europ. Continent normativ geworden. Ueberall findet man die ersten B. mit der Staatsverwaltung aufs engste verbunden; überall findet man als Preis der Freundschaft seitens der Bank die Bereitwilligkeit zur Unterstützung der Staatsfinanzen, seitens der Staatsverwaltung die Gewährung ausgedehnter Vorrechte und Begünstigungen. Glaubte man die Begründung neuer Bankinstitute neben den privilegirten weniger aus polizeilichen Motiven, als um der bestehenden Privilegien willen möglichst erschweren zu müssen, so hatte man so ganz Unrecht nicht. Es war die Folge der früher ertheilten Privilegien, daß man später der Concurrenz nicht freien Lauf lassen konnte, daß man dem Bankbedürfniß die volle Befriedigung versagen mußte. Aber seltsamerweise bürgerte sich das Concessionswesen und die polizeiliche Beaufsichtigung der B. auch da ein, wo der ursprüngliche Grund solcher Beschränkungen gar nicht in Frage kam. Weil in denjenigen Staaten, wo das Bankgeschäft am ersten Fuß gefaßt hatte, die Gründung jeder zweiten und dritten Bank erschwert wurde, hielt man ganz allgemein dafür, daß die B. um ihrer geschäftlichen Natur willen dem Dominium der Präventivpolizei zu unterstellen seien. Man beschränkte auch diese Auffassung nicht etwa blos auf die Zettelbanken, sondern man kargte selbst den bloßen Discontobanken gegenüber mit der Ertheilung der Corporationsrechte, ohne bedenken zu wollen, daß diese Institute der präventivpolizeilichen Beschränkung ebenso wenig bedürfen als die Geschäfte der Privatbankiers. Was die Zettelbanken anlangt, so erschwerte man im Gesetz, abgesehen von den Vorurtheilen gegen das Privatpapiergeld, die Begründung von diesen B. überhaupt, ohne Rücksicht darauf, ob die Bankteilhaber sich mit ihrem ganzen Vermögen für die Erfüllung der durch die Ausgabe von Noten eingegangenen Verpflichtungen verhaften, oder ob sie dafür nur im Verhältniß ihrer Banktheile eintreten würden. Dieser Unterschied ist aber in der That hochwichtig. Hätte man ihn in unsern Bankgesetzen vorgesehen, so würde man, vorausgesetzt, daß man auch die Ausgabe von Privatpapiergeld vorurtheilsfrei betrachtet, für eine gewisse Art von Zettelbanken ein großes Feld haben offen lassen können, und das Resultat würde gewesen sein, daß wir vor einer Menge von privilegirten Actienbanken, welche die Notenemission für ihre wichtigste geschäftliche Function halten, verschont geblieben, dagegen aber mit einer Menge von solchen Bankinstituten versehen worden wären, deren Theilhaber mit ihrem ganzen Vermögen für die Verpflichtungen der B. einstehen. B. dieser Art kann man, wie die schottischen B. beweisen, unbedenklich das Recht der Notenemission zugestehen. Die schottischen B. haben selbst in der Zeit, wo sie in Betreff der auszugebenden Notenmengen ganz unbeschränkt waren, alle zusammen im Durchschnitt jährlich nur für 3 Mill. Pfd. St. Noten, bei einem Betrage von 30 Mill. Pfd. St. angesammelter Deposita, ausgegeben. Wenn man die Geschichte und Entwickelung der concessionirten, monopolisirten und privilegirten B., von denen viele durch irrationelle Verwaltung, durch völlige Verkennung ihrer Aufgabe, durch großartige Schwindeleien selbst an den Rand des Verderbens gebracht worden sind und Massen von Interessenten in ihr Verderben verwickelt haben, der Geschichte und Entwickelung jener schottischen B., die in völliger Freiheit aufgewachsen sind, gegenüberhält, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß der Bankfreiheit vor dem üblichen System der Bankbeschränkung der unbedingte Vorzug gebührt. Es bedarf auch nur eines geringen Grades von wirthschaftlicher Einsicht, um zu begreifen, daß der Staat, wenn er in seiner Finanzverwaltung der Beihülfe der B. bedarf, sich solche Hülfe, bewegt sie sich nur in den gewöhnlichen geschäftsmäßigen Formen, nicht erst durch Ertheilung von Privilegien und Monopolen zu sichern braucht, und daß andererseits eine vernünftige Bankverwaltung auch aus andern Gründen, als weil sie für solche Begünstigungen ihre freie Bewegung opfern muß, auf die letztern nicht das geringste Gewicht zu legen hat.

Die sicherste Garantie gegen Miswirthschaft besteht bei freien B. in der Concurrenz und in der Selbstverantwortlichkeit. B. zumal, deren sämmtliche Theilhaber sich den gemeinen Concursgesetzen unterwerfen, welche also die Pflicht der vollen Selbstverantwortlichkeit über sich nehmen, können daher der präventiven staatlichen Aufsicht ohne alles Bedenken enthoben werden. Sobald das Bankgesetz diesen Grundsatz ausspricht, werden überall B. mit voller, solidari-

scher Haftpflicht der Theilhaber, nach Art der schottischen, in Menge entstehen, denen man, wie die Erfahrungen der Peel'schen Bankacte vollkommen darthun, das Recht der Notenemission unbesorgt und unverkümmert gewähren kann. Es wird sich dann sogar herausstellen, daß die B. jenes Recht weniger als eine besondere Gunst, als vielmehr wie ein Danaergeschenk betrachten, von dem nur der vorsichtigste Gebrauch zu machen ist, wenn es dem Beschenkten nicht selbst zum Verderben gereichen soll.

Eine andere Frage ist es, wie sich der Staat den Actienbanken gegenüber zu verhalten hat, deren Theilhaber nicht subsidiarisch und solidarisch mit ihrem ganzen Vermögen für die Schulden der Bank haftpflichtig sind. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß auch diesen gegenüber die Concession zum Betriebe des Bankgeschäfts und zur Notenemission viel mehr bedenklich als nützlich und geboten ist. Wenn der Staat prüft, Bedingungen aufstellt, Beschränkungen auferlegt, Staatscommissare den B. als Hüter beigesellt, so ist es bei der Autorität, in welcher Staatsbehörden stehen, ganz natürlich, daß das Publikum sich der eigenen Prüfung der Sache überhoben glaubt. Man gibt sich der Ueberzeugung hin, daß ein durch den Staat bestellter Bankcommissar, ein Beamter, der den Sitzungen des Verwaltungsraths beiwohnt und hier und da sich die Folianten der Bankbuchhaltung aufschlagen läßt, die Bankverwaltung wirklich zu controliren vermöge, während doch die Erfahrung das Gegentheil bewiesen hat. Es erwächst aus solchem Verhältniß ein unverdienter Credit der concessionirten Bankinstitute, ein leichtfertiges Vertrauen des Publikums, welches diese Institute auf verschiedene Weise sich zu Nutze machen können, und das sie selbst oft genug dahin geführt hat, in ihren Operationen die nöthige Vorsicht zu unterlassen. Letzteres geschieht natürlich um so mehr, wenn die Theilhaber nicht mit ihrem ganzen Vermögen, sondern nur mit ihren Antheilen haftpflichtig sind. Man wird daher für die Bankpolitik als obersten Grundsatz aufstellen können, daß die B. mit unbeschränkter Haftbarkeit aller Theilhaber der freien Concurrenz völlig zu überlassen, und daß nur für Zettelbanken, welche auf beschränkter Haftbarkeit der Theilhaber beruhen, gewisse Bedingungen gesetzlich festzustellen sind.

Auch über das Maß dieser Bedingungen sind die Ansichten getheilt. Die am weitesten gehenden Anhänger der Beschränkung des Bankwesens haben die angeblich besonders verderbenbringenden Geschäfte und Einrichtungen, welche sich bei den B. vorfinden sollen, herausgegriffen und gerathen, dieselben einfach zu verbieten, während sie dagegen beantragten, gewisse Einrichtungen, die angeblich sichere Garantien für einen soliden Geschäftsbetrieb bieten, gesetzmäßig einzuführen und aufrecht zu erhalten. Weil eine oder die andere Bank zu viel Noten ausgegeben hat, sodaß schließlich ihre Noten sich nicht mehr al pari halten konnten und die Inhaber Verluste erlitten, glaubte man dem durch Fixirung des Betrags, bis zu welchem eine einzelne Bank Noten ausgeben darf, vorbeugen zu müssen. Weil bei der Ausgabe von kleinen Noten der Kleinverkehr vielfach beeinträchtigt, auch das Silber theilweise aus dem Lande verschwunden und durch einen sehr unzweckmäßigen andern Preisausgleicher ersetzt worden sein soll, hielt man es für nöthig, daß ein Minimalsatz für die Größe der Noten festgesetzt werde. Man glaubt ferner die Beobachtung gemacht zu haben, daß wenn ein Drittheil des Betrags der ausgegebenen Noten durch Baarbestände, der Rest durch bankmäßige Wechsel gedeckt sei, dies für den Durchschnitt genüge, um den B. die Einlösungsfähigkeit zu erhalten, da es sich gezeigt, daß eine Lombardforderung, daß Staats- oder andere Werthpapiere mangelhafte Deckungsmittel seien. Man sah deshalb die Metallbedeckung zu einem Drittheil und die Wechselbedeckung zu zwei Drittheilen als sicherstes Präservativ gegen Verluste an, welche die Noteninhaber durch die Nichteinlösung der Noten treffen könnten, und forderte in den Bankgesetzen oder Concessionsbedingungen diese Bedeckungsweise. Man hatte auch wahrgenommen, daß B. (vielleicht, weil ihnen die Hände zu ordentlichen Geschäften vielfach gebunden) Schwindelgeschäfte mit dem Ankauf von Werthpapieren und Waaren auf Speculation getrieben, dem man von vornherein durch Gesetz oder Concession vorzubeugen suchte, indem man den Ankauf von Werthpapieren oder Waaren zum Zweck der Speculation verbot. Ebenso hatte man bemerkt, daß den B. Verlegenheiten und den Bankdeponenten Verluste dadurch entstanden, daß die Bankdepositen nicht genügend gedeckt, daß zu viel Depositen angenommen, daß für dieselben keine bestimmten Kündigungsfristen festgesetzt worden waren. Auch dem trat man durch Gebote der vollen Bedeckung und der Festsetzung gewisser Kündigungsfristen sowie mit der Beschränkung der Depositenannahme entgegen. Endlich hatte man gefunden, wie irgendeine Bank durch Ankauf oder die Beleihung ihrer eigenen Actien ihrem Credit geschadet, weshalb man es für unerlaßlich hielt, dieses Geschäft gesetzlich oder in Concessionsurkunden zu untersagen.

Die Beschränkung der B. im Betreff des Umfangs in der Notenausgabe geht von der durch die Wissenschaft und durch zahlreiche Erfahrungen längst widerlegten Annahme aus, als könne man Papiergeld nach Willkür und Belieben bis ins Unendliche ausgeben. Zugleich ist diese Beschränkung auf die Ansicht gegründet, daß das Recht der Notenausgabe ein werthvolles und lucratives Privileg des Staats sei. Das Creditgeld hat jedoch seine ganz besondere und engbegrenzte Aufgabe in der Volkswirthschaft. Es hat nur da einzutreten, wo das Metallgeld ein weniger guter Preisausgleicher ist also z. B. bei großen Zahlungen, wo man der Mühe des Zählens überhoben sein, und der Empfänger Barren nicht annehmen will, weil er diese zu den von ihm zu leistenden kleinern Zahlungen nicht brauchen kann, bei Versendungen, wo die Metallsendung zu viel Spesen verursachen würde und man Wechsel doch nicht füglich anwenden kann, u. s. w. Ueberall da, wo das Creditgeld nicht seine besondere Aufgabe als Preisausgleicher zu lösen hat, insbesondere überall in den Kreisen, bis wohin der Credit des Ausgebers nicht reicht, behauptet das Metallgeld seine Vorzüge, läßt es sich durch das Credit- oder Papiergeld nicht verdrängen. Jeder Thaler Papiergeld, der über das Papiergeldbedürfniß hinaus ausgegeben wird, gereicht dem Ausgeber selbst zum Schaden. So kehrt sich der falsche Satz, daß Papiergeld willkürlich ausgegeben werden könne, in den richtigen Satz um, daß davon ungestraft nie zu viel ausgegeben werden kann. In dieser Rücksicht mag man den B. unbesorgt das Recht der unbeschränkten Notenausgabe gewähren, wie man es den schottischen B. bis 1845 auch wirklich gewährt hat, ohne den geringsten Nachtheil davon zu verspüren. Damit ist aber nicht ausgesprochen, daß man jenes Recht einzelnen B. als Privilegium gewähren dürfe. Man muß es allen gewähren; dann werden sie sich alle in ihrer Notenausgabe controliren, wie sich die schottischen B. controlirt haben. Das Recht der unbeschränkten Notenausgabe verträgt sich freilich nicht mit dem Bankprivilegium. Aber das Bankprivilegium und die Bankbeschränkung verträgt sich nicht mit den Forderungen des Volkswirthschaftslebens. Was die Beschränkung der Banknotenausgabe in Rücksicht auf das Staatspapiergeld anlangt, so hat man hauptsächlich geltend gemacht, daß sich der Staat das Mittel, unverzinsliche Anleihen zu machen, nicht aus der Hand nehmen lassen dürfe. Dies ist jedoch die verderbliche fiscalische Anschauung, welche das Papiergeld nur als ein bequemes Mittel zum Staatsschuldenmachen betrachtet. Sie führt unaufhaltsam zur Papiergeldwirthschaft und schließlich zum Staatsbankrott. Eine Staatsregierung, welche das Papiergeld von der Seite des Gewinnstes betrachtet, begibt sich mit der Ausgabe des ersten Thalerscheins auf einen sehr gefährlichen Weg. Es ist gewiß zweckmäßig, wenn der Staat dazu mitwirkt, das Papiergeldbedürfniß zu befriedigen, je besser zumal und je unwandelbarer sein Credit ist; aber er darf es nur thun um dieses Bedürfnisses willen. Befriedigen dieses andere, so kann und mag er seine Notenpressen ohne Nachtheil ruhen lassen. Der Gewinnst, der aus der unverzinslichen Anleihe fließt, ist auch für die B. ein zweifelhafter und gefährlicher, wenn sie darauf bei der Notenausgabe das Hauptgewicht legen. Was aber die Brauchbarkeit und die Beliebtheit des Creditgeldes betrifft, so werden die Banknoten dem Papiergelde eines Staats mit geordnetem Finanzwesen und wohlfundirtem Credit bei freier Concurrenz und Fernhaltung aller Zwangscursmaßregeln doch immer nachstehen müssen.

Die Frage von der Art und der Größe der Notenbedeckung, so verschiedenartig sie auch beantwortet worden, ist im wesentlichen nicht schwer zu lösen. Verpflichtet nur das Gesetz die B. bei Meidung des Concurses, die täglich präsentirten Noten sofort gegen Baargeld einzulösen, so braucht man sich um die Bedeckung keine Sorge weiter zu machen. Im Angesicht jenes Gesetzes werden die B. schon wissen, welche Deckungsmittel und in welcher Höhe dieselben vorhanden sein müssen. Sie werden die offenbar verfügbaren baaren Mittel frei verwenden können zu Geschäften, die sie nur um so creditfähiger und den Fall der Massenpräsentation um so seltener machen; aber sie werden sich auch durch die Seltenheit dieses Falls nicht in Sorglosigkeit einwiegen lassen, sondern unter Umständen vielleicht einen viel größern Betrag, als das Gesetz oder die Concessionsurkunde ihnen vorgeschrieben haben würde, in Baarmitteln disponibel haben. Die Speculation mit Werthpapieren und Waaren ist freilich ein Geschäft, welches B. nicht betreiben sollten; aber doch hat niemand das Recht, dieses Geschäft zu verbieten. Außerdem lassen sich derartige Verbote von seiten des Staats nicht aufrecht erhalten. Speculationsgeschäfte können in mannichfacher Weise verschleiert werden, und je strenger sie verpönt sind, desto künstlicher werden sie verschleiert, desto verwickelter werden die Operationen, desto näher rückt die Gefahr für das Publikum. Völlig ungerechtfertigt, ja als eine Unterbindung der wichtigsten Lebensadern der B. stellen sich die Beschränkungen derselben hinsichtlich

des Depositengeschäfts dar, wie das Gebot der vollen oder theilweisen Bedeckung der Depositen, die Feststellung der in Depositen annehmbaren Beträge, das Verbot der Annahme von verzinslichen Depositen u. s. w. Dies sind Eingriffe in die freie Verfügung der B. über ihr Geschäft, welche der Solidität und Rationalität desselben meist größern Eintrag thun, als sie dieselbe befördern. Keine Bank kann ungestraft mehr Depositen annehmen, als sie verwerthen kann, und keiner werden Depositen über ihren Credit hinaus anvertraut. Man erschwere nur die Gründung von Depositenbanken nicht, dann werden ihrer so viele entstehen, daß keine von ihnen sich zu überbürden braucht und keine überbürdet wird. Man sorge nur dafür, daß B. mit unbeschränkter Haftpflicht der Theilnehmer recht in Aufnahme kommen; dann wird man nicht zu befürchten haben, daß den Actienbanken zu viele Depositen zuströmen. Das Verbot des Ankaufs oder der Beleihung der eigenen Actien endlich ist direct oder indirect schon in jedem nur einigermaßen rationalen Gesellschaftsvertrage enthalten. Es gehört auch lediglich dahin und nicht in das Gesetz. Enthält der Gesellschaftsvertrag aber jenes Verbot nicht, so muß man sich freilich, wie in vielen andern Fällen, vorsehen. Wenn die principale Forderung, die der Beseitigung aller Bankprivilegien und Bankmonopole, erst zur Wahrheit geworden, dann braucht niemand mehr besorgt zu sein, daß es an Bankconcurrenz und an B. mangeln werde, welche es verschmähen, durch Ankauf und Beleihung ihrer eigenen Actien sich auf Kosten ihrer soliden Existenz beiläufig einen Gewinn zu verschaffen.

Wenn alle die vorgedachten Beschränkungen, sei es, daß sie als Bedingungen der Concessionsertheilung hingestellt oder bei voller Bankfreiheit doch gesetzlich vorgeschrieben werden, vor der Kritik nicht bestehen, so fragt sich, was denn überhaupt die Gesetzgebung den B. gegenüber, und zwar den Actienbanken, welche Noten ausgeben, zu thun habe. Für eine aufgeklärte Gesetzgebung ist die Aufgabe sehr einfach: es genügt, gesetzlich vorzuschreiben, daß Zettelbanken, welche auf beschränkter Haftbarkeit der Theilhaber beruhen, ihren Status periodisch veröffentlichen, und daß sie bei Meidung des Concurses jederzeit die Noten, welche präsentirt werden, sofort einlösen müssen. Aber auch unter diesen zwei Bedingungen ist der erstern keine besondere Bedeutung beizumessen. Eine Bankgesellschaft thut sich selbst offenbar den größten Schaden, wenn sie über den Stand ihres Geschäfts dem Publikum Kunde zu geben versäumt oder denselben gar geflissentlich geheimhält. Wer ebenso viel Credit braucht, als er Credit zu gewähren hat, wird durch Verhüllung seiner Schäden wenig erreichen. Andererseits ist mit der Forderung periodischer Veröffentlichungen des Status noch wenig gethan, denn ein Bankstatus kann so eingerichtet sein, daß er keine wirkliche Aufklärung gewährt. Aber, wenn nur die Pflicht zur periodischen Veröffentlichung eines Status gesetzlich feststeht, an den öffentlichen Ausweisen wird dann das Publikum seine Kritik schon üben und es schließlich dahin bringen, daß ihm eröffnet wird, was es wissen will, oder es wird dem hartnäckig Auskunft verweigernden Institute sein Vertrauen entziehen.

C. **Geschichte der großen Banken.** 1) Die Bank von England. Die älteste der auf großartigerm Fuß eingerichteten europäischen B., gegenwärtig die mächtigste in der Welt, ist die 1694 gegründete Bank von England. Ihre Einrichtungen und ihre Schicksale sind zu aller Zeit von dem fühlbarsten Einflusse auf die Entwickelung des Bankwesens nicht nur in England, sondern in ganz Europa, ja man kann sagen in der ganzen Welt gewesen. Ein einsichtsvoller Kaufmann, W. Paterson, entwarf für die engl. Regierung, die sich zu jener Zeit namentlich durch den Krieg gegen Frankreich, noch mehr aber durch das System der willkürlichen Abschätzung der Steuerpflichtigen, welches in den Staatseinnahmen große Ausfälle hervorbrachte, in den drückendsten Geldverlegenheiten befand, den Plan zu einer Anleihe, welche die erste Grundlage der Bank von England bildete. Diese Anleihe von 1,200000 Pfd. St. wurde von einer Gesellschaft Kaufleute und Kapitalisten der Hauptstadt gegen gewisse Vortheile und Privilegien aufgebracht. Den Darleihern gewährte die Regierung außer 8 Proc. jährlicher Zinsen noch 4000 Pfd. St. für jährliche Verwaltungskosten, also überhaupt für jedes Jahr 100000 Pfd. St. Die Gesellschaft erhielt das Recht, sich völlig unabhängig zu constituiren; sie ernannte einen Gouverneur, Vicegouverneur und 24 Directoren, und jeder, welcher wenigstens sechs Wochen vor der Wahl Inhaber von 500 Pfd. St. Bankstocks gewesen, sollte eine Wahlstimme haben. Die Bank durfte sich auf keine Waarenunternehmungen, sondern allein auf den Handel mit Wechseln, mit Gold und Silber und auf Discontogeschäfte einlassen. Schon 1696, während der allgemeinen Umprägung des engl. Geldes, gerieth die Bank in Verlegenheit; doch ging unter dem Beistande der Regierung diese Krisis glücklich vorüber. Um einem solchen Fall nicht wiederholt ausgesetzt zu sein, wurde der Fonds durch Nachschuß der Actionäre auf 2,201171 Pfd. St.

und durch abermaliges Nachschießen auf das Doppelte erhöht. Im folgenden Jahre ward die Bank und ihr Vermögen für immer von allen Abgaben, Taxen, Schätzungen und Kosten, mit Ausnahme der Stempelgebühren, befreit. 1708 beschloß dieselbe, 1½ Mill. von der Regierung ausgegebene Schatzkammerscheine einzukaufen, wodurch ihre Forderung an den Staat bis zur Summe von 3,375025 Pfd. St. stieg, wofür ihr, bis auf die unverzinslichen Darlehen, 6 Proc. Zinsen bewilligt wurden. Zu gleicher Zeit erlangte sie das Vorrecht, daß weder in England noch in Wales eine Bankgesellschaft aus mehr als sechs Theilnehmern zusammengesetzt sein dürfe. Die großen Vorschüsse, welche sie so bald nach ihrer Errichtung der Regierung dadurch zu leisten vermochte, daß sie in Creirung ihrer Banknoten nicht beschränkt war, bildeten den hauptsächlichsten Grund ihres steigenden Reichthums, der sie auch in den Stand setzte, den Theilnehmern beträchtliche Dividenden auszuzahlen. Die erste bedeutende Verlängerung des Bankprivilegiums erfolgte 1708 auf 25 J. infolge eines unverzinslichen Vorschusses von 400000 Pfd. St. an die Regierung. Von da an bis 1729 schwankte die jährliche Dividende zwischen 5½ und 9 Proc. Im J. 1708 erhöhte die Bank ihr Kapital bis auf 5,058547, und 1710 auf 5,559995 Pfd. St. Das Bankprivilegium wurde 1713 bis auf das J. 1742 verlängert, als die Bank es übernahm, 1,200000 Pfd. St. Schatzscheine in Umlauf zu bringen. Von 1718 an fand die Regierung es für zweckmäßig, bei allen ihren Geldgeschäften sich der Bank zu bedienen, wogegen diese ihre Vorschüsse auf die Land- und Malzabgaben, auf Schatzkammerscheine und andere Unterpfänder machte, und 1722 wurde das Bankkapital bis auf 8,959995 Pfd. St. vermehrt. Von 1732 an, wo der Grundstein ihres gegenwärtigen Gebäudes gelegt wurde, bis 1747 betrug die Dividende jährlich 5½ Proc. Um das 1742 ablaufende Privilegium bis 1764 erneuert zu erhalten, borgte die Bank der Regierung 1,600000 Pfd. St. ohne Zinsen, und um diese Summe zu erlangen, ward nun das Bankkapital bis auf 9,800000 Pfd. St. vermehrt.

Den ersten bedeutenden Anlauf auf die Bank veranlaßte 1745 der Aufstand in Schottland. Als jedoch in einer öffentlichen Versammlung 1140 Kaufleute ihre Bereitwilligkeit erklärten, die Noten der Bank anzunehmen, legte sich die Aufregung. Hierauf wurde 1746 das Bankkapital bis auf 10,780000 Pfd. St. gebracht. Die bleibende unverzinsliche Schuld der Regierung an die Bank betrug 11,686800 Pfd. St., auf welcher Höhe sie sich bis 1816 erhielt. Bis 1759 hatte die Bank nur Noten nicht unter 20 Pfd. St. ausgegeben; von da an aber brachte sie deren von 15 und 10 Pfd. in Umlauf sowie auch die ersten Postbills, d. h. in 21 Tagen zahlbare Anweisungen für bei ihr einkassirte Zinsen der Staatsschuld. 1764 erhielt die Bank ihr Privilegium bis 1786 erneuert, wofür sie 1 Mill. Pfd. St. auf Schatzkammerscheine bis 1766 vorschoß. Von da bis 1781 betrug die jährliche Dividende 5½ Proc. Als 1781 ihr Privilegium bis 1801 erneuert wurde, mußte sie abermals 2 Mill. Pfd. St. auf drei Jahre zu 3 Proc. jährlich der Regierung vorschießen. Die Dividende betrug nun bis 1788 jährlich 6 Proc.; auch wurde in dieser Zeit gesetzlich entschieden, daß die Bank nicht verbunden sei, nachgemachte Noten zu bezahlen. 1782 brachte man das Bankkapital auf 11,642400 Pfd. St., auf welcher Höhe es bis 1816 blieb. Die Vergütung von 562 Pfd. 10 Sch. für die Million, welche die Bank von der Regierung für die Verwaltung der Staatsschuld bisher erhalten hatte, wurde 1786 auf 450 Pfd. St. herabgesetzt. Von 1788—1807 betrug die jährliche Dividende 7 Proc. 1794 begann die Bank, Noten zu 5 Pfd. auszugeben. Die polit. Verhältnisse veranlaßten 1797 einen Anlauf, sodaß der Vorrath edler Metalle in der Bank bis auf 1,086170 Pfd. St. sich minderte. Das Parlament beschloß die Einstellung der Einlösung der Noten der Bank bis sechs Monate nach Beendigung des Kriegs, und die Bank gab nun Noten zu 1 und 2 Pfd. St. aus. Um die Erneuerung des Privilegiums bis 1833 zu erhalten, mußte die Bank 1800 der Regierung 3 Mill. auf sechs Jahre ohne Zinsen leihen. 1807 ward die Dividende auf 10 Proc. festgesetzt, und in dieser Weise bis 1823 gezahlt. Nach dem Frieden von 1815, wo die Nichteinlösung, gewöhnlich die Bankrestriction genannt, hätte aufhören sollen, wurde beschlossen, dieselbe bis 1818 fortdauern zu lassen, und 1816 ward das Kapital auf 14,553000 Pfd. St. gebracht. Für die Erlaubniß dazu mußte die Bank der Regierung 3 Mill. borgen, sodaß das unverzinsliche Darlehen nun 14,686800 Pfd. St. betrug. 1818 wurde die Bankrestriction noch um ein Jahr verlängert und 1819 festgesetzt, daß von da an die Baarzahlungen in Goldbarren nach stufenweise sinkenden Preisen, von 1823 aber in Goldmünzen des Königreichs, ferner daß die Einlösung der kleinen Noten bis 1825 stattfinden solle. Im Dec. dieses Jahres hatte die Bank infolge einer großen Handelskrisis einen Anlauf wie noch nie zu bestehen, sodaß sie genöthigt war, die noch vorhandenen

scher Haftpflicht der Theilhaber, nach Art der schottischen, in Menge entstehen, denen man, wie die Erfahrungen der Peel'schen Bankacte vollkommen darthun, das Recht der Notenemission unbesorgt und unverkümmert gewähren kann. Es wird sich dann sogar herausstellen, daß die B. jenes Recht weniger als eine besondere Gunst, als vielmehr wie ein Danaergeschenk betrachten, von dem nur der vorsichtigste Gebrauch zu machen ist, wenn es dem Beschenkten nicht selbst zum Verderben gereichen soll.

Eine andere Frage ist es, wie sich der Staat den Actienbanken gegenüber zu verhalten hat, deren Theilhaber nicht subsidiarisch und solidarisch mit ihrem ganzen Vermögen für die Schulden der Bank haftpflichtig sind. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß auch diesen gegenüber die Concession zum Betriebe des Bankgeschäfts und zur Notenemission viel mehr bedenklich als nützlich und geboten ist. Wenn der Staat prüft, Bedingungen aufstellt, Beschränkungen auferlegt, Staatscommissare den B. als Hüter beigesellt, so ist es bei der Autorität, in welcher Staatsbehörden stehen, ganz natürlich, daß das Publikum sich der eigenen Prüfung der Sache überhoben glaubt. Man gibt sich der Ueberzeugung hin, daß ein durch den Staat bestellter Bankcommissar, ein Beamter, der den Sitzungen des Verwaltungsraths beiwohnt und hier und da sich die Folianten der Bankbuchhaltung aufschlagen läßt, die Bankverwaltung wirklich zu controliren vermöge, während doch die Erfahrung das Gegentheil bewiesen hat. Es erwächst aus solchem Verhältniß ein unverdienter Credit der concessionirten Bankinstitute, ein leichtfertiges Vertrauen des Publikums, welches diese Institute auf verschiedene Weise sich zu Nutze machen können, und das sie selbst oft genug dahin geführt hat, in ihren Operationen die nöthige Vorsicht zu unterlassen. Letzteres geschieht natürlich um so mehr, wenn die Theilhaber nicht mit ihrem ganzen Vermögen, sondern nur mit ihren Antheilen haftpflichtig sind. Man wird daher für die Bankpolitik als obersten Grundsatz aufstellen können, daß die B. mit unbeschränkter Haftbarkeit aller Theilhaber der freien Concurrenz völlig zu überlassen, und daß nur für Zettelbanken, welche auf beschränkter Haftbarkeit der Theilhaber beruhen, gewisse Bedingungen gesetzlich festzustellen sind.

Auch über das Maß dieser Bedingungen sind die Ansichten getheilt. Die am weitesten gehenden Anhänger der Beschränkung des Bankwesens haben die angeblich besonders verderbenbringenden Geschäfte und Einrichtungen, welche sich bei den B. vorfinden sollen, herausgegriffen und gerathen, dieselben einfach zu verbieten, während sie dagegen beantragten, gewisse Einrichtungen, die angeblich sichere Garantien für einen soliden Geschäftsbetrieb bieten, gesetzmäßig einzuführen und aufrecht zu erhalten. Weil eine oder die andere Bank zu viel Noten ausgegeben hat, sodaß schließlich ihre Noten sich nicht mehr al pari halten konnten und die Inhaber Verluste erlitten, glaubte man dem durch Fixirung des Betrags, bis zu welchem eine einzelne Bank Noten ausgeben darf, vorbeugen zu müssen. Weil bei der Ausgabe von kleinen Noten der Kleinverkehr vielfach beeinträchtigt, auch das Silber theilweise aus dem Lande verschwunden und durch einen sehr unzweckmäßigen andern Preisausgleicher ersetzt worden sein soll, hielt man es für nöthig, daß ein Minimalsatz für die Größe der Noten festgesetzt werde. Man glaubt ferner die Beobachtung gemacht zu haben, daß wenn ein Drittheil des Betrags der ausgegebenen Noten durch Baarbestände, der Rest durch bankmäßige Wechsel gedeckt sei, dies für den Durchschnitt genüge, um den B. die Einlösungsfähigkeit zu erhalten, da es sich gezeigt, daß eine Lombardforderung, daß Staats- oder andere Werthpapiere mangelhafte Deckungsmittel seien. Man sah deshalb die Metallbedeckung zu einem Drittheil und die Wechselbedeckung zu zwei Drittheilen als sicherstes Präservativ gegen Verluste an, welche die Noteninhaber durch die Nichteinlösung der Noten treffen könnten, und forderte in den Bankgesetzen oder Concessionsbedingungen diese Bedeckungsweise. Man hatte auch wahrgenommen, daß B. (vielleicht, weil ihnen die Hände zu ordentlichen Geschäften vielfach gebunden) Schwindelgeschäfte mit dem Ankauf von Werthpapieren und Waaren auf Speculation getrieben, dem man von vornherein durch Gesetz oder Concession vorzubeugen suchte, indem man den Ankauf von Werthpapieren oder Waaren zum Zweck der Speculation verbot. Ebenso hatte man bemerkt, daß den B. Verlegenheiten und den Bankdeponenten Verluste dadurch entstanden, daß die Bankdepositen nicht genügend gedeckt, daß zu viel Depositen angenommen, daß für dieselben keine bestimmten Kündigungsfristen festgesetzt worden waren. Auch dem trat man durch Gebote der vollen Bedeckung und der Festsetzung gewisser Kündigungsfristen sowie mit der Beschränkung der Depositenannahme entgegen. Endlich hatte man gefunden, wie irgendeine Bank durch Ankauf oder die Beleihung ihrer eigenen Actien ihrem Credit geschadet, weshalb man es für unerlaßlich hielt, dieses Geschäft gesetzlich oder in Concessionsurkunden zu untersagen.

Die Beschränkung der B. im Betreff des Umfangs in der Notenausgabe geht von der durch die Wissenschaft und durch zahlreiche Erfahrungen längst widerlegten Annahme aus, als könne man Papiergeld nach Willkür und Belieben bis ins Unendliche ausgeben. Zugleich ist diese Beschränkung auf die Ansicht gegründet, daß das Recht der Notenausgabe ein werthvolles und lucratives Privileg des Staats sei. Das Creditgeld hat jedoch seine ganz besondere und engbegrenzte Aufgabe in der Volkswirthschaft. Es hat nur da einzutreten, wo das Metallgeld ein weniger guter Preisausgleicher ist also z. B. bei großen Zahlungen, wo man der Mühe des Zählens überhoben sein, und der Empfänger Barren nicht annehmen will, weil er diese zu den von ihm zu leistenden kleinern Zahlungen nicht brauchen kann, bei Versendungen, wo die Metallsendung zu viel Spesen verursachen würde und man Wechsel doch nicht füglich anwenden kann, u. s. w. Ueberall da, wo das Creditgeld nicht seine besondere Aufgabe als Preisausgleicher zu lösen hat, insbesondere überall in den Kreisen, bis wohin der Credit des Ausgebers nicht reicht, behauptet das Metallgeld seine Vorzüge, läßt es sich durch das Credit- oder Papiergeld nicht verdrängen. Jeder Thaler Papiergeld, der über das Papiergeldbedürfniß hinaus ausgegeben wird, gereicht dem Ausgeber selbst zum Schaden. So kehrt sich der falsche Satz, daß Papiergeld willkürlich ausgegeben werden könne, in den richtigen Satz um, daß davon ungestraft nie zu viel ausgegeben werden kann. In dieser Rücksicht mag man den B. unbesorgt das Recht der unbeschränkten Notenausgabe gewähren, wie man es den schottischen B. bis 1845 auch wirklich gewährt hat, ohne den geringsten Nachtheil davon zu verspüren. Damit ist aber nicht ausgesprochen, daß man jenes Recht einzelnen B. als Privilegium gewähren dürfe. Man muß es allen gewähren; dann werden sie sich alle in ihrer Notenausgabe controliren, wie sich die schottischen B. controlirt haben. Das Recht der unbeschränkten Notenausgabe verträgt sich freilich nicht mit dem Bankprivilegium. Aber das Bankprivilegium und die Bankbeschränkung verträgt sich nicht mit den Forderungen des Volkswirthschaftslebens. Was die Beschränkung der Banknotenausgabe in Rücksicht auf das Staatspapiergeld anlangt, so hat man hauptsächlich geltend gemacht, daß sich der Staat das Mittel, unverzinsliche Anleihen zu machen, nicht aus der Hand nehmen lassen dürfe. Dies ist jedoch die verderbliche fiscalische Anschauung, welche das Papiergeld nur als ein bequemes Mittel zum Staatsschuldenmachen betrachtet. Sie führt unaufhaltsam zur Papiergeldwirthschaft und schließlich zum Staatsbankrott. Eine Staatsregierung, welche das Papiergeld von der Seite des Gewinnstes betrachtet, begibt sich mit der Ausgabe des ersten Thalerscheins auf einen sehr gefährlichen Weg. Es ist gewiß zweckmäßig, wenn der Staat dazu mitwirkt, das Papiergeldbedürfniß zu befriedigen, je besser zumal und je unwandelbarer sein Credit ist; aber er darf es nur thun um dieses Bedürfnisses willen. Befriedigen dieses andere, so kann und mag er seine Notenpressen ohne Nachtheil ruhen lassen. Der Gewinnst, der aus der unverzinslichen Anleihe fließt, ist auch für die B. ein zweifelhafter und gefährlicher, wenn sie darauf bei der Notenausgabe das Hauptgewicht legen. Was aber die Brauchbarkeit und die Beliebtheit des Creditgeldes betrifft, so werden die Banknoten dem Papiergelde eines Staats mit geordnetem Finanzwesen und wohlfundirtem Credit bei freier Concurrenz und Fernhaltung aller Zwangscursmaßregeln doch immer nachstehen müssen.

Die Frage von der Art und der Größe der Notenbedeckung, so verschiedenartig sie auch beantwortet worden, ist im wesentlichen nicht schwer zu lösen. Verpflichtet nur das Gesetz die B. bei Meidung des Concurses, die täglich präsentirten Noten sofort gegen Baargeld einzulösen, so braucht man sich um die Bedeckung keine Sorge weiter zu machen. Im Angesicht jenes Gesetzes werden die B. schon wissen, welche Deckungsmittel und in welcher Höhe dieselben vorhanden sein müssen. Sie werden die offenbar verfügbaren baaren Mittel frei verwenden können zu Geschäften, die sie nur um so creditfähiger und den Fall der Massenpräsentation um so seltener machen; aber sie werden sich auch durch die Seltenheit dieses Falls nicht in Sorglosigkeit einwiegen lassen, sondern unter Umständen vielleicht einen viel größern Betrag, als das Gesetz oder die Concessionsurkunde ihnen vorgeschrieben haben würde, in Baarmitteln disponibel haben. Die Speculation mit Werthpapieren und Waaren ist freilich ein Geschäft, welches B. nicht betreiben sollten; aber doch hat niemand das Recht, dieses Geschäft zu verbieten. Außerdem lassen sich derartige Verbote von seiten des Staats nicht aufrecht erhalten. Speculationsgeschäfte können in mannichfacher Weise verschleiert werden, und je strenger sie verpönt sind, desto künstlicher werden sie verschleiert, desto verwickelter werden die Operationen, desto näher rückt die Gefahr für das Publikum. Völlig ungerechtfertigt, ja als eine Unterbindung der wichtigsten Lebensadern der B. stellen sich die Beschränkungen derselben hinsichtlich

des Depositengeschäfts dar, wie das Gebot der vollen oder theilweisen Bedeckung der Depositen, die Feststellung der in Depositen annehmbaren Beträge, das Verbot der Annahme von verzinslichen Depositen u. s. w. Dies sind Eingriffe in die freie Verfügung der B. über ihr Geschäft, welche der Solidität und Rationalität desselben meist größern Eintrag thun, als sie dieselbe befördern. Keine Bank kann ungestraft mehr Depositen annehmen, als sie verwerthen kann, und keiner werden Depositen über ihren Credit hinaus anvertraut. Man erschwere nur die Gründung von Depositenbanken nicht, dann werden ihrer so viele entstehen, daß keine von ihnen sich zu überbürden braucht und keine überbürdet wird. Man sorge nur dafür, daß B. mit unbeschränkter Haftpflicht der Theilnehmer recht in Aufnahme kommen; dann wird man nicht zu befürchten haben, daß den Actienbanken zu viele Depositen zuströmen. Das Verbot des Ankaufs oder der Beleihung der eigenen Actien endlich ist direct oder indirect schon in jedem nur einigermaßen rationalen Gesellschaftsvertrage enthalten. Es gehört auch lediglich dahin und nicht in das Gesetz. Enthält der Gesellschaftsvertrag aber jenes Verbot nicht, so muß man sich freilich, wie in vielen andern Fällen, vorsehen. Wenn die principale Forderung, die der Beseitigung aller Bankprivilegien und Bankmonopole, erst zur Wahrheit geworden, dann braucht niemand mehr besorgt zu sein, daß es an Bankconcurrenz und an B. mangeln werde, welche es verschmähen, durch Ankauf und Beleihung ihrer eigenen Actien sich auf Kosten ihrer soliden Existenz beiläufig einen Gewinn zu verschaffen.

Wenn alle die vorgedachten Beschränkungen, sei es, daß sie als Bedingungen der Concessionsertheilung hingestellt oder bei voller Bankfreiheit doch gesetzlich vorgeschrieben werden, vor der Kritik nicht bestehen, so fragt sich, was denn überhaupt die Gesetzgebung den B. gegenüber, und zwar den Actienbanken, welche Noten ausgeben, zu thun habe. Für eine aufgeklärte Gesetzgebung ist die Aufgabe sehr einfach: es genügt, gesetzlich vorzuschreiben, daß Zettelbanken, welche auf beschränkter Haftbarkeit der Theilhaber beruhen, ihren Status periodisch veröffentlichen, und daß sie bei Meidung des Concurses jederzeit die Noten, welche präsentirt werden, sofort einlösen müssen. Aber auch unter diesen zwei Bedingungen ist der erstern keine besondere Bedeutung beizumessen. Eine Bankgesellschaft thut sich selbst offenbar den größten Schaden, wenn sie über den Stand ihres Geschäfts dem Publikum Kunde zu geben versäumt oder denselben gar geflissentlich geheimhält. Wer ebenso viel Credit braucht, als er Credit zu gewähren hat, wird durch Verhüllung seiner Schäden wenig erreichen. Andererseits ist mit der Forderung periodischer Veröffentlichungen des Status noch wenig gethan, denn ein Bankstatus kann so eingerichtet sein, daß er keine wirkliche Aufklärung gewährt. Aber, wenn nur die Pflicht zur periodischen Veröffentlichung eines Status gesetzlich feststeht, an den öffentlichen Ausweisen wird dann das Publikum seine Kritik schon üben und es schließlich dahin bringen, daß ihm eröffnet wird, was es wissen will, oder es wird dem hartnäckig Auskunft verweigernden Institute sein Vertrauen entziehen.

C. **Geschichte der großen Banken.** 1) Die Bank von England. Die älteste der auf großartigerm Fuß eingerichteten europäischen B., gegenwärtig die mächtigste in der Welt, ist die 1694 gegründete Bank von England. Ihre Einrichtungen und ihre Schicksale sind zu aller Zeit von dem fühlbarsten Einflusse auf die Entwickelung des Bankwesens nicht nur in England, sondern in ganz Europa, ja man kann sagen in der ganzen Welt gewesen. Ein einsichtsvoller Kaufmann, W. Paterson, entwarf für die engl. Regierung, die sich zu jener Zeit namentlich durch den Krieg gegen Frankreich, noch mehr aber durch das System der willkürlichen Abschätzung der Steuerpflichtigen, welches in den Staatseinnahmen große Ausfälle hervorbrachte, in den drückendsten Geldverlegenheiten befand, den Plan zu einer Anleihe, welche die erste Grundlage der Bank von England bildete. Diese Anleihe von 1,200000 Pfd. St. wurde von einer Gesellschaft Kaufleute und Kapitalisten der Hauptstadt gegen gewisse Vortheile und Privilegien aufgebracht. Den Darleihern gewährte die Regierung außer 8 Proc. jährlicher Zinsen noch 4000 Pfd. St. für jährliche Verwaltungskosten, also überhaupt für jedes Jahr 100000 Pfd. St. Die Gesellschaft erhielt das Recht, sich völlig unabhängig zu constituiren; sie ernannte einen Gouverneur, Vicegouverneur und 24 Directoren, und jeder, welcher wenigstens sechs Wochen vor der Wahl Inhaber von 500 Pfd. St. Bankstocks gewesen, sollte eine Wahlstimme haben. Die Bank durfte sich auf keine Waarenunternehmungen, sondern allein auf den Handel mit Wechseln, mit Gold und Silber und auf Discontogeschäfte einlassen. Schon 1696, während der allgemeinen Umprägung des engl. Geldes, gerieth die Bank in Verlegenheit; doch ging unter dem Beistande der Regierung diese Krisis glücklich vorüber. Um einem solchen Fall nicht wiederholt ausgesetzt zu sein, wurde der Fonds durch Nachschuß der Actionäre auf 2,201171 Pfd. St.

und durch abermaliges Nachschießen auf das Doppelte erhöht. Im folgenden Jahre ward die Bank und ihr Vermögen für immer von allen Abgaben, Taxen, Schätzungen und Kosten, mit Ausnahme der Stempelgebühren, befreit. 1708 beschloß dieselbe, 1½ Mill. von der Regierung ausgegebene Schatzkammerscheine einzukaufen, wodurch ihre Forderung an den Staat bis zur Summe von 3,375025 Pfd. St. stieg, wofür ihr, bis auf die unverzinslichen Darlehen, 6 Proc. Zinsen bewilligt wurden. Zu gleicher Zeit erlangte sie das Vorrecht, daß weder in England noch in Wales eine Bankgesellschaft aus mehr als sechs Theilnehmern zusammengesetzt sein dürfe. Die großen Vorschüsse, welche sie so bald nach ihrer Errichtung der Regierung dadurch zu leisten vermochte, daß sie in Creirung ihrer Banknoten nicht beschränkt war, bildeten den hauptsächlichsten Grund ihres steigenden Reichthums, der sie auch in den Stand setzte, den Theilnehmern beträchtliche Dividenden auszuzahlen. Die erste bedeutende Verlängerung des Bankprivilegiums erfolgte 1708 auf 25 J. infolge eines unverzinslichen Vorschusses von 400000 Pfd. St. an die Regierung. Von da an bis 1729 schwankte die jährliche Dividende zwischen 5½ und 9 Proc. Im J. 1708 erhöhte die Bank ihr Kapital bis auf 5,058547, und 1710 auf 5,559995 Pfd. St. Das Bankprivilegium wurde 1713 bis auf das J. 1742 verlängert, als die Bank es übernahm, 1,200000 Pfd. St. Schatzscheine in Umlauf zu bringen. Von 1718 an fand die Regierung es für zweckmäßig, bei allen ihren Geldgeschäften sich der Bank zu bedienen, wogegen diese ihre Vorschüsse auf die Land- und Malzabgaben, auf Schatzkammerscheine und andere Unterpfänder machte, und 1722 wurde das Bankkapital bis auf 8,959995 Pfd. St. vermehrt. Von 1732 an, wo der Grundstein ihres gegenwärtigen Gebäudes gelegt wurde, bis 1747 betrug die Dividende jährlich 5½ Proc. Um das 1742 ablaufende Privilegium bis 1764 erneuert zu erhalten, borgte die Bank der Regierung 1,600000 Pfd. St. ohne Zinsen, und um diese Summe zu erlangen, ward nun das Bankkapital bis auf 9,800000 Pfd. St. vermehrt.

Den ersten bedeutenden Anlauf auf die Bank veranlaßte 1745 der Aufstand in Schottland. Als jedoch in einer öffentlichen Versammlung 1140 Kaufleute ihre Bereitwilligkeit erklärten, die Noten der Bank anzunehmen, legte sich die Aufregung. Hierauf wurde 1746 das Bankkapital bis auf 10,780000 Pfd. St. gebracht. Die bleibende unverzinsliche Schuld der Regierung an die Bank betrug 11,686800 Pfd. St., auf welcher Höhe sie sich bis 1816 erhielt. Bis 1759 hatte die Bank nur Noten nicht unter 20 Pfd. St. ausgegeben; von da an aber brachte sie deren von 15 und 10 Pfd. in Umlauf sowie auch die ersten Postbills, d. h. in 21 Tagen zahlbare Anweisungen für bei ihr einkassirte Zinsen der Staatsschuld. 1764 erhielt die Bank ihr Privilegium bis 1786 erneuert, wofür sie 1 Mill. Pfd. St. auf Schatzkammerscheine bis 1766 vorschoß. Von da bis 1781 betrug die jährliche Dividende 5½ Proc. Als 1781 ihr Privilegium bis 1801 erneuert wurde, mußte sie abermals 2 Mill. Pfd. St. auf drei Jahre zu 3 Proc. jährlich der Regierung vorschießen. Die Dividende betrug nun bis 1788 jährlich 6 Proc.; auch wurde in dieser Zeit gesetzlich entschieden, daß die Bank nicht verbunden sei, nachgemachte Noten zu bezahlen. 1782 brachte man das Bankkapital auf 11,642400 Pfd. St., auf welcher Höhe es bis 1816 blieb. Die Vergütung von 562 Pfd. 10 Sch. für die Million, welche die Bank von der Regierung für die Verwaltung der Staatsschuld bisher erhalten hatte, wurde 1786 auf 450 Pfd. St. herabgesetzt. Von 1788—1807 betrug die jährliche Dividende 7 Proc. 1794 begann die Bank, Noten zu 5 Pfd. auszugeben. Die polit. Verhältnisse veranlaßten 1797 einen Anlauf, sodaß der Vorrath edler Metalle in der Bank bis auf 1,086170 Pfd. St. sich minderte. Das Parlament beschloß die Einstellung der Einlösung der Noten der Bank bis sechs Monate nach Beendigung des Kriegs, und die Bank gab nun Noten zu 1 und 2 Pfd. St. aus. Um die Erneuerung des Privilegiums bis 1833 zu erhalten, mußte die Bank 1800 der Regierung 3 Mill. auf sechs Jahre ohne Zinsen leihen. 1807 ward die Dividende auf 10 Proc. festgesetzt, und in dieser Weise bis 1823 gezahlt. Nach dem Frieden von 1815, wo die Nichteinlösung, gewöhnlich die Bankrestriction genannt, hätte aufhören sollen, wurde beschlossen, dieselbe bis 1818 fortdauern zu lassen, und 1816 ward das Kapital auf 14,553000 Pfd. St. gebracht. Für die Erlaubniß dazu mußte die Bank der Regierung 3 Mill. borgen, sodaß das unverzinsliche Darlehen nun 14,686800 Pfd. St. betrug. 1818 wurde die Bankrestriction noch um ein Jahr verlängert und 1819 festgesetzt, daß von da an die Baarzahlungen in Goldbarren nach stufenweise sinkenden Preisen, von 1823 aber in Goldmünzen des Königreichs, ferner daß die Einlösung der kleinen Noten bis 1825 stattfinden solle. Im Dec. dieses Jahres hatte die Bank infolge einer großen Handelskrisis einen Anlauf wie noch nie zu bestehen, sodaß sie genöthigt war, die noch vorhandenen

der eingezogenen Einpfundnoten wieder auszugeben; am 31. Dec. besaß sie nur noch 1,260890 Pfd. St. an Goldmünzen und Barren. Durch Parlamentsbeschluß wurde 1826 bestimmt, daß die Bank Zweigbanken im Lande errichten und auch auf Waaren Vorschüsse leisten könne.

Im J. 1833 beschloß das Parlament, daß das Bankprivilegium auf 21 J. erneuert werden, jedoch der Regierung vorbehalten bleiben solle, dasselbe nach Ablauf von 10 J. zu kündigen, in welchem Falle es dann nur noch ein Jahr gelte; daß keine aus mehr als sechs Theilnehmern bestehende Bank in London oder innerhalb 65 M. davon Noten ausgeben dürfe; daß die Noten der Bank von England allgemeines gesetzliches Zahlmittel würden; daß über den Zustand der Bank jedes Vierteljahr eine Bekanntmachung erfolge; daß von der Schuld des Staats an die Bank ein Viertel zurückgezahlt und endlich das Actienkapital um 25 Proc. verringert werde, folglich in Zukunft nur 10,914750 Pfd. St. betragen solle. Auch sollten von der Provision, welche sie für die Verwaltung der Staatsschuld erhalte, jährlich 120000 Pfd. St. abgezogen werden. Regelmäßig zahlte die Bank seitdem 7 Proc. Dividende. 1838 gerieth sie abermals in solche Verlegenheit, daß sie genöthigt war, bei der Bank von Frankreich 1 Mill. Pfd. St. zu borgen. Die Bank von England hat über den Umlauf und die Handelsverhältnisse Englands den unbegrenzten Einfluß, und die Regierung vernimmt sich mit ihr über jede neue Finanzoperation, was die Bank aber auch bei den wichtigen Maßregeln ihrerseits nicht unterläßt. Außer der gewöhnlichen jährlichen Dividende von 7 Proc. auf das Actienkapital fanden von 1790—1830 noch verschiedene außerordentliche Vertheilungen im Gesammtbetrage von 16,619526 Pfd. St. an die Theilnehmer statt. Dieses Resultat konnte nur durch eine ungeheuere Ausgabe von Noten erlangt werden, welche daher auch von 1800—20 fortwährend selbst bis zu 25⅛ Proc. verloren, welchen Verlust das Publikum zum Vortheil weniger Actionäre zu tragen hatte.

In dem Kapital der Bank von England, das seit 1816 die Summe von 14,553000 Pfd. St. beträgt, ist eine Forderung an die Regierung von 11,015100 Pf. St. begriffen, wofür die Bank nur 3 Proc. Zinsen erhält, und welche gekündigt werden kann. Eine wesentliche Veränderung des Systems der Notenausgabe, welche zugleich mächtig in die Wirksamkeit der übrigen B. des Landes eingriff, erfolgte durch die von Peel vorgeschlagene und vom Parlament genehmigte Bankacte vom 19. Juli 1844. Nach diesem Gesetz hat die Bank von England seitdem nur auf folgendes Maß der Banknotencirculation ein Recht: a) von dem Kapital von 11,015100 Pfd. St., welches die Regierung und folglich die Nation ihr schuldet; b) von dem Reservefonds (Rest), welcher gegenwärtig etwa 3,560000 Pfd. St. beträgt; c) für den Betrag des in ihrem Besitz befindlichen edeln Metalls (Bullion). Dieser letztere betrug in den J. 1850 und 1851 etwa 16 Mill. Pfd. St. Die Bank konnte daher reichlich 30 Mill. Pfd. St. Noten im Umlauf haben. In der That betrug aber 21. Sept. 1850 die Menge ihrer ausgegebenen Noten 30,176120 Pfd. St., während gleichzeitig die vorhandenen Goldmünzen und Goldbarren sich auf 15,951162, die Silberbarren auf 224958 Pfd. St. beliefen. Der Peel'sche Gesetzentwurf hatte auch die Clausel enthalten, wonach in dringenden Fällen, unter Sanction der drei höchsten Finanzbeamten, eine größere Menge von Noten in Umlauf gesetzt werden könne, worein jedoch das Parlament nicht willigte. Der Mangel solcher Bestimmung machte sich schon in der Geschäftskrisis von 1847 so sehr fühlbar, daß in dieser Beziehung eine zeitweilige Suspension der Bankacte eintreten mußte. Die Functionen der Bank sind durch die Peel'sche Bankacte in zwei Abtheilungen getrennt, deren einer (Issue department) nur die Creirung und Circulation der Noten obliegt, während die andere (Barking department) den commerciellen Theil verwaltet. Die nächste Absicht des Gesetzes war die, die Masse der Noten nicht über den Betrag der effectiven Sicherheit steigen zu lassen, welche die Bank besitzt. Ferner verfügte die Bankacte die künftig wöchentliche, statt (wie bis dahin) monatliche, Veröffentlichung des Bankstatus. Das Gesetz hatte jedoch eine noch weitergehende Tendenz: es wollte die Geldverhältnisse des Landes den Händen von Privatetablissements entziehen und sie unter die directe Leitung der Regierung bringen. Daher durften seitdem auch die öffentlichen (Actien-) und die nichtöffentlichen Privatbanken nicht mehr Noten ausgeben, als der Durchschnittsbetrag der vorhergegangenen zwei Jahre war, und allen neuentstehenden B. wurde gleich in voraus jedes Recht auf Notenemission benommen, während es den B. schon mit Erlaß der Peel'schen Bankacte freigestellt blieb, sich gegen eine Provision (höchstens 1 Proc. jährlich) für ihre Geschäfte der Noten der Bank von England zu bedienen. Auch die Actienbanken und die Privatbanken mußten seit der Peel'schen Bankacte wöchentlich ihren Status publiciren. Eine günstige Verfügung traf das Gesetz für die Actienbanken. Dieselben durften jetzt in der Person ihrer Directoren als

Kläger und Beklagte auftreten, während sie früher nicht das Recht jurist. Personen hatten und ein jedes gerichtliche Verfahren nur durch oder gegen alle einzelne Actionäre eingeleitet werden konnte. Diese Erweiterung ihrer Rechte hat auf das Vertrauen in die Actienbanken vortheilhaft gewirkt. Die neue Bankacte war zunächst nur für England und Wales gültig, erst 1846 ist sie auch für Schottland und Irland zum Gesetz geworden. Außer ihren gewöhnlichen Noten hat die Bank von England 2 Mill. Pfd. St. sog. Bank-Post-Bills in Umlauf, um den Postdienst zu erleichtern. Die Regierung hat sich das Recht vorbehalten, die Freibriefe der Bank nach 10 J. (1854) abermals zu revidiren, und bereits 1847 während der Geldkrisis wurde ein Comité zu diesem Zwecke ernannt, ohne daß jedoch neue Anordnungen daraus hervorgingen. In der großen Handelskrisis von 1857 hatte die Bank einen gewaltigen Anlauf auszuhalten, dem sie vorerst durch die Erhöhung des Discontos auf 10 Proc. zu begegnen suchte. Doch gestaltete sich die allgemeine Lage alsbald so, daß die Minister der Bank wiederum die Notenausgabe ohne Rücksicht auf die Bestimmungen der Bankacte für die Dauer der Krisis gestatten mußten. Die Noten der Bank von England sind zu einem gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben, sodaß sie Zwangsumlauf haben. Nur die Bank selbst in London und bei ihren Zweiganstalten in den Provinzen hat das Recht, an Stelle der Noten Gold in Zahlung zu fordern. Für die Besorgung der Geldgeschäfte der Regierung, nämlich den ihr obliegenden Empfang der Staatseinkünfte, Zahlung der Staatsschuldzinsen, der öffentlichen Ausgaben u. s. w. erhält dieselbe jährlich 130000 Pfd. St. Ende Juli 1862 hatte die Bank 21,995740 Pfd. St. in Noten umlaufen. Ihre Vorräthe dagegen beliefen sich auf 17,252204 Pfd. St. Die Bank hat gegen 1000 active Beamte und gegen 200 Pensionäre. Sie arbeitet seit 1826 mit Filialen zu Manchester, Birmingham, Gloucester, Liverpool, Swansea, Newcastle, Bristol, Exeter, Leeds, Hull, Norwich und Plymouth.

2) Die Bank von Frankreich. Die erste franz. Bank war die von dem Schotten John Law (s. d.) 1716 nach dem Muster der Bank von England und unter den Auspicien der Regierung gegründete. Law knüpfte an sein Unternehmen die ausschweifendsten Hoffnungen. Seine hochfliegenden Plane elektrisirten die gesammte Geschäftswelt Frankreichs und erzeugten einen Schwindelgeist in dem leicht erregbaren Volke, der sich mit den abenteuerlichsten Projecten befaßte. Law ging darauf aus, alles Metallgeld des Landes der Bank zuzuführen und das Papiergeld zur unumschränkten Herrschaft zu erheben. Schon 1719 waren 3 Milliarden Banknoten ausgegeben. Selbstverständlich konnten sich dieselben nicht al pari erhalten. Der Curs fiel trotz aller künstlicher Regierungsmaßregeln von Woche zu Woche. Schon 1720 stürzte das ganze künstliche Gebäude zusammen; eine furchtbare Krisis folgte, von deren Wirkungen sich die franz. Volkswirthschaft lange Jahre nicht zu erholen vermochte. Auch eine später 1776 unter Turgot's Ministerium von Panchaud gegründete Bank vermochte sich nicht lange zu halten. Dieselbe ging zu Grunde an ihrem Privilegium, welches sie mit großartigen Vorschüssen an die Regierung erkaufen mußte. Die Regierung vermochte diese Vorschüsse nicht zurückzuzahlen. Kurz nach der großen Französischen Revolution mußte die Panchaud'sche (Disconto-) Bank liquidiren. Während des Directoriums schien Frankreich mit zahlreichen B. und Creditanstalten gesegnet werden zu sollen. Es entstanden bald hintereinander eine Caisse des comptes courants, eine Caisse de commerce pour l'escompte de lettres de change, ein Bankinstitut unter dem Namen «Comptoir Jabach», eine Hypothekenkasse u. s. w. Diese Unternehmungen haben viel dazu beigetragen, Handel und Industrie neu zu beleben. Aber ihre Existenz oder doch ihre Blüte war nicht von langer Dauer, und bald zeigte sich das Bedürfniß nach einem größern Bankunternehmen. 1800 wurde unter dem Schutze und der Mitwirkung der Regierung, die sich selbst mit 5000 Actien dabei betheiligte, ein solches unter dem Namen einer «Bank von Frankreich» gegründet. Diese noch jetzt bestehende Bank hatte anfangs ein Grundkapital von nur 30,000000 Frs. Die Zeichnungen auf die Actien gingen nicht vorwärts. Doch allmählich fing die Bank an, mit Glück zu operiren, und schon 1803 konnte der Fonds auf 45,000000 Frs. erhöht werden; er hob sich 1809 auf 90 Mill.

Die Bank hat das ausschließende Privilegium, Noten, auf Verlangen in Metallgeld zahlbar, auszugeben. Sie macht der Regierung und Privaten Vorschüsse auf hinlängliche Sicherheit, leiht auf Pfänder von Gold und Silber, übernimmt die Einnahme von öffentlichen und Privatgefällen und läßt auf den Betrag Anweisungen auf sich ausstellen; sie verwahrt Deposita und nimmt die Baarschaften öffentlicher Kassen, Anstalten und von Privatpersonen in Verzinsung; sie discontirt Wechsel und alle Papiere, worauf drei als solid bekannte Unterschriften sich befinden. Zu Ende 1805 gerieth die Bank, infolge von Vorschüssen an die Regierung,

plötzlich in so große Verlegenheit, daß sie 1806 genöthigt war, die Einlösung ihrer Noten einzustellen. Die Noten fielen im Curs und konnten nur gegen Verlust in Metallgeld umgesetzt werden; bedeutende Bankrotte brachen aus und vermehrten die allgemeine Unruhe. Die Regierung konnte indessen 1807 die ihr geleisteten Vorschüsse zurückzahlen, und die Baarzahlung der Bank nahm wieder ihren Anfang. Zugleich ward das Kapital der Bank auf 90000 Actien, damit auf 90 Mill. Frs. erhöht und das Privilegium derselben auf 40 J. verlängert. Auch ward sie 1808 ermächtigt, in mehrern der bedeutendsten Städte des Reichs Comptoirs anzulegen, was in Lyon, Rouen und Lille geschah. Zu Anfang 1814 gerieth sie in neue Verlegenheit; doch hatte sie schon im Febr. solche Einrichtungen getroffen, daß sie wieder alle Zahlungen ohne Einschränkung zu leisten vermochte. Von den 90000 Actien behielt die Bank selbst 22100, welche einen Theil ihres Kapitals bilden. Vom Reservefonds wurden 1820 jeder Actie 200 Frs. ausgezahlt. Die Regierung ernennt den Gouverneur und den Vicegouverneur; die 200 Actionäre, welche die meisten Actien besitzen, wählen den aus 17 Regenten und 3 Censoren bestehenden Verwaltungsrath. Die Bank unterhält eine Reihe Comptoirs, so in Montpellier, St.-Etienne, St.-Quentin, Rheims, Besançon, Angoulême, Grenoble, Clermont-Ferrand, Châteauroux, Caen, Mühlhausen, Strasburg, Mans, Valenciennes, Nîmes, Metz, Limoges, Angers und Algier. Das Comptoir in Algier trat infolge des Gesetzes vom 19. Juli 1845 ins Leben, und es wurden 10 Mill. Frs. dafür bestimmt, wovon die Bank 2 Mill. hergab, während die übrigen 8 Mill. durch Ausgabe neuer besonderer Actien zu 1000 Frs. aufgebracht wurden. Die Noten der Bank lauten über 5000, 1000, 500, 200 und 100 Frs. Seit 1843 gibt die Bank auch trockene Wechsel (Billets à ordre) auf Sicht zu 5000 und 10000 Frs. aus. Nächst der Bank von Frankreich bestanden bis 1848 noch neun Departemental-Actienbanken in Bordeaux, Lyon, Nantes, Rouen, Marseille, Havre, Lille, Toulouse und Orléans, die einen Notenumlauf von 50—60 Mill. und ein Actienkapital von nur 21,350000 Frs. hatten. Ihr Discontogeschäft betrug jährlich 120—130 Mill. Frs. Eine Folge der Februarrevolution von 1848 war die durch die Decrete vom 28. April und 2. Mai verfügte Vereinigung aller dieser B. mit der Bank von Frankreich, von welcher sie nun als Zweiganstalten ressortiren. Ihre Actien und Noten wurden gegen Actien und Noten der pariser Hauptbank umgetauscht. Nur die Ausgabe kleiner Noten blieb ihnen selbständig gestattet, im Gesammtbetrage von 102 Mill. Frs.

Nach den Februarereignissen verordnete ein Decret der Provisorischen Regierung den Zwangscurs der Banknoten, enthob zugleich die Bank von Frankreich der Verpflichtung zur baaren Einlösung derselben, und begrenzte die Gesammtsumme der Emission auf 350 Mill. Frs., wozu noch die Provinzialnoten von 102 Mill. kamen. Der Actiencurs, welcher vor der Revolution weit über 3000 Frs. (für 1000 Frs. Nennwerth) stand, fiel nach diesem Ereigniß ungemein. Indessen hob sich der Curs nach und nach wieder. 1847 war bestimmt worden, daß der Betrag der umlaufenden Noten das Vierfache des Gesellschaftskapitals nicht überschreiten solle. Als aber 1848 eine 4procent. Staatsanleihe von 150 Mill. Frs. mit der Bank abgeschlossen ward, erhielt diese die Ermächtigung zur Ausgabe von Noten in dem Betrage, welchen die Regierung beanspruchen würde. Kurz darauf erfolgte die erwähnte Begrenzung auf 350 Mill. Frs. Von jener Anleihe entnahm jedoch die Regierung nur 75 Mill. Frs., und auf diesen letzten Betrag wurde das Geschäft im Aug. 1850 definitiv herabgesetzt; die Bank erhielt dagegen 4procent. Renten aus dem Staats-Tilgungsfonds. Im Aug. 1850 wurde die Bank zur Wiedereröffnung ihrer Baarzahlungen ermächtigt. Das betreffende Gesetz vom 13. Aug. hob zugleich den Zwangsumlauf der Banknoten wieder auf, und die Bank erlangte wieder das Recht, 1350 Mill. Frs. in Banknoten auszugeben zu dürfen. Damit ist das frühere Bankstatut wieder in volle Kraft getreten. Außer der erwähnten Anleihe an den Staat lieh indeß die Bank demselben noch 50 Mill. Frs., für welche sie durch Schatzanweisungen auf drei Monate Zeit gedeckt wurde. Ferner streckte sie der Staatsdepositenkasse im Mai 1848 baare 30 Mill. Frs. vor, welche 1850 zurückgezahlt waren. Seit der Aufhebung des Zwangscurses der Noten hob sich das Vertrauen in die Bank bedeutend. Obwol das letzte Privilegium der Bank erst 1867 ablaufen sollte, hat man dasselbe doch schon im Mai 1857 auf weitere 30 J. (bis Ende 1897) verlängert, der Anstalt aber die Verpflichtung auferlegt, der Staatskasse sofort 100 Mill. Frs. gegen 3procent. Rente zu leihen. Um die Mittel hierzu aufzubringen, wurde die Zahl der Actien, bis dahin 91250 Stück (zu 1000 Frs.) verdoppelt (nun 182500 Actien). Gleichzeitig erhielt die Bank die Befugniß, Banknoten bis zum Minimalbetrage von 50 Frs. auszugeben (bisher waren die zu 100 Frs. die kleinsten). Die Summe der circuliren-

den Noten schwankte 1861 zwischen 713 und 778 Mill. (1850 war das Maximum 492 Mill.) Die Gesammtoperationen der Bank betrugen im J. 1808: 112, 1826: 1000, 1847: 2659, 1849: 1025, 1851: 1241, 1855: 3762, 1857: 6065, 1858: 5213, 1859: 6652, 1860: 6340, 1861: 6556 Mill. Frs.

3) Die Preußische Bank in Berlin. Um dem Handel und der Industrie Preußens, welches durch den Siebenjährigen Krieg sehr gelitten hatte, durch Kapitaldarleihen Unterstützung gewähren zu können, wurde 1765 eine Giro- und Leihbank zu Berlin und Breslau gegründet und derselben durch das Bankedict vom 17. Juni jenes Jahres ein Stammkapital von 8 Mill. Thlrn. aus dem königl. Schatze zugesichert. Erst 1766 erhielt die Bank das Privilegium zur Emission von Banknoten. Zwei Jahre später (Instruction vom 18. Juli 1768) wurde bestimmt, daß bei der Bank alle Depositengelder der Gerichts- und Vormundschaftsbehörden zu 3 Proc. eingezahlt werden sollten. Von da ab gewährten auch Private dem Institute Depositen in größerm Umfange. Es wurden in den Provinzen Filialen errichtet, und bis zum J. 1806 entwickelte sich die Bank in erfreulicher Weise. Während der franz. Occupation mußte sie jedoch ihr Geschäft einstellen. Sie vermochte gekündigte Privatkapitalien nicht zurückzuzahlen, da dieselben zum Theil auf Grundstücke in den von Frankreich eroberten poln. Provinzen ausgeliehen waren. 1817 konnte das Institut jedoch in theilweise modificirter Verfassung (Verordnung vom 3. Nov.) seine Operationen wiederbeginnen. Dieselben waren im wesentlichen erfolgreich; allein der Rahmen, in welchem sich die Bank bewegte, war für das mächtig steigende Bedürfniß zu enge. Daher wurde durch Cabinetsordres vom 11. April und 18. Juli 1846 sowie durch die Bankordnung vom 5. Oct. 1846 die gegenwärtig bestehende Preußische Bank geschaffen.

Das Betriebskapital der Preußischen Bank besteht aus: 1) dem von Privatpersonen und vom Staate eingeschossenen Actienkapitale; 2) den Depositen der Vormundschafts- und Gerichtsbehörden, der Kirchen, Schulen, milden Stiftungen u. s. w.; 3) dem Reservefonds, welcher aus dem jährlichen Gewinn der Bank geschaffen wird, jedoch 50 Proc. des gesammten Einschußkapitals nicht übersteigen soll. Die Bank betreibt alle eigentlich bankmäßigen Geschäfte. Jedoch discontirt sie in der Regel nur solche am Ort zahlbare Wechsel, welche nicht über drei Monate zu laufen und drei solide Vormänner haben. Im Lombardverkehr gibt die Bank Darlehen gewöhnlich nicht auf länger als drei Monate und nicht unter Summen von 300 Thlrn. An Lombardzinsen darf dieselbe nicht mehr als 6 Proc. auf das Jahr nehmen. Die Depositen von Behörden u. s. w. sollen zu 3, 2½ und 2 Proc. verzinst werden und Einlagen von unter 50 Thlrn. nicht angenommen werden. Für diese Depositen leistet der Staat Garantie. Privatdepositen gegen Obligationen anzunehmen, war die Bank nicht verpflichtet; für solche leistet der Staat keine Garantie. Ihre Banknoten muß die Bank an allen ihren Kassen in Zahlung annehmen und gegen baar einlösen. Es durften bis zu 21 Mill. Thlr. Banknoten ausgegeben werden; dafür sollten zwei Sechstel baar oder in Barren, drei Sechstel in discontirten Wechseln und das übrige in Lombardsforderungen mit bankmäßigen Unterpfändern in den Bankkassen vorhanden sein. Der Nettogewinn wurde so getheilt, daß die Bankantheilseigner 3½ Proc. und der Staat ebenso viel erhielten, der Ueberschuß an beide zu gleichen Theilen als Superdividende vertheilt wurde. Durch einen unterm 28. Jan. 1856 zwischen dem Finanzministerium und der Bankverwaltung abgeschlossenen Vertrag wurden die Verhältnisse der Bank in wesentlichen Punkten geändert. Hierdurch wurden einige der Hindernisse beseitigt, welche einer den Bedürfnissen entsprechenden Thätigkeit der Anstalt entgegenstanden, und gleichzeitig auf Wahrung der fiscalischen Interessen Bedacht genommen. Der Bank ward eine Erweiterung ihres Notenprivilegiums ertheilt, allein gleichzeitig dem Staate ein angemessener Antheil an den Nutzungen gesichert, welche dem Institute durch jene Erweiterung zuflossen. Die Bank hat ihr Kapital von 10 auf 15 Mill. erhöht. Außerdem ist dem Reservefonds ein Ueberschuß von 1,109000 Thlrn. als gewonnenes Agio für die Actienzeichnungen zugeflossen. In ihrer Notenemission ist sie unbeschränkt; nur muß nach wie vor eine Deckung von ein Drittel in baar und zwei Drittel in bankmäßigen Wechseln vorräthig sein. Die Regierung hat der Bank 15 Mill. Thlr. in 4½procent. Schuldverschreibungen nach dem Nennwerth und, gegen Herausgabe von 9,400000 Thlr. alter Effecten, deren mit 7,802000 Thlr. berechneten Curswerth und zur Ausgleichung der Differenz 1,598000 Thlr. 4½procent. Schuldverschreibungen überwiesen. So löste die Bank bis zum Jan. 1858 15 Mill. Kassenanweisungen ein; ferner tilgt sie eine 16,598000 Thlr. betragende 4½procent. Staatsschuld und sichert die Verzinsung einer andern Schuld von 5 Mill. Die Bank hat außerhalb Berlin

7 Comptoirs, 24 Commanditen, 52 Agenturen und 1 Directorium (Breslau); außerdem noch eine Anzahl von Bank- und Waarendepots. Alle diese Anstalten bilden ein vom Finanzministerium unabhängiges Institut unter einem aus dem Präsidenten des Staatsministeriums, den Ministern des Handels, der Finanzen, der Justiz und einem fünften vom Könige zu ernennenden Mitgliede bestehenden Bankcuratorium. Der Chef wird vom Könige aus dem Curatorium ernannt. Unter ihm steht zunächst das Hauptbankdirectorium, aus einem Präsidenten und fünf Mitgliedern bestehend. Die Bankantheilseigner sind durch die 200 Meistbetheiligten vertreten; diese wählen einen Centralausschuß von 15 Mitgliedern, welcher die Interessen der Privattheilhaber der Verwaltung gegenüber vertritt. Drei Deputirte dieses Ausschusses üben eine fortwährende Controle der Bankverwaltung aus. Bei jedem der Provinzialbankcomptoirs befindet sich ein Bankcommissar als Justitiarius und wenigstens zwei Vorstandsmitglieder; ihre Verwaltung wird von einer Anzahl von Deputirten der Bankantheilseigner controlirt. Ueberdies besteht eine aus drei Mitgliedern gebildete Immediatcommission zur Controlirung des Banknotenwesens; an der Spitze dieser Commission steht ein Mitglied des Bankcuratoriums.

Obwol die Preußische Bank unverkennbar dem Handel und der Industrie des Landes mannichfache Dienste geleistet hat, kann es doch kaum zweifelhaft sein, daß diese Dienste durch das Privilegium viel zu theuer erkauft worden sind. Die Geschichte dieser Bank bietet das Bild der Entwickelung eines Instituts, bei dessen Gründung mercantilistische Ueberschätzung des Geldes und Law'sche Ueberschätzung der Noten vorwalteten. Sie sollte ein Instrument der Staatspolitik zur Hebung des Credits und der Gewerbe und zur Förderung der Staatsfinanzen werden. Die Verwaltung des Instituts, von diesen Rücksichten geleitet, gerieth häufig in Conflicte mit den Naturgesetzen des Verkehrs. Die Bank wurde in Schicksale des Staats verwickelt, und nur der unverwüstlichen Zähigkeit der preuß. Bureaukratie gelang es, das Institut mit Hülfe der ihm gewährten Privilegien aufrecht zu erhalten. Erst durch die Betheiligung von Privatkapitalien 1846 wurde es dem Institute möglich, sich aus der chronisch gewordenen Unterbilanz emporzuarbeiten, und erst durch die Erweiterung vom J. 1856 ward die Bilanz von einem für die Entwickelung des Geschäfts hinderlichen hohen Betrage von Staatspapieren gereinigt. Von da ab begann eine neue Entwickelungsperiode, die sich nicht in Statutenänderungen und ähnlichen Aeußerlichkeiten kennzeichnete, aber in ihren Wandlungen nicht minder tiefgreifend war als die vorausgegangenen äußerlich erkennbaren Wechsel. Auch in der neuen Epoche dieser Bank ist jedoch nicht zu verkennen, daß die unmittelbaren Vortheile, die sie dem Verkehr bietet, überwogen werden von den Nachtheilen, die sie infolge ihres Privilegs der Entwickelung des Bankwesens in Preußen zufügt. Folgende Zahlen gewähren einen Ueberblick über die Geschäfte der Preußischen Bank seit 1855. Es betrug in Millionen Thalern:

	Betriebsfonds am 31. Dec.	Umsatz im Jahre	Durchschnittliche Anlage in Wechseln	Durchschnittliche Anlage in Lombards	Effecten am Jahresschluß	Durchschnittlicher Notenumlauf	Baarbestand am 31. Dec.
1855	36,7	1085,9	26,7	8,8	9,4	19,5	15,5
1856	33,7	1461,4	39,2	10,2	5,4	31,9	24,6
1857	38,1	1678,1	55,0	11,1	1,6	60,1	34,5
1858	39,1	1410,7	52,9	12,1	1,5	67,7	45,3
1859	38,8	1520,3	53,5	12,1	1,1	75,2	56,1
1860	41,6	1375,7	44,5	8,7	2,2	81,4	76,7
1861	42,9	1399,7	42,7	7,2	7,3	95,1	88,9
1862	45,8	1690,0	50,0	6,1	17,3	106,5	74,0
1863	46,3	1881,3	64,0	8,3	19,6	112,9	62,2

4) Die Oesterreichische Nationalbank zu Wien. Schon 1703 wurde in Wien eine Girobank und 1714 eine erweiterte Stadtbank errichtet, welche letztere für Rechnung der Regierung verwaltet ward und bis 1784 für 32 Mill. Fl. Noten ausgegeben hatte. In den Kriegen von 1792—1811 wurde die Masse der Bankzettel auf mehr als 1000 Mill. sog. Wiener Währung vermehrt, daher sie dergestalt sanken, daß 1811 Finanzoperationen sich nöthig machten, in deren Folge man die Noten zu einem Fünftel des Nominalwerths gegen neues Papiergeld, Einlösungsscheine genannt, umtauschte, zu welchen sich später noch die Anticipationsscheine gesellten. Nach dem Frieden von 1815 war die österr. Regierung in ihren Finanzen so erschöpft, daß ihr alle Mittel zur Herstellung ihres Geldumlaufs gänzlich fehlten. Der Weg der wiener Stadtbank durfte nicht wieder betreten werden; man mußte sich an das Publikum wenden, diesem die Leitung der Bank überlassen und das Ausland um jeden Preis an sich ziehen. Man eröffnete daher 1816 die gegenwärtig bestehende Oesterreichische National-

bank. Die ausgedehntesten Privilegien wurden derselben verliehen, und für eingezahlte 100 Fl. Conventionsgeld und 1000 Fl. Wiener Währung ward eine auf 1000 Fl. C.-M. lautende Actie ertheilt. Ungeachtet dieser Begünstigungen wurden statt der beabsichtigten 100000 Actien doch nur 50621 unterzeichnet. Die Bestimmung der neuen Bank war, die mehr als 600 Mill. Fl. betragenden Einlösungs- und Anticipationsscheine nach und nach einzulösen und dadurch den Umlauf auf den Conventionsmünzfuß zurückzubringen, in Wien zahlbare Wechsel zu discontiren, auf Gold, Silber und österr. Staatspapiere Vorschüsse zu machen, Depositen anzunehmen und Banknoten auszugeben, wozu noch seit 1842 das Girogeschäft kam. 1841 wurde ihr Privilegium bis 1866 verlängert, und sie erhielt neue Statuten, die wesentlich mit den alten im Einklange standen. Die großen Erschütterungen, welche die polit. Stürme des Jahres 1848 auf das österr. Finanzsystem ausübten, hatten eine außerordentliche und nachhaltige Wirkung auf die Bank. Sie lüfteten den Schleier, welcher ihre innersten Operationen und ihr Vermögen früher bedeckte, und brachten eine Menge Misstände zu Tage. Die Actien fielen im Curse, und die Banknoten sanken weit unter pari. Während der Verwickelung mit Preußen verloren die Noten (Ende 1850) bis zu 54 Proc. (154 Fl. Noten für 100 Fl. Silber), während das geprägte Metall so gut wie ganz aus dem Umlaufe verschwand. Das Uebel zeigte sich vorzüglich in dem Umstande, daß der Staat die Bank als Vermittlerin seiner großen Finanzoperationen gebrauchte und dabei große Opfer brachte, welche ihm selbst nicht zugute kamen. Es wurde daher auf gänzliche Trennung der Staatsfinanzen vom Bankinstitute angetragen, diese aber nicht durchgesetzt. Eine 1850 eingesetzte Commission Sachverständiger zur Regelung des österr. Geldwesens beleuchtete das Wirken der Bank und die Mängel des ganzen Finanzsystems des Staates, und machte manche beachtenswerthe Vorschläge; aber auch diese blieben ohne Resultat. Seit der Krise des J. 1848 wurde den Noten der Bank Zwangsumlauf beigelegt. Das Verhältniß der umlaufenden Banknoten zu dem in der Bank vorhandenen edeln Metalle war im Oct. 1849 wie $12\frac{1}{3}$ zu 1; am 31. Dec. 1850 noch wie 8 zu 1. Von der alten Wiener Währung (den sog. Einlösungs- und Anticipationsscheinen), deren Umtausch zu den Geschäften der Bank gehörte, waren 31. Dec. 1850 noch für 6,433963 Fl. dem Nennwerthe nach im Umlauf. Am 31. Dec. 1850 betrug der Baarvorrath der Bank an Conventionsmünze und Silberbarren 32,303125 Fl., an Staatspapiergeld 46,027095 Fl., an discontirten Effecten 35,731337 Fl.; die Vorschüsse betrugen 20,005000 Fl. Die Forderungen an den Staat und unter Garantie des Staats betrugen 152,791078 Fl.; der Reservefonds enthielt 5,980595 Fl. Dagegen belief sich zu jener Zeit der Banknotenumlauf auf 255,367221 Fl. Das Bankactienkapital (50621 Actien) betrug 30,372600 Fl. Für das zweite Halbjahr von 1850 wurde den Actionären eine Dividende von 35 Fl. (d. i. $5\frac{5}{6}$ Proc.) ausbezahlt. Im Mai 1851 erklärte die Regierung, daß sie den Credit der Bank nur bis zur Höhe von 200 Mill. Fl. in Anspruch nehmen werde; die Forderungen der Bank an den Staat beliefen sich zu dieser Zeit auf 165 Mill.

Zur Regelung der Verhältnisse der Bank mit dem Staate war 6. Dec. 1849 von derselben mit der Finanzverwaltung ein Vertrag abgeschlossen worden, wonach die Schuldforderung der Bank an den Staat in eine Summe von 96,93 Mill. Fl. mit der Bestimmung zusammen gezogen wurde, daß diese Summe später mit 2 Proc. verzinst werden sollte. Darauf folgte 1853 ein neuer Vertrag dahin, daß die Bank das Staatspapiergeld im Betrage von 150 Mill. Fl. mit ihren Banknoten oder vom Staate auszustellenden, in Silber verzinslichen Obligationen einlöse, wogegen ihr der Staat 10 Mill. jährlich zur Tilgung der so entstehenden Schulden auf die Zolleinnahmen anwies. Laut Vertrag vom 28. Febr. 1854 übernahm die Bank die Einziehung des mit Zwangscurs umlaufenden Staatspapiergeldes mit ihren Noten, wogegen ihr der Staat 10 Mill. Fl. jährlich Abzahlung zusicherte und sie ermächtigte, mit Silber verzinsliche Staatsschuldenobligationen zur Einziehung der für obiges Staatspapiergeld ausgegebenen Noten zu emittiren. Später trat der Staat der Bank 155 Mill. Fl. in Staatsgütern ab. Vielfache Anstrengungen, der Bank die Aufnahme der Silberzahlungen, den Bestimmungen des deutsch-österr. Münzvertrags entsprechend, zu ermöglichen, wurden vereitelt. Operationen, die der Finanzminister von Bruck dieserhalb einleitete, störte schon der ital. Krieg von 1859. Eine Zeit lang war die Bank infolge des Kriegs sogar außer Stande, die Zinsen der Nationalanleihe von 1854, wie versprochen, in Silber zu bezahlen. Endlich kam nach langen Verhandlungen auf Grund des Gesetzes vom 27. Dec. 1862 zwischen dem Finanzministerium und der Nationalbank unterm 3. Jan. 1863 ein Uebereinkommen über die Verlängerung des Privilegs der Bank (bis 1890), über die Errichtung eines neuen Statuts

und Reglements und über die Regelung der Schuldverhältnisse zwischen dem Staate und der Bank zu Stande. Dieses Uebereinkommen erhielt 6. Jan. die kaiserl. Genehmigung und wurde 14. Jan. publicirt. Mit diesem Tage traten auch die neuen Statuten und das neue Reglement in Kraft. Die durch die Plener'sche Bankacte angebahnte Neuregulirung der Bank darf als ein ernster und wichtiger Schritt zur endlichen Regelung der Valutaverhältnisse und des Staatshaushalts Oesterreichs angesehen werden. Die Bank hat Zweiganstalten mit verschiedener Ausdehnung der Geschäfte. Ihre Noten lauten gegenwärtig auf 1 und 5 Fl. (nur einstweilen, bis zur Zeit der Wiederaufnahme der Baarzahlungen), 10, 50, 100 und 1000 Fl.

Den Stand der Oesterreichischen Nationalbank je am Schlusse der Jahre von 1858—62 veranschaulicht folgende Uebersicht. Es betrug in Millionen Thalern:

	Einbezahltes Kapital	Reserve	Depositen	Noten	Baarschaft	Effecten	Wechsel	Lombards
1858	72,68	6,27	—	259,02	69,00	137,40	53,76	54,19
1859	72,92	6,27	—	311,17	53,46	250,31	23,42	37,26
1860	72,92	7,13	—	316,57	59,45	239,97	43,00	36,28
1861	72,92	7,52	0,99	312,56	66,10	234,26	41,62	37,41
1862	72,92	8,12	1,68	284,58	70,05	198,68	44,85	35,66

Nicht durch Baarschaft gedeckte Noten:
1858: 190,01. 1859: 257,71. 1860: 257,13. 1861: 246,48. 1862: 214,54.

Unter Depositen sind auch die Giro- und Contocorrentschulden inbegriffen, unter Noten die wirklich in Umlauf befindlichen, unter Baarschaft auch Staatspapiergeld, unter Effecten auch die Schulden der Regierung mit verstanden.

D. **Bankwesen einzelner Staaten.** Preußen. Die preuß. Bankgesetzgebung und das Privilegium der Preußischen Bank erschwerten die Errichtung von B., namentlich von Actienbanken mit Notenausgabe. Die hindernden Normativbestimmungen vom 25. Sept. 1848 sind nur in einigen Punkten später modificirt worden. Vor dem Erlaß dieser Bestimmungen gab es in Preußen, wenn man von den ritterschaftlichen Creditinstituten und den Rentenbanken absieht, nur wenige B., und auch später blieb ihre Zahl gering. Im J. 1864 zählte Preußen, außer der Preußischen Bank, nur acht Zettelbanken und vier B. ohne Notenausgabe. Die erstern sind: der Berliner Kassenverein (1850), die Ritterschaftliche Privatbank zu Stettin (1825), die Städtische Bank zu Breslau (1848), die Posener Privatbank (1857), die Magdeburger Privatbank (1859), die Danziger Privatbank (1857), die Kölnische Privatbank, die Königsberger Privatbank (1857). Diese Anstalten stehen sämmtlich unter Oberaufsicht des Staats und sind jenen Bestimmungen unterworfen. Sie dürfen trockene Wechsel und Geldanweisungen, die nicht über drei Monate laufen und drei solide Verbundene haben, discontiren, gegen genügende Sicherheit Credit und Darlehen geben, bis zu einem bestimmten Betrage Staats- und Communalpapiere kaufen und verkaufen, das Incasso von Wechseln, Geldanweisungen, Rechnungen und Effecten besorgen und mit den Eigenthümern in Giroverkehr treten. Das Depositengeschäft ist ihnen erst 1858, und auch da noch nur in sehr beschränktem Umfange, eingeräumt worden. Jede Bank darf nur so viel Noten emittiren, daß der Betrag des Stammkapitals von 1 Mill. nicht überschritten wird, und von diesem muß wenigstens ein Drittel in baarem Gelde oder Barren, ein Drittel in discontirten Wechseln vorhanden sein. Ein Reservefonds wird durch die Hälfte des Reinertrags (vor Zahlung einer Dividende) gebildet. Die sämmtlichen preuß. Privat-Zettelbanken hatten Ende 1862 ein Actienkapital von 8,9 Mill. Thlr.; sie hatten für 7,98 Mill. Thlr. Noten ausgegeben. Ihre Activa betrugen zu jener Zeit: Effecten: 1,34, Wechsel: 14,37, Lombard: 3,97, Contocorrent: 2,54, Hypotheken: 0,01, Metall: 2,79, Papiergeld: 1,74, eigene Noten: 0,65, Grundstücke: 0,21, Verschiedenes: 0,046, Summa: 27,67 Mill. Thlr. Unter ihren Passiven befanden sich Ende 1862, außer Actienkapital und Noten, folgende: Depositen: 4,53, Contocorrent und Girosaldi: 4,77, Reserven: 0,45 Mill. Thlr. Die preuß. Privatbanken, welche keine Noten ausgeben, sind: der Schlesische Bankverein zu Breslau (1846 gegründet; Ende 1862: 2,5 Mill. Thlr. einbezahltes Kapital), der Schaafhausen'sche Bankverein zu Köln (1848 gegründet; Ende 1862: 5,187 Mill. Thlr. einbezahltes Kapital), die Handelsgesellschaft in Berlin (Ende 1862: 3,79 Mill. Thlr. einbezahltes Kapital), die Disconto-Commanditgesellschaft in Berlin (1850 gegründet; Ende 1862: 11,19 Mill. Thlr. einbezahltes Kapital). Die erstgenannten beiden Anstalten betreiben verschiedenartige, die letztern nur Wechselgeschäfte.

Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Fast in allen deutschen Mittel- und Kleinstaaten bestehen bezüglich des Bankwesens die nämlichen Grundsätze wie in Preußen. Fast überall ist zur Gründung von B. Staatsgenehmigung erforderlich und sind die B. an

beschränkende Bestimmungen gebunden; auch hält man fast überall die Staatsaufsicht für erforderlich. Zu Anfang der funfziger Jahre entstanden trotz solcher Erschwerungen eine Menge von Privatbanken. Den Zettelbanken unter ihnen wurde die Existenz noch besonders schwer gemacht durch das in Preußen 1857 erlassene (und 1858 auf alles fremde Papiergeld ausgedehnte) Verbot der Circulation von fremden Banknoten in Appoints von unter 10 Thlrn. Darunter hatten namentlich die B. schwer zu leiden, welche, in der Nähe der preuß. Grenze errichtet, besonders auf den preuß. Verkehr berechnet waren. Der Schlag war hart, aber nicht vernichtend, und die meisten Zettelbanken vermochten ihn glücklich zu überwinden. Ueberhaupt erfreuten sich im ganzen die meisten der B. der mittlern und kleinern deutschen Staaten, theils belehrt durch die in der Krisis des J. 1857 gemachten bittern Erfahrungen, theils von Haus aus vorsichtig, eines geordneten Geschäfts.

Es bestanden anfangs 1864 in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten 20 Zettelbanken und eine Reihe von B. ohne Notenausgabe. Die erstern lassen sich nach den Ländern, wo sie domicilirt sind, eintheilen in 1) mittelstaatliche, 2) B. der freien Städte, 3) kleinstaatliche. In die erste Rubrik gehören sieben, nämlich die Bairische Hypotheken- und Wechselbank in München, die Hannoverische Bank zu Hannover, die Leipziger Bank zu Leipzig, die Landständische Bank zu Bautzen, die Bank für Süddeutschland in Darmstadt, die Rostocker Bank, die Nassauische Landesbank in Wiesbaden. Dieselben betreiben ihr Geschäft in ihren Heimatsstaaten ausschließlich oder vorzugsweise und finden daselbst für ihre Noten ein Umlaufsgebiet; zum Theil sind sie auch die Centralbanken ihrer Staaten. Ende 1862 arbeiteten diese B. mit einem eingezahlten Actienkapital von 31,90 Mill. Thlrn. Die Entwickelung ihrer Geschäftsthätigkeit in jener Zeit mag aus folgender Zusammenstellung erhellen: Noten: 16,65, eigentliche Depositen: 8,92, Contocorrent- und Girosaldi: 4,53, Baarschaft: 9,06, Wechsel: 12,11, Lombards: 5,47, andere Verbindlichkeiten: 2,03, Reserve: 1,50, Contocorrentfonds: 7,14, Effecten: 10,47, Hypotheken: 22,89, Grundstücke: 0,26, verschiedene Activa: 0,14 Mill. Thlr. Hiernach kommen bei diesen B., was das Deckungsverhältniß der Noten anbelangt, auf 1000 Thlr. Noten: 544 Thlr. Baarschaft, 1056 Thlr. Wechsel und Lombards, bei einem Bestande von 2006 Thlr. Kapital und Reserve (ebenfalls auf 1000 Thlr. Noten).

In die zweite Rubrik gehören: die Frankfurter Bank, die Bremer Bank, die Lübecker Privatbank. Die Activa dieser B. waren Ende 1862 folgende: Effecten: 2,76, Wechsel: 16,72, Lombards: 5,69, Contocorrent: 0,44, Hypotheken: 0, Baarschaft: 8,70, Grundstücke: 0,08, Verschiedenes: 0,02 Mill. Thlr.; die Passiva dagegen folgende: einbezahltes Kapital: 10,51, Depositen: 3,38, Noten: 16,95, Contocorrent- und Girosaldi: 2,68, andere Verbindlichkeiten: 1,10, Reserven: 0,39. Diese drei B. waren für 1000 Thlr. ausgegebener Banknoten, bei 643 Thlr. Kapital und Reserve, gedeckt mit 513 Thlrn. Baarschaft und 1322 Thlrn. Wechseln und Lombards.

In die dritte Rubrik endlich gehören: die fünf B. in Thüringen, zu Weimar, Gotha, Gera, Meiningen (Mitteldeutsche Creditbank), Sondershausen (Thüringer Bank), ferner die Dessauer, Braunschweiger, Bückeburger (niedersächsische), Homburger (Landesbank) und Luxemburger (internationale). Die Activa dieser B. waren Ende 1862 folgende: Effecten: 5,91, Wechsel: 11,76, Lombards: 3,64, Contocorrent: 10,73, Hypotheken: 0,74, Baarschaft: 4,38, Grundstücke: 0,33, Verschiedenes: 4,41 Mill. Thlr.; die Passiva dagegen folgende: einbezahltes Kapital: 25,14, Depositen: 1,49, Noten: 10,77, Contocorrent- und Girosaldi: 1,81, andere Verbindlichkeiten: 0,03, Reserven: 0,41. Diese 10 B. waren für je 1000 Thlr. ausgegebener Noten, bei 2372 Thlrn. Kapital und Reserve, gedeckt mit 407 Thlrn. Baarschaft und 1430 Thlrn. Wechsel und Lombards.

Die Zunahme der sämmtlichen deutschen Zettelbanken, auch die preußischen inbegriffen, jedoch mit Ausnahme der Oesterreichischen Nationalbank, sowie die Hauptposten ihrer Geschäftsthätigkeit (in Millionen Thalern) seit 1854, mögen aus folgender Zusammenstellung erhellen:

	Zahl der Banken	Noten	Depositen	Baarschaft	Wechsel	Lombards	Contocorr. u. and. Forderungen	Effecten	Eingezahltes Kapital	Reserve
1854	9	34,12	39,90	32,24	21,37	17,78	3,40	19,85	27,12	1,65
1855	13	43,04	59,30	32,14	59,02	25,97	7,97	13,32	45,29	2,52
1857	29	119,48	52,61	80,00	102,67	33,16	28,88	12,77	86,69	4,88
1860	29	154,43	55,82	102,82	88,94	25,56	49,17	22,47	93,88	5,48
1861	29	177,60	64,05	117,52	96,97	23,70	56,01	26,15	93,18	5,62
1862	29	173,65	67,88	108,98	114,75	27,01	32,36	37,82	93,35	6,07

Zu den keine Noten emittirenden B. Mittel- und Kleindeutschlands sind folgende zu rechnen: 1) die Bairische Bank in Nürnberg, welche (bei einem einbezahlten Kapital von 1,475773 Thlrn. Ende 1862) Depositen-, Contocorrent-, Wechsel- und Leihgeschäfte betreibt; 2) die Privatbank in Emden (1853 concessionirt; Leih-, Depositen-, Giro-, Disconto- und Contocorrentgeschäfte); 3) die Lebensversicherungs- und Sparbank zu Schwerin; 4) die Allgemeine Deutsche Creditanstalt zu Leipzig; 5) die Bank für Handel und Industrie zu Darmstadt (1853 gegründet; alle mögliche Bankgeschäfte; außerdem Betheiligung an industriellen Unternehmungen; bei solchen war sie 1862 mit 601177 Thlrn. betheiligt); 6) das Herzogliche Leihhaus in Braunschweig (gegründet 1765, erweitert 1842; hauptsächlich Leihbank); 7) die Herzoglich Sächsische Landesbank zu Altenburg (1818 gegründet; Ein- und Ausleihen von Geldern); 8) die Creditanstalt für Handel und Industrie in Dessau (1856 gegründet; fast alle Fonds festgelegt und ungünstig verwendet; Ende 1862 mit 565315 Thlrn. bei industriellen Unternehmungen betheiligt); 9) die Hamburger Vereinsbank (1859 gegründet; Discontiren und Negociiren von Wechseln, Ein- und Verkauf von edeln Metallen, Lombard- und Giroverkehr); 10) die Norddeutsche Bank in Hamburg (1856 gegründet; alle Bankgeschäfte); 11) die Commerzbank zu Lübeck (1856 gegründet; alle Bankgeschäfte im engern Sinne, nachdem sie Betheiligung an industriellen Unternehmungen wegen großer Verluste aufgegeben); 12) die Koburg-Gothaische Creditanstalt zu Gotha (Ende 1862 mit 409883 Thlrn. bei industriellen Unternehmungen betheiligt). Manche dieser Institute sind allerdings mehr Creditanstalten als B., doch betreiben sie zugleich, wenn auch als Nebensache, die Geschäfte der letztern. Der Unterschied zwischen B. und Creditanstalten ist, dem ausgesprochenen Zwecke der Institute nach, oft kaum, meist nur unter Berücksichtigung der Bilanzen und Rechenschaftsberichte, festzustellen. Die zahlreichen Landrentenbanken und alle namentlich auf die Beförderung des Realcredits berechneten bankähnlichen Institute kommen hier nicht in Betracht.

Oesterreich. Das Privilegium der Nationalbank verhindert in Oesterreich nicht nur die Errichtung von Zettelbanken, sondern steht der naturgemäßen Entwickelung des Bankwesens überhaupt im Wege. Von ältern B., welche diesen Namen verdienen, sind eigentlich nur die Niederösterreichische Escomptegesellschaft in Wien und die Triester Commerzialbank zu nennen. Die erstere, 1853 im wesentlichen nach dem Muster der berliner Discontogesellschaft gegründet, betreibt namentlich alle Arten von Wechselgeschäften, dann das Contocorrent-, Leih- und Incassogeschäft (Ende 1862: 6,249929 Thlr. einbezahltes Kapital). Die andere, 1843 gegründet, treibt Wechsel-, Lombard-, Depositen-, Contocorrent- und Leihgeschäfte (1862: 2,580767 Thlr. einbezahltes Kapital). Die Allgemeine Creditanstalt für Handel und Gewerbe in Wien wurde 1855 auf 90 J. concessionirt; sie ist auf die Principien des Crédit mobilier gegründet und gegenwärtig die größte deutsche Creditanstalt. Ihr Geschäftskreis umfaßt alle Bankgeschäfte im weitesten Umfange (natürlich mit Ausnahme der Notenemission), den Erwerb und die Errichtung industrieller Etablissements sowie die Ausstellung verzinslicher Schuldverschreibungen; doch darf sie Geschäfte in Effecten des Auslandes nicht machen. Ende 1862 waren auf das Actienkapital von 60 Mill. Fl. 17,460225 Thlr. einbezahlt. Die Bilanz pro 1862 betrug 73,403770 Thlr. Neuerdings sind noch einige Bankinstitute in Oesterreich entstanden, welche der Nationalbank in einigen Geschäftszweigen wirksame und heilsame Concurrenz zu machen scheinen, so die Wiener, Mährische und Böhmische Escomptebank und die hauptsächlich mit engl. Kapital gegründete Anglo-Oesterreichische Bank.

Die Schweiz. In der Schweiz kennt man keine besondern Gesetze, welche die Errichtung von B. beschränken, keine Bankprivilegien und Monopole. Durch Actiengesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit gegründete B. unterliegen den bestehenden Gesetzen, welche die Actiengesellschaften überhaupt betreffen. Selbst die Notenemission ist nur in wenigen Cantonen, z. B. in Zürich und Graubündten, von einer besondern Regierungsconcession abhängig. Unter so günstigen Umständen hat sich das Bankwesen in der Schweiz vollkommen bedürfnißgemäß entwickelt. Die Schweiz hat jetzt 16 eigentliche Handelsbanken, 2 Volksbanken und 2 Bankinstitute, welche nach den Grundsätzen des Crédit mobilier eingerichtet sind; endlich 8 Hypothekenbanken. Zu den erstern gehören: die Cantonalbank in Bern (1833), die Bank in Zürich und die in St.-Gallen (1837), die Bank in Basel und die Banque du commerce à Genève (1845), Banque cantonale vaudoise (1846), Banque de Genève (1848), Banque cantonale Fribourgeoise (1850), die Bank in Glarus (1851), die Banque générale suisse à Genève (1853), Banque cantonale neufchateloise, Comptoir d'escompte à Genève und die St.-Galler Creditbank (1854), die Bank in Luzern und die Züricher Creditanstalt (1856), die

Banque cantonale du Valais (1858). Die sog. Volksbanken der Schweiz, von den gewöhnlichen Spar- und Leihkassen durch den bankähnlichen Geschäftsbetrieb sich unterscheidend, haben bei ihrer Geschäftsführung nicht wesentlich den Gewinn im Auge, indem sie dem Creditbedürfnisse der untern Volksklassen entgegenkommen wollen. Zu ihnen gehören die 1854 gegründete Creditanstalt in St.-Gallen und La banque populaire de Bulle à Fribourg. Zwei Creditanstalten, die wol vorzugsweise der schweiz. Eisenbahnpolitik ihr Entstehen verdanken, sind: die Eidgenössische Bank zu Bern (60 Mill. Frs. Actienkapital) und der Crédit Genévois (30 Mill. Frs. Actienkapital), die erstere Ende 1863, die andere Anfang 1864 gegründet, beide mit verhältnißmäßig bedeutenden Kapitalmassen auftretend. Die Hypothekenbanken sind: die Caisse hypothécaire à Genève und die Basellandschaftliche Hypothekenbank (beide 1849 gegründet), die Thurgauische Hypothekenbank (1851), die Caisse hypothécaire Fribourgeoise (1853), die Aargauische Bank und die Actiengesellschaft von Leu und Comp. in Zürich (beide 1854 gegründet), die Cantonal-Spar- und Leihkasse in Luzern (1857) und die Bank von Solothurn (1858). Abgesehen von den neuerdings gegründeten Instituten, besaß die Schweiz 1863 etwa 18 B. im eigentlich technischen Sinne des Worts. Dieselben hatten 1861 zusammen ein Grundkapital von 43 Mill. Frs., und ihre Notenemission (nicht alle sind Zettelbanken) belief sich auf $17^2/_3$ Mill. Frs. Dieser Betrag erscheint hoch, wenn man berücksichtigt, daß die Noten der meisten schweiz. Zettelbanken nur einen ganz beschränkten Umlaufskreis haben. Dennoch kann nirgends weniger als in der Schweiz von einer Papiergeldwirthschaft die Rede sein. Für den schweiz. Binnenhandel sind jene circa 18 Mill. Frs. Noten ein Bedürfniß, und derselbe ist damit keineswegs überbürdet. 1859 betrugen die Dividenden jener 18 eigentlichen B. in der Schweiz zwischen 4 und 9 Proc.; aber nur 3 B. gaben weniger als 5 Proc., 6 dagegen wenigstens 6 Proc.

Großbritannien. Außer der privilegirten Bank von England bestehen im Vereinigten Königreiche noch zwei Arten von B., Privatbanken und Joint-Stockbanken. Die erstern sind Unternehmungen einzelner Associés. Bis 1833 durfte die Zahl dieser Theilhaber sechs nicht übersteigen. Die Joint-Stockbanken sind meist größere Actienunternehmungen. Bei jenen wie bei diesen ist die unbeschränkte Haftbarkeit der Theilhaber Grundsatz. Bis 1826 hatte das Privilegium der Bank von England die Gründung von Gesellschaftsbanken unmöglich gemacht; es gab daher bis dahin nur Privatbanken. Seit 1826 bestehen außerhalb und seit 1833 auch innerhalb des Umkreises von 65 M. um die City Joint-Stockbanken. Das Verhältniß beider Arten von B. zur Bank von England und ihr Recht zur Notenausgabe ist durch die Peel'sche Bankacte von 1844 geregelt worden. Hierdurch wurde die Errichtung neuer Zettelbanken verboten, den bestehenden die Ausgabe von nur so viel Noten verstattet, als sie in den letzten 12 Wochen vor dem 27. April 1844 durchschnittlich Noten emittirt hatten. Aus diesen und andern Bestimmungen der Acte geht die Absicht klar hervor, den nichtprivilegirten B. das Recht der Notenausgabe allmählich zu entziehen und dieses Recht ausschließlich der Bank von England zuzuwenden. Die Absicht ist nahezu erreicht. 1844 hatten in England und Wales 205 Privatbanken und 72 Actienbanken jenes Recht. Sie durften zusammen bis 8,65 Mill. Pfd. St. Noten ausgeben. Bis 1854 waren hiervon 37 Privatbanken mit einer Notenemission von 536798 Pfd. St. und 7 Actienbanken mit einer Emission von 169589 Pfd. St. eingegangen. Um diese Beträge hatte sich also die Summe der den nichtprivilegirten gestatteten Notenausgabe zu Gunsten der Bank von England vermindert. 1854 hatten das Recht der Notenausgabe innerhalb des Umkreises von 65 M. um die City nur 47, außerhalb desselben 120 Privatbanken und 65 Actienbanken. Dieselben durften für etwa 7,94 Mill. Pfd. St. Noten ausgeben; sie gaben aber 15 Proc. weniger aus. 1854 bestanden in England und Wales 173 Privat- und 182 Jointstockbanken, welche gar keine Noten ausgeben durften. Hiervon kamen auf London allein 58 Privat- und 23 Actienbanken, auf Liverpool 12 solcher B. Von den letztern ging in der Krisis von 1857 eine, die Boroughbank, zu Grunde. Die größten B. der City sind: die London- und Westminster-Bank, 1833 mit 5 Mill., die London-Joint-Stockbank, 1836 mit 3 Mill., die Union-Bank von London, 1839 mit 3 Mill., die Commercial-Bank von London, 1840 mit $1^1/_2$ Mill., die London- und County-Bank, 1846 mit einer $^1/_2$ Mill. Pfd. St. gegründet. Die meisten nichtprivilegirten B. entschädigen sich für die Concurrenz, welche ihnen die Bank von England macht, durch einen großartigen und gewinnbringenden Betrieb der ihnen erlaubten Geschäfte.

Die eigenthümlichen Grundsätze der B. in Schottland wurden auf Veranlassung der Regie-

rung seit 1826 zum Theil auf die engl. Privatbanken übertragen, und haben sich auch hier, wie z. B. die solidarische Verbindlichkeit der Actionäre, als vortrefflich bewährt. Die schottischen B. sind auf Actien gegründet und legen jährlich die genaueste Rechnung ab. Sowie in ihren Grundsätzen zeichnen sie sich auch in ihren Geschäften sehr vortheilhaft aus, indem sie sich nicht blos dem Großhandel, sondern auch dem Kleinhandel und allen übrigen Gewerben widmen. Als Depositenbanken nehmen sie nicht blos große Summen an, sondern selbst bis zu 10 Pfd. St. und vergüten Zinsen. Das Depositengeschäft der schottischen B. ist also eine Ausdehnung des schott. Sparkassensystems. Daher kommt es, daß den schottischen B. an kleinen Sparsummen stets 130—150 Mill. Thlr. anvertraut sind, und dies in einem Lande, das nur 2½ Mill. E. hat. Durch diese Art Geschäfte wird der wahre Zweck der B. erreicht, wie dies der Zustand Schottlands beweist. Die schottischen B. betreiben ebenfalls das Discontiren sehr lebhaft und haben ihm eine große Ausdehnung gegeben. Sie gewähren gegen Bürgschaft zweier ihnen als sicher geltenden Personen an fleißige Leute aus allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft einen baaren Credit, welcher nach Belieben ganz oder theilweise benutzt werden kann. Auch eröffnen die schottischen B. laufende Rechnungen gegen Verpfändung von Grundstücken. Die schottischen B. geben Noten aus bis zum Betrage von 1 Pfd. St. herab, und in bedeutender Anzahl, sodaß Metallgeld dort etwas Seltenes ist. Dennoch haben sich diese Noten seit 1770, wo das wöchentliche gegenseitige Austauschen der Noten und die Bezahlung des Saldo in einer Tratte acht Tage dato auf London eingeführt wurde, während aller finanziellen Stürme dem Golde gleich erhalten. Von den schott. Actienbanken sind die Bank von Schottland, die Königliche Bank von Schottland und die Britische Linnencompagnie privilegirt. Das Kapital der ersten und zweiten beträgt 1½ Mill., das der dritten ½ Mill. Pfd. St. Der letztern frühere Bestimmung, der Handel mit Leinwand, ward bald aufgegeben. Außerdem bestehen in Schottland noch gegen 50 Actienbanken. Die älteste unter allen ist die Bank von Schottland, die 1695 gegründet ward. Die Actieninhaber derselben sind solidarisch verbindlich. Andere B. als auf Actien gegründete gibt es in Schottland nur wenige.

Die Bank von Irland wurde 1783 gegründet, mit ähnlichen Privilegien wie die Bank von England, besonders auch mit der Bestimmung, daß keine andere Bank mit mehr als sechs Theilnehmern erstehen dürfe. Die Gesetzgebung über das Bankwesen war daher ebenso fehlerhaft als in England, ungeachtet man das Beispiel Schottlands so nahe hatte. Als 1797 die Bank von England ihre Zahlungen in Münze einstellte, wurde dieses Privilegium auch auf die von Irland ausgedehnt, und es wuchs nach dieser Zeit die Notenausgabe derselben reißend. Die steigende Ausgabe von Noten der Bank von Irland führte auch zu vermehrten Ausgaben bei den Privatbanken. Eine große Entwerthung der Noten war die Folge; der Preis der Barren und Guineen stieg 10 Proc. über deren Münzpreis, und der Curs auf London bis auf 18 Proc. Sehr viele Privatbanken wurden seit Ende des vorigen Jahrhunderts in Irland errichtet, aber alle haben, mit Ausnahme von acht, eine nach der andern fallirt und von Zeit zu Zeit großes Unglück über das Land gebracht. Erst 1821 wurde im Einverständniß mit der Bank von Irland erlaubt, Actienbanken in einer Entfernung von 50 engl. M. von Dublin zu errichten, denselben aber nicht gestattet, unter 50 Pfd. St. und auf kürzere Zeit als sechs Monate zu ziehen und Noten unter 5 Pfd. St. auszugeben. Die irischen Actienbanken gewähren baaren Credit und Zinsen auf Deposita, was die Bank von Irland nicht thut.

Frankreich. Das Monopol der einzigen großen Notenbank, der Bank von Frankreich, hindert auch hier den Aufschwung eines rationellen Bankwesens und das zeitgemäße Fortschreiten der Bankgesetzgebung. Bei völliger Bankfreiheit wäre vielleicht Frankreich, obwol es in allen Zweigen des Wirthschaftslebens die Centralisation liebt, nicht der Herd eines Bankschwindels geworden, der lediglich auf dem Irrthume beruht, daß ein Hauptzweck der B. in der Centralisation der Kapitalien liege, während bekanntlich eine gewisse Centralisation gewisser Kapitalien nur eins der Mittel ist, deren sich die B. zu ihren Zwecken zu bedienen pflegen und bedienen müssen. Kein anderes Land Europas ist verhältnißmäßig so arm an reinen Handelsbanken und so reich an Creditinstituten wie Frankreich. Diese Institute betheiligen sich mit Hülfe der durch Actien und Anlehen gewonnenen Gelder bei allen möglichen lucrativen Unternehmungen, insbesondere bei großen Bauten, Industrien, Anleihen u. s. w.

Durch Decrete der Provisorischen Regierung vom 8. März und 2. April 1848 wurde die Errichtung von National-Discontocomptoirs in allen Departementsstädten anbefohlen, die dem kleinern Gewerbsstande dienen sollten. Man stellte denselben ein von den Verhältnissen der Oertlichkeit abhängiges Betriebskapital zur Verfügung, welches zu einem Drittel baar von

den Subscribenten der Associationen, zu einem Drittel durch Stadtobligationen der betreffenden Plätze und zu einem Drittel in Staatsschatzscheinen aufgebracht wurde. Da alle Wechsel, welche diesen Anstalten überlassen wurden, zwei Unterschriften tragen mußten, den meisten kleinen Geschäftsleuten und Landwirthen es aber schwer fiel, die zweite Unterschrift zu erlangen, so verfügte die Provisorische Regierung im März 1848, daß in jeder Stadt, welche ein Institut jener Art besitzt, auch eine Garantiebank errichtet werden sollte, um zwischen dem Discontocomptoir und den Geschäftsleuten zum Vermittler zu dienen. Das Kapital dieser Garantiebanken sollte durch Actienvereine aufgebracht werden und in keinem Falle je unter 100000 Frs. betragen. Als Geschäftskreis dieser Institute bestimmte man die Discontirung der Wechsel an kleine Kaufleute u. s. w. gegen genügende Sicherheit in Waaren oder andern Werthen. Das pariser National-Discontocomptoir wurde 18. März 1848 eröffnet und sollte drei Jahre bestehen. Die Actionäre sprachen jedoch seine Verlängerung auf sechs Jahre an, und bei dem nützlichen Wirken wurde dieselbe bewilligt.

Die Allgemeine Kasse des Handels und der Industrie in Paris wurde 1837 von Laffitte gegründet und daher früher gewöhnlich auch Caisse Laffitte genannt. Später ging ihre Hauptleitung an das Haus Gouin u. Comp. über, und man nennt sie seitdem Caisse Gouin. Sie stellt sich die Aufgabe, dem kleinern Verkehr zu Hülfe zu kommen, welcher von der Bank von Frankreich zurückgewiesen wird. Diese Anstalt discontirt jährlich zwischen 320—330 Mill. Frs. und hat 12—15 Mill. Frs. Noten im Umlauf. Am 5. März 1848 stellte sie infolge der Februarereignisse ihre Zahlungen ein. Die Actionäre verständigten sich hierauf mit Gouin über die Zeichnung von 20000 Obligationen zu 1000 Frs., auf drei Jahre, mit 5 Proc. verzinslich, um mit den hieraus resultirenden 20 Mill. Frs. Anleihe die Fortführung der Geschäfte zu ermöglichen. Der Obligationeninhaber hatte das Recht, während des ersten Jahres die Obligationen gegen Actien der Anstalt zum Curs von 750 Frs. (für 1000 Frs. Nennwerth) umzutauschen. Die Anstalt nahm nach wenigen Tagen ihre Geschäfte wieder auf. Das frühere Actienkapital war 75 Mill. Frs. Die Hypothekenkasse, 1824 auf Actien zu 1000 Frs. in Paris gegründet, mit etwa 30 Mill. Frs. Stammkapital, gibt Darlehen auf Hypotheken, und zwar in 4proc. Obligationen, von denen ein Zwanzigstel durch jährliche Ziehungen hineingezahlt wird, mit denen Gewinste verbunden sind. Sie kauft auch Hypothekenforderungen anderer an sich. Die Depositen- und Consignationskasse ist von der franz. Regierung gegründet und mit der Tilgungskasse verbunden. Sie nimmt Depositen und Consignationen an, welche in baarem Gelde oder Noten der Bank von Frankreich bestehen müssen und, sofern sie wenigstens 60 Tage bei ihr verbleiben, mit 2 Proc. verzinst werden. Für kürzere Fristen vergütet sie keine Zinsen. Die Handelsbank wurde 1845 auf Actien zu 1000 Frs. in Paris gegründet, mit 2 Mill. Frs. Stammkapital. Die Geschäfte sind: Discontirungen, Wechselcommissionen, Vorschüsse, letztere besonders auf Eisenbahnactien. Auch die Société générale de crédit mobilier in Paris, nicht ohne höhere Mitwirkung durch mehrere Bankierhäuser gegründet und 18. Nov. 1852 auf 99 J. autorisirt, ist hier zu nennen, indem dieses Institut, außer seinen andern großen Unternehmungen, eigentliche Bankgeschäfte ebenfalls betreibt und verzinsliche Depositen annimmt. Neuerdings ist die Bank von Savoyen unter Mitwirkung der franz. Regierung und der officiellen pariser Geldmächte zu einer dem Crédit mobilier ähnlichen Anstalt umgestaltet worden.

Vereinigte Staaten von Amerika. Man pflegt die Vereinigten Staaten als ein Land zu bezeichnen, welches sich voller Bankfreiheit erfreue. Aber dort hat es von jeher privilegirte und nichtprivilegirte, seit 1814 auch B. mit «Charters» (d. h. Corporationsrechten, welche die Befugniß einräumen, nur bis zum Betrage des zur Bank eingeschossenen Kapitals für die Schulden der Bank zu haften) und solche ohne Charters gegeben. Das Generalbankgesetz von 1847 enthält eine ganze Reihe von lästigen Beschränkungen des Bankwesens. Die sehr mannichfaltige allgemeine und besondere (Staaten-) Bankgesetzgebung bewegt sich freilich hauptsächlich um das Recht der Banknotenausgabe. Von Großbritannien verbreitete sich das Bankwesen auch in den engl. Colonien, besonders in den nordamerikanischen. Franklin gab den B. daselbst das Zeugniß, daß sie von ihrem Entstehen an dem Ackerbau, Handel und Wandel außerordentlichen Nutzen gewährt hätten. Ihre Anzahl und Kräfte waren indessen der damaligen Bevölkerung angemessen und daher nicht bedeutend. Erst 1791 fühlte man das Bedürfniß einer über die ganze Union sich ausbreitenden Bank neben den Localbanken, und gründete die «Bank der Vereinigten Staaten» mit einem Kapitale von 10 Mill. Dollars, wobei sich die Unionsregierung mit einem Fünftel betheiligte. Die Bank beschäftigte sich mit Discontiren,

Vorschüssen gegen Unterpfand, Ausgabe von Noten und Annahme von Depositen. Ihre jährlichen Dividenden betrugen bis zum J. 1810 $7^5/_8$ bis 10 Proc. 1811 belief sich die Zahl aller Localbanken in den Vereinigten Staaten auf 88, von welchen in den Staaten Maine, New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut und Neuyork nicht weniger als 55 sich befanden, obgleich diese nur ein Drittel der Bevölkerung der Union in sich faßten. Diese B. betrieben und betreiben noch dieselben Geschäfte wie jene Nationalbank. 1811 wollte die letztere ihre Statuten erneuern, was ihr jedoch abgeschlagen wurde. Infolge des Kriegs mit England mußten 1812 die B. die Baareinlösung ihrer Noten einstellen, welche Maßregel die Billigung des Congresses fand. Bis dahin hatten die B. nur Wechsel, welche blos noch 65 Tage zu laufen hatten, discontirt; von da an aber nahmen sie, bis in die neuesten Zeiten, auch erst in vier, selbst in sechs Monaten fällige Wechsel an, welchem Verfahren hauptsächlich die vielen Handelswirren in den Vereinigten Staaten zuzuschreiben sind. Die Zusage, nach dem Frieden mit England die Einlösung der Noten zu beginnen, ward 1815 nicht erfüllt, sondern, statt die Geschäfte zu beschränken und dadurch den Notenumlauf zu verringern, eine so große Masse neuer Noten ausgegeben, daß auf mehrere Jahre Handel und Wandel in die größte Zerrüttung versetzt wurden.

Hierauf gründete man 1816 eine neue Bank der Vereinigten Staaten mit einem Privilegium bis zum März 1836. Es wurden 350000 Actien zu 100 Dollars ausgegeben; die Regierung übernahm den fünften Theil derselben. Es sollten 7 Mill. baar und 28 Mill. in Staatspapieren eingeschossen werden; in Wahrheit aber zahlte man nur 2 Mill. baar, 21 Mill. in Staatspapieren und 12 Mill. in Actien der Bank selbst als Unterpfand ein. Die Regierung brachte aber gar nichts bei, sondern ließ sich in den Büchern der Bank für ihren Beitrag mit 6 Proc. Zinsen belasten. Der Hauptsitz der Bank war Philadelphia, und ihre 25 Zweigbanken befanden sich in den bedeutendsten Städten der Union. Ihr Wirkungskreis war genau der der vorigen Bank. Dieselbe durfte nicht mit Staatspapieren handeln und keinen andern Grund und Boden besitzen, als solchen, der ihr in der Eigenschaft nicht wiedereingelöster Unterpfänder gerichtlich zuerkannt wurde. Ihr Notenumlauf bewegte sich mehrere Jahre lang zwischen 10—20 Mill. Dollars, betrug aber im Oct. 1835 gegen 25 Mill. Die Noten lauteten hauptsächlich auf 5 und 10 Dollars und hatten in der ganzen Union Geltung; auch die Staatskassen nahmen sie in Zahlung an. Im Aug. 1817 standen ihre Actien 156. Sie lieh nun eine äußerst beträchtliche Summe auf ihre eigenen Actien, nicht pari, sondern zu 150. Die Gläubiger gingen zu Grunde; die Actien der Bank sanken gewaltig, und ihr Verlust dabei war beträchtlich. 1819 fielen eine bedeutende Menge Localbanken, namentlich in den Ackerbaugegenden des Südens und des Westens, welche unendliches Unheil nach sich zogen. Von 1824—29 ergriffen verschiedene der Staaten Maßregeln, um solche traurige Ereignisse zu vermeiden; aber diese waren theils nicht hinlänglich, theils wurden sie nicht beobachtet, weil die öffentliche Macht nicht die erforderlichen Zwangsmittel besaß. 1830 hatte die Bank der Vereinigten Staaten 23 Zweigbanken und zwei Agentschaften und einen Notenumlauf von 15,347657 Dollars. Die Dividende betrug damals regelmäßig 7 Proc. Außerdem befanden sich in diesem Jahre 330 Localbanken mit einem Gesammtkapitale von 110,101898 Dollars in der ganzen Union. Doch läßt sich annehmen, daß die Einzahlung dieses Kapitals in derselben leichtsinnigen Weise wie bei der Bank der Vereinigten Staaten stattgefunden habe. Die Fremden, fast nur Engländer, besaßen ein Viertel der Actien der Bank der Vereinigten Staaten, und ihr Umsatz belief sich auf 255,175447 Dollars. Der Notenumlauf der B. des Staats Neuyork betrug 1833 etwa 12 Mill., ihr Vorrath edler Metalle aber nur 2 Mill. Dollars. Am 1. Jan. 1834 hatten 405 der Localbanken 65 Mill. Dollars Noten in Umlauf und 14,250000 Dollars Metallgeld in Vorrath. Außerdem gab es noch 101 Localbanken, deren Lage nur annähernd bekannt war; ihr Notenumlauf aber mochte $12^1/_2$ Mill. und ihr Vorrath an Metallgeld 2,800000 Dollars betragen. Zusammen hatten die Staaten nördlich vom Potomac 414 und die südlichen und westlichen 88 Localbanken mit einem Kapital von zusammen 160 Mill. Dollars. Die Bank der Vereinigten Staaten dagegen hatte 10,300000 Dollars Noten ausgegeben und einen Vorrath von 13,865000 Dollars Metallgeld. Am 1. Jan. 1835 bestanden in der Union 557 Localbanken mit 121 Zweigbanken, 196,250337 Dollars Kapital, 86,352698 Dollars Notenumlauf und 28,229256 Dollars Metallgeld. Die Bank der Vereinigten Staaten aber hatte 25 Zweigbanken, 17,339797 Dollars Notenumlauf und 15,708369 Dollars Metallgeld. Fortwährend vermehrten sich diese B. auch im Laufe des J. 1835.

Der Präsident Jackson begriff bald nach dem Antritt seines Amts das Treiben der B.,

namentlich aber das der Bank der Vereinigten Staaten, daher er auch mit dieser in offenen Krieg gerieth. Ihn unterstützten darin die Demokraten, während die Whigs, die Geldaristokraten, einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm begannen. Doch Jackson siegte, und der Freibrief der Bank, der bis 1836 lief, wurde nicht erneuert. Die Bank hatte bisher die Einkünfte der Bundesregierung aufbewahrt und die Auszahlung der Pensionen, Staatsschulden u. s. w. besorgt; jetzt mußte sie auf Jackson's Betrieb mit dem J. 1834 diese Deposita zurückzahlen. Die Bank schien für immer vernichtet. Indessen siegten bei den Wahlen von 1835 in Pennsylvanien die Freunde der Bank, da ihre Gegner unter sich uneinig geworden waren, und es bat nun die Bank die Gesetzgebung jenes Staats um einen Freibrief als Localbank Pennsylvaniens, welchen die Kammer der Repräsentanten ihr zusagte und der Senat nicht abzuschlagen wagte, weil dabei dem Staate große Vortheile zugestanden wurden. Es erhielt der Freibrief 18. Febr. 1835 die Sanction des Gouverneurs von Pennsylvanien und die Bank zugleich die Erlaubniß, auch mit Staatspapieren zu handeln. Sie bezahlte nun der Bundesregierung den Betrag ihrer Subscription pari zurück, errichtete Agentschaften in den bedeutendern Städten der ganzen Union und trat 1836 als «Bank von Pennsylvanien» ins Leben, anscheinend aus einer Nationalbank in eine Localbank verwandelt, bei welcher nur amerik. Bürger persönlich oder durch Vollmacht abstimmen durften. Inzwischen hatten die Localbanken ihr Unwesen auf das Höchste getrieben und den Geist der Ueberspeculation so angefeuert, daß 1837 allein in der Stadt Neuyork 1000 Bankrotte stattfanden und die B. insgesammt im Mai 1837 ihre Zahlungen einstellen mußten. Dessenungeachtet entstanden immer neue B., welche dem Schwindel noch mehr Ausdehnung verliehen. Man kann annehmen, daß es damals 6—700 Localbanken in den Vereinigten Staaten gab. Dieselben machten den Pflanzer glauben, daß sie genug Kräfte und Mittel besäßen, um die Preise der Erzeugnisse aufrecht zu erhalten, weil sie als alleinige Besitzer derselben in Europa die Bedingungen vorzuschreiben haben würden. Die dadurch veranlaßte ungeheuere Notenausgabe mußte den Werth der Erzeugnisse herabdrücken, und wirklich fielen sie auf zwei Drittel ihres Werths zurück. Die B. verkauften diese Erzeugnisse, erhielten dafür gute Zahlungsmittel und lösten mit diesen die Noten zu 65 von den Pflanzern ein, die sie ihnen zu 100 für die Producte gegeben hatten. Namentlich zeichnete sich im Sommer 1838 die Bank von Pennsylvanien durch dergleichen Unternehmungen aus. Es gelang derselben, die Preise der Baumwolle in Liverpool hinaufzutreiben, doch nur auf kurze Zeit; denn bald bestätigte sich die Erfahrung, daß kein Geldinstitut auf Erden Kraft genug besitze, um die Preise der Waaren bestimmen zu können. Die Baumwolle fiel wieder, und die Bank von Pennsylvanien und alle andern Localbanken geriethen in die größten Verwickelungen, sodaß im Nov. 1839 alle die B., welche vor einiger Zeit die Einlösung ihrer Noten begonnen, genöthigt waren, sie wieder einzustellen. Es trat ein Zustand der Dinge ein, gegen welchen der von 1837 nur unbedeutend erschien. Der Credit der Bank von Pennsylvanien litt außerordentlich; ihre Actien fielen mehr und mehr und standen zu Ende des J. 1840 auf 47 Proc. In dieser Zeit fingen die B., die von Pennsylvanien mit eingeschlossen, theilweise wieder an, ihre Noten einzulösen. 1841 suchte man die Angelegenheiten der B. durch ein Gesetz zu ordnen; allein der Präsident Tyler gab weder dem ersten noch dem zweiten Gesetzentwurfe seine Zustimmung, und zwar mit Recht, da keiner von beiden das Uebel an der Wurzel angriff. Hierauf stellte im Sept. die Bank von Pennsylvanien, gewöhnlich noch immer Bank der Vereinigten Staaten genannt, ihre Zahlungen förmlich ein. Ihre Noten verloren zu Anfang des J. 1842 30 Proc., und ihre Actien wurden mit 4¼ bezahlt. Eine Menge Localbanken stürzten, und eine gewaltige Aufregung herrschte in den Städten, wo sie ihren Sitz hatten. Im April fingen viele B. an, ihre Noten wieder einzulösen, und das neue Bankgesetz verordnete, daß diejenige Bank, welche bis zum 1. Sept. die Einlösung ihrer Noten nicht begonnen habe, von da an liquidiren müsse. Dieses Gesetz hatte die wohlthätigsten Folgen. Die Zahl der B. verringerte sich um mehr als die Hälfte, und zu Anfang des J. 1843 bestand der Geldumlauf fast nur in edeln Metallen.

Der mächtige Speculationsgeist, der in den Vereinigten Staaten das ganze Volk beseelt, wird durch das Bankwesen zwar nicht hervorgerufen, wol aber begünstigt. So sind die Güter der meisten Landbauer, Kaufleute und Handwerker und die Actien von Eisenbahnen, Kanälen u. s. w. den B. verpfändet. Diese ungeheuere verpfändete Gütermasse wird demnach von den Bankspeculationen abhängig. Die Güter sind zwar im productiven Gebrauch ihrer Besitzer, cursiren jedoch zu gleicher Zeit als Geldeswerth und scheinen auf doppelte Weise die Production zu befördern; allein dadurch, daß sie als verpfändet circuliren, kommen sie in den Bereich der

Speculation. Die furchtbare Geld- und Handelskrisis, welche Nordamerika (und zugleich auch Europa) in den J. 1857 und 1858 bestehen mußte, war die Folge eines leidenschaftlichen Speculationsgeistes, der, durch die Lage und Ereignisse der Zeit begünstigt, in allen wirthschaftlichen Verhältnissen zu wilden Ausschreitungen geführt hatte. Die Katastrophe brach zufällig mit der Zahlungseinstellung der Ohio Life and Trust Company, einer Actienbank, die neben Geldgeschäften auch andere Unternehmungen betrieb, aus, und bald darauf sahen sich sämmtliche B. des Landes in den großen Strudel hineingezogen und mußten ihre Baarzahlungen und die Einlösung ihrer Noten suspendiren. Man hat darum, daß der Bruch zunächst an den Hauptorganen des Verkehrs, an den B., zur Erscheinung kam, das Unheil der Beschaffenheit dieser Institute, namentlich ihrer maßlosen und wenig controlirten Notenemission zur Last legen wollen, aber gewiß mit Unrecht. Auch in Europa, wo es nirgends an staatspolizeilicher Ueberwachung und an Restrictionsgesetzen für die B. fehlt, trat die Katastrophe überall ein, wo eine Ueberspannung in den Geschäften und eine schwindelhafte Benutzung des Credits stattgefunden hatte. Die insolventen amerikanischen B., freier gestellt und an ein selbständigeres Handeln gewöhnt, griffen vielmehr in ihrem eigenen Interesse zu gemeinsamen Maßregeln, welche der Verwüstung Einhalt thaten und die allgemein verschuldete Calamität schneller vorübergehen ließen. In der Union bestanden 1850: 824 B. mit 217 Mill. Dollars Kapital, 1854: 1208 B. mit 301 Mill., 1855: 1307 B. mit 332 Mill., 1857: 1416 B. mit 370 Mill. Dollars Kapital und 214,75 Mill. Dollars Zettelumlauf, 1860: 1642 B. mit 421,89 Mill. Kapital und 207,10 Mill. Zettelumlauf. Die meisten B. (303) hat der Staat Neuyork, dann folgt Massachusetts (174), sodann Wisconsin (108). Es besteht kein Staat in Nordamerika, der nicht eine B. hätte, selbst Kansas hat eine, Florida zwei; Iowa, wo 1850 noch keine B. waren, hat jetzt deren 12. Einen tiefgreifenden und verhängnißvollen Einfluß hat natürlich seit 1861 der große Bürgerkrieg auf die amerikanischen B. geäußert. Die B. wurden vielfach zu Staats-Finanzoperationen herangezogen, und viele sind dadurch vernichtet worden, während andere großartige Gewinne gemacht haben. Hierzu trat nun noch, lediglich durch den Krieg hervorgerufen, eine neue Bankacte, die den Schluß der «Loan-act of 1863» bildet. Welche Umwandelungen dieses durchaus auf irrationeller Basis ruhende Gesetz in dem Bankwesen nach sich ziehen wird, läßt sich zur Zeit nicht ermessen. (S. Vereinigte Staaten.)

Ueber das Bankwesen und die B. anderer Staaten, deren Geschäftsverkehr weniger entscheidenden Einfluß auf den Weltverkehr ausübt, s. die Art. dieser Staaten. Aus der Literatur über das Bankwesen sind namentlich hervorzuheben: Büsch, «Sämmtliche Schriften über B. und Münzwesen» (3. Aufl., Hamb. 1824); König Oskar von Schweden, «Ueber die B.» (deutsch von Feller, Lpz. 1843); Hübner, «Die B.» (2 Thle., Lpz. 1854); Coquelin, «Du crédit et des banques» (Par. 1850); die verschiedenen Schriften von Gilbart in London über Geschichte, Theorie und Praxis der B.; Ashburton, «The financial and commercial crisis» (Lond. 1845); Francis, «History of the Bank of England» (Lond. 1847); Courcelle de Seneuil, «Traité des opérations des banques» (2. Aufl., Par. 1854); Niebuhr, «Die Geschichte der königl. Bank in Berlin» (Berl. 1854); Tellkampf, «Ueber die neue Entwickelung des Bankwesens in Deutschland» (4. Aufl., Bresl. 1857); A. Wagner, «Beiträge zur Lehre von den B.» (Wien 1857); Moser, «Die Kapitalanlage in Werthpapieren» (Stuttg. 1862).

Bankier. Das Gewerbe des B. ist ein Hülfsgewerbe des Handels. Der B. treibt aber auch selbst Handel, nämlich Miethhandel mit Arbeit (er vermiethet seine Arbeit) und Kapital und Kaufhandel mit Kapital. Vom allgemein volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet, ist das Gewerbe des B. ein infolge der Arbeitstheilung abgetrennter Zweig des Handelsgewerbs, vom privatwirthschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet, ein selbständiges Handelsgewerbe. Die volkswirthschaftliche Aufgabe des Bankiergewerbs besteht, wie die der Banken, darin, daß es die Mittel zu einer bequemen und möglichst wohlfeilen Ausgleichung der Preise herbeizuschaffen, diese dem Handel zur Verfügung zu stellen und die Ausgleichungsgeschäfte selbst zu vermitteln hat. Daher besorgt der B. vorzugsweise folgende Geschäfte: Er wechselt Geldsorten um; er discontirt, trassirt und remittirt Wechsel für eigene und fremde Rechnung; er übernimmt das Incasso fremder Forderungen und Auszahlungen für fremde Rechnung; er eröffnet Geschäftsleuten laufende Rechnung; er nimmt verzinsliche und unverzinsliche Depositen an; er leiht Gelder gegen Unterpfand, Hypothek, Unterschrift oder Bürgschaft aus; er kauft und verkauft Staatspapiere, Actien, Obligationen und andere Werthpapiere für eigene und fremde Rechnung. Große Bankierhäuser besorgen auch Geldgeschäfte für den Staat, vermitteln Staatsanleihen, zahlen für Rechnung des Staats die Zinsen für solche aus. In Großbritannien und

Nordamerika besorgen die Privatbanken viele von den Geschäften, welche auf dem europ. Continent den B. obliegen, fast ausschließlich, während dort andere solche Geschäfte, namentlich der Geldwechsel, von besondern Wechslern besorgt werden. Wegen des Mangels an zahlreichen und gutvertheilten Privatbanken ist auf dem europ. Festlande das Bankiergewerbe von größerer Bedeutung als in Großbritannien. Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch rechnet das Bankiergeschäft, wenn es gewerbsmäßig betrieben wird, unter die Handelsgeschäfte.

Banknote nennt man das von Banken ausgegebene Credit-(Papier-)Geld. Die B. sind unverzinsliche Schuldscheine, welche von sog. Zettelbanken ausgegeben werden unter der Zusage, dem Inhaber sofort auf Vorzeigen und Verlangen (Präsentation) die darauf verzeichnete Summe in geprägtem Gelde und der festgesetzten Währung auszuzahlen. Die Geltung und der Preis der B. richtet sich nach dem Credit der Anstalten, welche sie emittiren, sowie nach dem vorhandenen Bedürfniß nach solchen Zahlungsmitteln und dem Maße, wie diesem Bedürfniß schon auf andere Weise entgegengekommen ist. Die B. können dem Handel große Dienste leisten, indem sie sich zu Versendungen von Geld besser eignen als gemünztes Geld, und indem sie das vorhandene gemünzte Geld bei manchen Zahlungen ins Ausland vertreten. Allein weder können sie das gemünzte Geld, welches gleichfalls seine ganz bestimmte wirthschaftliche Aufgabe hat, jemals ganz ersetzen und verdrängen, noch ist ihre Verwendbarkeit eine unbegrenzte. Lange Zeit ist der Irrthum verbreitet gewesen, daß ein wohlfundirtes Bankinstitut nach Willkür B. ausgeben könne. Die Ausgabe stößt auf doppelte Schranken. Sie kann nicht ausgedehnt werden einmal über den Credit und die Einwechselungsfähigkeit der Banken, und dann nicht über das Bedürfniß des Handels nach solchen Zahlmitteln hinaus. Banken, welche dies nicht berücksichtigen, werden, wo ihren Noten nicht Zwangscurs verliehen ist, an der Zuvielausgabe zu Grunde gehen, und selbst der Zwangscurs reicht erfahrungsmäßig niemals aus, die B. al pari zu erhalten; im Gegentheil werden mit Zwangscurs versehene B. schon um des Zwangscurses willen mit Mistrauen betrachtet. Vgl. übrigens den Art. Banken.

Bankrott oder Falliment nennt man den Zustand der Zahlungsunfähigkeit eines Schuldners (Falliten), welcher die Gesammtheit seiner Gläubiger nicht voll zu befriedigen vermag. Der Name ist aus dem ital. banco rotto, d. i. zerbrochene Tafel, entstanden, weil sonst die Zahlbank zahlungsunfähiger Kaufleute öffentlich zerbrochen wurde. Wird der B. nicht auf außergerichtlichem Wege durch Accord oder Vergleich abgemacht, so tritt Concurs (s. d.) ein. Der B. ist entweder ein unverschuldeter infolge von Unglücksfällen, namentlich von Verlusten bei B. anderer Personen, wo keine Strafe verhangen und im Gegentheile der Gemeinschuldner mehrfacher Rechtswohlthaten theilhaftig wird, oder ein verschuldeter, böswilliger oder leichtsinniger B. Während bei blos leichtsinnigem B. dem Gemeinschuldner nur übermäßiger Aufwand, gewagte und unüberlegte Unternehmungen oder nachlässige Geschäftsführung zur Last fallen, gehört zum Thatbestande des böswilligen B. (maliciosa decoctio) namentlich das Hinterziehen von Befriedigungsmitteln oder ein sonstiges betrügliches Verfahren zum Schaden der Gläubigerschaft. Nach den Schuldrechten des Alterthums verfiel der Zahlungsunfähige in Haft und Knechtschaft, und die röm. Zwölftafelgesetze gestatten sogar, den Gemeinschuldner zu zerstücken, damit jeder Gläubiger sein Recht an dessen Person wenigstens symbolisch wahrnehmen könne. Nach späterm röm. Rechte und den deutschen Reichsgesetzen verlor der Bankrotteur seine bürgerliche Ehre, und es konnte, wenn Betrug oder Fälschung concurrirte, ihn auch die daraufgesetzte Strafe treffen. Aeltere Particularrechte strafen mit Ausstellung auf dem Lastersteine oder am Pranger, wobei der Verurtheilte hier und da einen gelben Hut tragen mußte, ingleichen, was allein noch von den neuern Gesetzgebungen beibehalten ist, bei leichtsinnigem B. mit Gefängniß, bei böswilligem mit mehrjähriger Zwangsarbeit. In den deutschen Gesetzen sind diese Strafen für die Regel auch Nichtkaufleuten angedroht, während das franz. und engl. Recht ein Criminalverfahren wegen B. nur gegen Kaufleute anordnet. Nach dem franz. Gesetz vom 8. Juni 1838 werden Kaufleute bei einfachem B. mit Gefängniß von 1 Monat bis zu 2 J., bei betrügerischem mit Zwangsarbeit von 5—20 J. belegt. Gleiche Strafe trifft die Mitschuldigen des böswilligen Bankrotteurs. Im engl. Rechte tritt an die Stelle der Zwangsarbeit Deportation; einfache Insolvenz führt zunächst nur in das Schuldgefängniß. Doch hat hier der Zahlungsunfähige das Recht, nach 14 Tagen bei einem eignen Gericht (Insolvent debtors court) auf Freilassung anzutragen, wenn er sein Vermögen den Gläubigern abtritt, und kann, sofern er nicht betrüglich gehandelt hat, höchstens auf drei Jahr mit seinem Gesuche zurückgewiesen werden. Der betrügliche B. gehört übrigens zu den Verbrechen, wegen deren auch Frankreich, England und Amerika die Angeschuldigten ausliefern.

Banks (Edward), Syndikus der freien und Hansestadt Hamburg, geb. daselbst 28. Febr. 1796, machte 1813—15 die Befreiungskriege gegen Frankreich unter den hanseatischen Truppen mit und studirte dann die Rechts- und Staatswissenschaften in Göttingen, Berlin und Jena. Nachdem er auf letzterer Universität im Sept. 1819 die jurist. Doctorwürde erlangt, kehrte er nach Hamburg zurück und prakticirte hier als Advocat, bis er 1821 zum Amts- und Gerichtsactuar in Ritzebüttel ernannt wurde. Am 1. Mai 1826 als Staatssecretär wiederum nach Hamburg versetzt, ward er 17. Febr. 1837 zum Syndikus erwählt. In diesem Amte machte er sich zunächst in Betreff der innern Angelegenheiten verdient, vorzüglich auf dem Gebiete der Handelspolitik, des Post- und Eisenbahnwesens, sowie nach dem großen Brande von 1842 durch Förderung der großartigen Sielbauten und Wasserleitungsanlagen. Zugleich bekundete er bei mehrern erfolgreichen Missionen (z. B. nach England) und durch verschiedene Tractatsverhandlungen eine ungewöhnliche diplomatische Begabung. Nach Sieveking's Tode übernahm er 1847 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Hamburgs und ging noch in demselben Jahre als Bundestagsgesandter der Freien Städte nach Frankfurt. Nach den Märzereignissen von 1848 ward er vom Bundestage als Bundesgesandter nach London geschickt und von der inzwischen errichteten Reichsverweserschaft als Gesandter des Reichs bestätigt. Nachdem er im Spätherbst 1848 in gleicher Eigenschaft in Kopenhagen gewesen, wirkte er hierauf als Bevollmächtigter Hamburgs in Frankfurt fort und vertrat seine Vaterstadt im Verwaltungsrathe und im Fürstencollegium zu Berlin sowie im Erfurter Parlamente und bei den Dresdener Conferenzen. Nach Herstellung der Bundesversammlung nahm er in dieser seinen Sitz wieder ein. Doch starb er schon 17. Dec. 1851 zu Veytaux bei Vevay am Genfersee. B. gehörte seiner polit. Anschauung nach der constitutionellen Richtung an und war ein ungewöhnlich kenntnißreicher Mann von strengster Rechtschaffenheit und milden Formen.

Banks (Sir Joseph), Baronet, ein eifriger Beförderer der Naturforschung, geb. 4. Jan. 1743 zu Revesby-Abbey in Lincolnshire, gest. 19. Juni 1820, stammte aus einer ursprünglich schwed. Familie, die etwa 100 J. vor ihm in England sich niedergelassen hatte, und welcher auch der Trauerspieldichter John B., der in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. sich einen Namen erwarb, angehörte. In Eton und Oxford gebildet, machte er 1765 eine Reise nach Neufundland und Labrador, und begleitete 1769—71 Cook auf seiner ersten Reise um die Welt. 1772 besuchte er die westl. schott. Inseln und Island, die ihm reiche Ausbeute für die Naturgeschichte gewährten. Bereits 1771 in Oxford zum Doctor der Rechte ernannt, wurde er 1777 Präsident der Königlichen Societät, 1781 Baronet und 1797 Mitglied des Königlichen Geh. Raths. Das Französische Institut nahm ihn 1802 unter seine Mitglieder auf. Besonders machte er sich verdient durch die Begründung und Leitung der African-Association. Viele Naturforscher und Reisende, wie Blumenthal, Hornemann, Burckhardt u. a., verdankten ihm eifrige und uneigennützige Unterstützung ihrer Bemühungen. Abgesehen von Aufsätzen in Zeitschriften und Beiträgen zu den Schriften gelehrter Gesellschaften, besonders zu den «Philosophical transactions», hat er nichts veröffentlicht als «A short account of the causes of the diseases in corn etc.» (Lond. 1805) und «Circumstances relative to Merino sheep» (Lond. 1809). Er hinterließ eine reiche Bibliothek, von welcher Dryander einen trefflichen Katalog («Catalogus bibliothecae historico-naturalis B.», 5 Bde., Lond. 1798—1800) lieferte, und eine ausgezeichnete naturhistor. Sammlung, welche beide er nach seines Bibliothekars Brown Tode auf das Britische Museum vererbte.

Banks (Nathaniel Prentiß), amerik. Staatsmann, geb. 30. Jan. 1816 zu Waltham in Massachusetts, arbeitete als Knabe in einer Baumwollspinnerei und erlernte dann die Maschinenbauerei, vervollständigte aber durch fleißiges Selbstudium seine Bildung, sodaß er als öffentlicher Redner auftreten und die Redaction einer polit. Zeitung übernehmen konnte. Im Alter von 33 J. zum Mitgliede der Staatsgesetzgebung erwählt, ward er im folgenden Jahre Rechtsanwalt, 1851 Präsident der Staatsgesetzgebung, als welcher er eine Coalition der demokratischen mit der Freibodenpartei bewirkte, wodurch die Herrschaft der Whigpartei in Massachusetts gebrochen wurde. Nachdem er 1852 zum Bundescongreß gewählt worden, wirkte er gegen die Nebraska-Bill, demnach gegen die weitere Ausbreitung der Sklaverei. Im nächsten Congreß sah er sich von der aus Anlaß jener Bill ins Leben getretenen republikanischen Partei zum Sprecher gewählt. 1857 erfolgte seine Wahl zum Gouverneur von Massachusetts, und in dieser Stellung zeichnete er sich durch administratives Geschick und strenge Redlichkeit so sehr aus, daß er noch zweimal wiedergewählt wurde. 1860 übernahm B. die Stellung eines Betriebsdirectors der Illinois-Centraleisenbahn, gab aber diese Stellung beim Ausbruch des

Bürgerkriegs auf, um in das Nationalheer zu treten. Er stieg rasch zum Divisionsgeneral, befehligte als solcher 9. Aug. 1862 in der blutigen, doch unentschiedenen Schlacht bei Cedar-Mountain in Virginien und wurde im Dec. desselben Jahres mit einem 25000 Mann starken Heere nach Neuorleans geschickt, wo er an Stelle des Generals Butler die Verwaltung des Depart. Louisiana übernahm. Im Sommer 1863 leitete er die Berennung des starkbefestigten Port-Hudson, das sich ihm 8. Juli ergab, führte dann einen siegreichen Feldzug im westl. Louisiana und occupirte im Oct. die Südwestküste von Texas. Nach seiner Rückkehr nach Neuorleans beschäftigte er sich mit der Reorganisation des Staats Louisiana, regelte durch ein Statut die Beziehungen der befreiten Sklaven zu den Pflanzern und ließ 22. Febr. 1864 von denjenigen Bürgern des Staats, welche dem Bunde den Huldigungseid leisteten, eine Wahl neuer Staatsbehörden vornehmen, wobei zum ersten mal in den Vereinigten Staaten ein geborener Deutscher zum Gouverneur erwählt ward. B. nimmt eine hervorragende Stelle unter den amerik. Staatsmännern ein und ist mehrfach als Präsidentschaftscandidat in Vorschlag gebracht worden, hat sich jedoch durch sein mildes und versöhnliches Auftreten gegen die Pflanzer in Louisiana bei seiner Partei im Norden geschadet.

Banksia, von Linné zu Ehren des berühmten engl. Reisenden und Naturforschers J. Banks benannte Gattung neuholländ. Sträucher aus der Familie der Proteaceen und der 4. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems. Die Banksien haben immergrüne, lederartige, einfache, bisweilen nadelförmige, oft filzige oder seidenhaarige Blätter und paarweise gestellte, von je drei gefärbten Deckblättern umgebene Blüten, welche walzenförmige Kätzchen bilden und eine viertheilige Blütenhülle besitzen, deren hohle Zipfel oft vier Staubbeutel einschließen. Der Griffel ist entweder so lang wie die Blume oder viel länger, weit aus ihr hervorragend. Die holzige, zweifächerige Frucht enthält viele geflügelte Samen. Die Banksien sind schon seit langer Zeit zu Zierden der Gewächshäuser geworden, in denen jetzt viele Arten cultivirt werden. Die gewöhnlichsten Arten sind: B. ericaefolia Lamk., mit nadelförmigen Blättern, B. australis R. Br., mit linealen, abgestutzten Blättern, B. speciosa R. Br., mit linealen, halbgefiederten, unterseits schneeweiß-filzigen Blättern, u. a. m. Alle verlangen Heideboden und eine sorgfältige Pflege. Sie werden durch Samen oder Stecklinge vermehrt.

Bann (mittellat. bannus, bannum; franz. ban; ital., span. und portug. bando; sämmtliche Formen entstanden aus dem goth. bandyjan) war vordem die Bezeichnung der Executivgewalt oder des Rechts eines öffentlichen Würdenträgers, bei Strafe etwas zu gebieten oder zu verbieten. Am höchsten stand der Königsbann, indem die Uebertretung eines königl. Befehls mit 60 Solidi gebüßt wurde. Den Grafen ermächtigte der B. nur zur Verhängung einer geringern Buße. Bannen bedeutete daher zunächst so viel als befehlen, auferlegen, z. B. das Erscheinen vor Gericht (bannitio, Vorladung) oder bei dem kriegerischen Aufgebote (Heerbann). Seit der Ausbildung eines eigentlichen Strafrechts sprach man von einem Blutbanne oder der Gerichtsbarkeit über Capitalverbrecher, welche anfangs dem Inhaber vom Könige oder dessen unmittelbarem Stellvertreter, dem Herzoge, verliehen sein mußte. Außerdem ist B. in dem Sinne als Friedlosigkeit mit Acht (s. d.) analog, nur daß die Acht dem weltlichen Rechte, der B. (s. Kirchenbann) dem geistlichen angehört.

Banner, Feldzeichen, um welches sich das kriegerische Aufgebot sammelt. Das Recht, die Heerestheile einzuberufen, kam nach der Reichsverfassung zur fränk. Zeit hinsichtlich der Lehnsleute den Gefolgsherren oder Senioren, hinsichtlich der Gemeinfreien den Grafen im Auftrage des Königs zu. B. bezeichnet aber auch das einzelne Contingent, welches unter einem besondern Feldzeichen sich anschloß, und so ward später das Reichsheer durch die B. der Herzoge, Grafen, Reichsstädte und derjenigen freien Herren gebildet, die mit einer größern Anzahl von Rittern und Knappen zuzogen (Bannerherren). Symbol des Oberbefehls war das Reichspanier, früher in Wimpelform mit dem Bilde des Erzengels Michael, aber schon seit dem 12. Jahrh. mit dem Adler, wenn auch noch nicht in der spätern heraldischen Gestalt, welches dem Kaiser durch einen Fürsten vorgetragen wurde. Das Recht zum Vorstreite bezeichnete die Sturmfahne, welche insgemein die Schwaben, zwischen Rhein und Weser die Grafen von Arnsberg, jenseit des Rheins der Herzog von Lothringen führten. Nachdem die allgemeine Aufnahme der Feuerwaffen und die Umwandlung der Reichs- und Gesellschaftsverfassung zur allmählichen Ersetzung der Feudalmiliz durch Soldtruppen unter im neuern Sinne militärischen Befehlshabern geführt hatte, verlor das B. seine ursprüngliche Bedeutung, und die Fahne trat an seine Stelle. Nichtsdestoweniger bildete das Recht zur Führung des Reichsbanners, seitdem der Plan, für den im Westfälischen Frieden restituirten Kurfürsten von der Pfalz ein Reichserz-

bannermeisteramt zu stiften, besonders an Würtembergs Widerspruch gescheitert war, eins von den nichtigen Streitobjecten, welches die Würdenträger des seinem Zwecke entfremdeten Reichs immer von neuem hervorzogen. — Auch in der Schweiz hieß das Feldzeichen B., der Träger Bannerherr, und das Bannerherrenamt wurde in den Cantonen zur hohen Ehrenstelle. — Der Deutsche Befreiungskrieg brachte wieder die Benennung B. für Freiwilligencorps und deren Abtheilungen in vorübergehende Aufnahme. «B. der freiwilligen Sachsen» nannte sich die nach der Schlacht bei Leipzig unter dem russ. Gouvernement gegen die Franzosen ausgerüstete Schar, welche jedoch schon 1814 wieder auseinanderging. Die Worte Banner, Panier sind beide zunächst aus der franz. Form bannière entstanden, welche ebenso wie das ital. bandiera und span. bandera im frühern Mittelalter aus dem goth. bandva, d. i. Zeichen, abgeleitet worden ist. Mit dem Worte Fahne (goth. fana, althochdeutsch fano) steht B. etymologisch in gar keinem Zusammenhange.

Bannrechte sind Befugnisse, deren Inhaber gewisse Verpflichtete nöthigen kann, bestimmte Bedürfnisse ausschließlich oder vorzugsweise durch ihn befriedigen zu lassen, wol gar ein bestimmtes Maß ihres präsumtiven Bedarfs bei ihm selbst dann zu erheben, wenn ihr Bedarf auch nicht die Höhe jenes Maßes erreicht. Sie waren den Römern unbekannt, und wurden von den Juristen, obwol nicht ganz richtig, als deutsch-rechtliche Servituten bezeichnet. Die B. sind directe, wenn auch in der Regel räumlich begrenzte Monopole. Sie entsprangen aus der allgemeinen Gewohnheit des Mittelalters, das Factum zum Recht zu machen. War z. B. eine Mühle lange Zeit die einzige in einer Gegend gewesen, so erlangte sie, besonders wenn ihr Besitzer sonst Gewalt hatte, etwa der Grundherr war, das Recht, ihre Mahlgäste zu Mahlpflichtigen zu machen, die entweder ihr ganzes Korn oder doch so viel wie früher bei ihr mahlen lassen mußten, wenn auch zehn neue Mühlen in der Umgegend entstanden waren. Neben dem Mühlzwang gab es auch namentlich einen Bierzwang, den meist die Städte übten. Nicht minder erhielten die Zünfte ihre B., sofern es den Bewohnern einer Stadt nicht gestattet ward, auswärts Zunftartikel fertigen zu lassen. Auch vieles andere, bis auf das Musikhalten, Schweineschneiden, Abdecken und Lumpensammeln, ward Gegenstand von B. Die B. haben den Nachtheil der Monopole überhaupt. Sie beeinträchtigen die persönliche Freiheit zu Gunsten einzelner, nicht des Ganzen. Sie ersticken den Wetteifer und nähren in dem Berechtigten eine bequeme Trägheit, bei der jeder Fortschritt wegfällt. Auch tragen sie zur Nahrungslosigkeit bei, sofern sie viele abhalten, sich dem durch das B. in wenige Hände gebrachten Geschäft zu widmen. Die völlige Auflösung dieses Verhältnisses ist daher auch in den Staaten, wo noch keine Gewerbefreiheit grundsätzlich besteht, in neuerer Zeit angebahnt worden, meist im Wege der Ablösung.

Baños, d. i. Bäder, heißen in Spanien sowie in den ehemaligen und den gegenwärtigen span. Colonien eine Menge Ortschaften, von denen jedoch die meisten keine Mineralquellen oder Bäder haben. Am berühmtesten ist B. de Bejar, ein Dorf und Badeort mit 1420 E. in der span. Provinz Cáceres, nahe der Nordgrenze von Estremadura. Der Ort liegt überaus malerisch und anmuthig im Thale des Ambros, am Eingange einer engen, felsigen und reichbewaldeten Schlucht, und hat alkalische Schwefelquellen von 34° R. Das Thal des Ambros, der in den Alagon fließt, ist mit Olivenhainen erfüllt, die Bergabhänge mit Weinreben, weiter hinauf mit Kastanienwaldung bedeckt. Der Ort kommt schon im Mittelalter unter dem Namen Balneos vor. Bei demselben besiegte Ney 1809 die Lusitanische Legion unter Wilson.

Bantam (d. i. widerspenstig), eine Residentschaft der niederländ. Insel Java, die deren Westecke umfaßt und (1857) auf 183 Q.-M. 577107 E. zählt. Die Küste ist im N. flach und sehr ungesund, im W., an der Sundastraße, bergig und von vielen Klippen besetzt, im S. meist wüste und klippig. Das Binnenland steigt im Gunong-Karang bis 5839 F. hoch. Die Eingeborenen zeichnen sich durch Hartnäckigkeit aus, aber auch durch größere Betriebsamkeit als ihre Landsleute. Neben Reisbau treiben sie Viehzucht zur Ausfuhr von Büffeln und Ziegen. Auch fertigen sie gröbere Baumwollzeuge, die einen Theil des Binnenhandels ausmachen, gesuchtes Ananasgarn, irdenes Geschirr, Matten u. s. w. Den Fischfang und das Sammeln von eßbaren Vogelnestern betreiben 2000 Hausstände mit 700 Fahrzeugen. Außer Reis werden auch Kokospalmen, Kaffee, Zimmt und Pfeffer cultivirt. Der Haupthafen ist Anjer (s. d.). Die Hauptstadt Ceram oder Serang (Sirang), Sitz des Residenten, in hoher Lage an dem Kreuzungspunkte der Hauptstraßen des Landes, hat eine kleine Besatzung. 3 M. im N. von ihr liegt die ehemalige Hauptstadt B. an der Bantambucht der Nordküste, 9½ M. im W. von Batavia. Der Ort ist wegen der ungesunden Luft verödet und verfallen, obschon der Hafen, wie der von Anjer, 1858 dem auswärtigen Handel eröffnet wurde. B.

war seit dem Anfang des 15. Jahrh. ein mohammed. Reich, zu welchem lange Zeit die südl. Ecke von Sumatra und die Westküste von Borneo gehörten, und das durch Beherrschung der Sundastraße große Bedeutung hatte. 1595 legten die Holländer unter Houtmann, nach Verdrängung der Portugiesen, die erste Niederlassung zu B. an, und ebendaselbst gründete im Anfang des 17. Jahrh. die Ostindische Compagnie der Briten eine Factorei, welche 1669 die erste Theeladung nach England schickte. Die Engländer wurden jedoch 1680 von den Holländern vertrieben. Damals war die Stadt B. der vornehmste Handelsplatz im Ostindischen Archipel, der Hauptstapel des Pfeffers von Java, der Muskaten und Gewürznellen von Ternate und Banda. Der mohammed. Sultan wurde 1683 niederländ. Vasall. Im Anfang des 19. Jahrh. nahmen die Niederländer sein Reich in unmittelbaren Besitz.

Banz, Schloß nebst Herrschaft im bair. Kreise Oberfranken, im Bezirk und 1 St. südwestlich von Lichtenfels, in einer herrlichen, noch durch Anlagen verschönerten Gegend am Main gelegen, war ursprünglich eine Benedictinerabtei, die um 1058 von Alberada, Gemahlin Albert's von Babenberg, gestiftet wurde, sich aber erst seit dem 12. Jahrh., unter fortwährenden Reibungen und Streitigkeiten mit ihren Schutzvögten und Lehnsherren (Bamberger Hochstift), allmählich hob und endlich im 14. Jahrh. unter Abt Konrad III. von Redwitz zur Blüte gelangte. Im Bauernkriege wurden 1525 die Conventualen vertrieben und die Gebäude zerstört. Erst dem 1529 gewählten Abte Alexander von Rothenhan gelang es, wieder Conventualen zu sammeln und das Stift zu reorganisiren. Durch ihn wurde die Bibliothek und eine gelehrte Schule begründet, die sehr bald in Aufnahme kam. Doch nach seinem Tode erfolgte wieder eine gänzliche Auflösung, indem die Mehrzahl der Conventualen sich der Reformation zuwendete, bis der Abt Johann Burchard 1575 gleichsam der zweite Stifter der Abtei wurde, die nun unter ihm sowie unter seinem Nachfolger Thomas Bach wieder in glänzende Verhältnisse kam. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte alles von neuem. Oxenstierna schenkte die Abtei nebst ihren Besitzungen dem Markgrafen Georg von Baireuth, der sie jedoch später den zurückkehrenden Conventualen wieder abtrat. Von den spätern Aebten ist insbesondere Gregor Stumm zu nennen, der die Bibliothek wiederherstellte und ein Münz-, Kunst- und Naturaliencabinet begründete. Der letzte Abt war Gallus Dennerlein; unter ihm wurde 1802 das Stift aufgehoben. Die Bibliothek kam nach Bamberg, das Münzcabinet nach München; das Naturaliencabinet, das besonders reich an Petrefacten aus der Umgegend ist, verblieb zu B. Die Abtei, welche gegenwärtig für das schönste der fränk. Schlösser gilt, kaufte nebst den zunächstgelegenen Gütern der Herzog Wilhelm von Baiern, der die Besitzung zu seiner Sommerresidenz wählte und 1837 auf seinen Enkel, den Herzog Maximilian, vererbte. In der schönen Kirche zu B. ist das Denkmal des Marschalls Berthier. Am andern Ufer des Main liegt der besuchte Wallfahrtsort Vierzehnheiligen (s. d.). Vgl. Sprenger, «Diplomatische Geschichte der Benedictinerabtei B.» (Nürnb. 1803); Oesterreicher, «Geschichte der Herrschaft B.» (Bamb. 1833); Theodori, «Geschichte und Beschreibung des Schlosses B.» (2. Aufl., Münch. 1857).

Baobab, s. Affenbrotbaum.

Baphömet, ein nicht aufklärbares Symbol der Tempelherren (s. d.), das man schon in frühern Zeiten für den entstellten Namen Mohammed hielt, indem man die Glieder des Ordens einer Hinneigung zum Islam beschuldigte. Nach Hammer's Ansicht in den «Fundgruben des Orients» (Bd. 6) sind die in mehrern Alterthümersammlungen sich vorfindenden Symbole dieser Art von Stein, mannweiblich mit zwei Köpfen oder zwei Gesichtern, übrigens von weiblicher Bildung, größtentheils mit Schlangen, Sonne und Mond und andern Attributen umgeben und mit meist arab. Inschriften versehen. Der Name B. soll hiernach so viel als Feuertaufe oder gnostische Taufe bedeuten.

Baptisia, eine von Ventenat benannte Pflanzengattung aus der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Schmetterlingsblütler, deren Arten in Nordamerika wachsen. Es sind perennirende Stauden mit dreizähligen, selten einfachen Blättern, einzelnen, in den Blattwinkeln stehenden oder in endständige Trauben gestellten Blüten und aufgeblasenen, kurzgestielten, mehrsamigen Hülsen. Eine Art, B. australis Rob. Br., von Ventenat zu Podalyria gerechnet, mit kahlen, saftvollen Stengeln, dreizähligen Blättern und langen Trauben großer, blauer Blumen, ist eine beliebte Zierpflanze der Gärten geworden, wo sie auf kräftigem Boden ohne besondere Pflege gedeiht und gleich andern, ebenfalls im Freien aushaltenden Arten (z. B. B. alba, mit weißen Trauben, B. lanceolata und tinctoria, mit gelben Trauben) durch Zertheilung der Wurzelstöcke leicht vermehrt werden kann. Die Blätter der B. alba enthalten einen blauen Farbestoff.

Baptisten, d. h. Täufer (vom griech. baptizein, taufen), nennt sich eine vielverzweigte christl. Sekte der neuern und neuesten Zeit, welche die in den großen christl. Kirchengemeinschaften übliche Taufe als ungültig verwirft und, im Gegensatze zu jenen, allein die wahre schriftgemäße Taufe zu haben behauptet. Mit den deutschen Wiedertäufern (s. d.) der Reformationszeit stehen sie ebenso wenig wie mit den Mennoniten oder Taufgesinnten (s. d.) in einem äußern Zusammenhang, obwol sich eine innere Verwandtschaft mit den erstern gar nicht verkennen läßt und namentlich in der neuesten Entwickelung des Baptismus immer unverhohlener zu Tage tritt. Dagegen hat sich in demselben Maße, als bei den «Neutäufern» die ältern anabaptistischen Anschauungen wieder zum Vorschein kommen, die wesentliche Verschiedenheit derselben von den Mennoniten immer allseitiger herausgestellt.

Eine allgemeine Charakteristik des Baptismus ist bei dem unaufhörlichen Auftauchen immer neuer Gestalten desselben schwierig, ja fast unmöglich. Die Verwerfung der Kindertaufe, als nicht begründet in Heiliger Schrift, ist nichts den B. Eigenthümliches. Die Forderung, die Taufe nicht durch Besprengung, sondern durch Untertauchen in fließendes Wasser zu vollziehen, war wenigstens nicht von vornherein allen baptistischen Parteien gemeinsam und wird noch jetzt von einem Theile der amerik. B. nicht anerkannt. Die Gewohnheit, solche, die zu der Sekte übertreten, noch einmal zu taufen, scheint dagegen bei allen B. (im Unterschiede von den Mennoniten) sich vorzufinden, daher sie nach kirchlicher Anschauung allerdings wirkliche Wiedertäufer sind, obwol sie ebenso wie die Wiedertäufer der Reformationszeit diesen Namen von sich ablehnen und alle, die nicht nach ihrem Ritus getauft sind, überhaupt als Ungetaufte betrachten. Zur leichtern Uebersicht kann man den ältern und den neuern Baptismus unterscheiden. Der erstere hat seinen Ursprung in England genommen und behauptet, in ununterbrochener Tradition die von der alten brit. Kirche und nachmals bis auf Wicliffe im geheimen fortgepflanzten Grundsätze der apostolischen Zeit bewahrt zu haben. Geschichtlich nachweisbar sind jedoch die Anfänge des engl. Baptismus erst seit 1618, da die unter Heinrich VIII. und Elisabeth nach England gekommenen und grausam verfolgten holländ. Wiedertäufer schwerlich als die Stammväter der engl. B. betrachtet werden können. Vielmehr sind dieselben, höchstens angeregt durch jene ältern Vorgänger, als eine vorgeschrittene Reformpartei aus den engl. Puritanern und Independenten hervorgegangen. Jedenfalls ist der ältere Baptismus seiner Grundrichtung wie seinem Entwickelungsgange nach ein national-engl. Gewächs. Er theilt mit den übrigen Denominationen des engl. Protestantismus das vorherrschend reformirte Gepräge und bildet nur das der engl. Orthodoxie überhaupt eigenthümliche starre Festhalten des Bibelbuchstabens, namentlich auch die Vermischung der Unterschiede zwischen Altem und Neuem Testament, bis zum Extrem aus. Einzelne aus dem Zusammenhange gerissene, meist misverstandene Bibelstellen werden in kleinlich einseitiger Weise in den Vordergrund des religiösen Bewußtseins geschoben und als Anlaß zu immer neuen Sektengestalten benutzt. Im Zusammenhange hiermit steht die Geringschätzung der theol. Wissenschaft, deren ernstere Pflege einen solchen dilettantischen Bibelgebrauch nicht aufkommen lassen würde, und der in neuerer Zeit immer entschiedener hervortretende pietistische Widerwille gegen jede feste äußere Glaubensnorm als eine Beeinträchtigung des allgemeinen Priesterthums und der freien Schriftforschung aller Gläubigen. Infolge dieses, allen Formen des Baptismus gemeinsamen religiösen Subjectivismus, der am Bibelbuchstaben nur eine scheinbare Schranke seiner Willkür findet, ist Lehre und Sitte der B. fortwährend im Flusse begriffen, und namentlich in dem an religiösen Absonderlichkeiten überreichen Amerika kommen fast jedes Jahr neue baptistische Sektengestalten zum Vorschein. Die erste baptistische Gemeinde in England wurde 1633 gegründet. Schon sechs Jahre später verpflanzte Roger Williams den Baptismus nach Amerika und stiftete dort den kleinen Staat Rhode-Island, der von Haus aus baptistisch gestaltet wurde. In England nach vorübergehender Duldung durch Cromwell als eifrige Revolutionäre verfolgt, wurden sie erst unter Wilhelm III. zugleich mit den übrigen Dissenters in die Toleranzacte von 1689 mit einbegriffen. Sie genießen seitdem gleiche Rechte mit den Congregationalisten und Presbyterianern. In Amerika blieben sie lange Zeit hindurch fast nur auf Rhode-Island beschränkt und zählten noch 1707 erst 17 Gemeinden. Erst seit dem Unabhängigkeitskriege, an dem sie mit besonderm Eifer sich betheiligten, erfolgten massenhafte Uebertritte zu ihrer Gemeinschaft, sodaß sie jetzt, nächst den Methodisten, die zahlreichste prot. Denomination in Nordamerika bilden.

Die innere Entwickelung des Baptismus spiegelt die verschiedenen in der episkopalen und presbyterianischen Kirche Englands hervorgetretenen Richtungen in der Form von ebenso viel selbständigen baptistischen Sekten ab. Die beiden Hauptparteien, welche bis in die Ursprünge

des engl. Baptismus hinaufreichen, sind die Particular-Baptists und die General-Baptists (Universal-Baptists oder Free-Will-Baptists, auch arminianische B. genannt), von denen die erstern an der calvin. Prädestinationslehre festhalten, die letztern dieselbe ebenso wie die Arminianer (s. d.) verwerfen. Erstere sind bei weitem die zahlreichern. In England bilden sie 12—1300, in Amerika an 8000 Gemeinden, während die Free-Will-Baptists in England nur 120, in Amerika gegen 1100 Gemeinden zählen sollen. Unter den Free-Will-Baptists haben ebenso wie unter den Arminianern liberale theol. Meinungen Eingang gefunden, und die Unitarier oder Antitrinitarier (s. d.) pflegen dieselben den Anhängern ihrer Grundsätze zuzuzählen; auch die pietistische Abneigung gegen die wissenschaftliche Theologie ist bei den Universalbaptisten längst überwunden. Dafür trennte sich aber 1770 der orthodoxere Theil und bildete als General-Baptists-New-Connexion eine selbständige Kirchengemeinschaft mit einem eigenen, 1798 gegründeten theol. Seminar (Evangelical academy), jetzt zu Loughborough. Auch die Particularbaptisten haben jetzt viel von der alten Schroffheit aufgegeben und besitzen blühende theol. Schulen und einige namhafte Gelehrte. Früher verwarfen diese B. jede Betheiligung des Christen an Staatsämtern und Kriegsdiensten, doch sind sie längst davon zurückgekommen; auch in ihren gottesdienstlichen Einrichtungen unterscheiden sie sich seit der Einführung des Kirchengesangs in nichts von den Presbyterianern. Dafür haben aber nach und nach eine ganze Menge kleiner Parteien sich ausgeschieden, in welchen die ganze Schroffheit des altbaptistischen Buchstabenwesens zum Ausdrucke kommt. Dahin gehören die Sabbatarier oder Seventh-Day-Baptists, 1665 von Franz Bompfield gestiftet, welche statt des Sonntags den Sonnabend feiern, und die Tunker, welche nur das Untertauchen der Täuflinge in einen Fluß oder Teich für schriftgemäß halten und daher selbst die an Erwachsenen vollzogene Taufe, wenn sie nur durch Besprengung erfolgte, wiederholen. Namentlich die letztere Partei, welche in Nordamerika über 50 Gemeinden zählt und sich für Ausbreitung ihrer Grundsätze sehr eifrig zeigt, hat die geistesbeschränkte Bibliolatrie, verbunden mit pietistischer Weltflucht, aufs äußerste getrieben. Dem Bibelbuchstaben gehorsam, ziehen sie in apostolischer Tracht, in groben Röcken ohne Knöpfe, umher und fordern von den «Vollkommenen» die Enthaltung von allen «weltförmigen» Genüssen oder Beschäftigungen. Außer der Taufe und dem Abendmahl, das sie nachts als Abschluß ihrer Liebesmahle feiern, betrachten sie die Fußwaschung, die letzte Oelung und den Bruderkuß als Sakramente. Die Anhänger des Tunkerthums rekrutiren sich fast nur aus den ungebildeten Klassen. Den Tunkers nahe verwandt sind die Pryßlianer (von Konrad Pryßel, einem Deutschen, 1724 gestiftet), welche ebenfalls den Sabbat feiern, von den «Vollkommenen» die Ehelosigkeit fordern und zu Neu-Ephrata am Flusse Cocaldio ein großes Wiedertäuferkloster errichtet haben. Ferner sind zu nennen die Hard-Shell-Baptists, eine Fraction der Particularbaptisten, welche alle kirchlichen Vereine, Missionen, Tractatgesellschaften u. s. w. verwerfen, weil dies dem göttlichen Rathschluß mit menschlichem Vorwitz vorgreifen heiße, und die von einem Müllerknecht Albrecht 1803 gestifteten Jumpers (Springer), eine Mischung von B. und Methodisten, welche ihren Namen von den heftigen Zuckungen der methodistischen Wiedergeburt haben und sich ihrer vollkommenen Sündlosigkeit rühmen. Wiederum benutzen andere Parteien den Bibelbuchstaben, um sich das Joch der reformirten Orthodoxie möglichst zu erleichtern. So die Reformed-Baptists oder «Jünger Christi», nach ihrem Stifter auch Campbelliten genannt, welche nichts als Glaubensvorschrift anerkennen, wofür sich nicht ein ausdrückliches «So spricht der Herr» anführen läßt, und statt jedes Bekenntnisses nur die Taufe fordern zur Sündenvergebung und Wiedergeburt. Ferner die sehr zahlreichen, aus B. und Presbyterianern hervorgegangenen «Christen» (Christian-Connexion), welche die Lehren von der Dreieinigkeit, Hölle und Teufel, die Fest- und Sonntage als schriftwidrig verwerfen, weder in der Taufe noch in der Ehe eine göttliche Anordnung sehen und allen Gemeindegenossen das Predigen gestatten. Endlich die Six-Principles-Baptists, welche ihr Glaubensbekenntniß in den Hebräer 6, 1. 2 aufgeführten sechs Punkten ausgesprochen finden.

Die Gesammtzahl der amerik. B. mag an 6 Mill. betragen. Die Kirchenverfassung ist bei allen die congregationalistische oder independentische, nach welcher jede Einzelgemeinde vollkommen souverän ist und nur zu freien Berathungen mit den andern, dem Bunde angehörigen Gemeinden zeitweilig die Bundesversammlungen beschickt. Kommt es auf den Bundesversammlungen zu wichtigern Meinungsverschiedenheiten, so wird die Minorität in den Bann gethan und bildet eine neue Sekte. Als Gegengewicht gegen die allem Independentismus eigene Richtung auf fortwährende Sektenzersplitterung sind indeß gerade von den B. in England erfolgreiche Bestrebungen

ausgegangen, die Gläubigen der verschiedensten Denominationen zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. So wurde schon 1813 in England die Baptist-Union gegründet, um alle Particular- und Universalbaptisten, welche sich zu den gewöhnlich so bezeichneten evang. Glaubensartikeln bekennen, zu gegenseitigem brüderlichen Verkehr und zu gemeinsamer Arbeit an der «Förderung des göttlichen Reichs» zu vereinigen. Eine ähnliche, nur noch umfassendere Tendenz hat die hauptsächlich unter baptistischer Anregung entstandene Evangelical-Alliance, welche auf Grund von neun Artikeln die «Kinder Gottes» aller evang. Denominationen umfassen will und sich neuerdings auch über Deutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz und die Niederlande ausgebreitet hat. Abgesehen von jener kleinen, bereits erwähnten Fraction, haben die engl. und amerik. B. für Unterdrückung des Sklavenhandels, äußere und innere Mission, Bibelverbreitung u. s. w. von jeher einen besonders regen Eifer an den Tag gelegt, und selbst unter den Genossen einer und derselben Denomination bilden jene christlichen Liebeswerke, welche man als Arbeit für das Reich Gottes zu bezeichnen pflegt, das vornehmste Bindemittel. In dem Maße, als in allen diesen Kreisen auf die persönliche Gläubigkeit oder auf die «Kindschaft bei Gott» (freilich in dem bestimmten, durch die neun Artikel der Allianz am deutlichsten bezeichneten Sinne) Gewicht gelegt wird, hat sich die kirchliche Engherzigkeit des ältern Baptismus bedeutend gemildert, und namentlich unter dem Einflusse Robert Hall's, eines der angesehensten Theologen der Particularbaptisten, hat neuerdings die Abendmahlsgemeinschaft mit gläubigen Gliedern anderer Kirchengemeinschaften (open communion) bei einem großen Theile der B. Eingang gefunden. Freilich ist diese offene Communion einer der Hauptstreitpunkte zwischen dem ältern angloamerik. Baptismus und den namentlich von Deutschland ausgegangenen Neutäufern, welche auf der geschlossenen Abendmahlsfeier (strict oder close communion) bestehen, damit nicht die durch die baptistische Taufpraxis ausgeschlossenen Weltkinder durch das Abendmahl in die Gemeinde der Heiligen hineinkommen.

Diese neutäuferische Richtung ist überhaupt sehr sorgfältig von dem ältern Baptismus zu scheiden. Sie ist ein Kind der jüngsten Vergangenheit und hauptsächlich aus der kirchlichen Reactionsstimmung der funfziger Jahre hervorgegangen. Ihre Heimat ist Deutschland, und zwar fast mehr noch das lutherische als das reformirte, namentlich aber die schon längst pietistisch erregten Gegenden Westfalen, das Wupperthal und einzelne Striche von Hannover, Kurhessen, Nassau, Schleswig und Ostpreußen. Die erste Baptistengemeinde in Deutschland wurde 1834 von dem Kaufmann Onken gegründet, der sich mit einigen ihm verbundenen «Bibellesern» von der Verwerflichkeit der Kindertaufe überzeugt hatte und von einem zufällig nach Hamburg gekommenen amerik. B. die «Taufe» erhielt. Aber erst seit dem großen Reactionsjahre 1851 begann der Baptismus sich weiter zu verbreiten. Altluth. Separatistengemeinden und pietistische Conventikel, wie der 1850 zu Elberfeld gegründete Brüderverein, schieden immer aufs neue baptistische Gemeindlein aus sich aus, welche durch ihre unermüdlich thätigen «Missionare» neue Anhänger um sich scharten. Einzelne Geistliche der Landeskirche traten zu ihnen über. Vornehmlich fanden sie jedoch Anklang unter den niedern, der theol. Wissenschaft unzugänglichen Volksklassen. Die meisten deutschen Baptistenmissionare sind aus dem Handwerkerstande, Bürstenbinder, Schlosser, Maurer, Schreiner, Schneider und Schuster, welche kraft des allgemeinen Priesterthums predigen, taufen und das Abendmahl reichen und durch Bibel- und Tractatvertheilung, Jünglingsvereine, Sonntagsschulen und erbauliches Bibellesen gerade unter dem religiös erregbaren Theile ihrer Standesgenossen zahlreiche Anhänger werben. Der Grundzug dieses deutschen Baptismus ist der Gegensatz gegen die «Allerweltskirche», in welcher Wiedergeborene und Unwiedergeborene unterschiedslos durcheinandergewürfelt sind, gegen die polizeilich privilegirte Staatskirche, welche von ihnen als Babel bezeichnet wird. Dafür wollen sie die sichtbare Gemeinde der Heiligen bilden, in welche nur Gläubige oder «Kinder Gottes» aufgenommen werden. Aus diesem Grunde vornehmlich verwerfen sie die Kindertaufe und taufen keinen, von dessen persönlicher Gläubigkeit sie sich nicht, soweit es Menschen möglich ist, durch sorgfältige Prüfung überzeugt haben. Obwol sie nicht leugnen, daß auch außerhalb ihres Bundes Gläubige anzutreffen seien, so betrachten sie doch sich selbst als das auserwählte Volk Gottes, als die auch leiblich sichtbare Gottesgemeinde, und einige von ihnen gehen, wie die amerik. Jumpers, so weit, sich ihrer vollkommenen Sündlosigkeit zu rühmen. Für eine ihrer Hauptaufgaben halten sie es daher, die Landeskirchen von allen gläubigen Gliedern nach und nach zu entleeren, damit jene dann völlig als Werk des Teufels offenbar werden. Schon ihr officieller Name Gemeinde der getauften Christen und die Unterscheidung zwischen «Christen» und «Welt» oder gar zwischen Christen und Gottlosen, womit sie ihren Gegensatz zur Staatskirche andeuten wollen,

beweist, daß der Mittelpunkt dieses Neubaptismus nicht die Taufe, sondern der pietistisch-independentistische Kirchenbegriff ist, welcher die «Kirche oder die Gemeinde Gottes» als die Summe aller gläubigen Individuen faßt. In dieser Beziehung erscheinen diese deutschen B. als die Geistesverwandten einer Reihe von altchristlichen Separatistenvereinen, der Montanisten, Novatianer, Donatisten u. a., und schließen sich aufs engste den ältern Wiedertäufern der Reformationszeit an. Mit den letztern haben sie auch die aggressive Tendenz gegen die Landeskirchen gemein, welche sich oft in heftigen Ausbrüchen Luft macht, und den zudringlichen Bekehrungseifer, welcher sie fortwährend mit der Polizei in Conflict bringt.

Zur Abwehr dieser Separationsbestrebungen hat sich das orthodoxe Lutherthum genöthigt gesehen, den Begriff der Kirche als göttliche Institution, den priesterlichen Beruf des Gnadenmittelamtes und die «objective» Wirksamkeit der Sakramente unter bedenklicher Annäherung an die röm. Kirche zu betonen, während der luth. Pietismus ebenso wie die reformirte Orthodoxie sich gegenüber dem Baptismus, der nur die Consequenzen ihrer eigenen Lehre zog, wehrlos gezeigt hat. Desto eifriger zeigte sich namentlich in luth. Ländern die Staatsgewalt, die B. zu verfolgen. In Mecklenburg wurden sie mit Geldstrafen belegt, ins Gefängniß geworfen und mit Gensdarmen über die Grenze gebracht, in Schaumburg-Lippe die Theilnahme an baptistischen Versammlungen mit 1—2 Monaten, geistliche Amtshandlungen mit 6 Monaten Kerker bestraft. Aehnliches geschah in Preußen, Kurhessen und Nassau. Während von allen Seiten Nachrichten einliefen von nächtlichen Flußtaufen bei Mondenschein, von Laienpredigten und Abendmahlsfeiern, bei welchen die Theilnehmer sich gegenseitig das Sakrament reichten, ließen die Behörden die baptistischen Versammlungen schließen und auseinanderjagen, baptistischen Aeltern ihre Kinder gewaltsam entreißen und zum Taufbecken tragen. Stahl in Berlin fand diese Verfolgungsmaßregeln vollkommen in der Ordnung. Seit 1854 nahm sich die Evangelische Allianz der Gequälten an und erwirkte von König Friedrich Wilhelm IV. die Zusage milderer Behandlung. Wirkliche Duldung ist ihnen aber in Preußen erst seit der Regentschaft (1858) zutheil geworden, und seitdem hat man sich auch in Kurhessen und anderwärts zu einem mildern Verfahren bequemt. Trotz aller Verfolgungen durch die Staatsgewalt nahm indeß der Anhang der Täuferei immer mehr zu. 1854 wurde die Anzahl der B. auf ungefähr 5000 angegeben, sechs Jahre später schon auf nahe an 8000. 1862 zählten sie 47 Gemeinden in Deutschland und im ganzen ungefähr 760 «Stationen» auf dem europ. Continent. In Deutschland sind, außer Westfalen und dem Wupperthal, Hamburg, Schleswig, Berlin, Memel, Tilsit, Hildesheim, Eimbeck, Marburg die wichtigsten Missionsplätze. Hauptmittelpunkt ist noch immer die hamburger Gemeinde unter Onken's Leitung, welche 1858 über 500 Mitglieder zählte. In Hamburg versammelt sich auch alle drei Jahre die Bundesconferenz der deutschen Vereinigung. Dieselbe zerfällt wieder in vier kleinere Kreise, die preuß. Vereinigung, welche 1861 zu Templin ihre Conferenz hielt, die nordwestliche, mitteldeutsche und süddeutsche. Die berliner Gemeinde unter dem Prediger Lehmann trägt mehr den ältern angloamerik. Charakter. In Westfalen und dem Wupperthale sind Köbner in Elberfeld, Rauschenbusch und Ringsdorf die namhaftesten Führer. Mit der süddeutschen Vereinigung stehen die schweizerischen B. in Verbindung, deren Mittelpunkt, wie zu Zwingli's Zeiten, Zürich ist. Dagegen wird die Mission in Dänemark und Schweden von Hamburg aus geleitet. In Schweden rekrutirt sich der Baptismus besonders aus den schon seit 1850 aus der Landeskirche massenhaft ausgetretenen Läsaren (s. d.). Während in Schweden die baptistische Propaganda noch fortwährend Boden gewinnt, scheint sie in Deutschland und Dänemark vorderhand wenigstens ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Mit dem engl. und amerik. Baptismus steht der deutsche, trotz der ursprünglich verschiedenen Grundstimmung, in engem Verkehr, und namentlich jenseit des Oceans hat letzterer den Charakter einer schwärmerisch-reformatorischen Richtung innerhalb der ältern baptistischen Gemeinschaften angenommen, denen er den Vorwurf macht, daß sie den Bund mit Gott vielfach nicht innegehalten und die Weltlichkeit wiedereingeführt hätten in die Gemeinde der Heiligen. Umgekehrt scheint aber auch der engl. und amerik. Einfluß hier und da auf die deutschen B. ermäßigend einzuwirken. Mit den Mennoniten, welche «alle besprengen», wollen die B., und zumal die deutschen, nichts zu schaffen haben: sie gehören ihnen gar nicht zu dem getauften Gottesvolk, sondern haben es ebenso wie die Lutheraner und Reformirten nur zu einer «babelhaften» Allerweltskirche gebracht.

Baptisterium oder **Taufhaus** hieß im Mittelalter ein Gebäude, in welchem der Taufact vollzogen wurde. Die Baptisterien wurden ursprünglich getrennt von den Kirchen, zunächst

jedoch, da anfänglich nur die Bischöfe dieses Sakrament verwalten durften, nur bei den Kathedralen errichtet. Gewöhnlich war ihre Grundform rund oder achteckig, wie auch die namentlich in Italien noch erhaltenen Bauwerke dieser Art (zu Parma, Pisa, Ravenna, Florenz u. s. w.) beweisen. In der Mitte der regelmäßig Johannes dem Täufer gewidmeten Taufhäuser befand sich der Wasserbehälter, an dessen Stelle später der Taufstein trat. Die Baptisterien waren sehr umfänglich, weil wegen der seltenen Taufzeiten (anfangs nur zu Ostern und Pfingsten) eine Menge Täuflinge zusammenkamen. Später wurde der Taufort in den Eingang der Kirche und endlich in die Kirche selbst verlegt.

Bar heißen mehrere Städte in Frankreich. — Bar-le-Duc oder Bar-sur-Ornain, die Hauptstadt des Depart. Maas, wie ehemals des Herzogthums Bar, an dem Marnezufluß Ornain und an der Ostbahn (Paris-Strasburg) gelegen, ist Sitz eines Civil- und eines Handelsgerichts, hat ein kaiserl. Lyceum, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater und eine Ackerbaugesellschaft. Die Stadt zählt 14920 E., die Kattun-, Strumpf-, Woll-, Hut- und Lederfabriken sowie Gießereien, Brauereien und große Baumwollspinnereien unterhalten. Auch bereitet man hier ausgezeichnete Confituren, die einen Handelsartikel abgeben. In der Nähe befinden sich Hüttenwerke. — Bar-sur-Aube, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Aube, am rechten Ufer der Aube und an der Ostbahn (Paris-Mühlhausen) in der Champagne gelegen, hat ein Civiltribunal, ein Communalcollége und 4727 E., die Weinbau, Gerberei, Baumwollweberei, Brauerei und lebhaften Wein-, Branntwein-, Essig-, Hanf-, Woll- und Holzhandel treiben. Am 24. Jan. 1814 lieferten unweit B. die Verbündeten dem Marschall Mortier ein Gefecht, infolge dessen letzterer zur Fortsetzung seines Rückzugs gezwungen war. Ein noch bedeutenderes Gefecht fand hier im Febr. 1814 statt. Nachdem die Verbündeten seit dem 23. Febr. von Troyes aus eine rückgängige Bewegung gemacht, sammelte Napoleon seine Hauptmacht bei Mery, um der schles. Armee nach der Marne zu folgen und Blücher vereinzelt zu schlagen. Mehrere seiner Corps, unter Macdonald's Oberbefehl, erhielten den Auftrag, unterdessen die verbündete Hauptarmee lebhaft zu verfolgen. Als jedoch der Plan Napoleon's sichtbar ward und die Nachricht einging, daß Blücher glücklich die Aube passirt, beschlossen die Verbündeten, ihren Rückzug aufzugeben. Während Napoleon 27. Febr. gegen die schles. Armee aufbrach, ließ Schwarzenberg am Morgen desselben Tages das von Macdonald nach B. vorgeschobene, durch Oudinot befehligte franz. Corps angreifen. Nach mehrern hitzigen Gefechten mußte am späten Nachmittage Oudinot weichen, womit auch Macdonald seine Stellung zu Malepin nicht halten konnte. Wiewol die Verbündeten ihren Sieg nicht energisch verfolgten, war doch, zum großen Nachtheile Napoleon's, hiermit die Offensive wieder eröffnet. — Bar-sur-Seine, Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Aube, am linken Ufer der Seine, über welche eine schöne steinerne Brücke führt, hat 2770 E., ein Communalcollége und eine Ackerbaugesellschaft. Die gewerbthätige Stadt unterhält Gerbereien, Wollzeug-, Drogett- und Papierfabrikation, Weinbau und Gärtnerei und betreibt auch einen lebhaften Handel mit Holz, Wolle, Getreide u. s. w., besonders aber mit Wein aus den eigenen Weinbergen.

Bar, eine Stadt im Kreise Mohilew des russ. Gouvernements Podolien, am Row, zählt (1860) 8141 E., hat 1 kath. und 3 griech. Kirchen, 4 Lederfabriken und 2 Eisengießereien und hält 11 Jahrmärkte ab. Die Stadt hieß ursprünglich Row. Im 16. Jahrh. wurde dieselbe mit einem Schlosse von Sigismund I. von Polen, zu Ehren seiner zu Bari in Apulien geborenen Gemahlin Bona Sforza (gest. 1558), neu aufgebaut und benannt. 1648 und 1651 eroberten den Ort die Kosacken, 1672 die Türken, doch 1699 erhielt ihn Polen zurück. Besonders bekannt ist B. geworden durch die sog. Barer Conföderation, eine Verbindung, die hier ein Theil des poln. Adels einging, um dem russ. Einflusse, in welchem der König Stanislaus August befangen war, entgegenzuarbeiten. Der Gedanke zu dieser Verbindung entsprang dem Bischof von Kamieniec, Adam Krasinski, und der Starost Joseph Pulawski setzte ihn ins Werk. Acht Edelleute unterschrieben die Conföderationsacte 29. Febr. 1768. Bald fanden sich zahlreiche Theilnehmer in ganz Polen, und die Conföderation erzeugte einen Zwiespalt des gesammten Adels. Als die Russen 28. Mai 1768 B. erstürmten, zogen die Conföderirten auf türk. Gebiet. Sie erklärten den König für abgesetzt, und ihre Anhänger waren es, die 1771 denselben aus Warschau entführten. Anfangs unterstützte sie der Papst und der franz. Minister Choiseul. In ihrer Mitte stritten Dumouriez und Kellermann gegen die Russen. Erst nach vierjährigem Kampfe gelang es den Russen, die Conföderation gänzlich zu unterdrücken. Bei der dritten Theilung Polens (1793) kam B. an Rußland.

Bär, eine Säugethiergattung, welche zu den Raubthieren gehört, obgleich ihr Zahnbau,

da sie nur einen Reißbackzahn haben, die übrigen Backzähne aber höckerig sind, auch für vegetabilische Nahrung bestimmt erscheint; wie denn auch die meisten Arten Pflanzennahrung zu sich nehmen. Alle sind große, plumpgebaute Thiere, mit langhaarigem Pelze, kurzem Schwanze, stumpfer Schnauze und verlängertem, beweglichem Nasenknorpel. Von den meisten übrigen Raubthieren unterscheiden sich die B. und ihre Verwandten dadurch, daß sie mit der ganzen Sohle auftreten, sodaß ihre Sohlen und Fußstapfen einige Aehnlichkeit mit denjenigen des Menschen darbieten. Man betrachtet sie deshalb als die typischen Formen der Sohlengänger (Plantigrada). Sie schlafen zumeist während des Winters in Höhlen, in welchen sie sich auch sonst verbergen, und in denen das Weibchen die Jungen wirft. Die bekannteste Art ist der braune oder gemeine B. (Ursus arctos) mit convexer Stirn, braunem, so lang er jung ist, sehr wolligem Pelze, und heimisch in Europa und Asien. Seine Nahrung besteht in der Jugend in Vegetabilien, nachher in Fleisch, doch frißt er auch Honig. Er wird 4—6 F. lang und wiegt oft gegen 400 Pfd. Die Bärin wirft in der Regel im Jan. zwei Junge, die an Größe etwa einer Ratte gleichkommen. Die alten B. häuten im Febr. die Fußsohlen. Man jagt den B. vorzüglich des Pelzes und Fettes wegen; doch ist auch sein Fleisch eßbar, ja die Tatzen und Schinken gelten als Leckerbissen. Jung kann man ihn zu allerlei Künsten abrichten. Die gelblichgefärbten heißen Honigbären, die silbergrauen Silberbären. Eine andere, mehr graue Art (U. ferox) in Nordamerika wird wegen ihrer Stärke gefürchtet. Der ebenfalls in Nordamerika heimische Baribal (U. americanus), mit platter Stirn, schwarzem Pelz und gelber Schnauze, dessen Nahrung meist in Früchten besteht, und der ein sehr friedfertiges, gutmüthiges Thier ist, wird häufig in Menagerien getroffen. Der Rüsselbär (U. labiatus), welcher wegen Mangels der Schneidezähne lange für ein Faulthier gehalten wurde, ist in Ostindien einheimisch und zeichnet sich durch die rüsselförmig verlängerte Schnauze aus. Der Eisbär oder Seebär (U. maritimus), mit verlängertem, abgeplattetem Kopfe, schlichtem, weißem Pelz und heimisch im Norden, wird bis über 8 F. lang und ist wegen seiner Stärke, zumal wenn ihm Nahrung mangelt, sehr gefährlich. Derselbe nährt sich nur von Fleisch. Der Höhlenbär (U. spelaeus), eine untergegangene Bärenart der Vorwelt, die noch größer war als der braune B., ist nur noch aus den Knochen bekannt, die sich von ihm in der Gailenreuther und vielen andern Höhlen Deutschlands sowie anderwärts finden. — Als Wappenthier spielt der B. namentlich in der deutschen Heraldik eine Rolle. Er erscheint meist schwarz, häufig auch silbern, seltener roth oder andersfarbig, kommt aufgerichtet, schreitend und fangbereit vor und ist bisweilen gekrönt, mit Kette oder Halsband angethan. Oft hält er auch eine Art wie ein Tanzbär, eine Hellebarde wie ein Landsknecht, oder einen andern Gegenstand. Im Wappen der Stadt Freising ist er mit einem Bündel bepackt und in dem der Familie Lutz mit einem Rock angethan. Halbe B., Bärenköpfe und Bärentatzen, letztere einfach, doppelt nebeneinander oder über das Kreuz gelegt, oder auch dreifach zusammengestellt, finden sich auf Schild und Helm fast ebenso häufig vor wie die ganze Figur.

Bär heißen zwei Sternbilder am nördl. Himmel. Der Große B. (oder eigentlich Bärin, lat. ursa major) ist am augenfälligsten charakterisirt durch die sieben Sterne des sog. Himmelswagens, welche in Europa nicht untergehen. Vier derselben stellen in Form eines länglichen, ungleichseitigen Vierecks den hintern Leib des B. oder die Räder des Wagens vor, während die drei übrigen in einer krummen Linie die Deichsel oder den Schwanz des B. bilden. Durch die beiden Hinterräder des Wagens kann man leicht den Polarstern finden, indem man die Linie, welche die beiden Sterne bezeichnen, im Gedanken um das Sechsfache verlängert, wo sie dann auf den Polarstern trifft. Der mittlere Stern der Deichsel des Wagens ist ein schöner und so heller Doppelstern, daß es George Bond in Amerika gelungen, ihn zu photographiren und so terrestrisch zu messen. Ein anderer, noch interessanterer Doppelstern ist ξ Ursae, unterhalb des südl. Hinterrades und von fünfter Größe, also noch dem bloßen Auge sichtbar. Der schwächere vollendet seine elliptische Bahn um den hellern in 61 J. 4 Monaten, sodaß er seit seiner ersten Entdeckung durch W. Herschel schon mehr als einen ganzen Umlauf zurückgelegt hat. Nahe bei ihm steht noch ein anderer Doppelstern, ν Ursae, bei welchem man jedoch noch keine bestimmte Andeutung einer Umlaufsbewegung wahrgenommen hat. Von den Sternen des Kleinen B., der bis über den Nordpol hinausreicht, sind sieben in ähnlicher Weise gestellt wie beim Großen B. Der Polarstern bildet den äußersten Schwanzstern desselben. Die Seefahrer haben sich schon in den ältesten Zeiten nach dem B. gerichtet, und er spielt eine Hauptrolle in den Dichtungen der Alten wie auch im Buche Hiob. Nach der griech. Mythe

wurde Kallisto, die Tochter des grausamen Lykaon, nachdem sie vom Zeus den Arkas geboren, von der eifersüchtigen Here in eine Bärin verwandelt, welche Zeus, als Arkas dieselbe einst auf der Jagd erlegen wollte, sammt ihrem Sohne (dem Kleinen B.) an den Himmel versetzte.

Baer (Karl Ernst von), einer der vielseitigsten und geistreichsten Naturforscher der neuesten Zeit, geb. 17. Febr. (a. St.) 1792 auf dem väterlichen Gute Piep in Esthland, widmete sich bereits als Gymnasiast zu Reval der Botanik, studirte hierauf 1810—14 in Dorpat Medicin und nahm dann in einem großen Militärlazareth zu Riga im Winter 1812—13 Gelegenheit, sich praktisch zu üben. Der Unterricht Ledebour's, Parrot's und besonders Burdach's äußerte auf ihn den nachhaltigsten Einfluß. Zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung wandte er sich nach Deutschland, wo er unter Döllinger in Würzburg sich mit vergleichender Anatomie beschäftigte und die Bekanntschaft mit Nees von Esenbeck auf seine geistige Richtung von großem Einfluß wurde. Burdach, der inzwischen Professor in Königsberg geworden, zog B. 1817 als Prosector dorthin. Schon 1819 zum außerord., bald nachher zum ord. Professor der Zoologie ernannt, erhielt er den Auftrag, ein zoolog. Museum zu begründen, und 1826 übernahm er an Burdach's Stelle die Leitung der anatom. Anstalt. 1829 folgte er einem Rufe nach Petersburg, gab aber, durch Familienverhältnisse bewogen, seine Stellung als Akademiker schon 1830 wieder auf und kehrte nach Königsberg zurück. Von neuem berufen, ging er einige Jahre später wieder nach Petersburg und blieb seitdem eins der thätigsten Mitglieder der Akademie. 1862 nahm er zwar seinen Abschied als Akademiker, wurde aber zum Ehrenmitglied erwählt. B.'s Schriften zeichnen sich aus durch philos. Tiefe und sind vermöge klarer und geordneter Darstellung ebenso anziehend wie allgemein verständlich. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit der schwierigen Lehre von der Zeugung, und die Wissenschaft verdankt seinen Bestrebungen die wichtigsten Aufschlüsse über die Entwickelung organischer Körper. Mit einer «Epistola de ovi mammalium et hominis genesi» (Lpz. 1827) beginnend, setzte er den Gegenstand in zwei andern Werken, der «Entwickelungsgeschichte der Thiere» (2 Bde., Königsb. 1828—37) und «Geschichte der Entwickelung der Fische» (Lpz. 1835), fort. Später gab er eine Schrift «Ueber doppelleibige Misgeburten» (Petersb. 1845) heraus. Nach seiner Rückkehr nach Petersburg machte B. die russ. Eismeerländer und deren Natur zum Gegenstande seiner Forschungen. Auf Kosten der Regierung unternahm er Mai bis Sept. 1837 von Archangel aus eine Reise nach den Gestaden von Nowaja-Semlja, über welche er in Vorträgen berichtete, die theils in den «Mémoires», theils in den «Bulletins» der petersburger Akademie mitgetheilt sind. In den J. 1851—56 widmete er sich im Auftrage der Regierung der Untersuchung der Fischereien im Peipussee, an den russ. Küsten der Ostsee und am Kaspischen Meere, deren Ergebnisse er in einem russ. Werke (4 Bde., Petersb. 1857—59, nebst Atlas) veröffentlichte. In der letzten Zeit hat er eine Reihe von Schriften über anthropologische, insbesondere craniologische Gegenstände herausgegeben. In den von ihm und Helmersen geleiteten «Beiträgen zur Kunde des Russischen Reichs» (Bd. 1—22, Petersb. 1839—61) sind viele Arbeiten B.'s enthalten, namentlich hat er darin übersichtliche Berichte über die wissenschaftlichen Reisen zur Erforschung Rußlands (Bd. 9, Petersb. 1845—55) gegeben.

Baraba oder **Barabinzkische Steppe** heißt die große, niedrige Steppe in Westsibirien, welche sich zwischen dem Ob und seinen Nebenflüssen Irtysch und Alej im W. und NW. des Altaischen Berggebiets (s. d.) ausdehnt, und mit der Irtysch- und Ischimsteppe im S. und W. ein Ganzes bildet. Der nördl. Theil vom Om bis zum Ob heißt auch die **Wasjuganische**, der südliche die **Kulundinskische** und der mittlere im engern Sinne die Barabinzkische Steppe. Der am Om und Tara gelegene Theil gehört der bis gegen Tobolsk hinziehenden fruchtbaren Ackerbauregion an. Die Wasjuganische Steppe, benannt nach dem Obzufluß Wasjugan, ist 600 Werst lang und 200 breit, enthält aber nur 470 E. Sie hat viele kleine Seen und wird zum Theil im Frühjahr und Herbst durch Uebertritt der Flüsse in einen großen Süßwassersee von 57 M. Umfang verwandelt. Die B. im engern Sinne und die Kulundinskische Steppe bilden das Gebiet der sibir. Salzseen. Der Boden ist völlig flach und steinlos, auch in den Thalfurchen ohne festes Gestein. Unter den Salzseen ist der 14—15 M. lange **Tschan** der größte. Derselbe steht im W. mit andern großen Seen in Verbindung, enthält gegen 100 niedrige, unbewohnte Inseln und zeichnet sich durch Fischreichthum aus. Da die Steppe selbst höher liegt als die angrenzenden Flüsse, so gehen die Seen ihrer allmählichen Austrocknung merklich entgegen. Vor Jahrhunderten mag sich in ihrem Bereich ein großes Binnenmeer ausgedehnt haben. Ueberall ist die B. mit Gehölzen von Espen und Birken überstreut; weite Strecken sind dünn mit Rohr bewachsen. Nach Norden hin treten dichtere

Waldungen auf. Seit 1730 hat man die Colonisation begonnen und gefunden, daß der Boden 5= bis 10fältig trägt. Die Pferdezucht ist bereits beträchtlich. Das Klima zeigt sich indeß excessiv. Ein anhaltend strenger Winter beginnt im Oct. und verwandelt die Steppe vom Dec. an in ein pfadloses Schneegefilde. Mit der Vegetation im Frühjahr entwickeln sich Myriaden von Insekten. Der Sommer bringt selten Regen, wol aber eine Art Höhenrauch, der die Atmosphäre trübt. Die Salzsümpfe verpesten die Luft und sollen die Hauptursache der sibir. Rinderpest sein. Die Sommersonne versengt die Vegetation, und alles bedeckt sich mit einem feinen, schwärzlichen Staube. Die Barabinzen sind ein tatarischer Stamm, der nur noch 1700 Köpfe zählt und durch die Flüsse Wasjugan und Demjan von den übrigen Tataren der Steppe getrennt wird.

Barabás (Nikolaus), einer der bedeutendsten ungar. Maler, geb. 1810 zu Markosfalva im Szeklerlande in Siebenbürgen, entbehrte in seiner Jugend aller Mittel, das schon frühzeitig erwachte künstlerische Talent gehörig ausbilden zu können. Innerer Drang und fester Wille siegten jedoch über die Hindernisse sowie über des Vaters Willen, der aus dem Sohne durchaus einen Geistlichen machen wollte. In seinem 19. J. ging B. nach Wien und bewog durch Vorzeigung gelungener Arbeiten die Direction der dortigen Kunstakademie, ihn trotz des Mangels aller Zeugnisse in die Akademie aufzunehmen. Daselbst gewann er auch die Freundschaft seines Landsmannes, des Landschaftsmalers Markó, der ihn mit Rath und That unterstützte. Nach beendigten Studien bereiste er Siebenbürgen und die Walachei und erwarb sich durch Porträtmalen die Kosten zu einem längern Aufenthalt in Rom. Von hier kam er nach Pesth, wo er viele Beschäftigung und allgemeine Anerkennung fand und 1837 zum Mitglied der Ungarischen Akademie ernannt wurde. 1842 bereiste er den größten Theil Europas und machte sich durch viele auf dieser Reise gefertigte Bilder auch im Auslande vortheilhaft bekannt. Hauptsächlich zeichnet er sich als Porträtmaler aus. Seine in Lebensgröße ausgeführten Bilder der Palatine Joseph und Stephan, des Baron Wesselényi, des Bischofs Pyrker u. a. sind Meisterwerke. Früher schon lieferte er zu dem «Divatlap» als Kunstbeilage eine Galerie ungar. Notabilitäten auf polit. und literarischem Gebiete. Unter seine spätern Arbeiten gehören ein sehr gelungenes Tableau, das erste ungar. Ministerium darstellend, ferner die Bildnisse von Görgei, Klapka u. s. w. Auch seine Genrebilder aus neuerer Zeit finden großen Beifall.

Barābra oder Berābra (Sing. Bérberi), die Bewohner des Nilthals in Nubien, hatten schon im hohen Alterthum ihre heutigen Wohnsitze inne und sind nicht eingewanderte Araber, wie Burckhardt glaubte. Den Namen fand Brugsch in den Tempelbauten von Karnak im hieroglyphischen Bera-borata wieder. Sie sprechen noch jetzt die Berbersprache, sind Mohammedaner, gehören zur kaukas. Rasse und gleichen in ihrem Aeußern sehr den alten Aegyptern. Die Weiber haben in der Jugend sanfte, anmuthige Züge, feurige Gazellenaugen und sind zuweilen herrliche Gestalten. Die Haut ist bronzefarben, chocoladenbraun bis dunkel kupferfarben. Die B. theilen sich in mehrere Stämme, wie die Kenus, die Bewohner des Wadi-Ibrim, die Sukkotin, Mahassin, Danakla u. s. w., die auch zum Theil verschiedene Dialekte der Berbersprache reden. Die Männer tragen ein weites, weißes Hemd, welches an den Hüften durch einen kurzen Shawl aufgeschürzt wird, und weiße, enge Hosen sowie Sandalen und eine baumwollene Kappe auf dem kurzgeschorenen Kopf. Bei den Weibern sind die Beinkleider faltiger und länger, das weiße oder mit Indigo gefärbte Hemd weit und lang herabwallend. Beide Geschlechter tragen außerdem die Ferdah, ein weißes Umhängetuch mit bunten Randstreifen. Mädchen bedienen sich in ganz Nubien nur des Rachad oder Fransengürtels. Der Gebrauch, den Körper mit Fett, namentlich ungesalzener Butter und Ricinusöl einzureiben, scheint durch das Klima geboten. Die Haut wird dadurch glänzend und sammtweich, verbreitet aber auch bei der geringen Reinlichkeit einen abscheulichen Geruch. Bewaffnet gehen fast nur noch Kameltreiber, Reisende und die nomadischen Stämme; jedoch führen alle Männer ein Dolchmesser bei sich. Die B. der nördl. Districte bewohnen kleine, niedrige Lehmhäuschen, die südlichern jenseit Wadi-Halfa oft nur Strohhütten. Ihre Lebensweise ist einfach. Durrah bildet den Hauptbestandtheil ihrer Nahrung, Fleisch wird nicht häufig genossen, dagegen lieben sie sehr geistige Getränke, und bereiten eine Art Branntwein aus Datteln sowie Bier (Merisah) aus Durrahbrot. Taback rauchen sie wenig, schnupfen und kauen ihn jedoch desto mehr. Der Charakter der B. hat manche rühmenswerthe Eigenschaften. Kinder eines nur dürftig mit culturfähigem Boden ausgestatteten Landes, werden viele genöthigt, sich in der Fremde ihren Unterhalt zu suchen. Dessenungeachtet hängen sie, wie z. B. die vielen in Kairo und Alexandria als Dienstboten lebenden Nubier, mit glühender Vaterlandsliebe an ihren nackten Felslabyrinthen, ihren

gelben Sandwüsten und den geringen, durch die Schlammabsätze des Nil erzeugten kleinen Feldern. Sie sind treue Dienstleute, zeigen eine gewisse Gutmüthigkeit, ein ernstes Temperament, aber wenig kriegerischen Geist. Ein natürlicher Verstand spricht sich in den intelligenten Zügen, mehr noch in ihrer Gelehrigkeit aus. Doch sind sie auch roh, unwissend, halbwild, wie namentlich das ruchlose Gesindel beweist, welches von den Kaufleuten von Chartum zum Sklavenraub am Weißen Nil verwendet wird. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau. An jeder irgend culturfähigen Stelle der Ufer und Inseln wird die Saat ausgestreut, und man findet daher in Nubien kaum ein unbebautes Fleckchen Nil-Alluvium. Die Viehzucht ist nicht bedeutend. Vgl. Hartmann, «Reise des Freiherrn Adalbert von Barnim durch Nordost-Afrika 1859—60» (Berl. 1863).

Baracke ist eine von Stroh, Laubholz oder Reisig erbaute Hütte, welche da, wo Truppen längere Zeit im Lager oder auf Vorposten stehen, von den Soldaten angelegt werden. In der engl. Armee versteht man unter B. (baracks) die Kasernen. Die engl. Truppen im Krimkriege erhielten nach längern Leiden hölzerne, in England gefertigte B. für den Winter nachgesendet, welche mit allem Comfort eingerichtet waren.

Baraguay d'Hilliers (Louis), ausgezeichneter General des franz. Kaiserreichs, geb. 13. Aug. 1764 zu Paris aus einer angesehenen Familie, war beim Ausbruche der Revolution Lieutenant. Nachdem er als Adjutant der Generale Crillon und Labourdonnaye fungirt, ging er als Oberst zur Rheinarmee und trat dann mit dem Range eines Brigadiers an die Spitze des Generalstabs Custine's. In die Anklage seines Chefs verwickelt, ward er zwar freigesprochen, aber erst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft der Haft entlassen. Er erhielt eine Anstellung bei der von Menou befehligten Armee des Innern, wo er in Verdacht gerieth, die pariser Sectionen am 13. Vendémiaire begünstigt zu haben. Bonaparte enthob ihn der Verfolgung, indem er ihn in der Armee von Italien anstellte. B. nahm theil an allen Erfolgen der Feldzüge von 1796 und 1797, und wurde hierauf Divisionsgeneral und Commandant von Venedig, in welcher Stellung er sich auch als Diplomat und Administrator bewährte. Der Expedition nach Aegypten beigeordnet, besetzte er 1798 unter dem heftigsten feindlichen Feuer die Westseite der Insel Malta, worauf ihn Bonaparte mit den Trophäen nach Paris schickte. B. wurde unterwegs von den Engländern aufgebracht, doch bald auf Ehrenwort entlassen. Nachdem er sich vor einem Kriegsgericht gereinigt, ging er zur Rheinarmee und befehligte im Winterfeldzuge von 1799 unter Macdonald mit Glück in Graubündten. Im Feldzuge von 1805 führte er die Reservecavalerie; 1808 erhielt er abermals das Commando in Venedig. Im Kriege von 1809 focht B. tapfer im Armeecorps Eugen's bei Raab, und übernahm dann den Oberbefehl in Tirol, wo er sich klug und mäßig bewies. Im folgenden Jahre commandirte er in Obercatalonien und siegte unter den Mauern von Figueras. Sodann befehligte er im russ. Feldzuge von 1812 eine Division, erregte aber die Unzufriedenheit Napoleon's und ward als Gouverneur nach Berlin geschickt, wo er aus Gram schon im Dec. 1812 starb. — Sein Sohn, Achille B., franz. Marschall, wurde 6. Sept. 1795 zu Paris geboren. Er trat 1812 in die Armee, verlor bei Leipzig einen Arm und war 1815 Kapitän. 1830 nahm er als Oberstlieutenant an der Expedition nach Algier theil, wurde hier zum Obersten und 1832 zum zweiten Commandanten der Kriegsschule zu St.-Cyr ernannt, wo er eine republikanische Verschwörung unterdrückte, die sich in der Anstalt verzweigt hatte. Vom Sept. 1836—40 war er erster Commandant dieser Anstalt. Dann wurde er zur Disposition des Generalgouverneurs von Algier gestellt und stieg 6. Aug. 1843 zum Divisionsgeneral und Gouverneur von Konstantine. Von 1844—47 war er Generalinspector der Infanterie. Nach der Februarrevolution befehligte er zu Besançon, wo er sich der Revolution sehr ungeneigt zeigte und den pariser Commissaren wie überhaupt der rothen Republik heftigen Widerstand leistete. Dennoch wählte ihn das Depart. Doubs zum Abgeordneten der Constituirenden wie der Gesetzgebenden Nationalversammlung. In derselben gehörte er zu den Koryphäen der Reaction; auch war er längere Zeit Präsident des Poitiers-Clubs. Anfang Nov. 1849 wurde B. als Oberbefehlshaber der franz. Interventionsarmee im Kirchenstaate nach Rom geschickt. Im Jan. 1851 erhielt er an Changarnier's Stelle das Commando der Armee von Paris. Am 2. Dec. nahm er zwar seine Dimission, trat aber nach dem Staatsstreich bald wieder in den Dienst und wurde als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, als die Orientalische Frage sich verwickelte. Nach seiner Rückkehr 1854 erhielt er den Befehl über das nach der Ostsee bestimmte Expeditionscorps und nach der Einnahme von Bomarsund 28. Aug. 1854 den Marschallstab. Zugleich wurde er Senator und bald einer der vier Vicepräsidenten des Senats. Im

ital. Kriege von 1859 führte er das 1. Armeecorps. Bei der Errichtung der neuen Corpscommandos erhielt B. das 5. in Tours und commandirte 1863 das Lager von Châlons.

Baranjen oder Baranken, s. Astrachan.

Barante (Amable Guillaume Prosper Brugière, Baron von), franz. Staatsmann, Geschichtschreiber und Publicist, geb. 10. Juni 1782 zu Riom in der Auvergne, verwaltete unter dem ersten Kaiserreich verschiedene Präfectenstellen im westl. Frankreich und wurde 1815 zum Staatsrath, 1818 zum Obersteuereinnehmer und 1819 zum Mitgliede der Pairskammer ernannt. Nach dem Sturze seines Freundes Decazes vereinigte er sich mit den Doctrinären und machte 1823—25 eine lebhafte Opposition gegen die innere und auswärtige Politik der Restauration. Gleichzeitig begann B. auch eine bedeutende literarische Thätigkeit zu entwickeln. Er veröffentlichte das Werk «Des communes et de l'aristocratie» (Par. 1821; 3. Aufl. 1829) und eine vollständige Uebersetzung von Schiller's dramatischen Werken (6 Bde., Par. 1821; neue Ausg. 1844). Großes Aufsehen erregte sodann der liberale B. mit der «Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois» (13 Bde., Par. 1824—26). Dieses Werk, mit dem vorgesetzten Motto aus Quintilian: «Man schreibt Geschichte, um etwas zu erzählen, nicht um etwas zu beweisen», fand eine äußerst enthusiastische Theilnahme. Es schien sogar, als sollte aus dieser Richtung eine eigene Schule der Geschichtschreibung hervorgehen, die keine philos. Beleuchtung oder pragmatische Erklärung geschehener Dinge, sondern nur eine mit Zeit- und Ortsfarben bekleidete Erzählung des Hergangs der Ereignisse gestattete. Das Buch erlebte rasch hintereinander viele Auflagen (zuletzt, 12 Bde., Par. 1854), und der Verfasser erhielt in der Meinung vieler einen Platz unter den ersten Geschichtschreibern seiner Zeit. Aus diesem Grunde wurde B. auch 1828 in die Académie Française aufgenommen. Nach 1830 eifriger Anhänger der Julidynastie und treuer Vertreter der persönlichen Politik des Königs, bekleidete er die Gesandtenposten in Turin und Petersburg. Die Februartage von 1848 entfernten ihn aus dem Staatsdienst und veranlaßten seine Rückkehr zur Schriftstellerei. Unter den Werken, die seitdem von ihm erschienen sind, verdienen besonders genannt zu werden: «Histoire de la convention nationale» (6 Bde., Par. 1851—53), «Histoire du directoire de la République française» (3 Bde., Par. 1855) und «Le parlement et la Fronde» (Par. 1859).

Baranya (spr. Baranja), ungar. Comitat im jenseitigen Donaukreis, an der slawon. Grenze gelegen. Es ist eins der fruchtbarsten Comitate, wird östlich von der Donau, südlich von der Drau, westlich von Somogy, nördlich von Tolna begrenzt und von den Ausläufern der Steirischen Alpen durchzogen. B. ist reich an guten Weinen, von denen der Villányer berühmt. Außerdem liefert es Holz, Getreide, Obst, Taback u. s. w. Die Schaf- und Schweinezucht wird im großen Maßstabe betrieben. Warme Quellen finden sich zu Tapolcza, Siklós und Hárkány. Der Flächeninhalt B.s beträgt gegen 92 Q.-M. Die 270000 E. leben vertheilt in 1 königl. Freistadt (Fünfkirchen), 13 Marktflecken, 341 Dörfern und 40 Puszten. Von diesen sind der Nationalität nach ungefähr 144000 Magyaren, 81000 Deutsche, 29000 Kroaten und 16000 Serben. Durch die Nachbarschaft Slawoniens und Kroatiens erhalten jedoch die slaw. Elemente ein Uebergewicht, das ihnen dem numerischen Verhältniß nach nicht zustehen würde. Andererseits erhält die Nachbarschaft Steiermarks die unmittelbare Verbindung mit den österr. Erblanden. Confessionell theilt sich die Bevölkerung des Comitats in 182000 Katholiken (mit einem Bischof in Fünfkirchen), 61000 Reformirte, 9000 Protestanten, 16000 nichtunirte Griechen und 2000 Juden.

Baratterie (ital. Baratteria, Tauschgeschäft, Betrügerei) heißt in der Seemannssprache jede betrügerische oder gesetzwidrige Handlung des Schiffskapitäns oder der Mannschaft zum Nachtheile des Rheders oder der Ladung eines Kauffahrteischiffs, wie z. B. das Entweichen mit dem Schiffe, die unnöthige Abweichung von der vorgeschriebenen Route (Deviation), eigenmächtige Verspätung der Reise, Veruntreuung an der Ladung, Schleichhandel, Umgehung der Zölle u. s. w. In den Vereinigten Staaten von Amerika wird zufolge einer Congreßacte von 1804 diese B. mit dem Tode bestraft; auch die engl. Gesetze ahnden sie sehr streng. Manche verstehen auch jeden durch bloße Nachlässigkeit des Kapitäns oder der Mannschaften verursachten Schaden unter jener Bezeichnung. In den meisten Ländern und auch nach dem deutschen Handelsgesetzbuche kann man gegen Verluste durch B. Assecuranz erheben. — Aeltere Criminallisten bezeichneten mit crimen baratteriae oder barattariae die Beugung des Rechts durch deshalb bestochene Beamte. (S. Amtsvergehen.)

Baratthandel (vom ital. baratto, franz. barat, abgeleitet aus dem griech. prattein, handeln, Geschäfte treiben, Kniffe gebrauchen) ist gleichbedeutend mit Tauschhandel, und begreift

diejenigen Geschäfte, bei denen Waaren der einen Art gegen Waaren der andern, ohne Zuhülfenahme des Geldes, ausgetauscht werden. Ursprünglich war aller Handel Tauschhandel; mit der Einführung des Geldes aber hörte dieser fast überall auf und wurde zum Kaufe. Tauschgeschäfte kommen noch in Verkehr mit uncivilisirten Völkern, namentlich in Afrika (so z. B. beim Sklavenhandel) vor, aber vereinzelt auch noch bei den gebildetsten Nationen. Man barattirt oder troquirt hier vorzüglich solche Artikel, welche die sie besitzende Partei weniger gut zu verwerthen weiß als die sie im Tausch annehmende. Allein der Tausch ist insofern kein directer, als man sich von beiden Seiten zunächst über einen Preis einigt, zu welchem die zu tauschenden Artikel geschätzt werden sollen, sodaß die Waare einer jeden Partei einen gleichen Geldbetrag repräsentirt. Der Baratt ist demnach eigentlich ein doppelter Kauf.

Baratynskij (Jewgenij Abramowitsch), russ. Dichter, ein Zeitgenosse und Freund Puschkin's, geb. 1792 aus einer begüterten Familie im Gouvernement Smolensk, verbrachte seine Jugend im Pagenhause zu Petersburg, wo er einen tollen Streich nach dem andern ausführte. Später Offizier geworden, büßte er ähnliche Vergehen mit einem achtjährigen strengen Dienst in Finland. Die Abgeschiedenheit und die Natur des Landes weckten sein Dichtergemüth. Er schrieb sein erstes größeres Gedicht «Eda», ganz durchdrungen von finn. Wesen und finn. Natur. Erst unter dem Kaiser Nikolaus ward er auf die Verwendung Shukowskij's, dem er sich bittweise anvertraut hatte, aus dem strengen Dienste entlassen und widmete sich nun mit ganzer Seele dem Dienste der Musen, indem er bald in Moskau, bald auf einem nahen Landgute seine Zeit in behaglicher Zurückgezogenheit zubrachte. Aus dieser Periode rührt sein schönstes Gedicht: «Die Zigeunerin», ein Sitten- und Liebesgemälde voll wunderbarer Pracht und poetischen Liebreizes, das in Zartheit des Gefühls und Feinheit der Beobachtung den besten Dichtungen Puschkin's nichts nachgibt. Gegenstand seiner höchsten Verehrung war Goethe, dem er einen von innigem Gefühl zeugenden Nachruf widmete, der in der «Nowoselje» (Petersb. 1833) veröffentlicht ward. Gesammelt erschienen die poetischen Werke B.'s in zwei Bänden 1835. Seine letzten Jahre wurden durch Kränklichkeit und den Argwohn der Regierung getrübt. Nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, sich nach Italien zu begeben, wo er 1844 starb.

Barbadoes, die östlichste der Kleinen Antillen, mit einem Flächeninhalt von 7,84 Q.-M., zählt (1861) 152727 E. (darunter 16594 Weiße, 36128 Farbige, 100005 Neger) und ist, wie die cultivirteste, so auch die volkdichteste und nach Jamaica die wichtigste Insel des brit. Westindien. Das Klima erweist sich im ganzen gemäßigter und gesünder als das des übrigen Westindien. Bei einer mittlern Erhebung von 4—500 F. ist der südlichste Theil der Insel größtentheils eben, und auch im N. übersteigt der höchste Berg, der Mount-Willoughby, nicht die Höhe von 1100 F. Die Insel ist fast ganz von Korallenriffen umzogen. Obgleich fast ohne Spuren vulkanischen Ursprungs, hat B. doch eine Anzahl bituminöser Quellen, deren Abfluß, Grüner Theer genannt, statt Theer und Lampenöl verbraucht wird. Auch eine mineralische und etliche Salzquellen sowie Kohlen sind vorhanden. Den Erdbeben scheint B. weniger ausgesetzt; dagegen wird es von periodischen Orkanen oft furchtbar heimgesucht. Hauptgegenstand der Bodencultur, vor welcher die Waldung verschwunden, ist das seit 1641 angebaute Zuckerrohr. Ausgeführt wird Zucker, Rum, Arrowroot, Ingwer, Baumwolle, Aloë und hauptsächlich Reis und Salzfleisch. Der Gesammtexport belief sich 1860 auf 1,345400, die Einfuhr auf 976300 Pfd. St. Die Colonialeinnahmen betrugen 94752, die Ausgaben dagegen 110873 Pfd. St. Die feste Hauptstadt Bridgetown an der Bai von Carlisle, auf der Südwestseite der Insel, zählt gegen 40000 E. und ist Sitz eines Generalgouverneurs, eines anglikanischen Bischofs, des aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern bestehenden Raths und der von den Grundeigenthümern erwählten General-Assembly. Nördlicher liegt Speightstown mit zwei Castellen und einer Rhede; auf der Ostküste Codrington-College, das wichtigste Erziehungsinstitut Westindiens. Auch befinden sich auf B. vier Stationen der Brüdergemeinde. Das Generalgouvernement von B. oder der Windwardinseln umfaßt B., Sta.-Lucia, St.-Vincent, Grenada mit den Grenadillen und Tabago, zusammen etwa 39 Q.-M. mit nahezu 260000 E. Zum ersten mal 1518 erwähnt und während des 17. Jahrh. von Portugiesen besucht und benannt, erfolgte die erste regelmäßige Ansiedelung auf B. doch erst 1625 durch engl. Abenteurer unter Sanction eines von Jakob I. an den Herzog von Marlborough ausgestellten Patents. Nach Jakob's I. Tode gelang es dem Herzoge von Carlisle, an den Marlborough die Insel 1627 verkauft hatte, von Karl I. ein Patent auf alle Antillen zu erhalten. Am 17. Jan. 1652 wurden die Inseln für die engl. Krone in Besitz genommen durch eine Capitulation, die alle Gesetze und Freiheiten der Bewohner bestätigte. Seit der Thron-

besteigung Karl's II., welcher den Antillen eine Charte gewährte, zugleich aber eine erst 1838 aufgehobene drückende Abgabe auf die Ausfuhr legte, begann auf B. eine endlose Reihe innerer Kämpfe zwischen den Gouverneuren und der Assembly. Hierzu gesellten sich große Verwüstungen durch Orkane, wie 1675 und 1694, und das Gelbe Fieber (1692), wodurch der Wohlstand der Colonie oft auf harte Proben gestellt ward. Doch trugen diese Gefahren und Beschwerden auch viel bei, die Volkseigenthümlichkeit zu entwickeln und eine kräftigere Partei gegen die Regierung hinzustellen, als in irgendeiner andern brit. Colonie. Während des 17. und 18. Jahrh. nahm im allgemeinen die Bedeutung der Colonie in hohem Grade zu, wenn auch wiederholte Orkane, z. B. 10. Oct. 1780, Erdbeben und Sklavenaufstände sie heimsuchten. Vgl. Schomburgk, «The history of B.» (Lond. 1848).

Barbar (im Griechischen barbaros) hieß eigentlich bei den Griechen jeder, der nicht griechisch redete, also ein Ausländer. Nach Plato war das ganze Menschengeschlecht in zwei ungleiche Hälften getheilt, in Hellenen und B. Aber erst von den Perserkriegen an erhielt das Wort den gehässigen Nebenbegriff, den auch wir noch mit demselben verbinden. Man gebrauchte seitdem das Wort hauptsächlich zur Bezeichnung aller Untugenden und Laster, welche die Griechen als im Widerspruch mit ihrer edeln und schönen Volksthümlichkeit betrachteten, so von tyrannischer Gewaltherrschaft und knechtischem Gehorsam, von Feigheit, Ueppigkeit, Roheit und Grausamkeit, von Mangel an freier Ausbildung des Körpers und Geistes, von Verachtung geistiger Bildung und von niedriger, gemeiner Gesinnung. Auch bildete von jener Zeit an die Idee sich bei den Griechen aus, daß die B., worunter vorzugsweise Perser verstanden wurden, geborene Feinde der Hellenen und diese zu Sieg und Herrschaft über jene berufen seien. Als griech. Sprache und Sitte bei den Römern heimisch wurden, und namentlich seit den Zeiten des Augustus, nannten auch die Römer alle Völker, denen griech. und röm. Bildung noch mangelte, B., besonders aber gaben sie den german. Stämmen, die am hartnäckigsten dem Einfluß Roms Widerstand leisteten, diesen Namen. Insofern die Sprache die eigentliche Scheidewand zwischen Griechen und B. bildete, wurde das Wort barbarisch mit besonderer Beziehung auf die Sprache angewendet und bezeichnete dann das Fehlerhafte im mündlichen und schriftlichen Ausdruck. Diesen Sinn sowie die Bedeutung von Roheit und Grausamkeit haben die Ausdrücke barbarisch und Barbarismus auch bei uns. Vgl. Roth, «Ueber Sinn und Gebrauch des Wortes B.» (Nürnb. 1814).

Barbara, eine Heilige, welche unter Maximin um 236 zu Nikomedia in Bithynien den Märtyrertod erlitt, war von guter Herkunft und erhielt von ihrem Vater Dioskoros eine vortreffliche Erziehung. Damit dieselbe desto ungestörter vor sich gehen könne, ließ der letztere einen eigenen Thurm für sie erbauen, wo sie in tiefster Einsamkeit ihre Jugend verlebte. Während ihrer Abgeschlossenheit wurde sie aber, wie man sagt, durch Origenes dem Christenthum zugeführt. Als Dioskoros, ein fanatischer Heide, die Bekehrung seiner Tochter erfahren hatte, und diese sich weigerte, von Christus zu lassen, überlieferte er sie selbst dem Landpfleger Martianus, damit dieser nach den Gesetzen verfahre. Letzterer, von dem Geiste und der Schönheit der Jungfrau überrascht, versuchte dieselbe erst durch Worte und, als diese nichts fruchteten, durch die ausgesuchtesten Martern vom Christenthume abzubringen. Endlich erbot sich ihr eigener Vater, der Tochter das Haupt abzuschlagen. Kaum hatte er diese Unthat vollführt, als er von einem Blitze getroffen wurde. Deshalb wird die heilige B. noch jetzt bei Gewittern angerufen. Auch gilt sie darum als die Schutzheilige der Artillerie, und ihr Bild wurde sonst häufig auf artilleristischen Etablissements, Pulvermagazinen u. s. w. angebracht. Auf franz. Kriegsschiffen heißt die Pulverkammer noch jetzt Sainte-Barbe. Gedächtnißtag der Heiligen ist der 4. Dec.

Barbarelli, italien. Maler, s. Giorgione da Castelfranco.

Barbaresken, s. Berberei.

Barbarossa (Rothbart), Zuname Kaiser Friedrich's I. (s. d.)

Barbarossa (Seeräuber und Eroberer Algiers), s. Horuk.

Barbaroux (Charles), einer der ausgezeichnetsten unter den Girondisten, geb. 6. März 1767 zu Marseille, wurde, jung, von feurigem Gemüthe und für die neuen Ideen begeistert, bald in die Ereignisse der Revolution von 1789 verflochten. Advocat in seiner Vaterstadt, gab er im Beginn der Revolution das Journal «L'observateur marseillais» heraus, das zum Aufschwung der Bewegung in Marseille viel beitrug. Die Stadtgemeinde erwählte ihn zu ihrem Secretär, welches Amt er mit großer Hingebung verwaltete. Auch wurde er, nachdem die Constituirende Nationalversammlung zusammengetreten, als Agent der Marseiller nach Paris geschickt, wo er gegen den Hof auftrat und sich dem in Ungnade gefallenen Minister Roland

anschloß. Nach den Ereignissen vom 10. Aug. 1792 ging er in seine Vaterstadt zurück, wo er mit Enthusiasmus empfangen und bald darauf zum Deputirten des Convents erwählt wurde. Im Convent hielt er sich zu den Girondisten und gehörte zu denen, welche im Processe des Königs für die Appellation an das Volk stimmten. Da er sich kühn der Partei Marat's und Robespierre's widersetzte, und den letztern geradezu beschuldigte, daß er nach der Dictatur strebe, so wurde er als Royalist und Feind der Republik 31. Mai 1793 ebenfalls proscribirt. (S. Gironde.) Mit andern Schicksalsgenossen floh er in das Depart. Gironde, wo Guadet ihnen Unterstützung und Sicherheit versprach. Doch hier hatten schon die Schreckensmänner die Oberhand gewonnen, und nur mit Mühe konnten die Flüchtlinge nach St.-Emilion gelangen, wo sie von einer Verwandten Guadet's aufgenommen und in einem Keller verborgen wurden. Indessen mußten sie auch dieses Asyl verlassen, irrten in der Gegend umher und verbargen sich dann aufs neue in demselben Orte bei einem gewissen Troquet. Von hier wieder vertrieben, erblickten sie auf der Flucht einen Haufen Menschen, die sie für Häscher hielten. B. suchte sich in dieser Lage durch einen Pistolenschuß zu tödten, was ihm aber nicht gelang. Vor das Revolutionsgericht nach Bordeaux gebracht, wurde er verurtheilt und 25. Juni 1794 guillotinirt.

Barbauld (Anna Letitia), engl. Dichterin und Schriftstellerin, Tochter des Schullehrers John Aikin, geb. 20. Juni 1743 zu Kibworth-Harcourt in Leicestershire, zeigte schon in früher Jugend natürliche Anlage zur Poesie, welche infolge mütterlichen Einflusses eine stark religiöse Färbung annahm. Durch die Berufung ihres Vaters als Tutor an die Dissenter-Akademie zu Warrington kam 1758 die junge Dichterin in einen größern gesellschaftlichen Kreis; aber erst dem Zureden ihres Bruders, des Arztes John Aikin, gelang es, sie zur Herausgabe ihrer «Poems» (Lond. 1773) zu veranlassen. Der Erfolg war über alle Erwartungen; noch in demselben Jahre wurden drei Auflagen veranstaltet. Hierdurch ermuthigt, veröffentlichten Bruder und Schwester die «Miscellaneous pieces in prose» (Lond. 1773), welche ebenfalls in mehrern Auflagen erschienen. Im folgenden Jahre verheirathete sich die Dichterin mit dem Franzosen Rochemont B., Geistlichen der Dissentergemeinde zu Palgrave in Suffolk, und begründete mit diesem eine Pensionsschule, wodurch sie zur Bearbeitung zahlreicher Jugendschriften geführt wurde. So verfaßte sie, nachdem sie noch «Devotional pieces» (Lond. 1775) herausgegeben, für ihre Kinderschar die «Hymns in prose», die nicht blos in England öfter gedruckt (zuletzt 1864), sondern auch in viele andere Sprachen (z. B. ital., Lond. 1830; span., Lond. 1827; franz., Lond. 1828) übersetzt wurden. Bald darauf erschienen die «Early lessons» für Kinder in zartem Alter. Später erhielt ihr Gatte eine Predigerstelle zu Hampstead, dann zu Newington, wo er 1808 starb. Seitdem lebte die Witwe in stiller Zurückgezogenheit bis zu ihrem Tode, der 9. März 1825 erfolgte. Von ihren Gedichten verdienen noch die poetische Epistel an Wilberforce: «On the rejection of the bill for abolishing the slave trade» (Lond. 1791) und die Ode «Eighteen hundred and eleven» (Lond. 1811) Erwähnung. Außerdem veröffentlichte sie 1804 die Correspondenz Richardson's mit einer Biographie dieses Romanschreibers, und veranstaltete eine Ausgabe der «British Novelists» (Lond. 1810). Ihren poetischen Schöpfungen fehlt Gedankentiefe und Kraft des Ausdrucks, aber sie sind einfach empfunden, wohlklingend und oft schwunghaft in ihrer Sprache. Das Leben der B. ist beschrieben von ihrer Nichte, der auch sonst als Schriftstellerin bekannten Lucy Aikin (geb. 6. Nov. 1781, gest. 29. Jan. 1864), in der Gesammtausgabe der «Works of A. L. Barbauld» (2 Bde., Lond. 1825). Auch gab dieselbe aus den Papieren der Dichterin noch «A legacy for young ladies» (Lond. 1826) heraus.

Barbe, eine Gattung der Fische, welche zu den Weichflossern, und zwar zur Ordnung der Bauchflosser und zu der Familie der Karpfen oder Weißfische (Cyprinoiden) gehört und sich durch vier Bartfäden am Oberkiefer und die gleichlange Rücken- und Afterflosse unterscheidet, von denen die erstere mit einem starken, am Hinterrande gezähnten vordern Stachelstrahl versehen ist. Die Schlundzähne sind kegelförmig, am Ende gekrümmt und stehen in drei Reihen; die Schwimmblase ist groß und getheilt. Von dieser Gattung finden sich die meisten Arten in Indien, dagegen kommt in Deutschland, Frankreich und England nur eine Art derselben vor, die gemeine B. (Barbus fluviatilis), welche in den meisten mit etwas steinigem Boden versehenen Flüssen des mittlern Europa lebt und sich durch den weitvorstehenden Oberkiefer auszeichnet. Ihr Körper ist schmal, gestreckt, olivengrün, an den Seiten grüngelb, die Seitenlinie schwarz punktirt, der Schwanz gabelig. Sie wird 18 Zoll bis 2 F. lang und 1—12 Pfd. schwer, wächst schnell, wird im dritten Jahre fortpflanzungsfähig und laicht im Mai und Juni. In schlammigen, ganz offenen Teichen gedeiht sie nicht. Um sie an der Angel zu fangen, wird

sie mit Würmern oder sehr kleinen Fischchen geködert; wo sie, wie z. B. im Oberrhein, sehr häufig, fängt man sie mit Netzen. Ihr Fleisch ist weiß, weich, aber voller Gräten und nicht eben geschätzt, gilt aber für leicht verdaulich. In England wird die B. nur von der ärmern Volksklasse gegessen. Die schmackhaftesten B. soll die Weser liefern. Der Rogen ist, wenigstens zu gewissen Zeiten, schädlich und daher dessen Genuß zu widerrathen.

Barbenkraut, Barbarea vulgaris, ist eine zweijährige, in die 15. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zu der Familie der Kreuzblütler gehörige Pflanze, welche fast überall in Deutschland an feuchten, sonnigen Orten, an Gräben, auf Wiesen, Aeckern, Hecken u. s. w. wächst und im April und Mai blüht. Sie hat leierförmige, in eine Rosette gestellte Wurzelblätter, unregelmäßig gezähnte Stengelblätter und goldgelbe, süßduftende Blüten in rispig gruppirten Doldentrauben, welche sich in lange Trauben kurzer, abstehender Schoten verwandeln. Diese auch unter den Namen Winterkresse und Wilder Rübsen bekannte Pflanze war früher officinell.

Barberini, berühmtes röm. Fürstengeschlecht. Dasselbe stammt aus dem Oertchen Barberino im Elsathal in Toscana, nach welchem es sich nannte, während es ursprünglich Tafani hieß. Der bekannte Dichter und Philosoph Francesco da B., der in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. die «Documenti d'amore» schrieb, soll diesem Geschlechte angehört haben, das früh nach Florenz kam. — Antonio B. (gest. in Florenz 1571) hatte drei Söhne, Carlo, Maffeo (geb. 1568), der 1623 unter dem Namen Urban VIII. (s. d.) Papst wurde, und Antonio (geb. 1569, gest. 1646), Kapuzinermönch und Cardinal-Bibliothekar der Kirche. Die Größe und der Glanz des Hauses wurden durch den Papst begründet, welcher während seines beinahe 21jährigen Pontificats keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seine Angehörigen zu begünstigen. Von den drei Söhnen seines Bruders Carlo wurde der älteste, Francesco (geb. 1597), 1623 Cardinal und höchst einflußreich unter der Regierung des Oheims, und starb 1679 als Dekan des Heiligen Collegiums. Derselbe gründete unter Beistand des gelehrten Leo Allazzi von Chios die werthvolle Bibliothek, welche noch heute, nach mancherlei Entwendungen und Verlusten, die an Handschriften reichste Privatsammlung Roms ist. Der zweite Sohn Carlo's, Taddeo, General der Kirche und seit dem Aussterben der Della Rovera, Herzoge von Urbino, Präfect von Rom, heirathete Anna Colonna von Paliano, Urenkelin des Siegers von Lepanto, und kaufte von der ältern Römischen Linie der Colonna das Fürstenthum Palestrina (Präneste), nebst andern Besitzungen der Colonna. Die steigende Macht und hochfliegenden Plane der B. erregten jedoch den Neid der Medici, Este und Farnese. Dies veranlaßte den berüchtigten Krieg um das den Farnesen in Parma gehörige Lehn Castro (1641—44), welcher mit Schleifung dieses Orts und Einziehung des Lehns durch die päpstl. Kammer endigte. Eine zweite Folge war das Misgeschick, welches die B., unter dem auf Urban folgenden Papste Innocenz X. (Pamfili), vorübergehend traf. Taddeo, nebst seinen Brüdern zur Flucht nach Frankreich genöthigt, dem seine ganze Familie anhing, starb 1647 zu Paris in der Verbannung. Antonio, dritter Sohn Carlo's (geb. 1608), ein unruhiger Charakter, Prunk und Turniere liebend, dabei Förderer der Wissenschaft und lat. wie ital. Dichtung, seit 1628 Cardinal, nahm 1631, im Auftrage des apostolischen Stuhls, Besitz von dem erledigten Herzogthum Urbino und erhielt von Ludwig XIII. das Bisthum Poitiers nebst dem Protectorat über Frankreich, durch Mazarin die Würden eines Großalmoseniers und (1657) das Erzbisthum Rheims. Mit dem Papste ausgesöhnt, kehrte er nach Italien zurück und starb 1671 zu Nemi. Durch ihn kamen auch die Güter der Frangipani, deren letzter, Mario, ihn zum Erben einsetzte, an das Haus der B. Kaum 100 J. nach Urban's VIII. Tode erlosch der Mannesstamm des Hauses. Taddeo's und Anna's Enkelin, Cornelia B., seit 1728 vermählt mit Giulio Cesare Colonna, Fürsten von Carbognano und Herzog von Bassanello (gest. 1787), dem Urenkel desjenigen Colonna, der Palestrina an die B. verhandelt hatte, brachte diesem sämmtliche Barberini'sche Familiengüter zu. Er mußte sich dabei verpflichten, den Namen B. dem seinigen beizufügen und im Wappen des Hauses (drei Bienen) nichts zu ändern. Eine Tochter dieser Ehe, Olimpia B., an den neapolit. Duca di Girifalco, Don Gennaro Caracciolo, verheirathet und 1800 gestorben, wurde durch ihr tragisch-romanhaftes Schicksal merkwürdig. Von den Söhnen wurde der ältere, Urban (geb. 1733), Fürst von Carbognano und Stifter der Linie Colonna di Sciarra, apanagirt, während der jüngere, Carlo, durch Bevorzugung der durch Urban's VIII. Testament zur Wahl ihres Erben berechtigten Mutter, Palestrina und die übrigen Barberini'schen und Colonna'schen Erbgüter erhielt und auch, als er sich nach einem erst 1810 auf Napoleon's Befehl ausgeglichenen Proceß mit seinem Brudersohn Maffeo (geb. 1771,

gest. 23. Dec. 1849) zu mehrfachen Abtretungen an das Haus Sciarra hatte verstehen müssen, bei seinem 1819 erfolgten Tode auf seinen ältesten Sohn Francesco (geb. 5. Nov. 1772) vererbte. Letzterer starb 8. Nov. 1853 und hatte zum Nachfolger seinen zweiten Sohn, Don Enrico, gegenwärtigen Fürsten von Palestrina (vermählt mit Teresa Orsini), indem der ältere Bruder, Carlo Felice (geb. 14. April 1817), Herzog von Castelvecchio, erster Kapitän der päpstl. Nobelgarde, auf das Erstgeburtrecht verzichtete. Die Linie Colonna di Sciarra wird heute repräsentirt durch des obengenannten Maffeo gleichnamigen Sohn, geb. 1850. — Außer einer reizenden Villa in der Nähe von Albano, welche die großartigen Trümmer der Domitianischen Villa in sich schließt, besitzen die B. am nordwestl. Abhange des Quirinal, im Hintergrund der Piazza B., den unter Urban VIII. von den Architekten Carlo Maderno, Borromini und Bernini erbauten Palast B., nach dem vaticanischen der größte in Rom. In einem Nebengebäude befand sich lange Jahre Thorwaldsen's Künstlerwerkstatt. Das Deckgemälde im Hauptsaale des Palastes zeigt Pietro's da Cortona gefeiertstes und bestes Werk. Die Galerie enthält unter anderm Rafael's Fornarina, den vielbewunderten Mädchenkopf, angeblich der Beatrice Cenci, den heil. Andrea Corsini in Verzückung, von Guido Reni, und das 7. April 1655 im Grunde des Palastes aufgefundene alte Gemälde des personificirten Rom (Roma Dea). Von den übrigen noch immer reichen Kunstschätzen ist manches Treffliche ins Ausland verkauft worden: so der Barberini'sche Faun (schlafende Satyr) in die münchener Glyptothek, die berühmte Portland-Vase ins Britische Museum. Die in der Bibliothek aufgestellten Alterthümer sind neuerdings durch manche interessante Gegenstände (Bronze-Ciste) aus Palestrina vermehrt worden. Der Palast in Palestrina, ehemals die Burg der Colonnesen, enthält das berühmte antike Musiv mit der Darstellung Aegyptens. Vgl. Reumont, «Beiträge zur ital. Geschichte» (Bd. 5).

Barbès (Armand), franz. Revolutionär, geb. 18. Sept. 1809 zu Pointe-à-Pitre auf der Insel Guadeloupe, wurde sehr jung nach dem südl. Frankreich, von wo seine Familie herstammte, gebracht und nach dem Tode des Vaters, der ihm Vermögen hinterlassen, von dem Vormunde 1830 nach Paris geschickt, um die Rechte zu studiren. Hier führte ihn sein zu polit. Schwärmerei geneigtes Temperament in das Treiben der geheimen Gesellschaften, die sich aus den aufgelösten Volksvereinen bildeten. Bei dem tollkühnen Insurrectionsversuch vom 12. Mai 1839 ergriffen, wurde er als Anstifter und Anführer des Aufstandes von der Pairskammer zum Tode verurtheilt, jedoch auf Fürbitten des Herzogs von Orleans vom König Ludwig Philipp zu lebenslänglicher Haft begnadigt, aus der ihn erst die Februarrevolution 1848 befreite. Ehrenstellen und Aemter kamen natürlich dem «Republikaner von altem Datum» entgegen. B. wurde Gouverneur des Regierungspalastes, Oberst der 12. Legion der pariser Nationalgarde, Abgeordneter des Aude-Departements in der Constituirenden Versammlung. Anfangs schien er der neuen Staatsgewalt beistehen zu wollen, aber bald zeigte er sich unzufrieden mit dem gemäßigten Gange der Majorität und namentlich neidisch auf den wachsenden polit. Einfluß seines ehemaligen Freundes Blanqui. Er betheiligte sich demnach 15. Mai 1848 an dem Attentat gegen die Nationalversammlung und war mit Raspail, Blanqui, Huber und andern Demagogen an der Spitze des Schwarms, der nach dem Stadthause hinzog und sich vergebens bemühte, hier eine neue Regierung einzusetzen. B. wurde verhaftet, in Bourges vor Gericht gestellt und zur Strafe der Deportation verurtheilt, die, bei dem Mangel an Anstalten für ihre Vollstreckung, sich factisch in die Strafe lebenslänglicher Haft in Belle-Isle-en-Mer verwandelte. In dieser Lage sprach er sich 1854 in einem zur öffentlichen Kenntniß gelangten Privatbriefe an seine Freunde über den Ausbruch des Kriegs mit Rußland aus und äußerte seine Wünsche für den Sieg der franz. Waffen, sollte dieser Sieg auch zur Befestigung des zweiten Kaiserreichs beitragen. Napoleon III. verfügte in Rücksicht darauf die sofortige Freilassung B.', der sich indeß gegen diese Gnade verwahrte und in Paris seine Wiedereinsperrung bei der Polizei nachsuchte. Man ließ ihn jedoch auf freiem Fuß, und er verbannte sich freiwillig aus Frankreich und lebte seitdem in Belgien.

Barbié du Bocage (Jean Denis), franz. Geograph, geb. zu Paris 28. April 1760, gest. daselbst 28. Dec. 1825, fühlte sich von früher Jugend an zum Studium der Geographie hingezogen und bildete sich unter d'Anville's Leitung. Seinen Ruhm gründete er durch den zu Barthélemy's «Voyage du jeune Anacharsis» gelieferten Atlas (1789). Auch später beschäftigte er sich vorzüglich mit der Geographie Altgriechenlands, wie seine Pläne und Karten zu Choiseul-Gouffier's malerischer Reise durch Griechenland und seine durch eine Denkschrift erläuterte Karte über den Rückzug der Zehntausend (Par. 1796) beweisen. Mit Sainte-Croix

arbeitete er die «Mémoires historiques et géographiques sur les pays situés entre la mer Noire et la mer Caspienne» (Par. 1797); sein Atlas für das Studium der ältern Geschichte erschien 1816. Er wurde 1780 als Geograph bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, 1785 beim Münzcabinet angestellt und 1792 Aufseher der Kartensammlung bei der königl. Bibliothek. 1793 ins Gefängniß geführt, verdankte er dem Muthe seiner Gattin seine schnelle Befreiung. Seitdem lebte er ganz seinen geogr. Studien, wurde 1809 Professor am Collége de France und war einer der Stifter der Geographischen Gesellschaft, in deren Centralausschuß er lange den Vorsitz führte. Von seinen Söhnen hat der jüngere, Alexandre Frédéric B., geb. 1798, gest. 25. Febr. 1835 als Professor der Geographie an der Faculté des lettres zu Paris, ebenfalls mehrere schätzbare geogr. Arbeiten geliefert.

Barbier, s. Bader.

Barbier (Antoine Alexandre), ein namhafter franz. Bibliograph, geb. 11. Jan. 1765 zu Coulommiers, war beim Ausbruch der Revolution Pfarrer, ging aber 1794 nach Paris, wo man ihn zum Mitgliede der Commission ernannte, welche mit der Sammlung der in den aufgehobenen Klöstern befindlichen Gegenstände der Literatur und Kunst beauftragt ward. Dies bahnte ihm den Weg zu der Stelle eines Aufsehers der von ihm selbst gebildeten Bibliothek des Staatsraths (1798), und als diese 1807 auf das Schloß Fontainebleau gebracht wurde, ernannte ihn Napoleon zu seinem Bibliothekar. Nach der Restauration erhielt er die Aufsicht über die Privatbibliothek des Königs. Er starb 6. Dec. 1825. Von seinen bibliogr. Arbeiten ist als Hauptwerk zu betrachten das «Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes» (4 Bde., Par. 1806—8; 2. Aufl. 1822—27), zu welchem Demanne im «Nouveau recueil» (Par. 1834) ein Supplement lieferte. Von seinen Söhnen stand Louis Nicolas B., geb. 4. Nov. 1799, anfangs dem Vater im Amte wie bei den literarischen Arbeiten zur Seite. Derselbe wurde 1827 Unterbibliothekar, 1837 Bibliothekar der Bibliothek des Louvre und hat sich ebenfalls auf diesem Gebiet einen geachteten Namen erworben. Von seinen Brüdern ist Olivier Alexandre B., geb. 20. Juni 1806 zu Paris, Beamter an der kaiserl. Bibliothek, während sich Nicolas Alexandre B., geb. 1800, als Landschafts- und Genremaler bekannt gemacht hat.

Barbier (Henri Auguste), franz. Dichter, geb. 28. April 1805 zu Paris, wo er als vermögender Mann in Unabhängigkeit lebte, wurde nach der Julirevolution durch seine in der «Revue de Paris» erscheinenden Gedichte bekannt, die später gesammelt unter dem Titel «Les Iambes» (Par. 1831; 10. Aufl. 1858; deutsch von Förster, Quedlinb. 1832) herauskamen und den Zustand der franz. Gesellschaft mit poetischer Glut, aber auch mit jugendlicher Uebertreibung schilderten. Seine rauhen und bis zum Cynischen derben Verse fanden ungemein viel Anklang, und manche Kraftstellen blieben lange bei allen im Andenken. Mehr Glätte und Feile zeigten seine Gedichte «Il Pianto» und «Lazare», welche zuerst in der «Revue des deux mondes» 1832—33, nachher 1837, mit den «Iambes» zu einem Bande vereinigt, erschienen und seitdem mehrmals wiederaufgelegt worden sind. Es sind dies zwei poetische Gemälde nach dem Leben, von welchen das eine auf die damalige Erniedrigung Italiens, das andere auf die elende Lage des gemeinen Volks in England Bezug hat. 1837 gab B. noch zwei Satiren: «Érostrate» und «Pot-de-vin» heraus, die eine ziemlich kühle Aufnahme fanden. Auch seine «Chants civils et religieux» (1841) und die «Rimes héroïques» (1843), eine Reihenfolge von Sonetten mit histor. Anmerkungen, zogen nicht besonders die Aufmerksamkeit des infolge des glänzenden ersten Auftretens anspruchsvoll gestimmten Publikums auf sich. 1848 lieferte B. eine metrische Uebersetzung von Shakspeare's «Julius Cäsar». Angeblich ist er auch Verfasser der 1851 anonym erschienenen Gedichtsammlung «Chansons et odelettes».

Barbiēri da Cento (italien. Maler), s. Guercīno.

Barbiton oder Barbitos war bei den Griechen der Name eines Saiteninstruments, einer Art von Lyra, aus Elfenbein gebaut und mit sieben Saiten bezogen.

Barbotan, Dorf und Badeort im nordwestlichsten Theile des franz. Depart. Gers, zur Commune Cazaubon an der Douze gehörig und 4⅓ M. westlich von Condom gelegen. Der Ort hatte ehemals den Titel einer Grafschaft, und nach den Ruinen und andern Ueberresten auf seinem Gebiete zu schließen, waren seine Quellen in früher Zeit sehr berühmt. Die interessante Kirche stammt aus dem 11. Jahrh. Die Bäder hatten ihre Blüte im 15., 16. und 17. Jahrh. Die Quellen, schwefelhaltige, salinische Thermen von 24—32° R., sind seit 1820 in vier Bassins gefaßt und werden alljährlich noch von zahlreichen Kranken besucht.

Barbour (John), der älteste Nationaldichter der Schotten, wurde 1316 (nach andern Angaben 1324 oder 1330) geboren. Als Archidiakonus zu Aberdeen ward er 1357 von dem

Bischofe seines Sprengels nach England gesendet, um wegen des Lösegelds für den gefangenen König David II. zu unterhandeln. Um 1375 schrieb er seine poetische Chronik «The Bruce», welche die Geschichte König Robert's I. Bruce erzählt und 1616 zuerst im Druck (treffliche Ausgabe von Pinkerton, 3 Bde., Edinb. 1790 und von Jamieson mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers, 2 Bde., Edinb. 1820) erschien. Neben seinem sprachlichen Werth als eins der ältesten Denkmäler des schott. Dialekts, ist dieses Gedicht auch als histor. Quelle wichtig. Es athmet zugleich Freiheitsgefühl und Vaterlandsliebe. Ein zweites Gedicht, «The Brute», das die Sage von dem brit. König Brutus von Troja behandelt, ist verloren gegangen. B. starb 1396.

Barbūda, eine der kleinen Antillen, unter 17° 40′ nördl. Br. und 44° 10′ westl. L., liegt da, wo diese Inselreihe eine entschieden südl. Richtung annimmt. Sie ist eine ganz flache Koralleninsel von 4¼ Q.-M., mit fruchtbarem Boden und mildem, vorzüglich gesundem Klima, sodaß Kranke von den andern Inseln zur Erholung hierher gebracht werden. B. hat keinen Hafen, und ihre Küsten sind gefährlich wie die Meerenge, durch welche sie von der südlichern Insel Antigua getrennt ist. Nur ein kleiner Theil wird cultivirt, Zucker gar nicht gewonnen. Die 1500 E., meist Schwarze, treiben hauptsächlich Viehzucht. Die Insel, 1628 von den Briten in Besitz genommen, seit 1632 bebaut, wurde 1680 ein Kronlehn der Familie Codrington, deren Privatbesitz sie noch bildet. Sie wird daher nicht zu den brit. Colonien gerechnet, steht aber unter der Gerichtsbarkeit von Antigua.

Barby, Stadt und ehemals Hauptort einer Grafschaft, am linken Elbufer unweit unterhalb der Saalemündung, im Kreise Kalbe des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg gelegen, hat zwei evang. Kirchen und ein Schloß, in das 1855 ein (1823 zu Magdeburg gegründetes) Schullehrerseminar verlegt wurde. Die Stadt zählt 4696 E., welche Runkelrübenzucker-Fabrikation, Bierbrauerei und starke Leinweberei betreiben. Letztere war, wie verschiedene andere Industrien, früher größtentheils im Betrieb der hier 1749 gegründeten, zahlreichen Herrnhutercolonien, die im Schlosse ein Pädagogium hatten, das 1809 nach Niesky in der Oberlausitz verlegt ward. 1635 wurde B. von den Schweden unter Banér erstürmt. Neben der Stadt liegt das Rittergut B. (ein Klosterhof) und 1¼ M. entfernt die Herrnhutercolonie Gnadau. Das schon im 11. Jahrh. im Vasallenverhältniß zu der Abtei Quedlinburg auftretende, nachmals selbständige, dann Kursachsens Lehnshoheit unterworfene und 1497 in den Grafenstand erhobene Geschlecht der edeln Herren von B. starb im Mannsstamm 1659 mit dem Grafen August Ludwig aus. Die Besitzungen bestanden damals aus der eigentlichen Grafschaft B. und den nach und nach erworbenen Aemtern Rosenburg, Walternienburg (seit 1238), Mühlingen (seit 1318) und Egeln (seit 1410). Doch war letzteres seit 1417 dem Erzstift Magdeburg verpfändet. Wegen der verschiedenen Lehnsansprüche wurden die Besitzungen vertheilt, und zwar so, daß Walternienburg und Mühlingen an Anhalt, B. an den Stifter der Linie Sachsen-Weißenfels, August, Herzog von Sachsen-Halle, Rosenburg und Egeln an das Haus Brandenburg fielen. Nach dem Tode August's 1680 fiel das Stift Magdeburg nebst Halle laut Bestimmung des Westfälischen Friedens an Brandenburg, die Grafschaft B. aber erhielt sein dritter Sohn Heinrich, der 1689 zur reform. Kirche überging und die Linie Sachsen-Barby stiftete. Ihm folgte sein Sohn Georg Albrecht, welcher 1739 ohne Erben starb, daher B. an Weißenfels zurückfiel, das dann 1746, als mit Johann Adolf II. auch der weißenfelser Zweig erlosch, nebst Weißenfels an Kursachsen zurückkam. Mit diesem blieb es bis 1807 vereinigt, wo es an das neue Königreich Westfalen abgetreten werden mußte. Nach der Auflösung desselben kam es 1815 an Preußen.

Barcarōle nennt man die Gesänge der Barkenführer (Barcaruoli oder Gondolieri) in Venedig. Obgleich meist improvisirt, zeichnen sich diese Gesänge durch einfache, liebliche Melodien aus, mit sanfter, regelmäßiger, dem Ruderschlage entsprechender Bewegung, meistens im Sechsachteltakt, und tragen das unverkennbare Gepräge der echt ital. Melodieführung an sich. Eine der ältesten B. ist, aber im Zweivierteltakt, das bekannte Lied: «Un pescator dell' onda» u. s. w. Auber hat die Form der B. in die Oper aufgenommen, nach ihm auch Herold in der Oper «Zampa» und viele andere Operncomponisten. Die kleine, elegante und leicht nachahmliche Weise der B. kam dadurch in die Mode. Aus dem Gesange wurde sie in das Instrumentale, vorzüglich auf das Pianoforte übertragen. Die besten Tondichtungen in dieser Art lieferten Mendelssohn in den «Liedern ohne Worte» und Chopin.

Barcelōna, Hauptstadt (Ciudad) der gleichnamigen Provinz (249 Q.-M. mit 713734 E.) und von ganz Catalonien, eine der größten und nach Madrid die volkreichste Stadt Spaniens, Waffen-, Hafen-, Handels- und Fabrikstadt ersten Ranges, Sitz des Generalkapitäns von Cata-

lonien, eines Bischofs und eines Obergerichts. Die Stadt liegt zwischen der Mündung des Llobregat und Besós an der Mittelmeerküste, die hier mit einer vorspringenden Halbinsel eine geräumige Hafenbucht bildet, in einer paradiesischen, gutangebauten, mit Landhäusern (Torres) dichtbesäeten, im weiten Umkreis von einer malerischen, mit Wein und Wald bedeckten Hügelkette umschlossenen Ebene, am nördl. Fuß eines mit dem starken und großen, Stadt und Hafen beherrschenden Fort Montjuich oder Montjuy gekrönten, 735 F. hohen, schroffen Felsenberges. Sie zählt (1857) 183787 E., von denen auf die Vorstadt Barceloneta 18611 und auf Ostra-Frachs 5162 kommen. B. gehört zu den wenigen Städten Spaniens, die an Bevölkerung und Wohlstand fortwährend zugenommen. Doch hat der Gürtel von Stadtwällen, der sie umgibt, ihre unmittelbare Vergrößerung verhindert, und die Bevölkerung konnte sich nur in Vorstädten (Villa-Gracia, San-Beltran, Puerto-nuevo u. s. w.) ausbreiten. Nach Madrid und Cadiz ist B. die schönste Stadt Spaniens und hat ein modernes Ansehen. Die innere Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut und wird durch Gas erleuchtet. Sie zerfällt in 10 Barrios, besitzt viele schöne und große Gebäude und Straßen, 5 Thore, 5 Bahnhöfe, 5 Dom-, 1 Collegiat-, 82 Pfarr- und andere Kirchen, 18 Nonnenklöster. Die meisten der ehemaligen 28 Mönchsklöster sind theils niedergerissen, theils zu Unterrichtsanstalten, Spitälern, Kasernen u. s. w. verwendet worden. Außer einer großen Anzahl Humanitätsanstalten hat die Stadt ein trefflich eingerichtetes Zucht- und Correctionshaus, mehrere kleine und zwei Haupttheater, darunter das schönste Schauspielhaus Spaniens, und einen Stiergefechtscircus. Nächst Madrid besitzt B. auch die meisten Unterrichtsanstalten. Es befindet sich hier die 1596 von Philipp II. gegründete Universität mit vier Facultäten (durchschnittlich 1600 Studenten), ein botan. Garten, eine Handelsschule mit 2000 Schülern, eine Gelehrtenschule, eine Notariats- und Schiffahrtsschule, ein Priesterseminar. Ferner vier Akademien, zwei große Bibliotheken (die Biblioteca de San-Juan mit 40000, die bischöfliche mit 14000 Bänden), das große königl. Archiv der Krone Aragon mit 15000 Bänden und 80000 Briefen. Unter den Straßen ist die sog. Rambla, welche die ganze Stadt von NNW. gegen SSO. als eine Art Boulevard durchschneidet, eine der schönsten der Welt, zugleich die Hauptader des Verkehrs. Der schönste unter den Plätzen ist die Plaza del Palacio, an welchem die Börse, die ehemalige königl. Residenz, jetzt Sitz des Statthalters, und das imposante Zollhaus (Aduana) stehen. Außer der Rambla hat B. noch zahlreiche andere Promenaden, darunter die, welche nach dem $1/4$ M. entfernten Gracia führt, einer Villa von 17147 E., dem Sommeraufenthalte der begüterten Barcelonesen. Die wichtigsten Gebäude B.s sind die goth. Kathedrale aus dem 13. Jahrh., mit drei Schiffen und vielen Kunstwerken; die noch ältere goth. Kirche Sta.-Maria del Mar mit drei von fünf Reihen schlanker Säulen getragenen Schiffen; der Palast der alten Grafen von B., die Börse (Bonja) u. s. w. Die Kaufläden und Cafés wetteifern in Glanz und Luxus mit denen zu Paris. Außer dem für uneinnehmbar geltenden Fort Monjuich wird die Stadt noch durch die befestigte Artarazanas (ehemals Arsenal) am Südende der Rambla und durch die an der Nordostseite gelegene, 1715 von Philipp V. erbaute große und starke Citadelle sowie durch das Fort Pio vertheidigt. B. ist der Mittelpunkt der Industrie Cataloniens. 1854 gab es innerhalb der Stadt 67, in der Umgebung 25 mit Dampfmaschinen arbeitende Fabriken, von denen 66 mit Verarbeitung von Baumwolle beschäftigt waren; ferner 1400 Webstühle für Seide und etwa 2000 für Schafwolle. Außerdem bestehen große Maschinenfabriken, Eisengießereien, Fabriken für Papier, Glas, Steingut, Seifen, chem. Präparate u. s. w., Mahl- und Schneidemühlen, Färbereien, Druckereien und Gerbereien. Die Gewerbe sind sehr zahlreich und die Innungen mit vielen Privilegien versehen. Noch bedeutender als die Industrie ist der Handel. Die 1752 angelegte Hafenstadt Barceloneta, mit schnurgeraden, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen, zwei großen Kasernen, vielen Magazinen und einer schönen Kirche, hat gegen 19000 E., größtentheils Schiffswerkleute, Matrosen, Fischer und Soldaten. Schon im Mittelalter war B. ein Hauptplatz für den Handel im Mittelmeer. Hier wurde 1258 das älteste Handels- und Seegesetzbuch verfaßt. Vgl. Capmany, «Memorias historicas sobre la marina, commercio y artes de B.» (4 Bde., Madr. 1792), und «Codigo de las costumbres maritimas de B.» (Madr. 1791). Jetzt ist es der wichtigste Hafen und Handelsplatz von ganz Spanien. Der geräumige Hafen hat eine beschwerliche Einfahrt und ist für Kriegsschiffe nicht tief genug. 1858 liefen 7333 Schiffe von 623609 Tonnen ein und 7381 Schiffe von 696626 Tonnen aus. 1857 belief sich der Werth der Einfuhr auf 113,914167, der des Exports auf 85,696203 Thlr. Die Ausfuhr besteht, außer den Manufacturartikeln, besonders in Wein und Branntwein; die Einfuhr in franz., engl. und ital. Fabrikwaaren,

Getreide, Reis, Bauholz aus der Ostsee, schwed. Eisen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer- und Eisendraht aus Deutschland. B. besitzt nach Madrid die wichtigste Bank Spaniens, 11 Assecuranzgesellschaften und seit 1844 eine Sparkasse, die nach der madrider die meisten Geschäfte macht.

Die Stadt Barcino, eine karthagische Gründung, angeblich des Hamilkar Barcas, als röm. Colonie auch Faventia genannt, kommt schon im 4. Jahrh. unter dem Namen Barcilona vor, hieß aber im Mittelalter gewöhnlich Barchinona, bei den Arabern Barschanuna. Es wurden daselbst 504, 599, 906 und 1064 Kirchenversammlungen gehalten, deren letzte, ungeachtet des heftigen Widerspruchs der Geistlichkeit, die goth. Kirchensatzungen aufhob. Im frühern Mittelalter wechselte die Stadt nach dem Schicksale des Landes mehrfach ihre Herren und hatte namentlich durch die Verwüstungen der Araber arg zu leiden. Sie gelangte endlich unter erbliche Grafen, die seit dem 11. Jahrh. durch Privilegien und gute Gesetze ihre Entwickelung mächtig förderten. Durch die Vermählung des Grafen Raimund Berengar IV. mit der Erbtochter Ramiro's II. von Aragonien wurde 1137 B. und ganz Catalonien mit diesem Königreiche vereinigt. Der span. Herrschaft müde, unterwarf sich die Stadt mit Catalonien 1640 dem König von Frankreich. Gezwungen kehrte sie 1652 zum Gehorsam gegen Spanien zurück, ward indeß 1697 von den Franzosen wiedererobert, jedoch im Ryswijker Frieden an Spanien zurückgegeben. Im Spanischen Erbfolgekriege schlug sich B. auf die Seite des Erzherzogs Karl. Von Philipp's V. Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert, mußte es sich indeß nach hartnäckigem Widerstande ergeben. Am 16. Febr. 1809 ward es von den Franzosen unter dem General Duhesme durch Ueberrumpelung genommen und blieb im Besitz derselben bis 1814. Große Verheerungen richtete 1821 in B. das Gelbe Fieber an. Nach Unterdrückung des karlistischen Aufstandes der Agraviados hatte es gleich Catalonien seit 1827 die blutige Strenge des Grafen d'España zu erdulden. Der span. Bürgerkrieg der folgenden Zeit zog auch B. in seine Greuel durch Volksaufstände und Empörungen; namentlich mehrfach in den J. 1835 und 1836, wobei eine republikanische Richtung hervortrat. Auch 1840 wurde die Stadt der Schauplatz einer bedeutenden Krisis. Die Königin-Regentin hatte sich hierher begeben und war bei ihrer Ankunft 29. Juni feierlich empfangen worden. Ihr folgte 16. Juli Espartero, um in B. die wichtige Katastrophe seiner Regentschaftsübernahme vorzubereiten, und auch er wurde mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen. Die Kunde von der Erfolglosigkeit seiner Conferenz mit der Königin und sein Entschluß abzureisen, gaben 19. Juli Veranlassung zu einem Volksaufruhr, dem die schrecklichen Scenen in der Nacht vom 21. zum 22. folgten, wo die Partei der Moderados zu Gunsten der Königin-Regentin sich erhob. Nur erst durch Espartero's Truppen konnte die Ordnung wiederhergestellt werden. Im Juli und im Oct. 1841 kam es ebenfalls zu Aufständen. Veranlassung zu neuen Ruhestörungen, die 13. Nov. 1842 begannen, gab hauptsächlich die Festnehmung der Redactoren des «Republicano» und die bevorstehende Einführung der Conscription. Durch die Verhaftung einer Deputation des Volks an den Gefe-politico Don Juan Gutierrez wurde die Erbitterung so heftig, daß 15. Nov. morgens die Feindseligkeiten zwischen Volk und Garnison in den Straßen der Stadt zum blutigen Kampfe übergingen. Die Truppen mußten das Feld räumen, selbst das Fort Atarazanes aufgeben und sich auf den Besitz des Forts Montjuy beschränken, von wo aus der Generalkapitän van Halen die Stadt beschießen ließ. Als nach diesem ersten Sturme eine Junta sich gebildet und mit dem Generalkapitän in Unterhandlungen getreten, wurde zwar die Stadt vorläufig geschont, jedoch die fernere Weigerung derselben, in die gestellten Bedingungen einzuwilligen, veranlaßte auf Befehl des herbeigeeilten Espartero 3. Dec. ein förmliches Bombardement der Stadt. Erst der Anblick eingeäscherter und zertrümmerter Häuser und die Gefahr vollständiger Vernichtung konnte die Insurgenten 15. Dec. zur Uebergabe der Stadt bewegen, die nun zu einer Contribution von 12 Mill. Realen verurtheilt und in Belagerungszustand erklärt wurde. Schon im Juni 1843 brachen abermals Unruhen aus. Es wurde im Aug. eine Centraljunta eingesetzt, und 2. Sept. kam es aufs neue zum Straßenkampf mit dem Militär. Die Stadt wurde 4. und 7. Sept. von der Citadelle aus beschossen, unterwarf sich aber erst im Nov., worauf sie die königl. Truppen besetzten. Bei der Revolution O'Donnel's zu Madrid 1854 zeigte sich auch in B. eine revolutionäre Bewegung, die jedoch nicht zum Blutvergießen fortschritt. Die umliegenden Forts, die Militär- und Civilbehörden erklärten sich für O'Donnel, und die Nationalgarde wurde wiederhergestellt. Infolge des O'Donnel'schen Staatsstreichs brach 1856 zu Gunsten der Progressisten ein Aufstand aus, der vom 18. bis 20. Juli dauerte und blutig unterdrückt wurde.

Barcelona, früher Nueva-Barcelona genannt, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in dem südamerik. Freistaat Venezuela, liegt 33 M. östlich von Carácas und 1 M. von der Küste des Antillenmeeres, am schiffbaren Neveri und am Eingange zu der großen Ebene, welche sich südwärts bis zum Orinoco ausdehnt. Die Stadt wurde 1671 auf ihre jetzige Stelle verlegt, 33 J. nach der Gründung der ersten Stadt dieses Namens am Fuße des östlicher gelegenen Cerro-Santo. Sie hob sich bedeutend gegen Ende des 18. Jahrh. als Ausfuhrhafen für Vieh und Fleisch nach den Antillen, besonders nach Cuba, und durch Schmuggelhandel mit den engl., dän. und holländ. Inseln Westindiens, sodaß sie 1800 an 16000 E. zählte. Die Revolutionskriege brachten sie jedoch herab, und ihre Bevölkerung beläuft sich kaum noch auf 5000 Seelen. Sie ist regelmäßig, aber schlecht gebaut und wegen des Schmuzes der ungepflasterten Straßen in der heißen Jahreszeit ungesund. Ihr Handelsgebiet nach dem Innern ist nur ein beschränktes; zur See steht sie mit St.-Thomas, Curaçao, Trinidad, La-Guaira und Cumana in Verbindung. Ihr Hafen für größere Seeschiffe ist die Ensenada de B., die Mündungsbucht des Neveri, die zugleich den Haupthafen der ganzen Provinz bildet. Die Provinz B. zählte 1854 auf 650 Q.-M. nur 78634 E.

Barcelonnette, die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederalpen, inmitten des nach ihr benannten, überaus weiden- und heerdenreichen Thales, 3492 F. über dem Meere an der Ubaye gelegen. Die Stadt zählt 2026 E., hat ein Communalcollege, ein Lehrerseminar, eine Ackerbaugesellschaft, und treibt neben Bienenzucht besonders Viehzucht und Viehhandel, unterhält aber auch Manufacturen in Hüten, Tuch, Seidenwaaren und Leder. Der Ort wurde im Anfang des 12. Jahrh. gegründet, dann durch Krieg zerstört, 1230 wieder aufgebaut und vom Grafen Raimund Berengar von Provence Barcilona genannt, nach dem span. Stammort (Barcelona) seiner Ahnen. 1388 wurde die Stadt von Amadeus von Savoyen eingenommen und im Laufe der Zeit als Grenzort mehr als zwanzigmal erobert, zurückerobert, geplündert und verheert. Durch den Utrechter Frieden 1713 kam B. an Frankreich, wurde jedoch 1760 an Savoyen zurückgegeben. Im franz. Revolutionskriege nahmen es die Franzosen wieder und behielten es seitdem.

Barchent, Barchet, heißt ein dickes baumwollenes Zeug, in der Regel drei- oder vierbindig, einseitig oder zweiseitig geköpert, seltener fünfbindig atlasartig (Atlas-Barchent). Man unterscheidet glatten und rauhen B. Bei letzterm wird zu dem Eintrage grobes und weiches Garn genommen und auf der Seite, wo der Eintrag flott liegt, aufgekratzt. Man hat auch halbleinenen B. mit leinener Kette, gestreiften, sog. Bettbarchent, der vorzüglich fest geschlagen ist u. s. w. Immer wird der B. aus gröbern Garnnummern gewebt.

Barclay (Alexander), engl. Dichter und Prosaist, geb. um 1480, nach einigen in Schottland, nach andern zu Barclay in Somersetshire, studirte zu Oxford und erhielt dann durch seinen Gönner, den Bischof Cornish, eine Priesterstelle am Collegium zu Ottery in Devon. In dieser Stellung verfaßte er 1508, nach lat. und franz. Bearbeitungen von Brant's «Narrenschiff», sein «Ship of fools», das von Pynson (Lond. 1509) gedruckt und 1570 neu aufgelegt wurde. Schon früher machte er eine allegorische Dichtung, «The castle of labour» (Lond. 1506), bekannt. Später trat B. in das Kloster von Ely, wo er Mancini's Gedicht «De quatuor virtutibus» unter dem Titel «Mirror of good manners» (gedruckt von Pynson in London) ins Englische übertrug. Seine «Eclogues», die ersten in engl. Sprache, wurden öfter, einigemal auch unter dem Titel «The miseries or miserable lives of courtiers» gedruckt. Durch Reisen in Holland, Deutschland, Frankreich und Italien war er mit der Sprache dieser Länder vertraut geworden und verfaßte selbst ein dem Herzog von Norfolk gewidmetes «Introductory to write and to pronounce French» (Lond. 1512). Nach Aufhebung der Klöster wurde er Vicar zu Wokey in Somerset, später zu Great-Badow in Essex, endlich 1552 zu «Allerheiligen» in London, wo er noch in demselben Jahre starb. B. hat auch eine engl. Uebersetzung von Sallust's Jugurthinischem Krieg geliefert, welche noch in einem alten Pynson'schen Drucke vorhanden ist.

Barclay (John), ein geistreicher Dichter und Satiriker, wurde 28. Jan. 1582 zu Pont-à-Mousson geboren, wo sein Vater, der Schottländer William B. (geb. 1546 in der Grafschaft Aberdeen, gest. 1605 als Professor zu Angers), der besonders durch seine Schrift «De rege et regali potestate» bekannt ist, als Lehrer der Rechte angestellt war. Er studirte im dortigen Jesuitencollegium, und die ausgezeichneten Fähigkeiten, die er früh entwickelte, veranlaßten die Jesuiten, ihn zum Eintritt in ihren Orden zu bewegen. Als er ihre Anträge ver-

warf, mußte er, wie sein Vater, viele Verfolgungen von dem Orden erleiden. Mit dem Vater ging er 1603 nach England, wo er bald die Aufmerksamkeit Jakob's I. auf sich zog, dem er eins seiner Werke, «Euphormionis Satyricon» (Lond. 1603), einen politisch-satirischen Roman, widmete, welcher hauptsächlich wider die Jesuiten gerichtet war. Nächstdem erschien seine «Conspiratio anglicana» (Lond. 1605) und das «Icon animorum» (Lond. 1614). 1615 ging er nach Rom, wo er 12. Aug. 1621 starb. In demselben Jahre erschien sein Hauptwerk, «Argenis» (Lond. 1621; 2 Bde., Leyd. 1630; Nürnb. 1769), eine polit. Allegorie, mit geistreichen Anspielungen auf den Zustand Europas, besonders Frankreichs zur Zeit der Ligue. Dasselbe wurde in die meisten Sprachen Europas (deutsch von Talander, Lpz. 1701; von Haken, 2 Bde., Berl. 1794) übersetzt und gehörte zu den gelesensten Büchern seiner Zeit.

Barclay (Robert), ein berühmter Apostel der Quäker, war der Sohn des Obersten David B. auf Ury in der schott. Grafschaft Kincardine, aus einem altadelichen Geschlecht, das mit den engl. Berkeley zusammenhängen soll. Am 23. Dec. 1648 zu Gordonstown in Morayshire geboren und während der Unruhen in Schottland in früher Jugend nach Paris geschickt, ließ er sich dort verleiten, zur kath. Kirche überzutreten. Von seinen Aeltern zurückgerufen, folgte er jedoch kurz darauf dem Beispiel seines Vaters, welcher sich 1666 der Quäkergemeinde angeschlossen hatte. Mit natürlichen Fähigkeiten ausgerüstet und wissenschaftlich gebildet, machte er sich sehr bald einen Namen als Vertheidiger der neuen Glaubensansicht. Seine gegen den presbyterianischen Prediger Mitchell gerichtete Schrift «Truth cleared of calumnies» (Aberd. 1670) trug viel dazu bei, die öffentliche Meinung über die Quäker zu berichtigen. Ausführlichere Darstellungen der Glaubensansichten seiner Partei gab er später in seinem Hauptwerke, das zuerst 1676 lateinisch, dann 1678 englisch unter dem Titel «An apology for the true Christian divinity, as the same is preached and held forth by the people in scorn called Quakers» erschien und noch jetzt bei den Quäkern eines hohen Ansehens genießt. Mit William Penn (s. d.) unternahm er, um für die Verbreitung der Lehrmeinungen ihrer Sekte zu wirken, mehrere Reisen durch England, Holland und Deutschland, wo er fast überall mit großer Auszeichnung, die man seinem Charakter wie seinen Talenten zutheil werden ließ, empfangen wurde. Es fehlte ihm zwar nicht an Feinden, die ihm Verfolgungen bereiteten; mehr als einmal wurde er vor Gericht gestellt und eingekerkert; doch erwies sich die Regierung gegen ihn nach damaligen Begriffen noch äußerst nachsichtig, was vielleicht davon herrühren mochte, daß König Karl II., dem er seine «Apology» dedicirte, ihm persönlich wohlwollte und 1679 sogar sein Stammgut Ury zur freien Baronie mit Patrimonialgerichtsbarkeit erhob. Seinem Nachfolger Jakob II. gab B. vor Ausbruch der Revolution von 1688 Rathschläge, deren Befolgung diese Katastrophe verhindert haben würde. Er starb zu Ury 13. Oct. 1690. — Sein Urenkel, Robert B., geb. 1750, gest. 1830, kaufte 1781 die große, gegen Ende des 17. Jahrh. von Halsey gegründete Bierbrauerei in London in Verbindung mit Perkins, dem Disponenten des letzten Eigenthümers, für die Summe von 125000 Pfd. St., und führte sie seitdem unter der weltberühmten Firma Barclay, Perkins u. Comp. bis zu seinem Tode fort, wo sie von seinem Sohne, Charles B., geb. 1781, gest. 5. Dec. 1855, übernommen wurde.

Barclay de Tolly (Michael, Fürst), einer der berühmtesten russ. Feldherren, stammte aus einem nach Mecklenburg und Livland übergesiedelten Zweige derselben schott. Familie, welcher die vorigen, der Dichter und der Quäker B., angehörten. Er war der jüngere von drei Brüdern und 1759 in Livland geboren, wo sein Vater, Gottlieb B. de Tolly, Mitglied des rigaischen Stadtraths, ein Gut besaß. Von dem General Vermoulen als Pflegesohn angenommen, trat er zuerst als Wachtmeister in ein russ. Kürassierregiment und wurde 1778 Offizier. Sowol in dem Türkenkrieg von 1788 und 1789 als 1790 im Kriege gegen Schweden und 1792 und 1794 gegen Polen kämpfte er mit Auszeichnung, avancirte 1798 zum Obersten und 1799 zum Generalmajor. 1806 commandirte er bei Pultusk die Avantgarde Bennigsen's, und verlor in der Schlacht bei Eylau den Arm. Zum Generallieutenant befördert, nahm er an den Operationen in Finland 1808 hervorragenden Antheil, setzte im März 1809 an der Spitze von 12000 Mann über das Eis des Bottnischen Meerbusens und drang bis in die Nähe von Stockholm vor. Obgleich von der nationalruss. Partei vielfach angefeindet, weil man ihn als Deutschen betrachtete, wurde er vom Kaiser Alexander 1810 zum Kriegsminister an Araktschejew's Stelle ernannt und 1812 zum Oberbefehl über die erste Westarmee im Kriege gegen Napoleon berufen. Die Annahme, daß er sich von vornherein zu einem Defensivsystem entschlossen habe, wird durch seine Aufzeichnungen und seine Correspondenz mit Alexander widerlegt; er beabsichtigte vielmehr bei der ersten günstigen Gelegenheit zum Angriff überzu-

gehen, wurde aber stets durch die Umstände zum Rückzug gezwungen. Als er auch Smolensk nach der blutigen Schlacht vom 17. Aug. aufgeben mußte, traten die Anfeindungen der nationalruss. Partei wieder heftiger hervor, sodaß der Kaiser sich gegen seinen Willen genöthigt sah, ihn durch Kutusow zu ersetzen. Doch blieb B. bei der Armee, zeigte bei Borodino hohe Tapferkeit und Geistesgegenwart und hatte im Kriegsrath zuerst den Muth, für die Räumung Moskaus zu stimmen. Im Jan. 1813 übernahm er das Commando des Tschitschagow'schen Armeecorps, eroberte 4. April Thorn, schlug Lauriston 19. Mai bei Königswartha und wurde nach der Schlacht von Bautzen von neuem zum Oberbefehlshaber der ganzen russ. Streitmacht ernannt. Er kämpfte an deren Spitze in den Schlachten von Dresden, Kulm und Leipzig, nach der er in den Grafenstand erhoben wurde, endlich bei Paris, wo er den Feldmarschallstab erhielt. Nach dem Feldzuge von 1815 verlieh ihm Alexander den Fürstentitel. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er als Oberbefehlshaber der ersten Armee in Mohilew und starb auf einer Reise nach den böhm. Bädern 25. Mai 1818 zu Insterburg. 1837 wurde ihm vor der Kasaner Kirche in Petersburg ein ehernes Standbild errichtet.

Bar-Cochba (Simon) hieß der Anführer der Juden in dem großen Aufstande derselben gegen die Römer unter Kaiser Hadrian, 131—35 n. Chr. Dreimal waren bereits die unterdrückten Juden in den J. 115—118 ohne Erfolg aufgestanden, als 130, bald nach Hadrian's Abreise aus Syrien, im stillen vorbereitet, eine neue Empörung ausbrach, an deren Spitze B. stand. Er hatte sich den Namen Bar-Cochba, d. i. Sohn des Gestirns, beigelegt, insofern die alte Weissagung (4 Mos. 24, 17) von dem aus Jakob aufgehenden Stern durch ihn erfüllt werden sollte. Mit großem Erfolge kämpfte er anfangs gegen die Römer, die sogar Jerusalem verlassen mußten, sodaß er zum König proclamirt wurde und selbst Münzen schlagen ließ. Der Krieg verbreitete sich über das Gebiet des eigentlichen Palästina hinaus, und 50 Städte nebst vielen Flecken und Dörfern kamen in den Besitz der Juden. Als aber Hadrian's Feldherr Julius Severus anrückte, ward Jerusalem genommen und im Aug. 135 die letzte Festung, Bether. Auch B. fiel am Tage dieser blutigen Eroberung. Hunderttausende von Juden waren in diesem Kriege umgekommen, viele, unter andern Akiba (s. d.) wurden hingerichtet, und grausame Gesetze folgten diesem letzten Versuche einer jüd. Unabhängigkeit.

Bard, ital. Bardo, kleine Gemeinde im Königreich Italien, Provinz Turin, Kreis Aosta, mit (1858) 542 E., in einem engen Thale zwischen steilen Alpenhöhen, am reißenden Flusse Dora, nordwestlich von Donnaz gelegen. Dabei erhebt sich auf einem isolirten Felsen das berühmte gleichnamige Fort (über 4700 rhein. F. hoch), welches der Sage nach schon von Hannibal erbaut worden sein soll. Es beherrscht die Straße über den St.-Bernhard in die piemont. Ebene und ist somit durch seine Lage als Schlüssel von Italien wichtig. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde es 1704 von den Franzosen eingenommen. Bei Bonaparte's Uebergang über die Alpen (1800) legte das Fort den Franzosen noch zuletzt große Schwierigkeiten in den Weg. Bonaparte ließ das Fort mit der Stadt von den Anhöhen von Albard beschießen und zwang die Besatzung zur Uebergabe. Das Fort wurde sodann demolirt, aber später vom Könige Karl Albert wiederhergestellt. Jetzt wird es für unüberwindlich gehalten.

Bardeleben (Heinrich Adolf), einer der nahmhaftesten deutschen Chirurgen, geb. 1. März 1819 zu Frankfurt a. O., widmete sich, nachdem er seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium erhalten, seit Ostern 1837 dem Studium der Medicin auf den Universitäten Berlin und Heidelberg, erwarb sich 1841 die Doctorwürde und ging dann noch zu seiner weitern Ausbildung nach Paris. Im Herbst 1843 ward B. von Bischof nach Gießen berufen, um daselbst zunächst als Assistent an dem neubegründeten physiol. Institut einzutreten. Bald darauf erfolgte seine Anstellung als Prosector. 1844 habilitirte er sich als Privatdocent, worauf ihm 1848 eine außerordentliche Professur übertragen wurde. Im Sommer folgte er einem Rufe als ord. Professor der Chirurgie nach Greifswald, wo er mit dem Titel eines Geh. Medicinalraths der chirurgischen und augenärztlichen Klinik als Director vorsteht. Auch ist er Director der medic. Prüfungscommission daselbst. B.'s literarischer Ruf gründet sich auf sein «Lehrbuch der Chirurgie und Operationslehre», welches binnen einem Jahrzehnt vier Auflagen (4. Aufl., 4 Bde., Berl. 1863—64) erlebt und allgemeine Anerkennung gefunden hat. Von seinen übrigen literarischen Arbeiten werden die Referate über die Fortschritte der Chirurgie, die er seit 1851 für «Cannstatt's Jahresbericht» liefert, besonders geschätzt.

Bardeleben (Kurt von), preuß. Staatsbeamter, geb. 24. April 1796 auf dem Gute seines Vaters in Ostpreußen, gehörte lange Zeit zu den hervorragendsten Talenten und Führern

der constitutionellen Partei in Preußen. Sein Vater, Karl Alex. von B., preuß. Offizier, nahm nach dem Kriege von 1807 seinen Abschied, war aber 1813 für die Errichtung der Landwehr äußerst thätig und wurde von den Ständen zum Befehlshaber einer Division derselben gewählt. Als solcher nahm er an der Belagerung von Küstrin theil und fiel bei einem Ausfall der Franzosen. Der junge Kurt von B. besuchte das Gymnasium in Königsberg, verließ es aber im Alter von 17 J., um an den Befreiungskriegen von 1813—15 theilzunehmen. Einige Jahre nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, vermählte sich mit der Tochter des Oberpräsidenten von Auerswald in Königsberg und lebte fortan auf seinem Gute. 1834 wurde er im Stande der Ritterschaft zum Abgeordneten beim preuß. Provinziallandtage gewählt, seit welcher Zeit er an allen Provinziallandtagen theilnahm. 1837 wählten ihn die Stände zum Landrath des Kreises Fischhausen, welches Amt er bis zur Manteuffel'schen Zeit verwaltete. Auf dem Huldigungstage von 1840 gehörte er zu denjenigen, die eine Petition um Einführung einer Reichsverfassung an den König richteten. Auf dem Vereinigten Landtage zeigte er sich als einer der heftigsten Gegner der damaligen Regierungspolitik, besonders des Landtagscommissars Bodelschwingh. Durch Klarheit der Anschauung und natürliche, eindringliche Beredsamkeit zeichnete er sich vor seinen liberalen Genossen aus, und seine Reden wurden vorzugsweise beachtet und geachtet. Als er am Schlusse des Landtags für Ostpreußen in den ständischen Ausschuß gewählt wurde, nahm er die Wahl nur mit dem Vorbehalt an, daß das Patent über die Ausschüsse den Rechten des Landtags nichts vergebe, und als der Landtagsabschied bald darauf diese Hoffnung vernichtete, legte er sein Mandat nieder. Auf dem zweiten Vereinigten Landtage von 1848 zeigte er, gleich den Genossen seiner Partei, eine liberale, aber gemäßigte Haltung. Der Kreis Königsberg wählte ihn zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament, in dem er seinen Sitz im rechten Centrum nahm. Die Klarheit seines Denkens fand auch in Frankfurt vielfache Anerkennung, und um so mehr bedauerte man, daß er nicht entschiedener wirkte. Nach der Ermordung seines Schwagers, des Generals von Auerswald (18. Sept. 1848), verließ er Frankfurt, um seiner in Breslau weilenden Mutter (Auerswald's Schwiegermutter) die Trauerkunde zu überbringen und diese mit den Kindern Auerswald's nach Ostpreußen zu begleiten. Bald darauf wurde er bei den Nachwahlen für die preuß. Nationalversammlung in diese gewählt. Seine Einberufung verzögerte sich jedoch so lange, daß er seinen Platz in der Versammlung erst einnehmen konnte, als diese in Brandenburg ihre Sitzungen eröffnete. B. hielt sich dort zur Partei der Rechten und unterzeichnete das Manifest derselben gegen die Fraction Unruh. Nach Auflösung der Versammlung begab er sich auf sein Gut zurück. Trotz seines loyalen Auftretens in Brandenburg gehörte er zu den ersten Beamten, welche von dem Ministerium Manteuffel zur Disposition gestellt wurden. Der preuß. Kammer von 1849 gehörte er nicht an. Erst nach Auflösung derselben erfolgte in dem königsberger Wahlkreise seine Wahl in die Zweite Kammer. In dieser bewies er sich als entschiedenster Vertheidiger des Constitutionalismus. Seine im Febr. 1850 gegen die Politik des Ministeriums Manteuffel gerichtete Rede erregte allgemeines Aufsehen. Die gleiche Opposition setzte er auch in den folgenden Jahren fort. Nach dem Rücktritt des Manteuffel'schen Ministeriums wurde er 1858 zum Regierungspräsidenten in Minden ernannt. Als solcher hat er namentlich während der Dauer der liberalen Verwaltung sehr wohlthätig gewirkt.

Barden (irisch bard, kymrisch bardh) nannten sich die schon seit dem 2. Jahrh. v. Chr. den Römern bekannten Sänger der Gallier und anderer celtischer Völker, wie der Britannier, Kymren (Waliser), Iren und Schotten. Gleich den Scôpen der Angelsachsen und den Skalden der alten Skandinavier, besangen sie die Thaten der Götter und Helden beim Cultus und bei Festlichkeiten der Fürsten und Vornehmen unter Begleitung der Harfe oder Chrotta (irisch cruit und clarseach), entflammten das Heer zur Tapferkeit, schritten demselben im Kampfe voran und bildeten die Herolde der Fürsten und die Vermittler des Friedens. Bei den Galliern ging das Bardenthum frühzeitig unter; länger erhielt es sich in Wales, Irland und Schottland. Die B. bildeten überall eine erbliche Zunft, welche nach Art eines Ordens geregelt war und bedeutenden Einfluß auf Volk und Fürsten übte. Der Sänger war bei den Celten wie bei den Germanen das Organ des Volks, der Träger aller histor. Ueberlieferung. In Wales wurden ihre Privilegien und Freiheiten um 940 durch den Gesetzgeber und König Howel-Dha fest begrenzt und aufgezeichnet, der ganze Orden aber von Gryffyth ap Conan 1078 reformirt und neu geregelt. Zu Caerwys, Aberfraw und Mathraval hielt man von Zeit zu Zeit große Wettkämpfe in Gesang und Poesie, die sog. Eisteddfods, ab, bei denen die Krone die Kampfrichter ernannte. Zwar verloren mit der Eroberung von Wales durch Eduard I. 1284

die B. ihre Vorrechte und wurden selbst verfolgt, doch erhielten sie sich noch lange, und Eisteddfods wurden unter Einwilligung der engl. Könige bis auf Elisabeth herab gehalten. In der Folge ward jedoch keine Erlaubniß mehr zu solchen poetischen Wettkämpfen ertheilt, bis in neuerer Zeit zur Wiederbelebung der altnationalen celtischen Dichtung sich mehrere Vereine, wie 1770 die Gwyneddigion-Society, 1818 die Cambrian-Society und neuerdings das Cymmoridion oder die Metropolitan-Cambrian-Institution, bildeten. Dem Eifer dieser Gesellschaften sowie dem Patriotismus einzelner hat man nicht blos die gründlichen Aufklärungen über das Institut der kymrischen B., sondern auch Sammlungen von den Resten ihrer Lieder zu verdanken. Vgl. Walter, «Das alte Wales» (Bonn 1859). In **Irland** zerfiel die erbliche Zunft der B. nach ihrem Berufe in drei Hauptklassen: die Filedha, welche in Schlachten und beim Cultus, vom Harfner begleitet, sangen, sich in der Umgebung und dem Rathe des Fürsten befanden und dessen Sprecher und Herolde waren; die Breitheamhaim, welche in gewissen Fällen Recht sprachen; die Seanachaidhe, die Geschichtskenner und Genealogen der fürstl. und adelichen Geschlechter. Durch viele Privilegien und Freiheiten geschützt, hatten die B. mit der Zeit so viel Landbesitz erworben und sich so viel ungebührliches Ansehen angemaßt, daß es mehrmals zu Auflehnung des Volks gegen dieselben, ja selbst zu theilweiser Vertreibung kam, und schon Concobar MacNessa, König von Ulster um 34 n. Chr., sowie später Cormac Ulfadha und im 6. Jahrh. König Aidus Beschränkungen der Freiheiten und Reformationen der Ordensverfassung vornehmen mußten. Die Kunstfertigkeit der Iren im Harfenspiel zu jener Zeit wird selbst von ihren Feinden anerkannt. Noch sind zahlreiche Reste irischer Bardenpoesie (z. B. die Fenischen Lieder) vorhanden. Nach der Eroberung Irlands durch Heinrich II. begann das Bardenthum zu sinken. Doch erhielten sich B. in größern irischen Familien. Ihre Lieder und geschichtlichen Erinnerungen dienten zur Erhaltung der Vaterlandsliebe der Iren. Dieser Umstand namentlich veranlaßte mehrfache Verordnungen der engl. Herrscher gegen die irischen B. und Sänger, wie z. B. die Heinrich's VI. und Heinrich's VII.; ja Elisabeth gebot sogar, die eingefangenen Minstrels zu hängen, weil ihre Lieder zu Rebellion und andern Verbrechen anreizten. Durch die Schlacht am Boyne wurde auch das Bardenthum vollständig vernichtet. Für den letzten irischen B. gilt Turlogh O'Carolan, geb. 1670, gest. 1737. Vgl. Walker, «Memoirs of the Irish bards» (Lond. 1786). In ähnlicher Weise gestaltete sich das Bardenthum in **Schottland** oder Caledonien. Auch hier waren die B. erbliche Diener der Fürsten und Edelleute, und der Orden hörte in Schottland 1748 mit Aufhebung der Erbgerichtsbarkeit auf.

Den Germanen war der Name Barde völlig unbekannt, obgleich man irrthümlicherweise bis auf die letzten Jahrzehnte herab und in der höhern poetischen Sprache noch heutigentags von B. der alten Deutschen spricht, und Klopstock und seine Anhänger diese Fiction sogar zum Anknüpfungspunkte reformatorischer Bestrebungen in der deutschen Dichtkunst machten. So benannte Klopstock ein vorzugsweise religiöses und kriegerisches Lied, gedichtet in dem fingirten Charakter eines Bardengesangs, oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der german. Urzeit, ein **Bardiet** oder **Bardit**, und zwar mit Rücksicht auf eine einzige Stelle in der «Germania» des Tacitus, wo einige Handschriften unrichtig für baritus (d. i. das Erheben des Schlachtgeschreies) barditus lesen, welchem Worte man die Bedeutung von Schlachtgesang fälschlich beilegte. Die deutschen Dichter, welche zu Klopstock's Zeit das Bardiet bis zum Ueberdrusse erschallen ließen, ahmten in demselben meist die empfindsame Weichheit Ossian's nach, oder ihre Gesänge arteten in kunstlosen Wortschwall aus, welchen schon Lichtenberg, Hölty u. a. verspotteten. Im ganzen konnte diese Gattung nicht lange gefallen, da sie nur Nachahmung eines sehr unbestimmten und nebelhaften Urbildes war, und dem Leser zugemuthet wurde, sich in die Zeit der deutschen Roheit zu versetzen, welche man bei dem Mangel individueller Züge so wenig wie die eingeflochtenen Anspielungen auf deutsche Mythologie ohne beigegebene Erklärung verstand. Von diesem ausgearteten Bardiet sind jedoch zu unterscheiden die Versuche Klopstock's, der seine drei Hermannsdramen, «Die Hermannsschlacht», «Hermann und die Fürsten» und «Hermann's Tod», Bardiete nannte, sowie die einiger seiner Freunde. Denis und Gerstenberg behandelten das Bardiet in lyrischer Form, Kretschmann in epischer. Ebenso brachte Klopstock das mittellat. Wort **Bardale** für Lerche wieder in Aufnahme, welches selbst noch in neuester Zeit Baumstark und Waldbrühl zum Titel für eine Volksliedersammlung gewählt haben.

Bardesānes, der Syrer, eigentlich Bar-Daizan, ein Gnostiker um das Ende des 2. Jahrh. Sein Geburtsort ist Edessa, sein Geburtsjahr nach der edessenischen Chronik 154 n. Chr. Er war mit einem edessenischen Königssohn erzogen und stand bei König Abgar VI. und wol auch bei dessen Nachfolgern in hoher Gunst. Seine Lehre war eine eigenthümliche Weiterbildung

der ältern syr. Gnosis, in welche das Element der vorderasiat. Naturreligion stark hereinspielt. Doch scheint er ebenso wenig wie seine Anhänger, die **Bardesaniten**, sich von der rechtgläubigen Kirche getrennt zu haben. Seine Ansichten verbreitete er durch Hymnen und wurde so der erste syr. Hymnendichter. Noch im 5. Jahrh. wurden diese Hymnen unbedenklich von den kath. Christen gesungen, bis der Kirchenlehrer Ephraem sie durch rechtgläubige verdrängte. Bruchstücke derselben sind bei Ephraem erhalten und bilden die sicherste Quelle für die Kenntniß seines Systems. Der von den Kirchenvätern häufig erwähnte Dialog über das Schicksal, der neuerdings im syr. Originale als «Buch über die Gesetze der Länder» vollständig wiederaufgefunden worden ist, rührt nicht von B. selbst, sondern von einem seiner Schüler her, und darf zur Darstellung des eigenthümlichen bardesanischen Systems nur mit Vorsicht benutzt werden. Vgl., außer den allgemeinen Schriften über den Gnosticismus von Neander, Baur und Lipsius, besonders Hahn, «B. gnosticus Syrorum primus hymnologus» (Lpz. 1810), und Marx, «B. von Edessa» (1863).

Bardiet, s. Barden.

Bardili (Christoph Gottfr.), deutscher Philosoph, geb. 28. Mai 1761 zu Blaubeuren in Würtemberg, gest. zu Stuttgart 1808, wo er seit 1795 Professor der Philosophie am Gymnasium war, erregte zuerst allgemeines Aufsehen durch die Schrift «Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrthümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kant'schen insbesondere; keine Kritik, sondern eine *medicina mentis*, brauchbar hauptsächlich für Deutschlands kritische Philosophie» (Stuttg. 1800). In ihr suchte er den Satz durchzuführen, daß das Denken, als das an sich ganz Unbestimmte, wesentlich die Wiederholung des Einen in der unendlichen Mannichfaltigkeit des Gedachten, also an sich reine Identität, bloße Möglichkeit sei, welche die Wirklichkeit oder die Materiatur, wie es B. nannte, aus sich erzeuge. Alles Wirkliche entstehe sonach aus einer verschiedenen Verbindung der beiden Factoren, Möglichkeit und Wirklichkeit. Hierdurch stellte sich B. in den schroffsten Gegensatz zu dem Kant'schen System und wurde somit in gewissem Sinne der Vorläufer der Identitätsphilosophie. Doch ward er bald von dieser überflügelt, zumal da seine Anschauungen, wegen der Dunkelheit, in welcher er sie darstellte, anfangs unbeachtet blieben, bis Reinhold in ihr den Grundgedanken entdeckt zu haben meinte. Später schrieb B. «Philos. Elementarlehre» (2 Hefte, Landsh. 1802—6) und «Beiträge zu Beurtheilung des gegenwärtigen Zustands der Vernunftlehre» (Landsh. 1803); allein sein System ward dadurch nicht klarer. Vgl. B.'s und Reinhold's «Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Speculation» (Münch. 1804).

Bardin (Jean), Historienmaler, geb. 31. Oct. 1732 zu Montbard, gest. zu Orleans 6. Oct. 1809. Nachdem er 1764 in Paris mit seinem Gemälde des Tullius den großen Preis erhalten, ging er nach Rom, wo er sich, dem akademischen Wesen abhold, nach den großen Meisterwerken bildete. Doch wußte er sich hierbei vor der Manier zu bewahren. Sein Gemälde, die heil. Katharina in der Mitte der Doctoren, verschaffte ihm die Aufnahme in die Akademie. Andere Werke sind: die Heiligen Nikolaus und Bernhard, die Entzückung der heil. Theresia, die Anbetung der Magier, Andromache über der Leiche Hektor's. B. war Mitglied des Instituts und seit 1788 Director der Schule der schönen Künste in Orleans. David und Regnault sind seine Schüler.

Bardowiek, Bardewiek, ein Marktflecken in der hannov. Landdrostei Lüneburg, zum Amte Lüne gehörig, liegt 2 St. unterhalb der Stadt Lüneburg an der schiffbaren Ilmenau und der Lüneburg-Harburger Eisenbahn. Der Ort zählt 1559 E. und ist besonders bekannt durch Gemüsebau und Sämereihandel sowie durch seine schöne alte goth. Domkirche. B. ist einer der historisch merkwürdigsten, vielleicht auch der älteste Ort Norddeutschlands. Seiner wird zuerst unter Karl d. Gr. gedacht, der daselbst nicht nur einen Bischofssitz gründete, sondern B. auch 805 zum Handelsplatz mit den nördl. Slawen bestimmte. Unter Otto I. kam der Ort an die Billunger. Nachdem B. über drei Jahrhunderte die angesehenste und reichste Stadt des nördl. Deutschland gewesen, fand es seinen Untergang durch Heinrich den Löwen, seinen frühern Herrn, dem es bei seiner Rückkehr aus England die Thore verschlossen hatte. Heinrich erstürmte die Stadt 29. Oct. 1189, zerstörte dieselbe von Grund aus und ließ nur den Dom stehen. Dem Falle von B. verdankt Hamburg sein Aufblühen.

Barèges oder Barèges-les-Bains, berühmter Badeort im franz. Depart. Hochpyrenäen in der alten Grafschaft Bigorre, 5 M. im S. von Tarbes und 2¾ von Bagnères, liegt in dem engen und pittoresken Thale des Bastan 3820 F. über dem Meere, besteht nur aus einer Straße und bildet mit Betpouey eine Gemeinde von 586 E. Das Bastanthal ist eng, wild

und rauh, von tiefen Schluchten und hohen, meist kahlen und fast immer in Nebel gehüllten Bergen umgeben, vom brausenden Bastan beunruhigt, ohne Grün und Schatten. Die Saison dauert nur von Juni bis Mitte Sept., und auch in dieser Sommerzeit ist das Wetter unstet. Die übrige Zeit, wo der Ort eingeschneit oder überschwemmt ist, bringen die Einwohner zu Luz zu, einem Städtchen von 1641 E. mit wichtigen Fabriken von sog. Barègesstoffen. Aus dem Granit von B. springen acht alkalisch-salinische Schwefelthermen von 25—36° R., welche besonders bei Hautkrankheiten und hartnäckigen Rheumatismen gebraucht werden. Von den vorhandenen Badeanstalten ist das Große Bad in verfallenem Zustande. Das Militärbad kann 350 Kranke aufnehmen. Eine kleinere Anstalt mit Trinkquelle (25° R.) und Douche ist neuerdings in der Nähe zu Barzun errichtet worden, deren viel milder wirkendes Wasser zur Vorbereitung auf die Thermen von B. benutzt wird. Der Zufluß an Wasser ist in B. nicht zureichend für eine Frequenz von 7—800 Badegästen; viele müssen ihr Bad in der Nacht nehmen. Dazu bietet der Ort wenig Bequemlichkeiten, und der Anblick vieler Krüppel ist abschreckend. Zu B. war schon 1550 ein Wildbad-Bassin, und 1630 wurden hier zwei Badeanstalten errichtet. Seitdem 1677 der Herzog von Maine in Begleitung der Maintenon die Thermen benutzt hatte, wurde B. ein Modebad. Das Barègesthal, sonst eins der sieben Thäler des Lavedan, ist eins der längsten in den Pyrenäen. Der südlichste und höchste Theil, La Pimené genannt, ist im NO. vom Mont-Néonville, im S. von Mont-Perdu (10482 F.) und Marboré (10370 F.), im W. vom zweispitzigen Vignemale (10340 F.) umstellt. Am nördl. Fuß der beiden mittlern Berge liegt der Circus oder das Kesselthal von Gavarnie (Dorf in 4400 F. Höhe), halbkreisförmig von 12—1400 F. hohen Steilwänden gebildet, von denen 12 Gießbäche in Cascaden herabstürzen, darunter die 1266 F. hohe der Gave de Pau, wol der schönste Wasserfall Europas. Nach S. führt die 300 F. breite, 8656 F. hohe Gebirgsscharte der Rolandsbresche und gegen W. der Paß oder Port de Bouchero ins Brotothal nach Spanien.

Barèges oder Barège heißt ein feiner, gazeartiger, mehr oder weniger durchsichtiger Stoff, welcher aus Seide und Baumwolle, Seide und kammwollenem Garn, oder auch aus Seide allein gewebt wird, vorzugsweise zu Frauenkleidern dient und sowol ein- als mehrfarbig, bedruckt, carrirt u. s. w. angefertigt wird. Den Namen hat er von dem franz. Badeorte Barèges, in dessen Nachbarschaft in der Stadt Luz er zuerst gefertigt wurde. Auch jetzt ist daselbst die Fabrikation dieser Stoffe noch in Blüte.

Bareilly, die Hauptstadt des gleichnamigen Districts in der Provinz Rôhilkhand im indobrit. Gouvernement der Nordwestprovinzen. Der Ort liegt am Dschua, einem Zufluß des Ram-Ganga, hat eine ziemlich gut gebaute, sehr lange Hauptstraße und zählt 111332 E., die sehr lebhaften und einträglichen Handel treiben und mancherlei Manufacturen unterhalten, namentlich von Hausgeräthen, Baumwoll-, Seiden- und Brocatstoffen. Auch finden sich unter der Hindubevölkerung Färber, Juweliere, Gold- und Kupferschmiede, Eisen- und Waffenarbeiter u. s. w. Am zahlreichsten sind die Rohillas (Afghanen) vertreten, außerdem die Sayids, die von einem arab. Scheikh abstammen, Mogols und Kunbohs oder Mischlinge von Mohammedanern und Hindu. Die Engländer haben hier eine kleine Citadelle. Etwa 8 M. im NO. liegt Philibit mit 26760 E., bis 1842 Hauptort eines gleichnamigen Districts, mit ausgezeichnetem Reisbau, sehr bedeutendem Handel, namentlich mit Nutzholz, Pech, Wachs, Honig, Wolle, Borax. Der jetzige District B. mit Philibit zählt auf 147 Q.-M. 1,378268 E., darunter 1,069337 Hindu und 308931 Mohammedaner.

Bärenfluß (Bear-River) ist der Name zweier Flüsse in Nordamerika. Der eine entspringt in dem Timpanogosgebirge und fließt im Unions-Territorium Utah erst gegen NNW., wendet sich dann plötzlich, in einer Gegend, wo man in 5382 F. absoluter Höhe eine Sodaquelle und westlich davon einen alten Krater entdeckt hat, gegen SSW. und mündet, nachdem er 45 M. weit ein malerisches und fruchtbares Thal durchströmt, auf der Nordostseite des Großen Salzsees von Utah. Der andere Fluß ist der westliche, 400 F. breite, in den Mackenziestrom fallende Abfluß des Großen Bärensees (Great Bear-Lake), im nordwestlichsten Theile von Britisch-Nordamerika. Dieser See liegt zwischen 64½ bis 67° nördl. Br. und 99⅓ bis 105½° westl. L. in etwa 500 F. absoluter Höhe auf dem Gebiete der arktischen Felsplatte, die mit steilen Abfällen seine Ufer umgibt. Derselbe hat eine sehr unregelmäßige Gestalt und bedeckt eine Fläche von 310 oder 370 Q.-M. Sein Wasser ist sehr klar und hellblau. Der Eisgang beginnt selten vor dem 1. Aug., und 1837 war er nur 50 Tage offen. Nahe der Ausmündung liegt am B. das Fort Franklin, am Nordostende des Sees das Fort Confidence. Ersteres hat mittlere Jahrestemperatur 6°, letzteres 8° R. unter dem Gefrierpunkte. — Bäreninsel, auch Cherry-

und wol richtiger Beereninsel genannt, ist ein gewöhnlich zur Gruppe von Spitzbergen gerechnetes Eiland, welches ganz aus secundärem Sandstein und Kalk gebildet ist und auch Steinkohlen enthält. Die Insel wurde 1596 von Barenz entdeckt. — Die Bäreninseln heißt eine Gruppe von sechs Inseln an der Nordküste Sibiriens, unter 71° nördl. Br. und 179° östl. L., nördlich vor der Mündung der Kolyma gelegen. Die Inseln sind felsig, bergig, baumlos, nur mit Moos und Gras bedeckt, reich an Treibholz und ohne andere Bewohner als Bären.

Bärenklau, der deutsche Name der zur Familie der Doldengewächse gehörigen Linné'schen Gattung Heracleum. Diese Gattung hat einen fünfzähnigen Kelchsaum, die Blumenblätter sind vorn in der Mitte eingeschlagen und dadurch herzförmig, die nach außen gekehrten der peripherischen Blüten eines jeden Döldchens viel größer als die nach innen gerichteten. Die Frucht ist flach zusammengedrückt, mit feinen Rippen, die beiden seitlichen von den drei mittlern entfernt und längs des verbreiterten Randes verlaufend. Die dahin gehörigen Arten, unter welchen die gemeine B., gemeines Heilkraut (H. Sphondylium), die in Deutschland verbreitetste, sind zwei- oder mehrjährige Kräuter, mit fiederschnittigen, dreischnittigen oder lappigen Blättern und oft sehr großen Dolden von weißen oder gelbgrünlichen Blüten. Von der gemeinen B. waren früher Wurzel und Blätter officinell. Die Wurzel ist möhrenartig, ästig, dick, geringelt, gelblich ins Bräunliche, innen weißlich. Die Blätter sind scharf rauhhaarig. Die ganze Pflanze wird 1—4 F. hoch, wächst überall auf Grasplätzen und ist ein den Graswuchs verdrängendes Unkraut und zugleich ein schlechtes Viehfutter, da der rauhe Haarüberzug der Pflanze dem Vieh zuwider. In neuerer Zeit ist eine asiat. Art, die kaukasische B. (H. caucasicum Stev.), welche sich von der gemeinen B. durch oberseits glatte, kahle Blätter und durch riesige Größe unterscheidet und, da jeder Stock eine schöne Gruppe bildet, häufig als Decorationspflanze in Gärten cultivirt wird, als Futterpflanze empfohlen worden.

Bärensprung (Friedr. Wilh. Felix von), ein verdienter deutscher Arzt, geb. 30. März 1822 zu Berlin, Sohn des Oberbürgermeisters Friedr. Wilh. von B., erhielt seine Vorbildung auf dem Cöllnischen Realgymnasium und widmete sich hierauf seit 1840 auf der Universität seiner Vaterstadt naturwissenschaftlichen und anatom. Studien. Nachdem er 1842 Italien und Frankreich bereist, studirte er seit Ostern 1843 zu Halle, wo er sich besonders unter Krukenberg bildete und im Herbst 1844 promovirte. Hierauf verweilte er einige Monate in Prag, um Oppolzer zu hören, und wandte sich dann wiederum nach Halle, wo er Assistent Krukenberg's wurde, sich als Privatdocent habilitirte und bald eine ziemlich ausgedehnte ärztliche Praxis erhielt. Im Herbst 1852 ging B. nach Paris, um im Hospital St.-Louis die Hautkrankheiten zu studiren. Nach der Rückkehr siedelte er 1853 nach Berlin über, wo er eine Anstellung als dirigirender Arzt in der Abtheilung für Syphilitische in der Charité erhielt und als Privatdocent an der Universität Vorträge hielt. 1856 zum außerord. Professor ernannt, übernahm er in der Charité noch mehrere Abtheilungen für Hautkrankheiten, deren Studium er sich zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hat. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die jedoch meist in medic. Zeitschriften enthalten sind, dürften besonders hervorzuheben sein: «Beiträge zur Anatomie und Pathologie der menschlichen Haut» (Lpz. 1848); «Ueber Volkskrankheiten» (Halle 1851); «Ueber die Folge und den Verlauf epidemischer Krankheiten» (Halle 1854); «Die Hautkrankheiten» (Thl. 1, Erl. 1859); die Untersuchungen über Herpes, Prurigo, Zoster u. s. w.

Bärentraube heißen die Arten der zu der Familie der Heidegewächse (Ericaceen) und zu der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden, von Adanson benannten Gattung Arctostaphylos, welche von Linné zu Arbutus gezogen wurde. Die bei uns vorkommenden Arten sind kleine, der Preiselbeere ähnliche Sträucher mit kriechenden, zimmtbraunen Stämmchen und Aesten, immergrünen, länglichen Blättern, kurzen Trauben röthlichweißer Blüten und kugeligen, rothen Beeren, welche fünf Steinkerne enthalten. Die am häufigsten vorkommende Art, A. uva ursi, wächst in Heiden. Ihre unter dem Namen Folia uvae ursi officinellen Blätter enthalten Gallussäure und drei eigenthümliche, krystallisirbare Stoffe, das Arbutin, Arcturin und Urson.

Barère de Vieuzac (Bertrand), Mitglied des franz. Nationalconvents, wurde zu Tarbes 10. Sept. 1755 geboren. Er war erst Advocat am Gerichtshofe zu Toulouse und erhielt später das Amt eines Raths des Seneschalats zu Bigorre, das ihn 1789 als Deputirten in die Generalstaaten schickte, wo er sich auch nach Constituirung der Nationalversammlung zwar freisinnig, doch gemäßigt zeigte. Nach Auflösung der Constituante kam er als Richter an das Cassationstribunal. 1792 wählte ihn das Depart. Hochpyrenäen in den Nationalconvent.

B. war, bei aller Liebe für die Demokratie und die polit. Freiheit, ein milder Charakter. Der Sieg der Schreckensmänner und augenblickliche Erregungen rissen ihn jedoch oft hin, die Maßregeln der Bergpartei zu unterstützen und durch sein blühendes, im alten Stile gebildetes Rednertalent zu feiern, sodaß man ihn den «Anakreon der Guillotine» genannt hat. Zur Zeit der Verurtheilung Ludwig's XVI. war er Präsident des Convents. Er verwarf die Appellation ans Volk und gab seine Stimme mit den Worten: «Das Gesetz verlangt den Tod, und ich bin hier nur das Organ des Gesetzes.» Im Grunde seines Herzens hätte er den König, wie viele andere, wol gern gerettet. Zum Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses ernannt, sprach er sich bald für ein milderes Verfahren aus, bald unterstützte er im Interesse der Selbsterhaltung die Ausschweifungen Robespierre's. Erst als letzterer das Schaffot betreten, schlug er eine Adresse an das Volk vor, «que le monstre était puni». Dessenungeachtet sprach er aber auch dafür, daß der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville in seinem Amte fortfahren sollte, und dieser Vorschlag brachte gegen ihn eine längst gefürchtete Anklage durch Lecointre zu Wege. B. ward demzufolge mit Collot d'Herbois und Billaud-Varennes vor Gericht gezogen und vom Convente zur Deportation verurtheilt. Inmitten der Wechselfälle kam die Strafe nicht zur Ausführung, und am 18. Brumaire wurde er in die allgemeine Amnestie eingeschlossen. B. lebte, von Bonaparte mit Ungunst behandelt, fortan literarischen Arbeiten und zeigte in seinem Privatleben einen rechtschaffenen Charakter. Als man ihn 1815 während der Hundert Tage zum Deputirten in die Kammer wählte, vertrat er die gemäßigten Grundsätze von 1789. Nach der zweiten Restauration wurde er mit den andern sog. Régicides verbannt. Er ging nach Brüssel, bis ihm die Julirevolution die Rückkehr erlaubte. Die Regierung ernannte ihn zum Mitgliede des Verwaltungsraths im Depart. Hochpyrenäen, welches Amt er erst 1840 niederlegte. Er starb 14. Jan. 1841. Dem jüngern Carnot übergab er seine «Mémoires», die auch (2 Bde., Par. 1842) veröffentlicht worden sind.

Baret (früher gewöhnlich Biret; ital. berreta, franz. barrette, span. birreta) heißt eine Kopfbedeckung mit flacher Mütze und breiter Krempe aus reichem Stoffe, welche das ganze 16. Jahrh. hindurch bei Männern und Frauen gewöhnlich war. Im Anfang war es mannichfach gestaltet und verziert, geschlitzt, bunt und mit einer Haarhaube in Verbindung gebracht. Im Verlaufe der Zeit, namentlich seit dem Eindringen der span. Mode, nahm die schwarze Farbe überhand und die Formen wurden steifer. Als allgemeine Mode überlebte das B. das genannte Jahrhundert nicht, jedoch kommt es in der Form einer runden, meist aber eckigen, schirmlosen Mütze noch gegenwärtig als Amtstracht der Geistlichen, hier und da der Richter sowie der Professoren, Dekane und Rectoren der Universitäten vor. Das Wort stammt vom spätlatein. birrus (byrrhus), Kleid von flockigem Stoff.

Baretti (Giuseppe Marcantonio), ital. Schriftsteller und Dichter, geb. zu Turin 22. März 1716, trat nach einer unruhigen Jugend im Alter von 16 J. zu Guastalla als Schreiber in ein Handlungshaus. 1740 wandte er sich nach Venedig, wo er mit Gozzi verkehrte, und wurde 1742 zu Cuneo als Magazininspector angestellt. Von 1745—51 lebte er abwechselnd zu Turin und Venedig, wo seine Poesien Aufsehen erregten, und beschäftigte sich hauptsächlich mit Uebertragung des Corneille (4 Bde., Vened. 1747—48). Ohne Aussicht auf eine Anstellung im Vaterlande, nahm er einen Ruf nach London an, um das dortige Italienische Theater zu leiten. Nach einem neunjährigen Aufenthalte in London kehrte er nach Italien zurück, gab zu Mailand die «Lettere famigliari» (1762) heraus, mußte sich aber, wegen derselben verfolgt, nach Venedig wenden, wo er 1763 den zweiten Band veröffentlichte und ein kritisch-literarisches Journal «Frusta letteraria» begründete, das von 1763—65 erschien und wiederholt (Carpi 1799; Mail. 1804; in den «Classici italiani», 2 Bde., Mail. 1838—39) neu aufgelegt wurde. Durch diese Zeitschrift zog er sich viele Verfolgungen zu. B. wendete sich daher wieder nach England, lebte vom Unterricht im Italienischen und von Schriftstellerei, und starb 5. Mai 1789, nachdem er auch Reisen durch Flandern, Spanien, Frankreich, Italien gemacht und den Winter 1770 bei dem Dogen von Venedig, Negroni, seinem Freunde, zugebracht hatte. Er verstand und schrieb außer seiner Muttersprache Französisch, Englisch und Spanisch. Sein «Dictionary of the English and Italian languages» (2 Bde., Lond. 1760 u. öfter; zuletzt Lond. 1854) und «Spanish and English dictionary» (Lond. 1778 u. öfter; zuletzt 2 Bde., Lond. 1837) sind noch jetzt geschätzt. Aufsehen erregte auch sein «Account of the manners and customs of Italy» (Lond. 1768; 2. Aufl. 1769; deutsch von Schummel, Bresl. 1781). Gesammtausgaben seiner «Opere italiane» sind zu Mailand (zuletzt 4 Bde., 1838) erschienen.

Barfüßer (lat. discalceati, d. h. Unbeschuhte) heißen Mönche und Nonnen (Barfüßerin-

nen), welche sich entweder gänzlich (wie die 1540 in Plasencia in Spanien begründeten und nach Italien, gegenwärtig besonders in Neapel verbreiteten Alcantariner) oder für eine gewisse Zeit des Jahres (wie die Nonnen Unserer lieben Frauen von Calvaria, vom 1. Mai bis Kreuzeserhöhung) der Fußbekleidung enthalten, oder endlich blos Sandalen, mit Riemen befestigte Sohlen (von Holz, Leder, Stricken, Genist) statt der Schuhe tragen. Einen besondern Orden bilden die B. nicht. Sie finden sich jedoch als ein höherer Grad der Ascese mit mehr oder weniger strenger Beobachtung bei den Franciscanern (den ersten Barfüßermönchen, die aber außerhalb Italiens bald Sandalen anlegten), Augustinern, Trinitariern, Mercenariern, Kapuzinern, Camaldulensern u. a. Namentlich begeisterte die heil. Theresa, Stifterin des unbeschuhten Karmeliterordens in Spanien 1560, das 16. und 17. Jahrh. für diese Form der Ascese, welche indeß von den vornehmern Dominicanern (obgleich Bettelmönchen) zum Theil ausdrücklich abgelehnt wurde. Die Juden und Römer legten bei öffentlichen Unglücksfällen ihre Schuhe ab, um so in diesem Zustande der Trauer und Erniedrigung die Gottheit um Rettung anzuflehen. Die Vorbereitung des christl. Gebrauchs ist hier unverkennbar, wenn er sich auch äußerlich zunächst an den Wortlaut von Matth. 10, 10 (vgl. Luk. 10, 3) anschließt, wo Christus bei der Aussendung der Jünger diesen verbietet, Schuhe zu tragen.

Barhebraeus (d. h. Sohn des Hebräers, weil sein Vater ein getaufter Jude war), mit seinem vollständigen Namen Gregor Abulfaradsch ben-el-Arun, ein als arab. und syr. Schriftsteller berühmter Gelehrter, wurde in Malatia in Armenien 1226 geboren. Unter der Leitung seines Vaters, eines gebildeten Arztes, studirte er die arab., syr. und griech. Sprache, Philosophie und Theologie sowie Arzneikunde, und erwarb sich in allen diesen Fächern ausgebreitete Kenntnisse. In seinem 20. J. wurde er zum Bischof von Gula ordinirt, verwaltete dann die Diöcese Aleppo und wurde 1264 Maphrian oder Weihbischof, nach dem Patriarchen die wichtigste Stelle in der Jakobitischen Kirche, die er auch bis zu seinem Tode 1286 ehrenvoll versah. Im Leben war er wegen trefflichen Charakters, Unparteilichkeit und Klugheit in den schwierigen polit. Umständen jener Zeit, wo der Einfall der Mongolen unter Hulagu alle christl. Bildung im Oriente zu zerstören drohte, hochgeachtet, sowie als beredter Kanzelredner und umfassender Gelehrter selbst von den Mohammedanern bewundert. Von seinen zahlreichen Schriften in syr. und arab. Sprache, die fast alle erhalten, obgleich meist noch in den Bibliotheken, namentlich in der Vaticana zu Rom, begraben liegen, sind zu erwähnen seine «Selbstbiographie» (herausg. von Assemani), ferner eine syrisch verfaßte «Chronik» von Adam bis auf seine Zeit in drei Theilen, von denen der erste die polit. Geschichte, die beiden andern die Kirchengeschichte der Jakobiten und Nestorianer umfassen. Nur von dem ersten Theil besitzen wir eine Ausgabe (syr. und lat., herausg. von Bruns und Kirsch, 2 Bde., Lpz. 1789). Die Probe einer neuen, kritischen Ausgabe des ganzen Werkes hat Bernstein (Berl. 1847) veröffentlicht. Auf Bitten seiner Freunde verfaßte B. aus diesem größern Werke einen Auszug in arab. Sprache: «Abgekürzte Geschichte der Dynastien», welche Pococke herausgab (arab. und lat., Oxford 1663; deutsch von Bauer, 2 Bde., Lpz. 1783). Von den theol. Schriften des B. ist namentlich das «Magazin der Geheimnisse», ein Commentar über die Bibel nach der syr. Uebersetzung zu erwähnen, ferner eine Dogmatik «Leuchter der Heiligen» und «Buch der Strahlen» sowie ein Kirchenrecht und eine Ethik. Von seinen verschiedenen syr. Sprachlehren ist die kleinere, in metrischer Form abgefaßte von Bertheau (Gött. 1843) herausgegeben worden. Unter seinen philos. Schriften wird besonders «Das Buch der höchsten Weisheit», ein System der aristotelischen Philosophie, gerühmt.

Bari, ein Negervolk am Weißen Nil, zwischen 4 und 6° nördl. Br., das nach seinen Ueberlieferungen vor sechs Generationen von Süden her eingewandert ist, indem es die Beri vertrieben hat. Sie grenzen gegen N. an die Dinkastämme Bor, Eliab und Mandari, gegen W. an die Djur und Makarakak, gegen S. an die Madi, gegen O. an die Beri und zerfallen in mehrere Stämme: die eigentlichen B. am Weißen Nil, die Tschir auf den großen Inseln des Flusses, die Jangbara, die Liria und die Lauda. Die Sprache ist einfach, aber bildsam und von der der angrenzenden Völkerschaften verschieden; sie bildet das vierte Sprachgebiet, dem man am Weißen Nil von Norden nach Süden gehend begegnet. Die B. sind, ungleich den meisten Nilanwohnern, nicht nomadisch, sondern haben feste Wohnsitze, treiben Ackerbau und Viehzucht, die Aermern auch Fischerei und Schmiedearbeiten aus dem im Lande vorkommenden Eisen, leben in patriarchalischer Verfassung unter Häuptlingen und haben Vielweiberei. Während Mädchen und Weiber die kurze Fransenschürze (Rachat), letztere darüber noch zwei Felle tragen, gehen die Männer ganz nackt, nur mit weißen Federn auf dem Kopfe, Arm- und Fuß-

ringen und Glasperlen geschmückt und mit Lanze und Bogen bewaffnet. Reichere salben sich am ganzen Körper mit Oel und rother Ochererde. Charakteristisch ist auch ein kleines Sesselchen, das sie jederzeit mit sich führen, um nicht auf der bloßen Erde sitzen zu müssen. Dem Charakter nach sind sie kriegerisch, lärmend und händelsüchtig und liegen oft in blutigem Streit und Kampf untereinander. Mit religiösen Ideen beschäftigen sie sich wenig, sind aber sehr in Aberglauben versunken, sodaß Regenmacher und Zauberärzte großen Einfluß haben. Ihr Land ist hügelig und anmuthig; es wechseln Grasebenen mit Wäldern; zahlreiche Dörfchen aus runden Strohhütten liegen im Schatten riesiger Bäume. Ein Kranz niedriger Berge ziert den Horizont, während die Ebene der mächtige Strom durchschlängelt. Volk und Land der B. wurden zuerst durch die ägypt. Nilexpeditionen 1839—42 bekannt, genauer aber erst durch die kath. Missionare, welche daselbst 1849—60 zu Gondokoro eine Station hatten, deren Wirksamkeit jedoch durch die gesetzlosen Elfenbein- und Sklavenhändler des Weißen Flusses gelähmt wurde. Vgl. Müller, «Die Sprache der B.» (Wien 1864).

Bari, früher Terra di B., eine der neapolit. Provinzen des Königreichs Italien, 108 Q.-M. groß mit (1862) 554402 E., von denen ein kleiner Theil dem arnautischen Volksstamme angehört. Die Provinz wird im Norden der apulischen Halbinsel vom Adriatischen Meere bespült, ist im Innern von einzelnen Berggruppen erfüllt, unter denen der San-Agostino die bedeutendste, und liegt zum großen Theile im Bereiche der wenig bewässerten Apulischen Ebene. Außer einigen kleinen Binnenseen hat das Land nur die Küstenflüsse Ofanto und Puglia aufzuweisen. Trotz der Wasserarmuth, welche durch anhaltende Sonnenhitze noch mehr erhöht wird, gehört doch die Provinz zu einer der fruchtbarsten des Königreichs. Sie ist berühmt durch ihren Wein, ihre Baumwollcultur und Seidenzucht, den Reichthum an Oel und Südfrüchten, eine vortreffliche Schafzucht, durch lebhaften Fischerei- und Salinenbetrieb an den Küsten und die Kühnheit der Bareser zur See, auf der sie in eigenen Schiffen bedeutenden Handel betreiben. Die Provinz zerfällt in die drei Kreise B. (mit 250968 E.), Barletta und Altamura. — Die gleichnamige Hauptstadt B., eine befestigte Hafenstadt mit 34063 E., in schöner Umgebung, ist Sitz eines Erzbischofs und des Präfecten, hat ein Lyceum und treibt mit den Landesproducten, namentlich mit Getreide, Olivenöl, Mandeln, Feigen, Agrumen, Wein, Baumwolle und Wolle bedeutenden Handel. Röm. Alterthümer erinnern an das alte Barium im Districte Peucetien. Von 852—71 war B. im Besitz der Sarazenen, denen es die griech. Kaiser abnahmen, unter welchen die Stadt zum freien Fürstenthum wurde. 1059 kam es in die Gewalt der Normannen, wurde zwar 1060 von den Griechen wiedergenommen, allein schon 1070 von neuem durch die Normannen erobert und hierauf von einem normännischen Baron in Besitz genommen, der sich unter der Oberlehnshoheit Apuliens und dann Siciliens behauptete, bis die Stadt endlich mit Neapel vereinigt wurde. 1098 wurde hier ein Concilium abgehalten.

Baribal, s. Bär.

Barile (ital.), d. i. Faß, Fäßchen, der Name eines ital. Flüssigkeitsmaßes von sehr verschiedener Größe, von 33—140 franz. Liter an Inhalt wechselnd. Auch in Griechenland und auf den Ionischen Inseln ist dasselbe gebräuchlich. Die alte franz. Barrique (s. d.) wird in manchen Gegenden ebenfalls Baril genannt; ferner kommen Maße unter dem Namen Baril im franz. Westindien für flüssige und trockene Waaren vor. In Malaga begreift der Baril Rosinen 4 Arrobas oder 100 span. Pfd. Dieselbe Bedeutung hat das engl. Barrel, welches ein engl. Biermaß von 36 (für Ale jedoch nur von 32) Gallons oder 163,56 Liter und auch ein Gewichtsbegriff bei Mehl, Seife, Butter u. s. w. ist. Besonders wichtig ist der Barrel als Gewichtsmaß im Verkehr mit Weizenmehl, da in England wie in ganz Amerika dieses Mehl im größern Handel stets nach dem Barrel (franz. Baril, span. und portug. Barril) verkauft wird, welches 196 engl. Pfd. oder 180 alte par. Pfd. begreift.

Baring (Firma: Baring Brothers u. Co.), eins der größten Handelshäuser Londons und der Welt. Johann B., ein Sohn Franz B.'s, Pastors von St.-Ansgarii in Bremen, wanderte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Exeter in der engl. Grafschaft Devon ein und begann hier ein kleines Geschäft. Von seinen vier Söhnen John (geb. 1730), Thomas (gest. 1757), Francis und Charles (geb. 1742, gest. 13. Jan. 1829) etablirten Francis und John 1770 ein Haus in London, welches die Grundlage des noch jetzt bestehenden bildet. — Francis B., jener dritte Sohn, einer der stärksten Ringe in der Pitt'schen Geldaristokratie, wurde 18. April 1740 zu Exeter geboren. Er saß im Rathe der Ostindischen Compagnie, vertrat mit Eifer die Pitt'sche Politik und ward 29. Mai 1793 zum Baronet erhoben. Durch seine «Observations on the establishment of the Bank of England» (Lond. 1797) nahm er an

den Erörterungen über die Bankrestrictionsmaßregel von 1797 großen Antheil. Sir Francis starb 12. Sept. 1810. Er hinterließ, außer fünf Töchtern, fünf Söhne: Thomas, Alexander, Henry, William und George. Die drei ältesten von ihnen waren eine Zeit lang Theilhaber des Geschäfts und Mitglieder des Unterhauses. — Henry B., der dritte Sohn, geb. 18. Jan. 1776, verließ das Geschäft, um mit Lord Macartney nach China zu gehen, übernahm dann eine Stellung bei der Factorei der Ostindischen Compagnie zu Kanton und starb 13. April 1848. Sein ältester Sohn, Henry Bingham B., geb. 4. März 1804, Mitglied des Unterhauses für Marlborough, war früher Major in der brit. Armee und Lord des Schatzes (Lord of the treasury) im Ministerium Peel. — William B., vierter Sohn von Sir Francis B. (geb. 8. Dec. 1779, gest. 9. Juli 1820), war, wie der fünfte Bruder George B. (geb. 23. Sept. 1781, gest. 5. Oct. 1854), gleichfalls eine Zeit lang in China. Der letztere wurde nach seiner Rückkehr Geistlicher der engl. Landeskirche und gründete später in Exeter eine «Freie Kirche», für welche er auf seine Kosten eine Kapelle bauen ließ. — Thomas B., ältester Sohn Sir Francis', geb. 12. Juni 1772, erbte 1810 den Titel seines Vaters und starb 3. April 1848. Der zweite Sohn, Alexander B., Lord Ashburton, geb. 27. Oct. 1774, arbeitete von Jugend auf im Geschäfte des Hauses, in seinen Jünglingsjahren in den Comptoirs desselben in den Vereinigten Staaten und Canada. 1830 trat er aus dem Geschäft, in der Absicht, eine Laufbahn als Staatsmann zu beginnen. Schon früh war er der Politik mit Aufmerksamkeit gefolgt. So schrieb er, um den Krieg mit Amerika abzuwenden, eine «Inquiry into the causes and consequences of the orders in Council» (Lond. 1808), war 1818 auf dem Congresse zu Aachen, wo er die große franz. Anleihe negociirte, saß seit 1812 in allen Parlamenten und stellte sich 1820 an die Spitze der londoner Kaufleute, welche um Aufhebung der auf dem auswärtigen Handel lastenden Beschränkungen petitionirten. Im Dec. 1834 ernannte ihn Peel zum Münzmeister und zum Präsidenten des Board of Trade, welche Aemter er 1835 niederlegte. Am 10. April 1835 wurde er unter dem Titel Baron Ashburton von Ashburton in den Peerstand erhoben. Obwol einem freisinnigern Handelssystem zugethan, stand doch B. als Politiker stets auf seiten der Tories. Uebrigens nahm er, nachdem er Lord und Grundbesitzer geworden, kein Interesse mehr am Freihandel, und ging sogar 1846, als Peel die Schutzzölle fallen ließ, zur Opposition über. Mit glücklichem Erfolge löste er 1842 die Differenzen zwischen England und den Vereinigten Staaten. Er starb 12. Mai 1848 zu Longleath, dem Sitze seines Enkels, des Marquis von Bath. Vermählt war er seit 1798 mit Anne, der ältesten Tochter des Senators Bingham zu Philadelphia, deren jüngere Schwester Maria 1802 die Gemahlin Henry B.'s wurde. Jede dieser beiden Schwestern soll eine Mitgift von 100000 Pfd. St. erhalten haben. — Sir Francis Thornhill B., seit dem Tode seines Vaters Thomas B. Erbe der Baronetie, geb. 1796, erhielt seine Bildung in Oxford, habilitirte sich 1823 als Barrister und trat 1826 für die Stadt Portsmouth ins Parlament, welche er noch 1864 vertrat. Von 1830—34 war er Lord des Schatzes und unter dem Ministerium Melbourne bis 1839 Schatzsecretär. Er erhielt hierauf den Posten eines Kanzlers der Schatzkammer, dem er sich jedoch wenig gewachsen zeigte, und den er im Aug. 1841 bei Auflösung des Ministeriums niederlegte. Zuletzt bekleidete er 1849—52 das Amt eines ersten Lords der Admiralität. Sein Bruder Thomas B., geb. 1800, hat sich mit Vorliebe an den commerziellen Unternehmungen betheiligt, denen seine Familie ihre Größe verdankt. Er ist Director der Bank von England und war mehrmals Gouverneur dieser Anstalt. Im Parlament, wo er mit geringen Unterbrechungen seit 1835 einen Sitz einnimmt, bekennt er sich zu entschieden conservativen Grundsätzen, hat aber zweimal, 1852 und 1858, das ihm von Lord Derby angebotene Finanzministerium ausgeschlagen. Ein jüngerer Bruder, Charles B., geb. 1807, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde 1856 Bischof von Gloucester und Bristol und 1861 Bischof von Durham. Der älteste Sohn Sir Francis Thornhill's, Thomas George B., geb. 1826, ist Parlamentsmitglied für den District Penryn-Falmouth und Unterstaatssecretär im Ministerium für Indien. — William Bingham B., zweiter Lord Ashburton, geb. 1. Juni 1799, gest. 23. März 1864, gehörte als Commoner zu den Anhängern Peel's, in dessen Ministerium er die Stellen eines Secretärs der indischen Controle und Kriegszahlmeisters versah. Seitdem er ins Oberhaus übergetreten, hatte er wenig Antheil an der Politik genommen, desto mehr aber an der Beförderung der Wissenschaften und der Verbesserung des Schulwesens. Da er aus seiner ersten Ehe mit der geistreichen Lady Harriet Montagu, Tochter des Grafen von Sandwich (gest. 4. Mai 1857), keine lebenden Kinder, aus der zweiten nur eine Tochter hinterließ, so folgte ihm in der Peerage sein Bruder Francis

B., geb. 20. Mai 1800, der bisher mit an der Spitze des Handelshauses stand, aber meistens in Paris lebt, wo er mit einer Tochter Maret's, Herzogs von Bassano, vermählt ist. Die andern Partner der Firma sind: Joshua Bates von Boston, der Leiter des Geschäfts, und Thomas B.; ferner Charles B.-Young, Vetter der andern B., Russell Sturgis aus Boston, Edward B., Sohn Henry B.'s, und Henry Bingham Mildmay, Enkel des ersten Lord Ashburton. Das Haus ist in allen Hauptgeschäftszweigen mit bedeutenden Kräften interessirt, in Negociation von Staatsanleihen, in Wechsel- und Geldhandel, Productenhandel, eigener Colonialproduction (z. B. auf Ceylon), Importation und Exportation auf eigene und fremde Rechnung u. s. w.

Baritiu (spr. Baritz; Georg), einer der namhaftesten walach. Schriftsteller und Publicisten, geb. 4. Juni 1812 zu Alt-Zsuk im Koloser Comitate Siebenbürgens, der Sohn eines griech.-kath. Pfarrers, besuchte erst die Normalschule in Teroczko, dann das Gymnasium zu Blasendorf, machte den philos. Cursus auf dem Lyceum zu Klausenburg und erhielt seine theol. Bildung auf dem bischöfl. Seminar zu Blasendorf. Seit 1835 Lehrer der Physik am Lyceum in letzterer Stadt, ward er 1836 nach Kronstadt berufen, wo er eine Gemeinde- und Handelsschule für die rumän. Kirchengemeinde organisirte. Die Zeitverhältnisse hatten ihn indeß auf das Studium der Geschichte und Politik geführt, und er faßte den Plan, eine Zeitung in rumän. Sprache herauszugeben. Demzufolge begründete er 1838 zu Kronstadt die «Gazeta de Transilvania», mit einem literarisch-belletristischen Beiblatte, der «Fóia pentru minte, inima si literatura». Es war dies die erste Zeitung in rumän. Sprache innerhalb der Grenzen des österr. Kaiserstaats. B. hatte manche Schwierigkeiten zu überwinden, da es namentlich galt, den umsichgreifenden russ. Einflüssen entgegenzuwirken und in dem beginnenden Sprachenkampfe zwischen Sachsen, Magyaren und Rumänen eine feste Haltung zu bewahren. Im Interesse seines Blattes und überhaupt seiner nationalen Bestrebungen unternahm er 1839 und 1845 Reisen nach Wien und gab auch 1845 seine Lehrerstelle auf. In den J. 1848 und 1849 nahm er auf österr. Seite lebhaften Antheil an den Kriegsereignissen. Er gerieth auf der Flucht aus Irrthum in russ. Gefangenschaft, welche mit seiner Internirung in die Bukowina endete. Nach der Rückkehr in die Heimat übernahm er 1. Dec. 1849 wieder die Redaction seiner Zeitung, mußte dieselbe aber im Febr. 1850 niederlegen. Seitdem wirkte B. als Mitarbeiter an den übrigen rumän. Blättern. 1853 übernahm er die Leitung einer großen Papierfabrik bei Kronstadt, in deren Interesse er 1852 eine Reise durch Belgien, Frankreich und die Schweiz machte. Zugleich leitete er auch die Angelegenheiten des levantinischen Handelsstandes. Nach Begründung des siebenbürg. Vereins für die Literatur und Bildung des rumän. Volks erfolgte 1861 seine Ernennung zum ersten Secretär desselben. Seit 1. Juli 1863 Mitglied des siebenbürg. Landtags, ward er im Oct. dieses Jahres durch denselben zum Reichsrathsabgeordneten erwählt. Er wirkte während der Session besonders für Verminderung der Steuerlast sowie für Hebung des Verkehrs, namentlich aber für Anlage von Eisenbahnen. Außer seinen journalistischen und publicistischen Arbeiten sind von seinen übrigen Schriften noch hervorzuheben: «Cuventare scolastica» (Kronst. 1837); ein vorzügliches deutsch-rumän. Wörterbuch (in Gemeinschaft mit Munteanu, 2 Bde., Kronst. 1853—54); die Beiträge zu dem rumän.-deutschen Wörterbuche von Polizu und der von ihm redigirte «Calindariu pentru poparulu romanescu» (11 Jahrg., Kronst. 1851—62).

Bāriton (Bardon, Viola di Bardone) hieß ein veraltetes, mit sieben Saiten bezogenes, der Viola di Gamba ähnliches Instrument. Die sieben Saiten auf dem Griffbrete wurden mit dem Bogen gestrichen; die unter dem Griffbrete hinlaufenden 16 Drahtsaiten hingegen von dem Spieler nur mit der Spitze des Daumens der linken Hand gerissen. Das Instrument ward gegen 1700 erfunden und später durch Lidl und Franz in Wien verbessert. — In der Vocalmusik heißt B. (Baritono, Bariton, Basse taille, Bas tenor, Concordant) diejenige männliche Stimme, welche nicht die Tiefe und Fülle des Basses hat, aber auch nicht die Höhe und Weichheit des Tenors erreicht. Je nachdem sie an Klangfarbe und Umfang mehr dem Tenor oder Baß sich nähert, unterscheidet man sie in Tenor- oder Baßbariton. Der Klang der Baritonstimme trägt den Charakter der höchsten sinnlichen Kraft in sich. Die Opern Mozart's und Marschner's bieten vorzugsweise schöne Partien für diese Stimmlage. Auch die neuern Italiener und Franzosen haben dieselbe mehr benutzt als ihre Vorgänger.

Barjatinskij (Fürst Alexander Iwanowitsch), russ. Feldmarschall, wurde 1814 geboren und mit dem damaligen Thronfolger, spätern Kaiser Alexander II., erzogen, dessen Zuneigung er sich in hohem Grade zu erwerben wußte. Er trat früh als Offizier in das Gardehusarenregiment, wurde aber bald, wie es heißt, wegen einer unglücklichen Liebschaft, nach dem Kau-

kasus versetzt, wo er 1835 in einem Gefechte mit den Bergvölkern seine erste Wunde davontrug. In den unaufhörlichen Kämpfen stieg er rasch zum Obersten und kaiserl. Flügeladjutanten, nahm 1845 an dem Zuge nach Dargo theil, ward Commandeur des Jägerregiments Kabarda und 1848 Generalmajor. In den Feldzügen von 1850 und 1851 errang er nicht unbedeutende Vortheile über Schamyl, und nach seiner 1852 erfolgten Ernennung zum Generallieutenant und Chef des linken Flügels der Kaukasuslinie setzte er seine Unternehmungen mit einer Energie fort, die dem langwierigen Kriege eine entscheidendere Wendung zu geben versprach. Durch den Ausbruch des orient. Conflicts im J. 1853 wurde ihm jedoch ein anderer Wirkungskreis angewiesen. Zum Generalstabschef der kaukas. Armee ernannt, commandirte er unter Bobutow in der Schlacht von Körük-Dere (5. Aug. 1854), wo er durch seine geschickten Anordnungen sehr viel zum Siege beitrug. Nach der Thronbesteigung Alexander's II. wurde B. nach Petersburg berufen und begleitete den Kaiser auf seiner Inspectionsreise nach der Krim, auf der sich dieser von der Nothwendigkeit überzeugte, Frieden zu schließen. Als Statthalter und Oberbefehlshaber der Armee kehrte alsdann B., der 7. Sept. 1856 auch den Rang eines Generals der Infanterie erhalten hatte, nach dem Kaukasus zurück, um seinen längst beschlossenen Plan zur Unterwerfung desselben auszuführen. Nach drei beschwerlichen Feldzügen, in welchen er den Feind aus einer Stellung nach der andern verdrängte und ihn in einen immer engern Kreis einschloß, wurde auch Weden, die Hauptfestung Schamyl's, von dem General Ewdokimow erobert. B. stellte sich hierauf persönlich an die Spitze des Operationscorps, das gegen das Bergschloß Ghunib, den letzten Schlupfwinkel des heldenmüthigen Imam, vorrückte, und stürmte dasselbe 6. Sept. 1859 nach verzweifelter Gegenwehr. Schamyl selbst fiel in die Hände des Siegers, dem sich alle Völker des östl. Kaukasus unterwarfen. Ihrem Beispiel folgten mehrere Stämme des Westens mit ihrem Anführer Muhamed-Emin. In Anerkennung solcher Erfolge ward B. zum Feldmarschall erhoben. Doch brachen in den Bergen Daghestans noch mehreremal Aufstände aus, und im westl. Kaukasus fiel der Haupt-Tscherkessenstamm, die Abadsechen, wieder ab und verband sich mit den noch unbezwungenen Schapsugen und Ubichen zur Fortsetzung des Kampfes. B. selbst mußte diesen dem General Ewdokimow überlassen, da eine schwere Krankheit ihn nöthigte, im Mai 1861 Tiflis zu verlassen und Heilung in einem deutschen Bade zu suchen. Im Sommer 1862 kehrte er über Berlin, wo er den Schwarzen Adlerorden erhielt, nach Petersburg zurück, um der Feier des 1000jährigen Jubelfestes Rußlands beizuwohnen, und trat dann seine Rückreise nach dem Kaukasus an. Unterwegs aber erkrankte er von neuem und legte jetzt definitiv seinen Statthalterposten nieder. Seitdem lebt er, wie es scheint, in einer Art Ungnade, meist auf Reisen im Auslande. — Die Familie B. ist ein Zweig der Rurikiden, der seinen Namen von dem Kirchdorfe Barjatino bei Meschtschowsk im Gouvernement Kaluga erhielt, und stammt von den souveränen Fürsten von Tschernigow (1054—1246). Fürst Iwan B., Gouverneur von Kleinrußland 1730—40, hatte zwei Söhne: Fedor, ein Haupttheilnehmer an der Revolution von 1762 und einer der Mörder Peter's III., und Iwan. Letzterer betheiligte sich als russ. Gesandter in Paris 1783 bei den Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich, England und Amerika, und war mit der Prinzessin Katharina, Tochter des Herzogs Peter von Holstein-Beck, vermählt. Der Sohn aus dieser Ehe, Iwan, geb. 1769, wählte gleichfalls die diplomatische Laufbahn, wirkte als Botschaftsrath in London, später als Gesandter in München und starb 13. Juni 1825. Derselbe war zweimal vermählt: zuerst seit 1806 mit Frances Mary, Tochter des Lord Sherborne, die ihm eine einzige Tochter hinterließ, und dann seit 1812 mit Marie Sophie Wilhelmine, Tochter des preuß. Staatsministers Grafen Keller, geb. 29. Sept. 1793, einer sehr wohlthätigen Dame, welche sich durch Gründung von Krankenhäusern und Kleinkinderbewahranstalten in Petersburg verdient machte und dort 23. Febr. 1858 starb. Der älteste Sohn dieser Ehe ist der Feldmarschall. Von seinen Brüdern ist Victor, der sich bei der Vertheidigung Sewastopols hervorthat, russ. Marinekapitän a. D., Anatol, Generalmajor und Commandeur des Garderegiments Preobraschensk, mit welchem er an den Operationen gegen die poln. Insurgenten 1863 theilgenommen hat, und Wladimir, Generalmajor und Commandeur des Chevalier-Garderegiments. Eine Schwester Leonilla, geb. 9. Mai 1816, ist seit dem 23. Oct. 1834 Gemahlin des Fürsten Ludwig Adolf Friedrich von Wittgenstein.

Barka bezeichnet das nordafrik. Hochland zwischen der Großen Syrte (dem jetzigen Meerbusen von Sidra) und Aegypten. Der Name hat sich aus dem Alterthum erhalten, ist aber von der alten Hauptstadt auf das ganze Land übertragen worden. Die Grenzen sind im N. das Mittelmeer, im W. die Große Syrte, im S. die tiefliegende Libysche Wüste mit den Oasen

Audschila und Dschalo, im O. gegen Aegypten ohne scharfe Abscheidung eine Zahl umherschwärmender unabhängiger Stämme, sodaß B. ziemlich genau dem alten Cyrenaika entspricht. Seiner Gestalt nach ist es ein 1500 F. hohes Felsplateau, welches mit seinem nördlichsten Cap Razat unmittelbar ins Meer abfällt, meist aber von einem schönbewaldeten Küstensaum, im S. von der Wüste umgeben ist. Den westl. Theil dieses Plateau bildet der über Bengasi aufsteigende Dschebl-el-Achdar, und gegen Osten hin verbindet es sich mit der 600 F. hohen Akabahochebene. Es mögen 400000 Seelen auf dem ungefähr 3500 Q.-M. betragenden Flächenraum leben. Das Klima ist bei der hohen Lage und an dem kühlenden Meere gesund und angenehm, und die Küstengebiete, obwol es nur kleine Flüßchen gibt, außerordentlich fruchtbar. Man findet fast noch ganz die Fruchtbarkeit des alten, so viel gerühmten Cyrenaika. Reis, Datteln, Oliven, Safran u. s. w. gibt es in Fülle. Die schönen Weiden begünstigen Rindvieh- und Schafzucht; die Pferde sind noch jetzt wie im Alterthum ausgezeichnet. Aber dieser treffliche Boden umfaßt nur etwa ein Viertel des ganzen unter dem Namen B. begriffenen Gebiets, dessen Segnungen mit dem Südrande des Dschebl-el-Achdar gegen die Libysche Wüste hin aufhören, und ist lange nicht so cultivirt, wie er es im Alterthume war, wovon die vielen, meist an griech.-ägypt. Charakter erinnernden Ruinen an der Nordküste zeugen. Der Osten hat nur nackte Felsen und hoch mit Flugsand bedeckten Boden. Als Mittelglied zwischen Aegypten und Westafrika hat B. immer große Bedeutung gehabt. Bereits zur Zeit des Cyrus erhoben sich die Bewohner des Districts von B. zu einem für das benachbarte Cyrene gefährlichen Staate, der aber schon nach einem Jahrhundert sank und in ägypt. Botmäßigkeit gerieth. Im röm. Zeitalter waren sie durch ihre Raubzüge und ihre Pferdezucht bekannt. Nachher bildete B. eine Provinz des griech. Kaiserthums, welche unter dem Statthalter Gregorius sich eben unabhängig erklärt hatte, als die Araber 641 siegreich hereinbrachen. Die jetzigen Einwohner bestehen aus Arabern und wenigen Berbern, welche sich zum Islam bekennen, und sind dem Pascha von Tripoli untergeordnet, an welchen die einzelnen Beis jährlichen Tribut entrichten. Unter den Beis sind die bedeutendsten: der von Derne (einer in reizender Gegend gelegenen Küstenstadt), unter dem auch Grenne, das alte Cyrene, steht, und der von Bengasi (s. d.), dem alten Berenice. Im zweiten Viertel des 19. Jahrh. wollten die Vereinigten Staaten von Nordamerika in B. Colonien gründen und entrissen dem Pascha Derne, wurden aber vertrieben und gaben es ganz auf. Die in dem Golf von Bomba günstig gelegene gleichnamige Insel wollten 1772 die Russen dem Pascha abkaufen, aber dieser ging aus Furcht vor der Türkei und Frankreich nicht darauf ein. Neuerdings hat Guys die franz. Regierung auf die Vortheile der Insel aufmerksam gemacht. Vgl. Pacho, «Relation d'un voyage dans la Marmorique, la Cyrenaique etc.» (Par. 1827); Barth, «Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres» (Bd. 1, Berl. 1849); Guys, «Notice sur les îles de Bomba et Plate» (Marseille 1863).

Barkasse heißt das größte Boot auf Kriegsschiffen. Dasselbe steht für gewöhnlich mit der Pinnasse auf dem Oberdeck zwischen Fock- und Großmast, und wird nur in das Wasser gesetzt, wenn schwerere Anker ausgebracht oder gehoben, Wasser geholt oder Landungen gemacht werden sollen. Die B. einer Fregatte oder schweren Corvette ist 36 F. lang, hat 14—16 Ruderer, führt zwei Masten mit Raasegeln, ein 12- oder 24pfündiges Geschütz mit einer Landungslaffette, sodaß dasselbe im Boote und am Lande gebraucht werden kann, und faßt 100 Mann Landungstruppen.

Barke, Barkschiff, ist der Name eines dreimastigen Schiffs, dessen hinterer Mast keine Raaen (s. d.) hat. Bis zu einer gewissen Größe (800 Tonnen) sind die Barkschiffe in der Handelsmarine sehr beliebt, da sich der hintere Mast wegen der mangelnden Raaen viel leichter bedienen läßt als auf einem Vollschiffe (Fregattschiffe) und die Besatzung um zwei Mann geringer sein kann. Bei größern Schiffen gibt man jedoch nicht gern Barktakelage, indem dadurch die Segelfläche am hintersten Maste im Vergleich zu den beiden andern Masten zu klein sein und das Schiff nicht gut manövriren und segeln würde. Die Zahl der Barkschiffe macht im Verhältniß zu den sämmtlichen übrigen Schiffsklassen, Vollschiffen, Briggs, Schonern, Galeassen, durchschnittlich die Hälfte aus.

Barker (Edmond Henry), namhafter engl. Philolog, geb. 22. Dec. 1788 zu Hollym in Yorkshire, erhielt seine erste Erziehung in London, dann zu Louth in Lincolnshire, und seine Universitätsbildung im Trinitätscollegium zu Cambridge. Außer verschiedenen Ausgaben röm. Autoren, wie z. B. des Cicero «De amicitia» und des Tacitus «Agricola», sowie mehrern Beiträgen zu Zeitschriften, besonders zum «Classical journal», wurde er während eines Aufenthalts bei dem Philologen Parr in Halton bei Warwick zu einer neuen Bearbeitung von des

Stephanus «Thesaurus linguae graecae» angeregt. Obgleich dieses Riesenwerk von Blomfield heftig angegriffen wurde, führte er es doch im Verein mit seinem Verleger Valpy in London (13 Bde., 1816—28) muthig zu Ende. In seinen vorher erschienenen «Classical recreations» (Bd. 1, Lond. 1812) trat er als einer der ersten auf, die in England Gegenstände der Alterthumswissenschaft, statt in lat., in engl. Sprache behandelten und sich von der bloßen Verbalkritik entfernten. Auch trat er mit vielen deutschen Philologen in Verbindung und suchte an deren Bestrebungen durch Mittheilung schätzbarer Hülfsmittel und Bemerkungen seine Theilnahme zu beweisen. Abgesehen von vielen Schulausgaben griech. und röm. Classiker besorgte er eine Ausgabe von des Arcadius Schrift «De accentibus» (Lpz. 1820). Mehrfach wendete er sich auch der Kritik der modernen Literatur zu, wie er denn an dem Streite über den Verfasser der Juniusbriefe Antheil nahm. In den «Parriana» (2 Bde., Lond. 1828—29) errichtete er seinem Freunde Parr ein Denkmal. B. kam durch Processe wegen einer bedeutenden Erbschaft um sein eigenes Vermögen, sodaß er seine Bibliothek verkaufen mußte, in das Schuldgefängniß gerieth und im tiefsten Elend zu London 21. März 1839 starb.

Barker (John), berühmter Obstzüchter und Berather europ. Reisender im Orient, geb. 1771 aus einer Kaufmannsfamilie zu Bakewell in Derby, wurde 1799 Agent der Ostindischen Compagnie zu Aleppo, 1826 brit. Consul zu Alexandrien und nach Salt's Tode Generalconsul in Aegypten. 1834 zog er sich aus dieser Stellung in die Einsamkeit des schönen Thals Suedia (das alte Seleucia Pieria) am Orontes, 4 St. von Antiochien, zurück, wo er sich anbaute und seine Gründe zu einer Schule für die erlesensten Obstarten Asiens und Europas machte. Vorzüglich cultivirte er die Pfirsiche, Nektarpfirsiche und Aprikosenarten. Die berühmte Hanwick-Nektarine, die köstlichste aller bisjetzt erzeugten Obstarten, kam durch B. nach Europa. Sonst machte er sich, bei dem guten Einvernehmen, in dem er mit Volk und Regierung im Oriente stand, vielfach um europ. Reisende, wie um Burckhardt, Irby und Mangles, Lee, die Euphratexpedition u. s. w. verdient. Er starb 5. Oct. 1849 zu Suedia.

Barker (Matthew Henry), engl. Novellist im Marinegenre, bekannt unter dem Namen «The old Sailor», Sohn eines Dissenterpredigers an der Kapelle zu Deptford, geb. 1790, ging in seinem 16. J. zur See, trat dann in den königl. Seedienst, avancirte und commandirte unter anderm 1813 den Kriegsschoner True Briton. Nach Beendigung des Kriegs begab sich B. nach Demerara in Guiana, wo er, seiner Neigung zu literarischer Beschäftigung folgend, die «Demerara-Gazette» begann. 1823 schrieb er, nach London zurückgekehrt, die «Greenwich-Pensioners», das erste seiner Yarns, welches in der «Literary Gazette» erschien. Vom Herbst 1828 bis Frühjahr 1841 leitete er die Redaction des «Nottingham Mercury» nach Whigprincipien und veröffentlichte währenddessen eine Reihe seiner ansprechenden Seemannsgeschichten in der «Literary Gazette», «Bentley's Miscellany», in verschiedenen Taschenbüchern, später in den «Pictorial Times» und der «United Service Gazette». Dahin gehören «Land and sea tales», «Tough Yarns», «Hamilton King», «Jem Bunt», «The Jolly-boat», «The life of Nelson», «Nights at sea» und vieles andere in Prosa und Versen. Außerdem erschienen von ihm noch selbständig gedruckt «The naval club, or reminiscences of service» (3 Bde., Lond. 1843) und «The Victory, or the wardroom-mess» (3 Bde., Lond. 1844). Trotz des Beifalls, mit dem seine Schriften aufgenommen wurden, starb B. 29. Juni 1846 in großer Dürftigkeit.

Barkhausia, von Moench aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Compositen, Abtheilung der Liguliflorae, und aus der 19. Klasse, 1. Ordnung, des Sexualsystems, welche diejenigen Arten der Linné'schen Gattung Crepis enthält, die eine gestielte Samenkrone besitzen. Außer mehrern wildwachsenden Arten (B. foetida, taraxacifolia u. s. w.), welche die Rolle von Unkräutern spielen, gehört zu dieser Gattung eine hübsche, doch nicht eben häufig cultivirte Zierpflanze unserer Gärten, B. rubra, mit leierartig-schrotsägeförmigen, büschel- oder rosettenförmig angeordneten Wurzelblättern, ästigem, sonst unbeblättertem Stengel und hellpurpurrothen Zungenblüten in den walzigen Blütenkörbchen. Sie wächst wild in Südfrankreich und Italien, ist einjährig und gedeiht im freien Lande. Auch die ausdauernde, in Sicilien heimische B. purpurea wird bisweilen als Zierpflanze cultivirt.

Barlaam und Josaphat, einer der verbreitetsten geistlichen Romane des Mittelalters, in welchem die Bekehrungsgeschichte des indischen Prinzen Josaphat durch den asiat. Eremiten Barlaam erzählt, die Kraft des Christenthums gegen sündige Versuchungen am Beispiele des Josaphat nachgewiesen und der höhere Werth des Christenthums, andern Glaubensformen gegenüber, durch den bekehrten Nachor dargethan wird. Neuerdings hat Liebrecht (im «Jahrbuch

für romanische Literatur», 1862) die interessante Entdeckung gemacht, daß die Grundlage des Romans auf buddhistischen Quellen beruht, und daß die Geschichte Josaphat's, des Sohnes Abenner's, welche beide nie gelebt, nichts anderes ist als eine christianisirte, sehr genaue Schilderung des Lebens und der geistigen Umwandlung Siddhartha's (Sohn des Königs von Kapilavastu, Suddhodana), der später unter dem Namen Buddha (der Erleuchtete) Stifter des Buddhismus wurde und 543 v. Chr. im Alter von 80 J. starb. Als Verfasser des griech. Originals dieses Werkes wird fälschlich der berühmte Kirchenlehrer Johannes Damascenus, von einigen auch der Kirchenhistoriker Anastasius Bibliothecarius angegeben; jedenfalls war es ein morgenländ., vielleicht ein äthiop. Christ. Der griech. Grundtext wurde zuerst von Boissonade in dessen «Anecdota» (Bd. 4) herausgegeben und von Liebrecht (Münst. 1847) ins Deutsche übersetzt. Doch bereits im Mittelalter war der Roman in einer lat. Uebersetzung vielfach verbreitet, welche auch zu Ende des 15. Jahrh. einigemal einzeln sowie später in den Werken des Johannes Damascenus (z. B. Par. 1609) und anderwärts gedruckt wurde. Vincenz von Beauvais verwebte die Geschichte in sein «Speculum historiale» hinein. Aus jener lat. Uebertragung flossen nun zunächst drei bisjetzt noch ungedruckte franz. Bearbeitungen in Versen, vom anglonormannischen Trouvère Chardry im 13. Jahrh., von Gui de Cambray und von Herbert, sowie einige voneinander unabhängige Prosaübersetzungen, welche unter dem Titel: «Histoire de B. et J.» (Par. 1514; eine andere Par. 1574, 1592) erschienen, und eine Bearbeitung von Girard (Par. 1642). Aus einem nordfranz. oder provenzal. Originale ging im Anfang des 14. Jahrh. die ital. «Storia de S. Barlaam» (zuletzt Rom 1816) hervor. Auch in Deutschland ward das lat. Buch, und zwar noch im 13. Jahrh., dreimal bearbeitet. Zuerst von Rudolf von Ems (herausg. von Köpke, Königsb. 1818, von Pfeiffer, Lpz. 1845). Eine zweite dichterische Bearbeitung von unbekanntem Verfasser ist blos aus Bruchstücken bekannt, welche Pfeiffer in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (1841) und in seiner «Forschung und Kritik auf dem Gebiet des deutschen Alterthums» (Bd. 1, Wien 1863) hat abdrucken lassen. Eine dritte noch ungedruckte Bearbeitung von einem nicht näher bekannten Bischof Otto befindet sich vollständig auf der gräfl. Bibliothek zu Solms-Laubach. Daneben besteht noch eine deutsche Prosaübersetzung des alten lat. Textes, welche in einigen undatirten augsburger Drucken aus den letzten Decennien des 15. Jahrh. enthalten ist. Während eine isländ. «Barlaams-Saga» sowie das schwed. Volksbuch «Barlaam och Josaphat» aus dem Deutschen geflossen sind, ist Juan de Arze Solorzano's «Historia de B. y J.» (Madr. 1608) aus dem Lateinischen übertragen. Dieselbe Quelle haben auch eine um 1470 verfaßte böhm. Bearbeitung (z. B. Prag 1593) und eine poln. in Versen von Kulizowsky (Krak. 1688). Das Buch wurde von Antonio de Borgio selbst in die Tagalasprache auf den Philippinischen Inseln übersetzt und daselbst (Manilla 1712) gedruckt.

Bärlapp (Lycopodium, d. i. Wolfsfuß) heißt eine Gattung aus der Pflanzengruppe der Kryptogamen, welche den Moosen im äußern Ansehen ähnlich, aber höher als dieselben organisirt ist und im Verein mit andern verwandten Gattungen eine besondere Pflanzenfamilie (die Lycopodiaceen) bildet. Die Lycopodien haben ästige, dicht mit nadel- oder schuppenförmigen Blättern bedeckte Stengel und bringen entweder gestielte Fruchtähren hervor (L. clavatum, complanatum) oder tragen ihre Früchte in den Blattwinkeln an den Enden der Zweige (L. Selago u. a.). Die sog. Früchte sind kleine, gelbliche, einfächerige Kapseln, welche mit zwei Klappen aufspringen und einen gelben Samenstaub (Mikrosporen) enthalten, welcher beim Volk unter dem Namen Hexenmehl bekannt und, da er sich, durch die Lichtflamme geblasen, unter blitzähnlichem Leuchten entzündet, zur Hervorbringung der Theaterblitze, ferner von den Müttern zum Einstreuen der wunden Hautstellen ihrer Säuglinge benutzt wird und auch in der Heilkunde eine, jedoch nur sparsame Anwendung (bei Harnkrankheiten) findet. Das meiste Hexen- oder Bärlappmehl kommt von L. clavatum L., der gemeinsten Art, welche auf Heideboden oft in großer Menge wächst, auf dem Boden hinkriechende Stengel und weiche, nadelförmige, in ein kurzes weißes Haar endigende Blätter hat.

Barlaeus (Kaspar), eigentlich van Baarle oder Baerle, holländ. Dichter und Historiker, geb. 12. Febr. 1584 zu Antwerpen, von wo ihn sein Vater, welcher der Religion wegen auswanderte, mit nach Holland nahm, widmete sich mit vielem Erfolge den Studien, wurde 1609 Prediger zu Nieuwe Tonge und 1617 Professor der Logik an der Universität zu Leyden. Weil er sich auf die Seite der Remonstranten schlug und ihnen seine Feder lieh, wurde er heftig verfolgt und endlich seines Amts entsetzt. Nun legte er sich auf das Studium der Medicin und

promovirte zu Caen, blieb aber zu Leyden und beschäftigte sich hauptsächlich mit Privatunterricht, bis er 1631 als Professor der Philosophie und Beredsamkeit an das neuerrichtete Athenäum zu Amsterdam berufen wurde, wo er 14. Jan. 1648 starb. Er stand in vertrautem Umgange mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit und war namentlich mit Hooft und der berühmten Tesselschade innig befreundet. Seine lat. «Poemata» (Leyd. 1631, vollständiger 2 Bde., Amsterd. 1645—46) sind, abgesehen von einigen Fehlern, die mehr seiner Zeit als ihm zur Last fallen, größtentheils voll Geist und Anmuth; seine holländ. Gedichte (gesammelt von Schull, Zierikzee 1835), deren Zahl jedoch nicht groß, sind aus dem Herzen geflossen und ebenso lieblich als melodisch. Als Geschichtschreiber hat er mannichfache Verdienste, wie sein Werk «Rerum per octennium in Brasilia gestarum historia» (Amsterd. 1647) bekundet. Nicht minder ist seine Beschreibung des glänzenden Empfangs der Maria de' Medici im Sept. 1638 zu Amsterdam («Medicea hospes», Amsterd. 1639) stilistisch werthvoll und von vielfachem Interesse.

Barleria, von Linné benannte Pflanzengattung aus der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Acanthaceen, deren zahlreiche Arten, schönblühende Sträucher und Kräuter, in den Tropengegenden wachsen. Sie haben längliche, eiförmige oder elliptische Blätter, ähren-, trauben- oder rispenförmig angeordnete Blüten mit viertheiligem Kelch und großer, trichterförmiger, blauer, weißer oder gelblicher Blumenkrone und kegelförmige, zugespitzte, zweisamige Kapseln. Mehrere Arten gehören zu den Zierden der Warmhäuser.

Barletta, Hauptstadt eines Kreises in der ital. (neapolit.) Provinz Bari, unfern der Ofantomündung, zählt 26952 E., die sich mit Handel, Fischfang und der Arbeit in den reichen Salinen der Nachbarschaft beschäftigen. Außer der sehenswerthen Domkirche verdient die kolossale, 18 F. hohe Erzbildsäule des Kaisers Heraklius auf dem großen Platze Erwähnung. Südwestlich von der Stadt, am Flusse Ofanto, soll das alte Cannä gestanden haben.

Barlow (Joel), amerik. Dichter und Politiker, geb. 1755 zu Reading in Connecticut, machte sich schon 1778, als er die Universität von Newhaven verließ, durch zwei Gedichte bekannt, die in die Litchfielder Sammlung von «American poems» aufgenommen wurden und große Verbreitung fanden. Obschon für die jurist. Laufbahn bestimmt, übernahm er doch während des Freiheitskriegs eine Stelle als Feldprediger. Nach dem Frieden wandte er sich wieder der Rechtswissenschaft zu, gab dann in Hartford eine Zeitschrift und, außer verschiedenen Hymnen und einer Bearbeitung der Watts'schen Uebersetzung der David'schen Psalmen für die connecticuter Gemeinden, 1787 ein größeres Gedicht: «The vision of Columbus», heraus, welches vom Volke mit begeistertem Beifall begrüßt und in London und Paris nachgedruckt wurde. B. verherrlichte darin als echter Vorläufer der Französischen Revolution jenen vagen Freiheitsenthusiasmus und die Schwärmerei für das Naturrecht, welches mit jeder geschichtlichen Voraussetzung bricht. Von der Jurisprudenz ebenso wenig angezogen wie von der Theologie, ging er 1788 als Agent einer Landcompagnie nach England, löste das Verhältniß aber auf, als er fand, daß er es mit Schwindlern zu thun, und begab sich zunächst nach Paris, wo er sich als glühender Republikaner der Revolution anschloß und zu den Girondisten in nahe Beziehungen trat. Darauf veröffentlichte er 1791 in London den ersten Theil seines «Advice to the privileged orders» und 1792 sein Gedicht «The conspiracy of kings», veranlaßt durch den Bund der Continentalmächte gegen Frankreich. Durch diese Schriften sowie durch ein Schreiben an den Nationalconvent, in dem er unter anderm zur Abschaffung des Königthums aufforderte, suchte er auf die Volksstimmung in England zu wirken, wo er mit den Reformern in Verbindung stand. Im Herbst 1792 vom Constitutionsverein zu London nach Paris geschickt, erhielt er hier das franz. Bürgerrecht und begleitete, weil seine Rückkehr nach England bedenklich war, seinen Freund Grégoire nach Savoyen, um das von Frankreich neuerworbene Gebiet zu organisiren. Nachdem er hier für Verbreitung republikanischer Ideen thätig gewesen und sein beliebtes komisches Heldengedicht «Hasty pudding» geschrieben, lebte er, vorzüglich mit kaufmännischen Speculationen beschäftigt und durch diese reich geworden, einige Jahre in Paris, bis er 1795 als amerik. Consul in Algier angestellt wurde. Seit 1797 wieder in Paris, blieb er dort bis 1805, in welchem Jahre er nach Amerika zurückkehrte. 1808 ließ er in Philadelphia die «Colombiad» erscheinen, eine Erweiterung der «Vision of Columbus». Reich an schönen Einzelheiten, ist dieses Gedicht doch überladen mit polit. und philos. Erörterungen und entstellt durch seltsame Wortbildungen. Später beschäftigte sich B. mit Vorarbeiten zu einer allgemeinen Geschichte der Vereinigten Staaten, bis er vom Präsidenten Monroe 1811 zum Gesandten bei der franz. Regierung ernannt wurde. Im Oct. 1812 zu einer Conferenz mit Napoleon nach Wilna eingeladen, starb er unterwegs 22. Dec. 1812 zu Zarnawicze bei Krakau.

Barmakiden oder Barmekiden heißen die Nachkommen Barmak's, eines Arztes und Priesters aus Balkh in Khorasan, welche bis zur Zeit Harun Al-Raschid's im Besitze der höchsten Aemter unter den Khalifen waren. Um diesem Geschlechte eine edle Abkunft zu verleihen, wird berichtet, Barmak's Gattin sei von Keteiba, dem berühmten Feldherrn der Omajjaden, gefangen und jenem erst wieder zurückgegeben worden, als sie mit ihrem Sohne Chalid schwanger gegangen, der dann schon unter dem Khalifate des ersten Abbasiden Assaffah Vezier wurde. Unter Almansor war Chalid zuerst Finanzminister, dann Statthalter von Mossul, während sein Sohn Jahja Statthalter von Aserbeidschan und Armenien war. Unter dem Khalifat Almahdi's versah letzterer auch das Amt eines Staatssecretärs und Erziehers Harun Al-Raschid's. Seiner Führung und seinem Rathe verdankte Harun den Thron, von welchem diesen ein älterer Bruder Hadi verdrängen wollte, und aus Dankbarkeit ernannte ihn der Khalif bald nach seinem Regierungsantritte zum Vezier. Jahja zog sich jedoch bald von den Staatsgeschäften zurück, und seine Stelle nahmen abwechselnd seine beiden Söhne Fadhl und Dschafar ein, die zugleich Erzieher der Söhne Harun's und mehrere Jahre hindurch Statthalter von Aegypten und Khorasan waren. Auch die übrigen Söhne Jahja's gelangten zu hohen Aemtern und ansehnlichen Reichthümern. Unter allen B. aber stand Dschafar dem Khalifen am nächsten. Harun liebte ihn wie einen Bruder und fand seine Gesellschaft so angenehm, daß er ihn selbst in den Abendstunden um sich haben wollte, die er mit seinen Frauen und Sklavinnen bei Wein, Musik, Gesang und Tanz zubrachte. Auch wenn der Khalif von seiner geliebten Schwester Abbasah besucht wurde, sollte Dschafar in der Nähe bleiben. Um die orient. Sitten nicht zu verletzen, kam Harun auf den unglücklichen Gedanken, sie formell miteinander zu vermählen, dabei jedoch dem Freunde zu bedeuten, daß er nur den Namen eines Gatten seiner Schwester tragen, aber nicht auf die Rechte eines solchen Anspruch machen dürfe. Abbasah begnügte sich jedoch mit dieser Scheinehe nicht, und Dschafar wollte oder konnte ihrer Liebe nicht lange widerstehen. Ihr Verhältniß blieb dem Khalifen einige Jahre verborgen, bis es endlich eine Sklavin verrieth. Dschafar wurde auf Harun's Befehl enthauptet und seine Schwester sammt ihren Kindern lebendig begraben. Jahja und dessen übrige Söhne endeten ihr Leben im Gefängnisse (803 n. Chr.). Natürlich suchte man das Schicksal der B. noch durch manche andere Vergehen zu rechtfertigen, und es ist nicht zu zweifeln, daß sich am Hofe des Khalifen eine Partei befand, welche die Macht und das Ansehen eines pers. Geschlechts mit Unwillen betrachtete. Die einen erklärten die B. als Freigeister, die andern als ehrgeizige Menschen, die durch ihre Freigebigkeit und Prachtliebe den Khalifen selbst verdunkelten und ihn schließlich ganz verdrängen würden. Ihr Sturz fällt mit einer Pilgerfahrt Harun's nach Mekka zusammen, wo er das Zwillingspaar seiner Schwester entdeckte und von ihrem vertrauten Umgange mit Dschafar sich überzeugte.

Bärmann (Georg Nikol.), deutscher Dichter und Uebersetzer, war 19. Mai 1785 zu Hamburg geboren, wo er als Vorsteher einer Erziehungsanstalt wirkte und auch 28. Febr. 1850 starb. Er verfaßte viele Romane, Erzählungen und Dramen, die nicht ohne Erfindung und Anmuth der Sprache sind und den Ansprüchen einer leichten Unterhaltung genügten. Die Dramen wurden theils einzeln gedruckt, wie z. B. «Dolch und Maske» (Brem. 1822), «Alexander von Soltwedel» (Brem. 1817), theils in Sammelwerken, wie Holtei's «Jahrbuch deutscher Bühnenspiele», Kotzebue's «Almanach dramatischer Spiele» u. s. w., veröffentlicht. Eine Sammlung von 15 seiner Stücke gab er in seinem «Theater» (3 Thle., Mainz 1838) heraus. Auch in der plattdeutschen Mundart hat sich B. nicht ohne Glück versucht, wie die «Rymels un Dichtels» (Hamb. 1822—23) und «Dat grote Höög- un Häwelbook» (Hamb. 1827) beweisen. Andere seiner Schriften beschäftigen sich mit der Geschichte und Topographie seiner Vaterstadt, noch andere mit der deutschen Sprache. Zu letztern gehören das «Homonymikon» (Hamb. 1810) und die «Assonanzen der deutschen Sprache» (Berl. 1829). Bei weitem den größten Theil seiner Arbeiten bilden die Uebersetzungen aus fast allen lebenden Sprachen, durch welche er span., franz. und ital. Dramen der deutschen Bühne und unendlich viele Romane den deutschen Leihbibliotheken zugänglich gemacht hat.

Barmen, eine Stadtgemeinde und blühender Fabrikort im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, welche gegenwärtig einen eigenen Stadtkreis des letztern bildet. Der Ort zieht sich im Thale der Wupper neben der Bergisch-Märkischen Eisenbahn 2 St. lang unmittelbar von Elberfeld an bis zum westfäl. Orte Langerfeld hin und zerfällt in drei Hauptbestandtheile, Ober-, Mittel- und Unterbarmen, deren jeder wiederum aus früher räumlich getrennt gewesenen

und besonders benannten Ortschaften besteht. Unterbarmen umfaßt Haspel, Alee, Dörnen, Bruch u. s. w., Mittelbarmen Gemarke, Werth, und Oberbarmen Wupperfeld, Rittershausen u. s. w. Im Landbezirk zu beiden Seiten der genannten Theile sind die hauptsächlichsten Orte: Wichlinghausen, Dickerstraße, Westkotten, Heckinghausen, Heidt, Leimbach u. s. w. Bis zum 16. Jahrh. standen an der Stelle B.s nur Bauerhöfe. Seit 1706 begann der stärkere Anbau des Thals, welches zu jener Zeit etwa 2500 E. zählte. Der Ort Gemarke erhielt zuerst städtisches Ansehen und bildete bis auf neuere Zeit herab eine eigene Stadt. Die Zahl und Mannichfaltigkeit der Fabriken wuchs seitdem selbst trotz ungünstiger Verhältnisse und ist noch fortwährend in raschem Steigen begriffen. Die Zählung vom 3. Dec. 1861 ergab für B. 49740 E., doch war diese Zahl bis Mitte 1864 schon auf etwa 57000 gestiegen. Darunter befinden sich gegen 6500 Katholiken, 50 Juden und einige hundert Dissidenten. Die Stadt ist Sitz einer Handelskammer (zugleich für Elberfeld) und eines Gewerbegerichts. An gottesdienstlichen Gebäuden zählt man 2 evang.-luth., 1 evang.-reform., 1 unirt-evang., 1 kathol., 1 Independenten- und 1 Baptistenkirche. Die Rheinisch-Westfälische Missionsgesellschaft unterhält ein nicht unbedeutendes Missionsseminar und besitzt ein ethnogr. Museum. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu B. 1 Realschule in einem neuen und schönen Gebäude, 1 Progymnasium, 1 höhere und niedere Gewerbeschule und 2 höhere Töchterschulen. Der neue Concertsaal der Gesellschaft Concordia gehört zu den geschmackvollsten Deutschlands. Mit dem benachbarten Elberfeld zusammen bildet B. einen der bedeutendsten Fabrikplätze Deutschlands. Nirgends in Deutschland findet sich der Gewerbfleiß in gleichem Maße zusammengedrängt. B. ist der Hauptplatz für die Bandmanufactur auf dem Continent; seine Fabrikate gehen nach allen Welttheilen sowie auch nach England. Es liefert baumwollene, halbseidene, seidene, leinene und wollene Bänder, auch Schnüre und Besatzbänder aller Sorten. Bedeutend sind außerdem die Baumwoll- und Seidenweberei, die Färbereien (auch für sog. türk. Garne), Zeugdruckereien und Bleichereien, die Fabriken in Eisengarn, Strick- und Nähgarn, in Chemikalien, Seifen, Stearin- und andern Lichten, in Knöpfen aller Art, in Maschinen, plattirten Metallwaaren, Pianofortes und Orgeln, Zündhütchen u. s. w. Der Fleiß, die Ordnung und Reinlichkeit, welche hier herrschen, machen, in Verbindung mit dem regen Leben und Treiben, einen wohlthuenden Eindruck. Doch ist B. auch seit längerer Zeit, wie das ganze übrige Wupperthal, ein Hauptherd des Pietismus, dessen Einflüsse sich ebenfalls nicht verleugnen.

Barmherzige Brüder und Schwestern. Unter diesem Namen bestehen in der kath. Kirche zwei wohlthätige, weitverzweigte Vereine, welche in ihren Hospitälern Arme und Kranke ohne Unterschied des Glaubens, des Standes und der Nation verpflegen. Der Orden der Barmherzigen Brüder (in Frankreich Frères de la charité, in Italien Fate ben fratelli, in Spanien Brüder der Gastfreiheit) wurde 1540 in Spanien (Sevilla), zuvörderst zur Verpflegung von Kranken und zur Besserung gefallener Mädchen und Frauen, ohne Regel für Laien aus durch Betteln erworbenen Mitteln gestiftet von dem Portugiesen Juan di Dio (d. h. Johann von Gott oder Johann Ciudad, gest. 1550), der unter den Fahnen Karl's V. in Afrika gefochten hatte. 1572 erhielt der Orden unter Auferlegung der Regel des heil. Augustin die päpstl. Anerkennung, und 1624, seit Uebertragung sämmtlicher Privilegien der Bettelorden, ward er in eine span. Congregation mit einem Generalmajor in Granada und eine italienische oder außerspanische unter einem Generalmajor in Rom eingetheilt. Zu letzterer gehören auch die Barmherzigen Brüder der Schweiz, Deutschlands, wo sie besonders in Oesterreich sich auszeichnen, Polens, der Niederlande, Frankreichs und anderer Länder. Die europ. Ordensmitglieder kleiden sich schwarz, die außereuropäischen, unter einem besondern Ordensgeneral in Amerika, braun. Die Achtung vor ihren großen Diensten für die nothleidende Menschheit ist ebenso groß als allgemein und andauernd. Die Barmherzigen Schwestern (Soeurs oder Filles de la charité oder de la miséricorde), unter sich unabhängige Vereine christl. Jungfrauen zur Milderung menschlichen Elends, besonders zur Kranken- und Armenpflege, rief 1634 in Frankreich Vincenz de Paula ins Leben, hierbei vornehmlich unterstützt durch die edelherzige, aufopfernde Witwe Le Gras, geb. von Marilac. Der Verein wurde 1655 von Clemens IX. anerkannt und zählte 1685 schon 224 Klöster der segensreichsten Wirksamkeit. Die Französische Revolution unterbrach ihre Thätigkeit, indem auch diese Klöster in Frankreich aufgehoben wurden. Napoleon stellte dieselben 1807 durch Berufung eines Generalkapitels der zerstreuten Schwestern unter dem Vorsitze seiner Mutter und durch Bewilligung der nothwendigen Gelder wieder her. Gegenwärtig bestehen wieder mehr als 300 Genossenschaften dieser Art in Frankreich, die sich mit der Pflege der Kranken sowie auf den Dörfern mit Schul-

unterricht beschäftigen. Das Mutterhaus des Ordens, St.-Charles zu Nancy, hat auch nach Saarlouis, Trier, Koblenz und andern deutschen Städten Mitglieder abgegeben. Einen Nebenzweig dieser Nonnen bilden die Barmherzigen Schwestern des heil. Borromeo in Lothringen. Gleiche Zwecke verfolgen übrigens in Deutschland die Elisabethinerinnen, deren Vorbild die heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen ist, sowie die Ursulinerinnen, Salesianerinnen und Lazaristen. Vgl. Held, «Geschichte der Heilanstalt der Barmherzigen Brüder in Prag, nebst Rückblick auf die Entstehung und Schicksale dieses Ordens überhaupt» (Prag 1823); «Die Barmherzigen Schwestern in Beziehung auf Armen- und Krankenpflege» (Kobl. 1831); Fleischmann, «Das Wirken der Barmherzigen Schwestern in Wien» (Wien 1839). Auch in der evang. Kirche ist eine Nachbildung des Ordens der Barmherzigen Schwestern durch das Institut der Diakonissinnen versucht worden.

Barnabas, eigentlich Joses, ein Levite von Cypern, einer der ersten apostolischen Missionare und Begründer der Christengemeinde zu Antiochia. In der Apostelgeschichte wird er häufig als Gefährte des Paulus genannt, den er selbst von Tarsos zu seinem Beistande herbeigerufen hatte. Später trennten sich beide, da B., obwol er selbst noch vor dem Auftreten des Paulus das Evangelium den Heiden gepredigt hatte, doch der weitergehenden Lehre des Paulus von der Aufhebung des mosaischen Gesetzes im Christenthum seine Zustimmung versagte und in dem hierüber zu Antiochia zwischen Paulus und Petrus ausgebrochenen Streite auf die Seite des letztern trat. Zu seinem Missionsgehülfen erwählte er den Markus, den wir späterhin in engen Beziehungen zu Petrus treffen. Von den weitern Schicksalen des B. sind nur unverbürgte Sagen auf uns gekommen. Danach soll er zu Alexandrien und Rom gepredigt und zuletzt auf der Insel Cypern den Märtyrertod erlitten haben. Eine andere Tradition macht ihn gar zum ersten Bischof von Mailand. Der unter dem Namen des B. auf uns gekommene Brief, welcher durch allegorische Ausdeutung des alttestamentlichen Ceremonialgesetzes dem buchstäblichen Verständnisse desselben und damit zugleich der Gesetzbeobachtung im Christenthum entgegentreten will, gehört zuverlässig nicht ihm, ist aber wahrscheinlich noch im 1. Jahrh., ums J. 80 n. Chr., geschrieben. Andere setzen denselben in die Zeit Hadrian's.

Barnabiten werden die 1530 von drei mailänder Klerikern, Zaccaria, Ferrari und Morigia, zur Linderung von Kriegsnoth gestifteten, 1533 von Papst Clemens VII. bestätigten regulirten Chorherren des heil. Paulus (Paulaner), nach der ihnen in Mailand eingeräumten Kirche des heil. Barnabas, genannt. Ihre Tracht ist das schwarze Gewand der Weltgeistlichen und ein rundes Baret. Außer der Krankenpflege widmeten sie sich der Mission, der Predigt, der Seelsorge und dem Jugendunterricht. Zu den drei gewöhnlichen Klostergelübden haben sie noch ein viertes hinzugenommen, sich nicht um höhere kirchliche Würden zu bewerben. Sie fanden in Italien, wo sie an den Akademien zu Mailand und Pavia Theologie lehrten, in Frankreich und Oesterreich, wo man sie zu Bekehrung der Protestanten benutzte, sowie in Spanien Eingang. Jetzt besitzen sie etwa noch 20 Häuser (Collegien) in Italien und Oesterreich, mit dem Haupthause zu Rom. Mit den B. von der Paulaner-Congregation ist durch Karl Borromäus (1589) auch die ältere, 1441 unter Eugen IV. vereinigte Eremiten-Congregation des heil. Barnabas verschmolzen worden (bestätigt 1606 durch Paul V.).

Barnaul, Kreisstadt Rußlands im westsibir. Gouvernement Tomsk, an beiden Ufern der Barnaulka und am linken des Ob, in gutangebauter Gegend gelegen, ist der Mittelpunkt und Hauptort des westsibir. Berg- und Hüttenwesens. Die ersten Häuser wurden hier 1730 durch Demidow errichtet. Das Dorf erhielt sodann 1739 seine ersten industriellen Anlagen und wurde 1771 zur Stadt, 1822 zur Kreisstadt erhoben. Die Stadt zählt (1861) 11846 E., 1946 Häuser, 5 Kirchen, 2 Hospitäler u. s. w., ist Sitz eines Oberbergamts und hat eine 1789 gegründete Bergwerksschule, eine Bibliothek, ein Museum für Mineralogie, Zoologie und Ethnographie, ein Modellhaus, ein meteorolog. Observatorium, ein Theater und ein Denkmal Demidow's. Die Fabriken von Privaten zur Leder-, Wachs- und Oelbereitung, nebst einigen Talgschmelzereien, einer Seifensiederei und zwei Lichtziehereien, sind ohne Bedeutung, wichtig dagegen der kaiserl. Schmelzhof für die Silbererze der Bergwerke von Smeïnogorsk, Krukow, Sokol, Syrjanow, Semenow und Salaïrsk, sowie für die Bleierze von Syrjanow und Riddersk. Jeden Winter gehen von hier die großen Gold- und Silbertransporte nach Petersburg, und alljährlich versammelt sich in B. der Bergrath. Die Gebäude der großartigsten Schmelzhütten des ganzen Altai stehen auf einem Damme von 2180 F. Länge und 197 F. Breite. Dazu gehören ein Probirhaus, das Magazin der edeln Metalle, die Regierungsapotheke, ein Hospital und ein Getreidemagazin. Die meisten Einwohner von B. sind

promovirte zu Caen, blieb aber zu Leyden und beschäftigte sich hauptsächlich mit Privatunterricht, bis er 1631 als Professor der Philosophie und Beredsamkeit an das neuerrichtete Athenäum zu Amsterdam berufen wurde, wo er 14. Jan. 1648 starb. Er stand in vertrautem Umgange mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit und war namentlich mit Hooft und der berühmten Tesselschade innig befreundet. Seine lat. «Poemata» (Leyd. 1631, vollständiger 2 Bde., Amsterd. 1645—46) sind, abgesehen von einigen Fehlern, die mehr seiner Zeit als ihm zur Last fallen, größtentheils voll Geist und Anmuth; seine holländ. Gedichte (gesammelt von Schull, Zierikzee 1835), deren Zahl jedoch nicht groß, sind aus dem Herzen geflossen und ebenso lieblich als melodisch. Als Geschichtschreiber hat er mannichfache Verdienste, wie sein Werk «Rerum per octennium in Brasilia gestarum historia» (Amsterd. 1647) bekundet. Nicht minder ist seine Beschreibung des glänzenden Empfangs der Maria de' Medici im Sept. 1638 zu Amsterdam («Medicea hospes», Amsterd. 1639) stilistisch werthvoll und von vielfachem Interesse.

Barleria, von Linné benannte Pflanzengattung aus der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Acanthaceen, deren zahlreiche Arten, schönblühende Sträucher und Kräuter, in den Tropengegenden wachsen. Sie haben längliche, eiförmige oder elliptische Blätter, ähren-, trauben- oder rispenförmig angeordnete Blüten mit viertheiligem Kelch und großer, trichterförmiger, blauer, weißer oder gelblicher Blumenkrone und kegelförmige, zugespitzte, zweisamige Kapseln. Mehrere Arten gehören zu den Zierden der Warmhäuser.

Barletta, Hauptstadt eines Kreises in der ital. (neapolit.) Provinz Bari, unfern der Ofantomündung, zählt 26952 E., die sich mit Handel, Fischfang und der Arbeit in den reichen Salinen der Nachbarschaft beschäftigen. Außer der sehenswerthen Domkirche verdient die kolossale, 18 F. hohe Erzbildsäule des Kaisers Heraklius auf dem großen Platze Erwähnung. Südwestlich von der Stadt, am Flusse Ofanto, soll das alte Cannä gestanden haben.

Barlow (Joel), amerik. Dichter und Politiker, geb. 1755 zu Reading in Connecticut, machte sich schon 1778, als er die Universität von Newhaven verließ, durch zwei Gedichte bekannt, die in die Litchfielder Sammlung von «American poems» aufgenommen wurden und große Verbreitung fanden. Obschon für die jurist. Laufbahn bestimmt, übernahm er doch während des Freiheitskriegs eine Stelle als Feldprediger. Nach dem Frieden wandte er sich wieder der Rechtswissenschaft zu, gab dann in Hartford eine Zeitschrift und, außer verschiedenen Hymnen und einer Bearbeitung der Watts'schen Uebersetzung der David'schen Psalmen für die connecticuter Gemeinden, 1787 ein größeres Gedicht: «The vision of Columbus», heraus, welches vom Volke mit begeistertem Beifall begrüßt und in London und Paris nachgedruckt wurde. B. verherrlichte darin als echter Vorläufer der Französischen Revolution jenen vagen Freiheitsenthusiasmus und die Schwärmerei für das Naturrecht, welches mit jeder geschichtlichen Voraussetzung bricht. Von der Jurisprudenz ebenso wenig angezogen wie von der Theologie, ging er 1788 als Agent einer Landcompagnie nach England, löste das Verhältniß aber auf, als er fand, daß er es mit Schwindlern zu thun, und begab sich zunächst nach Paris, wo er sich als glühender Republikaner der Revolution anschloß und zu den Girondisten in nahe Beziehungen trat. Darauf veröffentlichte er 1791 in London den ersten Theil seines «Advice to the privileged orders» und 1792 sein Gedicht «The conspiracy of kings», veranlaßt durch den Bund der Continentalmächte gegen Frankreich. Durch diese Schriften sowie durch ein Schreiben an den Nationalconvent, in dem er unter anderm zur Abschaffung des Königthums aufforderte, suchte er auf die Volksstimmung in England zu wirken, wo er mit den Reformern in Verbindung stand. Im Herbst 1792 vom Constitutionsverein zu London nach Paris geschickt, erhielt er hier das franz. Bürgerrecht und begleitete, weil seine Rückkehr nach England bedenklich war, seinen Freund Grégoire nach Savoyen, um das von Frankreich neuerworbene Gebiet zu organisiren. Nachdem er hier für Verbreitung republikanischer Ideen thätig gewesen und sein beliebtes komisches Heldengedicht «Hasty pudding» geschrieben, lebte er, vorzüglich mit kaufmännischen Speculationen beschäftigt und durch diese reich geworden, einige Jahre in Paris, bis er 1795 als amerik. Consul in Algier angestellt wurde. Seit 1797 wieder in Paris, blieb er dort bis 1805, in welchem Jahre er nach Amerika zurückkehrte. 1808 ließ er in Philadelphia die «Colombiad» erscheinen, eine Erweiterung der «Vision of Columbus». Reich an schönen Einzelheiten, ist dieses Gedicht doch überladen mit polit. und philos. Erörterungen und entstellt durch seltsame Wortbildungen. Später beschäftigte sich B. mit Vorarbeiten zu einer allgemeinen Geschichte der Vereinigten Staaten, bis er vom Präsidenten Monroe 1811 zum Gesandten bei der franz. Regierung ernannt wurde. Im Oct. 1812 zu einer Conferenz mit Napoleon nach Wilna eingeladen, starb er unterwegs 22. Dec. 1812 zu Zarnawicze bei Krakau.

Barmakiden oder Barmekiden heißen die Nachkommen Barmak's, eines Arztes und Priesters aus Balkh in Khorasan, welche bis zur Zeit Harun Al-Raschid's im Besitze der höchsten Aemter unter den Khalifen waren. Um diesem Geschlechte eine edle Abkunft zu verleihen, wird berichtet, Barmak's Gattin sei von Keteiba, dem berühmten Feldherrn der Omajjaden, gefangen und jenem erst wieder zurückgegeben worden, als sie mit ihrem Sohne Chalid schwanger gegangen, der dann schon unter dem Khalifate des ersten Abbasiden Assaffah Vezier wurde. Unter Almansor war Chalid zuerst Finanzminister, dann Statthalter von Mossul, während sein Sohn Jahja Statthalter von Aserbeidschan und Armenien war. Unter dem Khalifat Almahdi's versah letzterer auch das Amt eines Staatssecretärs und Erziehers Harun Al-Raschid's. Seiner Führung und seinem Rathe verdankte Harun den Thron, von welchem diesen ein älterer Bruder Hadi verdrängen wollte, und aus Dankbarkeit ernannte ihn der Khalif bald nach seinem Regierungsantritte zum Vezier. Jahja zog sich jedoch bald von den Staatsgeschäften zurück, und seine Stelle nahmen abwechselnd seine beiden Söhne Fadhl und Dschafar ein, die zugleich Erzieher der Söhne Harun's und mehrere Jahre hindurch Statthalter von Aegypten und Khorasan waren. Auch die übrigen Söhne Jahja's gelangten zu hohen Aemtern und ansehnlichen Reichthümern. Unter allen B. aber stand Dschafar dem Khalifen am nächsten. Harun liebte ihn wie einen Bruder und fand seine Gesellschaft so angenehm, daß er ihn selbst in den Abendstunden um sich haben wollte, die er mit seinen Frauen und Sklavinnen bei Wein, Musik, Gesang und Tanz zubrachte. Auch wenn der Khalif von seiner geliebten Schwester Abbasah besucht wurde, sollte Dschafar in der Nähe bleiben. Um die orient. Sitten nicht zu verletzen, kam Harun auf den unglücklichen Gedanken, sie formell miteinander zu vermählen, dabei jedoch dem Freunde zu bedeuten, daß er nur den Namen eines Gatten seiner Schwester tragen, aber nicht auf die Rechte eines solchen Anspruch machen dürfe. Abbasah begnügte sich jedoch mit dieser Scheinehe nicht, und Dschafar wollte oder konnte ihrer Liebe nicht lange widerstehen. Ihr Verhältniß blieb dem Khalifen einige Jahre verborgen, bis es endlich eine Sklavin verrieth. Dschafar wurde auf Harun's Befehl enthauptet und seine Schwester sammt ihren Kindern lebendig begraben. Jahja und dessen übrige Söhne endeten ihr Leben im Gefängnisse (803 n. Chr.). Natürlich suchte man das Schicksal der B. noch durch manche andere Vergehen zu rechtfertigen, und es ist nicht zu zweifeln, daß sich am Hofe des Khalifen eine Partei befand, welche die Macht und das Ansehen eines pers. Geschlechts mit Unwillen betrachtete. Die einen erklärten die B. als Freigeister, die andern als ehrgeizige Menschen, die durch ihre Freigebigkeit und Prachtliebe den Khalifen selbst verdunkelten und ihn schließlich ganz verdrängen würden. Ihr Sturz fällt mit einer Pilgerfahrt Harun's nach Mekka zusammen, wo er das Zwillingspaar seiner Schwester entdeckte und von ihrem vertrauten Umgange mit Dschafar sich überzeugte.

Bärmann (Georg Nikol.), deutscher Dichter und Uebersetzer, war 19. Mai 1785 zu Hamburg geboren, wo er als Vorsteher einer Erziehungsanstalt wirkte und auch 28. Febr. 1850 starb. Er verfaßte viele Romane, Erzählungen und Dramen, die nicht ohne Erfindung und Anmuth der Sprache sind und den Ansprüchen einer leichten Unterhaltung genügten. Die Dramen wurden theils einzeln gedruckt, wie z. B. «Dolch und Maske» (Brem. 1822), «Alexander von Soltwedel» (Brem. 1817), theils in Sammelwerken, wie Holtei's «Jahrbuch deutscher Bühnenspiele», Kotzebue's «Almanach dramatischer Spiele» u. s. w., veröffentlicht. Eine Sammlung von 15 seiner Stücke gab er in seinem «Theater» (3 Thle., Mainz 1838) heraus. Auch in der plattdeutschen Mundart hat sich B. nicht ohne Glück versucht, wie die «Rymels un Dichtels» (Hamb. 1822—23) und «Das grote Höög- un Häwelbook» (Hamb. 1827) beweisen. Andere seiner Schriften beschäftigen sich mit der Geschichte und Topographie seiner Vaterstadt, noch andere mit der deutschen Sprache. Zu letztern gehören das «Homonymikon» (Hamb. 1810) und die «Assonanzen der deutschen Sprache» (Berl. 1829). Bei weitem den größten Theil seiner Arbeiten bilden die Uebersetzungen aus fast allen lebenden Sprachen, durch welche er span., franz. und ital. Dramen der deutschen Bühne und unendlich viele Romane den deutschen Leihbibliotheken zugänglich gemacht hat.

Barmen, eine Stadtgemeinde und blühender Fabrikort im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, welche gegenwärtig einen eigenen Stadtkreis des letztern bildet. Der Ort zieht sich im Thale der Wupper neben der Bergisch-Märkischen Eisenbahn 2 St. lang unmittelbar von Elberfeld an bis zum westfäl. Orte Langerfeld hin und zerfällt in drei Hauptbestandtheile, Ober-, Mittel- und Unterbarmen, deren jeder wiederum aus früher räumlich getrennt gewesenen

und besonders benannten Ortschaften besteht. Unterbarmen umfaßt Haspel, Alee, Dörnen, Bruch u. s. w., Mittelbarmen Gemarke, Werth, und Oberbarmen Wupperfeld, Rittershausen u. s. w. Im Landbezirk zu beiden Seiten der genannten Theile sind die hauptsächlichsten Orte: Wichlinghausen, Dieckerstraße, Westkotten, Heckinghausen, Heidt, Leimbach u. s. w. Bis zum 16. Jahrh. standen an der Stelle B.s nur Bauerhöfe. Seit 1706 begann der stärkere Anbau des Thals, welches zu jener Zeit etwa 2500 E. zählte. Der Ort Gemarke erhielt zuerst städtisches Ansehen und bildete bis auf neuere Zeit herab eine eigene Stadt. Die Zahl und Mannichfaltigkeit der Fabriken wuchs seitdem selbst trotz ungünstiger Verhältnisse und ist noch fortwährend in raschem Steigen begriffen. Die Zählung vom 3. Dec. 1861 ergab für B. 49740 E., doch war diese Zahl bis Mitte 1864 schon auf etwa 57000 gestiegen. Darunter befinden sich gegen 6500 Katholiken, 50 Juden und einige hundert Dissidenten. Die Stadt ist Sitz einer Handelskammer (zugleich für Elberfeld) und eines Gewerbegerichts. An gottesdienstlichen Gebäuden zählt man 2 evang.-luth., 1 evang.-reform., 1 unirt-evang., 1 kathol., 1 Independenten- und 1 Baptistenkirche. Die Rheinisch-Westfälische Missionsgesellschaft unterhält ein nicht unbedeutendes Missionsseminar und besitzt ein ethnogr. Museum. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu B. 1 Realschule in einem neuen und schönen Gebäude, 1 Progymnasium, 1 höhere und niedere Gewerbeschule und 2 höhere Töchterschulen. Der neue Concertsaal der Gesellschaft Concordia gehört zu den geschmackvollsten Deutschlands. Mit dem benachbarten Elberfeld zusammen bildet B. einen der bedeutendsten Fabrikplätze Deutschlands. Nirgends in Deutschland findet sich der Gewerbfleiß in gleichem Maße zusammengedrängt. B. ist der Hauptplatz für die Bandmanufactur auf dem Continent; seine Fabrikate gehen nach allen Welttheilen sowie auch nach England. Es liefert baumwollene, halbseidene, seidene, leinene und wollene Bänder, auch Schnüre und Besatzbänder aller Sorten. Bedeutend sind außerdem die Baumwoll- und Seidenweberei, die Färbereien (auch für sog. türk. Garne), Zeugdruckereien und Bleichereien, die Fabriken in Eisengarn, Strick- und Nähgarn, in Chemikalien, Seifen, Stearin- und andern Lichten, in Knöpfen aller Art, in Maschinen, plattirten Metallwaaren, Pianofortes und Orgeln, Zündhütchen u. s. w. Der Fleiß, die Ordnung und Reinlichkeit, welche hier herrschen, machen, in Verbindung mit dem regen Leben und Treiben, einen wohlthuenden Eindruck. Doch ist B. auch seit längerer Zeit, wie das ganze übrige Wupperthal, ein Hauptherd des Pietismus, dessen Einflüsse sich ebenfalls nicht verleugnen.

Barmherzige Brüder und Schwestern. Unter diesem Namen bestehen in der kath. Kirche zwei wohlthätige, weitverzweigte Vereine, welche in ihren Hospitälern Arme und Kranke ohne Unterschied des Glaubens, des Standes und der Nation verpflegen. Der Orden der Barmherzigen Brüder (in Frankreich Frères de la charité, in Italien Fate ben fratelli, in Spanien Brüder der Gastfreiheit) wurde 1540 in Spanien (Sevilla), zuvörderst zur Verpflegung von Kranken und zur Besserung gefallener Mädchen und Frauen, ohne Regel für Laien aus durch Betteln erworbenen Mitteln gestiftet von dem Portugiesen Juan di Dio (d. h. Johann von Gott oder Johann Ciudad, gest. 1550), der unter den Fahnen Karl's V. in Afrika gefochten hatte. 1572 erhielt der Orden unter Auferlegung der Regel des heil. Augustin die päpstl. Anerkennung, und 1624, seit Uebertragung sämmtlicher Privilegien der Bettelorden, ward er in eine span. Congregation mit einem Generalmajor in Granada und eine italienische oder außerspanische unter einem Generalmajor in Rom eingetheilt. Zu letzterer gehören auch die Barmherzigen Brüder der Schweiz, Deutschlands, wo sie besonders in Oesterreich sich auszeichnen, Polens, der Niederlande, Frankreichs und anderer Länder. Die europ. Ordensmitglieder kleiden sich schwarz, die außereuropäischen, unter einem besondern Ordensgeneral in Amerika, braun. Die Achtung vor ihren großen Diensten für die nothleidende Menschheit ist ebenso groß als allgemein und andauernd. Die Barmherzigen Schwestern (Soeurs oder Filles de la charité oder de la miséricorde), unter sich unabhängige Vereine christl. Jungfrauen zur Milderung menschlichen Elends, besonders zur Kranken- und Armenpflege, rief 1634 in Frankreich Vincenz de Paula ins Leben, hierbei vornehmlich unterstützt durch die edelherzige, aufopfernde Witwe Le Gras, geb. von Marilac. Der Verein wurde 1655 von Clemens IX. anerkannt und zählte 1685 schon 224 Klöster der segensreichsten Wirksamkeit. Die Französische Revolution unterbrach ihre Thätigkeit, indem auch diese Klöster in Frankreich aufgehoben wurden. Napoleon stellte dieselben 1807 durch Berufung eines Generalkapitels der zerstreuten Schwestern unter dem Vorsitze seiner Mutter und durch Bewilligung der nothwendigen Gelder wieder her. Gegenwärtig bestehen wieder mehr als 300 Genossenschaften dieser Art in Frankreich, die sich mit der Pflege der Kranken sowie auf den Dörfern mit Schul-

unterricht beschäftigen. Das Mutterhaus des Ordens, St.-Charles zu Nancy, hat auch nach Saarlouis, Trier, Koblenz und andern deutschen Städten Mitglieder abgegeben. Einen Nebenzweig dieser Nonnen bilden die Barmherzigen Schwestern des heil. Borromeo in Lothringen. Gleiche Zwecke verfolgen übrigens in Deutschland die Elisabethinerinnen, deren Vorbild die heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen ist, sowie die Ursulinerinnen, Salesianerinnen und Lazaristen. Vgl. Held, «Geschichte der Heilanstalt der Barmherzigen Brüder in Prag, nebst Rückblick auf die Entstehung und Schicksale dieses Ordens überhaupt» (Prag 1823); «Die Barmherzigen Schwestern in Beziehung auf Armen- und Krankenpflege» (Kobl. 1831); Fleischmann, «Das Wirken der Barmherzigen Schwestern in Wien» (Wien 1839). Auch in der evang. Kirche ist eine Nachbildung des Ordens der Barmherzigen Schwestern durch das Institut der Diakonissinnen versucht worden.

Barnabas, eigentlich Joses, ein Levite von Cypern, einer der ersten apostolischen Missionare und Begründer der Christengemeinde zu Antiochia. In der Apostelgeschichte wird er häufig als Gefährte des Paulus genannt, den er selbst von Tarsos zu seinem Beistande herbeigerufen hatte. Später trennten sich beide, da B., obwol er selbst noch vor dem Auftreten des Paulus das Evangelium den Heiden gepredigt hatte, doch der weitergehenden Lehre des Paulus von der Aufhebung des mosaischen Gesetzes im Christenthum seine Zustimmung versagte und in dem hierüber zu Antiochia zwischen Paulus und Petrus ausgebrochenen Streite auf die Seite des letztern trat. Zu seinem Missionsgehülfen erwählte er den Markus, den wir späterhin in engen Beziehungen zu Petrus treffen. Von den weitern Schicksalen des B. sind nur unverbürgte Sagen auf uns gekommen. Danach soll er zu Alexandrien und Rom gepredigt und zuletzt auf der Insel Cypern den Märtyrertod erlitten haben. Eine andere Tradition macht ihn gar zum ersten Bischof von Mailand. Der unter dem Namen des B. auf uns gekommene Brief, welcher durch allegorische Ausdeutung des alttestamentlichen Ceremonialgesetzes dem buchstäblichen Verständnisse desselben und damit zugleich der Gesetzbeobachtung im Christenthum entgegentreten will, gehört zuverlässig nicht ihm, ist aber wahrscheinlich noch im 1. Jahrh., ums J. 80 n. Chr., geschrieben. Andere setzen denselben in die Zeit Hadrian's.

Barnabiten werden die 1530 von drei mailänder Klerikern, Zaccaria, Ferrari und Morigia, zur Linderung von Kriegsnoth gestifteten, 1533 von Papst Clemens VII. bestätigten regulirten Chorherren des heil. Paulus (Paulaner), nach der ihnen in Mailand eingeräumten Kirche des heil. Barnabas, genannt. Ihre Tracht ist das schwarze Gewand der Weltgeistlichen und ein rundes Baret. Außer der Krankenpflege widmeten sie sich der Mission, der Predigt, der Seelsorge und dem Jugendunterricht. Zu den drei gewöhnlichen Klostergelübden haben sie noch ein viertes hinzugenommen, sich nicht um höhere kirchliche Würden zu bewerben. Sie fanden in Italien, wo sie an den Akademien zu Mailand und Pavia Theologie lehrten, in Frankreich und Oesterreich, wo man sie zu Bekehrung der Protestanten benutzte, sowie in Spanien Eingang. Jetzt besitzen sie etwa noch 20 Häuser (Collegien) in Italien und Oesterreich, mit dem Haupthause zu Rom. Mit den B. von der Paulaner-Congregation ist durch Karl Borromäus (1589) auch die ältere, 1441 unter Eugen IV. vereinigte Eremiten-Congregation des heil. Barnabas verschmolzen worden (bestätigt 1606 durch Paul V.).

Barnaul, Kreisstadt Rußlands im westsibir. Gouvernement Tomsk, an beiden Ufern der Barnaulka und am linken des Ob, in gutangebauter Gegend gelegen, ist der Mittelpunkt und Hauptort des westsibir. Berg- und Hüttenwesens. Die ersten Häuser wurden hier 1730 durch Demidow errichtet. Das Dorf erhielt sodann 1739 seine ersten industriellen Anlagen und wurde 1771 zur Stadt, 1822 zur Kreisstadt erhoben. Die Stadt zählt (1861) 11846 E., 1946 Häuser, 5 Kirchen, 2 Hospitäler u. s. w., ist Sitz eines Oberbergamts und hat eine 1789 gegründete Bergwerksschule, eine Bibliothek, ein Museum für Mineralogie, Zoologie und Ethnographie, ein Modellhaus, ein meteorolog. Observatorium, ein Theater und ein Denkmal Demidow's. Die Fabriken von Privaten zur Leder-, Wachs- und Oelbereitung, nebst einigen Talgschmelzereien, einer Seifensiederei und zwei Lichtziehereien, sind ohne Bedeutung, wichtig dagegen der kaiserl. Schmelzhof für die Silbererze der Bergwerke von Smeïnogorsk, Krukow, Sokol, Syrjanow, Semenow und Salaïrsk, sowie für die Bleierze von Syrjanow und Riddersk. Jeden Winter gehen von hier die großen Gold- und Silbertransporte nach Petersburg, und alljährlich versammelt sich in B. der Bergrath. Die Gebäude der großartigsten Schmelzhütten des ganzen Altai stehen auf einem Damme von 2180 F. Länge und 197 F. Breite. Dazu gehören ein Probirhaus, das Magazin der edeln Metalle, die Regierungsapotheke, ein Hospital und ein Getreidemagazin. Die meisten Einwohner von B. sind

bei dem Hüttenbetrieb beschäftigt; «freie» Arbeiter gibt es aber nur wenige. Handwerker sind nicht vorhanden. Der Handel, zumal die Spedition von Moskau und die Messe von Irbit, befriedigt alle Bedürfnisse. — Der **Kreis** B. mit dem jetzt davon getrennten Kolywanischen hat ein Areal von 1290 Q.-M. und zählt ohne die Stadt 136370 E., von denen 131957 zum Betrieb der Bergwerke und Hütten gehören, darunter nur 1380 Einheimische. An den Ufern der Barnaulka und des Kasmuly zieht sich der große **Barnaulsche Wald** hin.

Barnave (Antoine Pierre Joseph Marie), ein Charakter der Französischen Revolution, war zu Grenoble als der Sohn eines Advocaten 22. Oct. 1761 geboren. Er erhielt eine gute Erziehung und wurde schon 1783 als Advocat beim Parlament zu Grenoble angestellt, wo er durch Talent und Wissen Aufsehen erregte. Als sich 1789 die Generalstaaten versammelten, ward er von seiner Provinz, infolge einer kleinen Schrift gegen das Feudalwesen, zum Deputirten ernannt. Er unterstützte den dritten Stand, trat dem Vorschlage Sieyès' bei, aus welchem die Nationalversammlung hervorging, und betheiligte sich unter Entfaltung großer Rednergabe an allen den Beschlüssen, welche die alte Gesellschaft und den alten Staat umstürzten. Als Mitglied des Colonialcomité forderte er die völlige Freiheit der Schwarzen und Farbigen und ging in seinem Eifer so weit, daß er rieth, eher die Colonien als die Menschenrechte aufzugeben. In der Sitzung vom 22. Mai 1790 gerieth er mit Mirabeau in Opposition, als dieser das Recht des Kriegs und Friedens auch dem Könige zugetheilt wissen wollte, indem er dieses Recht für die Nationalversammlung allein in Anspruch nahm. B. trug den Sieg davon und wurde von dieser Zeit an der Abgott des Volks. Inzwischen war die Verwirrung in den Colonien ausgebrochen, und B. rieth nun 11. Mai 1791, man möge keine Veränderung in den Colonien vornehmen, ohne die Pflanzer zu fragen. Die Freunde der Farbigen und Schwarzen, Robespierre, Grégoire, Sieyès, traten ihm auf das heftigste entgegen und drangen durch. Als man nach der Flucht des Königs Lafayette der Theilnahme an derselben beschuldigte, vertheidigte B. den letztern und wurde hierauf nebst Latour-Maubourg und Pétion abgeschickt, die Rückkehr des Königs zu sichern. Das Unglück des Königs, namentlich die gefährliche Lage der Königin, deren Schönheit großen Eindruck auf ihn machte, bewogen den jungen enthusiastischen Freiheitshelden, daß er nach seiner Rückkehr sich in der Versammlung unter die Gemäßigten setzte, den König und seine Rathgeber entschuldigte, und die Ernennung eines Comité durchsetzen half, welches die constitutionellen Decrete im monarchischen Interesse revidiren sollte. Auch übergab er diesem Comité eine von ihm selbst redigirte Denkschrift des Königs über dessen Flucht. Bei der Verhandlung über die Unverletzlichkeit des Königs vertheidigte er dieselbe in einer feurigen Rede. Er bestritt den Entwurf des Militärausschusses, der den Soldaten das Recht einräumte, ihre Offiziere zu denunciren, vertheidigte die Priester, welche den Decreten der Versammlung den Gehorsam verweigerten, sprach gegen die Libellisten und trug in der Versammlung auf die Tagesordnung an, als man über das Recht der Versammlung in Bezug auf die Absetzung der Minister verhandeln wollte. Namentlich dieses letztere brachte ihn um seine ganze Popularität; man erklärte ihn für einen Abtrünnigen der nationalen Partei, und die Tagespresse verfolgte ihn. Nach der Aufhebung der Nationalversammlung ging er in seinen Geburtsort zurück, wo er sehr eingezogen lebte. Er hatte dem Könige einige ernste Rathschläge gegeben und war mit dem Hofe in Verbindung getreten, ohne dessen Vertrauen zu gewinnen. Nach dem 10. Aug. 1792 wurde er nebst Lameth und dem Exminister Duport-Dutertre der mit dem Hofe geführten und aufgefundenen Correspondenz wegen in Anklage versetzt, zuerst zu Grenoble im Gefängnisse gehalten und dann nach Paris vor das Revolutionstribunal geführt. Ungeachtet er sich unerschrocken vertheidigte, wurde er doch zum Tode verurtheilt und 29. Nov. 1793 guillotinirt.

Barneveld (Jan van Olden-), s. **Oldenbarneveld**.

Barnim, der alte Name einer Landschaft in der brandenb. Mittelmark des Königreichs Preußen, in Urkunden Terra Barnym genannt, zerfiel einst in den Olden Barnem oder Alten B., und den Nyen Barnem oder Neuen B. Der erstere reichte nördlich der Finow bis zur Südgrenze der spätern Ukermark und umfaßte die Gegend von Liebenwalde und Zehdenick an der Havel ostwärts bis Parstein und Oderberg a. O. Der Neue B. umfaßte das Land nördlich der Spree bis zur Finow zwischen der Havel und Locknitz und bildete mit dem Teltowe (dem Lande südlich der Spree zwischen Havel, Nuthe und Dahme bis zum Teltowschen Bruche) den Pagus Sprewa oder den Spreegau. Albrecht's II. Söhne, Johann II. und Otto III., brachten beide Länder (Neu-B. und Teltowe) zwischen 1225 und 1232 von einem gewissen Barwin oder Barnem, der ohne weitere Bezeichnung als Herr derselben genannt wird, durch

Kauf an sich. Die jetzigen Kreise B. im preuß. Regierungsbezirk Potsdam sind großentheils aus dem ehemaligen Lande B. gebildet. — Der Kreis Nieder-B., der westlichere, von Berlin und der Spree bis 53° nördl. Br. gelegen, hat sein Kreisamt zu Berlin und zählt (1861) auf 32,6 Q.-M. 76086 E., wovon 13628 auf seine vier Städte kommen: Bernau (5039), Oranienburg (3696), Liebenwalde (2904), Alt-Landsberg (1989), und 62458 auf das platte Land entfallen. Es gehören dazu unter andern die Dörfer Pankow, Nieder-Schönhausen, Lichtenberg, Friedrichsfelde, Blumberg, Tegel, Weißensee, Fredersdorf, Dahlwitz, Schöneichen, Rüdersdorf, Stralau, Treptow, Französisch-Buchholz, Rosenthal u. s. w. — Der Kreis Ober-B. liegt im NO. und O. vom vorigen, hat zur Kreisstadt Freienwalde und zählt (1861) auf 22,04 Q.-M. 66981 E., wovon 25949 auf seine fünf Städte kommen, nämlich Freienwalde (4551), Neustadt-Eberswalde (6650), Wriezen (7376), Biesenthal (1987) und Straußberg (5085), dagegen 41032 auf das platte Land. Es gehören dazu der Marktflecken Werneuchen (1400 E.), die Dörfer Hohen-Finow, Mögelin, Falkenberg, Trampe u. s. w.

Barnstaple, Municipalstadt und Parlamentsborough an der Nordküste der engl. Grafschaft Devon, 7⁴/₅ M. im NW. von Exeter, an der Eisenbahn, in einem grünen, fruchtbaren Thale am rechten Ufer des von einer 600 F. langen Brücke mit 16 Bogen überspannten Taw, 1³/₄ M. oberhalb der Mündung in die Barnstaple- oder Bidefordbai gelegen. Der alte, blühende, früher befestigte Ort mit steinernen Häusern und reinlichen Straßen zählt 10743 E. und hat sieben Kirchen, eine altberühmte lat. Schule, ein Handwerkerinstitut, einen literarischen Verein mit Museum, eine Gartenbaugesellschaft u. s. w. B. betreibt Papier- und Litzenfabriken, Gerbereien und Töpfereien, aber die Fabrikation von Wollwaaren und der früher blühende Handel mit Wolle hat abgenommen. Auch werden Schiffswerfte unterhalten, und die Stadt besitzt 81 eigene Schiffe. Wegen Versandung des Taw können indeß nur kleine Seeschiffe zur Stadt selbst gelangen. — Die Stadt Barnstable im nordamerik. Staate Massachusetts ist die Hauptstadt der gleichnamigen County, welche die ganze hakenförmige Halbinsel vom Cap-Code umfaßt und so unfruchtbar ist, daß die Bevölkerung fast nur auf Fischfang und Seefahrt hingewiesen ist. An der Südküste liegt die Stadt, 16 M. im SO. von Boston, an der Barnstablebai, ein Seehafen mit 4800 E., bedeutender Seefischerei und Seesalzbereitung.

Barnum (Phineas Taylor), ein durch die Originalität seines «Humbug» typisch gewordener amerik. Speculant und Aussteller von Curiositäten, wurde 5. Juli 1810 in Bethel im Staate Connecticut geboren. Nach verschiedenen Kreuz- und Querfahrten kam er 1840 nach Neuyork und kaufte hier Scudder's Amerikanisches Museum, das er durch bisher ungewöhnliche Mittel zur Reizung der öffentlichen Neugier und durch Entdeckung immer neuer Curiositäten bald zu einem allgemein beliebten Vergnügungsplatz erhob. Seinen ersten Versuch auf diesem Gebiete hatte er schon früher durch die Ausstellung von Washington's angeblicher Amme gemacht, einer alten Schwarzen, die damals 161 J. alt sein sollte, während sie später etwa 75—80 J. alt starb. In Neuyork begründete B. seinen Ruf durch Ausstellung des sog. Meerweibchens, einer Büffeljagd durch Indianer und des Zwerges Tom Thumb. Sein Hauptcoup jedoch, der ihn auch in Europa bekannt machte, war das Engagement der Jenny Lind, welche er im Herbst 1850 nach den Vereinigten Staaten brachte. Diese gab hier 93 Concerte für ihn und erhielt dafür (nach seiner eigenen Erzählung), außer freier Reise, 208675 Doll., während B. selbst 535486 Doll. für sich einnahm. Durch Versteigerung der Concertbillets wußte er eine künstliche Aufregung zu schaffen, in welcher unter anderm ein Billet mit 650 Doll. bezahlt wurde. Später hielt B. in seinem Museum eine Kinderschau (Baby show) ab, bei welcher das schönste und gesündeste Kind mit einem Preise gekrönt wurde, dann eine Hundeschau, die sogar in Europa Nachahmung fand. Doch verwickelte er sich in unglückliche Speculationen, sodaß er sein ganzes Vermögen verlor. Erst neuerdings ist er wieder selbständig vor die Oeffentlichkeit getreten. B. ist auch Mäßigkeitsapostel und hält Vorlesungen über die Kunst reich zu werden, Geld zu machen und über den Humbug (s. d.), den er in den «unschuldigen» und «humbugischen» Humbug eintheilt. Der Mann nimmt durch den dem Yankee (Neuengländer) eigenen Scharfsinn in Erspähung neuer Geschäftsvortheile, durch einen trockenen und gesunden Humor sowie durch rücksichtslose Verwerthung dieser beiden Eigenschaften auf einem engbegrenzten Felde eine zwar eigenthümliche, nirgends anders mögliche, aber durchaus nicht misachtete Stellung in seiner Heimat ein. B. hat eine «Autobiography» (Neuyork 1855) veröffentlicht, von der auch deutsche Uebersetzungen erschienen sind.

Barocci (Federigo), ein Maler von Urbino, geb. 1528, gest. 1612, zeichnete sich in der Periode des Verfalls der Kunst durch seine Reaction gegen das Verderbniß vortheilhaft aus.

Dies gelang ihm durch eine freie, aber nicht oberflächliche Nachahmung des Correggio, obschon er nicht ohne Geziertheit in der Auffassung und Süßlichkeit im Ausdruck erscheint. Sein Colorit dagegen ist von einem sehr glücklichen Schmelz; auch wußte er das Licht und Helldunkel sehr geschickt zu behandeln. In der Composition ist er zart und anmuthig. B. ging in seinem 20. J. nach Rom, von wo er aber später, da ihm von seinen Gegnern mit Gift nachgestellt wurde, wieder in seine Heimat zurückkehrte. Als eins seiner Hauptwerke erscheint die kolossale Kreuzabnahme in dem Dome von Perugia, eine Composition, die nicht ohne Größe ist. Eine Madonna auf Wolken mit der heil. Lucia und dem heil. Antonius im Louvre hat technische Verdienste; Christus mit Magdalena in der Galerie Corsini zu Rom zeichnet sich durch unbefangene Wahrheit aus. Für Clemens X. malte er die Einsetzung des Sakraments, in Rom in der Minerva befindlich. Urbino besitzt außer andern das große Bild die «Verzeihung», woran der Künstler sieben Jahre arbeitete. Er ätzte es selbst in Kupfer. Zu seinen anmuthigsten Werken gehörte eine Heilige Familie, die sich jetzt im Museum in Neapel befindet; überhaupt hat er diesen Gegenstand mit Vorliebe und sehr häufig und mannichfaltig dargestellt. Seine zahlreichen Arbeiten finden sich über ganz Italien verbreitet.

Baroche (Pierre Jules), franz. Staatsmann, geb. zu La Rochelle 18. Nov. 1802, studirte die Rechte und schwang sich in Paris zu einem sehr angesehenen Advocaten empor. Er wurde 1846 Bâtonnier (Vorsteher des Advocatenstandes) und gelangte 1847 als Abgeordneter des Wahlbezirks Rochefort in die Kammer, wo er sich neben Odilon-Barrot in die Reihen der dynastischen Opposition stellte und an der Reformbewegung thätigen Antheil nahm. Nach der Februarrevolution von 1848 ward er als Volksrepräsentant des Depart. Charente in die Constituirende Nationalversammlung gewählt. Die energische Art, wie er hier allen demokratischen Bestrebungen entgegentrat, machte ihn nach der Wahl Ludwig Napoleon's zum Präsidenten diesem bemerklich. An die Spitze der Magistratur und zum obersten Staatsprocurator am pariser Appellhofe berufen, feierte er sehr hervorstechend seinen Amtsantritt vor dem Gerichtshofe in Bourges, indem er diesen mit den eindringlichsten Worten zu voller Strenge gegen die Angeklagten des 15. Mai aufforderte. Auch entwickelte er großen Aufwand von Beredsamkeit, um einige Monate nachher das Urtheil des versailler Geschworenengerichts für die Anstifter des Aufruhrs vom 13. Juni möglichst zu verschärfen. Der Schrecken über die socialistischen Wahlen zu Paris im März 1850 veranlaßte seine Ernennung zum Minister des Innern, und als solcher bezeichnete er seine Wirksamkeit damit, daß er die Einschränkung des allgemeinen Stimmrechts, die Veränderung der Preßgesetze, die Schließung der Clubs und die Auflösung der Volksvereine durchsetzte. Als aber der Präsident Ludwig Napoleon aus besondern Gründen seinen Ministern zumuthete, die Zurücknahme des neuen Wahlgesetzes vom 31. Mai in der Kammer zu beantragen, gab B. 14. Oct. 1851 seine Entlassung, weil er ein Hauptwerk seines Ministerregiments nicht eigenhändig wieder beseitigen wollte. Die Berufung zum hohen Posten des Präsidenten vom Staatsrath, das Großkreuz der Ehrenlegion, Ministerrang und Sitz im kaiserl. Familien- und Regentschaftsrath waren, nach dem 2. Dec., anerkennende Auszeichnungen und Belohnungen vorher geleisteter Dienste.

Barock, nach dem franz. baroque gebildet, heißt im Leben und vorzüglich in der Kunst das willkürlich Seltsame, welches, aus launenhaften Einfällen eines einzelnen hervorgehend, gegen die allgemeine und natürliche Ansicht verstößt und ins Ungereimte und Närrische übergeht. Man braucht den Ausdruck in gleicher Weise von den Zuständen und Charakteren des gewöhnlichen Lebens, wie von den Stoffen und Darstellungsformen aller Kunstarten. In diesem Sinne fällt das Barocke mit dem Bizarren (s. d.) zusammen. Der Sprachgebrauch bedient sich beider Ausdrücke durchweg als synonym.

Baroda, die Haupt- und Residenzstadt des ostind. Fürstenthums der Maharattenfamilie des Guicowar, eines brit. Bundesstaats in der Präsidentschaft Bombay, liegt am Biswamintri zwischen prächtigen Hainen, von Mauern und Thürmen umgeben, und zählt 140000 E., welche Baumwoll- und Seidenmanufactur unterhalten. Die Stadt hat eine steinerne Brücke auf zwei übereinandergebauten Bogenreihen und ist durch zwei breite, in der Mitte sich schneidende Straßen in vier gleiche Theile zerlegt. In der Mitte befindet sich der Marktplatz mit einer viereckigen, an jeder Seite von drei kühnen Bogen getragenen Halle. Die Häuser sind meist sehr hoch, aus Holz errichtet und mit schrägem Ziegeldach versehen; ähnlich ist der Residenzpalast des Fürsten und das Wohnhaus des brit. Residenten. Zahlreich sind die Moscheen und Mausoleen sowie die Baolis, d. i. große Brunnen oder Cisternen mit Architekturverzierungen, Treppen und Pfeilerreihen. Vor der Stadt liegt der Lagerplatz, bestehend in kleinen

Häusern aus Backstein, jedes mit einem Garten, und einer kleinen, aber feinen goth. Kirche. Andere Orte des Staats sind Amalaialla, Tschandode, Nandode, die beiden letztern am Nerbadda. Das **Fürstenthum** ist der Rest des früher größern Königreichs B. Dasselbe liegt zwischen dem Golf von Cambay und dem Tafellande Malwa und umfaßt noch 208 Q.-M. mit 325526 E. Der Fürst unterhält eine Armee von 9000 Mann, von welcher 3000 Mann als Contingent zur Verfügung der brit. Regierung stehen.

Barometer (griech., d. i. Schweremesser) ist ein physik. Instrument, mittels dessen man den Druck der atmosphärischen Luft bestimmt. Zu seiner Erfindung gab eine Beobachtung florentinischer Brunnenmeister die Veranlassung. Dieselben versuchten das Wasser in einer ungewöhnlich langen Saugpumpe auf eine größere Höhe, als früher gebräuchlich, zu heben. Das Wasser stieg aber in der Saugröhre, ungeachtet des eifrig fortgesetzten Pumpens, nicht über 32 F. Diese Beobachtung wurde dem Galilei mitgetheilt, dessen Schüler Torricelli bald nachher (1643) den wahren Grund der erwähnten Erscheinung in dem Drucke der atmosphärischen Luft nachwies. Torricelli wiederholte jenen Versuch der Brunnenmeister mit einer schwerern Flüssigkeit als Wasser, nämlich mit Quecksilber. Er füllte zu diesem Behufe Quecksilber in eine an dem einen Ende zusammengeschmolzene Glasröhre von ungefähr 30 Zoll Länge, schloß dieselbe nach völliger Anfüllung durch den Finger, kehrte sie um und tauchte sie mit dem offenen Ende in ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß unter. Nach dem Hinwegziehen des Fingers sank augenblicklich das Quecksilber bis auf eine Höhe von 27—28 Zoll herab, während die oberhalb gelegenen Theile der Glasröhre leer wurden. Auf dieser Höhe blieb die Quecksilbersäule dann stehen. Torricelli erkannte nun, daß das Gewicht dieser nur 28 Zoll langen Quecksilbersäule gleich wäre dem Gewichte einer 32 F. langen Wassersäule von gleichem Querschnitte. Er schloß daraus, daß durch beide Säulen ein Druck ausgeübt werde, welcher einem andern Drucke das Gleichgewicht halte, und letzterer konnte kein anderer sein, als der Druck der atmosphärischen Luft auf die freie Flüssigkeitsoberfläche in dem untern Gefäße. War dies in der That der Fall, so mußte auf hohen Bergen das Quecksilber in der eben beschriebenen Röhre niedriger stehen als in der Ebene, weil die unterhalb gelegene Luft auf das auf der Berghöhe befindliche Quecksilber nicht mehr drücken konnte. Pascal erhielt durch Mersenne Nachricht von dem erwähnten Versuche Torricelli's und veranlaßte infolge dessen seinen Schwager Perrier zu Clermont in der Auvergne, den Versuch Torricelli's auf dem gegen 5000 F. hohen Puy-de-Dôme zu wiederholen. Die Beobachtung ergab, daß in dieser Höhe die Länge der in der Röhre gehobenen Quecksilbersäule um 3 Zoll kürzer war als in der Ebene: ein unumstößlicher Beweis, daß allein der äußere Druck der atmosphärischen Luft die Quecksilbersäule (und ebenso auch die Wassersäule in den Saugröhren des Brunnens) in der angegebenen Höhe hält.

In unsern jetzigen B. sieht man nur eine genaue Wiederholung des Torricelli'schen Versuchs. Ein solches B. besteht zunächst aus einer an dem einen Ende zugeschmolzenen Glasröhre von 29—30 Zoll Länge, welche mit Quecksilber gefüllt und mit ihrem offenen Ende in ein Gefäß mit Quecksilber eingetaucht ist. Um den Raum in der Glasröhre oberhalb des Quecksilbers vollkommen leer zu machen, also auch die geringsten Spuren von Luft fortzuschaffen, wird das Quecksilber in der Röhre ausgekocht und dann erst in das Gefäß mit Quecksilber eingesetzt. Zur genauern Abmessung der Länge der durch den Druck der Luft im Gleichgewicht gehaltenen Quecksilbersäule dient ein neben der Röhre angebrachter Maßstab, dessen Nullpunkt stets auf das Niveau des Quecksilbers im Gefäß eingestellt wird, während dann derjenige Punkt desselben, welcher dem Niveau des Quecksilbers in der Röhre entspricht, die Länge der durch den Luftdruck getragenen Quecksilbersäule oder den sog. Barometerstand angibt.

Das ebenbeschriebene B. heißt ein Gefäßbarometer; von ihm unterscheidet sich das sog. Heberbarometer dadurch, daß die Glasröhre unten heberförmig (also in Form eines U) umgebogen ist; der offene, gewöhnlich nur kurze Schenkel, in welchem der Druck der atmosphärischen Luft auf die Oberfläche des Quecksilbers wirkt, vertritt hier die Stelle des Gefäßes an dem vorherbeschriebenen Instrumente. Auch bei dem Heberbarometer muß ein Maßstab so angebracht sein, daß sich sein Nullpunkt stets genau auf das Niveau des Quecksilbers im kürzern Schenkel einstellen läßt; den Barometerstand erhält man dann wie vorhin durch die Bestimmung desjenigen Punkts des Maßstabes, welcher mit dem Niveau des Quecksilbers im verschlossenen Schenkel in gleicher Höhe liegt. Die gewöhnlichen, nicht zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmten B. sind den Heberbarometern insofern ähnlich, als sie eine Uförmig gebogene Glasröhre mit einem längern, oben geschlossenen, und einem kürzern, oben offenen Schenkel haben; doch sind sie eigentlich Gefäßbarometer, da sich der kürzere Schenkel zu einem bauchigen Gefäße erweitert.

Das B. dient zur Bestimmung des Drucks der atmosphärischen Luft. (S. Atmosphäre.) Um die Veränderungen desselben, welche meistens nur gering sind, vergrößert oder bequemer beobachten zu können, hat man seine Form vielfach abgeändert, oder sonstige mechan. Vorrichtungen daran angebracht. Aber alle diese Aenderungen und Vorrichtungen schaden nur der Genauigkeit der Messungen der Barometerstände. Wenn das B. zur Bestimmung der Berghöhen vermittels des mit der Höhe abnehmenden Luftdrucks dienen soll, so muß dasselbe noch mit Vorrichtungen versehen sein, welche seinen Transport ohne Gefahr des Zerschlagens oder Zerbrechens der Röhren gestatten (Reisebarometer). Neuerdings ist von Vidi ein eigenthümliches B. (Aneroïdbarometer genannt) construirt worden, das zwar nur sehr wenig Raum einnimmt, da es in einer Büchse von etwa 4 Zoll Durchmesser und 1¾ Zoll Dicke eingeschlossen ist, aber auch keine größere Genauigkeit als ¼ Linie des gewöhnlichen Barometerstandes gewährt. Diese Vorrichtung besteht aus einer ungefähr 3 Zoll im Durchmesser haltenden und ¼ Zoll tiefen Metallbüchse, welche luftleer gemacht und dann luftdicht verschlossen wird. Der eine Boden ist gefertigt aus einer dünnen, zur Vergrößerung der Elasticität mit concentrisch eingedrückten Kreisen versehenen Metallplatte, deren Mittelpunkt mit dem einen Arme eines in der erwähnten Büchse befindlichen Hebelwerks verbunden ist. Letzteres überträgt die jenem Arme mitgetheilte Bewegung 6—700mal vergrößert auf einen Zeiger, der über eine Scheibe mit einer Theilung geht. Wenn der Luftdruck steigt, so wird der elastische Boden etwas nach innen gedrückt, während er beim Nachlassen desselben nach außen zurückkehrt; hierdurch wird das Hebelwerk und der Zeiger in Bewegung gesetzt. Die Eintheilung, über welcher der Zeiger sich bewegt, muß empirisch gefunden werden, indem man seine Stellung mit dem Stande eines guten B. vergleicht. Schwankungen in der Temperatur haben auf den Gang des Aneroïdbarometers keinen bedeutenden Einfluß. Da die Aenderungen des Luftdrucks mit der Windrichtung und diese mit der Witterung eng zusammenhängt, so kann man durch das B. auch die Witterung auf kurze Zeit vorausbestimmen, wenn man auf möglichst vielen telegraphisch verbundenen Stationen den Gang des B., verbunden mit dem des Thermometers, Hygrometers und Anemometers gleichzeitig beobachtet. Auf diese Weise wird jetzt von der engl. Admiralität das Herannahen drohender Stürme ermittelt und deren bevorstehender Eintritt allen Küsten Englands entlang signalisirt. Die Weise, wie das B. von Laien gewöhnlich als «Wetterglas» benutzt wird, ist freilich eine trügerische.

Baron oder Freiherr (lat. baro, liber baro, ein etymologisch dunkles, wahrscheinlich aber deutsches Wort) war nach der deutschen Reichsverfassung eigentlich ein Adelicher, der für sich und sein Geschlecht die unmittelbare Freiheit unter dem Reiche behauptet hatte, ohne doch fürstl. Landeshoheit erworben zu haben. Die Besitzungen der Reichsbarone gingen gewöhnlich bei Kaiser und Reich zu Lehn, wiewol manchem auch Allodialeigenschaft zukam. Auf die Reichsangelegenheiten konnten solche Freiherren späterhin nur dann mit einwirken, wenn sie wenigstens die Kreisstandschaft oder als Mitglieder der Reichsritterschaft eine beschränkte Reichsstandschaft behauptet oder erlangt hatten. Seit dem 15. Jahrh. nahmen viele Reichsfreiherren den gräfl. Titel an, um sich von dem niedern Adel zu unterscheiden, und dafür verliehen wieder die Kaiser den Reichsfreiherrntitel an Personen selbst des landsässigen oder mittelbaren (d. h. der Landeshoheit eines Territorialherrn untergebenen) Adels, die dadurch, ohne daß an ihren Standesverhältnissen etwas Wesentliches geändert wurde, den Rang nach den Grafen erhielten. Nach der Auflösung des Deutschen Reichs creiren auch die souveränen Bundesfürsten Freiherren, wiewol nur mit der Wirkung, daß die so Betitelten den unbetitelten Edelleuten in der Gesellschaft vorangehen und gewöhnlich im Schilde oder auf dem Helme ihres Wappens eine in sieben Spitzen ausgehende, mit Perlen besetzte Krone führen. Die wirklich reichsfreiherrlichen (nicht blos so prädicirten) Familien zählen jetzt mit unter die standesherrlichen Geschlechter. Nach dem engl. und altfranz. Staatsrechte, welches die Lehnsverfassung genauer durchführte und die königl. Gewalt gegen fürstl. Landeshoheitsgelüste mit Erfolg vertheidigte, sind B. eigentlich die Kronvasallen, welche ihr Lehn unmittelbar vom Könige empfangen und diesem als Lords oder Pairs zur Seite stehen. Noch gegenwärtig ist in England der Uebergang in das Oberhaus und die Aufnahme unter den hohen Adel durch die Erlangung der Baronie bedingt, wiewol seit der Entstehung verschiedener Klassen der «Nobility» die bloßen B. noch die Viscounts, Earls, Marquis und Herzoge sowie sämmtliche Söhne der Lords aus den zwei letztgenannten Klassen und die ältesten Söhne der Earls im Range über sich haben. Den Titel B. führen ferner in England die Richter des Exchequerhofs, von denen vier in England unter einem Chief-B. und fünf in Schottland Revenuenprocesse zwischen König und Unterthanen

entscheiden. Ebenso hießen vordem B. die Notabeln der Bürgerschaft von London, York und einigen andern großen, durch Privilegien ausgezeichneten Städten, ingleichen bis zu den Wahlbezirksänderungen der Acte von 1832 diejenigen Parlamentsmitglieder, welche von den «Cinque Ports» in das Unterhaus gesandt wurden. Solche, nicht dem hohen Adel zugehörige B. werden Mr. (Mister) Baron titulirt. (S. **Baronet**.) In Frankreich, wo sich die Montmorencys als premiers, die Lusignans als seconds barons chrétiens de France betrachteten, kam die Baronie allmählich dadurch herab, daß auch Aftervasallen, die Lehnsleute der hauts barons oder des Königs in seiner Eigenschaft als bloßer Herzog von Francien (Isle de France), den Titel B. erlangten, und daß die Entwickelung des souveränen Königthums die Schranken der alten Lehnsverfassung durchbrach. Die Mitglieder des hohen Adels wurden seitdem zu Herzogen, Prinzen, Grafen und Marquis, und die B. nahmen in der Rangfolge erst die fünfte Stelle ein. Die roman. Wortform B. kam erst im 17. Jahrh. aus Frankreich und Italien nach Deutschland.

Baron (Michel), eigentlich **Boyron**, franz. dramatischer Schauspieler und Schriftsteller, geb. 8. Oct. 1653 zu Paris, der Sohn eines Lederhändlers, ging aus Liebe zu einer schönen Schauspielerin gleichfalls zur Bühne über. Mit Talent ausgestattet, wurde er unter Molière's Leitung ein vortrefflicher Darsteller tragischer sowol wie komischer Rollen und der Liebling des pariser Publikums. Man nannte ihn den Roscius seines Jahrhunderts. Mit einer Pension von 3000 Livres verließ er 1691 die Bühne, betrat aber dieselbe 1720 im Alter von 68 J. aufs neue und fand selbst noch in jugendlichen Rollen Beifall. B. hatte eine hohe Idee von seinem Stande, und nicht weniger groß war seine Eitelkeit. Er starb 22. Dec. 1729 zu Paris. Von seinen eigenen Lustspielen (gesammelt in «Pièces de théâtre», 2 Bde., Par. 1736; 3 Bde., 1759) hat sich besonders «L'homme à bonnes fortunes», in das er einen Theil seiner zahlreichen Liebesabenteuer verwebte, lange auf der Bühne gehalten.

Baronet heißt in England das Mitglied einer von Jakob I. 22. Mai 1611 gegründeten, zwischen Adel oder Peerage und Gentry oder Ritterthum eingeschobenen Ritterklasse. Die Neuheit des Princips bestand darin, daß die B., deren Würdenamen etwa «Klein-Baron» bezeichnet, an Rang, Vortritt und äußerm Titel über der Gentry stehen sollten, ohne jedoch die Privilegien des Adels (der Nobility) zu theilen, indem sie keinen Sitz im Lordshause haben, sondern gleich allen Rittern dem Stande der Gemeinen angehörig bleiben. Sie rangiren vor den Bannerrittern, mit Ausnahme derjenigen Banner, welche im Felde und in Gegenwart des Königs zu Rittern geschlagen worden, und ihre Frauen, Söhne und Töchter genießen den dem Range ihres Gatten und Vaters entsprechenden Vortritt. Den allernächsten Rang an der Nobility nehmen sie jedoch nicht ein, da die ältesten Söhne der Viscounts, die jüngern Söhne der Earls, die ältesten Söhne der Barone, die Ritter vom Hosenbandorden und die jüngern Söhne der Viscounts, außer den Königsbannerrittern, den Vorrang vor den B. haben. Der Rang des B. wird durch das Wort Baronet (abgekürzt geschrieben Bart.) hinter dem Namen, und der Titel oder Stil (style) durch das Prädicat der hohen Ritterorden, Sir vor dem Namen (und zwar vor dem Eigennamen, wenn dieser allein oder in Verbindung mit dem Familiennamen gebraucht wird, nie vor dem Familiennamen allein), bezeichnet. Die Frau eines B. erhält den Titel Lady, Madame oder Dame, erstern als Courtoisietitel. Die Veranlassung zur Stiftung dieser eigenthümlichen Klasse von Edelleuten gab der lebhafte Wunsch Jakob's I., der Provinz Ulster in Irland aufzuhelfen. Es sollten Colonisten hinübergesandt, und diesen Land und Mittel für den Anfang gewährt werden. Um reiche Engländer zur Hergabe der bedeutenden Summen zu bewegen, nahm man den Ehrgeiz und den Durst nach Rangerhöhung in Anspruch. Die neue Würde, zuerst nur einer Anzahl von 200 Personen zugedacht, wurde denjenigen der reichsten Grundbesitzer aus dem Stande der Gemeinen angeboten, welche 30 Mann zu Fuß zur Colonisation stellen oder die Summe von 1095 Pfd. St. zahlen würden, welche auf den Colonisationszweck verwendet werden sollten. Es wurden sogleich 75 B. ernannt; voll ward die Zahl von 200 erst kurz vor Jakob's Tode, oder vielmehr übervoll, denn es waren, als er starb, 205 B. ernannt. Der Orden war ursprünglich dazu bestimmt, mit der Zeit wieder einzugehen, indem das erste Statut verordnete, daß an der Stelle einer aussterbenden Baronetie nie eine andere geschaffen werden solle. Sowol von dieser Bestimmung als von der Beschränkung auf 200 wurde später abgegangen, und die Könige von England betrachten ihr Recht, B. zu creiren (welches sie mittels Patentbriefes ausüben und meist in solcher Weise, daß sie die Würde als vererbend in männlicher Linie ertheilen), schon lange als ein unbeschränktes. Jakob I. wollte auch für die Schotten einen Baronetorden stiften, dessen Zweck die Beförderung der Colonisation von Neuschottland sein sollte. Die Ausführung dieses

Plans verblieb jedoch seinem Nachfolger, welcher 1625 mehrern Personen Land in Neuschottland anwies und ihnen dazu eine Baronetwürde, gleich der englischen, ertheilte. Seit dem Eintritt der schott. Union (1707) wird dieselbe nicht mehr verliehen. Auch irische B. hat noch Jakob I. selbst creirt, und zwar seit 1620. Die irischen Creirungen fanden ebenfalls ihr Ende in der Union mit England zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Premier-Baronets von England sind jetzt die Bacon, die noch zu der ersten Creation von 1611 gehören.

Baronius (Cäsar), röm. Kirchenhistoriker, geb. zu Sora in Neapel 30. Aug. 1538, gebildet in Neapel und seit 1557 in Rom, einer der ersten Schüler des heil. Philipp von Neri und Mitglied der von diesem gestifteten Congregation, wurde nach des Stifters Resignation 1593 Superior derselben, bald darauf Beichtvater des Papstes, apostolischer Protonotar und endlich 1596 Cardinal sowie auch Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek. Der Kampf gegen die Magdeburger Centurien (s. d.), den 1570 schon Muzio schwach versucht hatte, schien damals die wichtigste Aufgabe der röm. Gelehrsamkeit. B. unternahm diesen Kampf mit allem Nachdruck seines Talents und seiner günstigen Stellung zu den Quellen durch die Herausgabe seiner kirchlichen Annalen. Er arbeitete daran von 1585 bis an seinen Tod, welcher 30. Juni 1607 erfolgte. Es galt zu zeigen, daß die röm. Kirche in Lehre und Verfassung sich nie von der christl. Bahn der ersten Jahrhunderte entfernt habe. Indessen benutzte B. seine Quellen nicht mit lauterm histor. Sinne, sondern verhüllend, verdunkelnd, theils aus Unkunde des Griechischen, jedoch auch mit Absicht. Diese «Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198» (12 Bde., Rom 1588—93) wurden öfter nachgedruckt, zum Theil incorrect und verstümmelt. Die mainzer Ausgabe (12 Bde., 1601—5), von B., wie es heißt, durchgesehen und verbessert, erklärte er selbst für die beste. Die neueste, mit weitläufigem Apparat versehene, doch nicht ganz correcte und unveränderte Ausgabe ist die von Mansi (43 Bde., Lucca 1738—59), welche außer der Fortsetzung (1198—1565) des Hauptwerks von Raynaldi (10 Bde., Rom 1646—77) auch Pagi's «Critica in Annales ecclesiasticos Baronii» (4 Bde., Amst. 1705; verbessert von Franz Pagi, Antw. 1724) umfaßt. Weitere Fortsetzungen der Annalenreihe lieferten de Laderchis (von 1565—71, 3 Bde., Rom 1728) und Theiner (von 1572—85, 3 Bde., Rom 1856—57). Unter den übrigen Werken des B. ist die Ausgabe des «Martyrologium Romanum» (Rom 1586 u. öfter) hervorzuheben. Eine vollständige Biographie B.' hat Alberici dessen «Epistolae nunc primum editae» (3 Bde., Rom 1759) vorausgeschickt.

Baroskop (griech., Schweremesser, d. i. der Luft) ist der ältere Name für das Barometer (s. d.). Man bezeichnet mit dem Worte aber auch andere Apparate, durch deren Beobachtung man den Druck der Luft erfahren will. Diese B. bestehen gewöhnlich aus langen, engen Flaschen, welche eine Auflösung von kohlensaurem Kali oder von Kampher in Weingeist enthalten. Bei größerer oder geringerer Temperaturerniedrigung scheiden sich aus diesen Auflösungen die aufgelösten Stoffe mehr oder weniger in Krystallflocken aus, welche sich bei zunehmender Temperatur wieder auflösen. Solche Apparate sind daher weit eher, wenn auch sehr unvollkommene Luftwärmemesser als Luftdruckmesser, und die Annahme, aus ihrer Beobachtung Wind, Regen u. s. w. vorhersagen zu können, entbehrt in Wirklichkeit der physik. Begründung.

Barosma, von Willdenow benannte Pflanzengattung aus der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Diosmeen, deren Arten, lauter Sträucher, am Vorgebirge der guten Hoffnung wachsen und die officinellen Buckoblätter liefern. Die meist blattwinkelständigen Blüten besitzen einen fünftheiligen Kelch, fünf Blumen- und ebenso viel Nebenkronenblätter, fünf Staubgefäße und fünf um einen centralen Griffel gestellte Fruchtknoten, aus denen eine fünffächerige Kapsel entsteht. Die dicken, drüsigen, aromatischen Blätter, welche frisch sehr stark, aber unangenehm riechen, enthalten ein hellgoldgelbes ätherisches Oel vom Geruch der Blätter, Harz, Gummi, Eiweiß, Salze von Alkalien und einen eigenthümlichen Stoff, das Diosmin, eine zähkleberige, bräunlichgelbe Masse von etwas stechendem und bitterm Geschmack. Der wirksame Bestandtheil ist das ätherische Oel. Mehrere Arten dieser Gattung findet man auch als Ziersträucher in Gewächshäusern.

Barôtsch oder **Brôtsch** (engl. Baroach oder Broach geschrieben), die Hauptstadt des gleichnamigen Districts der alten Provinz Guzerate in der indobrit. Präsidentschaft Bombay, am rechten Ufer und 7 M. oberhalb der Mündung des in den Meerbusen von Cambay fließenden Nerbadda gelegen, ist mit Mauern umgeben und von der See her nur für Schiffe von höchstens 50 Tons zugänglich. Die Stadt zählt 12971, mit den Vorstädten 31232 E. und war ehemals blühend, ist jetzt aber verfallen. Die besten Häuser sind von Mazmundaren oder Hindukaufleuten und Bankiers, von Parsi und Mohammedanern, die geringen und die

Hütten der ausgedehnten Vorstädte von Ladeninhabern, Handwerkern und Schiffern bewohnt. Die Weber, früher wegen ihrer Damastarbeiten berühmt, liefern infolge der Einfuhr aus England nur noch grobe Waare. Unter denselben befindet sich eine Anzahl Parsi, jetzt verarmt, aber immer noch betriebsam, einige wohlhabendere als Mäkler und Schiffseigner. Ein Zeugniß der frühern Handelsbedeutung B.s gibt ein holländ. Gottesacker mit noch erhaltenen Grabschriften. Die Stadt zeichnet sich aus durch Wohlfeilheit der Lebensmittel, ihre großen Karpfen (bis zu 50 Pfd.) aus dem Nerbadda und, wie Surate, durch ihr Thierhospital für Pferde, Hunde, Katzen, Affen, Pfauen und eine Menge Insekten, selbst für Flöhe und Läuse. Die Pflege haben Ordensleute, die von dem Ertrage der der Stiftung geschenkten Ländereien leben. Auch besitzt B. eine engl. Regierungsschule. In der Nachbarschaft steht auf einer Flußinsel bei dem Dorfe Nimudra ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung und religiöser Verehrung, der Kabbir-Bur, Indiens größter und berühmtester Banianen- oder Pagodenbaum (Ficus Indica), der 5—6 preuß. Morgen bedeckt und einen kleinen Wald bildet, in dessen Schatten schon 7000 Mann Truppen lagerten. Ungeachtet mehrerer Verwüstungen durch Orkane und Ueberschwemmungen zählte der Baum Ende vorigen Jahrhunderts noch 1350 Haupt- und 3000 Nebenstämme, und während der Ueberschwemmung wohnte die Bevölkerung in seinen Zweigen. B. ist das Barygäza der Alten, nach welchem der Golf von Cambay Sinus Barygazenus hieß. Die Stadt trieb starken Handel mit indischen Producten und Fabrikaten sowol zu Land bis nach Baktrien als auch zur See nach Arabien und den Ostküsten Afrikas. Auch den Arabern des Mittelalters war sie unter dem Namen Barusch als Stapelplatz wohl bekannt. Seit 1572 gehörte sie zum Reiche des Großmoguls. 1772 wurde sie von den Briten erobert, aber 1782 an den Maharattenfürsten Madaji Scindia geschenkt. Am 29. Aug. 1803 erfochten hier die Briten unter Woodington einen Sieg über die Maharatten. Der District B. zählt auf 62 Q.-M. 290984 E., meist Hindu, unter ihnen 57272 Mohammedaner und 2552 Parsi.

Barquisimeto, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im südamerik. Staate Venezuela, am gleichnamigen Zufluß des Conjedes auf einer fruchtbaren, gesunden und gutcultivirten Hochebene gelegen, auf welcher Weizen und europ. Gemüse neben Kaffee, Zuckerrohr und tropischen Früchten gedeihen. Auch ist die Lage der Stadt vortheilhaft für den Handel, indem bei ihr die Straßen aus den westl. Provinzen des Staats zusammentreffen. Schon 1522 von Juan de Villegas vorzüglich zur Ausbeutung vermeintlicher Goldminen der Nachbarschaft gegründet und nach dessen Vaterstadt Neu-Segovia genannt, hatte sie 1807 bereits 15000 E., wurde aber 26. März 1812 durch das Erdbeben, welches Caracas zerstörte, ebenfalls fast gänzlich vernichtet, später auch durch die Revolutionskriege sehr entvölkert. Jetzt ist die Stadt wieder gut und mit regelmäßigen Straßen aufgebaut und zählt 10—12000 E., welche Pferde und Maulthiere züchten. Sie hat ein Collegium und mehrere Schulen. In ihr fand der berüchtigte Lope de Aguirre, el Tirano genannt, der das span. Südamerika von dem Mutterlande loszureißen beabsichtigte, sein tragisches Ende. Seit 1830 ist B. Hauptstadt der Provinz B., von welcher aber neuerdings der nordöstl. Theil unter dem Namen Yaracuy als besondere Provinz abgetrennt worden ist. Die Provinz zählte mit Yaracuy zusammen 1854 auf 440 Q.-M. 313881 E. und ist hiernach das am dichtesten bevölkerte festländische Gebiet von Venezuela.

Barr, eine Stadt im franz. Depart. Unterrhein (Elsaß), 4 M. im SW. von Strasburg, am Fuße der Vogesen und am Eingange des pittoresken Ulrichthals gelegen und von Weinbergen umgeben. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, Sitz eines prot. Consistoriums und zählt 5093 E., die außer Weinbau auch Fabriken in Woll- und Baumwollspinnerei sowie in Porzellan, Fayence, Krystallwaren, Seife u. s. w. betreiben. Nicht minder lebhaft ist der Handel in Wein, Branntwein, Vieh, Holz und Eisen. Der Ort kommt schon seit dem 8. Jahrh. unter dem Namen Bara, Bearra und Barra vor und litt viel 1444 durch die Armagnacs, 1592 durch die Truppen des Cardinals von Lothringen, die ihn verbrannten. 1678 ward B. durch eine gewaltige Feuersbrunst, 1794 durch Explosion des Arsenals heimgesucht, welche einen großen Theil der Häuser zerstörte. An der Stelle des alten festen Schlosses steht die Mairie. B. wird viel besucht wegen der Naturschönheiten seiner Umgegend; auch befindet sich in der Nähe im Ulrichthal eine laue Mineralquelle. Ueber der Stadt erhebt sich der 2450 F. hohe Odilienberg mit dem noch vorhandenen Odilienkloster, das von der heil. Odilia, Tochter des Herzogs Attich von Elsaß, um 680 auf steilem Felsen erbaut und in der Revolutionszeit verkauft wurde.

Barra oder Bar, ein kleines Reich an der Westküste von Afrika, zwischen den Mündungen des Gambia und des Flusses von Salum, nur etwa 15 St. lang und breit. Es grenzt im N. an Salum, im O. an Badibu, im S. an den Gambia, im W. an den Atlantischen Ocean.

Der Küstenstrich vom Bunyadu-Creek an der Gambiamündung bis zum Jukarda-Creek wurde bis auf 1 engl. M. landeinwärts durch den Vertrag von Jillifree im Juni 1826 von dem Barrakönig unter brit. Souveränetät gestellt, mit Ausnahme einer kleinen, von den Franzosen bei Albreda occupirten Stelle. Im allgemeinen gut cultivirt, enthält B. eine Anzahl ansehnlicher Dörfer und einige schöne Wälder. Palmen und Bananen sind häufig, ebenso Esel und wilde Büffel. Die Bewohner, deren Zahl von Golberry auf 200000 geschätzt wird, sind Mandingo, eine schöne Rasse, kräftig, thätig, intelligent, wohlgebildet, auch feiner und angenehmer als die Eingeborenen in andern benachbarten Reichen. Sie sind alle strenge Mohammedaner und betreiben starken Salzhandel in das Innere, wofür sie Mais, Elfenbein, Goldstaub und Baumwollzeuge zurückbringen. Hauptstadt ist Barra-Inding, das an der Küste, einige Stunden nordöstlich von der brit. Niederlassung Bathurst, liegt. Ein Theil der Einwohner besteht aus Abkömmlingen der Portugiesen und hält an der kath. Religion fest.

Barras (Paul Jean François Nicolas, Graf von), ein Charakter der Französischen Revolution, war zu Foy in der Provence 30. Juni 1755 geboren. Als Lieutenant im Regiment Languedoc kam er nach Ostindien, wo er gegen die Engländer kämpfte. Der Friede führte ihn zurück nach Paris, und hier vergeudete er sein Vermögen. Beim Ausbruche der Revolution erfaßte er die reformatorischen Ideen und wurde 1789 als Deputirter des dritten Standes in die Generalstaaten gewählt. Er nahm nun an allen der Revolution günstigen Vorfällen theil. Nach der Erstürmung der Tuilerien 10. Aug. 1792 erhielt er die Verwaltung des Depart. Var; später ging er als Commissar der Armee nach Italien, wo er die Generalverwaltung der Grafschaft Nizza übernahm. Zum Deputirten des Convents erwählt, stimmte er für die Hinrichtung des Königs ohne Aufschub und Appellation; auch erklärte er sich 31. Mai 1793 gegen die Girondisten. Als er bei der Rückkehr zur Armee nach Italien in Erfahrung brachte, daß seine Collegen, die Repräsentanten Bayle und Beauvais, in Toulon verhaftet seien und man einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, eröffnete er mit den zu Nizza stehenden Truppen in aller Eile die Belagerung von Toulon, commandirte dann unter Dugommier bei dem Angriffe auf die Stadt eine Division und nahm nach dem Siege an allen den blutigen Maßregeln Antheil, die über den Süden Frankreichs verhängt wurden. Am 9. Thermidor, beim Sturze Robespierre's, der ihn als einen weniger Entschiedenen haßte, spielte B. eine Hauptrolle. Als die sog. Garde Henriot's den Convent bedrohte, wurde B. von der Versammlung zum Obergeneral ernannt. Er zerstreute die Truppe Henriot's, bemächtigte sich Robespierre's und hielt so, unter dem Sturme der von den Jakobinern aufgestachelten Massen, die Macht des Convents aufrecht. Nachdem B. im Nov. 1794 erst Secretär, dann Präsident des Convents und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewesen, zog er sich völlig von den Männern zurück, welche das Schreckenssystem unterstützt hatten, trat aber mit gleicher Entschiedenheit gegen die Umtriebe der Royalisten wie gegen die Ausschweifungen der pariser Sectionen auf. Am 13. Vendémiaire (5. Oct. 1795) wurde er vom Convente aufs neue zum Obergeneral ernannt. Als solcher nahm er Bonaparte zu seinem Gehülfen an und brachte dessen Ernennung zum General der Armee des Innern zu Stande. Als hierauf das Directorium eintrat und er Mitglied der executiven Gewalt wurde, schlug er dem Directorium seinen jungen Freund Bonaparte als Obergeneral der Armee in Italien vor und vermittelte auch dessen Heirath mit der Witwe Beauharnais. Am 18. Fructidor wurde er ein drittes mal zur Rettung der Regierung mit der Dictatur bekleidet, und auch diesmal blieb er Sieger. Er eröffnete nun im Palaste Luxemburg eine Reihe glänzender Feste, affectirte den Pomp eines Königs und wußte sich zwei Jahre hindurch ein großes Uebergewicht im Directorium und einen entschiedenen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu bewahren. Als das Ansehen des Directoriums immer mehr sank, verband er sich mit Sieyès, um die Katastrophe vom 30. Prairial des J. VII herbeizuführen, nach welcher er mit Sieyès die executive Gewalt allein in Händen behielt. In dieser Zeit, wie auch später, soll er mit Ludwig XVIII. und den andern Prinzen über die Herstellung des Throns zu Gunsten der Bourbonen in Unterhandlung gestanden haben. Indessen leitete Sieyès im Einverständnisse mit Bonaparte die Revolution des 18. Brumaire ein, und B. mußte der Consularregierung weichen. Er wählte sein Gut Grosbois zum Aufenthalte. Man beschuldigte ihn, bald daß er die Jakobiner begünstige, bald daß er die Bourbonen zurückführen wolle, und Bonaparte, der ihn fürchtete, trieb ihn trotz des frühern Verhältnisses durch allerlei Chicanen nach Brüssel. Seit 1805 durfte sich B. in Marseille, dann in Rom, später in Montpellier unter polizeilicher Aufsicht aufhalten. Nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. kehrte er nach Paris zurück, wo er auch während der Hundert Tage, doch ohne allen Antheil an den Ereig-

nissen, blieb. Nachher kaufte er in der Nähe von Paris das Landgut Chaillot und machte von dem ziemlich großen Vermögen, das er in der Revolution erworben, ein glänzendes Haus. Hier starb er 29. Jan. 1829. Seine Memoiren ließ die Regierung in Beschlag nehmen.

Barre ist eine Bezeichnung für Sand- oder Schlammbänke, welche sich derart vor Flußmündungen gebildet haben oder noch bilden, daß sie den Eingang vom Meer in die Flußmündung versperren. Sie entstehen durch Ablagerung des Materials, welches die Flüsse mit sich führen, und gehören zu den Deltabildungen, stellen aber eine besondere Form derselben dar. Behält nämlich die Strömung der Flüsse hinreichende Kraft, um den Schlamm oder Sand, den sie mit sich führen, bis in das Meer hinaus zu tragen, und ist dieses hier nicht sogleich sehr tief, oder schiebt es die Schlammfluten nicht durch eine starke Strömung seitwärts, so entsteht durch Unterbrechung der Flußströmung im ruhigen Meer, oft in einiger Entfernung vor der Mündung, eine sog. B., die entweder als Sandbank vom Meere bedeckt bleibt, oder als Düne sich über den Meeresspiegel erhebt und Graswuchs oder Buschwerk trägt. Von dieser Art sind die Peressips vor den Mündungen aller Flüsse und größern Bäche an der Westküste des Schwarzen Meeres von der Donau bis zum Dniepr. Alle diese Gewässer zeichnen sich durch starke Strömung aus, während das Schwarze Meer weder Ebbe und Flut noch eigene Strömungen hat, insofern also sehr ruhig ist. Mehrere dieser Peressips umschließen die Mündung vollständig, von einem Ufer zum andern, es verdampft in der seeähnlichen Mündung gleichviel Wasser als einfließt, oder das Wasser sickert durch den Wall ins Meer; andere besitzen einen oder mehrere Durchbrüche oder Girls, durch welche das innere Becken sich entleert und mit dem Meer ins Niveau stellt. Auch in der Ostsee sind dergleichen B. an den preuß. Küsten sehr häufig, wo sie die sog. Haffs einschließen. Dieses Meer hat bekanntlich ebenfalls weder Ebbe und Flut noch bemerkenswerthe innere Strömungen. Zuweilen bilden sich B. auch an Meeresküsten, wo keine Flüsse einmünden, durch die bloße Brandung, und es entstehen dann dahinter die sog. Etangs an den Küsten von Frankreich und von Dorset. — Das Wort B. wird aber auch noch in einer etwas andern Bedeutung angewendet. In mehrern Strommündungen hat nämlich das Eindringen der Flutwelle vom Meere aus eine eigenthümliche Erscheinung zur Folge, die am Ausfluß der Elbe und Weser «das Rasten», an der Gironde «le Mascaret», an andern Flüssen Frankreichs «la Barre», an der Gangesmündung «the Bore», am Ausfluß des Amazonenstromes die «Pororoca» genannt wird. Wo die Erscheinung in schwächerm Grade stattfindet, besteht sie in einem von starkem Geräusch begleiteten Aufschäumen des Wassers, während zugleich drei oder vier größere Wellen schnell hintereinander den Fluß aufwärts steigen. An der Mündung größerer Flüsse ist das Getöse weit stärker, die Wellen erreichen eine Höhe von 6—15 F. und treten häufig über die Ufer, alles, was im Wege steht, zerstörend und fortreißend. Es ist dieses Phänomen vorzugsweise mit den hohen Meeresfluten verbunden und wiederholt sich dann mehrere Tage nacheinander. Die Ursache scheint ungefähr dieselbe, wie diejenige der Brandung: eine Erhöhung der Flutwelle durch ihr Zusammendrängen in einen engern Raum und eine verstärkte Wirkung an der Oberfläche über seichten Stellen durch eine Unterdrückung der Bewegung in der Tiefe.

Barre, ein echt deutsches Wort, das einen langen, dünnen Körper bezeichnet, wodurch etwas versperrt werden kann, also Pfahl, Stange, Schlagbaum, Riegel u. s. w. Abgeleitet davon ist das franz. Barrière, was ebenfalls ein absperrendes Pfahlwerk, einen Verschlag u. s. w. bedeutet. Dann heißt im Französischen B., im Englischen Bar so viel als Gerichtsschranke oder diejenige Brustwehr, durch welche bei dem öffentlichen Verfahren die Richterbank oder die Tribüne des Gerichtshofes von der zuhörenden Menge getrennt ist. Da die Advocaten als Vertheidiger, Rathgeber der Parteien oder als in sachlicher Hinsicht besonders Interessirte ihren Platz stets an der B. nehmen oder angewiesen erhalten, so ist dieses Wort sowie der davon abgeleitete franz. Ausdruck Barreau auch auf den ganzen Stand der Advocaten übertragen worden. Sogar das Gerichtstribunal selbst ward in Frankreich (wie Barre ducale de Mayenne, Barres royales de Rennes) mit diesem Ausdrucke bezeichnet. In England führt eine eigene Klasse von Advocaten (s. d.) den Namen Barrister, welcher ebenfalls von Bar hergeleitet ist. Außerdem nennt man in Frankreich und England auch die Schranken, welche die Sitze der parlamentarischen Versammlungen einschließen, die B., und gibt hieraus dem Worte eine weitere Anwendung. So ladet z. B. die Versammlung Personen vor die B., um dort Aussagen zu machen oder anzuhören. In der Revolution war es nicht ungewöhnlich, daß Haufen, selbst mit den Waffen in der Hand, vor der B. des Convents erschienen, um Petitionen anzubringen. In den beiden Häusern des brit. Parlaments trennt die B. die Mitglieder

und die Clerks des Hauses von einem kleinen Raum an der Eingangsthüre, in welchen zuweilen andere Personen eintreten, um «vor der B. zu stehen» oder «als Rath» vor der B. zugelassen zu werden. Es sind dies im Unterhause diejenigen, welche das Haus zu Gefängnißstrafe wegen eines «Bruchs der Hausprivilegien» verurtheilt, oder die in Processen vor dem Hause Zeugen und Sachwalter abgeben sollen, dann auch Deputationen der Citycorporationen von London. Im Oberhause nehmen vor der B. die Mitglieder des Unterhauses während der Thronrede Platz sowie diejenigen Deputationen des Unterhauses, welche eine Bill überbringen.

Barren (die Mehrzahl vom deutschen Worte Barre), franz. lingot, engl. bar, heißen die an Größe und Gewicht sehr verschiedenen Stangen Gold und Silber, in welche diese Metalle vor ihrer Verarbeitung (Münzung) gewöhnlich geformt werden. Sie sind von abweichendem Feingehalt, und derselbe wird durch den Stempel eines Wardeins beglaubigt. Die Barrenform ist es, in welcher im größern Gold- und Silberhandel die beiden Metalle (in neuerer Zeit auch das Kupfer) erscheinen. Es werden in solchen B. sehr ansehnliche Zahlungen geleistet; auch die Deposita der großen Banken, z. B. derjenigen von England und Hamburg, bestehen größtentheils in ihnen. In China, welches keine Gold- und Silbermünzen prägt, dienen sie allgemein als Geld, und die Chinesen sind in Ermittelung ihres Feingehalts sehr geübt.

Barren-Island, eine kleine vulkanische Insel im Bengalischen Meerbusen, 7—8 M. östlich von der Mittelinsel der Großen Andamanen gelegen, ist ein Glied in der Kette von Vulkanen, die sich von Java in einem Bogen nach NW. und N. hinzieht und außer B. noch in dem mehr im NO. gelegenen Narcondam-Rock und in den Schlammvulkanen der birmanischen Küste hervortritt. Die Insel steigt steil aus der Meerestiefe, ist ringförmig gebildet, erhebt sich von allen Seiten her wie ein Kraterrand um ein centrales Thal, in dessen Mitte der Eruptionskegel zu 980 F. absoluter Höhe emporragt, kaum höher als der Mantel selber. Der Kegel ist seit langer Zeit in beständiger Thätigkeit begriffen, die sich noch im Ausströmen heißer Wasser- und Schwefeldämpfe kundgibt. In den Rissen und Spalten auf der Spitze des Kegels kommt Schwefel in bedeutender Menge vor. Am Strande befinden sich siedendheiße Dampf- und Wasserquellen.

Barrel, s. Barile.

Barrièretractat hieß zunächst der Vertrag, wodurch England im Spanischen Erbfolgekriege 28. Oct. 1709 den holländ. Generalstaaten zu ihrer künftigen Sicherheit eine sog. Barrière in den span. Niederlanden, d. h. den Besitz fast sämmtlicher festen Plätze derselben, gewährleistete. Dieser Vertrag wurde 29. Jan. 1713 durch einen zweiten ersetzt, der die engl. Garantie wesentlich auf das Besatzungsrecht in Furnes, Fort Knocke, Ypern, Menin, Tournay, Mons, Charleroi und Namur beschränkte. Nachdem die Friedensschlüsse zu Utrecht und Rastadt die span. Niederlande auf Oesterreich übertragen hatten, wurde zwischen diesem und den Generalstaaten ein dritter definitiver B. 15. Nov. 1715 abgeschlossen, wonach den letztern in den fünf erstgenannten Orten sowie in Namur und Warneton das ausschließliche Besatzungsrecht, in Dendermonde und Ruremonde aber ein mit Oesterreich gemeinschaftliches zugestanden ward. Zur Instandhaltung dieser sog. Sicherheits- oder Barrièreplätze sollte Oesterreich jährlich eine Summe von 500000 Rthlrn. beitragen. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege wurden dieselben von den Franzosen erobert und größtentheils geschleift. Der B. ward seitdem nicht aufrecht erhalten, ja sogar 1781 vom Kaiser Joseph, der Vorstellungen der Generalstaaten ungeachtet, eigenmächtig aufgehoben. Im zweiten Pariser Frieden (1815) erhielt jedoch Frankreich die Zahlung einer namhaften Summe zur Herstellung dieser Plätze im Interesse des nunmehrigen Königreichs der Niederlande auferlegt. Nach der Theilung der letztern und der Errichtung des Königreichs Belgien fielen diesem die Barrièreplätze zu.

Barrikaden (vom franz. barrique, d. i. Tonne, nicht von barre) nennt man überhaupt Verrammelungen, die in Eile an einer engen Stelle, z. B. in einer Straße, einem Hohlwege, auf einer Brücke bewerkstelligt werden, entweder um diese Punkte selbst zu vertheidigen, oder den Feind bei dem Wegräumen derselben wirksam beschießen zu können. Man nimmt dazu Wagen, Tonnen, Kasten, Baumstämme, kurz alles, was zur Hand ist, und wenn der Feind, besonders die Cavalerie, nur für einen Moment an rascher Verfolgung gehindert werden soll, selbst Munitions- und Bagagewagen, die man umwirft. Besondere Wichtigkeit haben diese improvisirten Werke dadurch erlangt, daß sich ihrer das Volk bei Insurrectionen in Straßenkämpfen bediente. Dies geschah schon häufig im Mittelalter. Vornehmlich aber war es Paris, das die B. in Anwendung brachte, und die Hauptstadt von Frankreich ist die Wiege des modernen Barrikadenkriegs. Bereits 1358 ließ der Prévôt des marchands, Etienne Marcel, die

Straßen von Paris gegen den Dauphin, den nachmaligen König Karl V., durch Ketten sperren, welche zugleich als Haltpunkte für die Anhäufung von Materialien dienten. 1436 lieferte das über die engl. Fremdherrschaft erbitterte Volk in den Straßen von Paris eine blutige Barrikadenschlacht. Als Heinrich III. 12. Mai 1588 4000 Schweizer in Paris einrücken ließ, um damit den Rath der Sechzehner und den Herzog von Guise in Schranken zu halten, eröffneten die Bürger hinter schützenden B. einen heftigen, in Vitet's «Les barricades» (Par. 1826) geschilderten Kampf, der nur durch Unterhandlungen beendigt wurde. In den Unruhen der Fronde erhoben sich 26. Aug. 1648 und die folgenden Tage 100000 bewaffnete Pariser hinter 2000 B. Auch in den neuern Kriegen sind Barrikadenkämpfe vorgekommen, so 1808 bei der blutigen und ruhmvollen Vertheidigung von Saragossa. Sehr folgenreich für die ganze Geschichte der neuesten Zeit war der große Barrikadenkampf, welcher im Juli 1830 zu Paris den Sturz der ältern Bourbonen und die Errichtung des Bürgerkönigthums in der Person Ludwig Philipp's herbeiführte. Alle darauffolgenden pariser Emeuten sowie auch die Revolution zu Brüssel wurden mit Errichtung von B. eröffnet. Als im Febr. 1848 die Erhebung gegen den Julithron begann, erstanden in der Nacht vom 23. zum 24. Febr. in den Straßen von Paris plötzlich mehr als 1500 B. Doch entschied sich das Schicksal der Dynastie diesmal durch andere Umstände. Den blutigsten und verzweifeltsten Straßen- und Barrikadenkampf, den Paris je sah, eröffnete im Juni 1848 das Proletariat gegen die Provisorische Regierung, die jedoch durch die Energie Cavaignac's Siegerin blieb. Auch in den übrigen europ. Revolutionskämpfen seit dem Frühjahr 1848 spielen die B. eine wichtige Rolle. In Mailand wie in Neapel bediente man sich ihrer mehr als Hinderungsmittel gegen die Angriffe der regulären Macht. In den Ereignissen von 1848 zu Wien und Berlin, namentlich zu Dresden im Mai 1849 bildeten sie wesentlich die Grundlage des Kampfes. Außerdem figurirten sie in der deutschen Bewegung seit 1848 fast in allen Localaufständen und Emeuten. Ihre Höhe und Festigkeit richtete sich gewöhnlich nach den Umständen; an wichtigen Punkten und gegen die Wirkungen der Artillerie wurden oft haushohe Bollwerke erbaut. Eine besondere Geschicklichkeit im Barrikadenbau hat stets das Volk zu Paris entwickelt, aber auch an andern Orten setzte die Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Umsicht, womit oft B. aufgeführt wurden, in Erstaunen. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß sich meist Handwerker und technische Arbeiter bei der Ausführung betheiligten. Seit der franz. Julirevolution von 1830 dachte man daran, dem Straßen- und Barrikadenkampfe ein eigenes berechnetes militärisches System entgegenzusetzen, und namentlich ließ die Regierung Ludwig Philipp's zu diesem Zwecke die Paris umgebenden detachirten Forts errichten. Allein die förmliche Beschießung einer Stadt durch dominirende Forts müßte zugleich die Einäscherung derselben und die Vertilgung der ganzen Einwohnerschaft mit sich führen. Mit Erfolg hat man zu Berlin, im pariser Junikampfe von 1848, zu Wien und zu Dresden den Angriff der B. in der Fronte aufgegeben, dagegen die Häuser der anliegenden Straßen durchbrochen, um so die Barrikadenkämpfer im Rücken zu fassen. Auch hat man in jüngster Zeit vorgeschlagen, bei ausbrechenden Straßenkämpfen sofort die Hauptpunkte der Stadt (Kirchen, Schlösser, Rathhäuser) gleichsam als Forts zu besetzen, um von allen Seiten zugleich dem Aufstande entgegentreten und einzelne Herde desselben absperren zu können.

Barrique heißt in Frankreich das dem deutschen Oxhoft entsprechende Wein- und Branntweinmaß. Am wichtigsten ist die B. von Bordeaux, die auf allen Handelsplätzen vorkommt. Dieselbe enthält 30 alte Velten (Veltes) = 228 franz. Liter = 664,6 preuß. Quart. 4 B. machen 1 Tonneau (Faß) aus.

Barrister, s. Advocat.

Barros (João de), der berühmteste portug. Geschichtschreiber der ältern Zeit, geb. zu Viseu 1496 aus einer alten adelichen Familie, zeichnete sich als Page bei dem König Emanuel durch Verstand und Geschicklichkeit so aus, daß dieser ihn in einem Alter von 17 J. zum Gesellschafter des Kronprinzen machte. B. studirte indessen rüstig fort und namentlich die röm. Classiker. Mitten unter den Zerstreuungen des Hofes schrieb er, 24 J. alt, den histor. Roman «Cronica do emperador Clarimundo» (Coimbra 1520; zuletzt 3 Bde., Liss. 1791), der sich durch die Schönheit der Sprache auszeichnet. König Johann III. ernannte ihn zum Gouverneur der portug. Niederlassungen in Guinea und in der Folge (1533) zum Schatzmeister von Indien wie zum Generalagenten dieser Länder, in welcher Stellung er sich durch große Redlichkeit auszeichnete. 1539 ward er vom Könige mit der Provinz Maranhao in Brasilien beschenkt, um dort eine Niederlassung zu gründen, sah sich aber, nachdem er bei diesem Unternehmen einen

großen Theil seines Vermögens verloren hatte, genöthigt, dieselbe dem Könige zurückzugeben, der ihn auch für seinen Verlust zu entschädigen suchte. In der Zurückgezogenheit starb er auf seinem Landgute Alitem 20. Oct. 1570. 1541 war ihm vom König der Auftrag ertheilt worden, die Geschichte der Portugiesen in Indien zu schreiben. B. unterzog sich auch demselben, doch hat er von dem Werke, das den Titel «Asia» führt, nur die drei ersten Dekaden (3 Bde., Liss. 1552—63; 3 Bde., 1736) selbst abgefaßt; die Fortsetzung bis zur 12. Dekade lieferte Diego do Couto (Liss. 1602—45). Eine neue Ausgabe des Ganzen in 24 Octavbänden erschien zu Lissabon 1778—88. Eine abgekürzte deutsche Bearbeitung hat Soltau (5 Bde., Braunschw. 1821) geliefert. Außerdem hat B. die erste portug. Grammatik (Liss. 1540 u. 1785) und einen moralischen Dialog, «Rhopica pneuma» (1532), geschrieben, der von der Inquisition verboten wurde.

Barrot (Camille Hyacinthe Odilon), franz. Staatsmann, geb. 19. Juli 1791 zu Villefort im Depart. Lozère, war vor der Revolution von 1830 ein namhafter Advocat am pariser Cassationshofe und seit 1827 Mitglied, später Präsident des berühmten und einflußreichen Vereins Aide-toi et le ciel t'aidera. In den Julitagen nahm er Antheil an allen stürmischen Berathungen der Volkspartei, stimmte jedoch ausschließlich für den gesetzlichen Widerstand und ahnte oder wünschte keineswegs den Umsturz des Throns. Als er den alten Regentenstamm nicht retten konnte, half er mit allen Kräften an der Einsetzung der jüngern Dynastie und bewirkte vorzüglich die einstweilige Beseitigung der Republik. Der neue Bürgerkönig übertrug ihm das wichtige Amt des Seinepräfecten, das er aber nur sechs Monate verwaltete und zu derselben Zeit niederlegte, als seine Freunde Laffitte und Dupont de l'Eure (19. Febr. 1831) aus dem Ministerium schieden. Von nun an concentrirte sich seine polit. Wirksamkeit ganz und gar in der Ausübung seines Kammermandats. Abwechselnd Deputirter von Paris und den Depart. Eure, Niederrhein und Aisne, betheiligte er sich als Oberhaupt der Opposition an allen großen parlamentarischen Verhandlungen bis 1848, wo seine Gegenwart und Beredsamkeit bei den sog. Reformbanketen nicht wenig dazu beitrug, der angeblich auf die Erweiterung des Stimmrechts hingehenden Bewegung einen für ihn selbst sehr unerwarteten und schmerzlichen Ausschlag zu geben. Er hatte gemeint, wenn er seine Stellung zwischen den Extremen der republikanischen und der royalistischen Partei nähme, so könnte er den Tag erleben, wo die monarchischen und demokratischen Interessen unter seiner dynastischen Fahne sich verschmelzen und aussöhnen würden. Die Herstellung eines solchen Gleichgewichts durch die Vereinigung polit. Gegensätze war aber ganz gegen die Natur der Dinge, wie alsbald die Ereignisse von 1848 bewiesen. Kaum war B. 24. Febr. in die Nähe des ersehnten Staatsruders gehoben, als derselbe Impuls es ihm wieder entriß und dasselbe nach der entgegengesetzten Seite hintrieb. Seinem Ministerium von einigen Stunden folgte die Republik, und die Frucht von 17jährigen Kämpfen war dahin. Dennoch zog sich B. nicht zurück, sondern setzte als Mitglied der Constituirenden und der Gesetzgebenden Nationalversammlung seine parlamentarische Opposition fort, die zwar bei dem ersten von Ludwig Napoleon 20. Dec. 1848 gebildeten Ministerium das Portefeuille der Justiz in seine Hände brachte, aber nicht, wie er hoffte, einer Regentschaft, sondern einer neuen Kaiserherrschaft zu schließlichem Vortheil gereichen sollte. Nachdem er bereits 31. Oct. 1849 nothgedrungen seinen Rücktritt genommen, vernichtete sodann der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 auch seine letzten Hoffnungen. Er befand sich an jenem Tage auf der Mairie des 10. Arrondissements unter den Deputirten, welche die Absetzung des Präsidenten Ludwig Napoleon aussprachen, wollte aber für eine Verfassung, die er selbst sehr unehrerbietig behandelt hatte, keinen weitern Kampf wagen und trat seitdem vom polit. Schauplatz ab. — Sein Bruder, Victorin Ferdinand B., geb. zu Paris 10. Jan. 1806, wurde gegen Ende der Restauration Advocat und sah sich 1842 vom Depart. Indre-et-Loire in die Deputirtenkammer gewählt. Hier hielt er sich stets nahe dem Panier seines Bruders, wußte jedoch auch einen gewissen Liberalismus mit manchen Rücksichten gegen die Regierung zu verbinden. Nach der Februarrevolution trat er als Repräsentant von Algier in die Constituirende Nationalversammlung und hielt sich in dieser zu der großen Masse der Gemäßigten. Nachdem Ludwig Napoleon zum Präsidenten der Republik erwählt worden, wandte er sich diesem zu und wurde rasch nacheinander Generalsecretär des Präsidenten, Minister des Innern, Gesandter in Turin, Staatsrath, Commandeur der Ehrenlegion und im März 1853 Senator des Kaiserreichs. — Ein anderer Bruder, Adolphe B., betrat unter Ludwig Philipp die diplomatische Laufbahn, die ihn seitdem als Geschäftsträger, Consul, Gesandten nach Haiti, Aegypten, Lissabon, Neapel, Brüssel, Madrid u. s. w. geführt hat.

Barrow (Isaac), berühmt als Theolog und Mathematiker, geb. 1630 zu London, wo sein Vater Leinenhändler war, studirte zu Cambridge, durchreiste 1655—59 Frankreich und Italien und kehrte über Konstantinopel nach England zurück. In Cambridge, wo er zuerst Lehrer der griech. Sprache, dann 1663 Professor der Mathematik wurde, lernte er den jungen Newton kennen, ahnte dessen künftige Größe und trat dem Schüler, um der Universität ein solches Talent zu erhalten, sein Katheder ab. In der Einsamkeit gab er sich nun ganz den theol. Studien hin, ward 1670 Doctor und bei Karl II. Kaplan, 1675 Vicekanzler von Cambridge und starb 4. Mai 1677 zu London. Seine zu ihrer Zeit geschätzten und noch jetzt wegen Schönheit des Stils und Fülle des Gedankens bemerkenswerthen theol. Schriften gab Tillotson (3 Bde., Lond. 1683, auch 1741; zuletzt 6 Bde., Cambr. 1818, und 3 Bde., Neuyork 1845) heraus. Durch seine Erfindung des Differentialdreiecks erlangte B. europ. Ruf und bahnte den Weg zur Anwendung der Differentialrechnung auf die Geometrie. Seine bekanntesten mathem. Schriften sind «Lectiones geometricae» (Lond. 1669) und «Lectiones opticae» (Cambr. 1674). Die neueste Ausgabe derselben besorgte Whewell (Lond. 1861).

Barrow (Sir John), engl. Reisender und Geograph, geb. 19. Juni 1764 zu Dragleybeck in Lancashire, erhielt frühzeitig Unterricht in der Mathematik, bekleidete einen Posten in einer liverpooler Eisengießerei, besuchte mit einem Walfischfänger Grönland und ertheilte nach seiner Rückkehr mathem. Unterricht in einer Lehranstalt zu Greenwich. Hierauf erhielt B. eine Stelle als Privatsecretär und Rechnungsführer bei Lord Macartney, welcher 1792 als Gesandter nach China ging. Seinen Aufenthalt in China benutzte er zur Erlernung der chines. Sprache und zur Sammlung vortrefflicher Materialien für die Kunde Chinas, welche er später theils in Aufsätzen in der «Quarterly Review», theils in seinen «Travels to China» (Lond. 1804; deutsch von Hüttner, 2 Bde., Weim. 1804—5) niederlegte. Als später Lord Macartney Gouverneur des Caplandes wurde, benutzte B. seinen Aufenthalt in Südafrika zu ausgedehnten Wanderungen in das Innere des Landes, welche er in den noch immer brauchbaren «Travels in the interior of Southern Africa» (2 Bde., Lond. 1801—3; deutsch von Sprengel, 2 Bde., Weim. 1801—5) beschrieb. 1803 nach London zurückgekehrt, wurde B. 1804 von Lord Melville zum Secretär der Admiralität ernannt, welchen Posten er, abgerechnet eine kleine Unterbrechung 1806, bis 1845 innehatte. Außerdem veröffentlichte B. «A voyage to Cochin China in the years 1792 and 1793» (Lond. 1806; franz. von Malte-Brun, Par. 1807; deutsch von Ehrmann, Weim. 1808), «The life of Macartney» (2 Bde., Lond. 1807), «A chronological history of voyages into the Arctic regions» (Lond. 1818); ferner eine Reihe von Biographien engl. Seehelden, wie Howe's (Lond. 1838), Anson's (Lond. 1839), Drake's (Lond. 1843; 2. abgekürzte Aufl., 1844), Sidney Smith's (2 Bde., Lond. 1848), woran sich die «Memoirs of naval worthies of Queen Elizabeth's reign» (Lond. 1845) schließen. Unter Peel wurde B. 1835 zum Baronet erhoben. 1845 zog er sich aus dem Staatsdienste zurück, gab noch «An autobiographical memoir» (Lond. 1847) und «Sketches of the Royal Society» (Lond. 1849), zu deren thätigsten Mitgliedern er gehörte, heraus, und starb zu London 23. Nov. 1849. Um die geogr. Wissenschaft hat sich B. vielfach durch Anregung und Beförderung wissenschaftlicher Expeditionen, namentlich zur Entdeckung einer nordwestl. Durchfahrt, verdient gemacht; auch ging von ihm der erste Gedanke zu der 1830 begründeten Geographischen Gesellschaft aus, deren Vicepräsident er bis zu seinem Tode war. Die Baronetie erbte der älteste seiner vier Söhne, George B., geb. 1806; der zweite, John B., war ebenfalls als Beamter bei der Admiralität angestellt und hat sich als Tourist und Reisebeschreiber bekannt gemacht. Er schrieb «Excursions in the North of Europe» (Lond. 1834), «A visit to Iceland» (Lond. 1835), «A tour in Austrian Lombardy and the Northern Tyrol» (Lond. 1841), «Summer tours in Central Europe» (Lond. 1857) und veröffentlichte eine neue Ausgabe von Cook's «Voyages of discovery» (Edinb. 1860).

Barrowstraße heißt der unter 74½° nördl. Br. zwischen 70 und 80° westl. L. hinziehende, 7—8 M. breite und 50—60 M. lange Sund in der nordamerik. Polarsee, welcher den aus der Baffinsbai seitwärts abgehenden, bereits 1616 von Baffin entdeckten, aber für eine im W. geschlossene Bai gehaltenen Lancastersund fortsetzt und in den Melvillesund übergeht, aus welchem dann die Banksstraße weiter westwärts in das inselfreie Polarmeer führt. Die B. ist von Parry 1819 entdeckt und zu Ehren J. Barrow's benannt. Derselbe fand auch die im N. der Straße gelegene Inselgruppe auf, die man Nord-Georgs-Inseln nannte, jetzt aber dem Entdecker zu Ehren Parryinseln heißt, nämlich Nord-Devon, Cornwallis und Melville,

sowie den zwischen den beiden erstern hindurchführenden Wellingtonkanal, und andererseits die Prinz-Regent-Straße, welche südwärts zwischen den Inseln Nord-Somerset und Prinz-von-Wales-Land hindurch in den später erst bekannt gewordenen Boothiagolf führt. — **Barrowspitze** (engl. Point-Barrow oder auch North-Cape) heißt das gewöhnlich für den nördlichsten Punkt des Festlandes von Amerika gehaltene Cap, welches in Russisch-Amerika unter 71° 21′ nördl. Br. und 138° 38′ westl. L. in die Polarsee vorspringt. Dies «Nordcap» wurde 1826 durch Kapitän Beechey vom Beringsmeere aus entdeckt und 1837 von Dease und Simpson, zwei Offizieren der Hudsonsbai-Compagnie, vom Mackenziestrome aus erreicht. Die wirklich nördlichste Spitze des Continents ist aber der äußerste Punkt der Halbinsel Boothia an der Bellotstraße, von Kane Cap-Murchison genannt, etwa unter 72° nördl. Br. und 76° westl. L.

Barry (Sir Charles), engl. Architekt, war der Sohn eines Buchhändlers in Westminster, wo er 23. Mai 1795 geboren wurde. Schon als Knabe zeigte er eine Vorliebe für künstlerische Beschäftigungen, namentlich für architektonische Zeichnungen, und nachdem er einige Jahre bei einem londoner Baumeister gearbeitet, unternahm er 1817 eine Reise nach Italien und dem Orient, deren Kosten von einem Gönner bestritten wurden. Er durchwanderte Griechenland, Aegypten, Syrien, und wäre auf einem Ausfluge nach Palmyra beinahe von den Arabern ermordet worden, kehrte aber 1821 wohlbehalten und mit einem Portefeuille voll Skizzen nach England zurück. Nur allmählich gelang es ihm, sich als Baumeister Ruf zu erwerben. Seine ersten bedeutendern Arbeiten waren die St.-Peterskirche in Brighton, die gleichnamige Kirche in Manchester und das dortige Athenäum, denen die Grammar-School in Birmingham folgte, in der er den mittelalterlichen Baustil mit glücklichem Erfolge reproducirte. Allgemeiner bekannt wurde er jedoch durch das 1832 von ihm im ital. Geschmack erbaute Hotel des Travellers-Club, das lange für das schönste Gebäude dieser Art in London galt, bis es von dem gleichfalls unter seiner Leitung errichteten und 1847 vollendeten Reform-Club übertroffen wurde. Die Mitglieder der engl. Aristokratie überschütteten ihn jetzt mit ihren Aufträgen. So baute er das prachtvolle Bridgewater-House für Lord Ellesmere, Trentham- und Clifden-House für den Herzog von Sutherland und Strickland-Hall für Sir W. Middleton. Als nach dem Brande der Parlamentshäuser ein Comité ernannt ward, um den Wiederaufbau zu betreiben und die für denselben vorgelegten Entwürfe zu untersuchen, reichte B. einen Plan ein, der 1836 die Genehmigung des Comité erhielt, worauf ihm die Ausführung desselben von der Regierung übertragen wurde. Nach einigen vorläufigen Arbeiten wurde 27. April 1840 der erste Stein zum Westminster-Palast gelegt, dem großartigsten Bauwerk neuerer Zeit, das Kaiser Nikolaus «un rêve en pierre» nannte. Im einzelnen wie im allgemeinen hat es zwar manchen Tadel erfahren; B. selbst hätte vorgezogen, es im ital. Stil aufzuführen, allein das Programm des Comité hatte den gothischen oder den altenglischen aus dem Zeitalter der Elisabeth vorgeschrieben, und nach langem Schwanken entschied sich der Architekt für das erstere. Bei den kolossalen Dimensionen des neuen Gebäudes und der Schwierigkeit, tüchtige Arbeiter zur Herstellung der mit verschwenderischem Luxus angebrachten Verzierungen zu finden, konnte der Bau nur langsam vorrücken. Indessen hielten die Peers 1847 ihre erste Sitzung in den für sie bestimmten Räumen, und 1852 fand der feierliche Einzug der Königin durch den Victoriathurm statt, bei welcher Gelegenheit B. zum Ritter geschlagen wurde. Seitdem hatte er sich hauptsächlich nur mit der innern Ausschmückung zu beschäftigen, die aber trotz seines rastlosen Eifers so viel Zeit in Anspruch nahm, daß sie bei seinem Tode noch immer nicht in allen ihren Details vollendet war. Er starb plötzlich in Clapham 12. Mai 1860.

Bars (spr. Barsch), ungar. Comitat im diesseitigen Donaukreis, nördlich von Neutra und Turócz, östlich von Hont und Sohl, westlich ebenfalls von Neutra, südlich von Gran und Komorn begrenzt, hat zwar nur einen Umfang von 49 Q.-M., ist aber berühmt durch seine erzreichen Bergwerke, von welchen die kremnitzer und neusohler am ergiebigsten. In Kremnitz, dem Hauptorte des Comitats, wird das österr. Gold geprägt, das unter dem Namen Kremnitzer Dukaten auch im Auslande bekannt ist. Doch waren die Gruben im vorigen Jahrhundert ergiebiger als jetzt, wo der Ertrag nicht über 2 Ctr. Gold und 14 Ctr. Silber ausmacht. Außerdem wird aber auch Kupfer, Eisen, Blei und Spießglas gewonnen. Kremnitz und die Umgegend sind größtentheils von Deutschen bewohnt, die allein dem Bergbau obliegen und die allgemein für Abkömmlinge jener Sachsen und Thüringer gehalten werden, welche die ungar. Könige im 12. Jahrh. behufs des Bergbaues ins Land riefen. Die in 2 königl. Freistädten (Kremnitz und Neusohl), 13 Marktflecken, 200 Dörfern und 49 Puszten vertheilte Bevölkerung zählt ungefähr 130000 Seelen, wovon der Nationalität nach 70000 Slawen, 46000 Ungarn,

14000 Deutsche, dem Glauben nach 112000 Katholiken, 14500 Reformirte, 2700 Protestanten und 800 Juden sind. Im nördlichen, bergigen und steinigen, deshalb zum Ackerbau wenig geeigneten Theil des Comitats wird die Viehzucht stark getrieben. Der Süden hingegen, ziemlich eben, ist recht fruchtbar; nur sind die Weine mittelmäßig.

Barsac, eine Commune im franz. Depart. Gironde, an der Eisenbahn nach Cette und am linken Ufer der Garonne, zählt 2959 E. und ist berühmt durch ihren Weinbau. Die weißen Bordeauxweine der Gemeinde B., welche zum Weingebiete Graves gehört, zeichnen sich, besonders die von Haut-B., durch vielen Körper und Geist sowie durch Feinheit, Mark, Würze und Blume aus und erhalten, wenn sie alt werden, eine Ambrafarbe, die jedoch ihrer Güte nicht schadet. Die vorzüglichsten Gewächse sind Coutet, Clément, Doisy und Caillau, zweiten Ranges die Weingärten Pernaud, Mirat u. a. Die Weine der nahen Gemeinde Preignac sind weniger geistig, haben aber noch mehr Feinheit als die Barsacweine.

Barsch, eine Gattung der Süßwasserfische, welche unter die Stachelflosser, und zwar zur Ordnung der Brustflosser gehört und sich dadurch, daß die Bauchflossen gerade unter den Brustflossen stehen und zwei gesonderte Rückenflossen vorhanden sind, leicht von den übrigen Fischen dieser Familie in den deutschen Gewässern unterscheidet. Der Kiemendeckel ist schuppenlos, am Rande mit zwei bis drei spitzigen Stacheln besetzt, die Kiemenhaut mit sieben Strahlen versehen, die Zunge platt. Die bekannteste Art ist der Flußbarsch (Perca fluviatilis), welcher fast in allen Flüssen, Seen und Teichen Europas und des nördl. Asien lebt. Er ist grünlichgelb, am Rücken mit sechs bis sieben schwärzlichen, undeutlichen Querbinden gezeichnet; After-, Brust- und Bauchflossen sind roth. Er wird etwa 16—18 Zoll lang und 2—3 Pfd. schwer. Da er sich meist nahe an der Oberfläche des Wassers aufhält, sehr gefräßig ist und sich auch vor nahem Geräusche nicht fürchtet, so ist er leicht zu fangen. In Teichen duldet man ihn nicht gern, weil er sehr räuberisch und ein Zerstörer fremder Bruten ist. Am zweckmäßigsten versetzt man ihn, da er sich mit jeder Nahrung begnügt, in Behälter, in welchen andere Fische nicht gedeihen wollen. Seine Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß; sein Fleisch weiß, ziemlich hart und schmackhaft. Zu einer andern Gattung derselben Familie gehört der Nilbarsch (Lates niloticus), der größte Fisch im Nil; dieser ist silberfarbig und wohlschmeckend.

Barsowit, ein in Blöcken von verschiedener Größe im Goldsande des Seifenwerks Barsowskoi bei der Hütte Kyschtimsk südlich Katharinenburg im Ural vorkommendes dichtes bis feinkörniges Gestein, worin Korund, Pleonast und weißer Glimmer oft eingewachsen sind. Es besteht (in 100 Theilen) aus 15,5 Theilen Kalkerde, 1,5 Talkerde, 33,85 Thonerde und 49,15 Kieselsäure, hat splitterigen Bruch, ist schneeweiß, von 2,74 bis 2,75 specifischem Gewicht. Der Härte nach steht es zwischen Feldspat und Apatit.

Bart nennt man den dem männlichen Geschlechte eigenthümlichen Haarwuchs um den Mund, das Kinn und an den Wangen. Die Barthaare gleichen den übrigen Haaren, außer daß sie gewöhnlich einen derbern Schaft haben, kürzer als das Haupthaar, länger aber als die Haare am übrigen Körper sind, und daß ihre eigentliche Entwickelung erst um die Zeit der Pubertät beginnt. Gewöhnlich entwickelt sich der B. beim Menschen zuerst an der Oberlippe (Schnurrbart oder Schnauzbart), wo er überhaupt den regelmäßigsten Wuchs zeigt und die Richtung der Haare nicht blos abwärts, sondern auch zugleich schräg nach auswärts geht, wodurch bei der Cultur des B. der Knebelbart entsteht. Später bricht der Backenbart aus, dessen Haare die Richtung von vorn nach hinten haben. Während bei den behaarten Thieren die Barthaare als Tastorgane bestimmt sind, ist beim Menschen die Entwickelung des B. und seine vollständige Ausbildung eins der vorzüglichsten äußern Zeichen der Geschlechtsreife des Mannes; daher fehlt er auch dem vor der vollendeten Pubertät Castrirten und erreicht selbst bei denen, welche später ihre Testikel verloren, nur unvollkommen seine Ausbildung. Dennoch ist der B. keineswegs ein allgemein gültiger Beweis der Zeugungsfähigkeit und wirklicher Reife, wenigstens nicht in der gegenwärtigen Zeit und unter den Völkern, wo die Cultur ihren verweichlichenden Einfluß geübt hat. Bei Frauen findet sich ein Bärtchen öfters in spätern Lebensjahren, nach Erlöschung der Zeugungsfähigkeit, sowie bei den (gewöhnlich auch unfruchtbaren) Mannweibern. Die Aerzte empfehlen das Wachsenlassen des B. unter dem Kinn und am Halse hinunter denen, welche an krankhafter Anlage zu Entzündungen des Kehlkopfs und der Rachenhöhle leiden, sowie bei der Anlage zu nervösen Gesichts- und Zahnschmerzen das Wachsenlassen um Mund und Wangen. Auch hat ein dichter B. um Mund und Nase als Schutzmittel gegen kalte Luft und Staub fast die Wirkung eines Respirators. Die Farbe des B. kommt gewöhnlich mit der des Haupthaares überein, doch gibt es hier eine Menge Nuancen. Auf die Länge, Dichtigkeit

u. s. w. hat Klima und Nationalität wesentlichen Einfluß. Der B. findet sich am üppigsten bei den Völkern slaw. und celt. Stammes, und bekannt waren im Alterthum schon die bärtigen Scythen. Dagegen haben die Urbewohner Amerikas meistens nur schwachen Bartwuchs, und ihr dünner B. erscheint spät; zum Theil raufen sie sich jedoch auch die Barthaare aus. Engländer, Franzosen und Schweden zeichnen sich aus durch ihre schönen Backenbärte. Der Ungar ist stolz auf seinen Schnurrbart, der Araber, Perser und Türke auf sein bärtiges Kinn, welches ihm heiliger erscheint als seine Person, weshalb er auch bei seinem B. schwört. Ursprünglich wurde bei allen bärtigen Nationen der B. als ein Zeichen der Kraft und als eine Zierde der Männlichkeit betrachtet, daher auch sorgfältig gepflegt und für heilig gehalten; seine unehrerbietige Berührung wie das Entfernen desselben galt und gilt noch als ein Schimpf und eine Strafe. In Griechenland kam erst zu Alexander's Zeit das Scheren des B. auf. Die Römer gingen ungeschoren bis etwa 300 J. v. Chr. Unter Hadrian ließ man jedoch den B. wieder wachsen, und dies dauerte bis auf die Zeit Konstantin's d. Gr., wo wenigstens die langen Kinnbärte in Europa zum großen Theil verschwanden. In Rußland begann Peter d. Gr. die Cultivirung seiner Nation mit Entfernung der großen Bärte. Der Zar drang anfangs mit dem einfachen Verbote nicht durch, sodaß er sich bewogen fühlte, eine Bartsteuer einzuführen. Jeder, der durch die Thore einer Stadt mit einem Barte ging, mußte denselben versteuern. Die Starowerzen, eine dissentirende Sekte der Russen, welche ihren B. noch heiliger halten als die Mohammedaner, behielten denselben trotz Peter's Verfolgungen bei. Seit den Zeiten Ludwig's XIII. und XIV. begann im Abendlande die Mode, dann die Militärdisciplin sich des B. zu bemächtigen, und seine Form und Gestalt wurde seitdem zahllosen Veränderungen unterworfen. Seit der Eroberung von Algier (1830) wurden erst in Frankreich, dann im übrigen Europa wieder die vollen Bärte Mode. Es galten dieselben eine Zeit lang als Zeichen demokratischer Gesinnung, und einzelne Regierungen setzten sich deshalb in Kampf gegen die Bärte, wenigstens bei Beamten. — Der B. hat, außer den mit dem Kopfhaar gemeinsamen Krankheiten (z. B. Schuppen- und Kleienflechten, Wabengrind, Ausfallen oder Ergrauen der Haare u. s. w.), noch einige eigenthümliche **Krankheiten**, namentlich die **Bartfinne** (Mentagra), eine borkenbildende Ausschwitzung aus entzündeten Haartalgdrüsen, welche leicht zu Geschwüren und Wucherungen (Sycosis menti) führt und oft nur durch das Rasiren hervorgerufen oder unterhalten wird. Ein eigenthümlicher mikroskopischer Pilz, ein Barthaarschimmel (Microsporon mentagrophytes), wurde von Gruby in Paris bei der Bartfinne an und in den erkrankten Haaren gefunden. Die Bartfinne ist durch Ansteckung von einer Person auf die andere übertragbar. Dieselbe kann gewöhnlich schon durch vollständiges Beseitigen (Ausraufen) der kranken Haare und durch Bestreichen der erkrankten Stelle mit Auflösungen von Quecksilber- oder Kupfersalzen gründlich geheilt werden. Vgl. Delaure, «Pogonologie ou histoire philosophique de la barbe» (Par. 1786); Schelle, «Geschichte des männlichen B.» (Lpz. 1787).

Bart (Jean) oder **Barth**, ein franz. Seeheld, der Sohn eines Fischers, wurde 1651 zu Dünkirchen, nach andern aber in den Niederlanden geboren. Er trat früh in die holländ. Marine, ging jedoch im Beginn der Kriege gegen Holland in franz. Dienste über. Da Bürgerliche damals auch im Seewesen keinen Offiziersrang bekleiden durften, machte sich B. selbst zum Kapitän eines Korsarenschiffs. Als solcher bewies er erstaunliche Kühnheit, sodaß ihm Ludwig XIV. eine specielle Mission im Mittelmeer zuwies. Seine Thaten bewogen endlich den König, ihn zum wirklichen Schiffslieutenant zu ernennen. In einer Action gegen engl. Uebermacht, der auch der Admiral Forbin beiwohnte, ward B. gefangen genommen und nach Plymouth gebracht. Hier entwich er auf einem einfachen Fischernachen nach Frankreich, wo ihn der König nun zum Kapitän erhob. 1696 empfing ihn Ludwig XIV. mit Auszeichnung zu Versailles, sprach aber dabei unausgesetzt von dem Unfall, der B. das Jahr vorher betroffen. B., hierüber verletzt, eilte nach Dünkirchen, unternahm, trotz der Blokade des Hafens durch die Engländer, einen Kreuzzug, auf dem er sich mit Ruhm bedeckte, und sandte dem König darüber einen sehr energischen Bericht ein. Ludwig XIV. ernannte ihn 1697 in einer persönlichen Audienz zum Commandeur eines Geschwaders. «Sire», rief B. hierbei aus, «Sie thun wohl daran.» Die Hofleute hielten dies für eine große Ungezogenheit und lachten laut. Der König nahm indessen die Antwort gut auf, und B. bewies sehr bald, daß er eine solche Stellung mehr als andere verdiente. Der Friede zu Ryswijk setzte seiner Wirksamkeit ein Ziel. Er starb 27. April 1702 zu Dünkirchen. Seine rauhe Freimüthigkeit und sein derber Witz, womit er weder Hohe noch Niedrige verschonte, machten ihn nicht weniger populär als seine Kühnheit und Schlagfertigkeit. Als der Prinz von Conti zum König von Polen erwählt worden, mußte er denselben

auf Befehl Ludwig's XIV. nach Helsingör bringen, wobei das Schiff unterwegs von den Engländern angegriffen und beinahe genommen ward. Nach der Action drückte der Prinz gegen B. seine lebhafteste Freude aus, daß sie dem Feinde entronnen. «Die Gefangennahme», erwiderte B. ruhig, «durften wir nicht fürchten; ich hatte meinen Sohn mit der Lunte in die Pulverkammer geschickt, um das Schiff auf den ersten Wink in die Luft zu sprengen.»

Bartfeld, eine kleine, aber sehr alte, an der galiz. Grenze gelegene königl. Freistadt in Ungarn, mit 4300 E., war früher namentlich als Stapelplatz des ungar.-galiz. Handels bedeutsam. Der Ort diente in kriegerischen Zeiten vielen Polen als Zufluchtsstätte, erfreute sich im Jahrhundert der Reformation einer besondern geistigen Regsamkeit und hat ein an histor. Urkunden sehr reiches Archiv sowie eine mit vielen Kunstschätzen versehene Kirche in goth. Stil. Eine halbe Stunde nördlich von der Stadt befindet sich eine berühmte Heilquelle in einem engen Thal, die einst von der ungar. Aristokratie und besonders auch von Polen stark besucht wurde, in neuerer Zeit jedoch in Verfall gerieth. Die Quelle enthält kohlensaure Magnesia, kohlensaure Kalkerde, kohlensaures Eisen, Alaun und Kieselerde, außerdem salzsaure und kohlensaure Soda und bewährt ihre Heilkraft besonders bei Nervenkrankheiten, Hämorrhoiden, Herzklopfen und Darrsucht. Das Wasser ist im Sommer kalt, friert aber auch im strengsten Winter nicht. Es wird kalt getrunken, zum Baden aber gewärmt, hat eine angenehme Säure und erscheint so stark, daß beim Genusse Thränen in die Augen treten. Der Nachgeschmack ist unangenehm. Das Wasser wird auch jährlich in vielen tausend Flaschen versendet.

Bartflechten oder Bartmoose werden die Arten verschiedener Flechten mit schlaff herabhängendem, wurzelartig verzweigtem Phallus genannt, welche an Baumstämmen wachsen und oft langherabhängende Bärte von grauweißer, graugrüner oder röthlicher Farbe bilden. Sie treten namentlich in hochgelegenen Gebirgsnadelwäldern massenhaft auf. Die gemeinste Art ist Usnea barbata. Eine andere Art, Usnea plicata, war früher unter dem Namen Herba musci arborei officinell. Alle Arten enthalten viel Stärkemehl und geben daher während des Winters eine gute Aeßung für das Wild ab.

Bartgeier, eine Gattung der Raubvögel, welche den Uebergang von den Geiern zu den Adlern bildet und sich von den erstern durch den dichtbefiederten Kopf und Hals, von den letztern durch den an der Wurzel geraden, vorn gewölbten und an der Spitze stark hakig gebogenen Schnabel unterscheidet. Die spaltförmigen Nasenlöcher sind mit steifen, vorwärtsgerichteten Borsten überdeckt, und am Grunde des Unterkiefers steht ein Büschel von Federborsten (Bart). Der gewöhnliche B., Geieradler oder Lämmergeier (Gypaëtos barbatus), welcher in den Alpen und Pyrenäen Europas und in Westasien und Afrika lebt, ist der größte Raubvogel der Alten Welt. Er ist 4 F. hoch und klaftert fast 10 F. Die Oberseite des Körpers ist glänzend braunschwarz, mit weißem Schaftstrich an jeder Feder, der Kopf weißlich mit schwarzem Augenstreifen; Hals und Unterseite sind rostgelb. Seine Krallen sind weit schwächer als an manchem ungleich kleinern Raubvogel; dennoch ist er sehr kühn und raubsüchtig, stürzt sich auf Hasen, Lämmer, junge Ziegen, Gemsen und Rehe und wagt selbst den Menschen anzugreifen. In der Gefangenschaft wird er sehr zahm. Er lebt von frischgetödteten Thieren und frißt Aas nur in der äußersten Noth. Seine Beute trägt er nicht erst nach dem Horste. Das auf den unzugänglichsten Felsen angelegte Nest enthält 2—4 schmuzigweiße, braungefleckte, rauhe Eier. Die Legezeit fällt in den März. Die Jungen bleiben bis gegen den Herbst im Neste und werden nur mit frischer Beute gefüttert.

Bartgras, s. Andropogon.

Barth, Stadt im Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern, im Franzburger Kreise, an dem Barther Bodden und der Mündung der B. gelegen, welche den Seehafen der Stadt bildet. Der alte, aber ziemlich gutgebaute Ort zählt 5754 E., ist Sitz eines Amtsgerichts und hat ein 1733 auf Kosten des Königs von Schweden in dem ehemaligen Schlosse errichtetes Fräuleinstift sowie eine Mittelschule. Die Bevölkerung betreibt Wollweberei, Seifen-, Leder- und Tabacksfabriken, Bierbrauereien, Schiffbau und wichtige Rhederei. 1859 besaß B. 108 Schiffe von 16078 Last, sodaß es unter den preuß. Ostseehäfen in Zahl der Schiffe nur von Danzig, Stettin und Stralsund, in Zahl der Last von diesen drei und von Memel überboten wurde. Ursprünglich war B. eine Grenzburg zwischen Pommern und Mecklenburg und wurde als solche namentlich im 14. Jahrh. oft belagert und erobert. Die Stadt erhielt 1256 ihr Gemeinwesen mit lübischem Recht. Im 15. Jahrh. galt sie als bedeutende Handelsstadt, kam aber 1495 und 1587 durch Feuersbrünste herunter. Doch unter Herzog Bogislaw XIII., der hier residirte und 1582 eine wichtige Druckerei anlegte, hob sie sich wieder. Nach der Stadt

ist das Land B. oder Fürstenthum B. benannt, das auch unter dem Namen «Fürstenthum Rügen diesseit des Wassers» vorkommt. Es umfaßte den Franzburger Kreis, gehörte zuerst zu Rügen, kam 1148 an Pommern, 1185 wieder an die Fürsten von Rügen. Nach dem Aussterben derselben 1325 fiel es durch Erbvertrag an den Fürsten Wratislaw IV. von Pommern-Wolgast und wurde seit 1457 von einer Seitenlinie dieses Hauses beherrscht, welche sich die Barth'sche nannte. 1630 besetzten es die Schweden, denen es auch im Frieden von 1648 blieb, bis es 1815 an Preußen fiel. In das Barther Binnenwasser, welches durch die Insel Zingst und die Halbinsel Dars von der Ostsee getrennt wird, führt im O. ein schmaler Eingang aus dem von dem Festlande und der Insel Rügen begrenzten Prohner Wiek. Dieses Binnenwasser erweitert sich zur Bucht Grabow, dann vor B. zum Barther Bodden, weiter westlich zum Bodstädter Bodden und zum Saaler Bodden, dessen westl. Hälfte zu Mecklenburg gehört.

Barth (Heinr.), einer der berühmtesten Reisenden der neuesten Zeit, geb. 16. Febr. 1821 in Hamburg, besuchte das dortige Johanneum und widmete sich seit Herbst 1839 zu Berlin, besonders unter Leitung Böckh's, dem Studium der classischen Philologie und Alterthumswissenschaft, hörte daneben aber auch philos., histor., geogr. und rechtsgeschichtliche Vorlesungen. Schon nach Verlauf des ersten Universitätsjahres drängte es ihn, den Boden kennen zu lernen, auf welchem sich das Leben der Alten, besonders der Griechen, bewegt und entfaltet hatte. Wohl vorbereitet für seine Zwecke, begab er sich 1840 nach Italien, verweilte längere Zeit zu Rom und durchwanderte den Osten und Süden Siciliens. Nachdem er im Mai 1841 nach Berlin zurückgekehrt, setzte er noch drei Jahre seine Studien fort und promovirte 31. Juli 1844 mit einer Dissertation über den Handel von Korinth. Schon während seiner ital. Reise hatte sich bei ihm der Plan ausgebildet, das Becken des Mittelmeeres womöglich seinem ganzen Umfange nach aus eigener Anschauung kennen zu lernen, um das reichentfaltete hellenische Völkerleben und den Einfluß der alten Griechen auf die Gesittung und den Charakter der andern Nationen des Alterthums zu verfolgen. Aus diesem Gesichtspunkte unternahm B. Anfang 1845 seine erste afrik. Reise. Er ging über London, Paris, Marseille, Madrid und Gibraltar nach Tanger und wandte sich, da er in das Innere von Marokko nicht einzudringen vermochte, nach Algier und Tunis. Nachdem er Anfang 1846 einen kurzen Besuch in Malta gemacht, begab er sich aufs neue nach Tunis, von hier über Gâbes nach Tripolis, zog um die Syrte nach Benghasi, erforschte das alte Cyrenaika und wandte sich hierauf durch Marmarica dem Nilthal zu. Nahe der ägypt. Grenze von Räubern ausgeplündert und schwer verwundet, langte er endlich in Kairo an. In Aegypten machte er eine Nilfahrt bis zum zweiten Katarakt von Wadi-Halfa, durchschnitt die Wüste von Assuan bis Berenice und setzte hierauf seine Forschungen auf der Sinaihalbinsel und in Palästina fort. Das nordsyr. Küstenland, Cilicien, Cypern und die einst blühenden hellenischen Colonien an den Küsten Kleinasiens berührend, langte er in Konstantinopel an, von wo er nach dreijähriger Abwesenheit über Griechenland nach seiner Heimat zurückkehrte. Im Winter 1848/49 habilitirte sich B. als Privatdocent zu Berlin, las im Sommer darauf über die Topographie einiger berühmter Stätten des Alterthums und begann die Bearbeitung seiner «Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres» (Bd. 1, Berl. 1849). Im Herbst durch Bunsen und Ritter aufgefordert, sich der projectirten Unternehmung Richardson's (s. d.) nach Centralafrika anzuschließen, ging er auf das Anerbieten mit Begeisterung ein und verließ im Nov. 1849 mit Overweg (s. d.), der als Naturforscher die Expedition begleitete, Berlin, um sich über London und Paris nach Marseille zu begeben. Beide Reisende betraten den afrik. Boden 11. Dec. zu Philippeville, schifften von hier nach Tunis und zogen dann auf dem Landwege nach Tripolis. Da sich hier ihr Aufenthalt verzögerte, machten sie einige Excursionen namentlich nach den Ghariânbergen. Am 23. März 1850 brach sodann die Karavane nach Murzuk auf und wandte sich von dort durch die Sahara nach Tintellust, von wo B. einen Ausflug nach Aghâdez unternahm. Erst im Dec. konnten die Reisenden ihren Weg weiter nach Süden fortsetzen und erreichten im Jan. 1851 Damergu, wo sie sich trennten. B. wandte sich südwestlich nach Haussa, um Kátsena und Kano im Reiche Sokoto zu erreichen. Richardson wollte mit Overweg über Zinder nach Kuka gehen, starb aber in der Nacht vom 3. zum 4. März zu Ungurutua, während Overweg glücklich Kuka, die Hauptstadt von Bornu, erreichte, wo er 5. Mai mit B. zusammentraf. Von hier aus machte B. alsbald eine Excursion nach Adamaua, von welcher er 22. Juli nach Kuka zurückkehrte. Beide vereint unternahmen nun eine Reise nach Kanem und, vom 25. Nov. 1851 bis Ende Jan. 1852, eine andere nach dem Lande der Musgo. Nach ihrer Rückkehr reiste B. Ende März nach Baghirme im SO. des Tschadsees, wo er wichtige Materialien zur Kunde

jener, noch von keinem Europäer betretenen Theile des Sudan sammelte. Am 20. Aug. traf er zu Kuka wiederum mit Overweg zusammen, der inzwischen Jakoba besucht hatte, aber bald darauf (27. Sept.) zu Maduari am Tschadsee dem Klimafieber erlag. Wenige Monate darauf trat B. seine Reise nach dem Westen an und ging über Zinder, Kätsena und Wurno nach Sokoto, von wo aus er seinen Weg über Gando nach Say am Niger fortsetzte. Nachdem er bei Say 12. Juni 1853 den Strom überschritten, durchwanderte er die noch von keinem Europäer betretenen Landschaften Gurma, Libtako und Dalla und kam 7. Sept. nach Timbuktu. Hier fand sich B. beständig Lebensgefahren ausgesetzt, und nur dem Schutze seines Gastfreundes, des Scheikhs El-Bakay, seiner Geistesgegenwart und Unerschrockenheit sowie dem Aberglauben seiner Feinde verdankte er seine Rettung. Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt verließ er endlich 8. April 1854 die Wüstenstadt, mußte aber noch einmal dahin zurückkehren und konnte erst 8. Mai die Reise wieder aufnehmen. Ueber Garo oder Gagho, die einstige glänzende Hauptstadt des Sonraireichs, Wurno und Kano langte er 12. Dec. wiederum in Kuka an, wo er vier Wochen mit Eduard Vogel (s. d.), dem er bereits 1. Dec. zu Bindi, zwischen Kano und Kuka, begegnet war, zusammenlebte. Am 5. Mai 1855 trat B. den Rückweg nach Europa an. Er erreichte über Bilma und Murzuk 21. Aug. Tripolis und betrat nach fast sechsjähriger Abwesenheit 8. Sept. zu Marseille wiederum den europ. Boden. B.'s und seiner Begleiter Reisen sind epochemachend für die Entdeckungsgeschichte Afrikas geworden. Dieselben haben zu völlig neuen Anschauungen über die geogr. Verhältnisse, Geschichte und Ethnographie dieses Welttheils geführt und zu zahlreichen andern Unternehmungen im wissenschaftlichen wie mercantilischen Interesse aufgemuntert. Als Frucht derselben veröffentlichte B. die «Reise und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika» (5 Bde., Gotha 1855—58; Auszug, 2 Bde., 1859—60), welchem Hauptwerke sich «Sammlung und Verarbeitung centralafrik. Vocabularien» (Abth. 1 u. 2, Gotha 1862—64) anschlossen. Neben diesen Arbeiten über das innere Afrika setzte B. seit der Rückkehr auch seine Studien über die Mittelmeerländer fort und unternahm zu diesem Zwecke größere Reisen; so im Herbst 1858 von Trapezunt durch die nördl. Hälfte Kleinasiens und im Herbst 1862 durch die europ. Türkei. Ueber diese Unternehmungen veröffentlichte er die Werke: «Reise von Trapezunt durch die nördl. Hälfte Kleinasiens nach Skutari» (Gotha 1860) und «Reise durch das Innere der europ. Türkei» (Berl. 1864). Seit 1863 wirkt B. als Professor der Geographie an der Universität zu Berlin.

Barth (Kaspar von), gelehrter Philolog, geb. 22. Juni 1587 zu Küstrin, studirte zu Wittenberg, unternahm nachher eine wissenschaftliche Reise durch Holland, England, Frankreich und Italien und ließ sich zuletzt in Leipzig nieder, wo er in völliger Abgeschiedenheit blos seinen gelehrten Beschäftigungen lebte und 17. Sept. 1658 starb. In dieser langjährigen Muße hatte B. die griech. und röm. Schriftsteller fast ohne Ausnahme, aber sehr flüchtig und ohne eine bestimmte Reihenfolge, durchgelesen und an zahllosen Stellen verbessert und erläutert, wobei ihm sein außerordentliches Gedächtniß sehr zu Hülfe kam. Doch war seine Kritik, da er weder Zeit noch Stilgattung berücksichtigte, oft sehr unglücklich, und seinen Erklärungen fehlt es an Geschmack und Urtheil. Die Früchte dieser Belesenheit enthalten seine noch jetzt nicht völlig entbehrlichen «Adversaria» in 60 Büchern (Frankf. 1624; 2. Aufl. 1648). Nach seinem Tode waren noch 120 Bücher solcher Adversarien im Manuscript vorhanden. Auch hat B. Ausgaben des Claudian (Frankf. 1650), Aeneas Gazaeus (Lpz. 1655) und Statius (4 Bde., Zwickau 1664—65) geliefert.

Barthe (Félix), franz. Justizbeamter und Staatsmann, geb. 28. Juli 1795 zu Narbonne im Aude-Departement, studirte in Toulouse die Rechte und ging als Advocat nach Paris, wo er von 1820 an in polit. Processen sehr kühn und meist erfolgreich als Gegner der Regierung auftrat und unter die populärsten Vertheidiger der öffentlichen Freiheiten zählte. Nach der Julirevolution schlug er eine entgegengesetzte Richtung ein und erhielt das Amt des Generalprocurators am pariser Appellhofe. Ende 1830 wurde er Minister des öffentlichen Unterrichts, 1831 Justizminister, 1834 Präsident des Rechnungshofs und Mitglied der Pairskammer. Die Ereignisse von 1848 entfernten ihn von seiner Präsidentenstelle am Rechnungshofe, doch erhielt er dieselbe im Aug. 1849 wieder zurück. Ein Decret vom 31. Dec. 1852 erhob ihn zum Senator. 1855 wurde er in die Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften aufgenommen. Er starb 1863. Seine polit. Schriften aus früherer Zeit sind jetzt ohne Bedeutung.

Barthélemy (St.-), unter den Kleinen Antillen in Westindien eine der nördlichsten Leeward- oder Inseln über dem Winde, etwa 13 M. im WNW. von Barbuda, hat einen Umfang von nur $1\frac{1}{2}$ Q.-M., liegt hoch und ist von Klippen und Untiefen umgeben. Die Insel ist

die noch einzige Colonie Schwedens. Der theils sandige, theils felsige Boden, ohne Quellen und Fluß, erzeugt gleichwol Baumwolle, auch Zucker, Taback und Cacao. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 8—9000 Köpfe, darunter zwei Drittel Neger, die seit 1847 frei sind. Die übrigen Bewohner sind Irländer, Schweden und Nachkommen von Franzosen. Sie treiben Plantagenwirthschaft und mittels des bei der Hauptstadt Gustavia gelegenen Freihafens Carenage einen lebhaften Handel, besonders mit Baumwolle. Gustavia, mit 900 E., ist der Sitz des mit ausgedehnter Autorität versehenen Gouverneurs. Nach vielen Wechselfällen trat Frankreich die Insel durch einen Vertrag von 1784 gegen Erlassung alter Schulden und Gestattung großer Handelsfreiheiten an Schweden ab, das nun bedacht war, den gedrückten Zustand der Colonie zu heben. Zwar fand der Anbau selbst anfangs viele Hindernisse, doch gelang es allmählich, die Insel zum Mittelpunkt eines großen Verkehrs zu machen.

Barthélemy (Auguste Marseille), franz. Dichter, geb. zu Marseille 1796, Zögling des Jesuitencollegiums in Juilly, ließ in seine ersten Gedichte, namentlich in die Ode «Le sacre de Charles X» (1825), die ganze Glut der Begeisterung eines legitimistischen Herzens einströmen, verdiente sich aber damit nicht viel mehr als die Huld des Königs und versuchte daher auf anderm Wege sein Glück. Gemeinschaftlich mit seinem Landsmann und Studiengenossen Méry schrieb er 1826 «La Villéliade», ein komisches Heldengedicht, welches solchen Erfolg hatte, daß 15 Auflagen in einem Jahre vergriffen wurden. Der leichte, spielende und dabei treffende Witz, die heitere, kaustische Laune, wodurch sich dieses Meisterstück der polit. Oppositionspoesie auszeichnet, findet sich auch in vielen andern Gedichten, die B. vor der Revolution von 1830 veröffentlichte. Hierher gehören: «Les Jésuites» (1827), «Rome à Paris», «La Corbiéréide», ein Gegenstück zur Villéliade, «Étrennes à M. de Villèle» (1827) und «Napoléon en Egypte» (Par. 1828; 11. Aufl. 1829; deutsch von Schwab, Stuttg. 1829), ein histor. Gedicht in acht Gesängen, das sich durch außerordentliche Fülle und Pracht poetischer Schilderungen auszeichnet. Um letzteres Werk dem Herzog von Reichstadt zu überreichen, ging B. nach Wien, wurde hier aber nicht vorgelassen. Nach seiner Rückkehr schrieb er das Gedicht «Le fils de l'homme» (1829), das ihm schwere Proceßkosten, 1000 Frs. Geldstrafe und drei Monate Gefängniß zuzog. Die Julirevolution befreite ihn aus seiner Haft, und er besang nun, mit Méry zusammen, den Sieg des Volks in dem Gedicht «L'insurrection», das, in einem Moment wahrer Begeisterung abgefaßt, zu den gelungensten Stücken der beiden Dichter gehört. Obschon B. von Ludwig Philipp einen Jahrgehalt angenommen hatte, verfolgte er doch die Minister des Bürgerkönigs mit ebenso argem Spott als deren Vorgänger. Am 1. März 1831 begann die poetische Zeitschrift «La Némésis» zu erscheinen, in welcher er ein Jahr lang Schlag auf Schlag führte: 52 polit. Satiren platzten los mit einer Heftigkeit, wie sie die franz. Sprache kaum vertragen kann, und die einen unglaublichen Beifall fanden. Die cynische Art jedoch, wie der Dichter, seine Geisel plötzlich nach anderer Seite wendend, 1832 die Maßregel des Belagerungszustandes gegen die Angriffe der Opposition in einer eigenen Schrift rechtfertigte, brachte ihn um alles Ansehen. Da seine neuen Gönner, die Minister, ihm für die Spenden aus den geheimen Fonds keine weitere Betheiligung an der Tagespolitik zumutheten, so verwandte er nun seine Muße auf eine metrische Uebersetzung der «Aeneide» (4 Bde., Par. 1835—38). Späterhin befiel ihn jedoch die frühere Oppositionslust wieder, aber die «Nouvelle Némésis» (1844—45), die er jetzt gegen die Regierungspolitik richtete, äußerte keine Wirkung mehr. Ebenso erging es 1846 dem «Zodiaque», einer neuen Sammlung polit. Satiren. In der spätern Zeit hat B. keine wichtige Staatsbegebenheit vorbeigehen lassen, ohne sie mit einer Dithyrambe anzusingen. Dahin gehören die Gedichte: «Louis-Napoléon Bonaparte» (1848), «Le 2 Décembre» und «Vox populi» (1852), «L'exposition universelle» und «La reine Victoria» (1855), «Les deux Marseille» (1856) und andere für die Regierungsblätter gedichtete Stücke. Als Dichter ist B. ausgezeichnet in der Satire, wo er kräftige Gedanken, bezeichnende Ausdrücke, lebhafte Wendungen und hinreißenden Schwung entwickelt. In allen poetischen Gattungen findet man bei ihm, nebst häufigen Spuren von Eile, Glanz der Sprache, natürliche Fülle der Reime, Wohlklang des Tons und Stils, die bei Gelegenheitswerken sehr vieles ersetzen.

Barthélemy (François, Marquis de), namhafter franz. Diplomat, geb. zu Aubagne 20. Oct. 1747, verdankte der Sorgfalt eines Oheims seine Erziehung und die Eröffnung einer Laufbahn im Staatsdienste. Er begleitete als Secretär mehrere Gesandtschaften an auswärtige Höfe, war lange Zeit am schwed. Hofe und in der Schweiz und wurde beim Ausbruche der Revolution erst als Legationssecretär, dann als Chargé d'Affaires nach London, im Dec. 1791

als bevollmächtigter Minister nach der Schweiz geschickt, wo er mit Eifer die Interessen Frankreichs vertrat. Er schloß 1795 den Frieden mit Preußen in Basel und bald darauf mit Spanien und dem Landgrafen von Hessen-Kassel. Doch gelang es ihm nicht, auch England zum Frieden zu bewegen. Im Rathe der Alten an die Stelle Letourneur's zum Mitgliede des Directoriums gewählt, kehrte er 1796 nach Paris zurück. Alle Parteien waren mit seiner Wahl zufrieden, doch auch ihn traf das Schicksal des 18. Fructidor. Am 4. Sept. 1797 verhaftet, wurde er mit Pichegru und andern nach Sinamari in Guiana geschickt; doch gelang es ihm bald, von hier nebst sechs andern nach England zu entkommen. Nach der Revolution vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) war er einer der ersten, die vom ersten Consul zurückberufen wurden, der ihn, nachdem B. 10. Febr. 1800 in den Senat getreten, zum Vicepräsidenten des Senats und zum Reichsgrafen ernannte. Er war 1802 an der Spitze der Deputation des Senats, welche Bonaparte das Consulat auf Lebenszeit übertrug; doch blieb er unter Napoleon's Regierung ohne Einfluß und Bedeutung. Im April 1814 führte er den Vorsitz im Senate, der des Kaisers Absetzung aussprach. Nach der Restauration zum Pair und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, strich ihn Napoleon bei seiner Rückkehr 1815 von der Pairsliste; die zweite Restauration entschädigte ihn dafür durch Ernennung zum Staatsminister und Marquis. 1819 machte er sich durch den Antrag verhaßt, wonach das Wahlrecht im Sinne der Ultrapartei noch mehr beschränkt werden sollte. B. verschwand seitdem aus dem öffentlichen Leben; er starb 3. April 1830.

Barthélemy (Jean Jacques), franz. Alterthumsforscher, geb. 20. Juli 1716 zu Cassis bei Aubagne in der Provence, bereitete sich in der Jesuitenschule, dann im Seminar der Lazaristen zu Marseille für den geistlichen Stand vor, gab jedoch bald die gewählte Laufbahn auf und widmete sich antiquarischen, archäol. und numismatischen Studien. Seit 1744 bei dem königl. Medaillencabinet in Paris angestellt, wurde er 1747 Mitglied der Akademie der Inschriften und 1753 Director jenes Cabinets. Auf einer Reise nach Italien, die er 1754 mit Unterstützung des Königs antrat, und auf welcher er bis 1757 das ganze Land im Interesse der Alterthumswissenschaft durchwanderte, erwarb er sich die Gunst des Grafen Stainville, des nachmaligen Ministers Choiseul, der ihn später durch ein Jahrgeld und andere Begünstigungen in den Stand setzte, sich ganz seinen gelehrten Arbeiten zu widmen. Die Stürme der Revolution raubten ihm den größten Theil seines Einkommens, und außerdem wurde er im Aug. 1793, von einem Beamten der Nationalbibliothek des Aristokratismus beschuldigt, in Haft genommen, doch schon nach wenigen Stunden wieder freigegeben. Nach Hinrichtung des berüchtigten Bibliothekars Carra (31. Oct. 1793) trug man ihm die Stelle eines Oberbibliothekars der Nationalbibliothek an, die er aber ablehnte. B. starb 30. April 1795 mit dem Ruhme eines rechtschaffenen Mannes und vielseitigen Gelehrten. Unter seinen Werken zeichnete sich vor allem die «Voyage du jeune Anacharsis en Grèce» (3 Bde., Par. 1788 u. öfter) aus, die in alle europ. Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Biester, 7 Bde., Berl. 1792—1804) und ihm auch eine Stelle in der Akademie verschaffte. Hat auch die Kritik diesem Werke manche Gebrechen nachgewiesen, so bleibt B. doch der unbestrittene Ruhm, seine mühsamen und gründlichen Untersuchungen über das gesammte häusliche und öffentliche Leben der alten Griechen in einem ebenso anmuthigen wie im ganzen auch treuen Gemälde dem großen gebildeten Publikum vor Augen geführt zu haben. Von wissenschaftlichem Verdienst sind B.'s Untersuchungen über das palmyrenische Alphabet, das er zuerst richtig aufstellte, sowie über phöniz. Münzen und Inschriften. Als Romandichter versuchte er sich in den angeblich aus dem Griechischen übersetzten «Amours de Polydore» (Par. 1760; 1796). Nach B.'s Tode gab Sérieys dessen «Voyage en Italie» (Par. 1802; deutsch, Mainz 1802) heraus.

Barthélemy Saint-Hilaire (Jules), ein namhafter franz. Gelehrter, geb. 19. Aug. 1805 zu Paris, wurde nach vollendeten Studien Beamter im Finanzministerium, widmete sich aber gleichzeitig der Journalistik und arbeitete 1827—30 am «Globe». In dieser Stellung unterzeichnete B. mit Thiers, Mignet, Carrel, Rémusat u. a. die Protestation der Journalisten gegen die Ordonnanzen. Nach der Julirevolution begründete er mit Rodde und Cauchois-Lemaire den «Bon Sens» und schrieb für den «National», den «Constitutionnel» und andere oppositionelle Blätter. Gegen Schluß des J. 1833 entsagte er jedoch der polit. Schriftstellerei und wandte sich gänzlich wissenschaftlichen Arbeiten zu. Seine Uebersetzung des Aristoteles, von welcher seit 1832 die Politik, die Logik, die Psychologie, die Ethik, die Poetik und die Metaphysik erschienen, verschaffte ihm die Professur der griech. und röm. Philosophie am Collége de France, die er nach Niederlegung seines Amtes im Finanzministerium im Jan. 1838 antrat.

Im März 1839 ward er zum Mitgliede der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften erwählt. Im Cabinet vom 1. März 1840 versah er vier Monate hindurch das Amt eines Generalsecretärs im Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Nach der Februarrevolution von 1848 im Depart. Seine-Oise in die Constituante und Legislative gewählt, hielt er sich zu den Gemäßigten. Bei dem Staatsstreiche von 1851 ward er auf einige Zeit nach Mazas abgeführt. 1852 verweigerte er Napoleon III. den Eid und legte seine Professur nieder. Mit Lesseps wirkte B. 1855—58 für die Ausführung des Suezkanals. Während seiner öffentlichen Thätigkeit hatte er seine wissenschaftlichen Arbeiten ununterbrochen weiter geführt und sich unter anderm auch dem Studium des Sanskrit zugewandt, um in die altindische Philosophie eindringen zu können. Außer der erwähnten Uebertragung des Aristoteles, seinem Hauptwerke, und verschiedenen Beiträgen zur Geschichte der griech. Philosophie veröffentlichte er die Ergebnisse seiner Forschungen über die Philosophie und die Religionen des Orients in einer Reihe von Abhandlungen, die in den «Mémoires» der Akademie, meist aber im «Journal des savants» enthalten, zum Theil auch als besondere Bücher erschienen sind. Dahin gehören: «Sur les Védas» (Par. 1854), «Le Bouddhisme» (Par. 1855), «Bouddha et sa religion» (Par. 1859), «La vie de Mahomet» (Par. 1863) u. s. w.

Barthez (Paul Joseph), einer der gelehrtesten Aerzte Frankreichs, geb. 11. Dec. 1734 in Montpellier, wurde als ein frühreifes Kind bewundert. Nach Vollendung seiner Studien zu Narbonne und Toulouse begab er sich 1750 in seine Vaterstadt, um hier als prakt. Arzt zu wirken, und 1754 ging er nach Paris, wo ihm eine glückliche Cur beim Grafen von Périgord eine glänzende Laufbahn eröffnete. Er wurde 1756 Feldarzt, erkrankte aber in Westfalen und kehrte 1757 von der Armee nach Paris zurück. 1761 nach Montpellier berufen, gründete er daselbst eine ärztliche Schule, welche in ganz Europa mit Achtung genannt wurde. Seine «Nouveaux élémens de la science de l'homme» (Montpell. 1778; 2. Aufl., 2 Bde., Par. 1806), worin er sein auf dynamischen Grundsätzen beruhendes System ausführte, wurden in die meisten europ. Sprachen übersetzt. 1781 kehrte er nach Paris zurück, wo ihn der König zum mitberathenden Leibarzte und der Herzog von Orleans zu seinem ersten Leibarzte ernannte. Nach dem Tode Imbert's wurde er 1785 Titularkanzler der Universität zu Montpellier. Aus allen Theilen der civilisirten Welt wurden von ihm über wichtige Fälle Consultationen begehrt. Die Revolution raubte ihm den größten Theil seines Vermögens und seine Stellen; er mußte Paris verlassen und lebte nun als Arzt und Schriftsteller an verschiedenen Orten. Erst Napoleon versetzte ihn in neue Thätigkeit und überhäufte ihn in seinem spätern Alter mit Ehren und Würden. Anfangs in Montpellier sich aufhaltend, ging er 1805 nach Paris, wo er, am Blasenstein leidend, zu spät sich der Operation unterwarf und 15. Oct. 1806 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften verdienen noch besondere Erwähnung: «Nouvelle mécanique des mouvements de l'homme et des animaux» (Carcassonne 1798; deutsch von Sprengel, Halle 1800), sein «Traité des maladies goutteuses» (2 Bde., Par. 1802; neue Aufl., 1819; deutsch von Bischof, Berl. 1803) und «Consultations de médecine (2 Bde., Par. 1810).

Bartholb (Friedr. Wilh.), deutscher Geschichtschreiber, geb. 4. Sept. 1799 zu Berlin, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Friedrichswerder'schen Gymnasium und studirte seit Michaelis 1817 in Berlin Theologie, von der er sich aber durch den Einfluß Wilken's bald entschieden zur Geschichte hingezogen fühlte, deren Studium er in Breslau unter Wachler und Raumer fortsetzte. Nachdem er hierauf einige Jahre als Hauslehrer zugebracht, wurde er Ostern 1826 als Lehrer am Collegium Fridericianum in Königsberg angestellt, 1831 als außerord. Professor der Geschichte nach Greifswald berufen und 1834 zum ord. Professor daselbst ernannt. Er starb 14. Jan. 1858. Die Reihe seiner histor. Schriften eröffnete B. mit der Biographie «Johann von Werth im nächsten Zusammenhang mit seiner Zeit» (Berl. 1826). Seine eigentlichen Hauptwerke jedoch sind: «Der Römerzug König Heinrich's von Lützelburg» (2 Bde., Königsb. 1830—31), die «Geschichte von Rügen und Pommern» (5 Bde., Hamb. 1839—45) und die «Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums» (4 Bde., Lpz. 1850—52). Außerdem sind noch hervorzuheben: «Die geschichtlichen Persönlichkeiten in den Memoiren Jakob Casanova's» (Berl. 1845), «Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation» (Hamb. 1833), «Die fruchtbringende Gesellschaft» (Berl. 1848), «Deutschland und die Hugenotten» (Thl. 1, Brem. 1848) und «Soest, die Stadt der Engern» (Soest 1855). Auch hat B. eine Reihe interessanter Aufsätze in das «Historische Taschenbuch» geliefert. Alle Schriften B.'s zeichnen sich durch ein lebendiges Interesse für den behandelten Stoff, durch Fleiß der Forschung und scharfsinnige

Combination sowie durch eine Fülle interessanter Details aus. Doch lassen sie oft formelle Durchbildung und Beherrschung des Stoffs vermissen.

Bartholdy (Jak. Sal.), preuß. Diplomat, geb. zu Berlin 13. Mai 1779, gest. zu Rom 27. Juli 1825, war der Sohn wohlhabender jüd. Aeltern. Er bezog 1796 die Universität Königsberg, um die Rechte zu studiren, widmete sich indeß mehr allgemeinen Studien. 1801 ging er nach Paris, nach mehrjährigem Aufenthalte daselbst nach Italien und dann nach Griechenland. Nach seiner Rückkehr trat er 1805, durch Reinhard in Dresden getauft, zur prot. Kirche über. 1809 wandte er sich nach Wien, machte als Lieutenant in einer Abtheilung der wiener Landwehr den Feldzug gegen die Franzosen mit und that sich rühmlich hervor. Eine Frucht dieser Zeit war seine Schrift «Der Krieg der tiroler Landleute 1809» (Berl. 1814), welche, obgleich darin die Helden sehr idealisirt auftreten, eine große Wirkung nicht verfehlte. 1813 fand er in der Kanzlei des Fürsten Hardenberg ein Feld angemessener Thätigkeit. Er entwarf unter anderm das Landsturmedict vom 21. April 1813, welches, obgleich nie zur Ausführung gekommen, entmuthigend auf das franz. Heer wirkte. Als er 1814 von Paris aus nach London ging, machte er auf dem Schiffe die Bekanntschaft des Cardinals Consalvi, mit welchem er bis zu dessen Tode in genauern Verhältnissen blieb. Auch beschrieb er dessen Leben anonym (Stuttg. 1815). Nach reger Theilnahme am Wiener Congresse ging er 1815 als preuß. Generalconsul für ganz Italien nach Rom. 1818 wurde er zum Congresse nach Aachen berufen, auch zum Geschäftsträger am toscan. Hofe und zum Geh. Legationsrathe ernannt. Kurze Zeit vor seinem Tode erfolgte die Einziehung seiner Stelle und seine Pensionirung. B. besaß durchdringenden Verstand, seltene Geistesgewandtheit, gründliche Bildung und vorzügliche Eigenschaften des Charakters. Für das Schöne besaß er einen empfänglichen Sinn, und für Förderung der Kunst war er mit dem glücklichsten Erfolg thätig. So hat er namentlich die Frescomalerei wieder ins Leben gerufen, indem er durch deutsche Künstler seine Wohnung in Rom al fresco malen ließ, welches Beispiel die vielseitigste Nachahmung fand. Seine größern Kunstsammlungen, namentlich die Bronzen, Vasen und Terracotten, wurden für das Museum in Berlin angekauft.

Barthölin, Name eines Geschlechts, welches sich in Dänemark durch Gelehrsamkeit und schriftstellerische Verdienste ausgezeichnet und viele wichtige Aemter, besonders an der Universität zu Kopenhagen, bekleidet hat. — Kaspar B., geb. 12. Febr. 1585 zu Malmö, studirte zuerst Theologie und Philosophie zu Rostock und Wittenberg, dann Medicin. 1610 ward er zu Basel Doctor der Medicin, prakticirte hierauf eine Zeit lang in Wittenberg und folgte 1611 dem Rufe als Professor der Beredsamkeit nach Kopenhagen, wo er 1615 auch Professor der Medicin und 1624 Professor der Theologie wurde. Er starb 13. Juli 1629. Seine «Institutiones anatomicae» (Wittenb. 1611 u. öfter), die ins Deutsche, Französische, Englische und Indische übersetzt wurden, dienten im 17. Jahrh. an vielen Universitäten als Handbuch bei Vorlesungen. Seine Söhne haben sich sämmtlich mehr oder weniger in der gelehrten Welt bekannt gemacht. — Erasmus B., der sechste Sohn Kaspar B.'s, geb. 13. Aug. 1625, war 1646—56 Professor der Mathematik, dann seit 1657 Professor der Medicin zu Kopenhagen und starb daselbst 4. Nov. 1698. Derselbe nahm unter den Naturforschern seiner Zeit eine hervorragende Stellung ein und hat eine große Anzahl mathem., astron. und physik. Schriften veröffentlicht. — Thomas B., des vorigen älterer Bruder, ein berühmter Philolog, Naturforscher und Arzt, geb. 20. Oct. 1616, wurde 1645 Doctor der Medicin zu Basel, 1647 Professor der Mathematik zu Kopenhagen und 1648 der Anatomie daselbst, legte aber 1661 diese Stelle nieder und privatisirte hierauf auf seinem Landgute Hagested. 1670 erhob ihn der König zum Leibarzt und 1671 wurde er zum Universitätsbibliothekar, 1675 zum Beisitzer des Höchsten Gerichts ernannt. Er starb zu Hagested 4. Dec. 1680. Die neue Ausgabe der Anatomie seines Vaters (Leyd. 1641 u. öfter) vermehrte er mit vielen neuen Beobachtungen. Außer andern werthvollen anatom. und medic. Werken sind besonders seine biblisch-archäol., antiquarischen und naturphilos. Schriften von Belang. Er war einer der gelehrtesten und fleißigsten Aerzte und vertheidigte besonders Harvey's Lehre vom Kreislaufe. — Sein Sohn Kaspar B., geb. 10. Sept. 1655, gest. 11. Juni 1738, war gleichfalls ein gründlicher Anatom und Naturforscher, und dessen Bruder Thomas B., geb. 8. April 1659, gest. 15. Nov. 1690, ist der Verfasser eines Hauptwerks für die nordischen Alterthümer, der «Antiquitatum Danicarum libri tres» (Kopenh. 1689).

Bartholomäus, der Apostel, der Sohn des Tolmai, ist mit dem Nathanael, dessen das Evangelium Johannis als eines redlichen Israeliten und schnell überzeugten Jüngers Jesu ge-

denkt, wahrscheinlich ein und dieselbe Person. Er soll, wie Eusebius erzählt, das Christenthum in Indien, d. i. wahrscheinlich in dem südl. Arabien, gelehrt und dahin auch das Evangelium des Matthäus in hebr. Sprache gebracht haben. Chrysostonus läßt ihn auch in Armenien und Kleinasien predigen und eine spätere Legende zu Albania-pyla, dem heutigen Derbent in Rußland, den Kreuzestod leiden. Die Reliquien des Märtyrers werden seit 983 in der seinen Namen führenden Kirche zu Rom aufbewahrt. Die kath. Kirche feiert den Gedächtnißtag des Apostels 24. Aug., die griech. den 11. Juni. Die alte Kirche hatte unter seinem Namen ein apokryphisches Evangelium, das aber untergegangen ist.

Bartholomäusnacht oder Bluthochzeit nennt man die Niedermetzelei der Reformirten oder Hugenotten (s. d.) zu Paris in der Nacht vom 23. zum 24. Aug. (dem Bartholomäustage) 1572. Nach dem Tode Franz' II. 1560 hatte Katharina von Medici (s. d.) als Regentin für ihren zweiten minderjährigen Sohn, Karl IX., den Reformirten, an deren Spitze der Prinz von Condé stand, der kath. Partei des Herzogs Franz von Guise (s. d.) zum Trotz, ein Duldungsedict gegeben. Beide Parteien griffen jedoch zu den Waffen, und es brach ein Kampf aus, der acht Jahre lang dauerte und dessen Grausamkeiten bei der gegenseitigen Erbitterung fast allen Glauben überstiegen. Der Herzog Franz von Guise ward von einem Calvinisten ermordet und der Prinz von Condé in der Schlacht von Jarnac 1569 gefangen und meuchlings erschossen. An die Spitze der Reformirten trat darauf, neben dem Admiral Coligny (s. d.), der junge Prinz Heinrich von Béarn, der nachmalige König Heinrich IV., ein Neffe Condé's. Erst als die Kräfte gegenseitig erschöpft waren, kam 8. Aug. 1570 der Friede zu St.-Germain-en-Laye zu Stande, in welchem die Reformirten freie Religionsübung erhielten; allein derselbe war nur in der Noth geschlossen worden. Katharina von Medici bewies zwar friedliche Gesinnungen für die Reformirten und suchte dieselben sogar durch eine Vermählung des jungen Heinrich von Béarn mit ihrer Tochter Margarethe in Sorglosigkeit einzuwiegen. Auch den Admiral Coligny zog man nach Paris, und der launenhafte König schien ihm plötzlich seine ganze Gunst zu schenken. Allein in der Seele Katharinens waren inzwischen die entsetzlichsten Blutgedanken aufgestiegen, die sie unter der Maske der Heuchelei barg. Nachdem durch die 18. Aug. 1572 vollzogene Vermählung Heinrich's von Béarn, des nunmehrigen Königs von Navarra (seit dem Juni), die vornehmsten Reformirten nach Paris gelockt worden, war sie zu jeglicher Gewaltthat geneigt und entschlossen. Am 22. Aug. wurde der Admiral Coligny durch den Schuß eines gedungenen Meuchelmörders verwundet. Zwar eilte der König zu ihm und schwor, ihn zu rächen; aber dennoch ward der schwache König von seiner Mutter überredet, daß der Admiral ihm nach dem Leben trachte. «Beim Tode Gottes!» soll er endlich ausgerufen haben, «so tödte man den Admiral, und nicht ihn allein, sondern alle Hugenotten, damit nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!» Am Nachmittag des 23. Aug. hielt Katharina Rath und bestimmte die bevorstehende Nacht zur allgemeinen Niedermetzelung der Hugenotten. Das Läuten der Glocke auf dem Thurme des königl. Schlosses gab, in der Stunde der Mitternacht, den versammelten Bürgercompagnien das Zeichen zur Ausführung. Der König selbst soll vom Schlosse herab auf die flüchtenden Reformirten geschossen haben. Coligny ward scheußlich ermordet; der junge Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie in die Messe gingen und scheinbar zur kath. Kirche übertraten. Gleichzeitig wurden auch die Provinzen zur Veranstaltung ähnlicher Greuelthaten aufgefordert, und wenn auch in einigen die Beamten sich schämten, die ihnen zugegangenen Mordbefehle zu veröffentlichen, so fanden sich doch blutgierige Fanatiker genug, die mehrere Wochen hindurch in fast allen Provinzen die größten Abscheulichkeiten begingen, sodaß man die Zahl der Opfer mindestens auf 30000 schätzt. Der Papst feierte die B. durch eine Procession nach der Kirche des heil. Ludwig, durch ein großes Tedeum und durch das Ausschreiben eines Jubeljahrs. Viele der Hugenotten flüchteten in unwegsame Gebirge und nach La Rochelle, das der Herzog von Anjou belagerte. Als er jedoch die Nachricht erhielt, daß die Polen ihn zum König erwählt, schloß er 24. Juni 1573 einen Vergleich ab, wonach der König den Hugenotten Amnestie und Gewissensfreiheit, doch nur in den Städten La Rochelle, Montauban und Nîmes öffentliche Religionsübung bewilligte. Vgl. Curths, «Bartholomäusnacht» (Lpz. 1814); Wachler, «Die pariser Bluthochzeit» (Lpz. 1826; 2. Aufl. 1828); Audin, «Histoire de la St.-Barthélemy d'après les chroniques et les manuscrits du 16me siècle» (Par. 1829); Soldan, «Frankreich und die B.» (im «Histor. Taschenbuch», Jahrg. 1854); Ranke, «Franz. Geschichte» (Bd. 1, Stuttg. u. Tüb. 1852); Martin, «Histoire de France» (Bd. 9, 4. Aufl., Par. 1858).

Bartholomäussee, s. Königssee.

Bartoli (Daniello), ein vielseitiger ital. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 12. Febr. 1608 in Ferrara, trat 1623 in den Jesuitenorden und wirkte in seiner Vaterstadt als beliebter Prediger, ward aber 1650 als Geschichtschreiber seines Ordens nach Rom berufen, wo er das Rectorat des Jesuitencollegiums erhielt und 13. Jan. 1685 starb. Als sein Hauptwerk gilt die «Istoria della compagnia di Giesù», von welcher die ersten drei Bände (Rom 1653—63) die Geschichte des Ordens in Asien, Japan und China, der vierte und fünfte (Rom 1667—73) die Geschichte desselben in England und Italien enthalten. Der erste Haupttheil des Werks, das eine Reihe glänzender Schilderungen und beredter Lobpreisungen umfaßt, wurde im ganzen wie in einzelnen Theilen bis auf die neuere Zeit herab (z. B. 9 Bde., Piacenza 1821; 3 Bde., Mail. 1831) wiederholt gedruckt. Dasselbe gilt auch von seinen ascetischen und moralischen Schriften. Unter seinen physik. Arbeiten machten ihrer Zeit die Abhandlungen «Del ghiaccio e della coagulazione» (Rom 1681), «Del Suono» (Bologna 1680) und «Della tensione e pressione» (Rom 1677) großes Aufsehen. Seine sprachlichen Arbeiten waren zum Theil gegen die Crusca gerichtet. Der Stil B.'s ist von Männern wie Redi, Monti, Percari und Tiraboschi sehr hoch gestellt worden. Eine Gesammtausgabe seiner «Opere complete» (34 Bde., 1823—44) erschien zu Turin.

Bartoli (Pietro Santi, eigentlich Pietro Santes), mit dem (unerklärten) Beinamen Perugio, ein Maler und Kupferstecher aus Bortola, geb. 1635, gest. zu Rom 1700. Er war ein Schüler von Poussin, dessen guten Geschmack in der Zeichnung der Antike er sich aneignete, ohne indeß von Manier frei zu bleiben. Winckelmann schätzte ihn hoch und empfahl jungen Leuten seine Werke, um diesen Geschmack an der Antike beizubringen. Man kennt größtentheils nur noch Copien von ihm, unter denen die nach Poussin's Bildern bis zur Täuschung genau waren. Größern Ruhm hat B. als Kupferstecher. Als solcher machte er vorzüglich die plastischen Denkmale des Alterthums zum Gegenstande seiner Darstellungen, dann aber auch diejenigen Rafael'schen Werke, die im Basreliefsstil gedacht sind. Aufs entschiedenste strebte er, sich die Resultate der Niederländischen Schule jener Zeit anzueignen und für eine energische Formendarstellung auszubilden, wodurch er einen nicht unerheblichen günstigen Einfluß übte. Quandt fällt ein günstigeres Urtheil über ihn als Goethe in seinem «Winckelmann». In seinen Nachahmern wirkte B. noch vortheilhaft auf die Technik des Stiches. Aus der beträchtlichen Anzahl seiner Arbeiten sind besonders hervorzuheben sieben verschiedene, mit Fleiß und Geist gezeichnete Werke mit alten Basreliefs und Grabmälern von Rom, drei Ausgaben von einer Sammlung antiker Gemälde, ein Gemmenwerk u. s. w. Unter den einzelnen Blättern gilt als das beste die Anbetung der Könige nach Rafael.

Bartolini (Lorenzo), berühmter ital. Bildhauer, geb. 1777 zu Vernio in Toscana, sollte erst Schlosser, dann Schneider werden, kam aber zufällig zu Florenz in eine jener Werkstätten, wo Alabaster zu kleinen Kunstwerken verarbeitet ward. Bald zeichnete er sich durch Geschicklichkeit vor allen Genossen aus und begab sich nun nach Volterra, wo damals der eigentliche Sitz dieses Kunstbetriebs war. Ein Streit mit seinem dortigen Meister nöthigte ihn indessen, nach Florenz zurückzukehren. Auf Veranlassung eines franz. Generals begab er sich 1797 nach Paris, um daselbst die künstlerische Bearbeitung des Alabasters einzuführen. Ohne alle Bekanntschaften und Empfehlungen, ging es ihm hier lange Zeit höchst kümmerlich. Er fristete sein Leben durch die Verfertigung kleiner Porträtbüsten und würde in Noth und Elend untergegangen sein, wenn er nicht zufällig Unterstützung gefunden. In bessere Lage versetzt, concurrirte er nun bei einer von der Akademie ausgeschriebenen Preisaufgabe und gewann, trotz der Schwierigkeiten, die man ihm als Fremden in den Weg legte, den Preis. Mehrere angesehene Personen machten sich fortan zu seinen Beschützern, zumal Denon, der Generaldirector der Museen, und Regnauld de Saint-Jean d'Angely. Durch den erstern erhielt er den Auftrag, eines der Basreliefs der Vendômesäule zu verfertigen, sowie die Büste Napoleon's über dem Thore des Institut de France. Napoleon selbst schätzte B. sehr und sandte ihn 1808 nach Carrara, um dort eine Akademie der Sculptur zu gründen, an deren Spitze er blieb, bis der Sturz Napoleon's ihn seiner Stelle beraubte. Von den Carraresen als Napoleonist angegriffen, mußte er fliehen und begleitete nun den Kaiser nach Elba. Nach der Schlacht bei Waterloo begab er sich nach Florenz, wo er, später zum Director der Abtheilung für Sculptur an der Akademie der schönen Künste ernannt, bis zu seinem 20. Jan. 1850 erfolgten Tode ohne Unterbrechung verweilte. B. war ein äußerst fruchtbarer Künstler. Da er aber jeden Auftrag anzunehmen pflegte, blieben eine Menge seiner Arbeiten unvollendet, und an den meisten übrigen, die aus seiner Werkstatt hervorgingen, hat er nur die letzte Hand angelegt. Seine Figuren

zeichnen sich durch richtige Verhältnisse und classische Ruhe aus. Der Faltenwurf ist leicht und edel; doch zog er die Darstellung des Nackten überall vor. Häufig vermißt man dagegen die innere Gefühlswärme und den lebendigen Ausdruck; seine edelsten Gestalten lassen den Beschauer nicht selten kalt. Seinen Landsleuten ist er nach Canova und allenfalls Thorwaldsen der erste Bildhauer der neuesten Zeit. Auch die Engländer und Franzosen stellen ihn hoch; dagegen ist er in Deutschland weniger geschätzt. Seine zahlreichen Werke sind in ganz Europa zerstreut. Paris, London, Petersburg und Florenz bewahren die bedeutendsten, darunter eine Venus (nach Tizian), eine Bacchantin (beide in England), einen Bacchus, eine Charitas (in Florenz), eine kniende Figur, la Fiducia in Dio (in Mailand) und ein Grabdenkmal im Dom zu Lausanne. Auch eine große Zahl von Porträtbüsten ging aus seinem Atelier hervor.

Bartolo (Taddeo di), auch Bartoli, ein vortrefflicher Maler aus Siena, dessen beglaubigte Werke in den Anfang des 15. Jahrh. gehören. Er war der Sohn eines minder bedeutenden Malers, des B. di Fredi. Zu den ältern Werken, die man von Taddeo besitzt, gehört ein Altarblatt zu Perugia mit der Jahreszahl 1403, welches die dortige Akademie aufbewahrt. Auch die Galerie der Akademie von Siena weist ein anziehendes Bild von ihm, eine Verkündigung, auf. Am bedeutendsten sind die Wandgemälde, welche er 1407 in der Kapelle des öffentlichen Palastes zu Siena ausführte. Sie stellen Geschichten der heil. Jungfrau dar und sind mit dem innigsten Gefühl und mit eigenthümlicher Weichheit gemalt. Er brachte dabei die Figur des heil. Christoph an, welches nach dem damaligen Stande der Kunstmittel und Fertigkeit wegen der Größe und des Nackten für eine kühne, aber wohlgelöste Aufgabe galt. Später, um 1414, malte Taddeo den Vorsaal zu dieser Kapelle, eine Galerie von den Bildnissen berühmter Redner, Staatsmänner und Kriegshelden des classischen Alterthums, welche Arbeit indeß von geringerm Werthe ist. B. malte auch in Padua, Pisa und Volterra. Eine Madonna von ihm, in Umgebung von Engeln gen Himmel steigend, besitzt König Ludwig von Baiern. — Domenico di B., sein Neffe und Schüler, ist von geringerer Bedeutung. Er malte Fresken im Spitale della Scala zu Siena (1440). Das berliner Museum besitzt von ihm eine Himmelfahrt der Maria, von mehr großartiger Anordnung als guter Durchführung.

Bartolommeo (Fra) di San Marco, eigentlich Baccio della Porta, einer der vorzüglichsten Meister der Florentiner Malerschule, geb. 1469 zu Savignano in Toscana. Sein ursprünglicher Lehrer war Cosimo Rosselli; seine höhere Ausbildung verdankte er dem Studium der Werke des Leonardo da Vinci. Seine Bilder zeichnen sich durch einen weichen Schmelz der Behandlung aus, und man erkennt hierin vornehmlich die Annäherung an den letztgenannten Künstler. Eigenthümlich ist ihnen eine ruhige, aber ernste und würdige Auffassung des Lebens, oft nicht ohne zarte Anmuth, zuweilen auch mit dem Streben nach höherer Großartigkeit. Es sind, dem Gegenstande nach, fast durchgehends Andachtsbilder, und die bei weitem größere Mehrzahl seiner Werke gehört den spätern Jahren seines Lebens an. Er war ein eifriger Anhänger des Savonarola, jenes kühnen Reformators in Kirche und Staat, und hatte sodann, nach dem tragischen Ende dieses Mannes, 1500 das klösterliche Gewand genommen und für längere Zeit der Kunst entsagt. Erst allmählich wachte wieder die Neigung für seinen künstlerischen Beruf auf. Vorzüglich anregend wirkte auf ihn der Verkehr mit dem jungen Rafael, der 1504 nach Florenz kam; er theilte diesem seine Kenntnisse im Colorit mit und lernte von Rafael die Wissenschaft der Perspective. Beide blieben einander fortwährend befreundet. Als Rafael 1508 eilig nach Rom berufen ward und mehrere Bilder in Florenz unvollendet hinterlassen mußte, leistete B. für deren Vollendung hülfreiche Hand. Dasselbe that Rafael später für B., als dieser bei einem Besuche in Rom dort ebenfalls unvollendete Arbeiten zurückgelassen hatte. B. starb in Florenz 1517. Die Mehrzahl seiner Bilder sieht man dort, namentlich in der Galerie des Palastes Pitti. Sie stellen meist nur einfache Madonnen dar, von Heiligen umgeben, wobei B. jedoch durch prachtvolle Architekturen und kunstreiche Gruppenvertheilung zu wirken weiß.

Bartolozzi (Francesco), berühmter Kupferstecher, geb. zu Florenz 1725, der Sohn eines Goldschmieds, erlernte daselbst bei Hugford und Feretti die Zeichenkunst. In Venedig, wo er in der Familie des Dichters Gozzi wegen seines Guitarrenspiels wohl gelitten war, arbeitete er längere Zeit als Stecher unter Jos. Wagner's Leitung, dann in Florenz und Mailand. Mit Rich. Dalton, dem Bibliothekar Georg's III., ging er 1764 nach London. Hier gab er sich ganz dem engl. Nationalgeschmacke hin, arbeitete vielerlei in der damals so beliebten weichlichen Punktirmanier und ward durch sein Ansehen einer ihrer thätigsten Verbreiter, sodaß später Strange viel Mühe hatte, mit der ernstern Stichweise dagegen durchzudringen. Später

erhielt B. in London die Stelle eines königl. Kupferstechers und einen Platz in der königl. Akademie der Künste. 1805 ging er nach Lissabon, um das Directorat der dortigen Maler- und Kupferstecher-Akademie zu übernehmen. Er starb daselbst im April 1813. B. war ein Meister in der Radirnadel und bediente sich des Grabstichels nur zur Vollendung seiner Blätter. Mit Richtigkeit der Zeichnung verband er eine hohe Zartheit der Ausführung. Sein vollkommenstes Blatt ist die Clythia nach Annibale Carracci, eins seiner vorzüglichsten der Tod des Lords Chatham nach Copley, eins der lieblichsten aber seine Lady and child nach Sassoferrato. Die Gesammtzahl seiner Werke, unter ihnen auch Nachahmungen von Handzeichnungen in radirten Blättern, steigt über 2000.

Barton (Bernard), der Quäker-Poet genannt, geb. 31. Jan. 1784 zu London, wohin sich sein Vater, ein Quäker, kurz vorher mit seinem Manufacturgeschäft übergesiedelt hatte, wurde dem Handelsstande bestimmt, etablirte später in Woodbridge mit dem Bruder seiner Gattin einen Korn- und Kohlenhandel, den er jedoch nach dem frühzeitigen Tode der letztern aufgab. Nach einem einjährigen Aufenthalte in Liverpool, wo er Privatlehrer in dem Hause eines Kaufmanns war, trat er in Woodbridge als Commis in ein Bankgeschäft. Seine Mußestunden widmete B. der Dichtkunst. Durch eine kleine Gedichtsammlung, die er 1812 unter dem Titel «Metrical effusions» veröffentlichte, kam er in Briefwechsel mit dem Dichter Southey. Nach dem Erscheinen der «Poems by an amateur» (1818) nahm sich der londoner Buchhändler Baldwin seiner an. Ein neues Bändchen «Poems» (Lond. 1820, 4. Aufl. 1825) fand in größern Kreisen Eingang und verschaffte ihm die Freundschaft Lamb's und Byron's. Der Beifall, welcher ihm zuströmte, spornte ihn zur Herausgabe der Sammlung «Napoleon and other poems» (Lond. 1822), welcher binnen fünf Jahren die «Verses on the death of Shelley» (Lond. 1822), «Minor poems» (nebst «Napoleon», Lond. 1824), «Poetic vigils» (Lond. 1824), «Devotional verses» (Lond. 1826), «A widow's tale and other poems» (Lond. 1827) und «A new-year's eve and other poems» (Lond. 1828) folgten. Durch alle Dichtungen B.'s geht der religiöse Ton des Quäkers; die Gedanken sind mit großer Leichtigkeit und Einfachheit in einem anmuthigen, sanftfließenden Verse ausgedrückt. Obgleich der Dichter mehrmals die Absicht hatte, seinen kaufmännischen Beruf ganz zu verlassen, so behielt er ihn doch auf Anrathen seiner Freunde und bei seiner Vermögenslosigkeit bis 1847 bei. Bereits 1824 brachte ein von ihm in Woodbridge begründeter Leseclub die Summe von 1200 Pfd. St. als Geschenk für ihn zusammen, wozu er später noch durch Peel eine Pension von 100 Pfd. St. erhielt. Seitdem erschienen von ihm nur «Fisher's juvenile scrap-book» (Lond. 1836), «The reliquary» (Lond. 1836) und sein letztes Werk, die «Household verses» (Lond. 1845). Nach seinem Tode, welcher ihn 19. Febr. 1849 überraschte, wurden «Selections from the poems and letters of Bernard B.» (Lond. 1849) von seiner Tochter, Lucy B., veröffentlicht. Dieselbe hat sich, wie ihre Tante, Maria B., verheirathete Hack, als Verfasserin vieler Kinderschriften bekannt gemacht.

Barton (Elisabeth), gewöhnlich das heilige Mädchen von Kent genannt, kam um 1525, wo sie in einem Wirthshause zu Aldington in der Grafschaft Kent diente, durch die krampfhaften Nervenleiden, welchen sie ausgesetzt war, bei dem Volke in den Ruf einer begeisterten Seherin. Richard Masters, der Vicar des Dorfes, und Bocking, ein Kanonikus von Canterbury, erkannten in ihr sehr bald ein Werkzeug, die sinkende Sache des alten Glaubens zu stützen, und unter ihrer Leitung spielte das Mädchen die Rolle so gut, daß selbst Thomas Moore und der Erzbischof Warham von Canterbury eine außerordentliche Erscheinung in ihr zu sehen vermeinten. Bocking beredete sie, Nonne zu werden. Als Heinrich VIII. mit dem röm. Hofe vollständig brach, verleitete man sie, ihren lauten Tadel gegen des Königs Scheidung von seiner ersten Gemahlin und gegen die Vermählung mit Anna Boleyn auszusprechen, ja seinen Tod als nahe bevorstehend zu prophezeien. Auf des Königs Befehl mit ihren Mitschuldigen verhaftet, legte sie vor der Sternkammer das nachher öffentlich vor dem Volke wiederholte Geständniß des gespielten Betrugs ab und wurde zu Kirchenbuße und Gefangenschaft verurtheilt. Als jedoch die röm. Partei sie zum Widerruf zu bewegen suchte, ward sie des Hochverraths angeklagt und mit einigen Mitschuldigen 1534 hingerichtet.

Bartonia, von Simson zu Ehren eines amerik. Arztes und Botanikers benannte Pflanzengattung aus der 12. Klasse des Linné'schen Systems und der Familie der Loasaceen, deren Arten, ein- und zweijährige Kräuter, in Chili und im Südwesten Nordamerikas wachsen und als Zierpflanzen in den Gewächshäusern cultivirt werden. Sie haben gelappte, buchtige oder fiedertheilige Blätter, einzeln endständige Blüten mit walzigem, fünflappigem Kelch, einer

großen weißen oder gelblichen, zehnblätterigen Blumenkrone, vielen Staubgefäßen und einem einzigen Stempel mit einem fadenförmigen Griffel, aus dessen unterständigem Fruchtknoten eine walzige, vom Kelch gekrönte, einfächerige, vielsamige Kapsel entsteht, die von oben her in drei bis vier Klappen aufspringt.

Bartsch (Joh. Adam Bernh., Ritter von), vorzüglicher Kupferstecher und Kupferstichkenner, geb. zu Wien 17. Aug. 1757, bildete sich unter Schmuzer zum Kupferstecher und erhielt bereits 1777 als Scriptor an der kaiserl. Hofbibliothek die Aufsicht über die von dem Prinzen von Savoyen gestiftete ausgezeichnete Kupferstichsammlung, zu deren Vermehrung er mehrere Reisen ins Ausland machte. 1806 zum zweiten, 1816 zum ersten Custos mit Hofrathsrang ernannt und 1812 durch Verleihung des Leopoldsordens in den Ritterstand erhoben, starb er 21. Aug. 1821. Seit 1797 war er Mitglied der Akademie der bildenden Künste zu Wien. B. hat sich sowol als Kupferstecher wie insbesondere durch mehrere Werke zur Kupferstichkunde ein bleibendes Verdienst erworben. Zu letztern gehören vor allem sein immer noch unübertroffener «Peintre-Graveur» (21 Bde., Wien 1802—21) und die «Anleitung zur Kupferstichkunde» (2 Bde., Wien 1821), durch die er eine Menge Ungewißheiten und Betrügereien im Kupferstichhandel beseitigte. Außerdem sind zu nennen: die «Catalogues raisonnés» der Werke des Guido Reni und dessen Schüler (Wien 1795), des Rembrandt (2 Bde., Wien 1797), des Lukas von Leyden (Wien 1798), des Molitor (Nürnb. 1813), des Waterloo (Wien 1795) u. s. w. B.'s eigene Kupferstiche, z. B. die Roma triumphans, seine Thierstudien, seine Nachstiche nach Rembrandt, Potter u. s. w., geben ihm den Rang unter den ersten Kupferstechern mit dem Grabstichel und der Radirnadel. Er hat in verschiedenen Manieren nach Gemälden jeder Periode und Schule nach und nach 505 Blätter geliefert. Auch in der farbigen Lavismanier hat er sich in Landschaften mit großem Glück versucht. Ein genaues Verzeichniß seiner Werke lieferte sein Sohn Friedrich Joseph Adam, Ritter von B., geb. 12. Juli 1798, seit 1821 Scriptor und seit 1827 Custos der Kupferstichsammlung, im «Catalogue d'estampes de A. de B.» (Wien 1818). Letzterer veröffentlichte auch «Chronologie der griech. und röm. Künstler» (Wien 1835) und «Die Kupferstichsammlung der k. k. Hofbibliothek zu Wien» (Wien 1854).

Bartsch (Karl Friedr.), verdient um die ältere deutsche und roman. Literatur, geb. 25. Febr. 1832 zu Sprottau, besuchte 1842—49 erst das Gymnasium zu Gleiwitz, dann das Elisabethanum zu Breslau und widmete sich hierauf daselbst anfänglich der classischen Philologie, wandte sich aber unter Weinhold's Leitung bald ausschließlich dem Studium der german. und roman. Sprachen zu. Nachdem er dasselbe von Ostern 1851 bis zum Winter 1852 zu Berlin unter Aufrecht, Maßmann, von der Hagen und W. Grimm fortgesetzt und im März 1853 zu Halle promovirt hatte, besuchte er im Sommer desselben Jahres London, Paris und Oxford, um sich auf den dortigen Bibliotheken mit dem Studium der provenzal. Handschriften zu beschäftigen. Im Herbst 1855 ging B. als Custos der Bibliothek des Germanischen Museums nach Nürnberg, in welcher Stellung er bis Ende 1857 verblieb. Seit Ostern 1858 wirkt er als ord. Professor der deutschen und roman. Philologie zu Rostock. Literarisch hat sich B. namentlich durch eine Reihe vorzüglicher Ausgaben älterer deutscher Dichtungen sowie provenzal. Sprachdenkmäler bekannt gemacht. Zu letztern gehören, außer dem «Provenzal. Lesebuch» (Elberf. 1855), die «Denkmäler der provenzal. Literatur» (Stuttg. 1856) und «Peire Vidal's Lieder» (Berl. 1857); zu erstern die Ausgaben von des Stricker's «Karl d. Gr.» (Quedlinb. 1857), der Dichtungen des «Berthold von Holle» (Nürnb. 1858), der «Erlösung» und anderer geistlicher Poesien (Quedlinb. 1858), der «Mittelhochdeutsche Gedichte» (Stuttg. 1860), des «Meleranz von dem Pleier» (Stuttg. 1861) und der «Meisterlieder der Kolmarer Handschrift» (Stuttg. 1862). Daran reihen sich die Schrift «Ueber Karlmeinet» (Nürnb. 1861) und «Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter» (Quedlinb. 1861). Außerdem hat B. zahlreiche Beiträge zu Pfeiffer's «Germania» geliefert.

Bartsia, von Linné zur Erinnerung an seinen frühzeitig in Surinam verstorbenen Freund Bartsch, einen königsberger Arzt, benannte Pflanzengattung aus der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Scrophularineen, hat einen röhrigen, viertheiligen, meist nicht grün, sondern anders gefärbten Kelch, eine röhrige, zweilippige Blumenkrone mit ungetheilter, gewölbter Oberlippe und dreilappiger Unterlippe, und eine vielsamige, zweifächerige Kapsel. In Deutschland kommt eine einzige Art dieser Gattung vor, eine sehr hübsche auf Wiesen der Alpen, der Vogesen, des Schwarzwaldes, des Riesengebirgs und anderer höherer Gebirge wachsende Pflanze mit gegen- und kreuzständigen, ei- oder herzförmigen, gesägten Blättern und großen violetten, behaarten Blumen in endständiger Aehre. Es ist dies B. alpina L.

Baruch (d. h. der Gesegnete), der Sohn des Nerija, der Freund und Gefährte des Propheten Jeremias, der ihm seine Orakel zu dictiren pflegte, wurde während der Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar mit Jeremias selbst von seinen Landsleuten in einem engen Gefängnisse gehalten, bekam aber mit diesem von dem Sieger die Freiheit und die Erlaubniß, seinen Aufenthalt beliebig zu wählen. Er blieb mit Jeremias zuerst in Palästina zurück, wanderte aber bald im Gefolge desselben nach Aegypten aus. Ueber seine fernern Schicksale gibt es nur widersprechende Nachrichten. Die eine Sage läßt ihn in Aegypten sterben, während die andere berichtet, daß er von dort nach Babylonien gegangen und daselbst 12 J. nach der Zerstörung Jerusalems gestorben sei. Unter seinem Namen ist uns ein apokryphisches Werk in griech. Sprache erhalten, das «Buch Baruch», das eine Trostrede an die Israeliten enthält und den Wiederaufbau Jerusalems verheißt. In unsern Bibelausgaben wird gewöhnlich als Kapitel 6 und 7 ein ebenfalls apokrypher Brief des Propheten Jeremias an die verbannten Israeliten in Babylonien angefügt.

Bärwurz (Meum athamanticum L.), eine perennirende, zu den Doldengewächsen gehörende Pflanze, welche auf Wiesen in Gebirgsgegenden wächst, und deren aromatische, unangenehm süßlichbitter und scharf schmeckende Wurzel als Ingredienz von Kräuterliqueuren benutzt wird, auch officinell ist. Die B. hat sehr fein zertheilte, dreifach fiederschnittige Blätter mit schmallinealen Zipfeln, fast blattlose, einfache oder ästige Stengel, wenigstrahlige Dolden, kleine weiße Blüten und längliche, gerippte Früchtchen.

Barye (Antoine Louis), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 24. Sept. 1796, kam sehr jung zu einem Graveur in die Lehre und übte sich nachher im Modelliren bei dem Bildhauer Bosio, im Zeichnen bei dem Maler Gros. Ohne andere Mittel, als die ihm sein Ciselirerhandwerk darbot, verfertigte er für Juweliere Modelle für Schmucksachen und erwarb damit auch das Nöthigste für seine Kunststudien. Obgleich von der Natur durch Anlagen ausgezeichnet, mußte er doch jeden Schritt zum Ziele hartnäckig erkämpfen. Seine Beiträge zu den Kunstausstellungen 1831, 1833 und 1834 erregten wol die Aufmerksamkeit der Künstler und Kenner, verschafften ihm aber im Publikum nur den Ruf einer gewissen Geschicklichkeit in der Darstellung von Thieren. Der Vorwand, daß man die Plätze, Paläste und Kirchen nicht mit Elefanten, Löwen u. s. w. bevölkern könne, entzog ihm von seiten der Staatsbehörden Aufträge für größere Arbeiten. Diese Verrechnung und ungerechte Strenge der akademischen Kunstjury bewogen ihn, sich auf dem Wege der Privatindustrie eine unabhängige Lage zu begründen. Er fertigte einige Luxus- und Cabinetstücke, die Abnehmer fanden, und stellte nun eine ganze Sammlung größerer und kleinerer Bronzen her, die seinen Kunstverlag bildete. Bei der allgemeinen Ausstellung 1855 wurde ihm die einzige für feinere kunstmäßige Bronzearbeiten ausgetheilte große Ehrenmedaille zuerkannt, und die Regierung beförderte ihn vom Ritter zum Offizier der Ehrenlegion. Seit 1856 ist er Lehrer des naturhistor. Zeichenunterrichts am Museum des pariser Pflanzengartens. Künstler von großem und vielseitigem Talent, hat sich B. in sehr verschiedenen Gattungen der Bildhauerei mit glänzendem Erfolg versucht. Als Thierbildner macht ihm keiner den Vorrang streitig. Alle Eigenschaften und Leidenschaften der Thiere in ihren Stufenfolgen weiß er mit voller Kenntniß der thierischen Gemüthsarten und Körperformen wiederzugeben. Die Mehrzahl seiner Werke dieser Art besteht in kleinen, aber in Ausdruck und Arbeit trefflichen Darstellungen einzelner Typen und Gruppen aus der Thierwelt. Von seinen größern Bronzearbeiten sind vorzüglich die Thierkämpfe geschätzt. So der Tiger, der ein Krokodil zerreißt (1831), in der Sammlung Thiers'; der Panther und die Gazelle (1833), im Besitz des Herzogs von Luynes; der Tiger, der eine Ziege zerreißt (1839), im Museum zu Lyon; der Jaguar, der einen Hasen verspeist (1852), Staatseigenthum. Die in diesen Darstellungen hervortretende äußerste Bestimmtheit und Schärfe der Behandlung, für kleinere genreartige Stücke ganz zulässig, bringt indeß in jene Werke vom größten Maßstabe einzelne Stillosigkeiten, wie man sie namentlich an B.'s berühmtem, im Tuileriengarten aufgestelltem Löwen, der eine Riesenschlange mit seinen Tatzen zerquetscht (1832), bemerkt. Der ebendaselbst befindliche sitzende Löwe (1847), ein Seitenstück zu dem vorigen, und der ruhende Löwe (1845), Bronzerelief am Piedestal der Julisäule, sind hingegen von großartigem Stil und echt monumentalem Charakter. Daß B. den anatom. Bau und den Seelenausdruck der Menschengestalt ebenso gut kennt und wiedergibt als den Humor und Habitus der Thiere, beweisen hinreichend seine weiblichen Figuren: die drei Grazien; die Amazone; Angelika; seine Reiterstatuetten Karl VI., Gaston de Foix, Bonaparte; seine histor. Compositionen: der Kampf

des Theseus mit dem Minotaurus, der Kampf des Centauren mit dem Lapithen; endlich die von ihm in der letzten Zeit für die Verzierung der Pavillons des neuen Louvre ausgeführten vier Rundwerke, allegorische Gruppen, welche den Krieg, den Frieden, die schirmende Stärke und die lenkende Ordnung darstellen.

Baryt, Baryterde oder Schwererde ist das Oxyd eines Metalls, des Baryums. Es besteht bei 100 Theilen aus 89,56 Baryum und 10,44 Sauerstoff. Die Baryterde gehört in den Systemen der Chemie zu den alkalischen Erden; sie löst sich in siedendem Wasser in ziemlicher Menge, weniger in kaltem. Diese Lösung ist ätzender und den gerötheten Lackmusfarbestoff stärker bläuend als das Kalkwasser. Sie kommt seltener in der Natur an Kohlensäure gebunden vor, so im Witherit. Sehr gemein ist dagegen der schwefelsaure B., bekannt unter dem Namen Schwerspat, ein das bedeutende specifische Gewicht desselben bezeichnender Name. Der Schwerspat, fein gemahlen, dient als Zusatz zum Bleiweiß in den Bleiweißfabriken, um die geringen Bleiweißsorten des Handels zu erzeugen. Derselbe wird aber auch für sich unter dem Namen Permanentweiß als Anstrichfarbe benutzt. Auf dieselbe Weise benutzt man den ein gelbes Pulver bildenden chromsauren B. als Barytgelb. Charakteristisch für die Barytverbindungen ist der Umstand, daß sie im allgemeinen auf Zusatz von Schwefelsäure feinpulverig krystallinischen Schwerspat fallen lassen, indem dieser in Wasser und wässerigen Säuren unlöslich ist. Die Baryterde ward 1774 von Scheele entdeckt, worauf Davy 1808 aus derselben zuerst das Metall Baryum rein darstellte, das indessen in Verbindung mit Quecksilber schon früher von Berzelius und Pontin erhalten wurde. Das Baryummetall kennt man als ein gelbes, glänzendes Metallpulver, welches an der Luft und im Wasser schnell oxydirt. In der Heilkunde wird der salzsaure B. (das Chlorbaryum) seit Hufeland gegen sog. skrofulöse Krankheiten angewendet, ist aber ein unzuverlässiges Mittel und bringt bei größern Gaben eigenthümliche Vergiftungszufälle hervor. Von den übrigen Barytsalzen ist zu erwähnen der salpetersaure B., der als Zusatz bei Anfertigung grüner Feuerwerksätze dient, und das Schwefelbaryum, ein weißes, körniges Pulver, welches, wenn es der Sonne ausgesetzt gewesen, im Dunkeln lange fortleuchtet (Bologneser Leuchtstein).

Baryxylon (Schwerholz), eine der 10. Linné'schen Klasse oder der natürlichen Familie der Cäsalpinien angehörige Baumgattung, wovon eine Art (B. rufum) in Cochinchina ein röthliches, außerordentlich hartes Holz liefert. Dieses Holz wird in seiner Heimat als das vorzüglichste Bauholz geschätzt, auch öfters nach Europa gebracht und zu Maschinentheilen (Walzen u. s. w.) verarbeitet.

Basalt oder Basanit nennt man eine Felsart, die aus einem innigen Gemenge von Augit, Feldspat und Magneteisenerz besteht, auch oft etwas Olivin enthält. Seine Masse ist schwarz, sehr dicht und hart, im Bruche flachmuschelig und uneben, fein- und kleinkörnig, zuweilen auch erdig. Nicht selten enthält er Blasenräume, die mit verschiedenen Mineralien angefüllt sind. Auch finden sich Einmengungen in ihm; desgleichen geht er in andere ihm verwandte Felsarten über, z. B. in Dolerit. Durch Einwirkung der Witterung zersetzt er sich leicht, und aus dem verwitterten Gestein geht ein sehr fruchtbarer Boden, eine fette, schwärzliche Erde hervor, welche das Wachsthum der Pflanzen, namentlich des Getreides, sehr befördert. Daß der B. ein vulkanisches Gestein sei, darüber besteht kein Zweifel mehr unter den Geologen. Viele Laven thätiger Vulkane bestehen aus Basaltmasse, die sich kaum von der älterer Basaltberge unterscheiden läßt. Alle Laven pflegen überhaupt entweder zum B. oder zum Trachyt (s. d.) zu gehören. Die ältern Basaltberge zeichnen sich durch ihre Form aus. Sie erheben sich entweder in Gestalt von mehr oder minder abgestumpften Kegeln, oder sie steigen mit seltener Schroffheit bis zur scharfen Spitze hinan. Die Oberfläche der Berge zeigt kleine Erhabenheiten und Vertiefungen, oder sie ist besetzt mit bald regellos eckigen, senkrechten, bald aus Säulen bestehenden Felsmassen. Ueberhaupt ist säulenförmige Absonderung ungemein häufig. Man findet den B. vorzüglich in der Eifel, im Westerwalde, Rhöngebirge, in Sachsen (Pöhlberg, Scheibenberg, Bärenstein, Stolpen, Winterberg u. s. w.), in Hessen, Böhmen (Mittelgebirge), in der Auvergne, auf den Hebriden (Staffa), in Irland (Riesenweg) u. s. w. Der B. dient als ein vorzügliches Baumaterial und ist auch zu Straßenpflastern und Chausseen nutzbar. Gepocht unter Kalkmörtel gemengt, vermehrt er die bindende Kraft desselben. Die säulenartigen Stücke verwendet man zu Pfeilern, Thür- und Fensterstöcken u. s. w., die dichtern Formationen zu Mühlsteinen, Mörsern, Trögen, zu Amboßen für Goldschmiede, Goldschläger, Buchbinder u. s. w. Auch hat man Werke der ältern Bildhauerkunst in B., und die röm. Bildhauer bedienen sich desselben zur Restauration der ägypt. Bildsäulen aus schwarzem Granit. Der B. wird der Glasfritte

zugesetzt; für sich allein gibt er ein dunkles, flüssiges Bouteillenglas. Endlich bedient man sich seiner als Zuschlag beim Schmelzen strengflüssiger und kalkhaltiger Eisenerze.

Basardschik, Bagardjik, d. h. Marktstadt, ist der Name mehrerer Orte in der Türkei. — B. oder Hadschi-Oglu-Basari, eine von Gärten umgebene Stadt im südöstl. Bulgarien, 5 M. im NW. von Baltschik am Schwarzen Meere, hat 5000 E. und 10 Moscheen und hält jährlich im April eine bedeutende Messe. Die Stadt wurde 2. Juni 1774 von den Russen unter Kamenskoi I. erobert, der die Türken nach Schumla zurücktrieb, und 3. Juni 1810 abermals erstürmt unter Kamenskoi II. nach einer hartnäckigen Vertheidigung, wobei 8000 Türken fielen. — B., auch Tatar-B. genannt, eine Stadt im Ejalet Adrianopel, an der obern Maritza, 5 M. im WNW. von Philippopel, zählt 4—5000 Häuser, die zu drei Viertel von Moslems, zu ein Viertel von christl. Bulgaren bewohnt sind. Der Ort hat 18 Moscheen und 5 Kirchen, großartige Ueberreste eines Khans, an die sich der jetzige Khan anlehnt, und einen mit soliden Buden reichlich besetzten Marktplatz. Auch sind hier warme Quellen und Bäder. Die Stadt treibt bedeutenden Reisbau und hält jährlich eine große Messe, Marasia genannt, die vom Anfang Juni bis Mitte August dauert. Von B. führt ein in den Fels gehauener Saumpfad zwischen den auf den Höhen befindlichen Ruinen der antiken Trajanspforte über den Balkan nach Sophia.

Baschi-Bosuks heißen in neuerer Zeit in den türk. Heeren die irregulären Freischaaren, welche aus den kriegerischen Stämmen des Osmanischen Reichs, besonders in Asien, geworben werden. Der Name, der ihnen beigelegt worden, bedeutet Wirr- oder Strudelköpfe und ist sehr charakteristisch für ihre Beschaffenheit. Im Orientkriege zeigten sie sich völlig unbrauchbar. Weder dem franz. General Yussuf, welcher aus Afrika dazu berufen wurde, noch dem engl. General Beatson gelang es, dieselben zu organisiren und zu discipliniren. Sie mußten mehrmals, um ihren Greuelthaten im Lande Einhalt zu thun, durch Linientruppen entwaffnet werden.

Baschkiren, eigentlich Baschkurt, ein gewöhnlich zu den turk-tatar. Stämmen gerechnetes, aber unzweifelhaft ursprünglich finn., doch durch Mischung in Sprache und Sitte wie in Gesichtsbildung und Farbe tatarisch gewordenes Volk, von den Kirgisen Istjak (Ostjak) genannt. Sie wohnen im südl. Uralgebirge, hauptsächlich auf dessen Westseite und den anstoßenden Ebenen des Wolgagebiets, in den Gouvernements Orenburg, Perm, Samara und einem Theile von Wjätka. Der Name Baschkurt, der so viel wie Bienenzüchter, nach andern Erzwolf, Erzräuber bezeichnen soll, kommt zum ersten mal im Anfang des 10. Jahrh. bei dem Araber Ibn Fozlan in dem Berichte von dessen Gesandtschaft zu den Wolga-Bulgaren vor. Von abendländ. Schriftstellern werden sie zuerst im 13. Jahrh., und zwar von den Reisenden Plano Carpini und Rubruquis, erwähnt. Diese bezeichnen sie unter dem Namen Pascatir als ein am obern Theile des Uralstromes wohnendes Volk, das dieselbe Sprache rede wie die Ungarn. Bis zur Ankunft der Mongolen und Tataren waren die B. ein selbständiges, großes Volk, welches fortwährend die benachbarten Bulgaren und Petschenegen beunruhigte. Kurz vor der Mitte des 13. Jahrh. wurden sie jedoch von den Tataren unterworfen und standen nun unter einer dreifachen Herrschaft: die Sauralski (jenseit des Ural) gehörten zum Sibirischen, die Bjalski (am Flusse Bjala) zum Kasanischen, die Gorski (Bergbewohner) zum Nogaischen Khanat. Sie selbst leiten sich von den turk-tatar. Nogaiern ab, welche im 14. und 15. Jahrh. den südl. Ural beherrschten, und von denen die anstoßenden Steppenniederungen die große Nogai hießen. Zur Zeit als Kasan durch den russ. Großfürsten Iwan I. 1487 erobert wurde und durch Iwan II. 1552 das Kasanische Khanat ein Ende nahm, waren die B. bereits ohne Macht. Sie unterwarfen sich dem russ. Scepter und erhielten das Land zwischen der Kama und Bjala angewiesen. 1573 wurde an letzterer Ufa als Hauptstadt des Baschkirenlandes zum Schutze gegen die Kirgisen gegründet. Die B. empörten sich indeß wiederholt gegen die russ. Herrschaft: so 1672—76 unter Seit, 1707—8 unter Aldar und Kußjum, zuletzt zur Zeit der Gründung Orenburgs 1735—41 unter Abys Kilmjak, wodurch sie in Wohlstand und Volksmenge sehr herunterkamen. Nach ihrer Unterwerfung (1741) erhielten sie eine militärische Organisation. 1786 wurden sie von Steuern befreit, und seit 1798 sind sie als eine Art Kosacken zum Dienste der unregelmäßigen Reiterei gezogen. Noch jetzt zahlen sie keine Steuern; jeder muß aber vom 17. bis 40. J. Kriegsdienst leisten. Die B. zerfallen gegenwärtig in 13 numerirte Cantone und jeder derselben in eine Anzahl numerirter Jurten. Sie stehen unter dem Gouverneur von Orenburg, militärisch unter einem eigenen Ataman; jeder Jurt wählt seinen Starschin oder Anführer selbst. Pfeil und Bogen, mit denen sie in den Befreiungskriegen im westl. Europa erschienen, sind jetzt mit Lanze und Flinte vertauscht.

Sie bilden, mit übergesiedelten Kosacken gemischt, den Uralfluß entlang den Grenzcordon gegen Asien oder die Linie der Uralischen Kosacken. Auch werden sie zur Begleitung der Karavanen in die Kirgisensteppe und zu mancherlei andern Diensten gebraucht. Sie sind roh und kriegerisch, vortreffliche Reiter und wissen ihre Waffen geschickt zu gebrauchen. Die B. bewohnen, etwa 500000 Köpfe stark, ein Gebiet von 2563 Q.-M., das halb mit Wald bedeckt ist, und haben im ganzen 600000 Pferde, 300000 Rinder, 560000 Schafe. Ein Reicher besitzt oft 500—2000 Schafe und bis 500 Bienenstöcke. Man theilt sie in ansässige und wandernde B. Die erstern wohnen in Dörfern und treiben Viehzucht, Ackerbau und Bienenzucht. Die nomadisirenden, wiederum in Gebirgs- und Steppenbaschkiren zerfallend, leben theils von der Jagd, größtentheils von Viehzucht, aber mit solcher Sorglosigkeit, daß im Winter manchmal das Futter fehlt. Die B. haben große, runde Köpfe, ein plattes Gesicht mit großen Ohren und schwachem Barte, dunkle Hautfarbe, schmalgeschlitzte Augen, eine gerade, kurze Stirn, schwarze Haare, breite Brust und breite Schultern, sind überhaupt stark und muskulös, zu jeder Beschwerde und Arbeit tüchtig. Sie bekennen sich seit alter Zeit zum Islam, verstehen aber sehr wenig davon. Für ihre Kinder sind jetzt 360 Schulen eingerichtet mit 7000 Schülern. Ihre Kleidung besteht in einem blauen Hemde oder einem langen, asiat. Oberkleide nebst Gürtel und einem großen Schafpelz, die Kopfbedeckung aus einer spitzen Filzmütze. Sie zeigen sich gastfrei, aber mistrauisch und diebisch, besonders zum Pferdediebstahl geneigt. Ihr Lieblingsgetränke ist saurer Meth, nächstdem Thee und der Kumiß, ein aus gegorener Stutenmilch bereitetes berauschendes Getränk.

Basedow (Joh. Bernhard), eigentlich Joh. Berend Bassedau, auch Bernhard von Nordalbingen, wie er sich oft nannte, wurde zu Hamburg, wo sein Vater Perrükenmacher war, 11. Sept. 1723 geboren. Von 1741—44 besuchte er das dortige Johanneum, wo er von Reimarus, dem wolfenbüttler Fragmentisten, vielfache Anregung erhielt. Sodann bezog er 1744—46 die Universität Leipzig, um Philosophie und Theologie zu studiren, ohne jedoch daselbst die akademischen Vorlesungen regelmäßig zu besuchen, indem er sich mehr durch häuslichen Fleiß, durch Bücherlesen und Nachdenken «persönliche ungelernte Meinungen» erarbeitete. 1753 wurde er Lehrer an der Ritterakademie zu Soröe, von wo er 1761 wegen heterodoxen Ansichten an das Gymnasium zu Altona versetzt wurde. Der Druck theol. Intoleranz, besonders aber das Erscheinen von Rousseau's «Emile» (1762) brachte ihn auf den Gedanken, der Reformator des Erziehungswesens in Deutschland, womöglich von ganz Europa zu werden. Begeistert von Rousseau's Gedanken und aufs innigste mit den Anschauungen des Comenius vertraut, trat er 1768 mit seiner «Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer, über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt» hervor, worin er zugleich den Plan eines pädagogischen Elementarwerkes vorlegte, das «ein A-b-c-Buch der realen und nominalen menschlichen Erkenntniß» werden sollte. Die in dem Plane entwickelten Ideen fanden bei Fürsten, Regierungen, geistlichen Würdenträgern, Freimaurerlogen (es war die «Sturm- und Drangperiode»), gefeierten Gelehrten, reichen Privatpersonen u. s. w. das lebendigste Interesse und eine Geldunterstützung von 15000 Thlrn. 1774 erschien das «Elementarwerk» (4 Bde. mit 100 meist Chodowiecki'schen Kupfern) mit einer franz. (von Huber) und einer lat. (von Mangelsdorf) Uebersetzung, «ein geordneter Vorrath aller nöthigen Erkenntniß, zum Unterricht der Jugend vom Anfang bis zum akademischen Alter». Inzwischen ward ihm auch Gelegenheit gegeben, seine Erziehungsideen in die Praxis umzusetzen. Leopold Friedrich Franz berief ihn 1771 nach Dessau, wo er 1774 das Philanthropin (s. Philanthropie) errichtete, das aus einer Pensionsanstalt für Zöglinge vom 6. bis zum 18. J. bestand, die in deutscher, franz., lat. und griech. Sprache, «in allen Studien der gesitteten Stände, auch in allen schulmäßigen und gymnasienmäßigen Studien, bis an die Geschicklichkeiten zu den höhern Facultäten» unterwiesen wurden. Der Enthusiasmus für B.'s Unternehmen, «das nicht katholisch, lutherisch oder reformirt, aber christlich» sein sollte, und bei dem «die Lehrbücher frei von theologisirenden Entscheidungen für das Christliche wider Juden, Mohammedaner, Deisten und wider die sog. Dissidenten, welche an einigen Orten Ketzer heißen», war groß. Rochow, Rambach, Iselin, Kant, Euler, der preuß. Minister u. s. w. sprachen sich aufs vortheilhafteste dafür aus, und ähnliche Philanthropine wuchsen wie aus der Erde. Bald jedoch wurde durch B.'s Wankelmuth in seinen Freundschaften, durch das große Geschrei, das er von seiner Sache machte, durch seine ungerechte, einseitige Herabwürdigung des Alten der erste Enthusiasmus gemäßigt. Er selbst lebte seit 1778 mehr neben als in seiner Familie, bald in Dessau, bald in Leipzig, Halle und Magdeburg, unermüdlich für seine Ideen thätig, bis er 25. Juli

1790 zu Magdeburg mit den sein Streben charakterisirenden Worten starb: «Ich will secirt sein zum Besten meiner Mitmenschen». B. war ein kräftiger und leidenschaftlicher Geist, energisch und kühn im Reden und Schreiben, mehr angelegt zum Zerstören als zum Aufbauen, zur Aufregung anderer als zum eigenen plastischen Gestalten, äußerlich schon (wie ihn Goethe in «Wahrheit und Dichtung» charakterisirt) also gekennzeichnet: mit zusammengepackten und wie nach innen gezogenen Gesichtszügen, mit tief im Kopfe liegenden, kleinen, schwarzen, scharfen, unter struppigen Brauen hervorblickenden Augen, mit heftiger, rauher Stimme und schnellen und scharfen Aeußerungen. Seine Erziehungsgrundsätze waren extrem: er hatte ein blindes Vertrauen auf seine alle und allein seligmachende Unterrichtsmethode, die weder die Individualität des Zöglings noch die Persönlichkeit des Lehrers berücksichtigte. Auch verkannte er den tiefen Inhalt des classischen Alterthums und den wesentlichen Gehalt des Christenthums für die Erziehung. Er hat jedoch das unbestreitbare Verdienst, daß er die Mängel der damaligen Erziehung, welche die körperliche Entwickelung ganz vernachlässigte, die Muttersprache und die Realien gar nicht als Unterrichtsgegenstände in Betracht zog und sich überhaupt nicht mit Bewußtsein von sachgemäßen methodischen Grundsätzen leiten ließ, sondern in einem traditionellen Mechanismus verloren hatte, ohne Schonung aufdeckte. Ebenso ist es sein Verdienst, daß durch seine Wirksamkeit neben den alten auch die neuern Sprachen Lehrgegenstände in den Schulen wurden und damit das Vorurtheil verschwand, wonach wahre Bildung einzig durch Aneignung der lat. und griech. Sprache möglich sein sollte. Vgl. Rathmann, «Beiträge zur Lebensgeschichte B.'s aus seinen Schriften und andern echten Quellen» (Magdeb. 1791); Meyer, «Charakter und Schriften B.'s» (2 Bde., Hamb. 1791—92).

Basel (franz. Bâle), seit 1501 der 11. Canton der Schweiz, wird von Frankreich, Baden und den Cantonen Aargau, Solothurn und Bern begrenzt und zerfällt nach Tagsatzungsbeschluß vom 26. Aug. 1833 in die zwei souveränen Halbcantone B.-Stadt und B.-Landschaft, von denen der erstere 0,69 Q.-M. mit 40683 E., der letztere 7,79 Q.-M. mit 51582 E. begreift. Mit Ausnahme der unmittelbaren Umgebung der Stadt B., welche am Anfang der großen Rheinebene des Elsasses liegt, besteht das Land aus Hügelland, das sich nach S. und SO. zu allmählich bis zu der Paßhöhe des Jura erhebt, der hier den Namen Hauenstein (2100 F.) führt und dessen östl. Theil seit 1857 durch einen 8340 F. langen Eisenbahntunnel durchbrochen worden ist. Der Boden ist im ganzen fruchtbar und wohl angebaut, das Klima in der Gegend der Stadt B. sehr mild. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung besteht in Ackerbau, Viehzucht und Obstbau. In begünstigter Lage wird der Weinbau nicht vernachlässigt. Seit einigen Jahrzehnten ist auch Salz Gegenstand der Ausfuhr geworden. Von Industriezweigen wird besonders ausgedehnt die Seidenbandweberei, nächstdem die Fabrikation von Baumwollwaaren, Leder, Papier, Stahl- und Eisenwaaren betrieben. Von Wichtigkeit ist der Transithandel.

Die Stadt B. erwuchs allmählich aus dem röm. Lagerposten Basilia (zuerst 372 n. Chr. erwähnt), welcher 1 M. von der wichtigen Stadt Augusta Rauracorum entfernt lag, deren Name noch in den beiden Dörfern Kaiser-Augst und B.-Augst fortlebt. Nachdem B. seit 406 unter allemannischer Herrschaft gestanden, kam es mit ganz Allemannien um 500 unter die Herrschaft der Franken und bei der Theilung des Fränkischen Reichs 843 an Ludwig den Deutschen. Kaiser Heinrich I. baute die 917 von den Hunnen verheerte Stadt wieder auf, welche hierauf zu Burgund gehörte, jedoch seit 1032 dem Deutschen Reiche zufiel. Um die Mitte des 11. Jahrh. erlangte sie die Reichsunmittelbarkeit. B. wurde früh der Sitz eines Bischofs, der sich seit dem 11. Jahrh. mit dem Reichsvogte, mit mehrern adelichen Familien und der Bürgerschaft in die oberste Gewalt theilte. Unter manchen innern und äußern Wirren ward aber die Macht des Adels allmählich gebrochen, der Bischof in seinen Rechten beschränkt und damit die Gewalt der Bürgerschaft immer mehr ausgedehnt. Zugleich zerstörte, eroberte oder erkaufte man die umliegenden Burgen, sodaß sich die Herrschaft der Stadt über die bis in die neuere Zeit in Abhängigkeit und Unterthänigkeit gehaltene Landschaft erweiterte. In zahlreiche Fehden mit den habsburgischen Dynasten verwickelt, schloß sich B. nach Gründung des Schweizerbundes diesem enger an, besonders 1444 nach der ruhmvollen Schlacht bei St.-Jakob an der Birs. Endlich trat es nach dem Frieden zwischen Kaiser Maximilian I. und der Eidgenossenschaft dieser 1501 förmlich bei. Seit 1519 wurden in B. die Schriften Luther's gedruckt, und nach zwei Jahrzehnten schon war die reformirte Lehre allgemein eingeführt. Das Domkapitel wanderte aus, und die Klöster wurden eingezogen. Seit der Verbindung mit der Schweiz gewann das bürgerlich-demokratische Element noch entschiedener die Oberhand, sodaß 1516 ein Theil des Adels auswanderte und die Zurückgebliebenen den Zünften völlig gleich-

gesetzt wurden. Diese fast ausschließliche Beschränkung der Gewalt auf die Männer der Gewerbe und des Handels förderte die Ausbildung eines eigenthümlichen städtischen Geistes mit den bürgerlichen Tugenden des Fleißes, der Sparsamkeit und einer wenigstens äußerlichen Sittenstrenge, aber auch mit Mangel an freierm polit. Blicke. Im Kreise des städtischen Gemeinwesens selbst fehlte es nicht an Reibungen zwischen Bürgerschaft und Obrigkeit, unter welchen sich die Verfassung allmählich herausbildete. Die Stadt im engern Sinne stand an der Spitze des Staats, und die Gewalt war in den Händen eines Großen und eines Kleinen Raths, von je 280 und 64 Mitgliedern, unter dem Vorsitze wechselnder Bürgermeister und Oberzunftmeister. Beide Räthe aber ergänzten sich aus den durch das Los bestimmten Genossen der 15 Zünfte der Großen Stadt und der 3 Quartiere der auf dem rechten Rheinufer gelegenen Kleinen Stadt. Der Kleine Rath war nicht blos die höchste vollziehende Behörde, sondern vereinigte auch wichtige Attribute der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt, sodaß endlich selbst den Zünften nur noch sehr unbedeutende Befugnisse zustanden. Einig zeigte sich indeß stets die Stadt der Landschaft gegenüber, wo sie ebenfalls alle erhebliche weltliche und geistliche Stellen aus ihren Bürgern besetzte.

Der Unmuth der Landschaft über Zurücksetzung war schon in frühern Jahrhunderten wiederholt in fruchtlosen Aufständen ausgebrochen, als die Erschütterungen der Französischen Revolution auch die kleine Republik B. ergriffen. Während aufgeklärte Bürger der Stadt, an ihrer Spitze der Oberzunftmeister Ochs, mit Reformplanen umgingen, kam es auf dem Lande zu Unruhen. Erst nachdem die Schlösser Waldenburg, Farnsburg und Homburg in Flammen aufgegangen, beschloß 20. Jan. 1798 der souveräne Rath in B. die Freilassung des gesammten Volks vom Unterthanenzustande und die Anerkennung einer allgemeinen staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit. Der Canton nahm hierauf theil an den Schicksalen der Helvetischen Republik und an der Mediation, und erhielt in dieser letztern Periode eine Verfassung, die das Princip der Rechtsgleichheit unangetastet ließ, aber gleichwol auf indirectem Wege der Stadt das Uebergewicht sicherte. Damit nicht zufrieden, schrieb der Große Rath unter dem Einflusse der Restauration dem Canton 4. März 1814 eine neue Verfassung vor, die durch die Vertheilung der Repräsentation und die Besetzung der für lebenslänglich erklärten Rathsstellen die Rechtsgleichheit der Landschaft zum Schattenbilde machte. Derselben Verfassung wurde 1815 der zum frühern Bisthum B. gehörige und nun dem Canton einverleibte sechste Bezirk Birseck (etwa 3 Q.-M. groß mit 5—6000 kath. E.) unterworfen. Gegen außen wußte der neuconstituirte Staat seine Würde zu behaupten. So schlug er z. B. 1824 die Forderung der Ausweisung polit. Flüchtlinge entschieden ab. Im Innern dagegen steigerte das Uebergewicht der Stadt immer mehr die Unzufriedenheit der Landschaft. Als namentlich seit 1830 viele Cantone zur Verfassungsreform schritten, trat auch in B. 18. Oct. eine im Bade Bubendorf gehaltene Versammlung aus mehrern Gemeinden mit einer Petition an den Großen Rath und der Erinnerung an die Freiheitsurkunde von 1798 hervor. Der Große Rath ging auf den Vorschlag der Reform ein, wollte aber den Entwurf einer Commission aus seiner Mitte übertragen, worüber sich Streit erhob. Die Landschaft bewaffnete sich, und in Liestal ward 6. Jan. 1831 eine provisorische Regierung gewählt. Die städtischen Milizen und Miethsoldaten zerstreuten jedoch die schlechtgerüsteten Haufen der Landleute, besetzten Liestal, verjagten die provisorische Regierung, und unter dem Einflusse des Schreckens ward nun die neuentworfene Verfassung 16. Jan. mit Mehrheit angenommen. Unzeitige Strenge der Gewalthaber und Aufhetzereien von der einen und der andern Seite fachten alsbald den Bürgerkrieg von neuem an. Die Landschaft, die militärischen Versuche der Städter abschlagend, constituirte sich als besonderer Staatskörper durch ein 27. April 1832 vom Verfassungsrath in Liestal entworfenes Grundgesetz. Die städtische Partei trat jetzt dem reactionären Sarnerbunde bei und überfiel 3. Aug. 1833, ungeachtet des von der Tagsatzung gebotenen Landfriedens, mit bewaffneter Macht die Landschaft. Doch in einem blutigen Gefechte wurden die städtischen Truppen mit starkem Verlust zurückgeschlagen. Nunmehr besetzten eidgenössische Truppen den Canton, und die Tagsatzung erkannte die Trennung der beiden Cantonstheile an, wodurch B.-Stadt auf das Stadtgebiet und drei Dörfer auf der rechten Rheinseite beschränkt wurde. Ein anderer Tagsatzungsbeschluß vom 16. Sept. 1833 setzte die Geld- und Mannschaftscontingente der beiden Cantonstheile fest, und endlich wies ein zur Theilung des Staatsvermögens niedergesetztes eidgenössisches Schiedsgericht 13. April 1835 der Landschaft 64 Proc. vom unmittelbaren und mittelbaren Staatsgute zu, sowie 60 Proc. vom Kirchen- und Schulgute, ungefähr im Werthe von je 964000 und 1,900000 schweiz. Franken.

Im Halbcanton B.-Stadt, welcher aus der Stadt B. und den drei Landgemeinden Riehen, Bettingen und Kleinhüningen besteht, kam 3. Oct. 1833 eine Verfassung zu Stande, welche staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Trennung der Gewalten, Oeffentlichkeit, Beschränkung der Amtsdauer auf sechs Jahre, Preßfreiheit u. s. w. aussprach und sich hiernach den Verfassungen der regenerirten Cantone anschloß. Die gesetzgebende und oberaufsehende Behörde, der Große Rath, bestand aus 119 Mitgliedern. Bedingung für die Wählbarkeit in diesen Körper war ein Amt im Canton, oder 1500 schweiz. Franken Vermögen in Grundeigenthum oder hypothekarischen Forderungen, oder eine Kapital- oder Gewerbsteuer von jährlich 6 Franken. Aus dem Großen Rath ging die aus 15 Mitgliedern bestehende höchste Verwaltungsbehörde, der Kleine Rath, hervor, in welchem zwei jährlich wechselnde Bürgermeister den Vorsitz hatten. In Sachen der eidgenössischen Politik, wie namentlich in der aargauer Klosterfrage und zum Theil auch in Sachen des Sonderbundes, hielt sich B.-Stadt seit Errichtung jener Verfassung auf seiten der sog. conservativen Stände. Doch gewann unter dem Einflusse der verschiedenen polit. Ereignisse, welche die Schweiz bewegten, auch hier allmählich die Partei des Fortschritts eine wachsende Bedeutung. Nach der Revolution in Genf 1846 wurde in B.-Stadt von seiten der Conservativen selbst eine Revision der Verfassung durch einen Verfassungsrath beantragt und ausgeführt, und 8. April 1847 erfolgte die Annahme dieser revidirten Verfassung. Die wichtigsten Veränderungen betrafen die Abschaffung des Census und die Ausdehnung der Wahlfähigkeit auf alle mindestens 20jährigen Bürger. Zugleich wurden die Bedingungen für Erlangung des Bürgerrechts in manchen Beziehungen erleichtert. Nach der revidirten Verfassung, welche durch eine abermalige Revision vom 1. März 1858 in einigen untergeordneten Punkten Abänderung erlitt, steht die Souveränetät bei der Gesammtheit der Activbürger, welche in 18 Wahlzünften und in den Bezirksversammlungen 134 Bürger auf sechs Jahre zum Großen Rath wählen, dessen Hälfte alle drei Jahre ausscheidet, und der wenigstens sechsmal im Jahre zusammentritt. Der Große Rath erwählt aus seiner Mitte einen Ausschuß von 15 Mitgliedern, den Kleinen Rath oder «die Regierung», und letztere wiederum ernennt die Mitglieder der Collegien und alle übrigen Beamten. Die Gerichtsbarkeit ist auf verschiedene Tribunale (ein Criminal-, ein Polizei-, ein Kriegs-, ein Ehe-, ein Tabellar-, ein Baugericht, zwei Civil- und vier Feldgerichte) vertheilt, von welchen allen der Recurs an das aus 13 Mitgliedern bestehende Appellationsgericht offen steht. Die Finanzen sind im ganzen wohlgeordnet. B.-Stadt besitzt ein zinstragendes Activvermögen von 2½ Mill. Frs., dagegen eine Passivschuld von 5½ Mill. Die Einnahmen des Halbcantons betrugen 1863 im ganzen 1,200000 Frs. Die Ausgaben belaufen sich auf 900000 Frs. für Bauwesen, 220000 für Justiz und Polizei und 450000 an Zuschüssen zu den Kirchen-, Schul- und Universitätsfonds. B.-Stadt sendet 1 Mitglied in den schweiz. Nationalrath.

Der Halbcanton B.-Landschaft, dessen Hauptort und Regierungssitz Liestal ist, zerfällt in vier Amts- und Verwaltungsbezirke: Liestal, Waldenburg, Sissach und Arlesheim und hat eine rein demokratisch-republikanische Verfassung, welche 6. Mai 1832 angenommen wurde, aber 1839, 1850 und 1863 Revisionen erfahren hat. Alles untersteht hier dem Willen «des souveränen Volks», in dessen Namen die Gesetze und Verordnungen erlassen werden. Das Volk erwählt in seinen Gemeindeversammlungen nicht nur die 70 Mitglieder des Landraths, sondern auch den Regierungsrath von 5 Mitgliedern und alle Bezirksbeamte auf drei Jahre. Doch kann das souveräne Volk die Erwählten auch vor der Zeit abberufen und über alle landräthlichen Beschlüsse das Veto ausüben. Dem Landrathe dürfen die Mitglieder der Regierung und des Obergerichts (aus 7 vom Landrath erwählten Mitgliedern bestehend) nur mit berathender Stimme beiwohnen. Auch die Geistlichen und Lehrer haben sich alle sechs Jahre einer Neuwahl durch ihre Gemeinden zu unterziehen. Außerdem enthält die Verfassung von B.-Landschaft noch eine Menge Bestimmungen, welche anderwärts der Gesetzgebung und verwaltenden Behörden anheimgestellt sind. Da der Betrag der verzinslichen Staatsschulden und des zinstragenden Activvermögens (je 1 Mill. Frs.) sich beinahe ausgleicht, so kann der Halbcanton B.-Landschaft als ein schuldenfreies Gemeinwesen angesehen werden. Die jährlichen Einnahmen betragen 600000 Frs. Die beträchtlichen Fonds für Kirchen-, Schul- und Armenanstalten bedürfen nur wenig Beihülfe von seiten der Staatskassen. Zu Liestal befindet sich die Hypothekenbank, ein im Entstehen begriffenes Museum und die Cantonsbibliothek. Secundärschulen sind in allen vier Bezirken errichtet worden. In den Nationalrath sendet B.-Landschaft 2 Mitglieder. Vgl. Ochs, «Geschichte der Stadt und Landschaft B.» (8 Bde., Basel 1796—1822); Köllner, «Statist.-geogr. Beschreibung des Cantons B.» (Basel 1833); Burckhardt, «Statist.

Gemälde von B.-Stadt» (St.-Gallen 1841); die «Mittheilungen» der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer zu B. (Basel 1843 fg.).

Basel, Hauptstadt des gleichnamigen Cantons der Schweiz, liegt zum größten Theile auf dem linken Ufer des Rhein, der hier schiffbar wird, und über den eine 1226 erbaute, 715 F. lange Brücke nach dem gegenüberliegenden Klein-Basel führt, und zählt 37918 E., darunter 11211 Fremde und 9697 Katholiken. Die ehrwürdige Stadt wird noch von Mauern, Wällen und Gräben umgeben, ist alterthümlich gebaut und trägt mit ihren winkeligen und steilen Straßen ganz den Charakter der alten deutschen Reichsstädte, wenn sich auch ihre Physiognomie in neuester Zeit durch Neubauten etwas verändert hat. Unter den ältern Bauwerken steht das Münster obenan, dessen rothe Sandsteinmasse mit den beiden, 205 F. hohen Thürmen überall dem Auge malerisch entgegentritt. Die Kirche wurde 1010—19 von Kaiser Heinrich II. erbaut, nach einem Brande von 1135 erneuert und nach der Zerstörung des größten Theils durch das Erdbeben von 1356 im goth. Stil wiederaufgeführt. In derselben befindet sich der Conciliumsaal mit den Freskenfragmenten des berühmten baseler Todtentanzes. Ein Theil der Fenster wurde in neuerer Zeit mit prächtigen Glasmalereien geschmückt. An der Südseite des Chors ziehen sich Kreuzgänge hin mit vielen Grabdenkmälern. Hinter dem Münster genießt man von einer Terrasse (die Pfalz) eine schöne Aussicht auf den Rheinstrom und die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes. Außerdem sind an interessanten Baulichkeiten noch zu nennen: die Dominicanerklosterkirche, die Klosterkirche Klingenthal, die St.-Martinskirche (1851 hergestellt), die goth. St.-Klarakirche in Klein-Basel, das sehr schöne Rathhaus (1510 im sog. burgundischen Stil erbaut), das Spahlenthor (1400 angelegt), die neue goth. St.-Elisabethkirche und das 1849 vollendete Museum, in welchem sämmtliche städtische Sammlungen und die Universitätsbibliothek (70000 Bände mit 4000, zum Theil sehr werthvollen Handschriften) aufgestellt sind. Außer dem Fischmarktsbrunnen und Spahlenbrunnen ist noch das Denkmal von St.-Jakob vor dem Aeschenthor zur Erinnerung an die Schlacht von St.-Jakob (26. Aug. 1444) zu erwähnen. Die 1459 von Papst Pius II. gestiftete Universität, welche, außer der erwähnten Bibliothek eine naturwissenschaftliche und andere Sammlungen und einen botan. Garten besitzt, war lange Zeit die einzige der Schweiz und im Reformationszeitalter ein Mittelpunkt des geistigen Lebens. Auch in der Folge zählte sie, wenn auch im ganzen ohne besonders eingreifende Wirksamkeit, zeitweise höchst ausgezeichnete Männer der Wissenschaft unter ihren Mitgliedern. Dahin gehören aus frühern Jahrhunderten die Reformatoren Oecolampadius und Grynäus, die Mathematiker Bernoulli, Merian, Euler, in neuerer Zeit die Theologen De Wette, Hagenbach, der Germanist Wackernagel, der Historiker Gerlach u. s. w. Im 15. und 16. Jahrh. blühte in B. die Buchdruckerkunst, die durch Namen wie Amerbach, Froben, Herwag, Oporin, Haas vertreten war. Gegenwärtig wird die Universität nur noch von etwa 90 Studirenden besucht. Vgl. Lutz, «Geschichte der Universität B.» (Aarau 1826). Auch in der Geschichte der deutschen Kunst wird B. als Wohnsitz der Künstlerfamilie Holbein mit Auszeichnung genannt. Im Museum finden sich viele Bilder derselben sowie auch von Schongauer und Manuel Deutsch. Von Bildungsanstalten sind noch das Gymnasium, die Taubstummenanstalt, die Handwerkerschule zu nennen. Die Zahl der Wohlthätigkeitsanstalten war von jeher sehr bedeutend. Eine ausgebreitete Thätigkeit hat die 1777 begründete Gesellschaft zur Beförderung alles Guten und Gemeinnützigen entwickelt. Berühmt ist das seit 1816 bestehende Seminar für Missionare, ebenso die Bibelanstalt (seit 1804), die älteste des Continents. Unter den wissenschaftlichen Vereinen ist, außer dem naturwissenschaftlichen und historischen, besonders die Gesellschaft für vaterländische Alterthümer zu nennen, die in ihren «Mittheilungen» gute Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Cantons geliefert hat. B. ist schon seit Jahrhunderten eine der bedeutendsten Fabrik- und Handelsstädte der Schweiz. Der ungemeine Wohlstand und Reichthum der Bürger der Stadt ist sprichwörtlich geworden. Die Seidenbandfabrikation, die über 3000 Arbeiter beschäftigt, ist noch immer der blühendste Gewerbzweig. Die früher sehr bedeutenden Papier- und Ledergewerbe sind herabgekommen. Baseler Lebkuchen und «Leckerli» sind ein Ausfuhrartikel. Bei der Lage der Stadt in der Kreuzung der Straßen von Deutschland nach Frankreich und Italien ist auch ihr Speditionshandel von Wichtigkeit, obgleich derselbe seit Anlage der Eisenbahnen abgenommen hat. Noch jetzt gilt indeß B. als der bedeutendste Wechselplatz der Schweiz, und seit 1843 besteht daselbst eine große Bank. Nicht unbedeutend ist auch die Rheinschiffahrt. B. besitzt zwei Bahnhöfe, den badischen in Klein-Basel und den Centralbahnhof für die franz. und für die schweiz. Bahn. Vgl. Streuber, «Die Stadt B., historisch-topographisch beschrieben» (Basel 1854).

Baseler Concil. Die berühmte allgemeine Kirchenversammlung von Basel dauerte vom 27. Aug. 1431 bis 7. Mai 1449. Das Concil zu Kostnitz hatte, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, die altkirchliche Anschauung von den allgemeinen Kirchenversammlungen als oberster richterlicher und gesetzgebender Macht in der Kirche erneuert und den periodischen Zusammentritt solcher Kirchenparlamente verordnet. Natürlich fürchteten die Päpste eine solche Einschränkung ihrer absoluten Gewalt noch ärger als alle andern Reformbeschlüsse, und Martin V. hatte alsbald nach seiner Ernennung durch die Versammlung zu Kostnitz den Berathungen derselben ein Ziel gesetzt. Aber von allen Seiten gedrängt, berief er die zu Kostnitz beschlossene Versammlung wirklich nach Basel, und sein Nachfolger Eugen IV. übertrug dem Cardinallegaten Giuliano Cesarini von St.-Angelo die Leitung der Verhandlungen. Als Zweck ward, neben der Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und der Beendigung der Kriege zwischen christl. Fürsten, namentlich angekündigt die Bewältigung der hussitischen Ketzerei, gegen welche alle Kreuzheere nichts ausgerichtet hatten. Vom 27. Aug. 1431, wo die Berathungen durch Bevollmächtigte des Cardinallegaten eröffnet wurden, bis zu dessen persönlichem Erscheinen in der Versammlung 14. Dec., sammelten sich die Prälaten, Aebte, Doctoren und Abgeordneten der Fürsten mit jener Langsamkeit, welche durch das Mistrauen in die Absichten der röm. Curie gerechtfertigt schien. Als die Berathungen kaum eröffnet, gebot Eugen unter nichtigen Vorwänden dem Cardinallegaten die Auflösung des Concils. Dieser aber machte Gegenvorstellungen, und die Repräsentanten der allgemeinen Kirche, einmal versammelt, proclamirten sich, unter feierlicher Erneuerung der Kostnitzer Beschlüsse, für die oberste, über dem Papste stehende Kirchengewalt, luden Eugen, der die Versammlung nach Italien verlegen wollte, zu wiederholten malen ein nach Basel zu kommen, und erklärten alle Einreden des Papstes gegen ihr Verfahren für nichtig. Als Eugen IV. trotzdem Widerstand leistete, leitete das Concil einen förmlichen Proceß wider ihn ein, und begann in Frankreich und Deutschland die päpstl. Gerechtsame zu üben. Gleichzeitig eröffnete die Versammlung die namentlich von Cardinal Giuliano mit dem ernstesten Eifer betriebenen Verhandlungen mit den böhm. Hussiten. An der Spitze von 300 Reitern hielten 4. Jan. 1433 Prokop und Rokyczana ihren Einzug in Basel. Die Friedensbemühungen blieben erfolglos, doch gelang es, nachträglich den gemäßigtern Theil der Hussiten durch Einräumung des Laienkelchs und einiger anderer Hauptpunkte zufrieden zu stellen (Prager Compactaten vom 30. Nov. 1433). Unter dem Drucke Kaiser Sigismund's, welcher dem Concile die Wiedergewinnung Böhmens verdankte, außerdem durch Empörungen im Kirchenstaate nachgiebig gemacht, mußte Eugen IV. sich zur Unterschrift einer Bulle bequemen, welche das Concil und alle seine bisherigen Beschlüsse feierlich bestätigte (12. Oct. 1433). Der Friede war indessen nur von kurzer Dauer. Die Kirchenversammlung faßte ihre Hauptaufgabe, die kirchliche Reform, fast nur als Beschränkung der päpstl. Rechte und Einnahmen auf, und erließ eine Reihe von Decreten, welche den ohnehin schon widerwilligen Papst aufs äußerste erbittern mußten. Nur wie nebenbei wurden seit dem Jan. 1435 eine Reihe von Beschlüssen zur Hebung der Sittenzucht und Reform des Klerus gefaßt, wie gegen das Concubinat der Priester, gegen Misbräuche des Bannes, des Interdicts und des Appellationsrechts, gegen Vernachlässigung der klösterlichen und priesterlichen Pflichten, gegen Narrenfeste und allerlei Störungen des Gottesdienstes. Alle diese Verordnungen schienen aber fast nur anstandshalber erlassen zu sein, um mit um so größerm Nachdrucke eine Reform des Papstthums decretiren zu können. Die Tendenz ging auf eine Einschränkung der päpstl. Monarchie zu Gunsten der geistlichen Aristokratie und der Universitäten, nach dem Vorbilde der großen ständischen Privilegien im damaligen Feudalstaate. Zu dem Ende wurde die freie Wahl der Kapitel wiederhergestellt, die päpstl. Disposition über die Pfründen an Kathedral- und Collegiatkirchen beinahe völlig aufgehoben, die Appellationen nach Rom beschränkt und durch Abschaffung der Annaten, Palliengelder und Taxen bei Bestätigung oder Verleihung geistlicher Würden und Pfründen der röm. Curie die reichste Quelle ihrer Einkünfte gerade in dem Augenblicke verstopft, wo der Papst der Geldmittel zur Wiedereroberung des Kirchenstaats am dringendsten zu bedürfen meinte. Den Schluß der Reformen bildete, laut Beschluß vom 25. März 1436, ein neues Papstwahlgesetz und eine völlige Umgestaltung des Cardinalcollegiums. Der Papst sollte hiernach beim Antritte seines Amts eidlich geloben, die Beschlüsse des Concils aufrecht zu erhalten und dasselbe alljährlich zusammenzuberufen. Das Cardinalcollegium wurde auf 24 Mitglieder beschränkt, die sich selbst ergänzen und als eine Art von permanentem Ausschuß alle Amtshandlungen des Papstes überwachen, seine Bullen contrasigniren und dafür die Hälfte der Einkünfte des Kirchenstaats beziehen sollten.

Diese Beschlüsse besiegelten den völligen Bruch des Concils mit Eugen, und beide Theile rüsteten sich zum Kampfe. Aber schon bei der ersten Gelegenheit, welche dem Concile sich bot, seinen Einfluß geltend zu machen, lief der Papst ihm den Rang ab. Der griech. Kaiser wollte in seiner Bedrängniß durch die Türken die Unterstützung des Abendlandes durch Wiedervereinigung der Griechen mit der röm. Kirche erkaufen und meldete dem Papste und dem Concile zugleich, daß er zu Unterhandlungen bereit sei. Aber die päpstl. Schiffe kamen auf listige Weise den von dem Concile zur Aufnahme der griech. Gesandten ausgeschickten Galeren zuvor und brachten die Gesandten wohlbehalten nach Ferrara. Inzwischen waren die Väter in Basel über den Ort, wo das Concil mit den Griechen zu halten, hart aneinandergerathen. Der zur Versöhnung mit Eugen geneigtere Theil stimmte nach des Papstes Wunsch für Ferrara; aber in einer furchtbar stürmischen Sitzung, in welcher nur die Dazwischenkunft bewaffneter baseler Bürger das Blutvergießen verhinderte, entschied die Majorität für eine Stadt außerhalb Italiens. Die meisten Italiener, an ihrer Spitze Cardinal Giuliano, verließen das Concil und brachten den Beschluß der Minorität als rechtskräftiges Decret der Kirchenversammlung und mit den Siegeln derselben versehen nach Ferrara, wo Eugen sofort ein (zwei Jahre später nach Florenz verlegtes) Gegenconcil eröffnete und die Verhandlungen mit den Griechen in Angriff nahm. Die in Basel Zurückgebliebenen antworteten im Juli 1437 mit einer neuen Vorladung Eugen's IV. und seiner Cardinäle wegen Ungehorsams gegen ihre Decrete, und verhängten 24. Jan. 1438 über ihn die Suspension vom Pontificat. Aber schon begannen viele bisherige Anhänger des Concils an dessen Macht und Befugnissen irre zu werden. Der Tod des Kaisers Sigismund raubte der Versammlung ihren mächtigsten Beschützer. Die weltlichen Fürsten zogen ihre Unterstützung zurück, und von den Prälaten und Würdenträgern der Kirche verließ einer nach dem andern die Versammlung. Trotzdem ließen sich die Zurückgebliebenen nicht einschüchtern. An ihrer Spitze stand, nach Giuliano's Weggang, der Erzbischof von Arles, Cardinal Louis d'Allemand, ein kühner, geistvoller, sittenreiner, aber von glühendem Hasse gegen das herrschsüchtige und geldgierige Rom geleiteter Kirchenfürst. Durch das Ausscheiden aller päpstlich gesinnten, vermittelnden oder schwankenden Elemente innerlich gekräftigt, schritt das kirchliche Rumpfparlament, in welchem nur noch Doctoren und Pfarrer saßen, zu den äußersten Maßregeln. Eugen ward wegen seines Ungehorsams gegen das Concil für einen hartnäckigen und rückfälligen Ketzer erklärt und nach einigem Zögern 7. Juli 1439 feierlich seiner Würde entsetzt. An seiner Stelle wählte ein Ausschuß des Concils den Herzog Amadeus von Savoyen, welcher der Regierung seines Landes entsagt hatte, um am Genfersee ein gemächliches Einsiedlerleben zu führen, als Felix V. zum Papste.

Zur Zeit jener Wahl wüthete in Basel die Pest und bot den Zaghaften und Abergläubischen willkommenen Vorwand, das immer mehr zusammenschmelzende Concil zu verlassen. Der neue Papst ward nur von seinem Sohne, den Schweizern und dem Herzoge von Baiern anerkannt, während Eugen, nach der Bezwingung der Römer in Italien wieder angesehen, den meisten Mächten Europas nach wie vor als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche galt. Die Franzosen und Deutschen suchten aus dem Schiffbruche des Concils wenigstens die vor dem Processe gegen Eugen erlassenen Reformdecrete desselben zu retten. Karl VII. von Frankreich erhob dieselben durch die pragmatische Sanction von Bourges zu Reichsgesetzen; als aber die Versammlung zur Absetzung des Papstes schritt, ließ er sie im Stiche. Die deutschen Kurfürsten nahmen auf dem Tage zu Mainz 26. März 1439 ebenfalls die Reformedicte an; in dem Competenzstreite zwischen Eugen und dem Concile erklärten sie sich neutral. Aber der neue Kaiser Friedrich III. war den Baselern niemals geneigt. Sein schlauer Geheimschreiber Aeneas Sylvius, einst eins der Häupter der Baseler und Geheimschreiber des Gegenpapstes, hatte der Kirchenversammlung, als das Glück sie verließ, den Rücken gewendet und leitete insgeheim die jahrelangen Verhandlungen des Habsburgers mit Rom. Die Erzbischöfe von Trier und Köln, wegen ihres muthigen Festhaltens an den Baseler Schlüssen von Eugen IV. entsetzt (1445), vereinigten noch einmal die deutschen Kurfürsten zu einer Art von Ultimatum an Eugen (21. März 1446), worin sie die Genehmigung der Baseler Decrete und die Einberufung eines neuen Concils nach einer deutschen Stadt auf den 1. Mai 1447 verlangten und im Weigerungsfalle sich förmlich auf die Seite der baseler Versammlung zu schlagen drohten. Aber Friedrich III. sah in dem Kurfürstenbunde eine Schmälerung seiner kaiserl. Macht, und ließ durch Aeneas Sylvius hinter dem Rücken der Kurfürsten mit dem Papste und den übrigen Reichsfürsten unterhandeln. Gegen halbe, überdies zweideutige Zugeständnisse und gegen die Zurücknahme der Entsetzungsdecrete über die beiden Erzbischöfe ließ sich die Mehrheit der Reichs-

stände zur Anerkennung Eugen's IV. herbei (Sept. 1446), und der Papst empfing auf dem Sterbebette die Obedienz der deutschen Nation (7. Febr. 1447). Die Schlauheit des neuen Papstes Nikolaus V. und die Treulosigkeit des Aeneas Sylvius wußten bald darauf auch noch die wenigen Zugeständnisse Eugen's den Deutschen größtentheils zu entwinden (Wiener Concordat vom 17. Febr. 1448). Der Kaiser ging mit einem Separatvertrage voran, die Reichsfürsten traten einer nach dem andern bei, die Mächtigern durch besondere Verwilligungen gewonnen. Die Reste des Concils, denen die Reichsstadt Basel ihren Schutz entzog, übersiedelten nach Lausanne (25. Juni 1448). Aber als ihr eigener Papst auf ehrenvolle Bedingungen hin sich Nikolaus V. unterworfen, blieb ihnen nichts übrig, als dem kirchlichen Parlamentspiel ein Ende zu machen. Die Versammlung wählte Nikolaus V. zum Nachfolger von Felix und decretirte dann 7. Mai 1449 ihre eigene Auflösung. Die Baseler Beschlüsse sind in keine röm. Conciliensammlung aufgenommen und von den röm. Curialisten für nichtig erklärt worden. Dennoch sind sie eine Quelle des kanonischen Rechts für Frankreich und Deutschland, da sie in die pragmatische Sanction von Bourges und theilweise auch in die Mainzer Acceptation übergegangen, auch nachmals, wenigstens soweit sie die Kirchenzucht betreffen, nicht völlig aufgehoben worden sind. Die handschriftlich in Paris und Basel aufbewahrten Acten des Concils sind gedruckt in der Sammlung von Mansi und öfter. Vgl. auch Wessenberg, «Die allgemeinen Concilien des 15. und 16. Jahrh.» (Bd. 2, Constanz 1840); Binterim, «Pragmatische Geschichte der deutschen National-, Provinzial- und vorzüglichsten Diöcesansynoden» (3 Bde., 1835); Voigt, «Enea Silvio, als Papst Pius II. und sein Zeitalter» (Bd. 1, Berl. 1856).

Baseler Friede. Am 5. April und 22. Juli 1795 wurden in Basel zwei für die Schicksale Deutschlands und der Pyrenäischen Halbinsel gleich verhängnißvolle Friedensverträge abgeschlossen; der erstere zwischen der damaligen Französischen Republik und Preußen, der andere zwischen ebenderselben und Spanien. Die hervorragendsten Unterhändler waren: von seiten Frankreichs der Botschafter Barthélemy, von seiten Preußens Graf Goltz und, nach dessen Tode, der Minister von Hardenberg, von seiten Spaniens der Gesandte Yriarte. Preußen, dem sich 28. Aug. der Landgraf von Hessen-Kassel durch einen besondern Vertrag anschloß, trat von der Coalition gegen Frankreich zurück und sagte sich selbst als deutscher Reichsstand vom Reichskriege los. Es nahm durch eine Demarcationslinie alle norddeutschen Reichsstände, die sich gleich ihm vom Kriege lossagen würden, in seinen Schutz und übergab seine überrhein. Besitzungen, vorbehaltlich einer künftigen nähern Uebereinkunft, der siegreichen Französischen Republik. Ein geheimer Artikel verhieß für Preußen, falls beim allgemeinen Friedensschluß das linke Rheinufer bei Frankreich verbleibe, eine entsprechende Entschädigung. Hardenberg hielt den Baseler Frieden für «sicher, vortheilhaft und ehrenvoll»; der weitere Verlauf der Ereignisse aber hat gezeigt, daß er es weder für Preußen noch für Deutschland war. Spanien seinestheils verlor zwar in dem Vertrage vom 22. Juli nur seinen Antheil an der Insel San-Domingo, bahnte aber damit zugleich die später ihm so unheilvolle Allianz mit Frankreich an.

Basilicata, ehemalige neapolit. Provinz, s. Potenza.

Basilicum, Basilienkraut (Ocimum Basilicum L.), eine einjährige, zu der Familie er Lippenblütler gehörige Pflanze, welche in Asien und Afrika wild wächst und ihres feinen Aromas halber häufig als Zier-, Gewürz- und Arzneipflanze cultivirt wird. Das Basilienkraut hat einen weichbehaarten Stengel, kahle, eiförmig-längliche, entfernt gesägte Blätter und weiße Blüten, welche in Quirle gestellt sind, die wieder endständige Trauben bilden. Die unterseits drüsig punktirten Blätter, welche ätherisches Oel enthalten und aromatisch, etwas kühl und salzig schmecken, sind officinell. Man findet bei uns das Basilienkraut gewöhnlich als Topfpflanze in Gewächshäusern und Zimmern, es kommt aber auch im freien Lande fort, wenn es erst in Töpfe oder Mistbeete gesäet und später ins Freie verpflanzt wird. Es verlangt guten Boden und reichliches Begießen. Außer dem Basilienkraut, von dem durch die Cultur viele Varietäten entstanden sind, werden noch mehrere andere Arten von Ocimum, theils Kräuter, theils Halbsträucher, als Ziergewächse cultivirt. Die perennirenden und halbstrauchigen Arten sind alle Warmhauspflanzen, indem sie aus den Tropengegenden stammen. Charakteristisch ist für alle Arten dieser Gattung, daß die Oberlippe flach und vierlappig, die Unterlippe ganz und rinnig ist und die Staubfäden auf letztere herabgebeugt sind.

Basilides, ein aus Syrien stammender, aber erst seit seiner Uebersiedelung nach Alexandrien zu größerm Einflusse gelangter Gnostiker aus der Zeit des Kaisers Hadrian. Sein System ist eine Weiterbildung der Lehre seines ältern Zeitgenossen Saturnin, die Grundanschauung dualistisch, aber durch ihren sittlichen Ernst vor vielen verwandten Theorien sich auszeichnend.

Um den Ursprung des Bösen zu erklären, nahm er eine anfängliche Mischung geistiger und materieller Elemente in der von untergeordneten Geistern herrührenden Schöpfung an, deren allmähliche Scheidung die Aufgabe der Erlösung ist. Besonders merkwürdig erschien den ältern Kirchenlehrern seine Annahme von 365 aus dem obern Lichtreiche (der Ogdoas) stufenweise emanirten Geisterreihen, deren Zahl durch den Geheimnamen des unbekannten Gottes, Abrasax, angedeutet wurde. Von den Schriften des B. und seines Sohnes Isidor, meist ethischen Inhalts, sind noch Fragmente vorhanden. Seine Schule hat eine sehr reiche Entwickelung erlebt, und aus dem ältern basilidianischen System ging frühzeitig eine, unter dem Einflusse stoischer Philosophie wesentlich modificirte Lehre hervor, welche der Verfasser der neuerdings aufgefundenen «Philosophumena» (herausg. von Miller, Orf. 1851) nach einer basilidianischen Schrift (Ueberlieferungen des Matthias) ausführlich geschildert hat.

Basilika, d. i. königl. Halle, ursprünglich der Amtssitz des Archon Basileus bei den alten Athenern, ist der Name einer Gebäudegattung des classischen Alterthums, die besonders bei den Römern zur eigenthümlichen Ausbildung gekommen ist. Die Basiliken dienten für die gemeinsamen Zwecke des kaufmännischen Verkehrs und der bürgerlichen Rechtspflege. Sie bestanden demgemäß aus zwei Haupttheilen, dem Raume für das Publikum, der eine oblonge Grundfläche hatte und insgemein mit Säulenstellungen oder Galerien an den Seiten versehen war, durch welche sich schmälere Seitengänge von einem Mittelraum sonderten, also drei Schiffe entstanden, und dem Tribunal, welches sich an jenen in Form eines Halbkreises, die Sitze der Richter umschließend, anlehnte. Der Haupteingang befand sich an der dem Tribunal gegenübergelegenen Schmalseite. So häufig diese Gebäude bei den Römern waren, haben sich doch nur sehr geringe Reste derselben bis auf die Gegenwart erhalten. Da sich bei diesen Resten überdies mannichfache Abweichungen (z. B. bei der auf dem Forum zu Pompeji) finden, so sind die röm. Basiliken zum Gegenstande einer noch unentschiedenen wissenschaftlichen Streitfrage geworden. Als zur Aufnahme von Versammlungen eingerichtete Gebäude haben die Basiliken auch das Vorbild für die ersten christl. Gotteshäuser abgegeben. Doch schon im 4. Jahrh., als ein neuer Geist die Architektur zu durchdringen begann, wurde in den christl. Kirchenbauten die Form der alten B. umgestaltet und einer höhern Entwickelung zugeführt. Die Erhöhung des Mittelschiffs, die Einführung der Arkaden, der Fenster und die Anordnung eines Querschiffs sowie des Triumphbogens, endlich die Ausschmückung der innern Wände meistens mit glänzenden Mosaikmalereien sind Hauptmomente dieser Umbildung, die nach und nach eintraten. Mit Thürmen waren jene christl. Basiliken noch nicht versehen. Doch hatten die großen Gebäude dieser Art oft fünf Langschiffe, später auch Gewölbe statt der anfangs üblichen Balkendecken. Rom und Ravenna haben die ältesten und bedeutendsten christl. Basiliken aufzuweisen. Ersteres namentlich St.-Peter, St.-Paul, St.-Johannes im Lateran, St.-Clemens u. s. w.; letzteres St.-Apollinare und andere. In neuerer Zeit hat man mehrfach den Basilikenstil bei Kirchenbauten wieder aufzunehmen gesucht, wie in München bei der vom König Ludwig nach Ziebland's Entwurf ausgeführten Kirche des heil. Bonifacius, bei der Jakobskirche in Berlin u. s. w. Vgl. Zestermann, «Die antiken und christl. Basiliken» (Lpz. 1847); Bunsen, «Die christl. Basiliken Roms» (Münch. 1843); Hübsch, «Der altchristl. Kirchenbau» (Karlsr. 1862).

Basilika heißt das unter dem griech. Kaiser Basilius Macedo (gest. 886) begonnene Gesetzbuch des griech. Kaiserreichs, welches sein Sohn Leo der Weise vollendete und dessen Sohn Konstantin Porphyrogeneta 945 revidiren ließ. Es besteht aus 60 Büchern und ist eine Umarbeitung des Justinianeischen Gesetzwerks mit Berücksichtigung mancher unterdeß geänderter Verhältnisse. Die Basiliken haben großen Werth für die Interpretation des Corpus juris, und es ist zu bedauern, daß wir sie nicht mehr ganz vollständig besitzen. Die Hauptausgaben sind von Fabrot (7 Bde., Par. 1647) und neuerlich von C. W. E. Heimbach (Bd. 1—5, Lpz. 1833—50). Schon das Mittelalter lieferte verschiedene auf die Basiliken bezügliche Schriften, welche ihr Verständniß und ihre kritische Behandlung erleichtern; so die «Glossae nomicae», kurze Worterklärungen; die «Synopsis» oder «Ecloga Basilicorum», das «Prochiron» des Kaisers Basilius und das zu dessen Ergänzung dienende «Prochiron» des Konstantinus Harmenopulus, letzteres Auszüge aus den Basiliken, zum Theil aus ziemlich später Zeit (herausg. von G. E. Heimbach, Lpz. 1851). Von neuern Hülfsmitteln ist Haubold's «Manuale Basilicorum» (Lpz. 1819) vorzugsweise zu nennen.

Basilisk, eine Gattung Eidechsen mit hohen Hautlappen auf Rücken und Schwanz, kurzem, dickem Kopfe, kleinem Rumpfe und peitschenartigem, dünnem Schwanze, welche im allge-

meinen dem Leguan gleicht, von Insekten lebt und sich auf den Waldbäumen des südl. Amerika aufhält. Der gemeine B. (Basiliscus mitratus) wird höchstens 3 F. lang und zeichnet sich durch eine große, dreieckige Kopfkappe aus, die er aufblähen kann. Der indische B. (Lophura tigrina) gehört einer andern Gattung an, wird 3—4 F. lang, lebt wie die erstere und hält sich in Amboina auf. In der schon bei Plinius vorkommenden Fabel tritt der B., der mit dem der gegenwärtigen Zoologie nichts gemein hat, als eine ungeheuere Schlange auf, die durch ihren Blick (Basiliskenblick) tödtet und durch ihre fürchterliche Stimme alles Lebende aus ihrer Nähe vertreibt. Die Schriftsteller des Mittelalters haben dieses Wesen noch abenteuerlicher ausgestattet, es oft abgebildet, z. B. Aldrovandi, und lassen es aus dem Ei eines Hahns ausgebrütet werden. Die morgenländ. Völker geben ihrem B. eine Gestalt, die aus Hahn, Kröte und Schlange zusammengesetzt und sich auch in chines. Zeichnungen angedeutet findet.

Basilius, der Große genannt, geb. 329 zu Cäsarea in Kappadocien, studirte unter den heidnischen Philosophen zu Athen und trat zuerst als Sachwalter in seiner Vaterstadt auf. Später stiftete er eine Mönchsgesellschaft und ward 362 zum Presbyter geweiht. Schon 364 seines Amts entsetzt, im folgenden Jahre aber wieder zurückberufen, wurde er 370 Bischof; als solcher starb er 379. Ein geistvoller Prediger und gelehrter Theolog, aber noch größer als Kirchenfürst, genoß er unter den griech. Kirchenvätern das größte kirchliche Ansehen, nicht blos wegen seines hervorragenden Antheils an dem Kampfe wider die Arianer und an der theol. Verständigung zwischen Morgenländern und Abendländern (Homoiusiasten und Homousiasten), sondern namentlich in Anerkenntniß seiner Verdienste um die Regelung der Kirchenzucht, des Gottesdienstes und der Verhältnisse der Geistlichkeit, und vor allem wegen seiner erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens. Die griech. Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Schutzheiligen und feiert sein Fest den 1. Jan. Die Mönche und Nonnen sowol dieser als auch der übrigen orient. nicht unirten Kirchen folgen fast durchaus der nach B. benannten Regel. Auch in Italien gab es sonst, und in Sicilien und Amerika gibt es noch jetzt Klöster dieser Gattung, welche den Orden der Basilianer bilden. Die auf B. zurückgeführten Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth sind die Regeln aller Ordensgeistlichen der Christenheit, obgleich er eigentlich nur Stammvater der morgenländ. Ordensgeistlichen ist. Unter seinen Schriften, die am besten von Garnier (3 Bde., 1721—30) und von den Benedictinern (3 Bde., Par. 1739) herausgegeben wurden, besonders unter den moralischen und ascetischen, sind viele, deren Echtheit bezweifelt wird. Vgl. Klose, «B. der Große, nach seinem Leben und seiner Lehre» (Stralf. 1835); Böhringer, «Die Kirchengeschichte in Biographien» (1. Bd., 2. Abthlg., Zürich 1842). — **B.**, Bischof von Ancyra, das Haupt der Semiarianer, deren Lehren er gegen Eudoxus mit großem Eifer vertheidigte, wurde, ungeachtet er beim Kaiser Konstantinus hohe Gunst genoß, 360 durch das Concil zu Konstantinopel abgesetzt und nach Illyrien verwiesen.

Basis (griech.) nennt man überhaupt die Grundlage einer Sache. In der Geometrie versteht man darunter diejenige Seite einer geradlinigen Figur, oder diejenige ebene Grenzfläche eines Körpers, welche als die unterste gedacht wird, sodaß die ganze Figur oder der ganze Körper darauf ruht. Es ist jedoch willkürlich, welche Seite oder Seitenfläche man als B. ansehen will. Im gleichschenkeligen Dreieck nimmt man gewöhnlich die ungleiche Seite zur B., im Prisma immer eine von zwei parallelen und congruenten Grenzflächen, sodaß also im Parallelepipedum jede Grenzfläche zur Grundfläche genommen werden kann. — In der Geodäsie ist die B. eine gerade Linie von beträchtlicher Länge, z. B. von einer halben oder ganzen Meile, auch wol darüber, die auf der Oberfläche der Erde mit größter Sorgfalt, meist mit Meßstangen, gemessen, und an welche dann durch Rechnung und Beobachtung ein noch viel weiter ausgebreitetes Netz von Dreiecken gelegt wird. Der Zweck dieser Operationen ist entweder die Vermessung eines ganzen Landes, oder die Bestimmung der Größe eines Meridianbogens und somit zugleich der Größe und Gestalt der Erde. — In der Kriegskunst wird das Wort B. ebenfalls angewendet. Man versteht darunter die Grundlage der Operationen, welche durch einen Landstrich mit festen Punkten oder eine Stromlinie gebildet wird, sodaß nicht allein die Zufuhr von Verpflegung, der Ersatz an Mannschaft und Material gesichert ist, sondern auch die Operationen eine kräftige Stütze daran finden. In dieser Hinsicht unterscheidet man die ökonomische und strategische B., welche meist, aber nicht immer, zusammenfallen. Die ökonomische B. enthält die Bedürfnisse des im Felde operirenden Heeres, welche in Magazinen, Depots u. s. w. an bestimmten Plätzen in Bereitschaft gehalten werden. Solche Plätze, Waffenplätze genannt, müssen gegen Unternehmungen des Feindes vollständig gesichert, d. h. es müssen

Festungen sein. Die strategische B. gibt der Armee durch günstige Terrainverhältnisse oder feste Punkte den sichern Ausgang für die Offensive und, im Fall eines Rückzugs, wieder Halt für die Vertheidigung. Von jenen festen Punkten (Subjecten) gehen die Operationslinien, d. h. die Richtungen aus, nach welchen die Armee dem Operationsplane gemäß sich bewegt, nach demjenigen Punkte (Objecte) hin, auf welchen die Operation gerichtet ist. Begreiflicherweise genügt für eine größere Armee eine einzige Operationslinie nicht. Es müssen deren mehrere und somit auch ebenso viel Anfangspunkte von Operationslinien oder befestigte Subjecte vorhanden sein. Man sagt, eine Operation sei wohl basirt, wenn die Lage und Beschaffenheit der zu Magazinen und Depots eingerichteten Plätze wie der Subjecte den Zweck der Operation unter allen Verhältnissen sicherstellen. Von großem Werthe ist es, wenn die Verbindungslinie der Subjecte ein schiffbarer Strom bildet, der die Communication der Magazine untereinander auf eine sichere und bequeme Weise vermittelt und zugleich den Rückzug einer geschlagenen Armee hinter seine schützenden Wellen unter dem Schutze der Festungen möglich macht. So ist z. B. der Rhein von Koblenz bis Wesel als eine deutsche Operationsbasis gegen Belgien, und derselbe Strom von Manheim (Rastadt) über Mainz bis Koblenz als deutsche Operationsbasis gegen Frankreich anzusehen. Deutschland würde von Frankreich weniger zu fürchten haben, wenn Strasburg als deutsche Festung die Festungskette von Wesel bis Germersheim schlösse. In der Regel wird sich die B. im Rücken einer operirenden Armee befinden und um so günstiger sein, je reicher sie ist und je näher sie sich der Armee befindet. Entfernt sich eine Armee so weit von ihrer B., daß der Nachschub der Bedürfnisse unsicher und unbequem wird, so muß sie Bedacht nehmen, eine neue B. anzulegen. Es ist jedoch nicht unumgänglich nothwendig, daß die B. die Operationslinien unter irgendeinem Winkel schneide. Durchströmt z. B. ein großer, durch Festungen verstärkter Fluß den Kriegsschauplatz seiner Länge nach, so können B. und Operationslinien parallel laufen oder auch zusammenfallen, wie dieses z. B. bei einem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich mit der Donau der Fall ist. Es wird dann derjenige Theil im entschiedenen Vortheile sein, welcher in dem Besitz der Festungen das Mittel in der Hand hat, nach Belieben auf das eine oder das andere Ufer debouchiren zu können.

Basis oder Base, in der Mehrzahl Basen, heißen in der Sprache der Chemie diejenigen Körper, welche bei ihrer Verbindung mit den durch den Sauerstoff erzeugten Säuren Salze bilden und als die charakterisirenden Grundstoffe dieser Salze betrachtet werden können. Sie entstehen selbst durch die Verbindung der verschiedenen Metalle mit einer bestimmten Menge Sauerstoff und besitzen die Fähigkeit, bei ihrer Verbindung mit den Säuren die sauern Eigenschaften der letztern aufzuheben. Bei der Zersetzung der Salze durch den elektrischen Strom der Volta'schen Säule scheiden sie sich am negativen Pole aus, während die Säuren gerade entgegengesetzt am positiven Pole frei werden; sie sind also auch in elektrischer Beziehung den Säuren entgegengesetzt. Nach der Ansicht der meisten neuern Chemiker ist es jedoch nicht die ganze B., welche beim Zusammentreffen mit einer Säure mit dieser sich verbindet und ein Salz bildet, sondern nur das in der B. enthaltene einfache (metallische) oder (wie bei dem Ammoniak und den organischen Basen) zusammengesetzte Radical, welches, indem es in das Säuremolecül eintritt und ein entsprechendes Aequivalent Wasserstoff daraus verdrängt, mit der Säure ein Salz bildet. Auch bei der Zersetzung der Salze durch den elektrischen Strom wird eigentlich nicht die ganze B., sondern nur das in ihr enthaltene Metall am positiven Pole ausgeschieden, und wo ersteres dennoch geschiebt, ist dies nur scheinbar und eine Folge der Orydation des ausgeschiedenen Metalls durch das damit in Berührung befindliche Wasser. Auch der Schwefel, das Selen, das Tellur bilden mit den Metallen Verbindungen, welche sich, analog wie die Sauerstoffbasen mit den Sauerstoffsäuren, mit andern Schwefelverbindungen zu Schwefelsalzen vereinigen. Man nennt diese Basen zum Unterschiede Schwefelbasen, Selenbasen und Tellurbasen. Ebenso kommen in den organischen Körpern gewisse Stoffe vor, welche die sauern Eigenschaften der Säuren aufzuheben und sich mit ihnen zu Salzen zu verbinden im Stande sind, und man hat dieselben daher mit dem Namen der organischen Basen bezeichnet. Diese finden sich vorzugsweise in Pflanzen, welche auf den thierischen Organismus kräftige Einwirkungen hervorbringen, und sind die Ursache der arzneilichen oder giftigen Wirkungen. Solche organische Basen finden sich z. B. in dem Opium, der Chinarinde u. s. w. Sie sind sämmtlich stickstoffhaltig.

Basken, bei den Spaniern Bascongados, in ihrer eigenen Sprache Euscaldunac, ein merkwürdiger Volksstamm, welcher um den Winkel des Golfs von Biscaya zu beiden Seiten

des Westflügels der Pyrenäen, in der südwestlichsten Ecke Frankreichs und einem Theile des nördl. Spanien wohnt und den letzten Rest des einst über die ganze Pyrenäische Halbinsel und das südl. Gallien, in vorhistor. Zeit wahrscheinlich noch viel weiter nach N. und W. verbreiteten Volks der Iberer (s. d.) bildet. Die Aquitanier Cäsar's und der röm. Kaiserzeit im südwestl. Gallien zwischen Garonne und Pyrenäen, von denen zum Theil die französischen B. abstammen, waren nur ein mit einem besondern Namen belegter Zweig der Iberer in Hispania und Lusitania, die auf der Halbinsel in zahlreiche kleinere Völkerschaften zerfielen, unter denen die Turdetaner die gebildetsten und die Cantabrer die kriegerischsten waren. Obgleich die B. selbst gern die durch ihre Kämpfe mit den Römern berühmt gewordenen Cantabrer für ihre Vorfahren erklären, so sind doch nur die Caristier, Varduler und Autrigonen, welche das Gebiet der heutigen Baskischen Provinzen innehatten, und die **Vasconen**, welche zur Römerzeit Navarra bewohnten, als solche zu betrachten. Als später die Vasconen ihre Herrschaft auch über die verwandten Stämme in Alava, Guipuzcoa und Biscaya ausdehnten, wurde ihr Name zugleich auf diese übertragen, und als noch später, im 6. Jahrh., die Vasconen auch die Herrschaft über Novempopulanien, einen Theil von Aquitanien, erlangten, machte sich deren Name in der Form Gasconier auch nördlich der Pyrenäen heimisch.

Gegenwärtig erstreckt sich das **französische Baskenland** (Pays Basque) nur noch über einen Theil des franz. Depart. Niederpyrenäen und begreift etwa 90 Q.-M. mit 135000 E., welche sich in die drei Cantone Labourd oder das Labourdan (baskisch Lapurta, bei den Römern Lapurdum) mit 60000, Soule (baskisch Zuberna) mit 30000, und Nieder-Navarra (Cize, Ostabaret und Mixe) mit 45000 E. vertheilen. Die bedeutendsten Städte sind Bayonne, das jedoch jetzt fast ganz französirt ist, und St.-Jean-de-Luz, welches gegenwärtig als der Hauptort des franz. Baskenlandes gelten kann. Der frühere Mittelpunkt der baskischen Bevölkerung war Ustarritz (d. i. Gerichtseiche), wo die Aeltesten in ihrem Bilzar (d. i. Rath der Alten) unter einer (in der Französischen Revolution zerstörten) Eiche zusammentraten und über die Angelegenheiten des Volks berathschlagten. Die Industrie der französischen B. ist unbedeutend. Getreide-, Obst- und Weinbau, letzterer jedoch nur mittelmäßig, sowie Viehzucht, Fischerei (besonders auf Sardellen und Thunfische), auch etwas Bergbau sind die Nahrungsquellen der Bewohner. Die Höhen sind mit dichten Waldungen von Eichen und Kastanien bedeckt.

Das **spanische Baskenland** begreift einestheils das Königreich (Provinz) Navarra, welches auf 190,1 Q.-M. 297422 E. zählt, die größtentheils, besonders in den nördlichern und gebirgigern Theilen B. sind, anderntheils die drei sog. **Baskischen Provinzen** oder **Bascongadas** (Biscaya oder Bilbao, Guipuzcoa und Alava oder Vittoria), welche zusammen auf 124,7 Q.-M. 413470 E. zählen. Die Gesammtsumme der B. in Spanien mag etwa 650000 betragen. Das span. Baskenland ist in dem Raume vom obern Ebro bis zur Seeküste von dem Ostflügel des cantabrischen Küstengebirgs erfüllt, dessen Sierren nördlich des alavaschen Plateau in tausendfacher Richtung die zur See gewendeten Terrassen durchkreuzen und ein durchschnittenes Gebirgsland bilden, in welchem der wildeste Felscharakter mit den lieblichsten Thälern, dichte Waldungen mit wogenden Getreidefeldern abwechseln. Das Land besitzt Holz und Weiden, Ackerbau und Terrassencultur, Viehzucht, Jagd und Fischerei, Salz und Eisen im Ueberfluß; es hat zerstreuten Anbau in vereinzelten Höfen (Solares), gewerbsame Städte und belebte Häfen. Die See auf der einen, das Hochland auf der andern Seite, herrscht hier die Milde und Frische des oceanischen Klimas, dort der Schnee auf den Gebirgen. Das Baskenland ist die Kornkammer, die Eisenmine, die Waffenschmiede und der belebteste nördl. Hafen von Spanien und ganz geeignet, einen Parteigängerkrieg zu unterstützen und ein kräftiges und freies Volk zu beherbergen. Die spanischen B. haben mehr noch als die französischen ihre Nationalität bewahrt. Sie sind glühende Patrioten, stolz auf die Vorrechte ihres Landes, auf das Alter und den Ruhm ihrer Nation. Ihre Sitten sind einfach, ihr ganzes Leben hat noch einen patriarchalischen Anstrich. Alles, was die B. Auffälliges und Eigenthümliches haben, stammt aus alter iberischer Zeit. Es ist noch dieselbe Unerschrockenheit, Abhärtung und Ausdauer, dieselbe Freiheitsliebe und Tapferkeit, aber auch Leidenschaftlichkeit und Rachsucht, wie sie schon Hannibal zu schätzen wußte. Schön und stark ist ihr Körperbau, einfach sind die Sitten, noch alterthümlich die Trachten der Landbewohner. Ein gewisser Wohlstand ist gleichmäßig verbreitet. Der zahlreiche baskische Adel haust zum großen Theil noch in halbzerfallenen Burgen und viereckigen Thürmen, Sasas solas genannt. Die B. sind verschmitzte Schmuggler, tüchtige Soldaten, fleißige Ackerbauer, industriöse Werkleute und kühne Matrosen. Ihre alten

bürgerlichen und polit. Gesetze, Rechte und Freiheiten wußten sie Jahrhunderte hindurch gegen den königl. Absolutismus zu behaupten, und ebenso hartnäckig widersetzten sie sich später dem modernen Constitutionalismus. Nach dem Tode Ferdinand's VII. schlossen sie sich Don Carlos an, weil sie in diesem den Beschützer ihrer alten Volksfreiheiten erblickten, und Navarra und die drei Baskischen Provinzen bildeten den eigentlichen Herd des carlistischen Aufstandes. Erst mit dem Vertrage zu Bergara (1839) erfolgte ihre Unterwerfung unter die constitutionelle Regierung, die ihnen wol mehrfach Zugeständnisse machte, im wesentlichen jedoch ihre Privilegien gebrochen hat. (S. Fueros.)

Die Sprache, welche das Volk der B. spricht, wird von ihnen selbst Euscara, Eskuara oder Esquera genannt. Sie ist nach W. von Humboldt's «Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens», abgesehen von den Veränderungen, welche dieselbe im Laufe der Jahrhunderte erfahren, im allgemeinen die der alten iberischen Bewohner Spaniens und Aquitaniens. Die Turdetaner in Bätica, die Lusitanier, die Cantabrer, Autrigonen, Varduler, Vasconen und Aquitanier sprachen nur Dialekte ein und derselben Sprache, welche ebenso wie das heutige Baskische mit den Sprachen der benachbarten celtischen Völker in ihrem ganzen Organismus nicht die geringste Verwandtschaft zeigt. Das Baskische zeichnet sich durch seinen weichen und harmonischen Charakter aus und wird in vier Hauptmundarten gesprochen, der autrigonischen in Biscaya, dem Wohnsitze der alten Autrigonen, der varduIischen in Guipuzcoa, dem Lande der Varduler, der vasconischen in Ober-Navarra und Alava, wo früher die Vasconen ihre Sitze hatten, der französisch-baskischen oder labortanischen in Nieder-Navarra und den beiden Districten von Labourd und Soule. Doch ist hier überall das Baskische zu einer Volksmundart herabgesunken. Die Gebildeten sprechen seit langer Zeit im Norden der Pyrenäen französisch und in den Baskischen Provinzen spanisch. Ein eigenes Schriftenthum hat sich in dieser Sprache nie entwickelt. Nur aus älterer Zeit kennt man einige Bruchstücke von Volksliedern, deren angebliches hohes Alter aber zweifelhaft ist. Doch singt noch jetzt das Volk zu seinen Nationaltänzen Lieder in Escuara, welche Iztueta in den «Guipuzcoaco dantza gogoangarrien condaira» (San-Sebast. 1824) aufgezeichnet hat. Andere baskische Lieder sind gesammelt in «Euscaldun anciñaco ta ara ledabicico etorquien» (San-Sebast. 1826) und einiges in deutscher Uebersetzung in Ellisen's «Versuch einer Polyglotte der europ. Poesie» (Thl. 1, Lpz. 1846). In der franz. Soule finden von alters her an gewissen Festtagen dramatische Vorstellungen statt, welche ihre Stoffe, ähnlich den Mysterien, theils der Bibel oder Heiligenlegende, theils den mittelalterlichen epischen Sagenkreisen, theils wol auch alten nationalen Ueberlieferungen entlehnen. Eine Analyse von 34 solchen Stücken gibt Michel in «Le Pays Basque, sa population, sa langue, ses moeurs, sa littérature et sa musique» (Par. 1857), der auch in «Le Romancero du Pays Basque» (Par. 1859) eine Anzahl volksthümlicher Erzählungen mitgetheilt hat. Was sonst in baskischer Sprache gedruckt ist, besteht fast nur in Religionsbüchern, mit wenigen Ausnahmen nur Uebersetzungen. Originalwerke sind jedoch Iztueta's Geschichte von Guipuzcoa und Hiribarren's Geschichte der B., beide der neuern Zeit angehörig. Unter den ebenfalls erst seit dem vorigen Jahrhundert von patriotischen B. unternommenen, wenn auch noch unkritischen Versuchen, die Sprache grammatisch zu construiren und etymologisch-lexikalisch zu verzeichnen, sind zu nennen: die Grammatik des Jesuiten Larramendi «El imposible vencido» (Salamanca 1729); dessen lat. und span.-baskisches Wörterbuch (2 Bde., San-Sebast. 1745); Astarloa, «Apologia del Bascuense» (Madr. 1803); Erro, «Alfabeto de la lengua primitiva» (Madr. 1806) und dessen «El mondo primitivo» (Madr. 1815). Vgl. Lecluse, «Grammaire basque» (Toulouse 1826); Abbadie und Chaho, «Études grammaticales de la langue euskarienne» (Par. 1836); Adelung im zweiten Bande (Berl. 1809) und W. von Humboldt im vierten Bande (Berl. 1817) des «Mithridates». In neuester Zeit hat sich namentlich Chaho, der auch ein großes «Dictionnaire basque» (Par. 1857 fg.) begonnen, und in Deutschland Mahn («Baskische Sprachdenkmäler», Berl. 1857) um das Baskische verdient gemacht.

Baskerville (John), ein berühmter engl. Buchdrucker und Schriftgießer, war zu Wolverley in der Grafschaft Worcester 1706 geboren. Anfangs Schreiblehrer in Birmingham, trieb er nachher daselbst mit großem Erfolg ein bedeutendes Lackirgeschäft, neben welchem er sich jedoch seit 1750 auf das Schriftschneiden und Buchdrucken legte. Nach mühsamen und kostbaren Versuchen wurde er der Schöpfer schöner Typen, worin nach ihm nur Bodoni und Didot noch Vorzüglicheres leisteten. Er druckte mit denselben zu Birmingham 1756 den Virgil in Medianquart, dem die Ausgaben mehrerer anderer lat. Classiker, und einiger engl. (z. B.

Milton) und ital. Schriftsteller folgten, unter denen besonders der Ariosto hervorzuheben ist. Auch sein Neues Testament (Oxf. 1763) wird in typographischer Hinsicht besonders geschätzt. Seine Verdienste um die Buchdruckerkunst sind um so mehr einer rühmlichen Anerkennung werth, als ihm durchaus keine Aufmunterung zutheil ward. Sein ganzes Druckgeräth, Schwärze, ja sogar das Papier verfertigte er sich selbst. Er starb 8. Jan. 1775. Beaumarchais kaufte die von ihm nachgelassenen Lettern für 3700 Pfd. St. und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltaire's Werken. B. hatte die entschiedenste Abneigung gegen allen äußern Gottesdienst, den er unter jeder Form für Aberglauben erklärte. Seinem letzten Willen zufolge wurde er in einer gemauerten Grabstätte von konischer Form unter einer Windmühle auf seinem eigenen Grundstück begraben.

Basnage ist der Name einer berühmten prot. Gelehrtenfamilie franz. Abkunft, aus welcher mehrere Glieder sich als Theologen auszeichneten. — Benjamin B., geb. 1580, gest. 1652, war Pfarrer zu Carentan in der Normandie und wohnte als Deputirter seiner Provinz den meisten zu seiner Zeit gehaltenen Synoden der franz. Hugenotten bei. 1637 präsidirte er der wichtigen Nationalsynode zu Alençon. Er zeichnete sich auch als polemischer Schriftsteller aus. — Samuel B., Enkel des vorigen, geb. 1638 zu Bayeux und Prediger daselbst bis 1685, floh nach Aufhebung des Edicts von Nantes nach Holland. Hier fand er eine Anstellung als Prediger zu Zütphen, wo er 1721 starb. Als Schriftsteller that er sich vorzüglich auf dem Gebiete der histor. Kritik hervor. Seine Hauptschriften sind die «Exercitationes historico-criticae de rebus sacris et ecclesiasticis» (Utr. 1692 u. öfter), eine scharfsinnige Kritik der Annalen des Baronius für die J. 35—44, und die «Annales politico-ecclesiastici» (3 Bde., Rotterd. 1706), welche von Augustus bis zu dem byzant. Kaiser Phokas reichen. Außerdem schrieb er eine «Morale théologique et politique», wichtig als einer der ersten Versuche, die Moral abgesondert von der Dogmatik zu behandeln. — Jaques B., des vorigen Vetter, geb. 1653 zu Rouen, erst Pfarrer daselbst, nach Aufhebung des Edicts von Nantes flüchtig, wirkte seit 1691 als Prediger in Rotterdam, seit 1709 im Haag, wo er 1722 starb. Er genoß als Prediger und Geschichtschreiber, aber auch als Diplomat eines ausgezeichneten Rufs und wurde sogar von dem Herzog von Orleans, dem damaligen Regenten von Frankreich, zu verschiedenen Unterhandlungen eingeladen. Die Generalstaaten ernannten ihn zu ihrem Historiographen, und Voltaire rühmte ihm nach, er sei zum Staatsdienste nicht minder geschickt gewesen als zum Kirchendienst. Unter seinen zahlreichen Werken sind die «Histoire des églises reformées» (2 Bde., Rotterd. 1690) und die «Histoire de l'église depuis Jésus-Christ jusqu'à présent» (2 Bde., Rotterd. 1699) die wichtigsten. Ihre Tendenz ist eine Widerlegung der «Histoire des variations des églises protestantes» von Bossuet. Ferner sind zu erwähnen seine «Histoire des Juifs» (5 Bde., Rotterd. 1706) und zahlreiche gegen Bossuet gerichtete Streitschriften.

Basra oder Bássora, in ältern Schriften auch Balsora genannt, eine Stadt in der türk. Provinz Irak-Arabi, ½ M. von der Westseite des Schatt-el-Arab (Vereinigung des Euphrat und Tigris) gelegen und mit diesem durch einen schiffbaren Kanal verbunden, ist der wichtigste See- und Handelsplatz jener Gegend und war zur Zeit seiner Blüte, wo er ein Centrum des Weltverkehrs zwischen Indien, der Levante und Europa bildete, eine große, reiche Stadt, die von Portugiesen, Holländern und Engländern häufig besucht wurde. B. soll nach der Mitte des 18. Jahrh. 150000 E. gezählt haben. 1824 hatte die Stadt 60000, nach der Pest und Ueberschwemmung von 1831 30000, nach der Pest von 1838 12000, 1854 nur 5000, und 1862 (nach Schläfli) kaum 4000—4500 E., darunter 50 Christen, 100 Juden, die übrigen Moslems, und zwar zu drei Viertel Sunniten und ein Viertel Schiiten. Infolge der Vernachlässigung seitens der türk. Regierung schreitet der Verfall der Stadt rasch vorwärts, obschon ihre Lage als Verkehrsplatz außerordentlich günstig und ihre Umgebung zu den fruchtbarsten Gegenden der Erde gehört. Die weitläufigen Quartiere bilden bereits ein Ruinenfeld, und die noch stehenden Häuser sind baufällig. Das beste Gebäude ist Marghil oder Kut-i-Frengi, das engl. Consulat am Hauptstrome, wo die Dampfschiffe anlegen. Die beispiellose Unreinlichkeit der Straßen, in Verbindung mit den Miasmen, die sich in der sumpfigen Umgebung und den stagnirenden Gewässern der Kanäle erzeugen, haben B. zu einem abschreckenden Fieberneste gemacht. Auch die schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers und die Sommerhitze tragen zu der Ungesundheit des Orts viel bei. Der Boden der Landschaft würde bei geringer Cultur die mannichfaltigsten Producte in Fülle hervorbringen. Man pflanzt indeß fast ausschließlich nur die Dattelpalme, die hier eine sehr reichliche und gepriesene Frucht liefert.

Auch ist es nur der Dattelhandel, mit dem B. noch seine Existenz fristet. Ungeheuere Mengen dieser Frucht werden nach den Hafenplätzen des Persischen und Indischen Meeres ausgeführt. Auf den Anbau des Reis wird nur wenig Aufmerksamkeit verwendet. Außer den Datteln bilden in B. noch die Pferde einen Ausfuhrartikel, deren jährlich einige hundert nach Indien gehen. Die früher beträchtliche Ausfuhr von Kupfer hat sich in Einfuhr verwandelt. Der Import aus Indien beschränkt sich auf Kaffee, Indigo, Reis, Gewürze und Bauholz zur Herstellung der den Euphrat und Tigris befahrenden Barken. Die türk. Regierung, welche zu B. ein Arsenal mit einiger Artillerie und 200 Marinesoldaten besitzt, gibt vor, hier eine «Kriegsflotte und 40—50 Ostindienfahrer» zu unterhalten. In Wahrheit sind es aber zwei in Belgien gekaufte Dampfschiffe, die zur Beherrschung der Stromufer und gelegentlich zum Personen- und Waarentransport dienen. Ein kleines engl. Kriegsschiff steht dem brit. Residenten in Bagdad zur Verfügung. Seit 1862 vermittelt den Stromverkehr ein Dampfboot der engl. Tigris and Euphrates Steamnavigation Company, und es ist eine regelmäßige Dampfschiffverbindung zwischen B. und Bombay hergestellt. Die Legung eines Telegraphenkabels nach Karatschi in Indien wurde im April 1864 englischerseits ausgeführt. Nach Bombay fahren außerdem arab. Bagla, die zur Zeit der Dattelernte (Oct.) nach B. kommen und den Handel mit ihrer Heimat und bis zur Somaliküste vermitteln. Diese verschiedenen Schiffe, Boote und Barken drängen sich im Kanal von B. und verleihen der Stadt einen Anstrich von Leben.

Die Gegend am untern Schatt-el-Arab hatte einst eine große Handelsbedeutung. Das gegenwärtige B. entstand jedoch erst im 17. Jahrh., und zwar nach dem Verfall von Alt-Basra, dessen Ruinen 2 M. im SW. an dem jetzt trockenliegenden großen Flußarm Dschärri Zaade sich befinden. Diese alte Stadt wurde 636 auf Befehl des zweiten Khalifen Omar angelegt, um den Persern die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden, sowie um einen Hafenort und Schlüssel zum Euphrat und Tigris zu gewinnen. Die Entwickelung von Alt-Basra gründete sich aber wieder erst auf den Verfall des an der frühern südwestl. Mündung des Euphrat gelegenen, seit Nebukadnezar bis auf die macedon. Zeit blühenden, durch Nearch's Einfahrt mit Alexander's Flotte bekannten Handelsplatzes Terēdon oder Diridotis, der wegen seiner mit Dattelpflanzungen, Obstgärten und Wohnungen bedeckten Gegend noch bis ins 12., ja bis ins 14. Jahrh. von den Arabern als ein Lustrevier bezeichnet und zu den vier Paradiesen der Moslems gerechnet ward. Alt-Basra, nach welchem man den pers. Golf auch «Meer von B.» nannte, gelangte als Emporium indischer und arab. Waaren für die Khalifenstadt Bagdad zu großem Wohlstand und gewann auch durch seine Dichter und Gelehrten in der moslemitischen Literatur einen hohen Ruhm. Im 4. Jahrh. der Hedschra stiftete hier Ibn-Risaa eine der ersten mohammed. Gelehrtenakademien des Mittelalters, und die Stadt erhielt den Ehrennamen Kubbet el-Islam (Kuppel des Islam). Nach Bagdad spielt Alt-Basra die bedeutendste Rolle in den Märchen der Tausend und Eine Nacht. Doch bereits in der Mitte des 12. Jahrh. fand Edrisi die meisten der «7000 Moscheen» verlassen, obschon er noch den Reiz der Gegend und den Reichthum an köstlichen Datteln rühmt. In späterer Zeit kam Alt-Basra in die Gewalt arab. Scheikhs und sank herab. Mit der Eroberung Bagdads durch Murad IV. 1638 fiel die ganze Gegend in die Hände der Türken, und das jetzige B. wurde nun der Sitz eines wichtigen Paschaliks. Am Ende des 17. Jahrh. fiel letzteres in die Gewalt der Perser, wurde aber 1701 zurückerobert, dann 1771 abermals von den Persern, 1778 von den Türken, 1787 von den Arabern und dann wieder von den Türken eingenommen. Die Wahabiten, welche seit 1810 die Stadt wiederholt bedroht und blokirt hatten, erlitten hier 1815 eine entscheidende Niederlage durch die ägypt. Truppen unter Ibrahim-Pascha. Von 1832—40 war B. in den Händen Mehemed Ali's.

Basrelief, s. Relief.

Baß heißt in der Musik theils die unterste oder die Grundnote eines Accords (Baßnote), theils die unterste oder die tiefste Stimme (Partie) eines mehrstimmigen Tonstücks, besonders die tiefste von den vier angenommenen Singstimmen. Der B. ist der Grund, auf welchem das ganze Gebäude der Harmonie ruht, und muß daher besonders gut und stark besetzt sein. Der gewöhnliche Umfang des B. als Singstimme ist vom großen F bis zum eingestrichenen D oder E. Unter den Instrumenten übernehmen diese Stimme die tiefern, welche dem Singbaß an Umfang und Ton ähnlich sind, z. B. das Fagott. Vorzugsweise wird unter den Instrumenten die Baßgeige, und zwar das Contraviolon und das Violoncello so genannt. Erstere hat jetzt vier Saiten und einen Umfang von E bis zum einmal gestrichenen G den Noten nach; dem Klange nach steht sie eine Octave tiefer, also im 16-Fußton, weshalb ihr zur Verdeutlichung immer das Violoncello beigegeben wird, das die Töne gibt, die die Noten besagen (8-Fußton).

Alle Baßstimmen und Baßinstrumente haben ihren eigenthümlichen Notenschlüssel, nämlich den Baßschlüssel, welcher auch der F-Schlüssel heißt, weil er auf die Stelle im Liniensysteme gesetzt wird, auf welche die Note für das kleine F zu stehen kommt.

Bassä (altgriech. Bassai), jetzt Paolitza, ein kleiner Ort, zu dem Gebiete der Stadt Phigalia gehörig, im südlichsten Winkel von Arkadien an der messenischen Grenze gelegen, ist berühmt durch den 2 St. davon nordöstlich auf dem Berge Kotylion erbauten Tempel des Apollo mit dem Beinamen Epikurios, weil er während des Peloponnesischen Kriegs das Land von der Pest befreite. Der Tempel wurde von Iktinos, dem Erbauer des Parthenon in Athen, aufgeführt und gehörte nach den einstimmigen Aussagen der Alten durch Schönheit des Steines sowie durch die Harmonie der architektonischen Verhältnisse zu den ausgezeichnetsten Tempeln des Peloponnes. Die Länge des Tempels beträgt 125, die Breite 48 F.; das ganze massive Dach wird von 36 Säulen getragen. Der Fries der innern Celle stellt in erhabener Arbeit in einer Länge von ungefähr 100 F. die Centauren- und Amazonenkämpfe dar. Das Standbild des Gottes war 12 F. hoch. 1812 wurden die im ganzen trefflich erhaltenen Ueberreste des Tempels von einer Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern sorgfältig untersucht und die Ergebnisse meisterhaft dargestellt in dem Werke von Stackelberg: «Der Apollotempel zu B.» (Rom 1832, mit 32 Kupfertaf.). Die Resultate wiederholter Untersuchungen finden sich in dem Supplemente zu Stuart und Revett's «Antiquities of Athens» und in dem zweiten Bande der «Expédition scientifique de la Morée».

Bassāno, Stadt an der Brenta, über welche eine schöne, von Palladio erbaute Brücke führt, in der lombard.-venet. Provinz Vicenza, mit 12000 E., ist auf einer Anhöhe in weiter Ebene gelegen. Die Stadt ist Sitz eines Districtscommissariats und einer Prätur, hat mehrere Klöster, ein Gymnasium, mehrere Irdenwaaren- und andere Fabriken, viele Gerbereien, bedeutenden Wein-, Oliven- und Spargelbau, lebhaften Handel in Seide, Tuch und Leder und eine Freimesse. In den 30 Kirchen sowie in dem Palaste des Grafen Roberti finden sich sehr schöne Gemälde. B. ist der Geburtsort des Aldus Manutius sowie der Malerfamilie da Ponte, die sich deshalb Bassano nannte. Im Mittelalter war B. fast immer den benachbarten Städten unterworfen; nur eine Zeit lang hatte es eigene Podestàs. Einen berühmten Namen erlangte es durch die Siege Bonaparte's. Bei B. schlug derselbe 8. Sept. 1796 den österr. Feldmarschall Wurmser, welcher von Trient aufgebrochen war, um Mantua zu entsetzen und den Gegner vom weitern Vordringen in Tirol abzuhalten. Beides schlug fehl, denn mit Kraft warfen Masséna rechts und Augereau links des Flusses die österr. Avantgarde zurück und rückten nach Erstürmung der Brücke in B. ein. Wurmser aber zog sich mit dem Verluste von 6000 Gefangenen, 8 Fahnen, 32 Kanonen und einigen hundert Wagen nach Vicenza zurück. Auch 6. Nov. 1796, 11. Nov. 1801, 5. Nov. 1805 und 31. Oct. 1813 kam es bei B. zwischen Franzosen und Oesterreichern zu Gefechten. Durch Napoleon ward B. 1809 zu einem Herzogthum mit 15000 Thlrn. jährlicher Einkünfte erhoben und 1811 der Minister-Staatssecretär Maret (s. d.) damit beliehen, der sich nun Herzog von B. nannte. In der Umgegend von B. wächst ein geschätzter Wein.

Bassāno, eigentlich Jacopo da Ponte, nach seiner Vaterstadt B. zubenannt, ein Maler der Venetianischen Schule, geb. 1510, gest. 1592, war der Stifter und Hauptmeister einer besondern Schule, die das Princip der Naturnachahmung, das Paul Veronese schon in eigenthümlicher Weise zur Geltung gebracht hatte, auf die gewöhnlichen Dinge des Lebens ausdehnte und somit das eigentliche Genre ausbildete. Hierauf brachten den B. zunächst die Umgebungen seiner Vaterstadt, einer einfachen Landstadt, in die er, nachdem er in Venedig die Werke des Tizian und Bonifacio studirt, zurückkehrte. In seinen Genre-, ja Stillebenbildern sind die Vorgänge aus der heiligen Geschichte oder Mythologie, wo sie überhaupt vorkommen, lediglich Staffage. Seine Darstellungen, denen man in allen Galerien begegnet, zeigen im ganzen wenig Mannichfaltigkeit der Erfindung. Sie pflegen sich durch den eigenthümlichen Umstand kenntlich zu machen, daß die Füße der Personen geflissentlich versteckt sind. Sie beschränken sich auf eine derbe, kecke Nachahmung naheliegender Gegenstände, die er jedoch mit einer bisweilen geistreichen Gruppirung, mit einer reichen, phantastisch leuchtenden Landschaft und insbesondere mit einem anziehenden Spiel der Lichter und Farben zu verbinden weiß. Durchschnittlich gehört das Porträt zu seinen bessern Leistungen. Unter seinen wenigen heiligen Darstellungen ragen hervor: die trauernden Marien in der Villa Chiswick bei London, eine Kreuztragung in der Galerie zu Holkham, ein Christus am Kreuz im berliner Museum. Für seine zahlreichen Genrebilder hatte er förmlich eine Fabrik eingerichtet, in der seine vier auf seine

Manier zugelernten Söhne ihm fleißig halfen. Von diesen sind Francesco (geb. 1541, gest. 1591) und Leandro (geb. 1560, gest. 1623) die bedeutendern, insofern sie auch eigene Compositionen, namentlich kirchliche Gegenstände, geliefert haben. Der Vater rühmte an dem Francesco Erfindungsgabe und lobte den Leandro wegen seiner Bildnißmalerei. Eins der besten Werke Francesco's ist ein Deckengemälde im Dogenpalaste zu Venedig, die Einnahme von Pavia bei Nachtzeit vorstellend. Das berliner Museum besitzt von ihm eine Darstellung des barmherzigen Samariters, die dresdener Galerie eine Himmelfahrt der Maria, eine Anbetung der Hirten u. s. w., auch ein Genrebild. Von Leandro hat man ein tüchtiges Bild der Dreieinigkeit in der Kirche San-Giovanni e Paolo zu Venedig, wo er sich überhaupt die längste Zeit aufhielt und vom Dogen Grimani, dessen Bildniß er malte, zum Ritter gemacht wurde. Die beiden jüngern Söhne B.'s, Giambattista und Girolamo, sind als gute Copisten von einiger Bedeutung. Der erstere starb 1613, der andere 1622.

Bassermann (Friedr. Daniel), ein öffentlicher Charakter Deutschlands, geb. 24. Febr. 1811 zu Manheim als der Sohn wohlhabender Aeltern, kam zu einem Kaufmann in die Lehre und conditionirte dann als Commis in Droguengeschäften zu Havre und zu Paris, in den Mußestunden mathem., physik. und geschichtlichen Studien sich widmend. Nachdem er zur Vervollständigung seiner Bildung seit Herbst 1829 bis Mitte 1831 mit vielem Erfolge die Universität Heidelberg besucht, trat er nach einiger Zeit in ein kaufmännisches Geschäft zu Nürnberg ein. Später kaufte er ein Materialgeschäft in Manheim an, wo er, seit 1834 vermählt, seinem Berufe lebte, bis er 1837 durch die Wahl in den Kleinen Bürgerausschuß seiner Vaterstadt zu öffentlicher Wirksamkeit gelangte. 1841 wählten ihn seine Mitbürger in die bad. Kammer, wo eben der bewegteste Kampf des Liberalismus gegen die Regierung bestand. B. trat als energischer und gewandter Gegner des ministeriellen Systems auf und erlangte bald unter den Führern der Opposition eine hervorragende Stellung. Auf dem Landtage von 1847—48 begründete er seine Motion auf deutsche Nationalvertretung, die der franz. Februarrevolution nur wenige Tage voranging und als ein zündender Funke in die Stimmungen der Zeit hereinfiel. Von dem Augenblick an, wo die Regierung die volksthümlichen Forderungen gewährte, stand B. unter ihren eifrigsten Vertheidigern. Er ward von der bad. Regierung im März 1848 als Vertrauensmann an den Bundestag nach Frankfurt geschickt. Als Vertreter eines bair. Wahlbezirks in die Nationalversammlung gewählt, zeichnete er sich dort als eifriger Sprecher, namentlich gegenüber der äußersten Linken aus. Im Aug. 1848 trat B. ins deutsche Reichsministerium als Unterstaatssecretär des Innern ein, welche Stellung er bis zur Entlassung des Ministeriums Gagern behielt. Auch ward er im Nov. 1848 und Mai 1849 nach Berlin gesandt, um ein Verständniß mit der preuß. Regierung anzubahnen, was ihm freilich nicht gelang. In dem Verfassungsstreite stand er eifrig auf seiten der preuß. erbkaiserl. Partei, und nach der Ablehnung der Kaiserkrone war er der erste, der zu einer Verständigung mit Preußen rieth, wie sie später in der Versammlung zu Gotha von dem größten Theil seiner Partei als Programm aufgenommen worden ist. Als Vertreter eines rheinpreuß. Wahlbezirks nahm er sodann an dem Unionsparlamente zu Erfurt theil. Schon im Beginn seiner ständischen Wirksamkeit hatte B. sein einträgliches kaufmännisches Geschäft aufgegeben und zu Manheim in Gemeinschaft mit Mathy (s. d.) eine Verlagsbuchhandlung begründet, deren Unternehmungen zum großen Theil der deutschen Reform gewidmet waren. Unter anderm erschien in diesem Verlag seit 1. Juli 1847 die «Deutsche Zeitung». Seit 1850 durch ein Nervenleiden, zu dem sich bald auch ein Augenübel gesellte, an polit. Thätigkeit behindert, nahm sich B. 29. Juli 1855, von den Schmerzen langer Krankheit überwältigt, durch einen Pistolenschuß das Leben.

Basse taille heißt in der Musik so viel als tiefer Tenor, Bariton (s. d.), die Tenorgeige und Tenorflöte. In der bildenden Kunst bezeichnet man mit dem Ausdrucke die etwas erhobene oder halberhobene Arbeit, gleichbedeutend mit Basrelief. (S. Relief.).

Bassethorn (Corno di basetto), das tonreichste und seinem Klange nach das weichste und sanfteste unter den Blasinstrumenten, wegen seiner Biegung auch Krummhorn genannt, wurde 1770 zu Passau erfunden und durch Th. Lotz in Presburg (um 1782) verbessert. Das B. ist eigentlich eine größere Clarinette, indem es derselben, die einzige Biegung abgerechnet, sowol hinsichtlich der Form als der Applicatur und der technischen Behandlung gleicht. Das B. wird mit dem Schnabel angeblasen und besteht, außer diesem, wie die Clarinette, aus Birne, zwei Mittelstückchen und Stürze, welche, abweichend von der Clarinette, aus einem Windkasten hervorspringt. Neben den 15 Tonlöchern der Clarinette besitzt das B. auch alle durch die neuere Technik an jenen angebrachten offenen und verdeckten Klappen, wozu noch

zwei außerordentliche für F und G kommen. Sein Umfang erstreckt sich von F bis zum dreimal gestrichenen C in chromatischer Folge, der Ton erklingt aber jedesmal eine Quinte tiefer, als er geschrieben ist, sodaß also seine Notirung vom kleinen C bis zum dreimal gestrichenen G geschehen muß. Seit Mozart ist das Instrument nur spärlich benutzt worden; in dessen «Requiem» und «Titus» wie in einer Arie des «Figaro» findet man es sehr wirkungsvoll benutzt. Anweisungen für das B. schrieben Backofen und Müller.

Bassewitz (Magnus Friedr. von), verdienter preuß. Staatsbeamter, geb. 17. Jan. 1773 zu Schönhoff, einem alten Stammgute seiner Familie in Mecklenburg-Schwerin, erhielt seine Erziehung auf dem Pädagogium zu Halle, studirte von Ostern 1791 bis dahin 1794 Rechte und Cameralia zu Rostock und Jena, und wurde auf Verwendung des Ministers Struensee 8. Jan. 1795 als Referendarius bei der kurmärkischen Kammer, zugleich auch beim Manufactur- und Commerzcollegium angestellt. Zu Anfang 1797 wurde B. Assessor bei beiden Collegien. Nachdem ihn 30. Juli 1800 der König zum Kriegs- und Domänenrath in der gedachten Kammer ernannt, ward er bald darauf auch Mitglied der kurmärkischen Armendirection. Infolge des Organisationsgesetzes vom 2. Dec. 1808 wurde er 1809 zum ersten Director und Vicepräsidenten und 1810 zum Chefpräsidenten des Regierungscollegiums zu Potsdam befördert. Am 3. Dec. 1824 ernannte ihn der König, unter Beibehaltung der Präsidentur der potsdamer Regierung, zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg sowie zum Präsidenten des Consistoriums, Schul- und Medicinalcollegiums dieser Provinz. Auch ward er 24. Dec. desselben Jahres in den Staatsrath aufgenommen. Nachdem B. im März 1842 wegen geschwächter Gesundheit seine Entlassung genommen, lebte er zu Berlin, wo er 14. Jan. 1858 starb. Die Muße seiner letzten Jahre widmete er der Ausarbeitung eines historisch-statist. Werks über die Mark Brandenburg, in welchem er eine Fülle actenmäßigen Materials und eigener Erfahrungen niedergelegt hat. Es erschien in drei Abtheilungen: «Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruch des franz. Kriegs im Oct. 1806» (Lpz. 1847); «Die Kurmark Brandenburg in der Zeit vom 22. Oct. 1806 bis zu Ende des J. 1808» (2 Bde., Lpz. 1851—52); «Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhange mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der J. 1809 und 1810» (herausg. von K. von Reinhard, Lpz. 1860).

Bassompierre (François de), Marschall von Frankreich, der Abkömmling eines der ältesten Geschlechter, ward 12. April 1579 zu Harouel in Lothringen geboren. Im Alter von 20 J. kam er an den franz. Hof, wo er sich durch ritterliches und heiteres Wesen bei Heinrich IV. in Gunst zu setzen wußte, aber erst 1610 Mitglied des Staatsraths und Befehlshaber eines Regiments wurde. Nach der Ermordung Heinrich's IV. hielt sich B. zur Partei der Königin, die ihn zum Obersten der Schweizer ernannte. Doch nach der Ermordung Concini's suchte er sich bei dem jungen Könige in Gunst zu setzen und trug, als es zwischen Mutter und Sohn zum Kriege kam, besonders zur Niederlage der erstern bei. Er erwarb sich dadurch das Wohlwollen Ludwig's XIII. in so hohem Grade, daß der königl. Günstling de Luynes auf B. sehr eifersüchtig wurde. 1622 zum Marschall von Frankreich erhoben, mußte er Gesandtschaften nach Spanien, der Schweiz und England übernehmen, wo er das Interesse Frankreichs beförderte. Hierauf war er bei der Belagerung von La Rochelle thätig, erstürmte 1629 den Paß von Susa und befehligte auch einige Zeit das in Languedoc gegen die Hugenotten aufgestellte Armeecorps. Seine Verbindungen mit dem Herzoge von Guise, der Prinzessin von Conti und andern Anhängern der Königin, vielleicht auch seine scharfe Zunge, hatten ihn indessen Richelieu verdächtig gemacht. Auf Befehl desselben kam er 1631 in die Bastille, aus der ihn erst, nach 12jähriger Gefangenschaft, der Tod Richelieu's erlöste. Er erhielt seine Titel und Würden wieder, starb aber schon 12. Oct. 1646 infolge der langen Gefangenschaft, oder, wie andere behaupten, weil ihm sein Arzt eine zu starke Dosis Opium gegeben. B. war ein vollendeter Hofmann, der Verschwendung ergeben, die ihn in Schulden stürzte, und ein großer Liebling und Verehrer der Frauen; im Augenblicke seiner Verhaftung soll er 6000 Liebesbriefe vernichtet haben. Er stand unter anderm in einem Liebesverhältnisse mit der Prinzessin von Lothringen-Guise, mit der er sich heimlich vermählte, und die aus Schmerz über seine Gefangenschaft starb. Ein Fräulein von Balzac, mit der er einen Sohn erzeugt hatte, führte um ihre Heirath acht Jahre hindurch einen vergeblichen Proceß mit ihm. Seine «Mémoires» (2 Bde., Köln 1665; 4 Bde., Amsterd. 1723), in der Bastille geschrieben, sind durch geistreichen Stil ausgezeichnet.

Bassora, s. **Basra**.

Bassuto (im Singul. Mosuto), ein Betschuanenstamm in Südafrika oder richtiger eine

polit. Vereinigung von Bruchtheilen verschiedener Betschuanenstämme, deren regierendes Haus dem Stamme der Bakuena angehört. Ihre Sprache, das Sessuto, ist ein besonderer Dialekt des Sitschuana. Sie wohnen auf dem Hochlande der Orangefluß-Republik am südöstl. Ufer des Caledon. Vereinzelte Tafelberge, die Malutikette oder Blauen Berge, deren jeder eine natürliche Festung bildet, steigen dort 15—1800 F. hoch aus den Thälern empor. Die letztern, gewöhnlich großen Gassen gleichend, sind bis zu beträchtlicher Tiefe mit Erdreich erfüllt, auf welchem der Graswuchs üppig emporschießt, sodaß man ihn jeden Winter durch Feuer niederlegen muß. Infolge dieser Gewohnheit fehlen dem Lande die Bäume beinahe gänzlich, und es gewährt den Anblick der Kahlheit. Da auf diesem Hochland von Oct. bis April reichliche Regen fallen, so fehlt es nicht an Feuchtigkeit, während das Land gänzlich verschont ist von der großen Plage Südafrikas, den Heuschrecken. So tritt fast nie ein Miswachs ein, die Fluren sind mit Getreidefeldern bedeckt, die Weiden von Heerden belebt. Auf einem der Tafelberge, dem Thaba-Bosio, residirt Moschesch, der berühmte König der B., welcher sein Volk aus dem Zustande großer Verwilderung auf eine gewisse Culturstufe gehoben und zu einem festern staatlichen Verband vereinigt hat. Er begünstigte das Missionswesen, und seit etwa 1830 sind prot. Missionare im Lande, die bedeutende Erfolge erzielt haben. Gegen das J. 1850 schien das Christenthum unter den B. festgewurzelt, indem fast alle mächtige Familien gewonnen waren. Moschesch selbst wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, um sein Heidenthum vor seinem Volke abzuschwören, als durch den übeln Einfluß eingewanderter Colonisten die Hoffnung der Missionare getäuscht wurde. Diese Colonisten erregten Zwietracht und setzten neue Häuptlinge ein. Damit brachen die alten Fehden wieder aus. Die brit. Regierung am Cap schickte überdies Soldaten in das Land, das für Eigenthum der brit. Krone erklärt wurde, und setzte Beamte über die weißen Ansiedler. Diese Behörden benahmen sich wie in einem eroberten Lande und begünstigten, um die B. zu schwächen, die Unabhängigkeitsgelüste der Häuptlinge, welche Moschesch anerkannt hatten. Vier Jahre dauerte der Bürgerkrieg, mit dem das alte Heidenthum in voller Kraft wiedererwachte. Zuletzt eroberten indeß die B. einen Theil der entrissenen Gebiete zurück, und die Colonialregierung, welche ihren Fehler einsah, rief die Soldaten und Beamten wieder ab. Vorläufig war den B. das Christenthum verleidet und verdächtig geworden. Die Hütten der B. liegen stets in einem Kreise, dessen innern Raum die Heerden einnehmen. Als edelster Beruf gilt das Hirtengeschäft, denn ihr Vieh lieben die B. über alles. Von den einheimischen Handwerken ist das der Schmiede das angesehenste. Als Feldfrucht wird hauptsächlich Sorghum gebaut, neuerdings auch Mais und Weizen, ferner Melonen, schwarze Bohnen, Erdeicheln und Taback. Die Kleidung der B. besteht in einem Lendenschurz aus weichem Leder, der bei den Weibern zu einem bis an die Knie reichenden Hüftenröckchen wächst. Ein besonderer Charakterzug des Volks ist die schwärmerische Heimatsliebe, welche jedoch Auswanderungen nicht ganz verhindert. Infolge früherer Bürgerkriege unter den Betschuanenstämmen hatten sich zwei Drittel der B. in der Capcolonie niedergelassen und gingen erst unter Moschesch's Regierung wieder in ihre Heimat zurück. Auch wanderte 1824 eine starke Abtheilung unter dem Häuptling Sebitoane nach dem obern Zambesi aus, wo sie Livingstone unter dem Namen Makololo kennen lernte. Die B. besitzen angeborene Höflichkeit, Gastfreundschaft und Witz, sind aber an kriegerischer Tüchtigkeit den benachbarten Kaffern bei weitem nicht gewachsen. Vgl. Casalis, «Les Bassoutos» (Par. 1859).

Bast. Im gewöhnlichen Leben versteht man unter B. biegsame, zähe, zu Flechtwerk geeignete Pflanzenfasern oder Fasergewebe von Pflanzen. Dagegen wird in der Botanik unter B. ein Gewebe verstanden, das aus langgestreckten, dickwandigen, an beiden Enden zugespitzten, fadenförmigen Zellen zusammengesetzt ist, die inwendig mit einer wässerigen, Kautschuk- und Stärkemehlkügelchen, Chlorophyllkörner und wol auch sog. Alkaloide enthaltenden Flüssigkeit erfüllt sind. Dieses Gewebe, das bei der Ernährung der Pflanzen eine wichtige Rolle spielt, befindet sich bei den dikotylen Pflanzen vorzüglich zwischen der eigentlichen Rinde und dem Holz- oder Gefäßbündelkörper, während es bei den monokotylen Pflanzen einen Theil jedes Gefäßbündels bildet. Seltener als in zusammenhängenden Geweben (in Bündeln, Schichten) kommen die Bastzellen einzeln vor. Die Bastzellen der Monokotyledonen verholzen schnell und sind dann steif, hart und zerbrechlich, diejenigen der Dikotyledonen dagegen verholzen nicht und besitzen deshalb immer einen gewissen Grad von Biegsamkeit und Elasticität. Nur diese können zu technischen Zwecken benutzt werden. Zu jenen Bastzellen gehören nicht allein die den B. unserer Bäume bildenden Zellen (welche übrigens auch in den Blattstielen und selbst in den Blättern vorkommen, wo sie die Gefäßbündelverzweigungen begleiten), sondern auch alle sog. Gewebfasern dikotyler Pflanzen (die Flachsfaser, Hanffaser, Nesselfaser u. a.), mit Ausnahme der Baumwollfaser,

welche keine Bastzelle, sondern ein Oberhautgebilde ist. Der Lindenbast wird in Deutschland, Frankreich, Italien, namentlich aber in Rußland zu verschiedenen Fabrikaten verarbeitet. Außer zum Reinigen hölzerner und metallener Geschirre und zum Binden in der Gärtnerei, wendet man denselben zur Verfertigung von Seilen und Matten an. Letztere bilden namentlich in Rußland, wo sie meist auf einfachen Stühlen gewebt werden, einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel. Dort fertigt man auch Schuhe und Hüte aus B. Die sog. **Basthüte**, deren Fabrikation im südl. Europa, namentlich in Italien heimisch ist, bestehen jedoch nicht aus B., sondern aus feingeschnittenen oder gehobelten, zu Bändchen zusammengeflochtenen Streifen von Weidenholz, welche wie bei den Strohhüten zusammengefügt werden. Uebrigens werden verschiedene aus Ostindien kommende Zeuge **Bast** genannt, welche aus dem präparirten B. mehrerer Bäume, zum Theil mit Seide vermischt, gewebt sind. Gewöhnlich ist aber das, was man **Bast**, **Bastzeug** nennt, ein (glattes oder geköpertes) mit bunten Farben gestreiftes, gewürfeltes oder gegittertes Gewebe theils ganz aus Baumwolle (Baumwollbast), theils aus seidener Kette und baumwollenem Einschuß (Seidenbast, halbseidener B.).

Bastard nennt man im physiol. und zoolog. Sinne die Nachkommen zweier verschieden geschlechtiger Individuen, die verschiedenen Arten angehören. Da sich die Eigenschaften der Aeltern auf die Nachkommen vererben, so bieten diese Mischlinge mehr oder minder in ihrer Organisation die Eigenschaften der beiden Aeltern in Mischung dar, doch stets so, daß ein oder der andere Charakter überwiegt; ja selbst auch in dem Sinne, daß bei einem Wurfe mehrerer Jungen, z. B. von Wolf und Hündin, jedes Junge die Charaktere der Aeltern in besonderer Weise gemischt zeigt. Nur naheverwandte Arten können sich fruchtbar miteinander begatten, wie z. B. Pferd und Esel, Wolf und Hund, Fuchs und Hund, Löwe und Tiger, Hase und Kaninchen, Stieglitz und Canarienvogel, u. s. w. Die meisten dieser B. sind mit ihren Aeltern, viele auch unter sich fruchtbar; die Inzucht einiger, wie z. B. des Kaninchen-Hasen, ist seit einiger Zeit sogar Gegenstand der Industrie geworden. Einige freilich, wie gerade die am häufigsten gezüchteten Maulthiere und Maulesel, sind unfruchtbar. Die meisten B. werden durch den menschlichen Einfluß hervorgebracht; doch kennt man auch im Freien erzeugte B., wie den Rackelhahn (B. von Auer- und Birkhuhn), und neuerdings hat von Siebold in München von mehrern, als besondere Arten beschriebenen Süßwasserfischen nachgewiesen, daß sie nur B. sind. Nachkommen verschiedener Rassen hat man auch zum Unterschiede **Blendlinge** genannt. Da jedoch die Begriffe von Art und Rasse nicht streng voneinander geschieden werden können, so laufen auch diese Unterschiede ineinander. — Im bürgerlichen Leben bezeichnet man mit B. das Kind einer unehelichen Verbindung.

Bastardpflanze ist ein Gewächs, das aus Samen einer Pflanze erwuchs, die mit dem Blütenstaub (Pollen) einer andern, von ihr verschiedenen Pflanze befruchtet wurde. Dergleichen B. können sowol künstlich hervorgebracht werden, als auch auf natürlichem Wege entstehen. Im erstern Fall muß man den Pollen der einen Pflanze (der Vaterpflanze) auf die Narbe der damit zu befruchtenden Pflanze (der Mutterpflanze) übertragen, was am besten mittels eines Pinsels geschieht, und es geschieht dies, bevor in den Blüten der Mutterpflanze die Staubbeutel aufspringen. Um letzteres zu verhüten, schneidet man die Staubbeutel bei zeiten ab, was man Castriren nennt. Der Same der künstlich befruchteten Pflanze erzeugt nun eine Pflanze, welche weder mit der Mutter- noch mit der Vaterpflanze identisch ist, beiden aber in vielen Stücken ähnelt, also gewissermaßen zwischen beiden mitteninne steht. Die Gärtner und Blumisten, die diese Operation häufig vornehmen, um Spielarten und Rassen zu erzeugen, welche die Vorzüge (z. B. die Schönheit in der Form und Farbe der Blume) beider Stammältern (wie man die Vater- und Mutterpflanze zusammen nennt) in sich vereinigen, nennen diese Procedur auch Kreuzung. In der Natur erfolgt die Kreuzung wol immer durch den Wind oder durch Insekten, namentlich solche, welche behaart sind und in die Blumen hineinkriechen, um Blumenhonig zu saugen. An den Haaren solcher Insekten kann der Blütenstaub leicht hängen bleiben und, fliegen jene dann nach einer Pflanze einer andern Art, auf deren Narbe übertragen werden. In der Regel findet nur zwischen Arten einer und derselben Gattung eine Bastarderzeugung statt. So kommen in der Natur zahlreiche Bastarde z. B. zwischen verschiedenen Arten der Distelgattung Cirsium, zwischen verschiedenen Rosen- und Brombeerarten und namentlich zwischen den Weidenarten vor, welche letztere in neuester Zeit im botan. Garten zu Breslau auch künstlich erzeugt worden sind. Selten findet sich Bastarderzeugung zwischen Arten verwandter Gattungen, so z. B. Sorbus hybrida, ein in der Natur vorkommender Bastardbaum von Sorbus Aucuparia, der Eberesche, und Pyrus Aria, der Mehl-

birne, sowie Aegilops triticoides, ein Bastard von Aegilops ovata und Triticum vulgare, dem Weizen, über den in neuester Zeit viel geschrieben worden ist, namentlich in Frankreich. Wol niemals aber kommen zwischen Arten von einander fernstehenden Gattungen Bastarde vor. Die Samen der B. sind häufig nicht keimfähig: sind sie es, so bringen sie eine Pflanze hervor, welche entweder dem Vater oder der Mutter des Bastards, nicht aber diesem selbst am ähnlichsten sieht, und trägt diese neue Pflanze wieder keimfähige Samen, so wird aus diesem oder aus dem Samen der durch ihn producirten Pflanze eine Pflanze entstehen, welche mit der Vater- oder Mutterpflanze des ursprünglichen Bastards vollkommen identisch ist. Die Bastarde kehren also, wenn sie keimfähigen Samen tragen, in ihren Abkömmlingen schließlich zur Form ihrer Mutter- oder Vaterpflanze zurück. Befruchtet man die B. wieder mit Pollen ihrer Vaterpflanze und setzt dies bei ihren Abkömmlingen fort, so wird man schließlich wieder die Vaterpflanze erhalten. Während B. sich durch Samen nicht unverändert fortpflanzen lassen, ist es bei vielen derselben möglich, sie durch Knospen oder Ableger zu vermehren. Dies machen sich die Gärtner zu Nutze, um werthvolle Bastarde zu erhalten. Durch dergleichen künstliche Kreuzung sind die vielfachen Abänderungen der Aurikel, Azaleen, Camellien, Georginen, Levkoyen, Nelken, Pelargonien, Rhododendren und anderer Ziergewächse zum Theil hervorgebracht worden, viele derselben sind aber auf andere Weise erzeugte Varietäten und Monstrositäten. Zuerst hat sich Koelreuter mit der Untersuchung und der Erzeugung von Bastarden beschäftigt, in neuerer Zeit verdanken wir den Botanikern Nägeli, Wiegmann, Dugel, Gärtner und Wimmer die gründlichsten Beobachtungen.

Bastia, die ehemalige Hauptstadt der Insel Corsica und Bischofssitz, jetzt Hauptort eines franz. Arrondissements und Sitz des Militärgouverneurs, eines kaiserl. Gerichtshofs, eines Civil- und Handelsgerichts und mehrerer Consulate. Die Stadt, im nordöstl. Theile der Insel gelegen, ist amphitheatralisch am Abhange eines Berges erbaut, hat enge und winkelige Straßen, kein irgend ausgezeichnetes Gebäude und einen wenig sichern Hafen, der durch eine starke Citadelle und einige kleine, in neuerer Zeit angelegte Forts vertheidigt wird. Sie zählt 19304 E., hat seit 1843 ein Collége, welchem Napoleon III. den Charakter eines kaiserl. Lyceums beigelegt, besitzt eine Handelskammer, eine Bank, eine öffentliche Bibliothek, ein Naturaliencabinet, ein Theater, ein Militär- und ein Civilhospital. Die Bevölkerung baut Reis, fabrizirt Wachs, Liqueure, Maccaroni und Seifen und unterhält auch Gerbereien. Außerdem wird Fischfang und Korallenfischerei betrieben. Der Handel mit Oel, Wein, Feigen, Hülsenfrüchten, Häuten, Leder und Korallen ist nicht unbedeutend. In regelmäßiger Dampfbootverbindung steht B. mit Ajaccio und Marseille. Die Stadt wurde 1380 durch den Genueser Leonel Lomellino gegründet. 1745 nahmen sie die Engländer, die sie im folgenden Jahre an die Genueser zurückgeben mußten. Vergeblich belagerten B. 1748 Oesterreicher und Piemontesen. Nach der Vereinigung der Insel mit Frankreich (1768) eroberten es wieder die Engländer, vermochten es jedoch nur kurze Zeit zu behaupten. Bei der neuen Eintheilung des franz. Gebiets 1791 ward es die Hauptstadt des Depart. Corsica, mußte aber später diese Ehre auf Ajaccio übertragen sehen.

Bastian (Adolf), einer der unternehmendsten, gebildetsten und kenntnißreichsten deutschen Reisenden, geb. 26. Juni 1826 zu Bremen, Sohn eines angesehenen Kaufmanns, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog hierauf nacheinander die Universitäten Berlin, Heidelberg, Prag, Jena und Würzburg. Er beschäftigte sich anfangs mit Jurisprudenz, wandte sich aber bald zu medicinischen, naturwissenschaftlichen und allgemeinen Studien. Nachdem er die medic. Doctorwürde erlangt, ging er 1851 als Arzt an Bord eines Schiffs, das nach Australien fuhr. Dort besuchte er die Golddistricte und einen Theil des Innern, reiste dann nach Neuseeland und von dort durch die Südsee nach Peru. Hier verweilte er eine Zeit lang zu Cuzco, beschäftigte sich mit den Alterthümern aus den Zeiten der Inkas und ging dann über die Anden. Von Südamerika wandte er sich über Westindien nach dem Norden der Neuen Welt, beschiffte den Mississippi und Missouri, durchstreifte Mexico und besuchte Californien. Von San-Francisco aus segelte er durch den nördl. Theil des Großen Oceans nach China und Ostindien, wo er an mehrern Orten, am längsten in Kalkutta, verweilte. Um das Land der brahmanischen Hindu und deren uralte Cultur näher kennen zu lernen, befuhr er den Ganges, durchzog das Dekkan und das Maharattenland und wandte sich nach Bombay, wo er mit den Parsen verkehrte. Da seine Absicht, die Urheimat der letztern in Persien zu besuchen, durch den damals gerade zwischen Persien und England geführten Krieg vereitelt ward, reiste er über Basra nach Bagdad. Hier besichtigte er die Ruinenstätten von Babylon und Ninive und ging dann von Mesopotamien

westlich nach Syrien und Palästina. Nachdem er zu Kairo einige Zeit gerastet, fuhr er den Nil hinauf, kreuzte die östl. Wüste nach Kosseir, setzte über das Rothe Meer nach Dschidda über und besuchte von hier aus Mekka. An letzterm Orte schloß er sich einer Karavane an, mit der er nach Aden zog. Von diesem Hafen aus segelte B., die Seychellen und Maskarenen berührend, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und führte einige Streifzüge im Kafferlande aus. Hierauf durchforschte er die portug. Besitzungen an der Westküste Südafrikas, ging eine Strecke weit in das Nigerdelta hinein, besuchte Liberia, Sierra-Leone und Senegambien und wandte sich endlich nach Europa zurück. Nachdem er auch diesen Welttheil nach allen Richtungen hin durchstreift und sich zuletzt in Tromsöe in Norwegen aufgehalten, langte er im Dec. 1859 wiederum in Bremen an, um daselbst das Gesehene wenigstens theilweise zu verarbeiten und sich zugleich zu neuen Wanderungen vorzubereiten. B. veröffentlichte hier: «Ein Besuch in San-Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo» (Brem. 1859), und «Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychol. Weltanschauung» (3 Bde., Lpz. 1860). Im Jan. 1861 trat sodann B. seine zweite Weltreise an. Nach einem längern Aufenthalte in London schiffte er sich nach Madras ein. Zunächst die noch wenig erforschte transgangetische Halbinsel ins Auge fassend, wandte er sich von Madras nach Rangoon hinüber und fuhr den Irawaddi hinauf nach der Hauptstadt des Birmanenreichs, wo er sich ein ganzes Jahr lang dem Studium der Sprache und Literatur der Birmanen widmete. Dann reiste er zu Lande von Maulmain aus nach Bangkok, wo er wiederum eine Zeit lang die Sprache und Literatur der Siamesen studirte. Nachdem er hierauf durch Kambodscha nach Saigun gegangen, schiffte er sich hier nach Singapore ein. Im Mai 1864 war er in Batavia und beabsichtigte, von dort nach Japan zu gehen, um von da aus den Amur zu erreichen und dann durch Sibirien nach Europa zurückzukehren. Einige Nachrichten über seinen Aufenthalt in Hinterindien hat B. unter anderm in der «Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellschaft» und in Petermann's «Mittheilungen» gegeben.

Bastiat (Frédéric), einer der ausgezeichnetsten neuern Nationalökonomen Frankreichs, geb. 29. Juni 1801 zu Bayonne, gehörte einer angesehenen Kaufmannsfamilie an und widmete sich auch selbst dem Handelsstande. Seiner durch das Studium der wirthschaftlichen Werke Smith's und Say's geförderten Neigung für social-polit. Wirken folgend, wurde er 1831 Friedensrichter zu Mugron im Depart. Landes und bald darauf auch Generalrath dieses Departements. Seine schriftstellerische Laufbahn betrat er erst 1844 mit einer Abhandlung im «Journal des économistes», welche Aufsehen erregte. Auf einer Reise nach England lernte er Cobden kennen, mit welchem er sich innig befreundete. Nach seiner Rückkehr nach Mugron übersetzte er die in den engl. Freihandelsvereinen gehaltenen Reden und ließ dieselben, mit einer bemerkenswerthen Einleitung versehen, unter dem Titel: «Cobden et la ligue ou l'agitation anglaise pour la liberté des échanges» (Par. 1845) erscheinen. Auf Veranlassung seiner Freunde ging B. nach Paris, wo er zunächst die «Sophismes économiques» (Par. 1846) herausgab, die mit Geist und Sachkenntniß das Prohibitivsystem bekämpften. Dieses Werk machte großes Aufsehen und wurde sogleich in mehrere Sprachen übersetzt. Deutsch bearbeitete es Noback unter dem Titel: «Die Trugschlüsse der Schutzzöllner» (Berl. 1847). Seitdem schrieb B.: «Protectionisme et communisme» (Par. 1849), «Capital et rente» (Par. 1849), «L'état. Maudit argent» (Par. 1849), welche drei Schriften durch den «Verein zur Verbreitung volkswirthschaftlicher Kenntnisse» (Heft 1—3, Berl. 1849) in deutscher Bearbeitung erschienen. Mit Castille und Molinari gab B. 1848 ein Volksblatt: «La République française», heraus. Ferner veröffentlichte er «Propriété et loi, justice et fraternité» (Par. 1848), «Paix et liberté ou le budget républicain» (Par. 1849), Incomptabilités parlementaires» (Par. 1849) u. s. w. Seine bedeutendste Schrift, die «Harmonies économiques» (Par. 1849), wurde unter dem Titel «Volkswirthschaftliche Harmonien» in Prince-Smith's «Nationalökonomischer Bibliothek» (Bd. 1, Berl. 1850) ins Deutsche übertragen. Im J. 1850 bekämpfte er Proudhon in mehrern kleinen Schriften, die in eigenthümlich satirischer Weise abgefaßt sind. Vom Depart. Landes wurde B. in die Constituirende und Legislative Nationalversammlung gewählt, wo er jedoch wegen Schwäche seines Organs nur selten und mit wenig Glück sprach. Um seine wankende Gesundheit herzustellen, ging er nach Italien, und hier starb er 24. Dec. 1850 in Rom.

Bastide (Jules), franz. Publicist, geb. zu Paris 22. Nov. 1800, machte seine ersten Studien auf dem Collége Henri IV. und widmete sich dann der Rechtswissenschaft. Frühzeitig den demokratischen Ideen zugewandt, wurde B. bei der Emeute vom 5. Juni 1820 verwundet

und ins Gefängniß geworfen. Da er wenig Lust zum Advocatenstande zeigte, unternahm er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Charles Thomas einen Holzhandel, wobei er sich aber unausgesetzt mit Literatur und Politik beschäftigte. 1821 trat er der Carbonariverbindung bei und betheiligte sich an allen Unternehmungen gegen die Restauration. Während der Julirevolution von 1830 griff er zu den Waffen und war einer von denen, welche die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien aufpflanzten. Als Artilleriekapitän der Nationalgarde sah er sich in den Cavaignac-Guinard'schen Proceß verflochten, ebenso in die Decemberemeute von 1830. Damals gehörte B. zu einer geheimen Gesellschaft unter Buonarotti's Hauptleitung. Dieser Verein beauftragte ihn mit der Organisation der republikanischen Partei im mittäglichen Frankreich, und er begab sich deshalb Anfang 1832 nach Lyon und Grenoble. Der Aufstand am letztern Orte brach jedoch vor der bestimmten Zeit aus, und B. wurde verhaftet und vor Gericht gestellt. Nach seiner Freilassung gegen Ende Mai betheiligte er sich als einer der Anführer am Aufstande, welcher 5. Juni 1832 bei Gelegenheit der Bestattung des Generals Lamarque zu Paris ausbrach. Er wurde zum Tode verurtheilt, ergriff aber aus dem Gefängnisse die Flucht und lebte nun zwei Jahre in England. Nach dem Tode Armand Carrel's machten ihn die Actionäre des «National» zum Hauptredacteur dieses Journals, das er 1846 wegen Streitigkeiten mit seinen Collegen verließ. Er gründete darauf 1847 die «Revue nationale» und bekämpfte nach wie vor die Juliregierung. In der Februarrevolution von 1848 führte B. eine Hauptrolle. Als Lamartine 25. Febr. im Stadthause zurückgehalten war, fungirte er als Delegirter für das Ministerium des Aeußern, dann als Generalsecretär dieses Ministeriums. Bei den Wahlen zur Constituirenden Nationalversammlung von drei Departements zum Abgeordneten gewählt, entschied er sich für das Depart. Seine-Marne. Vom 10. Mai 1848 bis zum 20. Dec. war B. Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Verwaltung in dieser Epoche blieb ohne alles Resultat. Als polit. Parteischriftsteller ist B. nicht ohne Bedeutung. Viel Aufsehen erregte seine Schrift «La République française et l'Italie en 1848» (Brüssel 1858).

Bastille war in Frankreich die allgemeine Benennung für feste, mit Thürmen versehene Schlösser. Zum Eigennamen wurde der Name für das Castell in Paris, welches auf Befehl Karl's V. in den J. 1370—83 durch Hugues Aubriot, Prevot von Paris, am Thore St.-Antoine zur Sicherstellung gegen die Engländer erbaut ward und nachher zur Verwahrung sog. Staatsgefangener diente, weshalb man es auch im Laufe des 16. und 17. Jahrh. mit einer mächtigen Bastei und mehrern Gräben versah. An jeder der beiden Hauptseiten hatte das Castell vier fünfstöckige Thürme, über die eine Galerie hinlief, die mit Kanonen besetzt war. Theils in diesen Thürmen, theils unterirdisch (19 F. unter dem Niveau des Hofraums) befanden sich die Gefängnisse. Die Eingekerkerten waren durchaus der Welt vollständig entrückt und versanken oft in gänzliche Vergessenheit, sodaß man in einzelnen Fällen weder mehr ihre Herkunft noch die Ursache ihrer Gefangenschaft kannte. Die B. konnte dem Reglement nach 70—80 Gefangene aufnehmen, welche Zahl auch unter der Regierung Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. zuweilen erreicht wurde. Die Gefangenen bestanden schon seit Ludwig XIII. nur zum mindern Theil aus wirklich Verurtheilten; meist waren es Opfer des polit. Despotismus, der Hofintriguen, des kirchlichen Absolutismus oder sogar der Familientyrannei, die hier infolge geheimer Haftsbefehle (s. Lettres de cachet) schmachteten. Die Aristokratie, Schriftsteller, Gelehrte, Buchdrucker, Priester mußten darum weit häufiger die B. betreten als Leute niedern Standes. Als Paris im Juli 1789 in heftigen Aufruhr gerieth, wandte sich die Volkswuth auch gegen die B., besonders weil sie einen Stützpunkt für die Zügelung der Hauptstadt abgeben konnte. Am Morgen des 14. Juli wurde die Feste von einem bewaffneten und stündlich wachsenden Volkshaufen umgeben. Die Besatzung der B. bestand aus 82 Invaliden, die der Gouverneur Delaunay durch 32 Schweizer verstärkt hatte. Unterhandlungen mit dem Gouverneur führten zu keinem Resultate, und obschon dieser die auf die Vorstadt St.-Antoine gerichteten Kanonen der Feste zurückziehen ließ, fand sich die schäumende Volksmasse nicht befriedigt. Einzelne Kühne hieben die Ketten der ersten Zugbrücke durch, und es entspann sich ein vierstündiger Kampf, in dem nur Einer der Belagerten, dagegen 150 vom Volke getödtet oder schwer verwundet wurden. Die Ankunft königl. Garden, die sich meist dem Volke angeschlossen, mit vier Geschützen benahm endlich den Belagerten den Muth zu fernerm Widerstande. Delaunay gab dem Drängen der Mannschaft nach und ließ die zweite Zugbrücke öffnen. Nur Einer von der Besatzung wurde beim Eindringen des Volks getödtet. Delaunay, vier Offiziere und ein Invalide unterlagen der Volkswuth auf dem Wege zum Stadthause. Man fand in der Feste, außer vier Wechselfälschern, drei Gefangene, deren Verhaftsgrund unbekannt war.

Am folgenden Tage begann unter Kanonendonner und einem Tedeum die Niederreißung der B. Die Steine gebrauchte man als Material für den Bau der Concordienbrücke. Auf dem Platze, wo vormals die schwarze Burg stand, erhebt sich jetzt ein colossales Monument von Bronze, die «Julisäule», 1840 zum Andenken der in den Julitagen 1830 gebliebenen Freiheitskämpfer errichtet. Vgl. Linguet, «Mémoires sur la B.» (Lond. 1783); «Remarques historiques et anecdotes sur le château de la B.» (Par. 1789); «La B. dévoilée» (Par. 1789).

Bastion oder Bollwerk nennt man ein aus der Umfassungslinie einer Festung vorgebautes, viereckiges, hinten offenes Werk, das zur Beherrschung des Vorterrains und zur Bestreichung des Hauptgrabens dient. Seine beiden vordern Seiten, die Facen, stoßen in einem ausspringenden Winkel, Saillant oder Bollwerkswinkel, zusammen, der nicht unter 60° sein darf, in der Regel 90° ist, und dessen Spitze der Bollwerkspunkt oder die Pünte heißt. Die beiden Flanken schließen sich mit einem stumpfen Winkel, dem Schulterwinkel, an die Facen, und dieser Punkt heißt der Schulterpunkt. Das andere Ende der Flanken schließt sich mittels eines eingehenden Winkels, welcher der Courtinenwinkel genannt wird, an die Courtine oder den Zwischenwall, der je zwei und zwei B. miteinander verbindet, und der Punkt, wo Flanke und Courtine zusammenstoßen, heißt der Courtinenpunkt. Die Verlängerung der Facen nach rückwärts auf den gegenüberstehenden Courtinenpunkt heißt die Streich- oder Defenslinie, und der dadurch mit der Flanke entstehende Winkel der Streichwinkel, der in der Regel 90° beträgt. Die hintere Oeffnung eines B. heißt die Kehle oder Gorge. Sind die vier Wälle, aus denen ein B. besteht, auf den Erdhorizont aufgesetzt, so entsteht im Innern des B. ein fünfeckiger leerer Raum, in welchem gewöhnlich ein gemauertes Pulvermagazin steht, und ein solches B. heißt ein leeres oder hohles; ist dagegen der innere Raum mit Erde ausgefüllt, so heißt das B. ein volles (bastion plein). Wenn das B. durch einen schmalen Graben, den Kehlgraben, von den hintern Werken getrennt ist, so entsteht ein detachirtes B. Die Bastionen sind im Anfange des 16. Jahrh. an die Stelle der halbrunden Basteien oder Rondels getreten, welche nach Einführung der Feuerwaffen zur Flankirung statt der alten Mauerthürme diesen nachgebildet, aber in größerer Entfernung voneinander gebaut wurden. (S. Befestigungsmanieren.)

Bastonnade (aus dem franz. baston oder bâton, der Stock) heißt bei den Europäern die im ganzen Orient gebräuchliche Prügelstrafe, welche namentlich in Schlägen auf die Fußsohlen oder den Rücken besteht.

Bataillon (franz.) hieß im 16. Jahrh., als die Kriegssprache in den ital. Kriegen sich bildete, jeder selbständige Schlachthaufe, vom ital. battaglione. Die Spanier nannten ihn batallata; später, als sie große Schlachthaufen aus ganzen Regimentern bildeten (tercios, weil sie aus drei coronelias, den bisherigen Grundabtheilungen der Infanterie, bestanden), wurden davon jene unförmlichen Vierecke Tercias genannt. Die Deutschen gebrauchten dafür den Ausdruck Gewalthaufe oder, von seiner Formation, Gevierthaufe. Oft waren 3—9000 Mann zu einem solchen vereinigt, z. B. bei Pavia. Der Aberglaube verlangte, daß die Zahl der Rotten und Glieder eine ungerade sein mußte. Als die Feuergewehre häufig wurden, reihten sich die Schützen in mehrern Gliedern um die Masse der Spießträger oder Pikeniere, hingen sich auch wol den Flügeln an, diese verlängernd, oder bildeten zur Verstärkung der Ecken, als der schwächsten Stellen des B., kleine Vierecke, bei den Spaniern wörtlich cuadrillas, bei den Franzosen pelotons, Knäuel, genannt. Diese Gesammtstellung hieß dann vorzugsweise im Dreißigjährigen Kriege Tercia. Mit der Einführung der stehenden Heere erhielten die B. erst eine bestimmte Stärke und Eintheilung, welche in den Armeen verschieden war und ist. Sie dürfen nicht zu schwach sein, um selbständig zu bleiben und ihre Compagnien nach den heutigen Gefechtsverhältnissen einzeln verwenden zu können, aber auch nicht zu stark, um nicht zu schwerfällig zu werden und eine leichte Führung zu gestatten, gegenwärtig also zwischen 600—1000 Mann. Die preußischen B. sind auf dem Kriegsfuß 1000 Mann stark und in vier Compagnien getheilt, die österreichischen, etwas stärker, in sechs Compagnien, mehrere süddeutsche in fünf Compagnien, von denen eine, auf dem rechten Flügel, aus Jägern oder Grenadieren besteht; die französischen in sechs Compagnien, wobei zwei Elitencompagnien: Grenadiere und Voltigeurs auf den Flügeln, die Füsiliercompagnien in der Mitte (compagnies du centre); die englischen in zehn Compagnien, ebenso mit einer Grenadier- und einer leichten Compagnie; die russischen in vier Compagnien nebst einer Schützencompagnie, welche hinter den beiden Flügelzügen des B. steht. Zwei oder drei B. bilden ein Regiment. Man hat aber auch besondere Grenadier-, Jäger-, Schützen-, Füsilier- und Voltigeurbataillone, die zuweilen in keinem Regimentsverbande stehen.

Batalha, ein Städtchen (Villa) mit 1600 E. im District Leiria der portug. Provinz

Estremadura, 15 M. im N. von Lissabon, am linken Ufer des Küstenflusses Lis und an der Straße nach Alcobaça, hat großen Ruf durch das prachtvolle Dominicanerkloster Sta.-Maria da Vittoria erlangt, welches König Johann I. von Portugal zum Andenken des Sieges über Johann I. von Castilien bei dem benachbarten Flecken Aljubarrota (14. Aug. 1385) stiftete. Dasselbe ist im normann.-goth. Stile aus einem kalkhaltigen Sandstein von dem Irländer Hacket erbaut und mißt in der Länge 541, in der Breite 416 F. Die Kirche, überaus prachtvoll, mit vielen Kunstschätzen geschmückt, neuerdings restaurirt, gilt für das schönste und werthvollste Bauwerk Portugals. In ihr ruhen die Gebeine der vier ersten Könige aus dem Hause Aviz, Johann's I., Eduard's, Alfons' V. und Johann's II., sowie des Infanten Heinrich des Seefahrers. Das Kloster ist von weitläufigen Gärten umgeben. Vgl. S.-Luiz, «Memoria sobre as obras do mosterio de S.-Maria da Vittoria» (Lissab. 1827).

Batate (nicht Patate, patata, unter welchem Namen die Völker span. Zunge die Kartoffel verstehen) wird die im tropischen Amerika einheimische und jetzt in allen Tropenländern und auch hier und da in der warmen gemäßigten Zone (z. B. um Malaga) angebaute Knollenwinde (Ipomaea Batatas Lam.) sowie deren Knollen genannt. Die Pflanze ist perennirend und entwickelt aus ihrem an und unter dem Boden hinkriechenden und wurzelnden Stengel sowol langgestielte, pfeilförmige oder herzförmige Blätter und auf langen Stielen einzeln oder in Trugdolden stehende Blüten mit großen, purpurfarbenen oder auswendig weißen Trichterblumen, als auch unter der Erde hängende, rübenförmige Knollen, welche bisweilen fußlang und bis zu 1 Pfd. schwer werden, bald weiß, bald gelb, rosenroth oder roth gefärbt, inwendig sehr mehlreich sind und einen angenehm süßen Geschmack besitzen. Am besten schmecken sie in heißer Asche gebraten. Man kennt eine große Anzahl von Spielarten, welche im Laufe der Zeit durch die Cultur entstanden sind. In den Tropengegenden dienen die Knollen auch als Viehfutter, die Blätter als Gemüse. Auch läßt sich aus dem Mehl der B. Brot backen und Spiritus bereiten. Dennoch vermag die B. die Kartoffel nicht zu ersetzen. Auch würde sie sich in Deutschland schon deshalb nicht zum Anbau eignen, weil zur Erzeugung mehlreicher Knollen durchaus ein warmes Klima nothwendig ist, indem in einem kühlern Klima erzogene Batatenknollen immer wässerig und mehlarm sind und beim Kochen sich in einen förmlichen Kleister verwandeln.

Batäver ist der Name eines deutschen Volks, welches einen Theil des heutigen Holland, namentlich die nach ihm genannte Insel Batavia bewohnte, die derjenige Arm des Rhein, der sich bei Leyden in das Meer ergießt, nebst der Waal mit der Maas bildet, deren Land sich aber auch noch über die Waal erstreckte. Nach Tacitus, der ihre Tapferkeit lobt, waren sie, wie ihre Nachbarn, die Kaninefaten, ursprünglich ein Stamm der Katten, der, durch innere Unruhen aus der Heimat getrieben, über den Rhein hierherzog. Gegen Cäsar hielten sie sich friedlich, ebenso gegen Drusus, der, als er von der See her in Germanien eindringen wollte, von ihrer Insel aus über den Rhein ging. Dagegen stritten sie gegen Tiberius und gegen Germanicus, der sie besiegte und von ihnen auf dem Wege, den sein Vater Drusus eingeschlagen hatte, nach Germanien ging. Den Römern unterworfen, leisteten sie diesen gute Dienste und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des röm. Volks. Man verschonte sie mit Schatzungen und Steuern, forderte von ihnen nur die Stellung von Mannschaft und erlaubte ihnen, ihre Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. Besonders war ihre Reiterei vortrefflich. Während Vespasian's Regierung empörten sie sich mit den Belgen unter des Claudius Civilis Anführung gegen die Römer und zwangen diese zu einem Vergleich. Trajan und Hadrian unterwarfen sie wieder. Zu Ende des 3. Jahrh. nahmen die salischen Franken die Batavereinseln in Besitz.

Batavia, eigentlich die von den alten Batavern besetzte Insel, dann überhaupt das Land der Bataver (s. d.), wurde später der lat. Name für Holland und das gesammte Königreich der Niederlande. Daher auch der Name Batavische Republik, mit welchem die Niederlande, nach der Flucht des Erbstatthalters Wilhelm IV. nach England, in ihrer neuen, nach franz. Muster erfolgten Organisation vom 16. Mai 1795 bis zu ihrer Verwandlung in ein Königreich Holland (unter Ludwig Bonaparte, dem Bruder Napoleon's), 5. Juni 1806, belegt waren.

Batavia, die Hauptstadt der Insel Java und der sämmtlichen niederländ. Besitzungen in Ostindien, liegt auf der Nordküste der Insel, 16 M. östlich von der Sundastraße, in einer niedrigen, sumpfigen, dicht mit Mangrovebäumen und anderm Gebüsch bedeckten Gegend an den Ufern des Tji-Liwoeng, der in Verbindung mit andern Gewässern Stadt und Vorstädte mit einem Kanalnetz durchzieht und umgibt, welches in eine von vielen Inselchen begrenzte, sehr geräumige und sichere Bucht (die Rhede) mündet. B. wurde 1619, nach Vertreibung der Engländer, an der Stelle der eroberten und zerstörten einheimischen Königsstadt Jacatra

gegründet und anstatt Bantam (s. d.) zum Sitz des Generalgouverneurs erwählt. Bald war die neue Stadt der Mittelpunkt des Handels und der Macht der Niederländer im Ostindischen Archipel, und diese Stellung hat sie auch behalten, obschon sie durch das Emporblühen des viel jüngern Singapore als Handelsplatz sehr herabgesunken ist. Bis zum Ende des 17. Jahrh. zählte die Stadt 160000 E. und hatte gesundes Klima. Letztern Vorzug verlor sie durch das furchtbare Erdbeben vom 5. Jan. 1699, indem die Schlammströme des Vulkans Gunung-Salak die Mündungen der Flüsse und Bäche verstopften, sodaß der Ort in den Ruf einer Pestgrube, des «großen Grabes der Europäer», kam. Nachdem die Briten, welche 1811—16 Java innehatten, die Insel den Niederländern wieder übergeben, ergriff man mit Erfolg Wasserbauten und andere Maßregeln, um die Gesundheitsverhältnisse zu verbessern. Die Europäer verließen meist die alte Stadt und bauten sich auf einem höhergelegenen Terrain landeinwärts an, wodurch B. eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen hat. Dennoch zählt das Ganze gegenwärtig kaum 70000 E. Die alte Stadt verfällt mehr und mehr, hat aber noch zahlreiche gute Bauten, die als Magazine und Comptoirs u. s. w. benutzt werden. Darunter gehören die Speicher der Handelsgesellschaft, das alte, riesige Stadthaus, worin einst der hohe Gerichtshof, das Tribunal, die Wechselbank und die Waisenanstalt ihren Sitz hatten, die geschmackvolle alte Börse, die Bank, die prot. Kirche, das stattliche Gebäude des allen christl. Bekenntnissen dienenden Armenhauses, das Krankenhaus «Stads Verband», das Gefängniß u. s. w. Die alte Stadt, von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Javanesen, Malaien und sog. Portugiesen (Nachkömmlingen eingewanderter Europäer) bewohnt, belebt sich nur zur Geschäftszeit, wo die Kaufleute in ihren Comptoirs und Läden verweilen. Außerhalb der Stadt liegen am Ufer die Gebäude des Flottenwesens. An das Südwestende des alten B. grenzt das meist aus schlechten Hütten bestehende Viertel (Kampong) der 20000 Chinesen, die thätige Handwerker, Geschäfts- und Kaufleute sind und hier ihr eigenes Krankenhaus, Tempel u. s. w. haben. Im SO. der alten Stadt breiten sich weiter als 1 St. die unter dem Namen **Neubatavia** zusammengefaßten Vorstädte der Europäer aus: Molenvliet, Rijswijk, Noordwijk, Koningsplein und Weltevreden. In Molenvliet erheben sich längs des gleichnamigen, von Booten der Marktleute wimmelnden Kanals neben der schnurgeraden, mit immergrünen Bäumen eingefaßten Straße hübsche, von Gärten umgebene Wohnhäuser. Im Rijswijk liegt die großartige, dem geselligen Verkehr und öffentlichen Festlichkeiten gewidmete «Harmonie», das Gebäude der Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, das Hotel des Generalgouverneurs, der Sitz des Raths von Indien. Gegenüber steht das von Kaufleuten und niedern Beamten bewohnte Noordwijk. Der Koningsplein, ein viereckiger Rasenplatz für Truppenmanöver, fast ringsum von prächtigen Gebäuden und Gärten der reichsten Kaufleute umschlossen, ist der Sammelpunkt der feinen Welt, und an ihm liegt auch die schöne Wilhelmskirche. Auf dem großen von Platze Weltevreden, nach dem daraufstehenden Löwen von Waterloo auch Waterlooplein genannt, liegen der Neue Palast mit den zahlreichen Bureaux der Civil- und Militärbeamten, das Militär- und Civilhospital, die Wohnungen der Offiziere, die Kasernen, die schöne kath. Kirche, die Vereinshalle der militärischen Gesellschaft Concordia, die Freimaurerloge, das Theater. An Weltevreden grenzt die 1837 erbaute Citadelle Fredrik Hendrik. Weiter dann setzt sich auf der Straße nach dem 8 M. entfernten Buitenzorg, wo sich der botan. Garten und das Sommerpalais des Generalgouverneurs befinden, eine Reihe schöner Wohnhäuser fort bis zu dem meist von Chinesen bewohnten Dorfe Meester Cornelis. Marktplätze oder Bazars (Landstraßen mit Ueberdachung) sind in Menge vorhanden. Besonders belebt ist der Neue Markt (Bahar Bahru) bei Weltevreden, wo abends bei Fackelschein die Maskeraden und Tänze der phantastisch aufgeputzten Ronggings (Tanzmädchen) ein eigenthümliches Schauspiel gewähren. Unter den 17 Inseln der Rhede ist die wichtigste Onrust, etwa 2 M. im NW. von B. Früher befand sich daselbst das allgemeine Arsenal der Ostindischen Compagnie, mit den Werften der Regierung, Vorrathshäusern und Festungswerken, die aber in Verfall gerathen. Obgleich B. seinen frühern Glanz verloren, ist es doch immer noch als Mittelpunkt des gesammten Handels zwischen den Niederlanden, dem Archipel und dem ganzen östl. Asien von großer Bedeutung. Die Einfuhr besteht in europ. Manufacten aller Art, in Wein, Branntwein, Opium, chines. Zeugen, Thee, Papier, Porzellan, Droguen; zur Ausfuhr kommen Reis, Sago, Kaffee, Zucker, der berühmte Batavia-Arak, Palm- und Cajeputöl, Baumwolle, Gewürze sowie viele andere Producte Javas und der ostind. Inselwelt. In B. hat sich auch ein wissenschaftliches Leben entfaltet, dessen vorzüglichste Träger die Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen (seit 1778) mit ethnogr. Museum und Bibliothek, die Naturwissen-

schaftliche (seit 1850) und die Medicinische Gesellschaft sind. In der Nähe des erwähnten Militär- und Civilhospitals befindet sich seit 1851 eine medic. Schule für Javanesen (Geneeskundige School voor Inlanders), deren Zöglinge nach bestandener Prüfung ein Diplom als «Doctor Batavia» erhalten. 1859 wurde auch ein Gymnasium errichtet, in welchem eine bedeutende Anzahl junger Leute Unterricht in den alten Sprachen, in der Mathematik, Physik und Chemie erhalten. — Die Residentschaft B., längs der Nordküste Javas, zählt auf 41½ Q.-M. (1857) 432479 E., darunter 30—40000 Chinesen.

Bath, eine der schönsten Städte Englands, Bischofssitz und Hauptstadt der engl. Grafschaft Somerset, an der Großen Westbahn und dem von einer schönen steinernen Hauptbrücke in Einem Bogen überspannten Avon gelegen, ist besonders als Badeort berühmt und zählt 52528 E. Die Stadt ist amphitheatralisch von bewaldeten Hügeln umschlossen und steigt an deren südl. Abhange aus dem Avonthal nordwärts in einer Reihenfolge von breiten, geraden und reinlichen Straßen, Terrassen, Plätzen und Promenaden zu einer Höhe von fast 300 F. empor. Die Bauart der Häuser ist gefällig und zum Theil geschmackvoll. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich ganz besonders der Circus, der Paradeplatz mit schönen Terrassen auf Bogengängen, der Royal-Crescent oder Halbmond, Kingston-Square und Queen's-Square (Königinplatz), als Promenaden Victoria-Park und Sidneys-Gardens aus. Von den Kirchen gehört die Abteikirche oder Kathedrale mit ihrem 158 par. F. hohen Thurme, 1495—1582 erbaut, zu Englands herrlichsten im reingoth. Stil aufgeführten Gebäuden. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben das 1780 erbaute Rathhaus (Guildhall) mit großen Sälen und einer Sammlung röm. Alterthümer, die große Markthalle, das Clubhaus, das 1805 eröffnete Schauspielhaus, zwei großartige Reitbahnen, und unter den sieben Hospitälern das Bath-Hospital mit 134 Betten für arme Kranke aus allen Theilen des Landes. Außerdem besitzt B. eine Lateinische Schule, ein Wesleyaner-Seminar (New-Kingswood), ein literarisch-wissenschaftliches Institut mit Bibliothek, Museum und Laboratorium, ein literarisches Institut für Kaufleute mit Bibliothek und Athenäum. Zahlreich sind die Anstalten für die Badegäste, die sich durchschnittlich für die Saison immer noch auf 35000 Individuen belaufen, obwol die neuen Modebäder Cheltenham und Brighton dem Besuche Abbruch gethan haben. Früher hatte B. bedeutende Tuchfabriken, jetzt finden sich jedoch hier, außer zahlreichen Papierfabriken, nur noch wenige Manufacturen in Mode- und Galanteriewaaren. Der Handel der Stadt ist nicht bedeutend. Die heißen Quellen, denen B. vielleicht sein Dasein verdankt, wurden wahrscheinlich schon vor der Ankunft der röm. Legion im J. 44 benutzt. Die Römer trafen zuerst zu deren Gebrauche die nöthigen Einrichtungen, und ihre prachtvollen und zweckmäßigen Badehäuser, von denen sich noch Ueberreste in Menge finden, gehörten zu den frühesten in Britannien von ihnen errichteten öffentlichen Gebäuden. Noch sieht man sorgfältig erhaltene Säulenbruchstücke eines prachtvollen Minerventempels, dessen ehemalige Grundfläche gegenwärtig zu einem großen, 85 F. langen und 46 F. breiten Pumpzimmer dient. Die Thermen springen in vier Quellen von durchschnittlich 37° R. Wärme. Sie enthalten hauptsächlich Kochsalz, schwefelsaure Kalkerde und Natron und sind sehr wirksam gegen Gicht, rheumatische Uebel, Lähmungen und gallige Verstopfungen. Die Bäder liegen mitten in der Stadt und führen die Namen Königs- und Königinbad, Kingston-, Kreuz- und Heißbad. Ihr Wasser wird zum Trinken, Baden und Douchen gebraucht. Die Hauptsaison ist von Nov. bis April. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 8,6° R., ist also höher als in den meisten Städten Englands. Der Sommer zeigt sich sehr warm, der Winter regnerisch, aber mild. Die Römer nannten B. Aquae Solis, auch Aquae Calidae oder Sudatae, die Sachsen Hat Bathun (Heißbad) oder Akemannes Ceaster (Stadt der Kranken). Bis in das vorige Jahrhundert wurden die Bäder vernachlässigt. Neue Versammlungssäle für die Badegäste wurden 1750 erbaut und 1771 mit einem ausgezeichnet schönen Tanzsaale, 106 F. lang, 42 F. breit und ebenso hoch, sowie mit einem 70 F. hohen und einem dritten achteckigen, 48 F. im Durchmesser haltenden Saale vermehrt.

Bathometer oder Bathymeter (griech., d. i. Tiefemesser) heißt ein Instrument, mit dem große Tiefen im Meere gemessen werden. Das älteste und einfachste Verfahren besteht in der Anwendung einer einfachen Sonde, einer hänfenen Schnur, welche in bestimmten Intervallen mit Lappen eines bunten Zeuges versehen ist und am untern Ende ein cylindrisches Bleigewicht von 20 und mehr Pfund trägt. Es wird aber die Messung mit dieser Sonde dadurch ungenau und unbequem, daß die hänfene Schnur nicht immer die verticale Richtung annimmt, sondern durch Bewegungen des Schiffs oder des Wassers mehr oder weniger

schief liegt, und daß das Aufziehen aus größern Tiefen wegen der Adhäsion des Wassers an derselben und des Schwankens des Schiffs außerordentliche Anstrengungen erfordert. Das Bleigewicht ist an seiner untern Fläche mit einer Höhlung versehen, die mit Talg ausgefüllt wird, um nach dem Heraufziehen durch die in derselben eingedrückten Substanzen sich Gewißheit zu verschaffen, daß das Gewicht in der That den Boden des Meeres berührt hat, und zugleich einige Kunde über die Beschaffenheit des Meeresgrundes an der untersuchten Stelle zu erhalten. Alle neuern Vorschläge zu genauern und bequemern Vorrichtungen zur Messung der Meerestiefe kommen immer mehr oder weniger auf die schon von Hooke gemachten Vorschläge zurück. Dieselben gehen darauf hinaus, einen Körper, der schwerer als Wasser ist, mit einem zweiten, welcher leichter als dasselbe, so zu verbinden, daß beim Aufstoßen des erstern auf den Meeresgrund der zweite sich durch den Druck gegen eine Feder ablöst und infolge seines geringern specifischen Gewichts zur Oberfläche des Wassers zurückkehrt. Dieser zweite Körper soll zugleich mit einer Vorrichtung versehen sein, welche durch das Niedersinken oder durch das Aufsteigen im Wasser in Umdrehung gesetzt wird, also z. B. mit kleinen Flügeln (wie bei einer Windmühle), die an einer verticalen Achse angebracht sind. Man könnte auch zwei solcher Vorrichtungen anbringen, so nämlich, daß die eine allein beim Hinabsinken, die zweite dagegen nur beim Hinaufsteigen in Umdrehung gesetzt wird. Die Achse, an welcher diese Flügel sitzen, greift mit den Gängen einer an ihr befindlichen Schraube ohne Ende in ein Räderwerk ein, das die Umdrehungen zählt. Aus der Zahl dieser Umdrehungen während des Niedersinkens oder des Aufsteigens läßt sich dann die Meerestiefe an der untersuchten Stelle annähernd berechnen.

Bath-Orden (Knights of the Bath), ein alter engl. Ritterorden, jetzt der fünfte in der Rangfolge der brit. Orden. Nach den Ermittelungen Camden's und Selden's kommt die Benennung der «Ritter vom Bade» unzweideutig zuerst 1399, bei Gelegenheit der Krönung Heinrich's IV. vor, und man kann annehmen, daß bei dieser Gelegenheit der Orden gestiftet worden. Seinen Namen erhielt er von der Sitte, den neuaufgenommenen Ritter zu baden. In spätern Zeiten war es Praxis der engl. Könige, Bathritter zu ernennen: 1) vor ihrem Krönungstage; 2) bei der Inauguration des Prinzen von Wales; 3) bei ihrer eigenen oder einer Vermählung in der königl. Familie; 4) bei sonstigen ganz besondern Solennitäten. Bei der Krönung Karl's II. wurden 86 Bathritter creirt. Seitdem erlosch der Orden und ward erst wiederbelebt durch Georg I. unter Walpole's Administration. Die neuen Statuten und Ordinances waren vom 23. Mai 1725. Nach der neuen Einrichtung gab es einen Großmeister und 36 Genossen (Companions), außerdem nur noch die Officianten des Ordens: Dechant, Registrator, Wappenkönig und Genealog, Secretär, Hauswart und Bote. Der Prinzregent gestaltete den Orden 1815 abermals um, und zwar zu einem vorzugsweise militärischen Verdienstorden in drei Klassen, der aber seit 1847 auch an Personen verliehen wird, welche hohe Posten im Civilfach oder in der Diplomatie bekleiden, oder sich in anderer Weise ausgezeichnet haben. Die drei Klassen sind: 1) Ritter-Groß-Kreuze (statt der frühern Companions), nicht über 75, ungerechnet Prinzen vom königl. Geblüte und vornehmer ausländischer Militärs; 2) Ritter-Commandeure, deren Zahl auf 152 bestimmt, aber jetzt größer ist, ungerechnet fremder Offiziere, die als Ehrenritter aufgenommen werden können; 3) Genossen (Companions), eine Klasse für Offiziere und Civilisten, die aber nicht, wie die Mitglieder der beiden ersten Klassen, das Ritterprädicat Sir führen und deren Zahl sich auf 725 belaufen darf. Das Ordenszeichen ist ein Stern mit der Devise «Tria juncta in uno», nebst Collier und Kreuz am rothen Bande.

Báthori, ein berühmtes ungar. Geschlecht, das im 14. Jahrh. in zwei Zweige, den zu Ecsed und den zu Somlyó, zerfiel und dem Lande mehrere Jahrhunderte hindurch bedeutende und einflußreiche Männer gab. Stephan B. (gest. 1493), aus der Familie zu Ecsed, ist vorzüglich bekannt durch den rühmlichen Sieg, den er unter König Matthias I. 1479 bei Kenyérmezö in Siebenbürgen über die Türken erfocht. Ein anderer Stephan B., ebenfalls aus der Ecseder Linie, wurde 1516 Palatinus und beförderte als ein Hauptgegner Zapolya's vorzüglich die Wahl des österr. Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn, als nach der Schlacht von Mohacs 1527 Zapolya die Königswürde anstrebte. Stephan B., von Somlyó, war unter dem ebenerwähnten Zapolya (als König Johann I.) Vaida von Siebenbürgen. Sein Sohn, Stephan B., wurde 1576 in Krakau zum König von Polen gekrönt, wo er bis 1586 regierte und ein gutes Andenken hinterließ. Des letztern Oheim, Christoph B. von Somlyó, war 1576—81 Fürst von Siebenbürgen. Er rief die Jesuiten ins Land und ließ auch seinen Sohn

Sigismund durch dieselben erziehen. Dieser **Sigismund B.**, schon zu Lebzeiten seines Vaters zu dessen Nachfolger bestimmt, blieb sein ganzes Leben hindurch ein Werkzeug der Jesuiten. 1595 vermählte er sich mit einer Tochter des Herzogs Karl von Steiermark, des Oheims von Rudolf II., verließ aber alsbald seine Gemahlin, übergab Siebenbürgen dem Kaiser Rudolf und trat 1598 in den geistlichen Stand. Während die kaiserl. Commissare in der Uebernahme des Landes begriffen waren, erschien er jedoch wieder in Klausenburg, nahm die Commissare gefangen und schickte den nachher berühmten Bocskai nach Prag zur Beschwichtigung des Kaisers. Inzwischen übertrug er plötzlich die Regierung seinem Neffen, dem Cardinal **Andreas B.**, der sich aber gegen den kaiserl. General Basta nicht halten konnte und noch in demselben Jahre (1599) ums Leben kam. Sigismund nahm nun selbst den Fürstenthron wieder ein, mußte jedoch, von allen verlassen, 1602 abdanken. Er starb in Prag 27. März 1613. Der letzte B. war **Gabriel** (Gabor), ein Sohn Stephan's, Königs von Polen, der als Fürst von Siebenbürgen 1608—13 regierte. Launig und grausam, empörten sich gegen ihn viele Großen sowie die siebenbürger Sachsen, sodaß es zum Kriege kam, in welchem Gabriel unterlag. Er wollte sich selbst und Siebenbürgen dem Kaiser Matthias übergeben, aber Bethlen Gabor (s. d.) kam ihm zuvor. Der unvorbereitete Gabriel mußte nach Großwardein entweichen, wo er von zwei Misvergnügten 11. Oct. 1613 ermordet wurde. Der bekannte ungar. Romanschreiber Jósika hat den letzten B. zum Gegenstande eines vielgelesenen Romans gemacht. — **Elisabeth B.** (aus dem Geschlechte der Nyir-B.), berüchtigt durch ihre Unthaten, war die Gemahlin des Grafen Franz Nádasdy und eine schöne, aber herzlose, eitle und gefallsüchtige Frau. Durch einen Zufall glaubte sie die Entdeckung gemacht zu haben, daß das Blut junger Mädchen die Haut verschöne. Sie bewog deshalb zwei ihrer weiblichen Dienstboten und einen männlichen Diener, ihr fort und fort junge Mädchen zu verschaffen, denen man zu den Bädern der Gräfin das Blut abzapfte. Nachdem Elisabeth 1604 Witwe geworden, setzte sie diesen Frevel auf dem Schlosse Csejte im Neutraer Comitat fort, wohin mehr und mehr sog. «Zöglinge» zusammengebracht wurden. Das Verbrechen wurde endlich ruchbar. Der Palatin Georg Thurzó überraschte plötzlich die Gräfin in ihrem Schlosse und ertappte auch auf frischer That die Peiniger eines Mädchens. Während man Elisabeth zu ewiger Gefangenschaft verurtheilte, wurden ihre Helfershelfer 7. Jan. 1611 lebendig verbrannt. Aus den Proceßacten, die noch vorhanden sind, geht hervor, daß eine gewisse Anna Darvolya den ersten Gedanken zu diesem furchtbaren Treiben in der eiteln und bösen Frau entzündet hatte.

Bathurst, die Hauptstadt der brit. Gambiacolonie in Senegambien, unweit der Mündung des Gambia auf der sumpfigen Flußinsel St.-Mary 1816 gegründet, ist Sitz des Gouverneurs und Mittelpunkt des brit. Handels der Colonie. Der gutgebaute, durch ein Fort gedeckte Ort hat große Magazine und wird von zahlreichen Schiffen besucht. Der Werth der Einfuhr belief sich 1861 auf 118600, der des Exports auf 201700 Pfd. St. In der Stadt halten sich nur etwa 50 Europäer auf. Die Insel selbst zählt 3—4000 E., Neger, die in wohnlichen, von Gärten umgebenen Hütten leben. Nur in B. und dem nördlich gegenüberliegenden Albreda dürfen sich nach dem Vertrage vom 7. März 1857 Franzosen niederlassen, während sie in Betreff der Schiffahrt gleiche Rechte mit den Engländern haben. — B. heißt auch die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in der brit. Colonie Neusüdwales in Australien, 23 M. im WNW. von Sidney, jenseit der Blauen Berge am obern Macquarie schön gelegen. Dieselbe wurde 1815 gegründet und hat sich zur bedeutendsten Ortschaft im Innern der Colonie emporgeschwungen. Mit Sidney ist B. durch eine kunstvoll über das Gebirge geführte Straße verbunden. Die Stadt hat ein sehr gesundes Klima, zählt 5000 E., besitzt eine gelehrte Schule und einen literarischen Verein und ist von reichen Landgütern und vielen Stationen umgeben. Sie bildet den Mittelpunkt des bedeutendsten Golddistricts von Neusüdwales, dessen Ausbeutung 1851 am Summerville-Creek ihren Anfang nahm.

Bathurst, eine engl. Familie, von der mehrere Mitglieder sich in den drei letzten Jahrhunderten einen Namen erworben haben. — **Ralph B.**, Theolog, Arzt und Dichter, geb. 1620 zu Howthorpe in Northamptonshire, studirte zu Coventry und Oxford, wurde 1644 zum Priester ordinirt und begann theol. Vorlesungen, wendete sich aber zu dem Studium der Medicin, in welcher er 1654 den Doctorgrad und allerorten eine bedeutende Praxis erwarb. In Verbindung mit Boyle, Petty, Evelyn, Wren u. a. gründete er 1658 die Royal-Society. Nach der Restauration kehrte er zum geistlichen Stande zurück, wurde 1664 vom Trinity-College zu Oxford zum Präsidenten erwählt und 1691 zum Bischof von Bristol erhoben, welche Würde er jedoch ablehnte. B. starb 14. Juni 1704. Außer lat. Gedichten hat er

einige theol. und medic. Schriften hinterlassen. Sein Leben stellte Warton in «The life and literary remains of R. B.» (Lond. 1761) dar. Von den vielen Söhnen seines Bruders George B. wurde der jüngste, Benjamin B., unter Anna zum Ritter geschlagen. Er bekleidete am Hofe das Amt eines Cofferer (Zahlmeisters) und starb 1704. — Allen, Graf B., der älteste Sohn desselben, geb. 1684 zu Westminster, studirte zu Oxford und trat 1705, für Cirencester ins Unterhaus gewählt, frühzeitig ins öffentliche Leben. Als einer der von Anna ernannten 12 Peers ging er 1711 in das Haus der Lords über, wo er später als eifriger Tory oft Führer der Opposition gegen Walpole war. Nach des letztern Rücktritt kam B. 1742 in den Geheimen Rath. 1757 wurde er Schatzmeister des Prinzen von Wales. Nach dessen Regierungsantritt zog er sich mit einer Pension von 2000 Pfd. St. auf seinen Landsitz bei Cirencester zurück, wo er 16. Sept. 1775, nachdem er 1772 noch zum Grafen erhoben worden, verstarb. Er war ein Freund Bolingbroke's, Swift's und Pope's, der ihm seine «Moral essays» widmete. — Henry B., Sohn Benjamin B.'s, des jüngern Bruders des vorigen, geb. zu Brackley in Northampton 16. Oct. 1744, studirte zu Winchester und Oxford, ward Doctor der Rechte, 1775 Kanonikus von Christchurch in Oxford, 1795 Präbendar der Durhamkathedrale und 1805 Bischof von Norwich. Als solcher zeigte er einen freisinnigen Geist, galt aber für einen Lebemann und starb 5. April 1837. Sein Sohn, Henry B., geb. 4. Mai 1781, gest. 10. Sept. 1844 als Archidiakon zu Norwich, beschrieb das Leben seines Vaters in den «Memoirs of Dr. H. B.» (2 Bde., Lond. 1837; mit einem Nachtrag 1842). — Henry, Baron Apsley und zweiter Graf B., Sohn von Allen B., geb. 2. Mai 1714, ward, zu Oxford gebildet, 1735 Barrister von Lincolns-Inn. Für Cirencester ins Unterhaus gewählt, stimmte er anfangs mit der Opposition, unterstützte aber nach Walpole's Rücktritt die Pelham'sche Administration und trat 1745 als Solicitor-General des Prinzen Friedrich von Wales wieder zur Opposition. Nach des letztern Tode (1751) wendete er sich abermals auf die Regierungsseite und wurde 1754 zum Richter des Hofes der Common pleas ernannt. 1770 wurde B. sogar Lord-Kanzler, der unwissendste, charakterloseste und unfähigste Mann, welcher je in England einen solchen Posten bekleidet, und zugleich als Baron Apsley von Apsley in die Peerage erhoben. Die Grafenwürde erbte er 1775 von seinem Vater. 1778 gab er das große Siegel ab, wurde 1779 Präsident des Geheimen Raths, was er bis zur Auflösung des Cabinets North blieb, und starb 6. Aug. 1794. — Henry B., Sohn und Erbe der Titel des vorigen, geb. 22. Mai 1762, trat nach erlangter Volljährigkeit für Cirencester in das Unterhaus, begann als Lord-Commissioner der Admiralität die Staatslaufbahn, stand 1789—91 im Schatzamt, wurde 1793 königl. Geheimrath und Mitglied, 1807 Präsident des ostind. Controlamts und 1809 Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten. 1812—27 war B. Colonialminister, ohne sich durch besondere staatsmännische Tüchtigkeit auszuzeichnen; hierauf wurde er 1828 zum Präsidenten des Geheimen Raths ernannt, in welcher Stellung er bis 1830 verblieb. Er starb 27. Juli 1834. — Henry George, Graf B., als Lord Apsley Sohn des vorigen, geb. 24. Febr. 1790, war Mitglied des ostind. Controlamts und ist Verfasser der Schrift «The ruinous tendency of auctioneering» (Lond. 1812; neue Aufl. 1848). — Sir James B., zweiter Sohn Henry B.'s, Lord-Bischofs von Norwich, geb. 3. Mai 1782, trat 1794 in die Armee, führte ein echt engl. Soldatenleben in allen Welttheilen, wurde 1813 Oberst, 1819 Generalmajor, 1837 Generallieutenant und starb als Gouverneur von Berwick 13. April 1850. — Benjamin B., ein Bruder des vorigen, geb. 14. März 1784 zu London, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und wurde 1807 mit Depeschen nach Wien gesandt. Auf der Rückkehr, abermals Depeschen führend, verschwand er in Norddeutschland auf unbekannte Weise. Wahrscheinlich wurde er ermordet.

Bathyllos, aus Alexandrien gebürtig, ein Freigelassener und Günstling des Mäcenas in Rom, war der Erfinder einer eigenen Art pantomimischer Vorstellungen und wurde durch seine außerordentlichen Leistungen auf dem Theater ein Liebling des röm. Volks. Einen Nebenbuhler in seiner Kunst fand er an dem Cilicier Pylades, der deshalb fast immer mit B. zugleich genannt wird. — B. hieß auch der Liebling des Anakreon, der dessen Schönheit in seinen Liedern besingt. Auf Samos, wo er geboren war, ward ihm eine Statue errichtet.

Batist nennt man die feinste, etwas lose gewebte Leinwand. Der Stoff wird vorzüglich in Frankreich, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Schlesien, Böhmen und Sachsen verfertigt. Der französische, den besonders Arras, Bapaume, Cambray, Lille, Peronne, St.-Quentin, Troyes und Valencinnes liefern, zeichnet sich vor den andern europäischen B. durch Feinheit

und Weiße aus; er wird aus dem besten Flachs gefertigt, der unter dem Namen Namé bekannt ist und besonders im franz. Hennegau gedeiht. Die niederländischen B., vorzüglich die zu Nivelles gefertigten, stehen den französischen am nächsten. Schon im 13. Jahrh. wurde die Leinwandweberei in Flandern von Baptiste Cambray aus Cantaing in Gang gebracht, weshalb auch einige meinen, daß diese Leinwand nach demselben den Namen B. oder **Camertuch** (toile de Cambray), was aber gar nicht einerlei ist (letzteres ist ein gröberes und dichteres Gewebe), erhalten habe. Den gröbsten, an Dichtheit der Leinwand näherstehenden B. pflegt man **Batistleinwand** zu nennen. In neuerer Zeit fertigt man auch baumwollenen B., der sich den feinsten Musselinen anschließt und schottischer B. genannt wird, weil seine Fabrikation von Schottland ausging; ein anderer Name für ihn ist **Batistmusselin**.

Batjuschkow (Konstantin Nikolajewitsch), russ. Dichter, geb. 29. Mai 1787 zu Wologda, erhielt in einer Pensionsanstalt zu Petersburg seine Erziehung und trat beim Ausbruche des Kriegs von 1806 in die petersburger Schützenabtheilung ein. Bei Heilsberg verwundet, mußte er nach Petersburg zurückkehren, und machte dann, nach seiner Versetzung ins Gardejägerregiment, den beschwerlichen Feldzug in Finland mit. Nach seiner Rückkehr ward er (1810) Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg. 1812 nahm er wieder Kriegsdienste und wohnte als Stabskapitän und Adjutant des Generals Bachmetjew den Feldzügen von 1813 und 1814 bei, worauf er 1816 beim Collegium der auswärtigen Angelegenheiten nochmals in den Civildienst trat. Seine in Zeitschriften zerstreuten «Poetischen und prosaischen Versuche» wurden von N. J. Gnjeditsch gesammelt (2 Bde., Petersb. 1817). Seine Gedichte bestehen in Elegien, Episteln, Erzählungen und Liedern; von den prosaischen Aufsätzen ist namentlich eine Schilderung der Naturschönheiten Finlands berühmt geworden. B. hatte sich vorzüglich nach ital. Dichtern, besonders nach Tasso gebildet, und es scheint dies selbst auf seine Sprache, die von ungemeiner Weichheit und Harmonie ist, nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. 1818 fand er Gelegenheit, nach Italien zu gelangen, indem er als Hofrath der russ. Gesandtschaft in Neapel beigegeben wurde. Doch in kurzem verfiel er hier in tiefe Schwermuth; vergebens besuchte er 1821 die böhm. Bäder. Seine Geistesverwirrung wuchs in Dresden, wo er neben astron. Studien Schiller's «Braut von Messina» übersetzte, und wurde nach seiner Rückkehr nach Petersburg unheilbar. Später lebte B. auf einem Landgute bei Moskau, und starb zu Wologda 29. Juli 1855. Eine vollständige Sammlung seiner Gedichte erschien 1834 in Petersburg und in der von Smirdin veranstalteten Ausgabe russ. Classiker.

Batocken, richtiger **Padoggen**, hießen die Schläge mit dünnen Stöcken, welche in Rußland als Strafe, namentlich im Militär und bei der Marine, auf den bloßen Rücken, oder auch auf Brust und Bauch ausgetheilt wurden. Die Gesetzgebung Katharina's II. schaffte diese Strafe zwar ab; doch blieb dieselbe mehr oder weniger im Brauch.

Batōni (Pompeo Girolamo), geb. zu Lucca 1708, gest. zu Rom 4. Febr. 1786, war in der Zeit eines entarteten Geschmacks der letzte Maler von Bedeutung, den die Geschichte der ital. Malerei kennt. Seine künstlerische Bildung, die er sich in Rom aneignete, hatte er weniger seinen Lehrern als dem Studium der Antike, der Werke Rafael's und der Natur zu verdanken. Ohne den Charakter seiner Zeit zu verleugnen, läßt er doch in seinen Bildern bereits jenes ernstere Streben erkennen, welches gleichzeitig durch Winckelmann, Mengs u. a. angeregt wurde, und das freilich mehr für die deutsche und franz. Kunst als für Italien von nachwirkendem Einfluß sein sollte. B. gelangen besonders Darstellungen eines anmuthig zarten Inhalts, wie seine berühmte reuige Magdalena in Dresden beweist, der es indeß mit der Buße nicht ernst ist. Sein Hauptwerk ist der Sturz des Zauberers Simon, welches vom Cardinal Albani für die Peterskirche bestellt wurde und in Mosaik ausgeführt werden sollte, damals die größte Ehre. Seine Feinde wußten indeß diese Ausführung zu hintertreiben, und so steht dies tüchtige Bild jetzt in San-Michele degli Angeli. Als Porträtmaler genoß B. großen Ruhm. Er malte außer drei Päpsten viele zeitgenössische Fürsten. Trotz mancher Anfeindungen behauptete er 40 J. lang die oberste Stellung unter den röm. Malern.

Baton-Rouge, frühere Hauptstadt des nordamerik. Staats Louisiana, auf dem linken Ufer des Mississippi, 30 M. oberhalb Neuorleans gelegen, eine der ersten von den franz. Colonisten angelegten Niederlassungen, hat ihren Namen von dem Häuptlinge eines Indianerstammes. Die Stadt ist schön gebaut und zählte vor dem Ausbruche des Bürgerkriegs gegen 6000 E. Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten besaß dort eine große Waffenniederlage, eine Kaserne und ein Militärhospital. Durch den Krieg hat sich die Einwohnerzahl der Stadt sehr vermindert, und ihr Wohlstand ist zerstört worden. Sie wurde im Mai 1862 für

die Bundesregierung occupirt. Am 5. Aug. 1862 machte ein 10000 Mann starker, vom General Breckenridge geführter Heerhaufe der Südstaatlichen einen Angriff auf den nur von 4000 Mann Bundestruppen unter dem General Williams vertheidigten Ort. Nach einem heftigen Kampfe, in welchem Williams an der Spitze seiner Truppen fiel, wurden die Angreifer zurückgetrieben, wagten auch nicht, den Angriff zu erneuern.

Batrachier, froschartige Reptilien oder Lurche, bilden, je nach den Ansichten der Naturforscher, entweder eine mit den Fischen, Vögeln u. s. w. gleichwerthige Klasse der Wirbelthiere oder eine Ordnung der Reptilien und stellen die Verbindung mit den Fischen her, indem sie in der ersten Zeit ihres Lebens durch Kiemen athmen, die mittels einer gesetzmäßigen Metamorphose bei den meisten später durch Lungen verdrängt werden. Sie unterscheiden sich von den übrigen Reptilien durch ihre Verwandlung, wie denn z. B. aus der Kaulpatte der Frosch wird, durch ihre schuppenlose Haut, den Mangel an Krallen und viele anatom. Eigenthümlichkeiten. Die anfangs fischähnlichen, beinlosen Jungen, die Kaulquappen, Patten oder Roßnägel genannt werden, schwimmen mit Hülfe ihres Ruderschwanzes und erhalten erst nach und nach das Ansehen ihrer Aeltern. Die an der Seite des Halses liegenden Kiemen vertrocknen, sowie die Lungen sich mehr ausbilden; die Beine, und zwar zuerst die vordern, kommen nun zum Vorschein, und meistens verliert sich auch der Schwanz. Die Lurche leben im ausgebildeten Zustande nur von thierischen Substanzen, pflanzen sich nur im Wasser fort, legen Eier und bewohnen alle milden und warmen Länder, während sie sehr kalten ganz fehlen. Sie zerfallen in mehrere Unterordnungen und Familien. Deutschland besitzt 16 Arten derselben aus den Gattungen Frosch, Unke, Kröte, Land- und Wassersalamander und Proteus.

Batrachomyomachia, d. h. der Froschmäusekrieg, ist der Titel eines dem Homer fälschlich beigelegten komischen Heldengedichts, als dessen Verfasser ein gewisser Pigres aus Karien, der zu den Zeiten der Perserkriege lebte, schon im Alterthume genannt wird. Das Ganze ist wol keine Thierfabel, wie Jak. Grimm und Welcker meinten, sondern eine Parodie der «Ilias», worin uns die Rüstungen und Kämpfe der Thiere bis ins einzelne, selbst bis zur Einmischung der Götter, mit der heitersten Laune geschildert und ausgemalt werden. Das Gedicht befindet sich in allen Ausgaben der Homerischen Dichtungen, besonders wurde es mit Homer's Hymnen von Matthiä (Lpz. 1805), ohne dieselben von Baumeister (Gött. 1852) herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von Helm (Manh. 1826), Kern (Bresl. 1848) und Uschner (Berl. 1864).

Batta, ein eigenthümlicher malaiischer Stamm, welcher zur Urbevölkerung des Ostindischen Archipelagus gehört und jetzt vorzüglich in der nördl. Hälfte der Insel Sumatra von einer Küste zur andern wohnt und so eine keilförmige Scheide zwischen den Atschinesen und den Pediresen oder Padris im N. und den eigentlichen Malaien des ehemaligen Königreichs Menangkabu bildet. Eine Linie, die von der Mündung des Sinkel quer über die Insel ostwärts zur Bielamündung läuft, scheidet die zu dem niederländ. Gouvernement von Westsumatra gehörigen und die nördlich davon gelegenen nichtunterworfenen Battaländer. Erstere umfassen 488 Q.-M., wovon 200 auf Gebirgs- und 288 auf Flachland kommen. Doch sind im ganzen nur 40 Q.-M. bebaut; alles übrige Land besteht aus Allangwildniß und Urwald. Der am schwersten zugängliche Theil des Landes ist Ober-Tappanuli, zu welchem man von der Küste aus sechs Bergketten und ihre scharfeingeschnittenen, 700—1200 F. tiefen Zwischenthäler quer zu passiren hat. Die Bevölkerung wird auf 87205 Köpfe angegeben. Dieselbe zeigt sich äußerst unzugänglich, und der niederländ. Regierung ist es noch nicht gelungen, auch nur in dem ihr unterworfenen Landestheile geordnete Verhältnisse und Sicherheit der Person einzuführen. Die freien Battaländer umfassen 263 Q.-M. In dem Ausrottungskriege der fanatischen Padris sollen sie von 350000 Seelen bis auf die Hälfte aufgerieben worden sein. Von regelmäßigern und schönern Zügen und kräftigerm, muskulöserm Bau als der gewöhnliche Malaie, besitzen die B. eine eigenthümliche, jedoch dem malaiisch-polynesischen Stamme angehörige Sprache, eine besondere Schrift, mit der sie früher auf Rindenpapier, jetzt auf Bambus schreiben (von unten noch oben, Buchstaben über Buchstaben in Reihen von links nach rechts), ferner eine eigenthümliche Zeitrechnung, eigene Namen für die Monate und selbst eigene Figuren für die Himmelszeichen. Indeß sind sie ein in der Cultur zurückgegangenes Volk, und das ganze Land befindet sich in Anarchie. Jedes Dorf bildet eine Festung mit Palissadenzaun, Graben und stachlichter Bambushecke, zugleich ein unabhängiges Gemeinwesen, repräsentirt durch einen erblichen, aber in seinen Handlungen sehr beschränkten Häuptling oder Radscha, dem jedoch im Kriege unbedingter Gehorsam geleistet wird. Ihre Religion besteht in der Verehrung böser und guter Geister. Die Gesetze sind zwar nicht geschrieben,

doch für die Mehrzahl der Rechtsfälle fest und bestimmt. Die Strafen bestehen meist in Geldbußen; selbst die Todesstrafe kann bis auf wenige Fälle abgekauft werden. Gefangene, welche im Kriege außerhalb des Dorfes gemacht werden, sowie Gemeine, welche mit der Frau eines Radscha Ehebruch treiben, werden verzehrt. Dasselbe kann auch die Fremden treffen, welche das Land trotz erfolgter Warnung betreten. Engl. Missionare, welche die an sie ergangene Warnung nicht achteten, haben dieses Schicksal gehabt. Hahnengefechte liebt der B. leidenschaftlich und verwettet dabei Hab und Gut, zuletzt sich selbst. Auf den Frauen lastet fast alle Arbeit im Hause und auf dem Felde, das übrigens nur zum eigenen Bedarf bestellt wird. Pferdezucht findet für den Handel statt. Kunstfertigkeit zeigen die B. in Verarbeitung des Elfenbeins und der Riesenmuschel zu Armringen, in Verfertigung metallener Tabackspfeifen und in Holzschnitzwerken. Der Binnenhandel umfaßt nur die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse und wird auf bestimmten Marktplätzen betrieben. Vom Ausland werden Salz, Eisenwaaren, Messingdraht und Glasperlen bezogen und dafür Elfenbein, Schildpatt, Damarharz, Rohr, Pfeffer, Kampher und Benzoë geliefert. Noch herrschen unter dem Volke Traditionen, welche von einer einstigen höhern Civilisation von Indien her Zeugniß ablegen. Vgl. Junghuhn, «Die Battaländer auf Sumatra» (2 Bde., Berl. 1847).

Battement (franz.) nennt man das Anschlagen einer Kugel an die Seelenwände eines Geschütz- oder Gewehrrohres, während dieselbe, nach dem Abfeuern, das Rohr passirt. Battements entstehen nur bei glatten Röhren, und zwar infolge des hier für die Kugel nöthigen Spielraums, durch welchen sich Pulvergase über die Kugel wegdrängen und letztere gegen die untere Seelenwand drücken, von welcher die Kugel abprallt und somit, indem sie sich gleichzeitig vorwärts bewegt, weiter vorwärts oben wieder anprallt u. s. f. Je nachdem der letzte Kugelanschlag in der Nähe der Mündung oben, unten, rechts oder links erfolgt, entstehen Abweichungen der Kugel von der eigentlich beabsichtigten, durch die Lage des Rohrs bedingten Richtung beziehungsweise nach unten, oben, links oder rechts, sog. Höhen- oder Seitenabweichungen oder beides zusammen, und diese Abweichungen sind um so bedeutender, je größer der Spielraum war. Bei eisernen Kugeln und weichem Rohrmaterial (z. B. Geschützbronze) erzeugen die Battements Beschädigungen der Seelenwände und unmittelbar vor dem ursprünglichen Lagerort der Kugel im Laufe der Zeit Kugellager (Vertiefungen), welche die Battements noch verstärken. — In der Fechtkunst heißt B. oder Battiren ein kurzer, kräftiger, streichender Schlag an die Klinge des Gegners, der letztern aus der Auslage bringen, dadurch eine Blöße und somit Gelegenheit zu einem Stoß oder Hieb erzeugen soll, der gleich darauf erfolgt.

Batterie (franz.) bezeichnet zunächst eine Zusammenstellung von mehr oder weniger Geschützen zu einer Einheit, um durch das gemeinsame Wirken derselben einen bestimmten Gefechtszweck zu erreichen. In der Regel wird dieser Zweck durch die besondere Benennung, die man der B. beilegt, angedeutet. Man unterscheidet Feld-, Belagerungs-, Festungs-, Positions-, Küsten- oder Strand- und Schwimmende Batterien. Feldbatterien heißen die taktischen Einheiten der Feldartillerie, d. h. diejenigen Abtheilungen, welche groß genug zu selbständiger bemerkbarer Wirkung, doch noch klein genug sind, um von einem Führer (dem Batteriechef) commandirt zu werden. Eine Feldbatterie umfaßt vier, sechs oder acht Geschütze, außerdem aber auch die dazu gehörigen Munitionswagen (je nach dem Kaliber einen oder zwei für jedes Geschütz), einen oder zwei Vorrathswagen zur Mitführung der zu vorkommenden Reparaturen nöthigen Vorrathsstücke, eine Feldschmiede zur Ausführung der bei letztern nöthigen Schmiedearbeiten sowie des Hufbeschlags, ferner einen Packwagen und in einigen Artillerien auch eine Reservelaffette, die zugleich zur Fortschaffung von Vorrathssachen benutzt wird. Nach der Art der Geschütze unterscheidet man vierpfündige, sechspfündige, zwölfpfündige, glatte oder gezogene, nach der Art, wie die Bedienungsmannschaften fortgeschafft werden, Fußbatterien, fahrende und reitende Feldbatterien. Für besondere Zwecke können mitunter mehrere Feldbatterien vorübergehend zu einer großen B. vereinigt werden, welche dann unter dem Gesammtbefehl eines Stabsoffiziers steht. Die Belagerungsbatterien, für den Angriff der Festungen bestimmt, sind aus den schweren Geschützen der Belagerungsartillerie zusammengesetzt und werden benannt theils nach der Geschützart, aus der sie bestehen (gezogene 24pfündige B., Mörserbatterie), theils nach ihrer Entfernung von und ihrer Lage zu den angegriffenen Werken (z. B. erste, zweite, dritte B., Enfilirbatterie) und den damit zusammenhängenden Zwecken und Feuerarten (z. B. Ricochet-, Demontir-, Breschbatterie u. s. w.). Eine Festungsbatterie nennt man eine Anzahl von Festungsgeschützen, welche bei der Vertheidigung einer Festung auf einer Linie oder in einem Werke vereinigt sind und meist ein gemeinsames Ziel angewiesen erhalten. Unter

Positionsbatterie versteht man eine Anzahl unbespannter Geschütze, welche in irgendeiner festen Stellung, in einem Werke (wie z. B. in der Danevirke und bei Missunde) oder auf einem Punkte (z. B. an einem Défilé) zu gemeinsamem Wirken gegen ein Ziel vereinigt sind. Auch belegt man bespannte schwere Feldbatterien mit diesem Namen, wie z. B. die franz. gezogenen zwölfpfündigen Batterien. Die **Küsten-** oder **Strandbatterien** sollen die Küsten theils gegen Landungen des Feindes schützen, theils Häfen und Küstenplätze gegen die Annäherung und Einfahrt feindlicher Kriegsschiffe und Beschießung seitens derselben sichern. **Schwimmende Batterien** (s. d.) nennt man eine Anzahl von Geschützen, welche auf einem Floß oder einem besonders hergerichteten Fahrzeuge oder einer Verbindung von Fahrzeugen aufgestellt und dazu bestimmt sind, entweder bei der Vertheidigung einer an beiden Ufern eines größern Stroms belegenen Festung mitzuwirken, oder um Kriegshäfen oder andere feste Punkte an der Seeküste und die in den Häfen liegenden Schiffe von der Seeseite aus zu beschießen. Auf einem Kriegsschiffe wird die B. durch die ganze Zahl der Geschütze, welche auf einem und demselben Kanonendeck stehen, gebildet. Sie zerfällt nach Steuer- und Backbord in zwei Hälften, deren jede eine Lage genannt wird. (S. **Artillerie**.)

In der **Befestigungskunst** führt den Namen B. ein jeder kunstmäßig hergerichtete Geschützstand, der zur Aufnahme mehrerer, zu einer B. zu vereinigenden oder bereits vereinigten Geschütze bestimmt ist. Diese Batterien sind entweder Erdwerke oder gemauerte. Die erstern bilden entweder einfache Brustwehren, welche mit Schießscharten (Einschnitte, durch welche die Geschütze feuern können) oder Bänken versehen sind, oder sie sind bedeckt, d. h. nach oben hin durch eine aus Balken, Faschinen und Erde zusammengesetzte Decke gegen Wurffeuer geschützt. Bei Belagerungen wendet man nur Erdbatterien an, welche von der Artillerie selbst gebaut werden. Die Mannschaften der letztern werden zu diesem Behufe schon im Frieden im Batteriebau geübt. Je nachdem die Geschütze auf dem natürlichen Horizont, oder auf Anschüttungen über demselben, oder endlich auf der Fläche eines Einschnitts unter demselben zu stehen kommen, nennt man die Batterien horizontale, erhöhte, gesenkte oder versenkte. Die letztern sind, weil man die Erde aus Einschnitten vor und hinter der Brustwehr zur Bildung dieser gewinnen kann, am schnellsten herzustellen und werden daher, wenn irgend möglich, angewendet. Erhöhte Batterien, deren Bau mühsam und zeitraubend, legt man nur an, wenn schlechter, z. B. sumpfiger Boden oder eine besonders hohe Lage der feindlichen Werke dazu nöthigen. Mörserbatterien oder Kessel bedürfen der Natur des Mörserfeuers gemäß weder Bänke noch Schießscharten. Die innern Böschungen der Erdbatterien sowie die Backen der Schießscharten werden mittels aus Strauchwerk gefertigter Faschinen oder 4 F. hoher Schanzkörbe bekleidet, und aus Balken und Bohlen hergerichtete Bettungen (gewissermaßen Dielungen) sichern den horizontalen Stand der Geschützräder. Während die Belagerungsbatterien, mit Ausnahme der Flügelbatterie, offen sind, müssen die Strandbatterien ringsum geschlossene, oder doch mindestens in der Kehle durch eine Vertheidigungspalissadirung geschlossene Werke sein, damit sie von gelandeten feindlichen Truppen nicht ohne weiteres genommen werden können. Die Geschütze der Strandbatterien feuern gewöhnlich über Bank, weil sie der beweglichen Ziele wegen ein freies Gesichtsfeld brauchen, oder man bedient sich, zu größerm Schutz der Bedienungsmannschaft, der hohen Rahmenlaffetten. Nur wo ein enges Fahrwasser zu bestreichen ist, sind Scharten anwendbar. Zur sichern Aufnahme der täglichen Verbrauchsmunition werden die Erdbatterien mit besondern kleinen, bombensicher eingedeckten **Batteriemagazinen** versehen. Die gemauerten Batterien sind entweder mit Bombenbalken und Erde eingedeckte, oder gewölbte, d. h. **kasemattirte** Batterien. Dieselben kommen nur an Festungen oder an sonstigen permanent befestigten Punkten zur Anwendung und können für Wurfgeschütze (Haubitzen und Mörser) mit weiten, hochgewölbten Scharten oder für Kanonen eingerichtet werden. Man unterscheidet einfache und doppelte kasemattirte Batterien, je nachdem die in ihnen aufgestellten Geschütze nach einer und derselben Richtung oder nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen feuern. Einfache sind z. B. die zur Grabenbestreichung bestimmten Flankenbatterien; doppelte kommen meist in den Spitzen vorspringender Werke vor. Die kasemattirten Batterien können aus einer oder mehrern Etagen bestehen.

Batterie (elektrische). Eine elektrische B. ist eine Vereinigung von mehrern Kleist'schen Flaschen (s. d.) zum Zwecke der Verstärkung ihrer Wirkung. Gewöhnlich verbindet man, um eine elektrische B. herzustellen, von einer Anzahl außen und innen mit Stanniol belegter Flaschen, deren Hals, mehrere Zoll breit, der Isolirung wegen mit Siegellackfirnis überzogen ist, die innern Belegungen durch eine metallische Verbindung untereinander und mit dem Con-

ductor der Elektrisirmaschine. Ebenso werden die äußern Stanniolbelegungen der Flaschen durch einen Metalldraht untereinander und mit der Erde oder mit dem Reibzeuge der Elektrisirmaschine verbunden. Die B. wird dann durch Umdrehung der Elektrisirmaschine ganz in derselben Weise wie eine einzelne Flasche geladen. Die geladene B. kann dadurch wieder entladen werden, daß man die von den äußern Belegungen kommende Metalleitung der von den innern Belegungen ausgehenden nähert. Dabei muß man sich jedoch, besonders bei stärkern B., deren Schläge sogar lebensgefährlich werden können, wohl hüten, die Leitungen mit bloßer Hand anzufassen. Man bedient sich deshalb gewisser Vorrichtungen, der sog. Entlader oder Auslader, die mit isolirenden, gewöhnlich gläsernen Handgriffen versehen sind. Die Wirkungen des Entladungsschlages sind dieselben wie bei einer einfachen Flasche, nur um so kräftiger, je größer die Gesammtfläche der Stanniolbelegungen der B. ist. Da man der eigentlichen Kleist'schen Flasche auch die Form einer flachen, auf beiden Seiten mit Stanniol belegten Glastafel, der sog. Franklin'schen Tafel, geben kann, so haben mehrere Physiker vorgeschlagen, auch solche Tafeln zu einer B. zu vereinigen. Derartige elektrische B. sind aber, wenn auch raumersparend, doch weit zerbrechlicher und lassen sich auch schwieriger genügend isoliren. Auf den Gedanken, mehrere Flaschen zu einer B. zu vereinigen, kam schon Gralath kurz nach Erfindung der Kleist'schen Flasche. Der Name elektrische B. rührt von Franklin her. Sehr große B. construirte van Marum. So eine aus 225 Flaschen mit zusammen ebenso viel Quadratfuß Belegung, und eine aus 100 Flaschen mit 550 Quadratfuß Belegung. Ueber die Galvanische B., s. Galvanismus.

Batteux (Abbé Charles), franz. Aesthetiker, geb. 6. Mai 1713 im Dorfe Allandhuy bei Vouziers, machte in Rheims seine Studien, ließ sich darauf zum Priester weihen und ging dann nach Paris, wo er wissenschaftlichen Unterricht an verschiedenen Collegien ertheilte. 1754 wurde er als Mitglied der Akademie der Inschriften, 1761 auch in die Académie-Française aufgenommen. Er starb 14. Juli 1780. Sein Hauptwerk ist: «Cours de belles-lettres» (5 Bde., Par. 1765; deutsch von Ramler, 4 Bde., Leipz. 1774), eine Erweiterung und Umarbeitung seiner 1746 erschienenen Schrift «Les beaux-arts réduits à un même principe» (deutsch von Bertram, Gotha 1751; im Auszuge von Gottsched, Lpz. 1751; mit einem Anhange und vielen Anmerkungen von J. E. Schlegel, Lpz. 1752; verm. 2 Bde., Lpz. 1770). Das Grundprincip, auf welches B. die sämmtlichen Künste zurückführt, ist die Nachahmung der schönen Natur. Diese anscheinend fruchtbare, aber unbestimmte und, wenn man zur Anwendung schreitet, unbrauchbare Theorie, die B. überdies in oberflächlicher und wenig anziehender Darstellung entwickelte, fand auch in Deutschland Eingang und behielt eine Art von classischer Geltung, bis Lessing und später Herder, Schiller u. a. bessere ästhetische Grundsätze verbreiteten und die Batteux'schen Doctrinen in Vergessenheit brachten.

Batthyányi, eine der reichsten, ältesten und berühmtesten ungar. Magnatenfamilien, die ihren Stammbaum auf Eörs, einen der Mitanführer Arpad's beim Einfall der Magyaren in Pannonien, zurückführt und Ungarn viele Kriegshelden und Staatsmänner gegeben hat. Das Geschlecht wurde 1585 in den deutschen Freiherrnstand, 1603 in den Reichsgrafenstand, und in seiner ältern Linie 1764 in den Reichsfürstenstand erhoben und zeichnete sich gegen Oesterreich stets durch Anhänglichkeit und Loyalität aus. Gregorius von Eörs (gest. 1401) war 1389 Castellan zu Gran und erhielt für seine ausgezeichneten Dienstleistungen und Thaten vom König Sigmund das Gut B., von dem die ganze Familie fortan den Namen führte. Balthasar I. von B., gest. 1520, war Rath und Kämmerer Ladislaus' I., dann Banus, Kapitän der Jazygen und Vicekönig in Bosnien, welches er gegen die Türken standhaft vertheidigte, später Feldhauptmann und Commandant von Güns. Sein Sohn, Balthasar II. von B., geb. 1493, unter König Ludwig erster Kämmerer, 1518 Vicebanus von Kroatien und Slawonien, focht tapfer in der mohacser Schlacht und starb 1542. Der Bruder desselben, Franz I. von B., geb. 1497, Erbherr von Güssing (Nemet-Ujvar), königl. Schatzmeister, Kämmerer und Obermundschenk, Obergespan des Eisenburger Comitats, Ban von Slawonien und Kroatien, focht 1514 unter Stephan Bathori gegen die empörten Bauern (Kuruzen), nahm als Befehlshaber 1526 thätigen Antheil an der Schlacht bei Mohacs, hielt es dann bald mit Zapolya, bald mit Ferdinand und erhielt letzterm durch seinen Muth 1546—57 das bedrohte Slawonien und Kroatien. Er starb 28. Nov. 1566. Balthasar III. von B., geb. 1538, gest. 1590, Sohn Christoph B.'s, war ein berühmter General und kämpfte mit Auszeichnung in den Türkenkriegen, besonders 1580 gegen Skanderbeg, Pascha von Posega. Aus eigenen Mitteln unterhielt er beständig 1200 Mann Fußvolk und 500 Reiter. Auf dem Reichs-

tage von Presburg wurde er 1582 zum Stellvertreter des Palatins zur Regulirung der Kriegsangelegenheiten erwählt. Sein Sohn, Adam I. von B., ward 1603 in den Reichsgrafenstand erhoben. Die beiden Söhne des letztern, Paul I. (geb. 1629, gest. 1689) und Christoph II. (geb. 1632, gest. 1665) wurden die Begründer zweier Linien, einer ältern und einer jüngern.

Die ältere Hauptlinie zerfiel durch die Enkel ihres Stifters Paul, die Söhne des Grafen Sigismund I., in drei Speciallinien: die Scharfensteiner, die Sigismundische und die Pinkafelder. a) Die Scharfensteiner Linie ward durch Graf Adam III. von B. (geb. 1697, gest. 1782) begründet. Derselbe war Vater des Grafen Joseph von B., geb. zu Wien 30. Jan. 1727. Dieser, ein für Kirche und Staat höchst thätiger und von Kaiser Joseph II. sehr geschätzter ungar. Prälat, wurde 1752 Domherr zu Gran, 1759 Bischof von Siebenbürgen, 1760 Erzbischof von Kolocsa, 1776 Fürst-Primas von Ungarn und Erzbischof von Gran, 1778 Cardinalpriester und starb 23. Oct. 1799 zu Presburg. In den schwierigsten Lagen seines Vaterlands war er stets ein thätiger Vermittler. Mit seinem Bruder, dem Grafen Joh. Nepomuk von B., Herr auf Scharfenstein (geb. 16. Nov. 1747, gest. 6. Juni 1831), erlosch die Linie zu Scharfenstein im Mannsstamm. b) Die Sigismundische Linie, benannt nach ihrem Begründer dem Grafen Sigismund II. von B. (geb. 1698, gest. 1768), blüht noch gegenwärtig und wird durch den Grafen Franz von B. (geb. 3. Oct. 1804) repräsentirt. Des letztern Urgroßvaterbruders Sohn war Graf Ludwig von B. (s. d.). c) Die Pinkafelder Linie wurde von Graf Emmerich I. (geb. 1701, gest. 1774) gestiftet. Derselbe hinterließ mehrere Söhne, von denen vier die Stammväter von ebenso vielen Nebenzweigen wurden, während der zweite Sohn, Graf Ignaz von B. (geb. 30. Juni 1741, seit 1781 Bischof von Karlsburg, gest. 17. Nov. 1798), ein eifriger Beschützer und Förderer der Wissenschaften in Siebenbürgen war. Er vermachte seine reiche Bibliothek nebst einer ansehnlichen Geldsumme der von ihm 1796 zu Karlsburg errichteten Sternwarte und hat mehrere schätzbare Schriften hinterlassen. Die erwähnten vier Brüder waren: 1) Graf Joseph Georg (geb. 1738), welcher drei Söhne hinterließ, die Grafen Joseph (geb. 23. Dec. 1770, gest. 25. März 1851), Vincenz (geb. 28. Febr. 1772, gest. 3. Dec. 1827 als Vicepräsident der Allgemeinen Hofkammer und Obergespan des Honter Comitats) und Nikolaus (geb. 24. Juni 1778, gest. 14. April 1842). Der Graf Vincenz von B. hat sich seinerzeit als Reiseschriftsteller bekannt gemacht. Der einzige Sohn Joseph's, Graf Joseph von B., geb. 25. Juni 1836, ist jetzt Repräsentant dieses Zweigs der Linie Pinkafeld. 2) Graf Emmerich II. von B., geb. 17. Aug. 1742, dessen Sohn, Graf Emmerich III., geb. 1781, Erbherr auf Güssing und ungar. Oberst-Stallmeister, diesen zweiten Zweig vertritt. 3) Graf Alois von B., geb. 10. Oct. 1743, trat 1767 in den Jesuitenorden, vermählte sich aber nach dessen Aufhebung und sprach 1790 auf dem Reichstage zu Ofen für die Protestanten. Er starb 1821 ohne männliche Nachkommen. 4) Graf Johann Nepomuk von B., geb. 1754, gest. 1822, dessen Zweig gegenwärtig durch den Enkel, den Grafen Guido von B., geb. 1824, vertreten wird.

Die jüngere Hauptlinie wurde durch den Sohn ihres Stifters (Christoph's II.), den Grafen Adam II. von B. fortgesetzt. Derselbe erhielt im Kampfe gegen Rakoczy Kroatien und das rechte Donauufer dem österr. Hause und starb als Ban von Kroatien 1703. Sein Sohn, Fürst Karl von B., eins der ausgezeichnetsten Glieder des Geschlechts, geb. 1697, diente zuerst im Türkenkriege und ging dann mit einer österr. Gesandtschaft 1719 nach Konstantinopel. Als Feldmarschallieutenant wohnte er den Feldzügen des Prinzen Eugen am Rhein und dem letzten Türkenkriege unter Kaiser Karl VI. bei. Namentlich aber zeichnete er sich im Bairischen Erbfolgekrieg aus und bewirkte durch den Sieg bei Pfaffenhofen über die Franzosen und Baiern (15. April 1745) und die Eroberung Baierns den Frieden zu Füßen. Später befehligte er als Feldmarschall am Rhein und in den Niederlanden, wenn auch nicht immer mit Glück, doch von Freund und Feind geachtet. Nach dem Aachener Frieden wurde B. Oberhofmeister des nachmaligen Kaisers Joseph II., legte aber diese Würde 1763 nieder und starb 15. April 1772, nachdem er 1764 zum Reichsfürsten nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben worden. Da ihm sein einziger Sohn bereits gestorben war, ging die Fürstenwürde an den Sohn seines Bruders, den Fürsten Adam Wenzel von B., geb. 17. März 1722, über. Letzterer war erst Vicebanus von Kroatien, wurde 1767 Feldzeugmeister und starb 25. Oct. 1787 zu Sacco auf einer Reise in Tirol. Dessen Sohn, Fürst Ludwig von B., gest. 15. Juli 1806, war der Vater der beiden noch jetzt lebenden Brüder: des Fürsten Philipp von B., geb. 13. Nov. 1787, Erbobergespan des Eisenburger Comitats, und des Grafen Johann Baptist von B., geb. 7. April 1784, die jedoch beide ohne männliche Nachkommen

sind. Ein Brudersohn des ebengenannten Fürsten Adam Wenzel, Graf Anton von B. (geb. 14. Dec. 1762, gest. 20. Sept. 1828), hat zwei Söhne hinterlassen, die Grafen Gustav von B., geb. 8. Dec. 1803, und Kasimir von B. (s. d.).

Batthyányi (Kasimir, Graf), ungar. Minister des Auswärtigen während der Insurrection, geb. 4. Juni 1807, bereiste nach Beendigung seiner Studien die meisten Länder Europas, verweilte besonders in England eine längere Zeit und schloß sich nach seiner Rückkehr der liberalen Partei an, deren Interessen er bereits 1840, noch kräftiger aber am Reichstage von 1843—44 vertrat. Er galt als eins der rührigsten, wenn auch nicht begabtesten Mitglieder der Opposition. Mit fürstl. Freigebigkeit unterstützte er alle nationalen Unternehmungen und begünstigte namentlich den Druck ungar. liberaler Schriften im Auslande, wie er auch selbst einige von ihm gehaltene Reden (Lpz. 1847) veröffentlichte. Im Sommer 1848 zum Obergespan und Regierungscommissar für das Baranyer Comitat ernannt, zeigte er sich in dem ungar.-kroat. Kampfe nicht nur als thätiger Commissar, sondern auch als energischer Kriegsmann. Er besetzte die Festung Esseg mit ungar. Truppen, sicherte die Schiffahrt auf der Donau und Drau, und errang 13. Nov. bei Szarwas und 19. Dec. bei Csepin nicht unbedeutende Siege. Als sich Esseg im Febr. 1849 an die Oesterreicher ergeben mußte, rettete sich B. nach Debreczin und wurde von der dort weilenden ungar. Regierung zum Civil- und Militärgouverneur für Kleinkumanien, Szegedin, Theresiopel und Zombor ernannt, in welcher Stellung er später an Perczel's Feldzug in der Bacska Antheil nahm. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 wurde er zum Minister des Auswärtigen ernannt, konnte aber als solcher unter den obwaltenden Verhältnissen wenig leisten. Er folgte Kossuth auch auf dem Rückzuge nach Szegedin und Arad, protestirte, aber zu spät, gegen die ohne sein Wissen vollzogene Ernennung Görgei's zum Dictator und flüchtete nach der Katastrophe von Világos nach Widdin. Von hier wurde er dann mit Kossuth und den übrigen Häuptern der Revolution zuerst nach Schumla und von da nach Kutahia gebracht. Aus der Türkei wandte er sich später nach Paris, wo er 13. Juli 1854 starb.

Batthyányi (Ludwig, Graf), ungar. Staatsmann, insbesondere bekannt durch sein Schicksal, war 1806 zu Presburg geboren und trat im 16. J. als Cadet in die Armee. Nach erlangter Volljährigkeit kam er in den Besitz eines großen Vermögens, entsagte dem Militärstande und widmete sich mit Eifer wissenschaftlichen und polit. Studien. Mit seiner Gemahlin (der Gräfin Antonie Zichy, geb. 14. Juli 1816, vermählt 3. Dec. 1834) unternahm er eine größere Reise durch Europa und mehrere Länder des Orients. Nach der Rückkehr wurde er von den erwachten polit.-nationalen Bestrebungen in seinem Vaterlande so ergriffen, daß er unter Horváth's Leitung ungar. Sprache und Geschichte studirte und bereits 1840 an der Magnatentafel als Sprecher der Opposition auftrat. Durch Beifall ermuntert, schloß er sich immer enger der liberalen Partei an, bekämpfte auf dem Reichstage 1843—44 entschieden die Politik der Regierung und der Conservativen, förderte die patriotischen Handels- und Industriebestrebungen und erklärte sich offen gegen den Reichskanzler Apponyi und das Institut der Administratoren. Obgleich anfangs ein Gegner Kossuth's, befreundete er sich im Laufe der Zeit mehr und mehr mit diesem, sodaß er selbst alle Hebel in Bewegung setzte, um die Wahl Kossuth's zum Deputirten des Pesther Comitats für den Reichstag von 1847 zu ermöglichen. B.'s Einfluß wuchs, als Erzherzog Stephan, sein mehrjähriger Freund, das ungar. Palatinat erhielt. Als die Märztage 1848 der Opposition den Sieg und Ungarn ein eigenes Ministerium verschafften, ward B. 17. März zum Präsidenten desselben ernannt. Loyalität und Aufrechterhaltung des Verbands zwischen Ungarn und Oesterreich waren unstreitig die Grundsätze, welche B. in seiner höchst schwierigen Stellung geltend zu machen suchte. Indessen steigerten sich die Verwickelungen von allen Seiten, und unter vergeblichen Verhandlungen mit dem österr. Ministerium und dem Einbruche des Banus Jellachich in Ungarn legte B. 11. Sept. sein Portefeuille nieder. Gewiß besaß er mehr guten Willen als Genie, um die Geschicke seines Vaterlandes in einer so verhängnißvollen Lage zu leiten. Schon 12. Sept. ward B. vom Palatin abermals zum Präsidenten einer neuen Verwaltung ernannt und mit der Bildung eines Cabinets beauftragt, das, wiewol aus sehr gemäßigten Männern bestehend, die königl. Bestätigung nicht erhielt. Nach Auflösung des ungar. Reichstags und der Ermordung des zum Landescommissar ernannten Grafen Lamberg ging B. nach Wien, theils um die Folgen jenes blutigen Ereignisses abzuwenden, theils um zur Bildung eines neuen Ministeriums mitzuwirken. Da er aber nichts auszurichten vermochte, kehrte er 5. Oct. auf sein Gut Ikervar zurück. Hier bewaffnete er seine Dienerschaft und kämpfte mit derselben nach Ausbruch der Feindselig-

keiten im Vidos'schen Streifcorps, wurde aber durch einen Sturz von fernerer kriegerischer Thätigkeit abgehalten. Im Nov. 1848 verfügte er sich nach Pesth, um beim Reichstage seinen Sitz zu nehmen, blieb hier jedoch dem Landesvertheidigungsausschuß ganz fern. Noch in der letzten Sitzung, welche der Reichstag zu Pesth abhielt, bewirkte B., daß an den Fürsten Windischgrätz, der in den ersten Tagen des Jan. 1849 sich bereits mit dem österr. Heere der ungar. Hauptstadt näherte, eine Deputation zu friedlichen Verhandlungen abgesandt wurde. Diese Deputation, an der sich B. selbst betheiligte, erhielt keinen Zutritt. B. blieb in Pesth, während die ungar. Regierung und der Reichstag nach Debreczin eilten, und wurde nach Windischgrätz' Einzug 8. Jan. 1849 in der Wohnung seiner Schwägerin, der Gräfin Karolyi, verhaftet. Man brachte ihn nach Ofen, dann nach Olmütz, Laibach, endlich im Aug. 1849 wieder nach Pesth, wo er 5. Oct. durch einen Spruch des Kriegsgerichts zum Strang verurtheilt wurde. B. brachte sich jedoch während der Nacht mittels eines Dolchs mehrere Wunden am Halse bei, sodaß die Hinrichtung am Abend des 6. Oct. nur durch Pulver und Blei vollzogen werden konnte. Seine Güter wurden confiscirt; seine Familie ging ins Ausland. Die Verurtheilung B.'s erfolgte unerwartet und erweckte um so mehr Theilnahme, als man sie für nicht gerechtfertigt hielt. Vgl. «Aufzeichnungen eines Honved» (2 Thle., Lpz. 1850); Horváth, «L. B., ein polit. Märtyrer» (Hamb. 1850).

Batum oder Bathumi, Seeplatz im türk. Paschalik Trapezunt in Kleinasien, an der Küste von Lasistân, unweit östlich der Mündung des Tschoruk und am westl. Ufer einer Bai gelegen, die den besten Hafen an der Ostküste des Schwarzen Meeres bildet. Dieser Hafen wurde 1849 zum Freihafen erklärt und hat Bedeutung für den freilich noch wenig entwickelten Verkehr mit dem Hinterlande. B. ist der Hauptort eines Kreises, der 1859 nur 884 Häuser und 2037 männliche E. in 20 Gemeinden zählte. Küstensümpfe und Sommerhitze machen den Ort ungesund, sodaß er mit Anfang Juni bis Ende Sept. von den Kaufleuten und den einheimischen Batumlis vollständig verlassen wird. Die Ausfuhr besteht in Häuten, Wachs, Honig, vor allem in Schiffbauholz, welches die Wälder der benachbarten Berge in unerschöpflicher Menge liefern. Die gewöhnlichen Einfuhrartikel sind Salz, russ. Eisen, deutscher Stahl, Wolle aus der Krim, Zwirn, Salmiak, engl. Baumwollstoffe und türk. Manufacte. Der Ort hieß im Alterthum Bathys, bei den Byzantinern Bathon am Flusse Akampsis. Die in der Nähe befindlichen Ruinen griech. Kirchen und anderer Bauwerke sind Reste aus der Glanzperiode B.s im Mittelalter. Etwa $1^1/_2$ St. entfernt befindet sich in tiefer Waldesstille ein Badeort, dessen schwefelwasserstoffhaltiges Mineralwasser 16° R. Wärme hat.

Batzen, eine Münze, soll zuerst gegen Ende des 15. Jahrh. in Bern geprägt und nach dem Bär oder Bätz im Wappen dieses Cantons den Namen erhalten haben. Die B. fanden schnell Verbreitung in der Schweiz und im südl. Deutschland, wurden aber später nur noch in dem erstern Lande, und zwar in den verschiedenen Cantonen nach verschiedenem Werthe, geprägt. Man rechnete auf den Gulden 15 B., und auch in den süddeutschen Staaten, welche dem $24^1/_2$-Guldenfuße folgten, blieb die Benennung bis auf die neuere Zeit im Gebrauch. Das österr. Zwanzigkreuzerstück hieß demnach Sechsbätzner, weil es im 24-Guldenfuße 6 B. = 24 Kreuzer werth war und galt. Der schweiz. Franken wurde in 10 B. eingetheilt. Das neue Münzgesetz von 1850, welches den franz. Münzfuß für die ganze Schweiz einführte, hat die Bezeichnung B. nicht adoptirt.

Bau (dän. Bov), ein ansehnliches Kirchdorf in Schleswig, zum Amte Flensburg gehörig, zählt mit Zubehör 1941 E. und liegt 1 M. im NW. der Stadt Flensburg an der Kreuzung der Straßen von Tondern, Apenrade und Sonderburg. In der Kriegsgeschichte bekannt geworden ist der Ort durch das Treffen vom 9. April 1848, dem ersten in dem damaligen Kriege zwischen den Schleswig-Holsteinern und den Dänen, in welchem letztere Sieger blieben. Die Schleswig-Holsteiner unter Führung des Prinzen von Noer verloren an Todten und Verwundeten 157 Mann und 800 Mann an Gefangenen, die Dänen, welche Oberst Hedemann befehligte, nur 93 Mann an Todten und Verwundeten.

Bauakademie. Unterricht in der Baukunst und ihren Hülfswissenschaften wird an den meisten Kunstakademien und polytechnischen Schulen ertheilt, an jenen gewöhnlich mit mehr Gewicht auf ihren Charakter als schöne Kunst, an diesen mit größerer Berücksichtigung des Nützlichkeitsbaues. Nur der preuß. Staat besitzt eine eigene B. Bei ihrer Stiftung, 1799, gehörte sie allerdings auch zur Kunstakademie, hatte aber ihren eigenen Senat und das Ziel, Feldmesser, Land- und Wasserbaumeister sowie Bauhandwerker für die königl. Staaten zu bilden. 1801 wurde sie integrirender Theil des Oberbaudepartements und 1827 unter Beuth

ganz von dem Ressort des Cultusministeriums in das des Handels und der Gewerbe herübergenommen. Die Anstalt erhielt unter dem Namen einer «Allgemeinen Bauschule» ganz die knappe Verfassung einer solchen und war nur für Inländer zugänglich. Das Bewegungsjahr 1848 nahm ihr jedoch diesen strengen Schulcharakter. Man öffnete die Anstalt wieder unter dem alten Namen einer B. für jedermann, auch für die Ausländer, und stellte, wie bei den Universitäten, die Benutzung des dargebotenen Unterrichts in das freie Ermessen der Baustudenten, von denen man jedoch Universitätsreife verlangte. Seit 1855 wurden indeß wieder gewisse Zwangscollegia eingeführt, und seit 1859 wird ein Zeugniß der Reife von einer Realschule erster Ordnung dem Abgangszeugniß zur Universität gleichgeachtet. In ihrer jetzigen Einrichtung setzt sich die Anstalt den Zweck, Baubeamte für den Staatsdienst oder zu Privatbaumeistern auszubilden. Sie gibt Gelegenheit, die beiden Richtungen, den sog. Land- und Schönbau sowie den Wege-, Eisenbahn- und Wasserbau, zu studiren und gewährt den dazu nöthigen mathem., physik., technolog., geognostischen u. s. w. Unterricht, lehrt auch alle Zweige der Zeichenkunst, Geschichte der Baukunst u. s. w. Der preuß. Staat verlangt von denen, die sich als Baukünstler seinem Dienste widmen, zwei Prüfungen, als Bauführer und als Baumeister. Jedoch finden Prüfungen auch für diejenigen statt, welche nicht Staatsbeamte, wol aber Baumeister werden wollen. Die Ablegung der Prüfung berechtigt zu dem Prädicat «Privatbaumeister», sodaß diese Bezeichnung zu einem Titel geworden ist, der nur durch Darlegung gewisser Kenntnisse erlangt werden kann. Ein besonders günstiger Ausfall der Prüfung wird durch Medaillen und Reisestipendien ausgezeichnet. Bauführer und Baumeister müssen jährlich Nachweise ihrer Beschäftigungen an den Minister einreichen und seiner Aufforderung zur Uebernahme einer Beschäftigung oder Anstellung Folge leisten. Unter den polytechnischen Schulen, auf denen das ganze Ingenieur- und Bauwesen erlernt werden kann, zeichnen sich aus die von Wien, München, Zürich, Dresden, Hannover und Karlsruhe. In Frankreich, dessen Einrichtungen hier noch von Interesse sind, ist die Ecole-Polytechnique die allgemeine Mutteranstalt, aus der alle technische Lehre fließt, die jeder besucht haben muß, der sich dem Staatsdienste widmet, und aus der sich die besondern Fachschulen rekrutiren. Die Anstalt hat eine durchaus militärische Einrichtung, und die Zöglinge tragen Uniformen. Unter den höhern Fachschulen, welche die Zöglinge aus der Ecole-Polytechnique empfangen, gleicht die Ecole des Ponts-et-Chaussées am meisten der berliner B. Dieselbe lehrt neben dem Wasser- und Wegebau alles, was sich auf öffentliche Bauten überhaupt bezieht. In der Ecole des Beaux-Arts wird ebenfalls Baukunst gelehrt, doch hauptsächlich nur Schönbau; in Bezug auf Ingenieurwesen ist hier der Unterricht nicht von Belang. Auch finden sich in Frankreich neben den Staatsinstituten Privatunternehmungen gleicher Art, unter denen die Ecole-Centrale hervorzuheben ist.

Bauanschlag heißt die schriftliche Zusammenstellung aller derjenigen Kosten, welche durch die Ausführung eines Baues muthmaßlich erwachsen werden. Es sind dabei hauptsächlich folgende Punkte ins Auge zu fassen: 1) die Vorarbeiten, d. h. diejenigen Arbeiten, welche vorgenommen werden müssen, ehe der specielle Bauplan entworfen werden kann, z. B. Aufmessungen, Nivellements, Untersuchungen des Baugrundes u. s. w., sowie die darauf sich gründende Ausarbeitung der speciellen Baupläne; 2) die Kosten der Baumaterialien, z. B. Steine, Mörtel, Holz, Erde, Eisen u. s. w.; 3) die Transportkosten dieser Materialien; 4) ihre Bearbeitung durch Maurer, Zimmerleute, Schmiede u. s. w.; 5) die Erdarbeiten; 6) die Arbeiten der verschiedenen Handwerker, z. B. Tischler, Glaser, Klempner, Dachdecker u. s. w.; 7) die Kosten für provisorische Vorrichtungen, z. B. Gerüste, Bauhütten, Fangdämme u. s. w.; 8) die extraordinären Kosten für Wasserschöpfen u. s. w.; 9) die Kosten der Aufsichtsführung; endlich 10) die unvorhergesehenen Kosten, die man in der Regel zu 10 Proc. der bisher angegebenen rechnen kann. Die Erwerbung des Baugrundes durch Kauf oder Expropriationen machen dann noch einen besondern Posten aus.

Bauch oder Unterleib (abdomen) nennt man die größte der drei Eingeweidehöhlen des thierischen und menschlichen Körpers, welche zwischen den Rippen und dem Becken liegt und die Verdauungsorgane, Urin- und Geschlechtswerkzeuge enthält. Ihre vordere und seitliche Wand bilden die Bauchmuskeln; ihre hintere die Wirbelsäule und die Bauch- und Lendenmuskeln. Nach oben wird die Höhle durch das Zwerchfell von der Brusthöhle getrennt, und nach unten ruht sie auf dem Becken und geht in die Beckenhöhle über. Aeußerlich unterscheidet man am B. drei Hauptgegenden: Die Oberbauchgegend (regio epigastrica), welche von den Knorpeln der sechs untern Rippen begrenzt wird; ihre Mitte bildet die Herzgrube, ihre Seiten das rechte und linke Hypochondrium. Die Mittelbauchgegend (regio mesogastrica), die von den Lenden-

wirbeln und Bauchmuskeln eingeschlossen ist; ihre Mitte bildet die Nabelgegend mit dem Nabel, an den Seiten liegen die Hüftengegenden und nach hinten die Lendengegenden zu beiden Seiten. Die Unterbauchgegend (regio hypogastrica), die von dem Becken und den an dasselbe gehefteten Bauchmuskeln gebildet wird; den seitlichen untern Theil bilden die Leistengegenden, den mittlern die Schamgegend, die untere Gegend der Damm (perinaeum) und den hintern Theil die Kreuzgegend. Die Bauchhöhle ist beim Weibe größer als beim Manne, behufs der Empfängniß und Austragung des Kindes; sie wird inwendig ausgekleidet durch das Bauchfell. Die Lagerung der Eingeweide in der Bauchhöhle ist im allgemeinen folgende: In der Mitte der Oberbauchgegend liegt der Magen, im rechten Hypochondrium die Leber, im linken die Milz; in der Nabelgegend der Dünndarm, in der Hüft- und Lendengegend der Dickdarm, in der Nähe der Lendenwirbel die Nieren; in der Unterbauchgegend in der Mitte die Blase und dahinter bei Frauen der Uterus, sowie der Mastdarm auf dem Kreuzbein. — **Bauchschwangerschaft** nennt man denjenigen regelwidrigen Zustand der Schwangerschaft, wo die Frucht, statt in der zu ihrer Entwickelung bestimmten Gebärmutter, in der Bauchhöhle sich entwickelt. In der Mehrzahl der Fälle gelangt die Frucht nicht zur vollständigen Ausbildung. Dieselbe stirbt ab und wird von Kalksalzen (Lithopädion) umlagert, wenn sie sich nicht auflöst und mittels Absceßbildung durch die Bauchwandungen oder die Gedärme nach außen geschafft wird. Bisweilen wird es aber auch nöthig, die Frucht durch den Bauchschnitt zu entfernen. — **Bauchschnitt** heißt die kunstgemäße Oeffnung der Bauchhöhle, um entweder Verschlingungen der Gedärme zu lösen, oder fremde in dieselbe oder in andere Organe der Bauchhöhle gedrungene Körper daraus zu entfernen, Geschwülste zu exstirpiren, oder andere Operationen, z. B. den Kaiserschnitt (s. d.), in der Bauchhöhle vornehmen zu können. — **Bauchstich** (paracentesis abdominis) nennt man in der Chirurgie die kunstgemäße Durchbohrung der Bauchwandung mittels eines stechenden Instruments (Troicart), um verschiedenen in der Bauchhöhle oder in den darin gelagerten Organen krankhaft sich ausbildenden Flüssigkeiten den Ausgang zu verschaffen. Am häufigsten wird der Bauchstich zur Beseitigung der Bauch- und Eierstockswassersucht gemacht, doch ist er stets nur ein sog. Palliativmittel, da er die Wassererzeugung nicht zu entfernen vermag. Man hat Beispiele, daß er an einem und demselben Menschen 20, 30, ja mehrere hundert mal vorgenommen worden ist. — **Bauchwassersucht** heißt die krankhafte Ansammlung von wässeriger (seröser) Flüssigkeit in der Bauchhöhle. Dieselbe ist meist die Folge anderweiter Krankheiten (Leberkrankheiten, Herzfehler) und deshalb selten gründlich zu heilen.

Baucher (François), ein ausgezeichneter franz. Hippolog, geb. 1796 zu Versailles, widmete sich daselbst der Reitkunst und übernahm später die Leitung einer Privatreitbahn in Paris. Er veröffentlichte hier ein neues System der Abrichtung des Pferdes und der Reitkunst, welches, die bis dahin festgehaltenen Grundsätze verwerfend, das Pferd zu einem völlig willenlosen Werkzeuge in der Hand des Reiters machte. Nachdem er mit einigen nach seinem System dressirten Pferden in einem öffentlichen Circus aufgetreten, gelang es ihm, die Aufmerksamkeit auf dasselbe zu lenken und in kurzer Zeit ebenso zahlreiche als warme Anhänger zu gewinnen, die er durch wiederholte Reisen ins Ausland noch vermehrte. B. wurde 1842 zur Cavalerieschule nach Saumur geschickt, um Pferde und Reiter auszubilden. Obschon nach eingehender Prüfung die Mängel seines Systems und dessen Unanwendbarkeit für die Militärreiterei klar wurden, gelang es doch erst nach dem Tode des Herzogs von Orleans, die definitive Einführung desselben in die franz. Armee zu verhindern. Unter Napoleon III. gewann B. zwar wieder größern Einfluß und erhielt eine Anstellung am kaiserl. Marstall. Doch ein einziges von ihm dressirtes Pferd, welches sich bei einer Parade widersetzlich zeigte, wurde die Veranlassung zu seiner Pensionirung. Er lebt seitdem zu Paris, schriftstellerisch thätig und mit der praktischen Vervollkommnung seines jetzt nur noch in Frankreich entschiedene Anhänger zählenden Systems beschäftigt. Von seinen zum Theil mit vielem Geist geschriebenen Werken sind hervorzuheben: «Dictionnaire raisonné d'équitation» (2. Aufl., Par. 1851; deutsch, Lpz. 1844); «Dialogues sur l'équitation» (Par. 1843); «Passetemps équestres» (Par. 1840) und «Méthode d'équitation basée sur de nouveaux principes» (11. Aufl., Par. 1859; deutsch von Willisen, 4. Aufl., Berl. 1852), sein Hauptwerk, das auch ins Englische, Spanische, Italienische und Russische übersetzt ward. Von den Schriften für und gegen das System B.'s sind in Frankreich die von d'Aure, Aubert und Rul, in Deutschland die von Leidler und Seeger zu nennen.

Bauchfell (Peritonaeum) nennt man eine glatte, glänzende, feuchte, seröse Haut, welche das Innere der Bauchhöhle auskleidet und die meisten daringelegenen Organe (besonders Magen, Därme und Leber) überzieht, sodaß sie leicht beweglich und doch gesondert nebeneinander-

liegen. Denkt man diese Organe hinweggenommen, so bildet das Bauchfell einen großen, völlig geschlossenen Sack mit nach innen vorspringenden Falten, welche, indem sie sich aneinanderlegen, das Netz und das Gekröse bilden, durch welches letztere die Gedärme nach hinten befestigt (gleichsam an einem Tuche aufgehangen) sind. Das Bauchfell ist sehr zu Entzündungen geneigt, besonders wenn Blut, Eiter, Koth, Luft u. s. w. in dasselbe eintritt, und auch Entzündung benachbarter Organe pflanzt sich bisweilen auf das B. fort. Sobald sich ein großer Theil des B. entzündet, ist die Krankheit stets eine sehr gefährliche. Für gewöhnlich sondert das B. eine geringe Menge wässeriger Flüssigkeit ab, welche eben hinreicht, es feucht und schlüpfrig zu erhalten. Nimmt die Absonderung dieser Flüssigkeit krankhafterweise zu, so entstehen bisweilen Ansammlungen einer großen Flüssigkeitsmenge in der Bauchhöhle, welcher Zustand als Bauch- oder Bauchhöhlen-Wassersucht bezeichnet wird und meist die Folge anderweiter Krankheiten, insbesondere von Störungen des Blutlaufs in Herz und Leber ist.

Bauchflosser (Abdominales) hat man eine große Abtheilung der Fische mit weichen Strahlen in der Rückenflosse genannt, bei welchen außerdem eine offene Verbindung zwischen dem Schlunde und der Schwimmflosse besteht, und deren Bauchflosse unter dem Bauche zwischen den Brustflossen und der Afterflosse steht. Es gehören hierher die Welse, Karpfen oder Weißfische, die Lachse, Hechte und Heringe sowie einige ausländische, weniger bekannte Familien.

Bauchpilze (Gasteromycetes) nennt man alle diejenigen Pilze, deren Sporenschicht (Hymenium) mehr oder weniger ausdauernd in einer allgemeinen häutigen, lederartigen oder fleischigen Umhüllung (Peridium) verborgen liegt und in den meisten Fällen aus dichtgedrängten Fadenzellen besteht, von denen die fruchtbaren an ihrer Spitze die kleinen Basidiensporen (s. Sporen) tragen, die erst nach dem Zerreißen oder der endlichen Zerstörung der äußern Hülle frei werden. Diese Pilze zerfallen in fünf scharfbegrenzte Ordnungen: 1) Die Hypogaei oder die unterirdischen, trüffelartigen B., zeigen in einer fleischigen Hülle ein fleischiges Hymenium, welches weder staubartig noch flüssig wird, außer nach der gänzlichen Zerstörung oder Verwesung der Pilze. Zu ihnen gehören die Gattungen Hymenangium, Hymenogaster, Hydnangium, Octaviana u. a., von denen viele sicherlich eßbar sind und manche sogar als Trüffeln auf den Markt kommen. Sie sind den echten Trüffeln so nahe verwandt, daß sie nur durch das Mikroskop von ihnen unterschieden werden können, und vermitteln den Uebergang der B. zu den Kernpilzen, zu denen die Trüffeln gehören. 2) Die Phalloidei, haben auf einem innern Träger ein gallertartiges Hymenium, welches wenigstens anfangs von einer allgemeinen Hülle umschlossen wird. Die hierher gehörigen Pilze zeichnen sich fast sämmtlich durch einen ekelhaften Aasgeruch aus und sind ungenießbar. Die bekanntesten Gattungen sind Clathrus (der zierliche Gitterschwamm) und Phallus (die Stinkmorchel). 3) Die Trichogasteres, besitzen ein einfaches oder doppeltes Peridium, welches im Zustande der Reife in seinem Innern eine dichte Masse von mikroskopischen Fäden und staubähnlichen Sporen umschließt. Zu ihnen gehören die Gattungen Bovista und Lycoperdon, deren zahlreiche Arten als Boviste (s. d.) überall bekannt sind, ferner die Gattungen Geaster (die zierlichen Erdsterne), Tulostoma, Polysaccum, Scleroderma u. a. Letztere Gattung findet sich häufig in Laubwaldungen, auf Angern, Wiesen u. s. w., hat äußerlich Aehnlichkeit mit einem Lycoperdon, auf dem Durchschnitte aber, wenigstens in der Jugend, mit den Trüffeln. Wegen dieser Aehnlichkeit wurden die hierher gehörigen Arten schon vielfach für wirkliche Trüffeln gehalten und genossen, eine jederzeit unheilvolle Verwechselung, weil diese Pilze giftige Wirkung haben. Ein sicheres Unterscheidungsmerkmal liegt indeß darin, daß die eßbaren Trüffeln jederzeit «unter» der Erde leben, nicht aber, wie die Sclerodermen, «auf» der Erde. 4) Die Nidularici, tragen in einem becherförmig sich öffnenden Peridium einen oder mehrere kugel- oder linsenförmige Körper, welche in ihrem Innern die von besondern Sporenträgern getragenen Sporen einschließen. Die hierher gehörigen Gattungen sind Sphaerobolus, Nidularia, Cyathus u. a. Die letztere Gattung ist die bekannteste. Namentlich findet sich der zierliche Cyathus Crucibulum häufig auf faulendem Holze in Gestalt kleiner gelber Näpfchen. 5) Die Myxogasteres oder Schleimbauchpilze, bilden bei ihrem ersten Auftreten eine schleimige, salbenartige, verschieden gefärbte Masse, aus der sich meist auffallend schnell, oft in einer Nacht, die fertigen Pilze gestalten. Ihre Entwickelungsgeschichte ist so abweichend, daß man sie eigentlich nicht zu den B. rechnen kann, sondern als eine eigene Pilzfamilie ansehen muß. Man hat sie sogar schon von den Pilzen überhaupt abgetrennt und als neues Zwischenglied zwischen die Thiere und Pflanzen eingereiht. (S. Myxogasteres.)

Bauchredner oder Ventriloquisten nennt man Personen, welche nicht sowol durch eine

besondere Organisation der Stimmwerkzeuge, als durch eingeübte Fertigkeit Töne und Worte hervorbringen können, ohne daß sie den Mund wirklich bewegen, und zwar so, daß der Zuhörer glauben muß, die Stimme komme irgendwo anders her. Der Name entstand aus der irrigen Voraussetzung, daß die Stimme im Bauche gebildet werde. Es besteht aber diese Kunst lediglich darin, daß der B., nachdem er tief eingeathmet, langsam und graduirt auszuathmen, und dabei die Luft einzutheilen, den Ton der Stimme aber mittels der Muskeln des Kehlkopfs und besonders des Gaumensegels so abzuändern versteht, daß die Töne bald aus größerer, bald aus geringerer Ferne zu kommen scheinen. Uebrigens trägt auch Haltung und Richtung des Kopfes sowie die mimische Darstellung vieles zur Täuschung bei. Es ist diese Kunst sehr alt; schon Jesaias gedenkt eines B. Die Griechen, die sie für ein Werk der Dämonen hielten, nannten die B. Engastrimanten (Bauchwahrsager) oder auch Eurykliden, nach Eurykles, der zu Athen die Bauchrednerei trieb. Ostindien hat die geschicktesten B. In neuern Zeiten machte sich der Franzose Alexandre, geb. zu Paris 1797, als B. und Künstler in mimischen Darstellungen auf seinen Reisen auch in Deutschland berühmt.

Bauchspeicheldrüse oder Pankreas nennt man eine 7—8 Zoll lange, in der Bauchhöhle hinter dem Magen quer vor der Wirbelsäule liegende Drüse von länglich-platter Gestalt, deren rechtes, breiteres Ende der Kopf, und deren linkes, schmäleres der Schwanz genannt wird. Diese Drüse sondert einen speichelähnlichen Saft, den sog. Bauchspeichel (Succus pancreaticus) ab, welcher sich in den Zwölffingerdarm ergießt und für die Verdauung des aus dem Magen dahin gelangten Speisebreies wichtig ist, wie es scheint, vorzüglich zur Verarbeitung und Aneignung der fetten Nahrungsstoffe. Die Krankheiten des Pankreas sind selten und ziemlich dunkel. Sie bringen Abmagerung und scheinbare Magenbeschwerden mit sich, rühren aber oft von benachbarten Krankheitsprocessen, z. B. Magen- oder Lumbarkrebs her.

Baudens (Jean Baptiste Lucien), ausgezeichneter franz. Chirurg, geb. 3. April 1804 zu Aire (Depart. Pas-de-Calais), erhielt seine erste Bildung auf dem Collége zu Amiens, studirte dann in Paris Medicin und wirkte hierauf seit 1823 in den Hospitälern zu Lille und Strasburg und seit März 1826 an dem großartigen Militärhospital zu Paris, wo er den ersten chirurgischen Preis erhielt. Seit 1830 zeichnete er sich als Militärarzt bei der franz. Armee in Algier aus. Er errichtete in dieser Stellung zu Algier ein Instructionshospital, in welchem er neun Jahre hindurch als Professor der Anatomie und Chirurgie viele tüchtige Schüler bildete. In der Eigenschaft eines Chefs der Lazarethe war er bei den meisten Feldzügen gegenwärtig, und nicht nur die Augenzeugen, sondern auch die Armeebulletins sind voll Lobes über seine Aufopferung wie über seine Talente. Horace Vernet hat ihn auch in zweien seiner großen Gemälde verewigt, welche sich in der Galerie von Versailles befinden. Nach seiner Rückkehr nach Paris 1841 stellte man ihn an die Spitze des Instructions-Militärhospitals Val-de-Grâce, das unter ihm trefflich geleitet ward. Als Mitglied des Conseil de Santé für das franz. Heer leistete er auch während des Kriegs in der Krim ausgezeichnete Dienste. B. starb 3. Dec. 1857 zu Paris. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Clinique des plaies d'armes à feu» (Par. 1836); «Leçons sur le strabisme» (Par. 1841); «Nouvelle méthode des amputations» (Par. 1842); «La guerre de Crimée, les campements, les abris, les ambulances etc.» (Par. 1857; 2. Aufl. 1862; deutsch von Mencke, Kiel 1864).

Baudin (Charles), franz. Admiral, geb. zu Sédan 1792, wohnte 1808 als Marinezögling auf der Fregatte La Piémontaise im Indischen Meere einem Kampfe gegen die Engländer bei und verlor hierbei einen Arm. 1812 wurde er Schiffslieutenant und befehligte die Brigg Rénard. In dieser Stellung erhielt er zu Genua im Juni 1812 den Befehl, einen Zug von 14 Fahrzeugen, die mit Munition beladen waren, nach Toulon zu begleiten. Unterwegs von engl. Kreuzern unausgesetzt verfolgt, rettete er sein Geschwader glücklich in den Hafen von St.-Tropez, griff aber hierauf mit seinem Commandantenschiffe eine vereinzelte engl. Brigg an, die er in einem harten Kampfe arg zurichtete. Bei dieser Gelegenheit stieg er zum Kapitän. Mit der Restauration in den Ruhestand versetzt, trat B. 1816 in die Handelsmarine und faßte den Plan, Napoleon von St.-Helena zu befreien, den er jedoch bald aufgeben mußte. Die Julireigerung zog B. wieder in den Dienst. Nachdem er 1838 zum Contreadmiral ernannt worden, erhielt er den Oberbefehl über das gegen Mexico bestimmte Geschwader. An der Spitze von 23 Schiffen verhandelte er lange vergeblich mit der mexic. Regierung und eröffnete dann 27. Nov. 1838 das Feuer gegen das Veracruz schützende Fort San-Juan d'Ulloa, welches sich am andern Tage ergab. Auch im weitern Verlauf der Feindseligkeiten, die 5. Dec. mit der Entwaffnung von Veracruz und der Niederlage der Mexicaner unter Santa-Anna

endeten, bewies B. viel Geschicklichkeit und großen persönlichen Muth. Im Jan. 1839 erhielt er für diese Dienste den Rang eines Viceadmirals, und 1840 vertraute man ihm eine militärische und diplomatische Sendung nach Buenos-Ayres und den Oberbefehl über die Flotte in den Meeren von Südamerika. Nach seiner Rückkehr 1841 übernahm er das Marineministerium, zog sich aber alsbald wieder zurück und versah fortan das Amt des Seepräfecten zu Toulon. Nach der Februarrevolution von 1848 erhielt er im März den Oberbefehl über die Flotte im Mittelmeer. In dieser schwierigen Stellung intervenirte er in officiöser Weise 15. Mai in dem Kampfe der Lazzaroni und Truppen gegen das Volk zu Neapel, dann in Sicilien, wo er 18. Sept. in Gemeinschaft mit dem engl. Admiral Messina gegen die Gewaltthätigkeit Filangieri's schützte. Nachdem B. im Juli 1849 den Oberbefehl an Parseval-Deschênes abgetreten, zog er sich mit seiner Familie nach Ischia bei Neapel zurück, wo er 9. Juni 1854 starb, nachdem er kurz vorher zum Admiral ernannt worden war.

Baudissin, eine alte schlesisch-lausitzische Familie, welche sich früher Baudiß schrieb. Dieselbe wird in Schlesien, wo sie Groß- und Klein-Baudiß im Breslauischen und Baudiß im Liegnitzischen erbaute, schon 1326 genannt. In der Lausitz, wo Schmöllen und Luppau zu ihren Gütern gehörten, erlosch sie schon 1682 mit Wolf Sigmund von B. (auf Schmöllen) im Mannsstamme. Wolf Heinrich von B., aus dem lausitzer Hause Luppau (geb. 1579, gest. 1646), war schwed. Feldmarschall, ging aber nach Holstein, wo er unter die Ritterschaft aufgenommen ward. Ein Enkel von ihm, Wolf Heinrich von B., geb. 1. Sept. 1671, gest. 24. Juli 1748, war königl. poln. und kurfürstl. sächs. General der Cavalerie sowie Cabinetsminister, und wurde 18. Febr. 1741 in den Reichsgrafenstand erhoben. Seine beiden Enkel, die Söhne des Grafen Heinrich Christoph von B. (geb. 12. Juli 1709, gest. 4. Juni 1786), kursächs. Generale der Infanterie und Gouverneure von Dresden, pflanzten das Geschlecht in Holstein fort. Der eine, Graf Heinrich Friedrich von B. (geb. 1. Dec. 1753, gest. 17. Mai 1818), wirkte als dän. Gesandter am preuß. Hofe, der andere, Karl Ludwig von B. (geb. 21. Aug. 1756, gest. 1. März 1814), war dän. Generallieutenant, Gouverneur von Kopenhagen und Ordensmarschall. Die Gemahlin von Heinrich Friedrich, Gräfin Karoline Adelheid von B., geb. Gräfin von Schimmelmann, geb. 21. Jan. 1760 zu Dresden, vermählt seit 1776, lernte 1791 Herder in Karlsbad kennen, dessen innige Freundin sie wurde. Sie machte sich durch «Die Dorfgesellschaft, ein unterrichtendes Lesebuch für das Volk» (2 Bde., Kiel 1792; dän. von Hasse, 1793) als Schriftstellerin bekannt, und starb 17. Jan. 1826 zu Knoop bei Kiel. Der älteste Sohn aus ihrer Ehe ist das jetzige Haupt der Familie, Graf Friedrich Karl von B., geb. 3. Nov. 1786, Herr auf Knoop und Friedrichshof u. s. w. Sein jüngerer Bruder, Graf Karl Christian von B., geb. 4. März 1790, ist Vater einer sehr zahlreichen Familie. Einer seiner Söhne, Graf Ulrich von B., geb. 22. Febr. 1816, früher Major in dän. Diensten, hat sich als Lustspieldichter bekannt gemacht; ein anderer, Graf Adalbert von B., geb. 25. Jan. 1820, war 1849 und 1850 Oberlieutenant in der schlesw.-holstein. Armee und veröffentlichte, außer einer «Geschichte des schlesw.-holstein. Kriegs» (Hannov. 1863), auch verschiedene novellistische Arbeiten. — Der obenerwähnte Karl Ludwig von B. hat vier Söhne hinterlassen, die Grafen: Wolf Heinrich Friedrich Karl (s. d.); Otto Friedrich Magnus (s. d.); Hermann Wilhelm von B., geb. 2. Oct. 1798, Herr auf Sophienhoff, oldenb. Kammerherr und dän. Hofjägermeister; Heinrich August von B. Der letztere, geb. 28. Juli 1793, gest. 7. März 1834, erbte von seinem Großoheim Joh. Karl, letztem Grafen von Zinzendorf-Pottendorf, die in Niederösterreich gelegenen Güter Karlstetten, Toppel und Wasserburg und nahm dessen Namen und Wappen an. Seine Güter und Titel besitzt sein Sohn, Karl, Graf von B.-Zinzendorf, geb. 14. Febr. 1818, Oberst-Erblandjägermeister in Niederösterreich.

Baudissin (Wolf Heinr. Friedr. Karl, Graf von), deutscher Schriftsteller, geb. 30. Jan. 1789 zu Rantzau, ward im älterlichen Hause erzogen und trat nach Ablauf seiner Universitätsstudien als Legationssecretär in dän. Staatsdienst, der ihn von 1810—14 nach Stockholm, Wien und Paris, und im Sommer 1813 wegen zu deutscher Gesinnung ein halbes Jahr auf die Festung Friedrichsort führte. Später machte B. mehrjährige Reisen nach Italien, Frankreich und Griechenland, und hielt sich seit 1827 hauptsächlich in Dresden auf, wo ihn die innigste Verehrung und Freundschaft an Tieck und dessen Kreis fesselte. Eine Uebersetzung von Shakspeare's «Heinrich VIII.» (Hamb. 1819) veranlaßte Tieck, ihn zur Mitarbeit an der von ihm zugesagten Vollendung der von Schlegel begonnenen Uebersetzung aufzufordern. Demzufolge wurden in etwa drittehalb Jahren «Viel Lärmen um Nichts», «Die Widerspenstige»,

«Die Irrungen», «Maß für Maß», «Ende gut, Alles gut», «Antonius und Kleopatra», «Troilus und Cressida», «Die lustigen Weiber von Windsor», «Verlorene Liebesmühe», «Titus Andronicus», «Othello» und «Lear» von ihm übersetzt, von Tieck revidirt und mit Anmerkungen versehen. Außerdem hat B. gleichzeitig in eben dieser Weise die vier von Tieck herausgegebenen Jugendarbeiten Shakspeare's «Eduard III.», «Thomas Cromwell», «Oldcastle» und «Der londoner Verschwender» (Stuttg. 1836) übertragen. Ohne Tieck's Mitwirkung veröffentlichte B. unter dem Titel: «Ben Jonson und seine Schule» (2 Bde., Lpz. 1836), eine Reihe Uebersetzungen älterer engl. Dramen. Diese literarischen Bestrebungen veranlaßten 1840 die Universität Kiel, ihm, zugleich mit seinem Landsmann Rumohr, den Doctortitel zu verleihen. Seitdem wandte sich B. auch dem Felde der mittelhochdeutschen Literatur zu, indem er Uebertragungen des «Iwein mit dem Löwen» von Hartmann von der Aue (Berl. 1845) und des «Wigalois» Wirnt von Gravenberg's (Lpz. 1848) herausgab.

Baudissin (Otto Friedr. Magnus), schleswig-holstein. General, Bruder des vorigen, geb. zu Rantzau 5. Juli 1792, hat sich in dem Kriege nach der Erhebung Schleswig-Holsteins 1848 ehrenvoll hervorgethan. Er trat, damals noch Major, beim Beginn des Widerstandes gegen die Incorporation von Schleswig und die dadurch verletzten Landesrechte mit voller Ueberzeugung auf die Seite seiner Landsleute, und sein Beispiel war von entschiedenem Einfluß. Vor allem aber wirkte für die schleswig-holstein. Sache günstig die von ihm durchgesetzte Fragstellung an die Soldaten, welche dahin lautete: ob jeder es darauf ankommen lassen wolle, nach Dänemark geschickt zu werden, um gegen seine Landsleute zu fechten, oder ob er mit diesen sein Vaterland gegen die Dänen zu vertheidigen entschlossen sei? In dem unglücklichen Gefecht bei Bau hatte sich Oberst B. 2 St. lang gegen eine dreifache Ueberzahl gehalten und dadurch den Rückzug der Hauptarmee erleichtert. Im Sommer 1849 ward er in der Schlacht von Kolding und 1850 bei Idstedt, wo seine Brigade sich auf das tapferste benahm, gefährlich verwundet. Als ihn bei Kolding die Kugel getroffen, hielt er, trotz der heftigsten Schmerzen, im Bewußtsein, daß sein Verlassen des Schlachtfeldes von nachtheiligen Folgen sein würde, auf dem Pferde aus, bis er den Sieg entschieden sah. Sein ritterliches Wesen, seine persönliche Bravour machten ihn der ganzen Armee lieb und werth. Nicht minder aber gewann er sich die Herzen aller durch seine thätige und warme Fürsorge, und von allen höhern Offizieren der schleswig-holstein. Armee war er wol der populärste. Nach Willisen's Rücktritt ward ihm der Oberbefehl über die Armee angetragen. Er lehnte ihn jedoch ab, nicht seiner Gesundheit wegen, sondern weil er unter den bestehenden Umständen einen Ausländer für geeigneter hielt. Im Febr. 1851 nahm er von seinen Kampfgenossen mit schwerem Herzen Abschied und verließ seine Heimat, die aufs neue der dän. Herrschaft unterstellt ward. Er lebte seitdem in Zurückgezogenheit meistentheils in Hamburg.

Bauer, Bauergut, Bauernstand. Alle diejenigen, welche das platte Land bewohnen, faßt man, ohne Rücksicht darauf, ob sie Ackerbau, Viehzucht, Kleingewerbe u. s. w. betreiben, in der Bezeichnung «ländliche Bevölkerung» zusammen, und ungefähr gleichen Inhalts ist der Begriff des «Landvolks». Wesentlich und zum größten Theil besteht die ländliche Bevölkerung aus den Landwirthen, d. h. denen, welche dem Ackerbau und den ihm verwandten und mit ihm zusammenhängenden Betrieben (Obstbau, Viehzucht u. s. w.) obliegen. Die Landwirthe zerfallen wieder in mehrere Klassen. Die erste besteht aus den Besitzern großer Güter, namentlich solcher, welche bevorrechtet waren und das Recht der Landstandschaft, der Steuerfreiheit, der Gerichts- und Polizeiverwaltung besaßen und zum Theil noch besitzen. Diesen, welche als Rittergutsbesitzer den Landadel bildeten, pflegen sich die Pächter der Staatsdomänen und großer Gütercomplexe anzuschließen. Eine zweite, zahlreichere Klasse umfaßt alle diejenigen, welche zwar ebenfalls für eigene Rechnung auf eigenem Grund und Boden die Landwirthschaft betreiben, aber nur kleinere, doch für den Lebensunterhalt ausreichende Güter innehaben. Diesen stehen die selbständigen Pächter mittlerer Güter nahe. Endlich zur dritten Klasse gehören alle diejenigen, welche ganz kleine Güter eigenthümlich oder pachtweise besitzen und sich auf denselben kärglich fortbringen, oder auch auf Nebengewerbe oder Arbeit für andere angewiesen sind. Die Glieder der beiden letzten Klassen pflegt man gewöhnlich Bauern zu nennen, wie denn auch schon im Mittelalter nicht nur diejenigen, welche auf ihrem freien Eigenthume ackerten, sondern auch die niedern Lehnsleute, die Gutsbauern und die Leibeigenen als Bauern bezeichnet wurden. Im engern Sinne sind indeß Bauern nur die Besitzer ganzer Höfe und mindestens solcher Güter, welche den Besitzer vollständig zu ernähren vermögen und Gespanne zu halten gestatten.

Nach der Ausdehnung des Besitzthums pflegte man früher Vollbauern (Vollerben, Vollspänner, Hufner) und Halbbauern (Halbspänner, Halbhufner), welche nur eine halbe Hufe besaßen, ein halbes Gespann halten konnten, zu unterscheiden, und stellte diesen als Nichtbauern die Kossäten (mit Häuschen und kleiner Ackerwirthschaft), die Büdner oder Häuslinge (welche zwar ein Häuschen besaßen, aber von Tagelohn oder Gewerbebetrieb lebten) und die nichtansässigen Einlieger gegenüber. Als **Bauergut** ist mithin ein Gut zu betrachten, welches ausreicht, eine Familie zu ernähren und ein Gespann zu halten. Früher besaßen die Bauergüter in der Regel ein ganzes Ackerlos, eine Hufe. Jetzt aber ist die Morgenzahl der Bauergüter sehr verschieden, etwa von dreißig Morgen an bis zu mehrern hundert Morgen, je nachdem die alten Besitz- und Rechtsverhältnisse sich erhalten haben und der Boden mehr oder weniger ertragreich ist. Während in einigen Gegenden der Bauer nur ein Gespann Pferde oder Ochsen zu halten vermag, arbeitet er in andern mit sechs Pferden und ist demnach sehr wohlhabend. In der neuern Zeit haben die Bauergüter an Zahl und Umfang sehr abgenommen; theils sind von ihnen einzelne Stücke durch Verkauf oder bei Erbregulirungen abgetrennt worden, theils haben Speculanten viele Bauergüter parcellirt. Andere Bauergüter sind dagegen aus Zertheilungen von Rittergütern entstanden. Die alten Bauergüter waren entweder Freigüter mit vollständig freiem Eigenthumsrecht des Besitzers, oder Lehngüter, bei denen ein Obereigenthum vorhanden war. Besonders die Lehngüter unterlagen vielen Lasten (Fronen, Zehnten, Dienstbarkeiten), welche erst in der neuern Zeit durch die Gesetzgebung entweder ohne Entschädigung beseitigt oder als ablösbar erklärt worden sind. Auch konnten sie nicht frei, sondern nur mit Genehmigung des Grundherrn und unter Zahlung einer Abgabe an denselben abgetreten werden, waren untheilbar und vererbten sich nicht selten unter gewissen Beschränkungen, z. B. nur an Söhne und Tochtermänner. Je nachdem der Begriff Bauer enger oder weiter gefaßt wird, verengert oder erweitert sich auch der Begriff des **Bauernstandes**. Strenggenommen kann vom Bauernstande erst nach dem J. 1000 in Deutschland die Rede sein. Als die deutschen Stämme das Land in Besitz nahmen, vertheilten sie dasselbe unter sich, und jede Familie erhielt ein mäßiges Los; das sie selbst bewirthschafteten. In dem Schutze der vollständig gleichstehenden Freien lebten die besiegten Ureinwohner auf Ländereien, welche ihnen gegen bestimmte Abgaben überlassen waren. Später zwangen diejenigen, welche mächtiger als ihre Genossen geworden waren, nämlich die Gefolgleute und Beamten der Fürsten, die übrigen Freien, sie als ihre Schutz- und Oberherren anzuerkennen, und drückten sie nach und nach immer mehr in die Klasse der Unfreien hinab. Erst vom 11. Jahrh. ab gestalteten sich die Rechtsverhältnisse derselben besser. Als zum Bauernstande gehörig zählte man damals alle diejenigen, welche das Land bebauten, ohne den höhern Ständen anzugehören. Der Bauernstand war der niedrigste Stand, dem aber dessenungeachtet gewisse Rechte zugestanden wurden. Daß in seinen Gliedern ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit lebte, ist nicht abzuleugnen; es trat indeß erst bestimmter hervor, als der Bauernstand am Ende des Mittelalters neuen schweren Bedrückungen unterworfen wurde. Die Folge dieser Bedrückungen war in Deutschland der Bauernkrieg, der für lange Zeit zu noch härtern Bedrückungen führte. In neuerer Zeit hat sich der Bauernstand unter den Einwirkungen der modernen Cultur- und Staatsentwickelung in großartiger Weise gehoben. Derselbe ist von den Lasten, welche ihn niederdrückten, befreit worden, steht gegenwärtig unabhängig da und macht mit Recht und erfolgreich den übrigen Klassen gegenüber auf Gleichstellung Anspruch. Wo noch ständische Vertretung vorhanden, nimmt er an derselben theil, wenn auch in der Regel nicht in dem Maße, als die Zahl seiner Glieder und der Besitz rechtfertigen würden. Dies ist z. B. bei den preuß. Kreis- und Provinzialständen bemerkbar. Was den Charakter des Bauernstandes anlangt, so zeigt derselbe neben seinen trefflichen auch manche ungünstige Eigenschaften. Der Bauer ist oft karg, selbstsüchtig, starrköpfig, hart und unlenksam. Er mistraut allen denen, welche nicht zu ihm gehören, klebt starr am Alten, nimmt auch dann nur schwer das Neue auf, wenn er den Nutzen desselben einsieht, und blickt oft mit allzu großem Hochmuth auf die andern. Aber das Gute überwiegt doch in ihm, und jene Eigenschaften sind zum großen Theil den Verhältnissen zur Last zu legen, mit denen dieser Stand so lange Zeit gekämpft hat, und deren Besserung auf seine moralische und intellectuelle Entwickelung von großem Einfluß sein muß.

Bauer (Anton), ein besonders um das Strafrecht verdienter deutscher Rechtslehrer, geb. 16. Aug. 1772 zu Göttingen, studirte und promovirte zu Marburg, wo er seit 1793 Vorlesungen hielt und 1797 Professor wurde. 1813 in gleicher Eigenschaft nach Göttingen versetzt, ward er auch vielfach mit legislativen Arbeiten beschäftigt und zum Hofrath, 1840 zum

Geh. Justizrath ernannt. Er starb in Göttingen 1. Juni 1843. In der Geschichte der Rechtswissenschaft nimmt B. namentlich als Criminalist eine hervorragende Stellung ein. Seine «Grundsätze des Criminalprocesses» (Nürnb. 1805) waren das erste selbständige Lehrbuch dieser Wissenschaft, welches er später, ganz umgearbeitet, als «Lehrbuch des Strafprocesses» (Gött. 1835; 2. Aufl., von Morstadt, Gött. 1848) erscheinen ließ. Die Philosophie des Strafrechts behandelte er bereits in seinem «Lehrbuch des Naturrechts» (Marb. 1808; 3. Aufl., Gött. 1825), dann in den «Grundzügen des philos. Strafrechts» (Gött. 1825) ausführlicher. Nachmals ging er jedoch von der Feuerbach'schen Theorie, zu der er sich früher bekannte, ab und stellte eine zum Theil von derselben abweichende, die sog. Warnungstheorie, auf, und zwar zuerst in dem «Lehrbuch des Strafrechts» (Gött. 1827; 2. Aufl. 1833), sodann in einer besondern Schrift: «Die Warnungstheorie, nebst einer Darstellung und Beurtheilung aller Strafrechtstheorien» (Gött. 1830). Diesen Werken reihen sich an die «Anleitung zur Criminalpraxis» (Gött. 1837), die «Sammlung von Strafrechtsfällen» (4 Bde., Gött. 1835—39), die «Abhandlungen aus dem Strafrecht und Strafprocesse» (3 Bde., Gött. 1840—43) sowie einige Schriften über die Entwürfe des hannov. Strafgesetzbuchs und der Strafproceßordnung, an deren Abfassung und Redaction er betheiligt war. Vorübergehend hat sich B. auch mit dem franz. Recht beschäftigt und ein «Lehrbuch» (2. Aufl., Marb. 1812) desselben veröffentlicht. Seit Begründung des Deutschen Bundes mit der Ausarbeitung vieler Deductionen und Privatgutachten in sog. illustren Rechtssachen beauftragt, fand er Veranlassung zur Herausgabe von «Beiträge zum deutschen Privatfürstenrecht» (Gött. 1839).

Bauer (Bruno), deutscher Philosoph und Kritiker, geb. 6. Sept. 1809 zu Eisenberg im Altenburgischen, besuchte die Schulen und die Universität zu Berlin und habilitirte sich daselbst 1834 in der theol. Facultät. Wie seine ersten Schriften, die «Zeitschrift für speculative Theologie» (Berl. 1836—38) und die «Kritische Darstellung der Religion und des Alten Testaments» (2 Bde., Berl. 1838) bekundeten, gehörte er damals der in der Hegel'schen Schule herrschenden speculativ-orthodoxen Richtung an. Doch schon 1839 brach er mit dieser und wandte sich auf die Seite der Jung-Hegelianer. Er veröffentlichte nun eine Reihe von Schriften, in welchen er die herrschende Anschauung über das Verhältniß der Philosophie zur Theologie, der Kirche zum Staate, dann auch der Aufklärung des 18. Jahrh. zu der Französischen Revolution und den Ereignissen der Folgezeit einer zersetzenden Kritik unterwarf. Großes Aufsehen unter diesen Schriften machten die «Kritik der evang. Geschichte des Johannes» (Brem. 1840) und «Kritik der evang. Synoptiker» (2 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl. 1841), in denen er die Frage über die Entstehung und Bildung der evang. Geschichte dahin beantwortete, daß dieselbe ein freies Ergebniß des menschlichen Selbstbewußtseins und die Evangelien nur die Producte schriftstellerischer Individualität seien. Seit 1839 Privatdocent in Bonn, wurde ihm 1842 wegen jener Ansichten die Erlaubniß für theol. Vorlesungen entzogen. B. wendete sich nun nach Berlin, um hier seine Thätigkeit fortzusetzen. Das nächste seiner Werke, «Das entdeckte Christenthum», wurde 1843 in Zürich vor der Ausgabe vernichtet. Außer einer «Allgemeinen Literaturzeitung» (Charlottenb. 1843—44), in welcher er die Consequenzen des Standpunktes weiter ausführte, publicirte er hierauf eine Reihe histor. Arbeiten über die Geschichte des 18. und 19. Jahrh., in denen er unter anderm zu zeigen suchte, daß das Scheitern aller «Massenbestrebungen» der neuern Zeit nothwendige Folge der innern Schwäche der Aufklärung des 18. Jahrh. sei. Dahin gehören: «Geschichte der Französischen Revolution bis zur Stiftung der Republik» (3 Bde., Lpz. 1847), «Geschichte Deutschlands unter der Französischen Revolution und der Herrschaft Napoleon's» (2 Bde., Charlottenb. 1846), «Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrh.» (4 Bde., Charlottenb. 1843—45) und «Vollständige Geschichte der Parteikämpfe in Deutschland während der J. 1842—46» (3 Bde., Charlottenb. 1847). Diesen folgten verschiedene kleinere Schriften, die an die Bewegungen des J. 1848 anknüpften, und in denen er für jene Ansichten einen letzten histor. Beleg aufzuzeigen suchte. B. wandte sich indeß auch wieder seinen kritischen Bestrebungen in Bezug auf die älteste Geschichte des Christenthums zu, indem er eine «Kritik der Evangelien» (2 Bde., Berl. 1850—51), eine Schrift über «Die Apostelgeschichte» (Berl. 1850) und eine «Kritik der Paulinischen Briefe» (Berl. 1850) lieferte. In den J. 1853 und 1854 publicirte er abermals mehrere kleinere Schriften, in denen er Rußland als die Macht des zukünftigen Universalismus darstellte, jedoch damit schloß, daß er die Deutschen als die zukünftigen Ordner, Leiter und Beherrscher Rußlands bezeichnete. In dem philos. und polit. Radicalismus

B.'s hatte hiermit eine extreme Wandlung begonnen, die als die Consequenz eines abstracten Kriticismus leicht erklärlich ist. Er war seitdem vielfach als Publicist des preuß. Conservatismus thätig und betheiligte sich auch seit 1859 an dem Wagener'schen «Staats- und Gesellschaftslexikon». — Sein Bruder, Edgar B., geb. 1821 zu Charlottenburg, studirte anfangs Theologie, nachher die Rechte, und begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit einer Vertheidigung seines Bruders Bruno («Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat», Bern 1843), die ihm einen Proceß und die Verurtheilung zu vierjähriger Festungsstrafe zuzog. Als Geistesgenosse seines Bruders hat er sich vielfach an dessen Arbeiten betheiligt und auch selbst mehrere Schriften veröffentlicht.

Bauer (Georg Lorenz), einer der achtbarsten Theologen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, geb. 14. Aug. 1755 zu Hiltboldstein, studirte in Altdorf besonders orient. Literatur und wurde 1776 Frühprediger an der Schloßkapelle zu Nürnberg. Nachdem er hierauf einige Jahre an der St.-Sebaldschule gelehrt, erhielt er 1789 eine Professur zu Altdorf, die er 1805 mit einer solchen in Heidelberg vertauschte. Doch starb er daselbst schon 12. Jan. 1806. B. hat durch gründliche Sprachforschung und kritischen Scharfsinn viel dazu beigetragen, die biblische Exegese von den Fesseln dogmatischer Vorurtheile zu befreien und den Unterschied zwischen dem Lehrgehalte der Bibel und dem kirchlich-orthodoxen Systeme nachzuweisen. Er stellte in seiner «Hermeneutica sacra Vet. Test.» (Lpz. 1797) den Grundsatz auf, daß man die Bibel wie die Schriften der alten Classiker historisch erklären müsse, und wendete denselben auch in seinen zahlreichen Werken über biblische Theologie und Moral des Alten und Neuen Testaments mit Erfolg an. Unter letztern sind besonders hervorzuheben: «Hebr. Mythologie des Alten und Neuen Testaments» (2 Bde., Lpz. 1802—3); «Lehrbuch der hebr. Alterthümer» (2. Aufl., von Rosenmüller, Lpz. 1835); die «Dicta classica Veteris Testamenti» (2 Thle., Lpz. 1798—99; bearbeitet von Stegmann, Lpz. 1834); «Biblische Theologie des Neuen Testaments» (4 Bde., Lpz. 1800—2). Weniger hat B. als Historiker in dem «Handbuch der Geschichte der hebr. Nation» (2 Bde., Nürnb. 1800—4) geleistet.

Bauer (Wilhelm), ein durch sein Erfindungstalent bekannter Deutscher, geb. 23. Dec. 1822 zu Dillingen, genoß daselbst nur eine einfache Schulbildung und erlernte das Drechslerhandwerk. Als Geselle kam er dann nach München, wo er auf Veranlassung seines Vaters in Militärdienst bei den Chevauxlegers trat, aber nach einiger Zeit, weil man auf seine besondere technische Begabung aufmerksam geworden, als Unteroffizier zur Artillerie versetzt ward. Der dän. Krieg von 1848 führte B. mit dem bair. Armeecorps nach Schleswig-Holstein, wo ihn die Schutzlosigkeit der Küsten auf die Idee brachte, die feindlichen Schiffe durch Brander zu vernichten. Er construirte einen «Brandtaucher», welcher indeß wegen ungenügender Ausführung aus Mangel an Mitteln bei dem ersten Versuche im kieler Hafen 1. Febr. 1851 verunglückte, wobei B. beinahe das Leben verloren hätte. Trotzdem setzte er, von der Möglichkeit der unterseeischen Schiffahrt und dem hohen Werthe der Erfindung überzeugt, fortan all sein Streben an die Ausführung derselben. Nachdem er in seiner bair. Heimat Modelle zu Taucherschiffen hergestellt, wandte er sich 1852 nach Oesterreich, dann nach Frankreich, später nach England, vermochte jedoch nirgends die Mittel zur Ausführung seiner Entwürfe zu erlangen. Bessern Erfolg hatten seine Bemühungen in Rußland, wo er 1855 den Schutz des Großfürsten-Admiral Konstantin gewann, der ihn auf Kosten des Staats einen Brandtaucher genau nach seinen Plänen bauen ließ. Da sich das von ihm construirte Boot bei öfter wiederholten Versuchen im allgemeinen bewährte, erhielt er den Auftrag zum Bau einer unterseeischen Corvette, außerdem auch die Erlaubniß zur Hebung des 1857 in der Ostsee untergegangenen Linienschiffs Lefort. Zugleich erfolgte seine Ernennung zum kaiserl. «Submarine-Ingenieur». Infolge verschiedener Mislichkeiten gab er jedoch im Frühjahr 1858 seine Stellung in Rußland auf und kehrte nach München zurück. Für den Zweck der projectirten Hebung jenes russ. Schiffs hatte er inzwischen die Erfindung der unterseeischen «Kamele» und der «Taucherkammer» gemacht. Er wandte sich nun nach London, wo er ein Patent auf diese Erfindungen nahm und mit einem reichen Hause einen Vertrag zur Verwerthung derselben einging, welchen er jedoch bald wieder zu lösen genöthigt war. Ein Antrag auf Unterstützung B.'s zur Ausführung seiner Projecte bei dem bair. Landtage blieb ebenfalls ohne Erfolg. Der Untergang des bair. Postdampfers Ludwig (März 1861) im Bodensee gab ihm indeß Gelegenheit, mit seinen «Kamelen» die ersten praktischen Versuche anzustellen, indem er die Hebung dieses Schiffs unternahm. Wegen Mangelhaftigkeit der Apparate sah er sich aber alsbald genöthigt, die Arbeiten vorderhand wieder aufzugeben, und erst eine nationale Collecte sowie die Municicenz

des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha setzten ihn in den Stand, das Werk wieder aufzunehmen. Nach Ueberwindung mannichfacher Hindernisse gelang es B. endlich im Juli 1863, das Schiff, das ihm der König von Baiern übrigens zum Geschenk gemacht hatte, vollständig zu heben und nach dem schweiz. Ufer zu schaffen. Er ging hierauf nach Bremen, um von dort aus für die weitere Ausbreitung seiner Erfindung zu wirken. Doch wurden seine Absichten durch den Ausbruch des deutsch-dän. Kriegs abermals gestört. Dagegen führten ihn die kriegerischen Ereignisse auf das Project einer Herstellung von «Küstenbrandern» zum Schutze der deutschen Küsten, für dessen Ausführung im Sommer 1864 zu Leipzig ein Verein (Wilhelm-Bauer-Verein) sich bildete.

Bäuerle (Adolf), bekannt als Theaterdichter und Romanschriftsteller, geb. 9. April 1786 zu Wien, trat bereits 1802 mit einem Ritterroman als Schriftsteller auf und wurde 1809 Secretär am Leopoldstädter Theater, welches Amt er bis 1828 bekleidete. Während dieser Zeit widmete er sich mit vielem Glück dem wiener Volkstheater und der Localposse. Er brachte in dem Stück «Die Bürger in Wien» (1813) die Figur des «Staberl» auf, und von seinen zahlreichen Stücken, die nur zum Theil in seinem «Komisches Theater» (5 Bde., Pesth 1820—26) Aufnahme fanden, wurden «Die falsche Primadonna» (1818) und «Der Freund in der Noth» auf allen deutschen Bühnen heimisch. Auch «Der verwunschene Prinz» (1818), «Der Tausendsassa» (1820), «Der Leopoldstag» (1818) und einige andere wurden außerhalb Wien mit vielem Beifall gegeben. Nachdem B. seit vielen Jahren fast nicht mehr als Bühnendichter aufgetreten, entwickelte er seit 1852 auf dem Gebiete des Romans eine ungemeine Productivität. Doch gewähren nur seine beiden ersten, unter dem Pseudonym Otto Horn erschienenen Arbeiten dieser Art: «Therese Krones» (1. u. 2. Aufl., 5 Bde., Wien 1854—55) und «Ferdinand Raimund» (3 Bde., Wien 1855) wegen der Fülle des Persönlichen und Anekdotischen ein größeres Interesse, während die spätern sich nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erheben. Mehrere derselben erschienen zuerst in Zeitschriften. Von seinen «Memoiren» ward nur der erste Band gedruckt (Wien 1858). Die von B. bereits 1806 begründete «Wiener Theaterzeitung» war 1820—47 das verbreitetste Blatt der österr. Monarchie. 1829 vermählte sich B. zum zweiten mal mit Katharina Ennöckl (geb. 1790), die ihrerzeit eine der beliebtesten Schauspielerinnen des Leopoldstädter Theaters war. Eine Tochter B.'s aus dessen erster Ehe mit Antonia Egger, Friederike B., geb. 11. Dec. 1820, hat sich in Wien als vorzügliche Pianistin bekannt gemacht und zahlreiche Beiträge zu verschiedenen belletristischen Blättern geliefert.

Bauernfeld (Eduard von), deutscher Lustspieldichter, geb. zu Wien 13. Jan. 1802, studirte daselbst die Rechte und übernahm 1826 als Conceptspraktikant bei der niederösterr. Regierung eine Anstellung im Staatsdienste, um sich desto sorgloser dichterischen Arbeiten hingeben zu können, zu denen ein entschiedener Beruf sich früh bei ihm entwickelt hatte. 1827 erhielt er eine Stelle bei dem Kreisamte unter dem Wiener Wald, 1830 bei der Hofkammer und seit 1843 bei der Lotteriedirection. Das Gebiet seines Talents ist vornehmlich das des Lustspiels, auf dem er einen ehrenvollen Platz behauptet. Den allgemeinsten Erfolg haben unter seinen Arbeiten «Die Bekenntnisse» (1834), «Bürgerlich und romantisch» (1835) und «Großjährig» (1846) gehabt. Nächst diesen sind noch zu nennen: «Leichtsinn aus Liebe» (1831), «Das Liebesprotokoll» (1831), «Das letzte Abenteuer» (1832), «Helene» (1833), «Das Tagebuch» (1836) und «Ein deutscher Krieger» (1844). Die Verhältnisse, unter denen B. schrieb, übten auf seine Entwickelung unzweifelhaft großen Einfluß aus. Der Inhalt seiner Komödien ist meistens nur von der Oberfläche der Dinge geschöpft, die Entwickelung der Charaktere und Zustände greift nicht genug in die Tiefe, und den Lächerlichkeiten der Gesellschaft wird nie ernstlich zu Leibe gegangen. Auch verflüchtigt sich der leitende Gedanke oft im Verlauf der Handlung, und man sieht nur eine Kette von unterhaltenden Auftritten vor sich. Alles aber, was dieser Behandlungsart seiner Stoffe Leben und Anziehungskraft verleihen kann, ist dem Talente B.'s in hohem Maße eigen. Mit gewandter Leichtigkeit führt und wendet er Charaktere und Situationen. Sein Dialog ist gelenkig, geistvoll ohne Prätension, von ungezwungenem Witz. Seine Frische läßt die dramatische Bewegung niemals stocken, und die unbefangene Natürlichkeit seiner Ausdrucksweise erleichtert es dem Schauspieler ungemein, die Täuschung unmittelbaren Lebens hervorzubringen. In seinen meist lyrischen «Gedichten» (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1856) zeigt sich B. als Reflexionspoeten. Von seinen zahlreichen dramatischen Arbeiten sind die frühern in den «Lustspielen» (Wien 1833) und dem «Theater» (2 Bde., Manh. 1836—37) gesammelt. Außerdem übersetzte er mit Schumacher Shakspeare's «Sämmtliche Gedichte» (Wien 1827) und schrieb «Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater» (Wien 1849).

Bauernkrieg nennt man in der deutschen Geschichte vorzugsweise jenen großen Bauernaufstand, der mit dem J. 1525 im südl. Deutschland ausbrach und sich rasch fast über alle deutsche Länder verbreitete. Die Reichsgesetzgebung hatte gerade den Bauernstand, den «armen Mann», gänzlich vernachlässigt. Der Druck der weltlichen wie geistlichen Grundherren wurde um so härter, je mehr der Aufwand des Adels und die Schwelgerei und Entartung des Klerus stieg, und veranlaßte endlich diesen «gräßlichen Nothschrei der gedrückten Menschheit», wie Zschokke den Bauernaufstand bezeichnete. Das Beispiel der Schweizer, die sich gegen den Adel und die Kriegsknechte des Kaisers die Freiheit errungen, der siegreiche Kampf der Dithmarschen gegen Dänemark und Holstein gaben dazu ermunternde Beispiele. Seit 1476—1517 schon brachen hier und da in Süddeutschland Erhebungen der ländlichen Bevölkerung hervor. 1502 erstand eine Bauernempörung im Rheinlande, nach ihrem Wahrzeichen der «Bundschuh» genannt, 1514 eine andere in Würtemberg, der «Bund des armen Konrad», die beide ohne Abhülfe der Beschwerden erdrückt wurden. Man wollte Wegfall der Fronen, Ermäßigung des geistlichen Zehnten. Wald, Wasser, Luft sollten frei sein; kein Geistlicher sollte eine Pfründe von mehr als 60 Fl. haben. Dies geschah bereits vor der Reformation. Die kirchliche Bewegung mit ihren geistigen Freiheitsideen mußte natürlich dieser Gärung in der ländlichen Bevölkerung Vorschub leisten, und die Bauern faßten die Reformation, wie es ja auch zum Theil die Herren thaten, in ihrer Weise auf. Luther und Melanchthon, wiewol sie den Adel zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegen die Bauern ermahnten, protestirten gegen eine solche Auffassung ihres Werks, und erklärten sich besonders heftig gegen das Treiben Karlstadt's und gegen die Propaganda der Wiedertäufer, die allenthalben, namentlich Thomas Münzer (s. d.), das damals bewaffnete Landvolk in einen wilden religiös-polit. Fanatismus zu versetzen suchten. Besonders fand Münzer großen Anklang im Hegau, wo 1522 ein Bauernaufstand erfolgte. Ein anderer Aufstand (der sog. Lateinische Krieg) erhob sich 1523 in Salzburg gegen den bösen Erzbischof Matthäus Lang, der ebenfalls rasch erdrückt ward. Im folgenden Jahre zuckte es vielerorten in Oberschwaben und zumal in der Landgrafschaft Stühlingen in hellen Flammen auf. Am 1. Jan. 1525 erhob sich sodann abermals das Landvolk des Stifts Kempten, überfiel im Verein mit den Bürgern der Stadt den Abt und zwang diesen, nach Plünderung des Klosters, durch Vertrag zur Entsagung seiner drückendsten Rechte.

Der Anstoß zur allseitigen Erhebung der Bauern war hiermit gegeben, zumal die süddeutschen Wehrmannschaften im Dec. 1524 großentheils zum Heere Karl's V. nach Italien abgegangen waren. Binnen wenigen Tagen wogte der Aufstand im ganzen Striche zwischen Bodensee und Donau empor. Der weltliche Adel sah anfangs den Aufstand nicht ungern, da er vornehmlich die geistlichen Herren bedrohte. Auch hofften die Fürsten, der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg, der im Begriff stand, durch schweiz. Söldlinge seine Lande wiederzuerobern, könne durch die empörten Bauern am ehesten zu diesem, die österr. Macht in Süddeutschland hemmenden Ziele gelangen. Indessen betrieb der Erzherzog Ferdinand die Aufstellung eines Heeres gegen die doppelte Gefahr, und übertrug dem Truchseß von Waldburg, einem harten Manne, der 1523 für Oesterreich auch gegen die fränk. Ritter (im sog. Adelskrieg) gezogen, die Bildung und Leitung desselben. Um Zeit zu gewinnen, trat der Truchseß mit den Bauern zu Radolfszell in Unterhandlung; auch bewog er die Eidgenossenschaft, ihre Unterthanen von der Streitmacht Herzog Ulrich's abzurufen. Während sich die Bauern theils in kleinen Streifcorps, theils in «hellen, lichten Haufen» sammelten, traten 4. April auch die zunächst bedrohten Fürsten, am 6. der Adel zu Würzburg zusammen, um Maßregeln zu ergreifen. Zu gleicher Zeit begann auch schon der offene Kampf, indem der Truchseß von Waldburg 4. April eine Schar von 8000 Bauern bei Leipheim, eine andere am 14. bei Wurzach grausam vertilgte. Ein dritter Zusammenstoß aber fiel für ihn so ungünstig aus, daß er 22. April zu Weingarten mit den Bauern einen Vertrag unterzeichnete, den er nicht zu halten gedachte. Der Aufstand dehnte sich unterdessen nach dem Rhein und Main hin und die Donau abwärts aus; auch viele Städte (Heilbronn, Mühlhausen, Fulda, Frankfurt u. s. w.) betheiligten sich daran. Von Böhmen bis Lothringen, von Tirol bis zum Harz war das Volk im Aufstande, wobei es aber durchaus an Organisation und gemeinsamer Wirksamkeit fehlte. Gegen Ostern 1525 erschien in Oberschwaben ein Manifest, das in 12 Artikeln die Beschwerden und Forderungen der Aufständischen formulirte und im allgemeinen überall Eingang fand. Die Bauern verlangten: 1) freie Wahl ihrer Pfarrherren, 2) Verwendung des Getreidezehnten, soweit nöthig, für den Pfarrer, des übrigen für die Armen und zur Bestreitung anderer gemeinen Bedürfnisse, 3) Aufhebung der Leibeigenschaft, 4) Vernichtung der ausschließenden

Gerechtsame des Adels und der Fürsten auf Jagd und Fischerei, 5) Rückgabe der Gehölze, welche die geistlichen und weltlichen Herrschaften sich zugeeignet hätten, an die Gemeinden, 6—8) das Aufhören willkürlicher Mehrung und Erhöhung der Dienste, Abgaben und Pachtgelder, 9) gerechte und unparteiische Handhabung der Gesetze und Strafen nach feststehenden, unveränderlichen Bestimmungen, 10) Zurückgabe aller den Gemeinden entfremdeten Aecker und Wiesen, und 11) Abschaffung des Todfalls und Besthauptes. Im 12. Artikel erboten sie sich, wenn man ihnen die eine oder andere Forderung als dem Worte Gottes nicht gemäß nachweisen würde, davon abzustehen. Ueberall wurden die Artikel öffentlich verlesen. Man sprach über diejenigen, gleichviel ob Adeliche oder Bauern, welche sie anzunehmen sich weigerten, den Bann aus und erklärte sie aller bürgerlichen und nachbarlichen Hülfe für verlustig.

Das Betragen der Aufständischen entsprach jedoch jenen im ganzen gemäßigten Forderungen keineswegs. In viele einzelne Haufen zerspalten, von denen der fränkische und der odenwäldische die bedeutendsten waren, verwüsteten die Bauern Klöster und Schlösser, mordeten und raubten und übten thierische Völlerei. Weinsberg ward 16. April von den Neckarbauern unter Jacklin Rohrbach erstürmt und der dabei gefangene Graf Ludwig von Helfenstein mit 70 Reisigen durch die Spieße (zum Tode) getrieben. Selbst Kinder blieben nicht immer verschont, zumal als man die Grausamkeiten des Truchseß erfuhr. Die fränk. Bauern suchten sich endlich eine Organisation zu geben, indem sie sich unter die Leitung eines gewählten Bauernraths stellten. Auch bemühte man sich, Edelleute für den Aufstand zu gewinnen. Florian Geyer, ein Adelicher, übernahm die Leitung des schwarzen rothenburger Haufens. Wendel Hipler, ebenfalls aus adelichem Geschlecht, nahm sich besonders der Organisation an. Selbst Götz von Berlichingen verstand sich dazu, auf vier Wochen die Hauptmannschaft beim odenwalder Haufen zu übernehmen, legte jedoch dieses Amt gern nieder, da er keinen Gehorsam fand. Mehrere Fürsten und Ritter schlossen mit den Bauern Verträge ab, worin sie die Hauptforderungen bewilligten. Die Stadt Würzburg, die mit ihrem Bischof Konrad von Thüngen sehr unzufrieden war, nahm die Bauern freiwillig auf. Dagegen leistete das würzburger Schloß Liebfrauenberg hartnäckigen Widerstand, sodaß der Truchseß von Waldburg, der Schwäbische Bund und die geistlichen und weltlichen Fürsten Zeit gewannen, ihre Truppen zu sammeln und zu verstärken. Der Truchseß zog vom Bodensee herauf ins Würtembergische, schlug bei Böblingen und Sindelfingen im Mai 1525 die dasigen Bauern aufs Haupt, unterwarf sich das ganze Land und vereinigte sich zwischen Helspach und Neckarsulm mit den Kurfürsten von Trier und von der Pfalz. Einem so mächtigen Heere von 8000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern, durch Geschütz und Reiterei überlegen, vermochten die Bauern, denen es überdies an Einigkeit fehlte, nicht zu widerstehen. Bei Königshofen an der Tauber wurde 2. Juni zuerst der odenwalder Haufe in einer hitzigen Feldschlacht geschlagen, 5. Juni der andere, der rothenburger, gänzlich aufgerieben, und Würzburg wiedererobert. Auch anderwärts in Süddeutschland erlagen die Bauern nunmehr schnell. Die am Mittelrheine wurden von dem zurückkehrenden trierisch-pfälz. Heere bei Pfeddersheim geschlagen. Den Bauern im Elsaß brachte Herzog Anton von Lothringen zuerst eine Niederlage im freien Felde bei. Als dann die in Zabern Versammelten, an 17000 Mann, mit Niederlegung der Waffen capitulirten, wurden sie beim Abzuge angefallen und niedergemetzelt. Am längsten widerstanden die Allgauer. Erst als der Truchseß durch den berühmten Georg Frundsberg, der die Streitkräfte des Schwäbischen Bundes befehligte, Hülfe erhielt, mußten sich auch die Algauer unterwerfen. In Norddeutschland war es besonders der Landgraf Philipp von Hessen, welcher zuerst in seinem eigenen Lande (Hersfeld, Fulda), dann in den benachbarten Gebieten den Aufruhr niederwarf. In Thüringen entflammten namentlich die Wiedertäufer den Bauernaufstand, und um Mühlhausen und Frankenhausen, wo Münzer sich aufhielt, begann sich ein zahlreiches Bauernheer zusammenzuziehen. Dahin nun wandte sich Landgraf Philipp, und 15. Mai kam es zwischen seinem Heere und den Bauern bei Frankenhausen zur Schlacht, in welcher die letztern zwar, von Münzer gestachelt, mit Fanatismus fochten, aber besiegt und größtentheils niedergehauen wurden. Die Härte und Grausamkeit, mit der man allenthalben gegen die Wiederunterjochten verfuhr, war furchtbar. Nicht nur die Häupter des Aufstandes, sondern unzählige Gefangene wurden an den Straßen gehängt oder sonst umgebracht, zum Theil unter den größten Martern. An den Städten, die sich den Empörern ergeben hatten, namentlich an Weinsberg, Rothenburg und Würzburg, ward strenge Rache genommen; ganze Haufen von Einwohnern (in Würzburg nachträglich 211 Personen) wurden enthauptet. Auch viele prot. Geistliche erlitten unschuldig den Tod; selbst Privatrache mischte sich ein. Im ganzen mögen mehr als 150000

Menschen in diesen Kämpfen ihr Leben verloren haben, und dabei waren die blühendsten und volkreichsten Landstriche zu Einöden geworden. Außerdem gestaltete sich das Los der Besiegten noch härter, als es früher gewesen, und manche Lasten des Bauernstandes nahmen erst aus dieser Zeit ihren Ursprung. Zugleich erlitt die Reformation, weil viele sie als die Ursache dieser Aufstände betrachteten, einen schweren Stoß. Vgl. Sartorius, «Versuch einer Geschichte des deutschen B.» (Berl. 1795); Oechsle, «Beiträge zur Geschichte des deutschen B.» (Heilbronn 1829); Wachsmuth, «Der deutsche B.» (Lpz. 1834); Bensen, «Geschichte des B. in Ostfranken» (Erl. 1840); Zimmermann, «Allgemeine Geschichte des großen B.» (3 Bde., Stuttg. 1841—43; neue Ausg. 1854); Cornelius, «Studien zur Geschichte des B.» (Münch. 1862); Schreiber, «Der deutsche B.» (Freiburg i. Br., 1864).

Bauernspiele werden die mittelalterlichen Schauspiele genannt, welche unter den Bauern der südl. Hälfte Deutschlands, besonders der Alpenländer, bis in das vorige Jahrhundert sehr verbreitet waren, in unsern Tagen aber bis auf vereinzelte Reste untergegangen sind. Die Aufführungen der Kirchenschauspiele, der Mysterien (s. d.), welche im Mittelalter als gottesdienstliche Feier galten, hatten die Landleute zur Nachahmung gereizt. Schon im 15. Jahrh. wurden viele solcher Spiele gehalten, theils unvollkommen der dramatischen Form nach, bloße Wechselreden und Gesänge bei Processionen, wie die Marienklagen, theils vollkommen theatralische Vorstellungen mit kostspieligem Pompe auf den Kirchhöfen der Dörfer aufgeführt. Die Gedichte dazu waren zum Theil ebenfalls auf den Dörfern entstanden, von Geistlichen, oft von den Cantoren verfaßt, welche letztern, weil diese Schauspiele immer musikalische Bestandtheile hatten, sich vornehmlich mit Einrichtung und Leitung derselben abgaben. In neuen Schwung kamen die heiligen Schauspiele durch die Jesuiten. Diese stellten nicht nur in ihren Schulstiften die Mysterien in neuen Formen und großer Pracht wieder her, sondern sorgten auch eifrig für Erhaltung und Verbreitung der B., und zeigten sich, um die Spiele populär zu erhalten, dem rohen Bauerngeschmack willfährig. So geriethen die Aufführungen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den ärgsten Unsinn und die gröbste Anstößigkeit hinein, wie Leopold von Bucher in seinem «Spottspiele von der Sündflut» und Seb. Seyler in seinem «Adam und Eva» sie schildern. In Tirol und Oberbaiern, wo die B. mit wahrer Leidenschaft betrieben wurden, und man sich nicht mehr mit Aufführungen an hohen Kirchenfesten begnügte, sondern fast alle Sonntage in den Schenken Heiligengeschichten und Ritterkomödien aufführte, erschien endlich den geistlichen und weltlichen Behörden eine solche Unterhaltung für die ländliche Bevölkerung nachtheilig. Anstatt aber diese Schauspiele zu reformiren und ihre Anwendung zu regeln, statt den starken Kunsttrieb des Volks in seinen Vergnügungen zum Hebel seiner Veredlung zu machen, fand man es bequemer, die B. ganz zu verbieten. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts begann ihre Unterdrückung in Tirol, dann in Baiern. Die Unverträglichkeit der alten Verfassung dieser Spiele mit der übrigen modernen Welt kam den Regierungsmaßregeln zu Hülfe. Von den unzähligen Dorfschauspielen, die in der Schweiz, in Tirol, Salzburg, Steiermark, Oberbaiern und Schwaben förmlich eingesetzt waren, hat sich nur ein einziges, das Passionsspiel im Oberammergau in Oberbaiern, durch eine rechtzeitige Selbstreform und durch den religiösen Kunstgeist der Gemeinde in vollem Glanz und Ansehen erhalten. (S. Passionsspiele.)

Bauerwetzel, Ziegenpeter oder Mumps nennt man die entzündliche Anschwellung der Ohrspeicheldrüse (Parotitis, franz. Oreillons) und des dieselbe umgebenden Zellgewebes. Sie bildet eine härtliche, blasse, meist schmerzlose Geschwulst der Ohr- und Wangengegend, welche zuweilen die ganze Gesichtshälfte einnimmt und sogar den Kranken den Mund zu öffnen und zu kauen hindert. Seltener werden beide Ohrspeicheldrüsen ergriffen. Gewöhnlich verläuft die Krankheit in 7—12 Tagen, indem sich die Geschwulst nach und nach verliert. Zuweilen erfolgt aber auch Uebergang in Eiterung und Absceßbildung, oder auch nach plötzlichem Verschwinden bei Männern Anschwellung der Hoden. Auch kann sie in Verhärtung übergehen. Fast immer liegt ihr Erkältung, und zwar unter epidemischem Einfluß, zu Grunde, daher meist mehrere Menschen gleichzeitig von ihr befallen werden. Das jugendliche Alter zeigt vorzugsweise Prädisposition zu dieser Krankheit, welche hier und da, besonders in feuchten Gegenden, endemisch zu herrschen scheint. Zu ihrer Beseitigung reicht oft einfaches Bedecken des Theils mit wärmenden Einhüllungen oder Kräuterkissen und ein leichter Theeaufguß aus; plötzliches Verschwinden aber verlangt kräftigere innere (z. B. Brech-) Mittel und Senfpflaster auf die Wange. Bösartigerer Natur sind die zu typhösen Fiebern hinzutretenden Parotidengeschwülste.

Bauhinia, von Linné zu Ehren der beiden Naturforscher Bauhin benannte Pflanzengattung

aus der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Sexualsystems und der Familie der Caesalpinien, welche aus lauter Bäumen und Sträuchern der Tropengegenden besteht, die theils aufrechte, theils kletternde, zum Theil stachelige Stämme haben und in der Vegetation aller Tropenländer eine hervorragende Rolle spielen. Sie haben aus zwei am Grunde zusammenhängenden oder verwachsenen Blättchen bestehende Blätter, meist traubig angeordnete Blüten mit röhrigem, fünftheiligem Kelch und fünf langgenagelten Blumenkronenblättern von ungleicher Größe; ihre Frucht ist eine gestielte, lineale, zusammengedrückte, zweiklappige, vielsamige Hülse. Die Bauhinien, unter denen es prächtig blühende Arten gibt, gedeihen bei uns nur im Warmhause, woselbst sie viel Wärme, reichliche Bewässerung und einen zu drei Viertheilen aus guter, zu einem Viertheil aus Heideerde bestehenden Boden verlangen. Man vermehrt sie durch Ableger.

Bauhütten, Baulogen oder Baugesellschaften heißen die uralten Corporationen der Steinmetzen und Bauleute. Die Baukunst, die während der ersten Hälfte des Mittelalters in den Händen der Geistlichen und Laienbrüder war, ging seit dem 12. Jahrh. in die Hände weltlicher Meister über, theils wegen des wachsenden Umfangs der Arbeiten, namentlich nach Eintritt der bürgerlichen Architektur in den Bereich der Kunst, theils wegen der erwachenden Selbständigkeit der Stadtgemeinden. Diese weltlichen Meister organisirten sich in Zünfte, mit mancherlei besondern Privilegien, da sie einer so heilig gehaltenen Sache dienten, mit eigener Gerichtsbarkeit u. s. w. 1459 kam zu Regensburg eine Vereinigung aller Bauleute und Steinmetzen in Deutschland zu Stande, und ein Statut für diese allgemeine Brüderschaft ward festgesetzt, das Kaiser Maximilian 1498 bestätigte. Hier und da entwarfen besondere Zünfte ihre eigenen Ordnungen (z. B. die Torgauer Urkunde). Die Hauptorte waren Strasburg, Wien, Köln, später auch Bern. Diese Statuten stellen die Disciplin in der Werkstatt fest, dringen auf Sittenreinheit, ordnen die Befugnisse der Bauherren, Meister, Parlirer (erst später Polirer), Gesellen und Lehrjungen, und den Ritus der Aufnahme, Lossprechung u. s. w. Bestimmte Erkennungszeichen mußten verschwiegen bleiben, hatten aber keine tiefere symbolische Bedeutung. In Versammlungen zu Basel und Strasburg 1563 wurde eine neue Redaction der alten Ordnung berathen, die als Steinmetzrecht oder Bruderbuch gedruckt ward. Strasburgs Losreißung vom Deutschen Reich hatte 1707 einen Reichstagsbeschluß zur Folge, der die deutschen Bauleute von dieser Haupthütte trennt. Noch bis in unsere Tage bestanden aber zu Köln, Basel, Zürich, Hamburg und Danzig Steinmetzbrüderschaften, welche die Ordnung von 1563 aufrecht erhielten. Die Zeit ihres Entstehens und ihres Aufhörens fällt mit der Geschichte der übrigen Zünfte zusammen. Diese einfachen sichern histor. Thatsachen sind indessen von den Freimaurern vielfach verwirrt worden. Es scheint unzweifelhaft, daß die moderne Freimaurerei ihre Formen von den zunftmäßigen Vereinigungen der engl. Werkmaurer entlehnt hat. Den Inhalt der philanthropischen Lehren der Freimaurerei findet man in den echten Urkunden jener zunftmäßigen Vereine nirgends, und die sog. Yorker Constitution von 926, die Edwyn seinen Schützlingen gegeben haben soll, ist entweder ganz unecht oder doch verfälscht. Was in den echten Gesetzen der B. an freimaurerische Lehren erinnert, ist der Ausdruck des allgemeinen religiösen Gefühls, das hier nur stärker hervortritt, weil der Zweck, der die Gemeinschaft vereinigte, als ein heiligerer galt als die Zwecke der übrigen Zünfte. Vgl. Schnaase's «Geschichte der bildenden Künste» (Bd. 4).

Baukunst oder Architektur. Wie jede Kunst hat auch die B. die Aufgabe, einen geistigen Gehalt in körperlicher Form zur Erscheinung zu bringen. Es gelingt ihr dies am meisten, und sie tritt daher am freiesten auf bei denjenigen Werken, deren Bestimmung ursprünglich mehr eine geistige, höhere ist als der Nützlichkeitszweck des täglichen Lebens, also bei Tempeln, Monumenten u. dgl. Hier erscheint der Moment der Zweckmäßigkeit, welcher gleichwol vorhanden, aufgehoben in den Gebilden der sich scheinbar frei nach ihren eigenen Gesetzen bewegenden Kunstschöpfung. Wo aber jenes Moment der Zweckmäßigkeit vorwaltet, ergibt sich zunächst das besondere Gebiet der sog. bürgerlichen B., auf welchem die eigentliche Kunst, wenn sie hier auch selten den Schein der Zweckmäßigkeit ganz überwindet, doch immer noch einen großen Spielraum für sich hat. Bei weitem weniger ist dies der Fall bei der Kriegs-, Brücken-, Straßen-, Wasser- und Schiffbaukunst u. s. w. Hier kommt es mehr auf mechan. Tüchtigkeit, auf äußere Zweckerfüllung an, und die Kunst als solche tritt mehr nur in decorativer Weise und mit denjenigen Formen hinzu, welche bei den für ideale Zwecke errichteten Bauten sich ausgebildet und entwickelt haben.

Die architektonische Kunst als solche bringt die allgemeinen Gesetze und Kräfte des Raums und den Geist, welcher dieselben belebt, zur geschlossenen, faßbaren und wahrnehmbaren Er-

scheinung. Es kommt bei ihr somit zunächst auf die räumlichen Maße und deren gegenseitiges Verhältniß, sodann auf die Theilung und Gliederung, endlich auf die Entwickelung der Theile auseinander und zu einem gemeinsamen Ganzen an. Diese Bestimmungen werden durch die architektonischen Formen ausgedrückt. Die Beschaffenheit der letztern wird durch den Gestaltungsproceß des architektonischen Werks bedingt; sie sind unmittelbar die Verkörperung desselben, aber in völlig unabhängigem idealen Sinne, an sich ohne alle Rücksicht auf jene mechan. Bedingnisse, welche hier nur für die äußerliche Realisation der Idee in Betracht kommen. Je vollkommener der Organismus ist, welcher das architektonische Werk durchdringt, je mannichfaltiger die Kräfte sind, welche sich in demselben zu einer gemeinsamen Wirkung vereinen, um so bewegter und lebensvoller werden auch die architektonischen Formen, und je selbständiger diese Kräfte sich trotz ihres Zusammenwirkens gliedern, und je individueller sie aus den allgemeinen räumlichen Gesetzen hervortreten, um so mehr streben sie nach einer individualisirenden Gestalt.

Die B. in ihrem Begriff als freie Kunst ergibt sich nach solchen Voraussetzungen ferner als der unmittelbare Ausdruck der gemeinsamen Sinnesrichtung, des gemeinsamen geistigen Strebens in Zeit und Volk. Je schärfer die Volksthümlichkeiten voneinander unterschieden sind, um so bestimmter unterscheidet sich auch die Bauweise der verschiedenen Völker; je lebendiger der histor. Fortschritt ist, um so charaktervoller zeigt sich dies in den Gestaltungen der Architektur. So sind die Denkmäler der B. recht eigentlich die Denkmäler der Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts. Auf den niedrigsten Stufen der Cultur haben die architektonischen Denkmäler das einfachste Gepräge; hier geben sie nur erst die allgemeinste räumliche Bezeichnung. Aufgeworfene Erdhügel, aufgerichtete Steine, Steinkreise und anderweitig zusammengelegte oder gestellte Steine und Felsblöcke sind die Monumente dieser ersten, ursprünglichsten Gattung. Wir finden deren überall auf der Erde, besonders zahlreich jedoch und nach einem gewissen Systeme behandelt in den nordeurop. Ländern; dieselben entwickeln sich hier sogar schon zu einer eigenthümlichen Majestät, wie namentlich das großartige Denkmal von Stonehenge bei Salisbury in England bezeugt. Eine zweite Stufe der Entwickelung, in welcher das architektonische Denkmal, und zwar in verschieden ausgebildeten Graden, genaue Maßbestimmung, Theilung und Gliederung erhält, tritt uns in den Monumenten der Südseeinseln, des südl. Amerika und vornehmlich in denen von Centralamerika entgegen. Die Denkmäler des alten Mexico zeigen, obwol sie nicht in eine Urzeit des menschlichen Geschlechts zurückversetzt werden können, in ihrer künstlerischen Gestaltung keine fremden Einflüsse, müssen also als ein Zeugniß selbständiger, volksthümlicher Entwickelung gelten. Sie geben in ihren Teocallis die einfachste architektonische Form, die der Pyramide, zum Theil schon in reicher Weise ausgebildet und mannichfach geschmückt.

Die Aegypter gehen ebenfalls von der Form der Pyramide aus; aber sie verbinden damit zugleich einen ausgebildeten Säulenbau, das wesentlichste Moment einer neuen Entwickelungsstufe in der B. Doch behält ihre Architektur durchweg einen düster-strengen Charakter bei, und sie können sich namentlich nicht dazu entschließen, dem Säulenbau eine selbständig freie Entfaltung zu geben. Die Blütezeit des ägypt. Lebens unter dem großen Ramses oder Sesostris und unter dessen nächsten Vorgängern und Nachfolgern, in der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr., bezeichnet auch die Blütezeit ihrer Architektur. Die vorzüglichsten Denkmäler von Theben, im obern Nillande, gehören in diese Periode. Nach ihnen ist das Charakteristische der ägypt. Bauart Folgendes: Mauern, nach außen in schräger Neigung der Seitenflächen, nach innen aber horizontal und oben durch ein starkes Kranzgesimse abgeschlossen, umgeben eine einfache Zelle, zu der eine gleichfalls mit einem Kranzgesimse geschmückte Thür hineinführt. Der hintere Raum des Gebäudes dient dem jedesmaligen besondern Zwecke desselben. In den Nebenräumen aber und Vorhallen, die oft in großer Anzahl angebaut sind, liegt vornehmlich die künstlerische Ausbildung. Hier finden auch die Säulen ihre Anwendung, die, oft in Reihen geordnet, die Decke der von Wänden umschlossenen Vorhallen tragen. Den Eingang in den Hof bildet ein prächtiges Thor, zu dessen Seiten thurmartig kolossale Flügelgebäude emporsteigen. Diese Anlage von Doppelthürmen nennt man den Pylon; vor ihm erheben sich gewöhnlich Obelisken. Von Ueberresten der ägyptischen B. sind ganz besonders die Pyramiden (s. d.) vom Memphis zu nennen. Außerdem gibt es Ruinen von riesigen Tempeln und Palästen zu Karnak, Luxor, Medinet-Abu, Kurna u. s. w. Höchst ausgezeichnet waren auch die Aegypter im Wasserbau, der durch die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils veranlaßt wurde.

Der ägypt. Architektur im Westen steht die B. der Inder im Osten entgegen. Auch hier tritt das Streben nach lebensvoller Gliederung hervor, ungleich mannichfaltiger sogar als dort,

aber ohne das Gesetz einer höhern Ruhe und geordneten Harmonie. Die großartigsten und alterthümlichsten der indischen Denkmäler sind in den Felsen gemeißelt, besonders als Höhlenbauten. Diese, zum Theil von sehr umfassender und ausgebildeter Anlage, finden sich vornehmlich in den Ghatgebirgen auf der Westseite des Dekkan, und vorzüglich bedeutend sind unter ihnen die von Ellora. Im eigentlichen Freibau herrscht wiederum die Form der Pyramide vor, die hier zumeist jedoch in bunter Verschnörkelung erscheint. Die Pagoden auf der östl. Küste Indiens geben dafür die bemerkenswerthesten Beispiele. Eine eigenthümliche, zumeist etwas nüchterne Ausbildung erhält der indische Baustil in den religiösen Denkmalen der Buddhisten. Die Bauart ihrer Felsentempel ist folgende: Ein länglicher Raum, nach hinten im Halbkreise abschließend, ist von einem schmalen Umgange umgeben. Pfeilerstellungen trennen den mittlern Hauptraum von dem Umgang. Die Decke des Hauptraums hat die Form eines Tonnengewölbes; die des Umgangs ist flach. Im Grunde des Mittelraums ist der sog. Dagop, eine Halbkugel über einem erhöhten Unterbau. Diese Formen wurden sodann weit über Ostindien hinausgetragen, nach Kabulistan, dessen Topen (s. d.) neuerdings ein Gegenstand der Forschung geworden sind, nach Ceylon, Java, Nepal und China. Die Monumente der beiden letztgenannten Länder aber zeigen wieder eine mehr oder weniger barocke Umgestaltung ihrer Vorbilder. Von den Denkmalen des westl. Asien haben wir nur Kenntniß aus vereinzelten Nachrichten alter Schriftsteller und aus geringen Resten. Der Tempel des Belus zu Babylon erscheint als ein Pyramidenbau, ganz den mexic. Teocallis vergleichbar. Eine Ausstattung mit prächtigen und glänzenden Stoffen ist als charakteristische Eigenthümlichkeit der Bauweise bei den Babyloniern wahrzunehmen. Diese Eigenthümlichkeit geht von dort aus auch auf die B. der übrigen westasiat. Länder über. So auf die der Phönizier und der Israeliten, deren bedeutsamstes Bauwerk, der unter Salomo gebaute Jehovahtempel, durch phöniz. Künstler aufgeführt ward. So auch auf die der Meder und Perser, von denen sich Felsengräber und die Ruinen des Palastes von Persepolis erhalten haben. Diese zeigen einen schon auf einer höhern Stufe der Entwickelung stehenden Säulenbau.

Seine höchste, vollkommen gesetzmäßige Vollendung erhielt der Säulenbau bei den Griechen, zunächst durch die Völker des dorischen Stammes, welche denselben mit strengem Ernste, nur auf einen allgemein würdigen Eindruck und nur auf diejenigen Formen bedacht, die mit unabweislicher Consequenz aus dem Princip des Säulenbaues hervorgehen mußten, durchbildeten. Eine weichere, mehr anmuthige Gestalt, nicht ohne Einwirkung asiat. Elements, erhielt der Säulenbau bei den griech.-ionischen Stämmen. Durch diese Unterschiede entwickelten sich in selbständiger Abgeschlossenheit der dorische und der ionische Baustil, jener vornehmlich den westl.-griech., dieser den östl.-griech. Gegenden angehörig. Zur lautersten Schönheit aber gediehen beide im eigentlichen Herzen Griechenlands, in Athen, wo im Zeitalter des Perikles die bewundernswerthesten Baudenkmale des gesammten Alterthums entstanden. Als eine dritte griech. Bauweise pflegt man die korinthische anzuführen; doch beruht diese zunächst nur darin, daß an die Stelle des ionischen Capitäls ein reicher geschmücktes Capitäl in der Form eines großen Acanthuskelches gesetzt ward. Unter die noch vorhandenen Ueberreste griechischer B. gehören Trümmer von Wällen, Stadtthoren und Mauern von Samos, Mantinea u. s. w.; Theaterreste bei Athen und Epidauros und andern Orten; Tempelruinen bei Korinth im ältern dorischen Stil, im Thale von Nemea, vom Apollotempel zu Bassä (außen dorisch, innen ionisch), vom Zeustempel auf Aegina u. s. w. Ferner, als schönste Denkmale, die Ueberreste der Akropolis zu Athen, mit den Propyläen, dem Parthenon und dem Erechtheion u. s. w. Auf Sicilien haben Segeste, Agrigent, Selinus und Syrakus noch ansehnliche Tempelreste aufzuweisen.

Eine andere Art des Säulenbaues war bei den Etruskern entstanden; dieselbe scheint sich aber nicht zu einer höhern Entfaltung durchgebildet zu haben. Daneben hatten die Etrusker gleichzeitig das Gewölbe zur Anwendung gebracht, ohne dieses jedoch seinen eigenthümlichen Principien gemäß durchzubilden. In der spätern Zeit wandten sich die Etrusker einer Nachahmung der griech. Formen zu. Dasselbe Verhältniß zeigt sich bei den Römern, deren frühere Cultur sich auf die etruskische, wie die spätere auf die griechische gründete. Von den Griechen nahmen die Römer besonders den korinth. Stil an. Auch brachten sie statt des korinth. Capitäls sonst mancherlei decorative Capitälformen auf, namentlich in Zusammensetzung mit dem ionischen das sog. Compositcapitäl, während sie die dorische Säule zur sog. toscanischen umwandelten. Eigen ist ihnen die Wölbung, die als kuppelbedeckter Rundbau ausgebildet ward, ohne daß die wahren Ergebnisse desselben zur Entwickelung gelangten. Vielmehr zeigt sich unorganische Zusammenstellung der Wölbung mit den griech. Formen. Die Baudenkmale der Römer

zeichnen sich weniger durch ihre Durchbildung als durch die Großartigkeit der Anlage aus. Höchst charaktervoll erscheinen besonders ihre dem öffentlichen Nutzen und Vergnügen gewidmeten Bauten, wie die Märkte, die Basiliken, die Thermen, die Theater und Amphitheater, die Triumphbogen, die Brücken u. s. w., wovon Rom, Ravenna, Verona, Mailand, Herculanum, Pompeji u. s. w. Ueberreste zeigen. Das 1. Jahrh. der Kaiserregierung bezeichnet die Blütezeit der römischen B.; vom Ende des 2. Jahrh. an beginnt ihr Verfall. In den asiat.-röm. Bauten mischt sich von dieser Zeit an den eigentlich classischen Elementen mancherlei Fremdartiges bei, was allmählich die völlige Auflösung jener herbeiführte, zugleich aber auch schon die Keime zu einer neuen Entfaltung in sich trug.

Eine wesentlich neue Entwickelung der B. begann von jener Zeit an, in welcher das Christenthum öffentliche Geltung erhielt und neue, jugendlich kräftige Nationen auf den Schauplatz der Geschichte traten. Für den Anfang waren es freilich nur die entarteten röm. Formen, in denen dieser neue Beginn sich zeigte. Die christl.-röm. Basilika war eine rohe Nachahmung der antiken Basilika, und doch von vornherein, was bei dieser wenigstens nicht in gleichem Grade der Fall, auf die bedeutsamere Wirkung des Innern angelegt. In mehr selbständiger Ausbildung erschien die byzantinische B., welche zuerst darauf ausging, die Formen des Gewölbes, im Gegensatz gegen die des antiken Säulenbaues, als höher berechtigte darzustellen, und die den runden Kuppelbau mit dem Langbau verband. Doch blieb sie bei dem Beginn dieser Bestrebungen stehen; die Gestaltung des Einzelnen war mehr Nachahmung orientalisirend-antiker Elemente, als daß sie aus dem Organismus des Baues selbst hervorgegangen wäre. Die Zeit Justinian's, unter dem die Sophienkirche in Konstantinopel erbaut wurde, bezeichnete die Blütenepoche dieses Stils. Indessen blieb der byzant. Baustil im östl. Reiche unverändert, und auch die russische B. ist noch eine, zum Theil zwar sehr phantastische Abart desselben. In den Ländern des europ. Occidents fand der byzant. Baustil ebenfalls Eingang, aber nur in beschränktem Maße; hier herrschte im ganzen der röm.-christl. Basilikenstil vor, der von Italien aus auch nach allen übrigen Ländern umhergetragen wurde und bis in das Zeitalter Karl's d. Gr. und darüber hinaus gültig blieb.

Gleichzeitig mit dieser Periode der alt-christl. Bauweise hatte auch die B. der Araber ihren Ursprung genommen. Sie beruhte auf einer ähnlichen Auffassung antiker Elemente, zum Theil unter unmittelbarem Einfluß des röm.-christl. Basilikenbaues und des byzant. Baustils, womit sodann mancherlei orient. Formen, namentlich der Hufeisenbogen und der Spitzbogen, verschmolzen wurden. Die arab. Architektur hat verschiedenartige Weisen der Gestaltung, je nach den Ländern, zu denen die Araber den Islam hinübertrugen, und je nach den Perioden der Entwickelung selbst. Durchgehends aber zeigte sie dasselbe Streben nach phantastischem Reiz und nach üppig-prächtiger Decoration, zu welcher in den verschiedensten Ländern dieselben Formen, als Aeußerungen gemeinsamer Geschmacks- und Sinnesrichtung, angewandt wurden. Eine höhere organische Durchbildung fand jedoch in der arabischen B. nirgends statt. Die vorzüglichsten Denkmale derselben, von denen wir eine nähere Kunde haben, gehören auf der einen Seite Spanien an, wo die alterthümliche Moschee von Cordova und der reizvolle Königspalast der Alhambra bei Granada Bewunderung erregen, auf der andern Seite Persien und dem indischen Gangeslande, wo die glanzvollsten Denkmale aus den Zeiten der Sofi-Dynastie und der Großmoguln sich bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Eine neue Entwickelung der occidentalischen B., eine wesentliche Fortbildung der bisherigen Elemente, begann im 10. Jahrh. Der eigenthümliche Baustil, der in dieser Zeit sich auszubilden anfing, ist am passendsten mit dem Namen des romanischen Stils zu bezeichnen. Neben die Elemente der altchristl. Baustile trat nun eine aus dem german. Volksgeiste entsprungene Behandlung der Formen, doch so, daß jene immer noch die charakteristische Grundlage bildeten. In einzelnen Fällen wurden auch arab. Formen aufgenommen. Die Basilika erschien zunächst noch als die Grundform der architektonischen Anlage; aber sie entwickelte sich durch die durchgeführte Gliederung der Decke zum halbkreisförmigen Kreuzgewölbe zu einem wesentlich Neuen. Hier zuerst tritt in der Geschichte der B. das Gewölbe in seiner ganzen charakteristisch bestimmenden Bedeutsamkeit auf und zeigt die Versöhnung des Gegensatzes von Last und Kraft. Als ein orient. Zug in der B. des Mittelalters tritt der Thurm hervor, ein Ausdruck des Höhendrangs, auch durch die Glocken bedingt. Die romanische B. dauerte in den verschiedenen christl. Ländern des europ. Occidents bis Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh. Ihr Charakter ist im allgemeinen der eines ruhigen Ernstes, zu Anfang streng und herb, dann immer klarer entwickelt, zum Schluß mehrfach auf sehr anmuthige und edle

Weise ausgebildet. Die Glanzpunkte des Stils sind Toscana, die Normandie und in Deutschland die sächs.-thüring. Gegenden.

Wiederum eine neue Entwickelung der B. begann mit der spätern Zeit des 12. Jahrh. In dieser Periode trat der sog. gothische Baustil ins Leben. Der Name «gothisch», der von den modern-ital. Aesthetikern aufgebracht ward, soll so viel als barbarisch bedeuten. Der goth. Baustil verdankt seine Entstehung zunächst dem unmittelbaren Einflusse des orient. Elements, namentlich dem Umstande, daß man den arab. Spitzbogen auf consequente, aber zunächst nicht organische Weise mit dem Säulenbau der altchristl. Basilika verbunden hatte. In solcher Art, halb christlich, halb arabisch, erscheinen die sicil.-normann. Bauten des 11. und 12. Jahrh. Im nördl. Frankreich nahm man zuerst, wie es scheint, diese Formenverbindung auf und gab ihr durch Hinzufügung des schon organisirten Gewölbes eine höhere Bedeutung und größere Entwickelungsfähigkeit. Damit war aber zugleich eine ganz neue Bahn, welche dem schwärmerischen Drange der Zeit aufs angemessenste entgegenkam, eröffnet. Die Kuppel ward aufgegeben, die geistige Einheit ganz in den Chor gelegt. Die Säule und der Spitzbogen stiegen lebhafter empor als der Pfeiler und der ruhige Halbkreisbogen des roman. Baustils; die Säule gestattete eine mehr organische Gliederung, die mit den Formen des Gewölbes in die angemessenste Harmonie trat. Dadurch wurden die Formen zugleich leichter; man beseitigte mehr und mehr die Schwere der Mauermasse, führte den Organismus des Innern auf das Aeußere hinüber und brachte es endlich dahin, ein bis in seine letzten Spitzen und Ausläufer belebtes und beseeltes Ganze darzustellen. Kraft und Last wurden noch vollständiger ineinander übergeführt, alle Theile in entschiedenem Durchdringen des Senkrechten emporgehoben, und diese Richtung drückt sich abschließend in dem jetzt organisch entwickelten Thurmbau aus. Alles bis in die geringsten Einzelheiten hinab erscheint als Erzeugniß eines gemeinsamen, in höchster Gesetzlichkeit durchwaltenden Gefühls. Die Meisterwerke der gothischen B. sind überhaupt die tiefsinnigsten Lösungen des Problems der Architektur, soweit diese Kunst bisjetzt von den Menschen zur Ausübung gebracht ist. Ihr Beginn gehört Frankreich an. Die dortigen Denkmale dieses Stils bewahren aber fast durchgehends jenen primitiven Charakter; ähnlich, obgleich nach einer andern Richtung hin, die Denkmale Englands. Die reinste und vollkommenste Ausbildung des Stils findet sich in Deutschland, und hier erscheint der Dom von Köln vor allem als das Meisterwerk der Architektur. Geschlechter auf Geschlechter sind bemüht gewesen, den großartigen Grundplan dieses Gebäudes in stets höher entfalteter Schönheit zur Ausführung zu bringen. In den südl. Ländern, besonders in Italien, ist der goth. Baustil nicht auf reine Weise zur Anwendung gekommen. Seine Dauer geht, je nach den verschiedenen Ländern, bis ins 15. und bis ins 16. Jahrh.

In Italien, das die moderne Architektur entwickelte, konnte man sich mit dem goth. Baustil nicht befreunden, und bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. wich man hier von diesem ab. Die wissenschaftliche Richtung der Zeit führte zu den Formen des classischen Alterthums zurück, die als Vorbilder in mehr oder weniger erhaltenen Denkmälern vorhanden waren. Man war dahin gelangt, sich in allen Stücken als die Erben der antik-röm. Bildung zu betrachten. In der B. trat also die Frage an die modernen Italiener, ob und wie weit sie die altröm. Bauformen bei ihren Baubedingungen und Baubedürfnissen zur Anwendung bringen könnten. Die Antwort darauf ist der Stil der Wiedergeburt altrömischer B., der Stil der Renaissance. Man unterscheidet in ihr drei Perioden: die Frührenaissance, die sich durch das Suchen nach dem Gleichgewicht zwischen den Raumverhältnissen und ihrer besten Decoration charakterisirt; die Hochrenaissance, die goldene Zeit der modernen Architektur, in der jene Harmonie zwischen den Hauptformen und einer maßvollen Decoration gefunden erscheint; endlich den Barock- oder Rococostil, die Zeit des Verfalls, in der die Decoration überwuchert, die krumme Linie vorherrscht und die ganze B. einen Eingriff in die plastische Kunst macht.

Es treten uns in Italien einige namhafte Bauschulen entgegen. Zuerst die toscanische, die ihren Sitz in Florenz und zum Gründer Brunelleschi hatte. Dieser rief zuerst, nach einem eifrigen Studium der Ruinen Roms mit vollem Bewußtsein dessen, was er wollte, die Bauformen des Alterthums wieder ins Leben. An der Kuppel des Doms von Florenz, die er wölbte (was damals niemand konnte), zeigte er die Wiedergeburt altröm. Constructionstüchtigkeit, an andern Kirchen die Neubelebung der Grundformen mit antiker Gliederung. In dem Palast Pitti in Florenz endlich stellte er ein neues Muster von Palastarchitektur hin, dessen Burgcharakter eine ziemliche Zeit lang der Typus der florentinischen Paläste blieb. Andere Meister dieser Schule sind Michelozzi, Alberti, Benedetto da Majano, Giuliano und Antonio

da San-Gallo, Cronaca. In Mailand nimmt man fast sämmtliche Bauten aus der Zeit der Frührenaissance für Arbeiten des großen Bramante von Urbino. In der Lombardei herrscht, wo nicht Prachtstücke, wie die Façade der Certosa von Pavia, Marmor fordern, der Backsteinbau vor. Daraus folgte Vorliebe für den Pfeiler (statt der Säule) und kühne Gewölbanlage. Die Palastarchitektur von Bologna mit ihren Straßenhallen zeigt diesen Charakter. Anders in Venedig, wo man in Marmor schwelgen konnte. Die venet. Paläste zeichnen sich im Gegensatz zu dem Ernst der Paläste von Toscana durch Leichtigkeit und Eleganz aus. Viele derartige Werke rühren von der Künstlerfamilie der Lombardi her. Mit dem Beginn des 16. Jahrh. findet sich in der italienischen B. jene größere Strenge in der Behandlung der antiken Bauformen, welche die Periode der Hochrenaissance einleitet. Bramante, der noch den Stil des 15. Jahrh. mit durchgemacht, hat in den letzten Jahrzehnten seines Lebens den neuen Stil wesentlich geschaffen, und zwar in Rom, wo er die Cancelleria baute und dem Vatican seine Gestalt gab. Er übte starke Einwirkung auf Bald. Peruzzi, den Urheber der berühmten Farnesina. Giulio Romano knüpfte an ihn an bei der großen Bauthätigkeit, die derselbe in Mantua entfaltete. Sansovino baute in der Bibliothek in Venedig eins der prächtigsten Profangebäude von Italien. An dem Ende dieser Periode steht Michel-Angelo. Mit seinen frühern Werken in Florenz und Rom in der goldenen Zeit fußend, leitete er, von einem Begehren nach malerischer Schönheit getrieben, durch spätere Willkür schon den Barockstil ein. Er führte den Neubau der Peterskirche, den bereits Bramante begonnen, analog mit dessen Plane energisch fast bis zu Ende. Seine nächsten Schüler und Anhänger, Vignola, Vasari u. a., obwol von ihm berührt, verharrten in den Regeln und wagten sich dem Meister in die Extravaganzen seiner großen Subjectivität nicht nach. Palladio sogar erscheint ganz Hingabe an das Alterthum und durch und durch gesetzlich. Dann aber traten die Ausartungen des Barockstils ein, welchen das 17. Jahrh. pflegte und der in Bernini und Borromini seine Koryphäen erhielt.

Die Nationen außerhalb Italien sind dem Beispiele Italiens seit dem 16. Jahrh. Schritt für Schritt nachgefolgt. So sieht man in Frankreich unter Franz I. eine blühende Schule des Renaissancestils, aus der Werke wie das prachtvolle Schloß Chambord und, als Höhepunkt des Stils, die von Pierre Lescot erbaute westl. Façade des Hofs im Louvre hervorgingen, letzteres ein unübertroffenes Prachtdenkmal franz. Architektur. Gegen das Ende des 16. Jahrh. schwindet aber die Naivetät und phantastische Fülle aus der französischen B., wie der Beginn der Tuilerien von Jean Bullant zeigt. Im 17. Jahrh. kommen zwar umfangreiche, aber künstlerisch nicht sehr bedeutende Bauwerke vor, z. B. die Bauten unter Ludwig XIV. Die Hauptfaçade des Louvre, von Claude Perrault, ist indeß nicht ohne eine gewisse großartige Pracht. Aus dieser Zeit rührt auch das von Mansard erbaute Schloß von Versailles. Die franz. Architekten des 18. Jahrh. sind noch nüchterner als die italienischen derselben Zeit. Auch in Spanien bildet der moderne Baustil zwei Gruppen: eine überreiche Frührenaissance und einen imposanten sog. classischen Stil. Erstere beginnt mit dem Ende des 15. Jahrh. und erzeugt in ihren Schöpfungen, welche Maurisches, Gothisches und Antikes durcheinanderwerfen, einen neuen Decorations-, den sog. Platereskenstil. Der classische Stil tritt mit dem Studium span. Architekten in Italien auf. Sein Sieg über die Renaissance fällt erst gegen Ende des 16. Jahrh. In England kam der moderne Baustil nicht vor dem Anfange des 17. Jahrh. zu einer verbreiteten Anwendung. Als Begründer muß Inigo Jones gelten, der den königl. Palast zu Whitehall, einen Theil des Hospitals von Greenwich und anderes ausführte. Der bedeutendste unter den modernen engl. Baumeistern ist Christopher Wren, der von 1675—1710 den Neubau der Paulskirche leitete. In den Niederlanden machte sich anfangs ein sehr zierlicher Uebergangsstil geltend, wie an den frühern Bauten in Lüttich, Brügge und Antwerpen zu sehen. Von spätern Bauwerken zeigt sich die nach Rubens' Zeichnung erbaute Kirche St.-Charles in Antwerpen als ziemlich rein behandelte Basilika mit Emporen. Von holländ. Baumeistern ist van Campen (gest. 1658) als Erbauer des großen Rathhauses zu Amsterdam zu nennen. Schon um die Mitte des 16. Jahrh. entstanden in Deutschland zum Theil bedeutende Bauten im ital. Stile. Das Belvedere Ferdinand's I. bei Prag muß als ein sehr anmuthiges, der sog. Otto-Heinrichs-Bau des heidelberger Schlosses als ein prachtvolles Werk dieser Periode genannt werden. Zu Anfang des 17. Jahrh. galt Elias Holl von Augsburg, der das dortige Rathhaus baute, für einen vortrefflichen Meister. Aus derselben Zeit stammt das nürnberger Rathhaus, in strengerm Renaissancestil von Eucharius Holzschuher erbaut. In der Mitte des Jahrhunderts ist die B. stark in den Händen der Jesuiten, die mit großer Pracht den ausgearteten ital. Stil in äußerm Pomp und innerer Armseligkeit förderten, der nach ihnen auch

Jesuitenstil heißt. Im übrigen lähmte der Dreißigjährige Krieg vielfach die künstlerischen Unternehmungen. Das 18. Jahrh. baute vorwiegend im Barockstil weiter: zu Anfang edler und gehaltener, in der Mitte blühend und rauschend, ernüchtert und ohnmächtig gegen das Ende. Beispiele, welche noch mit ihrem Beginn in das 17. Jahrh. fallen, sind das Zeughaus zu Berlin von Nehring und de Bodt, das königl. Schloß ebendaselbst von Schlüter, der eine malerische Wirkung mit kraftvoller Gestaltung und einem festen Charakter zu vereinigen wußte. In Wien wirkte Fischer von Erlach, der dort und in Prag viele Paläste baute, zwar schon in reichem, doch noch nicht in überladenem Stil, während seine Borromäuskirche in Wien den ausgesprochensten Rococostil zeigt. Prunkvoll und stattlich führte Balthasar Naumann die fürstbischöfl. Residenz zu Würzburg aus. In Dresden, wo August des Starken üppiger Hofhalt es Ludwig XIV. nachzuthun strebte, entstand in dem noch unter ihm von Pöpelmann angelegten Zwinger eins der stolzesten und glänzendsten Rococogebäude. Ebenfalls ein Muster dieses Stils in seiner Blüte ist die kath. Kirche in Dresden von Gaetano Chiaveri. Nicht ohne eine geistvolle Einlenkung zur Reinheit und Besonnenheit entwarf von Knobelsdorff die bedeutendsten Bauten Friedrich's II.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts drang die allgemeine Bewegung in den Künsten, welche, durch Winckelmann und Lessing schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeleitet, die Umkehr zur antiken griech. Kunst und zur Natur zum Ziele hatte, auch bis zur B. durch. Zwei Engländer, Stuart und Revett, erwarben sich das Verdienst, die Reste antiker griechischer B. aufzusuchen, zu vermessen und in getreuen Zeichnungen vor Augen zu stellen. Die Regenerationskraft von Karl Fr. Schinkel (1781—1841) war es sodann, welche jene Resultate praktisch zur Anwendung brachte, Form und Gestalt der griechischen B. wieder aufnahm und in das architektonisch schaffende Bewußtsein der Zeit hineinbildete. Schinkel waren die griech. Formen nicht Vorbilder, sondern Mittel der architektonischen Darstellung. Dies bestätigen alle seine in Berlin ausgeführten Bauwerke: die Königswache, das Museum, das Schauspielhaus u. s. w., sowie unzählige, nicht zur Ausführung gekommene Entwürfe, wie das Kaiserschloß in Orianda in der Krim, die Königsburg auf der Akropolis zu Athen u. a. Als Schinkel wirkte, stand nach der Wiedergewinnung des griech. Alterthums die Romantik mit ihrer Begeisterung für das Mittelalter in Blüte. Obwol Schinkel das Organische im goth. Stile anzog und derselbe sich unter anderm eifrig für die wiederaufgenommene Vollendung des Kölner Doms interessirte, gab er doch seine den Griechen gegenüber bewahrte Selbständigkeit auch an das Mittelalter nicht auf. Auch seine Constructionsformen suchte er mit Erfolg im Geiste der Zeit zu verwenden und allgemeingültige Normen für den prot. Kirchenbau hinzustellen. In seiner Bauschule in Berlin endlich zeichnete er, von der Ausbildung des natürlichen Materials des Landes (dem Backstein) ausgehend, der B. neue Bahnen vor. Die Schule Schinkel's, welche sich besonders die Pflege des classischen Stils hat angelegen sein lassen, zählt die Namen Persius (Villen in Potsdam), Strack (königl. Schlösser und Paläste, prachtvolle Privatbauten, Petrikirche), Stüler (neues Museum, Schloß zu Schwerin), Soller (Michaelkirche), Knoblauch (russ. Gesandtschaftshaus, Synagoge), Hitzig (Börse, enorme Thätigkeit im Palast- und Privatbau, die sich weit ins Ausland erstreckt), Karl Bötticher, der nicht sowol bauend als lehrend wirkt und in seiner «Tektonik der Hellenen» eine organische Entwickelung der griech. Bauart gab. Vertreter der Gothik dagegen sind: die beiden kölner Dombaumeister Ahlert und Zwirner, Schmidt (früher in Mailand, sodann Dombaumeister in Wien), Heideloff in Nürnberg, der diesen Stil mit Consequenz auf allen Gebieten der B. durchführt.

Ein Schauplatz für großartige Bauunternehmungen wurde in neuerer Zeit Baiern und insbesondere München durch den kunstliebenden König Ludwig und seinen Nachfolger. Prachtvolle Kirchen, Residenzschlösser, Museen, Theater, öffentliche Gebäude aller Art, Gärten, Kanäle, ganze Vorstädte in der Residenz, Prachtthore, Ruhmeshallen (unter ihnen die großartigste, die Walhalla bei Regensburg), Arcaden: alles dies ist unter Anwendung der verschiedenartigsten Baustile in großer Anzahl und Ausdehnung und mit verschwenderischer Beihülfe der bildenden Künste zu Stande gekommen. Nirgends beredter als auf diesem Schauplatze spricht sich das Zeugniß aus, daß unsere Zeit alle Stile innehat und zur Anwendung zu bringen vermag. So war Klenze im altgriech. und Renaissancestil (Glyptothek, Pinakothek, Ruhmeshalle, Königsbau) thätig; im röm. und roman. Stil baute Gärtner (Ludwigskirche, Wittelsbacher Palast, Bibliothek, Universität in München u. s. w.); den altchristl. Stil vertrat hauptsächlich Ziebland (Basilika des heil. Bonifacius), den goth. Ohlmüller (Pfarrkirche in der Au); durch theoretische Thätigkeit wirkte Ed. Metzger. Hübsch in Karlsruhe knüpfte in seinen

Bauten an den roman. Stil an, den er mit Elementen der Frührenaissance verband. Er nannte dies den classisch-neuchristl. Stil und suchte seine eigenthümliche Bauweise in dem Werke «Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Sculptur und Malerei» (Stuttg. 1847) zu begründen. Semper vertheidigte den bei Gelegenheit der Concurrenz um den Wiederaufbau der Nikolaikirche in Hamburg von ihm befolgten roman. Stil in einer eigenen Schrift gegen den dort gewählten gothischen. Derselbe wirkte praktisch in Dresden, wo er die Synagoge und das Schauspielhaus, letzteres in strengerm Renaissancestil, baute. Beim Bau des Museums daselbst wählte er sodann, schon um dasselbe mit dem nahen Zwinger in Einklang zu bringen, den reichen Renaissancestil, und diesem hat er sich dann mit Vorliebe und Bewußtsein zugewandt, wie auch das nach seinem Entwurfe nur theilweise zur Ausführung gebrachte Polytechnikum in Zürich zeigt. In Wien entfalten die Architekten Hansen (Arsenal), van der Nüll und Siccardsburg (Altlerchenfelder Kirche), Heinrich Ferstel (Votivkirche, Börse) eine großartige Thätigkeit, die sich bei der begonnenen Bebauung der Glacis auch auf die bürgerliche B. erstreckt. Stuttgart hatte an Zenth (Wilhelma) einen classisch gebildeten Architekten, und auch Leins und Egle sind mit Anerkennung zu nennen.

In Frankreich hat man in neuerer Zeit viel und prachtvoll gebaut. Vorherrschend blieb dabei der Stil von Percier und Fontaine, deren Schule ungefähr mit Schinkel parallel zu stellen ist, nur daß sie, wie dieser auf dem Griechenthum, so auf dem Römischen beruht. Unter den heutigen Künstlern zeichnet sich Hittorf, ein geborener Kölner, aus. Sein Hauptwerk ist die Kirche St.-Vincent de Paula, im möglichst strengen, antiken Basilikenstil erbaut. Das neue Palais des Beaux-Arts in gutem ital. Renaissancestil rührt von Duban her. Die großen Bauunternehmungen des Kaiserreichs gaben den Baukünstlern Raum und Gelegenheit zur umfassendsten Thätigkeit. Erst in neuerer Zeit hat sich eine Neigung zur Wiederbelebung der Gothik des 13. Jahrh. kundgegeben, eine Richtung, die von Lassus, Viollet-le-Duc u. a. verfolgt wird und auch in der vom kölner Architekten Gau entworfenen Kirche St.-Clotilde in Paris sowie in der Restauration vieler mittelalterlicher Bauwerke Ausdruck erhalten hat. England hat als wichtigsten Bau der Neuzeit sein Parlamentshaus aufzuweisen, das von Barry ausgeführt ward. Pugin wirkte praktisch und theoretisch zur Wiederaufnahme des goth. Stils.

Wie in der Musik ist auch in der B. viel von einem Zukunftsstil die Rede, und die Sehnsucht nach diesem neuen Stil fast allgemein. Einen directen Ausdruck erhielt die Forderung in dem Programm einer Concurrenz, welche 1851 in München von der Akademie unter den Auspicien des Königs Max für das neuzuerbauende Athenäum ausgeschrieben wurde. Wilhelm Stier in Berlin, während seines Lebens besonders thätig durch begeisternde Lehre, welche auf Erkennung des Lebensfähigen in den verschiedenen Stilen hinauslief, gewann den Preis, obschon ein anderer Plan von Bürklein zur Ausführung gelangte. Man kann indeß nicht behaupten, daß die Aufgabe gelöst sei, wohl aber, daß dies absichtliche Suchen nach dem neuen Stile den Neubauten in der Maximiliansstraße zu München sehr von Nachtheil gewesen ist, indem dort große Willkür eingerissen. Ein neuer Baustil würde sich nur aus einer ganz neuen Religion und Weltanschauung ergeben können. Viel Originalität aber und constructive Triumphe finden sich in den großen Nutzbauten der Gegenwart, wie in der Britannia-Röhrenbrücke, dem Viaduct über das Elsterthal, der österr. Semmeringbahn, den Gitterbrücken zu Dirschau und Marienburg, Werke die dem Völkerverkehr dienen. Bei den meisten dieser Bauten tritt das Eisen als ein bisher in solchem Umfange noch nicht benutztes Constructionsmaterial auf. In Verbindung mit dem Glase benutzte schon Paxton das Eisen zur Herstellung großer gegliederter Räumlichkeiten, indem er für die erste Weltausstellung zu London 1851 den Krystallpalast schuf, dem seitdem andere der Art, besonders der berühmte zu Sydenham, gefolgt sind. Zu einer neuen Form des Kunstbaues wird indeß dieses neueingeführte Material nicht führen, obwol es nicht an beachtenswerthen Versuchen fehlt, seine Anwendbarkeit selbst für Monumentalbauten zu steigern und auszubeuten. Außer einem sehr reichen Material, welches einzelne Epochen und Monumentenkreise, einzelne Länder und Localitäten behandelt, sind an Werken für zusammenfassende Geschichte der B. zu nennen: Hirt, «Geschichte der B. bei den Alten» (Berl. 1827); Kugler, «Geschichte der B.» (3 Bde., Berl. 1855—59), bis zum Ende des goth. Stils reichend; Lübke, «Geschichte der Architektur» (2. Aufl., Lpz. 1858), bis auf die neueste Zeit. Schnaase's «Geschichte der bildenden Künste» und Kugler's «Handbuch der Kunstgeschichte» legen auch die Geschichte der B. nach dem Standpunkte der neuesten Forschungen dar. Von Zeitschriften sind die wichtigsten: Förster's «Allgemeine Bauzeitung» in Wien und die von Erbkam redigirte «Zeitschrift für Bauwesen» in Berlin.

Baum heißen diejenigen Holzgewächse, welche einen einfachen Stamm besitzen, der eine Krone von Aesten trägt. Durch das Merkmal des einfachen Stammes unterscheiden sich die Bäume allein von den Sträuchern, unter denen man bekanntlich solche Holzgewächse versteht, deren Stamm sich von der Wurzel an in mehrere starke Aeste, welche als Einzelstämme erscheinen, theilt. Demgemäß unterscheidet man bei den Holzgewächsen den baum- und strauchartigen Wuchs. Beide Formen der Holzgewächse gehen häufig ineinander über, d. h. eine Baumart kann unter Umständen als Strauch, eine Strauchart als B. auftreten. Letzteres wird häufiger beobachtet als ersteres. In allen Zonen der Erde sind die Bäume, besonders die waldbildenden, diejenigen Gewächse, welche den Charakter der Vegetation bestimmen, folglich auch jeder mit Vegetation geschmückten Gegend das hervorstechende landschaftliche Gepräge verleihen. Man kann aber vier Hauptformen von Bäumen unterscheiden: die Baumfarrn, die monokotylen Bäume, die Nadelholzbäume und die Laubholzbäume. Die Baumfarrn finden sich nur in den Tropengegenden, wo sie zu den schönsten Zierden der Wälder gehören. Ihr schlanker, einfacher Stamm trägt eine luftige Krone großer, zartgefiederter Blätter (Wedel), welche beim leisesten Lufthauch hin- und herschwanken. Unter den monokotylen Bäumen zeichnet sich vor allen die große Gruppe der Palmen aus. Auf oft sehr hohem, meist unverzweigtem Stamme prangt hier eine stolze Krone riesiger gefiederter oder fächerförmiger Blätter mit holzigem Stiel und hartem, immergrünem Laub. An diese Form schließen sich die Lilienbäume (wie Fourcroya, Yucca, Vellozia) an, mit einfachem Stamm und einer Krone langer, ungetheilter Blätter, während die Drachenbäume und Pandanen mit ihren verzweigten Stämmen gewissermaßen den Uebergang zu den Laubholzbäumen vermitteln. Eine palmenartige Gestalt haben auch die mit einer Krone gefiederter, holziger, immergrüner Blätter versehenen Cycadeen, welche mit den bekannten Nadelhölzern zur Pflanzengruppe der nacktsamigen Gewächse oder Gymnospermen gehören. Die in der großen Abtheilung der dikotylen Gewächse vorkommenden Baumarten sind sämmtlich sog. Laubholzbäume. Sie zerfallen nach der Lebensdauer ihrer Blätter in blattwechselnde und immergrüne. Zu erstern gehören die bei weitem meisten Laubholzbäume der kältern gemäßigten und kalten Zone, zu letztern unter andern die Orangeriebäume, die Myrten, die immergrünen Eichen (z. B. die Korkeiche), die Lorberbäume u. s. w. Sie charakterisiren die wärmere gemäßigte und subtropische Zone beider Hemisphären. Die Structur- und Wachsthumsverhältnisse dieser vier Gruppen von Bäumen oder richtiger Holzgewächsen sind sehr verschiedenartig. Das Leben der Bäume ist von unbestimmter, aber stets langer Dauer, vorausgesetzt, daß demselben nicht durch Krankheiten oder gewaltsame äußere Einwirkungen (Sturm, Feuer, Hüttenrauch, Beschädigungen durch Menschen, Thiere, namentlich Insektenfraß) plötzlich ein Ziel gesetzt wird. Wenn man auch für eine jede Baumart ein gewisses Alter, welches sie zu erreichen vermag, annimmt, so sind diese Zahlen doch immer nur Durchschnittszahlen. Bäume also, denen ein 100- oder 200jähriges Alter zugeschrieben wird, sind solche, die in der Regel ein solches Alter erreichen, bevor sie absterben. Dies schließt aber keineswegs aus, daß dieselben unter besonders günstigen Standortsverhältnissen viel älter werden, ja ein Jahrtausend und länger fortvegetiren können, während unter ungünstigen Verhältnissen ein solcher B. schon nach funfzig und weniger Jahren das Ende seines Lebens erreicht haben kann. Die ältesten bekannten Bäume sind der Drachenbaum bei Orotava auf Teneriffa und verschiedene Affenbrotbäume Westafrikas, denen ein circa 6000jähriges Alter zugeschrieben wird. An diese schließen sich die mexic. Ceder (Taxodium distichum) bei Oaxaca in Mexico und die in neuester Zeit so berühmt gewordenen, ebenfalls zu den Nadelhölzern gehörigen Mammuthbäume Californiens (Wellingtonia gigantea), deren Alter zwischen 3000 und 4000 J. betragen mag. Ein 2000jähriges und höheres Alter erreichen die Ceder, der gemeine Eibenbaum (Taxus baccata) und verschiedene Eichen, desgleichen der Oelbaum. Auch kennt man 1000jährige Tannen, Fichten und Linden.

Die Baumkrankheiten lassen sich in solche eintheilen, welche von innern Ursachen oder Standortsverhältnissen herrühren, und in solche, welche durch äußere schädliche Einwirkungen hervorgebracht werden. Zu letztern gehören die Wurmtrockniß, d. h. das durch den Fraß unter der Rinde lebender Insekten (Borkenkäfer, Rüsselkäfer-, Bockkäfer- und Prachtkäferlarven u. s. w.) herbeigeführte Absterben (Trockenwerden) der Nadel- und Laubholzbäume, das Erkranken und Absterben derselben Bäume infolge von Raupenfraß oder der Lockerung der Wurzeln durch Sturm, die häufig durch plötzliche Freistellung (Wegnahme der Nachbarbäume in Wäldern) hervorgerufene Wipfeldürre (Absterben, Trockenwerden der Wipfel)

und der Rindenbrand (ein Aufblättern der Rinde infolge des directen Einfalls der Sonnenstrahlen nach geschehener plötzlicher Freistellung, namentlich bei der Rothbuche häufig) u. a. m. Unter den innern Krankheiten kommen am häufigsten vor die Kernfäule (als Roth- und Weißfäule auftretend), eine Zersetzung des Kernholzkörpers, welche entweder durch nassen Standort oder durch hohes Alter (sozusagen Altersschwäche) hervorgerufen wird und sich bald als ein Zerfallen des Kernholzes in ein ziemlich trockenes Pulver, bald als eine förmliche, nasse Fäulniß charakterisirt, in welchem Falle sie häufig von sog. Wassersucht, d. h. Ausscheidung eines wässerigen Saftes in großer Menge, begleitet ist. Dies kommt z. B. häufig bei kernfaulen Rothbuchen vor. Mit der Kernfäule geht bisweilen die Entwickelung von Pilzfäden und Pilzgeweben (Pilzen der Gattung Nictomyces) Hand in Hand, so namentlich in kernfaulen Eichen. Die Meinungen sind indeß darüber noch getheilt, ob die Kernfäule in solchen Fällen durch die Entwickelung jener Pilze hervorgebracht worden ist, oder ob der Pilz erst infolge der Krankheit entstand. Pilze, zum Theil mikroskopisch kleine, finden wir auch bei andern Baumkrankheiten thätig, so beim Wurzelrost, welcher in einem rostfarbenen Ueberzuge der Wurzeln besteht, der sich namentlich bei feuchtem Standort bilden soll und das Absterben des B. zur Folge haben kann. Bei den Kiefern und Fichten tritt nicht selten ein Abfallen der Nadeln, ein Vertrocknen der Knospen, ja ein Absterben des ganzen B. ein, herbeigeführt durch mikroskopische Pilze (Arten der Gattung Schizoderma), welche das innere Gewebe der Rinde und der Nadeln zerstören. Andere Krankheiten sind der Wurzelbrand, in einer Zerstörung der Wurzelrindenschicht bestehend; der Baumkrebs, ein stellenweises Aufschwellen und Aufplatzen der Rinde an den Stämmen, welche das Eingehen des ganzen B. veranlassen und in zu geringer Laubentwickelung ihre Ursache haben kann; die Schütte oder das Abfallen der Blätter zu ungewöhnlicher Zeit, namentlich bei jungen Kiefern, die dann dieser Krankheit gewöhnlich zum Opfer fallen, beobachtet und noch keineswegs befriedigend erklärt; die Bleichsucht, die sich im Bleichen der Blätter, d. h. im Verschwinden des in den Zellen der Blätter befindlichen Blattgrüns (Chlorophylls) zu erkennen gibt und ebenfalls mit dem Tode des B. endet. Diese Krankheit tritt häufig bei jungen Bäumen ein, welche zu tief in den Boden gepflanzt worden sind, oder wo infolge der Bildung einer dichten Grasnarbe die atmosphärische Luft nicht in den Boden zu dringen vermag. Zu einer normalen Ernährung des B. ist es nämlich unbedingt nothwendig, daß die Luft in den Boden und bis zu den Wurzeln dringe. Infolge eines zu tiefen Einsetzens des B. kann dies ebenso unmöglich gemacht werden als durch eine dichte Grasnarbe. Auch Mangel an Licht kann Bleichsucht bewirken. Dies beobachtet man z. B. bei jungen Buchen, welche durch stehendes Holz zu stark beschattet sind. Endlich sei noch der Harzfluß der Nadelhölzer erwähnt, welcher theils als Ausfluß von Harz am Wurzelknoten bei jungen Bäumen (namentlich Fichten), die dann oft plötzlich absterben, theils in Bildung von sog. Vogelkien (freiwilliges Ausfließen des Harzes aus der Rinde der Stämme, wo sich dann Harzklumpen bilden) und sog. Kienwipfel (Verharzung und Absterben der Wipfel, namentlich bei Kiefern vorkommend) auftritt. Die Bildung des Vogelkiens und Kienwipfels scheint durch einen, bei Kiefern häufig auftretenden, das Rindengewebe zerstörenden Pilz (Peridermium pini, Kiefernblasenpilz, in Form von kleinen oder großen, röthlichgelben, mit ebenso gefärbtem Sporenpulver gefüllten, aus der Rinde hervorbrechenden Blasen erscheinend) hervorgebracht zu werden. Dagegen ist der Harzausfluß am Wurzelstock noch unaufgeklärt. — Ueber Baumzucht und was damit zusammenhängt (Baumschulen u. a. m.), s. Obstbaumzucht und Waldbau.

Baumannshöhle, eine natürliche Höhle im Uebergangskalksteine auf dem Harz, im braunschw. Fürstenthum Blankenburg, am linken Ufer der Bode, 2 St. von Blankenburg, in der Nähe des Dorfes Rübeland. Sie besteht aus sechs Haupt- und mehrern kleinen Abtheilungen, die eine Länge von 768 F. haben und überall mit Tropfstein oder Stalaktiten überzogen sind, deren erdige Bestandtheile das allenthalben durchdringende Wasser mit sich führt und als kalkigen Stein ansetzt. Der Eingang ist 136 F. über der Sohle des Bodethals erhoben. In allen, namentlich aber in der dritten, findet man von Tropfstein gebildete Figuren und Säulen, von denen die sog. klingende Säule, wenn man daran schlägt, einen starken Klang von sich gibt. Die Höhle hat den Namen von dem Bergmann Baumann, welcher sie in der Absicht, Erze darin zu finden, 1672 zuerst befuhr und, da er zwei Tage suchen mußte, um den Ausgang wiederzufinden, bald darauf starb.

Baumbach, eine der ältesten ritterschaftlichen Familien in Kurhessen, welche in fünf Linien blüht, unter denen die zu Nentershausen und Kirchheim im Besitze des ursprünglichen Familienguts geblieben ist. Derselben gehören die Brüder Moritz und Louis von B. an, welche sich beson-

ders im ständischen Leben Kurhessens einen achtungswerthen Namen erworben haben. — Moritz von B., geb. 23. Febr. 1789, war 1831 bei der Einführung der kurhess. Verfassung bereits Mitglied des Oberappellationsgerichts. Er begann seine öffentliche Wirksamkeit als Abgeordneter der Ritterschaft zum ersten verfassungsmäßigen Landtage (April 1831 bis Juli 1832), auf welchem er erst die Stelle eines Vicepräsidenten, dann die eines Präsidenten bekleidete und sich der Regierung gegenüber durchaus als ein treuer Anhänger der Verfassung zeigte. Als der Landtag 1832 plötzlich durch den Minister Hassenpflug aufgelöst wurde, verblieb B. in dem erwählten ständischen Ausschusse, der ohne Erfolg eine Anklage gegen Hassenpflug einleitete. Nachdem B. abermals zum Landtagsabgeordneten gewählt worden, versagte ihm Hassenpflug den Urlaub und versetzte ihn 1834 als Obergerichtsdirector nach Rinteln. Erst 1839 gestattete man ihm wieder den Eintritt in den Landtag, der ihn aufs neue zum Präsidenten wählte. Indeß wurde er durch die obwaltenden Verhältnisse an einer erfolgreichen Entfaltung seiner Thätigkeit gehindert. Als 1848 alle bewährte Freunde der Verfassung zur Aufrechterhaltung der Monarchie zu Hülfe gezogen wurden, übertrug man B. das Justizministerium. Eine Reihe der wichtigsten Gesetze bezeichneten sein Wirken bis zum 23. Febr. 1850, an welchem Tage Hassenpflug die oberste Leitung des kurhess. Staats wieder in seine Hand nahm. Durch letztern erhielt B. eine Stellung als Obergerichtspräsident zu Marburg. Doch fühlte er sich alsbald veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. — Louis von B., des vorigen Bruder, geb. 22. April 1799, stand früher als Hauptmann in hess. Diensten, hatte jedoch schon seinen Abschied genommen, als er 1833 in die Ständeversammlung trat, in welcher er durch Sachkenntniß und Urtheil in Militärangelegenheiten maßgebend wurde. Durch den Nachweis der Möglichkeit bedeutender Ersparnisse in der Militärverwaltung sowie auch durch seine Erklärungen gegen mehrere von der Regierung ausgehende, die Forstverwaltung betreffende Vorschläge erwarb er sich alsbald die Achtung aller Freunde der Verfassung. Auch in der Folgezeit bewies er sich auf allen Landtagen als ein Mitglied von hervorragender Thätigkeit. Im März 1848 trat er als Bevollmächtigter des Landgrafen von Philippsthal-Barchfeld in die Ständeversammlung, in der er zum Präsidenten gewählt wurde. In dieser Stellung zeigte er sich, allen Parteibestrebungen gegenüber, als ein treuer Anhänger und Verfechter der constitutionellen Monarchie. Seit dem 23. Nov. 1848 bis zum 16. Febr. 1849 Reichstagsabgeordneter in Frankfurt, schloß er sich derjenigen Abtheilung des Centrums an, die ihre Vorberathungen im Augsburger Hof hielt. Auch ward er von der Versammlung dem Wehrausschuß beigeordnet. Der polit. Zustände in Deutschland müde, schritt er jedoch zur Veräußerung seiner Güter in Hessen und siedelte mit seiner Familie nach Milwaukee im nordamerik. Staate Wisconsin über, wo er als Consul für Baiern, Würtemberg, Baden, Nassau, Weimar und Mecklenburg Gelegenheit zur Fortsetzung eines gemeinnützigen Wirkens fand. Auch war er in den «Briefen aus den Vereinigten Staaten in die Heimat» (Kassel 1851; Fortsetzung 1856) bemüht, den deutschen Auswanderungslustigen die amerik. Verhältnisse wahrheitsgemäß zu schildern. Einer seiner Söhne, Karl von B., geb. 1841, trat 1861 als Offizier in die Armee der Union und befehligte in der Schlacht bei Chattanooga (Nov. 1863) ein Regiment. — Ein dritter Bruder von Moritz und Louis, Ernst von B., geb. 16. Juli 1804, widmete sich der richterlichen Laufbahn und wurde Vorstand des Criminalsenats des Oberappellationsgerichts zu Kassel. — Einem andern Zweige der Linie Rentershausen-Kirchheim gehört Ernst von B. an, der bis 1859 als würtemberg. Generallieutenant die Infanteriedivision befehligte und zugleich Gouverneur von Stuttgart war. — Alexander von B., aus der Linie Roppershausen, war 1850—55 kurhess. Minister des Aeußern und des kurfürstl. Hauses, und von Febr. 1856 bis März 1862 kurhess. Gesandter in Paris.

Baumé (Antoine), einer der namhaftesten franz. Chemiker des vorigen Jahrhunderts, geb. 26. Febr. 1728 zu Senlis, bildete sich zum Apotheker und widmete sich mit Eifer dem Studium der Chemie, sodaß er 1752 eine Professur an der Pharmaceutischen Schule zu Paris erhielt. Gleichzeitig legte er eine Fabrik für Chemikalien an und erwarb sich ansehnliche Mittel, weshalb er sich 1780 entschloß, diese praktische Thätigkeit aufzugeben. Doch raubte ihm die Revolution die Früchte seines Fleißes, und um sein Leben zu fristen, eröffnete er abermals ein chem. Laboratorium. Er starb 15. Oct. 1804. Seit 1773 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. B. hat die technische Chemie mit vielen nützlichen Entdeckungen bereichert. Der nach ihm benannte Aräometer ist noch gegenwärtig in Gebrauch. Seine Schriften, unter denen das «Manuel de chimie» (Par. 1763 u. öfter), die «Elémens de pharmacie» (Par.

1762 u. öfter), die «Chimie expérimentale et raisonnée» (3 Bde., Par. 1773 u. öfter) mehrfach übersetzt wurden und ihrerzeit Aufsehen erregten, enthalten einen Schatz von Beobachtungen. Doch ist ihr Gebrauch wegen der beibehaltenen alten Nomenclatur sehr erschwert.

Baumeister, s. Architekt.

Baumeister (Joh. Wilh.), einer der bedeutendsten Thierkenner, Thierärzte und Züchtungslehrer Deutschlands, geb. 27. April 1804 zu Gmünd, wo sein Vater, ein geschätzter Miniaturmaler, Zeichenlehrer war, wurde unter dessen Leitung frühzeitig der Kunst zugeführt und bildete sich erst in Augsburg, dann in München zu einem trefflichen Thiermaler aus. Seine Thierstudien führten ihn zur Thierarzneiwissenschaft. Er bezog 1825 die Thierarzneischule zu Stuttgart und ließ sich dann in Gmünd als Thierarzt nieder. Nachdem er hierauf seit 1831 als Lehrer am landwirthschaftlichen Institut Hohenheim gewirkt, folgte er 1839 einem Rufe als Professor und Hauptlehrer an die Thierarzneischule zu Stuttgart, wo er jedoch schon 3. Febr. 1846 starb. Als Praktiker sehr geschätzt, hat sich B. auch durch eine Reihe von Schriften, die er selbst mit correcten, instructiven und genial aufgefaßten Zeichnungen versah, den Ruf eines der ausgezeichnetsten neuern deutschen Thierärzte erworben. Unter den Schriften sind hervorzuheben: «Gemeinfaßliches Handbuch der Thierheilkunde» (mit Duttenhofer, Stuttg. 1843—44); «Anleitung zur Hauspferdezucht» (Ulm 1843); vor allem das treffliche «Handbuch der landwirthschaftlichen Thierkunde und Thierzucht» (3 Bde., Stuttg. 1843—47; 4. Aufl., 1863), welches nach B.'s Tode von Rueff, Leyh und Schmidt in seinen einzelnen (auch unter besondern Titeln erschienenen) Abtheilungen verbessert und vervollständigt worden ist. Den letzten Theil desselben bildet «Die thierärztliche Geburtshülfe» (Stuttg. 1847; 3. Aufl. besorgt von Rueff, Stuttg. 1858). Als Thiermaler hat B. gleichfalls vieles Verdienst. Seine meist in Federzeichnungen ausgeführten Skizzen sind für die Kenner von bedeutendem Werth.

Baumgarten (Alex. Gottlieb), ein scharfsinniger und klarer Denker, aus Wolf's Schule, Bruder von Sigm. Jakob B., geb. 17. Juli 1714 zu Berlin, studirte zu Halle und wurde, nachdem er eine Zeit lang an der dasigen Universität gelehrt, 1740 ord. Professor der Philosophie zu Frankfurt a. O., wo er 26. Mai 1762 starb. Er ist der Gründer der Aesthetik (s. d.) als einer systematischen Wissenschaft des Schönen, obgleich er dieselbe nur noch in sehr untergeordneter psychol. Weise faßte. Sie war ihm nur ein einzelner Theil der Theorie der Sinnlichkeit oder des sog. niedern Erkenntnißvermögens, während die Logik sich auf das sog. höhere Erkenntnißvermögen beziehen sollte. Die Idee einer solchen Wissenschaft stellte er zuerst auf in der Schrift «De nonnullis ad poema pertinentibus» (Halle 1735). Aus seinen Dictaten entstanden Meier's «Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften» (3 Bde., Halle 1748—50), worauf er selbst seine «Aesthetica» (2 Bde., Frankf. 1750—58) erscheinen ließ, deren Vollendung aber sein Tod verhinderte. Uebrigens hatte er fast überall bei Aufstellung seiner Regeln blos die sog. redenden Künste vor Augen. Seine Schriften über die andern Theile der Philosophie zeichnen sich durch Klarheit und Bestimmtheit aus. So ist namentlich seine «Metaphysica» (Halle 1739; 7. Aufl. 1779) noch jetzt eins der brauchbarsten Bücher für das Studium der Metaphysik der Wolf'schen Schule. Vgl. Meier, «Leben B.'s» (Halle 1763).

Baumgarten (Michael), deutscher Theolog, besonders bekannt durch seine Conflicte mit dem mecklenb. Kirchenregiment, geb. 25. März 1812 zu Haseldorf in der holstein. Elbmarsch, Sohn eines Bauern, entschloß sich erst in seinem 16. J. zum Studiren. Vom Ortsgeistlichen und auf dem Gymnasium zu Altona vorbereitet, bezog er 1832 die Universität zu Kiel, wo er sich theol., daneben aber auch unter Nitzsch und Olshausen philol. und orient. Studien widmete. Seit 1839 wirkte er als Privatdocent zu Kiel, und Ostern 1846 übernahm er das Pastorat an der Michaeliskirche in Schleswig, wo er sich 1848 der deutschen Sache rasch und entschlossen zuwandte und patriotisch zu deren Gunsten wirkte. 1850 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Theologie nach Rostock. Als Schriftsteller trat B. zuerst mit der Untersuchung über «Die Echtheit der Pastoralbriefe» (Berl. 1837) auf. Dieser Schrift folgten: «Theol. Commentar zum Alten Testament» (Thl. 1, Kiel 1843—44), «Apostelgeschichte oder Entwickelungsgang der Kirche von Jerusalem bis Rom» (2 Thle., Braunschw. 1852; 2. Aufl. 1859) und «Nachtgesichte Sacharja's» (Braunschw. 1854). Wie schon diese durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Schriften bekunden, steht B. in Bezug auf seine theol. Richtung durchaus auf dem Boden des positiven Lutherthums im Sinne von Klaus Harms, und auch er selbst bekannte stets aufs entschiedenste die luth. Symbole als die Grundlage seiner Lehre. Dennoch gerieth er bald wegen einiger angeblich abweichender Lehrmeinungen mit der obersten Kirchenbehörde Mecklenburgs, dem Oberkirchenrath, in einen ernsten Zwiespalt. Auf eine geringe

Veranlassung hin ward B. ohne weitere Motivirung 5. Nov. 1856 aus der theol. Prüfungscommission entlassen und 6. Jan. 1858, weil er in seinen Schriften und Lehrvorträgen «in den wichtigsten Punkten von den Lehren und Grundsätzen der Symbolischen Bücher der evang.-luth. Landeskirche» abweiche, unter völliger Nichtachtung des durch die Kirchenordnung in solchen Fällen gebotenen Verfahrens, seiner Professur enthoben. B. that alle Schritte, einestheils um sich von der Beschuldigung der Häresie freizumachen, anderntheils um Genugthuung wegen des in seiner Person der prot. Kirche widerfahrenen Unrechts zu erlangen. Vor der Oeffentlichkeit sprach er sich zunächst über das von den Behörden gegen ihn eingeschlagene Verfahren aus in der Schrift «Eine kirchliche Krisis in Mecklenburg» (Braunschw. 1858), zog sich aber durch dieselbe einen Preßproceß wegen Beleidigung des Oberkirchenraths und Consistoriums zu, der erst 19. Juli 1859 mit der Absolvirung von der Instanz sein Ende erreichte. Da B. bei den kirchlichen Behörden kein Gehör fand, auch seine Eingaben und Beschwerden vom Ministerium abweisende Bescheide erhielten, entschloß er sich, an die Gemeinde zu appelliren. Demzufolge ward im Oct. 1859 eine Zuschrift an den Oberkirchenrath zu B.'s Gunsten eingereicht, die in einer öffentlichen Versammlung berathen und von 600 rostocker Bürgern unterzeichnet worden war. Man leitete jedoch wegen dieses Schrittes abermals eine Untersuchung gegen B. sowie auch gegen die Unterzeichner ein, die indeß schon in erster Instanz zu Gunsten der Angeschuldigten ausfiel. Inzwischen publicirte B., der es für seine Pflicht hielt, nicht zu schweigen, die beiden Schriften «Der kirchliche Nothstand in Mecklenburg» (Lpz. 1861) und «Soll die mecklenb. Landeskirche zu Grunde gehen?» (Lpz. 1861), die ihm aufs neue einen Preßproceß zuzogen, welcher seine Verurtheilung zu 6 Wochen Gefängniß und 50 Thlrn. Geldstrafe zur Folge hatte. Während der Haft ließ er die Broschüre «An die Freunde aus dem Gefängniß» (Berl. 1862) erscheinen. Auch diese erregte Anstoß und zog wiederum seine gerichtliche Verurtheilung zu 15 Wochen Gefängniß und 150 Thlrn. Geldstrafe nach sich. Außer zahlreichen Predigten and kleinern Schriften, welche er im Interesse Schleswig-Holsteins sowie seiner kirchlichen Kämpfe veröffentlicht hat, gab er in letzterer Zeit noch «Die Geschichte Jesu» (Braunschw. 1859) und «David, der König ohnegleichen» (Berl. 1862) heraus.

Baumgarten (Sigm. Jakob), einer der gelehrtesten und einflußreichsten Theologen des 18. Jahrh., geb. 14. März 1706 zu Wolmirstädt, bildete sich auf dem Gymnasium und der Universität zu Halle, wo er sich 1728 habilitirte, erst außerord., dann ord. Professor wurde und 4. Juli 1757 starb. Ein Schüler Wolf's, suchte B. mit Vorsicht und Geschick die demonstrative Methode seines Lehrers auf die Dogmatik anzuwenden. Als innigster Freund Semler's übte er auf dessen spätere Forschungen bedeutenden Einfluß. Einen Namen in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur erwarb er sich durch seine Uebersetzung der von engl. Gelehrten bearbeiteten «Allgemeinen Weltgeschichte» (16 Bde., Halle 1744—56), die nach seinem Tode von Semler fortgesetzt wurde. Von B.'s kirchenhistor. Schriften waren für ihre Zeit von Bedeutung: «Auszug der Kirchengeschichte» (3 Bde., Halle 1743—46); «Primae lineae breviarii antiquitatum christianarum» (Halle 1747) und «Geschichte der Religionsparteien» (Halle 1760). Seine «Nachrichten von einer hallischen Bibliothek» (8 Bde., Halle 1748—51) und «Nachrichten von merkwürdigen Büchern» (12 Bde., Halle 1752—57) enthalten viele brauchbare Notizen. Eine Biographie B.'s hat Semler (Halle 1758) geliefert.

Baumgarten-Crusius (Detlev Karl Wilh.), verdienter Philolog und Schulmann, geb. 24. Jan. 1786 zu Dresden, wo sein Vater, Gottlob Aug. B. (gest. 1817 als Stiftssuperintendent zu Merseburg), damals Diakonus an der Kreuzkirche war. Der Sohn erhielt seine höhere Schulbildung zu Grimma und widmete sich hierauf zu Leipzig theol. und philol. Studien. Während er 1810—17 zu Merseburg das Conrectorat an der Domschule bekleidete, nahm er durch Wort und Schrift den wärmsten Antheil an der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft. Für diesen Zweck war er unter anderm ein eifriger Mitarbeiter an den «Deutschen Blättern», schrieb auch «Vier Reden an die deutsche Jugend über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz» (Altenb. und Lpz. 1814). Nachdem er seit 1817 als Conrector der Kreuzschule zu Dresden nicht blos für das Gedeihen der Anstalt, sondern auch für die Verbesserung des städtischen Schulwesens überhaupt gewirkt, erhielt er Anfang 1833 das Rectorat der Landesschule zu Meißen, in welchem er sich ebenfalls die größten Verdienste erwarb. B. starb in seiner amtlichen Wirksamkeit 12. Mai 1845. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er mit der Bearbeitung des «Agesilaus» von Plutarch und Xenophon (Lpz. 1812) und des Sueton (3 Bde., Lpz. 1816—18), von dem er sowie auch von Ovid's «Metamorphosen», Livius und Eutrop Handausgaben besorgte. Dann gab er Homer's Odyssee mit Auszügen

aus Eustathius und andern Scholiasten heraus (3 Bde., Lpz. 1822—24), besorgte später eine neue Auflage von W. Müller's «Homerischer Vorschule» (Lpz. 1836), und veröffentlichte eine Biographie von Georg Fabricius (Lpz. 1839). Seine Ansichten vom bürgerlichen und christl. Leben entwickelte er in verschiedenen Darstellungen: «Die unsichtbare Kirche» (Lpz. 1816), «Reise aus dem Herzen in das Herz» (Dresd. 1818), «Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig» (Dresd. 1819) und «Licht und Schatten» (Dresd. 1821).

Baumgarten-Crusius (Ludw. Friedr. Otto), einer der gelehrtesten deutschen Theologen, Bruder des vorigen, geb. 31. Juli 1788 zu Merseburg, erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Merseburg und Grimma, und bezog 1805 die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studirte, sich 1809 habilitirte und 1810 Universitätsprediger wurde. 1812 folgte er einem Rufe nach Jena, wo er 1817 eine Professur erhielt und nach langjährigem Wirken 31. Mai 1843 starb. Als gelehrter Forscher hat sich B. vor allem um die Dogmengeschichte verdient gemacht. Die Ergebnisse seiner Studien legte er im «Lehrbuch der Dogmengeschichte» (2 Thle., Jena 1831—32) und in dem «Compendium der Dogmengeschichte» (herausg. von Hase, 2 Bde., Lpz. 1840—46) nieder. In seinen dogmatischen Schriften, wie der «Einleitung in das Studium der Dogmatik» (Lpz. 1820), «Handbuch der christl. Sittenlehre» (Lpz. 1827), den «Grundzügen der biblischen Theologie» (Jena 1828) und dem «Grundriß der evang.-kirchlichen Dogmatik» (Jena 1830) bekundet er sich als einen Anhänger des Rationalismus, doch mehr in der Richtung Schleiermacher's, den er auch in der Schrift «Ueber Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst» (Jena 1834) zu würdigen suchte. B.'s «Exegetische Schriften zum Neuen Testament» (3 Bde., Jena 1844—48) wurden erst nach seinem Tode von Otto, Kimmel und Schauer herausgegeben. Eine Sammlung seiner kleinern Schriften enthalten die «Opuscula theologica» (Jena 1836).

Baumgartner (Andreas, Freiherr von), österr. Staatsmann und namhafter Gelehrter, geb. 23. Nov. 1793 zu Friedberg in Böhmen, erhielt seine Vorbildung auf der Schule zu Linz und widmete sich seit 1810 auf der Universität zu Wien vorzugsweise den mathem. Wissenschaften. Nachdem er sich den Doctorgrad erworben, ward er 1815 Assistent bei der Lehrkanzel der Philosophie, 1816 bei der Lehrkanzel der Mathematik und Physik. 1817 erhielt er den Ruf als Professor der Physik am Lyceum zu Olmütz. Hier schrieb er sein erstes Werk: die «Aräometrie» (Wien 1820). Zu Anfang 1823 übernahm er die Professur der Physik an der Universität zu Wien. In dieser Stellung hielt er auch an Sonntagen populäre Vorträge über Mechanik u. s. w. für Künstler und Handwerker, die lebhaften Beifall fanden. Eine Frucht dieser Vorlesungen war die «Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe» (2. Aufl., Wien 1823), die «Naturlehre» (Wien 1823), welches Werk viel zur Popularisirung der Naturwissenschaften beitrug und viele umgestaltete Auflagen (8. Aufl., Wien 1844—45) erlebte. Außerdem wirkte er für die Fortbildung der Naturwissenschaften durch die «Zeitschrift für Physik und Mathematik», die er anfänglich mit Ettinghausen (10 Bde., Wien 1826—32), dann allein als «Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften» (4 Bde., Wien 1832—37), sodann aber in Verbindung mit Holger herausgab. Ein hartnäckiges Halsübel bewog B., das Lehramt an der Universität aufzugeben. Er ward dafür zum Director der k. k. Porzellan-, Gußspiegel- und Smaltefabriken, später zum Chef sämmtlicher Tabackfabriken ernannt, in welchem sehr ausgebreiteten Wirkungskreise er sich ebenfalls bedeutende Verdienste erwarb. 1846 übertrug man ihm die Errichtung der elektrischen Telegraphen, von denen bis Anfang 1848 120 M. vollendet waren. Gegen Ende 1847 wurde er zum Hofrath der allgemeinen Hofkammer ernannt und mit der obersten Leitung des Eisenbahnbaues betraut. Nach den Märzereignissen von 1848 übernahm er unter Pillersdorf das Ministerium des Bergwesens und der öffentlichen Bauten, das er jedoch mit Antritt des Ministeriums Dobblhof niederlegte. Sodann war er als Chef einer der Abtheilungen im Finanzministerium thätig. In dieser Eigenschaft ward ihm die Würde eines Geheimraths zu theil. Während des Zollcongresses, der in den ersten Monaten des J. 1851 nach Wien berufen wurde, vertrat er mit Umsicht und Mäßigung die Regierungspolitik gegen die oft hitzig geltend gemachten Ansichten und Vorschläge der österr. Industriellen. Nach dem Rücktritte Bruck's übernahm B. 23. Mai 1851 das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten und noch in demselben Jahre (26. Dec.) auch das Finanzministerium. Nachdem er ersteres beinahe vier, letzteres über drei Jahre verwaltet, suchte er im März 1855 um seine Entlassung aus dem Staatsdienste nach. Seit dem Februarpatent von 1861 ist B. Mitglied des Herrenhauses im Reichsrath. 1851 ward er in den Freiherrnstand erhoben.

Baumgartner (Gallus Jak.), schweiz. Staatsmann, Sohn eines Handwerkers, wurde 18. Oct. 1797 zu Altstätten geboren und besuchte das Gymnasium in St.-Gallen, dann die Rechtsschule in Freiburg. Zu seiner weitern Ausbildung ging er 1816 nach Wien. Als Mitglied einer Gesellschaft von jungen Schweizern der Polizei verdächtig, ward er hier 1819 verhaftet und im Aug. 1820 mit andern Genossen über die Grenze gebracht. Nachdem er einige Zeit am Archiv des Cantons St.-Gallen gewirkt, gelangte er 1825 in den Großen Rath seines Cantons, wurde 1826 erster Staatsschreiber und gewann sehr bald durch Geschäftsgewandtheit und beredte Vertheidigung der Volkssache vielen Einfluß. 1831 trug er als Mitglied des Verfassungsraths viel dazu bei, daß die neue Verfassung zu Stande kam, und nachdem er zum ersten Mitgliede des Kleinen Raths ernannt worden, erwarb er sich durch sein organisatorisches Talent große Verdienste um die Administration. In eidgenössischen Angelegenheiten sprach und stimmte er als erster Gesandter seines Cantons auf der Tagsatzung für die Reform der schweiz. Bundesverfassung durch das Organ eines eidgenössischen Verfassungsraths und für Totaltrennung des Cantons Basel. Er wirkte ferner 1833 für das Aufgebot von 20000 Mann gegen die Cantone des Sarner Bundes, protestirte 1834 gegen die durch den Savoyer Zug und die Versammlung im Steinhölzli hervorgerufenen Forderungen der fremden Gesandten und widersetzte sich 1836 in einem Minoritätsgutachten dem Conclusum in der Flüchtlingssache sowie dem Concordat hinsichtlich der polit. Flüchtlinge. Auch durch seine Theilnahme an dem Blatte «Der Erzähler» stellte er sich in die vordersten Reihen der Partei der Bewegung. Eine ganz besondere Energie entwickelte er aber gegen die Reactionsversuche und die Pläne der von der Nunciatur geleiteten ultramontanen Partei. Um so mehr aber erregte es Verwunderung und Unwillen, als B. die liberale Seite verließ und, von den Klerikalen gewonnen, zu Gunsten dieser zu wirken begann. Oeffentlich bekundete er seinen Abfall zuerst bei Gelegenheit der Einberufung des Großen Raths im Oct. 1841, indem er die Stelle eines Mitglieds des Kleinen Raths mit der Erklärung niederlegte, daß er in letzterm die Bedingungen für ein gedeihliches Wirken nicht mehr vorhanden erachte. Dieser Schritt hatte im Großen Rath die Verwandlung der liberalen Mehrheit in eine Minderheit zur Folge, und B. erhielt demnach als Tagsatzungsgesandter die Instruction, in der aargauischen Klosterfrage (s. Schweiz) für Herstellung sämmtlicher Klöster zu stimmen. Nachdem er sich aus der Regierung zurückgezogen, widmete er sich der advocatorischen Praxis. Er veröffentlichte eine Flugschrift, «Die Schweiz im J. 1842», in der er eine vermittelnde Stellung einzunehmen suchte. Als ihm dies nicht gelang, gründete er anfangs Oct. 1842 ein eigenes Blatt, die «Schweizer Zeitung», in der er seine frühern Gesinnungsgenossen ganz entschieden bekämpfte. Indeß gelang es ihm schon 1843 wieder, als erstes Mitglied des Kleinen Raths einzutreten. In Uebereinstimmung mit seiner polit. Wandlung, deren Beweggrund man in seinem polit. Ehrgeiz suchte, sprach er sich 1847 in einer Schrift: «Die Jesuitenfrage und die Instruction von St.-Gallen», für die Jesuiten aus und bekämpfte die auf Anwendung von Waffengewalt gegen den Sonderbund lautenden Anträge des Kleinen Raths. Nach der Reform der schweiz. Bundesverfassung 1848 war es mit seiner eidgenössischen Thätigkeit lange dahin. Erst in der dritten Amtsperiode der eidgenössischen Legislative von 1857—60 brachten ihm seine oratorischen und organisatorischen Talente eine viermalige Wahl in den Ständerath ein. Doch wurde er nicht in den Nationalrath gewählt, ein Beweis, daß er das Vertrauen des Volks nicht mehr besaß.

Baumgärtner (Karl Heinr.), Professor der Medicin zu Freiburg und bad. Geh. Hofrath, namentlich ausgezeichnet als Physiolog, wurde 21. Oct. 1798 zu Pforzheim geboren. Er studirte zu Tübingen und Heidelberg, promovirte 1818 an letzterer Universität und ward 1820 Regimentsarzt. 1824 erhielt er die Professur der medicin. Klinik, welche er nach langer erfolgreicher Wirksamkeit 1862 niederlegte. Seine Schriften sind theils physiol., theils pathol.-therapeutischen Inhalts. Zu letztern gehören unter andern die Werke «Ueber die Natur und Behandlung der Fieber» (Freib. 1827); «Dualistisches System der Medicin» (2 Thle., Stuttg. 1835—37), welches aus zwei Abtheilungen: «Grundzüge zur Physiologie und zur allgemeinen Krankheits- und Heilungslehre» (1837; 3. Aufl. 1854) und «Handbuch der speciellen Krankheits- und Heilungslehre» (2 Bde., 1835; 4. Aufl. 1842) besteht; ferner «Krankenphysiognomik» (Stuttg. 1839, mit Atlas von 72 illuminirten Porträts); «Neue Untersuchungen in den Gebieten der Physiologie und praktischen Heilkunde» (Freib. 1845); «Neue Behandlungsweise der Lungenentzündung» (Stuttg. 1850 u. s. w.). Vorzugsweise physiol. Untersuchungen gewidmet sind die: «Beobachtungen über die Nerven und das Blut» (Freib. 1830) und das «Lehrbuch der Physiologie» (Stuttg. 1853, mit Atlas). Besondere Verdienste hat sich B.

durch seine Beobachtungen über die Entwickelungsgeschichte der Thiere und Untersuchungen über den Kreislauf des Blutes erworben. Schon 1830 suchte er darzuthun, daß die Spaltungen des Eidotters kugelige Massen zu ihrem Resultate haben, aus welchen sich die Einzeltheile des Thieres entwickeln, und er beschrieb die stufenweise Umwandlung solcher Kugeln zu Blutkörperchen. Diese Bildungskugeltheorie war sonach der Vorläufer zu der von Schwan aufgestellten Zellentheorie. In jüngster Zeit hat B. die letztere auch zur Erläuterung der Schöpfungsacte der organischen Natur anzuwenden versucht, wie unter anderm in den Schriften: «Die Embryonalanlage durch Keimspaltungen» (Stuttg. 1854) und «Anfänge zu einer physiol. Schöpfungsgeschichte» (Stuttg. 1855); «Schöpfungsgedanken» (Abtheil. 1, «Der Mensch», Freib. 1856; Abtheil. 2, «Blicke in das All», Freib. 1859). Mit seinem Rücktritte von der Professur veröffentlichte er noch «Vermächtnisse eines Klinikers» (Freib. 1862).

Baumläufer (Certhida) nennt man eine kleine Familie kleiner Singvögel mit langem, schwach nach unten gekrümmtem, schwachem Schnabel, steifem Schwanze mit spitzen Schäften der Federn, und mit langen Krallen an den Zehen. Sie klettern an Baumstämmen, Felsen und Mauern umher, suchen emsig Insekten und bauen ihr Nest in einem Astloche. Der gemeine B. (Certhia familiaris), der überall in Europa vorkommt, ist von Körper kaum größer als der Zaunkönig, oben bräunlich, weiß getupft, unten weiß. Er bleibt selbst im Winter, brütet zweimal im Sommer und ist wenig scheu, aber auch seines großen Nutzens wegen als Insektenvertilger schonenswerth. Die übrigen Arten der Gattung gehören fremden Ländern an.

Baumöl oder Olivenöl heißt das aus den Oliven, den Früchten des im südl. Europa, Vorderasien und Nordafrika gedeihenden und angepflanzten Oelbaums (Olea europaea) gewonnene fette Oel, welches schon seit den ältesten Zeiten einen wichtigen Gegenstand der Industrie und des Handels bildete. Je nach der Verschiedenheit des Bodens, auf dem der Oelbaum cultivirt wird, der Spielart, der größern oder geringern Reife der Früchte, der Behandlung derselben beim Auspressen, kommt es im Handel von sehr verschiedener Güte vor. Das feinste und beste Oel fließt theils von selbst aus den völlig reifen Oliven aus, theils wird es aus sorgfältig eingesammelten, reifen und gutsortirten Früchten durch gelindes Pressen in gehörig gereinigten Mühlen, Pressen und Säcken gewonnen. Es führt den Namen Jungferöl (huile vierge superfine et fine) und dient als bestes Tafelöl. Geringere, aber immer noch gute, genießbare Sorten werden durch schärferes Pressen oder aus minder gewählten Früchten bereitet. Das gewöhnlich so genannte B., welches in der Regel nicht mehr zu Speisen verwendet wird, erhält man durch Behandlung des Preßrückstandes mit heißem Wasser und heißes Pressen. Durch fortgesetztes Pressen und Zerquetschen, namentlich unreifer und schlechter Früchte, wird eine noch geringere, dickliche, grünliche, von Geschmack und Geruch widrige Sorte von B. erzeugt, das bei der Seifenbereitung und andern technischen Zwecken in Anwendung kommt. Das beste Oel liefern das südl. Frankreich (Aix und Marseille, woher der für alle feinern Sorten des B. gebräuchliche Name Provenceröl) und die benachbarten Küsten Italiens (Nizza, Genua, Pisa, Lucca). Sonst produciren Oel für den Handel Spanien (Mallorca, Valencia, Granada, Sevilla), Portugal (Coimbra), Neapel, Griechenland, Kandia, Nordafrika und die Levante. Das griech., levantinische, calabresische Oel gehört zu den geringern Sorten. Das feinste Provenceröl ist von weißlicher oder hellgelber Farbe, durchscheinend, sehr mild schmeckend, geruchlos und verbrennt ohne Rauch und Uebelgeruch. Die gelblichgrünen geringern Sorten entbehren dieser Eigenschaften. Durch Raffiniren mit Kohlenpulver kann jedoch das gemeine B. gereinigt und ranzig gewordenes wieder verbessert werden. Durch Aufbewahrung in unreinen, bleihaltigen, kupfernen und messingenen Gefäßen an warmen Orten wird das B. leicht vergiftet. Feinere und theuerere Sorten unterliegen häufig der Verfälschung durch Nuß-, Mohn- und Buchöl, welche nicht leicht zu entdecken ist. In der Medicin dient das Olivenöl sowol innerlich (z. B. bei Vergiftungen) als äußerlich, namentlich zur Bereitung von Salben und Pflastern. Als Brennöl wird es vorzüglich im südl. Europa gebraucht; sehr beträchtlich ist seine Verwendung zu Seife, in der Türkischrothfärberei u. s. w. Das Salböl der Alten und das Chrisma (s. d.) der Katholiken bestand und besteht noch in Olivenöl.

Baumschlag nennt man in der Natur den Wurf oder die Lage der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Blätterwerk, nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit; in den zeichnenden Künsten die Art der Darstellung derselben, besonders die Darstellung der Belaubungsart.

Baumschule und **Baumzucht**, s. Obstbaumzucht und Waldbau.

Baumstark (Anton), Professor der altclassischen Philologie und Director des philol. Seminars zu Freiburg, geb. 14. April 1800 zu Sinzheim in Baden, erhielt seine Vorbildung

auf dem Lyceum zu Rastadt und bezog 1820 die Universität Heidelberg, wo Creuzer, Voß und Schlosser den hauptsächlichsten Einfluß auf ihn übten. Bei der einseitig hierarchischen Richtung, welche damals die bad. Oberschulbehörde befolgte, gelang es B. erst 1826, eine provisorische Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Freiburg und, trotz seiner Verdienste um die Anstalt, erst 1829 eine Professur an derselben zu erlangen. Er hatte sich bereits durch brauchbare Textausgaben und einige antiquarische Schriften einen Namen erworben, als er 1830 an dem durch Zell zu Freiburg begründeten philol. Seminar als Collaborator und 1832 als Lehrer für die oberste Klasse des Gymnasiums angestellt wurde, womit seine schriftstellerische Thätigkeit die Richtung auf den höhern Unterricht erhielt. Außer mehrern kleinern Schriften veröffentlichte er die dem Maximus Planudes zugeschriebene griech. Uebersetzung von Cäsar's Werken über die Gallischen Kriege (Freib. 1831), eine commentirte Ausgabe des Cäsar (Freib. 1832), eine Uebersetzung des Cäsar (8 Bdch., Stuttg. 1837) und vieles andere. Nachdem B. 1836 zum ord. Professor der Philologie an der Universität und Director des philol. Seminars ernannt worden, eröffnete sich ihm ein weiter Thätigkeitskreis, indem er Gelegenheit erhielt, durch zeitgemäße Ausbildung von Lehrern auf die Verbesserung des Gymnasialwesens in seinem engern Vaterlande hinzuwirken. Außer zahlreichen und werthvollen Beiträgen zu philol. und kritischen Zeitschriften, wie namentlich auch zu Pauly's «Realencyklopädie», veröffentlichte er seitdem «Blüten der griech. Dichtkunst in deutscher Nachbildung» (6 Bde., Karlsr. 1840) und «Blüten röm. Dichtkunst» (4 Bde., Karlsr. 1841). Seine Ansichten über die moderne Philologie und die Einrichtung und den Charakter unsers Gelehrtenschulwesens spricht B. namentlich in den Schriften «Zur Neugestaltung des bad. Schulwesens» (Lpz. 1862) und «Friedr. Aug. Wolf und die gelehrte Schule» (Lpz. 1864) aus. Er hält die Pflege der Philologie nur dann für echt und edel, wenn durch sie die erhabenen und freien Gedanken des Alterthums in das Blut der Neuzeit übergeleitet werden. Von dieser Idee erfüllt, hat er sich auch nie in ausschließlich philol. Thätigkeit gegen die andern Gebiete des Wissens abgeschlossen, sondern manchen derselben eine ernste Aufmerksamkeit gewidmet. So veröffentlichte er unter dem Pseudonym Hermann vom Busche «Friedr. Karl von Moser» (Stuttg. 1846); «Die freie religiöse Aufklärung» (2 Bde., Darmst. 1846); «Populäres Staatslexikon» (Stuttg. 1847—51).

Baumstark (Eduard), Professor der Staats- und Kameralwissenschaften an der Universität zu Greifswald und Director der staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, jüngerer Bruder des vorigen, wurde 28. März 1807 zu Sinzheim bei Baden geboren. Er besuchte das Lyceum zu Rastadt und widmete sich seit 1825 zu Heidelberg der Jurisprudenz und den polit. Wissenschaften. Seit 1829 lehrte er daselbst als Privatdocent, und 1838 folgte er einem Rufe als außerord. Professor nach Greifswald. Hier erhielt er 1839 den Auftrag, einen neuen Organisationsplan für die Akademie Eldena zu entwerfen, den er in der Schrift «Ueber staats- und landwirthschaftliche Akademien» (Greifsw. 1839) veröffentlichte. Nachdem er im Sommer 1839 die Akademie interimistisch verwaltet, behielt er nach Pabst's Berufung zum Director die Aufsicht über dieselbe als wissenschaftliche Lehranstalt sowie die Professur der Volks- und Staatswirthschaft. 1842 wurde er zum ord. Professor an der Universität ernannt, und 1843, nach Pabst's Abgange, übernahm er auch die Directorstelle der Akademie. Durch strenge Disciplin und Förderung echt wissenschaftlich-praktischen Geistes hat er sich große Verdienste um die ihm anvertraute Anstalt erworben. Die Ereignisse des J. 1848 gaben ihm Gelegenheit zu parlamentarischer Wirksamkeit, indem ihn sein Kreis in die preuß. Nationalversammlung wählte. Hier wurde er bald der Führer der Rechten. 1849 erfolgte seine Wahl in die Erste Kammer, wo er seinen Platz im linken Centrum nahm, auch zum Vicepräsidenten der Kammer erwählt wurde. Wie früher der demokratischen Partei, so trat er jetzt der absolutistischen Partei bei der Verfassungsrevision entgegen. 1850 wurde er von der Ersten Kammer in das Staatenhaus nach Erfurt entsendet, und hier stimmte er für die Annahme der Unionsverfassung im ganzen. Inzwischen war abermals seine Wahl in die Erste Kammer erfolgt, in welcher er nunmehr von 1850—52 als Führer der Linken die Politik des Ministeriums Manteuffel bekämpfte. In die 1852 octroyirte Erste Kammer nahm B. keins der ihm mehrseitig angetragenen Mandate an und blieb überhaupt bis 1859 der parlamentarischen Thätigkeit fern. Zwar präsentirte ihn 1854 die Universität Greifswald als Mitglied für das Herrenhaus, aber er wurde unter dem Ministerium Manteuffel nicht berufen. Erst unter dem Ministerium Hohenzollern-Auerswald erfolgte sein Eintritt in das Herrenhaus, wo er zur Linken gehört. An der Spitze weniger Gesinnungsgenossen machte er hier als Sprecher seine frühere liberale polit. Ueberzeugung in der Grundsteuerangelegenheit, bei Verhandlung

des Wuchergesetzes sowie in den Budgetfragen u. s. w. unbeirrt geltend. 1856 wurde B. zum Geh. Regierungsrath und 1859 zum Mitglied des Landesökonomiecollegiums ernannt. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind aus früherer Zeit «Staatswissenschaftliche Versuche über Staatscredit» (Heidelb. 1833) und die «Kameralistische Encyklopädie» (Heidelb. 1835) hervorzuheben. Zu Ricardo's «Grundgesetze der Volkswirthschaft», die er ins Deutsche (Lpz. 1837) übertrug, hat er «Volkswirthschaftliche Erläuterungen» (Lpz. 1838) veröffentlicht. Später (1848) begründete er die «Jahrbücher der staats- und landwirthschaftlichen Akademie Eldena», für welche er viele Beiträge lieferte, unter denen der auch besonders erschienene «Zur Einkommensteuerfrage» (Greifsw. 1849) von praktischem Einfluß wurde. Außerdem veröffentlichte er noch: «Zur Geschichte der arbeitenden Klassen» (Greifsw. 1853), «Ueber die Mittel zur Verbesserung der Zustände der arbeitenden Klassen» (Greifsw. 1860) und «Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der Landwirthschaft» (Greifsw. 1860). Erwähnung verdient B.'s Vorliebe für Musik und das Volkslied. Aus seinen reichen Sammlungen für letzteres veröffentlichte er mit von Waldbrühl (Zuccalmaglio) «Bardale. Sammlung auserlesener Volkslieder der verschiedenen Völker der Erde» (Lpz. 1836). Seine Ansichten über Musik hat er in der Gedächtnißschrift «A. Fr. J. Thibaut» (Lpz. 1841) niedergelegt.

Baumwolle. Die Pflanzengattung, welche die B. hervorbringt, die Baumwollstaude (Gossypium), gehört in die 16. Klasse des Linné'schen Systems und in die Familie der Malvaceen. Ihre Arten sind theils Sträucher, theils ausdauernde oder häufig nur einjährige Kräuter, welche ursprünglich sich wild nur im tropischen Asien und Afrika finden, jetzt aber in den wärmern Ländern der ganzen Erde in Menge angebaut werden. Sie haben alle drei- bis fünflappige, in ihrer frühern und frühesten Periode oft mit schwarzen Punkten bestreute Blätter und ziemlich große, meist gelbe, fünfblätterige, sehr vergängliche Blumen, welche einzeln in den Blattwinkeln stehen und am Grunde mit drei großen, herzförmigen, eingeschnitten-gezähnten, verwachsenen Hüllblättern umgeben sind. Die Frucht ist drei- bis fünffächerig, springt bei der Reife in drei bis fünf Klappen auf und enthält mehrere Samen, in eine lange, dichte, meist weiße und nach dem Aufspringen elastisch hervorquellende Wolle eingehüllt, deren einzelne Haare in der Haut der Körner wurzeln. In den verschiedenen Ländern werden jetzt auch verschiedene Arten von B. angepflanzt, die sich überdies durch eine mehr als 1000jährige Cultur in mancherlei Abarten zertheilt haben. In den meisten Küstenländern des Mittelländischen und Griechischen Meeres baut man fast nur die einjährige krautartige Baumwollstaude (G. herbaceum), welche im Oriente und Aegypten einheimisch ist und dort schon seit den ältesten Zeiten cultivirt wird. Dieselbe findet sich auch in Deutschland, trägt jedoch nur in Gewächshäusern oder Treibkästen Blüten und reife Früchte. Eigenthümliche Varietäten dieser Art werden im Süden der Vereinigten Staaten Nordamerikas, in Westindien und Südamerika angepflanzt. In Peru und Mexico fanden schon die ersten Entdecker Baumwollpflanzungen wie Baumwollzeuge vor. In Ostindien und China wird unter andern auch eine besondere Art, die gelbe Baumwollstaude (G. religiosum), häufig angepflanzt, die sich durch gelbe Samenwolle auszeichnet. In Westindien baut man besonders häufig sowol die westindische (G. barbadense) als auch die rauchhaarige (G. hirsutum) Baumwollpflanze, welche beide strauchig sind; am Senegal aber vorzüglich die getüpfelte (G. punctatum). In Ostindien, Aegypten, dem wärmern Amerika und im Innern Afrikas ist B. eins der wichtigsten, ja bisweilen das ausschließliche Product. Indien erscheint als die Wiege der Baumwollcultur sowie der industriellen Verwendung des Products; von hier verbreitete sich beides nach Persien und Aegypten. Noch zu den Zeiten des Plinius pflanzten allein die Bewohner von Indien, Arabien und Aegypten die B. an. Die alten Griechen und Römer kannten zwar die Pflanze selbst nicht, wol aber erhielten sie die aus ihrer Wolle gewebten, besonders zu Priesterkleidungen verwendeten Stoffe auf Umwegen und zu hohen Preisen. Durch die Araber verbreitete sich die Pflanze auch in Südeuropa, und unter den byzant. Kaisern wurde sie in Kleinasien, Macedonien und in einigen Gegenden Griechenlands Gegenstand der Cultur. In Brasilien wird die B. im großen seit 1781 cultivirt; in den Vereinigten Staaten Nordamerikas datirt die Cultur erst vom J. 1784. In Aegypten ward der Anbau der B. im großen seit 1821 durch Mehemed-Ali wieder heimisch.

Zur Cultur der B. wählt man einen lockern, leichten, mit Sand gemischten, schon angebauten Boden. Nur darf, um gute B. zu erhalten, das Klima nicht zu trocken sein, weil sonst beim Mangel an Regen die Wolle kurz bleibt. Daher liefert das nördl. Indien keine oder nur wenig brauchbare B., während die südl. Halbinsel Indiens ein brauchbares Product in Menge erzeugt. Die Kapseln der Pflanze müssen jeden Morgen, sobald sie aufzuplatzen

beginnen, abgenommen werden. Die aus den Kapseln herausgenommene B. wird entweder durch die Hand oder meist durch eine Maschine von den Samen gereinigt und hierauf in Ballen oder große Säcke sehr fest verpackt. Die im Handel vorkommenden und in den europ. Spinnereien verarbeiteten Sorten können nach den Ländern, aus welchen sie stammen, unter sieben Abtheilungen gebracht werden: nordamerikanische (worunter die lange Georgia oder Sea-Island, die werthvollste aller Baumwollsorten), südamerikanische (die beste aus Brasilien), mittelamerikanische oder westindische, ostindische (fast nur von sehr untergeordneter Beschaffenheit), levantische, afrikanische (darunter besonders die sehr geschätzte ägyptische) und europäische (der Menge nach nur von geringem Belange). Infolge der während der letzten Jahre durch den amerik. Bürgerkrieg gehemmten Production und Ausfuhr der dortigen B. sind Anstrengungen gemacht, die Baumwollcultur in Ostindien und Italien (Neapel, Sicilien, Insel Sardinien) emporzubringen; große Erfolge hierin erfordern aber eine längere Zeit. Auch die Verarbeitung chinesischer B. in europ. Fabriken ist durch diese Krisis veranlaßt worden. Die Merkmale einer guten B. bestehen darin, daß die Wolle weiß, lang, seidenartig, fest, fein und ohne Unreinigkeiten ist. — In der Heilkunde dient die B. und die aus ihr bereitete Watte als einhüllender, wärmender Stoff und neuerdings mehr als früher auch als Verbandmittel bei Wunden. In letzterer Hinsicht haben die Erfahrungen der letzten Kriege sowie der großen Spitäler zu Prag, Berlin u. s. w. sie zu einer Nebenbuhlerin der leinenen Charpie gemacht. Außerdem gebraucht man die Schießbaumwolle (s. d.) zur Bereitung des Collodium (s. d.).

Baumwollindustrie. Die Zeit, wann man angefangen, die Baumwolle zu Zeugen zu verarbeiten, ist ungewiß. Die Mumienzeuge der Aegypter sind durchgängig Leinen; die Chinesen kennen die Baumwolle, die sie jetzt stark cultiviren, kaum seit 1000 J.; Griechen und Römer kannten zwar die Baumwolle, benutzten sie aber sehr wenig. Dagegen ist die Baumwolle und ihre Verwendung zu Zeugen in Ostindien schon zu Herodot's Zeiten bekannt gewesen, und die Indier scheinen sich nie anderer Kleider als baumwollener bedient zu haben. Auch in Amerika scheint Baumwollcultur und Anwendung der Baumwolle vor der Entdeckung durch Europäer bekannt gewesen zu sein. Erst im Mittelalter kamen Baumwollzeuge in Europa mehr in Aufnahme. Doch klagten z. B. die engl. Baumwollfabrikanten bis zur Mitte des 18. Jahrh., daß sie freie Concurrenz mit den ostindischen nicht aushalten könnten. Die Weber von Lancashire verschafften sich damals, allenthalben in den Dörfern zerstreut, Einschlag und Kette, so gut sie konnten, und trugen ihre Gewebe selbst zu Markte. Seit 1760 wurde es üblich, daß die Kaufleute von Manchester Agenten umherschickten, welche den Webern rohe Baumwolle, die alsdann in der Familie des Webers zuvor gesponnen wurde, und irisches Leinengarn brachten; letzteres zum Aufzuge, indem man damals noch nicht verstand, die Baumwollfäden so stark zu machen, wie es hierfür nöthig ist. Gegen früher war dies immerhin schon ein großer Fortschritt der Arbeitstheilung, insofern sich der Weber jetzt der Mühe überhoben sah, den Rohstoff und die Kunden aufzusuchen. Aber erst seit Erfindung der Maschinenspinnerei (1770—80) begann der eigentliche Aufschwung der Baumwollmanufactur in Europa und die allmähliche Verdrängung anderer Stoffe durch die Baumwolle. Erst im Gefolge des Maschinenwesens kamen die großen Factoreien auf. Seitdem ist die ostindische B. durch die Ueberlegenheit der europäischen zu Grunde gerichtet, ungeachtet der Vorzüge, welche ihr die Nähe des Rohstoffs, die Niedrigkeit des Arbeitslohns und ihre Einwurzelung in die Nationalität verschafften. Man führt, mit Ausnahme des ostind. Nankings und ähnlicher Dinge, jetzt keine Garne oder Zeuge mehr in Europa ein, sondern nur rohe Baumwolle, und zwar fast aus allen für Baumwollcultur geeigneten Ländern. Bis zu der durch den amerik. Bürgerkrieg veranlaßten einschneidenden Krisis behauptete die Baumwolllieferung der Vereinigten Staaten ein so ungeheueres Uebergewicht, daß sie wenigstens sieben Achtel des gesammten Verbrauchs in Europa und Amerika deckte, indem z. B. 1859 die Totalsumme dieses Verbrauchs auf 4,905000 Ballen (von durchschnittlich etwa 375 Pfd.), und das, was hiervon die Vereinigten Staaten lieferten, auf 3,995000 Ballen (zu durchschnittlich 440 Pfd.) angegeben wurde. 1850 wurden in Großbritannien eingeführt an Baumwolle aus Nordamerika 1,181956 Ballen, aus andern Ländern 565534 Ballen, zusammen überhaupt 1,747490 Ballen (etwa 700 Mill. Pfd. englisch oder 630 Mill. Zollpfd.). 1860 kamen nach England aus Nordamerika 1116 Mill., aus Brasilien 17,3 Mill., Aegypten 44 Mill., Ostindien 204½ Mill., aus andern Ländern 9⅔ Mill. Zollpfd. Die gesammte Baumwollproduction schätzte man 1860 auf 4530 Mill. Zollpfd. Europa allein verarbeitete 1861 nicht weniger als 1700 Mill. Zollpfd., wovon die Vereinigten Staaten 1432 Mill., Ostindien 184 Mill., Aegypten

54 Mill., Brasilien 20 Mill., Westindien und andere Länder 10 Mill. lieferten, und der in Großbritannien verarbeitete Antheil 1260 Mill. betrug. Der große Aufschwung der Baumwollverarbeitung in neuerer Zeit wird aus folgenden Angaben erhellen. In Großbritannien betrug die Einfuhr des Rohstoffs 1765: 3,360000 Pfd.; 1780: 6¾ Mill.; 1800: 56 Mill.; 1830: fast 260 Mill.; 1840: 531 Mill.; 1850: 700 Mill.; 1857: 976 Mill.; 1860: 1391 Mill.; 1861: 1257 Mill. Pfd. englisch. Die Ausfuhr der Baumwollgewebe betrug dagegen in England 1800: 72 Mill. Yards; 1849 über 1223 Mill.; 1859: 2563½ Mill. Der Werth sämmtlicher Producte der B. in Großbritannien betrug 1860 an 80 Mill. Pfd. St., wovon für mehr als 52 Mill. Pfd. St. zur Ausfuhr kamen. Der Preis eines Pfundes Baumwollgarn Nr. 100 betrug 1787: 38 Shill.; 1807: 6¾ Shill.; 1832 nicht einmal 3 Shill. Man schätzt gegenwärtig die jährliche Consumtion von Baumwollzeug im Zollverein auf 13 Ellen, im Britischen Reiche auf 16, in Frankreich auf über 18 Ellen für den Kopf. Wenn das Pfund rohe Baumwolle durchschnittlich 7 Pence kostet, so vermehrt sich nach engl. Erfahrungen ihr Werth als Garn auf 12, als Gewebe durchschnittlich auf 20 Pence. Vgl. MacHenry, «The cotton trade» (Lond. 1863).

Noch immer bleibt Großbritannien für diesen Industriezweig das erste Land der Welt. Dies ist theils schon darin begründet, daß es diesen Industriezweig zuerst erfaßte, theils liegt es in seiner Lage, welche es von allen nordischen und mitteleurop. Staaten den Rohstoffländern sowie den transatlantischen Absatzländern am nächsten stellt. Auch tragen zu diesem Vorrange die übrigen Umstände bei, welche dort die große Industrie überhaupt begünstigen, wie namentlich der Steinkohlenreichthum u. a. m. Man rechnet, daß von der gesammten europ. Baumwollspinnerei 66 Proc. auf England kommen, von der Weberei kaum 30 Proc. Das Britische Reich besaß 1860 an 30,387467 Spindeln, 399902 mechan. Webstühle in 2887 Fabriketablissements, welche zusammen 182556 männliche und 269013 weibliche Arbeiter beschäftigten. Die große Mehrzahl der dortigen Fabriken findet sich in der Umgegend von Manchester und von Glasgow concentrirt; außerdem ist noch eine bedeutende Band- und Strumpfindustrie in Nottingham. Die Garnausfuhr (1860 gegen 198 Mill. Pfd.) richtet sich vorzüglich nach Deutschland und Rußland; die Ausfuhr der Gewebe nach den engl. Colonien, Ostindien, China, Nord- und Südamerika, Deutschland und den Mittelmeerstaaten. In der österr. Monarchie ist die Spinnerei größtentheils in Niederösterreich, Böhmen, Tirol und der Lombardei zu Hause. Die Einfuhr der rohen Baumwolle betrug in Oesterreich 1847: 424460 Ctr., 1861: 879500 Ctr., die Zahl der Feinspindeln beläuft sich auf 1¾ Mill. Baumwollwaaren, selbst Garn werden hier wenig eingeführt; dagegen ist die Ausfuhr 1860 auf 8 Mill. Fl. Werth gestiegen. Im Zollverein ist das Königreich Sachsen Hauptsitz der Spinnerei, dem zunächst Preußen, vorzugsweise in der Rheinprovinz und dem Regierungsbezirke Breslau. Im Zollvereine sind gegenwärtig über 300 Spinnereien mit 2,300000 Feinspindeln und etwa 50000 Arbeitern, welche jährlich 1,400000 Ctr. Baumwolle verbrauchen; eingeführt werden jährlich gegen 500000 Ctr. Garne und Gewebe, ausgeführt 200000 Ctr. Gewebe. Wenn auch die Spinnerei des Zollvereins, zumal in den feinern Sorten, mit der englischen noch nicht concurriren kann, so ist doch die Weberei des Zollvereins auf den fremden Märkten jedem Nebenbuhler gewachsen, die Strumpfwirkerei (besonders in Sachsen) sogar die erste der Welt. Sehr bedeutend ist außerdem in Europa nur noch die französische, belgische und schweizerische B. Frankreich soll 4½ Mill. Feinspindeln beschäftigen, Belgien 612000, die Schweiz (besonders Zürich, Aargau, Glarus, St.-Gallen) 1,700000. In der Schweiz betrug die Anzahl um 1826 nur 300000 Feinspindeln. Alle diese letztgenannten Länder haben eine bedeutende Ausfuhr von Geweben, obschon sie in den feinern Garnen noch vielfach der engl. Zufuhr bedürfen. Außerhalb Europa sind vorzüglich die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu erwähnen, die in Neuyork, Pennsylvanien, ganz besonders aber in Neuengland eine starke und raschwachsende Baumwollverarbeitung haben, schon 1840 mit weit über 2¼ Mill. und 1864 mit 8 Mill. Feinspindeln.

In staatswirthschaftlicher Beziehung ist für diese Industrie von ganz besonderer Wichtigkeit der Zollstreit der Spinner und Weber. Jene betrachten das Garn als Fabrikat und wollen es daher meistens mit einem Schutzzolle belegt sehen; diese sehen es als Rohstoff an und verlangen deshalb eine möglichst ungehemmte Zufuhr desselben. Es kommt auch bei andern Gewerben ein solcher Streit zwischen den Verfertigern des Halb- und Ganzfabrikats vor; allein er hat in der B., wenigstens für den Zollverein, die größte Bedeutung erlangt. Preußen hat immer auf seiten der Weber gestanden; das süddeutsche Publikum sowie auch die süddeutschen Regie-

rungen auf seiten der Spinner. Die letztern beriefen sich namentlich darauf, daß nur durch eigene Spinnereien Deutschlands B. selbständig werden könne; daß ihre Hebung die Maschinenfabrikation, den unmittelbaren Verkehr mit Amerika u. s. w. sehr fördern müsse. Preußen dagegen fürchtete durch die Vertheuerung des Garns die Ausfuhr der Gewebe zu beeinträchtigen. Es machte geltend, daß wenn selbst das ganze deutsche Garnbedürfniß im Inlande verfertigt würde, so könnte sich die Spinnerei zur Weberei doch nur wie 1 zu 5 in der Arbeiterzahl, wie 1 zu 8 im Lohnbetrage verhalten; es sei deshalb die Weberei unbedingt wichtiger. Der oft empfohlene Ausweg der Rückzölle wurde von Preußen als zu umständlich bekämpft. Folgendes gibt kurz ein Bild der verschiedenen Stufen der Verarbeitung der Baumwolle.

Die Baumwolle, welche schon am Productionsorte durch Egrenirmaschinen vom größten Theile der Samen und Unreinigkeiten befreit und in Ballen sehr fest verpackt ist, wird zunächst den Auflockerungs- und Reinigungsprocessen unterworfen. Sie gelangt daher zuerst in die Wölfe (devils) oder Zausler (willows), und von da in die sog. Schlag- oder Flackmaschinen (batteurs), welche die durch die Wölfe zerrupfte Wolle durch Flügelwellen schlagen, wobei Ventilatoren den Staub herausblasen. Die erste Schlagmaschine (batteur éplucheur) liefert ihr Product der zweiten (batteur étaleur) zu, welche die gereinigte Wolle durch Druckwalzen in eine dünne Watte vereinigt und auf Cylinder aufwickelt. Diese Wattenwickel werden sodann auf Krempeln, Kard- oder Kratzmaschinen (carding engines), welche sich in Grob- und Feinkratzen scheiden, ein- oder zweimal durchgearbeitet und dabei die Baumwollfasern parallel gelegt, indem sie zwischen Walzen, welche dicht mit feinen, in Leder stehenden Eisendrahthäkchen besetzt sind, durchgehen. Von der letzten Walze der Kratzmaschine wird die Baumwolle durch eine Art Kamm abgelöst und dann sogleich durch einen Trichter und Walzen zu einem Bande zusammengezogen. Diese Bänder werden hierauf zu dünnern ausgestreckt und dabei häufig duplirt auf den sog. Strecken. Hier kommt nun das von Arkwright (s. d.) 1770 zuerst angewendete und die Grundlage der ganzen Maschinenspinnerei bildende Princip in Anwendung, nämlich das Princip hintereinander befindlicher, mit verschiedener Geschwindigkeit sich umdrehender Walzenpaare, durch welche die Fäden gehen müssen. Solche Walzenpaare bilden auch die Anfangstheile aller Vor- und Feinspinnmaschinen; von ihnen hängt die Verfeinerung und Verlängerung, der sog. Verzug des Fadens, ab, während die übrigen Theile nur das Drehen und Aufwinden des Fadens besorgen. Die von den Strecken gelieferten Bänder werden von den Vorspinnmaschinen weiter gedehnt und sehr wenig gedreht. Sonst geschah dies auf Vorspinnmulen, jetzt allgemein auf den 1824 von Higgins und Houldsworth erfundenen Spindelbänken oder Flyern (fly-rovings), welche zu den sinnreichsten und complicirtesten Maschinen der neuesten Zeit gehören. Häufig geschieht das weitere Dehnen auch auf der von Danforth 1830 erfundenen Röhrenmaschine (tube-frame oder double-speeder), und überhaupt wird dieses Vorspinnen zwei-, selbst dreimal wiederholt, bis der stufenweise verfeinerte Faden nun sog. Vorgarn darstellt.

Hierauf folgt endlich das Feinspinnen, auf den nach Hargraeves' und Crompton's Angaben construirten Mulejennys oder auf Drosselstühlen, den von Arkwright erfundenen, von Montgomery und Danforth verbesserten Watermaschinen. Die Mulemaschine und die Watermaschine sind darin verschieden, daß das Strecken und Drehen nebst dem Aufwinden bei letzterer gleichzeitig erfolgt und continuirlich fortgeht, bei ersterer aber in verschiedene Zeiträume fällt. Die Watermaschinen sind einfach, dagegen die Mulejennys wegen der Trennung in zwei Systeme sehr complicirt und der Beihülfe eines Spinners bedürftig, die jedoch an den von Sharp und Roberts erfundenen sog. Selfacting-Mules, wo die Verbindung beider Acte selbstthätig von der Maschine bewirkt wird, wegfällt. Es ist daher natürlich, daß, trotz der Erfindung des Selfactors, die Tendenz jetzt dahin geht, womöglich alles Gespinst auf Watermaschinen erzeugen zu können. Alle Vor- und Feinspinnmaschinen ahmen gewissermaßen das Handspinnrad nach und sind mit Spindeln versehen. Nach der Zahl der Feinspindeln, deren 300 und mehr eine Maschine bilden, schätzt man die Größe der Fabriken. Die größte engl. Spinnerei hat 150000 Feinspindeln, die von Nägeli in Mühlhausen 80000. Schließlich wird das gesponnene Garn abgehaspelt, sortirt und verpackt. In England hat die Haspel oder die Weife einen Umfang von 1½ Yard, 80 solche Fäden sind ein Gebinde (ley), 7 Gebinde ein Schneller (hank). Die Anzahl Schneller, welche ein engl. Pfund wiegen, geben die Garnnummer. Die deutschen Spinnereien haben ohne Ausnahme engl. Weife und engl. Numerirungssystem angenommen. In Frankreich hat der Echeveau, deren Anzahl auf ½ Kilogramm die Garnnummer gibt, 1000 Meter Länge und zerfällt in 10 Echevettes zu 70 Fäden.

Die weitere Verarbeitung des Garns geschieht zu einem kleinen Theile durch das Zwirnen zu Zwirn, zum größten Theile durch das Weben. Weit später als die Maschinenspinnerei wurden durch Radcliffe 1804 die mechan. Webstühle (power-looms) erfunden, d. h. Webstühle, die in der Construction zwar wesentlich mit dem Handwebstuhle übereinkommen, die aber durch Elementarkraft bewegt werden und daher eine ungeheuere Productionsvermehrung gestatten. Aber nicht allein die Erfindung der Power-Looms hat so wesentlich zur Vermehrung der Production beigetragen: auch alle andern Verbesserungen der Weberei, die schon ältere Einführung der Schnellschützen, die Jacquardmaschine zu Erzeugung gemusterter Gewebe, die Broschirlade, kurz alle zunächst auf Erleichterungen in der Verfertigung complicirterer Gewebe berechneten Vorrichtungen bedingten nothwendig auch eine größere Schnelligkeit der Erzeugung. Gleichen Schritt damit haben die Proceduren der Bleicherei und der Druckerei gehalten, und es sind durch die Erfindung der verschiedenen Walzen- und Plattendruckmaschinen, der Perrotine u. s. w., die Leistungen der Druckereien in neuerer Zeit unglaublich gestiegen. Die verschiedenen Arten von Baumwollzeugen sind sämmtlich entweder glatt, oder geköpert, oder gemustert, oder sammtartig. Die gröbern glatten heißen im allgemeinen Kattune, wenn sie zum Druck, und Shirtings, wenn sie zum Gebrauch im gebleichten Zustande bestimmt sind. Die Cambriks, Musseline, Jaconnets u. s. w. sind lediglich nur nach der Feinheit des verwendeten Garns und der Dichte des Gewebes verschieden. An die glatten Zeuge schließen sich die gazeartigen, mit gitterähnlich durchsichtigem Gewebe. Der geköperten Zeuge gibt es unzählige; sie gehen einerseits in die gemusterten Stoffe über, andererseits in den baumwollenen Atlas. Sammtartige Stoffe aus Baumwolle kommen unter den Namen Manchester, Velvet, Cord u. s. w. in vielen Abänderungen vor.

Baunscheidtismus, s. Acupunctur.

Baupolizei, Bauordnung, Baurecht. In der allgemeinen Aufgabe der Polizei, die einzelnen sowol als die Gesammtheit gegen schädliche Einflüsse zu sichern und in der allseitigen Entwickelung ihrer Kräfte zu fördern, ist auch die Baupolizei, d. h. die Fürsorge mit enthalten, daß nicht durch ungehörige Bauanlagen Leben, Gesundheit, Eigenthum und andere wichtige Güter der Bürger gefährdet werden. Selbst dem Schönheitssinne läßt sich hierbei bis zu einer gewissen Grenze Rücksicht schenken. Zur Erreichung dieser Zwecke gehört vor allem die Gewinnung tüchtiger Baumeister und Gehülfen durch Einrichtung von Bauschulen und Vermittelung des Anlernens untergeordneter Arbeiter, sowie der Vorbehalt, daß nur öffentlich geprüfte Fachverständige die Leitung von Bauten unternehmen. Außerdem ist die Ausführung größerer Bauanlagen oder bedeutender Bauveränderungen und Reparaturen von der vorherigen obrigkeitlichen Prüfung und Genehmigung des Plans abhängig zu machen. Am vollständigsten vermag die Baupolizei ihren Verpflichtungen bei der Gründung von neuen Ortschaften gerecht zu werden. Es handelt sich dann zunächst um Ausmittelung einer gesunden Lage, welche der zukünftigen Einwohnerschaft möglichst viele natürliche Vortheile, wie Quellen, Wasserläufe, Productenreichthum und bequeme Communicationsmittel bietet. Des weitern ist sowol hier, als wenn es sich um Vergrößerung schon bestehender Orte oder um Wiederherstellung derselben nach einer Zerstörung handelt, ein allgemeiner Bauplan aufzustellen und dabei den Ansprüchen der öffentlichen Gesundheitspflege, des Verkehrs und des guten Geschmacks Rechnung zu tragen. Die Straßen müssen breit, die Häuser nicht zu hoch sein, auf daß Luft und Licht den nöthigen Zugang haben; in sehr südl. Lagen kann jedoch das Schattenbedürfniß eine geringere Breite empfehlen. Die Richtung der rechtwinkelig einander schneidenden Straßen soll womöglich zwischen die Cardinalpunkte des Horizonts fallen, also von Nordost nach Südwest, von Südost nach Nordwest gehen, damit jede Häuserseite eine Zeit lang den Einwirkungen der Sonne ausgesetzt sei. Mit der Herstellung eines unterirdischen Kanalsystems, um Regen-, Thau- und unreines Wirthschaftswasser abzuführen, sowie mit der Zuleitung von reinem Wasser ist in Städten entweder sofort vorzugehen oder wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß derartigen Einrichtungen später keine Hindernisse entgegenstehen. Auf größere Schwierigkeiten stößt die Beseitigung von Uebelständen, welche in der Planlosigkeit älterer Städteanlagen ihren Grund haben, dafern nicht zur Durchführung eines städtischen Expropriationsgesetzes und zur Niederreißung ganzer Straßen so außerordentliche Mittel, wie jüngst in Paris, verfügbar sind. Indeß läßt sich auch hier durch Beharrlichkeit vieles ausrichten und namentlich die Geradelegung und Verbreiterung der Straßen allmählich erzielen, wenn die Eigenthümer genöthigt werden, bei Neubauten in die verbesserte Fluchtlinie einzurücken. Auch die Füglichkeit, einem Verbote von Säulengängen, Arcaden, Budenanlagen und Aufstiegen an der Außenseite der

Häuser rückwirkende Kraft beizulegen, hat sich durch die rasche Beseitigung solcher Verkehrshindernisse vielfach bestätigt. Bei der Ausführung einzelner Bauten ist darüber zu wachen, daß Leben und Gesundheit der Arbeiter, der Vorübergehenden und der spätern Bewohner nicht gefährdet, und daß namentlich die fertigen Gebäude nicht zu Brutstätten von Krankheiten, zu Herden von Feuersbrünsten werden. Je größer der Widerstand ist, welchen Leichtsinn, Unwissenheit, Vorurtheil und Eigennutz hierin entgegensetzen, um so unnachsichtiger muß die Baupolizei darauf bestehen, daß die Baustellen genügend abgesperrt, die Rüstungen tüchtig ausgeführt, die Vorschriften über die erforderliche Beschaffenheit des Baumaterials, über die mindeste Stärke des Mauer- und Balkenwerks, über die Anlegung von Feuerstätten, Backöfen, Rauchfängen, Latrinen u. s. f. beobachtet werden, überhaupt daß keine Bauwerke emporsteigen, welche an diesem Orte, z. B. wenn es an einem tüchtigen Baugrunde fehlt, oder durch die Art ihrer Ausführung Bedenken erregen könnten. Die in dieser Hinsicht nöthigen allgemeinsten Anordnungen zu erlassen ist Aufgabe der Landesgesetzgebung; eine Steigerung der Ansprüche bleibt, besonders in größern, wohlhabenden Städten, den örtlichen **Bauordnungen** vorbehalten. Letztere schreiben möglicherweise die äußerste Höhe der Gebäude, die geringste Höhe der Zimmer, die Größe und Zahl der Fenster vor, untersagen alle Kellerwohnungen, alle störenden Ausbauten oder einheitswidrigen Baustile u. s. f. Oeffentliche Gebäude, namentlich Schulen, Kasernen, Gefängnisse, sollten allenthalben nach den höchsten Anforderungen ausgeführt, Bauten für lärmende, gesundheitsschädliche oder sonst gefährliche Gewerbe an abgelegene Orte verwiesen, Stroh- und Schindelbedachung nur an ganz einsam stehenden Häusern gestattet werden. Die gemeingültigen und örtlichen Bestimmungen für die Handhabung der Baupolizei bilden immer nur einen Bestandtheil des sog. **Baurechts** oder des Inbegriffs sämmtlicher auf das Bauwesen bezüglicher Vorschriften. Hierher gehören noch manche Institute des Privatrechts, wie das Nachbar-, Fenster- und Traufrecht, das Miteigenthum an gemeinschaftlichen Mauern, die städtischen Servituten, die Grundsätze über Miethe und Accord bei Bauunternehmungen.

Baur (Ferdinand Christian), einer der ausgezeichnetsten neuern Theologen Deutschlands, geb. 21. Juni 1792 zu Schmiden bei Cannstadt, wo sein Vater damals Pfarrer war, erhielt seinen ersten Unterricht von diesem, dann auf den Seminarien zu Blaubeuren und Maulbronn, und widmete sich hierauf 1809—14 zu Tübingen theol. Studien. Nachdem er während der folgenden Jahre an verschiedenen Orten als Pfarrvicar, zuletzt als Repetent zu Tübingen thätig gewesen, wurde er 1817 Professor am Seminar in Blaubeuren, in welcher Stellung er durch das Werk «Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums» (3 Bde., Stuttg. 1824—25) seinen Beruf zu philos. Auffassung der Religionsgeschichte erkennen ließ. 1826 folgte er dem Rufe als ord. Professor der evang. Facultät zu Tübingen, wo er bis zu seinem Tode, 2. Dec. 1860, ununterbrochen wirkte. B. hat auf dem Gebiete der Dogmengeschichte, der kirchlichen Symbolik und der biblischen Kritik so Treffliches und Eingreifendes geleistet, daß er nach Schleiermacher's Hintritt unstreitig den ersten Platz unter den evang. Theologen Deutschlands einnahm. Seine größern dogmengeschichtlichen Werke sind: «Die christl. Gnosis oder die christl. Religionsphilosophie» (Tüb. 1835), «Die christl. Lehre von der Versöhnung» (Tüb. 1838) und «Die christl. Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes» (3 Bde., Tüb. 1841—43). Den Angriff Möhler's (s. d.) auf den Lehrbegriff der evang. Kirche wies er zurück in der geistreichen Schrift «Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus» (2. Aufl., Tüb. 1836) und in der «Erwiderung gegen Möhler's neueste Polemik u. s. w.» (Tüb. 1834). Neben diesen im allgemeinen geschichtlichen Darstellungen, zu welchen auch das «Lehrbuch der christl. Dogmengeschichte» (Stuttg. 1847; 2. Aufl., Tüb. 1858) gehört, bilden eine zweite Reihe seiner schriftstellerischen Arbeiten die Untersuchungen auf dem Gebiete der neutestamentlichen Kritik. An der Spitze derselben steht die Abhandlung: «Die Christuspartei in der korinth. Gemeinde, der Gegensatz des paulinischen und petrinischen Christenthums» (in der tübinger «Zeitschrift für Theologie», Jahrg. 1831), in welcher er zuerst in dem Kreise des Urchristenthums, in dem man sonst nur Einheit und Harmonie zu sehen gewohnt war, die Keime tiefliegender Differenzen und Gegensätze nachwies. Seine Untersuchungen über die Gnosis führten ihn den Pastoralbriefen zu und hatten das in der Schrift «Die sog. Pastoralbriefe des Apostels Paulus» (Stuttg. 1835) dargelegte Resultat zur Folge, daß diese Briefe unmöglich von dem Apostel Paulus verfaßt sein können, sondern ihre Entstehung aus denselben Parteitendenzen zu erklären sei, welche im Laufe des 2. Jahrh. das bewegende Princip der sich gestaltenden Kirche waren. Zusammengefaßt sind die auf die Apostelgeschichte und die Paulinischen Briefe sich beziehenden Untersuchungen in

dem Werke: «Paulus, der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine Lehre» (Stuttg. 1845). Ein weiterer Gegenstand seiner kritischen Bestrebungen wurde das Johanneische Evangelium. Der unbedingte Vorzug, welchen man bis dahin diesem Evangelium vor den synoptischen gab, fand in ihm den entschiedensten Gegner. Vielmehr ergab sich ihm der nachapostolische Ursprung des Johanneischen Evangeliums sowol durch die kritische Analyse seiner Composition, als auch durch mehrere, bisher noch zu wenig beachtete geschichtliche Daten. In B.'s zweiter Hauptschrift zur Kritik des Neuen Testaments: «Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien, ihr Verhältniß zueinander, ihren Ursprung und Charakter» (Tüb. 1847) sind die beiden, zuerst in den «Theol. Jahrbüchern» (1844 und 1846) erschienenen Abhandlungen über das Johanneische Evangelinm und das Lukasevangelium mit weitern Untersuchungen über die Evangelien des Markus und Matthäus zu einem Ganzen verarbeitet. Nachdem B. bis dahin die neue kritische Gesammtauffassung der christl. Urgeschichte in allen Hauptpunkten aufgestellt, beschäftigte ihn theils die nähere Durchforschung einzelner kritischer Fragen (in einer Reihe kleinerer Schriften und zahlreichen Abhandlungen in den von ihm und Zeller seit 1842 herausgegebenen «Theol. Jahrbüchern»), theils die abschließende Zusammenfassung der Einzelheiten in größere Werke. Zu den letztern gehört, außer der Schrift «Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung» (Tüb. 1852), namentlich seine «Kirchengeschichte». Von dieser wurden die ersten zwei Bände: «Das Christenthum und die christl. Kirche der drei ersten Jahrhunderte» (Tüb. 1853; 2. Aufl. 1860) und die «Christl. Kirche vom Anfang des 4. bis zum Ende des 6. Jahrh.» (Tüb. 1859) noch von ihm selbst veröffentlicht, während nach seinem Tode die beiden letzten, «Die christl. Kirche des Mittelalters» (Tüb. 1861) und «Die Kirchengeschichte der neuern Zeit, von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrh.» (Tüb. 1863) von seinem Sohne, dem Professor Ferd. Friedr. B., und Zeller herausgegeben wurden. Die wissenschaftliche Bedeutung B.'s liegt in seinen Arbeiten über neutestamentliche Geschichte und Kritik. Hier hat er durch seine genialen Forschungen einer wesentlich neuen Anschauung Bahn gebrochen, aber freilich auch die Anhänger des Hergebrachten zum erbittertsten Kampfe wider seine wahrhaft histor. Richtung herausgefordert. Die kritischen Bestrebungen B.'s sind von mehrern talentvollen Schülern desselben, wie namentlich Zeller, Schwegler, Köstlin, Hilgenfeld u. a., weiter verfolgt worden; die ganze Richtung bezeichnet man mit dem Namen der Tübinger Schule. Eine ausführliche Darstellung und Beurtheilung der Leistungen B.'s findet sich in «Unsere Zeit» (Bd. 6, Lpz. 1862).

Baur (Gustav Adolf Ludwig), ein vielseitiger Theolog und geschätzter Kanzelredner, geb. 14. Juni 1816 zu Hämmelbach im Odenwalde, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Darmstadt und studirte dann Theologie zu Gießen, wo er sich besonders histor. und exegetischen Studien zuwandte. Nachdem er hierauf 1838—39 das Predigerseminar zu Friedberg besucht, kehrte er nach Gießen zurück und ertheilte hier Unterricht an einem Institute. Ostern 1841 habilitirte er sich an der Universität und erhielt 1847 eine außerord., 1849, nach Ablehnung eines Rufs nach Königsberg, eine ord. Professur. Anfangs las B. mit vielem Beifall über Altes Testament, praktische Theologie und theol. Encyklopädie, später auch über Dogmatik und Dogmengeschichte. Im Frühjahr 1861 folgte er einem Rufe als Hauptpastor an die Jakobigemeinde zu Hamburg, wo er seitdem als Kanzelredner einen geachteten Namen erworben hat. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die Erklärung des Propheten Amos» (Gieß. 1847), «Tabellen über die Geschichte des israel. Volks» (Gieß. 1848) und die «Geschichte der alttestamentlichen Weissagung» (Bd. 1, Gieß. 1861), sein eigentliches Hauptwerk; ferner «Grundzüge der Erziehungslehre» (2. Aufl., Gieß. 1849) und «Grundzüge der Homiletik» (Gieß. 1848). Von seinen Predigten sind mehrere Sammlungen, wie «Predigten» (Gieß. 1858); «Predigten über die epistolischen Perikopen» (2 Bde., Hamb. 1862) und «Die Thatsachen des Heils» (Hamb. 1864) erschienen. In Bezug auf seine theol. Richtung bekundet sich B. als Anhänger Schleiermacher's.

Bausch und Bogen. Einen Kauf in Bausch und Bogen (en bloc) nennt man einen solchen, welcher sich über eine ganze, ungetheilte Partie, einen ganzen Vorrath einer Waare erstreckt, und für den direct eine Kaufsumme festgestellt wird, ohne daß eine Preisstellung für eine gewisse Gewichts-, Maß- oder Zahlnorm, ohne daß also auch ein Zuwägen, Zumessen, Zuzählen und überhaupt für den Zweck des Kaufs eine nähere Ermittelung des Quantums stattfindet. Ein jenem Ausdruck entsprechender ist der beim Seefrachtwesen übliche: in der Ruse (en rouge), welchen man anwendet, wenn ein Schiff für irgendeine Fahrt ganz gemiethet wird.

Bause (Joh. Friedr.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Kupferstecher, geb. 5. Jan. 1738

zu Halle, wendete sich erst in seinem 18. J. der Kupferstecherkunst zu. Nachdem er sich einige Zeit in Augsburg aufgehalten, bildete er sich durch Selbststudium in Halle weiter aus. Vortheilhaft wirkte auf ihn Wille in Paris, den er sich zu seinem Muster wählte, und mit dem er in fortwährender Verbindung blieb. Später ließ er sich in Leipzig nieder, wo er in der Folge Professor der Kupferstecherkunst bei der Kunstakademie wurde und bis kurz vor seinem Tode, der 3. Jan. 1814 zu Weimar erfolgte, sich aufhielt. Er hat glückliche Versuche in verschiedenen Manieren gemacht; sein bleibendes Verdienst aber ist die Festigkeit und Reinheit seines Grabstichels. Seine histor. Blätter und vorzüglich seine Porträts, besonders nach Gemälden von A. Graff, sind am meisten geschätzt. Sein ganzes Kupferstichwerk enthält über 200 Blätter. Er hinterließ eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Radirungen, die in den Besitz des Hofraths Keil zu Leipzig gelangte. Vgl. Keil, «Katalog des Kupferstichwerks von B.» (Lpz. 1849).

Bautain (Louis Eugène Marie), franz. Philosoph und Theolog, geb. zu Paris 17. Febr. 1796, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Normalschule und bestimmte sich zum öffentlichen Lehrfach. Er wurde 1816 Lehrer der Philosophie am Gymnasium in Strasburg, und bald nachher übernahm er auch den philos. Unterricht an der dortigen Universität. Bei der frommen Richtung und Stimmung seines Gemüths mit keinem philos. Systeme ganz zufrieden, warf er sich der Kirche in die Arme und wurde 1828 Priester, später Domherr des Münsterstifts und Vorsteher des Kleinen Seminars in Strasburg. Sein Unterricht an der Universität und seine Schriften verwickelten ihn in Streitigkeiten mit dem Bischof seines Sprengels wegen der Frage, ob die Vernunft sich in den Glauben einmischen dürfe. B. hatte als Doctor der Philosophie, der Jurisprudenz, der Medicin und der Theologie promovirt und berief sich auf seine vier Diplome als hinreichende Belege für seine Competenz, die füglich nicht in Abrede gestellt werden konnte. Man beauftragte ihn sogar mit der Leitung des geistlichen Collegiums in Juilly, und 1848 ernannte ihn der Erzbischof Sibour zum Obervicar der pariser Diöcese. Gleichzeitig erwarb sich B. einen gewissen Ruf als Prediger, und man genehmigte sogar in jener kritischen Zeit sein Anerbieten, in der pariser Kathedrale Kanzelvorträge über Religion und Freiheit zu halten, zwei Dinge, die sein theol. System in der Politik ebenso zu vereinigen sucht als Glauben und Vernunft in der Philosophie. Von seinen Schriften sind zuerst seine philos. Bücher zu nennen: «Psychologie expérimentale» (2 Bde., Strasb. 1839), «Philosophie morale» (2 Bde., Par. 1842), dann die specieller auf Theologie bezüglichen Werke: «Philosophie du christianisme» (2 Bde., 1835), wofür ihm die Universität Tübingen die theol. Doctorwürde ertheilte, «La religion et la liberté considérées dans leurs rapports» (Par. 1848), eine Sammlung seiner pariser Kanzelvorträge. Ferner, «La morale de l'Évangile comparée aux divers systèmes de morale» (Par. 1855), eine Reihe von Vorlesungen an der Sorbonne; endlich Bücher von allgemein erbaulichem Inhalt, wie «Conseils spirituels», «La chrétienne de nos jours» u. s. w.

Bautasteine werden im skandinav. Norden die Gedenksteine ohne Inschrift genannt, die zur Erinnerung an gefallene Helden und andere berühmte Männer gesetzt wurden. Es sind aufrechtstehende Monolithen in Kegelgestalt, 4—10 Ellen hoch. Sie finden sich namentlich in Norwegen und in Schweden in Dalsland und Bohuslän vor. Oefters trifft man sie in großer Zahl beisammen, z. B. auf Schlachtfeldern. Auf dem Schlachtfelde bei Greby finden sich 130 mit Steinen umgebene Hügel, von denen gegen die Hälfte mit B. geziert gewesen sind, wovon etwa noch 40 vorhanden.

Bautzen, officiell Budissin, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreisdirectionsbezirks (45,68 Q.-M. mit 308488 E., darunter 49000 Wenden) und der sächs. Oberlausitz, liegt auf einer westlich von steilen Felsen umgebenen Anhöhe, an deren Fuße die Spree fließt, und beherrscht eine weite, meist ebene, nur im S. von bedeutenden Bergen begrenzte Gegend. Die Stadt ist der Sitz der Kreisdirection, eines Appellationsgerichts, eines Bezirksgerichts und anderer königl. Behörden sowie des kath. Domstifts St.-Petri. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 11237 (Dec. 1861), darunter viele Wenden. In der Hauptkirche St.-Petri halten in verschiedenen, durch ein eisernes Gitter getrennten Abtheilungen Katholiken und Protestanten Gottesdienst. Außerdem gibt es zwei Hospitalkirchen sowie eine prot. und eine kath. Kirche für Wenden. Das königl. Schloß Ortenburg ist den Behörden eingeräumt. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind die beiden Versammlungshäuser der Provinzialstände, das Rathhaus, das Waisen-, Zucht- und Krankenhaus und die neuerbaute Kaserne hervorzuheben. Die Stadt hat ein Gymnasium, ein evang. und ein kath. Schullehrerseminar, eine allgemeine

Bürgerschule und mehrere andere Schulen sowie zwei öffentliche Bibliotheken. Die industrielle Thätigkeit der Bevölkerung liefert hauptsächlich Tuche, Barchent, Leinwand, wollene Strümpfe und Lederwaaren, mit welchen sowie mit Wolle ein bedeutender Handel getrieben wird. Von Bedeutung sind auch zwei große Papierfabriken. Von dem in der Nähe liegenden Berge Czorneboh, auf dem sich eine in goth. Stile erbaute Restauration befindet, hat man eine herrliche Aussicht auf die Umgegend wie auf die böhm. und schles. Gebirge. B. war schon gegründet, als Heinrich I. 931 die Markgrafschaft Lausitz errichtete; doch erst unter seinem Nachfolger Otto I. ward es Stadt und Feste. 1018 (30. Jan.) wurde hier der Friede zwischen Kaiser Heinrich II. und dem Polenfürsten Miseko geschlossen. Vielfache Begünstigungen und der Ruf wunderthätiger Reliquien in der Kirche zu St.-Petri beförderten sehr schnell das Aufblühen der Stadt. Viel litt B. im Hussitenkriege; am meisten im Dreißigjährigen Kriege, während dessen es mit der Lausitz an Sachsen kam. Nicht wenig erduldete es auch im Siebenjährigen Kriege, und an den Folgen des Kriegs von 1813 hatte es bis auf die Gegenwart zu tragen. Doch scheint sich die Stadt sichtlich zu heben.

In neuerer Zeit erlangte B. insbesondere geschichtliche Bedeutung durch die Schlacht der verbündeten Preußen und Russen gegen Napoleon 20. und 21. Mai 1813. Das Heer der Verbündeten hatte sich nach der Schlacht bei Großgörschen oder Lützen (s. d.) in getrennten Colonnen auf das rechte Elbufer zurückgezogen. (S. Russisch-deutscher Krieg.) Napoleon blieb, wegen Mangel an Reiterei, ungewiß über die Richtung ihres Rückzugs und ließ Ney über Torgau gegen Berlin vorgehen, während Lauriston und Regnier die Preußen drängten und er selbst die Russen, die nach Dresden zogen, verfolgte. Am 8. besetzte er Dresden. Unterdessen war aber Barclay de Tolly mit 16000 Russen und das preuß. Corps von Kleist, 11000 Mann, beim verbündeten Heere eingetroffen, das nun gegen 100000 Mann zählte. Ein Offensivstoß wäre möglich gewesen, da man die Entsendung des 3. franz. Corps kannte; aber man wählte eine Vertheidigungsschlacht in einer festen Stellung bei B., welche jedoch viel zu ausgedehnt war. Als Napoleon die Meldung erhielt, daß Preußen und Russen wiederum vereinigt hinter der Spree bei B. Aufstellung genommen, sandte er Ney den Befehl, seine Bewegung auf Berlin einzustellen und über Hoyerswerda gegen die rechte Flanke der Verbündeten zu operiren; die Division Peri wurde von der Hauptarmee dorthin entsendet, um die Verbindung herzustellen. Napoleon selbst begab sich von Dresden 18. Mai zu seinem Heere, wartete aber noch mit dem Angriff, um Ney Zeit zu geben, heranzukommen. Von seiten der Verbündeten wurden Barclay mit seinen frischen Truppen, eine russ. Grenadierdivision und das York'sche Corps abgeschickt, um die Verbindung Ney's mit Napoleon zu hindern. Barclay vernichtete zwar am 19. größtentheils die Division Peri, York dagegen traf bei Weißig auf Lauriston's überlegene Macht und bestand ein ehrenvolles Gefecht, das aber dem Vordringen Ney's nicht Einhalt thun konnte. Die ganze Operation war verfehlt, und Barclay mußte eilen, seine Stellung in der Position bei B. wieder einzunehmen. Die Hauptstellung der Verbündeten lag auf dem rechten Ufer der Spree, links an die waldigen Berge gelehnt und durch Verschanzungen gedeckt; die Flußlinie mit B. war durch Vortruppen stark besetzt. Diese befehligte rechts Tschaplitz, im Centrum Kleist, links Miloradowitsch. In der Hauptposition hatten die Russen beide Flügel inne, Barclay den rechten, Gortschakow den linken, Blücher und York die Mitte, der Großfürst Konstantin mit den Garden stand in Reserve.

Am 20. früh begann die Schlacht. Napoleon griff die Flußlinie an; Miloradowitsch verließ seine Stellung ohne Noth, sodaß die Franzosen fast ohne Widerstand in den Besitz von B. und der steinernen Brücke kamen und die Spree überschreiten konnten. Desto heldenmüthiger vertheidigte Kleist seine vorgeschobene Stellung bei Burg, bis er spät abends, weil er bereits umgangen war, sich auch zurückziehen mußte. Nach dem Uebergange oberhalb und bei B. ließ Napoleon seine Corps in Schlachtordnung rücken, Oudinot auf den rechten Flügel, dann Macdonald, Marmont, Bertrand; als Reserve die Garden unter Mortier und zwei Cavaleriecorps. Die Angriffe Oudinot's auf den linken feindlichen Flügel scheiterten wegen des schwierigen Terrains der Höhen von Hochkirch, im Centrum war die Spreelinie genommen, auf dem andern Flügel nahm die Avantgarde Ney's den Uebergang bei Klix, ohne ihn noch zu überschreiten. Die franz. Armee bivuakirte in Vierecken, der zahlreichen feindlichen Reiterei wegen. Napoleon hatte sein Hauptquartier in B., die verbündeten Monarchen in Wurschen, wovon die Schlacht ebenfalls benannt wird. Am 21. war die Hauptschlacht. Oudinot stürmte wiederum unausgesetzt und mit großem Verluste die Höhen; der Kaiser versagte ihm Unterstützung, weil die Entscheidung durch Ney mit seinen drei Corps auf dem andern Flügel

gegeben werden sollte. Bis dahin wurde die Schlacht im Centrum durch eine große Artilleriemasse hingehalten. Als Ney endlich eintraf, griff er sofort Barclay in der rechten Flanke an, nahm Preititz und die Höhen von Gleina. Napoleon ließ jetzt unter Soult's Oberleitung die Kreckwitzer Höhen im Centrum, den Schlüssel zur Stellung Blücher's, stürmen. Nach furchtbarem Kampfe, in welchen auch York einrückte, wurden sie genommen. Ney stand schon in der rechten Flanke, und es war die höchste Gefahr, von dort umfaßt und erdrückt zu werden. Die verbündeten Monarchen wurden durch Knesebeck van der Nothwendigkeit des Rückzugs überzeugt, der nun meisterhaft ausgeführt ward, ohne daß ein Geschütz verloren ging. Blücher wollte noch mit seiner Reiterei einen letzten Angriff machen, und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden; gefruchtet hätte er nichts mehr. Der Verlust der Franzosen wird auf 20000 Mann, der der Verbündeten auf 13000 Mann angegeben. Napoleon konnte wegen Mangel an Cavalerie keine weitere Frucht aus seinem Siege gewinnen, als daß die Verbündeten vor ihm nach Schlesien wichen, wo bald darauf der Waffenstillstand geschlossen wurde.

Bavaria, die Personification des Baierlandes, ist in die bildende Kunst auf die großartigste Weise eingeführt worden, indem König Ludwig ein Standbild derselben errichten ließ, welches seit dem Rhodischen Koloß in der Erzgießerkunst seinesgleichen nicht hat. Der Entwurf zu dieser auf der Theresienwiese bei München aufgestellten Statue rührt von Ludwig Schwanthaler her. Sie erscheint in Gestalt einer altgerman. Heroin. Ein langes, faltiges Gewand reicht von der Hüfte bis auf den nackten Fuß. Die halbnackte Brust bedeckt ein Thierfell. Das Haar fällt frei über den Rücken herab; die Stirn ist mit Eichenzweigen geschmückt. In der erhobenen Linken hält sie den Ehrenkranz von Eichenlaub, in der gegen die Brust gebogenen Rechten das Schwert. An ihrer Seite ruht sitzend der pfälz. Löwe. Die Statue ist 65, das Piedestal 30 F. hoch. Das Erz lieferten türk. und norweg. Kanonen, und es sind im ganzen 1560 bair. Ctr. darauf verwendet worden. Die Stärke des Metalls ist an den untern Stücken $^3/_4$ Zoll, an den obern $^1/_2$ Zoll. Die Kosten für das Erzbild, ohne Piedestal, betrugen 233000 Fl. Durch eine Thür in der Rückseite des Fußgestells gelangt man zu einer steinernen Treppe, welche mit 66 Stufen durch den Kern desselben in die Figur führt, die bis etwa zur Höhe der Waden ausgemauert ist. Ein Treppe aus Gußeisen von 58 Stufen führt weiter durch den Hals zum Kopfe empor, wo zwei Bänke aus Erz angebracht sind und etwa 8 Personen Platz haben. Mehrere Oeffnungen gestatten eine weite Aussicht. Am höchsten Punkte des Kopfes ist die Inschrift angebracht: «Dieser Koloß, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modellirt von L. v. Schwanthaler und wurde in den J. 1844—50 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand Miller». Am 7. Aug. 1850 wurde das vollendete Standbild feierlich enthüllt. Mit der Vollendung der Kolossalstatue der B. feierte die deutsche Bildhauer- und Erzgießerkunst einen ihrer größten Triumphe.

Bavius (Marcus) und sein Geistesverwandter Mävius, zwei elende Versemacher in Rom und anmaßliche Kunstrichter des Horaz und Virgil. Vgl. Weichert, «De Q. Horatii obtrectatoribus» in «Poetarum latinorum reliquiae» (Lpz. 1830). In der neuern satirischen und epigrammatischen Poesie kommt besonders B. oft als Vertreter und Typus des Ungeschmacks, kurzsichtiger Krittelei und schlechter Verskunst vor.

Bayard (Jean François Alfred), franz. Theaterdichter, geb. 17. März 1796 zu Charolles im Depart. Saône-Loire, studirte die Rechte in Paris und bereitete sich dann bei einem Advocaten auf die Praxis vor. Die Vorliebe für dramatische Poesie verleidete ihm indeß die Proceßwissenschaft, aber der geringe Erfolg seiner ersten Stücke ließ die Frage des künftigen Berufs in der Schwebe. Erst als 1828 im Gymnase sein Vaudeville «La reine de seize ans» einen ungewöhnlichen Beifall fand, widmete er sich ausschließlich der dramatischen Schriftstellerei, besonders dem Vaudeville, und schrieb, theils allein, theils mit Scribe, Mélesville, Dumanoir, Vanderburch, Duvert u. a. zusammen, im Laufe von 20 J. für die verschiedenen pariser Theater 225 Stücke. Außer dem genannten sind als die besten davon hervorzuheben: «Marie Mignot» (1830), «La grande dame» (1831), «La fille de l'avare» (1835), «Le gamin de Paris» (1836), «Moirond et compagnie» (1837), «Les premières armes de Richelieu» (1839), «Les enfants de troupe» (1840), «Le mari à la campagne» (1844), «Madame de Cérigny» (1845), «Un fils de famille» (1853). Dieselben fanden bei ihrer Erscheinung eine so glänzende Aufnahme, daß sie hunderte von Vorstellungen erlebten. «Le gamin de Paris» wurde 463mal hintereinander gespielt und kommt noch jetzt häufig zur Aufführung. Die kleinen Stücke B.'s sind voll Witz und liebenswürdiger Laune, dabei ausgezeichnet

durch den raschen Gang der Handlung, die Geschicklichkeit der Anlage, die kluge Schürzung und geistreiche Lösung des Knotens. B. starb zu Paris 19. Febr. 1853. Sein «Théâtre» (12 Bde., Par. 1855—60) hat Scribe mit einer Einleitung begleitet.

Bayard (Pierre du Terrail, Seigneur de), genannt der Ritter ohne Furcht und Tadel, geb. gegen Ende 1475 auf dem Schlosse Bayard bei Grenoble, war einer der vorzüglichsten Helden des spätern Mittelalters. Einfach, bescheiden, ein aufrichtiger Freund und zärtlicher Liebhaber, fromm, menschlich und hochherzig, vereinigte er alle Tugenden in seltenem Grade. Er wurde unter den Augen seines Oheims George du Terrail, Bischofs von Grenoble, auferzogen und trat früh als Page in die Dienste des Herzogs von Savoyen. Hier sah ihn Karl VIII. und, erstaunt über die Geschicklichkeit, mit welcher der Jüngling sein Roß bändigte, erbat er sich ihn von dem Herzoge und übergab ihn der Sorgfalt Paul's von Luxemburg, Grafen von Ligny. Die Turniere eröffneten B. zuerst das Feld des Ruhms und der Ehre. 1494 begleitete er Karl VIII. nach Italien, wo er sich in der Schlacht bei Verona auszeichnete und eine Fahne eroberte. Zu Anfang der Regierung Ludwig's XII. verfolgte er nach einem Treffen bei Mailand (1499) die Flüchtlinge mit solcher Hast, daß er zugleich mit denselben in die Stadt eindrang und gefangen ward. Doch Ludwig Sforza entließ ihn ohne Lösegeld. Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Spanier, wo er durch seine tapfere Vertheidigung der Brücke über den Garigliano das franz. Heer rettete, gegen die Genueser und Venetianer. Als Papst Julius II. sich gegen Frankreich erklärt hatte, zog B. dem Herzog von Ferrara zu Hülfe; doch sein Plan, den Papst gefangen zu nehmen, scheiterte. Bei der Bestürmung von Brescia ward er schwer verwundet, aber kaum genesen, kehrte er in das Lager Gaston's zurück. Auch in dem Kampfe gegen Heinrich VIII. von England, der 1513 bei Calais mit ansehnlichen Streitkräften gelandet war, focht er mit größter Auszeichnung. Als nach der großen Niederlage der Franzosen bei Guinegate auch B. sich gezwungen sah, die Waffen niederzulegen, sprengte er auf einen engl. Offizier zu, setzte ihm das Schwert auf die Brust und rief: «Ergib dich, oder ich durchbohre dich.» Der Engländer gab ihm in der Ueberraschung seinen Degen. B. reichte ihm den seinigen mit den Worten hin: «Ich bin B. und euer Gefangener, wie ihr der meinige.» Der Kaiser sowol wie der König von England, denen dieses entschlossene und kühne Benehmen B.'s hinterbracht wurde, entschieden, daß er keines Lösegelds bedürfe, und daß beide Gefangene gegenseitig ihres Wortes entbunden seien. Nachdem Franz I. den Thron bestiegen, sandte er B. in die Dauphiné, um seinem Heere den Weg durch die Alpen und Piemont zu öffnen. B. nahm auf diesem Zuge Prosper Colonna gefangen, der ihn zu überfallen gedachte, gleichsam als ein Vorspiel zu der Schlacht von Marignano, in welcher er an des Königs Seite den Sieg entschied, worauf der König sich von B. mit dessen Schwerte zum Ritter schlagen ließ. Als Karl V. mit einer großen Macht in Champagne eingebrochen war, eilte B. herbei und vertheidigte das schwachbefestigte Mezières gegen alle Angriffe. Paris begrüßte ihn deshalb als den Retter des Vaterlandes; der König aber ernannte ihn zum Ritter des Ordens des heil. Michael und übergab ihm eine Compagnie von 100 Mann, um diese in seinem eigenen Namen anzuführen, welche Ehre bisher nur Prinzen von Geblüt ertheilt worden war. Bald darauf unterwarf B. das gegen Frankreich aufgestandene Genua. Als zu Anfang des J. 1514 die franz. Streitkräfte vor Mailand täglich zusammenschmolzen, während sich die Kaiserlichen verstärkten, lieferte B. dem Feinde mehrere hitzige Gefechte, in denen er trotz aller Hingebung den Sieg nicht zu erringen vermochte. Am 30. April ging er auf einem Rückzuge mit seinen Truppen zwischen Romagnano und Gattinara über die Sesia, bei welcher Gelegenheit er eine feindliche Büchsenkugel in die Hüfte erhielt, die ihm das Rückgrat zerschmetterte. Noch bis zuletzt seiner edeln und ritterlichen Weise treu, gab er einige Stunden später den Geist auf. Sein Leichnam, der in die Hände der Feinde fiel, ward von diesen an die Franzosen ausgeliefert und in der Kirche eines Minoritenklosters unweit Grenoble beigesetzt. Vgl. Gayard de Berville, «Histoire de Pierre Terrail, dit le chevalier B. sans peur et sans reproche» (neue Aufl., Par. 1824); Delandine de Saint-Esprit, «Histoire de B.» (Par. 1842).

Bayer (Hieronymus Joh. Paul von), verdienter deutscher Rechtslehrer, geb. 21. Sept. 1792 zu Rauris im Salzburgischen, studirte in Salzburg und Landshut und betrat 1813 die richterliche Laufbahn am Landgerichte zu Landshut. Nachdem er 1815 Doctor der Rechte geworden und zwei Jahre bei einem namhaften Rechtsanwalt in München gearbeitet, sah er sich 1817 durch ein königl. Reisestipendium in den Stand gesetzt, noch die Universität Göttingen zu besuchen, wo er sich bis Ende 1818 den Rechtsstudien widmete. Nach seiner Rückkehr wurde er Privatdocent der Rechte an der Universität Landshut, dann 1819, unter gleichzeitiger

Aufnahme ins Spruchcollegium, außerord., 1822 ord. Professor. 1826 siedelte er mit der Universität von Landshut nach München über, wo er seitdem wiederholt das Rectorat bekleidete. Bis 1847 war B. auch mehrmals Mitglied der Ständeversammlung, und 1853 wurde er zum lebenslänglichen bair. Reichsrath ernannt. In den Kreis seiner Vorlesungen gehören Geschichte des röm. Rechts, Institutionen u. s. w., vorzugsweise aber gemeiner deutscher Civilproceß und processualisches Praktikum. Unter den Schriften B.'s sind hervorzuheben: «Ueber die Aenderung des Klaglibells» (Landsh. 1819); «Vorträge über den gemeinen ordentlichen Civilproceß» (8. Aufl., Münch. 1853); «Theorie der summarischen Processe» (6. Aufl., Münch. 1846); «Theorie des Concursprocesses» (4. Aufl., Münch. 1850). Seine Schriften wie seine Vorträge zeugen von gründlichen Kenntnissen und ungewöhnlichem Scharfsinn.

Bayer (Joh.), ein durch seine Himmelskarten bekannter prot. Geistlicher, geb. 1572 zu Rhain in Baiern, gest. 7. März 1625 in Augsburg, zeigte sich als Pfarrer in verschiedenen Gemeinden als so eifriger Vertheidiger seiner Kirche, daß man ihn Os Protestantium nannte. Doch bleibenderes Verdienst erwarb er sich durch seine «Uranometria» (Augsb. 1603; Ulm 1607 und 1635), in der er auf 51 Blättern nach den Beobachtungen seiner Vorgänger die ersten vollständigen und zweckmäßig angelegten Himmelskarten lieferte, die er dann in der «Explicatio caracterum aeneis tabulis insculptorum» (Augsb. 1654) erläuterte. Wiewol Spätere an diesen Arbeiten manches auszusetzen fanden, so hatte doch B. durch dieselben Ordnung und Festigkeit in die Astrognosie gebracht, indem er die Grenzen der Sternbilder genauer bestimmte und die vorzüglichsten Sterne nicht mehr durch Namen aus dem Griechischen und Arabischen, sondern durch die Buchstaben des griech. und röm. Alphabets so bezeichnete, daß die größten Sterne jedes Sternbildes immer die ersten Buchstaben des Alphabets erhielten. Diese einfache und bequeme Bezeichnung ist, mit wenigen Ausnahmen, bis auf die neueste Zeit beibehalten worden.

Bayer-Bürck (Marie), geschätzte deutsche Schauspielerin, geb. 31. Oct. 1821 zu Prag, Tochter des geachteten Schauspielers Friedr. Bayer an der dortigen ständischen Bühne, betrat dieselbe Bühne 1836. Seit 1838 gehörte sie drei Jahre hindurch dem königl. Theater zu Hannover an, dann dem zu Dresden, wo sie sich 1849 mit dem Schriftsteller Dr. Aug. Bürck verheirathete. Ihre Anmuth, eine sanfte, wohllautende Stimme, eine Darstellungsweise, die überall Maß hält, machten sie zu einer der gefeiertsten Erscheinungen liebenswürdiger Weiblichkeit. In der Darstellung rührender Affecte, der Heiterkeit und Laune munterer Rollen, der sanften Gewalt verständiger junger Frauen u. s. w., überall legte sie Anmuth und Adel dar. Wenn man auch ihrem Spiele mehr Erfindung und Mannichfaltigkeit wünschen kann, zieht sie doch stets durch das Gleichgewicht einer echt weiblichen künstlerischen Persönlichkeit an. Neuerdings ist sie in das ältere Rollenfach übergegangen. Nach Trennung ihrer ersten Ehe hat sie sich 1863 mit Freiherrn Julius von Falkenstein, Oberstlieutenant a. D., vermählt.

Bayeux, Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Calvados in der Normandie, im fruchtbaren Thale der Aure, 1½ M. vom Meere, an der Westbahn von Paris nach Cherbourg, ist alterthümlich und, außer der Hauptstraße, schlecht gebaut, aber ein wohlhabender Ort. Die Kathedrale, welche im 12. Jahrh. angefangen und 1497 vollendet, 1676 durch Blitzschlag ausgebrannt, aber bis 1715 wieder ausgebaut wurde, zeichnet sich durch ihre herrlichen Portale und ihre drei Glockenthürme von überraschender Kühnheit aus. B. ist der Sitz eines Bischofs, eines Civil- und Handelsgerichts, einer Handelskammer, hat ein großes und ein kleines Seminar, ein Communalcollége, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek von 14000 Bänden, Gesellschaften für Kunst, Wissenschaft, Literatur und Ackerbau und ein Theater. Die Stadt zählt mit ihren vier Vorstädten 9483 E., welche ansehnliche Porzellan- und Spitzenfabriken unterhalten, Strumpfwaaren, Quincaillerien und Leder verfertigen und lebhaften Handel mit Schlachtvieh, Pferden und Butter sowie mit Getreide, Geflügel, Fischen, Aepfeln, Cider und Wein treiben. Im Stadthause wird die berühmte Tapisserie de B. aufbewahrt, eine ausgezeichnete, 52 Centimeter in der Höhe, 71 Meter in der Länge messende Stickerei auf feiner Leinwand, welche in meisterhafter Anordnung die Hauptereignisse der Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer darstellt. Die Arbeit soll von der Hand der Königin Mathilde, der Gemahlin Wilhelm's, gefertigt sein; gewiß ist nur, daß sie dem 11. Jahrh. angehört. Das nicht nur in künstlerischer, sondern auch geschichtlicher Beziehung bedeutende Werk wurde von Thierry in dessen «Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands» (Bd. 1) beschrieben, erschien gravirt in den «Monumens de la monarchie française» und ward auch als Lithographie in den «Antiquités anglo-normandes» von Ducarel veröffentlicht. B. war die alte Hauptstadt der gallischen Baiocasses und hieß unter den Römern

Augustodurum, später Baiocassis und Baiocä. Wie die Ueberreste einer Wasserleitung, eines Gymnasiums und anderer Alterthümer zeigen, war es zur Römerzeit eine bedeutende Stadt. Seit dem 4. Jahrh. Bischofssitz, wurde es später der Hauptort einer fränk. Gaugrafschaft, der spätern Landschaft Bessin. Dieselbe gehörte schon im 3. Jahrh. zum Litus Saxonicum, später zu Otlingua Saxonia oder Kleinsachsen, wohin Karl d. Gr. überwundene Sachsen (noch später Saisnes du Bessin genannt) übergesiedelt hatte. Zu diesem sächs. Element der Bevölkerung kam im 9. Jahrh. noch ein zweites germanisches. Der Normanne Rollo (seit 912 christl. Herzog von Normandie) erstürmte B. gegen den Grafen Berengar, welcher fiel, und dessen schöne Tochter Popa des Siegers Gemahlin ward. B. wurde hiermit der eigentliche Mittelpunkt der normann. Herrschaft und Sprache und hielt sich am längsten frei von franz. Art und Sitte. Im engl. Kriege wurde die Stadt 1346 von Eduard III., 1417 von Heinrich V., 1450 von Dunois erobert. Im 16. Jahrh. litt sie viel durch die Hugenottenkriege, erlebte unter Ludwig XIII. die blutige Bestrafung der rebellischen «Nu-pieds», unter Ludwig XIV. die grausame Verfolgung der Protestanten. In der Revolutionszeit hielt sie mit ihrer zahlreichen Geistlichkeit treu zu den Bourbonen.

Bayinseln, die zur Republik Honduras (Mittelamerika) gehörenden, doch längere Zeit von England in Anspruch genommenen Inseln Ruatan, Bonacca, Barbaretta, Helena, Morat, Utila. Die Insel Barbaretta, früher Guanaja genannt, wurde von Columbus auf seiner vierten Fahrt 30. Juli 1505 entdeckt. Die Inseln waren damals von einem ziemlich civilisirten Indianervolke bewohnt, das bis Yucatan und Jamaica hin Handel trieb. Durch span. Expeditionen von Cuba aus wurden viele der Einwohner als Sklaven fortgeführt; die übrigen stellten sich unter den Schutz von Cortez und blieben seitdem fast ein Jahrhundert lang unangefochten. Im 17. Jahrh. wurden die trefflichen Häfen der Inseln zu Schlupfwinkeln der unter dem Namen Flibustier oder Bukanier bekannten Seeräuber, und unter deren grausamem Regimente schmolz die Bevölkerung bis auf 400 Seelen zusammen, die 1642 nach der Festlandküste auswanderten. Kaum war dies geschehen, als sich eine meist aus Engländern bestehende Seeräubergenossenschaft auf Ruatan und Barbaretta förmlich festsetzte, um von da aus ihr ruchloses Gewerbe zu treiben. Erst 1650 gelang es einer ansehnlichen span. Flotte, sie zu vertreiben und die Inseln in Besitz zu nehmen, doch blieben sie fast völlig unbesiedelt. 1742, als die Engländer gewaltsam in Mittelamerika Fuß zu fassen suchten und Truxillo besetzt hatten, occupirten sie von dort aus auch Ruatan. Der Krieg, in welchen sie dadurch mit Spanien geriethen, ward 1763 durch einen Vertrag beendet, durch den sich England verpflichtete, alle im Meerbusen von Honduras und auf andern Punkten des span. Gebiets errichtete Befestigungen binnen vier Monaten abzutragen und zu räumen. Dieser Verpflichtung suchte sich England in Bezug auf die B. durch allerlei Ausflüchte zu entziehen. Darüber kam es 1780 zu einem neuen Kriege, und 1782 nahm der Vicekönig von Guatemala die Inseln den unrechtmäßigen Besitzern gewaltsam ab. Durch den Friedensschluß von 1783 und den ihn ergänzenden Vertrag von 1786 verpflichtete sich England nochmals feierlich, das Mosquitoland sowie die Festlandküste im allgemeinen und die benachbarten Inseln ohne Ausnahme zu räumen. Seitdem blieben die Inseln im ungestörten Besitze Spaniens, bis sie 1822 durch die Lostrennung der mittelamerik. Colonien von Spanien in den Besitz der Republik Honduras übergingen. Im Mai 1830 saisirte der Director der engl. Niederlassung Balize die Insel Ruatan, um die Republik für die Nichtauslieferung entflohener Sklaven zu züchtigen; doch die brit. Regierung desavouirte sein Verfahren. Als indessen acht Jahre später der centralamerik. Bund im Verenden war und das schwache Honduras keinen Widerstand leisten konnte, wiederholte der Director der Balize, Macdonald, die Gewaltthat auf den nichtigen Vorwand hin, daß sich brit. Unterthanen (befreite Sklaven von den Grand-Cayman-Inseln) dort niedergelassen hätten, und diesmal erfolgte kein Dementi seitens der brit. Regierung. Im Gegentheil erklärte letztere 1844, daß Macdonald auf ihre Autorität hin gehandelt habe. Von den Caymaninseln siedelten sich nun mehrere hundert Neger auf den Inseln an, ohne sich indessen um die angebliche brit. Autorität zu kümmern oder die von dem Director der Balize ernannten Beamten anzuerkennen. Hierauf veranlaßten die brit. Behörden 14 von den 1800 Bewohnern der Insel, eine Petition an den Gouverneur von Jamaica zu richten, worin um Einführung einer brit. Colonialregierung nachgesucht ward. Der Gouverneur entsprach dem «Wunsche des Volks». Es erfolgte unter dem Schutze eines Kriegsschiffs die Installation der von ihm ernannten Beamten, und 20. März 1852 erhob ein königl. Erlaß die Inseln zu einer Colonie der brit. Krone. Diese Maßnahme, im schroffen Widerspruch zu dem kaum erst mit den Ver-

einigten Staaten abgeschlossenen Clayton-Bulwer'schen Vertrage, ward der Gegenstand einer erbitterten diplomatischen Controverse zwischen den Vereinigten Staaten und England, die 1856 auf dem Punkte stand, in einen offenen Krieg auszubrechen, als ein Ausweg durch den Eintritt der Republik Honduras in die Angelegenheit gefunden ward. Die Republik erklärte, daß sie die einzige rechtmäßige Besitzerin der Inseln sei und forderte diese zurück. England glaubte so nachgeben zu können, und erklärte sich bereit, die Inseln unter gewissen Vorbehalten in Betreff der bürgerlichen Rechtszustände auf denselben an Honduras herauszugeben. Doch der Congreß von Honduras verwarf die also gestellte Convention, weil durch die Vorbehalte ein Recht Englands auf die Inseln eingeräumt worden wäre. Es vergingen nun wieder zwei Jahre, während deren die Unausführbarkeit eines Schiffskanals durch Mittelamerika dargethan ward. Hiermit fiel der Hauptgrund für die Gewaltthat Englands weg, und dasselbe verstand sind endlich dazu, die Inseln ohne Bedingung herauszugeben. 1860 diente Ruatan dem Abenteurer Walker als Sammelplatz zu seinem letzten verunglückten Zuge gegen Mittelamerika. Die Inseln, von welchen Ruatan (10—12 Q.-M.) die größte ist, gehören der Kalksteinformation an und haben in den Thälern einen überaus fruchtbaren Alluvialboden, während auf den Bergabhängen Mergel und Lehmerde vorwaltet. Ihr Klima ist milde und gesund. Die bis zu 900 F. hohen Berge sind dicht mit tropischem Urwald bedeckt, der die werthvollsten Nutzhölzer liefert. Alle tropischen Früchte gedeihen in reichster Fülle. Die Einwohner, größtentheils befreite Sklaven, treiben Jagd, Fischfang, Schiffbau, auch etwas Ackerbau und Handel mit Truxillo und früher mit Neuorleans. Ihre Gesammtzahl mag jetzt ungefähr 5000 betragen.

Bayle (Pierre), einer der freisinnigsten Denker und Dialektiker, geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix 18. Nov. 1647, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, einem reform. Geistlichen, besuchte dann die Schule zu Puy-Laurens, wo anhaltende Studien seine Gesundheit für immer schwächten, und studirte hierauf zu Toulouse Philosophie bei den Jesuiten. Die Argumentationen seines Lehrers, noch mehr aber die freundschaftlichen Disputationen mit einem kath. Geistlichen, der neben ihm wohnte, weckten in ihm Zweifel an der Orthodoxie des Protestantismus, sodaß er beschloß, die Religion zu vertauschen. Seine Familie that jedoch alles, ihn wieder für die reform. Kirche zu gewinnen, und so kehrte er nach 17 Monaten zu ihr zurück. Um sich nun der Strafe des Banns zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Coppet, wo er die Philosophie des Descartes studirte. Nach einigen Jahren kehrte B. nach Frankreich zurück, ließ sich zuerst in Rouen nieder und lebte dann in Paris, wo er Unterricht ertheilte, bis er 1675 den philos. Lehrstuhl zu Sedan erhielt, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieser Akademie, 1681, lehrte. Hierauf ward er auf den philos. Lehrstuhl nach Rotterdam berufen. Veranlaßt durch die Erscheinung eines Kometen 1680, der ein fast allgemeines Schrecken verursacht hatte, gab er 1682 seine «Pensées diverses sur la comète» heraus, ein Werk voll Gelehrsamkeit, in welchem viele Gegenstände aus der Metaphysik, Moral, Theologie, Geschichte und Politik abgehandelt werden. Diesem folgte die «Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Maimbourg», die beifällig aufgenommen und von Maimburg selbst mit Achtung genannt wurde. Die in Holland herrschende Preßfreiheit veranlaßte ihn, mehrere in Frankreich unterdrückte Bücher herauszugeben, unter andern einige auf Descartes sich beziehende Schriften. 1684 unternahm er eine periodische Schrift: «Nouvelles de la république des lettres». Die Religionsverfolgungen in Frankreich gaben ihm Veranlassung zu dem angeblich aus dem Englischen übersetzten «Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Évangile: Contrains-les d'entrer», der eine kräftige Vertheidigung der Grundsätze der Toleranz enthält. Infolge der Angriffe des Theologen Jurieu wurde er, obschon er sich sehr geschickt vertheidigte, 1693 seines Amts entsetzt und selbst die Ertheilung von Privatunterricht ihm verboten. Von allen Geschäften frei, widmete er nun seinen ganzen Fleiß dem «Dictionnaire historique et critique» (zuerst 2 Bde., Rotterd. 1696; neuere Aufl. 1702; am vollständigsten von Desmaizeaux, 4 Bde., Amsterd. und Leyd. 1740; neueste Ausg., 16 Bde., Par. 1820; deutsch von Gottsched, 4 Bde., Lpz. 1741—44), welches das erste Werk war, das er unter seinem Namen erscheinen ließ. Jurieu trat abermals als B.'s Gegner auf und veranlaßte das Consistorium, ihn namentlich in Beziehung auf den darin ausgesprochenen Tadel gegen König David und das der Moral einiger Atheisten ertheilte Lob zu vernehmen. B. versprach zwar, alles, was das Consistorium anstößig gefunden, zu tilgen, ließ aber das Werk bis auf einige wenige und noch dazu unbedeutende Stellen unverändert. Neue Feinde erweckten ihm seine «Réponse aux questions d'un provincial» und die Fortsetzung der «Pensées sur la comète» in Jacquelot und Leclerc, die beide seine religiösen Ansichten angriffen. Andere ver-

folgten ihn als einen Feind der prot. Kirche und seines neuen Vaterlandes. Diese Streitigkeiten vermehrten seine Körperleiden, denen er 28. Dec. 1706 erlag. B. steht an der Spitze der neuern Dialektiker und Skeptiker. Gewohnt, jede Frage von allen Seiten zu betrachten, ward er auf Zweifel über religiöse Gegenstände geführt, durch welche er die gedankenlose Sicherheit eines starren und tiefeingewurzelten Dogmatismus beunruhigte und auf die Schwierigkeiten in den meisten Dogmen der verschiedenen Religionsparteien aufmerksam machte. Besonders angelegen ließ er es sich sein, die Unabhängigkeit moralischer und rechtlicher Ueberzeugungen von religiösen Glaubensmeinungen mit vieler Beredsamkeit hervorzuheben, wodurch er auf sein Zeitalter einen großen Einfluß gewann. Durch die Vorliebe und Gewandtheit, womit er die dialektischen Discussionen der antiken Philosophenschulen erneuerte, gab er einerseits den kräftigsten Anstoß zu einer tiefer eindringenden Geschichte der Philosophie, andererseits zur Stellung des Problems der in den Grundbegriffen des Denkens vorkommenden Antinomien (s. d.), welches in der Kant'schen Vernunftkritik seine endgültige Lösung fand. Hierher gehören seine scharfsinnigen Erörterungen über das Continuum, die Bewegung, die Ausdehnung, dann über Freiheit, Gnadenwahl, das Böse und seinen Ursprung, welche letztere Leibniz zur Abfassung der berühmten Theodicee die Veranlassung gaben. B.'s Schriften sind eine reiche Fundgrube für philos. und theol. Wissenschaft zu nennen. Von Physik verstand er nichts; nicht einmal die Entdeckungen Newton's waren ihm bekannt. Dabei bestand seine Stärke nur im Bestreiten und Widerlegen; wo er dogmatisch auftritt, verfällt er insgemein ins Sophistische und Paradoxe. Sein Stil ist oft weitschweifig und unrein. Die Artikel in seinem «Dictionnaire» scheinen meist nur der Noten wegen da zu sein, in denen er ganz besonders seine Gelehrsamkeit und seine Stärke der Dialektik zeigt. Seine «Oeuvres diverses» erschienen in Haag (4 Bde., 1725—31). Vgl. Desmaizeaux, «Leben P. B.'s» (deutsch von Kohl, Hamb. 1731) und Feuerbach, «B., nach seinen für die Geschichte der Philosophie und Menschheit interessantesten Momenten dargestellt» (Augsb. 1838).

Baylen, Stadt in der span. Provinz Jaen, in einem olivenreichen Hügelgelände am Fuße der Sierra Morena sowie im Knotenpunkte der Straßen nach Granada, Sevilla und Madrid gelegen, ist ein sehr lebhafter Ort mit vielen Gasthöfen, mehrern Glas-, Seifen- und Ziegelfabriken, Oelmühlen und Leinwandwebereien, und zählt 7831 E. Geschichtlich bekannt wurde B. durch die Capitulation, infolge deren hier der franz. General Dupont de l'Etang (s. d.) im Juli 1808 mit 18000 Mann sich den Spaniern ergab. Nach dem Einzuge Joseph Bonaparte's in Madrid wurde gegen Ende Mai der General Dupont mit etwa 8000 Mann nach Andalusien geschickt, um Cadiz den Franzosen zu sichern. Dupont passirte die Sierra-Morena, schlug 7. Juni die span. Insurgenten unter Chevarria bei Acolea, nahm Cordova, ging aber wieder nach Andujar zurück, um Verstärkung aus Madrid an sich zu ziehen, die ihm die Generale Wedel und Gobert, für welchen letztern später Dufour das Commando übernahm, zuführten. Unterdessen eilten die Spanier unter Castaños herbei und warfen sich unter hitzigen Gefechten zwischen Dupont und Wedel, indem sie den erstern glauben machten, daß es besonders auf seine Stellung bei Andujar abgesehen. Als Dupont endlich den Plan des Feindes einsah, marschirte er in der Nacht vom 18. Juni nach B., wo er die span. Divisionen Reding und Coupigny vorfand, welche er am Morgen des 19. mehrmals heftig angriff. Bald erschien jedoch der Feind auch in seinem Rücken. Eingeschlossen, erschöpft, mit Wedel's Standort unbekannt, schlug Dupont in dieser Lage einen Waffenstillstand vor, in den die Spanier sogleich willigten. Inzwischen eilte aber Wedel herbei und griff die Spanier mit großem Erfolge an; ihre Armee wäre zersprengt worden, hätte ihm Dupont nicht innezuhalten befohlen, weil für die ganze franz. Streitmacht unterhandelt werde. 23. Juli 1808 kam hierauf ein Vertrag zu Stande, wonach Dupont selbst mit 8000 Mann sich vollständig ergab, während Wedel und Dufour mit 10000 Mann sich zur Räumung Andalusiens zur See verpflichteten. Die Spanier brachen indessen den Vertrag und schafften sämmtliche Franzosen auf die Pontons von Cadiz. Nur die Stabsoffiziere kehrten nach Frankreich zurück, wo Dupont und Marescot, der den Vertrag unterhandelt, vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen wurden. Die Niederlage war für Napoleon um so nachtheiliger, als die Junta von Sevilla hierdurch Muth erhielt und die span. Insurrection den größten Aufschwung nahm.

Bayonne, eine wohlgebaute, reiche Hafen- und Handelsstadt und Festung ersten Ranges im franz. Depart. Niederpyrenäen, am Zusammenflusse der Nive und des Adour, etwa 1 St. von der Bai von Biscaya, durch die Südbahn mit Bordeaux verbunden, hat mit Einschluß der Vorstadt 25611 E. Durch Nive und Adour wird die Stadt in drei Theile getheilt: die große

Stadt mit dem alten Schloß am linken Ufer der Nive, die kleine Stadt mit dem neuen Schloß zwischen Nive und Adour, und die seit 1851 durch eine schöne Steinbrücke von sieben Bogen mit letzterer verbundene Vorstadt St.-Esprit mit etwa 10000 E., meist portug. Juden, am rechten Ufer des Adour. Eine Citadelle mit vier Bastionen, von Vauban 1674—79 erbaut und seit 1814 noch mehr befestigt, auf einer Anhöhe in der Vorstadt, bestreicht den durch zwei lange Mauern vor Ueberschwemmung gesicherten Hafenplatz und die Stadt. Der Bischof von B. steht unter dem Erzbischof von Auch und übt die geistliche Gerichtsbarkeit über das Depart. Niederpyrenäen. Die Hauptkirche ist ein alterthümlich-schönes Gebäude aus dem 12. Jahrh. B. treibt beträchtlichen Handel mit Spanien und Portugal (mit welchen Ländern es in Dampfbootverbindung steht) sowie mit Frankreich selbst und ist Sitz mehrerer Consulate. Die Schiffahrt ist hauptsächlich auf Stockfisch- und Walfischfang gerichtet. Mastbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyrenäen werden nach Brest und mehrern Häfen Frankreichs ausgeführt, vortreffliche Weine und gerühmte Chocolade ins nördl. Europa. Berühmt sind die Bayonner Schinken. Außerdem betreibt die Bevölkerung bedeutende Branntwein-, Weinstein-, Leder-, Leinwand- und andere Fabrikation und unterhält Zuckerraffinerien, Glashütten, Ankerschmieden und Schiffbau. B. ist der Sitz eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und der 13. Militärdivision, welche die Depart. Nieder- und Hochpyrenäen, Gers und Landes umfaßt. Die Stadt hat eins der schönsten und reichsten Arsenale Frankreichs, ein Militärhospital für 2000 Kranke, ein theol. Seminar, ein Theater, prachtvolle Quais und schöne Promenaden. In der Tracht und den Sitten der Bevölkerung erinnert vieles an das benachbarte Spanien, namentlich ist in der niedern Volksklasse das baskische Gepräge wie die baskische Sprache vorherrschend. Mädchen und Frauen, die Bayonnaises sowol wie die Basquaises, werden wegen ihrer Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit gerühmt.

B. ist das alte Lapurdum im Lande der Tarbelli und war schon im 3. Jahrh. Festung und Handelsplatz, seit dem 4. Jahrh. Bischofssitz und stand abwechselnd unter den Römern, Westgothen, Franken, Basken, Sarazenen und Normannen. Die Herzoge von Gascogne, von welchen gegen Ende des 10. Jahrh. die Normannen vertrieben wurden, begünstigten den Ort durch Privilegien. Nach der vorübergehenden Eroberung durch Alfons I. von Aragonien (1131) gab Herzog Wilhelm von Guyenne dem Ort eine neue Umfassung auf beiden Ufern der Nive. 1153 fiel B. nebst Guyenne an England, unter dessen Herrschaft sich seine Freiheiten und sein Wohlstand außerordentlich mehrten. Ein Matrosenstreit zu B. veranlaßte 1292 den engl.-franz. Krieg. Seit der Eroberung durch Dunois 21. Aug. 1451 blieb die Stadt bei Frankreich. Sie erhielt 1462 von Ludwig XI. zwei Messen, verlor aber nach und nach ihre Municipalrechte. Seit 1674 wurde die Stadt, als Schlüssel zu den Pässen der Westpyrenäen, nach Vauban's Plan neu und sehr stark befestigt und völlig dem Militärgouvernement unterworfen. Wie schon am Ende des 15. Jahrh., so trat auch 1684 eine Versandung der Adourmündung ein, die über 40 J. lang den Seeverkehr störte. Ersatz fand die überaus wohlhabende Stadt durch den Aufenthalt der Witwe Karl's II. von Spanien, die 1706—38 hier ihre Pension von 40000 Dukaten verzehrte, auch in der Nähe das durch Napoleon so berühmt gewordene Schloß Marac erbaute. Die Misverwaltung, das Mercantilsystem und der Steuerdruck untergruben indeß Handel und Industrie der Stadt immer mehr, und die Bevölkerung wanderte theilweise aus. Erst als 1784 B. zum Freihafen erklärt und zum Handel nach Amerika autorisirt worden, blühte es rasch wieder auf. Im April und Mai 1808 fanden im Schlosse Marac zwischen Napoleon und der span. Königsfamilie jene Zusammenkünfte statt, in welchen letztere zur Verzichtleistung auf die span. Krone überredet und gezwungen wurde. Gleichzeitig ward hier 10. Mai 1808 die **Bayonner Convention** zwischen dem Großherzogthum Warschau und Frankreich unterzeichnet. Am 6. Juni wurde darauf zu B. des Kaisers Bruder Joseph als König von Spanien proclamirt und 15. Juni die span. Generaljunta hierher zur Abfassung einer Constitution berufen. Auch erließ Napoleon zu B. das constitutionelle Statut, wodurch Joachim Murat König von Neapel und Sicilien wurde. Am 3. Nov. 1808 traf Napoleon abermals in Marac ein und überschritt von hier aus 4. Nov. die span. Grenze. Der Kaiser schenkte der Stadt große Strecken zur Anlegung neuer Bauten und Anstalten, die aber meist erst in neuerer Zeit vorgenommen wurden. 1814 wurde B., nach dem Rückzug Soult's, von den Engländern seit dem 27. Febr. eingeschlossen. Die Franzosen unter Thouvenot machten einen glücklichen Ausfall und nahmen dabei den General Hope gefangen. Während des span. Bürgerkriegs war B. seit 1833 der stete Zufluchtsort span. Emigranten und überhaupt ein wichtiger Platz in Rücksicht des ganzen Karlistenkriegs.

Bayrhoffer (Karl Theodor), Philosoph und ehemaliger Führer der demokratischen Partei in Kurhessen, geb. zu Marburg 1812, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und besuchte seit 1829 die Universitäten Marburg und Heidelberg, um die Rechte zu studiren, wendete sich jedoch seit 1832 ausschließlich philos. Studien zu. Nachdem er sich 1834 zu Marburg als Privatdocent habilitirt, ward er 1838 außerord., 1845 ord. Professor der Philosophie daselbst. In seinen zahlreichen speculativen Arbeiten zeigt sich B. im allgemeinen als Hegelianer. In seinen frühern Schriften, wie «Grundprobleme der Metaphysik» (Marb. 1835), «Idee des Christenthums» (Marb. 1836), «Begriff der organischen Heilung des Menschen» (Marb. 1837), namentlich aber in der «Idee und Geschichte der Philosophie» (Marb. 1838) erklärte er, daß Hegel die absolute Idee errungen habe, und nur an der Fortbildung und Vollendung der Hegel'schen Theorie gearbeitet werden müsse. In den «Beiträgen zur Naturphilosophie» (Lpz. 1839—40), in denen er die Theorie mit der Empirie zu versöhnen suchte, wich er jedoch bereits von jener frühern Anschauung ab. Später schloß er sich derjenigen Gruppe deutscher Philosophen an, welche in den «Jahrbüchern für speculative Philosophie» und deren Fortsetzung, den «Jahrbüchern für Wissenschaft und Leben», ihr Organ besaß. Schon bei Gelegenheit der Kölner Wirren sowie nachher bei dem Streite über die Verpflichtung der kurhess. Geistlichkeit auf die Symbole hatte er durch mehrere Schriften sein Interesse an den Fragen der Zeit bethätigt. Noch mehr geschah dies seit 1844 infolge der Entstehung der deutschkath., lichtfreundlichen und Freien Gemeinden. In einer Reihe Schriften, wie «Ueber den Deutschkatholicismus» (Marb. 1845), «Das wahre Wesen der gegenwärtigen religiösen Reformation in Deutschland» (Manh. 1846), «Der praktische Verstand und die marburger Lichtfreunde» (Darmst. 1847) u. s. w., zeigte er sich als Vorkämpfer dieser Richtungen und erblickte namentlich in den freien religiösen Gemeinden den Beginn des Strebens nach dem freien Menschenthum, der Religion der Freiheit. Die Grundzüge seiner Anschauungen entwickelte er in den «Untersuchungen über Wesen, Geschichte und Kritik der Religion» (in den «Jahrbüchern für Wissenschaft und Leben» 1849). Wegen einer am Geburtstage des Kurfürsten zu Gunsten des Deutschkatholicismus gehaltenen akademischen Rede wurde B. 1846 von seiner Professur suspendirt und so gewissermaßen zur Politik hingedrängt. Die Ereignisse des J. 1848 ließen in ihm einen ziemlich entschiedenen Radicalen erkennen, und als solchen bewies er sich auch seit Nov. 1848 auf dem kurhess. Landtage. Während der Session vom 26. Aug. bis 2. Sept. 1850 war er Präsident der Kammer, auch wurde er in den ständischen Ausschuß gewählt. Um den Verfolgungen zu entgehen, womit die Wendung der hess. Dinge auch ihn bedrohte, entwich er nach Amerika.

Baza, eine Stadt (Ciudad) von 7272 E. in der span. Provinz Granada (Andalusien) unweit des Flusses B., liegt 2671 F. über dem Meere zwischen der metallreichen Sierra de B. und der isolirten, glockenförmigen Sierra de Javalcol, in einer von Obstbäumen dichtbedeckten Vega am Westrande der öden Gipssteppe Hoya de B. Der Ort hat eine größtentheils aus Höhlen bestehende Vorstadt, eine schöne Alameda (Promenade), mehrere stattliche Kirchen und Klöster, ist gut gebaut und war zur Maurenzeit eine große, blühende und reiche Handelsstadt von 50000 E., nächst Malaga und Almeria das edelste Juwel in der Krone von Granada. Im Alterthum hieß die Stadt Basti, und im Mittelalter kommt sie unter dem Namen Bastania vor. 570 wurde sie vom Westgothenkönig Leuwigild den Byzantinern und 711 von den Mauren den Gothen entrissen. Die Mauren verloren sie erst 9. Dec. 1489 nach siebenmonatlicher heldenmüthiger Vertheidigung an die Christen. Am 10. Aug. 1810 siegten auf der Ebene von B. die Franzosen unter Soult über 20000 Spanier, die nach Murcia geworfen wurden. Die oft nach B. benannten heißen Quellen sind die bei dem nahen Städtchen Zujar (Villa von 2620 E.), am Fuße der Sierra de Javalcol (4612 F. hoch), befindlichen Quellen von Benzalema. Es sind salinisch-erdige, sehr gasreiche Schwefelthermen von 33° R.

Bazaine (François Achille), franz. General, geb. 1811, aus einer in den franz. Kriegsannalen namhaften Familie, trat 1831 in die Armee und ging 1832 nach Afrika, wo er im Laufe von vier Jahren sich bis zum Lieutenant aufschwang und das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde erwarb. Nachdem er 1837 zur Fremdenlegion beordert worden, ging er mit derselben nach Spanien. Hier machte er zwei beschwerliche Feldzüge gegen die karlistischen Guerillasscharen mit und kehrte dann 1839 mit dem Grade eines Kapitäns nach Algier zurück. Er betheiligte sich sodann an den Expeditionen nach Milianah, Kabylien und Marokko, besorgte auch einige Jahre hindurch die arab. Angelegenheiten des Bezirks Tlemsen. 1848 wurde er Oberstlieutenant, und 1850 trat er an die Spitze des ersten Regiments der Fremdenlegion.

Beim Beginn des Orientkriegs 1854 erhielt er das Commando über die aus den Fremdentruppen gebildete Infanteriebrigade. In dieser Stellung bewies er bei der Belagerung von Sewastopol ebenso wol große Bravour wie organisatorischen Geist. Nach dem Abzuge der Russen aus Sewastopol wurde er daselbst zum Platzcommandanten ernannt und 1855 zum Divisionsgeneral befördert. Im Oct. desselben Jahres befehligte er mit Umsicht und Erfolg das Expeditionscorps gegen Kinburn. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich ward ihm die Inspection über mehrere Infanteriedivisionen übertragen. Im Oct. 1863 übernahm B., nach dem Abgange des Marschalls Forey, das Obercommando der franz. Truppen in Mexico.

Bazancourt (César, Baron de), franz. Schriftsteller, geb. um 1810, war unter Ludwig Philipp königl. Bibliothekar im Schloß von Compiègne. Während des Orientkriegs wurde er 1855 von der kaiserl. Regierung mit einer Mission nach der Krim beauftragt. Demzufolge mußte er dem Minister des Innern über Lage und Gang der Dinge fortlaufende Berichte in Briefen abstatten, die seitdem gesammelt und gedruckt worden sind unter dem Titel: «Cinq mois au camp devant Sébastopol» (Par. 1855). Außerdem sammelte er während seines Aufenthalts in der Krim das Material zu dem interessanten Werke «L'expédition de Crimée jusqu'à la prise de Sébastopol, chronique de la guerre d'Orient» (2 Bde., 3. Aufl., Par. 1857; deutsch, 2 Bde., Wien 1856). 1859 wurde B. von Napoleon III. auch nach Italien beordert, um eine Chronik des ital. Feldzugs abzufassen. Das Werk erschien unter dem Titel «La campagne d'Italie de 1859» (2 Bde., Par. 1859—60; deutsch von Seybt, 2 Thle., Naumb. 1860). Vor dieser gewissermaßen officiellen Thätigkeit, die ihm das Offizierkreuz der Ehrenlegion einbrachte, hatte sich B. in der literarischen Welt durch die Herausgabe einiger Romane und Sittenschilderungen des aristokratischen Lebens bekannt gemacht. So veröffentlichte er «L'escadron volant de la reine» (2 Bde., Par. 1836), «Un dernier souvenir» (Par. 1840), «Le comte de Rienny» (Par. 1845), «Georges le Montagnard» (4 Bde., Par. 1851), «La princesse Pallianci» (5 Bde., Par. 1852) u. s. w.; auch schrieb er eine «Histoire de Sicile sous la domination des Normands» (2 Bde., Par. 1846).

Bazār (spr. bâsâr, ein ursprünglich persisches, aber über den ganzen moslem. Orient verbreitetes Wort) bezeichnet bei den Morgenländern den Marktplatz, der bald offen, bald bedeckt ist. Dort findet man alle Handelsartikel, selbst die Sklaven, zum Verkauf ausgestellt; auch versammeln sich dort die Kaufleute wie auf den Handelsbörsen in Europa. Der B. in Ispahan ist einer der schönsten, der B. in Tauris der größte. In London, Paris, München und andern großen Städten hat man in neuerer Zeit prächtige Locale eingerichtet, die man mit dem Namen B. bezeichnet, und in denen zu bestimmten Zeiten alle Arten Handelsartikel, vorzügliche Luxusgegenstände, blühende Gewächse u. s. w. aufgestellt sind.

Bazard (St.-Amand), Gründer des Carbonarismus in Frankreich und Apostel des St.-Simonismus, wurde 19. Sept. 1791 zu Paris geboren und verbrachte seine Jugend in einem kleinen Amte der Departementalverwaltung. Als fähiger Kopf und glühender Republikaner widmete er sich nach der Restauration der oppositionellen Presse, stiftete dann unter dem Deckmantel der Freimaurerei die republikanische Gesellschaft der «Amis de la vérité» und gründete 1820 mit seinen Freunden Dugied und Joubert, welche die Statuten des Carbonarismus aus Neapel brachten, eine ähnliche Verbindung für Frankreich. Schon im folgenden Jahre war der Verein in vielen Zweiggesellschaften über alle Provinzen verbreitet und zählte 200000 Mitglieder. B. stand an der Spitze des Centralausschusses und leitete mit Energie und Eifer das Ganze, mußte aber dafür harte Verfolgungen erdulden und wurde sogar wegen einer Affaire zu Béford in contumaciam zum Tode verurtheilt. In Verborgenheit den Wissenschaften lebend, gewann er die Ueberzeugung, daß der Menschheit weniger durch polit. Reformen als vielmehr durch eine gänzliche Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse geholfen werden könne. Er schloß sich daher gegen 1825 der Schule des St.-Simonismus an und unternahm mit Enfantin (s. d.) vorzüglich die Ausbildung der speculativen Seite der Lehre, während sich der Meister wie die Schüler bisher mehr auf dem ökonomischen Felde bewegt hatten. 1828 endlich eröffnete B. in der Straße Taranne zu Paris Vorlesungen, in welchen er die von ihm weiter entwickelten Lehren Saint-Simon's mit außerordentlichem Erfolge vortrug. Aus dieser Wirksamkeit ging auch das Hauptwerk der Schule: «Exposition de la doctrine de Saint-Simon» (2 Bde., 1828—30) hervor, dessen zweiter, meist von Enfantin verfaßter Theil die neue sociale Religion enthält. Als nach der Julirevolution von 1830 die Schule einen größern Aufschwung nehmen durfte, drang Enfantin darauf, seiner Theorie von der Emancipation des Weibes eine sehr weite praktische Anwendung zu geben, dem B. jedoch widerstrebte. Die Schule gerieth über diese Angelegenheit

im Nov. 1831 in Spaltung, wobei sich der edle und sittlich ernste B. für immer lossagte. Er unterlag dem Grame über das Mislingen seines Werks 29. Juli 1832.

Bazoche (Confrérie de la Bazoche) hieß in Paris von ihrem Sitze, dem Parlamentsgebäude, das lange Zeit ein königl. Palast (Basilika) war, die Körperschaft der Gehülfen (clercs) der Procuratoren, deren Entstehung in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrh. fällt. Diese Körperschaft führte den Titel: «Königreich B.», weil ihr Oberhaupt, so wie das vieler Körperschaften im Mittelalter, «König» (Roi) hieß. Die dramatischen Spiele, die von diesen Schreibern und Studenten der Rechtswissenschaft aufgeführt wurden, sind sicher so alt als jene Körperschaft selbst. Sie entstanden aus einer doppelten Quelle, theils aus den unter den Scholaren im Mittelalter überhaupt üblichen Maskeraden und Vermummungen an gewissen festlichen Tagen, wie z. B. bei der Maifeier, theils aus den, den Schreibern der B. eigenthümlichen Darstellung von fingirten gerichtlichen Verhandlungen (causes solennelles, causes grasses), in welchen der Witz und Humor mit der jurist. Casuistik sich vereinte, und die in den jurist. Disputationen ihre Vorläufer hatten. Daher spielten die Bazochiens gewiß zuerst Farcen, die oft satirisch-persönlicher Natur waren, wie im «Pathelin», der berühmtesten dieser Farcen, die sich bereits zum Charakter der Komödie erhebt und einen Proceß zum Gegenstande hat. Oft aber auch wurden Personen und Handlung in das Gewand der Allegorie gekleidet, und diese allegorisch-satirischen Possen hießen Sotties. Die Sottie entsprang in dem Kreise der wissenschaftlich gebildeten Jugend, in dem der Scholaren und der Bazochiens, denn die Allegorie selbst war ja nie Product der Gelehrsamkeit. Die Bazochiens spielten aber ihre Farcen und Sotties lange Zeit, wenigstens das 14. Jahrh. hindurch, nur privatim. Erst die Begründung des ständigen Theaters der Passionsbrüder scheint die B. veranlaßt zu haben, auch öffentlich zu spielen, und zwar nun auch ernste Dramen, denen sie ebenfalls den gewohnten allegorischen Charakter gaben, woraus die Moralités entstanden, zu deren öffentlicher Aufführung die Bazochiens im 15. Jahrh. ein königl. Privileg erhielten. Daß aber trotzdem das komische Drama auf dem Theater der B. vorherrschte, zeigen die gegen dasselbe gerichteten polizeilichen Verordnungen des Parlaments, der Disciplinarbehörde der B., wie die älteste erhaltene von 1442, in der ausdrücklich von «satiras» die Rede ist. Nach 30 J. wurde diese Verordnung von neuem eingeschärft, und ihre abermalige Umgehung hatte dann das kurz darauf (1476) erfolgte Verbot der Spiele des Palais wie des Châtelet (d. i. der Bazochiens) zur Folge. Nach Ludwig's XI. Tode begannen indeß diese Spiele von neuem und dauerten, mit zeitweisen Unterbrechungen durch abermalige Verbote, bis 1582 fort. Um dieselbe Zeit (unter Heinrich III.) ward der B. auch ihr König genommen, indem die Rechte und Privilegien dieser obersten Stelle auf den Kanzler der Corporation übertragen wurden. Uebrigens bestand die B. selbst bis zur Revolution fort, wenn auch durch ein neues Reglement von 1744 noch etwas mehr in ihren Privilegien beschränkt. Ihre Hauptrechte waren ihr jedoch auch damals geblieben, sogar die Maifeier mit ihren öffentlichen Ceremonien, die eine der Quellen jener dramatischen Spiele war, woraus sich später die franz. Nationalkomödie entwickelt hat. Vgl. A. Fabre, «Études historiques sur les clercs de la B.» (Par. 1856).

Bdellium, ein vormals in der Medicin gebrauchtes, der Myrrhe ähnlich riechendes, bitterschmeckendes Gummiharz von nicht festgestellter Abstammung; es wurde aus Arabien und Ostindien gebracht.

Bdellometer nannte Sarlandière das von ihm erfundene Instrument, welches, zum Ersatz der immer theuerer werdenden Blutegel bestimmt, aus einem mit einer kleinen Pumpe und kleinen Lanzetten versehenen gläsernen Schröpfkopf besteht. Die erste Idee dazu ging 1816 von dem Engländer Whitford aus; später wurde es von Gräfe u. a. verbessert, ohne indessen ganz seinem Zwecke zu entsprechen. Neuerdings sind Instrumente dieser Art, sog. künstliche Blutegel, von Hübschmann, Gilgenkranz, Knußmann, Kidston u. a. angegeben worden.

Béarn (lat. Benearnia), eine südl. Grenzlandschaft Frankreichs von 83 Q.-M. Umfang, welche dem größern östl. Theile des jetzigen Depart. Nieder-Pyrenäen entspricht und von den schneebedeckten Gipfeln des dichtbewaldeten Gebirgs hinabsteigt zu niedern Vorbergen, die reißende Bäche und kleinere Gebirgsflüsse vielfach durchfurchen. Das Klima ist gesund, und kräftige Bergweiden unterstützen die treffliche Vieh-, besonders Pferdezucht. Die Terrassen der steilen Thäler und Hügel sind mit Reben geschmückt; in den tiefgelegenen Gegenden gedeiht der Mais; auf den übrigen Bergebenen ist der Flachsbau weit verbreitet. Der mit allen Tugenden eines kräftigen Gebirgsbewohners geschmückte Béarner betreibt mit Eifer den Bergbau, besonders auf Eisen, sowie Terrassencultur, Viehzucht und Leinwandmanufactur. In großer

Anzahl wandert auch die Bevölkerung alljährlich in die Umgegend und am häufigsten nach Navarra und Catalonien, um Arbeit zu suchen. Die eigentliche Landessprache ist, seitdem sich hier im 6. Jahrh. die Vasconen festgesetzt, die baskische, wenn auch seit der Revolution immer mehr vom Französischen verdrängt. Die Hauptstadt des Landes ist Pau (s. d.). Ein Zeitgenosse Ludwig's des Frommen, Centullus, aus dem Stamm der Herzoge von Gascogne, vereinigte die Besitzungen, aus denen die Vicomté B. entstand, und deren erster Regent sein Urenkel Centullus I. war. Unter dessen, gewöhnlich Gaston oder Centullus benannten Nachfolgern zeichnet sich besonders aus Gaston IV. (1088—1130), einer der Helden des ersten Kreuzzugs, der nach seiner Rückkehr durch eine Reihe Großthaten im Dienste des Königs Alfons I. von Aragonien Saragossa zu Lehn erhielt. Nachdem 1134 mit Centullus V. der Mannsstamm der alten Vicomtes erloschen war, lief das Land Gefahr, die Unabhängigkeit zu verlieren, indem dessen Tochter Marie 1170 den König Alfons II. von Aragonien in ihren Besitzungen zum Lehnsherrn erklärte. Die empörten Béarner griffen zu den Waffen, nöthigten Marie mit ihrem Gemahl Wilhelm von Moncada zur Flucht und unterwarfen sich einem berühmten Rittersmann aus Bigorre, der jedoch im zweiten Jahre seiner Herrschaft ermordet wurde, welches gleiche Schicksal sein Nachfolger, ein irrender Ritter aus Auvergne, hatte. Die Béarner wandten sich nun wieder zu ihrem angestammten Herrscherhause und wählten einen Sohn der Prinzessin Marie, der nach erreichter Volljährigkeit als Gaston VI. die Regierung antrat und sie bis 1215 vortrefflich führte. Nach langem Streite erhielt dessen Bruder Wilhelm Raimund die Regierung. Dieser wie sein Sohn und Nachfolger herrschten nur kurze Zeit, dagegen um so länger sein Enkel Gaston VII. (1229—1290) unter beständigen Unruhen und Fehden, die er jedoch fast alle glücklich löste. Durch die zweite Tochter des letztern, Margarethe, die mit dem Grafen Roger VII. von Foix vermählt war, ging die Vicomté in die Hände der Grafen von Foix über. Seitdem gehörte das Land mit Foix und Navarra nacheinander den Häusern Foix, Grailly und Albret. Johanna von Albret, die Erbin der Länder ihres Hauses, heirathete 1548 Anton von Bourbon und hinterließ 1572 als Erben ihren Sohn, den nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich. Durch diesen, der spottweise der Béarner genannt wurde, kam B. an Frankreich, mit dessen Krone es 1620 durch Ludwig XIII. auf immer vereinigt wurde. Seitdem begann zugleich die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus, der seit 1560 in B. die Herrschaft gewonnen hatte.

Beatification, s. Seligsprechung.

Beaton oder **Bethune** (David), Cardinal und Primas von Schottland, der eifrigste und mächtigste Gegner der Reformation in Schottland und der Vereinigung dieses Reichs mit England, stammte aus einer berühmten franz., nach Schottland übersiedelten Familie und wurde 1494 geboren. Auf den Universitäten zu St.-Andrews und Paris gebildet, trat er früh in den geistlichen Stand. Wegen seiner ausgezeichneten Geschäftsgewandtheit ward er während der Minderjährigkeit Jakob's V. von dem Regenten, dem Grafen von Arran, in Staatsangelegenheiten gebraucht, als Gesandter nach Frankreich geschickt und nach der Rückkehr 1528 zum Siegelbewahrer ernannt. 1533 unterhandelte er in Paris die Verheirathung Jakob's mit Magdalene, der Tochter Franz' I., brachte, als diese starb, die Verbindung seines Königs mit Maria, der Tochter des Herzogs von Guise, zu Stande und wirkte überhaupt so viel für das gute Vernehmen zwischen Schottland und Frankreich, daß ihn Franz I. naturalisirte, ihm das Bisthum Mirepoix ertheilte und seine Erhebung zum Cardinal vermittelte. 1539 wurde er an der Stelle seines Oheims Erzbischof von St.-Andrews, und als solcher veranlaßte er das Parlament zu einer strengen Verfolgung der Protestanten, die schon sehr zahlreich waren. Weil er den schott. Katholicismus durch England gefährdet glaubte, vereitelte er eine von Jakob V. mit Heinrich VIII. schon verabredete Zusammenkunft und bewog auch den König, daß er England den Krieg erklärte. Als Jakob bald nach der unglücklichen Schlacht von Solway 1542 gestorben war, brachte der Cardinal ein untergeschobenes Testament zum Vorschein, welches ihn während der Minderjährigkeit der Maria Stuart zum Regenten erklärte. Der Adel verwarf jedoch das Testament und machte den Grafen Arran, als einen Prinzen von königl. Geblüt, zum Regenten. Dieser ließ B. nicht nur verhaften, sondern schloß auch, indem er sich für die Reformation erklärte, mit England ein Bündniß, nach welchem der Sohn Heinrich's VIII., der Prinz Eduard von Wales, mit der jungen Königin Maria vermählt werden sollte. B. entkam jedoch aus seinem Gefängniß, stellte mit der Königin Mutter den Grafen Lennox als Nebenbuhler Arran's auf, bemächtigte sich der jungen Königin und nöthigte so den Regenten, sich mit ihm zu versöhnen, die engl. Partei zu ver-

lassen und den prot. Glauben 1543 abzuschwören. So hatte er nicht allein die Absicht Heinrich's VIII. vereitelt, sondern auch den Fortgang der Reformation gehemmt und Frankreich den Einfluß wiedereröffnet. Der Regent überließ sich ihm ganz, und mit Härte und Uebermuth übte B. die höchste Gewalt im Lande. Auf einer geistlichen Visitationsreise ließ er 1545 viele Protestanten hinrichten, den nachherigen Reformator Knox aus St.-Andrews vertreiben und auf einer Provinzialsynode des Klerus in Edinburgh den angesehensten evang. Prediger, George Wishart, in seinem Beisein verbrennen. Sehr bald erreichte aber auch ihn das Schicksal: zu St.-Andrews, wo er das Schloß befestigen ließ, in welchem er den Sohn des Regenten als Geisel gefangen hielt, wurde er 28. Mai 1546 von mehrern Edelleuten überfallen und ermordet. Obschon ein Mann von großen Talenten und voll Eifer für die Selbständigkeit Schottlands, hatte sich B. durch Ränke, Grausamkeit und Wollust so verhaßt gemacht, daß niemand seinen Tod bedauerte.

Beatrizet (Nikolaus), ein Kupferstecher aus Lothringen, geb. um 1507 zu Luneville oder Thionville, gest. um 1570 zu Rom, war höchst wahrscheinlich ein Schüler des Marc Anton. Seine Blätter, welche die Jahreszahlen von 1540—62 tragen, und deren Bartsch 108 verzeichnet, verrathen weder besondere Sicherheit des Stichels noch Richtigkeit der Zeichnung. Doch werden sie der interessanten Originalien wegen, nach denen sie gestochen sind, geschätzt. B. ist nicht zu verwechseln mit Noel Bonifacio, der eine ähnliche Chiffre führt, dessen Manier aber zierlicher ist. Noch weniger darf er aber, wie geschehen ist, für Eine Person gehalten werden mit dem sog. Meister mit dem Würfel, der auch wol der alte Beatricius genannt wird und sich durch ein auf einem Würfel stehendes B bezeichnete. Letzterer steht dem Marc Anton sehr nahe.

Beattie (James), schott. Philosoph und Dichter, geb. 25. Oct. 1735 zu Lawrencekirk in der Grafschaft Kincardine, gest. 18. Aug. 1803 als Professor der Moralphilosophie zu Aberdeen, erregte zu seiner Zeit Aufsehen durch den «Essay on the nature and immutability of truth» (Edinb. 1770; Lond. 1848; deutsch von Gerstenberg, Lpz. 1777), worin er Hume's Skepticismus durch Berufung auf die Aussprüche des gesunden Verstandes (common sense) und den moralischen Sinn in einer gefälligen Darstellung zu bekämpfen suchte, ohne jedoch seinem Gegner gewachsen zu sein. Mehr Werth haben seine «Dissertations moral and critical» (Lond. 1783; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1789) und die «Elements of moral science» (2 Bde., Lond. 1790—93), welche letztere manche geschmackvolle ästhetische Erörterungen in sich schließen. Einen bleibendern Namen in der engl. Literatur erwarb sich jedoch B. durch das Gedicht «The minstrel, or the progress of genius» (2 Thle., 1771—74), das viele wahrhaft poetische Stellen enthält und noch jetzt mit Vergnügen gelesen wird. Neue Ausgaben desselben erschienen 1854 in Edinburgh, in der von Gilfillan besorgten «Library edition of the British poets», und mit Illustrationen von Birket Foster 1861 in London.

Beaucaire, Handelsstadt und berühmtester Meßort Frankreichs, im Depart. Gard (Nieder-Languedoc), 3 M. östlich von Nîmes, am rechten Ufer der Rhône, gegenüber Tarascon gelegen, mit dem es seit 1829 durch eine 1354 F. lange, auf vier Bogen ruhende Kettenbrücke in Verbindung steht. Die Stadt ist Stationsort der von Tarascon über Nîmes und Montpellier nach Cette führenden Bahn. Außerdem steht B. durch Tarascon mit der Lyon-Marseiller Bahn und durch den 6¾ M. langen Kanal von B. nach Aigues-Mortes, also auf dreifache Weise mit dem Mittelmeer, durch den Kanal zugleich auch mit dem Südkanal und außerdem durch mehr als 30 Dampfboote mit Lyon in Verbindung. Die sonst gutgebaute Stadt hat enge Straßen, eine hübsche Parochialkirche, ein Theater und zählt 9544 E., welche eine ziemliche Gewerbsthätigkeit entwickeln und wichtigen Transithandel betreiben. Ueber dem Meßplatz (Champ de foire) an der Rhône erheben sich die Ruinen eines Felsenschlosses, das einst den Grenzposten der Provence gegenüber abgab. Die altberühmte Magdalenenmesse von B., angeblich 1217 vom Grafen Raimund II. von Toulouse gestiftet, wird urkundlich erst 1315 erwähnt. Ihre Dauer ist durch Decret vom 6. Jan. 1806 auf sieben Tage, vom 22. bis 28. Juli, festgesetzt. In frühern Zeiten wurde die Messe, die volle Abgabenfreiheit genoß, von Kaufleuten und Fabrikanten aus allen Ländern Europas, aus der Levante und selbst aus Persien und Armenien besucht, sodaß jede Waarengattung des Occidents wie des Orients daselbst vertreten war. Tausende von Hütten waren auf der Magdalenenwiese an der Rhône errichtet, um die Fremden, deren Zahl auf 100000 und darüber stieg, unterzubringen. Die Aufhebung der Abgabenfreiheit seit 1632, die Kriege mit dem Auslande, sowie die zu Marseille, Lyon und andern großen Städten errichteten Waarenlager, verringerten schon im 17. Jahrh. die Wichtig-

keit und den Einfluß der Messe auf Frankreichs Handel sehr bedeutend. Noch mehr sank der Handel B.s durch die Revolution. Zwar soll sich 1817 die Zahl der Meßbesucher wieder auf 80000, der Waarenumsatz auf 40 Mill. Frs. belaufen haben, aber die allgemeine Entwickelung des Verkehrs im 19. Jahrh., die Vervielfältigung der Handelsplätze, der Umschwung des Waarentransports durch Eisenbahnen und Dampfboote verhinderten natürlich, daß die Messe ihre frühere Bedeutung zurückerlangte. Der Handel des Platzes beschränkt sich jetzt hauptsächlich auf Seide und Seidenfabrikate, Wein, Branntwein, Olivenöl, Mandeln und andere Südfrüchte, Spezereien, Parfumerien, Materialwaaren, Leder, Wolle und Baumwolle. Der Waarenumsatz während der Messe, die noch immer auf der Magdalenenwiese abgehalten wird, ist auf 25 Mill. Frs. herabgegangen. B. hatte unter den Römern als Castrum und Stationsort an der (1731 entdeckten) großen Straße von Nemausis (Nîmes) nach Italien Bedeutung, wie die aufgefundenen Säulencapitäle, Statuen, Mosaiken und andere Alterthümer bezeugen. Im Mittelalter war der Ort eine Festung und wurde mit seinem Gebiete Erblehn der Grafen, dann des Erzbischofs von Arles, unter dessen Oberhoheit es später auch die Grafen von Toulouse besaßen, die es wieder an die Vicegrafen von Narbonne zu Lehn gaben. Im 12. Jahrh. spielt die schon ansehnliche Stadt in den Schriften der Troubadours und Romanzendichter eine Rolle. 1215 wurde B. von dem Erzbischof von Arles dem Würger der Albigenser, Simon von Montfort, übergeben, aber 1216 vom Grafen Raimund VI. genommen, welcher die Bürger für ihre Treue mit Bestätigung und Vermehrung ihrer Privilegien belohnte. 1226 eroberte König Ludwig VIII. die Ketzerstadt, die seitdem der Sitz eines Seneschallats mit weitem Gebiete wurde, das sich bis zur Revolution erhielt. In den Hugenottenkriegen hatte die Stadt viel zu leiden, und 1632 zerstörte Richelieu das Schloß, weil dessen Garnison Partei für den Herzog von Montmorency ergriffen. Obgleich die Stadt selbst dem Könige treu geblieben, begann doch seitdem der Abgabendruck und die Verkümmerung der Messe.

Beauchamp (Alphonse de), franz. Geschichtschreiber und Publicist, geb. 1767 in Monaco, wo sein Vater Platzcommandant war, gest. in Paris 1. Juni 1832, erhielt seine Erziehung in Paris und trat dann in sardin. Dienste, dankte aber beim Ausbruche des Kriegs mit Frankreich ab und wurde, deshalb verdächtig, auf die Festung gebracht. Nach seiner Freilassung ging er nach Frankreich, wurde bei der pariser Polizei angestellt und verfaßte mit den Materialien, die ihm Fouché darbot, die «Histoire de la Vendée et des Chouans» (3 Bde., Par. 1806; 4. Aufl. 1820), mit der die kaiserl. Regierung sehr unzufrieden war. Infolge davon nach Rheims verbannt, dann aber zurückberufen, fand er bei der Einnahme der indirecten Abgaben eine Anstellung, die er aber mit der Restauration von 1814 wieder verlor. Er schrieb lange Zeit für den «Moniteur», die «Gazette» und die in bourbonischem Sinne von Michaud herausgegebene «Biographie des hommes vivans». Seine zahlreichen Geschichtswerke sind höchst anziehend, tragen aber das Gepräge des Parteigeistes. Nur in seiner «Histoire du Brésil» (Par. 1815) und in der «Histoire de la conquête du Pérou» (Par. 1808) fand er weniger Gelegenheit, seine polit. Ansicht hervortreten zu lassen. Unter seinen übrigen Werken verdienen Erwähnung die «Histoire de la campagne de 1814 et 1815» (2 Bde., Par. 1818), die gegen de la Rosa gerichtete «Histoire de la révolution du Piémont» (Par. 1823) und «Vie de Louis XVIII» (Par. 1825). Nach der Julirevolution schrieb er für verschiedene legitimistische Journale. Man hat ihm auch die untergeschobenen «Mémoires» Fouché's (4 Bde., Par. 1828—29) zugeschrieben.

Beaufort ist der Name von 16 Ortschaften und Schlössern in Frankreich. Die bedeutendste darunter ist B.-en-Vallée, eine Stadt im Depart. Maine-Loire (Anjou), 3½ M. östlich von Angers, am Authion und Couesnon, nahe der Westbahn gelegen. Die Stadt hat 5260 E., welche Segeltuch fertigen und Ledergerberei treiben, sowie Handel mit Getreide, Hanf, Nüssen, gedörrten Pflaumen und Wein unterhalten. Der Ort hatte ehemals ein festes Schloß und den Titel eines Herzogthums. — In Nordamerika führen ebenfalls verschiedene Orte den Namen. Die Hafenstadt B., im Staate Nordcarolina, an der Mündung des Newportflusses in den Albemarlesund, hatte vor dem Bürgerkriege eine Bevölkerung von 2000 Seelen und einen lebhaften Küstenhandel. Ein anderes B., am Port-Royal-Fluß in Südcarolina, ist Schiffen bis zu 11 F. Tiefgang zugänglich und war bis 1861 ein zwar nicht volkreicher, aber sehr wohlhabender Ort, da hier viele der reichsten südcarolinischen Pflanzer ihre Landsitze hatten. Im Nov. 1861 ward die Stadt sammt den benachbarten Inseln für die Union occupirt. Seitdem erhielt der Ort eine neue Bevölkerung, und es wurden von dort aus die Maßregeln zur Umwandlung der befreiten Negersklaven in freie Bauern getroffen.

Beaufort ist der Name eines berühmten Geschlechts in England, den es von einem Schlosse in Anjou erhalten hat. — Johann I. B., ein natürlicher Sohn Johann's von Gaunt, Herzogs von Lancaster, dritten Sohnes Eduard's III., wurde mit seinen Geschwistern später legitimirt und von Richard II. 1397 zum Grafen von Somerset, zur Würde eines Admirals und 1398 zum Marquis von Dorset erhoben. Als Heinrich IV. ihm den letztern Titel entzog und das Parlament auf Restitution antrug, verzichtete er freiwillig darauf zu Gunsten seines jüngsten Bruders, Thomas B., des spätern Herzogs von Exeter. Er starb 1410. — Johann II. B., Johann's I. Sohn, wurde von Heinrich V. zum ersten Herzoge von Somerset ernannt, und hinterließ 1444 eine einzige Tochter, Margarethe, welche mit Edmund Tudor, Grafen von Richmond, den König Heinrich VII. zeugte. — Edmund B., Graf von Dorset und zweiter Herzog von Somerset, des vorigen Bruder, bemühte sich, nach dem Tode des Herzogs von Bedford Regent von Frankreich zu werden; doch wurde ihm Richard, Herzog von York, vorgezogen, weshalb er gegen denselben in unversöhnlichem Hasse entbrannte. Als 1445 dem Herzoge von York die Regentschaft aufs neue auf fünf Jahre zugesprochen worden, wußte er es durch die Königin Margarethe und durch deren Günstling, den Herzog von Suffolk, dahin zu bringen, daß Heinrich VI. sein Wort widerrief und B. die Verwaltung Frankreichs auftrug. B. aber verwaltete sein Amt so nachlässig, daß unter ihm die Franzosen die Normandie und, außer Calais und Guines, bald alles, was die Engländer innehatten, wiedereroberten. Als er daher 1450 nach England zurückkehrte, war das Volk über ihn so erbittert, daß der König ihn auf kurze Zeit in den Tower setzen mußte. Fortwährend behauptete er sich in der Gunst des Hofs; um so eifriger trachtete daher der Herzog von York, ihn zu verderben. Aus dem Schlafzimmer der Königin wurde er 1454 wieder in den Tower geführt und des Hochverraths angeklagt. Nur mit Mühe rettete er auf Verwenden der Königin Leben und Freiheit; dieselbe machte ihn sogar wieder zum Gouverneur von Calais und Guines. Als hierauf der Herzog von York gegen die Partei des Hofs die Waffen ergriff und in der Schlacht bei St.-Albans 1455 die königl. Armee besiegte, blieb B., der sich bei derselben befand, auf dem Platze. Seine drei Söhne, Heinrich, Edmund und Johann B., suchten den Tod ihres Vaters an dem Hause York zu rächen, waren aber darin nicht glücklich. Heinrich und Edmund wurden im Verlaufe des Kriegs (1463 und 1471) auf Befehl Eduard's IV. von York hingerichtet. Mit Johann, der ohne Leibeserben starb, erlosch die eheliche Linie der Herzoge von Somerset aus dem Hause B. Ein natürlicher Sohn des zuletzt genannten Heinrich, Karl Somerset, wurde 1506 zum Baron Herbert von Ragland und 1514 zum Grafen von Worcester erhoben. Einer seiner Nachkommen, Henry, fünfter Graf von Worcester, wurde 1642 zum Marquis von Worcester, und dessen Enkel, Henry, 1682 von Karl II. zum Herzog von B. ernannt. Von letzterm stammen die gegenwärtigen engl. Herzoge von B. ab. Jetzt führt diesen Titel Henry Charles Fitzroy Somerset, Oberst a. D., geb. 1. Febr. 1824, welcher 1853 seinem Vater, dem siebenten Herzoge, folgte. — Heinrich von B., Cardinal und Bischof von Winchester, der zweite Sohn Johann's, Herzogs von Lancaster, aus der Verbindung mit Katharina Swynford, ward in Deutschland erzogen, war dreimal Kanzler und wurde überhaupt in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit gebraucht. Auf einer Reise nach dem gelobten Lande 1417 unterstützte er auf dem Concil zu Konstanz die Wahl Martin's V., der ihn dafür zum Cardinal ernannte. Als sein Neffe, Heinrich V., zur Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich der Geistlichkeit eine neue Auflage zumuthete, war er es vorzüglich, der sich dieser Maßregel widersetzte. Der Papst bemerkte dies so wohlgefällig, daß er ihn als seinen Legaten nach Deutschland schickte, um hier einen Kreuzzug gegen die Hussiten zu organisiren. Da indeß das Unternehmen scheiterte und B. das vom Papste empfangene Geld zur Werbung eines engl. Heeres gegen Frankreich verwendete, so fiel er beim Papst in Ungnade. 1431 führte er den jungen König Heinrich VI. nach Frankreich, um ihn in Paris krönen zu lassen; auch bemühte er sich, wiewol vergeblich, die Herzoge von Burgund und Bedford miteinander zu versöhnen. Er starb zu Winchester 11. April 1447. Sein Andenken ist befleckt durch die Theilnahme an dem Morde des Herzogs von Glocester sowie dadurch, daß er dem Blutgerichte präsidirte, welches die Jungfrau von Orleans zum Tode verurtheilte.

Die Herzoge von B. in Frankreich stammten von der Geliebten Heinrich's IV., Gabrielle d'Estrées (s. d.), indem aus Liebe zu dieser der König die kleine Stadt Beaufort in Champagne, die ihrer Familie gehörte, 1597 zum Herzogthum erhob. Bekannt ist besonders François de Vendôme (s. d.), Herzog von B., der Enkel Gabrielle's und Heinrich's IV. — Andere Grafen und Herzoge von Beaufort oder Beauffort, die in Belgien heimisch sind, entlehnten ihren

Namen einem zur Grafschaft Namur gehörigen Schlosse. Schon 1005 verlieh Kaiser Heinrich V. das letztere an Walther, Sohn des Ardennenfürsten Gottfried. Im 13. Jahrh. hatte sich das Haus in vier Zweige, B. de Gones, B. de Fallais, B. de Celles und B. de Spontin, gespalten, von denen sich namentlich die Glieder des letztern auszeichneten. Karl Albrecht von B., kaiserl. Wirkl. Geheimrath und Kämmerer, erhielt 10. Febr. 1746 die Bestätigung der gräfl. Würde und die Ernennung zum Marquis mit fürstl. Rang. Sein Sohn Friedrich August Alexander wurde 1783 zum Herzog von B. ernannt und 1814 von den Alliirten zum Generalgouverneur von Belgien eingesetzt. Er starb 22. April 1817 zu Brüssel als Oberstohofmarschall des Königs der Niederlande. Sein Sohn und Erbe des Herzogstitels war Friedrich Ludwig Ladislaus, geb. 1809, welcher 10. Nov. 1834 kinderlos starb und deshalb seinen Bruder Alfred, geb. 16. Juni 1816, zum Nachfolger erhielt. Die Familie ist nicht blos in Belgien, sondern auch in Oesterreich begütert.

Beaufortia nannte Rob. Brown zu Ehren der Herzogin von Beaufort eine Gattung hübscher austral. Sträucher aus der 18. Klasse des Linné'schen Systems und aus der Familie der Myrtengewächse. Sie haben ganze, immergrüne Blätter und rothe Blüten in Aehren oder Büscheln. Gleich allen neuholländ. Myrtaceen verlangen diese, in neuerer Zeit zu beliebten Gewächshaus- und Topfpflanzen gewordenen Sträucher Heideerde, einen schattigen Standort und mäßige Begießung während des Sommers sowie viel Luft und Licht im Kalthause oder Zimmer während des Winters. Ihre Vermehrung durch Ableger ist schwierig.

Beaugenci, Beaugency, eine alte, berühmte Stadt im franz. Depart. Loiret (Orléanais), 4 M. im SW. von Orleans, in schöner Lage am rechten Ufer der Loire, über welche hier eine alte Steinbrücke von 39 Bogen führt, und an der Westbahn, die hier einen Viaduct von 25 Bogen überschreitet. Die Stadt hat eine kalte Mineralquelle und zählt 5052 E., die Brauerei, Brennerei und Lohgerberei sowie beträchtlichen Handel mit Weinessig, Branntwein, Getreide und Eisen betreiben, vorzüglich aber mit den geschätzten Weinen der Umgegend, unter denen der in der Gemeinde Tavers (gegenüber am linken Ufer der Loire) gewonnene rothe Clos de Guignes den meisten Ruf hat. Außer verschiedenen interessanten Gebäuden, wie das Stadthaus, die Kirche St.-Firmin, das alte Genovevakloster (jetzt ein Bettlerdepot), hat die Stadt noch den gewaltigen Donjon ihrer aus dem 10. Jahrh. stammenden Festung, und ganz in der Nähe befindet sich ein großartiges Druidendenkmal. Seit dem 7. Jahrh. hatte der Ort eigene Herren (Barone), und die Karolinger besaßen daselbst eine Pfalz. 1104 und 1152 wurden zu B. Concilien abgehalten. Als Papst Alexander III. 1163—65 sich in Frankreich aufhielt, nahm er hier eine Zeit lang seinen Wohnsitz. 1291 erwarb König Philipp IV. die Baronie durch Kauf. In den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen wiederholt erobert, gelangte B. später an den Bastard Dunois und dessen Nachkommen und im 16. Jahrh. wieder an die Krone. Heinrich IV. beschenkte damit seine Geliebte Henriette von Balzac, und später kam es an das Haus Orleans. Im Hugenottenkriege wurde B. 1562 vom Prinzen Condé erstürmt und geplündert, 1567 und 1568 abermals verheert und 1597 durch Pest fast entvölkert.

Beauharnais (Alexandre, Vicomte de), geb. 1760 auf der Insel Martinique, diente in einem dortigen Infanterieregimente und war Major, als er daselbst seine reiche Landsmännin, Josephine (s. d.) Tascher de la Pagerie, die spätere Gemahlin Napoleon's, heirathete. In dem amerik. Freiheitskriege kämpfte er unter dem General Rochambeau mit Auszeichnung und wurde deshalb bei seiner Rückkehr nach Frankreich vom Hofe sehr gut empfangen. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, beim Ausbruch der Revolution der Volkssache beizutreten. Er wurde 1789 von dem Adel zu Blois zu den Generalstaaten abgeordnet und war einer der ersten, die mit dem dritten Stande stimmten. In der Nacht vom 4. Aug. erklärte er sich für die Abschaffung der Privilegien, für die Zulassung aller Bürger zu den Staatsämtern und für die Gleichheit vor Gericht. Als Secretär der Nationalversammlung wirkte er in gleicher Richtung, und als Mitglied des Militärausschusses sprach er mit Eifer für die Aufrechterhaltung der Disciplin und eines ehrenhaften Geistes im Heere. Nach dem blutig unterdrückten Aufstande zu Nancy lobte und vertheidigte er den General Bouillé, wodurch er sich die Volksgunst verscherzte. Als 21. Juni 1791 die Nationalversammlung die Flucht des Königs erfuhr, war er es, der durch seine Besonnenheit die Versammlung in einer würdigen Mäßigung erhielt. Zu Anfang des Aug. trat er aus der Nationalversammlung, deren Präsident er zweimal gewesen war, ging als Generaladjutant zur Nordarmee, schlug sich unter dem General Custine bei Soissons und erhielt nach der Katastrophe vom 10. Aug. von den Commissaren der Gesetzgebenden Ver-

sammlung das Zeugniß, daß er die Ehre seines Vaterlandes bewahrt habe. 1793 weigerte er sich jedoch, das Portefeuille des Kriegsministeriums anzunehmen, und reichte sogar als Obergeneral der Rheinarmee, wozu er damals erhoben worden, seine Abdankung ein, weil man den Adel aus der Armee stieß. Unter der Schreckensherrschaft wurde er von der Grenze weg in das Innere Frankreichs verwiesen und begab sich auf sein Landgut zu Ferté-Imbault. Seine Feinde verbreiteten das Gerücht, daß er zur Uebergabe von Mainz muthwillig beigetragen, und diese Denunciation hatte zur Folge, daß er nach Paris gebracht und von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt wurde. Er bestieg 23. Juli 1794 mit großer Fassung das Schaffot. Sein Sohn Eugen, zur Zeit des franz. Kaiserreichs Vicekönig von Italien, ward später Herzog von Leuchtenberg (s. d.); seine Tochter Hortensia vermählte sich mit Ludwig Bonaparte (s. d.), dem Könige von Holland.

Beauharnais (François, Marquis de), der ältere Bruder des vorigen, geb. 12. Aug. 1756 zu La Rochelle, hielt sich in der Nationalversammlung entschieden zur Partei des Adels und protestirte gegen alle Beschlüsse, die dem Volksinteresse dienten. Zu Ende der Session machte er durch einen Bericht an seine Committenten Aufsehen. 1792 entwarf er einen neuen Plan mit d'Hervilly, de Briges und de Vioménil zur Entweichung der königl. Familie, und ging, als derselbe an der Verhaftung seines Begleiters, des Baron Chambon, gescheitert, zur Armee des Prinzen Condé, wo er als Generalmajor angestellt wurde. Von hier aus schrieb er während des Processes des Königs dem Convent einen Brief, in welchem er sich zum Vertheidiger des Königs erbot. Nach dem 18. Brumaire ließ er durch seine Schwägerin Josephine, die inzwischen die Gemahlin Bonaparte's geworden, demselben als Erstem Consul einen Brief einhändigen, in welchem er ihm rieth, den letzten Schritt zu seinem Ruhme zu thun und den Bourbonen das Scepter von Frankreich zurückzugeben. Obschon Bonaparte durch dieses Ansinnen verletzt schien, so durfte er doch infolge der Vermählung seiner Tochter mit Lavalette, dem Adjutanten des Kaisers, 1804 nach Frankreich zurückkehren. B. verschmähte jetzt nicht, aus den Händen des Mannes, den er bisher einen Usurpator gescholten, 1805 den Gesandtschaftsposten am Hofe von Etrurien und 1807 den zu Madrid zu übernehmen. In Madrid ließ er sich, ganz gegen die Politik Napoleon's, in Verbindung mit dem Prinzen von Asturien, nachmaligem Könige Ferdinand VII., gegen den Friedensfürsten ein, weshalb ihn der Kaiser zurückrief und ihn nach Sologne, wo er ein Familiengut besaß, verbannte. Erst nach der Restauration kehrte er nach Paris zurück, wurde 1814 zum Pair erhoben und starb 4. März 1846 in Paris. Aus seiner ersten Ehe mit seiner Nichte Marie Françoise von B. stammt Emilie Louise von B., welche sich 1802 mit Anton Maria Chamans, Grafen von Lavalette (s. d.), verheirathete, den sie 24. Dec. 1815 vom Tode errettete. Aus der zweiten Ehe des Marquis von B. ging Hortense Louise Françoise, geb. 1812, hervor. Diese vermählte sich mit Heinr. Siegfried Richard, Grafen von Querelles und, nach dessen 24. Juni 1846 erfolgtem Tode, zum zweiten mal 1848 mit François Armand Rupert Laity, ehemaligem Zögling der Polytechnischen Schule und Adjutanten des damaligen Präsidenten Ludwig Napoleon.

Beauharnais (Claude, Graf), Sohn eines Oheims der vorhergehenden Brüder und der unter dem Namen Fanny bekannten Dichterin, war 29. Sept. 1756 geboren. Als Offizier in der Garde Ludwig's XVI. heirathete er die Tochter des Marquis Lezay-Marnézia. Bei Zusammenberufung der Generalstaaten trat er als Deputirter des Adels in die Versammlung. Mit Errichtung des Kaiserreichs wurde er Senator und 1810 Ehrenritter der Kaiserin Marie Louise. Nach der Restauration wurde er im Juni 1814 zum Pair ernannt, behielt auch später diese Würde, da er während der Hundert Tage kein Amt angenommen hatte. B. starb zu Paris 10. Jan. 1819. Seine ältere Tochter Stephanie (s. d.), ein Sproß aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Marnézia, wurde durch Napoleon 1806 mit dem damaligen Erbprinzen, spätern Großherzog Karl Ludwig von Baden vermählt. Die jüngere Tochter des Grafen, Josephine Désirée, aus dessen zweiter Ehe mit N. Fortan, der Tochter eines Kaufmanns zu Nantes, vermählte sich 1832 mit Adrien Hippolite, Marquis Quinquésan de Beauzon. — Die Mutter des Grafen Claude B., die Dichterin Fanny, hieß eigentlich Marie Anne Françoise Mouchard und war 1738 zu Paris als die Tochter des Generaleinnehmers der Champagne geboren. Seit 1753 mit dem Vater des Grafen Claude B. vermählt, trennte sie sich bald wieder von ihrem Gatten und lebte seitdem zu Paris ganz ihrer Neigung für die Literatur. Sie umgab sich mit einer Gesellschaft von Schriftstellern und Schöngeistern, zu denen vor allen Dorat, Le Brun, Mably, Bitaubé, Dussaulx, Mercier, Cubières u. a. gehörten. Fanny B. selbst veröffentlichte mehrere dramatische, philos. und andere Dichtungen

sowie Romane, die jedoch für unsere Zeit ohne Interesse und Bedeutung sind. Sie starb 2. Juli 1813 zu Paris.

Beaujeu, eine Stadt im franz. Depart. Rhône, 7 M. im NNW. von Lyon, 3 M. von Villefranche, am Ardière und am Fuße eines Berges, dessen Gipfel die Ruinen eines uralten festen Schlosses krönen. Die Stadt zählt 3993 E., hat Papierfabrikation, Lohgerberei und handelt mit Getreide, Mehl, Eisen und namentlich mit selbsterbautem, gutem Weine. Sie war die ältere, wie Villefranche die spätere Hauptstadt der sehr fruchtbaren Landschaft Beaujolais, welche von der Rhône bis zur Loire reicht und jahrhundertelang eine der berühmtesten Baronien Frankreichs bildete. Nebst dem Fürstenthum Dombes (jenseit der Rhône) kam die Herrschaft durch Vermächtniß des letzten Barons 1400 an den Herzog Ludwig II. von Bourbonnais, 1523 aber durch Franz I. an die Krone und umfaßte den nördl. Theil des Gouvernements Lyonnais. Den Hauptreichthum des Landes bilden die Weine von B., die nebst denen der nördlich angrenzenden Landschaft Mâconnais im Handel allgemein unter dem Namen Mâconweine bekannt sind und gewöhnlich zu den Burgunderweinen gerechnet werden. Das Dorf Cours, 4 M. im SW. von B., ist der Mittelpunkt für die Fabrikation der aus Leinen und Baumwolle bestehenden Stoffe, welche Beaujolaises heißen. Der Ort hat 4909 E. und fabricirt zugleich Flockseide, Decken u. s. w., treibt auch lebhaften Handel mit Getreide, Wein und Seide.

Beaulieu heißen in Frankreich 56 Ortschaften, Schlösser u. s. w. Darunter ist bemerkenswerth die Stadt B. im Depart. Corrèze (Limousin) an der Dordogne. Dieselbe hat 2378 E., eine alkalinische, eisenhaltige Mineralquelle, Messerschmieden, Lachsfang, eine Bleimine und ein Schloß. In der ehemaligen Abtei (Bellus locus) dieser Stadt wurde das in der Geschichte der Hugenottenkriege berühmte Pacificationsedict vom 6. Mai 1576 erlassen.

Beaulieu (Jean Pierre, Freiherr von), österr. General, geb. in oder bei Namur 1725, trat schon 1743 in österr. Kriegsdienste und fand während des Siebenjährigen Kriegs mehrfache Gelegenheit, sich unter Daun auszuzeichnen. Nach dem Frieden widmete er sich fast ausschließlich der Kunst und Wissenschaft und erhielt 1768 den Oberstenrang. 1789 wurde er Generalquartiermeister bei den gegen die belg. Insurgenten zusammengezogenen Truppen und stieg infolge glücklicher und umsichtiger Operationen schnell nacheinander zum Generalmajor und Feldzeugmeister. Im Feldzuge von 1792 lieferte er den Franzosen verschiedene kleinere Gefechte, die für ihn nicht ungünstig ausfielen. 1796 erhielt er als Feldzeugmeister den Oberbefehl über die ital. Armee gegen Bonaparte. Während letzterer sein Heer an der genuesischen Küste zwischen Voltri und Finale zusammenzog, versäumte B. die günstige Zeit zur Eröffnung des Feldzugs und operirte dann, gegen den Rath des sardin. Obergenerals Colli, mit der Hauptmacht das Centrum der Franzosen zu sprengen, nach dem äußersten rechten Flügel des Feindes hin, wodurch zwischen ihm und Colli eine Lücke entstand. Bonaparte benutzte dies, die Verbündeten zu trennen und einzeln zu schlagen. Nach dem Treffen bei Lodi und dem Verluste der Lombardei legte B. das Commando nieder, das nun Wurmser übertragen wurde. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit auf seinem Gute bei Linz, wo er 22. Dec. 1819 starb.

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de), einer der vorzüglichsten Vertreter des franz. Geistes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., geb. 24. Jan. 1733 zu Paris, war der Sohn eines Uhrmachers und trieb anfangs die Kunst seines Vaters, widmete sich daneben aber auch mit Eifer der Musik und brachte es im Gesang, im Spiel der Flöte, besonders aber in dem der Harfe zu großer Vollkommenheit. Seine musikalische Neigung, sein schönes männliches Aeußere und die Gabe gewandter, anziehender Unterhaltung machten ihn in den höhern Kreisen der Gesellschaft beliebt. Er fand Zutritt bei Hofe, wurde Lehrer der Töchter Ludwig's XV. im Harfenspiel und erlangte die volle Gunst seiner Schülerinnen. Bald wußte sich der Sohn des Uhrmachers als vollendeter Hofmann zu bewegen und mit schlagendem Witz den Angriffen einer eifersüchtigen Hofaristokratie zu begegnen. Durch die Heirath (1755) mit der Witwe Franquet, die schon im Sept. 1757 starb, kam er in Besitz ansehnlicher Mittel, während ihm der Verkehr mit dem Hofe einflußreiche Freunde verschaffte. Er trat in nähere Beziehungen zu dem reichen Financier Paris Duverney, der ihn in die Geheimnisse gewinnbringender Handelsspeculationen einweihte und an ihm einen gelehrigen Schüler fand. So gelangte B. auch durch eigene Unternehmungen in Besitz eines beträchtlichen Vermögens. Während eines längern Aufenthalts, welchen er 1764 im Interesse solcher Speculationen zu Madrid nehmen mußte, rächte er die verletzte Ehre seiner Schwester durch ein Duell mit deren Verführer Clavijo

(s. d.). Durch eine zweite Heirath (April 1768) mit der reichen Witwe Levêque, die er wiederum bald (1770) durch den Tod verlor, erhielt sein Vermögen noch einen namhaften Zuwachs. Mitten unter kaufmännischen Speculationen hatte sich B. indessen auch literarisch beschäftigt und war mit zwei Schauspielen: «Eugénie» (1767) und «Les deux amis» (1770) an die Oeffentlichkeit getreten. Jedoch nur das erstere von beiden erhielt sich auf der Bühne. Nach dem Tode Duverney's (Juli 1770) gerieth er mit dem Erben seines Geschäftsfreundes, dem Grafen Lablache, in einen Proceß, welcher für ihn die Gelegenheit wurde, sein glänzendes Talent zu bekunden. Der Proceß wurde vor dem Parlament geführt, und Gegenstand desselben war eine rückständige Schuldforderung des Erben an B. Um Zugang zu dem mit dem Proceß betrauten Referenten am Gerichtshofe, Namens Goezmann, zu erlangen, hatte B. der Gemahlin des letztern ein ansehnliches Geschenk gemacht. Als er dennoch den Proceß verlor, erhielt er das Geschenkte zurück bis auf 15 Louisdor, welche für den Secretär Goezmann's bestimmt gewesen sein sollten. Hieraus entstand ein neuer Proceß (1773) wegen Verleumdung und versuchter Bestechung, von welchem B.' zahlreiche Feinde und Neider eine schmähliche Niederlage für ihn erwarteten. B. wurde in der That vom Gericht für bürgerlich ehrlos erklärt und entging nur mit Mühe der Brandmarkung. Da schrieb er zu seiner Vertheidigung die berühmten «Mémoires» (1774; dazu später «Suite de mémoires», 1778), in denen er die Menschen- und Bürgerrechte mit seiner Sache in Verbindung zu setzen wußte. Zugleich enthüllte er schonungslos die Mysterien der damaligen Rechtspflege und rief so eine allgemeine Aufregung im Publikum zu seinen Gunsten hervor. Diese Memoiren sind ein Meisterstück der Darstellung, zeigen unnachahmliche Kraft, Naivetät und Originalität des Ausdrucks, die feinste Satire, die scharfsinnigste Dialektik und ein Feuer, das noch jetzt hinreißend wirkt. Man sah sich demzufolge genöthigt, jenen ersten Spruch des Parlaments zu cassiren und die Sache durch eine Art von Vergleich zu beenden. Die Erfolge, welche B. durch den Ausgang seines Processes vor der Oeffentlichkeit erzielte, vermehrte er nach einer andern Seite hin durch seine beiden classischen Theaterstücke «Le barbier de Séville» (1775) und «Mariage de Figaro» (1784), die ihn in Frankreich zu dem beliebtesten Dichter seiner Zeit erhoben. Für die Unabhängigkeit der nordamerik. Colonien begeistert, unternahm er es mit großem Geschick, den Aufständischen Kriegsbedürfnisse zuzuführen, wodurch er zugleich Millionen gewonnen haben soll. In einen zweiten Proceß (1781) wegen Beihülfe zur Entführung der Frau Kornmann verwickelt, fand er an Bargasse einen überlegenen Gegner. B. ließ jetzt wieder «Mémoires» erscheinen, aber ohne den frühern Erfolg. Er gewann zwar seinen Proceß, doch nicht die Gunst des Publikums. Seine Oper «Tarare» (1787) erschütterte dazu seinen Ruf als Dichter, und auch sein Schauspiel «La mère coupable» (1792), welches in innerm Zusammenhang mit dem «Figaro» steht, konnte den erhofften Beifall nicht finden. Eine Prachtausgabe von den Werken Voltaire's, deren sehr unvollkommene Ausführung dem ungeheuern Kostenaufwande nicht entsprach, führte für ihn den Verlust von fast einer Million herbei. Bedeutende Summen kostete ihm 1792 auch das Unternehmen, 60000 Gewehre für das republikanische Heer zu schaffen. Wegen seines Verhaltens in dieser Angelegenheit suchte er sich in «Mes six époques» (1793), seiner letzten Schrift, zu rechtfertigen, die ihm jedoch die öffentliche Meinung nicht wieder zuwandte. B. starb 17. Mai 1799. Ausgaben seiner Werke besorgten Gudin (7 Bde., Par. 1809) und Furné (6 Bde., Par. 1827). Vgl. Lomenie, «B. et son temps» (2 Bde., Par. 1856).

Beaumont (Bellus mons oder Belmontium, d. i. Schönberg) ist der Name von vielen Ortschaften und Schlössern in Frankreich. — B.-de-Lomagne, Stadt im Depart. Tarn-Garonne, 4½ M. im SW. von Montauban, an der Gimone in einem fruchtbaren, überaus anmuthigen Thale gelegen und sehr regelmäßig gebaut, zählt 4300 E., die Tuchfabrikation, Gerberei und Ziegelbrennerei sowie Handel mit Wein, Holz, Eisen und besonders mit Getreide treiben. — B.-en-Argonne, Flecken im Depart. Ardennen, 3 M. im OSO. von Sedan, unweit der Maas, hat 1340 E. Der Ort ist geschichtlich bemerkenswerth wegen der hier 26. April 1794 erfolgten Vereinigung der Ardennen- und Nordarmee und der Erstürmung der Höhen von Bossut gegen die Oesterreicher. — B.-en-Auge, Flecken im Depart. Calvados, Arrondissement Pont-l'Evêque, im normann. Ländchen Auge, zählt 821 E. und hatte ehemals eine Priorei und ein königl. Militär-Collége. Es ist der Geburtsort des Mathematikers und Astronomen Laplace. — B.-la-Ferrière (früher B.-les-Forges), Dorf im Depart. Nièvre, Arrondissement Cosne, dessen geringe Einwohnerschaft bedeutende Hammerwerke, Eisen- und Stahlgießereien, Schmiede- und Waffenfabriken unterhalten. — B.-le-Roger, Stadt im Depart. Eure, an der Rille und der Westbahn von Paris nach Cherbourg, mit 2099 E., die sich mit Fertigung von Leinwand

und Bleichen beschäftigen. Der Ort bildete seit dem 10. Jahrh. eine Herrschaft der Herzoge von der Normandie und erhielt 1040 ein sehr starkes Schloß und gleichzeitig unterhalb desselben eine Benedictinerabtei. Das Schloß und die Stadt wurden in den Kriegen zwischen Frankreich und England häufig erobert und verheert und gelangten am Ende des 15. Jahrh. zur Grafschaft Evreux. — B.-sur-Oise, Stadt im Depart. Seine-Oise, 4½ M. im N. von Paris, auf einem Hügel an der Oise und an der Nordbahn gelegen, hat 2431 E., welche sich hauptsächlich mit Posamentier- und Elfenbeinarbeiten, Handel mit Getreide, Schlachtvieh und Geflügel, und mit Flußschifferei beschäftigen. Die Stadt hatte ehemals den Titel einer Grafschaft und ein Schloß, von welchem noch ein Thurm übrig ist. — B.-sur-Sarthe oder B.-le-Vicomte, Stadt im Depart. Sarthe, Arrondissement Mamers, amphitheatralisch am Abhange eines Hügels an der Sarthe gelegen, zählt 2184 E., die eine nicht unbedeutende Woll- und Baumwollindustrie, auch ziemlich beträchtlichen Handel mit Getreide und Geflügel betreiben. Auch dieser Ort litt in den engl.-franz. Kriegen hart. In der Mitte des 16. Jahrh. wurde B. zum Pairie-Herzogthum zu Gunsten der Franciska von Alençon, Gemahlin Karl's von Bourbon, erhoben. — B. heißt auch eine kleine Stadt in der belg. Provinz Hennegau, unweit Charleroi, mit 2200 E., die Eisengruben, Marmormühlen und Färbereien unterhalten.

Beaumont (Francis) und **Fletcher** (John), das berühmte Zwillingsdichterpaar, das auf der Bahn des altengl. Theaters mit Shakspeare um den Preis rang und bei der Nachwelt wenigstens den davontrug, daß ihre Namen sich an den seinigen knüpfen. Auch dieses haben sie mit Shakspeare gemein, daß die Geschichte ihres Lebens und Zusammenwirkens halb Mythe geworden ist. B. war 1585 auf dem Stammgute seiner Familie Grace-Dieu in der Grafschaft Leicester geboren, studirte zu Oxford und darauf eine Zeit lang zu London die Rechtswissenschaft und starb im März 1616. Fletcher, der Sohn des Bischofs von Worcester, wurde 1576 geboren, war einige Zeit in Cambridge, ohne sich einem wissenschaftlichen Berufe zu widmen, da die Dichtkunst ihn früh ausschließend beschäftigte, und starb im Aug. 1625 in Southwark an der Pest. Die Verbindung der beiden Dichter begann um 1605. Die Schauspiele, die unter beider Namen erschienen, waren ihre gemeinschaftliche Arbeit, und nur die Ueberlieferung sagt, daß Fletcher das erfindende Genie, B., dem phantasiereichern Mitarbeiter an Beurtheilungskraft überlegen, der ordnende und gestaltende Verstand in der Anlage und Ausführung des Plans gewesen sei. Allerdings wird diese Angabe dadurch wahrscheinlich, daß in dem dramatischen Idyll «The faithful shepherdess», Fletcher's alleiniger Arbeit, üppige Phantasie und lebhaftes Gefühl vorwalten. Nach B.'s Tode soll Fletcher bei seinen dramatischen Erzeugnissen Shirley (s. d.) zu Rathe gezogen haben. Shakspeare diente den beiden Freunden zum Muster, und sie lassen, gleich diesem, pathetische und niedrig-komische Scenen miteinander abwechseln. Doch der Wunsch, dem Publikum, welches damals leichter Ausschweifungen als Schlaffheit vergab, zu genügen, führte sie von der künstlerischen Besonnenheit ab und ließ sie in Uebertreibungen verfallen. Ihre Zeitgenossen zogen jedoch ihre Arbeiten selbst denen Shakspeare's vor, indem man behauptete, daß durch sie erst das engl. Theater den höchsten Gipfel der Vollendung erreicht habe. Die Nachwelt hat dieses Urtheil verworfen, und ihre Stücke sind jetzt, wenigstens in ihrer ursprünglichen Form, von der Bühne verschwunden. Die Zahl derselben beträgt, mit Einschluß der von Fletcher nach dem Tode B.'s geschriebenen und des Dramas «The two noble kinsmen», an welchem die Tradition Shakspeare theilhaben läßt, 52; ihre Reihenfolge läßt sich nicht mehr bestimmen, indem sie meistens nicht vor 1647 im Druck erschienen. Seitdem sind die Werke B.'s und Fletcher's mehrfach commentirt und herausgegeben worden, wie von Theobald, Seward und Sympson (10 Bde., Lond. 1758), von Weber (14 Bde., Edinb. 1812), von Darley (2 Bde., Lond. 1839, neue Aufl. 1864) und am besten von Dyce (13 Bde., Lond. 1841—48). Schröder's Lustspiel «Stille Wasser sind tief» (in dessen «Dramatische Werke», Bd. 2, Berl. 1831) ist eine freie Bearbeitung von Fletcher's «Rule a wife and have a wife». Eine vollständige deutsche Uebersetzung ihrer Schauspiele fehlt noch; mehreres gab Kannegießer in «B.'s und Fletcher's dramatische Werke» (2 Bde., Berl. 1808). «Die Braut» übersetzte Gerstenberg (Kopenh. 1765), Huber das Lustspiel «King and no king» unter dem Titel «Ethelwolf, oder der König kein König» (Dessau 1785) und Baudissin die Lustspiele «Der spanische Pfarrer» und «Der ältere Bruder» in dem Werke: «Ben Jonson und seine Schule» (2 Thle., Lpz. 1836).

Beaumont (Gustave de), ausgezeichneter franz. Publicist, geb. 16. Febr. 1802 zu Beaumont-la-Chartre im Depart. Sarthe, studirte die Rechte und wurde 1824 Substitut des königl. Procurators am Obertribunal der Seine, welches Amt er nach der Julirevolution verlor.

1831 erhielt er von der Regierung den Auftrag, in Gemeinschaft mit seinem Amtsgenossen Tocqueville das Gefängnißwesen der Vereinigten Staaten von Amerika zu studiren. Nach seiner Rückkehr erhielt er zwar eine Staatsanstellung, wurde aber derselben sehr bald entsetzt, da er sich weigerte, in dem skandalvollen Processe der Baronin von Feuchères die öffentliche Anklage zu übernehmen. 1840 wählte ihn das Depart. Sarthe in die Kammer, wo er sich zur Opposition hielt und durch Kenntnisse und Schlagfertigkeit in allen polit. Angelegenheiten auszeichnete. Nach der Februarrevolution von 1848 schickten ihn seine Wähler in die Constituirende wie in die Gesetzgebende Nationalversammlung. Er bewies sich hier als aufrichtiger, doch gemäßigter Republikaner und war bei dem Gesetze über den Belagerungszustand Berichterstatter. Unter der Verwaltung des Generals Cavaignac wurde er zum Gesandten in London ernannt. Nach der Wahl des Prinzen Ludwig Napoleon trat er von seinem Posten ab und näherte sich wieder der Staatsgewalt, die ihr erstes Ministerium aus seinen Freunden bildete. Er selbst übernahm die Gesandtschaft in Wien, verzichtete aber darauf, als die Minister, die sie ihm übertragen, abdankten. Während des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 betheiligte er sich an der Zusammenkunft der zur Aufrechthaltung der Verfassung in der Mairie des zehnten Arrondissements versammelten Deputirten und büßte seine Vorliebe für Gesetzlichkeit mit einer kurzen Gefangenschaft in der Festung des Mont-Valérien. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit auf seinem Stammgute und nahm nur noch Antheil an den Arbeiten des Instituts, in dem er seit 1841 der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften angehört. B. ist ein Enkel Lafayette's und seit 1836 mit seiner Cousine, der Tochter von George Lafayette, verheirathet. Als Schriftsteller machte er sich zuerst dadurch bekannt, daß er mit Tocqueville, als gemeinschaftliche Frucht ihrer amerik. Reise, den «Traité du système pénitentiaire aux Etats-Unis et de son application à la France» (Par. 1832; 3. Aufl. 1845; deutsch mit Zusätzen von Julius, Berl. 1833) herausgab. Sodann schrieb er «Marie, ou l'esclavage aux Etats-Unis» (2 Bde., Par. 1835; 4. Aufl. 1840), ein ebenso wahres und ergreifendes, aber besser angelegtes und ausgeführtes Gemälde als der bekannte «Onkel Tom» von Frau Beecher-Stowe. Dem folgte «L'Irlande sociale, politique et religieuse» (2 Bde., Par. 1839; 5. Aufl. 1842; deutsch von Brinckmeier, Braunschw. 1840). Indem B. in diesen drei von der franz. Akademie gekrönten Schriften abwechselnd die erniedrigende Lage einer Klasse, die schnöde Zurücksetzung einer Rasse und den elenden Zustand eines Volks schilderte, geschah es nur in der Absicht, in seiner Antheilnahme an dem Schicksale der Verstoßenen seine Abneigung gegen jede Art von Willkür und Tyrannei zu erkennen zu geben.

Beaumont-Bassy (Edouard Ferdinand de La Bonninière, Vicomte de), franz. Geschichtschreiber, ein Vetter des vorigen, geb. 1816 auf dem Schlosse La-Mothe-Souzay im Depart. Indre-Loire, versuchte sich zuerst literarisch in Romanen und veröffentlichte unter anderm «Une marquise d'autrefois» (Par. 1839), «Don Luis» (Par. 1838) u. s. w. Diesen folgte das geschätzte histor. Werk «Les Suédois depuis Charles XII jusqu'à Oscar I» (2 Bde., Par. 1841; 3. Aufl. 1847), das sich auf eigene Forschungen gründet, welche er während einer speciellen Mission nach Schweden zu unternehmen die Gelegenheit hatte. Außerdem schrieb er «Histoire des Etats européens depuis le congrès de Vienne» (Bd. 1—4, Par. 1843—53), eine bedeutungslose Arbeit, die unvollendet blieb, und «Histoire de mon temps» (4 Bde., Par. 1855—58), eine Schilderung der Julimonarchie und der Republik, die in ihrer Leidenschaftlichkeit jedes besonnenen und wahrhaft histor. Geistes entbehrt. Einer der eifrigsten Anhänger der conservativ-monarchischen Partei, war B. 1851—53 Präfect in Laon und erhielt 1858 das Offizierkreuz der Ehrenlegion. Doch ließ er sich zu finanziellen Schwindeleien fortreißen, die ihn 1859 mit der Justiz in Conflict und, zufolge eines richterlichen Urtheils, auf zwei Jahre ins Gefängniß brachten.

Beaumont (Elie de), berühmter franz. Geolog, s. Elie de Beaumont.

Beaune, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Côte d'Or im ehemaligen Herzogthum Burgund, in einer angenehmen Gegend an der Bouzeoise und an der Eisenbahn von Paris und Lyon, 5 M. im SSW. von Dijon, ist gut gebaut und zählt 10719 E. Die Stadt hat ein Schloß, ein großartiges, schon im 15. Jahrh. gegründetes Hospital, die schöne Kirche Notre-Dame, ein Communalcollége und eine Bibliothek sowie ein Theater. Auch befindet sich hier ein Tribunal erster Instanz und ein Handelsgericht. Die Bevölkerung betreibt hauptsächlich Gießerei, Bereitung von Kernmehl und Senf, Destillation, Böttcherei und die gewöhnlichen städtischen Gewerbe. Obenan steht die Rebencultur und der Handel mit Burgunder- und Champagnerwein, der sich um einen jährlichen Absatz von 40000 Stückfaß

bewegt. Nicht nur ist die nächste Umgebung der Stadt, neben schönen Obstbaumanlagen, mit überaus reichen Rebenpflanzungen bedeckt, sondern die ganze Landschaft **Beaunois** bildet mit ihrer nordöstl. Fortsetzung über Nuits nach Dijon den durch seine vortrefflichen weißen und rothen Weine berühmtesten Landstrich Burgunds. Die besten und geschätztesten Gewächse sind die von B. selbst, von Mont-Rachel und Meursault an der Eisenbahn beim Flecken Nolay (Carnot's Geburtsort), von Pommard, Volnay, Corton, Savigny, Chassagne, Auxey und Santenay. B. war schon im 7. Jahrh. ein wichtiger Ort mit einem festen Schloß. Durch Familienvertrag kam das Herzogthum Beaunois mit der Stadt an König Heinrich I., wurde aber 1227 mit dem Herzogthum Burgund vereinigt. Als nach dem Tode Karl's des Kühnen (1477) Burgund der Krone Frankreich zufiel, hielt sich die Stadt B., welche öfter herzogl. Residenz und der erste Sitz des burgund. Parlaments gewesen war, zu dessen Erbtochter Maria. König Ludwig XI. eroberte aber 1478 die Stadt, die eine bedeutende Summe erlegen und sich verpflichten mußte, ihre Weine nach Paris zu verkaufen. Das 1502 von Ludwig XII. gegen die Einfälle der habsburgischen Truppen erbaute feste Schloß mit vier Thürmen ließ Heinrich IV. nach Beendigung des Kriegs der Ligue, in welchem die Stadt viel gelitten hatte, 1602 schleifen. Im 17. Jahrh. zeichnete sich B. durch die Blüte seiner Manufacturen aus. An 200 prot. Familien beschäftigten über 2000 Arbeiter. Doch die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 vertrieb die Protestanten ins Ausland, und seitdem gerieth die Stadt in Verfall und hat sich nie wieder zu ihrer frühern Höhe erhoben.

Beaune (Florimond de), ein trefflicher Mathematiker, geb. zu Blois 1601, diente in jüngern Jahren beim Militär und kaufte sich später eine Rathsstelle bei dem königl. Gerichte in seiner Vaterstadt, wo er 1652 starb. B. war ein Jugendfreund des Descartes und trug durch seine Arbeiten und Entdeckungen wesentlich zur Vervollkommnung der neuern analytischen Geometrie bei, die Descartes selbst zuerst in der Mathematik einführte. Die Algebra bereicherte er dadurch, daß er zeigte, wie in den Gleichungen bis zum vierten Grade die Grenzen der positiven Wurzeln aus den Coëfficienten gefunden werden können. Man kann ihn auch gewissermaßen als den eigentlichen Gründer der Integralrechnung ansehen, da er zuerst die Natur der krummen Linien aus den Eigenschaften ihrer Tangenten abzuleiten suchte, während man sich vor ihm begnügte, die Eigenschaften dieser Tangenten für bereits gegebene Curven zu bestimmen. Die sog. **Beaune'sche Aufgabe**, welche er den Geometern vorlegte, wird noch jetzt unter diesem Namen in der Integralrechnung aufgeführt und war für seine Zeit merkwürdig und neu; sie betrifft gleichfalls die Bestimmung der Natur einer krummen Linie aus einer Eigenschaft ihrer Tangente. Außerdem beschäftigte er sich viel mit der Verbesserung der Fernröhre, deren er mehrere von vorzüglicher Güte verfertigt haben soll.

Beauregard (Peter Gustav), General der conföderirten Südstaaten in Nordamerika, heißt eigentlich Toutant und nahm den Namen B. nur von einer seinem Vater gehörenden Plantage an. Er stammt aus einer franz. Familie, die in Louisiana einwanderte, wurde 1818 als der Sohn eines reichen und aristokratischen Pflanzers in der Nähe von Neuorleans geboren und erhielt eine militärische Ausbildung auf der Militärschule zu Westpoint, die er 1838 als Artillerielieutenant verließ. Als solcher wohnte er dem Kriege der Union gegen Mexico bei und stieg 1847 zum Kapitän. Nach dem Frieden übertrug ihm die Regierung die Leitung verschiedener öffentlicher Bauten in und bei Neuorleans. Während der Präsidentschaft Buchanan's nahm er infolge persönlicher Zerwürfnisse seinen Abschied. Er war einer der ersten, die sich an der insurrectionellen Bewegung des Südens betheiligten, und wurde im Febr. 1861 zum Brigadegeneral der Südstaaten ernannt. Als solcher leitete er den Angriff auf das Fort Sumter. Im Juni erhielt er den Befehl über die in Virginien gesammelte Armee und gewann 21. Juli die Schlacht am Bull-Run, wonach seine Ernennung zum General erfolgte. Im Jan. 1862 ward er nach dem Mississippi beordert, wo er durch seinen Antheil an der Leitung der Schlacht bei Shiloh (6. April) und durch den Rückzug von Korinth seinen Ruf als Feldherr verlor. Er mußte den Oberbefehl im Felde aufgeben, ward aber später wieder mit der Vertheidigung der Stadt Charleston betraut, welche Aufgabe er 1863 mit Erfolg löste. Im April 1864 ward er nach Richmond berufen, um diese Stadt gegen einen Flankenangriff zu vertheidigen. Durch seine fanatischen und beschimpfenden Proclamationen gegen die «Yankees» hat er mehr als irgendein anderer zur Verbitterung der Stimmung zwischen dem Norden und Süden beigetragen.

Beauvais, die Hauptstadt des franz. Depart. Oise und eine der gewerbfleißigsten Städte Frankreichs, liegt in der alten Provinz Isle de France im Thal des Oisezuflusses Thérain und an der Nordbahn, 9,7 M. im N. von Paris, umgeben von bewaldeten Höhen. Sie zählt

15364 E., ist Sitz der Departementsbehörden und eines Bischofs, hat eine literarische, eine ökonomische und andere Gesellschaften, eine öffentliche Bibliothek von 15000 Bänden sowie ein Communalcollége, ein theol. Seminar, ein Civil- und Militärhospital, Kasernen und ein neues Theater. Die alterthümlich und schlecht gebaute Stadt besitzt eine großartige, aber unvollendete goth. Kathedrale aus dem 14. und 15. Jahrh. Der alte Bischofspalast aus dem Anfang des 14. Jahrh. ist jetzt Justizpalast, und die alten Stadtwälle sind in schöne, schattige Promenaden verwandelt. B. ist eine bedeutende Fabrik- und Handelsstadt. Außer der Staatsfabrik für Hautelisseteppiche und Gobelinstapeten, welche 1664 unter Colbert's Verwaltung von Louis Hinard gegründet und 1792 von der Regierung übernommen wurde, hat es große Tuchmanufacturen, Fabriken für Woll- und Baumwollwaaren aller Art, für Knöpfe und Bürsten, außerdem Spinnereien, Wollkämmereien, Bleichen, Färbereien, viele Töpfereien und Steingutfabriken. Der Handel ist sehr lebhaft, besonders in Getreide, Wein und Manufacten. In der Nähe der Stadt sind zwei kalte Mineralquellen. B. ist eine sehr alte Stadt, die im Lande der mächtigen Bellovaci in Gallia Belgica lag und bei den Römern Cäsaromagus, dann Bellovacum und im Mittelalter Belvacum hieß. 845 und 1115 wurden hier Concile gehalten. Seit der Mitte des 9. Jahrh. bildete B. eine Grafschaft des reichen Hauses Vermendois. Odo II. übertrug 1013 den Grafentitel an seinen Bruder Roger, den Bischof von B. Seitdem blieb den Prälaten dieser Titel, zu dem dann noch die Pairie kam, sodaß diese Kirchenfürsten zu den ersten Würdenträgern des Königreichs gehörten. 1346 vertheidigte sich B. muthig gegen die Engländer. In der Umgegend von B. brach im März 1358 der Bauernkrieg (Jacquerie) aus. Die Stadt hatte zwei harte Belagerungen zu erdulden, 1433 gegen die Engländer, 1472 gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Sie wurde das erste mal gerettet durch die heldenmüthige Aufopferung des Jean Lignière, das zweite mal durch die Beihülfe der Bürgerinnen unter der Heldin Jeanne Hachette, denen zu Ehren noch jetzt alljährlich am 14. Oct. ein Fest gefeiert wird.

Bebutow (Fürst Wassilij Ossipowitsch), ein aus dem Orientkriege 1853—55 bekannter russ. General, wurde 1791 als Abkömmling einer armen Familie geboren, die sich vor mehrern Jahrhunderten in Grusien niederließ und dort zu den ersten Fürstengeschlechtern des Landes zählte. Sein Großvater war Gouverneur von Tiflis und begleitete Nadir-Schah auf dessen Zuge nach Indien. Sein Vater nahm nach der Vereinigung Grusiens mit Rußland an den Feldzügen Zizianow's theil und starb als russ. Oberst. Der junge B. wurde im Cadettenhause zu Petersburg erzogen und kehrte 1809 als Offizier nach dem Kaukasus zurück, wo er sich das Wohlwollen des Generalgouverneurs Paulucci erwarb. Als dieser 1812 zum Gouverneur von Riga ernannt wurde, folgte ihm B. nach Livland und wohnte den letzten Operationen gegen die Franzosen bis zur Besetzung von Memel und Königsberg bei. 1816 wurde er Adjutant des Generals Jermolow, den er auf seiner Gesandtschaftsreise nach Persien begleitete, und stieg, nachdem er zur Unterwerfung der Provinz Akuscha und des Khanats von Kasikumuk beigetragen, schon 1821 zum Oberst und Commandeur des Jägerregiments Mingrelien. Von 1825—27 versah er die Stelle eines Gouverneurs von Imeretien, machte 1828 unter Paskewitsch den Feldzug gegen die Türken mit und wurde für seine beim Sturm von Achaltziche bewiesene Tapferkeit zum Generalmajor befördert. Als Commandant dieser Festung vertheidigte er sich im März 1829 mit einer kleinen, von der Pest decimirten Garnison 10 Tage lang gegen eine türk. Armee unter Achmed-Pascha, bis er durch den General Murawjew entsetzt wurde. Hierauf zum Gouverneur der neuen russ. Provinz Armenien ernannt, schloß er 1835 einen vortheilhaften Grenztractat mit Persien ab und wurde 1838 als Mitglied des obersten Verwaltungsraths von Transkaukasien nach Tiflis berufen. 1840 zur Armee in Polen versetzt, fungirte er eine Zeit lang als Commandant von Zamosc, ward 1843 Generallieutenant und erschien im Frühjahr 1844 von neuem im Kaukasus als Befehlshaber des Daghestanschen Corps. Er commandirte 1845 unter Woronzow auf dem Zuge nach Dargo, schlug im Oct. 1846 die Lesghier unter persönlicher Anführung Schamyl's bei Kutischi und erhielt, nachdem er noch an den Belagerungen von Gergebil und Salti theilgenommen, im Nov. 1847 den Posten eines Präsidenten des Administrationsraths von Transkaukasien. Beim Ausbruche des Kriegs von 1853 wurde B. mit dem Commando des Operationscorps an der türk. Grenze betraut und brachte 1. Dec. dem Seraskier Abdi-Pascha bei Kadiklar eine Niederlage bei, welche die beabsichtigte Invasion Russisch-Armeniens durch die Türken vereitelte. Am 5. Aug. 1854 erfocht er mit 18000 Mann den entscheidenden Sieg bei Kuruk-Dere über das 40000 Mann starke Heer Zarif-Pascha's, welcher 15 Kanonen, zahlreiche Trophäen und 2000 Ge-

fangene in seinen Händen ließ. Doch versäumte es B., die Auflösung der türk. Armee zu benutzen, um nach Kars vorzudringen. Im Feldzuge von 1855 übernahm daher der neue Statthalter vom Kaukasus, Murawjew, persönlich den Befehl über das Operationscorps, während B. mit der Vertheidigung Grusiens beauftragt wurde. Auf die Kunde von der Landung Omer-Pascha's in Mingrelien begab er sich nach Kutais, wo er rasch ein Truppencorps sammelte und durch geschickte Manöver die Türken zum Rückzug nöthigte. Nach der Abberufung Murawjew's im Sommer 1856 führte B. interimistisch bis zur Ankunft des Fürsten Barjatinskij den Oberbefehl im Kaukasus, ward im Jan. 1857 zum General der Infanterie befördert und starb nach langwierigem Krankenlager zu Tiflis 22. März 1858. — Von seinen drei Brüdern fielen zwei im Kampfe gegen die Bergvölker; der dritte, David B., focht unter Paskewitsch in Polen, Ungarn und vor Silistria als Befehlshaber der kaukas. Reiterregimenter, wurde 1856 Generallieutenant und 1861 Commandant von Warschau.

Becassinen, Sumpf- oder Moorschnepfen, heißen die Schnepfenvögel, welche sich nur in Sumpf und Moor, nie im Walde aufhalten und durch einige untergeordnete Kennzeichen, wie unten ganz nacktes Schienbein, verlängerten Nagel der kurzen Hinterzehe und an der Spitze etwas flachgedrückten Schnabel, von den Waldschnepfen unterscheiden. Sie kommen als echte Zugvögel im Frühjahr und ziehen im Herbst nach Süden. In Deutschland kennt man drei Arten: die große Becassine (Scolopax major), von der Größe einer Turteltaube, nur einzeln auf Wiesen und Weiden, meist in bergigen Gegenden, kommt Ende April und geht Anfang Aug. Die gemeine Becassine oder Heerschnepfe (Scolopax gallinago), von der Größe eines Krammetsvogels, gemein überall, kommt im März und geht im Oct., und wird wegen ihres meckernden Rufes auch Himmelsziege genannt. Dieselbe ist äußerst schwer zu schießen wegen ihres zickzackförmigen Fluges beim Aufsteigen. Die kleine Becassine (Scolopax gallinula) von der Größe einer Lerche, kommt und geht mit der vorigen, ist aber weit seltener. Alle drei Arten nähren sich von Würmern, Larven und Schnecken und liefern ein sehr feines, geschätztes Wildpret. Man fängt sie in Schlingen und schießt sie vor dem Hunde.

Beccafumi (Domenico), genannt il Mecherino, ein Maler der Sieneser Schule, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. blühte. Er arbeitete neben Sodoma an den Fresken im Oratorium von St.-Bernardino, nahm dessen Weise an und entwickelt, solange er an ihr festhält, auch in andern Werken, z. B. einer großen Tafel der heil. Katharina von Siena in der Akademie ebendaselbst, eine edele, einfache Anmuth. In spätern Werken, wo er dem Einflusse des seiner Natur entgegenstehenden Michel Angelo sich hingab, ward er unleidlicher Manierist. Merkwürdige Arbeiten von ihm sind die mosaikartig aus hellerm und dunklerm Marmor zusammengesetzten Darstellungen auf dem Fußboden des sieneser Doms.

Beccaria (Cesare Bonesano de), ein Menschenfreund, der die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe nachzuweisen suchte, geb. zu Mailand 15. März 1738, stammte aus der Familie der Marchesen von B., ward früh durch die Schriften der Encyklopädisten, vorzüglich Montesquieu's, zur Entwickelung seines philos. Talents angeregt und später rühmlich bekannt durch die von edeln Feuer für die Menschheit zeugende Schrift «Dei delitti e delle pene», die zuerst anonym (Monaco 1764) und dann öfter erschien, am besten durchgesehen vom Verfasser selbst (2 Bde., Vened. 1781). Die Schrift wurde in alle gebildete Sprachen übersetzt, so auch vielfach ins Deutsche, z. B. von Flathe, mit Anmerkungen von Hommel (Bresl. 1788—89), von Bergk (Lpz. 1798), in neuerer Zeit noch von Glaser (Wien 1851). B. trat in diesem Werke gegen die Härten und Misbräuche der Criminaljustiz seiner Zeit auf und bekämpfte mit der Beredsamkeit des Gefühls und lebendiger Einbildungskraft Tortur und Todesstrafe. Mit Unrecht beschuldigte Kant den Verfasser affectirter Humanität, doch wies er richtig die Schwäche der Gründe nach, auf welche B. seine Ansichten stützte. Wenigstens wirkte B.'s Buch, das ihm den Ruf eines wahren Menschenfreundes sichert, so viel, daß der Abscheu gegen unmenschliche Strafen allgemeiner verbreitet und für wissenschaftlichere Ausbildung sowie für mildere Praxis des peinlichen Rechts der Weg gebahnt wurde. Außerdem ist er noch durch eine philos. Sprachlehre und Theorie des Stils, «Ricerche intorno alla natura dello stilo» (Mail. 1770) und als Verfasser mehrerer Abhandlungen über den Stil, den rednerischen Schmuck u. s. w. in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Visconti, Veri u. a. herausgegebenen ital. Zeitschrift «Il Caffè» in seinem Vaterlande bekannt. B. war seit 1768 Lehrer der Staatswirthschaft zu Mailand und starb daselbst 28. Nov. 1794. Seine «Opere» wurden am besten von Villari (Flor. 1854) herausgegeben.

Beccaria (Giovanni Battista), ein berühmter Mathematiker und Physiker, geb. 3. Oct.

1716 zu Mondovi, trat in den Orden der Frommen Schule und war erst zu Rom, dann zu Palermo als Lehrer der Rhetorik und Philosophie thätig. 1748 erhielt er die Professur der Physik zu Turin, wo er nach langer und ausgezeichneter Wirksamkeit 27. Mai 1781 starb. Franklin's und anderer Versuche in der Physik veranlaßten B. zu der Schrift «Dell' elettricismo naturale ed artifiziale» (Tur. 1753), die in jener Zeit ungemeines Aufsehen erregte. Seine wichtigste und vollständigste Schrift über diesen Gegenstand ist jedoch «Dell' elettricismo artifiziale» (Tur. 1772), die durch Franklin ins Englische übersetzt wurde. 1759 erhielt er vom Könige von Sardinien den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er unternahm diese Messung 1760 gemeinschaftlich mit Canonica und machte das Resultat in dem «Gradus Taurinensis» (Tur. 1774) bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Cassini's gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er «Lettere d'un Italiano ad un Parigino», worin er den Einfluß der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels nachwies.

Beche (Sir Henry Thomas de la), engl. Geolog, s. De La Beche.

Becher sind Trinkgeschirre von Metall, Holz, Horn, Stein u. s. w. in Form eines meist runden, sich gegen die Oeffnung hin erweiternden Cylinders, gewöhnlich ohne, oder doch nur mit sehr niedrigem Fuße, aus dessen Erhöhung der Pokal entsteht. Größere B., mit Deckel und Henkel versehen, oft aus Thon und nicht selten mit Reliefdarstellungen geschmückt, heißen in Deutschland Humpen. Sie entstanden in der trinklustigen Zeit des Mittelalters. Eine kleinere Art, unten rund, heißt Tummler. Die ursprünglichsten, natürlichsten Trinkgefäße waren die Hörner der Stiere. Sie finden sich bei den alten Griechen, Germanen und Skandinaviern. Homer beschreibt verschiedene Trinkbecher. Sein Amphikypellon entspricht der eigentlichen Becherform, und man hat sich darunter einen Doppelbecher zu denken, bei dem ein gemeinschaftlicher Boden in der Mitte liegt. Der B. des Nestor ist nach der Schilderung des ionischen Sängers von besonders kunstreicher Arbeit gewesen. Verwandtschaft mit ihrem Ursprunge, den Thierhörnern, zeigen noch diejenigen thönernen Trinkgeschirre der Griechen, welche B. darstellen, die an der Stelle des Fußes einen Thierkopf haben. Sie mußten entweder gleich ausgetrunken werden, weil sie nicht anders als umgestülpt stehen konnten, oder man stellte sie in besondere, gewöhnlich hölzerne Gestelle. Auch die nordischen Völker gaben den Thierhörnern bisweilen durch edle Metalle reichverzierte Füße, wodurch sich denn wol die allmähliche Umgestaltung zum Pokal erklärt. Die hauptsächlichsten andern Formen bei den Griechen mit ihren Benennungen waren folgende: das Karchesion, ein hoher B., in der Mitte zusammengezogen, mit Henkeln vom obern bis zum untern Rande; der Kantharos, ein großer weiter B. mit einem Deckel und einer Mündung an der Seite zum Trinken; die Kylix, eine Trinkschale, mit einem Fuß und kurzen Handhaben; die Kotyle, ein kleines Becherchen, wie unsere Spitzgläser. Diese Formen bildeten die Römer mit der ihnen eigenen Prachtliebe aus, und es bildeten sich die Pocula, neben welchen noch manche andere Formen in Gebrauch blieben, z. B. das kleine gehenkelte Becherchen (Capis) bei Opfern. Aus dem Poculum bildete die christl. Kirche den Abendmahlskelch in Lilienform, den Meßkelch (Calix missalis) und den Taufkelch (Calix baptismalis), aus welchem Milch und Honig gereicht wurde. Auf diese Weise wurde die Kelch- oder Pokalform des Trinkgefäßes eine besonders geheiligte, daher sie bei feierlichen Gelegenheiten auch im profanen Leben zur Anwendung kommt. Seit der Erfindung des Glases hat dieser Stoff einen sehr allgemeinen Verbrauch zu Trinkgeschirren erfahren, sodaß auch die Bezeichnung Glas für B. gewöhnlich geworden ist. Doch gilt hier in Bezug auf die Form noch die Unterscheidung, daß man ein Geschirr ohne Fuß: Becherglas, ein Gefäß mit einem solchen: Kelchglas nennt. Bei seiner Bedeutung in der christl. Kirche ging natürlich der B. in die christl. Symbolik über. So wird das ganze Leiden Christi ein «bitterer Kelch» genannt. In der bildenden Kunst bezeichnet der Kelch mit der Hostia darüber den Priesterstand mit Bezug auf das Meßopfer. Er ist das Attribut des Evangelisten Johannes, desgleichen des Bischofs Lupus sowie des Franciscanermönchs Jacobus de Marchia. B. und Dolch in der Hand führt König Eduard Martyr. Einen B. trägt der Engel Chamael, der Christus im Garten stärkte und mit Jakob rang. Auch der heil. Benedict wird mit einem zersprungenen B. dargestellt, da nach der Sage der ihm vorgesetzte Giftbecher bei der Bekreuzung zersprang.

Becher (Joh. Joach.), der Verfasser der ersten Theorie der Chemie, geb. 1625 zu Speier, war nach dem frühen Tode seines Vaters genöthigt, durch Unterricht sich und seine Familie zu erhalten. Sein Eifer und seine großen Anlagen überwanden indeß alle Hindernisse. Er erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Medicin, Physik und Chemie und selbst in der Politik und Staatsverwaltung, ward Professor in Mainz, 1660 kaiserl. Hofrath in Wien, dann

erster Leibarzt des Kurfürsten von Baiern. In Wien hatte er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und den Plan zu einer indischen Handelsgesellschaft entworfen, fiel aber darüber bei Hofe in Ungnade. B. wandte sich nach Mainz zurück und lebte später in München, Würzburg, Harlem und zuletzt in London, wo er im Oct. 1682 starb. Er hatte viele Feinde, und man beschuldigte ihn nicht ganz mit Unrecht der Marktschreierei; doch ist sein Verdienst um die Chemie bleibend. In seiner «Physica subterranea» (Frankf. 1669) brachte er zuerst die Chemie mit der Physik in Verbindung und sah in der Zusammenwirkung beider die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen. Gleichzeitig fing er an, eine Theorie der Chemie zu gründen; auch den Proceß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte, jedes Metall bestehe aus einem allen gemeinschaftlichen erdigen Stoffe, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Principe und aus einer eigenthümlichen mercurialischen Substanz. Erhitze man ein Metall, sodaß es seine Gestalt verändere, so entbinde man die mercuriale Substanz, und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin lag der Keim von Stahl's phlogistischer Theorie, die bis auf Lavoisier alleinige Geltung gehabt hat, und auf deren Genialität neuerdings wieder die Geschichtschreiber der Chemie hingewiesen.

Becher (Siegfried), namhafter Statistiker und Nationalökonom, geb. 28. Febr. 1806 zu Plan in Böhmen, begann seine Studien in Prag und vollendete dieselben in Wien, wo er auch 1831 Doctor der Rechte wurde und noch in demselben Jahre in Staatsdienste trat. Seit 1835 Professor der Geschichte und Geographie, Handelsgeschichte und Handelsgeographie am Polytechnischen Institut zu Wien, war er daneben auch bei der Tabacks- und Stempeldirection, dann bei der obersten Postverwaltung thätig und erhielt 1836 die Bewilligung, zum Zweck einer Darstellung des österr. Handels und der Gewerbe die Archive der Hofstellen zu benutzen. Die Frucht seiner Studien war das Werk: «Das österr. Münzwesen von 1524—1838 in histor., statist. und legislativer Hinsicht» (2 Bde., Wien 1838), mit welchem er seinen literarischen Ruf begründete. Sodann veröffentlichte er «Statistische Uebersicht des Handels der österr. Monarchie mit dem Auslande während der Jahre 1829—38 (Stuttg. u. Tüb. 1841) und «Statist. Uebersicht der Bevölkerung der österr. Monarchie nach den Ergebnissen der J. 1834—40» (Stuttg. u. Tüb. 1841). Hieran schlossen sich «Beiträge zur österr. Handels- und Zollstatistik auf Grundlage der officiellen Ausweise von 1831—42» (Stuttg. 1844), «Die Bevölkerungsverhältnisse der österr. Monarchie von 1819—43» (Wien 1846). B. gab durch seine Wirksamkeit die Veranlassung, daß die österr. officiellen Handelsausweise im Drucke erschienen und das Statistische Bureau sein reiches Material zu veröffentlichen begann. Ungeachtet seiner Verdienste um die österr. Statistik ward er doch nicht dem neuorganisirten Statistischen Bureau, sondern dem General-Regierungsdirectorium zugetheilt. Als Doblhoff im Mai 1848 Minister des Handels wurde, übertrug ihm dieser zum Theil die Organisirungsarbeiten und erhob ihn im Juni zum Generalsecretär. Im Sept. 1848 zum Ministerialrath ernannt, besorgte er während der stürmischen Zeit des Oct. und im Nov. in Abwesenheit eines Handelsministers die laufenden Geschäfte und übergab diese im Dec. an den neuernannten Handelsminister Bruck. Seit Mai 1852 in Ruhestand versetzt, wirkte er seitdem mehrfach bei größern industriellen und mercantilischen Unternehmungen mit. Von seinen spätern Schriften sind noch zu nennen: «Die deutschen Zoll- und Handelsverhältnisse zur Anbahnung der österr.-deutschen Zoll- und Handelseinigung» (Lpz. 1850), «Organisation des Gewerbswesens» (Wien 1851) und «Die Volkswirthschaft» (Wien 1853).

Bechstein (Joh. Matthäus), bekannt als Ornitholog und Forstmann, geb. 11. Juli 1757 zu Waltershausen im Herzogthum Gotha, besuchte das Gymnasium zu Gotha und studirte dann Theologie zu Jena, worauf er 1785 Lehrer am Salzmann'schen Institute in Schnepfenthal wurde. Von Jugend auf lebhaft für Jagd und Wald sich interessirend, kam er auf einer Reise, die er vor Antritt seines Amts nach Dessau machte, zu dem Entschluß, die Forst-, Jagd- und Naturkunde zum Hauptberuf seines Lebens zu wählen. Durch das in diesem Fache classische Werk, die «Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands» (4 Bde., Lpz. 1789—95; 2. Aufl. 1801—9), in welchem er sich besonders als Ornithologen bewährte, erregte er die Aufmerksamkeit der Forstmänner, namentlich auch Wangenheim's und Burgsdorf's, welcher letztere ihm den Lehrbrief als geprüftem Forstmanne ertheilte. Da der von ihm 1791 bei dem Herzog von Gotha eingereichte Plan zu einer Lehranstalt für Forstwissenschaft keine Annahme fand, begründete er 1794 auf eigene Hand eine solche auf dem Freigute Kemnote bei Waltershausen. Zu gleicher Zeit stiftete er die Societät für Forst- und Jagdkunde, von welcher die «Annalen» und die Zeitschrift «Diana» ausgingen. B. konnte indeß, trotz aller Erfolge, für

15364 E., ist Sitz der Departementsbehörden und eines Bischofs, hat eine literarische, eine ökonomische und andere Gesellschaften, eine öffentliche Bibliothek von 15000 Bänden sowie ein Communalcollége, ein theol. Seminar, ein Civil- und Militärhospital, Kasernen und ein neues Theater. Die alterthümlich und schlecht gebaute Stadt besitzt eine großartige, aber unvollendete goth. Kathedrale aus dem 14. und 15. Jahrh. Der alte Bischofspalast aus dem Anfang des 14. Jahrh. ist jetzt Justizpalast, und die alten Stadtwälle sind in schöne, schattige Promenaden verwandelt. B. ist eine bedeutende Fabrik- und Handelsstadt. Außer der Staatsfabrik für Hautelisseteppiche und Gobelinstapeten, welche 1664 unter Colbert's Verwaltung von Louis Hinard gegründet und 1792 von der Regierung übernommen wurde, hat es große Tuchmanufacturen, Fabriken für Woll- und Baumwollwaaren aller Art, für Knöpfe und Bürsten, außerdem Spinnereien, Wollkämmereien, Bleichen, Färbereien, viele Töpfereien und Steingutfabriken. Der Handel ist sehr lebhaft, besonders in Getreide, Wein und Manufacten. In der Nähe der Stadt sind zwei kalte Mineralquellen. B. ist eine sehr alte Stadt, die im Lande der mächtigen Bellovaci in Gallia Belgica lag und bei den Römern Cäsaromagus, dann Bellovacum und im Mittelalter Belvacum hieß. 845 und 1115 wurden hier Concile gehalten. Seit der Mitte des 9. Jahrh. bildete B. eine Grafschaft des reichen Hauses Vermendois. Odo II. übertrug 1013 den Grafentitel an seinen Bruder Roger, den Bischof von B. Seitdem blieb den Prälaten dieser Titel, zu dem dann noch die Pairie kam, sodaß diese Kirchenfürsten zu den ersten Würdenträgern des Königreichs gehörten. 1346 vertheidigte sich B. muthig gegen die Engländer. In der Umgegend von B. brach im März 1358 der Bauernkrieg (Jacquerie) aus. Die Stadt hatte zwei harte Belagerungen zu erdulden, 1433 gegen die Engländer, 1472 gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Sie wurde das erste mal gerettet durch die heldenmüthige Aufopferung des Jean Lignière, das zweite mal durch die Beihülfe der Bürgerinnen unter der Heldin Jeanne Hachette, denen zu Ehren noch jetzt alljährlich am 14. Oct. ein Fest gefeiert wird.

Bebutow (Fürst Wassilij Ossipowitsch), ein aus dem Orientkriege 1853—55 bekannter russ. General, wurde 1791 als Abkömmling einer armen. Familie geboren, die sich vor mehrern Jahrhunderten in Grusien niederließ und dort zu den ersten Fürstengeschlechtern des Landes zählte. Sein Großvater war Gouverneur von Tiflis und begleitete Nadir-Schah auf dessen Zuge nach Indien. Sein Vater nahm nach der Vereinigung Grusiens mit Rußland an den Feldzügen Zizianow's theil und starb als russ. Oberst. Der junge B. wurde im Cadettenhause zu Petersburg erzogen und kehrte 1809 als Offizier nach dem Kaukasus zurück, wo er sich das Wohlwollen des Generalgouverneurs Paulucci erwarb. Als dieser 1812 zum Gouverneur von Riga ernannt wurde, folgte ihm B. nach Livland und wohnte den letzten Operationen gegen die Franzosen bis zur Besetzung von Memel und Königsberg bei. 1816 wurde er Adjutant des Generals Jermolow, den er auf seiner Gesandtschaftsreise nach Persien begleitete, und stieg, nachdem er zur Unterwerfung der Provinz Akuscha und des Khanats von Kasikumuk beigetragen, schon 1821 zum Oberst und Commandeur des Jägerregiments Mingrelien. Von 1825—27 versah er die Stelle eines Gouverneurs von Imeretien, machte 1828 unter Paskewitsch den Feldzug gegen die Türken mit und wurde für seine beim Sturm von Achalzische bewiesene Tapferkeit zum Generalmajor befördert. Als Commandant dieser Festung vertheidigte er sich im März 1829 mit einer kleinen, von der Pest decimirten Garnison 10 Tage lang gegen eine türk. Armee unter Achmed-Pascha, bis er durch den General Murawjew entsetzt wurde. Hierauf zum Gouverneur der neuen russ. Provinz Armenien ernannt, schloß er 1835 einen vortheilhaften Grenztractat mit Persien ab und wurde 1838 als Mitglied des obersten Verwaltungsraths von Transkaukasien nach Tiflis berufen. 1840 zur Armee in Polen versetzt, fungirte er eine Zeit lang als Commandant von Zamosc, ward 1843 Generallieutenant und erschien im Frühjahr 1844 von neuem im Kaukasus als Befehlshaber des Daghestanischen Corps. Er commandirte 1845 unter Woronzow auf dem Zuge nach Dargo, schlug im Oct. 1846 die Lesghier unter persönlicher Anführung Schamyl's bei Kutischi und erhielt, nachdem er noch an den Belagerungen von Gergebil und Salti theilgenommen, im Nov. 1847 den Posten eines Präsidenten des Administrationsraths von Transkaukasien. Beim Ausbruche des Kriegs von 1853 wurde B. mit dem Commando des Operationscorps an der türk. Grenze betraut und brachte 1. Dec. dem Seraskier Abdi-Pascha bei Kadiklar eine Niederlage bei, welche die beabsichtigte Invasion Russisch-Armeniens durch die Türken vereitelte. Am 5. Aug. 1854 erfocht er mit 18000 Mann den entscheidenden Sieg bei Kuruk-Dere über das 40000 Mann starke Heer Zarif-Pascha's, welcher 15 Kanonen, zahlreiche Trophäen und 2000 Ge-

fangene in seinen Händen ließ. Doch versäumte es B., die Auflösung der türk. Armee zu benutzen, um nach Kars vorzudringen. Im Feldzuge von 1855 übernahm daher der neue Statthalter vom Kaukasus, Murawjew, persönlich den Befehl über das Operationscorps, während B. mit der Vertheidigung Grusiens beauftragt wurde. Auf die Kunde von der Landung Omer-Pascha's in Mingrelien begab er sich nach Kutais, wo er rasch ein Truppencorps sammelte und durch geschickte Manöver die Türken zum Rückzug nöthigte. Nach der Abberufung Murawjew's im Sommer 1856 führte B. interimistisch bis zur Ankunft des Fürsten Barjatinskij den Oberbefehl im Kaukasus, ward im Jan. 1857 zum General der Infanterie befördert und starb nach langwierigem Krankenlager zu Tiflis 22. März 1858. — Von seinen drei Brüdern fielen zwei im Kampfe gegen die Bergvölker; der dritte, David B., focht unter Paskewitsch in Polen, Ungarn und vor Silistria als Befehlshaber der kaukas. Reiterregimenter, wurde 1856 Generallieutenant und 1861 Commandant von Warschau.

Becassinen, Sumpf- oder Moorschnepfen, heißen die Schnepfenvögel, welche sich nur in Sumpf und Moor, nie im Walde aufhalten und durch einige untergeordnete Kennzeichen, wie unten ganz nacktes Schienbein, verlängerten Nagel der kurzen Hinterzehe und an der Spitze etwas flachgedrückten Schnabel, von den Waldschnepfen unterscheiden. Sie kommen als echte Zugvögel im Frühjahr und ziehen im Herbst nach Süden. In Deutschland kennt man drei Arten: die große Becassine (Scolopax major), von der Größe einer Turteltaube, nur einzeln auf Wiesen und Weiden, meist in bergigen Gegenden, kommt Ende April und geht Anfang Aug. Die gemeine Becassine oder Heerschnepfe (Scolopax gallinago), von der Größe eines Krammetsvogels, gemein überall, kommt im März und geht im Oct., und wird wegen ihres meckernden Rufes auch Himmelsziege genannt. Dieselbe ist äußerst schwer zu schießen wegen ihres zickzackförmigen Fluges beim Aufsteigen. Die kleine Becassine (Scolopax gallinula) von der Größe einer Lerche, kommt und geht mit der vorigen, ist aber weit seltener. Alle drei Arten nähren sich von Würmern, Larven und Schnecken und liefern ein sehr feines, geschätztes Wildpret. Man fängt sie in Schlingen und schießt sie vor dem Hunde.

Beccafumi (Domenico), genannt il Mecherino, ein Maler der Sieneser Schule, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. blühte. Er arbeitete neben Sodoma an den Fresken im Oratorium von St.-Bernardino, nahm dessen Weise an und entwickelt, solange er an ihr festhält, auch in andern Werken, z. B. einer großen Tafel der heil. Katharina von Siena in der Akademie ebendaselbst, eine edele, einfache Anmuth. In spätern Werken, wo er dem Einflusse des seiner Natur entgegenstehenden Michel Angelo sich hingab, ward er unleidlicher Manierist. Merkwürdige Arbeiten von ihm sind die mosaikartig aus hellerm und dunklerm Marmor zusammengesetzten Darstellungen auf dem Fußboden des sieneser Doms.

Beccaria (Cesare Bonesano de), ein Menschenfreund, der die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe nachzuweisen suchte, geb. zu Mailand 15. März 1738, stammte aus der Familie der Marchesen von B., ward früh durch die Schriften der Encyklopädisten, vorzüglich Montesquieu's, zur Entwickelung seines philos. Talents angeregt und später rühmlich bekannt durch die von edelm Feuer für die Menschheit zeugende Schrift «Dei delitti e delle pene», die zuerst anonym (Monaco 1764) und dann öfter erschien, am besten durchgesehen vom Verfasser selbst (2 Bde., Vened. 1781). Die Schrift wurde in alle gebildete Sprachen übersetzt, so auch vielfach ins Deutsche, z. B. von Flathe, mit Anmerkungen von Hommel (Bresl. 1788—89), von Bergk (Lpz. 1798), in neuerer Zeit noch von Glaser (Wien 1851). B. trat in diesem Werke gegen die Härten und Misbräuche der Criminaljustiz seiner Zeit auf und bekämpfte mit der Beredsamkeit des Gefühls und lebendiger Einbildungskraft Tortur und Todesstrafe. Mit Unrecht beschuldigte Kant den Verfasser affectirter Humanität, doch wies er richtig die Schwäche der Gründe nach, auf welche B. seine Ansichten stützte. Wenigstens wirkte B.'s Buch, das ihm den Ruf eines wahren Menschenfreundes sichert, so viel, daß der Abscheu gegen unmenschliche Strafen allgemeiner verbreitet und für wissenschaftlichere Ausbildung sowie für mildere Praxis des peinlichen Rechts der Weg gebahnt wurde. Außerdem ist er noch durch eine philos. Sprachlehre und Theorie des Stils, «Ricerche intorno alla natura dello stilo» (Mail. 1770) und als Verfasser mehrerer Abhandlungen über den Stil, den rednerischen Schmuck u. s. w. in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Visconti, Veri u. a. herausgegebenen ital. Zeitschrift «Il Caffè» in seinem Vaterlande bekannt. B. war seit 1768 Lehrer der Staatswirthschaft zu Mailand und starb daselbst 28. Nov. 1794. Seine «Opere» wurden am besten von Villari (Flor. 1854) herausgegeben.

Beccaria (Giovanni Battista), ein berühmter Mathematiker und Physiker, geb. 3. Oct.

1716 zu Mondovi, trat in den Orden der Frommen Schule und war erst zu Rom, dann zu Palermo als Lehrer der Rhetorik und Philosophie thätig. 1748 erhielt er die Professur der Physik zu Turin, wo er nach langer und ausgezeichneter Wirksamkeit 27. Mai 1781 starb. Franklin's und anderer Versuche in der Physik veranlaßten B. zu der Schrift «Dell' elettricismo naturale ed artifiziale» (Tur. 1753), die in jener Zeit ungemeines Aufsehen erregte. Seine wichtigste und vollständigste Schrift über diesen Gegenstand ist jedoch «Dell' elettricismo artifiziale» (Tur. 1772), die durch Franklin ins Englische übersetzt wurde. 1759 erhielt er vom Könige von Sardinien den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er unternahm diese Messung 1760 gemeinschaftlich mit Canonica und machte das Resultat in dem «Gradus Taurinensis» (Tur. 1774) bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Cassini's gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er «Lettere d'un Italiano ad un Parigino», worin er den Einfluß der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels nachwies.

Beche (Sir Henry Thomas de la), engl. Geolog, f. De La Beche.

Becher sind Trinkgeschirre von Metall, Holz, Horn, Stein u. s. w. in Form eines meist runden, sich gegen die Oeffnung hin erweiternden Cylinders, gewöhnlich ohne, oder doch nur mit sehr niedrigem Fuße, aus dessen Erhöhung der Pokal entsteht. Größere B., mit Deckel und Henkel versehen, oft aus Thon und nicht selten mit Reliefdarstellungen geschmückt, heißen in Deutschland Humpen. Sie entstanden in der trinklustigen Zeit des Mittelalters. Eine kleinere Art, unten rund, heißt Tummler. Die ursprünglichsten, natürlichsten Trinkgefäße waren die Hörner der Stiere. Sie finden sich bei den alten Griechen, Germanen und Skandinaviern. Homer beschreibt verschiedene Trinkbecher. Sein Amphikypellon entspricht der eigentlichen Becherform, und man hat sich darunter einen Doppelbecher zu denken, bei dem ein gemeinschaftlicher Boden in der Mitte liegt. Der B. des Nestor ist nach der Schilderung des ionischen Sängers von besonders kunstreicher Arbeit gewesen. Verwandtschaft mit ihrem Ursprunge, den Thierhörnern, zeigen noch diejenigen thönernen Trinkgeschirre der Griechen, welche B. darstellen, die an der Stelle des Fußes einen Thierkopf haben. Sie mußten entweder gleich ausgetrunken werden, weil sie nicht anders als umgestülpt stehen konnten, oder man stellte sie in besondere, gewöhnlich hölzerne Gestelle. Auch die nordischen Völker gaben den Thierhörnern bisweilen durch edle Metalle reichverzierte Füße, wodurch sich denn wol die allmähliche Umgestaltung zum Pokal erklärt. Die hauptsächlichsten andern Formen bei den Griechen mit ihren Benennungen waren folgende: das Karchesion, ein hoher B., in der Mitte zusammengezogen, mit Henkeln vom obern bis zum untern Rande; der Kantharos, ein großer weiter B. mit einem Deckel und einer Mündung an der Seite zum Trinken; die Kylix, eine Trinkschale, mit einem Fuß und kurzen Handhaben; die Kotyle, ein kleines Becherchen, wie unsere Spitzgläser. Diese Formen bildeten die Römer mit der ihnen eigenen Prachtliebe aus, und es bildeten sich die Pocula, neben welchen noch manche andere Formen in Gebrauch blieben, z. B. das kleine gehenkelte Becherchen (Capis) bei Opfern. Aus dem Poculum bildete die christl. Kirche den Abendmahlskelch in Lilienform, den Meßkelch (Calix missalis) und den Taufkelch (Calix baptismalis), aus welchem Milch und Honig gereicht wurde. Auf diese Weise wurde die Kelch- oder Pokalform des Trinkgefäßes eine besonders geheiligte, daher sie bei feierlichen Gelegenheiten auch im profanen Leben zur Anwendung kommt. Seit der Erfindung des Glases hat dieser Stoff einen sehr allgemeinen Verbrauch zu Trinkgeschirren erfahren, sodaß auch die Bezeichnung Glas für B. gewöhnlich geworden ist. Doch gilt hier in Bezug auf die Form noch die Unterscheidung, daß man ein Geschirr ohne Fuß: Becherglas, ein Gefäß mit einem solchen: Kelchglas nennt. Bei seiner Bedeutung in der christl. Kirche ging natürlich der B. in die christl. Symbolik über. So wird das ganze Leiden Christi ein «bitterer Kelch» genannt. In der bildenden Kunst bezeichnet der Kelch mit der Hostia darüber den Priesterstand mit Bezug auf das Meßopfer. Er ist das Attribut des Evangelisten Johannes, desgleichen des Bischofs Lupus sowie des Franciscanermönchs Jacobus de Marchia. B. und Dolch in der Hand führt König Eduard Martyr. Einen B. trägt der Engel Chamael, der Christus im Garten stärkte und mit Jakob rang. Auch der heil. Benedict wird mit einem zersprungenen B. dargestellt, da nach der Sage der ihm vorgesetzte Giftbecher bei der Bekreuzung zersprang.

Becher (Joh. Joach.), der Verfasser der ersten Theorie der Chemie, geb. 1625 zu Speier, war nach dem frühen Tode seines Vaters genöthigt, durch Unterricht sich und seine Familie zu erhalten. Sein Eifer und seine großen Anlagen überwanden indeß alle Hindernisse. Er erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Medicin, Physik und Chemie und selbst in der Politik und Staatsverwaltung, ward Professor in Mainz, 1660 kaiserl. Hofrath in Wien, dann

erster Leibarzt des Kurfürsten von Baiern. In Wien hatte er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und den Plan zu einer indischen Handelsgesellschaft entworfen, fiel aber darüber bei Hofe in Ungnade. B. wandte sich nach Mainz zurück und lebte später in München, Würzburg, Harlem und zuletzt in London, wo er im Oct. 1682 starb. Er hatte viele Feinde, und man beschuldigte ihn nicht ganz mit Unrecht der Marktschreierei; doch ist sein Verdienst um die Chemie bleibend. In seiner «Physica subterranea» (Frankf. 1669) brachte er zuerst die Chemie mit der Physik in Verbindung und sah in der Zusammenwirkung beider die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen. Gleichzeitig fing er an, eine Theorie der Chemie zu gründen; auch den Proceß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte, jedes Metall bestehe aus einem allen gemeinschaftlichen erdigen Stoffe, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Principe und aus einer eigenthümlichen mercurialischen Substanz. Erhitze man ein Metall, sodaß es seine Gestalt verändere, so entbinde man die mercuriale Substanz, und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin lag der Keim von Stahl's phlogistischer Theorie, die bis auf Lavoisier alleinige Geltung gehabt hat, und auf deren Genialität neuerdings wieder die Geschichtschreiber der Chemie hingewiesen.

Becher (Siegfried), namhafter Statistiker und Nationalökonom, geb. 28. Febr. 1806 zu Plan in Böhmen, begann seine Studien in Prag und vollendete dieselben in Wien, wo er auch 1831 Doctor der Rechte wurde und noch in demselben Jahre in Staatsdienste trat. Seit 1835 Professor der Geschichte und Geographie, Handelsgeschichte und Handelsgeographie am Polytechnischen Institut zu Wien, war er daneben auch bei der Taback- und Stempeldirection, dann bei der obersten Postverwaltung thätig und erhielt 1836 die Bewilligung, zum Zweck einer Darstellung des österr. Handels und der Gewerbe die Archive der Hofstellen zu benutzen. Die Frucht seiner Studien war das Werk: «Das österr. Münzwesen von 1524—1838 in histor., statist. und legislativer Hinsicht» (2 Bde., Wien 1838), mit welchem er seinen literarischen Ruf begründete. Sodann veröffentlichte er «Statistische Uebersicht des Handels der österr. Monarchie mit dem Auslande während der Jahre 1829—38 (Stuttg. u. Tüb. 1841) und «Statist. Uebersicht der Bevölkerung der österr. Monarchie nach den Ergebnissen der J. 1834—40» (Stuttg. u. Tüb. 1841). Hieran schlossen sich «Beiträge zur österr. Handels- und Zollstatistik auf Grundlage der officiellen Ausweise von 1831—42» (Stuttg. 1844), «Die Bevölkerungsverhältnisse der österr. Monarchie von 1819—43» (Wien 1846). B. gab durch seine Wirksamkeit die Veranlassung, daß die österr. officiellen Handelsausweise im Drucke erschienen und das Statistische Bureau sein reiches Material zu veröffentlichen begann. Ungeachtet seiner Verdienste um die österr. Statistik ward er doch nicht dem neuorganisirten Statistischen Bureau, sondern dem General-Regierungsdirectorium zugetheilt. Als Doblhoff im Mai 1848 Minister des Handels wurde, übertrug ihm dieser zum Theil die Organisirungsarbeiten und erhob ihn im Juni zum Generalsecretär. Im Sept. 1848 zum Ministerialrath ernannt, besorgte er während der stürmischen Zeit des Oct. und im Nov. in Abwesenheit eines Handelsministers die laufenden Geschäfte und übergab diese im Dec. an den neuernannten Handelsminister Bruck. Seit Mai 1852 in Ruhestand versetzt, wirkte er seitdem mehrfach bei größern industriellen und mercantilischen Unternehmungen mit. Von seinen spätern Schriften sind noch zu nennen: «Die deutschen Zoll- und Handelsverhältnisse zur Anbahnung der österr.-deutschen Zoll- und Handelseinigung» (Lpz. 1850), «Organisation des Gewerbswesens» (Wien 1851) und «Die Volkswirthschaft» (Wien 1853).

Bechstein (Joh. Matthäus), bekannt als Ornitholog und Forstmann, geb. 11. Juli 1757 zu Waltershausen im Herzogthum Gotha, besuchte das Gymnasium zu Gotha und studirte dann Theologie zu Jena, worauf er 1785 Lehrer am Salzmann'schen Institute in Schnepfenthal wurde. Von Jugend auf lebhaft für Jagd und Wald sich interessirend, kam er auf einer Reise, die er vor Antritt seines Amts nach Dessau machte, zu dem Entschluß, die Forst-, Jagd- und Naturkunde zum Hauptberuf seines Lebens zu wählen. Durch das in diesem Fache classische Werk, die «Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands» (4 Bde., Lpz. 1789—95; 2. Aufl. 1801—9), in welchem er sich besonders als Ornithologen bewährte, erregte er die Aufmerksamkeit der Forstmänner, namentlich auch Wangenheim's und Burgsdorf's, welcher letztere ihm den Lehrbrief als geprüftem Forstmanne ertheilte. Da der von ihm 1791 bei dem Herzog von Gotha eingereichte Plan zu einer Lehranstalt für Forstwissenschaft keine Annahme fand, begründete er 1794 auf eigene Hand eine solche auf dem Freigute Kemnote bei Waltershausen. Zu gleicher Zeit stiftete er die Societät für Forst- und Jagdkunde, von welcher die «Annalen» und die Zeitschrift «Diana» ausgingen. B. konnte indeß, trotz aller Erfolge, für

seine Anstalt auch nicht die geringste Unterstützung von seiten der Regierung erhalten, und er folgte deshalb 1800 einem Rufe als Director der neu zu gründenden meining. Forstakademie Dreißigacker. Hier starb er als Geh. Kammer- und Forstrath 1822. Unter seinen zahlreichen Schriften sind noch hervorzuheben: «Forstinsektologie» (3 Bde., Gotha 1818), «Forstbotanik» (Erf. 1810; 5. Aufl., von Behlen, 1841—42), und vor allem die «Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen» (5 Bde., Erf. 1818—21), die von Laurop fortgesetzt wurde; ferner «Abbildungen naturhistor. Gegenstände» (8 Bde., Lpz. 1793—1810; 2. Aufl., 6 Bde., 1816—23) und «Naturgeschichte der Stubenvögel» (4. Aufl., von Lehmann, Halle 1840). Vgl. L. Bechstein, «Joh. Matth. B. und die Forstakademie Dreißigacker» (Meining. 1855).

Bechstein (Ludwig), deutscher Dichter und Schriftsteller, Neffe des vorigen, geb. 24. Nov. 1801 in Weimar, widmete sich anfangs der Pharmacie, erregte aber durch seine «Sonettenkränze» (Arnst. 1828) die Aufmerksamkeit des Herzogs von Meiningen, der ihn in den Stand setzte, in Leipzig Philosophie und Geschichte zu studiren, und ihn hierauf 1831 zum Cabinetsbibliothekar und zugleich auch zum zweiten Bibliothekar der herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Meiningen ernannte. In demselben Jahre gründete B. den Alterthumsforschenden Verein für Henneberg, dessen Thätigkeit er mit Liebe und Erfolg leitete, und der ihn zur Herausgabe des «Deutschen Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthum» (2 Bde., Jena 1842) veranlaßte. Seit 1833 erster Bibliothekar und seit 1841 Hofrath, starb er 14. Mai 1860 zu Meiningen. B.'s leichtflüssiges Talent machte sich auf sehr verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Dichtung geltend. Doch entbehren seine poetischen Productionen zuweilen des tiefern Gehalts und der strengern Feile, wie denn überhaupt seine gesammte literarische Thätigkeit eines festen Mittelpunkts ermangelte. Indeß bieten namentlich die erzählenden Arbeiten einen sehr mannichfachen Unterhaltungsstoff und machen einen anziehenden und freundlichen Eindruck. Reinheit und Innigkeit der Empfindung, Anmuth der Darstellung, Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne lassen sich nirgends verkennen. Besondere Hervorhebung verdienen unter seinen dichterischen Werken: «Die Haimonskinder» (Lpz. 1830), «Der Todtentanz» (Lpz. 1831), «Luther» (Lpz. 1834) und «Gedichte» (Frankf. 1836). Am bekanntesten unter seinen zahlreichen, meist histor. Romanen und Novellen sind wol die vortrefflichen «Fahrten eines Musikanten» (3 Bde., Schleus. 1836—37; 2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1854) geworden. Sonst sind zu nennen: «Das tolle Jahr» (3 Bde., Stuttg. 1833); «Der Fürstentag» (2 Bde., Frankf. 1834); «Grumbach» (3 Bde., Hildburgh. 1839); «Philidor, Erzählungen aus dem Leben eines Landgeistlichen» (Gotha 1842); «Wollen und Werden; Deutschlands Burschenschaft und Burschenleben» (2 Bde., Halle 1850); «Ein dunkles Los» (3 Bde., Nürnb. 1850); «Der Dunkelgraf» (Frankf. 1855). Ein großes Verdienst erwarb sich B. um die deutsche Sagen- und Märchenpoesie, namentlich um die seiner thüring. Heimat, und es gebührt ihm mit der Ruhm, diesem Zweige der deutschen Volksdichtung eine größere Theilnahme zugewendet zu haben. Seine dahin gehörenden Schriften sind: «Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes» (4 Bde., Mein. 1835—38); «Deutsches Sagenbuch» (Lpz. 1853); «Deutsches Märchenbuch» (20. Aufl., Lpz. 1864); «Mythe, Sage, Märchen und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volks» (3 Bde., Lpz. 1855); «Thüring. Sagenbuch» (2 Bde., Wien 1858). Außerdem hat B. noch zahlreiche Schriften zur Geschichte und Topographie Thüringens sowie auch eine Prachtausgabe des Minnesängers Otto von Botenlauben (Lpz. 1845) veröffentlicht. — Sein Sohn, Reinhold B., geb. 12. Oct. 1833 in Meiningen, studirte in Leipzig, München, Jena und Berlin vorzugsweise deutsche Sprache und Alterthumskunde. Er war 1858—59 am Archiv des Germanischen Museums angestellt und unterstützte sodann seinen Vater in dessen Amtsgeschäften. Seit 1861 lebte er in Leipzig. Unter seinen Arbeiten sind, außer Beiträgen zu Pfeiffer's «Germania» und andern Zeitschriften, hervorzuheben: «Ueber die Aussprache des Mittelhochdeutschen» (Halle 1858); die Ausgabe von «Heinrich und Kunigunde» von Ebernand von Erfurt (Quedlinb. 1860); «Deutsches Museum. Neue Folge» (Bd. 1, Lpz. 1862); «Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden» (Lpz. 1863).

Bechteltag heißt in Gegenden alemann. Bevölkerung, namentlich im Elsaß und der Schweiz, vorzugsweise in Zürich, der noch als Kinderfest gefeierte zweite Tag im Jahre. Wie so viele Gebräuche noch aus der Zeit des Heidenthums sich erhalten haben, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß dieser Festtag ein Ueberbleibsel der von den Germanen um dieselbe Zeit gefeierten Feste der Göttin Berchta ist. Der Tag selbst heißt noch Berchtlistag, und die Benennung kehrt im bair. Perchtenlaufen, Perchtenspringen wieder, das sich ebenfalls an eine Festlichkeit knüpft. Am B. ist es auch gewöhnlich, daß mehrere Vereine für Wissenschaft und

Kunst in Zürich irgendeinen Gegenstand aus dem Gebiete ihrer Thätigkeit in besonders gedruckten Neujahrsblättern besprechen, die nicht selten werthvolle Abhandlungen enthalten.

Beck (Christian Daniel), bekannt als Literator, Philolog und Historiker, war 22. Jan. 1757 zu Leipzig geboren, wo er seit 1772 die Thomasschule besuchte, seit 1775 studirte und 1779 sich habilitirte. 1782 wurde er außerord., 1785 ord. Professor der griech. und lat. Sprache, und 1808 erfolgte seine Ernennung zum Hofrath. 1819 übernahm er die Professur der Geschichte, die er aber 1825 wieder mit der der griech. und röm. Literatur vertauschte. Die von ihm 1785 gestiftete Philologische Gesellschaft wurde 1799 zu einem Philologischen Seminar erhoben, das er bis zu seinem Tode, 13. Dec. 1832, leitete. Außer den akademischen Aemtern und Würden hatte er noch die Verwaltung der Universitätsbibliothek seit 1790, die Ephorie der Stipendiaten, die Präfectur der Universitätsdörfer, das Büchercommissariat in Leipzig, das Directoriat des dortigen Taubstummeninstituts und andere ihm viele Zeit raubende Functionen zu versehen. Dessenungeachtet entwickelte B. eine wahrhaft staunenswerthe Productivität als Schriftsteller. Er schrieb über 80 akademische Gelegenheitsschriften, die sich fast durchgehends durch Eleganz der Sprache und seltene Belesenheit und Literaturfülle auszeichnen. Aus der Menge seiner Schriften sind hervorzuheben: die Ausgaben alter Classiker, z. B. des Pindar, Aristophanes, Euripides, Apollonius Rhodius, Plato, Cicero, Calpurnius; die «Acta seminarii philologici Lipsiensis» (2 Bde., Lpz. 1811—13) und «Commentarii societatis philologicae Lipsiensis» (4 Bde., Lpz. 1801—5); «Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte» (4 Bde., Lpz. 1787—1807); «Grundriß der Archäologie zur Kenntniß der Geschichte der alten Kunst» (Abth. 1, Lpz. 1816); «Commentarii historici decretorum religionis christianae et formulae Lutheranae» (Lpz. 1801). Auch redigirte er von 1819 an bis zu seinem Tode das «Allgemeine Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur», das er beinahe ganz allein schrieb. — Sein Sohn, Johann Ludwig Wilhelm B., geb. 21. Oct. 1786 zu Leipzig, studirte daselbst die Rechte und habilitirte sich auch 1809 an der Universität seiner Vaterstadt. 1812 folgte er dem Rufe als ord. Professor an die Universität zu Königsberg, ging aber schon im folgenden Jahre als Regierungsrath nach Weimar und 1814 wieder nach Leipzig, wo er Beisitzer im Schöppenstuhle, 1819 zugleich außerord. Professor und 1825 Senior des Schöppenstuhls wurde. Bei der Auflösung dieses Spruchcollegiums kam er 1835 als erster Rath in das neuerrichtete Appellationsgericht in Leipzig, in welchem er 1837 das Präsidium erhielt. Von seinen Schriften sind hier nur zu erwähnen: «Corpus juris civilis» (2 Bde., Lpz. 1825—36), die Stereotypausgabe desselben (Lpz. 1829—33), die «Anleitung zum Referiren und Decretiren» (Lpz. 1839) und die «Bemerkungen über den Criminalgerichtsstand in Sachsen» (Lpz. 1842).

Beck (Heinr.), ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 1760 in Gotha, ging 1777 zur dortigen Bühne, die damals unter Eckhof's trefflicher Leitung stand. Nach dessen Tode siedelte er mit dem größten Theile der gothaer Künstler nach Manheim über. Die Freundschaftsbande, die ihn hier mit Beil und Iffland vereinigten, förderten ungemein die Entwickelung der gediegenen Schule, die sich an dem neuen Theater bildete. Während Schiller's Aufenthalt in Manheim trat B. auch zu diesem in ein sehr inniges Verhältniß. B. spielte Helden und Liebhaber und zeichnete sich durch feine und maßvolle Haltung auch in dem Fache der sog. Bonvivants aus. Von den Dramen, die er geschrieben, haben sich die Lustspiele «Die Schachmaschine» (Berl. 1798), «Die Quälgeister» (Frankf. 1802) und «Das Kamäleon» (Frankf. 1803) am längsten auf dem Repertoire erhalten. Als Iffland 1796 Manheim verließ, wurde B. von seinen Kunstgenossen zu dessen Nachfolger erwählt. 1800 berief ihn der Kurfürst von Baiern als dirigirenden Regisseur nach München, wo er 6. Mai 1803 verstarb.

Beck (Joh. Nepomuk), einer der vorzüglichsten deutschen Baritonisten, geb. 5. Mai 1828 zu Pesth, besuchte seit 1845 das Gymnasium seiner Vaterstadt, ward aber als Mitglied eines Musikvereins mit dem Tenoristen Erl bekannt, der ihn in Rücksicht auf seine ausgezeichneten Stimmittel bewog, die beabsichtigte akademische Laufbahn aufzugeben und sich für den Gesang auszubilden. Sein erstes Debut als Richard in Bellini's «Puritanern» auf dem deutschen Theater zu Pesth 30. Mai 1846 hatte den besten Erfolg. Nachdem B. zu Wien seine höhere künstlerische Ausbildung vollendet, folgte er einem Rufe nach Hamburg, wandte sich aber 1848 nach Bremen und sang hierauf nacheinander in Köln, Mainz, Würzburg, Wiesbaden und Frankfurt. In letzterer Stadt begründete er seinen Ruf, der ihm 1853 eine Anstellung an der kaiserl. Oper in Wien verschaffte, wo er seitdem als erster Baritonist wirkte und 1862 auch zum k. k. Kammersänger ernannt ward. B.'s Stimme ist von gewaltiger

Kraft und doch zugleich von ungemeiner Biegsamkeit und des Ausdrucks zartester Empfindung fähig. Dabei zeichnet sich der Künstler durch edle Vortragsmanier sowie auch durch ein den höhern Ansprüchen genügendes Spiel aus. Während seines Urlaubs hat er auf allen größern Bühnen Deutschlands sowie der Hauptstädte Europas gastirt.

Beck (Joh. Tobias), ein namhafter deutscher Theolog, geb. 22. Febr. 1804 zu Balingen in Würtemberg, widmete sich 1822—26 zu Tübingen dem Studium der Theologie und erhielt 1827 die Pfarrerstelle zu Waldthann im Oberamte Crailsheim, von wo er 1829 als Stadtpfarrer und Oberpräceptor nach Mergentheim versetzt ward. Bereits als vorzüglicher Kanzelredner sowie durch mehrere vielversprechende theol. Abhandlungen bekannt, erhielt er 1836 einen Ruf als außerord. Professor nach Basel und von dort aus, nachdem er inzwischen mehrere dogmatische Arbeiten veröffentlicht, 1843 einen solchen als ord. Professor der Theologie und Frühprediger nach Tübingen. Hier hat B. seitdem sowol als Prediger wie als akademischer Lehrer eine bedeutende und einflußreiche Thätigkeit entfaltet. Gegenüber der kritisch-speculativen Schule Baur's, welche zur Zeit seiner Berufung maßgebenden Einfluß auf die studirende Jugend übte, begründete er eine eigene und selbständige theol. Richtung, indem er lediglich durch positive Einführung der Studirenden in das Schriftstudium und in die Schriftlehre zu wirken bemüht ist. B. und seine Schule knüpfen demnach für die Entwickelung der christl. Lehre unmittelbar an die Bibel an. Unter seinen Schriften sind die bedeutendsten: «Einleitung in das System der christl. Lehre» (Stuttg. 1838); «Die christl. Lehrwissenschaft nach den biblischen Urkunden» (Thl. 1, Stuttg. 1841); «Die Geburt des christl. Lebens» (Basel 1840); «Die christl. Menschenliebe» (Basel 1842); «Umriß der biblischen Seelenlehre» (Stuttg. 1843; 2. Aufl. 1862); «Gedanken aus und nach der Schrift» (Frankf. 1859); «Leitfaden der christl. Glaubenslehre für Kirche, Schule und Haus» (Stuttg. 1862). Von seinen geist- und charaktervollen «Christl. Reden» sind seit 1834 sechs Sammlungen erschienen.

Beck (Karl), deutscher Dichter, geb. 1. Mai 1817 als der Sohn eines jüd. Kaufmanns in der ungar. Stadt Baja, aber der reform. Kirche angehörig, siedelte mit seinen Aeltern nach Pesth über, besuchte das dortige Gymnasium und studirte dann in Wien Medicin. Er verließ indeß nach einiger Zeit die Universität wieder, um sich dem Geschäftsberufe seines Vaters zu widmen, gab jedoch nach kaum einem halben Jahre auch diesen auf und wandte sich nach Leipzig, wo er sich an der dortigen Universität in der philos. Facultät inscribiren ließ. Hier lebte B. im Umgange mit Kunstgenossen ganz den schönen Wissenschaften und der Poesie. Seit 1841 nahm er seinen Aufenthalt wieder in Pesth, ging dann 1843 nach Wien, wo er in innigen Verkehr zu Nikolaus Lenau trat, und hierauf 1844 nach Berlin. Nach Ausbruch der Bewegung von 1848 wandte er sich wieder nach Wien und nahm hier, nach mehrjährigem Wanderleben, bleibenden Aufenthalt. B.'s erstem, mit vielem Beifall aufgenommenem Werke: «Nächte. Gepanzerte Lieder» (Lpz. 1838) folgten «Der fahrende Poet» (Lpz. 1838), «Stille Lieder» (Lpz. 1839), dann das trotz aller Pracht der Diction undramatische Trauerspiel «Saul» (Lpz. 1841) und ein Roman in Versen: «Janko, der ungar. Roßhirt» (Lpz. 1842; 3. Aufl. 1853). Seine «Gesammelten Gedichte» (Berl. 1844 u. öfter; zuletzt 1854) fanden anfangs bei der preuß. Censur Anstoß. Seitdem erschienen von B.: «Lieder vom armen Manne» (Berl. 1846; 4. Aufl. 1861), «Aus der Heimat» (Dresd. 1852; 4. Aufl. 1862), «Mater dolorosa» (Berl. 1853; 2. Aufl. 1854), «Jadwiga» (Lpz. 1863), beide letztere Erzählungen in Versen. B. spiegelt die leidenschaftliche Erregbarkeit und die eigenthümliche Natur seiner Heimat in klangreichen Versen und lebensvollen Bildern wieder. Namentlich im «Janko» tritt sein dichterisches Talent aufs glänzendste hervor. Dagegen ergehen sich seine lyrischen Gedichte zum Theil in allgemeinen und unbestimmten Gefühlen, welchen Mangel indeß die Schönheit der Form verdeckt.

Becken nennt man in der Geographie eine breite Vertiefung der Erdoberfläche, welche sich entweder unter das normale Niveau einsenkt und dann in der Regel als Landsee oder Meeresbecken mit Wasser gefüllt ist, oder welche dadurch gebildet wird, daß sie von Gebirgen oder wenigstens Höhenzügen umschlossen ist. Natürlich müssen die Landbecken stets wenigstens Einen tiefen Einschnitt in ihrem Rande haben, durch welchen das Wasser abfließen kann. Sie sind daher immer mit einem Flußlauf verbunden und bilden oft nur große Erweiterungen eines Fluß- oder Stromthales, nach dem man sie dann auch häufig zu benennen pflegt. Aber mehrere dergleichen B. können an demselben Flußlauf hintereinanderliegen, auch nimmt man es mit dem Umschlossensein nicht sehr genau. Ein B. kann zwei oder drei Ausflüsse haben, oder eine sehr breite Oeffnung nach dem Flachland oder nach dem Meere, in welchem Falle es dann eigentlich nur ein halbes B. oder eine Landbucht ist. Einige Beispiele werden das

am besten erläutern. Im Flußgebiet der Donau lassen sich fünf große B. unterscheiden: das obere in Baiern, etwa bis Passau herab reichend; weiter unten das Wiener oder Mährische B. bis Hainburg; dann das B. von Komorn, welches bei Gran abschließt; das große ungar. Hauptbecken, welches noch mehr durch die Theiß als durch die Donau charakterisirt wird; und endlich das B. der Walachei, welches gegen das Schwarze Meer geöffnet ist. Die vier obern Donaubecken sind sämmtlich durch Thalengen, welche Gebirgsketten quer durchbrechen, voneinandergetrennt. Ein sehr abgeschlossenes ist das Böhmische B. Dasselbe umfaßt das Quellengebiet der Elbe, Moldau und Eger, und ist rings von Gebirgsketten umgeben, die bei Tetschen von einer engen Thalspalte durchbrochen sind. Auch der Rhein durchströmt zwei große und sehr deutliche B., von denen das obere größtentheils vom Bodensee ausgefüllt ist, während sich das untere von Basel bis Bingen ausdehnt. Minder charakteristisch und abgeschlossen ist das Thüringer B., welches eigentlich nur eine breite Mulde zwischen dem Thüringerwald und dem Harz darstellt, aus welcher die Gewässer nach zwei Seiten abfließen. Natürlich ist die Lage inmitten solcher B. für die Entwickelung großer Städte besonders günstig, so in Deutschland für Wien, Prag, Frankfurt und Mainz; in Ungarn für Pesth u. s. w.

Die geologischen B. fallen zwar häufig, aber nicht immer mit den geographischen zusammen. Sie stellen von Ablagerungen zum Theil oder ganz ausgefüllte frühere geographische B. dar. Ist ein solches ganz ausgefüllt, so braucht es an der Oberfläche gar keine Beckenform mehr zu zeigen. Man erkennt dieselbe dann nur an dem innern Schichtenbau, der ein beckenförmiger ist, sodaß alle Schichten im großen von den Rändern gegen die Mitte zu einfallen. Doch ist auch das für ein geologisches B. nicht durchaus nöthig, wenn man nur erkennt, daß ein früheres B. durch neuere Ablagerungen möglicherweise mit fast ganz horizontaler Schichtung ausgefüllt ist. Auch hier mögen einige Beispiele den Begriff weiter erläutern. Die vier untern Donaubecken, welche oben angeführt wurden, sind alle zugleich geologische B., d. h. sie waren früher tiefer und sind nun zum Theil von neuern Ablagerungen ausgefüllt, aber ziemlich in derselben Umgrenzung, die sie noch jetzt als geographische B. besitzen. Das obere Donaubecken ist dagegen nur in beschränktem Sinne zugleich ein geologisches zu nennen, nämlich nur für die Tertiärzeit, während die ältern Ablagerungen hier ein viel größeres B. erfüllen, welches sich zwischen den Alpen, dem Böhmer- und Thüringerwald, dem Odenwald und Schwarzwald ausdehnt. Aber selbst diese Gebirge, wenigstens die Alpen, scheinen damals noch nicht in ihrer jetzigen Ausdehnung vorhanden gewesen zu sein. Im großen Böhmischen B. unterscheidet man vier bis fünf kleinere geologisch voneinandergetrennte, welche mit Ablagerungen der Grauwackenformation, der Steinkohlen- und der Braunkohlenformation ausgefüllt sind. Doch bildet auch ganz Böhmen gemeinsam ein geologisches B., insofern sich die Ablagerungen innerhalb desselben von denen außerhalb etwas unterscheiden. Das Rheinbecken zwischen Basel und Bingen ist durchaus auch ein geologisches, und zwar ein sog. Tertiärbecken. Das berühmteste unter den geologischen ist das Pariser B., welches als solches einen großen Theil von Frankreich umfaßt, in dem alle Schichten vom Jurakalk bis zu den neuesten Tertiärbildungen im großen beckenförmig gelagert sind. Genau genommen, liegen überhaupt alle durch das Meer oder durch Landseen abgelagerte Formationen in großen, beckenförmigen Gebieten, weil sich von jeher das Wasser in solchen ansammelte und darin Sedimente bildete, die später erhoben und dabei oft ganz aus ihrer ursprünglichen Stellung gebracht wurden. Ganz besonders häufig hat man die Kohlenformationen in solche noch erkennbare B. eingelagert gefunden, die aber ebenfalls häufig durch spätere Hebungen oder Senkungen wesentlich verändert sind.

Becken (Pelvis) nennt man in der Anatomie die am untern Theile des Rumpfes befindliche knöcherne, oben und unten offene Höhle, welche einen umgekehrten, abgestumpften, von vorn nach hinten zusammengedrückten Kegel darstellt, dessen die Hüften bildende Basis nach oben liegt. Es wird aus vier durch Faserknorpel und Bänder vereinigten Knochen, den beiden Hüftknochen, dem Kreuzbein (Os sacrum) und dem Steißbeine gebildet. Jedes Hüftbein zerfällt in ein oberes schaufelförmiges Stück, das Darmbein, ein unteres Stück, das Sitzbein, und ein vorderes Stück, das Schambein. An der Vereinigung dieser Theile sitzt nach unten die Pfanne, welche zur Aufnahme des Kopfes des Oberschenkels bestimmt ist. Den obern Rand des Hüftbeins nennt man den Hüftbeinkamm, den untern, hervorragenden Winkel des Sitzbeins den Sitzknorren. Die Vereinigung der beiden Schambeine nach vorn bildet den Schambogen; den in der Mitte liegenden, durch Knorpel und ein kurzes, festes Band vermittelten Vereinigungspunkt derselben nennt man Schambeinfuge. Eine fast in der Mitte des innern B. hervorragende Querlinie theilt dieses in zwei Höhlen, von denen die obere das Große, die untere das Kleinere

B. genannt wird. Die obere Beckenöffnung heißt der Beckeneingang, die untere der Beckenausgang. Das B. ist außen von Muskeln umgeben; es begrenzt die Bauchhöhle von unten her, und in ihm liegt ein Theil der dünnen Gedärme und der Mastdarm, die Urinblase, die Beckengefäße und Beckennerven, beim Weibe der Uterus und die Eierstöcke. Behufs der Empfängniß und Ausbildung der Frucht ist das weibliche B. in allen seinen Dimensionen größer als das männliche, wenn man die Höhe ausnimmt. Daher hat die Frau auch breitere Hüften, denn die Breite des B. beträgt bei ihr gewöhnlich 11, beim Mann nur 9 Zoll. Für die Geburtshülfe ist die genaue Kenntniß des weiblichen B., besonders die seiner Dimensionen von der größten Wichtigkeit, daher man letztere, von denen der gerade Durchmesser die Conjugata genannt wird, auch durch besondere Instrumente, welche man Beckenmesser (Pelvimeter) genannt hat, genauer zu ermitteln sucht. Verunstaltungen der Beckenknochen, besonders durch Rhachitis bewirkt, geben oft die schwersten Geburtshindernisse ab.

Becken, auch Cinellen, türkische Teller (ital. Piatti) genannt, das bekannte, vorzüglich bei der Janitscharen- oder türk. Musik gebräuchliche krustische Klangwerkzeug (Schlaginstrument), bestehend aus zwei runden Scheiben oder Tellern von Metall (Composition) mit einer halbrunden, beckenartigen Vertiefung in der Mitte. An der Außenseite der Scheiben ist ein Griff von Leder befestigt, vermittels dessen dieselben mit den Händen gehalten und streifend aneinandergeschlagen werden. Die B. geben einen hellen und schwirrenden Klang von unbestimmter Tonhöhe und dienen nebst der großen Trommel zur schärfern Markirung des Rhythmus. Die Notirung für dieses Instrument geschieht auf einer beliebigen Linie des Notensystems (auch wol blos auf einer einzigen Linie überhaupt) mit Vorsetzung eines Violin- oder Baßschlüssels. Ursprünglich nur bei der Militärmusik verwendet, sind die B. nebst den übrigen Schlaginstrumenten nach und nach auch in die Concert- und Theaterorchester gekommen und können hier, bei nicht misbräuchlicher Verwendung, in Stücken glänzenden und festlichen Charakters von gutem Effect sein.

Becker (Joh. Phil.), bekannt durch seine Betheiligung an den süddeutschen revolutionären Bewegungen, der Sohn eines Schreiners, geb. 19. März 1809 zu Frankenthal in der Pfalz, besuchte das dortige Progymnasium, mußte später aber das Handwerk eines Bürstenbinders erlernen. Erst 18 J. alt, verheirathete er sich und begründete ein eigenes Geschäft. Bei frühzeitig entwickelter radicaler Richtung regte ihn die franz. Julirevolution entschieden zu polit. Thätigkeit an. Wegen Theilnahme am Hambacher Fest in Haft gerathen, wurde er im Aug. 1833 freigesprochen, siedelte jedoch 1837 nach der Schweiz über, wo er mit industriellen Unternehmungen zu Biel und Bern beschäftigt war, daneben aber durch Wort und That für den Radicalismus sowol in Deutschland wie in der Schweiz zu wirken suchte. Er war an den verschiedenen Freischarenzügen in der Schweiz betheiligt, unterstützte 1846 den Umschwung der Dinge in Bern und später, namentlich durch Veranstaltung des großen Schützenfestes zu Biel 1847, die Bestrebungen gegen die Jesuiten und den Sonderbund. Den Sonderbundskrieg machte er, nachdem er schon früher das berner Cantonsbürgerrecht erworben, als Adjutant Ochsenbein's und im Stabe beschäftigt mit. Nach dem Ausbruche der Februarrevolution 1848 entwickelte B. eine eifrige organisatorische Thätigkeit zur Republikanisirung Süddeutschlands, betheiligte sich an dem Hecker'schen Aufstand und gründete nach dem Mislingen desselben in der Schweiz einen propagandistischen «Wehrbund». B. beabsichtigte, eine Schar Deutscher und Schweizer nach Sicilien und Rom zu führen, als ihn die Mairevolution von 1849 wieder nach Süddeutschland rief. Er nahm in Baden mit seiner verhältnißmäßig gutorganisirten «Schweizerlegion» an verschiedenen Gefechten theil und deckte z. B. den Rückzug der Insurgenten von Waghäusel. Nach dem Unterliegen des bad. Aufstandes kehrte B. abermals in die Schweiz zurück und ließ sich zunächst in Genf nieder, wo er zu den polit. Freunden des Socialisten A. Galeer gehörte, der an der Spitze einer extremen Opposition gegen den officiellen Radicalismus Fazy's stand. Nach dem Fehlschlagen verschiedener industrieller Unternehmungen wendete sich B. nach Paris. 1860 war er zu Genua mit der Bildung einer deutschen Legion beschäftigt, welche sich an den Unternehmungen Garibaldi's betheiligen sollte. Seit 1862 lebte er wieder in Genf, wo er im folgenden Jahre eifrig für die von der demokratisch-conservativen Coalition heftig bedrängte radicale Partei Fazy's wirkte. Namentlich übte er auch durch den Grütliverein einen nicht geringen Einfluß aus. Beim Ausbruch der schleswig-holstein. Bewegung von 1863 und 1864 suchte er durch Gründung eines republikanischen «Volksbundes» sich wieder an den deutschen Angelegenheiten zu betheiligen, jedoch ohne nennenswerthen Erfolg, da die von ihm vertretene kosmopolitisch-revolutionäre Richtung dem

nationalen Aufschwunge gegenüber wenig Anklang fand. B. besitzt eine markirte Persönlichkeit und eine rastlose Thätigkeit, welche ihm früher namentlich einen bedeutenden Einfluß auf den Handwerkerstand verschaffte. Mit Esselen gab er eine «Geschichte der süddeutschen Mairevolution» (Genf 1849) heraus. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche polit. Broschüren und Zeitungsartikel im Stile des Autodidakten.

Becker (Karl Ferd.), ausgezeichneter deutscher Sprachforscher, geb. 14. April 1775 zu Liser an der Mosel im vormaligen Kurfürstenthum Trier, erhielt seine erste Erziehung durch seinen gelehrten und einsichtsvollen Oheim, Ferdinand B., der, als Domvicar zu Paderborn 1798 der Heterodoxie beschuldigt, das Opfer einer fanatischen Verfolgung wurde. Der junge B. besuchte das Gymnasium zu Paderborn und brachte hierauf zwei Jahre im Priesterseminar zu Hildesheim zu. Nachdem er seit 1794 in letzterer Stadt als Lehrer am Josephinum gewirkt, nahm er 1799 seine Entlassung, um sich in Göttingen noch den medic. Studien zu widmen. Nach Vollendung derselben practicirte er seit 1803 als praktischer Arzt zu Höxter. Er erhielt 1810 das Amt eines Unterdirectors der Pulver- und Salpeterbereitung im westfäl. Depart. der Leine und des Harzes, und wurde im Kriege von 1814 Arzt am Kriegshospital zu Sachsenhausen bei Frankfurt und dirigirender Arzt an dem Kriegshospital zu Heusenstamm im Isenburgischen. Nach Auflösung derselben ließ er sich 1815 als praktischer Arzt in Offenbach nieder, wo er seit 1823 auch eine Erziehungsanstalt in seinem Hause begründete und leitete und 5. Sept. 1849 starb. B.'s pädagogische Wirksamkeit hatte seine frühere Liebe zur Sprachforschung in ihm wieder rege gemacht. Durch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und eine gediegene philos. Bildung unterstützt, betrachtete er die Sprache in einer ganz neuen Richtung, indem er sie als einen nach streng logischen Gesetzen geordneten Organismus auffaßte. Während er auf diesem Wege für eine philos. Sprachwissenschaft sehr Bedeutendes leistete, setzte er doch die geschichtliche Entwickelung der Sprachen zu sehr aus den Augen, sodaß er mit den sichern Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung theilweise in Widerspruch gerieth. Sein System hat B. in mehrern Werken vollständig dargelegt. Zuerst erschien «Die deutsche Wortbildung» (Frankf. 1824), alsdann der erste Theil seiner «Deutschen Sprachlehre» (Frankf. 1827), und als deren zweiter Theil die «Deutsche Grammatik» (Frankf. 1829). Eine erweiterte Bearbeitung beider ist die «Ausführliche deutsche Grammatik» (3 Abthl., Frankf. 1836—39; 2. Aufl. 1842). Außerdem schrieb er «Schulgrammatik der deutschen Sprache» (Frankf. 1831; 8. Aufl. 1862); «Das Wort in seiner organischen Bedeutung» (Frankf. 1833); «Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre» (Frankf. 1833; 8. Aufl. 1864); «Organism der deutschen Sprache» (Frankf. 1841—42); «Der deutsche Stil» (Frankf. 1848); «Lehrbuch des deutschen Stils» (herausg. von Th. Becker, Frankf. 1850).

Becker (Karl Ferd.), ausgezeichneter Organist und musikalischer Schriftsteller, Sohn des als populärer Schriftsteller bekannten Arztes Gottfried Wilhelm B. (geb. 22. Febr. 1778 zu Leipzig, gest. daselbst 17. Jan. 1854), wurde 17. Juli 1804 zu Leipzig geboren. Er erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht von Schicht und Friedr. Schneider und trat schon 1818 in einem Concert als Pianofortespieler öffentlich auf. Doch wandte er sich bald mit überraschendem Erfolge dem Orgelspiel zu, sodaß er vom leipziger Rath zum Organisten zuerst für einige kleinere Kirchen, später für die St.-Nikolaikirche berufen wurde. Bei der Gründung des Conservatoriums der Musik zu Leipzig erhielt B. 1843 an demselben die Stelle eines ordentlichen Lehrers des Orgelspiels, nachdem er bereits auf mehrern Kunstreisen in den größern Städten Deutschlands, wie Berlin, München, Dresden, mit großem Beifall aufgetreten war und sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Orgelspieler unserer Zeit erworben hatte. Die Organisten verdanken ihm, außer dem «Rathgeber für Organisten» (Lpz. 1828), viele schätzenswerthe, dem Geist des Instruments wahrhaft angemessene Compositionen, unter denen besonders die «Trios», ein in den Kirchen Leipzigs seit 1844 eingeführtes Choralbuch, eine «Sammlung von Chorälen aus dem 16. und 17. Jahrh." (Lpz. 1831) und die «Choralmelodien zu Spitta's Psalter und Harfe» (Lpz. 1841) hervorzuheben sind. Zu gleicher Zeit entwickelte B. auch eine regsame Thätigkeit in den Gebieten der Theorie und der Geschichte der Musik, wobei ihm seine ausgezeichnete musikalische Bibliothek, die er mit gemeinnützigem Sinne der Stadtbibliothek zu Leipzig überlassen hat, gute Dienste leistete. Einen Katalog derselben enthält das «Alphabetisch und chronologisch geordnetes Verzeichniß einer Sammlung von musikalischen Schriften" (2. Aufl., Lpz. 1846). Nächst Kiesewetter und Winterfeld steht B. unter den musikalischen Geschichtsforschern als der bedeutendste da. Von seinen Schriften in diesem Fache sind namentlich hervorzuheben: «Syste-

matisch-chronologische Darstellung der musikalischen Literatur» (Lpz. 1836; Nachtrag 1839); «Die Hausmusik in Deutschland in dem 16., 17. und 18. Jahrh.» (Lpz. 1840); «Die Choralsammlungen der verschiedenen christl. Kirchen» (Lpz. 1841); «Die Tonwerke des 16. und 17. Jahrh.» (Lpz. 1847); «Die Tonkünstler des 19. Jahrh.» (Lpz. 1849). Außerdem betheiligte er sich mit zahlreichen histor. und kritischen Aufsätzen an den musikalischen Zeitschriften und redigirte nach Fink's Abtreten die «Allgemeine musikalische Zeitung». 1854 legte B. seine Stellen nieder, um sich ausschließlich wissenschaftlichen Studien zu widmen. Er lebte seitdem zu Plagwitz bei Leipzig.

Becker (Karl Friedr.), Verfasser der bekannten Becker'schen Weltgeschichte, geb. 1777 in Berlin, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, studirte in Halle Philosophie und Geschichte und war eine Zeit lang Hauslehrer in Kottbus, dann 1798—1800 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin. Seine schwächliche Gesundheit nöthigte ihn jedoch, jeder äußern Thätigkeit zu entsagen, und er beschäftigte sich seitdem mit geschichtlichen Arbeiten bis zu seinem Tode, der 15. März 1806 erfolgte. Außer einer jetzt vergessenen Schrift: «Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers» (Berl. 1803), erschien von ihm «Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer» (9 Bde., Berl. 1801—5), ein Werk, das durch zweckentsprechende Haltung wie durch lebendige Darstellung und reizende Schilderung zu großer Berühmtheit und Verbreitung gelangte. Einen zehnten Theil fügte dem Werke Woltmann, einen elften und zwölften als Fortsetzung A. Menzel (1824) hinzu. Diese Fortsetzungen und spätern Umarbeitungen, von denen die achte, besorgt von Adolf Schmidt (18 Bde., Berl. 1860—64), auch die Supplemente Arnd's («Geschichte der letzten vierzig Jahre», 2 Bde., Berl. 1854—55) aufgenommen, haben dem populären Geschichtswerke mehr wissenschaftliche Gediegenheit verliehen, dagegen aber freilich auch das ursprüngliche Gepräge und den Reiz der Becker'schen Darstellung gänzlich verwischt. Die erste Auflage bleibt deshalb als unübertroffene Jugendschrift immer noch sehr geschätzt und gesucht. In gleichem Geiste schrieb B. auch die «Erzählungen aus der Alten Welt» (3 Bde., Halle 1801—3), welche Günther durch einen vierten Band («Die Perserkriege», Halle 1842) vermehrte. Eine neue Bearbeitung des Ganzen unternahm Eckstein (9. Aufl., Halle 1857), wodurch das Werk ebenfalls manches von seinem ursprünglichen Charakter verloren hat.

Becker (Nikolaus), der Dichter des Rheinlieds, geb. 15. Jan. 1810 zu Geilenkirchen in Rheinpreußen, studirte die Rechte in Bonn, verließ aber dieses Studium, um bei einem Gerichtschreiber seines Geburtsorts zu arbeiten. Hier dichtete er 1840 unter den Eindrücken, welche der Waffenruf der nach dem linken Rheinufer trachtenden franz. Kriegspartei auf den deutschen Patriotismus hervorbrachte, das Lied «Sie sollen ihn nicht haben». Es war ein zwar nicht hochpoetischer, doch rechtzeitig patriotischer Ausdruck des Volksgefühls, der durch ganz Deutschland rauschenden Beifall fand und seinem Verfasser allenthalben Gunst und Berühmtheit verschaffte. Durch den König von Preußen erhielt der junge Dichter die Mittel zu Wiederaufnahme seiner akademischen Studien, und König Ludwig von Baiern übersandte ihm einen Ehrenpokal. Auch die Musik bemächtigte sich des Liedes, und es erschienen zahlreiche Compositionen, deren jedoch keine populär wurde. Selbst die Franzosen setzte das Rheinlied in Bewegung. Alfred de Musset antwortete 1841 durch sein übermüthiges «Nous l'avons eu, votre Rhin allemand». Versöhnlichere Saiten schlug Lamartine in seiner Friedensmarseillaise (1841) an. Der anspruchlose junge Mann selbst hatte solche Wirkung seines Liedes weder erwartet, noch verleiteten sie ihn zu dem Wahne, als sei er zum Dichter berufen. Seine Leier verstummte bald nach ihrem Beginnen. Seit längerer Zeit kränkelnd, starb B. 28. Aug. 1845. Eine Sammlung seiner «Gedichte» erschien 1841 zu Köln.

Becker (Oskar), bekannt durch sein wider König Wilhelm I. von Preußen verübtes Attentat, wurde 18. Juni 1839 zu Odessa geboren, wo er bis zum 16. Lebensjahre im Hause seines Vaters, des Lyceumsdirectors und titulirten Staatsraths B., eine sorgfältige Erziehung genoß. Um in Sachsen, dem Heimatlande seiner Aeltern, die letzte Ausbildung zu erhalten, besuchte er seit 1856 das Gymnasium zu Dresden. In dieser Zeit hegte er den Plan, erst in österr., dann in preuß. Militärdienste zu treten. Auf Veranlassung eines Verwandten gab er jedoch denselben wieder auf und studirte seit Ostern 1859 in Leipzig Jurisprudenz und Kameralwissenschaften, dazwischen hinein auch Mathematik sowie, vielleicht in der Absicht einer diplomatischen Laufbahn, Arabisch und Türkisch. Bei seiner zurückgezogenen Lebensweise fiel der scheue, hagere und unscheinbare junge Mann höchstens durch die Gier auf, mit der er sich an öffentlichen Orten in die Zeitungen vertiefte. Nur wenige ihm ganz nahe Stehende

kannten sein großmannsüchtiges Wesen, das ihn die verschiedensten Berufsziele jedesmal mit dem rücksichtslosesten Eifer wählen, aber immer nur auf kurze Zeit verfolgen ließ. Die krankhafte Sucht, wenn nicht durch eine ausgezeichnete Laufbahn, so doch durch eine außerordentliche That eine öffentliche Bedeutung zu gewinnen, brachte ihn ohne Zweifel auch zu dem verbrecherischen Vorsatze, gegen den König von Preußen ein Attentat zu unternehmen. Er kaufte sich das photographische Abbild des Königs, um diesen genau wiederzuerkennen, desgleichen zwei doppelläufige Terzerole und übte sich nothdürftig im Schießen. Am 12. Juli 1861 reiste er von Leipzig nach Baden-Baden, wo sich der König zur Cur aufhielt. Nach seiner Ankunft am Nachmittage des 13. Juli erkundigte er sich im Gasthause nach der Zeit und dem Orte, wo der König spazieren gehe, und feuerte am Morgen des 14. auf denselben in der Lichtenthaler Allee, nachdem er den Fürsten im Vorübergehen mit besonderer Ergebenheit gegrüßt, von hinten in nur drei Schritt Entfernung beide Läufe des scharfgeladenen Terzerols zugleich ab. Der König erlitt indeß nur eine ganz ungefährliche Quetschung am Halse. B. bekannte sich bei seiner sofortigen Verhaftung kaltblütig zu der That und gab derselben in einem bei ihm vorgefundenen Briefe ein polit. Motiv, indem er erklärte: er habe die Ueberzeugung gewonnen, daß der König den Umständen nicht gewachsen sei, die Einigung Deutschlands herbeizuführen. Nachdem die gerichtliche Voruntersuchung jeden Verdacht einer Mitwissenschaft anderer Personen beseitigt, wurde B. wegen beendigten Mordversuchs unter Anklage gestellt. Vor dem Schwurgerichtshofe zu Bruchsal trat er jedoch plötzlich mit der Behauptung hervor, daß er lediglich ein Scheinattentat beabsichtigt, in der Aufregung aber statt blind, scharf geladen habe. Er ward indeß für schuldig erklärt und zu 20 J. Zuchthaus mit theilweiser Einzelhaft verurtheilt, die er in der Strafanstalt zu Bruchsal antrat.

Becker (Rud. Zachar.), ausgezeichneter deutscher Volksschriftsteller, geb. 9. April 1752 zu Erfurt, studirte in Jena Theologie und lebte unter von Dalberg's bildendem Einflusse eine Zeit lang als Hofmeister zu Erfurt. Eine Preisaufgabe der berliner Akademie der Wissenschaften 1779 über die Frage: «Ist es nützlich, das Volk zu täuschen?» deren Preis er gewann, führte ihn auf die Bahn des Volksschriftstellers. An die Erziehungsanstalt zu Dessau berufen, schrieb er dort zuerst 1782—83 die «Dessauische Zeitung für die Jugend und ihre Freunde», die er, nachdem er nach Gotha übersiedelt, 1784 als «Deutsche Zeitung für die Jugend» fortsetzte. Seit 1788 bildete er diese Zeitschrift mehr und mehr für Erwachsene um, und seit 1796 ließ er sie als «Nationalzeitung der Deutschen» erscheinen. Seine Ueberzeugung, daß die menschliche Glückseligkeit auf Befriedigung des dem Menschen inwohnenden Verbesserungstriebes beruhe, suchte er in den «Vorlesungen über die Rechte und Pflichten der Menschen» (2 Bde., 1791—92) zu begründen. Sodann stellte er in dem «Noth- und Hülfsbüchlein, oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim» (zuerst 2 Bde., Gotha 1787—98) ein praktisches Beispiel der Selbstbildung für den deutschen Landmann auf. Diesem trefflichen Volksbuche, von dem in wenigen Jahren über eine halbe Million Exemplare in deutscher und auch in fremden Sprachen verbreitet wurden, folgte das «Mildheimische Liederbuch» (1799), welches gleichfalls eine Reihe Auflagen erlebte, und das «Mildheimische Evangelienbuch» (1816). Neben der «Deutschen Zeitung», welche die Tagesgeschichte zu einer praktischen Sittenschule machen sollte, begründete B. 1791 den «Anzeiger», der 1792 durch ein kaiserl. Privilegium zum «Reichsanzeiger» erhoben und nach dem Aufhören des Reichs 1806 in den «Allgemeinen Anzeiger der Deutschen» verwandelt wurde. Der eigene Vertrieb seiner Zeitschriften und Bücher veranlaßte ihn 1797 zur Begründung einer Buchhandlung. Der Theilnahme an geheimen Verbindungen gegen Napoleon verdächtigt, wurde B. Ende Nov. 1811 auf Davoust's Befehl von Gotha nach Magdeburg gebracht, wo man ihn bis zum April 1813 gefangen hielt. Seine Schrift «B.'s Leiden und Freuden in 17monatlicher franz. Gefangenschaft» (1814) ist zeitgeschichtlich merkwürdig. Auch der deutschen Kunstgeschichte hat er durch Herausgabe von «Holzschnitten alter deutscher Meister» (Lief. 1—3, 1808—16) einen wesentlichen Dienst geleistet. B. starb 28. März 1822. — Sein Sohn, Friedrich Gottlieb B., geb. zu Gotha 9. Nov. 1792, studirte in Leipzig und Göttingen Sprachkunde und Geschichte und nahm seit 1814 an den schriftstellerischen und buchhändlerischen Unternehmungen des Vaters theil, die er auch nach dessen Tode fortsetzte. Er faßte 1830 die «Nationalzeitung der Deutschen» und den «Allgemeinen Anzeiger» in ein täglich erscheinendes Blatt: «Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen» zusammen und ließ dasselbe 1849 unter dem alten Titel als «Reichsanzeiger der Deutschen» erscheinen. Doch mußte die Zeitschrift Ende Juni 1850

(mit dem 119. halbjährigen Bande) eingehen. 1848 wurde B. im Herzogthum Gotha in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er der Partei der später sog. Gothaner angehörte. Seitdem widmete er seine Thätigkeit vorzugsweise der Direction der Gothaischen Feuerversicherungsbank für Deutschland, legte aber dieses Amt 1860 nieder. Auch wirkte er als Abgeordneter auf den Landtagen des Herzogthums Gotha und versah auf denselben von 1850—57 die Stelle des Präsidenten.

Becker (Wilh. Gottlieb), deutscher Schriftsteller und Archäolog, geb. 4. Nov. 1753 zu Oberkallenberg im Schönburgischen, studirte 1773—76 in Leipzig und wurde 1776 Lehrer an dem Philanthropin in Dessau. 1777 ging er nach Basel, wo er in Mecheln's Umgange seinen Kunstsinn weiter ausbildete und sich namentlich viel mit Hans Holbein's Malereien und satirischen Einfällen beschäftigte. Hierauf bereiste er die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Oberitalien. Nach seiner Rückkehr besorgte er eine neue Ausgabe von des Erasmus «Lob der Narrheit» (Basel 1780 und Berl. 1781), mit den Holbein'schen Federzeichnungen dazu. 1782 kam er als Professor an die Ritterakademie in Dresden, und 1795 erhielt er daselbst die Aufsicht über die Antikengalerie und das Münzcabinet, 1805 auch die über das Grüne Gewölbe. Er starb 3. Juni 1813. B. veröffentlichte eine Reihe von Taschenbüchern, die der belehrenden Unterhaltung gewidmet waren und seinerzeit ein großes Publikum fanden. So «Taschenbuch zum geselligen Vergnügen» (Lpz. 1794—1815), «Erholungen» (Lpz. 1796—1810), «Neue Erholungen» (1808—10), «Taschenbuch für Gartenfreunde» (Lpz. 1795—1800). Hieran schlossen sich die beiden Schriften «Der Plauensche Grund bei Dresden» (Nürnb. 1799) und «Das Seifersdorfer Thal» (4 Hefte, Lpz. 1800). Einen Ruf als Antiquar verschaffte ihm das wohlausgestattete Werk «Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend» (2 Bde., Dresd. 1805—9; 2. verm. Aufl. von W. A. Becker, Lpz. 1832—37, mit 162 Kupfertaf.). Auch that er den ersten Schritt zur nähern Bekanntmachung des dresdener Münzcabinets, indem er «Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen, mit histor. Erläuterungen» (Lpz. 1813) herausgab, welches Werk sich besonders durch die Genauigkeit der Abbildungen auszeichnet.

Becker (Wilh. Adolf), ein namhafter Alterthumsforscher, Sohn des vorigen, geb. 1796 zu Dresden, war anfänglich für den Handelsstand bestimmt, wandte sich aber den Wissenschaften zu und kam, seit 1812 zu Pforta vorgebildet, 1816 auf die Universität Leipzig, wo er Theologie, vorzugsweise aber Philologie unter Hermann's und Spohn's Leitung studirte. Hierauf wurde er 1822 Conrector an der Hauptschule zu Zerbst, 1828 Professor an der Landesschule zu Meißen, 1836 außerord. Professor der classischen Archäologie und, nachdem er 1840 eine siebenmonatliche Reise nach Italien unternommen hatte, 1842 ord. Professor der Alterthumskunde an der Universität zu Leipzig, wo seine Vorlesungen über röm. Schriftsteller und Archäologie zahlreich besucht wurden. Körperliche Leiden nöthigten ihn jedoch zu häufigen Unterbrechungen. Er starb zu Meißen 30. Sept. 1846. Durch eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen unterstützt, hat B. das Feld der Alterthumswissenschaft auf eine überaus fruchtbringende Weise angebaut, indem er es verstand, namentlich die im Leben der classischen Völker hervortretenden Eigenthümlichkeiten in ansprechender Form zur Anschauung zu bringen. Dahin gehören insbesondere seine beiden mit großem Beifall aufgenommenen Schriften «Gallus, oder röm. Scenen aus der Zeit des Augustus» (2 Bde., Lpz. 1838; 3. Aufl., besorgt von Rein, 3 Thle., Lpz. 1863) und «Charikles, oder Bilder altgriech. Sitte» (2 Bde., Lpz. 1840; 2. Aufl., von Hermann, 3 Bde., 1854). Beide Werke wurden von Metcalfe ins Englische übertragen. Seine Abhandlung «De comicis Romanorum fabulis» (Lpz. 1837) liefert einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der dramatischen Poesie der Römer, namentlich der Werke des Plautus. Sein Hauptwerk jedoch bildet das «Handbuch der röm. Alterthümer» (Thl. 1 u. 2, Abth. 1 u. 2, Lpz. 1843—46), welches nach seinem Tode von Marquardt (Bd. 2, Abth. 3, bis Bd. 5, Abth. 1, Lpz. 1849—64) in vortrefflicher Weise fortgeführt wurde. Auch hat B. zahlreiche Beiträge zu Jahn's «Jahrbüchern der Philologie» und Pauly's «Real-Encyklopädie» geliefert.

Beckerath (Hermann von), einer der namhaftesten rheinpreuß. Liberalen, wurde im Dec. 1801 zu Krefeld geboren. Seine Familie stammte von mennonitischen Flüchtlingen, die, aus ihrem Wohnsitze, dem Dörfchen Beckerath im Jülichschen, vertrieben, unter der Herrschaft der Oranier in Krefeld gastliche Aufnahme fanden. Der Großvater B.'s war Factor in einer Weberei, und seine Söhne widmeten sich ebenfalls diesem Berufe oder dem Handel. Hermann von B. ist der älteste von fünf Brüdern, welche als Kaufleute in ihrer Vaterstadt in Ansehen

stehen. Er etablirte sich zu Krefeld als Bankier, und sein Bankhaus betheiligte sich bei den wichtigsten Finanzoperationen der Rheinprovinz. Während B. durch einsichtige Thätigkeit ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarb, beschäftigte er sich gleichzeitig auch mit jurist. und staatsrechtlichen Studien, zu denen ihn die neue Entwickelung des preuß. Staats, namentlich unter Friedrich Wilhelm IV., seit 1840 anregte. 1836 wurde er zum Mitglied des Gemeinderaths in der Handelskammer seiner Vaterstadt gewählt, und 1843 folgte seine Wahl zum Vertreter dieser Kammer auf dem rhein. Provinziallandtage. Als solcher verfaßte er die Adresse an den König, in welcher die Stände den von der Regierung vorgelegten Strafgesetzentwurf ablehnten. Auf dem Landtage von 1845 war er Berichterstatter über den Camphausen'schen Antrag wegen Ausführung des Gesetzes vom 22. Mai 1815 in Betreff allgemeiner Volksrepräsentation. Auf dem Vereinigten Landtage von 1847 nahm er sehr bald eine hervorragende Stellung ein, indem er ein großes natürliches Rednertalent entwickelte, das auf alle Parteien Eindruck machte. Als Berichterstatter und Verfasser der ständischen Adresse auf die Thronrede vertheidigte er glänzend den Entwurf gegen den Landtagscommissar und den Grafen Arnim-Boitzenburg. Auch bei allen übrigen Hauptfragen betheiligte er sich als Redner. 1848 erwählte ihn Krefeld zum Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung. Er gehörte in dieser zur Fraction des rechten Centrums, der spätern Casinopartei, und übte auf diese durch seine Beredsamkeit einen großen Einfluß. Am 9. Juli trat er als Finanzminister in das Reichsministerium. Bei der Debatte über den Malmöer Waffenstillstand sprach er für die Ratification, weil eine Verwerfung den sofortigen offenen Bruch mit Preußen herbeiführen konnte. Infolge der conservativen und vermittelnden Richtung, die er in Frankfurt an den Tag legte, richteten sich die Augen des preuß. Hofes wiederholt auf ihn, und als das Ministerium Auerswald-Hansemann infolge seiner Opposition gegen den Stein'schen Antrag zurücktrat, wurde B. berufen, um die Bildung eines neuen Cabinets zu übernehmen oder in das vom General von Pfuel zu bildende Ministerium einzutreten. Das von B. entworfene Programm, welches eine wirkliche constitutionelle Politik forderte, fand jedoch nicht den Beifall des Königs. B. begab sich demnach nach Frankfurt zurück. Mit den übrigen Reichsministern nahm er 5. Sept. seine Entlassung und trat mit diesen wieder ein, nachdem das Parlament 16. Sept. den Malmöer Waffenstillstand ratificirt hatte. Bei den Novemberereignissen in Preußen rieth er von jeder einseitigen Parteinahme ab. Vielmehr wollte er, daß die deutsche Centralgewalt als Schiedsrichterin zwischen die streitenden Theile trete, wozu letzterer freilich schon die Macht fehlte. Bei dem durch die österr. Verfassungsverhältnisse erregten Zwiespalt der Parteien erklärte sich B. für das Gagern'sche Programm, indem er den Ausspruch that: «das Warten auf Oesterreich ist das Sterben der deutschen Einheit». Im April 1849 betheiligte er sich an der Kaiserdeputation, die nach Berlin gesandt wurde. Als Wydenbrugk den Antrag stellte, das deutsche Volk zur Durchführung der Reichsverfassung aufzufordern und die Wahlen zum neuen Reichstage auszuschreiben, erklärte sich B., abweichend von den meisten seiner polit. Freunde, dagegen, weil ihm dieser Weg als revolutionär erschien. Er verlangte, daß das Parlament sich auf sechs Wochen vertage und den Ereignissen ihren Lauf lasse. Da seine Ansicht in den Parteiversammlungen nicht durchdrang, legte er Anfang Mai 1849 sein Mandat als Abgeordneter nieder und trat aus dem Reichsministerium. Später ließ er sich bewegen, an der von Preußen aufgenommenen Unionspolitik theilzunehmen und seine Vaterstadt als Abgeordneter im Erfurter Volkshause zu vertreten. Dieselbe Politik machte er auch als Mitglied der preuß. Zweiten Kammer seit 1849 geltend, und namentlich suchte er dem Ministerium Manteuffel so lange als möglich in der deutschen Frage entgegenzuwirken. Seit 1852 zog sich indeß B. gänzlich aus der Kammer zurück. Nach Rücktritt des Ministeriums Manteuffel 1858 wurde er zwar wieder in das Abgeordnetenhaus gewählt, doch lehnte er wegen Kränklichkeit das Mandat ab.

Becket (Thom.), berühmt unter dem Namen Thomas von Canterbury, der Sohn eines Kaufmanns, geb. zu London 1117, nach andern 1119, studirte Theologie zu Oxford und Paris und später die Rechte zu Bologna, worauf ihn der König Heinrich II. auf Empfehlung Theobald's, Erzbischofs von Canterbury, 1158 zum Großkanzler und zum Lehrer seines Sohnes ernannte. Auf diesem Posten machte sich B. durch unbegrenzte Ergebenheit bei dem Könige so beliebt, daß letzterer, als 1162 das Erzbisthum von Canterbury erledigt wurde, allen seinen Einfluß anwendete, die Wahl zu dieser hohen Würde, mit welcher der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren, auf B. zu lenken, der aber kaum das Erzbisthum erlangt hatte, als er sich von einer dem König höchst unerwarteten Seite zeigte.

Von dem höchsten Wohlleben ging er plötzlich zu der Strenge des andächtigsten Geistlichen über und bewährte sich als eifrigster Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte gegen den König, während er zugleich mehrere Adeliche und andere Laien, welche ehemalige Kirchengüter besaßen, mit dem Bann belegte und überhaupt als Beschützer des ihm stammverwandten angelsächs. Volks auftrat, das seit der normann. Eroberung unter hartem Druck seufzte. Heinrich, welcher, wie alle Könige seines Hauses, die Geistlichkeit dem Staate unterzuordnen strebte, berief 1164 eine allgemeine Versammlung des Adels und der Geistlichkeit nach Clarendon, wo mehrere die Rechte der Staatsgewalt festsetzende Verordnungen zu Stande kamen, denen sich B. anfänglich unterwerfen mußte. Als aber der Papst ihnen seine Genehmigung versagte, erklärte sich B. laut gegen die Verordnungen, worauf Heinrich ihn verurtheilen, seine Güter einziehen und die Einkünfte des Erzbisthums mit Beschlag belegen ließ. B. entfloh nach Frankreich zum Papst Alexander III. Da indeß dem König daran lag, sich mit B. auszusöhnen, so bequemte er sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm auf der Grenze der Normandie. B. kehrte hierauf zwar nach England zurück, zeigte sich aber ebenso trotzig gegen den König als zuvor. Eine Aeußerung des Königs bei Hofe, ob ihn denn niemand von diesem Pfaffen befreien könne, bestimmte vier Edelleute, sich nach Canterbury zu begeben, wo sie 29. Dec. 1170 B., der sich zur Vesper in die Kirche begeben hatte, am Fuße des Altars ermordeten. Nur mit vielen Opfern gelang es dem König, den Bannstrahl, der für B.'s Ermordung England drohte, abzuwenden. Die Mörder gingen nach Rom, und nachdem sie daselbst Buße gethan, ward ihnen auferlegt, durch eine Wallfahrt nach Palästina ihr Verbrechen zu sühnen; zwei Jahre darauf aber ward B., als ein Märtyrer des Glaubens, unter die Heiligen vom ersten Range versetzt und vom Volke, welches ihn als das Opfer seines Widerstands gegen die Tyrannei der fremdländischen Herrscher betrachtete, schwärmerisch verehrt. Heinrich III. ließ 1221 des neuen Heiligen Gebeine in eine eigene Kapelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl Wallfahrten machten, deren Andenken Chaucer (s. d.) in seinen «Canterbury tales» aufbewahrt hat. Jährlich ward ein großes Fest und alle 50 J. ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach seiner Trennung von der röm. Kirche sich des reichen, in B.'s Kapelle aufgehäuften Schatzes bemächtigte, den Heiligen vor seinen Gerichtshof laden und, da er ausblieb, als Verräther verurtheilen ließ. Sein Name ward aus dem Kalender gestrichen, die Feier seines Festes untersagt, seine Gebeine wurden verbrannt und in die Winde gestreut. Vgl. Giles, «Life and letters of Thomas a B.» (Lond. 1846).

Beckford (William), ein durch großen Reichthum, literarische Talente und Excentricitäten bekannter Engländer, war der Sohn William B.'s, Lord-Mayors von London, und wurde 1760 geboren. Schon als 10jähriger Knabe verlor er seinen Vater, der ihm große Besitzungen in Westindien und in England hinterließ, deren jährlicher Ertrag auf 100000 Pfd. St. geschätzt wurde. Unter der Aufsicht Chatham's erhielt er eine sorgfältige Erziehung, zeigte früh ungewöhnliche Anlagen und veröffentlichte bereits 1780 eine satirische Schrift, «Biographical memoirs of extraordinary painters», in welcher er die engl. Künstler seiner Zeit verspottete. Hierauf unternahm er längere Reisen auf dem Continent, deren Beschreibung er erst ein halbes Jahrhundert später herausgab («Italy, with sketches of Spain and Portugal», 2 Bde., Lond. 1834). Nach seiner Rückkehr nach England ließ er sich für den Flecken Hindon ins Unterhaus wählen, wurde aber bald der parlamentarischen Laufbahn überdrüßig und begab sich nochmals nach Portugal, wo er einen Landsitz bei Cintra kaufte und in vertrautem Umgang mit der königl. Familie lebte. Die Frucht dieses Aufenthalts waren seine «Recollections of an excursion to the monasteries of Alcobaça and Batalha» (Lond. 1835). Nach einigen Jahren erschien er wieder in England und begann 1796 auf seinem Gute Fonthill ein prachtvolles Gebäude zu errichten, welches er mit mehr als königl. Luxus ausstattete und fortwährend durch Neubauten vergrößerte, sodaß die ungeheuern Kosten endlich sogar sein kolossales Vermögen zerrütteten und ihn zwangen, es 1822 für den Preis von 330000 Pfd. St. zu veräußern. Er ließ sich jetzt in Bath nieder, wo er sich von neuem mit Bauen und dem Ansammeln von Kunstwerken beschäftigte, bis ihn der Tod 2. Mai 1844 abrief. Aus seiner Ehe mit Lady Margaret Gordon, Tochter des Grafen von Aboyne und Schwester des Marquis von Huntley, hatte er zwei Töchter, wovon die eine mit dem General Ord, die andere mit Alexander, Herzog von Hamilton und Brandon, vermählt wurde. Sein literarischer Ruhm beruht hauptsächlich auf seinem orient. Roman «Vathek», den er zuerst in franz. Sprache schrieb und 1787 in Lausanne herausgab, nachdem bereits 1786 eine engl. Uebersetzung in London ohne sein Vorwissen erschienen war. Es gibt sich darin eine mächtige, aber ungezügelte Phantasie kund. Die Schil-

derungen sind ergreifend und oft in hohem Grade poetisch, aber es spricht sich in jeder Zeile ein Geist des bittersten Sarkasmus, die herbste Menschenverachtung und eine trostlose Blasirtheit aus, die eine peinliche und abstoßende Wirkung hervorbringt. Auf Byron hatte die seltsam-phantastische Schöpfung B.'s einen großen Einfluß, und in den Helden vieler seiner Dichtungen ist die Verwandtschaft mit dem Charakter Vathek's nicht zu verkennen.

Beckmann (Fritz), einer der ausgezeichnetsten deutschen Komiker, geb. 13. Jan. 1803 zu Breslau, entwickelte schon als Knabe im Chore des dortigen Theaters ein ungewöhnliches Talent für das komische Fach. 1824 ward er auf Verwendung Schmelka's, der sich seiner Ausbildung angenommen, bei dem neubegründeten Königstädter-Theater zu Berlin engagirt, wo er anfänglich nur in Nebenrollen auftrat. Allmählich erlangte er aber auch bedeutendere Partien, und nun wußte er rasch die Gunst und Anerkennung des Publikums zu gewinnen. B. besitzt das Talent, jedem Momente im Leben auf der Stelle die komische Seite abzugewinnen, und ist reich an augenblicklichen witzigen Einfällen. Dabei zeichnet er sich durch charakteristische Natürlichkeit und einen bescheidenen Vortrag des Spiels aus, dem seine Corpulenz eine drollig-liebenswürdige Grazie verleiht. Den Eigenthümlichkeiten des berliner Lebens wußte er eine gemüthliche Färbung zu geben. Durch die Ausbildung des von Holtei eingeführten «Eckensteher Nante» schuf er eine Localfigur der preuß. Hauptstadt, die mit dem Staberl und andern wiener komischen Masken wetteifern konnte. Die mislichen Verhältnisse der Königstädter Bühne bewogen ihn endlich, dieselbe zu verlassen, indem er 1846 ein lebenslängliches Engagement als erster Komiker am kaiserl. Hofburgtheater zu Wien einging. Hier durfte er sich nicht mehr auf das burleske Genre beschränken, sondern mußte sich der Charakterkomik zuwenden, was seinem Talente auch gelang. Namentlich spielt er die Väterrollen im modernen Lustspiel mit Meisterschaft. Seit 1838 ist B. mit der besonders als Vaudeville-Sängerin rühmlich bekannten Schauspielerin Adele Muzzarelli vermählt.

Beckmann (Joh.), bekannt durch seine Schriften über Landwirthschaft und Gewerbkunde, geb. 4. Juni 1739 zu Hoya, besuchte die Gelehrtenschule in Stade und widmete sich in Göttingen zuerst der Theologie, wandte sich aber seit 1759 dem Studium der Naturwissenschaft und deren Anwendung für Volks- und Staatswirthschaft zu. Nachdem er 1763—65 als Professor der Physik und Naturgeschichte am prot. Gymnasium zu Petersburg gewirkt, unternahm er eine Reise nach Schweden, um sich genaue Kenntniß der dortigen Bergwerke und deren Betriebsweise zu verschaffen, genoß auch bei dieser Gelegenheit zu Upsala längere Zeit Linné's Umgang und Unterricht. Nach seiner Rückkehr erhielt B. auf Büsching's Empfehlung 1766 zu Göttingen eine Professur der Philosophie, dann 1770 die der Oekonomie, und später erfolgte auch seine Ernennung zum Hofrath. Er starb 4. Febr. 1811. In seinen «Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft» (Gött. 1769; 6. Aufl. 1806) hat B. die Landwirthschaft zum ersten mal in wissenschaftlicher Form bearbeitet. Von seinen zahlreichen andern Schriften waren die «Anleitung zur Technologie» (5. Aufl., Gött. 1809), die «Anleitung zur Handlungswissenschaft» (Gött. 1789) und die «Vorbereitung zur Waarenkunde» (2 Bde., Gött. 1793) sowie auch die «Physik.-ökonomische Bibliothek» (33 Bde., Gött. 1770—1808) und die «Beiträge zur Oekonomie, Technologie, Polizei- und Kameralwissenschaft» (11 Bde., Gött. 1779—91) für ihre Zeit von großer Bedeutung. Seine «Beiträge zur Geschichte der Erfindungen» (5 Bde., Lpz. 1780—1805) sind noch jetzt von Werth.

Beckx (Peter Johann), Jesuitenordensgeneral, geb. 8. Febr. 1795 zu Sichem in Belgien, widmete sich dem geistlichen Stande und wurde, nachdem er bereits die Priesterweihe empfangen, 29. Oct. 1819 zu Hildesheim in die Gesellschaft Jesu aufgenommen. Ein gewandter, talentvoller junger Mann, ward er frühzeitig von seinen Obern zu besonders schwierigen Missionen verwendet. Nach dem Uebertritte des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen zum Katholicismus wurde er diesem als Beichtvater beigegeben und fungirte zugleich mehrere Jahre lang als Pfarrer an der neuerbauten kath. Kirche in Köthen. Nach dem Tode des Herzogs blieb er am Hofe der verwitweten Herzogin Julie und übersiedelte mit dieser nach Wien. 1847 wurde er zum Procurator der Provinz Oesterreich erwählt und wohnte in dieser Eigenschaft der Congregation der Procuratoren in Rom bei. Das J. 1848 nöthigte auch die österr. Jesuiten, zeitweilig ihre Ordenshäuser zu verlassen. B. ging nach Belgien zurück, wurde dem dortigen Provinzial als Gehülfe beigegeben, bald darauf aber als Rector des Collegiums in Löwen angestellt. Die Wiederherstellung des Jesuitenordens in Oesterreich eröffnete ihm eine neue umfassende Wirksamkeit im Kaiserstaate, dessen damalige Regierung sich den Bestrebungen des Ordens äußerst geneigt erwies. B. wurde zuerst als Superior für Ungarn, dann als Pro-

vinzial für Oesterreich angestellt. Unter seinem Einflusse entwickelte der Primas von Ungarn, Cardinal Szcitowsky, eine sehr erfolgreiche Thätigkeit für die erneute Einbürgerung des Ordens, die auch die Regierung sehr begünstigte. Mittelpunkt der ungar. Jesuiten ward das von Cardinal Szcitowsky eröffnete Novizenhaus zu Tyrnau. 1853 ging B. mit den Electoren zur 22. Generalcongregation nach Rom und wurde hier an Roothaan's Stelle zum Ordensgeneral erwählt. Die seitdem überall hervortretende neue Regsamkeit des Ordens, insbesondere auch die häufigen Jesuitenmissionen in prot. Gegenden, und die unleugbaren Erfolge, welche der Orden namentlich bis zu dem Ende der funfziger Jahre aufzuweisen hatte, sind zwar zum Theil den Zeitverhältnissen überhaupt zuzuschreiben, beweisen aber auch jedenfalls, daß das Regiment des Ordens gegenwärtig in gewiegten Händen ruht. Als Schriftsteller ist B., außer einigen gedruckten Gelegenheitsreden, namentlich durch seinen «Monat Mariä» (Wien 1843, 9. Aufl. 1861) bekannt, welcher auch ins Böhmische, Polnische und Italienische übersetzt worden ist.

Becquerel (Antoine César), einer der verdienstvollsten franz. Physiker, geb. 8. März 1788 zu Châtillon-sur-Loing im Depart. Loiret, bildete sich auf der Polytechnischen Schule zu Paris und trat 1808 als Genieoffizier in die Armee. Er wohnte hierauf den Feldzügen von 1810—12 in Spanien bei und leistete bei verschiedenen Belagerungen, namentlich der von Tarragona, ausgezeichnete Dienste. Nach seiner Rückkehr mit dem Grade eines Kapitäns wurde er Studieninspector an der Polytechnischen Schule. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich griff er wieder zu den Waffen und wurde dem Generalstabe der Armee beigeordnet. 1815 nahm er jedoch als Bataillonschef seine Entlassung, um sich fortan ausschließlich den Naturwissenschaften zu widmen. Die Ergebnisse seiner physik. und chem. Untersuchungen veröffentlichte er seit 1819 in den «Annales de physique et de chimie» sowie seit 1829 in den «Mémoires» und «Comptes-rendus» der Akademie der Wissenschaften. Ganz besonders und mit vorzüglichem Erfolge beschäftigte er sich aber mit Untersuchungen über Elektricität und Magnetismus, deren bedeutende Resultate er in den Werken «Traité expérimental de l'électricité et du magnétisme» (7 Bde., Par. 1834—40; neue Bearbeitung, 2 Bde., Par. 1855), «Élémens d'électro-chimie» (Par. 1843; deutsch, Erf. 1845) und «Traité complet de magnétisme» (Par. 1845) niederlegte. Von seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten sind der «Traité de physique dans ses rapports avec la chimie» (2 Bde., Par. 1842—44) und «Éléments de physique terrestre et de météorologie» (Par. 1847) hervorzuheben. — Sein ältester Sohn, Louis Alfred B., geb. 1814 zu Paris, praktischer Arzt daselbst, gest. im März 1862, hat sich durch mehrere pathol. Schriften, wie den «Traité clinique des maladies de l'uterus» (2 Bde., Par. 1859), «Untersuchungen über die Zusammensetzung des Blutes im gesunden und kranken Zustande» (deutsch von Eisenmann, Erl. 1845) und «Der Urin im gesunden und krankhaften Zustande» (deutsch von Neubert, Lpz. 1842), einen Namen erworben. — Der jüngere Sohn, Alexandre Edmond B., geb. 24. März 1820 zu Paris, seit 1853 Professor der Physik am Conservatorium der Künste und Handwerke daselbst, hat sich durch Untersuchungen über elektrisches Licht, den photographischen Prozeß und andere physik.-chem. Gegenstände Ruf erworben.

Becskerek oder Betskerek (spr. Betschkerek) heißen zwei Ortschaften in Ungarn. Groß-B., ungar. Nagy-B., die Hauptstadt (früher Marktflecken) des Torontaler Comitats, an der Bega und deren Kanal, 10 M. im SW. von Temesvar, hat eine kath. Pfarre und eine griech. Kirche, ein Comitatsgebäude, ein Stadthaus, ein altes, verfallenes Schloß und eine schöne Brücke, die über die Bega führt. Auch befinden sich daselbst ein Gymnasium und andere Schulen, ein Piaristencollegium (seit 1846), eine Buchdruckerei, ein Theater, ein Casino. Die Stadt zählt 17500 E., die Fischfang, Schaf- und Bienenzucht sowie lebhaften Productenhandel, namentlich mit Getreide und Rindvieh, betreiben. — Klein-B., ungar. Kis-B., ist ein Dorf im Comitat Temes, 2 M. im WNW. von Temesvar, mit 3004 E., vorzüglichem Feldbau, Bienen- und Schafzucht sowie Handel mit Wolle und Honig.

Becse oder Betse, südslaw. Bece geschrieben (spr. Betsche), ist der Name von zwei wichtigen Handelsplätzen in Ungarn. Alt- oder Serbisch-B., ungar. O-Becse oder Racz-Becse, großer Marktflecken und Dampfschiffahrtsstation im Comitat Bács (1849—60 Kreis Neusatz und Zombor), 5½ M. im NNO. von Neusatz, am rechten Theißufer, hat 11222 E., eine kath. und eine griech. Kirche, eine Synagoge und starken Getreidehandel. Der Ort wurde 1526 und 1551 von den Türken erobert. — Neu- oder Türkisch-B., ungar. Uj- oder Török-B., Marktflecken und Dampfschiffahrtsstation im Comitat Torontal, am linken Ufer der Theiß, 1 M. unterhalb und östlich vom vorigen, hat ein herrschaftliches Schloß, eine kath. und eine griech. Kirche mit hohen Thürmen, große Getreidespeicher und zählt 6472, mit dem

unmittelbar anstoßenden Dorf Franyova 12000 E., die bedeutenden Feldbau treiben. Der Ort ist einer der größten Getreidemärkte in der österr. Monarchie.

Beda, mit dem Zunamen Venerabilis, d. h. der Ehrwürdige, wurde 672 wahrscheinlich in dem Flecken Monkton bei Wearmouth in der Grafschaft Durham geboren und kam schon mit dem siebenten Jahre in das nahegelegene Kloster Weremouth (Wearmouth), dem damals Abt Benedict vorstand. Hier unterrichtete ihn der Mönch Trumberth in der Religion, Johannes Beverleye, später Bischof von York, in der lat. und griech. Sprache, Johannes aber, Archicantor der Kirche St.-Petri in Rom, den der vorgenannte Abt nach Britannien berufen hatte, in der Musik. B. verließ später Weremouth und begab sich in das benachbarte und diesem untergebene Kloster Girvy (gestiftet 682). Hier wurde er im 19. J. Diakonus und 702 Presbyter. Von da an erst begann seine schriftstellerische Thätigkeit, die hauptsächlich in Commentirung der einzelnen Schriften des Alten und Neuen Testaments bestand, in welcher er bis zu seinem 59. J. fortfuhr. Als er schon krank und dem Tode nahe war, übersetzte er noch das Evangelium Johannis in das Angelsächsische und dictirte es seinen Schülern. Er starb 26. Mai 735 und wurde im Kloster Girvy begraben; später brachte man seine Gebeine nach Durham. B. hat sehr viele zu ihrer Zeit brauchbare und geschätzte Commentare über die Heilige Schrift, außerdem Homilien, Leben einiger Heiligen, Hymnen, Epigramme, chronol. und grammatische Werke verfaßt. Gesammtausgaben derselben erschienen zu Paris (1544 und 1554), Basel (1563) und Köln (1612 und 1688). Das schätzbarste Werk indeß ist seine «Historia ecclesiastica gentis Anglorum» in fünf Büchern, in welchem wir die einzige Quelle der ältesten Geschichte Englands bis zum J. 731 besitzen. Er benutzte hierzu die Nachrichten der Römer, schrieb aber das übrige, bei weitem Wichtigere mit klarem und umsichtigem Blicke nach der Tradition seiner Zeitgenossen, unter denen Albinus, Abt von Canterbury, das meiste beitrug. Die erste Ausgabe erschien in Strasburg 1500; vorzüglicher ist die von J. Smith (Cambr. 1722) und nicht minder schätzbar die von Stevenson (Lond. 1838). Der Text sämmtlicher Werke mit einer engl. Uebersetzung der histor. Schriften erschien von Giles (6 Bde., Lond. 1843—44), welcher auch eine Handausgabe der «Historia ecclesiastica» (Lond. 1847) veranstaltete. Alfred übersetzte dieses Werk ins Angelsächsische. Auch als Chronolog ist B. von Wichtigkeit, indem sein Werk «De sex aetatibus mundi» nach der von ihm zuerst eingeführten Zeitrechnung des Dionysius die Grundlage der meisten Universalchroniken des Mittelalters wurde. Vgl. Gehle, «De Bedae Venerabilis vita et scriptis» (Leyd. 1838), und Wright's «Biographia britannica litteraria» (Bd. 1, Lond. 1843).

Bedeau (Marie Alphonse), ein ausgezeichneter franz. General, geb. 10. Aug. 1804 in Vertou bei Nantes, kam, nachdem er in der Militärschule von La Flèche erzogen worden, 1820 in die Schule zu St.-Cyr und trat 1825 als Offizier in die Armee. 1831 wurde er mit dem Range eines Kapitäns Adjutant des Generals Gérard, und 1832 wohnte er im Generalstabe der Einnahme von Antwerpen bei. Im Dec. 1836 ging er als Commandant eines Bataillons der Fremdenlegion nach Algerien. Hier betheiligte er sich im Oct. 1837 an der Expedition nach Konstantine. Nach der Einnahme der Stadt erhielt er das Commando in derselben. Im Oct. desselben Jahres wurde er Oberstlieutenant, im April 1838 Obercommandant von Budschia und, nach mehrern Gefechten gegen die Kabylen, im Dec. 1839 Oberst des 17. leichten Infanterieregiments. Im März 1840 betheiligte er sich an der Expedition von Cherchell. Seine Tapferkeit bewährte sich auch diesmal glänzend, und man belohnte ihn im Mai 1841 mit dem Range des Brigadegenerals. Im Febr. 1842 übergab ihm der Marschall Bugeaud die Direction der Militär- und polit. Angelegenheiten an der Grenze von Marokko. Am 21. März schlug sich B. hier mit Abd-el-Kader und trieb dessen überlegene Streitkräfte zurück. 1844 wohnte er der Reihe von Gefechten bei, welche 14. Aug. mit der Schlacht von Isly endeten. Im Sept. desselben Jahres wurde er Divisionsgeneral und Obercommandant der Provinz Konstantine, an der Stelle des Herzogs von Aumale. Im Mai 1845 leitete B. die Expedition von Aures, bestand drei Gefechte und unterwarf die rebellischen Stämme. Ebenso glücklich war er bei dem allgemeinen Aufstande der Provinz Oran im Oct. 1845 sowie bei der Expedition von Budschia 1847. Am 1. Juli 1847 wurde er Gouverneur von Algier, im Aug. desselben Jahres Großoffizier der Ehrenlegion, und im Monat Oct. trat er die Regierung an den Herzog von Aumale ab. Zur Zeit der Februarrevolution von 1848 befand sich B. auf Urlaub in Paris. Der Marschall Bugeaud übergab ihm den Befehl über eine der fünf Colonnen, welche den Aufstand niederschlagen sollten. Seine Haltung gegenüber den Insurgenten und den Vorgängen, die 24. Febr. auf dem Concordienplatze statthatten, zogen

ihm den Vorwurf der Unthätigkeit und Rathlosigkeit zu. Bugeaud selbst veröffentlichte wider ihn einen Brief, den B. in einer Flugschrift widerlegte, in welcher auch zu seiner Rechtfertigung die an ihn ergangenen Befehle mitgetheilt waren. Die Provisorische Regierung bot ihm das Kriegsministerium an, an dessen Statt er jedoch alsbald den Oberbefehl über die Armee von Paris übernahm. In dieser Stellung sah er sich genöthigt, zur Herstellung der Disciplin die Entwaffnung der Truppen vorzunehmen, wodurch er sich aufs neue heftige Beschuldigungen zuzog. Während des pariser Juniaufstandes befehligte er eine Abtheilung in der innern Stadt und wurde schwer verwundet. Vom Depart. Unterloire in die Constituirende Nationalversammlung geschickt, wählte man ihn hier zum Vicepräsidenten. Ebenso bekleidete er dieses Amt in der Gesetzgebenden Versammlung, in welche er für Paris eintrat. B. stimmte als Deputirter mit der gemäßigten Rechten und bewies sich, obschon ursprünglich Legitimist, als ein Mann von liberalen Ansichten. Als Ludwig Napoleon den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 ausführte, wurde B. mit den Generalen Lamoricière und Cavaignac verhaftet und in das Gefängniß Mazas, von da nach Schloß Ham abgeführt. Von hier brachte man ihn außer Landes nach Belgien, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Später machte er von der Amnestie Napoleon's III. Gebrauch und ging nach Nantes, wo er in der Nacht vom 29. zum 30. Oct. 1863 starb.

Bedeckter Weg, richtiger Gedeckter Weg, heißt der um den äußern Grabenrand einer Festung herumlaufende Wallgang, der mit einer sich in das Feld verlaufenden Brustwehr (Glacis) geschützt ist. Dies Werk, eins der wichtigsten, soll das Angriffsterrain mit einem rasirenden Kleingewehrfeuer bestreichen lassen und Ausfälle erleichtern: es hat also Defensiv- und Offensivzwecke. Für letztere sind in den ein- und ausgehenden Winkeln des Gedeckten Weges Waffenplätze (places d'armes) zum Ansammeln der Truppen für den Ausfall angelegt, in welchen sie auch nach demselben wieder Aufnahme finden. In diesen Waffenplätzen befinden sich breite Ausfallsöffnungen und Reduits zur innern Vertheidigung, welche den Gedeckten Weg sturmfrei machen. Andere Vertheidigungsmittel sind Querwälle (Traversen) gegen den Ricochetschuß, Palissadenabschnitte, bedeckte Caponnièren, Blockhäuser u. s. w. Außerdem erhält der Gedeckte Weg eine Vertheidigung von den dahinterliegenden Werken, mit welchen Verbindungen angelegt sind. Er soll zuerst bei dem Schlosse von Mailand angebracht worden sein. Tartaglios beschreibt ihn 1554. Seitdem ist er in den verschiedenen Befestigungsmanieren nach und nach verbessert und seiner jetzigen Bestimmung zugeführt worden durch Banketts (Auftritte) für die Infanterie auf den langen Linien desselben, Waffenplätze zu deren Flankirung und Ausfallszwecken, und die obenerwähnten Verstärkungen. — Bedecktes Terrain ist ein solches Terrain, auf welchem sich Gegenstände (Terrainbedeckungen) befinden, welche die freie Umsicht und Waffenwirkung verhindern. Solche Terrainbedeckungen sind z. B. Wälder, Ortschaften, Fruchtfelder, Hecken, sog. Knicks, Weingärten u. s. w. Häufig, aber irrigerweise, wird Bedecktes Terrain mit coupirtem oder durchschnittenem Terrain verwechselt, auf welchem die freie Bewegung durch Terrainhindernisse (z. B. Kanäle, Hecken, Dämme u. dgl.) erschwert ist. Es ist ein Bedecktes Terrain häufig zugleich ein durchschnittenes (Schleswig-Holstein, Italien), aber nie ein übersichtliches, welches letztere bei einem flachen, von vielen Kanälen durchschnittenen sehr gut der Fall sein kann (Niederlande).

Bedeckung wird eine Truppenabtheilung genannt, welche einen Transport oder Artillerie gegen einen directen feindlichen Angriff schützen soll. Die B. eines Transports heißt gewöhnlich Escorte. Artillerie bedarf im Felde der B. durch andere Truppen, um nicht gefährdet und in ihrer Wirksamkeit gehemmt zu werden. Diese B., auch Particularbedeckung genannt, kann Infanterie oder Cavalerie oder gemischt sein; auf eine Batterie rechnet man wenigstens eine Compagnie oder Escadron; bei entfernten Detachirungen muß die Stärke wachsen. Während des Marsches und bei Gefechtsbewegungen der Artillerie hat die B. den Feind zeitig zu entdecken und ihn durch Schützen oder Flankeurs von Punkten abzuhalten, von wo er jene beobachten oder beschießen könnte. Wenn die Artillerie zum Feuern auffährt, stellt sich die B. seitwärts, aber nie dahinter, möglichst gedeckt auf und muß hier um jeden Preis einen Angriff des Feindes abzuschlagen, ihn wenigstens so lange aufzuhalten suchen, bis die Geschütze aufgeprotzt und abgefahren sind, oder bis andere Truppen zu Hülfe kommen.

Bedeckung der Gestirne. Ein entfernteres Gestirn wird durch ein näheres bedeckt, wenn das letztere in gerader Linie zwischen dem erstern und der Erde steht und uns dadurch den Anblick desselben ganz oder zum Theil entzieht. Am häufigsten kommen Bedeckungen der Planeten und Fixsterne durch den Mond als den nächsten aller Himmelskörper vor; ihre Beobachtung kann zur Bestimmung der Mondparallaxe, namentlich aber zu Längenbestimmungen benutzt

werden. Auch die Sonnenfinsterniß ist eigentlich nur eine Bedeckung der Sonne durch den Mond. Seltener kommen Bedeckungen von Fixsternen oder Planeten durch einen Planeten (z. B. der Venus durch Mercur), noch seltener die Bedeckung eines Fixsterns durch einen Jupitersmond vor, sehr häufig dagegen die des Jupiter und seiner Monde gegenseitig.

Bedenkzeit oder die Frist, innerhalb welcher jemand eine Entschließung fassen soll. Im Handelsverkehre erfolgen Verkaufsanträge nicht selten mit der Nebenerklärung: «und stelle ich Ihnen dieses Quantum bis zu der und der Zeit fest an», womit der Verkäufer die Erlaubniß ertheilt, daß sein Geschäftsfreund die Sache bis dahin in Ueberlegung nehme, während er selbst bis zu diesem Termine an seine Offerte gebunden bleiben will. Bei kaufmännischen Anweisungen läßt sich die Zeit zwischen der Präsentation zur Annahme und dem Verfalltage insofern als eine B. ansehen, als der Assignat vor dem letztern Tage zur Erklärung über die Annahme nicht genöthigt werden kann. (S. Anweisung.) Desgleichen, wenn jemand eine Erbschaft anfällt, so darf er sich gemeinrechtlich eine B. von einem Jahre erbitten, um Erkundigungen über das Verhältniß der Activen zu den Passiven einzuziehen, und um die Zuträglichkeit des Antritts der Erbschaft zu erwägen (beneficium deliberandi). Hat er bis zum Ablaufe dieser Frist keine Erklärung gegeben, so folgert man daraus zum Besten etwaiger Miterben einen Verzicht auf das Erbanrecht, zum Besten der Nachlaßgläubiger einen Antritt der Erbschaft, sodaß also der berufene Erbe wegen der Schulden jedenfalls haftet. Auch die der Ladung im Civilproceß einzuschaltende Frist erscheint als eine B., um die im Termine abzugebende Erklärung zu überlegen. Besonders häufig sind ausdrückliche Vorbehalte einer bestimmten B. von seiten derjenigen, welchen ein Geschäft, wie Kauf, Miethe, Vergleich, vorgeschlagen wird.

Bedford, eine Grafschaft des centralen England mit 135287 E. (1861) auf 21¾ Q.-M. Das nicht eigentlich bergige Land ist im SO. mit den unfruchtbaren Kreidehügeln der Chiltern-Hills (Dunstable- und Luton-Downs) und einem ihnen parallellaufenden, aus Grünstein gebildeten Höhenzuge, der Wasserscheide zwischen Themse und Ouse, erfüllt, und hat im ganzen einen gutangebauten, im W. auch fruchtbaren Boden. Hauptflüsse sind die Ouse mit ihren fischreichen Zuflüssen Ivel und Ouzel, und der zur Themse gehende Lea. Außer den Erzeugnissen des Acker- und des besonders stark betriebenen Gemüsebaues (um B. und Biggleswade) und der bei reichem Weidelande nicht unbeträchtlichen Viehzucht gehören zu den vorzüglichsten Producten mehrere Kalksorten und Walkererde. Die Industrie besteht besonders in Anfertigung von Spitzen und Strohhüten, und der Verkehr wird seit 1849 durch einen Zweig der London- und Northwestern-Eisenbahn erleichtert. — Die Hauptstadt B., an der hier schiffbar werdenden Ouse und an der Eisenbahn gelegen, zählt 13413 E., welche Spitzenklöppelei, Strohhut- und Schuhfabrikation sowie lebhaften Handel mit Getreide und Vieh betreiben. Unter ihren fünf Kirchen ist die zwischen 1350 und 1400 erbaute goth. Kathedrale hervorzuheben. Außerdem sind die 1753 erbaute Shirehall (Grafschaftssaal), die Kornbörse, die lat. Freischule, die Industrieschule, ein Krankenhaus, ein Gefängniß, ein Irrenhaus, die 1814 erbaute Ousebrücke, vor allem aber die Britannia-Works, ein großartiges Depot landwirthschaftlicher Instrumente und Maschinen, bemerkenswerth. Volkreicher als die Hauptstadt ist Luton, eine schöngelegene Marktstadt am Lea und an der Eisenbahn, mit 15329 E., einer interessanten goth. Kirche, einer literarischen und einer Handwerkerschule, Strohhutfabrikation, Malzdarren und Brauerei. Nur 3½ M. im SW. von B. liegt die Marktstadt Woburn mit 1764 E., einem großen Park und der Woburn-Abbey (Abtei), dem Sitze des Herzogs von B. Andere Marktstädte sind Polton mit 1944, Harrold mit 1119, Biggleswade mit 4027, Ampthill mit 2011, Leighton-Buzzard mit 4330 und Dunstable mit 4470 E.

Bedford, Herzogstitel des dritten Sohnes Heinrich's IV. von England, Johann Plantagenet's oder, wie ihn Shakspeare nennt, des Prinzen Johann von Lancaster. Bei Lebzeiten seines Vaters war er Gouverneur von Berwick und außerdem Wardein der schott. Marken. Im zweiten Jahre der Regierung seines Bruders Heinrich V. (1414) ward er zum Herzog von B. erhoben. Er blieb als Wächter des Reichs in England zurück, während der König in Frankreich kämpfte. Nach Heinrich's Tode (1422) proclamirte er den unmündigen Heinrich VI. als König von England und Frankreich und eilte als Regent von Frankreich, wozu ihn sein Bruder noch sterbend bestimmt, nach Calais. Bei Southampton stieß er auf ein franz. Geschwader, das er zerstreute. Nach der Landung in Frankreich schlug er die Franzosen Schlacht für Schlacht, besonders 1424 bei Verneuil. Die schwankende Haltung der engl. Bundesgenossen, namentlich des Herzogs von Burgund, das Auftreten der Jungfrau von Orleans und die Ermannung der Franzosen wendeten jedoch die Lage der Dinge. Nachdem sich B. bis

1435 behauptet, mußte ein Friede zu Rouen unterhandelt werden. 14 Tage vor der Ratification des Vertrags brachen ihm 19. Sept. 1435 Schmerz und Zorn das Herz. Er war Patron der schönen Künste, wie fast alle directen Abkömmlinge des Johann von Gaunt. Unter anderm hatte er in Paris die von Karl V. daselbst auf 900 Bände gebrachte königl. Bibliothek gekauft und nach London gesandt. Seine Witwe, Jakobine von Luxemburg, heirathete Richard Woodville, Grafen Rivers, dem sie Elisabeth, Gemahlin Eduard's IV., gebar, die Aeltermutter der Königin von England und der meisten europ. Souveräne. Den Titel eines Herzogs von B. erhielt zunächst (1469) George Neville, der Neffe des «Königmachers» Warwick, dem aber diese Würde sehr bald wieder entzogen wurde. Hierauf erhob Heinrich VII. seinen Oheim Jasper Tudor (s. Pembroke), der ihm die Schlacht von Bosworth hatte gewinnen helfen, zum Herzog von B. Derselbe starb kinderlos 1495, wonach die Herzogswürde erst 200 J. später (1694) zu Gunsten des Hauses Russell (s. d.) erneuert wurde, dessen Haupt seit 1550 den Titel eines Grafen von B. führte.

Bedingung heißt dasjenige, unter dessen Voraussetzung etwas anderes gedacht werden oder geschehen kann. Im ersten Fall nennt man die B. eine logische, im letzten eine reale B. Die Bedingungen unterscheiden sich von den logischen Gründen sowie auch von den realen Ursachen dadurch, daß aus der Setzung der letztern ihre Folgen und Wirkungen mit Nothwendigkeit oder unausweichlich fließen, aus den Bedingungen aber nur die Möglichkeit oder Setzbarkeit des Bedingten hervorgeht. So z. B. gehören zu den Bedingungen einer guten Ernte Sonnenschein und Regen, doch werden diese für sich allein nichts helfen, wenn der ausgestreute Samen nichts getaugt hat oder das Land nicht gut gepflügt war. Ist eine B. von der Art, daß ohne sie ein Ereigniß nicht erfolgen kann, so nennt man sie eine condicio sine qua non. So z. B. ist bei der Ernte die Ausstreuung des Samens eine condicio sine qua non, nicht aber der Regen, weil man diesen auch allenfalls durch künstliche Bewässerung ersetzen kann. Daher dürfen wir dem, was wir aus gegebenen Bedingungen erwarten, auch nur immer eine bedingte Nothwendigkeit beilegen, und die Bedingungen nicht als vollkommene, sondern nur als unvollkommene Ursachen oder Mitursachen in logische Rechnung ziehen. Von dieser Art sind vorzüglich die Motive unserer Handlungen, welche sich niemals einer sichern Berechnung unterwerfen lassen, weil sie nicht dem Causalgesetze der vollkommenen, sondern dem Bedingungsgesetze der unvollkommenen Begründung folgen. Das Gegentheil des Bedingten ist das Unbedingte oder Absolute, welches keine andern Voraussetzungen hat als nur allein seine eigene Existenz, und dessen Wirksamkeit daher ihre Bedingungen und Motive nirgends anderswoher empfangen kann als aus sich selbst. Die Idee einer solchen Wirksamkeit fällt daher zusammen mit der eines freien Willens oder, nach antikem Ausdruck, einer sich selbst bewegenden Thätigkeit.

Bedingung (condicio, von condicere, verabreden) heißt in der Jurisprudenz eine Thatsache, von deren Existenz die Wirksamkeit eines Rechtsgeschäfts abhängt. In diesem allgemeinsten Sinne können auch die sog. Essentialien, d. h. die begriffsmäßigen und formalen Erfordernisse der Rechtsgeschäfte, als unumgängliche B. (condicio sine qua non) der Gültigkeit angesehen werden, z. B. Dispositionsfähigkeit der Contrahenten, Beobachtung der für Letzte Willen vorgeschriebenen Solennitäten. Gewöhnlich gebraucht man jedoch den Ausdruck B. in dem engern Sinne eines besondern Zusatzes, durch welchen Anfang oder Ende der Wirksamkeit eines Vertrags oder Letzten Willens auf den Eintritt eines ungewissen zukünftigen Ereignisses gestellt wird. In jenem Falle heißt die B. aufschiebend (suspensiv), in diesem auflösend (resolutiv). Die B. ist affirmativ oder negativ, je nachdem sie dahin lautet, daß etwas geschehe oder daß etwas nicht geschehe. Sie schwebt (pendet), solange das Endergebniß ungewiß bleibt, verfällt (deficit) mit der Gewißheit ihres Nichteintretens, und verwirklicht sich (existit) mit diesem Eintritte. In Rücksicht auf die für das Existentwerden thätigen Kräfte heißt die B. willkürlich (potestativ), wenn ihre Verwirklichung von menschlicher Selbstbestimmung, zufällig (casuell), wenn sie von Einflüssen abhängt, die nicht beliebig hervorgerufen werden können. Bei der Erfüllung «gemischter» B. wirken Willkür und Zufall zusammen. Rechtliche Erklärungen, die unter einer aufschiebenden B. abgegeben sind, treten nicht eher in Kraft, als bis die B. sich verwirklicht, und es muß dann wenigstens der Vertrag, wenn die B. für den Schuldner eine zufällige war, nicht vom Tage ihres Eintritts, sondern vom Tage des Abschlusses an erfüllt, also die versprochene Sache lastenfrei sammt den von da an gezogenen Nutzungen geliefert werden. Doch haftet der Schuldner nicht für zufälligen Untergang der Sache, und bei letztwilligen Verpflichtungen oder wenn die B. für den Schuldner potestativ ist, findet jene «Rückbeziehung» auf den ersten Verpflichtungstag überhaupt nicht statt. Der Ein-

tritt einer auflösenden B. macht den Inhaber zum unberechtigten Besitzer, und er hat die erhaltene Sache für die Regel in dem jetzigen Zustande, bei Besitz aus Verträgen aber in der ursprünglichen Beschaffenheit (ex tunc) mit allen davon gewonnenen Früchten zurückzugeben. Diese Sätze leiden jedoch nur dann volle Anwendung, wenn die B. möglich, d. h. wenn ihr Eintritt nach allgemeinen Begriffen denkbar ist. Die Wirksamkeit der unmöglichen B. ist dagegen mit vielen Unterscheidungen abweichend festgestellt, namentlich wenn eine moralisch unmögliche B. vorliegt, dafern also der Fall gesetzt ist, daß einer der Interessenten etwas pflichtmäßig Gebotenes unterlasse oder etwas Verbotenes thue. — Im Civilprocesse wird der Einwand des Beklagten, daß der Anspruch des Klägers nur ein bedingter gewesen sei und sich je nach der Art der B. durch deren Eintritt oder Nichteintritt erledigt habe, gegenwärtig meistens als ein Leugnen des Klaggrundes angesehen und daher dem Kläger der Beweis auferlegt, daß er unbedingt berechtigt sei.

Bedlam (Abkürzung im Volksmunde für Bethlehem-Hospital), ein Irrenhaus in London, dessen Name zu einer Art Stichwort für Tollhaus überhaupt geworden ist. Ursprünglich ein 1246 gestiftetes Kapitelhaus für Kanoniker und Kanonissinnen in der Straße Bishopsgate außerhalb des Thores, schenkte Heinrich VIII. das Hospiz der City, welche es zur Aufnahme von 50—60 Geisteskranken bestimmte. 1675 wurde das Hospiz abgebrochen und in Moorfields, einer andern Gegend der City, von dem Architekten R. Hooke ein neues Gebäude für 150 Kranke erbaut, dessen Höfe und Graspläne bis 1814 dem Zutritt des schaulustigen Publikums geöffnet waren. Um diese Zeit wurde B. unter der Aufsicht von James Lewis umgebaut und 1838 ein neuer Flügel hinzugefügt sowie einige Jahre nachher die Kuppel des Gebäudes von Sidney Smirke. Dasselbe hat nunmehr eine Länge von 570 F., ist 4 Stock hoch und kann bis 500 Patienten aufnehmen. Während früher die Geisteskranken nur dürftig Wohnung, Kost und Kleidung erhielten, ja die etwaigen Reconvalescenten als Bedlam-beggars oder Tom-a-Bedlams in der Stadt betteln gehen mußten, wird jetzt größere Sorgfalt auf die Pflege und Behandlung der Kranken verwendet, sodaß jährlich mehr als die Hälfte derselben als geheilt entlassen werden kann. Doch sind neuerdings Klagen über die Verwaltung der Anstalt laut geworden.

Bedlis oder **Bitlis**, eine Stadt im türk. Paschalik Müsch in Armenien, 2 M. von der Südwestecke des großen Wansees, 4467 F. über dem Meere außerordentlich malerisch gelegen, gilt gewöhnlich als die Hauptstadt der Kurden. In einer ostwärts geöffneten Bergschlucht, in welcher aus Querschluchten drei Bäche zur Bildung des mit dem Bohtantschai in den Tigris fallenden Bitlistschai zusammentreten, zieht sich die Stadt am Fuß einer 300 F. hohen, wahrscheinlich aus Lava bestehenden Gesteinmasse und längs zwei jener Bäche hin. Bei der Unebenheit des Bodens stehen die Häuser in verschiedener Höhe, jedes von einem Obst- und Gemüsegarten umgeben, sämmtlich aus Felsquadern erbaut, meistens zweistöckig, alle mit plattem Dach und vergitterten Fenstern nach der Straße zu. Oben auf der Höhe steht der Palast des Bei in roher, weitläufiger Bauart, in der Mitte der Stadt auf einer isolirten Lavamasse die mit 30 F. hohen Mauern eingefaßte, jetzt in Verfall gerathene Feste, ehemals eins der festesten Schlösser Armeniens. Am Fuße der Feste liegt der Bazar, welcher zum Theil überwölbt und reich mit Waaren besetzt ist. Für die Kaufleute sind viele Karavanserais vorhanden. Die Bevölkerung wird auf 10- oder 12000 Köpfe geschätzt. Von den 3000 Hausständen sind 1000 armenische, 50 jakobitisch-christliche, die übrigen mohammedanische. Die Armenier, deren Sprache vorherrschend, haben 4 Kirchen, 4 Klöster und 1 Schule. Der Islam zählt 32 Moscheen, 8 Medressen, 12 Klöster von Dreh-Derwischen, die hier ihren Hauptsitz haben. B. zeigt große Betriebsamkeit im Waffenschmieden, in Silber- und Goldarbeiten, in Rothfärberei, im Weben gestreifter Baumwollzeuge. Die Christen sind meistens Kaufleute, Färber und Arakbereiter. Der Handel, welcher Wolle, Taback, Galläpfel, Gummi-Traganth zur Ausfuhr bringt und Baumwolle aus Persien einführt, wird durch die Unsicherheit des Landes verkümmert, indem Waarenzüge den Ueberfällen der raubsüchtigen Kurden ausgesetzt sind. In der Bevölkerung der altarmen. Stadt B. lebt die Tradition, daß Alexander d. Gr. zu ihnen hinaufgestiegen sei. 400 v. Chr. stieg Xenophon mit den 10000 Griechen durch das defileenreiche Thal des Bitlisstroms aus dem Thal des eigentlichen Tigris empor, und auf derselben Straße drangen im Mai 1394 Timur's Horden unter dem Prinzen Miran-Schah in Oberarmenien ein. B. kam 1514 unter Selim I. an die Türken, die es an die Perser verloren, aber 1555 wiedererlangten. Seit drei Jahrhunderten ist B. erblicher Besitz einer Kurdenfamilie.

Bedrohung, s. Drohung.

Bedschapur (engl. Beejapoor oder Bejapoor), indisch Widschayapura, d. h. Siegesstadt,

ein ehemaliges mächtiges Königreich im westl. Theile des ostind. Hochlandes Dekkan, im Gebiete des obern Kistna, zwischen dessen Nebenflüssen Tumbudra (rechts) und Bhima (links), wurde 1489 vom Fürsten Adil-Schah (gest. 1510), einem Sohne des türk. Sultans Murad II., gegründet. Dieser Staat erweiterte sich seit 1556 so bedeutend, daß zur Zeit seiner höchsten Blüte, im 17. Jahrh., ein großer Theil des Maharattenlandes dazu gehörte. Nachdem der Großmogul Aureng-Zeyb 1686 B. zerstört, ward das Land im 18. Jahrh. eine Beute der Maharatten und des Sultans von Maißur. Den nördl. oder Maharattenantheil vertheilten 1818 die Engländer so, daß der größere Theil nebst der Küste ihnen, ein kleinerer dem Nizam, der Rest mit der ehemaligen Hauptstadt B. dem Maharatten-Radscha von Sattara zufiel. — Die Stadt B., nahe der Grenze des Nizamgebiets gelegen, ist jetzt eine verödete Trümmerstadt von ungeheuerm Umfang und wird das «Palmyra Dekkans» genannt. Dieselbe hatte zur Zeit Aureng-Zeyb's 1600 Moscheen und 984000 E. Die noch erhaltenen, sehr hohen Steinmauern umschließen die Ueberreste glänzender Paläste und Bauten aller Art, welche die Pracht der ehemaligen Residenz der Adil-Schah-Dynastie bekunden. Wenige Städte des Orients haben eine solche Mannichfaltigkeit des Baustils aufzuweisen, da sich an dem Hofe des Gründers der Dynastie pers., türk. und tatar. Große befanden, welche die Bauten von Künstlern ihrer Heimat ausführen ließen. Der mächtige Mahmud-Adil-Schah (gest. 1660), ausgezeichnet durch Weisheit, Gerechtigkeit und Milde, hat sich durch eins der großartigsten und prachtvollsten Gebäude Indiens verewigt, welches sein eigenes Mausoleum (Burra Gambus, d. h. der Große Dom) darstellt. Es ist ein ernstes, schmuckloses Bauwerk von ungeheuern Dimensionen, dessen Kuppel an Größe nur vom St.-Peter zu Rom überboten wird. Die große Moschee und das Grab Ibrahim-Adil-Schah's zeichnen sich durch ihre schöne Architektur aus. Das innerhalb der Ringmauern gelegene Fort hat einen Wall mit 109 Thürmen, einen zum Theil in Fels gehauenen Graben von 18 F. Tiefe, einen bedeckten Gang ringsum und eine aus behauenen Steinen sehr fest gebaute Citadelle, in welcher sich ein Tempel, ähnlich dem von Ellora, befindet, wahrscheinlich das einzige Denkmal der vormohammed. Zeit.

Beduinen (entstanden aus dem arab. Bedawi, Plur. Beduân, d. i. Bewohner des flachen Landes oder der Wüste) ist der allgemeine Name, mit welchem im Orient selbst wie auch von den Europäern alle diejenigen Stämme und Völkerschaften belegt werden, welche in den Wüstenlandschaften Arabiens und der benachbarten Ländergebiete sowie in den weiten Gebieten des Innern von Nordafrika ein ungebundenes patriarchalisches Hirten- und Räuberleben führen. Anfänglich kam der Name B. nur den nomadisirenden Bewohnern der arab. Wüsten, insbesondere des Plateau von Nedschd zu, im Gegensatze zu den Ackerbau oder Handel treibenden Bewohnern der Städte (den Hadesi). Doch schon im Alterthum verbreiteten sich wandernde Horden arabischer B. und mit ihnen der Name über die syr. und ägypt. Wüste, später, nach dem Untergange der alten Cultur, in Syrien, Mesopotamien und Chaldäa, zuletzt mit der Eroberung Afrikas durch die moslem. Araber im 7. Jahrh. auch über dieses und die große Wüste vom Rothen bis zum Atlantischen Meere, die ihnen zu einer andern Urheimat ward. Es haben somit Beduinenstämme arab. Ursprungs ein Gebiet eingenommen, das von der Westgrenze Persiens bis zum Atlantischen Ocean und von den Gebirgen Kurdistans bis zu den Culturstaaten der Negervölker des Sudan reicht. Doch sind sie in diesen weiten Regionen nur in dem Bereich der eigentlichen Wüste die einzigen Gebieter, während in anbaufähigen Theilen, wie in Mesopotamien, Chaldäa, der syr. Grenze, ferner in der Berberei, den Nilländern und dem Nordrande des Sudan, neben und zwischen ihnen auch Völker andern Stammes ansässig sind. Namentlich in Afrika werden viele nomadisirende Stämme unter dem Namen B. zusammengefaßt, die keineswegs arab., sondern berberischen und andern Ursprungs sind, obschon dieselben theilweise im Laufe der Zeit die arab. Sprache angenommen haben und sich selbst für echte, aus Arabien stammende B. oder Araber (Arab, Plur. Urbân) fälschlich auszugeben pflegen. Ueber Charakter, Sitte und Gewohnheiten der arabischen B. s. Arabien.

Beecher (Henry Ward), der berühmteste amerik. Kanzelredner der Gegenwart, geb. 24. Juni 1813 zu Litchfield in Connecticut, ward 1837 Prediger einer Presbyterianergemeinde zu Lawrenceburg in Indiana und bekleidete seit 1839 dasselbe Amt in Indianopolis. 1847 kam er als Pastor an die Plymouthkirche zu Brooklyn bei Neuyork, wo er zugleich als Mitredacteur der vielgelesenen Wochenschrift «Independent» eine literarische Thätigkeit entwickelte. Auf Kosten seiner sehr reichen Gemeinde unternahm er 1863 eine Reise durch Europa und hielt in England eine Reihe von öffentlichen Vorträgen über den amerik. Bürgerkrieg, die wegen der Entschiedenheit und Schärfe, womit er die Sache der nördl. Staaten und die der Freiheit und Ge-

sittung verfocht, großes Aufsehen machten und von seiten der zahlreichen Anhänger der Sklavenstaaten tumultuarische Gegendemonstrationen hervorriefen. Unter den abolitionistischen Agitatoren, welche während der funfziger Jahre wesentlich dazu beigetragen haben, das Volk des Nordens der Union zum Bewußtsein der Unverträglichkeit der Sklaverei mit wahrhaft demokratischen Staatseinrichtungen zu bringen, nimmt B. einen hohen Rang ein. Als Kanzelredner zeichnet er sich durch einen derben Realismus aus, doch auch durch sehr scharfe Beobachtung der menschlichen Natur und innige Wärme der Empfindung. Sein Vater ist der gleichfalls als Kanzelredner und Abolitionist ausgezeichnete Lyman B., seine ältere Schwester die Romanschriftstellerin Harriet Stowe (s. d.).

Beecher-Stowe (Harriet), amerik. Schriftstellerin, s. Stowe.

Beechey (Sir William), engl. Porträtmaler, geb. 12. Dec. 1753 zu Burford in der Grafschaft Oxford, wurde für die Privatadvocatur bestimmt, machte aber in London Bekanntschaft mit einigen Zöglingen der Königlichen Akademie und gewann in ihrem Umgange eine leidenschaftliche Neigung zu den schönen Künsten. In die Akademie 1772 als Zögling aufgenommen, übte er sich zuerst an den Werken Joshua Reynolds', wandte sich indessen bald dem Porträt zu und wurde nun der Lieblingsmaler der fashionabeln Welt. Die Königliche Akademie nahm ihn 1793 als Mitglied auf. In diesem Jahre malte er die Königin Charlotte in ganzer Figur und wurde von dieser zu ihrem Hofmaler ernannt. 1797 wurde er zum Ritter geschlagen, der erste Künstler Englands, dem nach Sir Joshua Reynolds diese Ehre widerfuhr. B. legte sich jetzt auf große Porträtcompositionen. Eine Revue des 5. und 10. Dragonerregiments, welche Georg III. in Begleitung des Prinzen von Wales und des Herzogs von York abnimmt (1798), gilt für sein glänzendstes Werk. Nachdem er unzählige Bildnisse und Bildnißgruppen von Prinzen, Prinzessinnen, Herzogen und andern hohen Personen, auch von vielen bürgerlichen Personen gemalt, zog er sich 1836 in die Ruhe zurück. Er starb 28. Jan. 1839.

Beechey (Frederick William), engl. Seemann und Reisender, Sohn des vorigen, geb. 17. Febr. 1796 in London, diente seit 1808 in der Marine und machte als Offizier 1818 auf dem Trent mit Franklin die Expedition nach dem Nordpole mit. Seinen Bericht über diese enthält die «Voyage of discovery towards the North Pole» (Lond. 1843), welche auf Befehl der Admiralität gedruckt wurde. 1819 wohnte er einer zweiten arktischen Expedition unter Parry auf dem Schiff Hecla bei. Alsdann unternahm er 1821 eine Reise nach der Nordküste Afrikas zur Erforschung der Großen Syrte und Cyrenaikas, deren Resultate er in den «Proceedings of the expedition to explore the northern coast of Africa» (Lond. 1828) veröffentlichte. Zum Commandeur erhoben, erhielt er den Auftrag, 1825 mit der Sloop Blossom nach dem Stillen Ocean und der Nordwestküste Amerikas zu segeln, um sich womöglich über den Kotzebue-Sund mit dem vom Lande her vordringenden Franklin zu vereinigen. Da er das letztere jedoch nicht zu erreichen vermochte, kehrte er im Sept. 1829 nach England zurück und theilte die wichtigen geogr. Ergebnisse dieser Expedition in der «Narrative of a voyage to the Pacific and Behring's Strait» (2 Thle., Lond. 1831) mit. 1835 ging er mit dem Schiffe Sulphur abermals nach der Südsee, um die Aufnahme derselben fortzusetzen, wurde aber schon an der südamerik. Küste durch Krankheit zur Rückkehr genöthigt. Von 1837 ab war er mit hydrographischen Arbeiten im Irischen Kanal beschäftigt und erhielt 1847 die Leitung des Marinedepartements im Handelsministerium, welche er mit bestem Erfolg bis zu seinem Tode führte. Nachdem er 1854 zum Contreadmiral befördert und 1855 zum Präsidenten der Geographischen Gesellschaft erwählt worden, starb er 29. Nov. 1856 zu London.

Beeidigung (in staatsrechtlicher Beziehung). Eide werden in öffentlichen Verhältnissen zu dem Zwecke auferlegt, um von den Schwörenden die Uebernahme einer allgemeinen Pflicht und die feierliche Zusage eines ihrer Stellung fortwährend angemessenen Verhaltens zu erlangen. Schon das griech. Alterthum kannte den Eid als Bestärkungsmittel von Bündnissen: Lykurg ließ die Spartaner die Bewahrung seiner Gesetze eidlich angeloben, und Athens Bürger schworen den Eid der Treue gegen das Vaterland. In Rom verpflichteten sich die Consuln auf gleiche Weise zur Regierung nach dem Gesetze, und der Soldateneid (Sacramentum) ward allgemein erfordert. Das Mittelalter fügte dazu die Huldigungs-, Lehns- und Unterthaneneide, um die Könige, Lehns-, Landes- und Gutsherrn der Treue ihrer Mannen und Unterthanen zu versichern, ingleichen die Eide der Regenten, wodurch letztere die Privilegien ihrer Vasallen und Stände gewährleisteten. Der neuern Zeit gehören an: die zahlreichen Diensteide der Beamten, die Verpflichtungen auf die Landesverfassung, welche gewöhnlich mit den Beamten- und Unterthaneneiden verbunden werden und, nach weitergehenden Ansprüchen, auch in der Formel des

militärischen Fahneneides enthalten sein sollen, endlich neben allen diesen polit. Eiden die Religionseide, durch welche jetzt noch Geistliche und Lehrer ihre Anhänglichkeit an das Bekenntniß der herrschenden Kirche verbürgen. Nach den gegenwärtigen Ansichten unterliegt die Abnahme solcher Eide nicht geringen Bedenken. Sie verräth zunächst eine gewisse Schwäche des Glaubens an die Nothwendigkeit der so zu bestärkenden Ordnungen, und ein Mistrauen gegen die Schwörenden, welches eine Verbindung mit diesen Personen eigentlich widerrathen möchte. Außerdem muß die Verbindlichkeit derartiger Gelöbnisse gerade nach den, bei der Beurtheilung des Eides maßgebenden ethischen Grundsätzen stark bezweifelt werden. Polit. Eide enthalten so allgemeine Zusagen, daß sich deren näherer Inhalt sowie ihre Vereinbarkeit mit spätern Ereignissen und anderweiten Pflichten, also die moralische Möglichkeit ihrer durchgängigen Erfüllung von vornherein gar nicht übersehen läßt. Dabei ist es wol in den meisten Fällen sehr fraglich, ob solche Eide wahrhaft frei geleistet werden, so z. B. von Einwanderern oder Beamten, welche ohne den Unterthanen- oder Diensteid das gewünschte Unterkommen nicht finden würden. Gegen die Verfassungseide läßt sich im besondern noch einwenden, daß sie eigentlich den Schwörenden verpflichten, in jedem einzelnen Falle die Verfassungsmäßigkeit eines ihm zugehenden Befehls bis in das kleinste zu untersuchen, was bei der Verschiedenheit der subjectiven Ansichten und bei den Schwierigkeiten aller publicistischen Erörterungen eine allgemeine Verwirrung zur Folge haben könnte. Genau genommen, ignorirt auch das Gesetz die polit. Eide insofern, als es bei Verletzung der damit übernommenen Pflichten von einer Ahndung des Eidesbruchs ganz absieht und nur diejenigen Strafen eintreten läßt, mit welchen eine Störung der betreffenden öffentlichen Verhältnisse an und für sich bedroht ist. Wenn schließlich erfahrungsmäßig alle Eide das Hereinbrechen polit. Katastrophen und selbst gewaltsamer Verfassungsänderungen nicht gehindert, sondern höchstens die abermalige eidliche Bekräftigung des neuen Zustandes herbeigeführt und somit die Ehrfurcht vor der Würde und Heiligkeit des Eides nur erschüttert haben, so muß in der That die Forderung des Wegfalls aller derartiger Eide als eine berechtigte angesehen werden.

Beelzebub, d. h. Fliegen-Bel. Unter diesem Namen verehrten die Bewohner der Philisterstadt Ekron den Gott Baal (s. d.) oder Bel. Auch die Griechen hatten ihren Zeus Apomyios oder Myiagros, d. h. Abwehrer der Fliegen. Da die heidnischen Götter von den Juden für Dämonen gehalten wurden, so ward allmählich jener Name die Bezeichnung des Obersten der unreinen Geister, und in dieser Bedeutung kommt er in den Evangelien vor. Die genauere Lesart daselbst ist jedoch Beelzebul, d. h. Herr des Mistes, eine Veränderung des Wortes, wodurch man zugleich die gemeine, schmuzige Natur dieses Dämon bezeichnen wollte.

Beer (Jakob Meyer), berühmter Componist, s. Meyerbeer (Giacomo).

Beer (Wilh.), Geh. Commerzienrath und Bankier zu Berlin, Bruder des Componisten Meyerbeer, geb. 4. Jan. 1797, gest. 27. März 1850, hat sich durch seine in Gemeinschaft mit Mädler gelieferten astron. Arbeiten einen Namen gemacht. In den J. 1813—15 kämpfte er in den Reihen der Freiwilligen, vertauschte dann den Militärdienst mit dem Handelsstande, benutzte aber seine Mußestunden, um die Wissenschaften, besonders aber mit seinem Freunde Mädler die Astronomie zu cultiviren. Zu diesem Zwecke erbaute er sich eine kleine, noch jetzt bestehende Sternwarte im Thiergarten bei Berlin und stellte auf dieser fleißig Beobachtungen an, die namentlich dem Mars und dem Monde gewidmet waren. Schon die Abhandlung, in welcher die Beobachtungen des Mars niedergelegt waren (1830), machte Aufsehen, in noch weit höherm Grade aber die Mondkarte, welche 1836, nach sechsjähriger unausgesetzter Arbeit, erschien und von der franz. Akademie mit dem Lalande'schen Preise gekrönt wurde. Ihr folgte als Commentar das Werk «Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie» (Berl. 1837). Als Mitglied der Ersten preuß. Kammer von 1849 veröffentlichte B. auch die Schrift «Die Dreikönigsverfassung in ihrer Gefahr für Preußen» (Berl. 1849).

Beer (Michael), dramatischer Dichter, der vorigen Bruder, geb. 19. Aug. 1800 zu Berlin, wurde früh durch den Verkehr mit Gelehrten und Künstlern, denen das väterliche Haus offen stand, zu dichterischen Versuchen geleitet. Er widmete sich auf den Universitäten zu Berlin und Bonn geschichtlichen, philos. und naturwissenschaftlichen Studien und erweiterte seine Bildung durch Reisen in Frankreich und Italien. In spätern Jahren lebte er gewöhnlich in München, am Rhein oder in Paris, seltener in Berlin. Bereits 1819 kam von ihm ein Trauerspiel, «Klytämnestra», in Berlin zur Aufführung, dessen Aufnahme den jungen Dichter ermunterte. Diesem folgte die Tragödie «Die Bräute von Aragonien» und das Trauerspiel

«Der Paria» (1823), über welches sich auch Goethe günstig aussprach. In Italien schrieb B. 1826 seine schönen genuesischen Elegien, in München, wo er namentlich mit Ed. von Schenk in freundschaftlicher Beziehung stand, das Trauerspiel «Struensee» (Stuttg. 1829 u. 1847). Letzteres kam, trotz diplomatischer Einsprache, auf Befehl des Königs in München zur Aufführung und ist sein Hauptwerk. Weniger Beifall fand seine letzte Dichtung, die Tragödie «Schwert und Hand», welche in Berlin über die Bühne ging. B. starb in München 22. März 1833. Seine «Sämmtlichen Werke» (Lpz. 1835) begleitete Schenk mit einer biographischen Einleitung. Einen Blick in das edle Innere des Dichters gewährt sein «Briefwechsel» (Lpz. 1837), den ebenfalls Schenk herausgab. B. war ein dichterisches Talent, dem Geschmack, Gewandtheit in Sprache und Vers und das Streben nach dem Höhern zur Seite stand.

Beere (Bacca) heißt in der Botanik eine mehr oder minder fleischige und saftige, im Zustande der Reife nicht aufspringende Frucht, deren innere Schichten von fleischiger, breiichter oder saftiger Textur sind, welche zuweilen sogar bis zur Auflösung in einzelne saftreiche Zellen vorgeschritten ist, während die äußern Schichten der Fruchtschale sich derber, manchmal selbst holzig zeigen. Die B. ist bald ein-, bald mehrfächerig, und im letztern Falle sind ihre Fächer völlig und nicht blos in der Achse untereinander verbunden. Solche Früchte trägt z. B. Berberize, Weinrebe, Stachelbeere, Nachtschatten, Kartoffel, Heidelbeere, Aron, Zaunrübe, Spargel u. s. w. Die dickschalige B. des Pomeranzenbaums, deren mit zahlreichen Oeldrüsen versehene Schale vom Fruchtbrei scharf abgesetzt ist, wird als Orangenfrucht (Hesperidium) unterschieden, und die hartschalige B. des Granatbaums, welche außer den obern, durch senkrechte Scheidewände getrennten Fächern auch noch ein unteres, durch eine horizontale Wand abgetheiltes Fach besitzt, wird mit dem besondern Namen Granatapfel (Balausta) belegt. Die B. der Nixblume und Seerose, deren anfangs saftiger Fruchtbrei zur Reife trocken und markig ist, bezeichnet man oft mit dem Namen Beerenkapsel (Amphisarca). Bei den Kürbisgewächsen wird die B., welche anfangs drei- bis fünffächerig, zur Reife aber meist einfächerig ist, gewöhnlich durch den Namen Kürbisfrucht (Peponium oder Peponida) ausgezeichnet.

Beethoven (Ludwig van) wurde 17. Dec. 1770 in Bonn geboren, wo sein Großvater Ludwig van B. Kapellmeister, sein Vater Johann van B. Tenorist in der kurfürstl. Kapelle war. Früh zeigte der Knabe ein auffallendes Talent für Musik, das sich auch unter ungünstigen Verhältnissen in ungewöhnlicher Weise entwickelte. Sein Vater war dem Trunk ergeben, seine treffliche Mutter kränklich; seit dem 1773 erfolgten Tode des Großvaters wurde die Lage der Familie innerlich und äußerlich immer bedrängter. So trübe Jugendeindrücke machten schon den Knaben düster und verschlossen. Für seine Ausbildung geschah von Haus aus nur das Nothdürftige, auch der Musikunterricht war ungeregelt und durch die rohe Willkür des Vaters peinigend. Aber durch sein Talent fand der Knabe von anderer Seite Theilnahme und Förderung; namentlich war es die edle Familie von Breuning, in welcher B. fast wie ein Angehöriger verkehrte, wo für die Bildung seines Gemüths und seines Geistes gesorgt wurde. In eigenthümlicher Mischung traten schon in dem Knaben die starken und scheinbar unvermittelten Aeußerungen von trotzigem Eigensinn und gutmüthiger Hingebung, von aufflammender Heftigkeit und zarter Rücksicht, von grübelnder Verschlossenheit und harmloser Lustigkeit, von scheuem Mistrauen und aufopfernder Liebe hervor, welche fortdauernd auch dem Manne den Lebensgang erschwerten; denn nur der Näherstehende konnte erkennen, wie tief und fest gegründet diese Natur war, die leidenschaftlich, aber rein empfand, und von einem unbezwinglichen Streben nach dem höchsten Ideal erfüllt war, um welches der sittliche Mensch wie der schaffende Künstler einen heißen, unablässigen Kampf geführt hat. Auch in der Jugend erschien er nicht durch gefällige Liebenswürdigkeit anziehend, während seine Freunde fest an ihm hingen, aber seine musikalischen Leistungen zogen allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich, vornehmlich seine schon damals glänzende Virtuosität im Klavierspiel, die mit einem außerordentlichen Talent für das freie Phantasiren verbunden war. Schon 1783 prophezeite man, daß er ein zweiter Mozart sein werde, wenn er sich seinen Anlagen gemäß entwickeln könne; was man aus den Compositionen seiner Knabenjahre, von denen einige damals gedruckt wurden, andere handschriftlich vorhanden sind, nicht mit solcher Sicherheit erkennen würde. Seit 1779 kam zu der besonders im Kirchendienst thätigen Kapelle des Kurfürsten ein stehendes Theater, zuerst unter Großmann's Leitung, auf dessen Repertoire die beliebten Opern jener Zeit nicht fehlten, deren im ganzen gute Aufführungen ein wesentliches Bildungselement B.'s wurden. Der Musikdirector, später auch Hoforganist Neefe, ein gebildeter Musiker aus Hiller's Schule, über-

nahm auf Anordnung des Kurfürsten den Unterricht des Knaben, dessen überlegenes Talent er anerkannte; unter ihm machte B. seine ersten Studien.

Die freiere und regere Bewegung, welche sich seit dem Regierungsantritt des Kurfürsten Max Franz II. 1784 in allen Richtungen des polit., socialen und geistigen Lebens entwickelte, machte sich auch in den musikalischen Verhältnissen geltend. Kapelle und Oper wurden auf einen glänzenden Fuß gesetzt und vereinigten eine Zeit lang bedeutende Talente, deren Verkehr auch auf den jugendlichen B. nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Bereits 1785 wurde er als Hoforganist angestellt, während er im Orchester seinen Platz als Bratschist hatte. Eifrig mit Componiren beschäftigt, versuchte er sich auch schon in größern Arbeiten, von denen ein Ritterballet und eine große Cantate namhaft gemacht werden. Indessen fühlte er wie seine Freunde die Nothwendigkeit, aus den ihn bedrängenden bonner Verhältnissen herauszutreten, wenn sein Genie sich frei entfalten sollte. Eine Reise nach Wien im Frühjahr 1787, welche ihm eine flüchtige Begegnung mit Mozart verschaffte, führte zu keinem dauernden Aufenthalt. Bald nach seiner Rückkehr starb seine Mutter, die häuslichen Verhältnisse verschlimmerten sich so, daß er die Leitung übernehmen und für seine jüngern Brüder Karl und Johann sorgen mußte. Kränklichkeit und Hypochondrie verstimmten ihn mehr und mehr; da entschloß sich der Kurfürst auf Zureden des Grafen Waldstein im Herbst 1792, B. auf mehrere Jahre nach Wien zu schicken, damit er dort unter Haydn seine Bildung vollende. Der Unterricht Haydn's befriedigte ihn so wenig, daß er nebenher bei Schenk, dem Componisten des «Dorfbarbiers», Unterweisung suchte, und nach Haydn's Abreise nach England 1794 bei Albrechtsberger einen theoretischen Cursus durchmachte, sowie er von Salieri noch Anleitung zur Gesangscomposition erhielt. Aber nicht die Schule war es, welche ihn zum Meister machte, sondern die freie Bewegung in der großen Welt. Durch die Empfehlungen des Kurfürsten war er in die Kreise der höhern Aristokratie eingeführt, welche damals kunstliebend und liberal einen Künstler zu würdigen verstand und ihm eine unabhängige Stellung zu geben als ihre Aufgabe ansah. Der Fürst K. Lichnowsky nahm ihn in sein Haus, das B. nach einigen Jahren verließ, Graf Rasumowski stellte ihm sein Quartett, Fürst Lobkowitz seine Kapelle zur Verfügung. Der freie Ton des geselligen Verkehrs ließ auch den Launen, ja selbst den Unarten des Künstlers freien Spielraum. So wurde B. bald heimisch in Wien, das er mit Ausnahme einer Reise nach Prag und Berlin 1796 und einer Badereise nach Teplitz 1812, wo er mit Goethe zusammentraf, nicht wieder verließ, so oft er auch später Plane zu großen Reisen machte. Dagegen wurde es seine stehende Gewohnheit, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, mitunter auf dem Gute eines Freundes, gewöhnlich in einer der um Wien gelegenen freundlichen Ortschaften, wo er im ungestörten Genuß der freien Natur, die er leidenschaftlich liebte, Erholung und Anregung fand.

Hatte B. bald nach seiner Ankunft als Virtuose entschieden den ersten Platz eingenommen, den er auch, namentlich durch sein geniales freies Phantasiren, behauptete, solange er als Klavierspieler sich hören ließ, so trat er gleich mit dem ersten größern Werke, das er veröffentlichte, drei Klaviertrios, 1795 ebenbürtig und vollberechtigt in die erste Reihe der großen Componisten. Von da an gab eine lange Reihe mannichfacher Compositionen in ununterbrochener Folge nicht nur von der Schaffenskraft und Thätigkeit B.'s Zeugniß, sondern auch von der stetigen, nach allen Seiten vordringenden, in Form und Inhalt gleichmäßig fortschreitenden, durch unerschöpflichen Reichthum wahrhaft neuer Erfindungen immer wieder überraschenden Entwickelung einer ureigenen, tiefen und großen Künstlernatur ein bis dahin kaum erhörtes Beispiel. Verhielt sich auch ein großer Theil der Künstler und des Publikums einer so durchaus eigenthümlichen Erscheinung gegenüber in allen Phasen ihrer Entwickelung zweifelhaft, bald ablehnend, bald zuwartend, so fehlte es doch auch von Anfang an nicht an enthusiastischen Verehrern; das instinctive Gefühl für das wahrhaft Große und Bedeutende wurde zu bewußter Würdigung, aus welcher eine immer allgemeiner werdende Bewunderung hervorwuchs. Wie aber auch Urtheil und Stimmung des Publikums schwanken mochte, seit dem Anfang dieses Jahrhunderts war die Stellung B.'s als des hervorragendsten Componisten der Gegenwart anerkannt und blieb unerschüttert. In einem fast planmäßig erscheinenden Entwickelungsgange bemächtigte sich B. zuerst der verschiedenen Formen der Kammermusik von der Klaviersonate mit und ohne Begleitung, welche er zu ihrer kunsthistor. Bedeutung ausbildete, bis zum Quartett (deren er 16 geschrieben hat), um das auf diesem Gebiet Gewonnene auf die Orchestermusik zu übertragen, und gab der gesammten Instrumentalmusik eine Ausbildung, welche nach Form und Gehalt als sein Werk gelten muß. Mit sicherer Hand ergriff er alle Mittel des musikalischen Ausdrucks, welche Mozart und Haydn überliefert hatten, erfaßte mit künstlerischem

Instinct das Dauernde und Gesetzmäßige in den von ihnen ausgebildeten Formen, und erweiterte und bereicherte sie, indem er ihren Gehalt entsprechend vertiefte. Als ein wahrer lyrischer Dichter faßte er die Instrumentalmusik als Ausdruck des innerlich Erlebten, soweit es künstlerischer Gestaltung fähig, und jede seiner Compositionen war ein Gelegenheitsgedicht im Goethe'schen Sinne, erzeugt und geboren wie durch einen Naturproceß in der Seele des Künstlers, und zugleich die That, durch welche der schaffende Künstler den leidenden Menschen freimacht. Die Energie seiner männlichen Natur, welche mit gleicher Kraft der Leidenschaft fühlte und kämpfte, und, wo ihr der Sieg versagt blieb, im Feuer des Humors die Waffen stählte, gab seiner musikalischen Ausdrucksweise eine scharfausgeprägte Charakteristik, in Melodie und Rhythmus eine treffende Schlagfertigkeit, eine bis in die Tiefe erschütternde und im Sturm aufwirbelnde Macht, wie sie auf diesem Gebiete nicht zur Geltung gekommen war und die Instrumentalmusik zur absoluten Beherrscherin der Seele machte. Die Freiheit im Ausdruck des Individuellen führte auch zu einer fortschreitenden Freiheit der Form, indem die technische Durchführung mehr und mehr zu einer organischen Entfaltung wurde, welche, dem natürlichen Wachsthum entsprechend aus einem treibenden Keime die mannichfachsten und contrastirendsten Erscheinungen in strenggeschlossener Einheit hervorzubilden vermochte. Mit diesen geistigen Potenzen vereinigte sich eine wunderbare Feinfühligkeit für das charakteristisch Ausdrucksvolle des Klanges, welche den einzelnen Instrumenten individuelle Selbständigkeit und Bedeutung verlieh.

Der natürliche Verlauf einer solchen Entwickelung führte zu einer immer größern Freiheit und Selbständigkeit der eigentlichen Individualität B.'s, die, von den Einflüssen seiner großen Lehrer abgelöst, ganz ihre Bahnen ging, auf welchen die Zeitgenossen nur allmählich ihm zu folgen sich entschlossen. Mit der dritten Symphonie, der «Eroica» (1804), der großen Leonoren-Ouverture (1805), den drei russ. Quartetts (1806) ist diese Richtung vollständig entschieden, welche von da an in jeder neuen Composition eigenthümlich sich ausspricht. Namentlich sind es die Symphonien in B-dur (1806), in C-moll, die Pastorale (1807—8) und dann die in A-dur und F-dur (1812), welche wie Marksteine den Gang des Meisters bezeichnen. Ihnen reihen sich die großen Concerte für Klavier und Violine an. Auch auf dem Gebiete der Gesangmusik blieb B. indessen nicht unthätig. Neben Liedern und kleinern Stücken schrieb er 1803 die Cantate «Christus am Oelberg», deren Auffassung durch den in jener Zeit herrschenden Rationalismus des Oratorienstils bestimmt ist. 1805 folgte die Oper «Fidelio», welche damals und in abgekürzter Form 1806 wenig Erfolg hatte, aber 1814, theilweise umgearbeitet, Beifall und von da an einen dauernden Platz auf allen deutschen Bühnen errang. Es war die erste Leistung der deutschen Oper seit Mozart's «Zauberflöte», welche eine weitere Entwickelung derselben ankündigte. Leider kam B., trotz wiederholter Anläufe und Entwürfe, nicht wieder dazu, eine Oper zu schreiben. Die beiden Festspiele, welche er zur Eröffnung des Theaters in Pesth 1812 componirte, «König Stephan» und «Ruinen von Athen», können ihrer Anlage wie ihrem Umfange nach nicht als Opern gelten, wiewol sie in bemerkenswerther Weise zeigen, in welchem Grade B. nicht allein der dramatischen sondern auch der theatralischen Charakteristik Herr war. Nach einer Seite hin gehört allerdings auch das Ballet «Die Geschöpfe des Prometheus» (1801) sowie die Musik zu Goethe's «Egmont» (1810), die Ouverture zu Collin's «Coriolan» (1807) zur dramatischen Musik, und die letzten sind Muster knapper, scharftreffender Charakteristik ohne äußerlich hinzugenommene Mittel.

Als 1809 B. als Kapellmeister des Königs von Westfalen nach Kassel berufen wurde, traten der Erzherzog Rudolf (B.'s Schüler und zeitlebens sein Freund wie sein Gönner), Fürst Lobkowitz und Graf Kinsky zusammen und sicherten ihm ein Jahrgeld von 4000 Fl. gegen die einzige Bedingung, Oesterreich nicht zu verlassen. Zwar schmälerte der Staatsbankrott 1811 und der bald darauf eingetretene Concurs des Fürsten Lobkowitz wie der Tod des Grafen Kinsky dieses Einkommen, doch sicherte es dem in der Vollkraft des Schaffens stehenden Künstler eine durchaus unabhängige Stellung. Das Congreßjahr 1814 fand ihn auf der Höhe seines Ruhmes: großartige Aufführungen seiner siebenten und achten Symphonie, der Schlachtsymphonie und einer Gelegenheitscantate, «Der glorreiche Augenblick», die Wiederaufnahme des «Fidelio», hatten ihn zu einer populären Celebrität Wiens gemacht. Allein B. war nicht allein von Krankheiten und Leiden mancher Art, die durch Hypochondrie verschlimmert wurden, vielfach heimgesucht worden, sondern frühzeitig hatte sich bei ihm eine Harthörigkeit gezeigt, welche sich schon 1802 zu einem Grade von Taubheit gesteigert hatte, der den wie einem dämonischen Fluch verfallenen Künstler zur Verzweiflung brachte. Das trotz aller Heilversuche immer wachsende Uebel ver-

düsterte seinen Sinn, machte ihn mistrauisch und ließ ihn immer einsamer werden. Mehr als eine Neigung war, meistens äußerer Verhältnisse wegen, ohne Erfolg geblieben: bei einem warmen Herzen, bei lebhaftem Gefühl für Familienglück hatte er auf dasselbe verzichten müssen. Er entbehrte dasselbe um so schwerer, als er nicht gemacht war, die Verhältnisse und Bedürfnisse des täglichen Lebens mit praktischem Geschick zu ordnen, und die daraus immer wieder erwachsenden Misstände verstimmten ihn leidenschaftlich. Als 1815 sein Bruder Karl gestorben war, übernahm B. die Erziehung des von ihm hinterlassenen Sohnes, zu welchem er eine väterliche Zuneigung hegte. Zunächst mußte er ihn dem Einfluß einer schlechten Mutter entziehen, und dies verwickelte ihn in einen jahrelangen Proceß, dessen Widerwärtigkeiten sein Gemüth unverhältnißmäßig verletzten und ihn in einer Spannung erhielten, die auf seine künstlerische Thätigkeit ungünstig einwirken mußte. Dazu kam, daß der Neffe ihm wiederholt schweren Kummer verursachte. Die Stockung seiner Production verbunden mit den gesteigerten Ansprüchen seines Hauswesens machten auch seine äußere Lage unbehaglicher; die guten Freunde früherer Zeiten waren gestorben oder entfremdet, immer einsamer stand der unglückliche Mann da, und mancher wähnte, seine Kraft sei gebrochen.

Die Ernennung des Erzherzogs Rudolf zum Erzbischof von Olmütz, welche 1818 bekannt wurde, erregte in ihm den Gedanken, zu seiner Installation eine Messe zu schreiben; die Composition, welche er mit der hingebendsten Begeisterung ausführte, nahm ihn bis 1822 in Anspruch. Während eine früher für den Fürsten Esterházy componirte Messe (1808) im wesentlichen den Haydn-Mozart'schen Charakter festhält, sind in diesem Riesenwerke, das der Ausdehnung, den Mitteln und Intentionen nach die gewöhnlichen Dimensionen weit überschreitet, die religiösen Empfindungen und Anschauungen des vielgeprüften Mannes mit leidenschaftlicher Inbrunst und mit aller Anstrengung des künstlerischen Vermögens ausgesprochen. Nach Vollendung der Messe machte sich B. mit gleichem Eifer an die Ausführung eines langgehegten Plans, einer Symphonie, deren letzter Satz mit Chören über Schiller's Lied an die Freude schließt. Anfang 1824 war auch dieses Werk, das, wie alle Compositionen dieser Zeit, durch Ausdehnung und technische Schwierigkeiten ungewohnte Ansprüche machte, vollendet. B. hat in ihm die Summe seiner Leiden und Tröstungen wie in einem musikalischen Vermächtniß niedergelegt und der Instrumentalmusik neue Wege und bisher nicht geahnte Schönheiten gezeigt. Nun folgten, zum Theil unter schweren körperlichen Leiden geschrieben, noch fünf große Quartette, welche auch heute noch mehr ein Gegenstand des Studiums als des allgemeinen Genusses sind. An den Zeitgenossen gingen die letzten Werke B.'s mit wenigen Ausnahmen fast spurlos vorüber; man suchte auch in der Kunst leichtere und bequemere Genüsse und war wenig geneigt, mit gespannter Geistesanstrengung den Spuren eines großen Geistes in die selbstgewählte Einsamkeit zu folgen. Als B. 24. März 1827 nach längern Leiden gestorben war, wurde man wieder inne, daß einer der größten Künstler aller Zeiten geschieden sei. Seitdem ist man eifrig bemüht gewesen, die äußern und innern Schwierigkeiten zu besiegen, welche sich einem vollen Verständniß seiner Werke entgegenstellen; an dem Studium B.'s ist die musikalische Bildung der Gegenwart erwachsen, und wenige Künstler sind zu einer geistigen Herrschaft durchgedrungen, wie sie B. über alles, was für Musik Empfindung und Verständniß hat, ausübt. Er hat das Streben nach individueller Freiheit, welches unsere Zeit durchdringt, mit einer Energie in der musikalischen Darstellung geltend gemacht, er hat die Wahrheit der Empfindung als die Wurzel des charakteristischen Ausdrucks mit einer Kraft zu ihrem Rechte gebracht, daß jeder den Pulsschlag des Lebens unserer Zeit in seiner Musik fühlt; er hat aber auch beide Momente seiner künstlerischen Production mit einer so hohen und reinen Idealität durchdrungen, daß seine Werke weit über das, was die Zeit bewegt und treibt, hinausgehoben sind. — Seine Erzstatue von Hänel wurde 1845 in Bonn errichtet; das beste Denkmal ist die mit kritischer Sorgfalt bearbeitete, schönausgestattete Ausgabe seiner sämmtlichen Werke im Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig (24 Serien, 1862—64). Vgl. Wegeler und Ries, «Biographische Notizen über B.» (Kobl. 1838); Schindler, «Biographie von L. van B.» (Münst. 1838; 2. Aufl. 1860); Lenz, «B., eine Kunststudie» (5 Thle., Hamb. 1860); Marx, «L. van B. Leben und Schaffen» (Berl. 1859; 2. Aufl. 1863); Ulibischeff, «B., ses critiques et ses glorificateurs» (Lpz. 1857, deutsch von Bischoff, ebend. 1859); Nohl, «B.'s Leben» (Wien 1864).

Befana, verdorben von Epiphania, nennt man in Florenz den Heiligen Dreikönigstag und zugleich eine Puppe aus Lumpen, die am Vorabend des Festes unter Begleitung einer großen Menschenmenge mit Schreien und Jubeln durch die Straßen getragen wird. Der

Gebrauch ist wahrscheinlich der Ueberrest einer mittelalterlichen Mysterienfeier. Die alte Sitte, an diesem Tage eine B. ans Fenster zu setzen, ist jetzt seltener geworden. Sonst wird das Wort auch wol, wie unser Knecht Ruprecht, für Popanz, Scheusal gebraucht.

Befestigungskunst (Fortification) ist die Kunst, sowol bewohnte Orte als auch Punkte des Terrains, deren Behauptung einen besondern taktischen oder strategischen Werth hat, durch künstliche Anlagen so herzurichten, daß die Besatzungstruppen eines solchen Ortes oder Punktes (Befestigung) im Stande sind, sich längere Zeit, selbst gegen überlegene feindliche Kräfte, zu vertheidigen, und der Feind erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten und mit Aufopferung von Zeit und Mitteln sich in den Besitz desselben setzen kann. Was die Wahl der zu befestigenden Punkte betrifft, so ist wesentlich festzuhalten, daß nur solche Befestigungen von Nutzen sind, die der Feind angreifen muß, d. h. die entweder seinen Weg versperren oder die eine so große offensive Kraft haben, daß der Feind sie nicht im Rücken lassen darf. Als allgemeine Grundsätze für alle Befestigungen können folgende gelten. Die Vertheidiger sowol als das Kriegsgeräth und die etwa in der Befestigung untergebrachten Vorräthe und werthvollen Gegenstände des Staatseigenthums müssen gegen die Wirkung der feindlichen Waffen geschützt sein, welche Bedingung in der Regel durch schützende Aufwürfe von Erde oder Mauerwerk oder beides zusammen (gegen Bombenfeuer durch Hohlbauten) erfüllt wird. Die Vertheidigung darf jedoch nicht allein in dem Schutze durch todte Erdwälle bestehen; es muß vielmehr das offensive Element bewahrt und dem Vertheidiger der wirksame Gebrauch seiner Waffen in der Ferne wie in der Nähe möglich gemacht werden. Zu diesem Zwecke muß die Form der Befestigung sowol im Grundriß als im Profil so gewählt sein, daß nicht allein alle Theile der Befestigung, sondern auch das ganze vorliegende Terrain auf das wirksamste durch die Feuerwaffen vertheidigt und dem Feinde auf den für ihn günstigsten Angriffslinien womöglich ein überlegenes Feuer entgegengestellt werden kann. Es dürfen dem Feinde auf dem ganzen Angriffsterrain keine Gegenstände überlassen bleiben, deren er sich zur Deckung zu bedienen vermag. Man muß Anstalten treffen, den Feind bei seinem Vorgehen an solchen Punkten, die im wirksamsten Bereiche des Feuers liegen, möglichst lange festzuhalten (Hindernißmittel, die er wegräumen muß, z. B. Verhaue, Palissaden, Gräben u. s. w.); auch muß bei der Wahl des Platzes zu einer Befestigung gleich darauf Rücksicht genommen werden, das Angriffsfeld des Gegners möglichst zu beschränken. Zugleich sind Vorkehrungen zu treffen, die ein Uebergehen zur wirklichen Offensive möglich machen, d. h. es müssen Plätze vorhanden sein, auf welchen sich ein Theil der Besatzung gedeckt sammeln und unvermuthet in hinreichender Stärke zu Ausfällen hervorbrechen, und in die er sich zurückziehen kann, ohne eine lebhafte Verfolgung und ein gleichzeitiges Eindringen des Feindes zu gestatten. Das Ersteigen der Befestigung muß dem Feinde erschwert sein theils durch die Höhe und Steilheit der Brustwehr oder des Walles, theils durch die Tiefe und Beschaffenheit des Grabens und der darin angebrachten Hindernisse und Vertheidigungsmittel. Durch die Erfüllung dieser Bedingung wird eine Befestigung sturmfrei. Die Länge der sich flankirenden, d. h. einander vertheidigenden Linien darf die wirksame Tragweite des kleinen Gewehrs nicht übersteigen. Man nahm dieselbe daher bei den früher üblichen glatten Gewehren auf 250 Schritt an, kann aber gegenwärtig, mit Rücksicht auf die bedeutend gesteigerte Wirkung der neuen gezogenen Gewehre, namentlich auf bekannten Entfernungen, darin viel weiter, mindestens bis 350 oder 400 Schritt, gehen. Jede Befestigung, an deren Behauptung viel gelegen, muß, wenn ihr Umfang es gestattet, mit einem Reduit versehen werden, einer besondern Befestigung im Innern, die noch behauptet werden kann, wenn die äußere Befestigung bereits verloren, oder von wo aus man entweder zur Wiedereroberung vorgehen, oder den Feind in seiner Besitznahme beunruhigen, oder im weitern Vorschreiten aufhalten kann. Ist die natürliche Beschaffenheit eines Orts oder Terraintheils derart, daß sie die angegebenen Bedingungen im wesentlichen schon erfüllt oder doch nur weniger Nachhülfe bedarf, um den erforderlichen Grad von Widerstandsfähigkeit zu erlangen (wie dies z. B. oft bei steilen Höhen, bei Orten, die mit Sümpfen und Gewässern umgeben, u. s. w. der Fall ist), so nennt man solche Punkte natürliche Befestigungen, zum Unterschiede von den künstlichen, die jene Eigenschaften erst durch Aufwand an Zeit und Kräften erlangen. Die Befestigungen können entweder den Zweck der Vertheidigung (Vertheidigungsbefestigung) oder den haben, unter ihrem Schutze zum Angriffe vorzuschreiten (Angriffsbefestigung). Mit letzterer beschäftigt sich die Kunst des Belagerungskriegs, mit ersterer die eigentliche B.

Nach der Widerstandsdauer der Befestigungen theilt man die B. in drei Hauptzweige ein: in die Feldbefestigung, in die beständige und in die vorläufige Befestigung. Die Feld-

befestigung oder der Schanzenbau (Feldfortification, fortification passagère) umfaßt die Befestigungsanlagen, welche im Feldkriege zur Erreichung einzelner bestimmter Kriegszwecke erbaut werden, und deren Dauer nur für kürzere Zeit, in der Regel nicht über einen Feldzug hinaus, berechnet ist. Es gehören dahin die Einrichtung von Häusern, Höfen, Dörfern, Défilés u. s. w. zur Sicherstellung ihres Besitzes, die Verstärkung von Schlachtfeldern durch Verschanzungen u. s. w. Diese Befestigungen werden im Laufe des Kriegs und in kurzer Zeit, oft in Stunden oder Tagen, höchstens in Wochen, aufgeführt. Erde und Strauchwerk ist in der Regel das Material. Die beständige oder große Befestigung, Festungsbaukunst (fortification permanente oder royale), beschäftigt sich mit dem Bau der Festungen, d. h. derjenigen umfangreichern Befestigungen, die bereits im Frieden und mit großem Aufwande von Mitteln an wichtigen strategischen Punkten zum Schutze ganzer Landstriche angelegt werden. Diese Anlagen sind in Umfang und Dimensionen größer als diejenigen der Feldbefestigung, und ihre Einrichtung ist auf die größtmögliche Dauer und Widerstandsfähigkeit berechnet. Es wird hierbei, außer Erde und Holz, namentlich bei den neuern Festungen, Mauerwerk, in jüngster Zeit sogar Eisen vielfach als Baumaterial verwandt. Die vorläufige oder provisorische Befestigung (fortification provisionelle) steht gleichsam mitten zwischen den beiden schon genannten Arten. Ihre Anlagen, obgleich nicht permanenter Natur, sollen dennoch eine größere Dauer und Widerstandsfähigkeit besitzen als die gewöhnlichen Feldbefestigungen, da sie, wenngleich oft erst im Laufe des Kriegs ausgeführt, Punkte, die für die Kriegsdauer von Wichtigkeit sind, verstärken und sicherstellen sollen. Dahin gehören unter anderm die Befestigung von Hauptstädten (Kassel, Göttingen im Siebenjährigen Kriege, Praga 1807, Madrid 1808—14, Dresden, Hamburg 1813), die verschanzten Lager und Stellungen (Weißenburger Linien 1793, die Linien von Torres Vedras 1811, die Befestigung von Sewastopol nach der Landseite, welche zum großen Theil erst während der Belagerung entstand, in neuester Zeit die Befestigungen der Stellungen vom Danewerk und von Düppel). Erde und Zimmerholz sind die hauptsächlichsten Materialien, und Redouten oder in der Kehle geschlossene Lunetten mit Blockhäusern die hauptsächlichsten Bestandtheile für die provisorischen Befestigungsanlagen. Als ein besonderer Theil der B., der eigentlich aber wol zur permanenten Fortification oder auch zum Belagerungskriege zu zählen ist, wird von vielen die unterirdische B. oder Minirkunst (fortification souterraine) angesehen. Ihre Anlagen dienen zum Verstärkungsmittel für die permanenten, zuweilen auch für die provisorischen Befestigungen, und bestehen im allgemeinen in unterirdischen Gängen oder Galerien mit Minenöfen, welche zu entsprechender Zeit mit Pulvermassen gefüllt werden, deren durch rechtzeitige Entzündung bewirkte Explosion die darüber befindlichen Truppen oder Arbeiter des Feindes in die Luft sprengen soll. (S. Mine.) Von den neuern Werken über B. sind zu nennen die von Feska, From, Maurice de Sillon, Mangin, W. Rüstow, Zastrow.

Befestigungsmanieren, Befestigungssysteme (systèmes de fortification) nennt man im allgemeinen die von einem Kriegsbaumeister aufgestellten Grundzüge für die Gestaltung des Grundrisses und Profils sowie die Anordnung der Werke einer Festung. Man spricht demnach von einer Manier Dürer's, Rimpler's, Vauban's u. s. w. Bestimmte Befestigungsmanieren entstanden mit der Entwickelung des Geschützwesens, und der Hauptsache nach sind es drei, die sich im Laufe der Zeit herausbildeten: das Bastionär-, das tenaillirte und das Polygonal- oder Caponnière-Tracé, zu welchen man allenfalls noch das Circular-Tracé hinzufügen kann, bei dem die Hauptumwallung einen Kreis bilden soll. Die allmähliche Vergrößerung der schon vor Erfindung und Einführung der Pulvergeschütze zur Flankirung der Festungsmauern angewandten vorspringenden Thürme führte allmählich zur Construction der Bastione und somit Anfang des 16. Jahrh. zur ersten wirklichen Befestigungsmanier, der italienischen, welche mitunter, weil auch von den Ingenieuren Karl's V. angewandt, auch die spanische genannt wird. Diese Manier charakterisirt sich durch lange Courtinen, in deren Mitte die Thore liegen, und kleine Bastione, deren Flanken senkrecht zur Courtine stehen und behufs der bessern Grabenbestreichung noch eine niedere, öfters kasemattirte Flanke haben. Aus dieser Manier entsprang zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh. die niederländische, welche im allgemeinen am Grundriß der erstern festhielt, aber nur Erdwerke mit Wassergräben, der Natur des Landes angemessen, und Faussebrayen anwendet. Wesentlich verbessert wurde diese Manier durch Coehorn (s. d.), einen Zeitgenossen Vauban's, welcher nasse und trockene Gräben zur Verbindung der passiven und activen Vertheidigung anwandte, lange Flanken zu besserer Bestreichung der Gräben und außerdem den Steinbau und Außenwerke zur Anwendung brachte.

In Frankreich bildeten Pagan und Vauban (s. d.) im Laufe des 17. Jahrh. die altfranzösische Manier heraus, welche sich durch kurze Courtinen und ferner dadurch charakterisirt, daß die Flanken der Bastione senkrecht zur Defenslinie, d. h. der vorliegenden Face des benachbarten Bastions, gestellt sind. Außerdem werden die Courtinen durch vorliegende größere Ravelinen geschützt, Hohlbauten verworfen. Vauban gab seinen beiden ersten Manieren dadurch selbst einen Stoß, daß er seinen Parallelangriff erfand und den Ricochetschuß zur Anwendung brachte, daher er später in seiner dritten Manier den Mauerbau, wenn auch in beschränkter Weise, zur Anwendung brachte und das Ricochetfeuer durch Anlage mehrerer Umwallungen hintereinander unschädlich zu machen suchte. Cormontaigne (s. d.), aus der Schule von Mézières, arbeitete an der Verbesserung der Vauban'schen Befestigungsmanieren durch Verkürzung der Courtinen, Vergrößerung der Bastione, Ravelinen und Waffenplätze, Anbringung von Reduits in beiden letztern und von Außenwerken. Außerdem suchten sie die einzelnen Linien besser zu defiliren und das Mauerwerk vollkommener zu decken.

In Deutschland bildete sich keine bestimmte Befestigungsmanier heraus, wenigstens nicht in der Praxis. Im allgemeinen huldigten die deutschen Kriegsbaumeister dem Hohlbau oder bedeckten Steinbau, so Dürer bei seinen Rondels (Bastionen), und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Speckel, der in den Facen und den auf den Defenslinien senkrecht stehenden Flanken der Bastionen kasemattirte Batterien anbrachte. Rimpler, welcher bei der Belagerung von Kandia (1667—1669) praktische Studien gemacht hatte, wandte, wie Coehorn, lange Flanken und kurze Facen an, woraus Landsberg (1712) Veranlassung nahm, ein tenaillirtes Tracé, d. h. von lauter aus- und einspringenden Winkeln, aufzustellen. Das 17. Jahrh. ist reich an Entwürfen von Befestigungsmanieren, darunter viele hohle Theorien und Abenteuerlichkeiten, bis endlich im 18. Jahrh. der franz. Dragonergeneral Montalembert (s. d.) in seinem Perpendikulärsystem neue und richtige Grundsätze aufstellte, mit denen er gewissermaßen der spätern Entwickelung der Taktik vorauseilte, und denen man in der Hauptsache noch jetzt huldigt. Die Hauptgrundzüge seines Systems sind: Selbständigkeit der einzelnen Theile des Umrisses, sodaß mit dem Fall eines Theiles nicht das Ganze fällt, überlegene Geschützwirkung durch Mauerbau mit Etagenfeuer, wobei er freilich nicht immer genug an die Deckung des hochragenden und dem Fernfeuer exponirten Mauerwerks dachte. Seine Grundsätze führten nothwendig auf die detachirten Forts, einen wesentlichen und wichtigen Theil aller neuesten Befestigungen. Montalembert's Grundsätze fanden in Frankreich, wo man mit einer gewissen Starrheit an dem Bastionär-Tracé festhielt, weniger Boden als in Deutschland, wo sie mit Glück adoptirt und verkörpert wurden und schließlich zu der neuen deutschen Befestigungsmanier führten, welche man das Polygonal- oder Caponnièresystem zu nennen pflegt, wenngleich beide Namen nicht vollständig charakteristisch sind, weil weder immer der Grundriß in Form eines Polygons mit lauter ausspringenden Winkeln gebildet wird, noch immer die langen Polygonseiten durch vorspringende gemauerte Caponnièren in ihrer Mitte flankirt, sondern auch öfters Bastione und Raveline von großen Dimensionen angewendet werden. Die charakteristischen Merkmale für die neue deutsche Manier sind eine sehr ausgedehnte Anwendung des, sozusagen, activen Steinbaues, eine große Selbständigkeit der einzelnen Theile des Hauptwalles und selbständige Außenwerke, welche mit ihrem den Centralplatz umziehenden Gürtel ein bedeutendes Offensivfeld für die Vertheidigung erzeugen (Koblenz, Posen, Ulm und Königsberg). Die neuesten, bedeutenden Fortschritte der Artillerie, namentlich die enorme Wirkung der gezogenen Kanonen, nöthigen zu einer besonders guten Deckung des Mauerwerks gegen den indirecten Schuß und werden vielleicht wieder zu einer größern Anwendung des Erdbaues führen. Befestigungssystem oder Festungssystem bezeichnet auch das ganze System, nach welchem die Vertheidigung eines Landes durch die nach strategischen Grundsätzen bestimmte Anlage von Festungen geregelt ist. Vgl. Blesson, «Geschichte der großen Befestigungskunst» (Berl. 1830); Zastrow, «Geschichte der beständigen Befestigung» (3. Aufl., Lpz. 1854).

Befreiungshalle, s. Kelheim.

Befreiungskrieg (deutscher), s. Russisch-deutscher Krieg.

Befruchtung nennt man in beiden organischen Reichen die Erweckung des weiblichen Keimes im Ei zu weiterer Ausbildung durch Berührung mit einem männlichen Zeugungsstoffe. Im Thierreiche ist die Fortpflanzung durch mit männlichem Samen befruchtete Eier die Regel, die Erzeugung von Jungen durch andere Vorgänge, durch Bildung von Knospen und Sprossen, durch Theilung, sowie durch Entwickelung nichtbefruchteter Eier bildet die Ausnahmen. Knospen- und Sprossenbildung findet sich, sowie die Theilung, besonders bei den

niedersten Thieren, wie Infusorien, Polypen, Strahlthieren und Würmern. In neuerer Zeit hat besonders K. Th. von Siebold in München nachgewiesen, daß auch bei höhern Thieren, besonders Insekten, eine Entwickelung der Eier ohne B. (s. **Parthenogenesis**) stattfinden kann und für gewisse Thiere, wie z. B. die Blattläuse, die weiblichen Bienen, eine Regel ist. Bedingungen der B. sind: die Gegenwart zweier verschiedener Zeugungsstoffe, Eier und Samen, und die materielle Berührung beider, sei es innerhalb der Organe, sei es außerhalb. Die Elemente des Samens (Samenfäden oder Samenthierchen) dringen bis in das Ei selbst ein und verschmelzen mit der Substanz desselben; dies geschieht entweder durch die schwammigen Hüllen, durch welche sich die Samenfäden einbohren, wie z. B. bei den Froscheiern, theils durch besondere Oeffnungen der äußern Eihüllen, die man Mikropyle genannt hat. Die Eier reifen bei allen Thieren unabhängig von der B., tritt aber dieselbe nicht zur rechten Zeit ein, so entwickelt sich das Ei nicht weiter, sondern geht zu Grunde. Bei denjenigen Thieren, bei welchen die B. im Innern des weiblichen Organismus vor sich geht, existiren besondere Begattungsorgane, häufig von sehr verwickeltem Bau; bei denen, wo die B. erst nach der Ausstoßung der Eier stattfindet, fehlen dieselben gewöhnlich ganz. Bei vielen im Wasser lebenden Thieren, wie z. B. Muscheln, ist die B. ganz dem Zufalle überlassen. Die männlichen Thiere stoßen ihren Samen in das Wasser aus, der durch die Strömungen zu den Eiern gelangt. Nicht minder große Verschiedenheiten herrschen hinsichtlich der Zeiten, wo die B. stattfinden kann. Manche Thiere, wie z. B. viele Insekten, die Männchen der Räderthiere, existiren in ihrem vollkommenen Zustande nur für die B., können keine Nahrung zu sich nehmen. Bei andern entwickeln sich die Befruchtungsstoffe nur zu bestimmten Zeiten, meist im Frühjahr; andere sind stets befähigt während eines gewissen Alters. Bei Thieren, bei welchen äußerliche B. stattfindet, wie z. B. bei den Fischen, hat man neuerdings zu Züchtungszwecken die **künstliche** B. angewendet. Man verschafft sich zu diesem Zwecke zur Laichzeit trächtige Weibchen und volle Männchen, streicht den Weibchen durch Drücken von dem Kopfe nach hinten die Eier in eine mit wenigem Wasser versehene Schüssel oder Kübel aus und verfährt dann ebenso mit dem Männchen, um dessen Samen (Milch) zu erhalten. Ein Milchner genügt in der Regel, um die Eier von sechs Weibchen (Rogner) zu befruchten. Hierauf rührt man das Ganze um zu dem Zwecke, Rogen und Milch in gehörige Berührung zu bringen, und läßt das Ganze eine Stunde etwa ruhig stehen, wo dann die B. vollständig ist. Vgl. K. Vogt, «Die künstliche Fischzucht» (Lpz. 1859).

In Bezug auf die **Pflanzen** nahm man eine wirkliche B. oder geschlechtliche Zeugung nach zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts nur bei den Phanerogamen oder Samenpflanzen und bei den Moosen an, leugnete dagegen bei den übrigen Kryptogamen eine solche bis auf die neueste Zeit. Erst den letzten drei Jahrzehnten war es vorbehalten, den Schleier zu lüften, in welchen die Natur die Fortpflanzung der Farrn, Algen, Flechten, Pilze u. s. w. gehüllt hat, und auch bei diesen Gewächsen die B. nachzuweisen. Selbst was die Phanerogamen betrifft, wurde erst in neuester Zeit der Vorgang der B. vollkommen aufgeklärt. Wenn man auch schon im Alterthum das Vorhandensein zweier verschiedener Geschlechter bei den höhern Pflanzen geahnt und später, im 17. Jahrh., dasselbe als gesetzmäßig erkannt hatte, ja durch Linné die Staubgefäße für die männlichen, der Stempel für die weiblichen Geschlechtsorgane erklärt worden waren: so hatte man doch bis in das dritte Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts eine ganz irrige Vorstellung von den eigentlichen Vorgängen des Befruchtungsprocesses, indem man, Linné's Anschauung folgend, annahm, daß die Blütenstaub- oder Pollenkörnchen auf der Narbe des Stempels platzten und ihren stickstoffreichen, flüssigen Inhalt, von Linné Fovilla genannt, auf die Narbe ergössen, daß dieser dann durch das Gewebe der Narbe, des Griffels und Fruchtknotens bis zu den in der Fruchtknotenhöhle befindlichen Eiern dringe und durch seine Berührung die Eier ohne weiteres befruchte, d. h. anrege, einen Keim zu bilden und sich infolge dessen in Samen umzugestalten. Erst als 1823 der ital. Astronom Amici die Entdeckung gemacht hatte, daß die auf die Narbe gelangten Pollenkörner keimten, d. h. ihre innere Haut durch Oeffnungen der äußern in Form von zarten, geschlossenen, mit der Fovilla angefüllten Schläuchen hervortrieben, sah man sich genöthigt, jene Theorie aufzugeben, und veranlaßt, genauere Untersuchungen über den Vorgang der B. anzustellen. Infolge der rasch aufeinander gemachten Entdeckungen von Brongniart, Robert Brown, Schleiden, Mohl, Hofmeister, Scharnt, Radlkofer u. a. liegt gegenwärtig der Befruchtungsproceß der Phanerogamen vollkommen aufgehellt vor Augen. Dieser höchst interessante Vorgang ist in kurzem folgender. Nachdem der Pollen seine vollständige Ausbildung erreicht hat,

springt der Staubbeutel auf und streut denselben aus. Entweder unmittelbar, oder durch Vermittelung äußerer Einwirkungen (des Windes, Wassers, der Insekten), oder infolge eigenthümlicher Bewegungen der Staubfäden gelangt der ausgestreute Pollen entweder unmittelbar auf das Ei (bei den Gymnospermen) oder auf die Narbe des Stempels. Hier quellen die Pollenkörner durch den Einfluß der Narbenfeuchtigkeit (einer zuckerhaltigen, von der Narbe und dem innern Zellgewebe des Griffels ausgesonderten Flüssigkeit) auf und beginnen bald darauf die erwähnten Schläuche zu treiben, welche nun zwischen den Narbenpapillen hindurch in das aufgelockerte Zellgewebe des Griffels hineindringen und darin so lange fortwachsen, sich so lange ausdehnen, bis sie die Fruchtknotenhöhle und die Eier erreichen. Hier angelangt, dringen die Pollenschläuche in den Eimund ein (gewöhnlich blos ein Schlauch in ein Ei), durchbrechen das Gewebe der Kernwarze und kommen so endlich bis an den Keimsack, an den sie sich anlegen oder den sie auch einstülpen. Innerhalb des Keimsacks befinden sich um diese Zeit in der Regel zwei äußerst zartwandige Zellen, eine größere und eine kleinere: die beiden Keimzellen. Diese beiden Keimzellen, welche dicht aneinanderliegen, sind an der Stelle des Keimsacks vorhanden, wo sich äußerlich der eingedrungene Pollenschlauch anlegt. In dem Moment, wo der Pollenschlauch sich an den Keimsack anschmiegt oder diesen einstülpt, erfolgt die B. der einen der beiden Keimzellen, indem vermuthlich die Fovilla des Pollenschlauchs durch die zarten Wandungen des Schlauchs, Keimsacks und der Keimzellen bis ins Innere der zu befruchtenden Zelle übertritt. Höchst merkwürdig ist dabei der Umstand, daß niemals die dem Pollenschlauch zunächstgelegene Keimzelle (in der Regel die größere) befruchtet wird, sondern die entferntere, kleinere. Letztere verlängert sich nach geschehener B. schlauchartig und bildet in ihrem untern, kolbig anschwellenden Ende das sog. Keimkügelchen, welches sich allmählich zum wirklichen Keim umgestaltet. (S. Keim.)

Bei den Kryptogamen wird die B. des weiblichen Organs nicht durch eine stickstoffhaltige Flüssigkeit, sondern durch bewegliche Körperchen von verschiedener Gestalt und außerordentlicher Kleinheit bewirkt, welche man wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Samenthierchen oder Spermatozoen im Zeugungsstoffe der männlichen Thiere Spermatozoidien (die fadenförmigen, wegen ihres scheinbar willkürlichen Umherschwärmens im Wasser auch Schwärmfäden) genannt hat. Am besten kennt man diese eigenthümlichen Körperchen bei den Algen, Moosen, Farrn, Schachtelhalmen und den andern höhern oder Gefäßkryptogamen. Bei den Algen erscheinen sie als längliche Bläschen mit zwei schwingenden Wimpern (Schwärmsporen), bei den höhern Kryptogamen als Fäden, welche bei den Lebermoosen wimperlos, bei den Laubmoosen, Farrn, Schachtelhalmen u. s. w. mit schwingenden Wimpern versehen, und zwar bei den Farrn und Schachtelhalmen spiralig gewunden sind. Diese Spermatozoidien sind in besondern Zellen oder Zellenkörpern von sehr verschiedener Form eingeschlossen, welche bei den höhern Kryptogamen Antheridien genannt worden sind, weil man sie mit den Antheren oder Staubbeuteln der Phanerogamen verglich. Sie sind stets mikroskopisch, wie auch die Archegonien oder weiblichen Organe, in deren Innern eine oder mehrere Sporen (keimlose Fortpflanzungszellen) infolge der B. entstehen, oder aus denen eine die Sporen enthaltende Frucht hervorwächst (nur bei den Moosen) oder gar ein die Sporenkapseln producirender Wedel oder Stengel (bei den Farrn und Schachtelhalmen). Bei den Moosen stehen die Antheridien und Archegonien an und auf dem Stengel zwischen den Blättern, bei den Farrn und Schachtelhalmen dagegen entwickeln sich dieselben auf dem sog. Vorkeim, d. h. einem blattartigen Organ, welches zunächst aus der keimenden Spore hervorgeht. Die Algen haben keine wirklichen Antheridien und Archegonien, sondern bei ihnen bilden sich Schwärmsporen und «ruhende» oder Samensporen in besondern Zellen oder Zellgewebshöhlungen des Algenkörpers. Die Schwärmsporen schwimmen, nachdem sie frei geworden sind, zu den ruhenden Sporen und legen sich an diese an. Aehnlich erfolgt die B. bei den höhern Kryptogamen, indem die Schwärmfäden, wenn es um die Zeit der Entwickelung der Geschlechtsorgane regnet oder Thau auf den Pflanzen liegt, zu den Archegonien schwimmen und in diese hineinkriechen. Hinsichtlich der Flechten und Pilze sind die Vorgänge des Befruchtungsprocesses noch nicht genügend aufgeklärt; daß aber auch bei diesen niedrigsten Kryptogamen eine wirkliche B. vorkommen muß, geht daraus hervor, daß man bei ihnen, wenigstens bei den vollkommenern, zweierlei Geschlechtsorgane oder Sporen gefunden hat. Diejenigen, welche nicht zu keimen vermögen und auch stets viel kleiner und anders gestaltet sind als wie die wirklichen Sporen, werden für die männlichen Organe gehalten. Man hat sie Spermatien genannt.

Beg oder **Bei**, d. h. Herr, ist bei den Türken der Titel, den man höhern Militärpersonen,

Schiffskapitänen und Ausländern von Rang beilegt. Insbesondere bezeichnet es den Gouverneur eines kleinern Districts, der als Zeichen seiner Würde einen Roßschweif besitzt. Auch der Herrscher von Tunis führt diesen Titel. — **Beglerbeg** oder genauer: Beilerbegi, d. h. Herr der Herren, ist der Titel der Statthalter über eine Provinz (Beilerbeilik), welchen mehrere Begs, Agas u. s. w. untergeordnet sind. Als Zeichen seiner Würde führt er drei Roßschweife, und ein Musikcorps begleitet ihn auf seinen Ausgängen. Vorzugsweise führen diesen Titel die Statthalter von Rumili mit der Residenz Sophia, von Anatolien in Kutahia und von Syrien in Damaskus.

Bega (Cornelis), niederländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Harlem 1620, gest. daselbst an der Pest 27. Aug. 1664. Sein Vater war der Holzbildhauer Peter Begyn, der den Sohn wegen schlechten Lebenswandels verstieß. B. lernte bei Adrian van Ostade und malte, gleich diesem, Genrebilder, welche Scenen des gemeinen Volkslebens zum Gegenstande haben und sich durch elegante Pinselführung auszeichnen. Das berliner Museum besitzt drei, die münchener Pinakothek ein Bild von ihm. Das Kupferwerk, das er hinterließ, besteht aus 24 Blättern, welche Bauerngesellschaften, Trinker, Raucher, Schenkscenen u. dgl. darstellen. Die Kupfer sind größtentheils mit einer kräftigen Nadel gefertigt und wenig vollendet, bis auf einige Stücke, welche große Geschicklichkeit verrathen.

Begas (Karl), ausgezeichneter Historien- und Porträtmaler, geb. 30. Sept. 1794 zu Heinsberg als der Sohn eines preuß. Gerichtsbeamten, zeigte schon früh ein entschiedenes Talent zum Zeichnen und Malen. Sein Vater hatte ihn jedoch für die jurist. Laufbahn bestimmt und schickte ihn auf das Lyceum zu Bonn, wo er auch den ersten Unterricht in der Oelmalerei bei dem Maler Philippart erhielt und im Alter von 15 J. durch eine Copie des Rafael'schen Johannes Aufsehen machte. Zu seiner weitern Ausbildung als Maler ging er 1810 von da nach Paris, wo er 18 Monate im Atelier des Malers Gros zubrachte, dann aber der selbständigen Entwickelung lebte. Eine Copie der Madonna della Sedia, die er in der Galerie des Louvre begonnen, erregte 1814 die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen, der dieses Bild sowie später auch die erste selbständige Schöpfung des Künstlers, eine Himmelskönigin (jetzt in der Galerie Bellevue) kaufte. Ebenso erwarb der König bei seiner zweiten Anwesenheit 1815 ein größeres Bild, Hiob von seinen Freunden umgeben, und 1818 das Bild Christus am Oelberge, welches für die Garnisonkirche in Berlin bestimmt war. B. erhielt hierauf den Auftrag zur Ausführung eines Oelgemäldes für den Dom in Berlin, die Ausgießung des heiligen Geistes, nach dessen Vollendung ihm sein königlicher Gönner Mittel zum Aufenthalt in Italien gewährte. In Rom malte er unter anderm das (später von Amsler gestochene) Bildniß Thorwaldsen's. Auch brachte er bei seiner Rückkehr (1825) nach Berlin eine im strengen Stile der alten Florentiner gemalte Taufe Christi mit, welche in der Garnisonkirche zu Potsdam aufgestellt ist. B. nahm jetzt seinen bleibenden Aufenthalt zu Berlin und malte zunächst für die Werdersche Kirche eine Auferstehung Christi. Diesem folgte eine große Anzahl biblisch-histor. Bilder, wie die Bergpredigt, die Findung Mose, die Verklärung Christi, der Zinsgroschen, Christus am Oelberge u. s. w. Al fresco führte er in der Kirche zu Sacrow bei Potsdam Christus und die vier Evangelisten, umgeben von einem Chor von Engeln, aus. Unter die romantischen und idyllischen Stoffe, die er bearbeitete, gehörten die Lorelei, die Mohrenwäsche, Mädchen unter der Eiche, drei reizende Genrestücke, die durch Vervielfältigung allgemeine Verbreitung erfahren haben. Auch als Porträtmaler nimmt B. einen hohen Rang ein. Blühende Carnation und lebendige Auffassung des Seelengepräges sind ihm eigen. Namentlich malte er für eine vom Könige Friedrich Wilhelm IV. angelegte Galerie eine Reihe preuß. Künstler und Gelehrten. Eine feine und edle Charakteristik, Fülle des Colorits und ganz besonders Schmelz und Klarheit des Helldunkels sind überhaupt die Eigenschaften, durch welche sich die Arbeiten B.' auszeichnen. Er starb als preuß. Hofmaler und Mitglied der berliner Akademie der Künste 24. Nov. 1854. — Seine drei Söhne haben sich ebenfalls mit Erfolg der Kunst gewidmet. **Oskar B.**, geb. 30. Juli 1828, errang sich als Maler den großen akademischen Preis für Rom. Von seinen größern Bildern sind zu nennen: eine Kreuzabnahme, die Vertreibung der ersten Aeltern aus dem Paradiese, der Empfang der aus Salzburg einwandernden Protestanten bei Friedrich Wilhelm I. in Potsdam. Für die erwähnte Galerie lieferte er verschiedene Bildnisse. In späterer Zeit hat er sich vielfach mit der decorativen Malerei beschäftigt. — **Reinhold B.**, Bildhauer, geb. 1831, trat zuerst mit der Gruppe Hagar und Ismael, in Gips ausgeführt, hervor. Von Rom, wohin er als Pensionär der berliner Akademie ging, sandte er Marmorarbeiten nach Berlin, welche die Entfaltung seines Talents nach der Richtung eines

edeln Naturalismus zeigten. Nach seiner Rückkehr sah man von ihm eine Faunenfamilie und einen Pan, der die Psyche tröstet, sowie Porträtbüsten von der trefflichsten Durchführung. Im Frühjahr 1860 folgte er einem Rufe als Professor einer neu zu errichtenden Bildhauerschule nach Weimar, legte aber diese Stelle im Herbst 1862 wieder nieder und ging nach Rom. Inzwischen hatte er um die in Berlin zu errichtende Schillerstatue concurrirt und trug auch endlich nach einem hartnäckigen Kampfe den Sieg davon. — Ein dritter Sohn, Adalbert B., hat sich, nachdem er die Kupferstecherei erlernt, der Malerei gewidmet und studirte in Rom.

Begehrungsvermögen ist ein Ausdruck der ältern Psychologie, um die Phänomene zusammenzufassen, welche sich auf ein Streben aus der Gegenwart in die Zukunft beziehen, die Begehrungen und Verabscheuungen, Neigungen und Abneigungen, dann auch die Ueberlegungen, Entschließungen und Willensacte. Man unterschied es einerseits vom Erkenntnißvermögen, andererseits vom Gefühlsvermögen. Man unterschied dabei ein unteres oder niederes und ein oberes oder höheres B., indem man zu jenem die Aeußerungen der sinnlichen Triebe, des instinctmäßigen Wollens, ebenso die Neigungen und Leidenschaften, zu diesem das verständige, überlegte, vernünftige, sittliche Wollen rechnete. In der letztern Beziehung setzte Kant die praktische, sittlich gesetzgebende Vernunft dem obern B. gleich. Die ganze Ansicht vom geistigen Leben jedoch, in welcher die Annahme eines besondern B. wurzelt, hat sich vor den Untersuchungen der neuern Zeit als unzureichend zur Erklärung der Phänomene des geistigen Lebens gezeigt, und die Psychologie hat es als ihre Aufgabe erkannt, nachzuweisen, wie die verschiedenen Arten des Begehrens (Wunsch, Begierde, Trieb, Neigung, Leidenschaft, Wille) in ihrer individuellen Bestimmtheit und Veränderlichkeit aus den Grundgesetzen des geistigen Lebens überhaupt abgeleitet werden können, indem in Beziehung auf die individuellen Zustände des Begehrens die Berufung auf ein solches Vermögen gar nichts erklärt. Die Annahme desselben leitet aber auch dadurch irre, daß hierdurch die Phänomene des Begehrens (Zuneigung und Abscheu) von den Phänomenen des Gefühls (Lust und Unlust) auf künstliche und unnatürliche Weise abgetrennt werden. Denn Zuneigung und Abscheu entspringen in allen Fällen ganz allein aus dem Wirken eines entweder lustvoll oder schmerzhaft angeregten Selbstgefühls. Anderntheils gehört das freie Wollen als das Princip praktischer Vernunftthätigkeit gar nicht mehr dem Begehren an, sondern einer frei überlegenden und aus dem reinen Denken heraus die Handlungen motivirenden Thätigkeit, welche zwar mit dem Leben der Begehrungen und Triebe in einer engen Wechselwirkung steht, dagegen mit den Principien der reinen Erkenntnißthätigkeit in einem noch weit höhern Grade als mit jenem verwandt ist.

Begeisterung ist der aufgeregte Zustand der Seele, in welchem sie das Gefühl hat, außer sich gesetzt oder getrieben zu sein von einem Geiste, welcher mächtiger ist als sie selbst. Dieses Gefühl tritt häufig dann hervor, wenn etwas Neues und bisher noch nicht Gewohntes von der Seele mit unverhofftem Glück hervorgebracht und bewirkt wird, sei es in Gedanken, Gefühlen oder Handlungen, wobei die Seele in sich neue Kräfte als wirkend kennen lernt, welche bisher außer dem Kreise ihres Bewußtseins lagen und sie nun gleichsam über sich selbst emporheben, bis sie durch allmähliche Gewohnheit dahin gelangt, auch diese Kräfte und Thätigkeiten gleich den übrigen als ihr eigenes Besitzthum zu empfinden. Daher ist alles dasjenige im Stande, uns in B. zu versetzen, was neue, bisher schlummernde Kräfte in uns in Thätigkeit setzt, z. B. Kräfte zur Vertheidigung des Vaterlandes, zur Gründung eines eigenen Herdes, zur Erforschung der Wahrheit, zur Erwerbung von Ruhm und Ehre, zur Gewöhnung in edlerer Art zu fühlen und zu denken. Obgleich es also nicht ein ihr fremder Geist ist, dessen Walten in der B. in die Seele dringt, sondern Kräfte ihrer selbst, welche bisher im Schlummer lagen und sich im Zustande der B. nur rascher entwickeln, so beruht doch das Gefühl, daß die Seele hierbei ihrer Beeinflussung durch einen tiefern geistigen Grund inne wird, keineswegs auf einer Täuschung. Denn dasjenige, was die Seele in der B. kennen lernt als ihren eigenen, ihr nur bisher verborgen gebliebenen Hintergrund, enthält zugleich die Kraftquellen, vermöge deren sie ihren Zusammenhang hat mit dem allgemeinen Urgeiste, aus welchem sie denkt und erkennt. Daher schließt eine Selbstvertiefung der Seele zugleich eine stärkere Aufhellung ihrer Verbindung mit dem Urgeiste als ihrer eigenen tiefsten Wurzel und Quelle in sich. Beides ist eins, und das überwältigende Gefühl dieser Einheit ist die B. Zu den Gegenständen derselben gehören vorzugsweise die moralischen. Diese lehren uns eine Handlungsweise kennen, deren Ausübung uns über uns selbst (als Individuum) emporhebt und dadurch einen neuen Menschen aus uns macht. Ferner die ästhetischen, welche unserer Seele freiere und reinere Gefühlsquellen eröffnen, uns gleichsam eine reinere Lebensluft zu athmen geben. Endlich die wissenschaftlichen,

welche dem geistigen Auge neue Aussichten erschließen. In der B. für die Herrlichkeiten der Natur vermischt sich das wissenschaftliche mit dem ästhetischen Interesse. Die religiöse B. ist darum so umfassend, weil in ihr die moralische und ästhetische mit der wissenschaftlichen zusammenwirkt und hierdurch der Seele die allseitige Erweiterung und Vervollkommnung verspricht, welche die Sprache der Religion mit dem Namen der Wiedergeburt bezeichnet. Diese Arten von B. sind die echten und reinen. Unrein hingegen wird die B. dann, wenn sich mit ihr niedere Affecten und Antriebe vermischen, wenn z. B. die begeisterte Vaterlandsliebe herabsinkt zu brutalem Stolz und Fremdenhaß, wenn die B. für ästhetische Genüsse herabsinkt in schlaffe Verweichlichung, oder wenn die religiöse B. dadurch, daß sie in Herrschsucht und blutigen Haß gegen den Andersdenkenden ausartet, zum Fanatismus wird.

Begierde nennt man ein lebhaftes, starkes Verlangen nach einem Gegenstande. Sie gehört zu den aus Gefühls- und Phantasiethätigkeit zusammengesetzten Seelenerscheinungen, welche Triebe oder Strebungen heißen. Denn es wirken in ihr zusammen ein Gefühl des Misbehagens an der vorhandenen Gegenwart mit einem Gefühle der Lust, welches ausgeht vom Phantasiebilde des begehrten Gegenstandes und in dem Maße steigt, als die Hoffnung seiner Erlangung wächst. Je nachdem der Gegenstand von sinnlicher oder übersinnlicher Natur ist, heißt die B. eine sinnliche (wie Eßbegierde, Geschlechtstrieb) oder eine geistige (wie Ruhmbegierde, Wißbegierde). Von dem bloßen Wünschen oder Sichsehnen unterscheidet sich die B. dadurch, daß sie die Erreichbarkeit des Begehrten voraussetzt. Sie geht in Wollen (Willensthätigkeit) über, wenn der Begehrende durch eigene Kräfte zum Ziele zu kommen gedenkt.

Beglaubigung heißt der Ausweis über die Echtheit einer Schrift oder sonstigen Sache, ingleichen über das Bestehen eines Auftragsverhältnisses. So suchen Fabrikanten die von ihnen gefertigten Artikel durch Etiketten und Fabrikzeichen von fremden Nachahmungen zu unterscheiden. Amtliche und notarielle Urkunden werden durch ihre Form und die Beidrückung des öffentlichen Siegels, Privaturkunden und Unterschriften unter solchen durch öffentliche Zeugnisse, daß sich der Schreibende vor Gericht oder vor einem Notar zu denselben bekannt, Abschriften hinsichtlich ihrer Uebereinstimmung mit den Urschriften ebenfalls mittels gerichtlichen oder notariellen Zeugnisses (Vidimation, Fidemation) beglaubigt. Zu Verhandlungen und Abschlüssen befugte Stellvertreter von Privatpersonen beglaubigt bei und außer Gericht die schriftliche legalisirte Vollmacht, Handlungsprocuristen die Procura und der Ausweis des Handelsregisters, Gesandte bei fremden Mächten das von ihrer Regierung ertheilte Beglaubigungsschreiben oder Creditiv.

Begleitschein. Wenn aus dem Auslande eingehende Waaren nicht an der Grenze, sondern erst an dem inländischen Bestimmungsorte versteuert werden sollen, so nimmt das Grenzzollamt dieselben auf deshalb gestellten Antrag unter Verschluß und sendet sie mittels B., d. h. einer schriftlichen, die Güter genau bezeichnenden Mittheilung, an das Zollamt des Bestimmungsortes. Im Deutschen Zollverein werden zweierlei B. unterschieden. Waaren, die unter B. I. gehen, sind an der Grenze nicht revidirt und können im Inlande bei allen Hauptsteuerämtern als nur durchgehendes Gut auf Lager genommen und gegen Erlegung der Plombirungs- und sonstigen Spesen wieder ausgeführt werden. Hat aber der Einführende die Waare schon an der Grenze revidiren lassen und damit die Absicht ausgesprochen, dieselbe im Inlande zu verwerthen, so gelangt sie mittels B. II. an den Bestimmungsort, und ist daselbst, auch wenn die Disposition geändert und Wiederausfuhr beliebt wird, mit der vollen Steuer zu lösen.

Begleitung (accompagnement, accompagnamento) heißt die harmonische Unterstützung einer Solostimme. Die B. dient dazu, den Charakter der Hauptstimme näher zu bestimmen und deren Wirkung zu erhöhen. Treten in der Melodie Unterbrechungen ein, so füllt die B. diese Lücken aus und verbindet die einzelnen Glieder der Melodie miteinander. Es ist gut, sie mit der Hauptstimme in einen gewissen Contrast der Bewegung zu bringen, denn dadurch wird diese um so charakteristischer hervortreten. Die Begleitungsmusik ist in der neuern Zeit zu einer eigenthümlichen Kunstform ausgebildet worden, am meisten im Liede mit Pianofortebegleitung, oder in obligaten Instrumentalsätzen, die zu ihrer Unterstützung dasselbe Instrument oder das Orchester bedürfen. Die neuere, durch Franz Schubert begründete Richtung des Liedes, die von dem volksthümlichen sich zu einem höhern ästhetischen Standpunkte emporhob und in der B. eine Situationsmalerei im Gegensatze zu der menschlichen Individualität herzustellen versuchte, hat sich jetzt weite Bahn gebrochen. Schumann und Mendelssohn haben sich derselben eng angeschlossen. Die virtuose Schule, wenn sie sich von Zeit zu Zeit an diese Gattung von Musik wagte, hat sich indessen darin zum Uebermaße verleiten lassen und das

Nebenwerk mit größerer Wärme behandelt als den Kern der Sache selbst. Bei B. von Instrumentalsolis ist diese in reichen Arabesken verzierende B. noch nicht zur Anwendung gekommen, weil die auf keinem concreten Inhalte beruhende Hauptstimme nicht Veranlassung gab, so sorgfältige und minutiöse Zeichnungen zur Erläuterung beizufügen, weil in ihr ferner der Contrast zwischen der menschlichen Stimme und dem Instrumentale nicht stattfindet und die gleichmäßige Ausbildung beider Factoren das Hervortreten des einen obligaten negiren würde. Bei Sätzen strengen Stils kann von einer eigentlichen B. nicht die Rede sein, denn es liegt in dem Wesen des hierbei hauptsächlich in Betracht kommenden Contrapunkts, daß alle Stimmen selbständig gehalten sein müssen. Das Wort B. wird aber nicht blos als Erzeugniß des Tonsetzers verstanden, es ist zu gleicher Zeit auch als Aufgabe des vortragenden Tonkünstlers zu verstehen. In letzterer Beziehung ist die B. eine Fertigkeit des ausübenden Musikers, die nur durch lange Uebung erworben wird, weil sie das vollständigste Aufgeben der eigenen künstlerischen Individualität und das genaueste Eingehen in die künstlerische Willkür eines andern bedingt. Die frühere Zeit machte größere Ansprüche an den Begleiter: man verlangte eine genaue harmonische B. des Recitativs, ohne dafür durch Noten genaue Anhaltepunkte gegeben zu haben. Die sonst allerwärts übliche Orgelbegleitung zu der Kirchenmusik wurde nie in vollständig ausgeführten Stimmen den Organisten vorgelegt, es genügte dazu die einfache, bezifferte Baßstimme.

Beglerbeg, s. Beg.

Begnadigung nennt man die völlige oder theilweise Aufhebung einer gesetzlich zuerkannten Strafe durch die höchste Gewalt im Staate. Auch die vorsichtigste Abfassung der Gesetze vermag es nicht zu hindern, daß deren wortgemäße Anwendung in einzelnen Fällen über die zeitlichen moralischen Maßstäbe hinausgeht oder hinter denselben zurückbleibt. So kann es geschehen, daß gegen den Willen des Gesetzgebers Handlungen, welche als unverfänglich oder minder strafbar erscheinen, zu strengen Straferkenntnissen führen, und daß umgekehrt wirkliche Uebelthäter straflos ausgehen oder mit leichterer Strafe wegkommen. Bei allzu milden Beurtheilungen hat der Staat mit seinem moralischen Anspruche auf Bestrafung zurückzustehen, weil er seine Einbußen überhaupt leichter überträgt als der einzelne, und weil irrthümliche Verschärfungen den Angeklagten zum Opfer einer selbst schuldhaften Gerechtigkeitspflege machen würden. Dagegen läßt sich mittels Aufhebung und Milderung eines zu strengen Urtheils dafür Zeugniß ablegen, daß die besondere Beschaffenheit des vorliegenden Falls ein Misverhältniß zwischen der Absicht und dem Wortlaute des Gesetzes ergebe. Eine so durchgreifende Interpretation kann lediglich von dem Inhaber der höchsten Gewalt ausgehen, wiewol manche Rechte die Pardonnirung von Ordnungsstrafen, welche Verwaltungsbehörden zuerkannt haben, der zuständigen obersten Verwaltungsstelle vorbehalten. Von der B. unterscheidet sich die Abolition (s. d.) oder Niederschlagung des Verfahrens, indem sie schon vor dem Urtheile oder selbst vor aller Untersuchung eintritt. Erfolgt die Abolition in Beziehung auf eine Mehrzahl von Fällen, an denen verschiedene Personen theilhaben, so heißt sie Amnestie (s. d.). Aehnlich der B. ist die Restitution (s. d.). Uebrigens kann die B. sich stets nur auf die strafrechtlichen Folgen eines Verbrechens erstrecken, nicht auch auf die civilrechtlichen; sie kann also Entschädigungsansprüche des Verletzten nicht aufheben.

Begonia, artenreiche, von Linné zu Ehren des Marine-Intendant Begon benannte Pflanzengattung aus der 21. Klasse des Sexualsystems, welche zugleich eine eigene Familie (Begoniaceen) bildet, die mit den Knöterichgewächsen (Polygoneen) viele Aehnlichkeit hat, jedoch jedenfalls den Kürbisgewächsen zunächst steht. Die Begonien sind der Mehrzahl nach perennirende, nur zum kleinsten Theil einjährige Kräuter der Tropengegenden, namentlich des tropischen Amerika, welche sich durch knotige, saftvolle Stengel und schön oder seltsam geformte und oft sehr eigenthümlich gefärbte Blätter mit ungleicher Basis auszeichnen. Der letztere Umstand hat ihnen den Namen Schiefblatt zugezogen, den diese gegenwärtig als Blattzierpflanzen sehr beliebten Gewächse in der deutschen Volkssprache zu führen pflegen. Die Begonien bringen eingeschlechtliche Blüten hervor, welche gewöhnlich in blattwinkelständige Trugdolden gruppirt erscheinen. Die männlichen besitzen ein vierblätteriges, gefärbtes Perigon, dessen zwei äußere Blätter die beiden andern an Größe bedeutend übertreffen, und viele Staubgefäße; die weiblichen bestehen aus einem unterständigen, dreifächerigen, mit drei Flügeln versehenen Fruchtknoten, einem 4—9theiligen Perigon und sechs kurzen, walzigen, zweispaltigen Griffeln mit verdickten Narben. Aus dem Fruchtknoten entsteht eine dreifächerige, dreifach geflügelte, vielsamige Kapsel mit kleinen Samen. Die Begonien besitzen eine außerordentlich große Vermehrungsfähigkeit und wachsen bei passender Behandlung sehr rasch. Ihre Zucht ist leicht.

Sie gedeihen in lockerer, mit Sand vermengter Lauberde bei etwas schattigem Standort, welcher gegen Frost im Winter gesichert ist, und bei reichlicher Bewässerung während des Sommers vorzüglich, am besten freilich, wenn sie während der kalten Jahreszeit im Warmhause stehen können. Sie lassen sich durch Ableger und Knospen leicht vermehren. Letztere wachsen sogar aus abgeschnittenen und in die Erde gelegten Blättern in großer Menge hervor. Man cultivirt jetzt in den Gewächshäusern und botan. Gärten eine sehr große Anzahl von Begonien. Mehrere sind zu Mode-Zimmerpflanzen geworden, z. B. die B. Rex, deren große, schiefherzförmige Blätter auf der untern Seite sammt dem Stiele purpurroth überlaufen, auf der obern schön dunkelgrün und mit einem dem Rande parallelen breiten Silberbande sowie mit silbernen Flecken geziert sind; ferner die niedliche B. eximia, mit oberseits silberweißen, grüngestreiften, unterseits ebenfalls purpurrothen Blättern, u. a. m.

Begräbniß, s. Bestattung der Todten.

Begriff heißt jeder Gedanke oder jedes Gedachte, insofern wir es mit Rücksicht auf das, was in ihm gedacht wird, d. h. in Rücksicht auf seinen Inhalt beachten. In diesem Sinne sind B. Aufgaben des Denkens, und die Bedingungen, unter welchen ihre Lösung als erreicht angesehen werden kann, auseinanderzusetzen, ist Sache der Logik. Diese unterscheidet an einem B. seinen Inhalt (complexus notarum) und seinen Umfang (ambitus). Jener besteht in seinen Merkmalen, d. h. in den einfachen B., durch welche der B., falls er nicht einfach, sondern zusammengesetzt ist, gedacht wird; dieser bezeichnet die Menge von B., in welchen ein gewisser B. als Merkmal vorkommt. So liegt z. B. der B. der Figur im Inhalt des Begriffs Dreieck, umgekehrt aber liegt der Begriff Dreieck im Umfange des Begriffs Figur. Je größer der Inhalt eines B. ist, desto kleiner ist sein Umfang, und umgekehrt. Das logische Verfahren in der Bildung neuer B. aus schon bekannten und gegebenen ist entweder Abstraction oder Determination (s. d.). Durch jene entstehen allgemeine, abstracte, durch diese besondere, concrete B.; liegen beide in einer und derselben Reihenfolge, so entsteht daraus das Verhältniß der Ueber- und Unterordnung (subordinatio). Die übergeordneten B. nennt man auch die höhern, die untergeordneten die niedern, und unterscheidet sie durch die Worte Gattung, Art und Unterart. Durch Hinzufügung neuer determinirender Merkmale werden die B. synthetisch gebildet; die Zergliederung schon gegebener B. heißt analytisch. Durch diese Zergliederung, d. h. durch das bestimmte Denken aller in einem B. vereinigten Merkmale, wird der B. deutlich. Die Deutlichkeit ist Klarheit der Merkmale, indem die Klarheit eines B. darauf beruht, daß man ihn von andern verwandten unterscheiden kann. Das Gegentheil der Klarheit ist Dunkelheit, das der Deutlichkeit Verworrenheit. Die Unterscheidung zwischen empirischen B., Verstandesbegriffen und Vernunftbegriffen beruht nach der Kant'schen Philosophie auf dem Umstande, daß wir die eine Klasse von B. nur mit Hülfe der Erfahrung gewinnen, während die beiden andern Klassen das ursprüngliche Eigenthum des Verstandes und der Vernunft, wie z. B. die B. der Ursachen, der Freiheit und der Unendlichkeit. In der Hegel'schen Philosophie hat das Wort B. die Bedeutung des Wesens oder der wirksamen Kraft in allen Dingen. Es beruht dieses auf der im Hegel'schen System erneuerten Platonischen Denkweise, zufolge welcher die Grundgesetze des Seins und des Denkens dergestalt zusammenfallen, daß das Ursein oder Absolute in einer reinen und allgemeinen oder alldurchdringenden denkenden Thätigkeit besteht, aus welcher sich durch ursprüngliche lebendige oder schöpferische Acte alles, was ist, hervorentwickelt. B. in diesem Sinne sind nicht aus der Erfahrung abstrahirt, sondern liegen der Erfahrung zu Grunde als Ideen oder logische Grundnormen, welche zu allem übrigen die Bedingung und gleichsam das tragende Untergebälk enthalten. Sondert man hingegen den reinen Begriffsinhalt des Verstandes von dem ab, was in unsern gewöhnlichen Begriffen aus der bloßen Erfahrung stammt, so bildet der letztere Rest für sich allein die sinnlichen Anschauungsbegriffe oder Associationsbegriffe der Psychologie, welche nicht mit den vollständigen Erfahrungsbegriffen verwechselt werden dürfen, weil sie erst den sinnlichen Rohstoff enthalten, aus welchem das Denken durch gesetzmäßige Durchdringung mit den reinen Verstandesbegriffen oder Kategorien die zur wissenschaftlichen Erkenntniß tauglichen Erfahrungsbegriffe gewinnt.

Begrüßung nennt man die durch Sitte, Gewohnheit und stillschweigende Uebereinkunft üblich gewordenen Zeichen und Redensarten, durch die man andern beim Zusammentreffen oder Weggehen seine Achtung, Ergebenheit, Wohlwollen und Freundschaft zu erkennen gibt. Die alten Hebräer hatten schon ihr Schalôm lechá! Friede sei mit dir! die Griechen für alle Fälle den einfachen Gruß Chaire! Freue dich! Die Römer sagten beim Begegnen Ave! Sei gegrüßt! und beim Gehen Vale! Lebe wohl! Unter den nach europ. Weise civilisirten Völkern hat sich

eine gewisse Gleichförmigkeit der B. gebildet, obschon die Verschiedenheit immer noch sehr groß ist. Ziemlich allgemein ist seit dem 17. Jahrh. das Entblößen des Hauptes zum Zeichen des Grußes geworden, das, wie alte Bildwerke zeigen, bereits im 15. Jahrh. vorkommt, aber im Anfange nur von Niedern gegen Höhere beobachtet wurde. Nächstdem gelten Händedruck, Umarmung und Kuß als Ausdruck freundschaftlicher Gesinnungen. Während aber bei Franzosen, Deutschen und andern Völkern Männer sich küssen, so halten dies die Engländer nur unter den nächsten Verwandten für anständig. In den meisten deutschen und andern Ländern hielt man es sonst und hält man es in Oesterreich wie in höhern Cirkeln noch jetzt für eine unerlaßliche Pflicht des Anstandes, den Frauen die Hand zu küssen, während dies in Italien für ein Zeichen der Vertraulichkeit gilt, die sich nur die nächsten Verwandten erlauben dürfen. Dagegen lassen sich die Frauen in Rußland nicht die Hand, sondern die Stirn, und in Polen die Frauen auf die Schultern küssen. Statt der in dem nördl. Deutschland üblichen Grußformeln: Guten Morgen! Guten Tag! u. s. w., grüßt man im südlichen gern: Grüß' Gott! und in kath. Ländern mit dem vom Papst Benedict XIII. 1728 anempfohlenen Bundesgruß: Gelobt sei Jesus Christus! welcher mit: In Ewigkeit! Amen. erwidert wird. Der Bergmann grüßt mit: Glück auf! Unter den slaw. Völkern, namentlich bei den Russen, ist das Küssen der Kleider und Schuhe dessen, dem man seine Ehrfurcht bezeigen will, Sitte; Niedere werfen sich vor den Höhern auf die Erde. In der Türkei kreuzt man beim Gruße die Hände auf der Brust und beugt sich mit dem Kopfe gegen den, welchen man grüßt. Der niedere Araber ruft den ihm Begegnenden Selâm aleikum! Friede sei mit euch! zu und legt dabei die linke Hand auf die Brust. Der Begrüßte entgegnet in gleicher Stellung: Aleikum es-selâm! Mit euch sei Friede! Die vornehmen Araber dagegen umarmen sich beim Gruß mehrmals, küssen sich die Wangen und dann die eigene Hand. Je ungebildeter die Völker sind, desto sklavischer ist ihre Begrüßung, wie sich dies namentlich im größten Theil des Orients und in Afrika zeigt. Nur die ganz rohen Völker machen hier wieder eine Ausnahme. Von eigenthümlicher Art und genau geregelt sind die militärischen B. und das Begrüßen der Schiffe.

Beguinen oder Beghinen (Beguinae, Beguttae) hießen Vereine von Frauen und Jungfrauen zu gemeinsamem andächtigen Leben, welche seit dem Ende des 12. Jahrh., vornehmlich wol infolge der religiösen Erregung der Kreuzzüge, sich in vielen niederl. Städten gebildet hatten. Der Name B. ist dunkeln Ursprungs. Die spätere, seit Anfang des 17. Jahrh. in Brabant aufgekommene Volksmeinung, welche die heilige Begga, Tochter Pipin's von Landen und Mutter Pipin's von Heristall, die 696 als Stammhaus der B. das Kloster der Chorfrauen zu Ardenne an der Maas (Namur) angelegt haben soll, ist unbegründbar. Nachdem Hallmann die Unechtheit der angeblich ältesten Urkunde der B. vom J. 1065 über einen Beguinenhof in Vilvorde bei Brüssel nachgewiesen hat, erscheint es immer noch am wahrscheinlichsten, daß der Priester Lambertus le Begues oder le Bèghe zuerst um 1180 in Lüttich, dem Geiste der Zeit gemäß, einen Verein dieser Art ins Leben rief und ihm seinen Namen gegeben hat. Die B. legten weder Klostergelübde ab, noch folgten sie der Regel eines Ordens; sie waren unter einer freigewählten Vorsteherin vereinigt zu Uebungen der Andacht und Wohlthätigkeit, lebten in eigenen, kleinen, zu Einem Hofe (Beginagium) vereinigten, durch Schenkungen oft sehr reichen, meist einzelnen Beguinenhäusern, Beguinagien oder Beguinerien mit Kirche, Krankenhaus und Herberge zusammen und zeichneten sich durch Fleiß, Gottesfurcht, Eingezogenheit und Sorgfalt für die Jugenderziehung vor andern Laien aus. Nicht lange nach ihnen erschienen auch adeliche Frauenstifter ähnlichen Charakters (Canonissae saeculares). Die Beguinenvereine blühten im 12. und 13. Jahrh., wo sie nach Frankreich und Deutschland sich verbreiteten und namentlich in Hamburg (1255), Lübeck, Regensburg, Magdeburg (1266), Leipzig, Goslar, Rochlitz und Görlitz sich ansiedelten. Auch in Pommern und Mecklenburg finden sie sich. Sie waren die Pietisten des Mittelalters und mußten durch die Eifersucht der geistlichen, namentlich der Bettel-Orden manche Verfolgungen leiden, wurden aber wegen ihrer praktischen Bedeutsamkeit ebenso oft durch Decrete der Päpste und Landesherren sowie schirmende Synodalbeschlüsse geschützt. Eine ähnliche Erscheinung waren die Lollharden (s. d.). An die Beguinen schlossen sich im 13. und 14. Jahrh. sowol die verfolgten Spiritualen der Franciscaner (Fratricellen) als auch die Brüder und Schwestern des Freien Geistes an, wodurch freilich Irrthümer unter ihnen herrschend wurden, die das Einschreiten der Inquisition herbeiführten. Auch sittliche Ausschweifungen kamen zum Theil unter ihnen vor, weshalb die Synode zu Fritzlar 1244 die Erlaubniß des Eintritts erst auf das 40. Lebensjahr feststellte. Am längsten erhielten sich die B. in Deutschland, wo sie zur Zeit der von ihnen besonders freudig begrüßten Reformation, weil

sie sich der Seelsorge ihres Geschlechts annahmen, Seelenweiber hießen, und in den Niederlanden, wo sie noch gegen Ende des 18. Jahrh. vorkamen. Noch jetzt gibt es hier und da in Deutschland und Belgien Beguinenhäuser, welche jedoch nichts weiter sind als fromme Stiftungen, in denen unverheirathete Personen des weiblichen Geschlechts aus dem Bürgerstande freie Wohnung erhalten und zuweilen auch andere Vortheile genießen. In Frankreich tauchten in neuester Zeit mystische Sekten unter dem Namen von Beguinenvereinen auf, die wegen Geheimhaltung ihrer Versammlungen, in Verbindung mit dem Verdachte von Ausschweifungen, einer zuchtpolizeilichen Verurtheilung unterlagen. — Auch Männergesellschaften dieser Art, Begharden, Beguini genannt, traten zuerst um 1215 in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich, besonders in dessen Süden, auf und verbreiteten sich auch nach Italien als Bizachi, Bisaccia, Bocasoti. Obwol Gleiches bezweckend wie jene Frauengesellschaften, errangen sie dennoch die Achtung und Würde der letztern nicht. Schon gegen Ende des 13. Jahrh. werden sie als bons garçons, boni pueri oder valetes, Pazelardi, Pfaffenknechte, Betbrüder, Frömmlinge, Müßiggänger gebrandmarkt und dadurch namentlich verdächtigt, daß Ketzer aller Art, als Albigenser, Waldenser, Fratricelli, Brüder vom Freien Geiste u. s. w., auf sie als auf eine geduldete Form halbgeistlicher Laienschaft sich zurückzogen. Schon Clemens V. verfügte auf dem Concil zu Vienne (1311) ihre Auflösung; Ludwig der Baier und selbst die Päpste Johann XXII., Gregor XI. und Bonifacius IX. beschützten sie; doch wurden sie aufs neue seit Karl IV. von Lothringen und Papst Urban V., insbesondere seit 1367 und 1369 hart bedrückt. Sie schlossen sich darum meist an den dritten Orden der Dominicaner und Franciscaner an. Die Begharden erhielten sich besonders in den Niederlanden reiner und wurden dort in Mecheln und Diest durch Innocenz IV. 1245, in Brüssel durch Cardinal Hugo 1254, in Lüttich durch Urban IV. 1261 geschützt. Dennoch verschwindet ihre alte, freie Laienform mit dem 14. Jahrh. Vgl. Mosheim, «De Beghardis et Beguinabus» (Lpz. 1790); Hallmann, «Geschichte des Ursprungs der belg. Beghinen» (Berl. 1843).

Behaim (Martin), der große Kosmograph, stammte aus einer nürnberger Patricierfamilie, welche, seit Mitte des 13. Jahrh. in der Reichsstadt ansässig, noch jetzt als freiherrliche (von Behaim) dort blüht und außer dem Kosmographen noch mehrere berühmte Männer aufzuweisen hat. Martin B. wurde um 1459 geboren und ging, anfangs Kaufmann, des Tuchhandels wegen nach den Niederlanden. Von 1480—84 hielt er sich in Portugal auf, wo damals auch Columbus lebte, und wurde wahrscheinlich mit diesem bekannt. Welche Beziehungen zwischen beiden bestanden, ist jetzt nicht unmittelbar nachzuweisen. Beide Männer beschäftigten sich zugleich mit nautischen Planen, wie sich aus ihrer fernern Geschichte ergibt; aber keineswegs läßt sich erkennen, daß einer dem andern irgendeine Andeutung zu verdanken gehabt. Daß beide, mit Liebe zur Geographie und zu Entdeckungen erfüllt, Portugal gleichzeitig zum Aufenthalte wählten, wird um so natürlicher scheinen, wenn man bedenkt, welche Rolle jenes Land in der an Planen, Entdeckungszügen und kühnen Seefahrten so reichen zweiten Hälfte des 15. Jahrh. spielte. B. erhielt von König Johann II. um 1483 den Auftrag, ein Astrolabium anzufertigen und Declinationstafeln zu berechnen. Von 1484—86 begleitete er den portug. Seefahrer Diego Cão auf einer Entdeckungsreise entlang der Westküste Afrikas und gelangte bis nahe an das Cap der guten Hoffnung. Nach Rückkehr von dieser Fahrt, die 19 Monate gedauert hatte, ward er vom Könige selbst zum Ritter des Christusordens geschlagen. 1486 ging er nach Fayal, einer der Azorischen Inseln, wo eine fläm. Colonie bestand, deren Statthalter, Jobst von Hurter, B.'s Schwiegervater wurde. Erst 1490 verließ er diesen seinen Wohnort, besuchte in Erbschaftsangelegenheiten Nürnberg noch einmal, wo er von 1491—93 verweilte und zum Andenken einen großen Globus verfertigte, der, mit einer Menge handschriftlicher Bemerkungen versehen, noch jetzt im Besitz der Familie sich befindet und ein werthvolles Denkmal der geogr. Kenntnisse jener Zeit sowie für die Geschichte der Entdeckungen von äußerst großem Werthe ist. Aus den letzten Lebensjahren B.'s weiß man nur, daß er auf einer Gesandtschaftsreise nach Flandern von engl. Seeräubern gefangen genommen und eine Zeit lang festgehalten wurde. Er starb zu Lissabon 29. Juli 1506. Die Verdienste B.'s um die Entdeckungen seiner Zeit und die Fortschritte der Nautik und Geographie bleiben immer noch sehr groß, auch wenn man nach den neuesten Untersuchungen zugibt, daß weder Columbus noch Magelhaens erst auf B.'s Mittheilungen ihre großen Entdeckungen gemacht. Vgl. A. von Humboldt's «Kritische Untersuchungen u. s. w.» (deutsch von Ideler, Bd. 1, Berl. 1836) und Ghillany, «Geschichte des Seefahrers Ritter Martin B.» (Nürnb. 1853).

Behaim (Michael), deutscher Meistersänger, seines Handwerks ein Weber, geb. 1421 zu

Sulzbach in der Herrschaft Weinsberg, daher auch Poeta Weinsbergensis genannt, versuchte die Dichtkunst aus den gewerbtreibenden Klassen des Volks nochmals an die Höfe zu tragen. Nach dem Tode Konrad's von Weinsberg, seines Herrn, ging er an die Höfe Albrecht's von Brandenburg, Christian's von Dänemark und Norwegen, später Albrecht's von Baiern. Hierauf lebte er eine Zeit lang zu Wien bei Albrecht von Oesterreich und bei Ladislaus von Ungarn, von wo er sich jedoch infolge entstandener Mishelligkeiten entfernen mußte, bis er endlich am Hofe Friedrich's von der Pfalz eine Stätte fand. Hier verband er sich mit dem Kaplan Matthias von Kemnat zur Abfassung einer «Chronik des Pfalzgrafen Friedrich I.», eines Panegyricus voll schamloser Schmeichelei, worin der siegreiche Friedrich an Tapferkeit über Alexander und Hannibal, an Pietät über Aeneas gesetzt wird. Die Chronik besteht aus zwei Theilen, einem prosaischen von Matthias, einem gereimten von B., die beide durch K. Hofmann in den «Quellen und Erörterungen zur bair. und deutschen Geschichte» (Bd. 2 u. 3, Münch. 1857) veröffentlicht wurden. B.'s zahlreiche Dichtungen beziehen sich meist auf geschichtliche Vorgänge seines Jahrhunderts und sind daher für die Geschichte und Kenntniß der Anschauungen ihrer Zeit von mannichfachem Interesse, obgleich die dem Verfasser eigene niedrige Gesinnung und feile Kriecherei bei der Benutzung die größte Vorsicht zur Pflicht macht. In Form und Sprache offenbaren sie die tiefe Gesunkenheit der deutschen Literatur im 15. Jahrh. Sein «Buch von den Wienern» hat Karajan (Wien 1843) herausgegeben. Derselbe veröffentlichte auch zugleich mit acht andern kleinern Dichtungen B.'s die Gedichte «Von der hohen Schule zu Wien» und «Von dem König Ladislaus, wie er mit den Türken streitet» in «Quellen und Forschungen zur Geschichte der vaterländischen Literatur und Kunst» (Bd. 1, Wien 1848). B. starb nach 1474.

Beham (Barthel), geb. zu Nürnberg 1496, Maler und Kupferstecher aus der Schule Dürer's, dessen Stil er in etwas wilder phantastischer Weise nachahmte. Von Albrecht IV. von Baiern zu seiner Vervollkommnung nach Italien geschickt, lebte er längere Zeit zu Bologna und Rom. Er wurde ein vortrefflicher Schüler Marc Anton's. Bei einem zweiten Besuche Italiens im Auftrage des Herzogs Ludwig starb er daselbst um 1540, noch im kräftigen Lebensalter. Bilder von ihm befinden sich in der Galerie zu Wien, im berliner Museum, in der Pinakothek zu München, in der Abel'schen Sammlung zu Stuttgart u. s. w. Als Kupferstecher ist B. bekannter und bedeutender denn als Maler. Seine Blätter, etwa 85 an der Zahl, sind in der Zeichnung correct und voll Anmuth. — B. (Hans Sebald), geb. zu Nürnberg 1500, gest. zu Frankfurt 1550, Neffe des vorigen und wie dieser einer der sog. Kleinen Meister, lernte von diesem die Anfangsgründe der Kunst und wurde dann ebenfalls ein Schüler Dürer's, unter dessen Anleitung er sich vorzüglich zum Kupferstecher ausbildete. Er ist geistreicher und lebendiger in seinen Schöpfungen als sein Oheim, ahmte aber seine Lehrer desto weniger in den Sitten nach. Von seinen Mitbürgern misachtet, zog er fort und wurde Bordellwirth zu Frankfurt, wo er im Main ertränkt wurde. Man hat von ihm eine bemalte Tischplatte vom J. 1534, mit vier Scenen aus der Geschichte David's, voll gesunden Humors ausgeführt (im Louvre zu Paris). Auch seine Miniaturen in einem Gebetbuch der Hofbibliothek zu Aschaffenburg sind geistvoll erfunden und trefflich gemacht. Unter seinen zahlreichen Kupferstichen und Holzschnitten zeichnen sich vier kleine Blätter, welche die Geschichte des verlorenen Sohns behandeln, durch außerordentliche Sauberkeit und Klarheit der Arbeit aus.

Beharrungsvermögen nennt man in der Mechanik die Eigenschaft jedes körperlichen Dinges, kraft welcher es nothwendig in dem Zustande beharren muß, in welchem es sich einmal befindet, solange nicht eine äußere Ursache diesen Zustand abändert. So kann ein in Ruhe befindlicher Körper nicht von selbst, sondern nur durch eine von außen wirkende Kraft in Bewegung gerathen, und ein in Bewegung begriffener kann nur durch entgegenwirkende Kräfte, als welche man auch alle Bewegungshindernisse (Reibung und Widerstand) aufzufassen hat, zur Ruhe gebracht werden. Ebenso kann eine vorhandene Bewegung nicht aus sich selbst beschleunigt oder verzögert oder, in Bezug auf ihre Richtung, abgeändert werden. Früher nannte man das B. auch «Trägheitsvermögen» (vis inertiae).

Behlen (Stephan), einer der verdientesten forstwissenschaftlichen Lehrer und Schriftsteller, geb. 5. Aug. 1784 zu Fritzlar, bildete sich auf dem Gymnasium zu Aschaffenburg und studirte später bei den nach Aschaffenburg übersiedelten Professoren der aufgehobenen Universität Mainz Jurisprudenz, Polizei- und Forstwissenschaft. Kaum 18 J., trat er in die Praxis bei der Justizstelle zu Aschaffenburg. Nachdem er 1803 als Landescommissar fungirt, wurde er 1804

zum kurfürstl. Forstcontroleur, 1808 zum Forstmeister für die gemeinschaftlichen Stiftungs- und Privatwaldungen im Amte Lohr befördert. Bei dem Uebergange Aschaffenburgs an Baiern blieb B. in seiner Stellung bis 1819, wo er bei der Theilung des Spessart in zwei Forstämter die Verwaltung des Forstamts Rothen erhielt. Mit der neuen Organisation der Forstlehranstalt zu Aschaffenburg wurde B. 1821 als Professor der Naturgeschichte dorthin berufen. Seit 1832 pensionirt, starb er 7. Febr. 1847 zu Aschaffenburg. B. war ein sehr fruchtbarer, wenn auch weniger schaffender als reproducirender Geist. Unter seinen vielen Schriften sind von bleibendem Werthe: «Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend» (3 Bde., Lpz. 1823—27); «Lehrbuch der Forst- und Jagdthiergeschichte» (Lpz. 1826); «Lehrbuch der Jagdwissenschaft» (2. Aufl., Frankf. 1839); das «Real- und Verballexikon der Forst- und Jagdkunde» (7 Bde., Frankf. 1840—45). Besonderes Verdienst erwarb er sich in Gemeinschaft mit Laurop durch die Herausgabe der «Systematischen Sammlung der Forst- und Jagdgesetze der deutschen Bundesstaaten» (5 Bde., Hadamar 1827—33), welche er allein in dem «Archiv der Forst- und Jagdgesetzgebung der deutschen Bundesstaaten» (29 Bde., Freiburg 1834—47) fortsetzte. Ebenso hat er durch Begründung der «Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung» (seit 1823) und durch Fortführung von Mayer's «Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen für Baiern» (seit 1823) viel zur Förderung der Forstwissenschaft beigetragen.

Behr (Joh. Heinr. Aug. von), sächs. Staatsminister, geb. 13. Nov. 1793 zu Freiberg, wo sein Vater ein Pfarramt verwaltete, besuchte das Gymnasium seines Geburtsorts und widmete sich hierauf seit Ostern 1811 auf der Universität zu Leipzig der Theologie, welche er jedoch 1813 mit dem Studium der Rechtswissenschaft vertauschte. Nachdem er dasselbe Ostern 1815 abgeschlossen, kam er im Mai 1816 als Actuar in das Kreisamt Schwarzenberg, und noch im Dec. desselben Jahres ward er als Justitiar der Gerichte zu Purschenstein, später auch der zu Olbernhau und Rothenthal angestellt. 1833 wurde er zum Hofrath ernannt und für die Amtmannsstelle nach Dresden berufen, die er mit Umsicht und Geschäftskenntniß verwaltete, bis er 1838 als Finanzrath in das Finanzministerium und 1. April auf Veranlassung Weinlig's als Geheimrath und Vorstand der ersten Abtheilung in das Ministerium des Innern trat. Bereits 1. Mai 1849 sollte B. als erster Minister an die Spitze der Regierung treten. Da aber die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln zur Verhinderung der damals drohenden öffentlichen Unruhen keine Genehmigung fanden, erhielt Zschinsky jene Stellung. Am 14. Mai jedoch übernahm B. das Finanzministerium. Als Grundsatz seiner Finanzverwaltung hielt er fest, daß die Erhöhung alter Steuern vortheilhafter als die Einführung neuer sei. In der wichtigen Frage über die deutsche Zolleinigung nahm er einen vermittelnden Standpunkt ein. Als eine seiner ersten Aufgaben betrachtete er auch die Befestigung des Landescredits, wozu er unter anderm durch Umwandlung der bei seinem Antritt vorhandenen schwebenden Schuld von 10 Mill. kündbarer Handdarlehen in eine fundirte unkündbare Anleihe, durch Begründung eines Baarfonds von 3 Mill. gegenüber der unfundirten Kassenbilletschuld von 7 Mill., sowie durch Vervollständigung der Bestimmungen der Verfassungsurkunde über das Finanzwesen wesentlich beigetragen hat. Nachdem er wiederholt bald für längere, bald für kürzere Zeit in Stellvertretung Zschinsky's auch das Justizministerium verwaltet, wurde ihm dasselbe nach des letztern Tode seit 1. Jan. 1859, unter Erhebung in den Adelstand, definitiv übertragen. Als Justizminister hat er sich die Durchführung der schon unter seinem Amtsvorgänger eingeleiteten Reform des bürgerlichen Rechts und Processes sowie der Gerichtsordnung zur Aufgabe gestellt. 1862 wurde B. vom Könige zum Probst des Meißner Domcapitels ernannt.

Behr (Wilh. Jos.), ausgezeichneter deutscher Publicist, insbesondere auch durch seine Schicksale bekannt, wurde 26. Aug. 1775 zu Sultzheim geboren. Er studirte in Würzburg und Göttingen die Rechte, hierauf die Praxis der beiden Reichstribunale in Wien und Wetzlar, und war von 1799—1821 Professor des Staatsrechts an der Universität zu Würzburg. Theils durch mündlichen Vortrag, theils durch gediegene Schriften wirkte der in weitem Kreise hochgeachtete Mann für die Verbreitung geläuterter constitutioneller Ansichten in Deutschland. 1819 wurde er zum Abgeordneten der Universität zur bair. Ständeversammlung gewählt, wo er zur Opposition gehörte. Später wählte ihn die Stadt Würzburg zum Bürgermeister, in welchem Amte er sich sehr thätig erwies. Für den Landtag von 1831 abermals zum Abgeordneten gewählt, ward ihm die königl. Genehmigung versagt. Als hierüber die Opposition in Rede und Schrift ihren Unwillen äußerte und B. selbst bei Gelegenheit des bair. Constitutionsfestes zu Gaibach 27. Mai 1832 einige der Regierung misfällige Reden hielt, leitete man eine Untersuchung gegen ihn ein, was seine Entlassung aus dem Bürgermeisteramte zur Folge hatte. B.

wurde 24. Jan. 1833 zu Würzburg verhaftet und nach mehrjähriger Untersuchungshaft wegen Theilnahme an demagogischen Umtrieben und Majestätsbeleidigung 1836 zur Abbitte vor dem Bildniß des Königs wie zu unbestimmter Festungsstrafe verurtheilt und nach der Feste Oberhaus bei Passau gebracht. Im Herbst 1839 gestattete man ihm jedoch, in Passau eine Privatwohnung zu beziehen. Im Febr. 1842 erhielt er die Erlaubniß, in Regensburg, unter besonderer polizeilicher Aufsicht, seinen Wohnsitz zu nehmen, bis endlich die Amnestie vom 6. März 1848 dem Greis die Freiheit vollständig wiedergab. Zugleich erhielt er eine Entschädigungssumme von 10000 Fl. bewilligt und ausgezahlt. 1848 wurde er von dem Wahlkreise Kronach in die Deutsche Nationalversammlung erwählt. Seit seiner Freilassung lebte B. in Bamberg, wo er 1. Aug. 1851 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften, die auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch von Interesse, sind hervorzuheben: «Versuch über die Lehnherrlichkeit und Lehnhoheit» (Würzb. 1799); «System der Staatslehre» (3 Bde, Frankf. 1810); «Verfassung und Verwaltung des Staats» (2 Bde., Nürnb. 1811—12); «Darstellung der Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation» (Aschaffenb. 1816); «Lehre von der Wirthschaft des Staats» (Lpz. 1822); «Von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des Deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten» (2. Aufl., Stuttg. 1820); «Anforderungen an Baierns Landtag im J. 1827 und unparteiische wissenschaftliche Beurtheilung seiner Verhandlungen» (3 Bde., Würzb. 1827—28), und «Bedürfnisse und Wünsche der Baiern» (Stuttg. 1830).

Behrend (Heinr. Theodor), bekannt durch sein Wirken im preuß. Abgeordnetenhause, geb. 26. April 1817 zu Danzig, erhielt seine Bildung auf einem Collége zu Paris, dann zu Schulpforta, und besuchte hierauf die Universität zu Berlin. Nach einem Jahre verließ er jedoch die akademische Laufbahn, wurde Kaufmann und hielt sich drei Jahre in Geschäften zu Rio-de-Janeiro auf. Nach seiner Rückkehr trat er als Associé in das Geschäft seines Vaters zu Danzig ein. 1856 wählte ihn seine Vaterstadt in das Abgeordnetenhaus, dem er seitdem während sieben Sessionen angehörte. Anfangs hielt B. zu der damals kleinen liberalen Fraction. Als sich ihm jedoch diese mit Eintritt der Regentschaft in Bezug auf die Deutsche Frage nicht entschieden genug zeigte, verließ er dieselbe und wurde Gründer einer entschiedenen Linken, die, weil die Mehrzahl ihrer Mitglieder Altpreußen angehörten, bald unter dem Namen Jung-Litauen bekannt wurde. Unter dem Ministerium Auerswald brachte B. einen Gesetzentwurf über Ministerverantwortlichkeit ein, der jedoch abgelehnt wurde. In der Kurhessischen Frage war er als Referent thätig. Auch betheiligte er sich bei Constituirung der Deutschen Fortschrittspartei, die auf seinen Vorschlag ihren Namen erhielt. 1862 zum Vicepräsidenten des Hauses erwählt, fand er häufig Gelegenheit zur Stellvertretung des Präsidenten Grabow. Unter anderm kam durch sein Auftreten gegen den Minister von Bismarck zuerst die Frage zur Debatte, ob der Präsident des Hauses das Recht habe, Minister zu unterbrechen. An allen Verhandlungen über volkswirthschaftliche und mercantilische Fragen nahm er thätigen Antheil. Im Spätjahr 1863 legte B. sein Mandat nieder, weil misliche Geschäftsverhältnisse seine Anwesenheit in Danzig nothwendig machten.

Bei, s. Beg.

Beichte (althochdeutsch pigiht, Bekenntniß, lat. confessio) heißt überhaupt das reumüthige Sündenbekenntniß des Christen, welches vor dem Geistlichen (nach evang. Lehre in Ausnahmsfällen auch vor Laien) abgelegt wird, um den Trost der Sündenvergebung (s. Absolution) zu empfangen. Die Entstehung der B. knüpft sich an das öffentliche Bekenntniß (confessio, griech. exomologesis) der Sünde, welches seit dem 3. Jahrh. die wegen gröbern Vergehen aus der Kirche Ausgestoßenen vor ihrer Wiederaufnahme abzulegen hatten. Die B. wurde so erster Act der Buße (s. d.). Neben dem öffentlichen Sündenbekenntniß kam frühzeitig für leichtere Vergehen das Bekenntniß der Sünden vor dem Priester allein oder die Privatbeichte auf. Im Oriente wurden hierzu besondere Bußpriester angestellt, die aber infolge eines ärgerlichen Vorfalls von dem Patriarchen Nektarios von Konstantinopel (390) wieder beseitigt wurden. Die Einrichtung der Privatbeichte selbst ward von dieser Aenderung nicht berührt und trug bei dem Verfalle der Kirchenzucht allmählich den Sieg über das öffentliche Sündenbekenntniß davon. Papst Leo d. Gr. verwarf letztere geradezu als unapostolisch und empfahl die geheime B. in des verschwiegenen Priesters Ohr als das sicherste Mittel, viele zur Buße zu bringen, welche durch Scham oder Furcht von der öffentlichen B. sich abhalten ließen (459). Eine allgemeine Verpflichtung zur B. war damit nicht ausgesprochen, doch wurde es

57*

seit dem 5. Jahrh. gewöhnlich, zum Genusse des heiligen Abendmahls durch B. und Absolution sich vorzubereiten. Ebenso wenig galt die B. vor dem Priester als Bedingung der göttlichen Vergebung, sondern nur als heilsames Mittel, die Reuigen zur rechten Buße und zur Gewißheit der göttlichen Sündenvergebung zu führen. Die verschiedenen Ansichten von der priesterlichen Absolution im frühern Mittelalter wirkten natürlich auch auf die Auffassung der B. zurück. Seit dem 9. Jahrh. ward die B. vor dem Priester auch für läßliche Sünden Regel, und im Zusammenhange mit der neuaufgekommenen Vorstellung, daß der Geistliche an Gottesstatt dem Bußfertigen seine Sünden vergebe, gestaltete sich die B. immer mehr zu einem sakramentalen Act (confessio sacramentalis). Innocenz III. erhob auf dem vierten Lateranconcil die Sitte der Ohrenbeichte (confessio auricularis) zum Kirchengesetz. Im 21. Kanon wird hier bestimmt, daß jeder Christ, der die reifen Jahre (annos discretionis) erreicht hat, wenigstens einmal im Jahre, gewöhnlich zu Ostern, der Geistliche öfter, die Nonne nach späterer Bestimmung monatlich, vor dem Priester ein möglichst vollständiges Bekenntniß seiner Sünden ablegen solle. Die Lehre der röm.-kath. Kirche von der B. ward namentlich durch die Scholastiker Thomas von Aquino und Albert d. Gr. ausgebildet und durch das Concil von Trient (in der 14. Session) in der Hauptsache zum Abschluß gebracht. Hiernach bildet die B. vor dem Priester den zweiten Theil des Bußsakraments. Der Priester verwandelt kraft kirchlicher Machtvollkommenheit die in der Aufzählung der Sünden beurkundete ungenügende Reue in eine genügende, legt dem Beichtenden eine angemessene Buße auf und absolvirt ihn darauf an Gottesstatt (actus judicialis). Diejenigen, welche leugnen, daß die sakramentliche Ohrenbeichte von Gott eingesetzt oder zum Heile nothwendig sei, werden von dem Concile mit dem Anathem belegt. Unbedingt zum Heile nothwendig ist indessen nur die Aufzählung aller schwerern oder Todsünden (peccata mortalia) in Gedanken, Worten und Thaten; die B. der läßlichen Sünden (peccata venialia) wird strenggenommen nur als heilsam empfohlen, doch macht die Praxis gewöhnlich hier keinen Unterschied, und auch von den läßlichen Sünden gilt der Satz, daß sie sakramentlich nur dem Priester gebeichtet werden können. Ein allgemeines Sündenbekenntniß genügt nur auf dem Sterbebett. Die B. hat vor dem zugehörigen Priester und, mit Ausnahme des zuletzterwähnten Falles, im Beichtstuhle zu erfolgen. Nur durch einen besondern Beichtbrief (litterae dimissionales), ausgestellt von einem Bischof, wird ausnahmsweise die Erlaubniß ertheilt, außerhalb der Parochie seiner Beichtjurisdiction von einem frei gewählten Geistlichen sich absolviren zu lassen. Die B. ist Generalbeichte, wenn sie (wie beim Eintritt ins Kloster) das ganze Leben umfaßt, und wird nichtig, sobald Eine schwerere Sünde wissentlich verschwiegen wird. In der Regel soll sie persönlich und mündlich, nur in unvermeidlichen Ausnahmefällen durch einen Bevollmächtigten und schriftlich geschehen. Schon seit dem 4. Jahrh. wurde die Zeit der 40tägigen Fasten (quadragesima) als die für die B. geeignetste erachtet.

Die griech.-kath. Kirche (auch die Kirche der Maroniten und Armenier, im Gegensatze zu den monophysitischen Jakobiten in Syrien) hält, mit Ausnahme des Falles von Mord, Ehebruch und Diebstahl, die specielle, vor dem Altare abzulegende B. zwar für heilsam, aber nicht für nothwendig, und läßt sogar (was allerdings die russ.-griech. Kirche nicht thut) die Vornahme der B. vor der Communion frei. Die nestorianischen Christen haben die B. gänzlich fallen lassen. Die evang. Kirche hat die Ohrenbeichte, die Aufzählung aller einzelnen Sünden und den Beichtzwang als eine Beschwerung der Gewissen verworfen, dagegen wird die «heimliche Beichte» oder die Gewohnheit, das Sakrament nur denen zu reichen, welche zuvor von dem Geistlichen einzeln verhört und absolvirt sind, von den luth. Bekenntnißschriften aufrecht erhalten und empfohlen (Augsburgische Confession Art. 11 u. öfter). Luther wollte auch hieraus kein Gesetz gemacht wissen und ging daher gelegentlich ohne B. zum heiligen Abendmahl, empfahl sie aber als «gerathen und gut», und Melanchthon nannte es in der «Apologie» gottlos, die Privatbeichte aufzuheben. Trotzdem hat sich in der luth. Kirche allmählich eine allgemeine B., d. i. ein vom Geistlichen im Namen und unter Anerkennung der Gemeinde ausgesprochenes Sündenbekenntniß oder eine bloße Vorbereitungsandacht auf das Abendmahl an die Stelle der Privatbeichte gesetzt. Die kursächs. Agende von 1580 ließ den Communicanten freie Wahl zwischen der Privatbeichte und der allgemeinen B. In Kurbrandenburg geschah Aehnliches infolge des Auftretens des berliner Predigers Rhade, eines Anhängers von Spener, welcher den Beichtstuhl einen Satansstuhl und Feuerpfuhl schalt, weil die Privatabsolution solcher, von deren aufrichtiger Reue der Geistliche sich nicht vollkommen überzeugt habe, die Unbußfertigen nur in ihren Sünden bestärken könne (1696). Nachdem auch Schweden,

Dänemark, Strasburg und Hessen die allgemeine B. eingeführt hatten, wurde die letztere seit der Mitte des 18. Jahrh. in der luth. Kirche fast allgemein. Die reform. Kirche ist von jeher der allgemeinen B. geneigter gewesen und hat daher, wie auch die unirte Kirche, meist nur Vorbereitungsandachten zum Abendmahle an der Stelle der B. Die engl. Episkopalkirche hat auch letztere nicht, sondern verbindet die allgemeine B. und Absolution in ihrem «Book of common prayer» mit jedem Morgen- und Abendgottesdienste, während die schott. Presbyterialkirche und die Quäker sie völlig verwerfen. Die ernstere und tiefere Auffassung der B. haben dagegen nicht blos die Herrnhuter festgehalten, in dem sog. «Sprechen» zwischen den Chorhelfern und dem Communicanten über des letztern Seelenzustand, acht Tage vor der Communion, sondern selbst die Socinianer, welche am Tage vor der Communion bei verschlossenen Thüren den Sündenzustand der zur Feier sich Vorbereitenden prüfen und, wo Streit ist, möglichst Versöhnung erzielen. Neuerdings ist in der luth. Kirche die Frage nach der Privatbeichte wieder sehr lebhaft verhandelt worden. Das Neulutherthum, das dem Geistlichen die Macht zuschreibt, an Gottesstatt Sünden zu vergeben und zu behalten, fordert folgerichtig auch das Beichtverhör und die Privatabsolution als ein Recht des geistlichen Amtes zurück, was in der Praxis auf eine Wiederherstellung der röm. Ohrenbeichte hinausläuft. Vgl. Ackermann, «Die B., besonders die Privatbeichte» (Hamb. 1852); Kliefoth, «Die B. und Absolution» (Schwerin 1856). Da aber nach evang. Grundsätzen ein geistliches Richteramt über die Seelen entschieden verwerflich, die pastorale Absolution aber kein Act der Jurisdiction, sondern nur ein eigenthümliches Stück in der Verkündigung des Evangeliums ist, so müssen die Versuche einer Wiedereinführung des Beichtzwanges zurückgewiesen werden. Wol aber wird die Privatbeichte immer noch statthaft bleiben, wenn sie freiwillig gesucht wird und der Pfarrer bekümmerten Herzen als ein erfahrener Seelsorger mit christl. Rathe und Zuspruch zur Seite steht. Ueber den Unterschied des kath. und evang. Begriffs der B. vgl. Klee (kath.), «Die B., eine histor.-kritische Untersuchung» (Frankf. 1828) und Stäudlin (prot.), «Die B.» (Lpz. 1839).

Beichtgeld, auch Beichtpfennig, Opferpfennig, Beichtgroschen, Ostergroschen genannt, heißt das Geschenk, das der Beichtende seinem Beichtvater bei der Beichte ursprünglich freiwillig spendet. Nachdem es in der kath. Kirche bis um 1031 eine freie Gabe geblieben und später ganz abgeschafft worden war, hat es die luth. Kirche theils erneuert, theils festgehalten, wiewol nicht überall, wie z. B. in Würtemberg. In der griech. und in der reform. Kirche, wo es Calvin bereits abschaffte, kommt es ebenfalls nicht vor. Man hat seine Entstehung bald von den Abgaben der ersten Kirche, bald von der kath. Ohrenbeichte (bei welcher jedoch kein B. gegeben wird) ableiten wollen, aber ohne Grund. Es ist vielmehr als freiwillige Gabe und aus einem natürlichen Gefühl der Dankbarkeit für die Bemühungen der Geistlichen aufgekommen, wozu vielleicht die bezahlten Messen in der kath. Kirche und die Gewohnheit, am Pfingstfeste ein Opfergeld auf den Altar zu legen, beigetragen haben mögen. Als freiwillige Gabe, welche der Geistliche zu fordern nicht berechtigt, wurde es auch angesehen, und nur erst später betrachtete man es als einen gesetzlichen Theil des Einkommens der Geistlichen. Das B. war das Mittel, wodurch, besonders in den Städten, die ursprünglich geringe Dotation der geistlichen Stellen mit dem sinkenden Geldwerthe ausgeglichen wurde. Wegen dieser zu geringen Dotirung der meisten Pfarreien in der neuentstandenen luth. Kirche hat jedenfalls Luther auf die Abschaffung des B. nicht gedrungen. Eine allgemeine Abschaffung des B., wiewol wünschenswerth, war daher auch in Ermangelung anderer Fonds bisher nicht möglich, obwol z. B. in Preußen schon 1817 seine Beseitigung in Aussicht gestellt worden ist.

Beichtsiegel (sigillum confessionis) nennt man in der röm.-kath. Kirche die strenge Verbindlichkeit des Beichtvaters, über das Gebeichtete die tiefste Verschwiegenheit gegen jedermann, selbst gegen die Obrigkeit, zu beobachten, was eine nothwendige Folge der Ohrenbeichte war. Dieser Gebrauch findet sich in seinen Anfängen schon im 4. und 5. Jahrh., und wurde von Innocenz III. im 12. Jahrh. sanctionirt. Auf dem Bruch des B. steht bei den Katholiken die härteste, selbst die Lebensstrafe, bei den Protestanten aber nur Degradation, Dienstentsetzung oder, nach Befinden, Gefängniß und Geldstrafe. Das kanonische Recht der röm. Kirche erstreckt die Verbindlichkeit des B. selbst auf das Geständniß noch zu begehender Verbrechen, doch machen neuere Gesetzgebungen in diesem Falle dem Geistlichen die Anzeige zur Pflicht (z. B. das Preußische Landrecht und das weimar. Gesetz vom 7. Oct. 1823). Gültige Criminalzeugnisse sind, außer bei zukünftigen Vergehen, die Mittheilungen des Beichtvaters nicht.

Beichtstuhl (confessionale, sedes confessionalis) heißt in der kath. Kirche der in der Regel vorn halbverschlossene, durch eine mit einem Gitter versehene Scheidewand getrennte Doppelsitz

(für den Beichtvater und für den Beichtenden), wo die Privatbeichte vollzogen wird. Am Ende des 16. Jahrh. finden wir diese Beichtstühle zuerst in Italien, wo 1579 das Concil zu Cosenza und 1591 das zu Amalfi Bestimmungen über dieselben erließ. Mit dem Anfange des 17. Jahrh. fanden sie auch in Deutschland Eingang. Die in der evang. Kirche üblichen Beichtstühle sind meist einfache Sitze hinter dem Altare oder in der Sakristei. Einer künstlichern Vorrichtung bedarf es nicht, da die evang. Kirche keine Ohrenbeichte kennt.

Beichtvater (confessionarius) heißt der beichtehörende und absolvirende Geistliche, weil sein Verhältniß zum Beichtenden als das eines geistlichen Vaters zum Kinde (Beichtkind) aufgefaßt ist. In der kath. Kirche wird das eigentlich nur den Bischöfen zustehende Recht, Beichte zu hören, den Geistlichen durch eine besondere Uebertragung zutheil. Die Pfarrgeistlichen erhalten das Absolutionsrecht (die potestas jurisdictionis) nur für ihre Parochie, doch wurden früher sehr häufig an Klostergeistliche besondere Privilegien ertheilt, und neuerdings ist die alte Sitte, daß jeder bei seinem Ortspfarrer beichten müsse, durch die hier und da an Geistliche sehr zahlreich ertheilten Approbationen für bestimmte Sprengel, namentlich in großen Städten, sehr gelockert worden. An Kathedralkirchen ist ein eigener Pönitentiarius angestellt. In der evang. Kirche besteht ebenfalls der Parochialzwang fast überall, doch steht, wo mehrere Geistliche an derselben Kirche angestellt sind, den Beichtenden die Wahl unter denselben frei.

Beifuß, s. Artemisia.

Beil, s. Hinrichtung.

Beil (Joh. Dav.), deutscher Schauspieler und Schauspieldichter, geb. 1754 zu Chemnitz, war von der Natur an Körper und Geist sehr vortheilhaft ausgestattet und versuchte sich schon früh in poetischen Kleinigkeiten. Die Erfüllung seines Wunsches, in Leipzig die Rechte zu studiren, hatte er einem Offizier zu danken, der sich für ihn interessirte. Die Vorliebe für Platner's Vorlesungen entzog ihn indeß in Leipzig sehr bald dem Rechtsstudium, und die Launen des Spiels, dem er übermäßig ergeben war, führten ihn dem Theater zu. Zunächst bei einer Gesellschaft in Naumburg engagirt, die sich dann nach Erfurt wendete, kam er auf Empfehlung Karl's von Dalberg 1777 an das goth. Hoftheater, und als dieses der Herzog 1779 aufgab, wurde er für das neue Theater zu Manheim engagirt. Später ergab er sich der Spielsucht, und als ihm gelungen, dieser Leidenschaft wieder Meister zu werden, verfiel er in Hypochondrie. Er starb 15. Aug. 1794. Unter seinen Schau- und Lustspielen sind insbesondere «Die Spieler» (1785) und «Die Schauspielerschule» (1785) bekannt; sechs andere Stücke erschienen nach seinem Tode als «Sämmtliche Schauspiele» (2 Bde., Zür. 1794).

Beilager (consensio thalami) heißt die mit verschiedenen Feierlichkeiten verbundene Vollziehung der Ehe durch Besteigung des gemeinschaftlichen Lagers. Nach den deutschen Rechten traten nämlich nicht mit der kirchlichen Eheschließung, sondern erst mit jener Consummation die vollen rechtlichen Wirkungen der Verheirathung ein. Fürstl. Personen ließen auch durch besondere Abgesandte an ihrer Statt nicht nur die Trauung, sondern auch die Ceremonie des B. abhalten. Dies geschah in der Art, daß sich der Gesandte in Gegenwart der höchsten Herrschaften neben der Anvermählten einige Minuten lang, leicht gerüstet, auf ein prächtiges Ruhebett niederließ, worauf die Ehe als vollzogen angesehen ward.

Beilbrief oder Bielbrief (Bylbrief) heißt das nach Vernehmung mit den Gewerken ausgestellte obrigkeitliche Zeugniß über den gesetzmäßig ausgeführten Bau eines Schiffs. Kein Schiff darf ohne ein solches Zeugniß, welches das Alter, die Größe, die Beschaffenheit, die Tragbarkeit u. s. w. angibt, zum Waaren- oder Personentransport gebraucht werden, weil diese Umstände für die Sicherheit und somit auch für die Versicherer von hoher Wichtigkeit sind. Bei wesentlichen Reparaturen wird häufig ein neuer B. ertheilt, welcher auch Reconstructionsbrief heißt.

Beilegen heißt in der Schiffersprache die Segel so stellen, daß die Wirkung des Windes auf sie paralysirt wird. Der Wind fällt dabei auf die vordern Segel von vorn, auf die hintern aber von hinten, oder umgekehrt, wodurch das Schiff zum Stillstehen oder wenigstens zum langsamen Treiben seitwärts gebracht wird. Dies Manöver wird ausgeführt, wenn das Schiff irgend Veranlassung zum Warten hat und man doch nicht ankern kann oder will. Beim B. nimmt man gewöhnlich alle Segel bis auf die Marssegel fort, weil man mit diesen, den Hauptsegeln des Schiffs, am geschwindesten und bequemsten manövriren und das Fahrzeug auf seinen richtigen Curs bringen kann. Bei Stürmen bedeutet B. oder, wie häufiger gesagt wird, Beidrehen, daß man wegen schwerer See nicht mehr segeln kann und das Schiff mit dem Kopfe an den Wind legt. In dieser Lage wird es durch kleine Sturmsegel und die Stellung des Steuerruders erhalten. Man sagt dann «das Schiff liegt bei». Es segelt so nicht mehr vor-

wärts, sondern treibt quer ab, glättet mit seinem Körper an der Windseite die Wasserfläche und verhindert dadurch, daß die heranrollenden Sturzseen sich an dem Schiffe selbst brechen und ihm schaden. Beim Beidrehen im Sturme muß man große Vorsicht anwenden. Es ist nämlich eine, wenn auch bisher unerklärte, so doch bei allen Stürmen regelmäßig eintretende Thatsache, daß stets drei schwere Sturzseen aufeinanderfolgen und dann eine Pause von verhältnißmäßig glattem Wasser eintritt, ehe die nächsten drei Seen anrollen. Will man nun das Schiff von seinem Curse, mit dem es nur hinter sich das Wasser glättet, an den Wind bringen, so muß man den Beginn der Pause abwarten und dann so schnell als möglich das Manöver ausführen, um vor den nächsten drei Sturzseen geschützt zu sein.

Bein bezeichnet bald jeden Knochen (wie in Gebein, Beinhaus, Elfenbein), bald und insbesondere die zum Gehen und Laufen dienenden Gliedmaßen, also bei den Thieren alle vier, beim Menschen nur die Unterextremitäten, im Gegensatz zu den obern, den Armen. Das Bein besteht aus dem Oberschenkel, Unterschenkel und Fuß. Ersterer hat einen einzigen Knochen, den Oberschenkelknochen, dessen Kopf im Pfannengelenk des Beckens befestigt ist, und dessen unteres Ende das Kniegelenk mit dem Unterschenkel bildet. Letzterer besteht aus zwei Knochen, dem Schien- und dem Wadenbein, von denen jedes nach unten in einen der Knöchel ausläuft. Diese umfassen das Gelenk der Fußwurzel, die aus sieben kleinern Knochen besteht und nach vorn die fünf Knochen des Mittelfußes trägt, auf welchen sodann die einzelnen Zehen sitzen.

Beinbruch, s. Knochenbrüche.

Beinheil, Volksname des Narthecium ossifragum Huds. (Anthericum ossifragum L.), einer zur 6. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Colchicaceen gehörigen, perennirenden Pflanze mit ästigem, weit umherkriechendem Wurzelstock, aufsteigendem, bis 1 F. hohen Stengel, lineal-schwertförmigen Blättern und grüngelben Blüten in lockerer Traube, welche auf Torfwiesen und in schwammigen Moospolstern von Sümpfen in Norddeutschland, stellenweise häufig, wächst, sonst selten vorkommt. Von dieser Pflanze wurde behauptet, daß ihr Genuß Knochenerweichung und infolge dessen Knochenbrüche beim Vieh verursache. Ebendeshalb galt der Wurzelstock als Heilmittel gegen Knochenkrankheiten.

Beinschwarz ist der gewöhnliche Name für die Knochenkohle, d. h. diejenige kohlige Substanz, welche zurückbleibt, wenn Knochen in verschlossenen Gefäßen (eisernen Töpfen oder Cylindern) anhaltend zum Glühen erhitzt werden. Da die Knochen wesentlich aus einem mit Knorpelsubstanz durchdrungenen erdigen, hauptsächlich aus phosphorsaurem Kalk bestehenden Skelete gebildet sind, die Umwandlung in Kohle aber nur den Knorpel betrifft, so ist die Knochenkohle eine sehr unreine Kohle. Sie findet gleichwol zwei sehr wichtige Anwendungen, nämlich als schwarze Farbe (in Oel) und als Mittel zur Reinigung des Zuckersaftes in der Rübenzuckerfabrikation sowie der Zuckerauflösung beim Raffiniren des Colonial-(Rohr-)Zuckers. Zur Benutzung als Farbe, namentlich in der Oelmalerei, wo eine feinere Qualität als bei gewöhnlichen Anstrichen erfordert wird, kann man das B. durch Behandlung mit verdünnter Salzsäure (welche den phosphorsauren Kalk auflöst) sehr verbessern. Meist zieht man aber für diesen Fall die aus Elfenbein bereitete Kohle (Elfenbeinschwarz, gebranntes Elfenbein) ihrer schönen tiefen Schwärze wegen vor. Die Verwendung des B. in der Zuckerfabrikation beruht auf der allgemeinen Eigenschaft aller Kohlenarten, den Flüssigkeiten, welche man mit der gröblich gepulverten Kohle digerirt oder durch dieselbe filtrirt, die aufgelösten färbenden oder riechenden Stoffe, Salze u. s. w. zu entziehen, in welcher Hinsicht die Kohle von thierischen Substanzen und namentlich Knochenkohle sich besonders wirksam zeigt. Das zur Zuckerreinigung gebrauchte und daher mit Unreinigkeiten beladene B. wird durch chem. Behandlungen und schwaches Glühen zu demselben Zwecke aufs neue brauchbar gemacht, was man die Wiederbelebung nennt. Schließlich dient das nicht weiter benutzbare B. als gutes Düngemittel.

Beinwell, s. Symphytum.

Beira, eine Provinz Portugals, die vom linken Dourouser bis zum Tejo und zur Provinz Estremadura reicht und (1863) auf 408,27 Q.-M. 1,210056 E. zählt. Das Land zerfällt administrativ in die fünf Districte Aveiro, Coimbra, Vizeu, Guarda und Castello-Branco, wird aber von den Bewohnern selbst naturgemäß in drei Bezirke getheilt: Beira-mar, der flache Küstenstrich; Beira-alta oder Ober-B., der gebirgige nordwestl. Theil; Beira-Baixa oder Unter-B., der ebene Osten. Von der span. Grenze an bis etwa zum Meridian von Leiria vereinigen sich die vorher in isolirte Gebirgsketten zerspaltenen Glieder des centralen Gebirgssystems der iberischen Halbinsel wieder zu einer zusammenhängenden Kette, welche sich aber bald sehr ausbreitet, Plateaux bildet und so die gewaltige Bergterrasse von B. zusammen-

setzt. Dieselbe hat eine mittlere Höhe von 2000 F. und fällt gegen N. terrassenförmig zum Douro ab. Der südwestl. Rand und Abhang des Plateau, der sich in die Ebene von Beira-Baixa und zur Thalfläche des Tejo hinabsenkt, wird durch die Fortsetzung der Hauptkette des centralen Gebirgssystems gebildet, welches hier als ein mächtiger, von NO. gegen SW. an Höhe und Breite abnehmender Bergwall erscheint. Es ist dies die berühmte Serra d'Estrella (Mons Herminius der Alten), welche vier Alpenseen umschließt und in ihrem culminirenden Gipfel Malhão de Serra 7200 F. erreicht. Ein zweiter, schmalerer Bergwall, dessen bedeutendste Glieder, Serra de Bussaco und Serra de Botão, noch nicht 2000 F. hoch sind, erhebt sich auf dem westl. Abhang des Plateau, und ein dritter mit dem Douro parallelstreichender Gebirgszug bildet den terrassirten Bergabhang, welcher sich bis an das Ufer des Douro erstreckt und in seiner östl. Hälfte ein reizendes, mit Weinreben, Obsthainen, Gütern und Laubgehölzen bedecktes Hügelland, die südl. Hälfte des Districts Alto-Douro (s. d.) bildet. Der westlichste Theil des centralen Systems, der sich nirgends mehr über 2500 F. erhebt und vorwiegend Plateaucharakter hat, streicht in die Provinz Estremadura hinüber, wo er mit der Serra de Cintra und dem Cabo da Rocca, der westlichsten Spitze des Festlandes von Europa, endet. B. wird in südwestl. Richtung vom Mondego und Zezere, in westlicher vom Vouga, in nördlicher vom Coa und andern Zuflüssen des Douro durchschnitten. Mit Ausnahme der fruchtbaren und meist starkbevölkerten Thäler dieser Flüsse sowie der Ebenen um Vizeu, Guarda und Castello-Branco ist der Boden der Provinz meist dürr, sandig und felsig, mit Heiden und Triften bedeckt und daher wenig ergiebig. Die Gebirge, mit Ausnahme der Serra de Bussaco, sind meist kahl, aber reich an Erzgängen, deren Ausbeute man bisher vernachlässigt hat. Dagegen wird in den ungeheuern Strandsümpfen um Aveiro sowie an der Mündung des Mondego sehr viel Seesalz gewonnen. Auch gibt es viele Mineralquellen, von denen manche zu Bädern (Banhos) benutzt werden. Die hauptsächlichsten Producte des Ackerbaues sind Mais, Weizen und andere Getreidearten, Gemüse und Gartenfrüchte aller Art, Wein, Oel, Obst und Kastanien. Nächst dem Ackerbau bilden der an der Küste eifrig betriebene Fischfang und die Viehzucht die Haupterwerbszweige der sehr ungleich vertheilten Bevölkerung. Die früher berühmte Schafzucht ist stark gesunken. Doch züchtet Ober-B. immer noch die meisten und durch ihre Wolle ausgezeichneten Schafe (Beiraschafe) in Portugal. Auch Rinder, Ziegen und Schweine werden stark gezüchtet, letztere namentlich um Lamego, aus welcher Gegend die besten Schinken Portugals (Lissaboner Schinken) kommen. Industrie und Handel sind von keinem Belang, können sich jedoch nach Vollendung der die Provinz durchschneidenden Nordbahn heben. Bisher hat sich der Handel auf Oel, Mais, Orangen, Bohnen, Schinken, Schafkäse, Wolle, Honig, Wachs, Salz, Mühlsteine und einige Töpferwaaren beschränkt. Die Bewohner von Beira-mar gelten für träge und demoralisirt, diejenigen von Ober- und Nieder-B. dagegen für fleißig, redlich und heiter. Die wichtigste Stadt ist Coimbra (s. d.).

Beiràm oder Bairam ist der pers. Name zweier großer Feste des Islam. Das Große B., gleich nach Beendigung des Ramasanfastens, am 1. des Monats Schewwâl, dauert gewöhnlich drei, das Kleine B., 60 Tage später, am 10. des Monats Silhiddsche, vier Tage. Das letztere heißt auch Kurbân B., d. h. das B. des Opfers, als das Opferfest der Wallfahrt nach Mekka. Man schlachtet bei dieser Gelegenheit Schafe und Ziegen, welche unter die Armen vertheilt werden. Infolge der Rechnung nach Mondjahren sind die Beiramfeste bewegliche Feste, die im Verlauf von 32 Jahren in alle Jahreszeiten fallen können. Die Mohammedaner haben nur diese beiden Feste.

Beireis (Gottfr. Christoph), ein gelehrter Sonderling, geb. 28. Febr. 1730 zu Mühlhausen, studirte seit 1750 in Jena die Rechte, zugleich aber auch Mathematik, Physik, Chemie und Medicin. Nach beendigten Studien ging er auf Reisen, theils um seine Kenntnisse zu erweitern, theils aber auch, um seine in der Chemie gemachten Entdeckungen ins Geld zu setzen. Diese Reisen gingen indessen nicht durch Indien, wie er vorgab, sondern wahrscheinlich durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und Deutschland. 1756 kehrte er zurück und brachte bedeutende Geldsummen mit. Jetzt wandte er sich nach Helmstedt, studirte unter Heister Chirurgie, dessen Praxis nach des Meisters Tode meist auf den Schüler überging. Er wurde 1759 ord. Professor der Physik an der Universität zu Helmstedt, 1762 der Medicin, 1768 der Chirurgie. Auch ernannte ihn 1802 der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu seinem Leibarzt. B. starb 18. Sept. 1809. Er war ein sehr frommer Mann, hatte viel Verstand und einen großen Reichthum an Kenntnissen; auch bewies er sich als sorgfältiger Arzt und trefflicher Lehrer. Doch besaß ihn Eitelkeit und Charlatanerie, die häufig die Triebfedern seiner

Handlungen abgaben. Er lebte fast ohne allen Umgang, blieb unverheirathet und bemühte sich, ein geheimnißvolles Ansehen zu haben. Sein Haus war mit Sachen angefüllt, die theils wirklich selten und kostbar, theils von ihm dafür ausgegeben wurden. Er hatte 17 verschiedene Sammlungen von Gegenständen der Kunst, Wissenschaft, Natur, Mechanik u. s. w. Seine Gemäldesammlung enthielt kostbare Stücke, obgleich er auch Nachahmungen für Originale ausgab. Er besaß die drei berühmten Vaucanson'schen Automate, die von Droz verfertigte Zauberuhr und andere Kunstwerke. Von Wichtigkeit waren seine physiol.-anatom. Präparate, und unter diesen als einzig die Lieberkühn'schen. Sein Münzcabinet enthielt viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Werthe. Nur sehr selten, und am wenigsten Kennern, zeigte er eine durchsichtige Masse, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß sie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht sei. Er erzählte, daß der Kaiser von China dieses kostbare Juwel bei ihm versetzt habe, und wußte diese Fabel mit allen Einzelheiten auszuführen. Nach seinem Tode fand man diese vorgebliche Kostbarkeit nicht mehr in seiner Verlassenschaft. B. mußte auf seine Sammlungen ein außerordentliches Vermögen verwendet haben, und man fragte sich, wie er dazu gelangt sei. Er selbst gab vor, daß er Gold zu machen verstehe, und zeigte auch angebliche Beweise seiner Kunst. Wahrscheinlich waren es aber seine Erfindungen als Chemiker, die er lohnend auszubeuten wußte. So z. B. die bessere Bereitung des Karmins, die er als Geheimniß den Holländern mittheilte, und die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten, die er nur unter der Bedingung lehrte, daß er einen großen Theil des Gewinns davon zog. Seine physiol. Abhandlungen sind unbedeutend. Vgl. Lichtenstein im «Histor. Taschenbuch» (1847); Heister, «Nachrichten über Gottfr. Christoph B.» (Berl. 1860).

Beirût oder **Bairût**, die Hauptstadt eines türk. Ejalets und in neuerer Zeit die wichtigste Seestadt Syriens, liegt auf einem Küstenvorsprunge zwischen Saida (Sidon) und Tarabulus (Tripolis) und wird schon von Abulfeda als der Hafen von Damaskus bezeichnet, mit dem es durch eine Kunststraße in Verbindung steht. Außerdem ist die Stadt der alte Sammelplatz der nach Mekka gehenden Karavanen und der gewöhnliche Landungspunkt aller nach Syrien und Palästina direct gehenden Reisenden. B. ist der Sitz eines Paschas, eines griech. Erzbischofs und eines maronitischen Bischofs sowie der verschiedenen Consulate Europas und der Nordamerikaner, die hier auch eine Missionsstation unterhalten. Die Stadt steht am Abhange eines Hügels und genießt die Aussicht auf den Libanon. Sie gilt als der gesündeste Ort der syr. Küste, hat hohe, steinerne Häuser, mit Quadern gepflasterte, von vielen Schwibbogen überspannte Gassen, schöne, terrassirte Gärten und zählt etwa 12000 E., meist reiche Christen, die bedeutenden Handel, namentlich mit Marseille, treiben. Es befinden sich in B. eine Quarantäne, ein Zollamt, mehrere Postanstalten, europ. Aerzte, Apotheken und Fabriken, ein Kloster der Barmherzigen Schwestern und seit 1853 auch eine prot. Gemeinde sowie eine Mädchenschule der Diakonissen. Neben starker Seiden- und Baumwollweberei wird Gold- und Silberdrahtfabrikation betrieben. Außerdem verfertigt man hier die in ganz Syrien und Aegypten berühmten, mit Nägeln verzierten bunten Koffer für Leinenzeug, die namentlich zu Brautgeschenken dienen. Die Umgegend gewinnt viele und ausgezeichnete Seide, Baumwolle und vortrefflichen Tabacк. Für diese Producte finden auch die Drusen in B. ihren Hauptabsatzmarkt. Der Hafen des Platzes ist längst versandet und die Schiffe bleiben auf der Rhede oder in den verschiedenen Buchten der gegen O. sich ausdehnenden St.-Georgsbai, die von dem heil. Georg ihren Namen führt, der hier den Drachen erlegt haben soll. In die Bai mündet von S. her der Nahr-Beirut (Magoras der Alten) und $^{5}/_{4}$ M. im NO. der Stadt der Nahr-el-Kelb (bei den Alten Lykos), an dessen Felswänden sich berühmte Sculpturen mit pers. Keilinschriften und ägypt. Hieroglyphen, sowie auch arab. Inschriften befinden.

Die uralte phöniz. Hafenstadt Berytos wurde vom Syrer Diodotos Tryphon 140 v. Chr. zerstört, unter Kaiser Augustus durch Agrippa wiederhergestellt und zu einer röm. Colonie mit ital. Rechte und dem Namen Julia Augusta Felix erhoben. Zur Zeit des Kaisers Claudius verschönerte man die Stadt durch prachtvolle Theater, Bäder und Porticus bedeutend, und unter Caracalla erhielt sie den Beinamen Antoniniana. Später zeichnete sich B. durch seine Hohe Schule für Rhetorik, Poetik und besonders für Rechtskunde aus, in welcher bürgerliches Recht in griech. Sprache gelehrt wurde. Der byzant. Kaiser Theodosius II. erhob B. zu einer Metropolis. Nachdem die Stadt schon 349 durch Erdbeben stark verwüstet worden, wurde sie 9. Juli 551 durch ein solches völlig zerstört. Zur Zeit der Kreuzzüge erhob sie sich wieder zu einem wichtigen Orte. Damals bildete der Nahr-el-Kelb die Grenze zwischen dem Königreich Jerusalem und der Grafschaft Tripolis. An dem nur 6 F. breiten Küstenpaß, der

alten, in den Fels gehauenen Via Antoniniana, bekämpfte König Balduin I. die Sarazenen, und nach zweimonatlicher Belagerung eroberte derselbe die Stadt 27. April 1111. Im J. 1187 wurde sie von Saladin, 1197 von den Kreuzfahrern eingenommen. In späterer Zeit war sie lange im Besitze der Drusen, bis sie 1763 durch Verrath in die Hände der Türken kam. Eine russ. Flotille beschoß, eroberte und plünderte sie 1772. In der orient. Angelegenheit von 1840 spielte B. eine wichtige Rolle. Die Feindseligkeiten der vereinigten engl.-österr.-türk. Flotte gegen die ägypt. Macht Mehemed-Ali's in Syrien begannen unter dem Oberbefehle des engl. Admirals Stopford mit dem Bombardement der Stadt vom 10. bis 14. Sept. Größtentheils zerstört, wurde sie erst 9. Oct. von Soliman-Pascha geräumt und von den Truppen der Verbündeten besetzt.

Beisitz heißt das Recht des überlebenden Ehegatten auf mit den Kindern gemeinschaftliche Verwaltung und Benutzung des von dem Verstorbenen hinterlassenen Vermögens. Daß der Nachlaß nicht getheilt, sondern der bisherige Hausstand unverändert fortgeführt wurde, solange eins von den Aeltern lebte, scheint uraltes deutsches Recht gewesen zu sein, welches sich jedoch nach dem Eindringen des röm. Rechts nur vereinzelt in örtlichen Statuten und Landesgesetzen namentlich Süddeutschlands erhalten hat. Auch der franz. Code civil kennt ein Nießbrauchsrecht selbst der verwitweten Mutter bis zum 18. Lebensjahre des Kindes. Anderwärts ist dieser Mitgenuß entweder ein lebenslänglicher, oder er erreicht sein Ende mit der Wiederverheirathung des verwitweten Gatten oder bei Eintritt irgendeines Grundes zur Aufhebung der älterlichen Gewalt.

Beisler (Hermann, Ritter von), bair. Staatsmann, Sohn eines kurmainzischen Beamten, wurde 1790 zu Bensheim an der Bergstraße geboren. Er trat 1807 als Lieutenant in die bair. Armee, wohnte dem Feldzuge in Tirol bei, nahm aber den Abschied und widmete sich, nach vollendeten Universitätsstudien, dem Civilstaatsdienst. Das J. 1813 traf ihn als Generalsecretär im Justizministerium des Großherzogthums Frankfurt. Vom patriotischen Aufschwunge ergriffen, vertauschte er die Feder wieder mit dem Degen und wurde Hauptmann und Adjutant des spessarter Landwehrbataillons. Nach dem ersten Pariser Frieden ging B. mit dem Fürstenthum Aschaffenburg an Baiern über und erhielt bei der damaligen Hofcommission zu Aschaffenburg eine Stelle als Civilbeamter. Indessen griff er 1815 abermals zu den Waffen und machte den Feldzug als Hauptmann in einem der bair. Legionsbataillone mit. Nach dem Frieden blieb er im Militärdienst, arbeitete aber mehrere Jahre als Volontär im auswärtigen Ministerium zu München, dann bei der bair. Bundestagsgesandtschaft. Da ihm letztere Stellung wenig behagte, wandte er sich wieder dem Civildienst zu und fungirte als Regierungsrath in Ansbach, Passau, Augsburg und Regensburg. Ungeachtet der Ungunst, in welcher er als liberaler Charakter stand, ernannte man ihn zum Regierungsdirector von Oberbaiern in München, 1838 zum Regierungspräsidenten in Niederbaiern. Als solcher gerieth er in Conflict mit dem Bischof Hochstetter in Passau und dem Minister Abel, indem er, wiewol selbst Katholik, die verfassungsmäßigen Rechte der Protestanten respectirt wissen wollte. Um ihn von der innern Verwaltung zu isoliren, ernannte man ihn zum Präsidenten des obersten Rechnungshofes. Als 1847 das Ministerium Abel stürzte, wurde B. Staatsrath und Verweser des Justizministeriums, nach Entlassung Wallerstein's auch des Cultus- und Unterrichtsministeriums, welches letztere er im März 1848 definitiv übernahm. Von einem bair. Wahlkreise in die Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt, stimmte er gegen die Aufhebung des Bundestags, wollte die Gültigkeit der deutschen Gesammtverfassung von der Zustimmung der Particularregierungen abhängig gemacht haben, erklärte sich auch gegen die Ausschließung Oesterreichs. Dagegen verlangte er aber für die Kirche eine repräsentative Verfassung mit Theilnahme der Laien am Kirchenregiment. Diese Kundgebung hatte seine Enthebung vom Ministerposten zur Folge. Er kehrte in sein Amt am obersten Rechnungshofe zurück, ließ sich jedoch Ende Dec. 1848 wieder zur Uebernahme des Ministeriums des Innern bewegen, in welcher Stellung er, gegen den Willen der Kammer, die Einführung der deutschen Grundrechte von der Zustimmung der gesetzgebenden Gewalten in Baiern abhängig machen wollte. Infolge dieses Zerwürfnisses legte er 5. März 1849 mit seinen Collegen Heintz und Weigand das Portefeuille nieder und übernahm aufs neue die Direction des obersten Rechnungshofs, die er fortan bis zu seinem Tode, 15. Oct. 1859, innehielt. Er war einer der kenntnißreichsten bair. Staatsmänner.

Beispiel (im Mittelhochdeutschen bîspel, von spel, Rede, Erzählung) ist in der ältern deutschen Literatur der Name für eine Art von didaktischen Dichtungen, welche im allgemeinen der Fabel entspricht. Die altdeutschen B., meist in Spruchform abgefaßt, sind entweder wirk-

liche Thierfabeln oder kleine weltliche und geistliche, märchenhafte und allegorische Erzählungen, die eine bestimmte, mehr oder minder ausgeführte Moral herausstellen. Einzelne derselben finden sich schon den Dichtungen der Lyriker des 12. und 13. Jahrh., so denen Spervogel's, Reinmar's von Zweter, Murner's und Konrad's von Würzburg, eingereiht; andere sind umfangreichern Dichtungen einverleibt, wie der «Kaiserchronik», dem «Welschen Gast», Freidank's «Bescheidenheit» und dem «Renner». Eine beträchtliche Anzahl ist jedoch in eigenen Sammlungen auf uns gekommen, wie namentlich in «Die Welt» vom Stricker und dem «Edelstein» des Bonerius. — Im Neuhochdeutschen hat das Wort «Beispiel» (so schreibt fälschlich schon Luther) jenen ursprünglichen Sinn einer gelegentlich vorgebrachten Erzählung verloren und die Bedeutung von Exempel, Vorbild angenommen. Gegenwärtig bezeichnet man demnach mit B. jeden bestimmten einzelnen, gleichviel ob aus der Erfahrung entlehnten oder erdichteten Fall, insofern er als Beleg eines allgemeinen Begriffs oder Satzes betrachtet wird. In der Beweisführung entbehrt das B. zwar der positiven Beweiskraft und gibt höchstens nur einen Beweis durch Induction (s. d.), trägt aber durch seine Anschaulichkeit dazu bei, die zu beweisende Wahrheit in ein helleres Licht zu setzen. Dagegen ist die negative Beweiskraft des B. häufig eine zwingende, indem ein einziger Gegenfall hinreichen kann, ein für ein allgemeines gehaltenes Gesetz umzustoßen.

Beißbeere, s. Caspicum.

Beit oder **Bêt el-Fakih**, d. h. Haus des Gelehrten, eine durch ein Fort gedeckte Stadt mit 8000 E. in der arab. Provinz Jemen, 4 M. von der Küste und 2 M. westlich von dem anmuthigen «Kaffeegebirge», ist vor kaum 200 J. durch die Uebersiedelung der Kaufleute aus dem Küstenorte Alafaka, dessen vormals berühmter Hafen durch Korallenbänke unbrauchbar geworden, um das Grabmal und die Moschee des heil. Achmed Ibn-Musa entstanden. Die Stadt war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der größte Kaffeemarkt in Jemen und auf der ganzen Erde. Hier fanden sich die Kaufleute aus Hidschâz, Syrien, Basra, Persien, Indien, Aegypten, Konstantinopel, Tunis, Fez und Marokko zum Einkauf von Kaffee ein, den sie über die Häfen Lohaja (7 M. im NW.) und Hodeida (8 M. im S.) weiter verschickten. Durch die Wahabiten wurde indeß dieser Handel gestört, und als deren Besieger Mehemed-Ali von Aegypten das Monopol desselben an sich riß, noch mehr beeinträchtigt. Gleichwol hatte die Stadt unter letzterm noch 30000 E. Auch gegenwärtig ist sie noch ein wichtiges Entrepot für den Kaffee Jemens und bringt außerdem Weihrauch, Gummi und Perlen in den Handel. Die Stadt selbst besteht, mit Ausnahme einiger steinerner Häuser und schöner Gebäude von altital. Ansehen, aus grasbedeckten Hütten mit runder Bedachung, und ist einer der heißesten Orte der Erde, indem das Thermometer mittags zuweilen auf 31° R. im Schatten, auf 53° in der Sonne steht. In der Umgebung wird viel Süßkartoffel (arab. Sukkarkand) gebaut. Im W. liegt die Insel **Kamaran**, welche für die Schiffahrt im Rothen Meere einen guten Wachtposten darbietet, weshalb die Franzosen schon 1806 daselbst eine Factorei zu gründen versuchten und neuerdings die Engländer sie in Besitz genommen haben. Etwa 12 M. im S. von B. liegt die weniger bedeutende Stadt Bêt el-Fakih es-Seghir.

Beitöne, Aliquottöne, Nebentöne oder Obertöne entstehen, wenn die Schwingungen eines elastischen Körpers, der schnell genug schwingt, um überhaupt einen Ton zu erzeugen, nicht die denkbar einfachste Form haben, sondern in mehr oder weniger complicirter Weise vor sich gehen. Verdeutlichen kann man sich die Sache, wenn man Schwingungen betrachtet, die langsam genug sind, um mit dem Auge einzeln wahrgenommen zu werden, wie z. B. die pendulirenden Schwingungen einer an einem Faden aufgehängten Kugel. Stößt man ein solches Pendel vorsichtig an, so wird die Kugel einfach in einem Kreisbogen hin und her schwingen. Derartige Schwingungen irgendeines in Bewegung gerathenen Massentheilchens nennt man daher «einfache pendelartige Schwingungen», und erfolgen solche schnell genug, um einen Ton zu erzeugen, so können sie stets nur einfache Töne ohne alle B. hervorbringen. Hält man das Ende des Fadens, an welchem die Kugel hängt, in der Hand, und gibt ihm während des Schwingens noch andere, kleine, regelmäßig erfolgende, seitliche Stöße, so kann man die Kugel zwingen, daß sie statt des hin- und hergehenden Kreisbogens andere, zwar immer noch regelmäßige, aber verwickeltere Bahnen beschreibt, wie z. B. einen vollen Kreis, eine Ellipse, die Figur einer 8 u. s. w. Solche, durch verschiedene concurrirende Kräfte erzeugte Schwingungsformen nennt man «zusammengesetzte pendelartige Schwingungen», weil man sich dieselben aus verschieden großen und verschieden schnellen, einfachen pendelartigen Schwingungen zusammengesetzt denken kann. Wenn nun Theilchen irgendeines elastischen Körpers in solche

schnell genug erfolgende, zusammengesetzte pendelartige Schwingungen gerathen, so hört man, je nachdem die Schwingungsform mehr oder weniger complicirt ist, neben dem Grundtone eine größere oder geringere Anzahl von B. Die Anzahl derselben ist gleich der Anzahl der die zusammengesetzte Schwingung constituirenden einfachen Schwingungen, und ihre Stärke hängt von der Stärke dieser letztern, ihre Höhe von deren Schnelligkeit ab. Eine solche Summe von Tönen nennt man am zweckmäßigsten (nach Helmholtz' Vorschlag) nicht mehr einen Ton, sondern einen **Klang**. Obschon nun jedes Ohr einen Klang wirklich in die ihn constituirenden Töne zerlegt, so haben doch die wenigsten Menschen ein Bewußtsein davon, und nur der sachkundige Musiker und der Physiker vermögen aus einem Klange den Grundton und die begleitenden B. herauszuhören. Man ist aber im Stande, durch geeignete Vorrichtungen, sog. Resonatoren, diese Verhältnisse auch jedem ungeübten Ohre wahrnehmbar zu machen. Die B. können übrigens, je nachdem der tönende Körper mehr oder weniger regelmäßig gestaltet und gleichmäßig in seinen Elasticitätsverhältnissen ist, entweder sog. «harmonische» oder «unharmonische» sein. Ersteres sind sie, wenn ihre Schwingungsverhältnisse einfache musikalische Intervalle mit dem Grundtone bilden, letzteres, wenn dies nicht der Fall. Man nennt dann eine solche Tonmasse nicht mehr Klang, sondern Geräusch, Klirren, Klappern, Brummen, Sausen u. s. w. Die Verschiedenheit in der Anzahl und Stärke der sich bildenden harmonischen und etwaigen unharmonischen B. ist der Grund für die Verschiedenheit in der «Klangfarbe» der verschiedenen musikalischen Instrumente. Die harmonischen B. eines Grundtones sind diejenigen, deren Schwingungszahlen 2, 3, 4, 5 u. s. w. sind, während die des Grundtones 1 ist, also die erste Octave desselben, die Duodecime, die zweite Octave, die Terz der zweiten Octave u. s. w. Die Theorie der B. ist von größter Wichtigkeit sowol für die Harmonielehre als auch für die Physik. Die wichtigsten Untersuchungen darüber verdankt man Jean Philippe Rameau, Seebeck, Ohm, vor allen aber Helmholtz. (Vgl. **Akustik**.)

Beitzke (Heinrich Ludwig), der Geschichtschreiber der deutschen Befreiungskriege, wurde 15. Febr. 1798 in dem Dorfe Muttrin im pommerschen Kreise Belgard als Sohn des dortigen Predigers geboren. Seit früher Jugend zeigte er Neigung zu wissenschaftlichen Studien, mußte aber, da sein Vater schon 1803 gestorben, auf die gelehrte Laufbahn verzichten und arbeitete seit 1813 bei dem Gerichte in Belgard. Als im Frühjahr 1815 der Krieg von neuem ausbrach, trat er als freiwilliger Jäger in die preuß. Armee, nahm an der Belagerung von Maubeuge und Philippeville theil und wurde im Sept. desselben Jahres zum Portépée-Fähnrich befördert. Um sich zur Offiziersprüfung vorzubereiten, besuchte er nach wiederhergestelltem Frieden die Kriegsschulen zu Koblenz und Mainz und machte, nachdem er 1818 zum Secondelieutenant ernannt worden, einen Cursus auf der allgemeinen Kriegsschule in Berlin durch. In Anerkennung der gediegenen Kenntnisse, die er sich erworben, wurde er für die J. 1823—26 zur topogr. Vermessung des Generalstabs commandirt, 1828 aber als Lehrer der Geographie an die Divisionsschule in Stargard berufen, welcher Stelle er bis 1836 vorstand. Da ihm beim Unterricht der Mangel einer genügenden geogr. Beschreibung von Deutschland fühlbar geworden, entschloß er sich, selbst eine solche nach Karl Ritter's Grundsätzen zu bearbeiten. Er unternahm zu diesem Zwecke 1832 und 1835 Reisen nach Süddeutschland, besonders in die Alpen. Indeß war es ihm nicht möglich, auch die übrigen Theile Deutschlands durch Selbstanschauung kennen zu lernen, weshalb von dem beabsichtigten Werke nur ein Fragment unter dem Titel: «Die Alpen. Ein geogr.-histor. Bild» (Kolb. 1843) erschien. 1831 war B. zum Premierlieutenant aufgerückt, und Anfang 1839 wurde er zum Hauptmann und Compagniechef ernannt. In dieser Eigenschaft blieb er zu Kolberg im activen Dienste, bis anhaltende Kränklichkeit ihn nöthigte, seinen Abschied zu fordern, den er Ende 1845 mit dem Charakter als Major erhielt. Die erlangte Muße benutzte nun B. zur Ausführung des längst gereiften Entschlusses, die Ereignisse der J. 1813 und 1814 in einem ausführlichern Geschichtswerke zu schildern. Das Buch, welches unter dem Titel «Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den J. 1813 und 1814» (3 Bde., Berl. 1855; 3. Aufl. 1863—64) erschien und wissenschaftliche Gründlichkeit mit polit. Freisinn und vaterländischer Gesinnung vereinigt, wurde in den weitesten Kreisen des deutschen Volks mit größter Anerkennung aufgenommen. Dem Hauptwerke ließ er noch eine «Geschichte des russ. Kriegs im J. 1812» (Berl. 1856) folgen. Außerdem traf er Vorbereitungen, das Ganze mit einer Darstellung der Ereignisse von 1815 zu beschließen. In Anerkennung seiner trefflichen Leistungen verlieh ihm die Universität Jena 1858 die philos. Doctorwürde, und im Nov. 1858 wurde er von dem Wahlbezirk Anklam in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt. In der folgenden Legislaturperiode bewiesen ihm sogar

vier Wahlkreise zugleich ihr Vertrauen. Er nahm das Mandat für Soest-Hamm an und sah sich bei der zweimaligen Auflösung des Hauses mit gesteigerter Majorität wiedergewählt. Der Fortschrittspartei angehörend, hat B., ohne durch oratorische Talente zu glänzen, namentlich in den Verhandlungen über die Militärfrage als Mitglied der Commissionen Einfluß geübt.

Beiwerk nennt man bei einem Kunstwerke, besonders bei Werken der bildenden Kunst, diejenigen leblosen Gegenstände, die nicht die unmittelbaren Träger der Idee desselben sind, um derentwillen also das Werk nicht gemacht wurde. Je mehr diese Gegenstände zum Ausdruck des künstlerischen Gedankens herangezogen werden, desto weniger sind sie indessen als B. zu betrachten. So kann z. B. die Gewandung einer Statue je nach der mehr oder weniger untergeordneten Rolle diese Bezeichnung erhalten oder nicht. Sind leblose Gegenstände der Hauptstoff des Kunstwerks, so ist von einem B. nicht mehr die Rede. Entweder ist dann das Geringfügigste gleichwichtig, wie beim Stilleben, oder man hat für andersartige, secundäre Elemente andere Bezeichnungen, wie bei der Landschaft: Staffage. Ein geschickter Künstler weiß das B. so zu behandeln, daß es die Wirkung seines Hauptgedankens fördert.

Beiwort, s. Adjectiv.

Beizen heißt dasjenige chem. Verfahren, wodurch man auf der Oberfläche und in dem Zusammenhange der Theile gewisser fester Körper eine bestimmte Veränderung hervorbringt, indem man sie der Einwirkung einer eigenen, meist sauren Flüssigkeit auf einige Zeit aussetzt, ohne daß dadurch der Zusammenhang der Theile völlig getrennt wird. Bei jeder Beizung dringt die Masse des Beizmittels in den zu beizenden Körper mehr oder weniger tief ein, je nachdem jenes aus einer gelindern oder schärfern Substanz besteht und dieser ein feineres oder gröberes Gewebe hat. Die Beize macht den behandelten Körper mürbe oder verringert auch dessen Neigung zur Fäulniß, z. B. beim Einpökeln des Fleisches der Thiere durch einfachen oder gewürzten Essig; oder sie macht dessen Oberfläche reiner und zur Annahme eines andern Ueberzugs geschickter, wie beim verzinnten Eisen; oder sie färbt die Oberfläche, wie beim B. des Holzes. In der Färberei bestehen die gewöhnlichen Beizmittel (mordants) in Salzen, deren Basen sich mit der Faser des Zeuges zu einer Verbindung vereinigen, die dann den Farbestoff fester hält, als es die Faser für sich thun würde. Vorzüglich sind es Thonerdebeize und Eisenbeize, welche hier eine wichtige Rolle spielen. Für einzelne besondere Farben braucht man auch Oelbeizen und animalische Beizen, die in Eiweiß- oder Käsestoff bestehen. Die Natur der Beize, die stets vor dem Färben oder Drucken auf das Zeug gebracht wird, hat auch Einfluß auf die zu erzeugenden Farbennuancen. Außerdem kommen im Zeugdruck noch sog. Aetzbeizen vor, deren Bestimmung ist, an gewissen Stellen die Farbe zu zerstören, z. B. wenn weiße Muster in farbigem Grunde entstehen sollen u. s. w.

Beke (Charles Tilstone), bekannter Reisender und Geograph, geb. zu London 10. Oct. 1800, wurde für den Handel erzogen, conditionirte von früh an in London, Genua und Neapel und trat dann als Student der Rechte in Lincolns-Inn ein. Sehr bald entsagte er jedoch der jurist. Laufbahn, um eine Reise nach der Insel Mauritius zu unternehmen und, von einem bedeutenden Sprachtalent begünstigt, sich vorzugsweise histor., ethnogr. und philol. Studien zuzuwenden, als deren Frucht er die «Origines biblicae, or researches in primeval history» (Bd. 1, Lond. 1834) veröffentlichte. Da dieses vom Standpunkte der strengsten Buchstabengläubigkeit aus verfaßte Werk, für welches die Universität Tübingen ihm den Doctortitel verlieh, namentlich in Deutschland scharfe Kritiken erfuhr, so schrieb B. in Leipzig, wohin er 1836 über Bremen gekommen war, und wo er 1837 und 1838 die Geschäfte des engl. Consulats vertrat, seine «Vertheidigung gegen Dr. Paulus» (Lpz. 1836). Seitdem mit besonderm Interesse die histor. und geogr. Verhältnisse des Orients verfolgend, erkannte er die große Wichtigkeit Abyssiniens für den Verkehr mit Centralafrika. Da seine der Regierung und mehrern wissenschaftlichen Instituten Englands deshalb gemachten Vorlagen und Anerbietungen erfolglos blieben, beschloß er 1840, nur von Privatpersonen unterstützt, allein nach Abyssinien zu gehen. Dort angelangt, wurde er jedoch der Expedition des Majors Harris aggregirt und erwarb sich durch die Erforschung Godschams und der südlicher gelegenen, bis dahin unbekannten Länder ausgezeichnete Verdienste. Die Resultate seiner Forschungen wurden in dem «Journal of the Geographical Society», dem «Bulletin de la Société de géographie» und der Schrift «Abyssinia. A statement of facts» (2. Aufl., Lond. 1846) veröffentlicht. Nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt, erregte B. unter anderm durch die Schriften «Essay on the Nile and its tributaries» (Lond. 1847), «On the sources of the Nile in the Mountains of the Moon» (Lond. 1848), «On the sources of the Nile» (Lond. 1849) sowie durch sein

«Mémoire justificatif en réhabilitation des pères Paez et Lobo» (Par. 1848) unter den Geographen Aufsehen. Auch wurde er mit A. d'Abbadie in einen Streit verwickelt, indem er in den Schriften «A letter to M. Daussy» (Lond. 1849) und «An inquiry into A. d'Abbadie's journey to Kaffa» (Lond. 1850) den Beweis zu führen suchte, daß die Reise des letztern zur Entdeckung der Nilquellen (1843—44) erdichtet sei. Außer diesen und mehrern andern verdienstvollen geogr., ethnogr. und linguistischen Abhandlungen ist noch seine Arbeit «On the geographical distribution of languages in Abyssinia» (Edinb. 1849) anzuführen. In den «Sources of the Nile, with the history of Nilotic discovery» (Lond. 1860) stellte er die Ergebnisse seiner bisherigen, langjährigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zusammen. Da diese mit den neuesten Entdeckungen Speke's nicht übereinstimmten, sprach er nach der Rückkehr desselben 1863 trotz seines vorgerückten Alters die Absicht aus, selbst wieder nach Afrika zu gehen, um eine Lösung der Widersprüche zu versuchen. Von 1849—53 hat B. die Stelle eines Secretärs bei der National association for the protection of British industry and capital bekleidet und dann lange als Kaufmann auf der Insel Mauritius gelebt.

Bekehrung, s. Conversion.

Bekenner (Confessores) hießen in der frühern christl. Kirche, nach Matth. 10, 32, solche, welche wegen des christl. Glaubens standhaft Verfolgungen erduldeten, ohne ihr Bekenntniß mit dem Tode besiegeln zu müssen. Die ihnen erwiesene hohe Ehre verleitete sie zuweilen zu ungerechtfertigten Ansprüchen. So maßten sich um die Mitte des 3. Jahrh. die afrikanischen B. das Recht an, Gefallene ohne weiteres in die kirchliche Gemeinschaft wiederaufzunehmen, ein Misbrauch, gegen welchen namentlich Cyprian sehr entschieden ankämpfte.

Békés (spr. Behkehsch), ungar. Comitat im jenseitigen Theißkreise, wird nördlich von Großkumanien und Szabolcs, östlich von Bihar und Arad, südlich von Csanád, westlich von Csongrád und Heves umschlossen, und enthält auf einem Flächenraum von 62 Q.-M. 6 Marktflecken, 13 Dörfer und 85 Puszten. Fast durchgängig eben, wird das Comitat oft von Ueberschwemmungen der durchströmenden Weißen, Schwarzen und Schnellen Körös heimgesucht, verdankt aber dieser starken Bewässerung auch seine bedeutende Fruchtbarkeit, in welcher Beziehung es zu den gesegnetsten Comitaten des Landes zählt. Ackerbau und Viehzucht, beide sehr blühend, bilden den Hauptnahrungszweig der betriebsamen Einwohner. Im Laufe des 17. Jahrh. durch die blutigen Kriege ganz verwüstet, wurde B. erst zu Anfang des 18. Jahrh. wieder bevölkert, namentlich durch J. G. Harukkern's Bemühungen, der 1719 fast das ganze Comitat von der Krone ankaufte und mit Ungarn, Deutschen und Slawen bevölkerte, die er je nach Nationalitäten und Confessionen in verschiedene Orte vertheilte. Gegenwärtig ist die Bevölkerung 188000 E. stark, darunter der Nationalität nach 121000 Magyaren, 56300 Slawen, 6150 Deutsche, 2300 Walachen, 860 Juden und 300 Griechen; der Confession nach: 35100 Katholiken mit 9 Parochien, 70100 Evangelische mit 8, 72300 Reformirte mit 13, und 11740 griech. Nichtunirte mit 4 Kirchen. Der bedeutendste Ort des Comitats ist B., am Zusammenfluß der Weißen und der Schwarzen Körös gelegen, einer der ältesten ungar. Marktflecken mit 21000 E. und einem schönen Castell des Grafen Jos. Wenkheim. Der Markt Csaba zählt 32000, der Markt Szarvas aber 20000 E. größtentheils evang. Confession.

Bekk (Joh. Baptist), ehemaliger bad. Minister des Innern, geb. 29. Oct. 1797 zu Triberg auf dem bad. Schwarzwalde, erhielt seine gelehrte Vorbildung zu Freiburg, wo er sich auch Herbst 1816—20 dem Studium der Rechtswissenschaft widmete. Er begann 1822 seine öffentliche Thätigkeit als Advocat zu Meersburg. Nachdem er 1829 bei dem dortigen Hofgericht zum Assessor ernannt worden, wurde er 1832 Rath im Ministerium des Innern, welche Stelle er fünf Jahre später mit der eines Vicekanzlers beim obersten Gerichtshofe zu Manheim vertauschte. Schon in dieser Laufbahn hatte er sich als scharfsinniger Jurist, tüchtiger Geschäftsmann und Charakter von Integrität bewährt. Durch seine parlamentarische Wirksamkeit, die 1831 in der Zweiten Kammer begann, erwarb er sich zugleich den Ruhm eines besonnenen und consequenten Liberalen. Feste Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung, an das constitutionell-monarchische Princip und folglich an die verbrieften Rechte des Volks wie des Thrones, eifriges Streben nach zeitgemäßer Verbesserung in der Gesetzgebung und Verwaltung auf verfassungsmäßigem Wege, sowie rege Theilnahme für die Veredlung der mittlern und untern Volksklassen waren die Züge seiner Thätigkeit in der Kammer. In dem Streite von 1841 stand er mit der Kammer gegen die Regierung und verfaßte den Bericht in der Urlaubsfrage. Auf den Landtagen von 1842—45 versah er das Amt eines Präsidenten der Zweiten Kammer. Nachdem 1845 Nebenius wieder an die Spitze des Ministeriums getreten, wurde

B. im März 1846 aus seiner richterlichen Stellung als Staatsrath ohne Portefeuille zur höchsten Verwaltung berufen und im Dec. desselben Jahres zum Minister des Innern ernannt. Die Verwaltung B.'s begann mit versöhnenden Maßregeln und freisinnigen Reformen. Bevor aber die Früchte der neuen Politik, welche auf dem Landtage von 1847 seit vielen Jahren zum ersten mal der Regierung wieder eine feste Mehrheit verschaffte, reifen konnten, brachen die stürmischen Tage von 1848 herein und setzten das bad. Staatswesen den heftigsten Bedrängnissen aus. B. gab den allgemeinen Forderungen ohne Zögern nach, ergänzte das Ministerium durch gleichgesinnte Collegen und versuchte im Einklange mit der liberalen Partei die friedliche Reorganisation der Staatsordnung durch eine Reihe tiefgreifender legislatorischer Entwürfe durchzuführen. Die Agitation der radicalen Partei und die beiden Aufstände im April und Sept. 1848 mit ihren Folgen störten indeß die friedliche reformatorische Entwickelung. B. mußte es erleben, daß ihn die revolutionäre Parteiwuth der gehässigsten Reaction beschuldigte, während ihn bald darauf die Reaction als Mitschuldigen der Revolution bezeichnete. Wol war er für eine so stürmische Zeit zu leidenschaftslos, zu mild und, wenn dies ein Vorwurf ist, zu streng gesetzlich. Nach dem Ausbruche der bad. Mairevolution erhielt B. im Juni 1849 seine Entlassung und trat als Präsident des Hofgerichts zu Bruchsal wieder in eine richterliche Stellung. Als sich sodann die herben Früchte der Umwälzung zeigten, begann man den verkannten Mann besser zu würdigen, indem man ihn von allen Seiten zum Abgeordneten wählte. Als solcher saß er im Volkshaus zu Erfurt, und auch in der bad. Kammer nahm er den Präsidentensitz im März 1850 wieder ein. Daß die revolutionären Erlebnisse seinen freisinnigen Ueberzeugungen keineswegs Eintrag gethan, bewies er durch die Schrift: «Die Bewegung in Baden» (Manh. 1850), welche seine polit. Grundsätze klar und unumwunden darlegte. B. starb 22. März 1855. Auch als scharfsinniger Schriftsteller über das landesübliche Recht hat er sich ausgezeichnet.

Bekker (Balthasar), ein aufgeklärter Theolog der reform. Kirche, geb. 20. März 1634 zu Metslawier in Friesland, wo sein Vater Prediger war, studirte in Gröningen und Franeker und ward dann Prediger in Osterlittens, wo er einige kleine Schriften schrieb, welche ihm wegen der darin geäußerten Meinungen über Glaubenslehren Verfolgungen zuzogen. Des Socinianismus angeschuldigt, folgte er dem Rufe als Pfarrer nach Loenen, dann nach Weesp. Endlich erhielt er 1679 eine Anstellung in Amsterdam. Doch auch hier erregte er bald den Haß seiner Amtsbrüder, indem er in einer Untersuchung über die Kometen bewies, daß letztere weder Vorbedeutungen noch Vorläufer von Unglücksfällen seien, und in dem Buche «De betoverde weereld» (Amsterd. 1691—94) die abergläubischen Meinungen über die Macht böser Geister, ihren Einfluß auf die Menschen, über Zauberer, Hexen u. s. w. angriff. Namentlich setzte die letztere Schrift (deutsch von Schwager unter dem Titel: «Die bezauberte Welt», 3 Bde., Lpz. 1781—82) alle Federn in Bewegung. B. trug selbst darauf an, daß man seine Schrift durch eine Synode prüfen lassen möge, und schrieb eine Rechtfertigung derselben. Aber die Synode verwarf die in diesem Werke aufgestellten Meinungen und entsetzte B. 1692 seines Predigtamts. Er starb 11. Juli 1698.

Bekker (Elisabeth), eine der ausgezeichnetsten holländ. Schriftstellerinnen, geb. 24. Juli 1738 zu Vliessingen, war mit dem reform. Prediger Adrian Wolff verheirathet. Nach dessen Tode, seit 1777, lebte sie in der innigsten Freundschaft mit der geistreichen Agathe Deken (s. d.), mit welcher sie auch während des sog. Englischen Kriegs nach Frankreich zog und sich zu Trevoux niederließ. In der Revolutionszeit entging sie nicht nur selbst durch ihre Geistesgegenwart der Guillotine, sondern half auch den Gemahl ihrer Freundin Renauld, der im Kerker saß, befreien. Mit ihr kehrte sie 1795 nach Holland zurück und lebte im Haag, wo sie 5. Nov. 1804 starb. Neben ihrer Freundin, die ihr einige Tage darauf im Tode folgte, ruht sie auf dem Friedhofe zu Scheveningen. Wenige Schriftstellerinnen verbanden gleich ihr mit großen Talenten so viel Würde und strenge Sittlichkeit. Um so größer war auch die Wirkung ihrer zahlreichen Schriften, von welchen mehrere, besonders ihre Romane «Historie van Willem Levend» (8 Bde., Amsterd. 1785) und «Historie van Sara Burgerhart» (2 Bde., Amsterd. 1790; 2. Aufl., 3 Thle., 1836; deutsch, 2 Thle., Lpz. 1789), «Abraham Blankaart» (3 Bde., Amsterd. 1787) und «Cornelie Wildschut» (6 Bde., Amsterd. 1793—96) für classisch gelten. Ihre wichtigsten Werke schrieb sie in Verbindung mit ihrer Freundin Deken, und es ist unbekannt geblieben, wer von ihnen den größern Theil an der Zusammenstellung gehabt hat. Von Müller in Itzehoe wurden «Wilhelm Leewend» (4 Bde., Berl. 1798—1802) und «Klärchen Wildschütt» (2 Bde., Berl. 1800—1) ins Deutsche übersetzt.

Bekker (Immanuel), ein ausgezeichneter Philolog, der als Kritiker wol die meisten Collationen gemacht und verarbeitet hat, Geh. Regierungsrath und Professor an der Universität zu Berlin, wurde 1785 zu Berlin geboren und genoß den Unterricht Spalding's auf dem Grauen Kloster. Er studirte von 1803—7 in Halle und hörte hier fast ausschließlich F. A. Wolf, der ihn in der Folge für seinen ausgezeichnetsten Schüler erklärte. Zum Professor der Philologie an der eben gestifteten Universität zu Berlin ernannt, arbeitete er vom Mai 1810 bis Dec. 1812 auf der pariser Bibliothek. 1815 nahm ihn die berliner Akademie der Wissenschaften auf und sandte ihn abermals nach Paris, um für das «Corpus inscriptionum graecarum» die Papiere Fourmont's zu benutzen. Zwei Jahre später ging er nach Italien, von der Akademie beauftragt, zunächst mit Göschen die in Verona von Niebuhr entdeckten Institutionen des Gajus ans Licht zu ziehen und sodann eine Ausgabe des Aristoteles vorzubereiten. Er brachte drei Sommer in Mailand, Venedig, Florenz, Ravenna und Neapel zu, zwei Winter in Rom, wo ihm Niebuhr's Freundschaft den Gebrauch der Bibliotheken ungewöhnlich erleichterte, und besuchte auf der Rückreise im Herbst 1819 Turin und zum dritten mal Paris, im Sommer 1820 Oxford, Cambridge und London, zuletzt Leyden und Heidelberg. Den Fleiß und den Geist, mit welchem er an allen diesen Orten gesammelt, bekunden seine «Anecdota graeca» (3 Bde., Berl. 1814—21) und seine Textesrecensionen, die unabhängig von frühern Ausgaben allein aus Handschriften geschöpft sind. Dieselben begreifen: Plato (10 Bde., Berl. 1814—21); die Attischen Redner (7 Bde., Oxf. 1823; Berl., 5 Bde.); Aristoteles (4 Bde., Berl. 1831—36); Sextus Empiricus (Berl. 1842); Thucydides (3 Bde., Oxf. 1821; in Einem Bande, ebendas. 1824 und Berl. 1832); Theognis (Lpz. 1815); Aristophanes (3 Bde., Lond. 1825); Photius' Bibliothek (2 Bde., Berl. 1824); die Scholien zur Ilias (3 Bde., Berl. 1826—27); Harpokration und Möris (Berl. 1833); Pollux (Berl. 1846). Recognitionen, zuverlässig und bequem, hat B. gegeben von Apollodor, Appian, Dio Cassius, Diodor, Heliodor, Herodian, Herodot, Homer, Joseph, Lucian, Pausanias, Plutarch's Parallelen, Polyb, Suidas; auch von Livius und Tacitus. Sein Antheil an dem bonner «Corpus scriptorum historiae Byzantinae» beträgt volle 24 Bände. In den Abhandlungen der berliner Akademie hat er meist Romanisches publicirt: provenzalisch den Fierabras und geistliche Lieder, altfranz. «La vie S. Thomas le martir» und die Romane von Aspremont und von Flore und Blanceflor, diesen auch neugriechisch. In den «Monatsberichten der Akademie» (Aug. 1850 bis April 1851) gab er des Bonvesin altvenet. «Vulgaria», in den «Homerischen Blättern» (Bonn 1863), was er zum Homer deutsch geschrieben. — Sein Sohn, Ernst Immanuel B., geb. zu Berlin 1827, studirte die Rechte und erwarb sich 1849 die jurist. Doctorwürde. Nachdem er hierauf bis 1852 als Linienoffizier gedient, habilitirte er sich zu Halle, wo er später eine außerord. Professur erhielt. Seit 1853 wirkt er als ord. Professor der Rechte in Greifswald. Unter B.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind «Die processualische Consumption im classischen röm. Recht» (Berl. 1853) und «Theorie des heutigen Strafrechts» (Lpz. 1857) hervorzuheben. Auch gab er von 1857—63 ein «Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts» heraus.

Beklemmung nennt man das beschwerliche und mühsame Athmen (Dyspnoea), welches darin besteht, daß die Erweiterung und Verengerung der Brusthöhle beim Aus- und Einathmen beschränkt ist. Sie wird bedingt entweder durch mechanische Verengerung der Brusthöhle, durch Krampf (Asthma), durch Lähmung sowie durch Rheumatismus der Brustmuskeln oder durch Entzündung und Congestion der Lungen, durch Anfüllung der Brusthöhle mit Wasser, Blut oder Luft, durch organische Fehler des Herzens. Ferner entsteht die B. dann, wenn die einzuathmende Luft entweder zu sehr verdünnt (z. B. auf sehr hohen Bergen) oder auch durch Compression zu sehr verdichtet (z. B. in der Taucherglocke) ist. Bisweilen wird das Gefühl der B. auch durch eine psychische Affection, insbesondere durch deprimirende Gemüthsbewegungen veranlaßt. Die Wirkungen der B. bestehen in dem Gefühl großer Angst, in mangelhafter Bildung des Blutes, in Behinderung der Function der Stimm- und Sprachwerkzeuge, in Störung des Blutumlaufs, Betäubung u. s. w. Die Beseitigung der B. hängt ab von der Entfernung der zu Grunde liegenden Ursachen.

Bél (spr. Behl, Matthias), einer der bedeutendsten ungar. Geschichtschreiber und Gelehrten, geb. 1684 zu Ocsova im Comitat Sohl, erhielt seine erste Bildung in Ungarn, studirte dann in Halle und erhielt daselbst eine Lehrerstelle am Waisenhause. 1714 kam er als evang. Prediger nach Neusohl und von da 1719 als Rector des evang. Lyceums nach Presburg, wo er bis zu seinem 1749 erfolgten Tode wirkte. Sein ganzes Leben war der Erforschung der Geschichte und Zustände Ungarns gewidmet. Seine Hauptwerke sind: «Hungariae antiquae et

novae prodromus» (Nürnb. 1723), «Adparatus ad historiam Hungariae» (Presb. 1735—46) und «Notitia Hungariae novae historico-geographica» (4 Bde., Wien 1735—42, unvollendet), sämmtlich Werke, die wegen ihres Reichthums an Stoff noch immer benutzt werden. Auch die Schrift «Der ungar. Sprachmeister» (Presb. 1728 u. öfter) ist von B. verfaßt.

Béla ist der Name von vier ungar. Königen aus der Arpádischen Dynastie. B. I., 1061—63, unterdrückte energisch den letzten Versuch der Rückkehr zum Heidenthum, war durch Einführung geregelter Maß-, Gewichts- und Münzverhältnisse der eigentliche Schöpfer des Verkehrs in Ungarn und führte auch zuerst die reichstägliche Vertretung ein, indem er zum Reichstage nach Stuhlweißenburg anstatt des gesammten Adels nur zwei Adeliche aus jedem Comitate beschied. — B. II., der Blinde genannt, 1131—41, stand ganz unter Leitung seiner blutdürstigen Gemahlin Helena, nach deren Tode er sich dem Trunke ergab und im Becher bald den Untergang fand. — B. III., 1174—96, in Konstantinopel erzogen, führte am Hofe und im Lande byzantinische Sitte und Cultur ein, was von wohlthätigen Folgen für des Landes Entwickelung war, während andererseits B.'s sichtbare Abhängigkeit von dem griech. Kaiser Emanuel der Selbständigkeit des ungar. Reichs gefährlich zu werden drohte. — B. IV., 1235—70, Sohn jenes Andreas II., dem der Adel die «Goldene Bulle» (Ungarns Magna-Charta) abgedrungen, suchte vor allem durch Niederhaltung des Adels das alte königl. Ansehen wiederherzustellen und erregte dadurch allgemeine Unzufriedenheit, infolge deren ein Theil des Adels den österr. Herzog Friedrich II. herbeirief, der aber 1236 von B. geschlagen wurde. Als bald darauf die Kumanen vor den andringenden Mongolen nach Ungarn flüchteten, nahm B. deren Fürsten auf und wies den Fremdlingen Wohnplätze an. Doch die nomadischen Ankömmlinge beleidigten die Magyaren und schlossen sich den Mongolen an, welche 1241 in Ungarn verwüstend einfielen und den König am Sajóflusse in die Flucht schlugen. B. fand ein Asyl in Oesterreich, aber erst nachdem er dem Herzoge Friedrich II. seine Schätze ausgeliefert und drei Comitate abgetreten hatte. Als die Mongolen 1242 auf die Nachricht vom Tode ihres Khans Ungarn wieder verließen, kehrte B. in das Land zurück und ließ es jetzt seine Sorge sein, durch Wiederaufbau der zerstörten Orte und Herbeirufung neuer Ansiedler die Spuren der schrecklichen Mongolenverheerung zu verwischen. Schon 1246 fühlte er sich wieder stark genug, um Friedrich durch die Niederlage, welche er diesem bei Wiener-Neustadt beibrachte, die ungastliche Aufnahme zu vergelten. Sodann schlug er 1262 einen neuen Versuch der Mongolen, in Ungarn einzufallen, siegreich zurück. B. starb 1270, nachdem noch die Empörungsversuche seines Sohnes Stephan ihm die letzten Lebensjahre verbittert hatten.

Belagerung ist das letzte gewaltsame Mittel, eine feindliche Festung zu bezwingen, das auch bei gehöriger Beharrlichkeit seinen Zweck fast niemals verfehlt. Da eine förmliche B. viel Zeit und Streitmittel erfordert, so pflegt man sie nur dann zu unternehmen, wenn kein anderer Weg (Blokade, Bombardement, gewaltsamer Angriff) mehr übrigbleibt, um sich in den Besitz des Platzes zu setzen. Eine B. zerfällt in gewisse Perioden, deren gewöhnlich drei angenommen werden, und deren gemeinsames Endziel die Bildung einer Oeffnung, Bresche oder Sturmlücke im Hauptwall der Festung ist, durch welche man stürmend eindringen und so den Platz nehmen kann. In der ersten Periode beginnt man damit, die Festung einzuschließen oder zu berennen (cerniren), d. h. ihr alle Verbindung mit außen abzuschneiden, was unerwartet, schnell und von allen Seiten zugleich geschehen muß. Alle Hauptzugänge werden besetzt und erforderlichenfalls sogar verschanzt, um sich gegen Ausfälle sicherzustellen. Hierauf wird die Festung recognoscirt und der zweckdienlichste Angriffspunkt ermittelt, den man da zu wählen hat, wo der geringste summarische Widerstand zu erwarten steht. Sodann wird ein bequemer Ort ausgesucht, wo der Artilleriepark, d. h. alles Belagerungsgeschütz mit Zubehör, aufgestellt und die Materialiendepots für das zur B. nöthige Schanzzeug sowie für die anzufertigenden Batteriebaumaterialien, Faschinen, Schanzkörbe u. s. w. angelegt werden sollen. Diese Depotpunkte müssen zwar möglichst nahe und bequem, doch zugleich so sicher liegen, daß der Belagerte sie weder mit seinen Geschossen erreichen noch durch einen Ausfall in Gefahr bringen kann. Mittlerweile bezieht das Belagerungscorps seine ihm angewiesenen Lagerplätze. Ehemals verschanzte man sich sowol gegen die zu belagernde Festung als auch gegen einen von außen kommenden Entsatz durch zusammenhängende Linien. Diejenigen solcher Linien, welche Fronte gegen die Festung machten, hießen Contravallations-, und die gegen außen gerichteten hießen Circumvallationslinien. Gegenwärtig aber, wo die Taktik beweglicher geworden, sind diese, mit ungeheuerer Arbeit verknüpften Aufwürfe gänzlich außer Gebrauch gekommen.

Die zweite Periode der B., deren Verlauf noch heutzutage im allgemeinen nach den von Vauban aufgestellten Grundzügen des Parallelangriffs sich gestaltet, beginnt mit Eröffnung der Laufgräben und endet damit, sich am Fuße des Glacis festzusetzen. Sind alle erforderlichen Geräthschaften und Materialien herbeigeschafft, überhaupt alle Voranstalten so getroffen, daß es im Laufe der B. an nichts fehlen kann, so erfolgt die Eröffnung der Laufgräben oder Tranchéen. (S. Approchen.) Außer den die Angriffsfronte umschließenden Laufgräben, welche Parallelen heißen, ist es nothwendig, auch Verbindungswege oder Communicationen auszugraben, und damit diese von den feindlichen Geschossen nicht der Länge nach bestrichen (enfilirt) werden können, so führt man sie im Zickzack, und zwar so, daß ihre einzelnen Schläge, verlängert gedacht, an den Hauptlinien der Festung vorbeigehen. Die erste Parallele wird gewöhnlich 7—800 Schritt, d. h. außerhalb der Wirkungsweite der schweren Kartätschen, vom Glacis angelegt, doch kann es nur vortheilhaft sein, wenn anderes Terrain und Umstände es gestatten, sie näher und selbst bis auf 500 oder 400 Schritt vom Glacis anzulegen, wodurch an Zeit und Arbeit bedeutend gewonnen wird. Ihre Länge richtet sich nach der Ausdehnung der zum Angriff bestimmten Festungsfronte und muß diese vollständig umschließen. Die Parallele wird so tief ausgegraben und die Brustwehr so hoch aufgeschüttet, daß die Truppen vollständig darin gedeckt sind; auch werden auf den Flügeln für die gegen etwaige Ausfälle aufzustellende Cavalerie und Feldartillerie Schulterwehren (épaulements) von 9—10 F. Höhe und Flügelbatterien aufgeworfen. Die Eröffnung der ersten Parallele geschieht gewöhnlich des Nachts und so geräuschlos als möglich, damit dem Feinde die Arbeiten verborgen bleiben, und er sie weder durch sein Feuer noch durch Ausfälle stören kann. Es ist ein großer Vortheil und seit den Belagerungen des J. 1815 von dem Prinzen August von Preußen als Grundsatz aufgestellt worden, gleichzeitig mit der ersten Parallele auch die ersten Batterien zu erbauen und alles daran zu setzen, daß sie noch in der ersten Nacht fertig werden und mit Tagesanbruch ihr Feuer eröffnen können. Um alle diese Arbeiten der ersten Nacht zu decken, schickt man starke Bedeckungsposten vor, unter deren Schutz die Arbeit vorschreitet, während rückwärts Reserven aufgestellt werden, um etwaigen Ausfällen entgegentreten zu können. Nach Vollendung der Laufgräben zieht man die vorgeschobenen Truppenabtheilungen zurück, welche jetzt die Laufgräben besetzen und die Tranchéewache heißen. Zu noch größerm Schutze werden auch wol auf den Flügeln der Parallelen Redouten (Flügelredouten) erbaut. Die ersten Batterien sind die Ricochet- oder Schleuderschuß- und die Mörser- oder Wurfbatterien, auch Kessel genannt, und die Enfilirbatterien. Die erstern kommen an solche Stellen in, vor oder hinter der ersten Parallele, von wo sie die feindlichen Bastions- und Ravelinfacen sowie die Linien des Gedeckten Wegs der Länge nach beunruhigen können. Sie werden mit schweren Kanonen und Haubitzen besetzt und schießen mit schwacher Ladung und hoher Elevation, damit die Geschosse im Bogen über die die angegriffene Linie deckende Brustwehr hinweggehen und hinter derselben einen oder mehrere Aufschläge (ricochets) machen. Die Mörserbatterien werden theils mit den Ricochetbatterien vereint, theils in der Verlängerung der Capitalen angelegt. Ihre Bestimmung ist, Hauptgebäude der Festung, Magazine, Kasernen u. s. w. einzuäschern, auch die auf dem Hauptwall der Festung vielleicht befindlichen bedeckten Batterien einzuwerfen, weshalb sie mit schweren Mörsern armirt werden. Die Enfilirbatterien liegen ganz seitwärts, selbst außerhalb des Bereichs der ersten Parallele in Verlängerung der Angriffsfronte, und haben die Bestimmung, diese der Länge nach mit voller Ladung und flacher Elevation zu beschießen, weshalb man sie mit den schwersten Kanonen, Bombenkanonen und Haubitzen, neuerdings auch mit gezogenen Kanonen bewaffnet. Es ist ein Grundsatz, das Feuer aus den ersten Batterien nicht eher zu beginnen, bis alle Batterien fertig sind, damit das Festungsgeschütz nicht gegen einzelne sich ungestört concentriren kann. Alle erste Batterien schießen ununterbrochen Tag und Nacht, und man rechnet auf jedes Geschütz in 24 St. etwa 100 Schuß.

Sobald die erste Parallele vollendet und gehörig vervollständigt ist, wird unter dem Schutz ihrer Batterien unverzüglich zur zweiten Parallele vorgegangen, sobald man einen möglichst großen Theil der Festungsgeschütze zum Schweigen gebracht hat. Man bricht zu dem Ende aus mehrern Punkten der Laufgräben, und zwar in der Richtung der Capitalen der vorspringenden Festungswerke, mit Communicationen in Zickzacks, die auch wol Schläge oder Boyaux heißen, vor und umschließt die Angriffsfronte mit einer neuen Laufgrabenlinie, ganz nach den Grundsätzen der ersten. Auch diese Arbeiten führt man in der Nacht aus, wobei wieder starke Truppenabtheilungen zur Deckung vorgeschoben werden. Die zweite Parallele wird bis auf 400, auch wol auf 300 Schritt vom Glacis angelegt. Sollte das Kleingewehrfeuer des

Feindes den Arbeitern zu lästig fallen, so ist man gezwungen, mit der flüchtigen Sappe (s. d.) vorzugehen. Die Flügel der zweiten Parallele werden in der Regel an die erste angelehnt. In diese Parallele kommen die zweiten oder die Demontirbatterien, welche parallel zu den feindlichen Bastions- oder Ravelinfacen angelegt und mit schweren Kanonen (Granatkanonen und gezogenen Kanonen) bewaffnet werden. Ihr Zweck besteht darin, die feindlichen Geschütze hinter den Brustwehren, sie mögen nun aus Schießscharten oder auf hohen Rahmlaffetten über Bank feuern, durch ein directes Feuer zu zerstören; sie schießen mit voller Ladung, langsam, aber sicher und nur bei Tage, um desto sicherer treffen zu können. Jedes Geschütz thut in 24 St. etwa 50 Schuß. Mittlerweile wird das Feuer aus den ersten Batterien fortgesetzt, dafern die zweiten jene nicht etwa maskiren, was eine fehlerhafte Anlage beweisen würde. Bei den B. der Engländer 1808—11 in Spanien, denen man den Namen Schnellbelagerungen beigelegt hat, wurden die Demontirbatterien auch als Breschebatterien benutzt, indem man von ihnen aus das sichtbare Mauerwerk der Festungen einzuschießen suchte. Neben den Demontirbatterien, oder auch mit ihnen verbunden, werden einige Mörserbatterien aus der ersten in die zweite Parallele verlegt, um vorzugsweise gegen die bedeckten Geschützstände in der Festung zu wirken oder die Collateralwerke zu bewerfen. Dieses Verlegen der Batterien pflegt wenigstens des Nachts quer über das Feld zu geschehen, weil man sich am Tage dazu des langwierigen und beschwerlichen Wegs durch die Zickzacks der Laufgräben bedienen müßte. Aus der zweiten Parallele geht man mittels der flüchtigen, oder bei starkem Feuer des Belagerten mit der vollen Sappe vor und legt auf halber Entfernung bis zum Gedeckten Weg eine sog. halbe Parallele an, welche sich zu beiden Seiten der Capitale auf etwa 300 Schritt ausbreitet und mit Batterien von leichten Mörsern besetzt wird, um den Feind aus dem Gedeckten Wege zu vertreiben. Sodann wird am Fuß des Glacis die dritte Parallele angelegt. Hier werden nur Mörserbatterien aufgestellt, welche Bomben, Kartätschen, Spiegelgranaten und Steine werfen.

Die dritte Periode der B. beginnt mit Eroberung des Gedeckten Wegs, indem gegen dessen ausspringende Winkel mit der einfachen oder doppelten Wendesappe oder der Schlangensappe vorgegangen wird, worauf das Couronnement (s. d.) oder die Krönung ebenfalls mit der einfachen Wendesappe bewerkstelligt wird, sofern der Gedeckte Weg nicht erstürmt werden kann, in welchem Falle die Krönung sofort mit der flüchtigen Sappe ausgeführt wird. Mit diesen Arbeiten nimmt einem thätigen Vertheidiger gegenüber die Gefahr für den Belagerer dergestalt zu, daß fast jeder Schritt mit Blut erkauft werden muß. Ist das Glacis unterminirt, so muß auch bei dem Belagerer der Minenkrieg zur Anwendung kommen. Befinden sich Blockhäuser in den Waffenplätzen des Gedeckten Wegs, so müssen diese einzeln erobert werden; sind keine Blockhäuser vorhanden, so gelingt es auch wol, den Gedeckten Weg im raschen Anlauf durch Sturm zu nehmen. Jetzt schreitet man zum Bau der Bresche- und Contrebatterien. Diese zerstören die Geschütze in den feindlichen, gewöhnlich kasemattirten Flanken; jene schießen eine Oeffnung, Bresche oder Sturmlücke in den Wall, und beide Arten Batterien werden deshalb mit den schwersten glatten, in neuester Zeit gezogenen Kanonen bewaffnet, deren Sprenggeschosse auch das Schießen schwerer Granaten aus schweren Haubitzen zum Gangbarmachen der Bresche unnöthig machen. Zuweilen werden auch die Breschen nicht durch Geschützfeuer, sondern durch Minen bewirkt, welche bei der Explosion den Wall umstürzen und eine Sturmlücke in demselben öffnen. Während dessen wird das Hinabsteigen in den Graben (la descente) und später der Grabenübergang selbst bewirkt, und zwar bei trockenen Gräben mittels der bedeckten Sappe, bei Wassergräben auf einem von Faschinen oder Schanzkörben erbauten Damm, oder auch auf schwimmenden Brücken, in allen Fällen durch seitwärts angebrachte Schulterwehre hinlänglich gedeckt. Ist auch diese gefahrvolle Arbeit beendet, so wird zum Sturm der Bresche geschritten, es sei denn, daß sich hinter dem Wall ein sog. Abschnitt befände. In solchem Falle kann das Werk nicht ohne weiteres durch Sturm erobert werden, sondern man muß sich zuvor auf der Bresche festsetzen (einwohnen), Geschütz hinaufschaffen und gegen den Abschnitt ebenso verfahren wie vorher gegen das Werk selbst. Ist nun der Hauptwall auf eine oder die andere Weise erobert, so ist auch in der Regel das Ziel der ganzen B. erreicht; ja die meisten Festungen pflegen den Sturm nicht abzuwarten, sondern sich schon vorher durch Capitulation auf annehmbare, sog. ehrenvolle Bedingungen zu ergeben.

Dieser Gang der förmlichen B. ist in seinen Hauptzügen noch gegenwärtig, besonders gegen Festungen älterer Bauart, namentlich solcher dem Bastionairtracé angehörigen, anwendbar, wenngleich die bedeutenden Fortschritte in der Artillerietechnik und die Verbesserung der Hand-

feuerwaffen manche Abweichungen im Detail bedingen. So führt unter anderm die große Präcision des Feuers und die vergrößerte sichere Tragweite und Wirkung der gezogenen Kanonen sowie die Ausbildung des Shrapnelfeuers gegenüber der Wirkungsweite der früher üblichen schwersten Kartätschen meistens die Nothwendigkeit mit sich, die erste Parallele auf größere Entfernungen als früher üblich, also vielleicht auf 1000—1200 Schritt anzulegen. Dies ist ein Nachtheil für das schnelle Fortschreiten der B., wenngleich nicht für die Aufgabe der ersten Batterien, deren gezogene Kanonen auch ihrerseits im Stande sind, die feindlichen Geschütze durch directes und Flankenfeuer zum Schweigen zu bringen und außerdem die gemauerten Reduits und Blockhäuser, trotz der großen Entfernung, durch indirectes Feuer nachhaltig zu beschädigen. Hingegen nöthigt die weitere Entfernung der ersten Parallele mit Rücksicht auf den nicht zu vermeidenden Bau der Zickzack-Approchen zur Vermehrung der Parallelen und einer allmählichern Vorschiebung der Angriffsbatterien. Ferner weist das verbesserte Feuer der Handfeuerwaffen diesen eine ausgedehntere Rolle im Belagerungskriege zu, als es früher möglich war. Da bei der B. die Entfernungen bekannt sind, so kann man, von seiten der Belagerten, durch die neuen Handfeuerwaffen auch Batterien, welche weiter entfernt liegen, als sonst die Demontirbatterien angelegt zu werden pflegten, mit Erfolg beunruhigen und ihre Wirkung durch Wegschießen der Kanoniere abschwächen, sodaß auch hierdurch das Vorschreiten der Angriffsarbeiten mehr verzögert und oft die Nothwendigkeit erzeugt wird, das zum Vorlegen der Batterien nöthige Terrain erst durch directe Angriffe mit der blanken Waffe zu erobern. Die Einführung der gezogenen Kanonen vereinfacht dagegen die Armirung der Angriffsbatterien. Weitere Abweichungen von der vollständigen Durchführung des Vauban'schen Parallelangriffs werden bedingt gegenüber den großen Festungen neuerer Befestigungssysteme, welche meist mit detachirten Forts umgeben sind. Der große Umfang derselben macht eine vollständige Umschließung fast unmöglich, und die starken, zur Offensive befähigten Besatzungen zwingen zu einer bedeutenden Vermehrung des Belagerungscorps. Die detachirten Forts müssen daher, wenigstens zum Theil, genommen werden, ehe man zum Angriff der Hauptenceinte schreiten kann. Die langen Fronten der letztern endlich machen eine vollständige Umfassung mit Parallelen unmöglich, sodaß man nur Stücke derselben anlegen kann, deren Lücken durch die active Vertheidigung seitens der Angriffstruppen geschützt werden müssen. Die großen modernen Festungen geben demnach dem Belagerungskriege, welcher namentlich in den letzten Napoleonischen Kriegen eine sehr unbedeutende Rolle spielte, wieder eine neue und erhöhte Bedeutung. Vgl. W. Rüstow, «Die Lehre vom neuern Festungskriege» (2 Bde., Lpz. 1860).

In den ältern Kriegen sind B. häufiger vorgekommen als in den neuern, ja ganze Feldzüge bestanden damals oft nur aus einer Reihe von B. Wie der ganze Krieg im Alterthume überhaupt einfacher in Anlage und Verlauf, so waren auch die Sturmleiter und das Schwert die vorzüglichsten Belagerungsmittel. Doch hatte man schon frühzeitig auch Maschinen zur Erstürmung der Mauern. Eine Hauptmaßregel, durch welche die Römer bei ihren B. meist sicher zum Zweck gelangten, war die Einschließung der feindlichen Feste durch einen ungeheuern Erdwall, meist so hoch als die gegenüberliegende Mauer, oft noch höher. Dadurch wurde der Platz nicht nur von den auf der Höhe aufgestellten Wurfmaschinen vollkommen beherrscht, sondern es meldete sich, weil alle Zufuhr abgeschnitten, bei den Belagerten nicht selten der Hunger, ein Feind, dem auch die tapfersten Vertheidiger endlich erliegen mußten. Beispiele berühmter B. aus dem Alterthum sind die von Sagunt, Massilia, Alexandria und Jerusalem. Die Erfindung des Schießpulvers änderte das ganze Kriegswesen um, vorzüglich aber die Befestigungs- und Belagerungskunst. Unter den B. der neuern Zeit haben die von Kandia 1645—69, Gibraltar 1779—82, Saragossa 1808 und 1809, die der Citadelle von Antwerpen 1832, von Venedig 1848, von Sewastopol 1854—55 durch die Nachhaltigkeit der Vertheidigung besonderes Interesse erregt.

Belagerungsgeschütze, s. Artillerie.

Belagerungszustand oder Belagerungsstand (état de siège) einer Festung oder Stadt tritt im Kriege ein, wenn der Feind dieselbe bedroht und alle Vorkehrungen zur wirksamsten militärischen Vertheidigung getroffen werden müssen. Die Ausrüstung des Platzes mit dem, was zur Vertheidigung dient, findet aufs vollständigste statt; die oberste Militärbehörde bekleidet sich mit unumschränkter Gewalt und unterstellt die Rechtspflege für alle dem Kriegsrechte und dem Kriegsgerichte. In neuerer Zeit hat man auch während des äußern Friedens Städte, Ortschaften und ganze Districte dem B. unterworfen, und zwar bei ausgedehnter Bedrohung von Leben und Eigenthum durch Räuber- und Mordbrennerbanden, bei Aufruhr,

namentlich aber bei revolutionären Bewegungen. Dies geschah zuerst seit der Revolution von 1789 von den verschiedenen herrschenden Parteien in Frankreich, dann in Spanien, seit den Revolutionsstürmen von 1848 häufig in Deutschland und vielen andern Ländern. (S. Ausnahmegesetze.) Da die Maßregel meistens mehr in vorbeugender Absicht oder wol gar zur Durchführung anderer Gewaltacte, einseitiger Verfassungsveränderungen, Octroyirungen u. s. w. zur Anwendung kam, so war die Ausführung je nach Ort und Zweck bald mehr, bald weniger streng und überhaupt ziemlich verschieden. Verfassungsmäßig ist dieses Regierungsmittel blos in den Fällen, wo es die Landesgesetze ausdrücklich vorbehalten. Auch hat durchgängig nur die oberste Staatsbehörde das Recht zur Suspendirung der regelmäßigen Gewalten für einen Ort oder District. Erst nachdem der B. öffentlich proclamirt worden, ergreift der damit beauftragte oberste Militärbefehlshaber die Zügel der unumschränkten Gewalt, erläßt seine speciellen Verordnungen, besiehlt die Entwaffnung der Einwohnerschaft u. s. w., und die bürgerlichen Freiheiten und Garantien, wie Versammlungsrecht, Preßfreiheit, Unverletzlichkeit der Wohnung und persönlichen Freiheit, ordentliches Gericht u. s. w., treten außer Kraft. Die Strafrechtspflege geht entweder durchaus auf die Kriegsgerichte über, oder die Wirksamkeit derselben beschränkt sich nur auf näher bezeichnete Verbrechen. Den Kriegsgerichten werden gewöhnlich auch einige Civilrichter beigeordnet. Appellation gegen das Urtheil ist nicht zulässig; doch unterliegen auf Todesstrafe lautende Entscheidungen der Bestätigung des obersten Militärbefehlshabers. Die endgültige Erörterung über die Nothwendigkeit der Verhängung eines solchen Ausnahmezustandes und die Gutheißung der während desselben getroffenen speciellen Maßregeln kann nur den verfassungsmäßigen Gewalten, zu welchen auch die Stände und Kammern gehören, vorbehalten sein. Indessen wird in Zeiten, wo polit. Parteien um die Herrschaft streiten, eine Beurtheilung der von der einen oder andern Seite ergriffenen Gewaltmittel von dem praktisch-rechtlichen Gesichtspunkte aus immer illusorisch bleiben.

Belani, s. Häberlin (Karl Ludwig).

Belbeis, **Belbês**, eine Kreisstadt der Provinz Keljubijeh in Unterägypten, 6½ M. im NNO. von Kairo, am Rande der Wüste und an der großen Karavanenstraße nach Syrien gelegen, war ehemals bedeutender und hat jetzt wenig über 5000 E., deren Hauptgeschäft der Feldbau ist. B. wurde 1163—64 von den Kreuzfahrern unter König Amalrich in Verbindung mit dem Sultan Schaver drei Monate lang gegen Schirkuh und Saladin belagert und 3. Nov. 1168 von Amalrich erobert und zerstört. Der Quellenschriftsteller Wilhelm (Bischof) von Tyrus hält sie seltsamerweise für das alte Pelusium. Ruinen aus dem ägypt. Alterthum sind in dieser Gegend nicht vorhanden. Nur 2½ M. im NNW. der Stadt, ganz nahe südlich von Zakazîh, liegen die Ruinen Tell Bastah, der berühmten Stadt Bubastos, am ehemaligen pelusischen Nilarm, und ebenso weit im N. die Ruinen Tell Abu-Soliman, von Patumos oder Pithôm (im Lande Gosen), welches durch Fronarbeit der Hebräer erbaut war, und von welchem in östl. Richtung der alte Königskanal (Amnis Trajani) durch das Wadi Tumilât führt.

Belcher (Sir Edward), engl. Seefahrer, geb. 1799, trat 1812 als Midshipman in die königl. Marine, wohnte dem Bombardement von Algier unter Lord Exmouth 1816 bei und wurde 1819 Lieutenant. 1825 dem Kapitän Beechey beigegeben, machte er dessen Reise nach der Beringsstraße mit und avancirte nach seiner Rückkehr 1829 zum Commandeur. Nachdem er an der afrik. Küste und beim engl. Geschwader in Portugal gedient, ward er 1836 an Beechey's Stelle Befehlshaber des Schiffs Sulphur, mit dem er eine Reise um die Welt ausführte, die bis 1842 dauerte. Während derselben betheiligte er sich auch an den Operationen gegen die Chinesen, indem er den Kantonfluß hinaufsegelte und 28 Kriegsdschonken zerstörte. Den Bericht über diese Expedition, für welche er mit der Ritterwürde und dem Range als Postkapitän belohnt wurde, enthält sein «Narrative of a voyage round the world» (2 Bde., Lond. 1843). Bald darauf wurde er mit der Corvette Samarang zur Aufnahme der Küsten des Indischen Oceans ausgeschickt, auf welcher Fahrt er in einem Gefecht mit den Piraten von Borneo gefährlich verwundet ward. Er beschrieb diese Unternehmung in der «Voyage of the Samarang to the Eastern Archipelago» (2 Bde., Lond. 1846). Die letzte Expedition B.'s wurde 1852 zur Auffindung Franklin's unternommen. Diese misglückte aber vollständig, und er mußte 1854 mit Verlust seiner Schiffe nach der Heimat zurückkehren. Deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er freigesprochen und vertheidigte sich in der Schrift «The last of the Arctic voyages» (2 Bde., Lond. 1855) gegen die wider ihn erhobenen Anklagen, ohne jedoch seinen Ruf ganz wiederherstellen zu können. Durch Anciennetät stieg er im März 1864 zum Contreadmiral der rothen Flagge.

Belehnung oder Investitur heißt der Act, durch welchen der Lehnsvertrag geschlossen und das Lehn übertragen wird. Die B. ist verschieden, je nachdem sie an einen oder an mehrere hinsichtlich desselben Gegenstandes erfolgt. Sie heißt Mitbelehnung und erzeugt die Gesammte Hand, wenn mehrern das Anrecht auf ein Lehn, das im Besitze eines dritten ist, in der Absicht verliehen wird, daß sie nach seinem und seiner lehnsfähigen Descendenten Tode in den Besitz des Lehns gelangen. Hingegen heißt sie Gesammtbeleihung, wenn mehrern das Miteigenthum nebst Besitz und Nießbrauch verliehen wird. Ferner muß man auch die unbedingte B. von der Eventualbelehnung unterscheiden, durch welche letztere jemand ein Lehn für den Fall, daß es zur Eröffnung kommen sollte, gereicht wird. Wenn ein Vasall Theile seines Lehnbesitzes weiter verleiht, so entsteht eine Afterbelehnung. Die B. erfolgte anfangs von dem Lehnsherrn, dem Kaiser oder dem Landesherrn, in Person und ward auch in Person empfangen; später traten beiderseits Stellvertreter ein. In Sachsen wurde im 17. Jahrh. als Regel die persönliche Empfangung der Lehen, wenigstens bei dem ersten mal, wiederaufgestellt. Auch erfolgte die B. mittels symbolischer Handlungen, z. B. Darreichung einer Fahne, Bekleidung mit einem Mantel, bei den höhern Geistlichen mittels eines Ringes als Zeichen der Vermählung des Bischofs mit der Kirche, und mit dem Scepter zur Uebertragung weltlicher Hoheitsrechte. Stehen der zu erfolgenden B. Hindernisse entgegen, so ist um Indult nachzusuchen, widrigenfalls, wenn nicht Verlust des Lehns, doch Geldbußen (Lehnsemenden) zuerkannt werden, dafern nicht Lehnspardon eintritt. Da die Häufigkeit des Lehnsverhältnisses im Mittelalter den damit zusammenhängenden Benennungen Gemeingültigkeit verschaffte, so versteht man unter Lehnsreichung (Allodialinvestitur) auch die gerichtliche Einweisung in lehnfreies Grundeigenthum. Wegen der B. der Geistlichen durch die weltlichen Regenten entstand unter Gregor VII. im 11. Jahrh. der sog. Investiturstreit (s. d.).

Beleidigung, s. Injurie.

Belem, eine Vorstadt von Lissabon, s. Lissabon.

Belemniten nennt man eigenthümliche, fast fingerförmige Versteinerungen, die man noch nie vollständig gefunden hat, und über deren Thier man auch nur Vermuthungen haben kann. Sie kommen in allen Schichten des Jura- und Kreidegebirgs vor, am häufigsten im Lias oder Schwarzen Jura, und man hat wol 100 verschiedene Arten unterschieden und benannt. Ganz gewiß waren diese Körper, die von den Laien auch Donnerkeile oder Teufelsfinger genannt werden, Theile eines kalkigen Schutzapparats, welcher, wie der Sepienknochen, in dem Rückentheile des Mantels eines Tintenfisches steckte, der in der Gestalt wol einem Kalmar (Loligo) ähnlich sah. Vollständig bestand dieser Schutzapparat aus drei Theilen, einer verbreiterten, sehr dünnen, blattartigen, hornigen Schulpe, die nur in sehr seltenen Fällen erhalten ist, einem kegelförmigen Theile, der aus Luftkammern zusammengesetzt ist und mit seinem Ende in einem harten Kalkzapfen steckt, welcher mit einer Spitze endet. Dieser Kalkzapfen zeigt sich meist allein erhalten, indem er gewöhnlich an dem Kegeltheile, der sog. Alveole, abgebrochen ist. Man findet Arten, wo der Zapfentheil allein über 2 F. mißt. Je nach dem Verhältniß des Kegeltheils zu dem harten Stücke, welcher erstere bald cylindrisch, bald abgeplattet, gefurcht oder vor der Spitze wie ein Lanzeneisen verbreitert ist, hat man die Arten unterschieden und für einige in der weißen Kreide vorkommende, die auf der einen Seite einen bis zu den Kammern durchgehenden Schlitz haben, eine eigene Gattung, Belemnitella, aufgestellt.

Beleuchtung nennt man in der bildenden Kunst die Wirkung des Lichts auf die Kunstwerke, zunächst zur Sichtbarmachung ihrer Gegenständlichkeit, dann aber zur Erzielung eines größern Ausdrucks und eines günstigen Effects derselben. Letzteres bewirkt man je nach den Umständen durch Zulassen oder Ausschließen größerer oder geringerer Lichtmassen, durch das Einfallenlassen derselben von einer bestimmten Richtung her, durch das Brechen der Zuströmung mittels matter Gläser oder halbdurchsichtiger Stoffe, durch Veränderung ihrer Qualität mittels farbigen Glases, durch Spiegelung (bei Dioramen) u. s. w. Auch die in der Malerei und den vervielfältigenden Künsten nachgeahmte Wirkung des Lichts auf die Gegenstände wird B. genannt. Ihre wirkungsvolle Darstellung ist ebenso wol ein Object des Studiums als der Virtuosität, welche letztere sich entweder in der Potenzirung des Glanzes darlegt, wie sie neuere Maler, z. B. A. Riedel in seinen südl. Genrebildern oder E. Hildebrandt in seinen Darstellungen wärmerer Zonen, zu geben pflegen, oder sich in der Ueberwindung der Schwierigkeiten versucht, die eine verschiedenartige, zugleich wirkende Beleuchtung darbietet, wie z. B. Mondlicht, Feueresse, Fackel- und Lichtschein zusammen. Solche Bilder bietet schon die Niederländische Schule dar, in der sich auch Meister wie Schalken damit beschäftigten. Letzterer malte fast aus-

schließlich Bilder mit Lampenbeleuchtung. Die den Bildern durch das natürliche Licht zu gebende B. muß möglichst mit der in ihnen zur Anwendung gebrachten gemalten in Einklang stehen. In Sammlungen und Museen kommt am meisten die Seitenbeleuchtung zur Anwendung, um die Spiegelung von den Fenstern zu vermeiden. Aus demselben Grunde hat man in Museen, jedoch nicht mit durchaus günstigem Erfolge, B. von der Decke angeordnet. Am günstigsten ist eine Schrägstellung der Seitenwände, sodaß diese gegen die Fenster zu divergiren. Künstlerwerkstätten legt man so an, daß das Licht von der Nordseite einfällt, um eine gleichmäßige B. zu haben.

Beleuchtung und Beleuchtungsapparate. Die Mittel zur Hervorbringung eines dauernden künstlichen Lichts beruhen in der Regel in der Veranstaltung eines Verbrennungsprocesses, würden also sehr zahlreich sein, wenn nicht die praktische Benutzbarkeit von Erfüllung mehrerer Bedingungen abhinge, die sowol die Zahl der Brennsubstanzen (Beleuchtungsmaterialien) als der zur Verbrennung dienenden Vorrichtungen (Beleuchtungsapparate) einschränken. Wohlfeilheit, Einfachheit und Bequemlichkeit der Apparate sind Hauptbedingungen, und weit eher verzichtet man auf die höchste Schönheit (Reinheit und Weiße) sowie große Stärke des Lichts, wenn nur unverhältnißmäßige Kostspieligkeit und zu künstliche Vorrichtungen vermieden werden. In dem Bestreben, die entsprechendsten Beleuchtungsmittel aufzufinden, hat man selbst künstliche Lichtquellen aufgesucht, die nicht auf der Verbrennung, sondern auf den unter gewissen Umständen höchst intensiv sich äußernden Glühungserscheinungen beruhen; allein bisjetzt hat sich für die praktische Anwendung nur das Princip der Verbrennung bewährt. Indeß walten auch hier wieder verschiedene Einschränkungen ob. Nicht nur muß die Verbrennung mit Flamme geschehen und eine längere Zeit mit großer Gleichförmigkeit unterhalten werden können, sondern das entwickelte Licht muß zugleich den genügenden Grad von Helligkeit haben. Durch diese Erfordernisse sowie durch den Umstand, daß die Materialien nicht zu kostspielig sind und bei ihrer Anwendung keine unangenehmen oder gar gefährlichen Wirkungen äußern dürfen, beschränken sich die mit mehr oder weniger praktischer Tauglichkeit begabten Lichtstoffe etwa auf folgende: 1) Fette, als: Oele verschiedener Art, sowol aus dem Pflanzenreiche (Baumöl, Rüböl, Mohnöl, Leinöl u. s. w.) als aus dem Thierreiche (Thran, Walrathöl); Talg und talgähnliche Pflanzenfette (z. B. Kokosnußöl, Palmwachs) sowie die daraus gezogenen Producte, welche theils fest (Stearin und Stearinsäure), theils flüssig (Olein und Oelsäure) sind. 2) Wachs. 3) Walrath. 4) Harze (besonders Pech). 5) Aetherische Oele, nämlich Terpentinöl (unter dem Namen Camphin), Erd- oder Steinöl (Petroleum), Steinkohlenöl und das aus letzterm gewonnene Hydrocarbür oder Photogen, Solaröl und Paraffin. 6) Ein Gemisch von starkem Weingeist mit rectificirtem Terpentinöl (der sog. Leuchtspiritus, von den Franzosen sinnwidrig als Gas hydrogène liquide bezeichnet) in den Flüssigkeitsgaslampen. 7) Das brennbare Gas oder Leuchtgas, welches aus Steinkohlen, fetten Oelen oder Harz durch Destillation gewonnen wird. Sonach sind die Beleuchtungsmaterialien theils feste Körper, theils Flüssigkeiten, theils Gase. Wenn man vom Pech absieht, das in Pechpfannen und an Fackeln zur Verwendung kommt, werden die der erstern Art regelmäßig in Gestalt von Kerzen angewendet. Die flüssigen Beleuchtungsmaterialien hingegen werden in den verschiedenen Arten von Lampen gebrannt. Letztere unterscheiden sich in solche, bei denen der Docht den flüssigen Brennstoff direct bis in die Flamme führt, und in solche, bei welchen der Docht den Brennstoff nur so weit zur Flamme erhebt, daß er durch die Hitze der Flamme in Dampf verwandelt wird, worauf sich dann der Dampf entzündet und die Flamme unterhält. Diese zweite Art Lampen (Dampflampen) ist für sehr flüchtige Brennstoffe, namentlich für Leuchtspiritus geeignet. Ausnahmsweise gebraucht man, besonders zum Brennen ätherischer Oele, auch Lampen ohne Docht. Das brennbare Gas bedarf, um zur Erleuchtung verbrannt zu werden, keiner vorbereitenden Erhitzung. (S. Gasbeleuchtung.)

Jede Flamme ist eine im Brennen begriffene Gas- oder Dampfmasse. Bei der Gasbeleuchtung wird der brennbare gasförmige Stoff schon völlig gebildet und gereinigt an die Verbrennungsstelle gebracht. Daher die große Einfachheit des hier angewendeten Verbrennungsapparats. Wenn aber Flüssigkeiten oder feste Körper das Beleuchtungsmaterial abgeben, haben diese vorläufig einen Zersetzungsproceß durch die Hitze der Flamme selbst auszuhalten, vermöge dessen sie sich in eine Gas- und Dampfmenge von größtentheils entzündlicher Beschaffenheit umwandeln, und damit dies auf die vortheilhafteste Weise, nämlich unter der größtmöglichen Lichtentwickelung ohne Rauch und Qualm, stattfinde, sind eigene Vorkehrungen nöthig. Die Kerzen sowie die aus einem Oelgefäße mit darin direct angebrachtem Dochte bestehenden Lampen leisten freilich die beabsichtigte Wirkung in einfachster, allein auch zugleich so unvollkommener Weise, daß mittels derselben die Lichtentwickelungsfähigkeit des Brennstoffs nur unvoll-

ständig nutzbar gemacht wird. Die Ursache dieser Mangelhaftigkeit liegt zunächst wesentlich in der Beschaffenheit des Dochts und in der Art, wie sowol der Brennstoff als die das Verbrennen unterhaltende Luft der Flamme zugeführt wird. Am besten geschieht dies durch die sog. gewebten flachen, bandförmigen oder hohlen, röhrenförmigen Dochte. Namentlich verdienen die letztern den Vorzug, weil vermöge der Röhrengestalt des Dochts die Zersetzung und Verdampfung des Brennstoffs auf eine dünne, ringförmige Schicht beschränkt wird und zufolge des innern Luftzugs die Verbrennung ebenso gut auf der Innenseite dieses Flammenringes als auf dessen Außenseite stattfindet, sodaß der dunkle und qualmerfüllte Raum, welcher sich bei Kerzen und Lampen mit einfachem, faden- oder schnurförmigem Dochte im Innern der Flamme zeigt, beseitigt ist. Diese äußerst wichtige Verbesserung der Brennapparate in Bezug auf Zuführung der zum Brennen erforderlichen Luft wird noch einflußreicher, indem durch Regulirung der Eintrittsöffnungen die Menge der herbeigeführten Luft genau auf das erforderliche Maß eingeschränkt werden und durch Anbringung des Zugglases, welches die Luft um die Flamme zusammenhält, der schädlichen Abkühlung und dem Flackern des Flammenkörpers vorgebeugt werden kann. Um endlich der Bildung einer die Flamme verdunkelnden Schnuppe zu begegnen, muß man mittels besonderer Einrichtungen das Brennmaterial nöthigen, stets bis zu einer bestimmten, unveränderten Höhe anzusteigen, indem nur durch genügende Speisung des obersten Theiles des Dochts dessen Verkohlung verhütet wird. Doch finden alle diese Verbesserungen nur bei Lampen, nicht bei Kerzen Anwendung. Höchstens ist es möglich, bei Kerzen aus nicht leicht schmelzbaren Stoffen, wie Wachs, Walrath, Stearinsäure, der Verdunkelung des Flammenkörpers durch eine von selbst vor sich gehende Entfernung der Schnuppe entgegenzuwirken.

Nicht alle Beleuchtungsmaterialien besitzen eine gleiche Leuchtkraft und Lichtentwickelungsfähigkeit. Zugleich wird auch durch die mehr oder minder zweckmäßige Construction für einen und denselben Brennstoff eine höhere oder geringere Lichtausbeute begründet. Es sind also die verschiedenen Beleuchtungsmittel, weil sie eine sehr ungleiche Leistung an den Tag legen, von sehr ungleichem ökonomischen Werthe. Obgleich sich nun schon hieraus das Bedürfniß einer genauen Messung der Helligkeit, d. i. der Lichtstärke einer Flamme (Photometrie) ergibt, so hat man doch bisjetzt hierfür noch keinen allgemeingültigen Maßstab gefunden. Unter allen zu der Vergleichung der Lichtstärke empfohlenen Apparaten ist das Rumford'sche Photometer (s. d.) der am meisten praktische. Beobachtungen über die relative Leuchtkraft sind in Bezug auf die meisten Brennstoffe wol vorhanden, doch nicht durchaus zuverlässig. Die Pflanzenöle unterscheiden sich in dieser Hinsicht wol nur wenig voneinander. Wenigstens entwickeln das raffinirte Rüböl und das Baumöl fast genau dieselbe Menge Licht aus gleicher Gewichtsmenge Substanz, wenn sie unter gleichen Umständen verbrannt werden. Die ätherischen Oele haben eine erheblich größere Leuchtkraft. Um diejenige Gesammtlichtmenge zu erzeugen, welche durch das Brennen einer Wachskerze von $^1/_4$ Pfd. Gewicht während 100 St. gewonnen wird, sind durchschnittlich erforderlich von Paraffinkerzen 41, Walrathkerzen 52, Wachskerzen 60, Stearinsäurekerzen 61, Palmwachskerzen 64, Talgkerzen 67, Stearinkerzen 93, Kokosnußstearinkerzen 115, raffinirtem Rüböl in den besten Lampen 38—43, von demselben in gewöhnlichen guten Lampen 50—80, in den einfachsten Lampen 100—117, von rectificirtem Terpentinöl in den Camphinlampen 32, von Steinkohlengas (62 Kubikfuß) 89, und Oelgas (23 Kubikfuß) 62 preuß. Loth. Wenn auch die Lichtstärke einer Flamme von der durch dieselbe erzeugten Wärme insofern abhängt, als die letztere die Bedingung zur Fortdauer des Brennens ist, so leuchtet doch die heißeste Flamme nur sehr wenig, wenn es in derselben an einem feinzertheilten, mit dem Dampf- oder Gasstrome vermengten, festen Körper fehlt, dessen Glühen gerade das meiste zur Helligkeit der Flamme thun muß. In den Lampen- und Kerzenflammen sowie in den Gasflammen besteht diese Beimengung aus feinen Kohlenstofftheilchen. Eine Weingeistflamme, die an sich wenig sichtbar ist, leuchtet sogleich stärker, wenn man einen dünnen Draht hineinhält, den Weingeist mit etwas Kochsalz versetzt, u. dgl. Die Flamme des in Vermengung mit Sauerstoffgas entzündeten Wasserstoffgases entwickelt einen der höchsten Hitzegrade, leuchtet aber an sich höchst unbedeutend. Wird aber in diese Flamme ein Stück Kalk oder Kreide gebracht, so geräth dieses in ein so heftiges Glühen, daß es mit einem außerordentlich blendenden weißen Lichte leuchtet. Dieses Licht, das zuerst 1825 von Drummond zu Signalen benutzt wurde und daher den Namen Drummond'sches Licht erhielt, führt auch den Namen Sideral-licht (s. d.). Mit dem Sideral-lichte sowie mit dem Elektrischen Lichte (s. d.) stellte man in neuerer Zeit mehrfach Versuche an, um damit ganze Städte zu beleuchten. Indeß haben sich bisjetzt alle diese Beleuchtungsmittel aus verschiedenen Gründen nicht als praktisch anwendbar bewährt.

Belfast, Municipalstadt und Borough, jetzt auch Hauptstadt der irischen Grafschaft Antrim, liegt an der Eisenbahn und im Hintergrunde der schönen Carrickfergus- oder Belfastbai, nahe der Mündung des schiffbaren Lagan. B. ist der bedeutendste Fabrikort und nach Dublin die erste Handels- und die bevölkertste Stadt Irlands. Im untern Theile der Stadt, am Hafen, der durch einen Schiffskanal mit dem großen Landsee Lough-Neagh in Verbindung steht, haben Handel und Verkehr ihren Hauptsitz. Hier befinden sich die in den J. 1829—52 mit einem Kostenaufwande von 507000 Pfd. St. erbauten Docks. Obgleich in niedriger Lage, hat B. doch ein gesundes Klima und gewährt mit seinen weiten und saubern Straßen einen freundlichen Anblick. Am rechten Ufer des Lagan, den drei Brücken überspannen, liegt die Vorstadt Ballymacarret, im S. die neue Vorstadt Malone mit vielen schönen Gebäuden, im NW. auf Anhöhen die zahlreichen Fabriken. B. ist eine erfolgreiche Gründung schott. Presbyterianer, und seine Entwickelung nur mit der amerik. Städte vergleichbar. 1758 belief sich die Bevölkerung auf 8543, 1831 auf 53000, 1841 auf 75308, 1851 auf 100301 und 1861 auf 119718 Seelen. Die Stadt sendet zwei Abgeordnete in das Parlament, ist Sitz eines kath. Bischofs und hat 53 Kirchen, darunter 8 anglikanische, 4 katholische, 21 presbyterianische, 20 für Methodisten und viele andere Sekten, ferner einen Gerichtshof, ein Stadthaus, einen Versammlungssaal der Kaufleute und der Handelskammer, eine große, 1785 erbaute Leinwandhalle, drei Krankenhäuser (darunter das Armenhospital für 500 und das Fieberhospital für 220 Personen), eine Irrenanstalt, ein Arbeitshaus, ein Versorgungs- und Waisenhaus und ein Zellengefängniß. B. ist nicht nur ein Hauptsitz der Fabrikthätigkeit, sondern auch des geistigen Lebens in Irland. Es hat an Bildungsanstalten: das 1849 eröffnete Queen's-College mit 20 Professoren, das 1807 gegründete Königliche Akademische Institut mit 400 Schülern, die 1786 gegründete Belfast-Academy (lat. Schule), ein Seminar für presbyterianische Geistliche, eine Zeichenschule, über 20 Volks- und Armenschulen und viele Privatschulen. Auch besitzt die Stadt drei öffentliche Bibliotheken, einen Verein für Naturgeschichte mit Museum, eine Gesellschaft für Gartenbau und Pflanzenkunde mit einem botan. Garten und Museum, eine literarische Gesellschaft (seit 1801) mit Museum, zwei medicinische und eine Gesellschaft für Verbreitung des Flachsbaues. Außerdem bestehen ein Theater und eine Musikhalle. Neben vielen Linnenfabriken und Flachsspinnereien zählt es auch bedeutende Baumwollfabriken, chem. Fabriken, Maschinenbauanstalten, Eisengießereien, Alabasterschleifereien, Brauereien u. s. w. Während die Gerberei zurückgegangen, steht dagegen die Seilerei und die Segeltuchfabrikation in Blüte. Zudem sind zwei große Werfte in voller Thätigkeit. Den Hauptartikel der Ausfuhr bildet die Leinwand, nächst dieser Baumwollzeuge. Große Mengen von Vieh, Pökelfleisch, Schinken, Butter und andere Provision sendet B. nach Liverpool. Die wichtigsten Artikel der Einfuhr sind Leinengarn, rohe Baumwolle, Wollwaaren, Steinkohlen (aus Schottland), Leinsamen, Eisen, Thee, Zucker u. s. w. Zahlreiche Dampfboote unterhalten den Verkehr mit den Häfen Großbritanniens. Ansehnlich ist der Handel besonders mit den Vereinigten Staaten, den brit. Colonien, dem Mittelmeer, der Ostsee und Archangel. — Den Namen B. führt auch eine blühende Seestadt in dem nordamerik. Staate Maine. Dieselbe ist im Innern der Belfastbai schön gelegen, besitzt einen geräumigen und sichern Hafen und zählt 6000 E., die bedeutende Fischerei, Schiffbau und Seehandel, hauptsächlich mit Bauholz und Fischen treiben.

Belfort oder Béfort, eine feste Stadt im franz. Depart. Oberrhein, am Südfuß der Vogesen, am linken Ufer der Savoureuse, unter einem sehr alten Felsschloß, 7½ M. im W. von Basel, an der Ostbahn (Paris-Mühlhausen) und der Lyoner Bahn (Belfort-Dijon) gelegen, ist Hauptstadt eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und hat ein Communal-Collége, eine Synagoge, ein Theater, ein Civil- und ein Militärhospital. Die Stadt zählt 8100 E. und unterhält Gerbereien und Brauereien. Als Kreuzpunkt von sechs Hauptstraßen ist sie der Hauptstapelplatz für den Handel nach Deutschland und der Schweiz, besonders in Burgunder- und Champagnerwein. Die Herrschaft B. im Sundgau kam im 14. Jahrh. an die Grafschaft Pfirt (Ferette), ward 1648 mit dieser von Oesterreich an Frankreich abgetreten, 1659 von Ludwig XIV. dem Cardinal Mazarin verliehen und 1781 von dem Herzog von Valentinois erworben, der sie bis zur Revolution als Grafschaft besaß. B. ist erst von Vauban befestigt worden und beherrscht den Zugang Frankreichs zwischen Jura und Vogesen (die Trouée de Belfort). Es ward im Nov. 1633 vom Herzog von Feria erobert, 10. März 1634 vom Rheingrafen Otto den Kaiserlichen entrissen. Am 28. Mai 1635 schlugen hier die Franzosen und Schweden unter dem Marschall de la Force den Herzog von Lothringen.

Belfry, s. Bergfried.

Belgard (ehemals Bjaligrod, d. h. Weißenburg), eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Köslin der preuß. Provinz Pommern, an der Persante und der Eisenbahn, 3½ M. im SSW. von Köslin, hat ein Schloß, drei Kirchen und 4952 E., die Landwirthschaft, Tuchwebereien, Walkmühlen und Tabackfabrikation betreiben, auch drei ansehnliche Vieh- und Pferdemärkte unterhalten. Der Kreis B. zählt auf 20,94 Q.-M. 40486 E., von denen 31493 auf das platte Land kommen. Die einzige Stadt außer B. ist Polzin, 3½ M. im Süden, am Waggerbach, mit einer schönen evang. Kirche, worin das vorzügliche Erzdenkmal des Bischofs von Kammin, Erasmus von Manteuffel, sich befindet. Die Stadt zählt 4091 E., die hauptsächlich Wollweberei, Tuchmacherei und Ackerbau betreiben. Auch sind hier neun eisenhaltige Quellen mit der besuchten Bade- und Trinkanstalt Luisenbad. Ganz nahe der Stadt liegt das 1780—82 erbaute Schloß Polzin mit einer reichen Bibliothek. Die Umgebung von B. und namentlich von Polzin wird die Pommersche Schweiz genannt. Erst 1648 kam die Stadt B. an Kurbrandenburg.

Belgien, einer der jüngsten europ. Staaten, entstanden aus dem südl. Theile des durch den Wiener Congreß geschaffenen Königreichs der Niederlande, hat seinen Namen erhalten in Erinnerung an die Provincia Belgica der röm. Reichseintheilung, zu deren Gebiet es dem größten Theile nach gehörte. Es schließt in seiner jetzigen Gestaltung fast die ganzen österr. Niederlande mit den Grafschaften Flandern, Hennegau, Namur und Theilen der Herzogthümer Brabant, Luxemburg und Limburg ein.

Umfang und Bevölkerung. Die geogr. Lage B.s fällt zwischen 0° 15′ und 3° 46′ östl. L. (von Paris) und zwischen 49° 31′ und 51° 28′ nördl. Br. Im N. grenzt es an Holland, im O. an holländ. Limburg und Rheinpreußen, gegen S. und SW. an Frankreich, im NW. an die Nordsee. Die größte Längenausdehnung in der Richtung von NW. nach SO. hat es von Ostende nach Arlon (36 M.), in der Richtung von S. nach N. von Chimay nach Turnhout (24 M.). Das Gesammtareal beträgt 536,27 Q.-M. (2,945593 Hektaren), die sich auf die neun Provinzen, in die der Staat zerfällt, auf folgende Weise vertheilen: Luxemburg (Hauptstadt Arlon) 80,74, Hennegau (Hauptstadt Bergen, franz. Mons) 67,63, Namur (Hauptstadt Namur) 66,73, Brabant (Hauptstadt Brüssel) 59,72, Westflandern (Hauptstadt Brügge) 58,[illegible], Ostflandern (Hauptstadt Gent) 54,95, Lüttich (Hauptstadt Lüttich) 52,83, Antwerpen (Hauptstadt Antwerpen) 51,63, Limburg (Hauptstadt Hasselt) 43,84. Die gesammte Volkszahl von 4,836566 Seelen, wonach also durchschnittlich 9018 Köpfe auf die Quadratmeile oder 164 auf 100 Hektaren kommen, stellt B. in relativer Hinsicht an die Spitze der bestbevölkerten Staaten des europ. Continents. Die Bevölkerung der beiden Flandern bildet nicht ganz das Drittel der Gesammtbevölkerung; die von Brabant, verbunden mit der von Hennegau, bildet das zweite Drittel; der Rest vertheilt sich auf die übrigen Provinzen. In relativer Hinsicht steht Ostflandern obenan, indem daselbst 270 Menschen auf 100 Hektaren wohnen, während im Luxemburgischen diese Zahl auf 46 herabsinkt. 1840 war die Bevölkerung bereits zu der von 1831 um 7,59 Proc., von da ab bis 1850 um 8,67, von 1850—60 um nahezu 10 Proc. gestiegen. In den spätern Jahren betrug der jährliche Zuwachs durchschnittlich 1,11 Proc. Die ländliche Bevölkerung verhält sich zur städtischen ungefähr wie 735 zu 265, indem die 86 Stadt- und 2452 Dorfgemeinden 3,553952 Land- und 1,282614 Stadtbewohner zählen. Die Zahl der Katastralparcellen für das Königreich war 1839: 5,653961; 1850 zählte man 738512 Grundbesitzer, von denen nur 2623 ein Katastraleinkommen von mehr als 6000 Frs. und 517492 ein derartiges unter 100 Frs. aufwiesen. Die Bevölkerung B.s besteht aus einem Mischvolke deutscher und celtischer Abkunft, in welchem die Stämme der Vlamingen und Wallonen gegenwärtig noch durch Festhalten ihrer Mundart, der flämischen und wallonischen, neben Deutschen, Holländern und Franzosen, die ihre Muttersprache bewahren, hervortreten. Unter diesen verschiedenen Sprachidiomen hat als Sprache des Umgangs der gebildetern Stände sowie der centralen Staatsbehörden und des höhern und mittlern Unterrichts das Französische factisch die Oberherrschaft behalten, obgleich die Verfassung keinem Idiom den Vorzug einräumt und das Vlämische im Verhältniß von 4 zu 3 überwiegt. Deutschredende zählte man 1846: 34060, wovon 25774 auf den deutschen Theil des belg. Luxemburg kamen. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bekennt sich zur kath. Kirche. Bei der Zählung von 1846 stellte sich nur eine Anzahl von 10323 angesiedelten Nichtkatholiken (darunter 7368 Protestanten und 1336 Juden) heraus. Die Katholiken werden durch den Erzbischof von Mecheln und die fünf Diöcesanbischöfe zu Brügge, Gent, Doornik (Tournai), Namur und Lüttich geleitet. Die Klei-

nen, in den größern Städten und Dorfgemeinden befindlichen prot. Gemeinden theilen sich in anglikanische und reformirte, die für ihre Cultuszwecke zusammen vom Staate eine Summe von 65000 Frs. beziehen, und in solche, die, meist aus kath. Convertiten entstanden, von den Mitteln der in Brüssel bestehenden evang. Gesellschaft unterhalten werden.

Bodengestaltung und Bewässerung. B. ist kein Gebirgsland, vielmehr herrscht der Charakter des Flach- und Hügellandes vor; doch greift in den südöstl. Theil, welcher durch die Maas und Sambre abgeschnitten wird, der Westflügel des Ardennenplateaus (mittlere Höhe von 1200 F.) ein, für das industrielle Leben ein Umstand von Bedeutung. Die Thonschiefer- und Grauwackemassen der Ardennen sind von Streifen Grauwackenkalksteins durchsetzt, und mächtige Eisen- und Steinkohlenlager begleiten die Ufer der Maas, bevor die Tertiärschichten von Hennegau und Südbrabant zu dem Alluvialboden der flandr. Ebenen übergehen und hier zu solcher Tiefe absteigen, daß künstliche Deiche und Polder das Einbrechen der Meereswellen abwehren müssen, wo die natürlichen Schutzwehren der Dünen Lücken lassen. Mit den Heidestrecken der Kempen (Campine) im nordöstl. Theile von Antwerpen beginnt zwar eine der Küste parallele Zone unfruchtbarer Landstriche; doch die vom Staate mit besonderm Eifer und Erfolg geförderte Cultur weist ihnen immer engere Grenzen an. Die reiche Bewässerung des Landes wird, mit Ausnahme der unterhalb Nieuport mündenden Yperle, durch die Systeme der Schelde und Maas bewirkt, welche beide Flüsse schiffbar von Frankreich aus ins Land eintreten, aber beide auch im Königreich der Niederlande münden. Die Hauptzuflüsse der bei Antwerpen 2160 F. breiten und 30 F. tiefen Schelde sind Lys, Dender und Rupel, letzterer aus Nethe und Dyle gebildet; die der Maas sind Sambre, Amblève, Ourthe und Vesdre. Die günstigen natürlichen hydrographischen Verhältnisse sind mit großem Vortheil zu Kanalanlagen benutzt worden, welche Brüssel und Löwen mit dem Rupel, Brüssel mit Charleroi, Mons mit Condé, Ostende mit Brügge und Gent und dieses mit Terneuse in Verbindung setzen. Seit 1846 ist auch der Verbindungskanal zwischen Schelde und Maas durch das Gebiet der Kempen, mit Abzweigung nach Turnhout, hergestellt, wodurch die Urbarmachung jenes Gebiets erheblich gefördert worden. Außerdem verbindet seit 1850 ein Kanal zur linken Seite der Maas die Städte Lüttich und Mastricht. Die schiffbare Strecke der Flüsse und der Kanäle zusammen belief sich schon 1850 auf 336 Lieues.

Klima und Productivität. Das Klima trägt in den der See benachbarten Ebenen einen fast oceanischen Charakter, welcher durch einen milden, gleichmäßigen Typus sich auszeichnet vor den höhern Landesgegenden im Südosten, wo heißere Sommer mit kältern Wintern schroffer wechseln. Eine solche mit der äußern Landesnatur Hand in Hand gehende Klimaverschiedenheit gibt B. eine größere Productenmannichfaltigkeit als dem Königreich der Niederlande. Während die Ardennenwaldungen einen bedeutenden Holzreichthum liefern, bietet die Ebene Getreide aller Art, Hülsenfrüchte, Oelgewächse, Hanf, Flachs (besonders schön in Flandern), Taback in Westflandern, viel Hopfen, Farbekräuter und Cichorien. Das Gebiet der Feldcultur umfaßt 1,830515 Hektaren (52752 Hektaren mehr als im J. 1856). Davon kommen 51,76 Proc. auf eigentliche Getreidecultur, 17 Proc. auf Wiesengrund, 4,2 Proc. auf industrielle Pflanzungen (Raps, Runkelrüben, Lein, Hanf, Hopfen u. s. w.). Dem Weinbau sind längs der Maas 166 Hektaren gewidmet. An Waldungen zählte man 1846: 485600 Hektaren. Die Ardennenwälder sind reich an Wild verschiedenster Art. Die Abhänge und Thäler des Berglandes und die fetten Wiesen des Flachlandes begünstigen die Rindvieh-, Schaf- und Pferdezucht, wenn auch erstere nicht in so hohem Maße wie in Holland, und die Küsten des Meeres bieten dem Fischfange ein weites Feld. Nach der Zählung von 1856 besaß das Land 277,311 Pferde, 1,257649 Stück Rindvieh und 583485 Schafe. Das Mineralreich liefert, außer beträchtlichen Ausbeuten an Blei, Kupfer, Zink, Galmei, Alaun, Torf, schönem Marmor, der glänzendschwarz bei Visé und Theux gefunden wird, Kalkstein und Schiefer und, nächst England, die werthvollsten Schätze an Eisen und Steinkohlen. 1861 lieferten die 48 im Gange befindlichen Hohöfen 306000 Tonnen Eisen, im Werthe von 25 Mill. Frs. (1850 nur 11½ Mill.). Der Steinkohlenreichthum lagert in den drei Hauptbassins von Bergen (Mons), Lüttich und Charleroi, welche jährlich an 10 Mill. Tonnen Kohlen, im Werthe von 110 Mill. Frs., liefern. Unter den Mineralquellen haben die Stahlquellen zu Spaa die größte Berühmtheit und ziehen, nebst dem Seebade Ostende, eine stets zunehmende Anzahl von Fremden ins Land.

Physische und technische Cultur. Die einzelnen Zweige der phys. Cultur finden im allgemeinen in der üppigen Bodenproductivität ausgezeichnete Stützen. Garten- und Ackerbau

sowie Kunstgärtnerei blühen. Die Viehzucht wird allgemein betrieben, namentlich in Flandern und im Limburgischen, wo man den durch Handel weitverbreiteten Limburger Käse erzeugt. Die Bienenzucht ist in den Kempen von Bedeutung; die Seidencultur indeß hat sich trotz hoher Prämien nicht einzubürgern vermocht. Der Bergbau, besonders auf Eisen, Zink und Steinkohlen, spielt eine sehr wichtige Rolle. Der Kohlenbau wird schon an 800 J. und gegenwärtig auf 450 Gruben betrieben, obschon das Land auch ziemlichen Reichthum an Holz hat, was ihm vor England einen wesentlichen Vorzug gibt. Zu diesen unterirdischen Hebeln technischer Cultur, welche 136000 Arbeiter beschäftigen, gesellen sich die eine dichte Volksmenge nährende Landesproduction und die zum Handel nach außen auffordernde Lage, um das Land zu einem blühenden Industrieland zu machen. Ihre Wurzeln hat die belg. Industrie in einem uralten, schon von den Römern in den benachbarten celtischen Gegenden vorgefundenen Gewerbfleiße. Dieser hat sich durch alle Zeiten erhalten und ist aus dem wallonischen Flandern in das deutsche herübergewandert.

Die fünf Hauptindustriezweige sind Leinen-, Woll-, Baumwoll-, Ledermanufacturen und Metallwaarenfabriken. Die durch die Verbreitung des mechan. Gespinstes in schwere Drangsal gerathene Leinenmanufactur hat sich seit etwa 1840 durch zweckmäßigere Organisirung dieses Gewerbzweigs wieder zu neuer Blüte emporgetrieben und beschäftigte 1856 an 200000 Arbeiter (104000 Spinner und 74000 Weber). Von diesen kommen mehr als drei Viertel auf die beiden flandr. Provinzen. Die Zahl der Spindeln übersteigt gegenwärtig 180000, die sich auf etwa 30 Fabriken vertheilen (von letztern 17 in Gent mit 120000 Spindeln, andere in Tournai [Doornik], Lokeren, Roulers [Rosselaere], Brüssel, Mecheln u. s. w.) Die Weberei wird vorzüglich in den beiden Flandern und einigen Orten Brabants, Hennegaus und des Antwerpenschen betrieben. Die Zahl der mit Handgespinst verfertigten Stücke Leinwand ist in starker Abnahme begriffen. Die jährliche Ausfuhr an Lein- und Hanfgewebe aller Art belief sich durchschnittlich von 1841—50 auf 10,2 Mill., von 1851—60 auf 18,2 Mill. Frs. Berühmt sind die Batist- und Damastwebereien von Brügge. Das belg. Handgespinst, hauptsächlich von den Armen in Flandern geliefert, konnte, trotz seiner qualitativen Ueberlegenheit, die Concurrenz mit den Maschinen unmöglich aushalten. Einen alten Weltruf haben die Brabanter oder Brüsseler Spitzen, die am besten in und um Brüssel geklöppelt werden. Ihr Preis ist jedoch seit der Benutzung des mechan. Tülls bedeutend gesunken, und die Verwendung von Zwirn im Werthe von 1000—10000 Frs. das Pfund gehört zu den Ausnahmen. Den Hauptzweig der Spitzenindustrie, die an 130000 Menschen beschäftigt, bilden die sog. Valenciennes, die am meisten in Westflandern verfertigt werden. Für die Wollmanufactur ist Verviers nebst seinen Umgebungen (Dolhain, Ensival, Francomont und Hodimont) der wichtigste Mittelpunkt. Jährlich werden hier in 132 Fabriken mit 200 Dampfmaschinen über 194000 Stück des feinsten Tuchs, im Werthe von 40 Mill., geliefert. Außerdem werden noch Tuche gefertigt zu Thuin, Ypern und Poperinghe; Zeuge und andere Wollstoffe zu Brügge, Lüttich, Loth, St.-Nicolas, Brüssel u. s. w. Große Teppichfabriken bestehen zu Brüssel, Ingelmünster und Doornik; viel Strümpfe werden im Hennegau gewebt. Die vorzüglichsten Baumwollmanufacturen sind zu Gent und Aelst in Ostflandern, zu Kortryk in Westflandern, zu Brüssel und Anderlecht in Brabant, zu Doornik und Bergen im Hennegau. Die Trennung von Holland hat indeß durch den Verlust der Ausfuhr nach den Colonien wesentliche Rückschritte in der Baumwollindustrie hervorgerufen. Immerhin sind jedoch noch gegen 625000 Spulen im Lande in Thätigkeit, welche zusammen über 12 Mill. Kilogr. Garn, im Werthe von 18½ Mill. Frs., fertigen. Die Ledermanufactur hat zwar in Mastricht einen wichtigen Markt an Holland überlassen; aber auch die limburgisch-belg. Umgebung dieser Stadt erzeugt viel vortreffliches Leder. Andere wichtige Punkte für die Lederfabrikation sind Lüttich, Namur, Dinant und vorzugsweise Stavelot, wo allein jährlich über 45000 Häute verarbeitet werden. Die Handschuhverfertigung für den innern Bedarf hat in den letzten Jahren, namentlich in Brüssel, einen erstaunlichen Aufschwung genommen.

Die Metallfabrikation wird durch den Reichthum des rohen Materials in einem hohen Grade unterstützt. Die vielen Hohöfen begründen besonders in und um Lüttich, Namur, Charleroi und Bergen einen äußerst thätigen Eisenbetrieb und geben weltberühmten Eisengießereien, Messer-, Feilen- und andern Eisen- und Stahlfabriken die Existenz. Große Stückgießereien und berühmte Gewehrfabriken bestehen zu Lüttich, großartige Maschinenfabriken in und um Lüttich (Seraing), Tirlemont, in Brüssel, Gent u. s. w., Nagelschmieden zu Charleroi, Blechhämmer und Walzwerke bei Lüttich und im Hennegau, Draht- und Messinghütten bei

Namur, Zinkwaarenfabriken zu Lüttich, Bleiröhren- und Schrotwerkstätten zu Gent, und Ateliers vorzüglicher Gold- und Silberwaaren zu Brüssel und Gent. Außer den fünf Hauptzweigen der belg. Industrie verdienen folgende Etablissements noch besonderer Erwähnung: die Strohhutfabriken im Lüttichschen mit weitverbreitetem Handel; die Papierfabriken in den Provinzen Namur, Lüttich und Brabant; die Glasfabriken im Hennegau, Namur, Lüttich (Val-St.-Lambert) und Brabant; die Porzellan- und Fayencefabriken zu Doornik, Brüssel, Bergen und Gent; die berühmten Kutschenfabriken zu Brüssel; die Zuckersiedereien in Antwerpen, Tirlemont, Ypern, Gent, Bergen und Gembloux; die lackirten Holzwaaren von Spaa u. s. w. An den großartigen Förderungen so vieler Industrieerzeugnisse nimmt die Anwendung der Dampfkraft einen mächtig eingreifenden Antheil. 1861 belief sich die Zahl der Dampfmaschinen auf 4672, mit einer Kraft von 105694 Pferden.

Handel und Verkehrsmittel. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. hatte B. unter der Anführung von Brügge einen blühenden Handel begründet durch regelmäßigen Verkehr mit den Italienern. An die Stelle von Brügge trat nach der Entdeckung Amerikas und infolge der neuen Richtungen des Handels Antwerpen, das als ein nordisches Venedig dem ganzen belg. Handel seine Glanzperiode verschaffte. Die Unglücksperiode des span. Drucks und der niederl. Freiheitskämpfe beugten jedoch den Handel des Landes tief, und der Fall von Antwerpen versetzte ihn in Zerrüttung. Der Westfälische Friede untergrub ihn sodann vollends, indem das mächtig gewordene Holland die Sperrung der Schelde durchsetzte. Infolge der Eroberung der Niederlande durch die Franzosen am Ende des 18. Jahrh. wurde die Scheldeschiffahrt wieder frei und durch Napoleon Antwerpens Hafen wieder restaurirt und vergrößert, aber freilich auch zum Kriegshafen gemacht. Noch kräftiger für das Wiedererblühen des Handels wirkte, auf Kosten Amsterdams, die Vereinigung B.s und Hollands durch den Wiener Congreß. Doch kaum war man zu den besten Hoffnungen berechtigt, als die Revolution und Spaltung von 1830 mit neuem Sturze drohte. Durch den Londoner Tractat vom 19. April 1839 wurde die für B.s Handel entscheidende Scheldefrage insofern zu Gunsten Hollands gelöst, als dasselbe von jedem Schiffe 1½ Fl. für die Tonne Zoll erheben durfte, welche Beschränkung ein Beschluß der Repräsentantenkammer vom 18. Mai 1839 durch die Rückerstattung des Zolls an sämmtliche Schiffe aufzuheben suchte. Dieser schwere Tribut an Holland, den die gewaltsame Losreißung dem Lande auferlegte, wurde erst 1863 durch Rückkauf und unter Betheiligung der verschiedenen mit Antwerpen verkehrenden Seestaaten beseitigt. Die durch den Tractat für die Schiffahrt auf den Binnengewässern zwischen Schelde und Rhein beabsichtigte Gleichstellung holländ. und belg. Schiffe mußte B. mit einer Rente von 600000 Fl. erkaufen. Nachdem schon im Juni 1839 neue Befehle der holländ. Regierung die Vergünstigung vernichtet, wurde 1843 mit neuen Opfern ein nun von beiden Parteien ratificirter Schiffahrtsvertrag zu Stande gebracht.

Die Krisis, welche der Entfaltung eines freiern Verkehrs vorausging, hatte B. nicht ungenützt gelassen zu den kräftigsten Vorbereitungen im Innern. Während sich zur Concentrirung der Kräfte Associationen bildeten, übernahm die Regierung durch ein Gesetz vom 1. Mai 1834 die Anlage eines Eisenbahnnetzes, das Mecheln zum Mittelpunkte haben und sich von da aus östlich über Löwen, Lüttich und Verviers bis zur preuß. Grenze, nördlich nach Antwerpen, westlich über Dendermonde, Gent und Brügge nach Ostende, südlich über Brüssel, Tubize und Mons bis zur franz. Grenze erstrecken sollte. Die Länge der östl. Linie beträgt 136⅓, der nördlichen 25½, der westlichen 127, der südlichen bis zur franz. Grenze bei Quiévrain unweit Valenciennes 108, zusammen über 397 Kilometer. Dazu kamen nach dem Gesetz vom 26. Mai 1837 noch folgende Linien: von Gent über Courtrai nach der franz. Grenze bei Mouscron in der Richtung nach Lille mit einer Seitenbahn nach Tournai 75 Kilometer; von Braine-le-Comte über Charleroi nach Namur 80 Kilometer; von Landen nach St.-Trond 11 Kilometer; zusammen also wieder 563 Kilometer oder 76 geogr. M. Staatsbahnen, wozu später nur noch einige kleine Strecken hinzutreten. Von diesen Linien wurde die erste Strecke von Brüssel bis Mecheln 5. Mai 1835, die letzte von Verviers bis zur preuß. Grenze bei Herbesthal 15. Oct. 1843 eröffnet, womit das decretirte Eisenbahnnetz vollendet war. Von 1844 an ward der Eisenbahnbau lediglich der Privatindustrie überlassen; nur hat der Staat neuerdings in vielen Fällen den Betrieb der Bahnen übernommen. In den J. 1845—61 wurden etwa 30 neue Bahnen, zusammen 1500 Kilometer lang, concessionirt. Im Betriebe waren 1863 im ganzen etwa 2100 Kilometer oder 280 geogr. M., wovon fast drei Viertheile durch Privatmittel hergestellt sind. Die im Staatsbetriebe befindlichen Bahnen,

gegen 800 Kilometer, haben meist doppeltes, die andern aber einfaches Geleise. Die Staatsbahnen haben über 200, die Privatbahnen über 300 Mill. Frs. gekostet. Jene liefern eine Rente von 6—7 Proc., diese nur 3—4 Proc. Die bedeutendsten belg. Privatbahnen sind folgende: 1) von Brüssel über Namur und Arlon nach Luxemburg, 221 Kilometer, mit Zweigbahn von Arlon nach Longwy in Frankreich; 2) von Brüssel einerseits über Aelst nach Wetteren (resp. Gent), andererseits über Grammont nach Ath, zusammen 76 Kilometer; 3) von Brüssel nach Löwen, von da über Charleroi nach Givet in Frankreich, 156 Kilometer; 4) von Antwerpen nach Gent (erste Privatbahn), 50 Kilometer; 5) von Antwerpen nach Rozendaal in Holland, 30 Kilometer (in Belgien); 6) von Lierre (zwischen Mecheln und Antwerpen) nach Turnhout, 45 Kilometer; 7) von Gent über Eecloo nach Brügge, 48 Kilometer; 8) von Gent über Oudenarde nach St.-Ghislain (resp. Mons), 85 Kilometer; 9) westflandr. Bahn von Brügge über Courtrai, Menin, Ypern nach Poperinghe, mit Zweigbahnen von Lichtervelde über Dixmuiden nach Furnes und von Ingelmünster über Thielt nach Deynze, zusammen 155 Kilometer; 10) von Jurbise (zwischen Brüssel und Mons) über Ath nach Tournai, 48 Kilometer; 11) von Charleroi nach Erquelines an der Grenze von Frankreich, 24 Kilometer, und von Ecaussines (bei Braine-le-Comte) nach Erquelines, 63 Kilometer; 12) Sambre-Maas-Bahn von Charleroi über Walcourt und Mariembourg nach Vireux in Frankreich, mit Zweigbahn nach Philippeville, Momignies (unweit der franz. Grenze) und Couvin, zusammen 135 Kilometer; 13) von Mastricht nach Lüttich, 30 Kilometer, von da nach Namur, 61 Kilometer, und von Namur über Dinant nach Givet, 50 Kilometer; 14) von Mastricht über Hasselt nach St.-Trond, 40 Kilometer; 15) von Mons über Manage nach Wavre, 66 Kilometer. Concessionirt oder 1864 im Bau begriffen waren unter anderm folgende Bahnen: 1) von Hasselt über Diest, Aerschot und Lierre nach Antwerpen (in Verbindung mit den Linien Aachen-Mastricht-Hasselt und Antwerpen-Gent, eine Parallelbahn zur Linie Aachen-Mecheln-Gent); 2) von Bilsen über Tongern nach Lüttich; 3) von Landen nach Tamines (zwischen Namur und Charleroi); 4) von Landen über Hannut nach Namur; 5) von Braine-le-Comte über Enghien und Renaix nach Courtrai; 6) von der franz. Grenze bei Bouillon über Neufchâteau, Bastogne und Viel-Salm nach der preuß. Grenze bei St.-Vith; 7) von Givet über Rochefort und la Roche nach Viel-Salm, mit einer Zweigbahn von Rochefort nach Bouillon oder Bastogne; 8) von Lüttich nach Arlon; 9) von Spaa (dem Endpunkte einer von Pepinster ausgehenden Zweigbahn der Staatsbahn Verviers-Lüttich) über Stavelot und Viel-Salm nach Diekirch, dem nördl. Endpunkte der Luxemburg-Eisenbahn. Mit den Bahnen der Nachbarstaaten stand das belg. Eisenbahnsystem 1864 an folgenden Punkten in directer Verbindung: mit den niederländ. Bahnen zwischen Antwerpen und Rozendaal, zwischen Hasselt und Mastricht, zwischen Lüttich und Mastricht; mit den preuß. Bahnen bei Herbesthal zwischen Verviers und Aachen; mit der luxemb. Bahn bei Bettingen zwischen Arlon und Luxemburg; mit den franz. Bahnen an sechs Stellen: bei Mouscron, Quiévrain, Hautmont, Erquelines, Givet und Longwy.

Zu diesen Erleichterungen eines erweiterten Verkehrs gesellte sich die Sorge der Regierung für den Abschluß von Handelsverträgen, die Entwickelung des Consulatwesens, die stetig fortschreitende Ermäßigung des Zolltarifs, die regelmäßige Verbindung mit überseeischen Staaten und das Bestreben, den Verlust des Colonialverkehrs zu ersetzen. Am Ende des J. 1850 zählte die belg. Rhederei 161 Kauffahrteischiffe, aber diese Entwickelung einer einheimischen Handelsmarine hat sich nicht gehalten, und gegenwärtig besteht dieselbe aus nur 103 Schiffen (darunter 7 Dampfboote) mit einem Gehalte von 28947 Tonnen. Eingelaufen waren 1862: 3629 Schiffe mit einer Ladung von 694800 Tonnen. Die Gegenstände der Ausfuhr sind viel mannichfaltiger als die der Einfuhr, welche letztere vorzugsweise in Baumwolle, Wolle, Wein, Häuten und Colonialwaaren bestehen. Die Ausfuhr belg. Artikel, die im J. 1840 auf 139,600000 Frs. sich belief, erreichte 1862 die Summe von 502,120000. Obenan standen: Steinkohlen, Flachs, Lein-, Woll- und Baumwollgewebe, Maschinen, Leder, Glaswaaren, Feuerwaffen und Nägel. Ueber ein Drittel jener Summe kam auf Frankreich, fast die Hälfte auf den Zollverein, England und Holland. Das übrige vertheilte sich auf etwa 25 europ. und überseeische Staaten. Das belg. Münzsystem ist dem französischen ziemlich gleich. Es werden Silberstücke zu 5, 2½, 2, 1, ½ und ⅕ Frs., Nickelmünzen zu 20, 10 und 5, und Kupfermünzen zu 2 und 1 Centime geschlagen. Goldstücke sind von 1848—51 zu 25 und 10 Frs. geprägt worden. Das fernere Prägen derselben ward durch ein Gesetz vom Ende 1850 aufgehoben, die Circulation des franz. Goldes indessen 1861 von den Kammern bewilligt. Handelskammern bestehen in Aelst, Antwerpen, Arlon, Oudenarde, Brügge, Brüssel, Charleroi, Kortryk, Gent, Hasselt, Lüttich,

Löwen, Bergen, Namur, Nivelles, Ostende, Roulers, St.-Nicolas, Dendermonde, Doornik, Verviers und Ypern. Ihre Mitglieder werden vom König ernannt und alljährlich zu einem Drittel erneuert. Ein erhebliches Hülfsmittel ist dem Handelsverkehr in den seit 15. März 1851 in Thätigkeit gesetzten elektrischen Telegraphen zutheil geworden, die auf allen Staatseisenbahnen errichtet sind.

An der Spitze der Banken des Landes steht die durch das Gesetz vom 5. Mai 1850 gegründete, allein zur Ausgabe von Banknoten berechtigte Nationalbank. Ihr Kapital beträgt 25 Mill. Frs., bestehend in 25000 Actien zu 1000 Frs., wovon 15000 der Banque de Belgique und 10000 der Société générale überlassen wurden. Die Nationalbank macht ausschließlich Depositen-, Giro- und Discontogeschäfte und ist außerdem mit der Führung der Staatskasse beauftragt, wofür ihr eine Entschädigung angewiesen, deren Maximum auf 200000 Frs. bestimmt ward. Ein Drittel wenigstens des 6 Proc. des eingezahlten Kapitals übersteigenden Reingewinnes wird zum Reservefonds geschlagen, ein Sechstheil dem Staate zugeschrieben. Die älteste Bank B.s ist die Société générale pour favoriser l'industrie nationale. Dieselbe wurde 1822 auf 27 J. gegründet, welche Frist jedoch 1849 eine Verlängerung auf 26 J. erhielt. Ihr Geschäftskreis, hauptsächlich auf Hebung der Industrie gerichtet, ist sehr ausgedehnt: Disconto-, Giro-, Leih-, Depositen- und Zettelgeschäfte. Sie steht unter der Aufsicht eines Regierungscommissars, und die Regierung ist ermächtigt, jede die Sicherheit oder das Interesse des Landes beeinträchtigende Unternehmung zu verhindern. Das Gesellschaftskapital besteht aus 62000 Actien, nämlich 31000 im Werthe von 1058 Frs. 20 Cent. und ebenso vielen zu 1000 Frs. Die Banque de Belgique entstand 1835 und hatte anfänglich ein Kapital von 20 Mill., vertheilt auf 20000 Actien zu 1000 Frs. Schon 1841, infolge der Stockung von 1838, wurde eine Emission von 10000 neuen privilegirten Actien vollzogen. Seit Gründung der Nationalbank operirt die Banque de Belgique nur noch als Depositen- und Leihkasse. Auch sie steht unter der Controle des Staats. Weiter verdienen hier noch erwähnt zu werden die Société des actions réunies (seit 1836, 12000 Actien zu 1000 Frs.), die Union du crédit de Bruxelles, 1848 auf 25 J. gegründet, und besonders die Interessen der niedern Gewerbe fördernd. Die größern Bankinstitute außerhalb Brüssels sind: in Gent die Union du crédit de Gand; die Banque de Flandre, reine Handelsbank, 1841 mit einem Kapital von 10 Mill. Frs. gestiftet und vor der Gründung der Nationalbank zur Ausgabe von Bankscheinen ermächtigt; in Antwerpen die Handelsbank und die Handelsgesellschaft; in Lüttich die 1835 gestiftete, auf Leih-, Depositen- und Sparkassengeschäfte beschränkte Banque Liégeoise, von deren Anlagekapital bisher nur zwei Zehntel eingezahlt worden, und deren Dividenden für die höchsten im Königreiche gelten (35 bis 40 Proc.).

Geistige Cultur. Die geistige Bildung des belg. Volks steht zwar dessen praktischen Richtungen noch sehr nach, aber auch hierin zeigt sich ein anerkennenswerther Fortschritt. Haupthinderniß der intellectuellen Entwickelung war, nächst den Wirkungen der polit. Unselbständigkeit, welche die edelsten Kräfte nach fremden Mittelpunkten zog, die Verschiedenheit und Vermischung der Sprachen, wobei die vläm. Nationalindividualität durch die Macht der Umstände in den Hintergrund geschoben wurde. Eine selbständige nationale Literatur und somit das Band eines einmüthigen Nationalismus konnte sich darum immer noch nicht entfalten, wozu auch, außer den Sprachverhältnissen, das auf großartigem Fuße betriebene, seit 1854 unterdrückte Nachdruckergewerbe mit beitrug. Ungeachtet das vläm. Element bereits rücksichtlich der Literatur zum Bewußtsein seines Werths und seiner Mission gelangte, so kann doch eine wirkliche Befreiung aus geistiger Unselbständigkeit erst eintreten, wenn auch die wallonischen Theile eine freiere Sprachform bei eigenthümlicher Denkweise zu entwickeln beginnen werden. In zahlreichen Vereinen, unter denen die Königliche Akademie der Wissenschaften und Künste zu Brüssel den Vorrang führt, wird eifrig an der Lösung wissenschaftlicher Probleme, besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Antiquitäten des Landes gearbeitet. Außer den Namen des Mathematikers Quetelet, des Fabeldichters de Staffart (gest. 1854), der Geschichtsforscher Altmeyer, de Gerlache, Nothomb, Borgnet, Arendt, Gachard, Juste, Kervyn de Lettenhove, des auf dem Felde der Musik berühmt gewordenen Schriftstellers Fétis, des vläm. Philologen Willems (gest. 1847), der vläm. Dichter und Novellisten Conscience, de Laet, van Ryswyck (gest. 1849), Snieders, van Duyse (gest. 1859), der Literarhistoriker und Kritiker Baron (gest. 1862) und Moke (gest. 1862), und des Bibliographen und Kunstkritikers de Reiffenberg (gest. 1851), deren Ruf auch über die Landesgrenze hinausgedrungen, sind noch zu nennen unter den Vlamingen: der Dichter Dautzen-

berg, der dem deutschen Rhythmus in seiner Muttersprache Eingang zu verschaffen sich bemühte, und die Philologen Delecourt (gest. 1855), Blommaert und Bormans; unter den franz. Dichtern: Matthieu, Potvin, Wacken (gest. 1862), Clesse, van Hasselt und Weustenraad (gest. 1849). Die bildenden Künste, besonders Malerei und Baukunst, verdankten schon dem Reichthum der flandr. Städte und dem Glanze des burgund. Hofs eine schöne Blütezeit; aber es trat auch hierin nach der vorübergehenden Glanzperiode Rubens' und seiner Schüler ein langer Schlummer ein, ehe die Kräfte neuerdings wieder zu schöpferischer Thätigkeit gespornt wurden. Die Bedeutung der modernen belg. Kunst veranschaulicht sich in den ruhmvollen Namen Wappers, de Keyser, Gallait, de Biefve, Wierz, Navez, Slingeneyer, Madou, de Braekeleer, van Eycken, Verboekhoven, Verheyden, Lauters als Maler; W. Geefs, Simonis, Jehotte, Fraikin, Geerts als Bildhauer; Calamatta, Brown, Meunier als Kupferstecher; Wiener und Hart als Münzen- und Medaillenstecher. In der Musik stehen obenan, als Componisten: Fétis, Bériot, Hanssens, Mengal, Grisar, Limnander, Huberti, Gevaert, Soubre und Benoit; als Instrumentalisten: die Violinspieler Bériot, Hauman, Artot, Vieuxtemps, Prume, Leonard, Wery, die Violoncellisten Batta und Servais, die Clarinettisten Blaes, Bender und Stops, der Harfenspieler Godefroid u. s. w. Eines hohen Rufes genießt das großentheils vom Staat unterhaltene Conservatorium zu Brüssel. Das belg. Theater war dagegen bisher ohne allen nationalen Charakter. Das Staatsbudget hat einen Posten von 695168 Frs. für künstlerische Anstalten und Zwecke, während die wissenschaftlichen Bedürfnisse nur mit einer Summe von 404653 bedacht sind, wovon 40000 auf die Königliche Akademie und 65000 auf die Nationalbibliothek zu Brüssel kommen.

Das belg. Schulwesen litt unter dem Einflusse einer durch die Constitution gewährleisteten Lehrfreiheit, die hauptsächlich der reichbemittelte kath. Klerus benutzte, länger als ein Jahrzehnt an Zersplitterung und Einseitigkeit der Richtungen. Erst nachdem organische Gesetze dem Staate selbst directen Einfluß auf die Regulirung des Universitäts-, Gymnasial- und Volksschulwesens gewährten, begann auch ein höherer und allgemeiner Standpunkt Raum zu gewinnen. Die zwei Landesuniversitäten Gent und Lüttich, mit einer höhern Bau-, Gewerbe- und Bergschule verbunden, 10 königl. Athenäen, in denen zugleich Humaniora und die gewerblichen Fächer gelehrt werden, etwa 50 darauf vorbereitende Ecoles-moyennes, zwei Schullehrer-Seminarien zu Lierre und Nivelles, ferner die unter den Staat gestellte höhere Leitung der sonstigen, durch Gemeinde- oder Provinzialgelder unterhaltenen Anstalten, besonders die Oberaufsicht des Staats über die Volksschulen, bilden jetzt ein hinreichendes Gegengewicht gegen die zahlreichen Institute der religiösen Gesellschaften und der Privaten. Unter letztern verdienen besonderer Erwähnung die 1834 von den belg. Bischöfen errichtete kath. Hochschule zu Löwen, die mit streng kirchlicher Zucht geleitet wird und unter dem Patronat der heil. Maria steht, dann deren Gegnerin, die aus den Mitteln des Liberalismus und durch Provinzial- und Communalsubsidien unterhaltene freie Universität zu Brüssel, ferner die Jesuitengymnasien zu Namur, Aelst, Brüssel und Lüttich. Die für das gesammte Unterrichtsfach vom Staat zu verausgabende Summe belief sich 1863 auf 4½ Mill. Frs. Der belg. Journalismus hat durch die seit 1848 gewährte Stempelfreiheit eine verhältnißmäßig große Anzahl Tagesblätter erzeugt. Ihre Anzahl wird auf 200, worunter an 60 vlämische, angegeben; aber nur wenige derselben sind zur erforderlichen Läuterung und Kräftigung gelangt.

Staatsverhältnisse. Die monarchisch-constitutionelle Verfassung B.s ist ein Resultat der Revolution vom J. 1830. Der Gesetzgebende Körper besteht aus zwei Kammern, der des Senats und der Kammer der Abgeordneten. Ein verantwortliches Ministerium steht unter dem Vorsitze des Königs an der Spitze der Verwaltung, unterstützt durch Gouverneure der einzelnen Provinzen. Das Ministerium ist zusammengesetzt aus den Abtheilungen des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten und des Kriegs. Die Justizverfassung hat die franz. Formen beibehalten. Die Staatseinnahmen betragen nach dem Anschlage für 1864: 157, die Ausgaben 148 Mill. Die Ausgaben vertheilen sich in folgender Weise: Staatsschuld 33½ Mill.; Pensionen etwa 6½ Mill.; Civilliste des Königs 2,751322; Dotirung der Prinzen 650000; Senat, Repräsentantenkammer und Rechnungshof 836500; Justiz und Cultus 13,633379; Auswärtige Angelegenheiten, Handel und Marine 2,976188; Departement des Innern und des Unterrichts 10,603899; öffentliche Arbeiten und Eisenbahnen 26,295221; Kriegsministerium 35 Mill.; Finanzen u. s. w. 15 Mill. Frs. Unter den Staatseinnahmen sind begriffen die verschiedenen Steuern, Zölle und Accisen mit 107,226000, der Straßen-, Fluß- und Kanalertrag mit

4,400000, die Posten mit 3,160000, die Eisenbahnen mit 31,750000 Frs. Die Staatsschuld betrug 1863 an Nominalwerth 641,1 Mill. Die Organisation der belg. Armee beruht auf dem Gesetz vom 19. März 1845. Die seit 18. Juni 1839 auf den Friedensfuß gestellte Armee steht unter dem Oberbefehl des Königs und zerfällt in folgende Abtheilungen: der Stamm der Generaloffiziere, 33 an der Zahl (im activen Dienste 9 Generallieutenants und 18 Generalmajore); der Generalstab der Armee; der Stab der Provinzial- und Platzcommandanten; die Intendantur; das Sanitätspersonal; die Infanterie mit 1 Regiment Grenadiere, 12 Regimentern Linie, 3 Regimentern Jäger (1412 Offiziere); die Cavalerie mit 2 Jäger-, 1 Guiden-, 4 Ulanenregimentern (die zwei Kürassierregimenter wurden 1863 in Ulanenregimenter umgewandelt) (310 Offiziere); die Artillerie mit einem Stab, 4 Regimentern und verschiedenen Specialcompagnien (298 Offiziere); das Geniecorps mit einem Stab und einem Regimente (106 Offiziere); die Gensdarmerie (1408 Mann und 43 Offiziere). Fernere vom Departement des Kriegs abhängige Anstalten sind: das Lager zu Beverloo in den Kempen, das Polygon zu Braeschat bei Antwerpen, das Constructionsarsenal zu Antwerpen, die Stückgießerei und Waffenfabrik zu Lüttich, die Pyrotechnische Schule daselbst, und die Kriegsschule zu Brüssel. Die Armee wird durch Freiwillige und auf dem Wege der Conscription rekrutirt. In Friedenszeiten erstreckt sich die Dauer der Dienstpflichtigkeit auf acht Jahre. Das Jahrescontingent bestimmen die Kammern; seit 1840 beträgt es jährlich 10000. Der Effectivbestand übersteigt nicht 40000 Mann, kann aber auf 100000 gebracht werden. Die seit 1848 für das gesammte Königreich organisirte Bürgerwehr ist in ihren zwei Heerbannen ungefähr 100000 Mann stark. Das Corps der königl. Marine wird gebildet aus etwa 25 Personen, obgleich die Staatsschiffe nur noch aus sieben Dampfern für den Verkehr zwischen den beiden Ufern der Schelde bei Antwerpen und für den Ueberfahrtsdienst zwischen Ostende und Dover bestehen. Die wichtige strategische Lage B.s, das von Deutschland aus der Schlüssel zu Frankreich, und dessen Ebenen wiederholt der Wahlplatz entscheidender Völkerschlachten waren, im Verein mit den histor. Schicksalen fremder Zwingherrschaft, veranlassen die Unterhaltung einer Anzahl von Festungen, unter denen Antwerpen, Ostende, Nieuport, Ypern, Doornik, Diest, Bergen, Philippeville, Charleroi und Namur die wichtigsten sind. Seitdem das Landesvertheidigungssystem 1859 dahin abgeändert worden, daß Antwerpen zum verschanzten Lager für das gesammte Königreich umgeschaffen wurde, sind mehrere dieser Festungen geschleift worden. Haupt- und Residenzstadt ist Brüssel (s. d.). Von Ritterorden besteht nur der Leopoldsorden für Civil und Militär, gestiftet 11. Juli 1832 von König Leopold I. Das Wappen des Königreichs ist der belgische Löwe mit der Umschrift «L'union fait la force». Die Landesfarben sind roth, gelb, schwarz.

Aeltere Geschichte bis 1830. An der Grenze von Gallien und Deutschland bildeten zur Römerzeit die südl. Niederlande, unter dem Namen Gallia belgica, einen Theil Galliens. Ihre Bevölkerung war aus celtischen und einigen deutschen Stämmen gemischt, während in Batavien und Friesland das german. Element überwog. Unter der fränk. Herrschaft im 5. und 6. Jahrh. ward letzteres auch in den südl. Gebieten vorherrschend. Doch schon frühe bildete sich ein polit. Unterschied zwischen beiden Niederlanden in ihrer Vertheilung an Neustrien und Austrasien, der später (843) im Vertrage von Verdun wieder zum Vorschein kam, indem die neustrischen Provinzen, Flandern und Artois, unter die Oberhoheit Frankreichs fielen, die austrasischen aber, darunter Brabant, beim Deutschen Reiche blieben. Bis Ende des 11. Jahrh. gewann, seit der Auflösung des karolingischen Reichs, das Lehnwesen immer mehr an schneller Ausbreitung. Die einzelnen südl. Provinzen wurden Herzogthümer oder Grafschaften. Die Grafschaft Flandern, die vor allen durch Gewerbe und Handel an Macht und Reichthum zunahm, vertheidigte in langem Kampfe ihre Selbständigkeit gegen die Verschmelzung mit dem fränk. Königreiche. Sie kam nach dem Aussterben des Mannsstammes der flandr. Grafen 1385 an das Haus Burgund, das im Anfange des 15. Jahrh. durch Heirath, Erbschaft, Kauf und Vertrag auch alle andern niederl. Provinzen vereinigte, nachdem schon zu Ende des 13. Jahrh. die brabant. Herzoge durch die Vereinigung Limburgs mit Brabant den Grund zu einer ausgedehntern Herrschaft gelegt hatten. Die burgund. Regenten verfolgten den Plan der Gründung eines mächtigen Zwischenstaats zwischen Deutschland und Frankreich und bekämpften darum im Innern den vorstrebenden demokratischen Geist der raschaufblühenden Städte. Das begonnene Werk der Herstellung einer unbeschränktern Fürstengewalt, durch das Unterliegen Karl's des Kühnen und die theilweise Zerstückelung seiner Herrschaft unter-

brochen, ward durch Kaiser Karl V. (geb. zu Gent 1500) fortgesetzt, den Enkel Kaiser Maximilian's und der Erbin von Burgund, durch deren Vermählung die Niederlande zu Anfang des 16. Jahrh. an das Haus Habsburg gekommen und als Burgundischer Kreis dem Deutschen Reiche einverleibt worden waren.

Mit der Thronentsagung Karl's V. (1555) fielen sämmtliche Niederlande an Philipp II. und sollten fortan nach Primogeniturrecht mit Spanien vereinigt bleiben. Kaum hatte der Friede von Château-Cambrésis 1559 den Angriffen Frankreichs ein Ziel gesetzt, als die religiösen Irrungen der Reformation und die despotischen Eingriffe Philipp's in die Rechte der Stände und Provinzen den langen Bürgerkrieg entzündeten, der mit der Unabhängigkeit der nördl. Niederlande endete, während in den südlichen, in B., mit der Herrschaft Spaniens auch die des Katholicismus behauptet und befestigt wurde. Für kurze Zeit ward B. durch die Cession Philipp's II. 1598 an seine Tochter Isabella und deren Gemahl, Erzherzog Albert, ein selbständiges Reich. Es geschah manches unter dieser Regierung für die Ordnung der innern Zustände, wie z. B. durch die Sammlung der die Justizpflege betreffenden Verordnungen in dem 1611 publicirten Édit perpétuel, sowie für Hebung der durch die Philipp'sche Politik zerrütteten Industrie. Die Ehe Albert's blieb aber kinderlos. Das seit Albert's Tode (1621) durch Statthalter regierte B. fiel also an Spanien zurück, wurde in den Verfall dieser Monarchie hineingerissen und in den Kriegen gegen Frankreich und Holland den ersten Angriffen bloßgestellt. Meist auf B.s Kosten ward der Friede erkauft. Im Pyrenäischen Frieden von 1659 unter Philipp IV. kamen die Grafschaft Artois, Thionville und andere Gebiete an Frankreich. Neue Eroberungen der Franzosen, anerkannt durch den Frieden zu Aachen von 1668, rissen Lille, Charleroi, Oudenaarde, Kortryk u. s. w. ab, die zwar theilweise im Nymwegener Frieden (1679) an B. zurückfielen, wogegen dieses aber andere Gebietstheile mit Valenciennes, Nieuport, Cambray, St.-Omer, Ypern, Charlemont verlor und im Ryswijker Frieden von 1697 nur theilweise wiedererhielt. Nach dem Abschlusse dieses Vertrags, in den letzten Jahren Karl's II. von Spanien, suchte die Regierung dem gesunkenen Wohlstande durch eine neue Zollgesetzgebung sowie auf andere Weise aufzuhelfen, und namentlich dem Nachtheile der im Interesse Hollands stipulirten Schließung der Schelde durch Anlage von Kanälen zu begegnen. Allein diese Verbesserungen blieben durch den Ausbruch des durch den Utrechter Frieden von 1713 beendigten langwierigen Spanischen Successionskriegs ohne Erfolg. Durch diesen Friedensschluß kam B. an Oesterreich, das jedoch im sog. Barrièretractat den holländ. Generalstaaten ein Besatzungsrecht in den wichtigsten Festungen an der franz. Grenze nebst andern Befugnissen einräumte, namentlich auch die fortwährende Schließung der Schelde anerkannte. Auch die 1722 von Karl VI. gegründete Handelsgesellschaft zu Ostende wurde 1731 dem holländ. Einflusse wieder geopfert. Die Einsetzung der österr. Verwaltung ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich, und der Widerstand der brüsseler Zünfte gegen die Steuerverordnungen des Ministers Marquis de Prié, der im Namen des Statthalters Prinzen Eugen von Savoyen in B. an der Spitze der Regierung stand, wurde nur durch gewaltsame Maßregeln gebrochen. Die Hinrichtung des Zunftmeisters Anneessens (20. Sept. 1719), welcher der unerbittlichen Strenge Prié's zum Opfer fiel, bildet eine düstere Episode aus jenen ersten Jahren der österr. Herrschaft. Im Oesterreichischen Erbfolgekrieg eroberten die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen fast das ganze Land (Schlacht bei Fontenoy), das erst durch den Aachener Frieden vom 18. Oct. 1748 wieder in den ruhigen Besitz Oesterreichs gelangte.

B. blieb unberührt vom Siebenjährigen Kriege und in der langen Friedensperiode seit dem Frieden zu Aachen hob sich der Wohlstand unter der mildern österr. Regierung, die namentlich die noch bestehenden ständischen Gerechtsame in den einzelnen Provinzen geraume Zeit hindurch unangetastet ließ. Besondere Verdienste um eine verbesserte Verwaltung erwarb sich unter Maria Theresia, deren Name noch jetzt bei dem Volke gefeiert ist, der Statthalter in den belg. Provinzen, Prinz Karl von Lothringen (gest. 1780). Das gesegnete Andenken Maria Theresia's beruht vorzüglich auf ihren Anordnungen zu Gunsten der Hebung des Unterrichts (sie ist unter anderm die Gründerin der belg. Akademie der Wissenschaften) und gegen die Uebergriffe der geistlichen Gewalt. Die Regierung ihres Sohnes und Nachfolgers, Joseph's II., begann unter Zwistigkeiten mit Holland, das sich zur Aufhebung des Barrièretractats verstand, worauf mehrere der wichtigsten Festungen geschleift wurden. Dagegen scheiterte Joseph in seinen Versuchen, die Freiheit der Schelde zu erzwingen. Noch folgenreicher wurden seine Misgriffe der innern Politik. Durch seine Neuerungen verletzte er sowol die religiösen Sympathien des Volks als die ständischen Gerechtsame, deren von ihm angelobte Aufrechthaltung die in der

Joyeuse entrée für Brabant, Limburg und Antwerpen ausdrücklich festgesetzte Bedingung des Gehorsams war. Die Unruhen begannen mit einem gewaltsam unterdrückten Aufstande der Studirenden auf der streng kath. und ihrer bisherigen Privilegien beraubten Universität zu Löwen. Darauf folgten Eingriffe in die Provinzialverfassungen, Verweigerung der Abgaben von seiten der brabant. Stände, Unruhen und schwankende Maßregeln der Regierung, wonach die beabsichtigten Reformen bald gewaltsam durchgesetzt werden sollten, bald wieder die frühern Zustände theilweise hergestellt wurden. Zahlreiche Misvergnügte wanderten aus und organisirten sich militärisch in Holland und im Lüttichschen. Ein abermaliger Rückschritt, die Wiedereinsetzung der 1788 förmlich aufgehobenen Universität zu Löwen, steigerte nur den Muth der Insurgenten, deren Haupt, Advocat van der Noot (gest. 1827), erklärte, daß Brabant Joseph's II. Herrschaft nicht mehr anerkenne. Die Ausgewanderten fielen in B. ein, überraschten mehrere Forts, brachten den Oesterreichern bei Turnhout eine Niederlage bei und breiteten sich mehr und mehr im Lande aus. Am 11. Dec. 1789 brach in Brüssel selbst der Aufstand aus, und die österr. Garnison ward durch Capitulation zur Räumung gezwungen. Schon 26. Dec. erklärten sich die brabanter Stände für unabhängig. Die übrigen Provinzen folgten, constituirten sich 11. Jan. 1790 als «vereintes B.» zu einem eigenen Staate und stellten einen Congreß an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, der die von Oesterreich gemachten Vorschläge der Aussöhnung zurückwies. Nur Luxemburg, wo sich die österr. Truppen unter General Bender zusammengezogen hatten, wurde im Gehorsam gehalten. Unter dem Einflusse der ersten Bewegungen der Französischen Revolution spalteten sich mehr und mehr die belg. Insurgenten in eine aristokratische und demokratische Partei, deren Zerwürfnisse dem General Bender die Wiederbesetzung der Provinz Limburg erleichterten. Nach Joseph's II. Tode erließ Leopold II. 3. März 1790 eine Erklärung, worin er die Herstellung und Garantie der frühern Verfassungen verhieß. Da sein Antrag verworfen wurde, schlug er, aber ebenso erfolglos, die Vermittelung der Streitpunkte durch einen im Haag zu haltenden Congreß vor. Jetzt fiel das verstärkte österr. Armeecorps gegen Ende des Nov. 1790 in B. ein und unterwarf dieses, ohne irgendwo auf bedeutenden Widerstand zu stoßen. Die staatsrechtlichen Zustände zu Ende der Regierung Maria Theresia's wurden hergestellt, eine Amnestie verkündigt, und der abermalige Widerstand der Stände ward durch strenge Maßregeln gebrochen. Aber die kurze Frist der Ruhe ging schon mit dem Ausbruche des franz. Revolutionskriegs zu Ende. Die Schlacht von Jemappes (7. Nov. 1792) machte die Franzosen zu Herren des Landes sowie des Fürstbisthums Lüttich. Die Verschmelzung mit der Republik war noch nicht ins Werk gesetzt, als nach Dumouriez' Niederlage bei Neerwinden (18. März 1793) Erzherzog Karl als Generalstatthalter die Regierung im Namen des Kaisers übernahm. Die Schlacht von Fleurus setzte endlich der österr. Herrschaft für immer ein Ziel, und Pichegru zog 9. Juli 1794 in Brüssel ein. Bald darauf wurde B. in Frankreich einverleibt und in neun Departements eingetheilt. Der Friedensschluß von Campo-Formio und später der von Luneville bestätigten die Eroberung. B. theilte hiernach alle Schicksale der Französischen Republik und des Kaiserreichs, erhielt den Code Napoléon und ward in Hinsicht der ganzen Verwaltung auf franz. Fuß organisirt. Der Sturz Napoleon's und der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 brachten Holland und B., nach mehrmonatlicher Verwaltung des letztern durch einen österr. Generalgouverneur (Baron Vincent), unter die Herrschaft des Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, der 23. März 1815 den Titel eines Königs der Niederlande annahm, worauf der Londoner Vertrag vom 19. Mai 1815 und später die Beschlüsse des Wiener Congresses vom 31. Mai und die Schlußacte vom 9. Juni 1815 die Verhältnisse des neuen Königreichs regulirten. Hiernach wurden Lüttich und einige Gebietstheile an der Maas damit vereinigt, während Luxemburg, als besonderes Großherzogthum, zum Deutschen Bunde kam. Der zweite Pariser Friede von 1815 verstärkte die Südgrenze der Niederlande durch einige neu hinzugekommene Bezirke mit den Festungen Philippeville, Marienbourg und dem Herzogthum Bouillon.

Am 24. Aug. 1815 wurde die neue niederl. Constitution verkündigt und König Wilhelm I. 27. Sept. auf dem Königsplatze zu Brüssel darauf beeidigt. Die schwer versöhnlichen Gegensätze in Nationalität, Sprache, Glauben und Lebensweise zwischen dem reformirten holländ. Handelsvolke und den streng kath., Ackerbau und Gewerbe treibenden Belgiern, deren parlamentarische Sprache das von den gebildetern Klassen wenigstens gesprochene Französisch ist, traten schon bei der Einführung der neuen Verfassung aufs schärfste hervor. Zu den Bestimmungen dieser Constitution, die in B. lebhafte Opposition erweckten, gehörten hauptsächlich

die dem Könige ausschließlich zugewiesene Leitung der Colonien und die Vertheilung des der Zustimmung der Generalstaaten bedürfenden Budgets der Ausgaben und Einnahmen in der Art, daß die ordentlichen und fixen Ausgaben sowie die Mittel und Wege dafür nur alle 10 J., jährlich aber nur die außerordentlichen Ausgaben votirt werden sollten. Die Beziehung B.s zu der gesammten holländ. Schuldenlast, die Anerkennung der vollen Freiheit des Cultus, die Unverantwortlichkeit der Minister, da wenigstens der Grundsatz der Verantwortlichkeit nicht deutlich ausgesprochen war, die auf die bloße Urtheilsfällung beschränkte Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, endlich die Vertheilung der Repräsentation zwischen den nördl. und südl. Provinzen, wonach die Zahl der Abgeordneten für beide Haupttheile des Königreichs die gleiche war, während nach dem Verhältnisse der Bevölkerung von den 110 Deputirten auf das stärker bevölkerte B. nicht weniger als 68 gekommen sein würden, erregten ebenfalls großes Misvergnügen. Ueberhaupt war diese Verfassung, namentlich auch in dem Institut der Provinzialstände, die zugleich Wahlcollegien für die Ernennung der Mitglieder der Zweiten Kammer der Generalstaaten abgaben, nach allen wesentlichen Bestimmungen nur aus den einseitigen Interessen und der Geschichte des öffentlichen Lebens der nördl. Provinzen hervorgegangen. So kam es, daß der einer Versammlung der holländ. Generalstaaten und der belg. Notabeln vorgelegte Constitutionsentwurf zwar einstimmig von den holländ. Abgeordneten angenommen, aber von der Mehrzahl der belgischen (796 gegen 527) verworfen ward. Nur durch eine willkürliche Deutung des negirenden Votums eines Theils der verwerfenden Notabeln sowie durch eine Fiction, wonach die nicht Mitstimmenden als Bejahende angenommen wurden, konnte man eine erkünstelte Majorität für die Annahme der Constitution zu Stande bringen. Diese wurde daher von Anfang an von der Mehrheit der Belgier als aufgedrungen betrachtet, und die Opposition war um so bedeutender, als der durch die Gleichstellung der Confessionen verletzte Klerus, unter der Führung des Bischofs von Gent, Fürst Moritz von Broglie, an ihrer Spitze stand. Fortan geschah indessen unter der holländ. Regierung auch in B. nicht wenig für die Förderung des materiellen Wohlstandes.

Auf der andern Seite nahmen aber auch die Ausgaben sowie das jährliche Deficit immer mehr zu, und zur Deckung des wachsenden Aufwands sah man sich zur Erhöhung der Verbrauchssteuern, bald auch zur Einführung der verhaßten und besonders auf den untern Klassen schwer lastenden Schlacht- und Mahlsteuer (1821) genöthigt, die in dem landwirthschaftlichen B. verhältnißmäßig noch drückender als in Holland empfunden ward. Hierzu kam das 1822 neuorganisirte, mit großen Gerechtsamen ausgerüstete und in seinen ersten Operationen wol auch heilsame Amortissementssyndikat, das aber bei dem Mangel aller Oeffentlichkeit und aller Controle immer mehr den Charakter eines unpopulären und gehässigen fiscalischen Instituts annahm. Diese finanziellen Neuerungen wurden in den Generalstaaten durchgängig durch die große Mehrheit der holländ. Abgeordneten, in Verbindung mit einer ministeriellen Fraction der belg. Deputirten, durchgesetzt. Die Opposition in B. fand daher immer neue Anhaltepunkte, und die Regierung gab ihr dadurch nur größere Stärke, daß sie sichtlich auf eine Verschmelzung der beiden Landestheile im holländ. Sinne hinarbeitete. Vor allem suchte sie den Widerstand des Katholicismus zu brechen, stieß aber gerade bei der Behandlung der geistlichen Angelegenheiten und derjenigen des Unterrichts, der Natur der Sache nach, auf wachsende Schwierigkeiten. Schon wegen der verweigerten Eidesleistung eines Theils des Klerus auf die Constitution hatte sich zwischen der kath.-belg. und der holländ. Presse ein immer heftiger werdender Streit erhoben. Die gegen einzelne Geistliche, welche ein besonders lautes Wort führten, angewandte Strenge, wonach mehrere wegen ihrer Schriften gerichtlich verfolgt wurden und der Fürst-Bischof zu Gent selbst (1817) in eine infamirende Strafe verfiel und mit seinen Generalvicarien der geistlichen Jurisdiction beraubt ward; der Einfluß, den sich die Regierung auf den Religionsunterricht in den kath. Schulen durch Beschränkung desjenigen der Geistlichkeit zu verschaffen suchte; die Aufhebung der von den Bischöfen errichteten geistlichen Schulen, der sog. Kleinen Seminarien; endlich die Errichtung des der geistlichen Beaufsichtigung gänzlich entzogenen sog. Philosophischen Collegiums in Löwen, dessen Besuch den künftigen Candidaten des geistlichen Amts zur Pflicht gemacht wurde u. s. w.: rissen die Kluft zwischen der Regierung und der kath. Partei immer tiefer. Andere Maßregeln erregten kaum geringere Erbitterung und trieben außer den eifrig Katholischen auch die Liberalen in immer schärfern Gegensatz gegen die Regierung. Dahin gehörten namentlich die in den J. 1818, 1819 und 1822 gemachten Versuche, den Gebrauch der holländ. Sprache in allen gerichtlichen und administrativen Verhandlungen auch in den Provinzen gemischter Zunge obligatorisch zu machen, wogegen allge-

meine Beschwerde erhoben wurde. Ein weiterer Grund der Unzufriedenheit war die Zurücksetzung der Belgier im bürgerlichen und militärischen Staatsdienste, sodaß z. B. im Anfange des J. 1830 unter 7 Ministern nur 1, unter 117 Beamten des Ministeriums des Innern nur 11, unter 102 Beamten des Kriegsministeriums nur 3, unter 1573 Infanterieoffizieren nur 274 den südl. Provinzen angehörten.

Die überall hervortretende Unzufriedenheit fand in der periodischen Presse B.s zahlreiche Organe, und vergrößerte sich noch mehr, als die verfassungsmäßige Preßfreiheit durch besondere Verfügungen und harte Verurtheilungen in den immer zahlreicher werdenden Preßprocessen fast illusorisch gemacht wurde. Jede zeitweise Nachgiebigkeit der Regierung ward nur als Schwäche ausgelegt und steigerte die Ansprüche; selbst die endliche Vereinigung mit dem päpstl. Stuhle über das Concordat vom 18. Juli 1827, auf der Grundlage des zwischen Napoleon und Pius VII. abgeschlossenen, beschwichtigte nur für kurze Zeit die kath. Partei. Auf neuen Anlaß zu Beschwerden kam vielmehr eine Coalition zwischen der kath. und liberalen Opposition zu Stande, welche letztere beredte und eifrige Vertheidiger, wie de Potter, Tielemans u. a., an ihrer Spitze hatte. Diese Coalition oder sog. Union vereinigte auch in den Generalstaaten beinahe die Hälfte aller Stimmen, und erhielt durch die von der Regierung, gegenüber den Generalstaaten, hartnäckig verweigerte Anerkennung des Grundsatzes der ministeriellen Verantwortlichkeit um so größeres Gewicht. Infolge von dem allen stieg im Volke die Gärung so hoch und wurde so allgemein, daß die sehr bedeutenden Concessionen, wozu sich jetzt die Regierung verstand, namentlich die Abschaffung der verhaßten Schlacht- und Mahlsteuer, die Aufhebung der die Anwendung der holländ. Sprache betreffenden Gebote und die Modification der Bestimmungen über die Organisation des Philosophischen Collegiums zu Löwen, erfolglos blieben und nur als abgedrungen erschienen. Das Budget wurde blos mit der Majorität Einer Stimme votirt. Obgleich dieses Votum fünf Abgeordneten ihre Aemter und dem Baron von Staffart seine Pension kostete, sah sich doch die Regierung zu weiterer Nachgiebigkeit veranlaßt, während die Presse, besonders der mit Talent von den Advocaten Claes, van de Weyer, Nothomb, Ducpétiaux und Jottrand redigirte «Courrier des Pays-Bas», mit wachsender Kühnheit die Abstellung sämmtlicher Beschwerden forderte, indem sie zum Theil auf das Princip der Volkssouveränetät fußte und daraus die Grundlagen eines verfassungsmäßigen Zustandes zu entwickeln suchte. Auch hatte der 1828 wegen eines Angriffs gegen das Ministerium verhaftete de Potter von seinem Gefängnisse aus den Anstoß zu einer Menge Petitionen gegeben, womit die Kammer von 1829 überhäuft wurde, und in demselben Jahre hatten sich in einem großen Theile B.s zahlreiche constitutionelle Vereine organisirt. Dies alles erwiderte die gereizte Regierung 11. Dec. 1829 mit einem strengern und von einer Botschaft an die Kammern begleiteten Preßgesetzentwurfe, nachdem der von den Deputirten in freisinnigerm Geiste beantragte Entwurf verworfen worden. Die Erklärung des Königs bezeichnete die Constitution als eine blos octroyirte und als die völlig freiwillige Beschränkung der monarchischen Gerechtsame, die ganze Opposition aber als die Schuld einiger Schwindler und Irregeleiteten. Diese königl. Botschaft mußte von den Beamten aller Grade, unter Androhung der Entlassung, binnen zweimal 24 St. unterzeichnet werden, und mehrere Beamte, die sich als Anhänger der Opposition zu erkennen gegeben, wurden wirklich abgesetzt. Noch mehr stieg die Aufregung, als zu Anfang des J. 1830 de Potter, Tielemans, A. Bartels und de Nève infolge eines Preßprocesses zu mehrjähriger Verbannung verurtheilt wurden, aber nun von Frankreich aus ihre Angriffe in der Presse fortsetzten.

Neuere Geschichte. Bei dieser Lage der Dinge brach die Julirevolution in Frankreich aus, und zur Steigerung des allgemeinen moralischen Eindrucks, den dieses erschütternde Ereigniß machte, fanden sich nun auch aus Paris zahlreiche Emissare in Brüssel ein, welche direct auf eine revolutionäre Bewegung hinwirkten. Am 24. Aug. 1830 sollte der Geburtstag des Königs durch Illumination und Feuerwerk gefeiert werden, aber beides unterblieb. Die Aufführung der Oper «Die Stumme von Portici» gab am folgenden Tage den nächsten Anlaß zu einer ernstlichern Bewegung. Starke Volkshaufen, die sich zum Theil mit Waffen versahen, zertrümmerten die Druckerei des ministeriellen Journals «National», zerstörten und verbrannten oder verwüsteten die Häuser des verhaßten, im Solde der Regierung stehenden, dem Zuchthaus entlaufenen Journalisten Libry-Bagnano, den Justizpalast, das Haus des Justizministers van Maanen und des Polizeidirectors. Nach mehrern Tagen der Unordnung wurde die inzwischen organisirte Bürgergarde Meister des Aufstandes, nachdem die königl. Wappen abgerissen und die brabant. Fahnen aufgepflanzt worden waren. Aehnliche Auftritte, in deren

Folge sich überall die Bürger bewaffneten und Sicherheitscommissionen errichteten, hatten in Lüttich, Verviers, Brügge, Löwen und andern größern belg. Orten statt. Aus vielen Städten gingen hierauf Deputationen nach dem Haag ab. Noch war indeß keine Rede von der Gründung eines selbständigen belg. Staats; man beschränkte sich auf das Verlangen einer administrativen Trennung der nördl. und südl. Landestheile, und forderte die Abstellung der Beschwerden. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen begaben sich die Söhne des Königs mit 5—6000 Mann Truppen nach Vilvorde (2 St. vor Brüssel) und nahmen daselbst ihr Hauptquartier. Aber weder die dortigen Zusammenkünfte mit den Notabeln der Hauptstadt, noch das Erscheinen des persönlich populären Prinzen von Oranien in Brüssel selbst, mitten unter den Barrikaden, noch die von ihm eröffnete Aussicht auf administrative Trennung führten die Beschwichtigung der Gemüther herbei, zumal das versöhnliche Benehmen des Thronerben im Haag und am Hofe nur Misbilligung gefunden hatte.

Am 13. Sept. traten die Generalstaaten zusammen, an denen, auf den Rath des Barons de Gerlache, sämmtliche belg. Abgeordnete theilnahmen, um über die beantragten Abänderungen der Constitution zu berathschlagen. Die holländ. Deputirten aber wußten einen definitiven Beschluß darüber zu verzögern, und einer der belg. Abgeordneten, Baron de Staſſart, kam mit einer die Gemüther äußerst entflammenden Erklärung über vergebliche Bemühungen aus dem Haag nach Brüssel zurück. Ein neuer Aufstand, durch das Gerücht eines beabsichtigten Angriffs holländ. Truppen veranlaßt, gab den untern Volksklassen und ihren Führern die Waffen und Gewalt in die Hand, worauf 20. Sept. die bisherigen Behörden abgesetzt und eine provisorische Regierung gebildet wurde, die übrigens nicht in Wirksamkeit treten konnte. Während es nun zu Angriffen von seiten des bewaffneten und militärisch organisirten Volks gegen die Vorposten der unter dem Prinzen Friedrich in Antwerpen versammelten Truppen kam, luden andererseits einige Bürger in Brüssel, welche die Herrschaft des Pöbels und die Anarchie fürchteten, den Prinzen zu der als leicht ausführbar geschilderten Besetzung der Stadt ein. Der König gab die Genehmigung, und Prinz Friedrich erließ 21. Sept. eine Proclamation, worin er unter anderm die Hauptanstifter der Unruhen und die unruhigen Fremden mit der Strenge der Gesetze bedrohte, auch der Bürgergarde die Ablegung der von ihr angenommenen Farben anbefahl. Dies war die Losung zum Kampfe. Am 23. Sept. griff der Prinz, der am 21. von Antwerpen mit 13—14000 Mann aufgebrochen, mit der Hälfte seiner Truppen Brüssel an, bemächtigte sich des obern Theils, konnte sich aber in der untern Stadt nicht behaupten. Den Insurgenten in Brüssel, mit denen sich schon nach dem Ausbruche der ersten Unruhen eine Schar Lütticher unter der Anführung des spätern Ministerpräsidenten Rogier vereinigt hatte, und die an dem span. Flüchtlinge Juan van Halen und dem franz. General Mellinet tüchtige Führer gefunden, kam aus der Nachbarschaft während des Gefechts immer mehr Hülfe zu, sodaß nach viertägigem Kampfe der Prinz genöthigt war, sich mit sehr starkem Verluste nach Mecheln zurückzuziehen. Nach diesem Siege, der gegen 600 belg. Freiwilligen das Leben gekostet hatte, breitete sich der Aufstand rasch über ganz B. aus. Am 24. Sept. hatte sich eine zunächst aus Rogier, d'Hooghvorst, Commandanten der Bürgergarde, Jolly, ehemaligem Genieoffizier, und den Secretären Vanderlinden und de Coppin bestehende provisorische Regierung im brüsseler Rathhaus gebildet, der sich am 26. Graf Felix de Mérode, Gendebien, van de Weyer, Nicolai (als Secretär), dann am 28. der eben im Triumphzuge aus Frankreich zurückgekehrte de Potter beigesellten. Am 4. Oct. erklärte diese Regierung die Unabhängigkeit der belg. Provinzen und kündigte die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs sowie die Zusammenberufung eines Nationalcongresses von 200 Deputirten an. In den folgenden Tagen ward Freiheit des Unterrichts, der Presse, des Cultus, des Theaters, der gesellschaftlichen Verbindungen u. s. w. ausgesprochen. Zugleich erklärte man das Großherzogthum Luxemburg für einen Bestandtheil des neuen Staats.

Jetzt war das Band zwischen Holland und B. zerrissen, und erfolglos blieb der Versuch des Prinzen von Oranien, dieses Land dadurch seinem Hause zu erhalten, daß er sich bereit erklärte, es als unabhängiges Reich zu regieren und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen (16. Oct.) Der König von Holland selbst erklärte diesen Schritt des Prinzen für ungültig und proclamirte 24. Oct.: er werde B. bis zur Entscheidung des in London versammelten Ministercongresses der Großmächte sich selbst überlassen, doch inzwischen die Festungen Antwerpen, Mastricht und Venloo besetzt halten. Indessen rückten (27. Oct.) belg. Truppen in Antwerpen ein und brachen die früher mit dem Commandanten der Citadelle, General Chassé (s. d.), abgeschlossene Capitulation, worauf dieser die Stadt, zu großem Schaden für diese und

mit besonders beträchtlichem Verluste an Waaren, bombardiren ließ. Dies erweiterte die Kluft zwischen B. und Holland noch mehr und rief zugleich lebhafte Reclamationen der betheiligten Kaufleute des Auslandes gegen Holland hervor. In B. selbst kam es hier und da zu anarchischen Pöbelscenen. Doch erhielt bald im ganzen die für die Einführung einer unabhängigen constitutionellen Monarchie gestimmte Mehrheit des Klerus, des Adels, der reichen Grundbesitzer und Kaufleute das Uebergewicht, sodaß ebenso wol die republikanische Partei, mit de Potter an der Spitze, als die einer Vereinigung B.s mit Frankreich Geneigten in den Hintergrund traten. Der 10. Nov. versammelte und von de Potter eröffnete Nationalcongreß proclamirte theils einstimmig, theils mit sehr großer Majorität die Unabhängigkeit B.s, mit Vorbehalt der wegen Luxemburgs mit dem Deutschen Bund einzugehenden Beziehungen, und, unter Ausschließung des Hauses Oranien vom belg. Throne, die constitutionelle Monarchie nach dem Zweikammersystem. Unter 187 Stimmen lauteten nur 13 für republikanische Verfassung.

Inzwischen constituirte sich die Londoner Conferenz, schrieb 4. Nov. 1830 durch ein erstes Protokoll den von beiden Theilen angenommenen Waffenstillstand vor, und erkannte 20. Dec. die Auflösung des bisherigen Königreichs der Vereinigten Niederlande an. Weitere Protokolle vom 20. und 27. Jan. 1831 setzten die allgemeinen Bedingungen der Auseinandersetzung fest, aber diese vom haager Cabinet angenommenen Trennungsgrundlagen (Grenzverhältnisse des J. 1790 mit Belassung des gleichfalls insurgirten Luxemburg unter holländ. Scepter und im Verbande mit Deutschland) wurden vom belg. Nationalcongresse verworfen und hierauf von der Conferenz bedeutend modificirt. In dieser veränderten Gestalt sind sie unter dem Namen der 18 Artikel bekannt geworden. Im belg. Congresse wurde 3. Febr. zur Wahl eines Königs geschritten, bei welcher der Herzog von Nemours mit 97 Stimmen unter 192 den Sieg über die Candidatur des Herzogs von Leuchtenberg davontrug; aber schon am 7. verwahrte sich die Conferenz gegen die Thronbewerbung sowol des einen als des andern Candidaten, und Ludwig Philipp lehnte seinerseits entschieden die Wahl seines Sohnes ab. Dies veranlaßte die Ernennung des Präsidenten des Congresses, Baron Surlet de Chokier, zum provisorischen Regenten des Landes (23. Febr.), an die Stelle der bisherigen provisorischen Regierung. Die Constitution war seit dem 7. Febr. zum Abschluß gebracht. Auf Empfehlung Englands trat das belg. Ministerium durch Commissare mit dem Prinzen Leopold (s. d.) von Sachsen-Koburg wegen Uebernahme der Krone in Unterhandlung, und 4. Juni wurde derselbe mit einer Stimmenzahl von 152 unter 196 vom Congreß zum König der Belgier erwählt. Der Prinz willigte ein unter der Bedingung einer Annahme jener 18 Artikel durch den belg. Congreß, und als diese Annahme 9. Juli 1831 erfolgt war, hielt er am 21. seinen Einzug in Brüssel und leistete den Eid auf die Verfassung. Jetzt verwarf aber Holland die 18 Artikel und ließ zu Anfang des Aug. 1831 eine Armee unter dem Prinzen von Oranien in B. einrücken, welche die überraschten und noch dürftig organisirten belg. Truppen bei Hasselt und Löwen schlug und zersprengte. Selbst die Eroberung der Hauptstadt wurde nur durch das schnelle Einrücken einer franz. Hülfsarmee unter Marschall Gérard verhindert, worauf sich, auf Andringen der Gesandten Englands und Frankreichs, die holländ. Truppen wieder über die Grenze zurückzogen. Auf neue Unterhandlungen erhielt zwar Holland viel vortheilhaftere Bedingungen durch die nun von der Conferenz (6. Oct.) beschlossenen und für unumstößlich erklärten 24 Artikel, nach welchen Luxemburg und Limburg theilweise zu B., theilweise zu Holland geschlagen wurden, und B. jährlich 8,400000 Fl. als Zinsen seines Antheils an der holländ. Staatsschuld bezahlen sollte. Da jedoch Holland diese Bestimmungen gleichfalls zurückwies, während B. sie annahm, erfolgte der Beschluß von Zwangsmaßregeln gegen Holland, die Blokade der Schelde und der holländ. Küste durch eine engl.-franz. Flotte sowie das abermalige Einrücken eines franz. Heeres (15. Nov. 1832) unter Marschall Gérard. Dasselbe eroberte nach 24tägiger Belagerung die von den Holländern noch besetzte Citadelle von Antwerpen, die B. 1. Jan. 1833 übergeben wurde. Ein Präliminarvertrag vom 21. Mai 1833 zwischen England, Frankreich und Holland (denn die absoluten Großmächte Oesterreich, Preußen und Rußland waren noch immer im Rückstand mit der Ratificirung des Tractats der 24 Artikel) machte sodann den Zwangsmaßregeln ein Ende. Bis zum Definitivtractat blieb Holland im einstweiligen Besitz der die Schelde beherrschenden Forts Lillo und Lieffenshoek, B. in dem von Luxemburg, mit Ausnahme der Festung und ihres Rayons, sowie Limburgs. Dieser Statusquo dauerte fünf Jahre und wurde von B. zur Vollendung seiner Organisation und zur Hebung seines Wohlstandes mit großem Erfolge benutzt.

Die in mannichfacher Beziehung sehr merkwürdige neue Verfassung, die in vielen ihrer

Artikel den Charakter der Opposition gegen die unter der holländ. Herrschaft als besonders drückend empfundenen Bestimmungen trägt, erkennt die Gleichheit aller Belgier vor dem Gesetze an, die Aufhebung jedes Ständeunterschieds, das Recht der Association und Versammlung, die Freiheit der Meinungsäußerung und die des Unterrichts. In gleicher Ausdehnung ist die Freiheit jedes religiösen Cultus und seiner öffentlichen Ausübung garantirt, sodaß diese nur durch die polizeiliche Rücksicht auf die Erhaltung der öffentlichen Ordnung beschränkt sein soll, während übrigens der Staat, in voller Trennung der Kirche, kein Recht der Einmischung hat in die Ernennung oder Einsetzung der Diener irgendeines Cultus, in den Verkehr des Klerus mit seinen geistlichen Obern und hinsichtlich der Bekanntmachung der religiösen Verordnungen. Damit in einigem Widerspruch, der sich aber aus dem in B. herrschenden Geiste des Katholicismus erklärt, steht die Bestimmung, daß der Staat die Besoldung der verschiedenen Geistlichen übernimmt. Das Königthum in B. ist erblich nach Primogeniturrecht, jedoch mit beständiger Ausschließung der Frauen und ihrer Nachkommenschaft. Dem König, der an der Spitze der vollziehenden Gewalt steht und namentlich das Recht hat, eine oder auch beide Kammern aufzulösen, kommt nebst den öffentlich verhandelnden beiden Kammern die gesetzgebende Gewalt und ihre Initiative zu. Die auf vier Jahre gewählten Mitglieder der Repräsentantenkammer, jetzt 116 an der Zahl (1 auf 40000 E.), werden von allen Staatsbürgern erwählt, die 25 J. alt sind und wenigstens 20 Fl. Steuer entrichten. Mehrere Gesetze vom J. 1848 haben den früher bestandenen Unterschied zwischen den Bedingungen der activen Wahlfähigkeit auf dem Lande und in den Städten aufgehoben und den Census auf jenes von der Verfassung gestellte Minimum herabgesetzt. Die Wählbarkeit in die Kammer der Repräsentanten ist keiner Steuerbeschränkung unterworfen. Die aus der halben Zahl der Repräsentanten bestehenden, auf acht Jahre ernannten und alle vier Jahre zur Hälfte zu erneuernden Senatoren werden durch dieselben Wähler berufen, müssen aber 40 J. alt sein und in der Regel wenigstens 1000 Fl. directe Steuern bezahlen. Jedes Jahr votiren die Kammern das Budget. Auch der Bestand des Heeres wird jährlich ihrer Berathung unterworfen. Für Verfassungsänderungen müssen nach vorgängiger Erklärung darüber von seiten des Senats und der Repräsentanten neue Kammern berufen werden. Das Gerichtsverfahren ist öffentlich; in Criminalsachen, polit. und Preßvergehen entscheiden Geschworenengerichte. Für ganz B. besteht ein Cassationshof, der über Formfehler und bei Ministerprocessen entscheidet, und dessen Mitglieder vom Könige aus einer vom Senat und Cassationshofe gebildeten Liste ernannt werden. Die Appellationsgerichtsräthe werden gleichfalls vom Könige aus einer Doppelliste dieser Gerichtshöfe und der Provinzialräthe gewählt. Zur Belohnung des Civil- und Militärverdienstes wurde unter großem Widerspruch 1832 der Leopoldsorden gestiftet. Trotz der demokratischen Staatseinrichtungen ließ die Verfassung den Adel im Besitze seiner Titel.

Von besonderer Wichtigkeit waren die Gesetze über Gemeindewesen und Provinzialverfassung, deren Vollendung 1836 erfolgte. 1842 erhielt das Gesetz über die Gemeindeverfassung Modificationen, von denen die wichtigste war, daß der König nicht mehr blos aus dem von den Gemeindewählern ernannten Gemeinderathe, sondern auch aus den andern Gemeindegliedern die Bürgermeister ernennen könne. Diese Befugniß wurde jedoch später auf Antrag des Ministeriums selbst wieder zurückgenommen, und es blieb der Autonomie der Gemeinderäthe und Provinzialräthe sowie dem Wirkungskreise der von letztern gewählten ständischen Ausschüsse (députations permanentes) eine weite Grenze gesteckt. Von nicht geringerer Bedeutung in vielfacher Beziehung war die Aufstellung eines einheitlichen Unterrichtssystems, das bei den auseinandergehenden Interessen der strengen Katholiken und der Liberalen nur schwer zu Stande kam. Das schon 1834 eingeleitete, aber später modificirte und 1842 von beiden Kammern genehmigte Gesetz über den Elementarunterricht ordnete die Verbindlichkeit der Gemeinden zur Errichtung von Elementarschulen in den Orten, wo nicht durch freie Schulen hinlänglich für den Unterricht gesorgt ist, regelte zugleich die Stellung der Geistlichen zu den Schulen, indem ihnen das Recht der geistlichen Inspection förmlich zugesprochen wurde, und enthielt zur Errichtung der höhern Primärschulen die nöthigen Bestimmungen. Die Hauptpunkte, die Universitäten betreffend, fanden schon 1835 unter dem Einflusse des Ministers de Theux ihre Erledigung. Allein die Organisirung des mittlern Unterrichts wurde als eine brennende Frage hinausgeschoben und gelangte erst 1850 zum Abschluß, und zwar nicht zur Befriedigung des dabei in seinem Einfluß geschmälerten Klerus.

Schon 9. Aug. 1832 kam eine Vermählung des Königs Leopold mit der ältesten Tochter Ludwig Philipp's, der Prinzessin Luise von Orleans, zu Stande. Der erstgeborene Sohn aus

dieser Ehe starb zwar, doch die spätere Geburt zweier Prinzen (1835 und 1837) sicherte der koburg. Dynastie die Succession auf dem belg. Throne. Durch die Verheirathung des Königs war die Stellung des neugegründeten Königreichs im europ. Staatensysteme noch mehr befestigt worden. Um so leichter konnte nach der Uebergabe der Citadelle von Antwerpen (Jan. 1833) die auf den Wiederbeginn des Kriegs gegen Holland dringende Partei in B. selbst und in den Kammern niedergehalten werden. Schon nach Auflösung der Repräsentantenkammer im April 1833 zeigte sich die Mehrheit derselben dem Friedenssysteme der Regierung geneigter. Von einer andern Seite her schien jedoch dieser Zustand eine Störung erleiden zu sollen. Die Opposition des Gouvernements der deutschen Bundesfestung Luxemburg gegen das von der belg. Regierung in Anspruch genommene Recht, die Bewohner des Rayons der Festung zur Erfüllung ihrer Militärpflicht anzuhalten, sodann die Verhaftung eines belg. Beamten und dessen Abführung nach Luxemburg im Febr. 1834 erregten große Bewegung in Brüssel und hatten von belg. Seite die Absendung eines Truppencorps nach der Provinz zur Folge. Erst nach längern Unterhandlungen erfolgte die Beilegung der Sache und die Freigebung des Verhafteten. In dieser Streitsache glaubte man um so mehr holländ. Einfluß zu bemerken, da gleichzeitig in B. selbst die oranische Partei kühner das Haupt erhob. Eine herausfordernde Demonstration derselben erregte Unruhen zu Brüssel, wo 4. bis 6. April die Häuser angesehener Orangisten geplündert und zerstört wurden. Eine Ministeränderung im Aug. desselben Jahres beseitigte das frühere doctrinäre Ministerium (Lebeau-Rogier) und ersetzte es durch ein vorwiegend katholisches (de Theux-Muelenaere), wodurch in der Verwaltung wie in den Kammern das kath. Element bald ein Uebergewicht gewann. Die kurze Herrschaft der Tories in England, vom Ende des J. 1834 bis zum April 1835, machte die Aussicht eines Kriegs wahrscheinlicher und zwang B. zu fortgesetzten kostspieligen Rüstungen. Hierauf folgte eine Zeit der Ruhe bis gegen Ende des J. 1836, in welcher die Industrie einen raschen Aufschwung nahm und eine neutralisirende dritte Partei der Industriellen oder Bankisten sich zu bilden suchte, aber im Ministerium wie in den Kammern den lebhaftesten Widerstand fand. Die Folge davon waren nur einige Modificationen des Ministeriums, die jedoch die kath. Tendenz vorherrschen ließen, sowie die Creirung des neuen Departements der öffentlichen Arbeiten für Nothomb. Von neuem schien die Ruhe gefährdet, als zu Ende des J. 1837 die holländ. Regierung Anstalt machte, durch Ausbeutung des grünewalder Forstes Souveränetätsrechte im Luxemburgischen auszuüben. Protestationen und militärische Demonstrationen, besonders aber die entschiedene Sprache Frankreichs und Englands, ließen jedoch das haager Cabinet von seinem Vorhaben abstehen, und die belg. Truppen verließen die von ihnen besetzten Positionen.

Nach Feststellung des Statusquo im Mai 1833 hatte die Londoner Conferenz nur noch schwache Versuche zur Fortsetzung der Unterhandlungen gemacht, die im Aug. 1833 abgebrochen wurden und geraume Zeit ruhten. Erst 18. Aug. 1836 gab der Deutsche Bund seine Zustimmung zu der in den 24 Artikeln festgesetzten Eintauschung von Limburg gegen einen Theil des Luxemburgischen unter der Bedingung, daß in diesem letztern von belg. Seite keine Befestigungen angelegt würden. Von der öffentlichen Meinung des holländ. Volks und seiner Vertreter gedrängt, blieb endlich dem haager Cabinet, nachdem auch die grünewalder Streitsache beseitigt war, keine andere Wahl, als sich erst zur vorläufigen und bald darauf, 14. März 1838, zur definitiven Annahme der 24 Artikel bereit zu erklären. Die nächste Folge ihrer Vollstreckung mußte von belg. Seite die Räumung von Limburg und eines Theils des Luxemburgischen sein, wogegen nun in B. begründetermaßen lebhafte Reclamationen erhoben wurden. Repräsentanten und Senat votirten einstimmig Adressen an die Regierung, die Integrität des Gebiets um jeden Preis zu bewahren. In den betheiligten Gebietstheilen selbst entstand große Aufregung, und es wurden daselbst allgemein die belg. Farben aufgesteckt, was zu ernstem Conflict mit dem Gouvernement der Festung Luxemburg führte. Auch hatten in Brüssel, zumal 31. Mai, unruhige Bewegungen statt. Am 13. Nov. eröffnete der König die Kammern unter der mit stürmischem Beifall aufgenommenen Versicherung, daß er die Interessen des Landes mit Muth und Ausdauer verfechten werde, und eine im kriegerischsten Sinne von Dumortier verfaßte Adresse entsprach den feierlichen Worten der Thronrede. Seitens Hollands wie B.s wurde gerüstet, während auch Frankreich Truppen zusammenzog, um dem definitiven Conferenzprotokolle vom 22. Jan. 1839, das an der Gebietsabtretung festhielt und nur im Finanzpunkte für B. einige günstigere Bestimmungen enthielt, Nachdruck zu geben. Dies schien den kriegerischen Eifer in B. noch mehr zu entflammen. Die Beurlaubten wurden einberufen, Freiwillige aufgefordert, die Garnisonen von Antwerpen und dem abzutretenden Venloo verstärkt und der

ehemalige poln. General Skrzynecki zum belg. Divisionsgeneral ernannt. Gegen letzteres reclamirten die Gesandten Oesterreichs und Preußens; dieselben verließen sogar Brüssel für einige Zeit. Der Einmüthigkeit der Großmächte gegenüber gab indessen König Leopold bald nach. Skrzynecki kam außer Activität; die beiden kriegerisch gesinnten Minister Ernst und d'Huart gaben ihre Entlassung und wurden durch Raikem und Desmaisières ersetzt. Nach heftigen Debatten erklärten auch die 16. Febr. 1839 berufenen Kammern, die der Repräsentanten jedoch nur mit einer Mehrheit von 16 Stimmen, ihre Zustimmung zum Abschlusse des Vertrags. Hierauf erfolgte dessen Unterzeichnung 19. April von seiten des brüsseler Cabinets und der übrigen Mächte, nachdem dies von Holland schon 4. Febr. geschehen war. Auf dieser Grundlage kam endlich auch die Liquidation mit Holland und die Erledigung der daran sich anknüpfenden Nebenpunkte durch den Vertrag 19. Oct. 1842 zu Stande.

Als die Rüstungen Frankreichs infolge der Orientalischen Frage Europa im J. 1840 mit einem Kriege bedrohten, beschlossen die belg. Kammern zur Bewahrung der Selbständigkeit im erforderlichen Falle die Vermehrung der Armee um 30000 Mann, also bis zu 80000 Mann, ohne jedoch eine Erhöhung des Kriegsbudgets wirklich eintreten zu lassen. Das Kriegsbudget, das 1839 auf 49 Mill. sich belief, fiel 1840 auf 33 Mill. herab, und neue Reductionen wurden als Forderung gestellt. Im Innern trat der vor Abfertigung der polit. Frage nur dunkel fortglimmende Kampf der Liberalen und Katholiken immer offener zum Vorschein. Jene drangen auf Lösung einer Menge von materiellen und moralischen Fragen, denen die katholische, um ihren Einfluß besorgte Partei bisher aus dem Wege gegangen war. Endlich trat zwischen beiden Parteien (der sog. Union) ein vollständiger Bruch ein. Die Angriffe der Katholiken, zumal der Geistlichkeit, mit van Bommel, dem Bischofe von Lüttich, an der Spitze, richteten sich besonders gegen die Freimaurer. Die Liberalen dagegen, in der Presse am besten vertreten durch die von Devaux geleitete «Revue nationale», machten die Wahlreform, die Gleichstellung des Census zwischen Stadt und Land sowie die Kenntniß des Lesens und Schreibens als Bedingung des Wahlrechts zu ihrem Losungsworte, und suchten wol auch durch Verbreitung des Gerüchts, daß es der Klerus auf Wiedereinführung des Zehnten abgesehen habe, ihren Gegnern Eintrag zu thun. Wirklich kam es in Lüttich und in der Nachbarschaft zu tumultuarischen Auftritten gegen kath. Missionare und gegen den Bischof. Nach dem Rücktritt des kath. Ministeriums de Theux im März 1840 war das von Lebeau-Rogier an dessen Stelle getreten, das ein neues Amnestiegesetz erließ und theils zur Deckung von Schulden, theils für industrielle Unternehmungen ein Anlehn von 82 Mill. Frs. negociirte. Bald aber fand dieses Ministerium lebhafte Opposition in den Kammern von seiten der noch mächtigen kath. Partei.

Eine 17. März 1841 vom Senat beschlossene Adresse forderte den König auf, die zur Beseitigung des Zwiespalts im Schose der Nationalrepräsentation dienlichen Mittel zu ergreifen, was von der liberalen Presse als eine Herausforderung des grundbesitzenden Adels gegen den Bürgerstand bezeichnet wurde und Protestationen vieler Gemeinderäthe hervorrief. Als jedoch der König die Auflösung beider Kammern oder wenigstens des Senats verweigerte, gab das immer mehr auf die liberale Seite gedrängte Ministerium (April 1841) seine Entlassung, und nach einiger Zögerung kam ein neues zu Stande, das als gemäßigt liberal bezeichnet wurde, in der That aber ein Transactionscabinet im Sinne der alten Union war. Diesem von Muelenaere und Nothomb geleiteten Ministerium gehörte als Chef des Kriegsdepartements der General Buzen an, der sich auf die Anschuldigungen einiger öffentlicher Blätter hin zu Anfang Febr. 1842 entleibte und durch den Generalmajor von Liem ersetzt wurde. Der Minister des Innern, Nothomb, erließ bei seinem Amtsantritte ein Circular an die Provinzialgouverneure, worin er die Grundsätze eines Transactionssystems entwickelte. Der drohende Bruch, die Sprengung der Union, sollte vermieden werden. Aber trotz aller Gewandtheit ließ sich das tiefinnerlich begründete Zerwürfniß nicht unterdrücken. Die aufgestellten Versöhnungsprincipien hinderten nicht, daß der Kampf der beiden Parteien um den Sieg in den 8. Juni 1841 zur Ergänzung der austretenden Hälfte der Abgeordneten vorgenommenen Wahlen mit Leidenschaft geführt wurde. Materiell trat zwar hierdurch keine Veränderung im Verhältnisse der Repräsentation dieser Parteien ein; doch war es bezeichnend für die Bewegung des öffentlichen Geistes in B., daß die Candidaten der Liberalen überall mit starker Majorität, die der Katholiken in den Hauptorten aber nur mit geringer Mehrheit wiedergewählt wurden. Nach den Wahlen legte sich die Aufregung, und um so mehr, als später die belg. Bischöfe, wahrscheinlich auf Insinuation der röm. Curie, ihr von den Liberalen lebhaft angefochtenes Gesuch um die Verleihung der Civilpersonification für die kath. Universität Löwen im Febr. 1842 zurück-

nahmen. Inzwischen gab aber die beinahe verschollene orangistische Partei wieder Spuren ihres Daseins. Eine schon 1841 für die Septemberfeste eingeleitete, später aber in ihrem Ausbruche verschobene Conspiration wurde entdeckt; an der Spitze derselben standen namentlich der General Vandermeer und der Exgeneral Vandersmissen. Der 28. Febr. 1842 vor den brüsseler Assisen eröffnete Proceß wies insbesondere nach, daß mehrere Betheiligte über auffallend bedeutende Geldmittel verfügt hatten, wodurch der Glaube, daß die Verschwörung von außen her angezettelt oder unterstützt worden, allgemeine Verbreitung erhielt. Die Jury erkannte gegen mehrere Betheiligte auf Todesstrafe, die vom König in 20jährige Haft verwandelt wurde, der sich Vandersmissen im Nov. 1842 durch glückliches Entkommen entzog, worauf im Febr. 1843 auch Vandermeer, unter dem Versprechen nach Amerika zu gehen, nebst einigen andern freigelassen wurde. Im besondern Interesse der flandr. Industrie kam 1842 ein 16. Juli zu Paris unterzeichneter und bald darauf von beiden Kammern genehmigter Handelsvertrag, zunächst für vier Jahre, zu Stande, wonach die belg. Linnenwaaren bei ihrem Eingange in Frankreich von der kurz zuvor angeordneten Zollerhöhung befreit bleiben, dagegen auch eine Verminderung der belg. Eingangsgebühren auf franz. Weine, Seidenwaaren und Salz stattfinden sollte. Ein Beschluß vom 28. Aug. desselben Jahres dehnte die Frankreich zugestandenen Zollreductionen, in Erwartung des Resultats der mit dem Deutschen Zollverein eröffneten Unterhandlungen, provisorisch auch auf deutsche Weine und Seidenwaaren aus. Endlich trat 1. Sept. 1844 ein Schiffahrts-, Handels- und Durchfuhrvertrag mit dem Deutschen Zollverein ins Leben, der die Handelslage B.s im allgemeinen sehr zu Gunsten des Handels veränderte, wenn auch der belg. Eisenindustrie hierdurch mancher Eintrag geschah.

Der wichtigste Act des ersten von Nothomb präsidirten Cabinets war die Durchführung des Gesetzes über den Primärunterricht, das zwar der Betheiligung der Geistlichkeit viel Raum ließ, doch aber fast einstimmig von den Kammern genehmigt wurde. Bei den Wahlen von 1843 traten nach dem Beispiel Brüssels mehrere größere Städte B.s auf die Seite der streng liberalen Fraction, und es wurde, wenn auch nach demselben Princip der Vermischung, ein neues Cabinet, wieder mit Nothomb an der Spitze, gebildet. Allein dieses Ministerium überdauerte die Wahlen von 1845, bei denen der Liberalismus abermals Siege errang, nicht lange. Im Juli 1845 versuchte jetzt der liberale van de Weyer an der Spitze der Verwaltung die Union neu zu befestigen. Doch kaum hatte er in der Frage des mittlern Unterrichts die Prärogative der civilen Staatsgewalt mit Entschiedenheit angerufen, so zerfiel er mit seinen von der Priesterpartei beherrschten Amtsgenossen, worunter besonders die Minister Malou und Dechamps hervorragten, und kehrte auf seinen seit 1830 behaupteten diplomatischen Posten nach London zurück. Noch schien aber dem besonnenen, vielleicht mit Recht gegen den mehr negativ auftretenden Liberalismus noch mistrauischen König der Zeitpunkt nicht gekommen, Rogier's Plane durchzusetzen und die Kammern aufzulösen. Er sah noch ein vorwiegend kath. Parlament und hinter diesem eine indifferente Wählermasse. So entstand denn im März 1846 eine rein kath. Verwaltung unter der Leitung de Theux'. In den Augen jedes Unparteiischen war dieser Schritt, wenn auch in streng constitutionellem Sinne gethan, immerhin ein Anachronismus. Zur Berathung einheitlichen Handelns trat 15. Juli 1846 ein Congreß der Liberalen in Brüssel zusammen, auf dem 360 Mitglieder erschienen und an dem der spätere Finanzminister Advocat Frère aus Lüttich sich besonders betheiligte. Die Hauptartikel, über die man sich einigte, waren: 1) Allmähliche Herabsetzung des Wahlcensus auf das von dem Grundgesetz geforderte Minimum (20 Fl. holländ.) als Grundsatz; dann als unmittelbar mögliche Anwendung desselben die Beifügung der Capacitäten, welche diesen Census zahlen, zu den Wählern; ferner eine Verringerung des Wahlcensus in den Städten, ohne ihn jedoch dem der Landschaften gleichzustellen. 2) Unabhängigkeit der Civilgewalt von dem Einfluß der Geistlichkeit. 3) Ausschließliche Autorität des Staats über jeden vom Staate gewährten Unterricht ohne officielle Betheiligung der Geistlichkeit. 4) Möglichste Befreiung des niedern Klerus vom Drucke der bischöfl. Gewalt. Zu derselben Zeit, wo dieser polit. Congreß in Brüssel stattfand, feierte man in Lüttich mit allem Aufwand kirchlichen Pomps den 600jährigen Jahrestag der Einführung der Fronleichnamsprocession durch die heil. Julia. Die versammelten in- und ausländischen Bischöfe hatten hierbei Gelegenheit, die neue Gestaltung der Verhältnisse zu besprechen und neue Mittel zur Entfernung der drohenden Schwierigkeiten zu berathen.

Endlich erfolgten die Wahlen von 1847, und mit ihnen der Sturz des auf Begünstigung bischöfl. Interessen gegründeten Verwaltungssystems. Der Liberalismus, freilich in mehrere Fractionen (alter oder Doctrinarismus, junger oder Radicalismus) zerspalten, trat ans Staats-

ruder, indem Rogier, d'Hoffschmidt, de Haussy, Veydt, Chazal und Frère-Orban, sämmtlich gemäßigte Männer, die Verwaltung übernahmen. Der König zögerte nicht, dem hervorbrechenden Volksgeiste beizupflichten und der umgestalteten Majorität Genüge zu leisten. Das Programm der neuen Politik lautete, die Unabhängigkeit der Civilgewalt in allen ihren Abstufungen unangetastet, dabei aber die Achtung vor der Religion und ihren Dienern ungeschmälert zu erhalten. Ferner kündigten die neuen Minister folgende Gesetzesvorlagen an: die Bildung der Staatsprüfungscommissionen durch die Regierung statt der gesetzgebenden Körper; die Rücknahme des durch Nothomb eingebrachten Gesetzes, wonach dem König die Befugniß ertheilt wird, die Bürgermeister außerhalb des Gemeinderaths zu ernennen; endlich die Herbeiziehung der Capacitäten in den activen Wählerkörper. Weiter verpflichtete sich das Ministerium, jede Art von Zolltariferhöhung abzuweisen und eine den Consumenten förderlichere finanzielle Behandlung der Lebensmittel einzuführen, dabei aber auch dem Ackerbau auf wirksame Weise hülfreich entgegenzukommen. Die Rettung der flandr. Provinzen ward als Ehrensache des Landes und der Regierung erklärt. Die Lage des neuen Ministeriums blieb indessen immer schwierig. In der Repräsentantenkammer hing der Ausschlag von sieben oder acht Stimmen ab; andererseits hatte die Erste Kammer, deren Wahlerneuerung erst später eintrat, noch nicht die Wirkungen des neuen Umschwungs erfahren. Letztere bestand vorzüglich aus Grundbesitzern und Freunden der kirchlichen Partei, und mußte besonders dem Minister Rogier wenig günstig sein, der ihr sowol 1841 als 1846 mit einer Auflösung gedroht. Doch wußte das Ministerium die Klippen zu vermeiden, und schritt eifrig an die Erfüllung seines inhaltsvollen Programms. Daß es dieser Aufgabe würdig und muthig nachstrebte, konnte nicht geleugnet werden, mochte es auch im einzelnen einige Schwankung zeigen. Besonders entwickelte sich die materielle Blüte des Landes unter dem Einflusse dieser Verwaltung in außerordentlicher Weise. Durch die Errichtung zahlreicher Ackerbau- und Gewerbschulen, Musterwerkstätten, Volksbibliotheken, Rückzugskassen, sowie durch manche andere, dem Arbeiterstand zugute kommende administrative und legislative Maßregeln, wurden die Grundlagen des allgemeinen Wohlstandes nicht nur befestigt, sondern auch Volksbewußtsein und Nationalgefühl gekräftigt, die Begriffe über polit. Rechte und Pflichten geläutert und die öffentliche Ordnung gestärkt. Den Kampf mit dem Klerus und der diesem anhängenden Fraction führte das Ministerium in der endlich erledigten Reorganisirung des höhern Unterrichts mit Besonnenheit und Würde.

Die Feuertaufe empfing indessen das Ministerium Rogier, indem es B. glücklich durch die Revolutionsstürme leitete, welche mit dem Febr. 1848 über Europa hereinbrachen. Der junge Staat war durch seine Beziehungen zu Frankreich, durch das Elend in Flandern sowie überhaupt durch die Lage der unbemittelten Klassen im Hungerjahr 1847 nicht wenig bedroht; und doch blieb er nicht nur unversehrt, sondern gewann sogar auf seinen Fundamenten von 1830 eine festere Begründung und einen bedeutendern Aufschwung. Schon vor 1848 hatte die äußerste Linke angesichts eines bedenklichen Deficits und der Verhältnisse in Flandern auf Beschränkung der Staatsausgaben, besonders des Militärbudgets, gedrungen. Diese und andere Forderungen wurden jetzt im Fluge bewilligt. Der König seinerseits erklärte beim Hereinbruch der Katastrophe in Frankreich, daß er sich der Nation zur Verfügung stelle, sowol rücksichtlich des Aufgebens wie der Bewahrung der constitutionellen Krone. Die Erklärung brachte eine ungemeine Wirkung zu Gunsten des Bestehenden hervor, entwaffnete die Misvergnügten und stärkte das Vertrauen und die monarchische Gewalt. Die Kammern bewilligten zum Schutze der belg. Unabhängigkeit und Nationalität eine außerordentliche Steuererhebung von acht Zwölfteln der Grundsteuer, ein Zwangsanlehen von 25 Mill. Frs. für die Militärbedürfnisse und die Förderung der Industrie, desgleichen die Staatsgarantie zur Ausgabe von 30 Mill. Frs. Banknoten. Die Minister legten nun nacheinander Gesetzentwürfe vor, denen zufolge der Wahlcensus auf das Minimum von 20 Fl. herabgesetzt, die Unverträglichkeit des Staatsamts mit dem Parlamentsmandat erklärt und der Zeitungsstempel aufgehoben ward. Die revolutionären Elemente in den niedern Gesellschaftsschichten schlugen unter solchen Reformen theils in das Gegentheil um, theils wurden sie neutralisirt und gänzlich unschädlich gemacht. Als zu Ende März 1848 einige hundert belg. und franz. Arbeiter, wol nicht ohne Mitwirkung mehrerer Häupter der franz. Regierung, und von dem Präfecten des franz. Nord-Departements mit Munition und Waffen versehen, in B. einbrachen, um das Land in die franz. Bewegung hineinzuziehen, blieb das belg. Volk nicht nur theilnahmlos, sondern zeigte sich selbst entrüstet. Die Schar überschritt 25. März die belg. Grenze, wurde aber beim Dorfe Risquonstout (Eisenbahnstation Mouscron) von den dort aufgestellten belg. Truppen sofort zersprengt und theils

gefangen genommen, theils ins franz. Gebiet zurückgeworfen. Die Führer der Expedition waren ein genter Advocat Spilthoorn, ein anderer Belgier Namens Gregoir, der den Titel eines Obergenerals und Präsidenten der belg. Republik führte, der Deutsche Bornstedt und der Schweizer Becker.

Infolge der neuen Wahlgesetze wurde die Kammer aufgelöst, und im Juli 1848 trat eine neue zusammen, in der das liberal-constitutionelle Element bei weitem die Oberhand hatte und die klerikale Partei auf weniger als ein Drittel ihres frühern Bestandes reducirt war. Im Verein mit diesem neuen Parlament vermochte das Ministerium nun in den nächsten Jahren sein Programm und seine Principien durchzuführen, obschon die Gegenpartei mit dem Verschwinden der Revolutionsgefahren auch ihre Stimme wieder lauter erhob und manchen hitzigen Kampf veranlaßte. Im Nov. 1849 schloß die Regierung mit Frankreich einen neuen Handelsvertrag, der wie jener von 1838 auf der Grundlage der Gegenseitigkeit beruhte; der Vertrag mit dem Deutschen Zollverein wurde dann verlängert. In der Sitzung von 1850 ward endlich die Frage wegen Organisirung des mittlern Unterrichts erledigt und die Angelegenheit des Getreidezolls, wobei Rogier das Princip des Freihandels festhielt, zur Verhandlung gebracht. Am 11. Oct. 1850 starb die durch treffliche Eigenschaften ausgezeichnete Königin Luise, wobei das Volk eine Theilnahme und eine Hingebung an die Dynastie an den Tag legte, welche diesen Trauerfall zum polit. Ereignisse machten. Das Ministerium erlitt seit Mitte 1850 mehrfachen Personenwechsel, der jedoch die Richtung des Ganzen nicht störte. An die Stelle Chazal's, der wegen eines Conflicts mit der Bürgergarde abdankte, trat General Brialmont; für Veydt übernahm der thatkräftige Frère die Finanzen, während Advocat Rolin, später für diesen der Professor van Hoorebeke, die öffentlichen Arbeiten übernahm. Der zum Director der Nationalbank ernannte Justizminister de Haussy fand in dem Juristen Tesch seinen Nachfolger. Ziemlich schwierig gestaltete sich die Lage des Ministeriums, als in den ersten Monaten des J. 1851 die Reducirung des Militärbudgets verhandelt wurde. Das Ministerium entschloß sich jedoch, der Ansicht der bedeutendern Majoritätsfraction beizustimmen und die Militärausgaben auf 25 Mill. Frs. zu beschränken. Indessen sagte sich während der Debatte der Kriegsminister von seinen überraschten Collegen los, sodaß Rogier interimistisch das Kriegsportefeuille übernehmen mußte. Die Gefahr einer Cabinetskrisis ging somit glücklich im Interesse einer gesunden und praktischen Fortentwickelung des belg. Staatslebens vorüber. Zu den hervorragendsten Maßnahmen des Cabinets Rogier-Frère gehörten noch, außer den bereits erwähnten, Aufhebung der Gewerbesteuer für einzelne niedrige Kategorien von Gewerken, Herabsetzung der Brieftaxe im Innern (10 und 20 Cent.), Gründung der Nationalbank, Aufstellung einer Steuergebühr auf Erbschaften in directer Linie, zu deren Verwirklichung die Krone sich 1851 zur Auflösung des Senats entschließen mußte.

Mit dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851, welcher eine große Anzahl franz. Flüchtlinge auf belg. Boden warf, traten erhebliche Gefahren ein für die Fortdauer der freundlichen Beziehungen zum südl. Nachbarstaate, insbesondere infolge der leidenschaftlichen Aufregung, welche die Confiscirung der Orleans'schen Güter erweckt hatte, und der Gründung mehrerer, von Flüchtlingen geleiteter antibonapartistischer Journale. Die besonnene Haltung der Regierung, die, unter großen Anfechtungen von seiten der radicalen Presse, jeden Anstoß, die franz. Regierung zu erbittern, vermied und namentlich die Polizei über die Flüchtlinge mit Vorsicht und Strenge handhabte, trug entschieden dazu bei, die Befürchtungen des Publikums hinsichtlich Napoleonischer Eroberungsgelüste zu beseitigen. Immerhin hielt sie es aber für rathsam, das Heerwesen in guten Stand zu setzen und für die Errichtung eines verschanzten Lagers bei Antwerpen ein erhebliches Creditgesuch einzureichen. Die Herstellung diplomatischer Beziehungen mit Rußland, das bisher dem belg. Staate sich abgeneigt gezeigt, kosteten dem Lande das Opfer, die seit 1831 im Heere angestellten poln. Offiziere in Pensionsstand zu versetzen. Die Wahlen von 1852 erwiesen die Unzufriedenheit eines großen Theils der Wähler mit der die Handelsbeziehungen mit Frankreich angeblich gefährdenden Haltung des Cabinets und veranlaßten letzteres, seine Entlassung nachzusuchen. Der König willigte nur in die des Finanzministers Frère (17. Sept. 1852), dessen provisorischer Nachfolger Liedts die Unterhandlungen mit der franz. Regierung wegen Erneuerung des Handelsvertrags fortführen sollte. Eine Niederlage bei Anlaß der Wahl des Kammerpräsidenten führte indessen schon wenige Tage darauf den Rücktritt des Cabinets herbei. Heinrich de Brouckère trat nun an die Spitze einer neuen, aus gemäßigt liberalen und meist extraparlamentären Elementen bestehenden Verwaltung (Brouckère Auswärtiges, Piercot Inneres, Faider Justiz, Liedts Finanzen, van Hoorebeke Staatsbauten,

Anoul Krieg), deren erster polit. Act in der Vorlage eines Gesetzes, betreffend die Bestrafung der Injurien gegen fremde Machthaber, bestand. Die Annahme dieses Gesetzes (6. Dec. 1852) wirkte förderlich auf den Fortgang der commerziellen Unterhandlungen mit Frankreich, und 9. Dec. wurde bereits eine provisorische Uebereinkunft geschlossen, welcher 1854 der definitive Tractat nebst der Convention bezüglich der Abschaffung des bisher auf großem Fuße betriebenen belg. Büchernachdrucks nachfolgte. Dem Ministerium de Brouckère, trotz seines ersprießlichen Wirkens, fehlte es jedoch an eingreifendem Einfluß auf die Kammern, und das Cabinet nahm (März 1855) nach einer Anzahl wenn auch unerheblicher Schlappen den Rücktritt. In die Zeit seiner Amtsführung fielen als wichtige Ereignisse, namentlich für die auswärtigen Beziehungen, die Vermählung des Kronprinzen, Herzogs von Brabant, mit einer österr. Prinzessin (Aug. 1853), der Besuch des Prinzen Napoleon am brüsseler Hofe (Febr. 1854) und die Zusammenkunft Leopold's mit dem Kaiser der Franzosen im Lager von Boulogne (Sept. 1854). Die Willfährigkeit gegen die franz. Regierung, die sich in der Ausweisung des Obersten Charras kundgab, war eine weniger befriedigende Thatsache.

Mit Berücksichtigung der den Wahlen von 1854 zu unterlegenden Bedeutung berief die Krone ein aus gemäßigt kath. Männern zusammengesetztes Cabinet, an dessen Spitze die persönlich besonders beliebten Deputirten de Decker (Inneres) und Graf Vilain XIIII. (Auswärtiges) sich befanden. Ihre Versöhnungspolitik fand nur bei den Organen des fanatischen Ultramontanismus Misbilligung. Aber ihr ebenso freimüthiges als den Einschüchterungen der franz. Presse gegenüber entschieden patriotisches Auftreten war weder geeignet, die Intoleranz der bischöfl. Partei zu beschwichtigen und zu zügeln, noch die andrängende Flut des nur eine Zeit lang zurückgehaltenen Liberalismus zu hemmen. Das Gesuch eines Credits von 9 Mill. zur Vervollständigung der Befestigungswerke um Antwerpen wurde nur mit bedeutenden Beschränkungen gewährt. Schon bei Eröffnung des Landtags 1855—56 und der Berathung des Adressentwurfs erlangte die Regierung nur 30 beifällige Stimmen gegen 18 feindliche und 21 Enthaltungen. Glücklicher ging sie aus der langen Debatte hervor, welche ein Gesetzentwurf veranlaßte, wonach ein Attentat gegen einen auswärtigen Souverän dem gewöhnlichen Morde gleich bestraft werden sollte (März 1856). Als in der Sitzung vom 7. Mai 1856, auf Anlaß der Ausfälle, die sich der franz. Minister Walewski gegen die belg. Preßfreiheit während der pariser Friedensconferenzen erlaubt hatte, dem Minister Vilain XIIII. die Frage gestellt wurde, ob er vorkommendenfalls einer vom Auslande geschehenen Einladung, die verfassungsmäßige Preßfreiheit in irgendeiner Weise zu beschränken, Folge leisten würde, antwortete derselbe mit einem energischen: Niemals! So sehr die Regierung durch liberale Maßregeln und kühnen Widerstand gegen klerikale Zumuthungen (besonders als diese sich gegen die akademische Lehrfreiheit gekehrt hatten) an Popularität gewann, die sich vorzüglich bei der festlichen Begehung des 25jährigen Regierungsjubiläums König Leopold's aussprach (21. Juli 1856), so war ihr doch nur noch eine kurze Frist beschieden. Der leidenschaftlichste Kampf der Parteien entspann sich, als der bereits 1854 vorgelegte, aber damals wieder zurückgezogene, nunmehr aufs neue mit einigen Abänderungen vom Justizminister Alph. Nothomb aufgenommene Gesetzentwurf über Organisirung des Stiftungswesens und der Wohlthätigkeitspflege, über welchen der ultramontane Exminister Malou das Referat übernommen hatte, 21. April 1857 zur Verhandlung gelangte. Der von der liberalen Opposition gegen das Gesetz erhobene Einwurf ging dahin, daß dasselbe den Geldmitteln und dem moralischen Einflusse des ohnehin im Zunehmen begriffenen Mönchswesens neue Verstärkung biete und die Civilinteressen nicht kräftig genug sichere. Inzwischen hatte sich die Misliebigkeit des Gesetzes in allen Schichten des Volks verbreitet, sodaß dasselbe nur noch als «Loi des convents» bezeichnet wurde. Die Aufregung stieg aufs höchste, als endlich 20. Mai die beiden Hauptartikel mit 60 gegen 41 Stimmen angenommen wurden. Es erfolgten tumultuarische Auftritte in Brüssel und mehrern andern Orten, die militärisches Einschreiten und das Aufbieten der Bürgergarde erforderlich machten. Die Schuldigen wurden den Gerichten überwiesen und bestraft. Der Einsicht des Königs gelang es indeß, diese Schwierigkeiten zu überwinden und die entgegengesetzten Interessen zu versöhnen. Er schloß den Landtag und begleitete das Decret mit einem Berichte der Minister, worin dieselben ihre Bestrebungen rechtfertigten und die Vertagung des streitigen Gesetzes beim Beginne des nächsten Landtags zu beantragen versprachen. Außerdem brachte ein im «Moniteur» veröffentlichter Brief des Königs an den Minister de Decker eine so tiefe Wirkung hervor, daß sowol die Ehre des Cabinets als die des Landes und seiner Institutionen ungeschmälert aus dieser bedauerlichen Krisis hervorging. Die Gemeinderathswahlen (27. Oct.)

erhielten unter solchen Verhältnissen eine polit. Tragweite, die ihnen in gewöhnlicher Lage sonst nicht zukommt. Ihr Ergebniß war ein feierlicher Protest des Volks gegen das «Gesetz der Klöster». Das Ministerium erkannte dies auch vollkommen und zog sich 30. Oct. 1857 zurück.

Das nun eintretende liberale Cabinet (Rogier Inneres; Tesch Justiz; de Brière, Gouverneur von Westflandern, Aeußeres; Frère Finanzen; Partoes, später Vanderstichelen, Staatsbauten; General Berten, später Chazal, Krieg) schritt sofort zur Auflösung der Zweiten Kammer (10. Dec.), infolge deren, trotz unsaglicher Anstrengungen der Gegenpartei, das Verhältniß der Liberalen zu den Katholiken numerisch von 45 zu 63 auf 70 zu 38 abgeändert wurde. Die Auflösung war von der Rechten als ein Act des Despotismus verschrien worden, aber der intelligente Theil des Volks ließ sich dadurch nicht beirren und pflichtete dem Rundschreiben der Minister (23. Nov.) bei, worin diese eine zwar entschieden liberale, aber die Religion und ihre Diener nicht im geringsten beeinträchtigende Politik in Aussicht stellten. Einen harten Stand erhielten die Minister, als sie den von ihren Vorgängern überkommenen Gesetzentwurf über die Vergrößerung und die Neubefestigung Antwerpens vor der Kammer zu vertreten hatten. Der Gedanke, die Stadt Antwerpen zum Hauptstützpunkte der belg. Landesvertheidigung zu erheben und zugleich durch die Erweiterung ihres Gebiets den begründeten Forderungen ihrer Einwohner zu genügen, war auf mannichfachen Widerspruch gestoßen. Die einen bekämpften ihn im Hinblick auf die dem Lande diplomatisch garantirte Neutralität, andere aus strategischen Rücksichten, andere, namentlich die Antwerpener, weil der Plan nicht umfassend genug sei. So geschah es, daß bei der Abstimmung darüber 4. Aug. 1858 die Regierung nur 39 beifällige Stimmen (gegen 53 negative und 9 Enthaltungen) vereinigte. Einer weisen Eingebung folgend, hatten jedoch die Minister die Fortexistenz des Cabinets nicht an die Annahme des Projects geknüpft. Bemerkenswerth ist, daß die gesammte Rechte, mit Ausnahme der Exminister de Decker und Vilain XIIII., dagegen stimmten. Nicht minder bedenklich für die Minister wurde die Ungeduld der radical gesinnten Liberalen, welche die Zeit herangekommen glaubten, wo endlich die Volksschule von der ihr durch das Gesetz von 1842 auferlegten Vormundschaft des Klerus befreit und auch der Schulzwang zum Landesgesetz erhoben werden könnte. Die wichtigsten während des Landtags 1857—58 erledigten Vorlagen betrafen die Organisirung der Fabrikgerichte (conseils de prud'hommes), regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen B. und der Levante, Vertrag mit Spanien und den Niederlanden zur Sicherung des literarischen Eigenthums, Handelsvertrag mit Nordamerika und Verlängerung des Tractats mit Frankreich, Subsidien für Sanitätszwecke und Errichtung von Schulgebäuden. Im Juni 1859 wurde die königl. Familie und das Land durch die Geburt eines Prinzen (das erste Kind des Herzogs von Brabant war eine Tochter, geb. 1858) erfreut, welchem der König den Namen eines Grafen von Hennegau beilegte. Bei den Kammerwahlen von 1859, trotz der inzwischen beschlossenen Vermehrung der Deputirtenzahl um acht, verstärkte sich die liberale Partei nicht um eine einzige Stimme, und die Minorität stieg von 38 auf 46 (im Senate ergaben sich jedoch 31 Liberale gegen 27 Katholiken, statt 25 gegen 29). In einer außerordentlichen Sitzung desselben Jahres kam ein neuer Gesetzentwurf bezüglich der Befestigung Antwerpens, mit Berücksichtigung der von den antwerpener Deputirten so eifrig betriebenen großen Enceinte, zur Verhandlung und wurde nach stürmischer Debatte endlich (23. Aug.) mit 57 gegen 42 Stimmen und 7 Enthaltungen angenommen. Dieses Resultat begrüßte man namentlich in Antwerpen mit Jubel. Dessenungeachtet wurden nach kaum zwei Jahren, während deren die neuen Werke mit erstaunlicher Schnelligkeit erstanden, von seiten Antwerpens die bittersten Klagen laut über die belästigende Ausdehnung der Werke sowie über die Gefahren eines Bombardements, welche mit der Anlage der Nord-Citadelle verbunden seien. Diese Beschwerden, in verschiedener Form bei der Regierung und beim Parlamente vorgebracht, wurden als unbegründet zurückgewiesen, woraus sich allmählich ein förmlicher Riß zwischen der Handelsmetropole und der Regierung einstellte, dem die antwerpener Deputirten vergeblich vorzubeugen gesucht hatten. Die gereizte Stimmung äußerte sich in Volksversammlungen durch heftige Ausbrüche gegen die Minister, ja durch Anspielungen auf die mit der Befestigung Antwerpens von seiten des Staatsoberhaupts verknüpften Hoffnungen. Unter dem Einflusse dieser Aufwiegelungen, bei denen die zurückgedrängte kath. Partei wieder festen Fuß zu gewinnen sich versprach, wurden 1863 die fünf bisherigen Deputirten Antwerpens, darunter Minister Rogier, durch die Candidaten der Meetings ersetzt, deren Aufgabe kurzweg dahin lautete, gegen jedes Ministerium zu Felde zu ziehen, das sich nicht entweder zur Niederreißung des Aufgebauten oder zu einer wesentlichen Modificirung des in Ausführung begriffenen Festungsplans verstände. Die Regierung bot

diesem starren Widerstande, der im übrigen Lande Misbilligung fand, Trotz, obgleich derselbe am meisten dazu beitrug, ihre Partei numerisch zu schwächen. Die Beilegung des Conflicts mit Antwerpen blieb daher die schwierigste Frage der innern Politik.

Eine der wichtigsten, vom Finanzminister Frère bewerkstelligten Reformen war die Aufhebung der sog. Octrois communaux oder Stadtzölle (Gesetz vom 18. Juli 1860). Der dadurch für die städtischen Einnahmen erwachsende Ausfall wurde durch Gründung eines Communalfonds gedeckt, zu dessen Unterhaltung der Staat 40 Proc. der Posteinnahme, 75 Proc. des Zollertrags auf Kaffee und 34 Proc. des Ertrags der etwas erhöhten Accise auf Wein, Bier, Branntwein und Zucker abtrat. Außerdem erwarb sich die Verwaltung Frère-Rogier durch die 1863 zu Stande gebrachte Ablösung des durch den Friedensschluß mit Holland zu Gunsten des letztern stipulirten Scheldezolls ein bleibendes Verdienst. Obgleich B. diesen Zoll seiner Zeit freiwillig übernommen (zuletzt eine Ausgabe von mehr als 2 Mill.), gelang es doch der Regierung, die fremden, mit B. in Schiffahrtsverkehr befindlichen Staaten zu verhältnißmäßiger Betheiligung an der auf 36 Mill. festgesetzten Ablösungssumme zu bewegen, sodaß der belg. Antheil sich nur auf etwa ein Drittel dieses Betrags beschränkte. Zu den weitern Verdiensten, welche sich die Regierung erwarb, gehört auch, daß, ungeachtet des Festungsbaues, der Abschaffung der Octrois, der Ablösung des Scheldezolls, umfassender Staatsbauten und namentlich der 1863 bewilligten Erhöhung sämmtlicher Staatsdienerbesoldungen, die Staatsschuld innerhalb der letzten sechs Jahre nur um 45 Mill. vermehrt, die Steuern und Abgaben, mit Ausnahme einiger Acciseposten, unverändert gelassen und die Finanzlage des Staats in der erwünschtesten Weise gefördert wurden. Das Gesetz vom 4. Juni 1861, welches dem franz. Golde den gesetzlichen Curs einräumte, und das, gegen das Gutachten der Regierung, von der Initiative der Kammer ausgegangen war, hatte den Finanzminister Frère bewogen, seine Entlassung einzureichen. Doch kehrte derselbe 27. Oct. 1861 auf seinen Posten zurück. Zu gleicher Zeit trat auch für den aus persönlichen Rücksichten ausgeschiedenen Minister des Aeußern, Baron de Vrière, der bisherige Minister des Innern, Rogier, ein, der seinerseits durch A. Vandenpeereboom, Abgeordneten und Bürgermeister von Ypern, ersetzt wurde.

Obschon die Regierung in allen Gebieten des Staatslebens, in Handel, Industrie, Kunst, Wissenschaft, Schulwesen, Ackerbau sowie auch in den auswärtigen Beziehungen (z. B. das mit Holland hergestellte Freundschaftsverhältniß und die 19. Oct. 1861 zu Lüttich stattgefundene Zusammenkunft der Könige Wilhelm III. und Leopold I.) eine ersprießliche Thätigkeit entwickelte, wurden ihr dennoch von seiten der bischöfl. Presse und der parlamentarischen Rechten die bittersten Angriffe nicht erspart. Die Anerkennung des Königreichs Italien, mehrere auf Wahrung der Civilinteressen gegenüber den Ausschreitungen der kirchlichen Intoleranz oder Eigenmächtigkeit gerichtete Vorlagen, namentlich die Entwürfe über die Verwaltung der zu Gunsten der frühern Staatsuniversität Löwen erlassenen Studienstiftungen und die Controle der Verwaltung von Kirchengütern, riefen über den Liberalismus der Minister und ihrer Partei die heftigsten Klagen hervor, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Die Wahlen von 1861 ließen dem Cabinet noch eine Majorität von 18 Stimmen übrig; die von 1863, infolge des Abfalls von Antwerpen, drückten sie auf 6 herab. Als vollends die von der Kammer decretirte Neuwahl in Brügge noch weitere Verluste ergab, reichten die Minister 16. Jan. 1864 ihre Entlassung ein und es begann eine langdauernde Ministerkrisis. Der König berief die Herren Dechamps und de Theux zur Bildung eines kath. Cabinets. Diese lehnten jedoch den Auftrag ab und riethen bis zu den Wahlen von 1865 zur Einsetzung eines sog. Waffenstillstands-Ministeriums aus gemäßigten Liberalen. Erst nachdem alle Versuche zur Herstellung eines solchen gescheitert, erklärte sich Ende April die klerikale Partei bereit, die Regierung übernehmen zu wollen, legte aber dabei plötzlich ein äußerst demokratisches Programm vor, das der König nicht anzunehmen vermochte. Derselbe willigte unter solchen Umständen nicht in die Entlassung der Minister und ertheilte denselben freie Hand in Bezug auf eine eventuelle Auflösung des Parlaments. Mit Wiedereröffnung der Session 31. Mai entspann sich sofort eine heftige Debatte über die Lösung, welche die Cabinetskrisis erhalten. Der Abgeordnete Nothomb beantragte ein Mistrauensvotum gegen die Minister, das 18. Juni mit 57 gegen 56 Stimmen verworfen wurde. Dennoch zeigte sich die Kammer bereit, die noch rückständigen Budgetvorlagen zu genehmigen. Als jedoch 30. Juni der liberale Abgeordnete Orts einen Gesetzentwurf einbrachte, der eine neue, der Vermehrung der Bevölkerungszahl entsprechende Verstärkung der Volksvertretung verlangte, brach der Sturm los. Die fast schon in den Besitz der Majorität gelangte klerikale Opposition sah in dem Antrage mit Recht die Absicht einer

Verstärkung ihrer Gegner und erklärte, sich an den Verhandlungen nicht länger betheiligen zu wollen, wenn die Regierung jenen Entwurf unterstützte. Da dies dennoch geschah, so führte die Rechte ihre Drohung aus und zog sich zurück, durch welches unparlamentarische Verfahren die Kammer beschlußunfähig wurde. Es erfolgte so nothgedrungen der Schluß des Landtags und durch Decret vom 17. Juni die Auflösung der Kammer. Der Senat hatte kurz vorher dem Ministerium ein Vertrauensvotum mit 29 gegen 22 Stimmen ertheilt. Die klerikale Partei bot nun alles auf, um bei den zum 11. Aug. festgesetzten Wahlen den Sieg zu erringen, fand sich aber in ihren Erwartungen getäuscht. Die Wahlen ergaben 64 Liberale gegen 52 Klerikale, also eine Majorität von 12 Stimmen für die liberale Regierung.

Vgl. «Exposé de la situation du royaume, publié par le ministre de l'intérieur. Période décennale de 1841 à 1850» (Brüssel 1852, «Période de 1851 à 1860», Brüssel 1864); «Documents statistiques, recueillis par le ministère de l'intérieur» (Bd. 1—7, Brüssel 1857—64); Scheler, «Annuaire statistique et historique belge» (Brüssel 1854—64); Nothomb, «Essai historique et politique sur la révolution belge» (Brüssel 1833; deutsch von Michaelis, 1836); Juste, «Histoire de la Belgique» (3. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1853); derselbe «Histoire du congrès national ou de la fondation de la monarchie belge» (2 Bde., Brüssel 1850; deutsch, Brüssel 1854); Poplimont, «La Belgique depuis 1830» (Brüssel 1852); Thonissen, «La Belgique sous le règne de Leopold I» (Lüttich 1855—58); Horn, «Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus B.» (Bd. 1, Lpz. 1854); Löbell, «Reisebriefe aus B.» (Berl. 1837); Luise von Plönnies, «Reiseerinnerungen aus B.» (Berl. 1845); Kuranda, «B. seit seiner Revolution» (Lpz. 1846); Höfken, «Vlämisch-B.» (2 Bde., Brem. 1847); Helfferich, «B. in polit., kirchlicher, pädagogischer und artistischer Beziehung» (Pforzh. 1848); Ida von Düringsfeld, «Von der Schelde bis zur Maas» (3 Bde., Lpz. 1861).

Belgiojoso (Cristina, Fürstin von), eine als geistvolle Schriftstellerin und Patriotin bekannte Italienerin, geb. 28. Juni 1808 als die Tochter des Geronimo Isidoro, Marchese Trivulgio, erhielt die bei den vornehmen Familien Italiens gewöhnliche klösterliche Erziehung und trat erst in das Leben ein, als sie, noch sehr jung, 1824 mit dem Fürsten Emilio von Barbiano und B. vermählt ward. Da die Ehe sich nicht glücklich gestaltete, nahm die Fürstin bald ihren eigenen Lebensweg. Unabhängigen und feurigen Sinnes, wandte sie sich mit Leidenschaft der Politik zu, nahm laut Partei zu Gunsten der polit. Compromittirten und wurde die Beschützerin der Carbonari. Als die Bewegungen von 1830 in der Romagna erfolglos verliefen, verließ sie Italien und ging zunächst nach Paris. Ihr Reichthum, ihre Neigung für Literatur und Kunst, ihre polit. Anschauungen machten ihr Haus zum Mittelpunkt einer ausgezeichneten Gesellschaft, und unter ihre nähern Freunde gehörten auch Mignet und Augustin Thierry. 1843 begründete sie die «Gazetta italiana» und die Wochenschrift «Ausonia», desgleichen schrieb sie für den «Constitutionnel» und die «Démocratie pacifique». Auch übersetzte sie Vico's «Scienza nova» und veröffentlichte anonym den «Essai sur la formation du dogme catholique» (4 Bde., Par. 1846). Als Pius IX. die Hoffnungen der Italiener erweckte, eilte die Fürstin in ihr Vaterland zurück. In Begeisterung reiste sie von Ort zu Ort und forderte mit hinreißender Beredsamkeit zu Anstrengungen für die Freiheit auf. Nach Ausbruch der Revolution zu Mailand im März 1848 errichtete sie auf eigene Kosten ein Freicorps und landete mit demselben zu Livorno, um es vor Mantua in das piemont. Lager zu führen. Nach der Einnahme von Mailand durch die Oesterreicher (6. Aug. 1848), welche ihre Verbannung und die Einziehung ihrer Güter nach sich zog, suchte sie in Paris und in Turin für die ital. Sache zu wirken. Anfang 1849 begab sie sich nach Rom und nahm hier thätigen Antheil an den Ereignissen. Mit der Einnahme der Stadt durch die Franzosen sah auch sie sich zur Flucht genöthigt. Sie begab sich über Malta nach Athen, ging von dort über Smyrna nach Konstantinopel und nahm ihren Aufenthalt in dessen Nähe. In den ersten Jahren ihres Exils schrieb sie die interessanten «Souvenirs d'exil», die im «National» erschienen und bald die Runde durch alle europ. Blätter machten. Nachdem sie durch die Amnestie vom Mai 1856 wieder in Besitz ihrer Güter gelangt, wandte sie sich abermals nach Paris, wo sie unter anderm in «Emina. Récits turco-asiatiques» (2 Bde., Par. 1856) und «L'Asie mineure et Syrie» (2 Bde., Par. 1858) über ihre Erlebnisse und Eindrücke auf Reisen in Kleinasien, Syrien und dem Heiligen Lande berichtete. Wie in allen ihren Schriften zeigt sie sich auch in diesen als eine geniale und vollendete Darstellerin, zugleich aber auch als durchdringende Beobachterin orient. Sitten und Zustände. Obgleich sie sich damals vorzugs-

weise literarischen Beschäftigungen widmete, entsagte sie doch keineswegs ihren polit. Verbindungen. Anfang 1858 gerieth sie sogar zu Paris in den Verdacht, eine Mitschuldige Orsini's zu sein; doch wußte sie sich vor der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen. Das nächste Jahr brachte ihr die Erfüllung ihrer patriotischen Wünsche. Im Einverständniß mit der turiner Regierung durchreiste sie ganz Italien, in allen Städten zu Gunsten der Plane Cavour's wirkend. Seit Mitte Febr. 1858 ist die Fürstin Witwe. Nach dem Frieden von Villafranca gründete sie zu Mailand das Journal «Italia», mit dem sie später nach Turin übersiedelte.

Belgrad, die feste Haupt- und Residenzstadt, zugleich der wichtigste Handelsplatz des Fürstenthums Serbien, liegt am südl. Ufer der hier sich vereinigenden Donau und Save, gegenüber der österr. Festung Semlin. Die Stadt zählte 1854, ohne die Türken, 16733 E., darunter 14486 Serbier, 1746 Juden. B. steht auf einem Kalksteinfels, dessen Gipfel die Citadelle krönt, während sich am Fuße desselben die übrigen Stadttheile ausbreiten. Die Festung oder Oberstadt, ehemals eine Festung ersten Ranges, beherrscht beide Flüsse. Sie hat nur türk. Garnison und umschließt die Residenz des türk. Militärgouverneurs und die Hauptmoschee. Die Türken- oder Wasserstadt, der gefälligste Stadttheil, an der Nordseite unmittelbar an der Donau gelegen, bildet den rechten Flügel des Halbkreises. Die Unterstadt oder Palanka umgibt die Festung im Osten und Süden und ist schlecht gebaut. Die Serben- oder Raizenstadt, auf der Westseite an der Save gelegen, umfaßt das Centrum und den linken Flügel der Stadt und hat steilaufsteigende Straßen. Obschon sich die Stadt mehr und mehr europäisirt, verleihen doch die niedrigen, hölzernen, buntbemalten Häuser mit flachem Dach, die weiß übertünchten Moscheen mit den Minarets, die zahlreichen Bäder, Khane und Kaffeehäuser sowie die dazwischen liegenden Gärten dem Ganzen einen orient. Charakter. Von der Ferne gewährt die Stadt neben dem breiten Wasserspiegel der Donau einen prächtigen Anblick, während das Innere ein Chaos von elenden Häusern und engen, meist ungepflasterten Gassen bildet. Die sog. Lange Gasse, die Hauptstraße der deutschen Stadt aus der Zeit der 22jährigen Besetzung B.'s (1717—39) durch Oesterreich, hat meist solid gebaute, doch jetzt verfallene Häuser. Hier steht auch in Ruinen der Palast des Prinzen Eugen. Sonst bemerkenswerthe Gebäude hat die Stadt wenig. Das schönste von allen ist das des russ. Consulats, während das Palais des Fürsten von Serbien nach türk. Art und ohne Geschmack gebaut ist. B. ist der Sitz der höchsten serb. Regierungsbehörden, des Landesfürsten, des türk. Gouverneurs, des griech.-serb. Erzbischof-Metropoliten und der höchsten Lehranstalten des Landes. Es hat 14 Moscheen, zahlreiche christl. Kirchen, seit 1855 auch eine prot. Gemeinde, eine Synagoge, ein Lyceum (die Hochschule des Landes mit drei Facultäten), ein Gymnasium, eine theol. Lehranstalt und ein Seminar, eine Kriegsakademie, eine Handels- und Gewerbeschule, eine technische Schule u. s. w. Von Industrieproducten werden Baumwollzeuge, Teppiche, Lederwaaren, besonders gesuchte Feuergewehre verfertigt. B. ist der Hauptstapelplatz für den Handel von ganz Serbien und hat sehr lebhaften Transithandel nach der Türkei. Durch seine Lage ein Hauptcommunicationspunkt zwischen Konstantinopel und Wien, zugleich der südöstl. Schlüssel zu Ungarn, hat die Stadt nicht nur in commerzieller, sondern auch in strategischer Beziehung eine hohe Bedeutung. Jahrhundertelang war seine Festung das Hauptbollwerk der Türkenherrschaft im äußersten Nordwesten. Im Alterthum hieß es Singidunum (in Ober-Mösia) und war das Standquartier der röm. Legio IV Flavia Felix und ein wichtiger fester Punkt gegenüber Taurunum (Semlin). Den Byzantinern wurde die Festung im 5. Jahrh. durch die Hunnen und Ostgothen, im 11. und 12. durch die Ungarn, diesen wieder zeitweise durch die Bulgaren und Serben entrissen. Die Ungarn verloren es 29. Aug. 1521 an die Türken, diese 1688 an die Deutschen und Oesterreicher. 1690 fiel es wieder den Türken in die Hände, denen es, nach der vergeblichen Belagerung von 1693 durch den Herzog von Croy, der Prinz Eugen 18. Aug. 1717 durch Capitulation abnahm. 1739 erhielten es die Türken im Belgrader Frieden vom 18. Sept. wieder zurück. Nachdem es Loudon 1789 genommen, wurde es der Pforte im Frieden von 1791 nochmals ausgeliefert. Seitdem sind die Geschicke B.s innig mit der wechselvollen Geschichte Serbiens verknüpft. Noch im Juni 1862 wurde die Stadt infolge eines Conflicts zwischen Serben und Türken von der Festung aus beschossen. (Vgl. Serbien.)

Verzeichniß

der im zweiten Bande enthaltenen Artikel.

B.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.